Digitized by Google

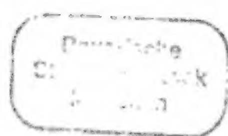
Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Jahrgang 187

Speyer.

Jäger'sche Buchdruckerei.



Inhaltsverzeichniß.

I. Gedichte.

Zeitgedichte.

II. Pfälzische Sagen.

III. Novellen und Erzählungen.

IV. Der Krieg von 1870/71.

V. Länder- und Völkerkunde.

VI. Biographisches.

VII. Literatur und Kunstgeschichte.

VIII. Verschiedenes.

IX. Land- und Hauswirthschaftliches.

X. Preisaufgaben.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 1. Speyer, Dienstag, den 3. Januar 1871.

Zeitgedichte.

*** Beim Jahreswechsel 1870/71.**

So wär' denn eins von vielen tausend Blättern
Im Buch der Zeiten wieder umgeschlagen!
Es wird der spät'sten Zeit Geschlechtern sagen,
Was Gott an uns gethan, mit blut'gen Lettern;

Daß Er uns ließ aus furchtbar'n Kriegeswettern
Die neue Zeit der deutschen Ehre tagen,
Wie Halt gebot Er schnell des Feindes Wagen
Und wie vom Blitz ließ seine Macht zerschmettern!

O dürften auf dem neuen Blatt wir lesen
Vom Dank des Volks für Gottes große Thaten,
Daß tief im Grund Europas Herz genesen!

Daß wuchs als Frucht aus blut'gen Schlachtensaaten
Ein ein'ges, freies Reich auf ew'gem Grunde,
Mit jedem Volk geeint zum Friedensbunde!

Ch. Böhmer.

* Gaisenjörgel.

Von **August Becker.**

Der Münsterer Schloßberg, auf welchem die uralte Burg Landeck, die einstige Residenz König Dagobert's thront, ist mit einem schönem Kastanienwald bewachsen, der sich von den Weinbergen her bis gegen die Mühlen im Thal zieht. Dorten herrscht oft bis tief in den Advent hinein ein lustiges Leben, denn die Buben des Ortes suchen nach den übrig gebliebenen zahmen Kastanien, zünden sich Feuer an, sie zu braten, und wenn die Nacht herbei kommt, treiben sie allerhand Spuck mit dem Feuer, schleudern die Kohlen hoch in die Luft, daß sie zischend und sprühend mit rothem Glanze durch die Bäume fallen, oder sie vergnügen sich auch mit Feuerrädern, indem sie brennende Spähne im Kreise schwingen, daß es bis in's Dorf hinunterleuchtet.

Unten am Schloßberg war noch vor etwa zwanzig Jahren eine herrenlose Bergwiese, von mächtigen Kastanienbäumen rings eingeschlossen. Dorthin trieben die Kinder oft ihre Kühe im Herbste, wenn das Gras auf den nebenliegenden sumpfigten Hofwiesen schon hart, spröde oder welk geworden war. Und das war nun an selbigem Adventstage auch der Fall, der wie ein Sommertag noch über dem Thale lag. Ein großes gemeinsames Feuer brannte unter dem mächtigen Kastanienbaume, welcher die Wiese beschattete, und da kauerten nun die Buben herum, brieten Aepfel, Kartoffeln oder auch die „Kästen", welche sie noch unter dem dürren Laube gefunden hatten. Die Kühe lagen in verschiedenen Gruppen über den Anger hin, denn sie hatten genug gefressen, — nur eine große Gaise mit mächtigem Euter weidete noch am Rande des Angers, vermied aber sorgfältig die giftigen Herbstzeitlosen, die wie Rosen aus dem kurzen Grase schauten.

Die Gaise gehörte dem Gaisenjörgel, dem kleinen Sohne eines armen Taglöhners. Sie war seiner Eltern einziges Eigenthum und des kleinen Jörgel beständige Begleiterin vom ersten Frühlingstage, der ein grünes Hälmchen brachte, bis in die letzten Tage des Spätjahres hinein. In aller Frühe schon wanderte er mit der geliebten Gaise hinaus an die blühenden Hecken, wo die leckere Gaise Niemandem Schaden thun konnte, den ganzen Sommer hindurch und selbst dann noch, wenn schon der kalte Nebel auf den Feldern lag und das dürre Herbstgras vom Reife glänzte, bis der erste Schnee kam, der alle Weideplätze überdeckte. Wenn auch nur ein Flöckchen fiel, wollte die Gaise nicht mehr in's Feld, denn sie mochte den Schnee nicht, ob auch der Jörgel ganz närrisch vor Freude herumsprang, wenn die zarten weißen Flocken langsam herniederschwebten und sich ihm auf das ärmliche Wämmslein legten, wenn die ganze Luft voll Flocken war und die kleinen Kinder dabei sangen:

„Die Engel hän's Bett gemacht,
Die Federn fliegen runter.
Am Tag da schlafen sie,
Bei Nacht da sind sie munter!"

Dort hinauf nun nach dem herrenlosen Anger am Fuße des Schloßbergs hatte auch der Jörgel heute seine Gaise getrieben zu den Kühen der Kinder reicherer Eltern, denn dort gab es noch gutes, gesundes Futter, besonders für seine Gaise, die nichts lieber fraß als dürres Berggras.

Den ganzen Nachmittag über hatten die Buben auf der Wiese gespielt und zwar „Gaisenbengels," das viele Kraft und Gewandtheit fordert, da eine Partei nach einem in einer hölzernen Gabel hängenden Ringe mit starken Prügeln werfen muß, um die „Gaise" herauszuwerfen, während die andere Partei ihre „Gaisenbengel" so vor die „Gaise" in den Grund treibt, daß sie dieselben wo möglich schützen und erst aus dem Boden herausgeworfen werden müssen, bevor die

„Gaise“ gewonnen werden kann. Die siegende Partei läuft und muß von der nacheilenden zurückgetragen werden.

Daran nahmen jedoch nur die stärkeren Buben Theil, die Anderen saßen beim Feuer, so auch der Gaisenjörgel, der oft genug mit seiner Gaise geneckt wurde, mit welcher er ganz allein nur spielen wollte, wenn auch nicht mit „Gaisenbengeln.“

Nach und nach ermüdeten die Spieler und kamen auch zum Feuer. —

Auf den heiteren Tag war ein ziemlich kühler Abend gefolgt, aber die Kinder verweilten heute ausnahmsweise länger beim Feuer, das so lustig fortbrannte und an dem sie Hände und Füße erwärmen konnten. Sie hatten sich rings um dasselbe auf den Rasen gesetzt, einer von ihnen, ein etwa elfjähriger Bube, erzählte Märchen und Geschichten und da horchten sie mit offenem Munde und geheimem Schauer, besonders wenn die Rede auf das graue Männlein am Schloßberge kam, das gerade da oben herumstreichen sollte und schon öfter gesehen worden sei. Der kleine Erzähler sagte nämlich:

„Ja, das graue Männlein läßt sich öfters sehen da am Schloßberg.“

Die Buben schauten alle den Schloßberg hinauf durch die blätterlosen Bäume, es graute ihnen, — aber sie sahen nichts als die alten Baumstämme und den hohen grauen Schloßthurm, der über dieselben herunterschaute. Der Erzähler fuhr fort:

„Jetzt sieht man's nicht, aber nach Betglock', besonders in dieser Jahreszeit, da braucht man kein Sonntagskind zu sein, um es auf der Schloßmauer herumspringen zu sehen, wenn man droben vorbeigeht. Da schlägt es die lächerlichsten Purzelböcke droben herum, daß man meint, es müsse jeden Augenblick von der hohen Mauer fallen und den Hals brechen!“

„Ach, das war gewiß der Gaisenjörgel,“ fiel jetzt einer der Buben ein. „Ich glaub' nicht an das graue Männlein, und den Gaisenjörgel hab' ich selber schon Purzelbäume auf der Schloßmauer schlagen sehen, wenn wir Sonntagnachmittags mit einander auf's Schloß gingen, um da zu spielen. Es ist auch keine Kunst, — die Mauer ist so dick, daß man mit einem Wagen droben umkehren könnte. Ich glaub' nicht an das graue Männlein!“ —

„Ja Du, Du glaubst auch so lange nicht daran, bis Dir's geht, wie dem Pflasterer von Waldrohrbach!“ entgegnete der Erzähler und fuhr fort zu dem Gaisenjörgel gewendet: „Gelt, Du warst's nicht?“

Der Jörgel schüttelte den Kopf und sagte: „Ich war mein Lebtag noch nicht auf dem Schloß nach Betglock'.“

„Siehst Du!“ fing der Erzähler nun wieder an. „Das kann man in den Kunkelstuben oft genug hören, wer das graue Männlein wieder gesehen hat. Einmal hat's ein grünes Röcklein, das andere Mal ein graues an, je nachdem Frühjahr oder Herbst ist und der Schloßmichel, der alte Mann, der so lange auf dem Schloße hauste, hat mehr als hundertmal mit ihm gesprochen. Ja, er hat ihm schon Prisen gegeben, und der Schloßmichel hat nie eine Lüge gesagt, das wissen Alle, die ihn noch gekannt haben. Wenn man nun Abends nach Betglock' da den Schloßweg heruntergeht und zwischen den Bäumen durchsieht, guck', da steht's mit einem Mal am Baumstamme, macht eine Nase oder sonst eine Grimasse, und wenn die Leute aus lauter Angst ihren Laken Holz oder Streusel, den sie im Walde geholt haben, hinwerfen, da will sich das kleine Männlein gerade buckig lachen.“

„Ei, das war gewiß der Förster, der den Waldfrevlern aufpaßte!“ sagte der kleine aufgeklärte Bube von vorher und der Erzähler fuhr ihn an:

„Du bist auch der Klügste, Du hast die G'scheidheit mit Löffeln g'fressen, Du ungläubiger Thomas Du! Mein Vetter, der Hannjörg in der Steingasse hat auch früher nicht daran glauben wollen, und wenn Jemand sagte, er hätte wieder am Schloßberg das graue Männlein gesehen, wie es sich um ein Feuer herumdrehte und gar lächerliche Dinge machte, so lachte der Hannjörg und sagte: „Ei, das sind gewiß die kleinen Buben gewesen, die um das Feuer tanzen, an welchem sie die Kastanien braten!“ Er hat nicht glauben wollen, daß das Männlein die großen Schätze verberge, wo die Feuer brennen, aber einmal ist er doch überzeugt worden; ihr müßt nur wissen: da herum standen vor Alters Höfe noch aus der Heidenzeit und Gebäude von König Dagobert her, auch zwei Nonnenklöster, die ganz eingegangen sind. Das Schloß da oben und das Stift drunten im Dorfe haben allein noch Mauern und Trümmer hinterlassen, die andern sind ohne Spuren verschwunden. Aber da, wo sie gestanden sind, kann man noch Schätze heben. Gar oft haben die Leute beim Ackern und Umgraben der Weinberge goldene Thaler gefunden, und wenn einer ein recht braver fleißiger Mensch ist und ein reines Herz hat, kann er ein reicher Mann werden.“

„Das glaub' ich gern!“ versetzte der kleine Ungläubige. „Wenn einer viel Aecker und Wingerte drüben auf dem Platze hat, wo das Kloster „Maria Magdalena“ stand, und sie nur fleißig anbaut, kann er reich werden, denn dort ist das beste Feld im ganzen Gemark und wächst der theuerste Wein! da kann er Gold graben, aber nicht, wie Du es meinst! An's graue Männlein glaub' ich nicht!“ —

„Ach, Du bist der G'scheidte!“ versetzte der andere wieder. „Du wirst ganz gewiß noch vom grauen Männlein durchgeprügelt, wie der Pflasterer von Waldrohrbach!“

„Was ist denn das für eine Geschichte mit dem Pflasterer?“ fragte jetzt einer der zuhorchenden Knaben, die halb vor Schauer, halb vor Kühle zitternd um's Feuer saßen, während sich jetzt nach und nach ein dicker Abendnebel, der aus dem Thale hervorkam, den Schloßberg herunterwälzte und bald das ganze Dorf einhüllte, indem sich der Rauch der Schornsteine, der wie ein blauer Schleier über den Häusern gelegen war, ganz und gar in der grauen Nebelmasse verlor.

„Was ist denn das für eine Geschichte mit dem Pflasterer von Waldrohrbach?“

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Aufzeichnungen eines k. preußischen Auditors.

Als ich am 20. März 1848 an der Spitze einer mißvergnügten Deputation Sr. Exc. dem Oberpräsidenten v. W. in St. all' die Bedingungen aufzählte, unter denen wir wieder in den Stand der ruhigen und loyalen Bürger zurückzukehren geneigt seien, dachte ich wahrhaft nicht daran, daß ich mich nach zweiundzwanzig Jahren selbst als einen schwarzen Verbrecher gegen eines jener hauptsächlichsten Grundrechte des Volkes, auf deren feierlicher Anerkennung wir bestanden — die Heilighaltung des Briefgeheimnisses — entpuppen würde. Wir haben hier in A., einer der größeren Städte Preußens, gegenwärtig 826 gefangene französische Officiere mit 511 Burschen. Mir, dem Corpsauditor, liegt es ob, die Correspondenz dieser internirten Mannschaft zu überwachen, die Briefe, die aus Frankreich an sie kommen und von hier nach Frankreich gehen, zu — perlustriren; so, glaube ich, heißt ja wohl das Wort in der Technik der schwarzen Cabinette. Wenngleich meine Correspondenten nicht sehr schreiblustig sind, so habe ich doch täglich durchschnittlich an achtzig angekommene oder abzusendende Briefe zu lesen. Meine Obliegenheit hiebei besteht darin, zuzusehen, daß zwischen den Correspondenten kein hochverrätherischer Ideenaustausch stattfindet und daß man sich nicht gegenseitig Dinge schreibt, die unsere engere preußische und weitere deutsche Ehre compromittiren könnten. Gott soll mich bewahren, daß ich dem Leser aus dieser Lectüre etwas verrathe, was irgendwie den Character einer Indiscretion an sich tragen könnte. Ihr Marions und Madelons von der Marne oder Loire fürchtet nicht, daß ich eure interessanten Beziehungen zu den jetzt leider als Francstireurs abwesenden Pierres und Ancelots ausplaudere; sie liegen still und stumm begraben in der Seele eines königlich preußischen Beamten, der auch weiß, was — Liebe ist. Aber ich denke, Einiges von den Lesefrüchten, was über das Persönliche hinausgeht, läßt sich auch dem größeren Publikum mittheilen. Was mir gleich nach einigen Tagen meiner immerhin sehr interessanten Thätigkeit klar war, ist, daß nur sehr wenige französische Officiere den besseren und gebildeteren Familien Frankreichs angehören. Der geistige Gesichtskreis und die materielle Lage der Letzteren erweist sich aus dem Inhalt der Briefe fast überall als sehr bescheiden. Die Mütter, die Väter ermahnen ihre Söhne, recht sparsam zu sein, zu versuchen, mit dem ihnen von Preußen gewährten Traktament — beiläufig gesagt 12 Thaler für den Souslieutenant — auszukommen; die schlechten Zeiten gestatteten nicht eine Aufbesserung desselben von Hause. Und kommt einmal eine Geldsendung, so ist sie gar karg und knapp bemessen, so hält sie sich meist zwischen 10 und 20 Frcs. Eine Categorie von Officieren ist jedoch ohne alle Beziehungen mit dem Lande ihrer Väter, vielleicht auch nur ihrer Mütter; Das sind die aus dem Stande der Unterofficiere avancirten Lieutenants. Dieselben sind auch äußerlich leicht erkennbar, schon weil sie fast stets vereinsamt auftreten, auf der Straße wie in den öffentlichen Localen. In den Briefen und in der Unterhaltung ihrer gebildeteren Kameraden wird ewig über das compromittirende Benehmen derselben Klage geführt; sie sollen es auch vorzugsweise sein, welche es mit dem Bruche des Ehrenwortes so leicht nehmen. „Ich höre", schreibt ein Capitän an seinen älteren Bruder in Frankreich, „daß in Preußen vielfach die Avancements-Fähigkeit der Sergeanten zu Officieren gefordert wird. Die Folgen davon wären leicht vorauszusagen. Es ist das demokratischer als angenehm." Der geehrte Leser halte mich nur um Gotteswillen für keinen Reactionär. Ich billige und mißbillige nicht, ich theile mit.

Es gibt unter meinen hierländischen Correspondenten ungefähr vierzig, die niemals weder einen Brief bekommen, noch einen geschrieben haben. Ob sie überhaupt schreiben können, entzieht sich somit meiner Erfahrung. Gleich aus den ersten Briefen, welche die frisch aus Sedan hier angelangten Officiere in ihre Heimath sendeten, geht hervor, daß sie die hiesigen Sitten und Gebräuche sehr philiströs und altfränkisch finden. Sie gerathen in Staunen, wenn ihnen auf die Frage, wo sie „mit Damen soupiren" könnten, unhöflich, ja mit Entrüstung geantwortet wird. „Mein Gott, was sind diese deutschen Bären langweilig und tugendhaft!" ruft Einer von ihnen aus, während ein Anderer, der auf eine ähnliche Frage gar keine Antwort, sondern nur einen strafenden Blick zugeschleudert erhält, auf die Muthmaßung geräth, er habe wohl „eine Ungeschicklichkeit" begangen. „Die Deutschen haben keinen Sinn für Liebschaften", schreibt ein Dritter. „Wenn man mit einer Dame länger als zehn Minuten spricht, glauben die Eltern gleich einen Heirathsantrag erblicken zu müssen. Wo soll da das Lustspiel herkommen, wenn der Notar mit dem Formular des Heirathscontractes schon im ersten Act auftaucht und uns nicht von der Seite geht? Die Deutschen bringen's deßhalb auch zu keiner halbwegs lustigen Comödie und behelfen sich mit den Uebersetzungen aus dem Französischen. Jüngst besuchte ich das Theater. Es wurde ein Lustspiel gegeben, von dem ich sehr wenig verstand. Nur fand ich, daß der Liebhaber viel zu hölzern und zu steif spielte. Es war gerade so, als wenn er sich fürchtete, der Dame seines Herzens zu nahe zu kommen, als wenn er bestimmt wisse, daß sie eine Portion Nitroglycerin im Mieder trage, welches bei der geringsten Berührung explodiren und die Hauptpersonen in die Soffitten schleudern müsse." Vor unseren militärischen Einrichtungen haben die Herren durchgehends großen Respekt. Sie schildern mit vieler Umständlichkeit die Exercirübungen unserer Soldaten, namentlich imponiren ihnen die turnerischen Bewegungen derselben. Oft bringen sie Dinge, welche mit unseren militärischen Einrichtungen nichts zu thun haben, in Verbindung mit denselben. Einer geht sogar soweit, die Ränzchen, welche unsere kleinen Schulmädchen auf dem Rücken tragen, als integrirende Bestandtheile der militärischen Erziehung unserer Jugend anzusehen. Ueberhaupt sprechen sie mit großer Achtung von dem Fleiße und

der Ausdauer, mit welcher Jung und Alt den Beschäftigungen nachgeht. „Den ganzen Vormittag", heißt es in einem Briefe ungefähr, „sind die Kinder von 6 bis 14 Jahren unsichtbar. Man begegnet nicht einem einzigen, das man zu fragen geneigt wäre: Warum nicht in der Schule? Aber mit dem Glockenschlage Zwölf entwickelt sich ein Schauspiel, das für den Kinderfreund viel Anziehendes darbietet. Die muntere Jugend, Mädchen wie Knaben, mit schweren Lasten von Büchern behangen, ergießt sich wie ein munterer, hüpfender Waldbach in das breite und ebene Gewässer des Menschenstromes. Die Lehrer hier müssen sehr streng sein und auf große Ordnung halten, denn selbst die Knaben in dem gewissen Alter, wo das Gefühl ihrer körperlichen Kraft Bethätigung sucht, balgen und prügeln sich nicht, sondern trollen sich lachend und voll Jugendmuth heim." In den letzten von hier abgegangenen Briefen gelangt bereits die Neugierde unserer unfreiwilligen Gäste zum Ausdruck, wie wir den Christabend, von dessen Lichterglanz und Kinderwonne einige abgerissene Laute an ihr Ohr gedrungen sind, feiern werden. Leider, sagen Viele, schließen sich die Deutschen immer noch kalt und feindselig von ihnen ab, so daß es wohl nur Wenigen gestattet sein wird, diesem echt deutschen Familienfeste beizuwohnen. Wir fürchten nur, daß ihnen auch das richtige Verständniß, die gemüthliche Position dazu mangeln würde. Im Grunde genommen ist ein Tannenbäumchen, mit Aepfeln und vergoldeten Nüssen behangen, mit einigen Lichtern besteckt und umgeben von Pfefferkuchen und all dem nichtigen Bric-Brac der Kramläden, etwas sehr Geringes und Unbedeutendes. Es gehört dazu eben der von tiefinnerster Märchen-Poesie angeglänzte Gemüthsreichthum unserer Kleinen, der seinen Reflex wieder in die Seelen der Erwachsenen, der Eltern und Angehörigen wirft, auf daß der Zauberbann gebrochen wird, und die Weihnachts-Poesie in ihrer ganzen Herrlichkeit zur Entfaltung gelangt.

Miscellen.

Pola, 23. Dec. Von hier schreibt man der „N. Fr. Pr.": Gestern hat die Sonnenfinsterniß stattgefunden, um derenwillen die Oesterreicher zwei, die Amerikaner vier, die Engländer drei und die Italiener eine Beobachtungsstation errichtet haben. Es ist zu hoffen, daß alle diese theuren Bemühungen von besserem Erfolge gekrönt worden sind, als die Beobachtungen in Pola. Hier war das Wetter des Morgens ziemlich heiter, und obwohl einige Schneewolken das Firmament im Norden bedeckten, so war bis 10 Uhr noch nicht alle Aussicht geschwunden, denn der Süden zeigte sich völlig klar. Um 10 Uhr jedoch schob sich eine Wolke neben die andere gegen Süden vor, und in kurzer Zeit war der ganze Himmel mit einem bleigrauen dichten Schleier umzogen. Die hiesige Sternwarte hatte viele Vorbereitungen getroffen, um die Erscheinung zu beobachten; aber das Ganze mußte auf meteorologische, magnetische und photometrische Beobachtungen beschränkt werden. Was die letzteren betrifft, so sollen die Lichteffecte der verschiedenen Phasen sich nicht übel auf photographischem Papier copirt haben; die Temperatur dagegen konnte wegen der dichten Wolkenhülle nicht ihre vollen Extreme zur Geltung bringen. Mein Thermometer zeigte wenigstens sehr geringe Unterschiede. Auch war im Allgemeinen der Tag ziemlich finster, so daß ein Uneingeweihter aus den Aenderungen der Lichtstärke kaum auf eine Sonnenfinsterniß schließen konnte. Ungefähr um die Zeit der größten Bedeckung fing es in einzelnen kleinen Flocken an zu schneien. Eben so wenig wie auf die Menschen, machte das Phänomen auf die Thiere Eindruck. (Den Engländern ist's bei ihren Beobachtungs-Versuchen im Süden, wie man hört, nicht besser gegangen.)

Von den italienischen Astronomen auf den drei Stationsplätzen Augusta, Terranova und Girgenti (Sicilien) wurde die Sonnenfinsterniß am 22. Dec. mit gutem Erfolg beobachtet. Zur Zeit der totalen Verfinsterung (Dauer 15 Secunden) wurden die hellen Streifen der bereits bekannten Protuberanzen abermals beobachtet, von den verschiedenen Phasen 14 Photographien aufgenommen, die Spectralformen der Protuberanzen mit den directen Formen verglichen und die Zeiten des Anfanges und des Endes der partiellen und totalen Sonnenfinsterniß genau bestimmt. Im Weiteren zeigte sich, daß die sog. Corona aus polarisirtem Lichte besteht, dessen Polarisationsebenene die Sonnenscheibe berührt.

Wesel, 27. Dec. Gestern Abend gelang es sechs von den hier auf dem Fort Blücher in der Kasematte sich in Untersuchung wegen Desertirens von der Spellner Heide befindenden französischen Kriegsgefangenen zu entweichen. Diese Flucht wurde dadurch bewerkstelligt, daß man eine Eisenstange vor dem Fenster gänzlich krumm gebogen und sich dann in den zugefrorenen Graben gelassen hatte. Es wurden sofort Patrouillen nach allen Richtungen ausgesandt, aber ohne Resultat, da die Entwichen sämmtlich im Besitz von Civilkleidern waren. Sieben andere Gefangene, welche dasselbe Prison bewohnten, fanden es nicht für rathsam, ihren Kameraden zu folgen.

Die bisherigen Versuche, von West-Australien Overland nach der Colonie Süd-Australien zu gelangen, wo sich noch völlig unerforschte Gegenden von gewaltiger Ausdehnung befinden, sind immer aus Mangel an Wasser gescheitert. Jetzt endlich ist es einem 23jährigen jungen Manne gelungen, die gefährliche Reise auszuführen. Mr. John Forrest, Feldmesser, erhielt von der westaustralischen Regierung den Auftrag, an der Spitze einer Expedition, welche außer ihm selber aus fünf Personen bestand und der 15 Pferde für den Transport dienten, das Unternehmen zu wagen. Dasselbe wurde in vier Monaten glücklich ausgeführt und am 29. Aug. traf die Gesellschaft in Adelaide ein. Man fand überall in geringer Entfernung von der Küste gutes Weideland, aber von Flüssen, wie überhaupt von permanentem Wasser auch nicht die Spur. Das nöthige Wasser konnte man sich nur aus ausgehöhlten Felsen, wo sich der Regen angesammelt, verschaffen, war aber dabei öfters Tage lang ohne einen Tropfen. Das gefährliche Unternehmen gelang nur, weil es zur Regenzeit unternommen wurde und der diesjährige Winter ein ungewöhnlich nasser war.

Charade.
(Dreisilbig.)

Es klirrten die Schläger, es schäumt' der Pokal,
Und als der Cantus zu Ende,
Da brauste die Erste durch den Saal,
Daß zitterten Fenster und Wände.

Nur Zwei oder Drei die stießen an.
Und nannten ihr Liebchen leise,
Und fügten die erste Silbe dran,
Und tranken in seliger Weise.

Und später, als einmal die lange Nacht
Dem Vaterland schien zu entschwinden.
Da ward sie der goldenen Freiheit gebracht,
Im Schatten von Eichen und Linden. — —

Mit Jugend und Freiheit und Lieb ist's vorbei,
Zu den Letzten ward alles Träumen.
Verkündet das Ganze die Polizei,,
Dann gilt es nicht lange zu säumen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 2. Speyer, Donnerstag, den 5. Januar 1871.

* Gaisenjörgel.

Von August Becker.

(Fortsetzung.)

„Nun wißt ihr denn das nicht?“ versetzte der kleine Erzähler und holte sich eine gebratene Kastanie aus dem Feuer, das immer noch lustig fortbrannte. — „Der Pflasterer von Waldrohrbach ist einmal mit einem Rausch da vorbeigekommen. Der Pflasterer hat schier jeden Abend seinen Rausch, aber selbigesmal hatte er gerade einen recht starken, und weil er sich schämte durch's Dorf zu gehen, wo ihn Jedermann kannte, ging er da den Wiesenpfad von der Kreuzstraße herüber durch's scharfe Eck und trank dorten beim „wälschen Wirth“ noch einmal einen Schoppen „Münsterer“ obendrauf. Der wälsche Wirth, der sich immer das Ansehen gegeben hat, als wisse er mehr als andere Leute, half dem Pflasterer seinen Wein trinken und fragte ihn, ob er sich auf dem Heimwege vor dem grauen Männlein nicht fürchte, das am Schloßberg und auf den Hofwiesen herumstreiche.“ — „Oho!“ meint da der Pflasterer, „ich soll mich vor dem grauen Männlein fürchten, das gar nicht existirt!“ — Und mein Vetter, der Hannjörg, der dabei sitzt, gibt ihm recht. — Da schlägt der wälsche Wirth an seine Tasche, wo es von Silbergeld klirrt und sagt: „Das da ist Zeuge, daß es existirt!“ — Und er schmunzelt dazu ganz sonderbar und geheimnißvoll. — „Was meinst Du damit?“ fragt mein Vetter, und der wälsche Wirth sagt: „Ich hab' einmal ein Feuerle brennen sehen und das graue Männel dabei; da bin ich hingelaufen, hab' schnell mein Sacktuch über die Kohlen geworfen, — und die Kohlen wurden zu lauter Gold!“ Dabei schlägt er wieder an seine Tasche, daß es nur so klingelt und der Pflasterer und mein Vetter fangen an zu horchen und zu schauen. —“

Jetzt unterbrach Gaisenjörgel den Erzähler, nachdem er seither ganz ruhig zugehört hatte und sagte:

„Aber der wälsche Wirth war auch ein Lump und Betrüger. Der hat das wenige Geld, das mein Vater geerbt hatte, ihm abgeschwätzt und ihn darum betrogen, so daß wir seitdem so arm sind. So hat er's noch andern Leuten gemacht und hat immer so groß dabei gethan, als hätte er heimlich Goldberge, bis er auf und davon ist und nichts als seine Kinder und mächtige Schulden zurückgelassen hat“

„Nun ja, ein schlechter Kerl war er, aber der Pflasterer war auch nicht besser!“ fuhr der, welcher die Geschichte erzählte, fort. „Er zahlte jetzt seinen Wein und wackelte zur Thür hinaus. Es war schon dunkle Nacht und er hatte noch weit in sein Heimathsdorf. Als er nun so dahin geht und dort aus dem Hohlweg herauskommt, denkt er: „So ein Feuer mit Ducaten statt Kohlen wär' mir auch schon recht. Da könnt' ich trinken bis Matthäi am letzten!“ Und wie er das so denkt, sieht er richtig über den Hofwiesen ein helles Feuer brennen und wackelt auch gleich drauf los. Als er an dem großen Birnbaum dorten vorbei muß, hört er Jemand niesen, aber er denkt in seiner Eile nicht daran: „Helf' Gott“ zu sagen. Schnell will er sein Sacktuch herausziehen, um das darauf zu werfen, aber er findet es nicht und da zieht er den Wamms aus und wirft ihn auf's Feuer. Aber der verbrennt mit Knopf und Zwirn; hinter dem Baume hervor aber lacht Jemand recht lustig und ein Stimmchen sagt: „Auch das Brusttuch, auch das Hemd darauf!“ — Der Pflasterer flucht, denn es ist eine bitterkalte Adventnacht, aber er zieht sich aus und wirft Brusttuch und Hemd in's Feuer, weil er reich werden und faullenzen wollte für sein Lebtag. Aber es verbrennt alles haar und klein, und hinter ihm wird ganz laut gelacht. Das ärgert ihn. — „Wart Du verdammter Knirps!“ schreit er jetzt und macht eine Faust gegen den Baum. „Ich schlag' Dir die Haut voll, daß Dir das Lachen vergehen soll.“ Kaum hat er das gesagt, huscht das Männchen hervor, packt ihn an den Haaren, stößt ihm das Gesicht dreimal in's Feuer und ruft:

„Geh' den graden Weg,
Geh' nicht krummen Steg!
Hast Du Weib und Kind daheim
Kehr' nicht in jedem Wirthshaus ein!“

So ruft das Männchen und faßt ihn dann an den Haaren und hebt ihn in die Höhe. Der Pflasterer ist ganz wüthend und stammelt vor Zorn: „Läß't mich los, Du nichtsnutzig Kerlchen! Was geht Dich mein Weib und Kind an, — gib mir das Gold!“ — Da stößt ihn das Männchen nochmals in's Feuer und sagt:

„Da Trunkenbold
Hast Du Dein Gold,
Nimm' auch den andern Sold!“

Und damit patscht es ihm mit der flachen Hand

so stark auf den bloßen Rücken, daß das Fleisch grün und blau wurde. Dann ließ es ihn gehen, weil es dachte, er hätte genug. Der Pflasterer macht sich auf die Füße und läuft fort. Und wie er meint, er sei weit genug, dreht er sich herum und fängt an zu schelten: „Du Knirps! Du niederträchtiger Zwerg! Du Lauskerlchen! Was will ich Dich stumpfen, wenn ich Dich wieder einmal krieg'! Wart' ich will Dir die Ohren reiben!" — Kaum hat er das letzte Wort gesagt, hängt ihm das Männchen schon auf dem Buckel, hält sich an des Pflasterers Ohren und hetzt ihn so, wie einen Gaul, durch Busch und Dorn, bis er halb ohnmächtig ohne Wamms, ohne Hemd und Weste wieder im Dorf beim wälschen Wirth ankommt, wo er Alles erzählt. Da hat denn mein Vetter geglaubt, daß es ein graues Männchen gebe und der wälsche Wirth hat gesagt: „Aha! da haben wir's ja! Wenn ich dabei gewesen wäre, wär's anders gegangen!" — Aber der Pflasterer hat sein Lebtag keine Händel mehr mit dem grauen Männchen angefangen und hat alle Feuerlein ruhig brennen lassen! —"

„Ist er auch nicht mehr in's Wirthshaus gegangen?"

„Nun, das hat er nicht ganz lassen können. Er trinkt noch manchen Schoppen über Durst, aber er ist doch ordentlicher geworden und sorgt mehr für seine Kinder, die früher hungern mußten, wenn er im Wirthshaus saß."

Damit schloß der Bube seine Geschichte vom Pflasterer von Waldrohrbach, der andere aber, der an das graue Männchen nicht glauben wollte, sagte noch:

„Die ganze Geschichte ist nicht wahr, oder es hat sich Jemand wirklich den Spaß gemacht und hat dem Pflasterer aufgelauert, um ihm einmal zu zeigen, wo Bartel den Most holt. Der hat ihm wollen das frühe Heimgehen an- und das Trinken abgewöhnen. Das glaub' ich! Aber an das graue Männchen glaub' ich nicht, weil's keine Geister und Gespenster gibt. Das sagt der Herr Schulmeister und mein Vater hat auch gesagt, daß der Napoleon alle Geister und Gespenster aus der Welt getrieben hat. Seitdem gibt es keine mehr!" —

Aber er fand wenige, die ihm recht gaben, denn das kindliche Gemüth hängt an dem Wunderbaren und Geheimnißvollen mehr und schenkt ihm größeren Glauben als dem nüchternen Verstande.

Der Nebel hatte sich inzwischen immer dichter über die Flur gelegt. Die Lichter des Dorfes schimmerten schon hie und da trübe herauf, — wie eine Geisterburg sah die alte Ruine mit ihrem gewaltig hohen Thurme in unbestimmten Umrissen durch den Nebel und über die dürren Bäume herab. Wo im Felde Hanflöcher waren, um den Hanf zu rösten, schimmerten jetzt in rother Gluth die verlassenen Feuer vor völligem Erlöschen noch herüber durch die Trübe des Abends. Auch die Kühe brüllten nach ihrem Stalle. Aber die Buben, welche sich in so großer Anzahl nicht vor dem grauen Männlein fürchten zu dürfen glaubten, dachten noch nicht an's Heimgehen, sondern fingen jetzt erst an, die brennenden Kohlen in die Luft zu schleudern, daß sie leuchteten wie Raketen und sprühend und zischend in's feuchte Gras niederfielen, oder sie schwangen die Kohlen auch im Kreise, daß sie gleich feurigen Reifen durch den Nebel leuchteten.

Nur der Gaisenjörgel saß ruhig am Feuer, wo noch große Vorräthe von Aepfeln, Grundbirnen und Kastanien lagen. Er bekam so selten satt zu essen, daß er eine so schöne Gelegenheit, satt zu werden, nicht vorübergehen lassen wollte, ohne sie recht zu benutzen. Einige der Buben beriethen schon, ob man das Feuer fortbrennen lassen sollte, oder ob man es löschen müsse, bis sich die meisten dafür erklärten:

„Es brenn' fort. Das graue Männchen mag sich daran wärmen!"

„Um Gottes willen, schweigt von ihm, — es ist schon dunkel!" riefen einige der Furchtsameren, indem sie scheu den Schloßberg hinaufblickten.

In diesem Augenblicke hallte durch den Nebel vom Dorfe her die Abendglocke; es „bämmte" dreimal hinter einander. So heißt man das dreimalige Absetzen beim Läuten, wobei jedesmal vier stammelnde Glockenschläge erklingen, bis das eigentliche Läuten beginnt.

„Betglocke!" sagte einer der Knaben, hielt mitten im Spielen ein und nahm sein Käppchen in die Hand „Betglocke!" sagten mehrere nach und nahmen die Mützen ab, um zu beten, und die katholischen Kinder standen alle still, das Vater unser und das Ave Maria zu beten, während die protestantischen Kinder sich ruhig verhielten, um ihre Cameraden nicht im Beten zu stören. „Betglocke" ist in meiner Heimath immer das Zeichen, wo die Kinder alle ihre Spiele unterbrechen und heimeilen. Und so sagten auch auf der Bergwiese droben die Buben jetzt:

„Fort, heim! Nach der Betglocke ist's nicht rathsam, am Schloßberg zu bleiben. Da kriegt das graue Männchen seine Gewalt über die Leute!"

„Bst! Bst! Nenn' es nicht, sonst ist's gleich da!" rief einer der Buben, indem er die Peitsche zur Hand nahm und das Vieh zusammenzutreiben begann. Andere folgten ihm.

Da, mit einem Male fuhren Alle erschrocken zusammen. —

„Horch, horch!"

„Was war das?"

Vom Schloßthurm herunter hatte Jemand so laut geniest, daß man es deutlich schallen hörte und der Wiederhall davon an den Bergen im Nebel nachhallte, als ob andere nachniesten!

„Das war es! Das war es!" hieß es dann nach einer Pause. „Das war das graue Männlein!"

„Hist, hott!" riefen die Buben jetzt voll Angst und in aller Eile das Vieh an, griffen nach den Peitschen und trieben es so schnell als möglich dem Dorfe zu, aus welchem die Lichter und hie und da bei geöffneten Thüren das Heerdfeuer herüberblinkte. Dabei blickten sie scheu und ängstlich den Schloßberg hinauf, ob nicht das graue Männlein schon aus dem Nebel heraushusche. Auch der kleine ungläubige Thomas,

welcher nicht an das graue Männchen glauben wollte, war unter denen, welche so schnell als möglich davon zu kommen suchten.

(Schluß folgt.)

Der Durchstich des Mont=Cenis.

Aus der Berliner Volkszeitung.

Der Tunnel durch den Mont=Cenis ist vollendet. Eine Felswand von fast zwei deutschen Meilen Dicke ist durchbohrt! Der Plan zu diesem Werke wurde bereits im Jahre 1856 entworfen. Allein er erforderte Vorarbeiten, die erst den energischen Beginn der Ausführung mit dem Jahre 1862 möglich machten. Diese Vorarbeiten waren so schwierig, wie der Plan kühn war. Es handelte sich zunächst um die Aufgabe, die Linie genau zu bestimmen, in welcher die Bohrung stattfinden soll, damit man von beiden Seiten des Gebirges die Arbeit beginnen könne und doch sicher sei, daß beide Tunnel in einem Punkte zusammentreffen. Hiezu war es nöthig, einen Standpunkt oben auf der Höhe des Gebirges aufzufinden und daselbst ein Merkzeichen aufzurichten, das von beiden Endpunkten aus gesehen werden kann. Solch ein Punkt ist aber auf dem Mont=Cenis nicht vorhanden. Es mußte demnach eine ganze Reihe von Signalen aufgerichtet und die gerade Linie streckenweise aufgesucht werden, welche die beiden projectirten Anfangspunkte des Tunnels trifft. Außerdem mußten die Unterschiede der Höhen aller Signalpunkte mit Genauigkeit bestimmt werden, damit nicht der Tunnel der einen Seite höher gebohrt werde als der andere. Eine Unsicherheit der Meßinstrumente, welche die Bohrungen auf beiden Seiten auch nur Anfangs um Ein Haar von der geraden Linie, sei es in der Höhe, sei es seitwärts, abweichen läßt, mußte dahin führen, daß die Bohrungen in der Mitte der Strecke aneinander weit vorübergehen, statt sich direct zu begegnen. Nach mühevollen genauen Vorbereitungen der Instrumente und Aufstellung der Signale auf der Oberfläche des Mont-Cenis im Jahre 1857 gelangte man durch fleißige Messung und genaue Correcturen im Laufe eines Jahres dahin, die gesuchte Linie festzustellen, und es ergab sich erstens, daß die Länge des Tunnels durch den Felsen 12,200 Meter, circa $1\frac{7}{8}$ deutsche Meilen beträgt, und daß zweitens der eine Anfangspunkt des Tunnels auf italienischer Seite circa 780 Fuß höher liege als der andere auf der französischen Seite. Am Einfachsten wäre es freilich nun gewesen, den Tunnel in gerader Linie, aufsteigend von dem französischen zum italienischen Endpunkte zu bauen, allein da die Arbeit gleichzeitig von beiden Endpunkten begonnen werden sollte, mußte man darauf Bedacht nehmen, auch auf der italienischen Seite einen Abfluß des Wassers, das beim Bau gebraucht wird und auf das man auch vielleicht bei der Bohrung stoßen konnte, zu ermöglichen. Es wurde daher bestimmt, den Tunnel in der Mitte so hoch zu legen, daß er nach beiden Seiten hin einen Abfall hat. Hiernach mußte denn auch der Tunnel eine sachte Steigung von der italienischen Seite aus bis zur Mitte erhalten und dann in einem stärkeren Fall abwärts nach der französischen Seite hinführen. Der Gedanke, eine Strecke von fast 2 deutschen Meilen durch die Felswand zu bohren, stand nun vor der grandiosern Aufgabe, von beiden Seiten des beabsichtigten Tunnels ein Maschinenwerk herzustellen, dessen Kraft fortgeleitet werden kann, damit sie auch wirke, wenn die Arbeitsstätte fortschritend sich immer mehr und mehr in die Felswand hinein entfernt. Es galt, eine Triebkraft zu schaffen, die eine Bohrmaschine in Thätigkeit setzt, welche fortarbeiten soll, auch wenn sie fast eine deutsche Meile entfernt von der Triebkraft mitten im Felsgebirge steckt. Diese Kraft bot zusammengepreßte (comprimirte) Luft, die man ohne großen Verlust in Röhren fortleiten, und auf sehr entfernten Punkten wirken lassen kann. Solche Werke herzustellen, welche am Eingange beider Seiten des Tunnels die Luft in Röhren comprimiren und durch die zusammengepreßte Luft in beliebig weiter Ferne auf die in den Felsen immer weiter vorrückende Bohrmaschine wirken, das war die Hauptaufgabe, aber keineswegs der schwierigste Theil derselben. Die Bohrmaschine mußte lange Stahlbolzen in den Fels eintreiben, diese bei jedem Schlage in Drehung versetzen und einen Wasserstrahl zur Abkühlung der Spitze des Bohrers einspritzen; die Maschine mußte in dem gesprengten Tunnel immer weiter mitwandern, sie mußte sicher und schnell arbeiten, damit man dann in die gebohrten Löcher Pulver bringen konnte, das angezündet die Sprengung der Felsmassen verursachte, — solch eine Maschine zu construiren und bis zur erwünschten Vollkommenheit zu bringen, das ist das Werk, welches am Mont=Cenistunnel gelungen ist und dem man es zu verdanken hat, daß unsere Zeit Arbeiten vollendet, die sonst wie abenteuerliche Märchen gellungen haben. Selbstverständlich werden während der Sprengung durch Pulver die Bohrmaschine wie alle an ihr beschäftigten Arbeiter entfernt. Nun aber verrichtet die comprimirte Luft eine wichtige Nebenarbeit, indem sie den Pulverdampf vertreibt, den Tunnelraum reinigt und mit frischer Luft versorgt, damit die Thätigkeit der Bohrmaschine und ihrer sie leitenden Arbeiter auf's Neue beginnen kann.

Die Arbeiten dieses 12,220 Meter langen Tunnels wurden Anfangs nur langsam gefördert und schritten erst mit Vervollkommnung der Bohrmaschine in höherm Grade vorwärts. Interessant ist es zu sehen, wie trotz der zunehmenden Tiefe und Schwierigkeit der Arbeiten dennoch dieser Fortschritt jedes Jahr zugenommen hat. Seit Einführung der Maschinenbohrung, bis wohin bereits 1553 Meter gebohrt waren, sind die Ergebnisse wie folgt gewesen: 1862 643 Meter, 1863 802 Meter, 1864 1087 Meter, 1865 1223 Meter, 1866 1024 Meter, 1867 1512 Meter. Die Fortschritte auf der Nordseite waren gegen diejenigen auf der Südseite um ein volles Jahr zurück, was durch den Widerstand, den eine Quarzschicht verursachte, und aus dem späteren Beginne der mechanischen Bohrung erklärbar ist. Gleichwohl war der jährliche Fortschritt

schon auf 1512 Meter gestiegen, und da seit 1868 nur 4151 Meter zu bohren blieben, so war die Vollendung dieses Riesenwerkes schon auf Ende 1870 vorauszusehen. Das große Werk ist vollbracht. Die Zeit ist einer würdigen Feier nicht günstig. Mögen mindestens die denkenden Geister darin den Trost finden, daß in den Zeiten gewaltthätiger Vernichtung und Zerstörung doch die edle schaffende Kraft des Geistes einen dauernden und segensreichen Triumph davongetragen.

„Am Schluß des schwersten Jahres"

betitelt H. Wachenhusen einen Artikel, in dem er der K. Z. eine beredte Schilderung vom Kriege und den Characterzügen desselben entwirft. Der Artikel beginnt: „Seit acht Tagen habe ich die Feder hingelegt und acht Tage noch denk' ich mir weitere Ruhe zu gönnen, die ich wohl zu verdienen glaube, nachdem ich fünf und einen halben Monat mit allen Armeecorps durch Dick und Dünn marschirt. Es ist so schrecklich, immer mit Blut zu schreiben, Blut zu sehen, zu denken, zu träumen; man geräth allmählig in eine Stimmung, die der menschlichen Natur zuwider, denn Alles um uns ist Negation, ist Zerstörung, Verwüstung in der brutalsten Gestalt; das Auge gewöhnt sich daran, alle Gegenstände in Zersetzung und Zernichtung zu sehen, der Geist artet in schlechte Instincte aus, in eine Art kindischer Bosheit, die selbst den Vernünftigsten und Ruhigsten zu unerlaubten Aneignungstrieben führen, in veranlassen kann — er weiß selbst nicht warum — zu zerstören, wo ihm noch irgend ein Object begegnet, und wäre es das Unbedeutendste, das es gewagt hat, sich der allgemeinen Zerstörung zu entziehen und noch unangetastet dazustehen. Eine Stutzuhr, die uns noch auf dem Kamin begegnet, und ihren Pendel in ruhigem Tiltak hin und her schwenkt, kann uns nervös machen, denn wie kommt die Uhr dazu, noch zu gehen, wo alle anderen längst die Arbeit eingestellt haben; wer hat ihr erlaubt, so unangetastet noch unter der Glasglocke zu stehen! Eine Tasse, deren Henkel nicht mindestens zerbrochen, ein Glas, ein Teller, der möglicher Weise sogar vergoldet, eine Vase, die sich herausnimmt, uns mit bunt gemalten Schäfergruppen zu langweilen; ein Bild, das noch ruhig in seinem Rahmen hängt; ein Fenstervorhang, aus dem nicht wenigstens schon ein halbes Dutzend Taschentücher heraus geschnitten; ein Stiefel, der nicht wenigstens schief getreten oder oben und unten geflickt ist, — mit einem Wort, jeder Gegenstand, der nicht halb oder ganz zerstört ist, reizt uns zu nervösen Gelüsten, denn ruinirt muß Alles sein, weil Alles herrenlos geworden. Kein Mensch hat in diesem Kriege ein Recht auf sein Leben, weil die erste beste Kugel es ihm im nächsten Augenblicke ausblasen kann; kein Dach hat das Recht, auf seinem Hause zu stehen; kein Individuum hat irgend welchen moralischen Besitztitel auf irgend einen Gegenstand, den ihm der Andere bei der ersten Gelegenheit entfremdet, weil er ihn nothwendiger zu haben glaubt. Da steht noch ein Haus, eine Hütte, deren Fensterscheiben noch ganz geblieben sind. Eine Stunde darauf fliegen einige Flaschen oder Stuhlbeine klirrend durch diese Scheiben oder eine Granate kommt und schlägt das ganze Gebäude zusammen. Da steht ein Wagen, eine Equipage, die vielleicht einem Intendantur-Beamten gehört. Morgen früh ist das ganze Verdeck abgezogen, denn die Soldaten haben das Leder gebraucht, um sich Stiefel daraus zu machen. Da steht in einem Schloßgarten noch eine Marmorstatue auf ihrem Sockel, eine Venus Kallipygos, welche die Soldaten aus Galanterie bisher verschonten. Kommt plötzlich eine Granate von den Pariser Forts herüber geflogen und schlägt ihr gerade den schönen Theil weg, auf den sie doch so stolz ist. Die Soldaten der Vorposten haben ihn durch Lehmerde wieder zu ersetzen versucht, aber es fehlt die künstlerische Hand, welche die Conturen des Meisters wieder herzustellen vermöchte und trauernd blickt die marmorne Schöne über die Schulter auf die Lücke zurück. So vereinigt sich Alles, um Alles zu zerstören. Das Auge sehnt sich allmälig einmal wieder nach der Cultur, die aufbaut; die Gedanken kehren allmälig zu einer Sehnsucht nach Ruhe und Ordnung zurück, aber wo ist sie zu finden! Es muß ja weiter ruinirt werden!

Miscellen.

Köln, 3. Januar. Mehrere Leute, von der zum ersten Armeecorps gehörigen, gegen die Mitte des vorigen Monats in der Nähe von Amiens von den Franzosen aufgehobenen Ambulanz, die dieser Tage hier angekommen sind, berichten über ihre Gefangennahme und die Zeit ihrer Gefangenschaft Folgendes: „Wir waren unser Dreißig in einem Dorfe unweit Amiens ohne irgendwelche Bedeckung zurückgeblieben, wo wir wenige Stunden nach dem Abzuge der Unsrigen plötzlich von einer Anzahl französischer Dragoner — mehr als 60 — umzingelt und gefangen genommen wurden. Wie wir später erfuhren, hatten uns die Bauern des Dorfes, in welchem wir lagen, sobald unsere Truppen weiter gezogen waren, an die in der Nähe verborgen gewesenen französischen Reiter verrathen. Letztere behandelten uns äußerst freundlich und wußten nicht oft genug zu wiederholen: „Prussiens, nos camarades!" wohingegen die Bauern, Männer und Weiber, auch einige Francstireurs, mit größter Wuth über uns herfielen, uns gegen die Knöchel traten und uns mit schweren Stöcken wider die Schienbeine schlugen. Unsere Escorte suchte uns so viel als möglich gegen die Mißhandlungen dieser Unmenschen zu schützen. Nach einem Marsche von einigen Stunden, auf welchem wir fortwährend in solcher Weise insultirt wurden, gelangten wir endlich zu einem Bahnhofe, von wo aus wir per Eisenbahn nach Lille (?) transportirt wurden. Hier erhielten wir ein Schullokal zum Aufenthaltsorte angewiesen. Während der ersten fünf Tage bestand unsere ganze Kost in Wasser und Brod und unsere Lagerstätte im blanken Fußboden; am sechsten Tage erhielten wir die erste warme Mahlzeit, bestehend in einer Suppe mit eingekochten Fleischabfällen; von da ab ward unsere Lage etwas erträglicher. Gegen Ende unserer 14tägigen Gefangenschaft gab man uns auch einiges Stroh zur Bereitung eines nächtlichen Lagers. Nachdem wir etwa acht Tage in unserem Gefängnißlokale gehungert und gefroren hatten, wurde uns durch einen Dolmetscher zu wissen gethan, daß Jeder, der Geld habe, in Begleitung eines französischen Soldaten in der Stadt seine nöthigen Einkäufe besorgen könne. Natürlich waren wir Alle über diese Vergünstigung hoch erfreut. Allein unsere Freude sollte sogleich wieder getrübt werden, denn nun mußten wir unsere Baarschaft vorzeigen und alles französische Geld, das sich in unserem Besitze vorfand, wurde als „geraubtes Eigenthum der großen Nation" confiscirt. Mit dem uns übrig gebliebenen preußischen Geld begaben wir uns nun in die Stadt, mußten aber hier wieder eine Unannehmlichkeit erfahren, nämlich, daß man uns den preußischen Thaler nur zu 3 Fr. und den österreichischen Gulden nur zu 2 Fr. berechnete. Nachdem unsere Gefangenschaft 14 Tage gedauert hatte, wurden wir über die belgische Grenze gebracht, uns aber dann überlassen, uns selbst nach Belieben einen Weg zur Weiterreise aufzusuchen. Die Belgier, die uns antrafen, zeigten zuerst, da wir keine Papiere bei uns führten, wohl Lust, uns als preußische Deserteure, für welche sie uns ansahen, zu behandeln. Jedoch endlich führten sie uns zum preußischen Consul, dieser gab Jedem einen Geleitschein und Reisegeld, und so gelangten wir eben vor Weihnachten nach Köln."

Aus Frankfurt, 28. Dec., wird berichtet: Bei dem jüngsten Hochwasser des Mains sind nicht weniger als 16 Schiffe losgerissen und fortgetrieben, der größte Theil gehört nach Stadt-Prozelten. Die hier im Hafen haltenden Schiffer leben in der größten Angst, daß der Main zugehe, wodurch die ganze große Anzahl hier liegender Schiffe gefährdet ist, beim Aufgang des Mains zu Grunde zu gehen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 3. Speyer, Samstag, den 7. Januar 1871.

* Gaisenjörgel.

Von **August Becker.**

(Schluß.)

Nur der Gaisenjörgel blieb bei dem Feuerlein unterm alten Kastanienbaum sitzen und konnte nicht begreifen, warum die andern so sehr davonliefen, während noch Kastanien, Aepfel und Grundbirnen genug ringsum lagen. Er schaute den Fliehenden so lange nach bis sie im Nebel verschwanden und noch hie und da die Stimme einer Kuh herüberlönte und das Echo des Berges hervorrief. Die Gaise lag satt und ruhig neben ihm, und fühlte sich recht behaglich in der Nähe des Feuers. Dieses selbst gluthete still fort und beim Scheine desselben leuchteten die Augen des Buben gar fröhlich, denn alle die übriggebliebenen Kartoffeln, Kastanien und Aepfel waren nun sein eigen, und er freute sich seines Reichthums. Konnte er sich doch einmal wieder recht satt essen und dann war noch genug übrig, was er den armen Eltern und dem kleinen Schwesterchen mitbringen konnte. Er dachte: „So viel gute Sachen bringt uns nicht einmal das Christkindel, als ich heute mit heimbringe! Ach, wie wird sich der Vater, die Mutter und das kleine Christinchen freuen!" —

So briet er sich noch einige Aepfel am Feuer, und wollte eben einen der schönsten aus den Kohlen ziehen, da nieste es wieder herzhaft den Schloßberg herunter.

„Helf Gott!" sagte das Jörgel in den Nebel hinein, denn er war immer sehr artig. Ruhig aß er seinen Apfel fort, lehnte sich an den Baumstamm und sah sich nicht einmal um. Die Gaise neben ihm dagegen reckte den Kopf in die Höhe und sah in den Nebel hinein mit gespitzten Ohren, als wollte sie den erschauen, der auf so höflichen und artigen Wunsch keinen Dank habe. Dem Jörgel war es so recht gemüthlich um's Herz, dort mit seiner Gaise am Feuer. Er legte den Kopf an den Baumstamm und sagte: „Wahrlich, da könnt' ich jetzt gerade einschlafen, wenn's nicht so feuchtkühl wäre!" Und dabei schaute er in die verständigen klugen Augen seiner Gaise, die wieder ruhig geworden war und ihn anschaute und dazu nickte, als wollte sie sagen: „So schlafe ein, Jörgel! Ich hüte das Feuer!" — Er saß also ganz ruhig mit dem Kopfe an den Baumstamm gelehnt und manchmal fielen ihm die Augen zu, deren Lider immer schwerer wurden.

Da niest es zum dritten Male den Berg herunter und diesmal sagt der Gaisenjörgel nichts. Da kommt mit einem Mal ein Männlein aus dem dicksten Nebel heraus als wäre es aus demselben entstanden und stellt sich an's Feuer. Es hat einen langen weißen Bart und ein graues Röcklein an.

„Huhu, mich friert, — schuckert's Dich nicht?" sagt das Männlein und blinzelt den Gaisenjörgel an mit seinen kleinen stechenden Augen. Aber der Gaisenjörgel sagt ganz ruhig und dreht dabei den Kopf nicht:

„So wärme Dich, mich schuckert's nicht, ich sitz' ja am Feuer."

Das Männlein weiß denn auch nichts Besseres zu thun, als sich zu wärmen und so steht es eine Zeit lang ruhig und schaut mit seinen stechenden Augen, die beim Feuerglast wie Kohlen glänzen, neugierig nach dem armen Gaisenjörgel. Dann fängt es wieder an:

„Huhu, mich hungert! Schuckert's Dich nicht?"

„Da hast Du Aepfel, Kästen und Grundbirnen. Esse Dich satt! Mich schuckert's nicht!"

Und das Männlein folgt auch gleich der Einladung ohne Umstände, greift so herzhaft zu und ißt so viele Kartoffeln, Kastanien und Aepfel, daß ihm der Gaisenjörgel nur so zuschaut.

Als es aber gar nicht aufhören wollte zu essen und sich immer mehr das Maul vollstopfte, griff es der Bube am Arm:

„Hör', Du könntest aber jetzt satt sein, Du hast für drei Mann gegessen und bist nur ein halber!" — Dabei legte das Jörgel seine Hand auf des Männleins Schulter und maß es nach seiner ganzen Länge, und die war kaum drei Schuhe. Dann fuhr es fort: „Ja, Du könntest Bauchweh von dem vielen Essen kriegen, — und mein Vater, meine Mutter, mein Schwesterlein daheim bekämen nichts und sind vielleicht hungriger, als Du! die müßten sich ohne Abendessen schlafen legen, drum sei jetzt satt!"

Da horchte das Männlein hoch auf und hielt auch ein im Essen, war satt und schaute dem Buben wieder mit seinen feurigen Augen in's Gesicht. Dann fing es wieder an, indem es sich auf ein Bein stellte, als wollte es tanzen:

„Huhu, ich möchte lustig sein! Schuckert's Dich nicht?"

„Sei nur lustig, wie Du willst!" sagte der Gaisenjörgel und stellte sich neben das Graurödchen hin, strich ihm über den Kopf als wolle er damit andeuten, daß er größer sei, als das graue Männlein und wohl keine Ursache habe sich zu fürchten. Dann sah er das seltsame Männlein nicht sehr achtungsvoll an und sagte: „Sei nur lustig, kleiner Kerl, mich schuckert's nicht!"

Da tanzte das graue Männlein mit den possierlichsten Geberden um das Feuer herum, daß sich der Jörgel hätte geradezu todtlachen mögen. Dabei rief es immer wieder:

„Aber warum schuckert's Dich nicht? Warum schuckert's Dich nicht?"

„Warum soll's mich auch schuckern?"

„Weil ich's graue Männlein bin! Weil ich's graue Männlein bin!"

„Ei so, Du hast den Pflasterer so durchgeprügelt! Man sollte gar nicht meinen, daß Du so stark wärst! Mich schuckert's nicht vor Dir. Ich habe Dir ja nichts zu Leide gethan. Aber sei nur lustig!" —

Jetzt schaute sich das Männchen um, sprang dann drei Schuhe in die Höhe als es die Gaise bemerkte, daß das Thier scheu aufsprang. Aber das Männlein rief:

„Ei, Du mein tausend Leben!
Du mußt ein schön's Rößlein geben!"

und sprang damit auf das arme Thier und klammerte sich fest wie ein Aeffchen. Die Gaise kriegte jetzt beinahe die Gaisengichter, wie man nach der Furchtsamkeit dieses Thieres die höchste Angst in der Pfalz benennt. Es zitterte und bebte und sah flehentlich nach dem Jörgel, während das Männchen sie dreimal um das Feuer herumritt. Da ist aber der Bube nicht faul, springt auf, packt das muthwillige Männchen an seinem weißen Barte und sagt:

„So hab' ich's nicht gemeint, Du närrisch Kerlchen! Laß meine arme Gaise in Ruhe, sonst werf ich Dich in's Gras herunter. Sie muß meinen Eltern und meinem Schwesterlein Nahrung geben und wenn Du so fort machst, geht sie noch drauf und wir sind arme Leute. Du kannst sie uns doch nicht ersetzen!"

Damit hatte er auch das Männlein schon in den Rasen gezogen und es wurde jetzt ganz still und gelassen.

„Wenn ich das gewußt hätte, daß Du so mit meiner Gaise umgehst, hätte ich Dich nichts essen lassen, Du Zwerg!" sagte Jörgel recht unmuthig über die Behandlung seiner armen Gefährtin. „Wenn sie drauf ginge, würdest Du uns doch keine andere geben können und wir müßten verhungern!"

„Ich hab' Theil an ihr! Ich hab' Theil an ihr!" sagte jetzt das Männchen und schaute nach dem zitternden Thiere.

„Du? Was hast Du denn für Theil an ihr?" fragte Jörgel, dem Thiere schmeichelnd, das sich an ihn anschmiegte.

„Du weidest sie Jahr aus Jahr ein auf meinen Gütern, an Hecken und Rainen und hier am Schloßberg. Was keinen anderen Herren hat, gehört mein, damit Du's nur weißt!"

„So! Da wärst Du ja ein reicher Mann!"

„Ob ich reich bin! Ob ich reich bin! Mir gehören alle Schätze der Erde. Was versunken und vergraben ist gehört mir und ich kann Dich so reich machen, als der Herr Pfarrer ist!"

„Du thust groß, hast aber noch nicht gezeigt, daß Du so gar reich bist. Der wälsche Wirth, der sich rühmte, von Dir etwas zu haben, hat sich das Geld entlehnt und meinen Vater unglücklich gemacht, — den Pflasterer von Waldrohrbach hast Du durchgeprügelt, — und halt, ja, ich kann mich erinnern, einmal gehört zu haben, daß Du eine arme Frau in den Schloßberg geführt hast. Aber das ist wohl ein bloßes Gerede, — ich glaub' Dir nicht, bis ich es seh."

„So guck'! sprach das Männchen und stieß mit dem Fuße in's Feuer. Und siehe da, das Feuer erlosch und es war da ein Loch in der Erde, das halbvoll goldener Thaler lag. Das Loch aber führte in einen weiten Gang, der sich bis hinüber in's Dorf unter die Kirche im Stift zog und bis hinauf zum Schlosse führte, dann weitere Nebengänge hatte hinüber in das Feld, wo man es in der Maria Magdalena hieß und hinüber nach dem St. Niclaskapellchen, das noch in seinen grauen Trümmern durch den Nebel schaute. Unter den Weinbergen hin lief der Gang, in welchen Jörgel dem Männchen folgte. Da lagen überall goldene Schätze, die versunken waren und Jörgel fragte:

„Warum läßt Du Alles das so ungenützt liegen, da Du doch droben damit so viele glücklich machen könntest?"

„Ich mache so die Leute auch glücklich. Das Gold wirkt durch den Boden und macht, daß der Wein eben so golden aussieht und so gut ist. Wer fleißig ist, gräbt das Gold schon heraus! Aber sieh da hinüber!"

Und Gaisenjörgel sah gegen das Schloß hin. Da saß unten im Berg der gute König Dagobert, welcher das Schloß und Kloster im Thal erbaut hatte, an einem goldenen Tisch mit seinen Helden und schlief und das Männchen sagte: „Bleiben wir weg, Du kannst ihn doch nicht erlösen!" Dann führte das Männchen den Buben wieder zum Ausgang hin und sagte:

„Deine Gaise wartet auf Dich. Sage Deinem Vater, was Du gesehen hast und welcher Schatz auf dem herrenlosen Anger liege, der ist zu heben durch einen fleißigen braven Mann! Du aber fülle Dir Dein Käpplein mit den Kohlen, die da glühen! Dann wirst Du bis Christtag eben so fröhlich sein wie reichere Kinder!"

Sie waren jetzt wieder auf den Anger gelangt und wo die Goldstücke gelegen waren, brannte wieder das Feuer und die Gaise lag daneben. Das Männlein aber war plötzlich verschwunden, als Jögel sich nach ihm umschaute. Ganz verwundert schaute Jörgel drein und bedauerte nur, daß die schönen Goldstücke sich wieder in Kohlen verwandelt hatten. Ringsum war es Nacht, dunkle Nacht, nur der alte Kastanienbaum, an den Jörgel angelehnt lag, war von dem rothen Feuer beleuchtet. Nun bedachte Jörgel, ob er mit

seinem Käpplein die Kohlen heimtragen solle. Aber das Käpplein dauerte ihn und was sollte er mit Kohlen daheim thun! Er löschte das Feuer aus und schob die Kohlen weg, siehe, da blinkte ihm gleich einem Sterne ein Goldstück entgegen, er scharrte mit dem Fuße noch weiter, — da war ein zweites. Aber dann keines mehr. In höchster Freude nahm er jetzt die Gaise an die Leine, steckte die übriggebliebenen Kartoffeln, Aepfel und Kastanien in die Tasche und eilte durch die Nacht heim. —

Andern Tages stand der Vater des Gaisenjörgels mit freudestrahlendem Gesichte vor dem Herrn Bürgermeister und sagte:

„Drüben am Schloßberg liegt ein Fleck Land, der herrenlos ist. Mein Jörgel hat geträumt, ich könne ein reicher Mann werden, wenn ich ihn bebaue und da will ich anfragen, ob ich's darf." — „O sicherlich!" sagte der Herr Bürgermeister, „das ist schön, daß Ihr Euch durch eignen Fleiß ein Gut erwerben wollt. Das Land droben trägt Gold, nicht blos bildlich gesprochen. Es sind dort schon oft Goldstücke von den Maulwürfen aufgestoßen worden und wer vorüberging konnt's aufheben. Hat's auch noch keiner liegen lassen. Glück zu!" Der Mann schmunzelte und fing noch im nämlichen Winter an, den Boden droben umzuwühlen und auszuroden. Ob er noch mehr Goldstücke gefunden, hat er nicht gesagt, aber nach vier Jahren trank er auf Weihnachten schon den ersten „Jungfernwein", der dorten wuchs, mit seinen Kindern. Den übrigen hat er verkauft. Der Gaisenjörgel aber hütet schon lange keine Gaise mehr, sondern fährt mit einem Paar Ochsen jetzt ins Feld, wo er stattliche Güter hat. Denn er ist ein geachteter Bauer und saß schon im Gemeinderath. Sein liebstes Stück Land ist ihm aber der Wingert am Schloßberg, wo er einmal als Kind vom grauen Männlein träumte.

Die französische Taubenpost.

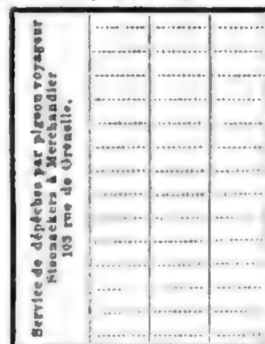
Der Moniteur Universel vom 27. Nov. bringt einen Artikel über die in Frankreich eingeführte Taubenpost, dem der Preuß. Staatsanzeiger Folgendes entnimmt:

Das System bestand darin, in Tours alle aus der Provinz gesendeten Telegramme zu centralisiren, ohne etwas an ihrer gewöhnlichen Form zu ändern, sie dann zusammenzudrängen, indem man sie in der Art typographirte, daß man daraus gewisser Maßen die Spalten eines Journals bildete, sie ferner unter Reduction ihrer Fläche auf den möglichst geringen Maßstab zu photographiren, und endlich diese Photographien durch Tauben nach Paris an die Central-Postverwaltung zu senden, welche damit betraut war, den Inhalt, photographisch vergrößert, auf telegraphischem Wege an seine Bestimmungsorte in der Stadt weiter zu senden. Das System ist den 8. November eingeführt und am 14. November hat die Verwaltung die erste Nummer dieser Art eines telegraphisch-photographischen Journals in sehr kleinen Schriftzeichen empfangen, welches zu lesen nur den Gebrauch einer starken Loupe erfordert. Bei Mame in Tours, dessen bedeutende Geräthschaften allein für ein so ausgedehntes Werk ausreichen konnten, wurden die Bogen zusammengesetzt, deren Abdruck sogleich photographirt wurde. Die erste Nummer von 12 Centimetern in Quadratfläche enthält 226 Depeschen aus allen Gegenden Frankreichs und des Auslandes. Eben so leicht, als die Besorgung eingerichtet wurde, bedurfte auch das Publikum nur der Anweisung, was es zu thun hatte, um diese kleine Zahl von Depeschen möglichst auszunutzen. Mehrere Familien in derselben Stadt, welche Verwandte oder Freunde in Paris hatten, vereinigten sich aus freien Stücken und sandten Gesammt-Telegramme, in der Art, daß 250 Depeschen in Wirklichkeit Nachrichten von mehr als 1000 Familien brachten. Die gewöhnliche typographische Zusammenstellung wird auf dem Wege der Photographie mikroskopisch reducirt, so daß sie ein kleines Papierquartblättchen von 30 bis 40 Millimeter ausfüllt, welches zusammengerollt in einen Federkiel verborgen wird, den man mit 3 Fäden der Länge nach an eine Schwanzfeder der betreffenden Brieftaube bindet. Dieses kleine Blättchen, mit einer starken Loupe kaum lesbar, hat das Aeußere eines Journals mit 4 Spalten. Diejenige zur linken Seite enthält die Worte: „Dienst der Brieftaubenpost. Steenackers (General-Post- und Telegraphendirector) an Merchandier, 103, Rue de Grenelle". Die drei anderen Spalten enthalten den Wortlaut der Depeschen, eine nach der anderen, ohne Weiß noch Zwischenreihen, Alles auf der Vorderseite, auf der Kehrseite bleibt die mit der Steenackers'schen Adresse correspondirende Spalte weiß, die drei anderen Spalten sind voll Depeschen wie die auf der Vorderseite.

Die in Paris am 25. November 4 Uhr mit der Nachricht von der Wiedereinnahme von Orleans eingetroffenen 226 Depeschen waren in vier Stunden Zeit vergrößert und umgesetzt und um 11 Uhr Abends an ihren Bestimmungsorten.

Mit der Loupe, deren man sich bedient, kommen die Buchstaben auf die Größe der Buchstaben heraus, welche man zu den Minuskel-Anzeigen der Times benutzt.

Die folgende Zeichnung zeigt die erste Seite der Depesche in der wirklichen Größe des Originals.



Die zum Transport der Depeschen verwandten Tauben gehören einer Gattung an, welche, größer als unsere gewöhnliche Haustaube, etwa 15 Zoll lang und ein bis anderthalb Pfund schwer, große Aehnlichkeit

mit unserer wilden Taube hat. Während diese jedoch grau von Gefieder mit schwarzen Flügeln ist und eine weiße Binde ihre Flügel zeichnet, ist die Brieftaube in der Regel dunkelbraun oder ganz schwarz. Ihre Brustmuskeln sind sehr groß und stark und bekunden ihre Flugkraft und Ausdauer. Die Vorzüge dieses Thieres sind seine Heimathsliebe und sein scharfes Gesicht. Der Ornitholog Rennie sagt darüber, das Auge allein sei Ursache, daß die Taube jene außerordentlichen Leistungen vollführen kann, welche von frühester Zeit an das Erstaunen der Menschen erregt haben. Läßt man die Tauben aus einem Sack heraus, in den sie gesteckt wurden, um ihren Augen die Gegenstände umher zu entziehen, so umkreisen sie zunächst die Stelle, wo sie in Freiheit gesetzt worden, in mit jeder Minute sich erweiternden Cirkeln, indem sie sich gleichzeitig höher in die Luft emporschwingen. So lange das Auge die Taube erkennen kann, sieht man sie diese kreisende, steigende Bewegung fortsetzen, jedenfalls so lange, bis sie bestimmte Gegenstände unterscheidet, welche ihr die einzuschlagende Richtung angeben.

Ganz die entgegengesetzte Bewegung macht die aus einem Luftschiffe entsandte Taube. Eine geraume Zeit stürzt sie sich senkrecht herab, dann erst beschreibt sie sich stets vergrößernde Spiralen und senkt sich dabei tiefer und tiefer, bis sie die Umgebungen so weit erkennen kann, daß sie sich zu orientiren vermag.

Im Zustande der Wildheit, in welchem sie in Amerika getroffen wird, fliegt die Taube in großen Schaaren über endlose Landstrecken stets in den höchsten Luftregionen dahin, bis sie ein passendes Fruchtfeld zu ihrer Nahrung erspäht, auf welches sie sich herabstürzt.

Don Juan Prim.

Ueber diesen Mann, der am 30. December 1870 den Kugeln unbekannter Verschwörer erlegen ist, schreibt die Köln. Ztg.:

Prim, geboren 1814, hatte als Politiker und als Militär von der Pike an gedient, er war durchweg Autodidakt, seine Gegner und manche seiner Freunde behaupteten sogar, er sei nie aus dem Dilettantismus herausgekommen, mehr Blender als solider General, mehr Agitator als einsichtiger Minister, mehr schlauer Erlister als kalter Berechner. Bei Castillejos hat er sich tapfer geschlagen, während er auf der Krim und später auch in Spanien für keinen geschulten höhern Offizier galt; bei Abschließung des Vertrages von La Soledad in Mexico bewies er den gewandten Unterhändler, während er bei so manchen andern Gelegenheiten sich mehr als „zu Allem fähig" denn als auf ein des Blutes und der Mühen werthes edles Ziel lossteuernd zeigte. Es fehlte ihm nicht an einer gewissen Fähigkeit, die Massen zu beherrschen, und doch hat er sich niemals eines unbedingten Vertrauens erfreut, weder bei dem Volke noch bei den politischen Faiseurs, weder am Hofe Isabella's, als er in Gunst stand, noch bei seinen Collegen Serrano und Topete, mit denen er das September-Triumvirat bildete. Freilich ist es schwer, aus Spanien, diesem politischen Hexenbrei, wieder eine compacte Masse zu bilden, auf welcher ein Thron oder ein Präsidentenstuhl Stand gewinnen möchte. Immerhin sind aber die Folgen von Prim's Tod in diesem Augenblicke noch schwer zu berechnen: vielleicht ist er ein Glück der neuen Dynastie, vielleicht der Anfang zu ihrem Ende. Eine Partei, welche den Fluch eines so schmählichen Attentates auf sich geladen, pflegt in Staaten, wo es ein reges politisches Gewissen gibt, auf Jahre, ja auf Jahrzehnte gebrandmarkt zu sein; ob dieß indeß auf die heutigen Spanier zutrifft, muß erst die Folge lehren. Haben die Republikaner gesündigt, so werden sie jetzt oder später es büßen; ist die Entrüstung des Volkes über diesen Meuchelmord wirklich so tief, wie die officiellen Telegramme behaupten, so kann sie ein Schatz für die Monarchie werden; doch ist sie auch nachhaltig? Wir haben leider bei den Spaniern nur zu oft denselben Leichtsinn und dieselbe kindische Wandelbarkeit erleben müssen, wie bei den Neugriechen. Eine eiserne Hand braucht Spanien, die vor allen Dingen den Deckel auf dem Staatsschatze zuzuhalten versteht. Unter dem Triumvirate ist das Land zwar leidlich ruhig geblieben, aber die Finanzverhältnisse wurden nicht besser, der Nationalwohlstand wuchs nicht und das Heer verzehrte den Schweiß des Bauers.

Prim verdiente sich die Sporen als Krieger und Parteimann im Bürgerkriege, der zu Isabellens Thronbesteigung führte. Er war dazumal erst neunzehnjährig, vier Jahre später machte Christine ihn schon zum Obersten. Im Monat November 1842 war er in die Progressistenverschwörung verwickelt und floh nach Frankreich. Eine neue Bewegung führte ihn nach Spanien zurück; das Pronunciamento von Reus mißlang, in Barcelona aber war es glücklicher, Espartero ward gestürzt, Christine triumphirte und ihr Helfershelfer wurde zum General, Grafen von Reus und Gouverneur von Madrid befördert; doch die Freude dauerte nicht lange: die Octoberumwälzung schleuderte ihn vor das Kriegsgericht, und wenn er auch das Leben rettete und mit sechs Jahren Festungshaft davon kam, so wurde er doch von allen Parteien als „Verräther" betrachtet. Auf Bitten seiner alten Mutter nach sechs Monaten begnadigt, begann er seinen zweiten Lebensabschnitt: neun Jahre der Unbetheiligtheit an den politischen Händeln. Im Jahre 1853 ging er nach der Türkei und focht gegen die Russen; im nächsten Jahre wurde er in Folge seines kriegerischen Ruhmes in die Cortes gewählt und ging nun mit den monarchischen Progressisten, die zu Espartero und Olozaga hielten. Der Feldzug nach Marokko 1859 und 1860 brachte ihm den Titel eines Marquis von Castillejos, wie zu Ende 1861 die Ernennung zum Oberbefehlshaber der Expedition nach Mexico, wo er am 19. Februar 1862 den bekannten Vertrag von La Soledad abschloß. Kaum wieder in Spanien, schmiedete er ein Militärcomplot, wurde in Oviedo internirt, floh in's Ausland, wurde im Juni 1863 nach Madrid zurückberufen und begann nun den erbitterten Kampf gegen O'Donnel. Am 3. Januar 1866 machte er den Militäraufstand in Aranjuez, der jedoch mit seiner Flucht nach Portugal endete, von wo er nach London ging. Im Mai 1867 mißglückte ein neuer Versuch, die Königin zu stürzen, doch im September 1868 gelang es ihm, Isabella zu verjagen und die Wendung herbeizuführen, an deren Schlusse ihn die Kugeln der Meuchelmörder vom Schauplatze abriefen.

Die September-Revolution ist in frischem Gedächtniß, ihre innere Geschichte jedoch noch im Helldunkel. Serrano hatte sich nur in halber Verzweiflung mit ihm eingelassen, Topete galt offen als Agent des Herzogs von Montpensier. Von dem Ursprunge des Geldes, das zum Gelingen der Revolution so wesentlich beitrug, gingen allerlei Sagen; die Einen nannten den Herzog von Montpensier, den sonst so geizigen jüngsten Sohn Louis Philippe's und Gemahl der Schwester Isabella's, die Andern wiesen auf geheime Einverständnisse mit Napoleon III. hin, während dieser doch hinterher mit der Königin Isabella Ostentation trieb, zu viel vielleicht.

Gegenüber den Aufstandsversuchen der Republikaner war Prim unerbittlich streng; den Isabellinos und Carlisten zeigte er eine gründliche Verachtung. So war der Mann, der jetzt jählings hinweggerissen wurde von einem der wilden Wetter, denen er in den letzten Jahren so oft getrotzt hatte. Seine Feinde sagen: „Er hat geerntet, was er gesäet hatte; er kam als Aufwiegler und Verschwörer empor, und er fiel von dem Blei Verschworener!"

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 4. | Speyer, Dienstag, den 10. Januar | 1871.

Zeitgedichte.

* Aus Amerika. *)

Die „Wacht am Rhein" ist nun verklungen,
Ein Gruß an's deutsche Vaterland.
Aus treuer Brust ist sie gedrungen,
Die wiedergab, was sie empfand.
O, brauset fort, ihr süßen Töne,
In jedes Herz wie Sturmesweh'n! —
Ein Mahnruf an Germania's Söhne,
Klingt hin vom Thal zu Bergeshöh'n!

Es tönt gar traut im deutschen Norden,
Dies kern'ge Lied, am Meeresstrand;
Es hallt in rauschenden Accorden
Im Süden von der Felsenwand.
Einst klang und bebt' es klagend, leise,
Gleich einer Aeolsharfe Klang;
Jetzt braust es hin wie Sturmesweise,
Wie Feuersgluth und Thatendrang.

Was einst die Dichter froh besungen,
Von der Begeist'rung Hauch durchglüht,
Was ahnungsvoll die Brust durchdrungen,
Ein süßes Traumbild im Gemüth —
Zur Wahrheit ward's, zum vollen Leben,
Nicht eitler Trug mehr, hohler Schein;
Stolz darf's die Lippe wiedergeben:
„Lieb' Vaterland, magst ruhig sein!"

O, laßt es nicht umsonst verschweben,
Dies Bild! O nein, mög' jedes Herz
In stolzester Begeist'rung beben,
Die unsern Geist hebt himmelwärts!
Laßt bei der Brüder blut'gem Ringen
Dies unser Gruß und Antwort sein,
Die nun in and'rem Sinn mag klingen:
„Lieb' Vaterland, magst ruhig sein!"

Wild tost der Krieg durch Frankreichs Gauen,
Und Noth und Tod er mit sich führt,
Mit edlem Blut tränkt er die Auen,
Die sonst der Aehren Gold geziert.
Dem Vaterschutz enteilt der Knabe,
Den Jüngling läßt's nicht mehr zu Haus;
Der Mann, der Greis, als Opfergabe,
Stellt selbst sich noch zum ernsten Strauß.

So eilt ein Jeder, seine Gabe
Dem Vaterlande gern zu weih'n;
So laßt auch uns mit uns'rer Habe
Erkenntlich in der Fremde sein.
Nicht können wir hinüber eilen,
Zu schirmen es mit uns'rem Blut,
Jedoch geschlag'ne Wunden heilen
Mit uns'rer Liebe, uns'rem Gut.

Gedenkt der Armen, die, getroffen
Von zack'gem Blei, vom blut'gen Stahl,
Zum Tode matt, die Wunden offen,
Dort lagern in dem Krankensaal.
Geht nicht durch Mark und Bein ihr Stöhnen?
Greift nicht in's Herz ihr lauter Schmerz?
Soll'n sie vergeh'n in ihrem Sehnen?
Vergebens rufen himmelwärts?

Gedenkt der Wittwen, die verlassen
Zu Hause weinen, schwer betrübt,
Sich härmen, daß der mußt' erblassen
Zu früh, den sie so heiß geliebt.
Da schwindet jede Lebensfreude,
Wo solche Lücken schlägt der Tod,
Ja, zu der Seele tiefstem Leide
Gesellt sich noch die bitt're Noth.

Gedenkt der Waisen, die vergebens
Nun „Vater" schrei'n im öden Haus;
Die nach dem Hüter ihres Lebens
Umsonst die Arme breiten aus.
Er ruht indeß in fremder Erde,
Ein schmucklos Kreuzlein ziert sein Grab.
Was aus den armen Waisen werde,
Hängt nun von And'rer Liebe ab.

Soll dieser Jammer uns nicht rühren?
Gibt nicht sich unser Mitleid kund?
Auf! Laßt uns uns're Hände rühren
Zum Liebeswerk in dieser Stund'!
Für jede Gabe Freudenthränen,
Ein innig, heilig Dankgefühl!
Auf! Stillt der Seelen heißes Sehnen!
Des Guten thut man nie zu viel.

So braust, ihr Töne, denn zusammen
Durch diese Räume, voll und laut!
Schürt mächtig der Begeist'rung Flammen!
Und weckt die Liebe, zart und traut!
Wahr ist's, viel seliger als Nehmen,
Ist Geben, Wohlthun und Erfreu'n,
Nicht soll der Festgruß uns beschämen:
„Lieb' Vaterland, magst ruhig sein!"

Karl Weil aus Speyer.

*) Der Verfasser ist Pastor an der Smithfield-Street-Kirche in Pittsburgh, Pa. und das Gedicht wurde von demselben in einem Concert vorgetragen, das die Kirchengemeinde zum Besten des deutsch-patriotischen Hilfsfonds veranstaltete. Das Concert ertrug 1500 Gulden.

Stille Wasser sind tief. *)

Novelle von Luise Ernesti.

Nach Lavater hat Alles im Leben eine Physiognomie. Für diese Ansicht bürgte selbst ein Etwas, dem sonst das wohl gerade nicht nachgesagt werden kann, was man im gewöhnlichen Erdendasein unter Physiognomie zu verstehen pflegt. — Es war ein Klingelzug! ... Laut, hart, gewissermaßen herausfordernd, durchtönte er in der Frühe eines Pfingstmorgens den eleganten Vorsaal eines erhöhten Parterres, wo es trotz des Sonn- und Feiertages gar wenig sabbathlich aussah. Da standen auf Marmorconsolen und kleinen Tischen — auf dem Fenstersimse und am Fußboden die Ueberreste eines exquisiten Mahles: Braten, Pasteten, Kuchen, Crêmes zwischen halbgefüllten Champagnerflaschen in Eiskübeln, zwischen hellgeschliffenen Krystallcaraffen, Pokalen und Gläsern mit den letzten Tropfen eines Château Lafitte oder echten Johannisberger; — da lagen auf einem Stuhle die diversen Kleidungsstücke, welche den Anzug eines jungen Kriegers der Jetztzeit bilden; und inmitten dieses Chaos von Sachen und Dingen befand sich ein junger Soldat, der eifrig beschäftigt war, an äußerster Kante der einen Console, wo nothdürftig Raum erobert, Kaffee zu brauen, dessen Aroma bereits die Luft durchzog.

Bei dem plötzlichen, dem Anschein nach sehr unvermuthet ertönenden Klingelzuge nahm das ehrliche und gutmüthige Gesicht des Soldaten einen Ausdruck höchsten Entsetzens an und er ließ in einem so sichtbar zu Tage tretenden Schreck den Kessel mit dem siedenden Wasser fallen, den er gerade in der Hand hielt und welcher sich zu seinem jähen Sturz auf die Erde noch die silberne Kaffeekanne und herrliche Mundtasse als Gesellschafter mitnahm. Klirrend — polternd schlug Alles zu Boden; ... erstarrt, wie gelähmt stand der junge Bursche da! ... Ja, es war unverkennbar, dieser Klingelzug, der nach Lavater eine Physiognomie besaß, hatte eine sehr unangenehme. Unmöglich konnte sonst der Soldat so verstört aussehen, so völlig fassungslos den Klöpfel der Klingel betrachten, der, sich mehr und mehr beschwichtigend, nun so langsam hin und her schwankte, als schüttle er äußerst bedenklich das Haupt ob jener Physiognomie, die man ihm gegeben.

Viel Zeit blieb dem Soldaten nicht zur Beobachtung — zum Nachdenken. Kaum strömte die heiße Fluth des Kessels über den Rest einer Makronentorte dahin — kaum lagen die Scherben der Tasse am Boden, zwischen denen die dicke silberne Kanne schwerfällig nach Rechts und Links kollerte — in einzelnen starken Schlußaccorden den großen Spectakel beendend — da öffnete sich auch schon, ebenso plötzlich wie es geklingelt hatte, eine Thür neben dem entsetzten Soldaten und in ihrem Rahmen erschien eine jugendlich schlanke Männergestalt in eleganter Morgenkleidung, mit einem Antlitz, das nur zu deutlich auf ein moralisches Ungewitter schließen ließ. — Ein Griff — ein Ruck von seiner starken Hand und er hatte den entsetzten Soldaten zu sich in die Stube gezogen, eine Uebersiedelung, die diesem keineswegs zur Wiedererlangung seiner Ruhe und Fassung verhalf. So leise, wie der Herr die Thür geöffnet hatte, schloß er sie auch wieder und leise — jedoch mit einer Stimme, die einzig Aufregung und Zorn derartig erstickten — fragte er:

„Tölpel, gebot ich Dir nicht, Dich stille, ganz stille zu verhalten?"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!" stotterte der Soldat.

„Und doch machst Du solchen Höllenlärm, gerade in dem Augenblicke, wo er klingelt?"

„Er? — Ach, um Gott, Graf Lothar, Sie glauben also auch, daß Er es ist?"

„Nun, zum Teufel, wer Anders als Der, der heut das Geld zu fordern hat und ein so unverschämter Gläubiger ist, wird so zu klingeln wagen?"

„Das dachte ich auch — und der Schreck, daß er jetzt, in so früher Morgenstunde, schon kommt und da ist . . . o, bei dem Gedanken einzig fiel mir der Kaffee aus den Händen."

Die Miene des jungen Soldaten war so kläglich, daß sein Herr bei dem Anblick in lautes Lachen ausbrach — immer herzlicher lachte, als es draußen von Neuem und sehr stark klingelte und der Bursche, bei diesem Ton erzitternd, auf den nahestehenden Stuhl sich setzte — den Kopf neigend — die Hände über dem Knie faltend verzweifelnd ausrief: „Ja er ists — er ists! — nur Mirzemaier läutet so!"

„Gewiß ist er es!" bestätigte der Officier im heitersten Tone und all sein Zorn auf den Burschen schien wie mit Blitzesschlag verschwunden zu sein. Mit bestem Humor in Stimme und Antlitz — mit einem Humor, der seiner innersten Natur sehr eigenthümlich sein mußte, um in einer anscheinend so übeln Situation so schnell wieder hervorbrechen zu können, setzte er hinzu: „Nach Deinem Donnergepolter mit Kaffeekessel und Kanne, da wird es nun nichts sein mit unserm „Nicht zu Hause". Jetzt gilt es einen andern Ausweg finden, Friedrich! — Besinne Dich, was Du ihm sagen willst."

„Ich? —" Der Soldat schnellte vom Stuhl empor und sah auf seinen Herrn voll Angst.

„Ja, Friedrich, Du! — Du hast es zu verhindern, daß Mirzemaier mich weder hier im Hause sieht, noch spricht, bis der Brief, bis die Hülfe aus Altenzell da ist. Auf der Straße will ich mich schon vor ihm hüten."

„Ach, Graf Lothar — Sie kennen Mirzemaier — der ist nicht fürs Verhindern. Er ist zu klug und schlau."

„Nun, Friedrich, Du bist doch auch nicht immer auf den Kopf gefallen."

Das Compliment, das hiermit dem Soldaten gemacht war, blieb wirkungslos — die Freude darüber ging auch möglicher Weise in dem Sturmgeläut unter, das die Klingel vollbrachte. Der Soldat stand geradezu vernichtet; — er sah so dumm, so betroffen in seiner Angst aus, daß, hätte sein Herr ihn angeblickt, er sicher von dieser Physiognomie keine gründliche

*) Aus dem „neuen Blatt."

Rettung erwartet — kaum flüchtigsten Schutz erhofft hätte! . . . . Der Officier sah aber den Soldaten nicht an. Das Klingeln schien ihm die Laune zu verderben, er ging mit stürmischen Schritten in seinem eleganten Schlafzimmer auf und nieder, stieß im Vorüberkommen die hohen Flügelthüren auf, die zu dem angrenzenden Gemach führten und man gewann dadurch Einblick in die Räume, welche ihm zur Wohnung dienten: ein weiter Salon, ein kleines Arbeitszimmer, ein Speisesaal, dann noch ein Saal, in dem ein schönes Billard stand. — Die ganze Ausstattung der verschiedenen Räume entsprach der Wohnung selbst, die sicher eine der schönsten Potsdams war in Hinsicht der Lage und des Baustyls. Wie wenig harmonirte aber mit dem schönen Bilde des Comforts und Behagens jener ungestüme Gläubiger an der Eingangspforte des kleinen häuslichen Paradieses!

„Friedrich, der Hallunke hat sicher geahnt, daß ich mich heute mit einer Landpartie herauszureden gedachte."

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!" entgegnete Friedrich ruhiger. Er schien Fassung und militärische Haltung während der Promenade seines Herrn wiedergewonnen zu haben.

„Sicher patrouillirte er auch schon lange in der Straße auf und ab — möglicher Weise ist er in der Nähe des Hauses seit dem Morgengrauen des Tages, den er mir als „letzte Frist" gegeben hat. Meinst Du nicht, Friedrich?"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant."

„Hol Dich der Kukuk mit Deinem zu Befehl. Rede, sprich, was willst Du thun — wir haben Zeit nicht zu verlieren."

„Ach, Herr Lieutenant — lieber, bester Graf Lothar, Sie machen doch wohl nur einen Ihrer ewigen Scherze, daß ich Etwas gegen Abraham Mirzemaier ausrichten soll und könnte."

„Nein, wahrlich Friedrich, ich rede im vollkommenen Ernste. Nebenbei bist Du Schuld, daß jene Ausflucht mit der Landpartie verunglückte; Du also hast für Anderes zu sorgen und mußt Genügendes auffinden, Mirzemaier bald möglichst aus dem Hause zu bringen, damit auch ich hinauskann."

„Gott im Himmel!" rief der Soldat verzweifelnd, um nach kurzer Pause kläglich beizufügen: „O, hätte ich doch gestern geredet, dann wäre sicher heute Alles gut und —"

Friedrich stockte. Er schien zu bereuen, so viel gesagt zu haben, zog in höchster Verlegenheit sein kleines Taschentuch hervor, wischte sich die Schweißtropfen von der Stirn, sah seinen Herrn mit unverkennbarer Angst an, preßte endlich dies blau und weiß gewürfelte Tuch wie einen Ball zusammen und sprach in flehendem Tone: „Ach, Herr Lieutenant, verzeihen Sie, bedenken Sie, wir waren Jugendfreunde — entschuldigen Sie, ich meine Spielkameraden — das heißt, Sie, der junge Herr Graf, hatten die Güte, mit mir, dem armen Bauernknaben, zuweilen zu spielen, wenn Sie auf dem Schlosse Ihres Herrn Onkels zum Besuch waren und darum —"

Der Officier, der staunend den Soldaten in seiner Angst betrachtet hatte, rief ungeduldig:

„Mensch, so komme doch nur endlich zur Besinnung! — thust Du doch gerade als pflegte ich Dir zehnmal am Tage den Kopf abzureißen. Was that ich Dir, das diese Angst vor mir rechtfertigt?"

„Nichts — gar nichts — ich bin nur zu unverschämt gewesen, davon zu sprechen, was ich gestern dachte und Das mich ja gar nichts angeht."

„Was wars! — ein Ausweg — eine Rettung?"

„Ja, ganz gewiß — jedoch —"

„Nun, ich muß sagen, Dir hat der Mirzemaier allen Verstand genommen. So rede doch. Dir war doch noch nie die Zunge angewachsen, und so dumm Du oft aussiehst, so gescheit hast Du schon mitunter gehandelt. — Sagte ich Dir auch vor einigen Tagen, Du schienst nicht vergessen zu können, daß die alten Zeiten dahin — daß wir nicht mehr in Altenzells Wälder wären und die Eichkätzchen jagten— daß ich jetzt Dein Herr und Vorgesetzter sei und Du nur das Losungswort hättest: „zu Befehl" — — Du weißt darum doch, wie die Strafpredigt gemeint war. Ich erinnere Dich nur an vorhin, wie lustig Du da warst und wie Du meintest, es sei heute Pfingsten und da müsse man fröhlich sein. Rede also ruhig von Allem."

(Fortsetzung folgt.)

* Die innere Einrichtung der neuen katholischen Kirche zu Bellheim.

Schon seit länger als 5 Monaten sind unsere Blicke fast nur an große Heerzüge, Proviant- und Fouragecolonnen, an gefangene Franzosen, sowie an verwundete und kranke Krieger gewöhnt; Zeitungen und öffentliche Blätter stehen seit dieser Zeit fast ausschließlich im Dienst des Mars.

Zur Abwechslung sei es den Einsender Dieses vergönnt, die Blicke der Leser Ihres geschätzten Blattes heute auf ein anderes Bild, auf einen Ort des Friedens und der Ruhe zu lenken. Es ist dieses nemlich die vor einiger Zeit in der neuen katholischen Kirche zu Bellheim aufgestellte neue Kanzel, die in jeder Beziehung ein vollendetes Meisterstück genannt werden darf und ihres gleichen in der Pfalz — ja man behauptet nicht zu viel — selbst in den größten Kathedralen Deutschlands nicht leicht finden wird.

Den Formen der neuen Kirche entsprechend, ist sie in gothischem Style gearbeitet; Sockel, Säule und Tribüne prangen in stylgerechtem zierlichen Maßwerk. Die 5 Felder der Tribüne sind mit dem Bilde des Heilandes und den Symbolen der 4 Evangelisten geziert, sämmtliche Gliederungen und Gesimse zeigen reine schöne Formen und Verhältnisse.

Der Schalldeckel, in richtiger Höhe über dem Prediger angebracht, ist mit reichem Schnitzwerk versehen und durch ein entsprechend mit Krappen und Fialen geziertes durchbrochenes Thürmchen bekrönt, das in ein Kreuz endigt, dessen Spitze etwa 8 Meter den Boden der Kirche überragt. Der untere Theil des

Schalldeckels trägt in der Mitte, von einer Rosette und Maaßwerksfüllungen umgeben, eine weiße Taube, das Sinnbild des h. Geistes. Die ganz aus Eichenholz hergestellte gewundene Stiege hat ein zierlich durchbrochenes Geländer mit handlichem Griffe und ist sehr bequem zu ersteigen.

Die Fassung und reiche Vergoldung des Ganzen hebt die Formen und einzelnen Glieder kräftig heraus und macht dabei einen ebenso würdigen und ernsten, als prächtigen Eindruck. — Die ganze Arbeit ist mit vollendetem technischen Geschick, großem Fleiße, solid, rein und scharf hergestellt und steht zum Preise von 1300 fl. in richtigem Verhältniß.

Der Meister dieser Kanzel ist Herr Schreinermeister Konrad Schwaab in Speyer, der durch den Bau derselben seine Meisterschaft in Ausführung von Kirchenarbeiten wieder auf's Glänzendste bewiesen hat. Auch die Kirchenstühle, sowie die Communionbank sind aus Eichenholz gothisch gearbeitet und von demselben Meister; die Letztere besonders wirkt durch ihr prächtig ausgearbeitetes Maaßwerk auf jeden Beschauer sehr wohlthuend.

In einigen Wochen wird Herr Schwaab auch den neuen Hochaltar, der genau dem Style der Kanzel entspricht, und mit Altartisch und Stufengang in runder Summe den Betrag von 4000 fl. erreichen wird, in Bellheim aufstellen und sodann die beiden Nebenaltäre in Angriff nehmen, die dem Hochaltar nach den vorgelegten Plänen ganz entsprechen. Die Beichtstühle aus Eichenholz gearbeitet und den Formen der Communionbank entsprechend, werden ebenfalls nicht wenig zur Ausschmückung des Gotteshauses beitragen; der Preis für je einen wird 500 fl. sein. Die Weihwasserbecken, aus feinem Marmor, 4 an der Zahl, sind bereits am Eingange der verschiedenen Thüren angebracht.

Im Laufe des künftigen Jahres wird sodann die Kirche im Innern vollständig eingerichtet und nicht nur eine Zierde der Gemeinde, sondern der ganzen Pfalz sein; selten wird man vielleicht ein Gotteshaus wieder finden, das in seiner Ausführung so erhaben, auch im Innern eben so großartig eingerichtet ist, wie die kathol. Kirche zu Bellheim.

Schließlich sei noch bemerkt, daß nicht nur diese Kirche durch die politische Gemeinde erbaut wurde, sondern auch die Kosten für die innere Ausstattung und Verschönerung ganz aus der Gemeindekasse bestritten werden, was gewiß ein lautes Zeugniß ist von opferwilligem und ächt christlichem Sinn, sowohl der Ortsverwaltung als der ganzen Gemeinde.

Miscellen.

St. Johann a. d. Saar, 6. Jan. In vergangener Nacht wurde die Direction hiesiger Eisenbahn mit der Nachricht alarmirt, daß sich bei Farschweiler (zwischen Saargemünd und Forbach) Francstireurs zeigten, welche eine Zerstörung der Bahn beabsichtigten. Auf telegraphische Ordre sandte die Etappe Saargemünd 2 Detachements nach den bedrohten Punkten. Die eine dieser Patrouillen brachte die Nachricht zurück, daß sich die feindlichen Banden nach dem Elsaß gewandt hätten, während von dem zweiten Detachement bis jetzt noch keine Nachrichten eingingen. In Verbindung mit diesem Streifzug scheint ein anderer Vorgang zu stehen, der in allernächster Nähe stattfand. Der Bahnwärter beim nächsten Dorfe Brebach, 1/2 Stunde von hier, meldete, es seien in letzter Nacht 9 bewaffnete Lothringer auf seiner Strecke erschienen, die eine Zerstörung der Schienen beabsichtigten; auf seinen Hilferuf und Drohung aber, es befänden sich Soldaten im Ort, und er werde sie gefangen nehmen lassen, hätten sich dieselben zurückgezogen. In Folge dieser wenn auch kleinen, so doch beunruhigenden Anzeichen von feindseliger Gesinnung der Nachbarn sollen demnächst die Truppencommandos hier und in Saargemünd Verstärkung erhalten.

Berlin, 7. Jan. Der heilige Crispinus hat einen Nachfolger gefunden. Herr Strousberg löst zwar die rumänischen Coupons nicht ein, läßt aber, wie in den Vorjahren Brennholz unter die Armen vertheilen. Man erzählt, daß Herr Minister Camphausen großen Versuchen widerstanden hat, denen er von den hochadeligen Geschäftsfreunden des Dr. Strousberg ausgesetzt worden war: er sollte nämlich die sogenannten Actien der neuen Eisenbahngesellschaft des genannten Herrn durch die Bundesdarlehnskassen lombardiren lassen. Man suche für diese Machination sogar sehr hochgestellte Persönlichkeiten zu interessiren.

Es ist bekannt, daß die Gletscher nicht unveränderliche Stellungen einnehmen, sondern in einer Wanderung begriffen sind, die, wenn auch in kurzen Zeiträumen unmerklich, im Laufe der Jahre sehr beträchtliche Landstrecken umfassen kann. Eine Mittheilung des Herrn Tscheinen in der „Vierteljahrsschrift der Züricher naturforschenden Gesellschaft“ enthält nähere Angaben über die Wanderungen des bei den Touristen so beliebten Gorner- oder Monte-Rosa-Gletschers bei Zermatt. Seit etwa einem halben Jahrhundert näherte sich derselbe mit äußerst bedenklicher Geschwindigkeit dem Orte und verschlang auf seinem Wege Kornäcker und Wiesen, während er Felsblöcke und Geröll vor sich herwälzte. Seine Geschwindigkeit betrug in den Frühlingsmonaten etwa ein halbes Klafter in der Woche, was, auf eine Viertelstunde in der Breite gerechnet, einen sehr beträchtlichen Schaden zur Folge hat. Glücklicher Weise ist seit etwa einem Jahrzehnd der Gletscher im Umkehren. Wenn demnach auch für den Ort selbst demnächst keine Gefahr mehr obwaltet, so ist doch durch die Massen von Felsblöcken u. s. w., die der Gletscher mit sich führte, eine Bebauung des von ihm verwüsteten Feldes vorläufig durchaus unmöglich geworden.

Homonyme.

War ein Studio flott und fein;
Auf der Ferienreise
Kehrt' ich beim Herrn Pfarrer ein, —
In des Wortes Weise
War ich ihm empfohlen sehr, —
Und er sprach gemüthlich:
„Setzen Sie sich nur gleich her,
Und thun Sie sich gütlich!“
Und wir schmausten königlich,
Doch als kam der Braten,
Merkte am Herrn Pfarrer ich,
Daß er nicht gerathen:
„Jungfer Köchin, ach! das Wort
Ist ja Ihre Ente.
Hätte Lust und schickt' Sie fort,
Wenn ich's ändern könnte.“
Lassen Sie sich künftighin,
Was Sie Mittags bieten,
Mehr das Wort sein, heute bin
Ich sehr unzufrieden.

Auflösung der Charade in Nr. 1.

Hochwasser.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 5. Speyer, Donnerstag, den 12. Januar 1871.

Stille Wasser sind tief.

Novelle von Luise Ernesti.

(Fortsetzung.)

Die Festesfreude schien dem jungen Soldaten keine übermäßige mehr zu sein und alle freundlichen Worte halfen nichts. Trübselig und gedrückt sagte er: „Ach, gestern hätte ich sprechen müssen — gestern, als Sie das viele Geld ausgaben, denn da dachte ich —“

„Gestern gab ich viel Geld aus? — Wann — wo hast Du das . . .?“

„Verzeihen Sie, gesehen habe ich nichts, aber Sie hatten es doch.“

„Ich? — Mensch, Du bist von Sinnen, ich habe seit länger denn acht Tagen keinen Groschen.“

„Keinen Groschen? — Zu Befehl, Herr Lieutenant, aber sehen Sie, Herr Lieutenant, als Sie mich gestern in's Hôtel schickten, das Souper für achtzehn Personen zu bestellen, à Couvert einen Friedrichsd'or, da trugen Sie mir doch auf, zu sagen, Sie würden am Mittag die Sache berichtigen. Bezahlten Sie nun gestern Mittag das Geld, da hatten Sie es doch und als ich den Wein holte, riefen Sie mir ganz gewiß die Worte nach: „Du hast nur das Bestellte zu fordern, ich habe schon Alles in Ordnung gebracht.“ — Und dieser viele Wein — und dieser schöne Wein — o, der kostete sicher zehnmal so viel wie das Essen, denn, welchen Durst hatten all die Herren. — Meinen Sie nicht, Graf Lothar, das Geld reichte für Herrn Abraham?“

Ein warmes Roth überströmte flüchtig das hübsche Gesicht des jungen Officiers, dann rief er lachend, wenn auch mit gewisser Verlegenheit: „Nein, Friedrich, wie hoch das kleine heitere Fest auch kommen mag, der Betrag hätte — sei es versichert, für dieses Wucherers Anspruch, nicht auf Frist von vierundzwanzig Stunden gereicht. — Der läßt sich seine Geduld ganz anders bezahlen. Uebrigens beruhige Dich, die ganze Geschichte ist auf Credit genommen und wann der Mittag anbricht, wann ich bezahle, das mag Gott wissen.“

„Wie — was? — Um Gott, Herr Graf, Sie machten neue Schulden zu Ihren alten?“

„Zu Befehl, Herr Friedrich!“ parodirte der Officier.

Friedrich traten Thränen in die Augen.

„Mensch, bist Du von Sinnen — zu weinen! — um Mirzemaier zu weinen!“

„Um Mirzemaier! — —“ Friedrich schien empört über die Annahme und setzte gedrückt hinzu: „Ich weine um Sie, Herr Lieutenant.“

„Ein schönes Bekenntniß! — Die Thränen kannst Du auch sparen.“

„Ich bin schon fertig. Die reine Angst erpreßte sie mir, als ich eben dachte —“

„Was? — So stocke doch nicht ewig. Uebrigens, Friedrich, Mirzemaier scheint fort zu sein; er klingelt nicht mehr.“

„Fort? — Das glaube ich nicht, er wird auf der Straße patrouilliren, um Sie möglicher Weise am Fenster zu entdecken. Schließen wir lieber die Thür, die nach den vorderen Stuben führt — hier in den Hof kann er nicht, von wo aus er am leichtesten in Ihre Stube zu blicken vermöchte; die Hofthür ist abgeschlossen.“

Der Officier, der nur mehr zerstreut den Burschen anhörte, fragte lebhaft: „Wie oft schrieb ich doch nach Altenzell an den Onkel um dies Geld?“

„Dreimal, Herr Lieutenant . . . und, sehen Sie, daran dachte ich eben, als Sie von neuen Schulden — von neuen Ausgaben wollte ich sagen — sprachen.“

„Dreimal? — Ja, ich glaube Du hast Recht.“

„Und als der Herr Graf von Altenzell das letzte Mal schrieb, ermahnte er Sie dringend, keine Schulden mehr zu machen.“

„Das war aber schon geschehen und namentlich hatte ich im Spiel so viel unterdessen verloren. Die Mahnung kam zu spät. Wann schrieb der Onkel?“

„Nach Neujahr, Herr Lieutenant.“

„Seitdem kein Brief und jetzt auch nicht das Geld! — Friedrich, er war ganz sicher krank — ist jetzt am Ende todt.“

„Der gnädige Herr von Altenzell krank — todt? — O nein, der ist stets gesund wie ein Fisch.“

„Nun, Fische sterben auch. Schrieb er nicht von Rheumatismus?“

„Nein, von Schnupfen.“

„Es ist aber gewiß sein alter Gichtanfall dazugetreten — und wenn die Gicht zum Herzen dringt —“

„Ich bitte Sie, Graf Lothar, denken Sie nicht an seinen Tod; — rechnen Sie nicht auf solchen Glücksfall.“

„Glücksfall? — Der Tod des lieben guten Onkels ein Glücksfall und ich darauf rechnen! — Allmächtiger Gott, wie kannst Du so reden, da Du am besten weißt, wie ich diesen stillen, sanften Onkel liebe. — Ich will wahrlich nicht seinen Tod — für mich kann er noch hundert Jahre leben! — Ich will nur ein wenig von seinem Gelde, das ihm ja doch nichts nützt und von dem er so viel hat, daß die Leute sagen, er könnt's mit Scheffeln messen. — Und zu dem Vermögen weder Kind noch Kegel! — Ich, der einzige von den Verwandten, mit dem er auf gutem Fuße steht."

„Wissen Sie Letzteres ganz bestimmt? — Ich kann mich nämlich nicht des Gedankens entschlagen, daß der Herr in Altenzell hier mit seinem Bruder, dem Herrn Präsidenten, ausgesöhnt ist und der Onkel Sie — Sie bei ihm verklagte wegen ... wegen ... nun, Sie wissen, der Herr Präsident hält Sie nicht für sparsam."

Der Officier lachte laut auf und entgegnete fröhlich: „Nein, sogar für einen Verschwender. Ich aber sagte ihm noch vorgestern, zu was ich denn der Liebling des reichen Onkels wäre und ob er glaube, meine Schulden wären nicht Bagatelle gegen seine enormen Revenuen?"

„Das sagten Sie ihm? Wann?"

„Vorgestern! Nein, nein, vor acht Tagen war's."

„Und vor acht Tagen sah ich im Hause des Präsidenten in den Händen der Magd einen Brief — adressirt an den Grafen Curt von Limbach, auf Schloß Altenzell. Ich warnte Sie schon früher — Sie stritten stets dagegen."

„Unmöglich, Friedrich. Der Onkel hier sprach noch vorgestern mit tiefer Bekümmerniß von der Feindschaft, die Onkel Curt in Altenzell seit Jahren gegen ihn gehegt!"

„Verstellung, Lüge! — Der Mann ist falsch wie Galgenholz und —"

„Friedrich! — Es ist mein Onkel — ein Mann, der stets freundlich gegen mich ist — wie ein Vater mich liebt."

„So sagt er. — Er haßt Sie aber sicher seit dem Tage, wo Sie das erste freundliche Wort von Altenzell erhielten und wie haßte er Sie wohl erst, seitdem er Geld sandte."

„Du bist nicht recht gescheidt! — Du kannst den Onkel Präsident nicht leiden, weil er Dich einmal einen unverschämten Schlingel genannt hat."

„Und das war an dem Tage, wo ich zum ersten Mal sah, daß er nach Altenzell geschrieben hat — geschrieben über Sie . . . O, ich sah es wohl, als ich neben seinem Schreibtisch stand — und —"

„Friedrich, laß die Dummheiten, die Verleumdungen."

„Herr Lieutenant, sagte Ihnen je Jemand, warum der Präsident und Ihr verstorbener Vater mit seinem Bruder in Altenzell sich verfeindet hatten?"

„Ja! wegen eines Gerüchts — eines dummen Gerüchts, das sich als Märchen herausgestellt hat. Jemand glaubte den Onkel in Altenzell unter seinem Stande verheirathet und sie waren thöricht genug, darauf zu hören, noch dümmer, den Bruder danach zu fragen — Das nahm der alte Herr übel."

„Das allein?"

„Nun, ich dächte, es wäre Beleidigung genug, zu glauben, er sei der Ehrlosigkeit fähig, Weib und Kind nicht öffentlich anzuerkennen. Der Onkel und mein Vater sprachen übrigens nie anders davon, als sei es ein Märchen."

Friedrichs ehrliches Gesicht nahm einen so pfiffigen Ausdruck an, daß sein Herr überrascht auf ihn blickte und fragte: „Was hast Du im Sinn?"

Die Antwort kam nicht zu Stande — ein alles frühere Klingeln übertreffendes Geläute ertönte im Vorsaal und der Officier rief:

„So, da ist er ja wieder und dem Anschein nach sehr ungeduldig. Nun, aber Friedrich, geh und sage ihm —"

„Ach, Graf Lothar, lassen Sie mich doch hier bleiben!" bat der Soldat, entsetzt über den Gedanken, mit Herrn Abraham Mirzemaier zu sprechen.

„Schäme Dich, Dich so zu fürchten, Du — ein Soldat, und dabei sagst Du stets, Du könntest für mich durchs Feuer gehn?"

„Durchs Feuer — ja; aber nicht zu Herrn Mirzemaier, Herr Lieutenant. Ein Gefecht, ein offener Kampf ist mir lieber."

Der Officier schien seines Burschen kriegerische Ansicht zu theilen. Er lächelte, sagte aber bei dem Lärm verstimmt: „Wahrlich, er reißt die Klingel ab."

„O, lassen Sie ihn doch reißen — ich bezahle sie mit Freuden."

„Was werden die Leute im Hause von dem Spectakel denken!"

(Fortsetzung folgt.)

Südlich vor Paris.

Es interessirt wohl manchen Ihrer Leser, die Gegend um Paris näher kennen zu lernen, in welcher unsere speciellen Landsleute seit mehr als 3 Monaten stehen; es ist dieß hauptsächlich das Arrondissement Sceaux und ich beginne mit Chatenay, als dem Mittelpunkt unserer Aufstellung, indem daselbst unser berühmter Landsmann, der Generallieutenant v. Hartmann sein Hauptquartier aufgeschlagen hat.

Chatenay ist 3 Poststunden südlich von Paris, ¼ Stunde von Sceaux entfernt, hat 500 Einwohner und trägt seinen Namen von dem Kastanienwald (Càtaigniers), von welchem es umgeben war; es liegt an dem Abhang eines mit Obstbäumen und Reben bepflanzten Hügels; herrliche Wiesen und Gärten bieten einen wohlthuenden Eindruck. Das Dorf ist sehr alt; Irmion, Abt von St. Germain unter Karl dem Großen, thut seiner schon Erwähnung in seinen Schriften. Ich finde in einem alten Buche: „Das Kapitel von Notre Dame hatte die Herrschaft über Chatenay, es richtete mit Auflagen und Frohnen die Bewohner, welche ihm

leibeigen waren, zu Grunde. In das tiefste Elend gebracht, konnten sie die Auflagen nicht mehr erschwingen. Die Stiftsherren warfen sie in Kerker, es gelang den Frauen und Kindern, ihre Klagen der Königin Blanche (der Mutter Ludwig des Heiligen) vorzubringen. Die Fürstin nahm sich ihrer an, worauf die Stiftsherren die ganze übrige Bevölkerung ebenfalls einsperren ließen. Die Königin erschien aber selbst in Chatenay und ließ die Gefängnisse öffnen."

Das Städtchen bot vor dem Krieg das freundliche Bild einer wohlhabenden und fleißigen Bevölkerung, jetzt ist kein einziger Einwohner da.

Die reizende Villa, in welcher das bayerische Hauptquartier liegt, ist das Geburtshaus Voltaire's; er wurde geboren den 20. Februar 1694. Das Datum seiner Geburt wird verschieden angegeben; doch ist die Angabe von Condorcet in „Voltaire's Leben" allein maßgebend; Voltaire schrieb an Cideville am 20. Februar 1765: „Ich gehe heute in mein 72. Jahr, denn ich bin geboren am 20. Februar 1694 und nicht den 20. November, wie wenig unterrichtete Commentatoren sagen".

Nahe bei Chatenay liegt Sceaux, 2 Stunden südlich von Paris; sein Schloß, welches aus dem 15. Jahrhundert datirt, ward von Colbert neu aufgebaut, wobei die berühmtesten Künstler jener Zeit mitwirkten, es zu verschönern. Der Pinsel von Lebrun schmückte die Gemächer, Le Notre legte die immensen Parks und Gärten an, Girardin und Pujet lieferten die Sculpturarbeiten. Ludwig XIV. weilte zuweilen in der schönen Besitzung. Im Jahre 1700 erwarb der Herzog von Maine dieselbe und vermehrte sie beträchtlich; nach seiner Gefangenschaft zog er sich hierher zurück. Den bisherigen politischen Zusammenkünften folgten literarische; Voltaire, Fontenelle, Lamotte, Chaulieu waren die Coryphäen dieser Periode, welche an bestimmten Tagen auch in Paris bei Madame Lambert sich trafen.

Im Jahre 1775 gehörte Sceaux dem Herzog von Penthièvre, in dessen Besitz es bis zur Revolution blieb, wo es als Nationalgut veräußert wurde, nachdem eine Commission von Gelehrten und Künstlern die Bücher, Gemälde und Statuen in das Palais Luxembourg und in das französische Museum nach Paris hatte verbringen lassen. Der neue Besitzer benutzte nur die Wohnung, Küche, Ställe und die Orangerie, während die Parks und Gartenanlagen zu Gemüsegärten und Ackerfeldern angelegt wurden. Später ging das Schloß durch Heirath in den Besitz des Herzogs von Treviso über und wird seit drei Monaten von Bayern bewohnt. Zahlreiche Erdaufwühlungen und zertrümmerte Bäume mahnen den arglosen Wanderer, sich aus dem Bereich der Judenschanze und der Forts von Bicetre und Montrouge zurückzuziehen.

Die Stadt Sceaux (Sitz des Unterpräfekten) hatte 2500 Einwohner, jetzt hat sie keinen, aber wohl mehr als die doppelte Zahl Bayern im Cantonnement. In der letzten Woche hat die Kirche viel durch französische Granaten gelitten, die berühmte Marmorgruppe von Tuby, die Taufe Christi vorstellend, ist bis jetzt noch intact.

Zwischen Sceaux und der Judenschanze liegt Bourg la Reine, 2 Stunden südlich von Paris, früher hieß es Vert-pré (grüne Au), weil es mitten in reichen Gefilden liegt. Als die Königin Blanche das Schloß von Loy in Besitz nahm, verlegte sie ihren Hofstaat in das Städtchen, welches dann den Namen „Marktflecken der Königin" annahm. Die Romantik der Troubadours hatte hier lange eine blühende Stätte. Aus jener Zeit ist heute nur noch eine Treppe vorhanden. In der Nähe zeigt man ein Haus, welches von Heinrich IV. für die schöne Gabriéle d'Estries gebaut wurde, in demselben befand sich in letzter Zeit ein Mädchenpensionat.

In Bourg la Reine fand der berühmte Condorcet seinen Tod; im Jahr 1793 auf die Proscriptionsliste gesetzt, wollte er als Landmann verkleidet entfliehen und suchte Zuflucht bei einem Freund daselbst, welcher mit ihm Mitglied der Akademie war; da er ihn nicht antraf, verbarg er sich in den Steinbrüchen der Umgebung, bis ihn der Hunger heraus trieb; kaum in eine Schenke eingetreten, wurde er von einem Mitglied des Revolutions-Comite's erkannt und arretirt. Am folgenden Tag (28. März 1794) fand man ihn todt. Man nimmt an, daß er sich mit einem vorräthig gehaltenen Gift getödtet habe. Seine Leiche wurde auf dem Kirchhof in Bourg la Reine beerdigt. Kein Grabstein bezeichnet die Stelle, wo der beredte Philosoph, der Mann der Freiheit und der Wissenschaft begraben liegt. Sein „Essay sur les progrès de l'esprit humain" war sein letztes Werk, welches allein seinen Namen unsterblich macht.

Im Jahr 1793 wurde Bourg la Reine in Bourg Egalité umgetauft, Napoleon I. gab ihm seinen alten Namen wieder.

Für unsere Vorposten ist Bourg la Reine ein ungemüthlicher Platz, indem sie zu jeder Stunde mit französischen Granaten begrüßt werden. Neuangekommene Mannschaften, welche deren Musik kennen lernen wollen, haben sich nur eine Minute in die Hauptstraße hinzustellen, so wird ihnen schon aufgewartet; wir bestreichen von hier aus die ganze Ausfallsfront von Montrouge und Bicetre.

Um uns die französischen Vorposten ganz nah anzusehen, gehen wir nach Bagneux, welches nur 1 Stunde südlich von Paris liegt, auf dem Plateau der Höhe von Chatillon; eines der ältesten Dörfer in der Umgebung der Hauptstadt findet es sich schon in den Büchern des 9., 10. und 11. Jahrhunderts als Baniolum auch Bagnolle. Hier schlug Heinrich IV. sein Lager auf, am 31. Oct. 1569, nachdem er aus dem Süden zurückgekehrt war.

Benicourt, der Vertraute des Cardinals Richelieu und Vollstrecker seiner geheimen Befehle, ließ in Bagneux auf Kosten des Cardinals ein sehr schönes Haus bauen; an dem äußersten Ende des Gartens befand sich ein Pavillon, welcher auf die Straße St. Etienne stieß; als in der Revolution Alles zerstört wurde, erkannte man die mysteriose Bestimmung

des Pavillons, welcher über einem brunnenartigen Schacht stand; Knochen, Kleinodien, Kleiderreste fanden sich vor. Hier war Mancher zur Vergessenheit eingegangen.

Es befinden sich zwischen Bagneux und Chatillon einerseits und dem Innern von Paris mehrere unterirdische Gänge, welche bei dem Brechen der Steine zu Bauzwecken entstanden sind; diesem Umstand verdanken auch die Katakomben ihre Entstehung. Diese Gänge werden von den Arbeitern auf dem Lande, welche in den Steinbrüchen arbeiten, als Communication mit Paris vielfach benützt und dienten seit der Cernirung wohl auch Kundschaftern. Unsere Pioniere haben mehrere solcher Gänge entdeckt und zugeworfen.

Bagneux hat 885 Einwohner und liegt wunderschön, hat schöne Landhäuser und herrliche Gärten; auch wächst hier ein vortrefflicher Wein. Früher gehörte es zu den Besitzungen des Capitels von Notre Dame.

Außerhalb des Dorfes stehen unsere äußersten Posten; es vergeht fast kein Tag, wo sie nicht angeschossen werden; am Anfang der Cernirung mußten die Posten je 12 Stunden lang stehen, indem nur in der Dunkelheit abgelöst werden konnte. In den ersten Tagen des Decembers richtete eine in ein Zimmer einschlagende Granate großen Schaden an; von 22 im Zimmer liegenden Soldaten des 14. Regiments wurden 5 getödtet, 8 schwer verwundet, die Uebrigen taub, und sind es zum Theil noch. Bei dem Ausfall am 13. Oct. spielte Bagneux eine bedeutende Rolle, indem das 5. bayer. Jägerbataillon 2 Stunden lang den mit Uebermacht andrängenden Feind aufhielt. Hier war es auch, wo ein Hornist von den vorrückenden Franzosen abgeschnitten wurde und sich in einen Keller verbarg; als später die Unsrigen wieder Terrain gewannen, blies er (im Rücken der französischen Truppen) das französische Rückzugsignal und trug dadurch wesentlich zum rascheren Rückzug der Ausfallstruppen bei.

Von Bagneux kommen wir nach Chatillon; nahe bei Fort Vanvres. Dieses Städtchen hatte vor dem Kriege 1100 Einwohner. Auf der Höhe (162 Meter über der Meeresfläche) steht eine alte Windmühle, bei welcher am 13. Oct. eine französische Mitrailleusenbatterie sich lange behauptete; große Haufen leerer Patronenhülsen deuten darauf hin, ebenso aber eine Menge von französischen Tornistern, Mänteln ꝛc. auf plötzlichen Rückzug. Von hier aus übersieht man Paris in seiner ganzen Ausdehnung. In Chatillon wurden am 14. Oct. 47 Bayern in ein Grab gelegt.

Fontenay aux Roses (1100 Einwohner) hatte früher bedeutende Rosenzucht; man findet jetzt noch große Aecker mit Rosen, Veilchen, Erdbeeren bepflanzt; diese standen Ende October noch in voller Blüthe.

Hier wohnte lange Zeit der joviale Scarron, der erste Gemahl der Madame Maintenon; sein Leibspruch war: J'ai vaincu la douleur par les ris et les jeux. (Durch Lachen und Scherzen habe ich jeden Schmerz überwunden.)

Plessis Picquet ist ein kleines Dorf mit 200 Einwohner, unsere Festungsgenie-Truppen haben sich in den reichen Palästen einquartirt.

Robinson war einmal der Hauptvergnügungsort der Pariser; man findet Kastanienbäume, in deren Kronen 30 Personen zu gleicher Zeit diniren können, manche mit 2 Etagen.

Die Orte Bourg la Reine, Bagneux, Chatillon, Plessis-Picquet, spielen bei unserm Vorpostendienste die Hauptrolle, sie sind auch bei den Ausfällen am meisten gefährdet, indem sie auf der ganzen Cernirungslinie die am meisten vorgeschobene Stellung anzeigen.

Am rechten Flügel der bayer. Stellung liegt Croix de Berny, wo sich die Heerstraßen von Paris nach Orleans und von Versailles nach Choisy le Roi kreuzen. Gegründet wurde es von den Abbés von St. Germain, welche daselbst ein Lusthaus erbaut, Ludwig XIV. ließ 1676 die Gesandten von Siam daselbst wohnen; das Schloß wurde in der Revolution zerstört. Seit 1834 wurden hier die großen Wettrennen der Pariser abgehalten.

Unsere Truppen, welche hier in Gefechtsbereitschaft liegen, erhalten noch zuweilen einen eisernen Gruß aus der Judenschanze. Nahe dabei liegt Antony mit 1500 Einwohnern; es scheint ein blühendes Städtchen gewesen zu sein; geblieben ist nur ein einziger Einwohner, Mathieu Baron und eine alte Frau. Des Ortes geschieht schon im Jahre 829 Erwähnung; unter Karl dem Kahlen gehörte es der Abtei von St. Germain. Bemerkenswerth ist der hübsche Chor der Kirche.

Longjumeau (Kantonshauptstadt mit 1849 Einwohnern) ist hübsch gebaut, mit hübschem gothischem Portal an der Kirche; es hatte lebhafte Industrie und Handel von Getreide, Mehl, Wein, Gemüse, Vieh und jetzt noch etwa 200 Einwohner.

Massy mit 1000 Einwohnern bietet nichts Bemerkenswerthes; zur Zeit sind die größeren Localitäten zu Lazarethzwecken eingerichtet und belegt, ebenso in Verrieres le Buisson, woselbst 7 der schönsten Schlösser zahlreiche Kranke beherbergen. Von diesen luxuriösen Bauten gehört eines einem Bäcker aus Paris, ein Anderes dem Maire des Ortes, ein Drittes einem Pariser Advocaten; ein benachbartes Schloß Villegenis, jetzt ebenfalls Lazareth, gehört einem Spielwaarenhändler; es wurde von König Jerome mit vielem Prachtaufwand erbaut.

Das Schloß von Igny, im Jahre 1852 im Renaissance-Styl gebaut und mit prachtvoller Sculpturarbeit geschmückt, zieht von Weitem die Aufmerksamkeit auf sich; es dient jetzt ebenfalls zu Lazarethzwecken.

Bièvre liegt sehr schön auf einem Hügel, es hatte 900 Einwohner, liegt im Department Seine et Oise; es bildet mit Malabry den linken Flügel des bayer. Cantonnements.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 6. Speyer, Samstag, den 14. Januar 1871.

Zeitgedichte.

*** Der Krieg.**

Kann sich die hohe Muse je entblöden,
Mit Tigerlust in desto trunk'nern Weisen
Der Völkerschlachten grauses Feld zu preisen
Je tiefer sich's vom Feindesblut wird röthen?

O nein! In Schmerz zu geh'n ist ihr vonnöthen,
Wo Menschen noch wie Bestien sich zerreißen,
Als gälte für die Menschheit: Blut und Eisen!
Und nimmer das Gebot: du sollst nicht tödten!

Die Muse seufzt: Der Krieg in unsern Tagen,
O möchte er zum wahren Siege führen,
Und hoch die Frucht an seiner Palme tragen:

Daß alle Völker heil'ge Eide schwüren,
Als Tiger jeden ersten zu erschlagen,
Sobald er's wagt, den Völkermord zu schüren!

L. Maurer.

Stille Wasser sind tief.

Novelle von Luise Ernesti.

(Fortsetzung.)

„Es ist Niemand da," sagte Friedrich. „Geheimraths aus der ersten Etage sind seit einer Stunde nach dem Brauhausberge und ihre Lotte ist mit hinaus; Hofraths aus dem zweiten Stock reisten gestern nach Burg zu ihrer Tochter und ihre Magd, Mine, fuhr mit dem Frühzuge nach Berlin. Die Einzige, die sich über das Klingeln wundern könnte, ist die arme Base — die wundert sich aber über nichts."

„Die arme Base — wer ist denn das?"

„Eine stille alte Jungfer, die mit Niemand redet, nur Sonntags zur Kirche geht, sich um Niemand bekümmert und ganz abgeschlossen für sich lebt."

„Und wo wohnt dieses auserlesene Wesen?"

„Früher oben in der Mansarde — seit dem Frühjahr mit in unserm Parterre, die Wohnung nach dem Garten hin; und durch den Garten, der nach der kleinen Gasse führt, geht sie auch einzig, wenn sie ausgeht."

„Hier, im Parterre? — Da hat ja unser Wirth, Herr Felsner, sein Absteigequartier, wenn er von Berlin kommt."

„Er hat jetzt oben in der Mansarde seine Stuben."

„Ich mußte doch nicht etwa jener alten Jungfer mein schönes Verandazimmer einräumen, das hier an diese Stube grenzt?"

„Ja, sie wünschte die Gartenwohnung — die Veranda allein für sich zu haben."

„Sie wünschte, die arme Base wünschte und ich, Graf Limbach, mußte der alten Schachtel weichen? — Das ist doch gar zu toll!"

„Es kam wegen der langen Krankheit des Kindes. Das arme Ding kann doch nun im Garten spielen — den ganzen Tag die freie Luft genießen."

„Das Kind? — Die alte Jungfer hat ein Kind?"

„Das nettste kleine Püppchen, das Sie sich vorstellen können und Herr Felsner nennt sie „das klügste Kind der Welt". Sie ist sein ganzer Liebling."

„Aber, Friedrich, das scheint ja eine ganz unmoralische Geschichte zu sein, die Du mir da erzählst — Felsner, der glückliche Vater von sechs Kindern in Berlin, hat noch in Potsdam eine Puppe, die sein Liebling ist."

„O, diese alte Jungfer ist noch mehr sein Liebling — die ist sein Augapfel."

„Immer besser und Du erzählst das so harmlos. — So sehr alt ist die alte Jungfer wohl nicht?"

„Hofraths Mine meint — Uebrigens Herr Lieutenant, Sie sahen doch neulich die großen Schachteln auf dem Corridor. Die bringt Herr Felsner immer für die alte Jungfer von Berlin mit und —"

„Was? — Er bringt ihr immer solche Schachteln voll Geschenke mit?"

„Geschenke? — nein, Herr Lieutenant, jetzt hat Geheimraths Lotte es endlich heraus, was in den Schachteln steckte: Putzsachen, aus denen die arme Base pariser Hüte für berliner Modehandlungen macht."

Der Officier gähnte. Friedrich war verdutzt über diese Aufnahme seiner Eröffnung und sagte entschuldigend: „Ich würde kaum von der armen Person gesprochen haben, wenn ich nicht den Herrn Lieutenant schon die ganze Woche hätte fragen wollen, ob es nicht ein großes Glück sei, daß so ruhige, stille Leute hier nebenan wohnten."

Der junge Mann blickte unwillkürlich zu der schweren damastnen Portière hin, die jene Thür verhüllte, die seine Stube mit den Gartenzimmern verband und entgegnete zu Friedrichs Freude: „Ja, still

muß die Person und ihr Kind sein, denn ich hörte noch niemals dort ein Geräusch. — Das Kind ist wohl nicht mehr klein? hat sie nur das Eine?"

„Anna ist sieben Jahre — sieht aber aus wie fünf."

„Und sie hat nur dies eine Kind?"

„Sie? — Anna ist nicht das Kind der armen Base — es ist ihre Nichte."

„So — so! — Und Felsner gilt als Onkel?

„Er ist der Vetter der alten Jungfer."

„Wie ist ihr Name?"

„Das weiß ich wirklich nicht — ich glaube — sie heißt aber auch Felsner, hier im Hause nennt man sie nur „die Alte" oder auch „die Stille."

„Und stille Wasser sind tief!" rief der junge Mann lachend.

Das Lachen machte sofort dem größten Ernste Platz und er fragte mit gerunzelter Stirn: „Ha, was ist das? — Nun wirds zu toll!"

„Die Klingel ist herunter!" sprach Friedrich kleinlaut.

„Und nun er nicht mehr läuten kann, klopft er an die Thür! Jetzt aber hinaus, Friedrich, und sprich mit diesem Unverschämten."

„Er ist jetzt unten an der Hofthür. — Er ist fort, Herr Lieutenant!" rief Friedrich freudig.

„In fünf Minuten ist er wieder da. Geh, sage ich Dir zum letzten Mal und sprich mit ihm."

„Und was soll ich ihm sagen?"

„Was? — Allmächtiger Gott, wie dumm Du thust! — Da sag doch einfach, ich sei in der Kirche. Es ist ja Pfingsten."

„Zu Befehl, Herr Lieutenant — — aber Herr Lieutenant, Ihr Regiment ist doch heute nicht zum Gottesdienst befohlen?"

„Geht man denn nur auf Commando in die Kirche? — Kann ich nicht aus freiem Antriebe darin sein?"

„Ziemlich ernst sagte Friedrich: „Daß Sie freiwillig in der Kirche sind, das glaubt Herr Mirzemaier nimmer."

„So sag ihm Anderes — nur schaffe ihn bald fort."

„Er geht nicht — ich kenne Das, öffne ich die Thür nur so weit, daß eine Maus hindurch kann, drängt er sich herein und steht dort auf dem Vorplatz, bis Sie kommen — nein, bis zum jüngsten Tage! — Sie wissens ja, wie er sich bei Baron Rothenstein benommen hat, als ich gerade bei dessen Bedienten war."

„Und ich sollte wie Rothenstein in der Falle bleiben? Nimmermehr! In einer Stunde will ich fort. Bis dahin muß das Haus rein sein."

„So springen Sie doch aus diesem Fenster. Ich werfe nachher die Sachen in den Hof. Sie kleiden sich im Garten an und gehen durch das Pförtchen und die enge Gasse. Da sieht Sie Mirzemaier nicht. — Sind Sie aber jetzt fort, so öffne ich gleich, lasse alle Stuben auf — Er kann hineinsehen, kann auch auf dem Vorflur bleiben, ganz wie es ihm gefällt."

„Und ich soll unterdessen im Hofe sitzen, wenn ich nicht etwa mit versprungenem Fuß auf den Steinen liege? — Friedrich, Du bist toll."

„Im Garten ist ein Lusthäuschen. Felsner ließ es bauen. Da bleiben Sie."

„Noch einmal, Friedrich, Du bist toll. Dort, wo die arme Base sicher sitzt, soll ich mich hinbegeben — noch dazu in ihr Eigenthum? — Oder soll ich ihr zu Füßen fallen und sagen, mich verfolgt ein Gläubiger, mich bedroht Wechselarrest — retten, schützen Sie mich!"

„Sie brauchten nichts zu sagen — Sie könnten ebenso sicher sein, daß sie nichts fragt. Sie ist ganz anders wie alle anderen Menschen."

„Ich bin aber nicht so — ich will nicht zum Fenster hinausspringen und mir zu Pfingsten das Bein brechen; ich will nicht Angesichts von fünfzig Fenstern Toilette im Freien machen; ich will einfach Ruhe haben."

Um Erfüllung dieses Wunsches stand es schlimm. Friedrich hörte den plumpen Schritt Herrn Abrahams schon wieder auf der kleinen Treppe, die zu dem erhöhten Parterre führte — verzweifelnd rief er: „Ich habe zwanzig Thaler, Graf Lothar. Nehmen Sie das Geld in Anbetracht der tausend Wohlthaten, die Sie einst als Knabe meiner Mutter erwiesen, wenn mein Vater betrunken nach Hause kam und Sie sich kühn und entschlossen zwischen den Wütherich und das arme bedrohte Weib warfen. Und sind Sie es nicht, dem die Wittwe die Stelle im Schlosse Ihres Onkels dankt, dem ich so Vieles danke."

„Du bist ein guter Kerl, Friedrich. Aber sieh, zwanzig Thaler, das ist nichts. Abraham Mirzemaier läßt sich seine Geduld ganz anders bezahlen, sagte ich Dir schon einmal. Da muß man mehr haben."

„Herr Lieutenant, ich schreibe heut an meine Mutter, daß sie den Herrn bittet, Ihnen rasch hundert Thaler zu senden."

„Hundert — ich brauche sofort fünftausend, um mich nur fürs Erste zu arrangiren; das Doppelte und mehr, um aus der ganzen Klemme zu kommen."

„Zehntausend Thaler und vielleicht noch mehr — Gott im Himmel!"

Friedrich machte ein Gesicht als klingelten zehn Mirzemaier; der Officier rief ärgerlich: „Ach thue doch nicht so! — was ist die Summe für den Besitzer von Altenzell!"

(Fortsetzung folgt.)

*** Das Bombardement von Paris.

Aus einem Feldpostbriefe vom 5./6. Januar.

Endlich! — was dieses Wort bedeuten soll, Ihr könntet es erfahren aus dem Jubel, der heute alle Soldaten beseelt; Ihr könntet es errathen, wenn Ihr das geheimnißvolle Treiben und Arbeiten mit ansehen könntet; Ihr würdet es selbst empfinden in der eigenen Brust, was dieses Wörtchen für eine immense Bedeutung hat. Ewig wird der fünfte Januar in der Geschichte dastehen, ewig das Ereigniß, das diesen Tag berühmt macht — das Bombardement von Paris! — Ich habe mit ziemlicher Genauigkeit die Vorbereitungen verfolgt, die vor unsern Augen oben auf der Höhe

von Villa-Coublay getroffen wurden, und wir waren Alle darauf gefaßt, daß in den ersten Tagen des neuen Jahres endlich das Wort gesprochen werden würde, das auf allen Herzen wie ein Alp lastete. Fast vier Monate vor Paris, wer will es einem Menschen verargen, wenn er zuweilen verdrießliche Stunden hat; dabei eine eiserne Strenge im Dienst, und dieser aufreibend und schwierig wie nie; Alles dieses ist heute vergessen über der großen Thatsache, die sich vor unsern Augen vollzieht. — Schon den halben December hörten die Munitionscolonnen nicht mehr auf, vor uns vorbei zu rasseln. Zwei lange, lange Gebäulichkeiten waren gefüllt worden mit den unheilschwangeren Granaten; bombenfeste Pulverkammern waren angelegt, und oben auf der Höhe breitete sich der pompöse Geschützpark aus, eine mörderische Batteriengesellschaft, hinreichend, eine Welt in Stücke zu schießen.

Nachrichten aus Versailles, wie: „Paris wird an dem und dem Tage beschossen", ließen uns kalt und wir nahmen uns sogar nicht mehr die Mühe, ungläubig die Köpfe zu schütteln. — Da mit einem Male kam in der Neujahrsnacht, während wir fröhlich beisammen saßen, der Befehl, sogleich unser Spital für Verwundete zu räumen, die Kranken so viel als möglich zu evacuiren und außerdem am nächsten Morgen einen Verbandplatz in Plessis-Piquet aufzuschlagen. Jetzt wußten wir, daß es ernst werde und die Vorbereitungen geschahen mit fieberhafter Eile.

Nachmittags ging ich nach Plessis-Piquet, einem Ort gegenüber Montrouge und Vanvres, und wie keiner von den Franzosen als Zielpunkt für ihre Granaten auserlesen. Der Weg dahin ist sehr interessant, man bewegt sich auf dem Boden, wo das mörderische Gefecht vom 19. September sich entwickelte. Ueberall jetzt noch Spuren dieses Tages. Alle Mauern mit Schießscharten versehen, die Gärten zertreten, die Häuser mehr oder minder zerstört; in dem kleinen Bicetre auf der Höhe haben die Granaten bös gehaust, die Häuser wie Ruinen, und doch schallt lustiger Sang daraus uns entgegen, denn preußische Soldaten haben es sich darin ganz heimisch gemacht. Weiter vor wird die Zerstörung ärger, die Straße nach Paris, früher rechts und links mit prachtvollen Alleen geziert, ist schrecklich verunstaltet. Alle Bäume sind zwei Fuß hoch über dem Boden abgesägt und sollten ehedem ein Hinderniß für unsern Vormarsch bilden. Aber umsonst! Dankbar sind wir den Franzosen, daß sie uns kostbares Material für die tausend und abertausend Schanzkörbe geliefert haben, die jetzt in endlosen Reihen aufgestellt sind. Hier auf der Höhe hat man ein recht kriegerisches Bild. Um den Franzosen das Wiederkommen zu verleiden, ist die ganze Höhe mit Schanzen armirt, aus denen immer zwölf Feldgeschütze nach allen Richtungen starren. — Rechts vom Weg liegt der Kirchhof von Plessis-Piquet, einige Zeit als Centrum für die große Scheibe gewählt, denn viele Granaten haben hier die Ruhe der Todten zu stören versucht. Unweit davon in einem Chausseegraben ein nettes weißes Kreuz; nur wenige Worte zieren es, aber sie rufen laut das Vergangene ins Gedächtniß zurück: „Hier fiel für sein Vaterland ein französischer Hauptmann, 19. Sept. 1870."

Nun gings nach Plessis hinein; in einem Schlosse wird der erste Verbandplatz errichtet. Preußische und bayerische Aerzte wechseln in der Jour ab. Hier oben ist ein geschäftiges Treiben; Hunderte von Artilleristen ziehen mit Arbeitsgeschirr an uns vorüber, um die letzte Hand an ihr Werk zu legen. Viele Wägen, beladen mit wohlfeiler Waare, mit Mist, ziehen vorüber; auch er soll heute eine große Rolle spielen, denn die Wege sind hart und das Geräusch würde uns den Franzosen verrathen, darum werden die Wege, welche die Geschütze einschlagen, mit einer Lage Mist bedeckt. Was kümmert sich der Soldat draußen im Feld um das Schöne, nur das Praktische hat hier Werth! — Noch in derselben Nacht wurden die Geschütze eingefahren, ein schwieriges Werk und gefahrvoll für die betreffenden Soldaten. Aber es gelang ohne irgend welchen Schaden. Der Nebel begünstigte sie sehr, und nicht mehr Granaten wie sonst suchten ihre Arbeit zu stören. An dem nächsten Tag wurde noch übrige Munition in die Magazine geschafft und Alles so genau fertig gemacht, daß auch nicht das Kleinste mehr zu einer wirksamen Beschießung fehlte. Die Mauern, welche bisher die Batterien maskirt hatten, wurden entfernt und wäre der Nebel nicht so bedeutend gewesen, hätte schon der 3. oder 4. Januar den Anfang gemacht.

Da am 5. heute Morgen 9 Uhr erschreckte mich ein donnerähnliches Krachen, meine Fenster zitterten, es war als ob der Himmel über uns einstürzen wolle; ich wußte genug: Paris ward beschossen! Draußen standen die Soldaten, Alles jubelte und freute sich; es war ein Festtag, ersehnter, willkommener als Weihnachten und Neujahr; Jeder rief zum Andern: Jetzt wird, jetzt muß bald Friede werden! — So ging es weiter, immer weiter; furchtbar prächtig schien die Sonne über Paris und unsere Batterien; der Himmel war so schön blau, wie schon lange nicht mehr. — Mittags ging ich sogleich mit einem Officier hinauf nach den Batterien und zwar diesmal nach der preußischen Seite bei Meudon. Wir waren noch 5000 Schritt von Fort Issy weg, unter uns lag Meudon, auf der Höhe ein schönes Schloß, hart daneben die preußische Batterie mit den Straßburger Riesenmörsern, 6 Stück, gegossen in Spandau 1870. Ein großer Viadukt verbindet die beiden Höhen, dahinter ziehen sich die Parallelcasematten für die Munition hin. Von hier aus breiten sich bis gegen Plessis-Piquet 17 thätige Batterien aus, jede zu 6—8 Festungsgeschützen, schwersten Kalibers. Diesen Anblick zu beschreiben ist mir nicht möglich, an Reden war nicht zu denken, man verstand sein eigenes Wort nicht. Immer und immer donnerten die Geschütze. Die Forts Issy und Vanvres lagen wie große Erdhaufen gegenüber, nur manchmal flog eine Granate über unsere Batterien. Thatsache ist, daß die Franzosen an diesem ersten Tage viel zu hoch schossen und unsern Batterien auch nicht den geringsten Schaden brachten. Aber das alte Plessis-Piquet mußte wieder herhalten, hier schlugen

die Granaten furchtbar ein und leider mit Erfolg. Ein preußischer Hauptmann verlor durch eine Granate beide Beine. Eine weitere Granate schlug in ein Haus und tödtete einen bayerischen Lieutenant, drei Unteroffiziere und einige Mann vom 6. Infanterie-Regiment, auch ein preußischer Arzt soll getödtet oder schwer verwundet sein. Clamart, das bisher von Franzosen und Bayern je zur Hälfte besetzt war, wurde im Laufe des Tages vom 8. Jägerbataillon ohne Verlust genommen. Auf dem Rückwege begegnete mir die heutige Infanterie-Ablösung, 14. und 15. Infanterie-Regiment und 3. Jägerbataillon; das 6. und 7. Infanterie-Regiment und das 8. Jägerbataillon kamen heute wieder auf vier Tage in Ruhe. Schon bei dunkler Nacht erfuhren wir durch eine Ordonanz, daß Vanvres das Feuer eingestellt habe und geräumt (dieß war nicht richtig. D. Red.) worden sei. Diese Nacht ging das Schießen unaufhörlich fort und an ein Schlafen war nicht zu denken, das kann man sich auch auf die Dauer der Beschießung abgewöhnen. Auch heute Früh ist der alte Donner, nur scheint er mir noch stärker und anhaltender zu sein. Hoffentlich werden die Pariser endlich mürbe werden. Ich bin wohl und leide nur an kalten Füßen, was bei der Mordskälte und dem vielen Aufenthalte im Freien leicht erklärlich ist.

---

* Taschenbuch der Geheimmittellehre von Wittstein.

Man kann heutzutage kaum eine Zeitung in die Hand nehmen, ohne unter den Anzeigen derselben dem größten Schwindel zu begegnen. Neben den Ankündigungen von verbotenen Verloosungen und Promessen, die dem Banquier hübsche Summen eintragen und dem Publikum regelmäßig Nieten bringen, sind es besonders die Geheimmittel, welche den Leichtgläubigen das Geld aus der Tasche locken und sogar manchmal die Gesundheit dazu; denn viele dieser Mittel sind zugleich schädlich für den Körper und die Gewissenlosigkeit der Verkäufer ist mithin doppelt strafbar. Noch größer ist die Zahl derjenigen Geheimmittel, welche gänzlich wirkungslos sind und nur eine geringe Zahl leistet das Versprochene wenigstens theilweise. Allen Geheimmitteln aber ist eine Eigenschaft gemeinsam, daß sie nämlich stets weit über den wahren Werth bezahlt werden müssen, selbst wenn die Wirkung in der angepriesenen Weise erfolgt. Hand in Hand mit dieser Ueberforderung des Publikums geht das marktschreierische Ausrufen und das Bestreben der „Erfinder", die Bereitungsweise und die Bestandtheile ihrer Waare in ein geheimnißvolles Dunkel zu hüllen, damit der gemeine Mann und auch manche der „Intelligenten" um so sicherer an den Köder beißen.

Zu den Mitteln, beim Publikum die Kauflust zu erhöhen, gehört auch die richtige Wahl der Benennung. Besonders spielen hier die Zusammensetzungen mit „Gesundheit", „Kräuter" oder gar „Alpenkräuter", eine große Rolle. Wenn ein Geheimmittel mit einem solchen Beiwort versehen auftritt, dann stürzt sich die Dummheit darauf wie die Fliegen in das Licht. Der elendste Schnaps, den selbst der verkommenste Säufer noch verschmähen würde, findet bei Hoch und Nieder massenhaften Absatz, wenn man ihm die Etiquette „Gesundheits"- oder „Kräuterschnaps" aufklebt und sich das Zwanzigfache von dem wahren Werthe bezahlen läßt. Diejenigen dieser Mittel, welche wirklich das Versprochene leisten — deren Zahl ist aber verschwindend klein — würden vom Arzte verordnet und in der Apotheke zubereitet, wenigstens billiger zu haben sein; für die Uebrigen ist aber jeder Kreuzer hinausgeworfen.

Man darf sich bei diesen Mitteln nicht durch die Zeugnisse, selbst nicht durch solche von Aerzten oder Medizinalbehörden verführen lassen, denn nichts ist leichter, als Zeugnisse mit irgend welcher Namensunterschrift drucken zu lassen, und nicht jeder Arzt hält strenge auf die Ehre seines Standes; auch ist es nicht schwer, für solche Mittel, welche sich theilweise wirksam erweisen, selbst Zeugnisse von Fachmännern zu erhalten, da ja diese Wirkung und der dafür geforderte Preis an sich nichts mit einander gemein haben.

Wie ein Blick in die Zeitungen und besonders in die kleineren Anzeigeblätter lehrt, nimmt die Menge der Geheimmittel fast jeden Tag zu. Die alten verlieren ihre Anziehungskraft, weil das Publikum stets wieder von Neuem gereizt und betrogen werden will, und der Fabrikant sieht sich genöthigt, mit neuen Titeln und neuen Anpreisungen auf dem Markte zu erscheinen. Ueberdies gibt es einige böse Menschen, welche den Zusammensetzungen dieser nur im „Interesse der Humanität und der leidenden Menschheit" erfundenen „Heilmittel" nachspüren und deren Wirksamkeit und wahren Werth bekannt machen. Schon aus diesem Grunde müssen die Fabrikanten hie und da Veränderungen in der Zusammensetzung ihrer Waare vornehmen, um stets der Forschung die Spitze bieten zu können.

Bei der außerordentlichen Menge der Geheimmittel und dem großen Schaden, den sie der gesammten Anschauungsweise des Volkes, besonders aber dem leiblichen Wohle der leichtgläubigen Menge zufügen, ist eine Schrift, wie die auf dem Titel erwähnte, ein wahres Verdienst. In alphabetischer Reihenfolge gibt sie ein Verzeichniß von 450 Geheimmitteln mit Angabe des Ursprungs, der Zusammensetzung, des wahren Werthes und der Wirkung. Das Buch, bei Beck in Nördlingen erschienen, ist für viele Fälle ein sehr nützlicher und vor unnöthigen Ausgaben schützender Rathgeber und verdient eine große Verbreitung. Daß dieselbe ihm auch zu Theil geworden ist, beweist die vor uns liegende 3. Auflage. Dem reichen Inhalte entnehmen wir im Folgenden einige Angaben:

Der Hoff'sche Malzextract ist in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung ein gutes inhaltreiches Bier, das nichts mehr und nichts weniger bewirken kann, wie andere gute extractreiche Biere auch, daher jede weitere Anpreisung desselben ein Schwindel ist. Der für dieses Mittel bezahlte Preis beträgt wenigstens sechs Mal mehr als sein wahrer Werth.

Die einst so viel gepriesene Revalenta arabica, mit der gesinnungstüchtige Blätter jetzt noch so viel Geld verdienen und ihr Publikum bestehlen, ist Mehl von Hülsenfrüchten und wird ungefähr zum 10fachen Werthe verkauft. Daß es selbst als Mittel gegen die Lungenschwindsucht und gegen andere Krankheiten angepriesen wird, sollte man kaum für glaublich halten, wenn man nicht wüßte, wie entsetzlich dumm die Welt manchmal ist.

Der ebenfalls oft angepriesene persönliche Schutz von Laurentius ist ein versiegeltes Buch, dessen Haupteigenschaft darin besteht, daß auf der letzten Seite der Leser an den Doctor Laurentius zur speciellen Behandlung gewiesen wird. „Jedem Briefe muß ein Honorar von 3 Thalern beigefügt werden; in Ermanglung dessen wird er unbeantwortet bleiben." Ist ein mit diesem Honorar beschwerter Brief an seine Adresse gelangt, so verordnet der würdige Menschenfreund seine Arzneien, die natürlich von ihm allein bezogen und noch besonders bezahlt werden müssen. Für ein Quantum von 200 Loth (1 Flasche voll) Tinktur läßt sich Laurentius 70 (!) fl. bezahlen, während es ihn selbst kaum auf 2 fl. zu stehen kommt. Natürlich versteht jeder tüchtige Arzt die Behandlung des Kranken besser, als dieser Laurentius; aber wer einmal, gerade bei solchen Leiden, die Bahn der Geheimmittel betreten hat, der muß tüchtig Haare lassen; denn die Schwindler wissen, daß solche Betrogene, ebenso wie die, welche in verbotenen Lotterien spielen, nicht klagbar gegen sie werden.

Bergmanns Zahnwolle wirkt durch den Gehalt an Kreosot; ihr wahrer Werth ist ungefähr der 20. Theil des Kaufpreises.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 7. Speyer, Dienstag, den 17. Januar 1871.

Stille Wasser sind tief.

Novelle von Luise Ernesti.

(Fortsetzung.)

Friedrich stand wie erstarrt. — Hellstes Verzweifeln sprach aus Augen und Zügen, als er dann das neue Anpochen des Gläubigers vernahm. Er sah sich um — — — da plötzlich schien ihm ein Gedanke zu kommen, der besser war, als Alles, das sein Herr ihm angerathen hatte, denn er rief freudig: „O das geht! — Das ist der beste Ausweg! Das ist Hülfe — Rettung."

Er eilte mit den Worten an das Fenster — im nächsten Moment sprang er hinaus. Wenige Minuten später schon polterte es nebenan im Zimmer der armen Base, die sonst eine so stille Nachbarin war. Es schien, als rücke dort Jemand schwere Möbel — und Anderes konnte das Getöse auch nicht sein. Erstaunt blickte der Officier auf die Thür, die mit Portièren verhangen war; er begann jetzt das Kommende zu ahnen, lächelte — dann, als seine Stirn sich faltete, vernahm er ein leises Pochen und Friedrichs Stimme bat flehend: „Herr Lieutenant, schließen Sie diese Thür auf!"

Er thats — hinter den sich öffnenden Flügeln und Vorhängen tauchte des Soldaten vor Freude strahlendes Gesicht auf.

„Aber um Gott, Friedrich, hier wohnt ja die alte Jungfer."

„Sie hat nebenan noch eine Stube! — — — — bitte — warten Sie, ehe Sie böse werden, Graf Lothar — kommen Sie hier hinein und hören Sie mich erst! — Ich habe der armen Base so Manches schon zu Gefallen gethan. Sie konnte mit ihren Aufwärterinen nicht fertig werden, nannte sie klatschsüchtig, neugierig, unverschämt — that endlich alle Arbeit allein, bis ich mich erbot, ihr Holz zu spalten, das Wasser zu tragen, das Essen zu holen und das thue ich schon seit zwei Jahren für sie. Im vorigen Winter aber, als ihre kleine Nichte krank war, da lief ich oft Nachts zum Doctor — und sie sagte wiederholt: „O könnte ich Das vergelten, Friedrich!" — Heute, soeben, da sagte ich ihr: „die Gelegenheit zu vergelten, die sie gewünscht hätte, sei da; — ich brauchte dies Zimmer für einige Tage und auch den Schlüssel zum Gartenpförtchen." — Hier, Herr Lieutenant, ist der Schlüssel und in der Straße wird Abraham Mirzemaier Sie nicht suchen. Sie können nun, bis die Hülfe da ist, unbekümmert in das Haus gelangen und ebenso unbehindert hinausgehen. — Bis zur Parade wird er wohl auf ihrem Corridor bleiben und heute Abend wiederkehren."

„Laß ihn da sein, wenn diese Stube mir zur Verfügung steht!" rief der Officier lachend.

„So lange Sie sie bedürfen, betritt sie kein Anderer; — sogar den Garten will die gute Person nach dem Hofe hin abschließen und auch zu betreten vermeiden, damit Sie ganz unbelästigt sind."

Friedrich brachte unter den letzten Worten schon den Paradeanzug seines Herrn in das Verandazimmer, bat dann: „Kaffee trinken Sie wohl im Hôtel!" und der junge Mann gewährte diesen Wunsch nicht nur — er sagte auch lachend: „Du kannst mit Mirzemaier frühstücken."

„Einladen will ich ihn, Herr Lieutenant; doch ob ihm schmeckt, was ich ihm vorsetze? — —"

Des Soldaten ehrliches Gesicht war jetzt voll Uebermuth und Schlauheit und sein Herr konnte nicht widerstehn zu lauschen, als er nun endlich und so siegesbewußt auf den Corridor hinaustrat.

„An ihm ist ein Schauspieler verdorben!" murmelte der Officier, als er von Neuem die Stimme seines Burschen hörte, der gleich darauf freudig rief: „Sie — o, Sie sind es, lieber Herr Mirzemaier! — — Ach, warum gaben Sie sich nicht zu erkennen?"

Ein wuchtiger Schritt ertönte auf dem kleinen Vorsaal — eine ruhige Stimme sagte ernst: „Melden Sie mich dem Herrn Grafen Limbach."

„Sie melden, lieber Herr Mirzemaier?" — Ach wäre mein Herr zu Hause, wo hätte ich da gewagt, mir in seinem Service den Kaffee zu brauen. Rührte mich doch fast der Schlag, als es vorhin klingelte, denn ich dachte, er sei es! — Gott, wie habe ich durch das Schlüsselloch gesehen, um zu erkennen, ob der junge Graf so läute, oder ob der Briefträger es sei."

„Sparen Sie alle Ausflüchte, Herr Friedrich, und melden Sie dem Herrn Grafen, wer da ist und ihn zu sprechen wünscht!" rief Abraham Mirzemaier laut und energisch.

„Also Sie wünschen meinen Herrn zu sprechen?"

„Gewiß."

„Ja, dann müssen Sie sich gütigst nach Sacrow hin bemühen. Da trinkt er mit seinen gestrigen

Gästen den Kaffee. Es ist ein wenig weiter Weg, Herr Mirzemaier — namentlich für Sie, der Sie an kurzem Athem leiden — — — aber, das Wetter ist wundervoll, das wird Sie für die Mühe entschädigen. Welch ein herrliches Pfingstwetter, Herr Mirzemaier!"

Der in Wahrheit etwas brustleidende Herr Mirzemaier sparte Lunge und Athem, entgegnete nichts, nahm Platz auf einem Stuhl, auf dem nur eine Bratenschüssel stand — setzte diese an die Erde und sah einzig den Soldaten an. Wie anders würde dieser Blick auf Friedrich gewirkt haben, besaß er nicht ein geheimes Zaubermittel an dem Troste: daß sein Herr geborgen im Zimmer der armen Base war. Er erwiderte den Blick des Gläubigers sehr freundlich und fragte fast liebreich: „Wollen Sie sich im Salon ausruhen, Herr Mirzemaier?"

„Das würde unpassend sein, Friedrich Ebhagen! Ich thue nur, wozu ich ein Recht habe — — — ich warte hier auf dem Vorplatz, bis ihr Herr erscheint."

„Wenn Sie darauf warten wollen — ach, mein Himmel, Graf Limbach ist im Stande gleich nach der Parade nach Altenzell zum Herrn Onkel zu reisen. Ihn rührte, glaube ich, der Schlag."

Herr Mirzemaier entgegnete abermals nichts — nur ein verächtliches Lächeln umspielte seine dicken Lippen; — Friedrich fuhr in größter Gutmüthigkeit fort: „Recht traurig, wenn der Herr Graf auf Altenzell am Ende schon gar todt ist, wenn mein Herr ankommt. Aber, Du lieber Gott, für meinen Lieutenant würde es doch ein Glück sein."

„Inwiefern?" fragte der Andere mit Ruhe, mit einer Kälte, die den guten Soldaten ein wenig unangenehm berührte.

„Inwiefern?" wiederholte Friedrich stolz und selbstbewußt. „Wissen Sie nicht, daß mein Herr der einzige von allen Verwandten ist, mit dem der menschenscheue Einsiedler von Altenzell verkehrt? Er liebt den Grafen Lothar um seiner Fröhlichkeit und seines guten Herzens willen — liebt ihn wie einen Sohn und nur er wird sein Erbe sein."

„Das wäre als Erstes ganz gegen Recht und Gesetz!" erwiderte der Andere kühl.

„Ach, Sie meinen, der Bruder des Besitzers von Altenzell, und dessen Kinder, der Präsident, Graf Claus von Limbach und seine ganze Familie hätten auch Anrecht?"

„Die?" — Was gehen sie mich an! ich meine, die nächsten Erben sind die rechtmäßigen."

„Nun, dann erbt mein Herr doch sicher."

„So —", entgegnete Abraham Mirzemaier mit unbeschreiblicher Verachtung. „Sie meinen also, der Herr auf Altenzell sei ein ebenso schlechter Vater, wie die Welt ihm nachsagt: schlechter Gatte gewesen zu sein?"

„Der Weiberfeind auf Altenzell — Vater — Gatte? — Herr Mirzemaier, wir haben Monat Mai und nicht den ersten April."

Friedrich verschwand mit den Worten im Salon und trat in das Zimmer der armen Base. Dort gewahrte er seinen Herrn in der Nähe der Stubenthür — er war ein wenig blaß und Friedrich erlaubte sich, als er auf den Zehen zu ihm herangeschlichen war, zu fragen: „Hörten Sie etwa, was Jener sagte?"

„Alles."

„Glauben Sie Etwas davon?"

„Ich sagte Dir ja vorhin, man hat einmal dergleichen fest geglaubt. Wie es übrigens scheint, weißt auch Du von der Sache."

Friedrich handelte sehr diplomatisch, indem er sich zurückzuziehen gedachte; sein Herr ließ ihn aber nicht so leichten Kaufes davon und fragte ernst: „Hörtest Du das auch und was meinst Du dazu?"

Ja, in Friedrich steckte trotz seines etwas dummen Gesichts mehr von der Schlauheit eines Diplomaten als man hätte denken können, denn er entgegnete ausweichend:

„Der Herr auf Altenzell ein Blaubart, der sein Weib versteckt hält! Das kann ich unmöglich denken. Aber stelle ich mir den ruhigen, sanften Herrn vor, der oft gar traurige Augen hat, da möchte ich freilich glauben, er erlebte mehr als man genau weiß — als er je zugegeben hat; und auf ihn paßt sicher auch das Sprüchwort: „Stille Wasser sind tief!"

(Fortsetzung folgt.)

O Ein bayerischer Gelehrter.

Die Redaction der Pfälzer Zeitung hat sich immer mit einer gewissen Vorliebe mit den Bestrebungen unseres Landsmannes, des Herrn Dr. Georg Neumayer, beschäftigt und ist auch seinen neuesten Bemühungen zur Durchführung der von ihm angeregten Südpolarexpedition mit solcher Aufmerksamkeit gefolgt, daß es gestattet sein wird, auf dieses Thema nochmals zurückzukommen.

Bekanntlich soll diese Expedition den Zweck haben, alle vorbereitenden Arbeiten durchzuführen, die sich auf die Beobachtung des Durchganges der Venus im Jahre 1874 beziehen. Wir haben eine Abhandlung über diesen Gegenstand vor uns, die der Genannte zu Anfang des Monats März verflossenen Jahres der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien vorgelegt und aus der, wenn wir uns recht erinnern, die Pfälzer Zeitung (S. Palatina Jahrgang 1870 No. 36. D. R.) einen Auszug bereits veröffentlicht hat. Die darin ausgesprochenen und die darauf sich gründenden Vorschläge fanden in den wissenschaftlichen Kreisen aller Länder die ausgesprochenste Würdigung und Anerkennung, da in der That jene Vorschläge, wenn gewissenhaft durchgeführt, die vollste Ausnützung sichern. Die österreichische Regierung gab dieser Anerkennung practischen Ausdruck, indem sie den Beschluß faßte, Dr. Neumayer's Ideen zu verwirklichen, und schon im Beginn des letztverflossenen Monats Juli sollte eine Anzahl wissenschaftlicher Männer unter des Genannten längst erprobter umsichtiger Leitung nach den südlichen Theilen des indischen Oceans abgehen. Leider waren die politischen Verhältnisse dem Unternehmen nicht glücklich und es mußte die Expedition auf das folgende Jahr verschoben werden. Die kaiserliche

Regierung hat aber jetzt einen Antrag auf Bewilligung der hiezu nöthigen Geldmittel vor die Delegationen gebracht und es freut uns, sagen zu können, daß der cisleithanische Theil der Delegation in freigebigster Weise für das Unternehmen sich aussprach, und außerdem läßt sich hoffen, daß die Ungarn ihrerseits diese für die Wissenschaft so sehr wichtige Angelegenheit thatkräftig unterstützen werden. In diesem Falle wird in den ersten Monaten dieses Jahres eine maritime Expedition unter der Leitung unseres Landsmannes, dessen scharfem Blicke und reicher Erfahrung wir unbedingt vertrauen dürfen, nach den Südpolargewässern abgehen und eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten zur Ehre der deutschen Wissenschaft ausführen.

Dr. Neumayer hat sich übrigens unter allen Verhältnissen, ob die Expedition nun zur Ausführung kommt oder nicht, das große Verdienst erworben, die vollkommene Lösung der für die Interessen astronomischer Wissenschaft so überaus wichtigen Fragen angebahnt zu haben und zwar auf eine Weise, die allein einen vollständigen Erfolg sichern kann, denn wie umfassend und eingehend die Vorschläge zur Beobachtung des Venusdurchgangs selbst auch sein mögen, die Frage der Vorarbeiten wurde, wenn wir absehen von Vorausberechnungen und instrumentalen Versuchen, von ihm allein in practischer Weise in Angriff genommen.

Da wir einmal der wissenschaftlichen Projecte des genannten Gelehrten erwähnt haben, so dürfte es wohl nicht überflüssig erscheinen, einen kurzen Rückblick auf dessen seitherige Leistungen zu werfen. Unter den größten persönlichen Opfern an Geld und an Bequemlichkeiten des Lebens eröffnete sich derselbe einen Wirkungskreis im Interesse der Wissenschaft in fernen Welttheilen. Vor nun zwanzig Jahren sahen wir ihn, nach vorausgegangenen umfassenden Vorstudien in der bescheidenen Stellung eines gewöhnlichen Seemannes seine Wanderungen antreten; schon nach kaum verflossenen sechs Jahren wurde ihm von Seiten des Königs Max der ehrende Auftrag, zur Unterstützung der Erforschung der Physik unserer Erde eine Station auf dem australischen Continent zu errichten. Dieses ihm gewordenen ehrenden Auftrages entledigte sich der Genannte in glänzendster Weise und in einem Umfange, wie dieses kaum in der ursprünglichen Absicht des für die Wissenschaft so begeisterten, leider so früh verstorbenen Monarchen gelegen haben mochte. Denn anstatt mit den ihm zu Gebote stehenden bescheidenen Mitteln eine Station zu errichten, gelang es ihm, seinem Unternehmen die Unterstützung der Regierung der reichen Colonie Victoria zu sichern und ein den neuesten Anforderungen der Wissenschaft entsprechendes Observatorium in Melbourne zu gründen. *) Nicht zufrieden damit organisirte unser unermüdlicher Gelehrter ein System meteorologischer Beobachtungen über den südöstlichen Theil eines rasch aufblühenden Festlandes, pflegte durch umfassende Untersuchungen über Wind und Strömung des Meeres die nautischen Wissenschaften und durchreiste zu wissenschaftlichen Zwecken Victoria und Theile von Neu-Südwales und Südaustralien in einer Ausdehnung von beinahe zehn Längen- und fünf Breitengraden.

Zu Ende des Jahres 1864 kehrte Dr. Neumayer nach Europa zurück und zwar mit dem Auftrage der Regierung von Victoria, die während seines zweiten siebenjährigen Aufenthaltes in Australien gewonnenen wissenschaftlichen Resultate in einem besonderen Werke zu veröffentlichen. Ehe diese Aufgabe gelöst, war es ihm selbstverständlich unmöglich, sich irgend welchen andern wissenschaftlichen Fragen oder Unternehmungen zu widmen. Mit Beginn des abgewichenen Jahres erschien der letzte der vier ein Werk umfassenden Quartbände und kaum ist dieses geschehen und schon sehen wir den für die Interessen der Wissenschaft sich wahrhaft aufopfernden Gelehrten sich aufs Neue einem zwar großartigen aber auch mühe- und opfervollen Unternehmen widmen, welches ihn zum vierten Male nach der südlichen Hemisphäre führen soll, ungewiß, ob es für ihn eine Rückkehr gibt, oder ob er bestimmt ist, sein Streben mit seinem Leben zu bezahlen.

Diese Opferbereitheit von Seiten unsres Landsmannes ist um so höher anzuschlagen, als ihm die ehrenvollsten Anerbietungen gemacht wurden, in wissenschaftliche Stellung in Deutschland einzutreten, aber es freut uns beifügen zu können, daß, obgleich es bis jetzt nicht gelingen wollte, denselben fest zu halten, gegründete Hoffnung besteht, derselbe werde nach seiner Rückkehr vom Süden für die große in Deutschland theilweise neuzugründende Centralanstalt für Oceanographie, Nautik und die übrigen Wissenschaften der Physik der Erde gewonnen werden. Wurde er doch bereits von maßgebender Seite aufgefordert, vor seiner Abreise einen vollständigen Organisationsplan für das neu zu errichtende Institut zu entwerfen, für dessen Leitung er ausersehen sein soll. Diese schmeichelhafte Auszeichnung hat unser gelehrter Landsmann vor Allem der vorzüglichen Aufnahme zu verdanken, welche das von ihm nun vollendete großartige Werk in den maßgebenden wissenschaftlichen Kreisen gefunden hat. Was dieses Werk vor Allem kennzeichnet und ihm einen nicht hoch genug anzuschlagenden Vorzug vor andern ähnlichen gewährt, ist der Umstand, daß der Verfasser mit vollständiger Hintansetzung seiner eigenen wissenschaftlichen Ansichten das enorme Material für Oceanographie, Meteorologie und Erdmagnetismus so verarbeitet hat, daß die gewonnenen Resultate für alle Zeiten einen großen Werth behalten müssen, indem die Discussionen so gepflogen sind, daß diese Resultate von speciellen vorgefaßten hypothetischen Ansichten unabhängig dastehen. Werke ähnlicher Art, es sei uns dieses zu sagen gestattet, werden gar häufig durch Ausflüsse der persönlichen Eitelkeit der Verfasser verunstaltet, was wohl dazu dienen mag, diesen ephemere, oft höchst glänzende Erfolge zu sichern, den wahren Interessen der Wissenschaft aber sicher zuwiderläuft.

Nach solcher wissenschaftlichen Vergangenheit dürfen

*) Unseres Wissens hat Herr Dr. Neumayer zum Ankauf der allernöthigsten Instrumente aus der kgl. Cabinetskasse den Betrag von ungefähr 3000 fl. erhalten, während die Colonialregierung für das Unternehmen 15,000 Pfd. Sterl. ausgegeben hat.

wir von der erwähnten Expedition unter Dr. Neumayer's Führung das Vorzüglichste erwarten, aber wir dürfen auch fragen, ob ihm in seinen opfervollen Bestrebungen die zur Thatkraft ermuthigende Anerkennung in seinem engeren Vaterlande auch geworden sei, und wir müssen diese Frage leider verneinen. Wenn wir sehen, daß unsrem Gelehrten eine solch gefährliche, wissenschaftlich aber so bedeutende Aufgabe übertragen ist, wie die erwähnte Expedition von Seiten Oesterreichs, wenn wir erfahren, daß derselbe zu einer so wichtigen wissenschaftlichen Stellung in Deutschland, wie die Direction der besprochenen Centralanstalt, von andern höchst ehrenden Anerbietungen ganz zu schweigen, auserseben wurde, so dürfen wir uns fragen, wie es kommen mag, daß einem solchen Manne in Bayern noch keinerlei Auszeichnung zu Theil geworden ist, wie etwa die Wahl zum Mitgliede der kgl. Academie der Wissenschaften solche in sich schließen würde.

Ueber den streng wissenschaftlichen Werth seiner Arbeiten kann wohl, nachdem die höchsten Autoritäten der betreffenden Wissenschaften wie, um unter vielen nur einige zu nennen, Sir Edward Sabine und Professor Lamont, das allergünstigste Urtheil abgegeben, kein Zweifel mehr obwalten. Wenn wir nun sehen, daß Institute andrer Länder, wie erst jüngst die kgl. geographische Gesellschaft in Florenz den Gelehrten in jeder Weise auszeichnen, so muß es, ganz gelinde gesagt, Wunder nehmen, daß die Verdienste desselben von Seiten der besonders bevorzugten wissenschaftlichen Körperschaft unsres Landes noch keinerlei Anerkennung haben finden können. Der Gelehrte scheint eben das Schicksal aller Söhne der Pfalz theilen zu sollen, deren Bestrebungen in den maßgebenden Kreisen in München nicht nur keine Anerkennung finden, sondern vornehm ignorirt werden.

Wohl wahr, wer sich solchen Gefahren und Entbehrungen aussetzt, um der Wissenschaft zu dienen, den vermag nur das Bewußtsein, im Interesse und zur Ehre der in ihrer Erkenntniß der Natur und ihrer Kräfte sich stets weiter bildenden Menschheit gestrebt zu haben, wirklich zu belohnen. Ihm gilt die gezollte Anerkennung nur für eine Sanction und Befürwortung seiner Zwecke, niemals aber und am allerwenigsten unsrem Freunde als ein Mittel zur eignen Glorification.

Miscellen.

Aus Frankfurt, 10. Januar, schreibt man der Allg. Ztg.: Die deutsche Kunst hat wieder einen herben Verlust erlitten. Heute früh wurde Eug. Ed. Schäffer von der hiesigen Künstlerschaft und unter Betheiligung zahlreicher Freunde und Verehrer zu Grabe geleitet. Unter den deutschen Kupferstechern aller Zeiten nimmt Schäffer einen bedeutenden Rang ein. Schon das eine Wort von Peter Cornelius: „daß die Morgensterngruppe in der Nacht an Marc Anton hinanreiche", genügt, um die Bedeutung des Mannes für sein Fach über jeden Tadel zu stellen. Seine Hauptlebensaufgabe hat Schäffer in der Nachbildung Raphael's erblickt. Seine Madonnen, Della Sedia und Granduca ꝛc. zählen zu den hervorragendsten Werken deutscher Kupferstecherkunst. Neben den Raphael'schen Stichen zählen „die Nacht" und „die Zerstörung Troja's" von Peter Cornelius nach den Fresken in der Münchener Glyptothek zu seinen besten Werken. Der Tod überraschte Schäffer über zwei Stichen, die er nach Tizian (irdische und himmlische Liebe) halbvollendet hinterläßt. Geboren war Schäffer im Jahre 1803 und starb in Folge eines wiederholten Schlaganfalls und einer hinzugetretenen Rippenfellentzündung.

Das „Regensb. Tagbl." erhält einen Brief aus Etampes, in dem eine herrliche That eines bayerischen Helden wie folgt geschildert wird: Das 1. bayerische Regiment stand am 2. Dec. unerschüttert im gräßlichsten Feuer und hatte große und schmerzliche Verluste. Da kamen zwei Kugeln geflogen; die eine traf den Major Daffenreither (die anderen Majore dieses Regiments waren bereits todt), die andere einen gemeinen Soldaten, und beide Kugeln brachten den Getroffenen schwere Wunden bei. Unbeirrt von dem fürchterlichen Kugelregen nahten sich die Blessirtenträger und wollten zuvor den Major auf die Tragbahre legen. Der selbst tödtlich getroffene Held gab dies aber durchaus nicht zu, und wies sie an, erst seinen verwundeten Kameraden aus der Feuerlinie zu bringen, weil ihm dessen Wunde gefährlicher als seine eigene erscheine. Die Träger nahmen denn auch den Soldaten und schafften ihn auf den Verbandplatz und ich höre, daß derselbe nun außer Gefahr sein soll. Unterdessen rückte das Regiment vor und um einige Sicherung vor den einschlagenden Kugeln und Granaten zu finden, kroch der Major in einen Straßengraben. Mochten ihn auf diese Weise die Träger nicht mehr erblickt haben, oder dieselben getödtet oder anderweitig in Anspruch genommen worden sein, kurz, der tödtlich verwundete Major blieb einige qualvolle Stunden in der grimmigsten Kälte auf dem Schnee liegen, bis er fühlte, daß sich mehr und mehr eine Erstarrung seiner bemächtigte, welche den Tod des Erfrierens zur Folge gehabt hätte. Mit Aufbietung der letzten Kräfte raffte sich der Major auf und kroch mit ungeheuerer Anstrengung und unter den größten Schmerzen einer einige Minuten entfernten Scheune zu. Kaum dort angekommen, zog sich das Gefecht wieder in diese Gegend, und die Scheune, in welcher der Major vor der Kälte Zuflucht suchte, wurde derart mit Granaten beworfen, daß sie sofort in hellen Flammen aufloderte. Derselbe, halb von Rauch betäubt, von platzenden Granaten umkracht, fühlte sich unvermögend, sich aus der gräßlichen Gefahr zu retten und vermochte nur noch laut nach Hilfe zu rufen, welche Rufe glücklicher Weise vernommen wurden, so daß der Major von bayerischen Soldaten aus dem brennenden Gebäude getragen ward. Leider starb derselbe einige Stunden darauf; er aber und seine edle Aufopferung, wodurch er einem Kameraden das Leben rettete, wird beim 1. Regiment wohl unvergessen bleiben!

Charade.

(Dreisilbig.)

Wenn Madame, die böse Sieben,
Zu die Erste ruft der Armen,
Die sie aus dem Bett getrieben,
Ehe kaum sie durft' erwarmen,
Muß geschürzt die Magd am Morgen
Vor des Tages erstem Schimmer,
Um dem Rufe zu gehorchen,
Schaffen durch des Hauses Zimmer;
Drauf soll sie die Letzten machen,
„Frühstück, Mittag-, Abendessen!"
Und noch hundert and're Sachen
Kreischt die Holde wie besessen. — —
„„Selig hoffe ich zu werden —""
Denket Bärbel — „„einstens drüben"",
Denn das Ganze schon auf Erden
Hätt' ich bei der bösen Sieben.

Auflösung der Homonyme in Nr. 4:
Angelegen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 8. | Speyer, Donnerstag, den 19. Januar | 1871.

Stille Wasser sind tief.

Novelle von Luise Ernesti.

(Fortsetzung.)

II.

Ehe jener junge, sehr leichtsinnige, aber von Herzen außerordentlich gutmüthige Officier — der zweiundzwanzigjährige Graf Lothar von Limbach, dessen Bekanntschaft wir am Pfingstmorgen machten, das Licht der Welt erblickte, wurde das Geschlecht, dem er angehörte, durch einen alten Grafen Limbach und dessen drei Söhne vertreten. Der alte Herr, welcher auf Altenzell, dem Erbgute seines Hauses, wohnte, erzog diese drei Söhne: Claus, Hans und Curt mit einer fast eisernen Strenge. Er hielt sie selbst da noch sehr kurz und stark im Zaum, als sie älter waren und in der Welt lebten, wo sie theils in Militär- und theils in Civildiensten Stellung gefunden hatten.

Bei dem Jüngsten, dem Grafen Curt, einem zarten, schwächlichen und äußerst stillen Jüngling, schlug diese Strenge gut an und erzielte die besten Erfolge. Er gab weder auf der Universität, noch später als Referendar einen Groschen mehr aus, als er besaß; und zur Zeit, wo der Vater ihn den Abschied nehmen ließ und zu seiner Hülfe und Stütze nach Altenzell berief, konnte er versichert sein, die Gutsangelegenheiten in die solidesten Hände zu legen und einem Charakter anzuvertrauen, der sich bereits bewährt hatte. Anders mit den beiden älteren Söhnen, den Grafen Claus und Hans! Die Lehren des Vaters waren bereits vergessen, als Altenzells klösterliche Abgeschiedenheit hinter ihnen lag und kaum eingetreten in die Welt machten Beide die tollsten Streiche. Der bejahrte Vater erlebte fort und fort nur Kummer durch sie und Beide hielten ihn in andauernder Spannung und Sorge wegen ewig neuer Schulden. Der alte Herr genoß kaum noch ruhige Stunden, geschweige ruhige Tage. Er hatte nun aber erst durch ein langes Leben voll Entbehrungen die Familienbesitzung Altenzell, welche seine Vorfahren ungebührlich mit Schulden belastet, frei gemacht. Er hatte dann rastlos geschafft, gewirkt und gearbeitet, um dies alte Erbe zu seinem frühern Glanz zu erheben und dem Namen, den er trug, wieder jenen guten Klang zu verschaffen, den er einst besessen, und welcher ihm über Alles ging. — Es war ein redlicher, schöner Charakter, dieser alte Graf — ein Mann, der in allgemeinem Ansehen stand und die Liebe und Achtung seiner Mitmenschen im vollsten Maße genoß. Wie tief bekümmerte ihn daher die leichtsinnige Lebensweise seiner beiden Söhne, dieser Kinder, denen er die Bahn des Lebens mit so viel Mühe geebnet hatte und auf die er so gern voll Stolz geblickt. Er bat — er schalt — er drohte! — Eins so vergebens wie das Andere. — Zu einer Zeit, wo er dann auf Ruhe nach gethaner Arbeit — auf einen friedlichen Lebensabend gerechnet hatte, umdunkelten und umnachteten Wolken der bangsten Sorge und schlimmsten Befürchtung diesen Lebensabend immer mehr.

Nun war aber jener alte Herr stets ein zu energischer Charakter gewesen, um als Greis willig Alles hinzunehmen, was er vielleicht noch zu ändern vermochte. Nach neuen leichtsinnigen Handlungen seiner zwei Söhne, die Alles übertrafen, was sie bisher in dem Punkt geleistet hatten — stieß er sein Testament um. Einst hatte er darin seine drei Kinder zu ganz gleichen Theilen bedacht, jetzt setzte er nicht nur den Jüngsten zum Universalerben ein, nein — er bestimmte auch: daß „im Falle jener voll Edelmuth mit seinen Brüdern zu theilen denke, das ganze Vermögen den Armen anheim fallen solle, da er nicht umsonst, oder nur für Tänzerinnen gearbeitet haben wolle." Den beiden älteren Söhnen war denn in diesem originellen Testamente nur ihr Pflichttheil bestimmt, jeder ihrer Frauen aber zwölftausend Thaler.

Dieses Testament sandte der alte Herr in Abschrift an seine leichtsinnigen Söhne mit dem Zusatze: „Aendert Eure Lebensweise, daß sie mir noch vor meinem Tode genügende Garantie für die Zukunft bietet, denn ich kenne keinen größern Wunsch, als auch Euch im Genuß meiner Ersparnisse zu sehen! Beharrt Ihr aber in Eurem Leichtsinn und Alles bleibt beim Alten — so tritt dieser letzte Wille in Kraft und Ihr seid enterbt! — Noch einmal: eilt, Euch zu bessern; — ich bin zu alt, um lange darauf warten zu können."

Die Grafen Hans und Claus nahmen dies Testament halb für Scherz, halb für leere Drohung. Sie lebten in früherer Weise weiter — vielleicht noch verschwenderischer, da Beide vor Kurzem geheirathet hatten und ihren jungen Frauen einen Himmel auf Erden bereiten wollten, der für jene ebenso wie für sie in einem Strudel von Vergnügungen bestand.

Der Vater, der noch länger lebte als er gedacht, ließ sie gewähren. Als er aber starb, stellte sich der bittere Ernst des Testamentes heraus. So lange das Pflichttheil und die zwölftausend Thaler vorhielten, verschmerzten beide Brüder die Enterbung ziemlich gut. Sie waren zu der Zeit auch gerade Beide befördert — der Eine zum Rath, der Andere zum Hauptmann; — — außerdem bat sie der jüngere Bruder inständigst: „Altenzell nicht nur immer als ihre wahre Heimath zu betrachten, sondern auch — wenn sie einmal Geld bedürften, sich stets an ihn zu wenden.“ — Beide Bitten wurden aufs Ausgiebigste erfüllt: — die enterbten Söhne lebten den Sommer mit ihren Familien auf dem Gute — lebten da wie regierende Herren, und in jeder Geldnoth griffen sie aufs Unbefangenste zur Kasse des reichen Bruders. Dieser, der von Kindheit an größten Respect vor seinen älteren, sehr sicher und bestimmt auftretenden Brüdern gehabt, hatte sich zu einem viel zu scheuen, verlegenen Menschen, zu einem viel zu nachgiebigen, unselbstständigen Charakter entwickelt, um je mit Energie den zu hohen Anforderungen entgegenzutreten.

Die an Aengstlichkeit streifende Scheu des Besitzers von Altenzell fiel nie mehr auf als im Zusammensein mit seinen welt- und formengewandten Brüdern. Er machte da stets den Eindruck größter Abhängigkeit und Demuth — den Eindruck eines verlegenen Schulknaben gestrengen Lehrern gegenüber. Wie Beide diesen Charakterzug belachten und zu ihrem Vortheile ausbeuteten, mag ungesagt bleiben — genug: daß sie es thaten und den stillen, scheuen Bruder mehr damit kränkten und erbitterten, als sie je dachten und ahnten. — Graf Curt athmete förmlich auf, wenn seine eleganten Verwandten und all der Besuch, den sie sich mitbrachten, Altenzell verließen und dessen tiefe, klösterliche Einsamkeit von Neuem hergestellt war, die sein Lebensbedürfniß zu sein schien. Er hatte keinen Verkehr mit der sehr entfernten Nachbarschaft — sein einziger Umgang war sein Jugendfreund, der altenzeller Pfarrer und dessen Frau — sein einziges Vergnügen blieb die Musik und Lectüre. — Er erlaubte sich derartige Erholungen aber nur nach beendigter Arbeit und einem den Interessen der Landwirthschaft gewidmeten Tage. — — Unter solchen Verhältnissen — bei seinen geringen Lebensbedürfnissen — mehrte sich sein großes Vermögen von Jahr zu Jahr. Die Folge dieses wachsenden Reichthums war unter Anderm, daß die entfernte Nachbarschaft endlich keine Notiz mehr von seinem Einsiedlerleben nahm — ihn aufsuchte und Familienväter und Mütter — wie auch schöne heirathslustige Damen sich bestrebten, ihn der Eintönigkeit seines Daseins zu entreißen und Geschmack an des Lebens Lust und Freuden beizubringen. Die Bemühungen erwiesen sich als vergebliche — der scheue Landjunker blieb unverbesserlich! — Er hieß seitdem „der Weiberfeind — die Schnecke von Altenzell“ — und man ließ ihn danach in Ruhe.

Wie thaten diese Namen seinen Brüdern wohl! wie thaten sie zugleich Alles, seine Abneigung gegen die Frauen zu unterstützen. Rechneten sie auch für sich selbst nicht darauf, ihn zu beerben, so sollten doch ihre Kinder in Genuß des Vermögens einst treten. Der Rath besaß eine ganze Reihe von Kindern — der Hauptmann nur einen Sohn — jener Lothar. — Ihm wurde schon als Knabe seine Cousine Clorinde als Gemahlin zu gedacht, da beide Väter meinten — er als der älteste der Neffen des Besitzers von Altenzell und Liebling des Onkels Curt, würde dermaleinst Erbe des Gutes werden.

Lothar und Clorinde — Beide im gleichen Alter — zählten elf Jahre, als zu ihren Vätern, die seit Kurzem Beide Wittwer geworden waren, eine entsetzliche Kunde drang. — — — Der Weiberfeind sollte nicht nur im Geheimen einen Ehebund geschlossen, sich unter seinem Stande verheirathet haben — auch bereits in Besitz eines kräftigen Stammhalters sein! — — Die Sache war möglich. Sie hatten ihn wegen Krankheit ihrer Frauen seit achtzehn Monden nicht gesehen, und was konnte sich binnen der Zeit Alles ereignet haben und ihnen verschwiegen worden sein! — Innern Entsetzens voll beeilten sich beide Brüder, bei Graf Curt anzufragen „ob man gratuliren dürfe und das Gerücht seiner Heirath ein wahres sei?“ — Man fügte aber zugleich in etwas scharfen Worten die Vermuthung bei: „daß die Nachricht — mindestens in ihren einzelnen Bestandtheilen unwahr, daß es falsche Verleumdung sein müsse und ein Graf Limbach von Altenzell — Sprosse eines Geschlechts von reinster und ganz untadelhafter Ahnenreihe — unmöglich unter seinem Stande, ja sogar ein Mädchen aus dem Volke geheirathet haben könne.“

(Fortsetzung folgt.)

Von Orleans nach Orleans.*)

Von **Hermann Vogel.**

I.

Der letzte Abend.

Das Leben in Orleans während der ersten Occupation durch die Bayern nahm auf die Dauer, trotzdem es reich an Gegensätzen war, doch eine gewisse Einförmigkeit an. Heute ward ein bayerischer Chevauxleger, morgen ein preußischer Husar angeschossen und Tags darauf wurde der Ort, wo der „Frevel“ geschehen, den Flammen übergeben. Das waren so ziemlich die Nachrichten, welche in stereotyper Wiederholung von den Vorposten in die Stadt kamen. Nach dem Namen des Dorfes oder Gehöftes, das in Brand geschossen wurde, fragte man kaum noch und wenn man ihn erfuhr, vergaß man ihn wieder; so konnte es denn geschehen, daß ein Lieutenant, als ihm von seinem General der Befehl ertheilt wurde, eine Ortschaft zu besetzen, diesem antworten mußte: „Es thut mir leid, Herr General, Ihren Befehl nicht ausführen zu können. Wir haben das Nest bereits vor drei Tagen niedergebrannt.“ Auch an die fast alle paar Tage wiederkehrenden Alarmirungen der Besatzung von Orleans

*) Frankfurter Zeitung.

gewöhnte man sich und es fehlte schließlich nicht an Stimmen, die da meinten, v. d. Tann ordne die häufige Marschbereitschaft nur an, um zu verhüten, daß Orleans das Capua seiner Truppen werde. Trotzdem war die gefährliche Lage, in der sich die Bayern in und um Orleans befanden, allen Einsichtigeren klar. Es trug nicht wenig zur Geringschätzung der französischen Feldherrn bei, daß man nicht einmal wagte, trotzdem wir täglich von großen Truppenansammlungen hörten, unser gleichsam in der Luft schwebendes Corps ernstlich zu beunruhigen. Es war fürwahr ein kühnes Unternehmen, mit 20,000 Mann fünf, sechs Tagemärsche vom Gros der Armee entfernt, mitten in Feindesland zu weilen. Der Umsicht und der bei aller Kühnheit doch bewährten Vorsicht v. d. Tanns ist es zu danken, daß der Feind, als er sich schließlich seiner materiellen Ueberlegenheit bewußt wurde, daraus keinen größeren Vortheil zog. Es gereicht dem genannten General zur ganz besonderen Ehre, daß er der Erste war, welcher die wachsende Stärke des Gegners erkannte. Hätte man seinen Mahnungen Beachtung geschenkt und ihm rechtzeitig Verstärkung geschickt, viel Blut wäre erspart worden!

Es waren selbstverständlich nur wenige Eingeweihte, die von den nach Versailles gerichteten Mahnungen Tann's Näheres wußten. In den Kreisen, in welchen ich zu verkehren pflegte, sickerte freilich auch mancherlei durch, aber die Nachrichten kamen so tropfenweise, daß es unmöglich war, einen klaren Einblick in die Lage zu gewinnen, zumal wir von dem, was bei den übrigen Abtheilungen der deutschen Heere vor sich ging, nur sehr unbestimmte Mittheilungen erhielten. Daß etwas in der Luft schwebe, war seit dem 1. November, wo die Marschbereitschaft permanent war, Jedermann klar. Man trug sich mit Gerüchten aller Art, heute erwartete man den Anmarsch Werders und morgen wurde die nahe Ankunft des Prinzen Friedrich Karl signalisirt. Daran, daß es bald vorwärts gehe, zweifelte kaum irgend Jemand der bei den Regimentern befindlichen Officiere, nur über die Richtung zerbrach man sich die Köpfe; man wußte nicht, ob südwärts gegen Bourges oder westwärts gegen Tours. Auch die für den 7. November verheißene Ankunft des großen Trains, wodurch die Officiere nach sechs Wochen endlich einmal wieder in den Besitz ihres Gepäckes gelangten, wurde allgemein als Zeichen eines zu erwartenden Vormarsches angedeutet. Man ward jedoch einigermaßen stutzig, als der Train, kaum angekommen, schon wieder rückwärts commandirt wurde, indem den Officieren nur wenige Stunden Zeit gelassen wurde, sich aus ihren Koffern mit dem Nothwendigsten zu versehen. Man brachte die Rückbeorderung des Trains sofort in Zusammenhang mit dem dumpfen Kanonendonner, den man während mehrerer Stunden auf der Loirebrücke nach Westen hin vernehmen konnte. Das Schießen dauerte zu lange, war, wenn auch weit entfernt, doch zu intensiv, als daß es nur das wegen Francstireurs befohlene Bombardement eines Dorfes sein konnte. Am Abend hörten wir denn auch, daß in der That ein größeres Rencontre stattgehabt. Die Division Stolberg hatte, unterstützt von mehreren Compagnien Bayern vom 13. Regiment, eine größere Recognoscirung gegen den Wald von Marchenoire vorgenommen. Bei Autainville war man auf heftigen Widerstand gestoßen. Die Franzosen hatten eine große Uebermacht entwickelt und die Deutschen zum Rückzug gezwungen.

Tags darauf lag eine eigenthümliche Gewitterschwüle über Orleans. Ueberall standen die Bewohner in größeren und kleineren Gruppen auf den Straßen, in leiser, aber eifriger Unterhaltung begriffen. Ihre lebhaften Gesticulationen und aufgeregten Mienen verriethen, daß sie irgend ein besonderes Ereigniß erwarteten und daß es eine glückliche Wendung war, auf die sie hofften, darüber ließ der Hohn, der sich in den Zügen der Meisten ausdrückte, sobald ein Deutscher vorüberging, keinen Zweifel. Militärischer Seits deutete jedoch Nichts auf irgend eine Wendung hin. Die Garnison exercirte wie immer und Nachmittags um 4 Uhr spielte die Musik am Denkmal der Jungfrau, als befänden wir uns daheim in einer Garnisonstadt mitten im Frieden. Die einzige Neuigkeit, die man erfuhr, war das auf höheren Befehl erfolgte Verbot der Vorstellung im Café Chantant. Madame Wanda, Sängerin und Cancantänzerin, genannt die Franctireuse, bestätigte uns diese wichtige Nachricht. Sie wußte auch gleich die Ursache des Verbots. „Wir dürfen nicht spielen", sagte sie, „weil morgen die Franzosen kommen". Wir lachten und fragten, ob sie die Rückkehr ihrer Landsleute besonders erfreue. „Pah", meinte sie, indem sie ihr Näschen rümpfte und einen halb melancholischen Blick auf ihr schweres seidenes Kleid und den Schwanenpelz warf, die sie Beide der Allianz mit den Deutschen verdankte; „pah, ich werde nur mehr Arbeit bekommen. Hab' ich doch schon vorhin eine neue Rolle zu einem Stück erhalten, das wir zur Feier des zu erwartenden Sieges geben werden." Auch Maria Baß, die Primadonna der Bühne, ging vorüber, sie betrachtete den neben mir stehenden schmucken Officier vom Leibregiment, der ihr allabendlich so lebhaft Beifall geklatscht, theilnahmsvoll, bedauernd, „armer Freund", sagte der Blick, „könnt' ich Dich retten".

Wir gingen in's „Loiret". Die dicke Wirthin blickte uns mitleidig an, und als wir ob ihrer traurigen Miene zu scherzen begannen, fragte sie uns, ob es denn wirklich wahr sei, daß der Vertrag der Bayern und Preußen am 10. November ablaufe und die ersteren sich von diesem Tage an mit den Franzosen verbünden würden. Lachend bestätigten wir dieses seiner Zeit in Orleans vielfach colportirte Gerücht. Die Alte theilte uns zum Lohn dafür mit, daß bei ihr auf Donnerstag ein Diner für 80 französische Offiziere bestellt sei, und sie gestand uns, daß sie sich besonders glücklich schätze, ihre Freunde, die Bayern, daran Theil nehmen zu sehen. Wir wußten nicht, ob die Alte im Ernst oder Scherz redete. Die Franzosen, das freilich war gewiß, erwarteten große Dinge; wurde uns doch auf dem Wege in's Hotel St. Aignan aus dunklem Winkel drei Mal ein „Bismarck caputt" zugerufen.

Im Hotel St. Aignan, wo ich zu diniren pflegte, traf ich dieselbe Gesellschaft wie gewöhnlich, mehrere Offiziere vom Generalstab, darunter den Commandanten der bayerischen Artillerie, General Malaisé, Major Gramich von der Artillerie, mehrere Offiziere vom Leibregiment, Aerzte, Auditore, Postbeamte und die Feldpatres beider Confessionen nicht zu vergessen. Mit Ausnahme einiger Stabsoffiziere glaubte wohl keiner, daß er für lange Zeit das letzte Mahl in Orleans nähme. Ich erzählte von dem für den 10. Nov. bestellten französischen Diner und der protestantische Pfarrer gerieth darüber so in Eifer, daß er den Vorschlag machte, für diesen Geburtstag so großer deutschen Heroen, wenn auch keine Schiller- und Luther-Feier, so doch eine Scharnhorstfeier zu veranstalten. Der Antrag fand jedoch keine Unterstützung. Gegen das Ende des Diners trat jedoch eine gewisse Unruhe ein, mehrere Ordonnanzen kamen in den Saal, die Herren vom Stab beschleunigten ihr Mahl, der General Malaisé unterhielt sich wohl eine Viertelstunde sehr eifrig und geheim mit Major Gramich, und Letzterer sagte mir, als er noch vor dem Schluß des Diners fortging, Lebewohl, als gelte es einem Abschied für lange Zeit.

Es war unzweifelhaft, daß ein besonderes Ereigniß erwartet werde. Ich ging, Erkundigungen einzuziehen. Auf den Straßen war es stiller als sonst um diese Zeit. Nur einzelne Bürger eilten mit den obligaten Laternen rasch vorüber. Die Soldaten waren, da strengste Marschbereitschaft befohlen, in ihren Quartieren. Ich ging wohl zehn Minuten ohne einem Offizier zu begegnen, der Erste, den ich traf, war ein Bekannter, der als Adjutant stets wohl unterrichtet war. Er war in großer Eile, doch hatte er noch Zeit, mir leise zuzurufen: „Um 12 Uhr verläßt Alles Orleans. Die Truppen rücken auf Ormes, der Stabstrain geht nach Artenay!"

Nach Ormes und Artenay — das sieht ja aus wie ein Rückzug, dachte ich. Aber mein Entschluß war rasch gefaßt, es verstand sich von selbst, ich ging mit den Truppen, und zwar mit dem Leibregiment, unter dessen Offizieren ich die meisten Bekannten hatte. Oberlieutenant Bomhard, ein tapferer Offizier vom ersten Bataillon, der am 1. September einer der Ersten vor den Thoren von Sedan war, hatte, wie mir einfiel, heute das Commando auf der Mairiewache. Ich eilte zu ihm, mich zu erkundigen, wo sein Regiment Aufstellung nehme. Er wußte noch Nichts von dem Abmarsch, doch während er noch zweifelte kam die Bestätigung meiner Nachricht mit der Meldung, daß sich das erste Bataillon des Leibregiments um 11 Uhr an der Loirebrücke sammle. — Jetzt rasch in's Hotel St. Aignan zurück, meine Sachen gepackt und für Mundvorrath auf mindestens zwei Tage gesorgt. Grade war auch dort die Nachricht von dem bevorstehenden Abmarsch eingetroffen und die Herren Officiersbedienten rannten bereits Trepp auf, Trepp ab.

Von der Cathedrale schlug es halb Elf. Ich trat an's Fenster. Gegenüber lag die Mairie. Ein Trupp französischer Gefangener, die dort internirt gewesen, wurde soeben fortgeführt. Die Wachtmannschaft stellte sich zum Abrücken auf. Aus dem andern Fenster sah ich die Cathedrale. Wann wird man dort ein Friedensfest feiern? fragte ich; aber ich hatte keine Frage frei an das Schicksal. Ernst und schweigend lag der Prachtbau da.

Es ward Zeit mich zum Sammelplatz zu begeben. In größeren und kleineren Abtheilungen zogen die Truppen durch die dunklen Straßen dahin. An der Loirebrücke fand ich bereits das 1. Bataillon des Leibregiments. Weiter oberhalb an der Eisenbahnbrücke stand das 2. Bataillon, während das 3. auf dem Casernenplatz aufgestellt war. Soeben war der Befehl eingetroffen, daß das Leibregiment bis auf Weiteres in Orleans bleiben solle. Während Posten ausgestellt und Patrouillen ausgesandt wurden, setzte ich mich auf das steinerne Brückengeländer. Die Wogen brachen sich unter mir rauschend an den Pfeilern, der verschleierte Mond spiegelte sich matt in den Fluthen der Loire und der Herbstwind wehte kalt über das Wasser. Vom anderen Ufer herüber ertönte Pferdegetrappel und bald auch rückten die Blücherhusaren über die Brücke; die bayerische Brigade Orff folgte, die Todtenkopfhusaren bildeten den Schluß. Still und ernst zogen die Truppen durch die Nacht dahin. Im Flug begrüßte ich ein paar bekannte Officiere. Keiner wußte, was geschehen sei, noch was vorbereitet werde. Befanden wir uns wirklich auf dem Rückzug oder ging es vor zum Kampf dem Feind entgegen? Zwölf Uhr schlug es, als die letzten Truppen die Brücke überschritten. Ich machte einen Gang an die andere Seite der Loire bis zum Denkmal der Jeanne d'Arc, das ihr an der Stelle errichtet ist, wo sie, die Reihen der Engländer durchbrechend, den Brückenkopf entsetzte und Orleans befreite. Ich lehnte mich sinnend an das Gitter, welches die Statue umschließt. Vor mir lag finster und ernst die alte, schon von so manchen Stürmen umwehte Stadt. Mir war es, als hörte ich durch das Rauschen des Wassers ein Aechzen und Klagen, es mahnte mich an die Angst und das Bangen so vieler Millionen.

Miscellen.

München, 12. Jan. Gestern Abends ereignete sich dahier in einem Bäckerladen an der Dachauerstraße mit einer Petroleumlampe ein großes Unglück. Der Verkäuferin entfiel die Lampe beim Anzünden derselben, das auslaufende Oel entzündete sich und faßte die Kleider der Unglücklichen. Die zur Hilfe herbeieilenden Bäckersèheleute versuchten thörichterweise das brennende Oel mit Wasser zu löschen. Die sämmtlichen drei Personen wurden schwer verletzt, die Verkäuferin gab kurz darauf den Geist auf, die Bäckersfrau, welche sich in gesegneten Umständen befand und in Folge des Schreckens und Schmerzes zu früh niederkam, liegt hoffnungslos darnieder. (Mit Petroleumlampen kann man nicht vorsichtig genug sein. Insbesondere ist das Umfallen derselben während sie brennen, sehr gefährlich.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 9. Speyer, Samstag, den 21. Januar 1871.

Zeitgedichte.

*** Das Straßburger Münster.**

Du stehst als Gotteswunder
Nach schauerlichem Brand;
Viel Herrliches ging unter,
Du bliebst, ein heil'ges Pfand,
Daß wieder sich erneure
Der alten Einheit Band,
Und knüpf' das alte theure
Elsaß an's Vaterland.

Du bist, vom Brand beschädigt,
Mit Wunden reich bedeckt,
Selbst eine mächt'ge Predigt,
Die uns zur Prob' erweckt,
Ob wir das Reich zu bauen
Auch ernstlich sind gewillt:
Dann soll an dir man schauen
Bald der Erneu'rung Bild!

Du sollst uns sein ein Zeichen:
Wie aus der Feuertauf'
Du gehst erneut, desgleichen
Steig neu das Reich herauf.
Und ob auch vielgestaltig,
Sei's doch ein ein'ges Reich:
Harmonisch, hehr, gewaltig,
Ganz deinem Bilde gleich.

Nie sollst du zum Triumphe
Dem Erbfeind dienen mehr,
Nachdem das Reich zum Rumpfe
Zerstückt das fremde Heer.
Und sollt' je wieder fallen,
Was Gott verhüt', das Reich,
Dann stürzen deine Hallen
Und Thurm mit ihm zugleich! —

Ch. Böhmer.

Stille Wasser sind tief.

Novelle von **Luise Ernesti.**

(Fortsetzung.)

Die Antwort auf die Briefe der beiden Grafen und auf alle stolzen Mahnungen „an Aufrechthaltung der Stammbaumsansprüche“ blieb aus. Die Brüder entsannen sich jetzt jubelnd des geistigen Uebergewichts über den stillen und scheuen Landjunker. Die nächsten Briefe, die sie daher in derselben Angelegenheit an ihn schrieben, waren vollendete Meisterstücke an hochaufbrausendem Familienstolz — an beleidigter Familienehre. — In den bestimmtesten Ausdrücken verlangten sie von ihm die Erklärung, daß jenes Gerücht, „einer Heirath unter seinem Stande“ ein falsches sei und erklärten sich voll brüderlicher Liebe und Aufopferung bereit: „mit Blut und Leben — mit Pistolen oder Degen, für die angegriffene Ehre des Hauses Limbach auf Altenzell einzutreten und die Schmach, die man dem Bruder dadurch angethan habe, aufs Bitterste zu rächen.“

Die Erklärung blieb auch aus — keine Zeile der Erwiderung folgte überhaupt dem Verlangen! Entweder konnte man nun annehmen, daß ein Graf Limbach auf Haus Altenzell zu hoch über solch niederer Verleumdung stand: den reinen Stammbaum nicht berücksichtigt zu haben, um nur ein Gegenwort darüber zu verlieren — oder — „daß er in der That so tief gesunken war: des Herzens Rechte höher zu stellen, als alte Familiensatzungen.“

Wie Dem nun war, man wollte klar in der Sache sehen — man mußte schnell wissen — weniger, ob des Stammbaums Ehre, als ob die Erbschaft gefährdet war und so beschlossen denn beide Brüder nach Altenzell zu reisen, diesem in abgeschiedenster Weltgegend liegenden Familiengute. Man kündigte im dritten, noch energischer gehaltenen Briefe, seinen Besuch an — man nannte als Grund: „daß ihre Stellung, ihr Rang und Stand, ihre Familienehre nothgedrungen genügenden Aufschluß verlange und fügte bei, man könne dann später auch der Verleumdung entschiedener entgegen treten, wenn man an Ort und Stelle gewesen sei und sich persönlich davon überzeugt habe, wie unwahr das Gerücht sei.“ Diesem Briefe folgten beide Brüder. Als sie auf dem Gute anlangten, fanden sie seine Pforten zwar nicht verschlossen — den Bruder, den stillen Landjunker — aber nicht zu Hause, und die so oft belachte „Schnecke von Altenzell“ war verreist! — Auf Nachfragen beim Verwalter, bei der Dienerschaft und dem Herrn Pfarrer erfuhren Beide zum unaussprechlichsten Staunen, daß Graf Curt — der häusliche Junggeselle, der Mann, der wie ein Eremit gelebt und der nie seitdem das Gut verlassen, nachdem sein Vater vor fünfzehn Jahren ihn dahin zurückberufen hatte — seit länger denn Jahresfrist bereits abwesend sei. Er hatte das Schloß wenige Monate darauf verlassen, nachdem die Brüder vor zwei Jahren mit ihren Familien nach ihrem Wohnort zurückgekehrt waren. Ob er sich verheirathet — ob ein Erbe geboren sei, darüber wußte Niemand Auskunft zu geben.

Die Brüder bemerkten, daß der Pfarrer und Verwalter sie geflissentlich mieden und auf alle Fragen so einsilbig antworteten, wie sie nie in den Jahren zuvor mit ihnen gesprochen hatten. Beide waren sicher ins Vertrauen des Grafen gezogen! — Diese Annahme bestätigte endlich ein Bedienter, dessen Redseligkeit man erkaufte. Er sagte in geheimer Privatunterredung aus, daß es ihm gelungen sei, zu erspähen, wohin der Verwalter Gelder und Briefe an seinen Herrn gesandt habe. Im Anfang sei die Schweiz das Ziel gewesen — später Fankreich — seit Kurzem wieder Interlaken. — Die Brüder erkauften die weitere Beredsamkeit des Bedienten und durch hohe Summen erlangten sie auch die ferneren Notizen, die ihnen Schreck und Entsetzen bereiteten, aber zugleich Anhalt in dem Dunkel gaben: „Graf Curt hätte die einzige Tochter des vor acht Jahren verstorbenen Altenzeller Dorfschullehrers Wagner, eine arme Waise von kaum elf Jahren, die nur in weiter Ferne unbemittelte Verwandte gehabt, in eine Erziehungsanstalt gegeben und zur Gouvernante ausbilden lassen. Diese Emma Wagner sei vor ein und einem halben Jahre ins altenzeller Pfarrhaus als Erzieherin eingetreten und mit der Familie des Geistlichen zu wiederholten Malen im Schlosse gewesen. Schon nach drei Monaten sei sie aber wieder abgereist — der Aussage nach zu einer jungen Engländerin als Gesellschafterin gekommen, die sie im Pensionate kennen gelernt und lieb gewonnen hätte.“

Nach des Dieners Ausspruch war Fräulein Wagner weder schön, noch angenehm; der Herr Graf aber hätte dem Anschein nach nicht nur sie selbst sehr hübsch gefunden, auch ihr stilles Wesen außerordentlich nach seinem Geschmacke.

Die Brüder wußten nun genug, um forschen zu können. Sie begaben sich zuerst nach dem Pensionate. Als man dort keine Engländerin kannte, die mit Fräulein Wagner erzogen war — von der Dame selbst nie wieder etwas gehört hatte, so reisten sie nun nach der Schweiz, den Bruder zu suchen. Man fand ihn nicht und kehrte endlich aufgeregt und erbittert wieder nach Hause zurück und nahm dort mit ziemlicher Fassung die spöttischen Fragen hin, all des einen Inhalts „wie sich die junge Schwägerin und der neue Stammhalter befinde?“

Als bestes Heilmittel für diese schlimmen Wunden traf die Nachricht aus Altenzell ein: „der Schloßherr sei soeben plötzlich und ganz unvermuthet von seinen Reisen zurückgekehrt; — er sei allein, ohne Frau und Kind angekommen und von jenen Beiden sei auch nicht das Mindeste gehört worden. — Die Grafen Claus und Hans hatten dem Bedienten, der ihnen schon einmal Nachrichten über die dunkle Angelegenheit gegeben, bedeutende Summen versprochen, wenn er fortfahre, ihnen über alle ferneren Vorgänge Bericht zu erstatten. Der Mann beeiferte sich denn jetzt, seine Zusage zu halten und fügte jenem inhaltreichen Schreiben noch den erfreulichen Nachsatz bei: „daß der Gutsherr bei seiner Ankunft sichtlich unangenehm überrascht gewesen sei, die Herren Brüder nicht mehr in Altenzell zu finden.“

Die Herren Brüder nahmen nach Lesung des Nachsatzes Extrapost und eilten auf das Gut. Jetzt fanden sie den Bruder dort, sie fanden ihn aber noch scheuer, verlegener und ängstlicher denn je. Auf ihre sich überstürzenden Fragen und hochtönenden Redensarten über die der Familie durch solche Gerüchte angethane Schmach antwortete er mit einer ungewohnten Verstimmung und rief endlich sehr erregt:

„Aber um Gott, so laßt's doch nun genug sein mit dem Heraufbeschwören unserer alten Ahnen. Ihr schriebt ja bereits Folianten darüber!“

Auf ihre ruhige Bitte um Erklärung entgegnete er heftig, wie er nie gesprochen hatte: „Laßt mich in Ruhe! Ich will nichts mehr von der Sache hören.“

Beider Grafen ausgiebige Menschenkenntniß reichte nicht hin, aus diesen Antworten zu entnehmen, ob Graf Curt Gatte und Vater sei.

Wäre er eben nicht der Erbbruder gewesen, so hätte man ihm vielleicht nicht die gewünschte Ruhe gelassen und würde entschieden Auskunft verlangt haben. So fürchtete man ihn zu beleidigen. Nachdem er beiden Brüdern am Tage nach ihrer Ankunft ein reiches Geldgeschenk machte, um — wie er sich ausdrückte — „alle Reisen, die sie in seinem Interesse unternommen, mindestens im Geldpunct zu vergüten“, ließ man anscheinend die höchste Rücksicht walten und versicherte mit tausend Eiden: nie jenes Gerücht geglaubt zu haben und wie die strenge Redlichkeit und große Zuverlässigkeit in den edlen Charakter des Bruders, ihnen die sicherste Bürgschaft auch in dieser unglücklichen Verleumdungsgeschichte geboten hätte und wie sie immer davon überzeugt gewesen wären: daß Graf Curt von Limbach auch in dieser Beziehung der würdigste Sproß ihres alten Geschlechts sei. Daß der würdigste Sproß jener untadelhaften Ahnenreihe, bei diesen ihn so ehrenden Voraussetzungen seiner schlauen Brüder todesblaß wurde — daß seine Verlegenheit einen Grad erreichte, der stillem Verzweifeln sehr ähnlich sah — dies Alles ignorirten die Weltmänner und reisten unter Zusicherungen andauernder Liebe ab. — Sie hielten sich zwar fest von dem Umstande überzeugt, der scheue, ewig verlegene Weiberfeind habe nun auch die Regungen des Herzens kennen gelernt und daß es vielleicht auch in seiner Absicht gelegen hätte, das Mädchen aus der niedern Volksklasse zu seiner Gemahlin zu erheben, daß er nun aber doch noch rechtzeitig durch sie Beide aus seinem Taumel gerissen und an seine Pflicht gemahnt worden sei. — Sie lachten herzlich, wenn sie bedachten, daß er vielleicht aus dem Grunde sie so reich beschenkt habe, um sie milder zu stimmen und nun diese ihnen gelegte Falle sein eigner Fallstrick geworden wäre. — So war man denn beruhigt.

Graf Curt verließ nach Abreise seiner Brüder ebenfalls wieder das Schloß. Mehrere Jahre blieb er fern. Niemand hörte in der Zeit von ihm, außer sein Verwalter. Als er endlich heimkehrte, schien aus dem stillen, scheuen Einsiedler ein vollendeter Menschenfeind geworden zu sein. Er nahm weder Briefe noch

Besuche seiner Brüder an und ließ sie einfach ersuchen: „sich doch auch künftighin die Nachrichten über ihn durch seine Leute zu erkaufen!"

Wie sehr man auch jene vor Jahren gemachte Tactlosikeit bereute, sie war nicht ungeschehen zu machen und ihre Folgen mußten ertragen werden. Beide Herren ertrugen sie vielleicht aus dem Grunde mit größerer Geduld, weil allen über den Bruder eingezogenen Nachrichten zufolge dieser in Wahrheit nicht vermählt zu sein schien, fort und fort allein auf dem Gute lebte, das er auch nicht wieder verließ, und weder dort, noch an irgend einem anderen Orte der Welt, das Geringste von einer Gräfin Curt von Limbach oder deren Sohne gehört wurde. — Zürnte ihnen nun auch der Bruder, so war man doch überzeugt, daß über Tod und Grab hinaus sein Groll nicht dauern würde und das Erbe beiden Familien — oder wenigstens Lothar und Clorinde gesichert sei.

(Fortsetzung folgt.)

Von Orleans nach Orleans.

Von **Hermann Vogel.**

II.
Der Rückzug.

Die ganze Nacht harrte das Leibregiment, zum Abrücken fertig, des Befehles zum Aufbruch. Posten und Patrouillen gingen an beiden Seiten der Loire bis eine Viertelstunde vor die Stadt hinaus. Wachtfeuer durften nicht angezündet werden. Der größte Theil der Soldaten lag in Mäntel und Decken gehüllt längs des Flusses auf der nackten Erde. Die Offiziere suchten, soweit es der Dienst gestattete, in den am Quai befindlichen Häusern Schutz gegen die Kälte. Da mir meine Reporterpflicht erlaubte, die Nacht unter Dach und Fach zuzubringen, trat auch ich in eines der Häuser. Es war eine angenehme Gesellschaft, die sich dort zusammenfand: die Offiziere von zwei Compagnien, zu denen sich später noch der Commandeur des Regiments, Oberst v. Teuffenbach, mit seinen Adjutanten gesellte, worauf unser Zimmer für die Nacht gleichsam Hauptquartier von Orleans wurde. Der Hausherr, ein kleiner geschmeidiger Baron, der so unerwartet in seiner Ruhe gestört wurde, ließ Feuer anmachen und schaffte höchst eigenhändig Wein herbei.

Wir plauderten und tranken und zerbrachen uns den Kopf über das, was der Tag uns bringen werde. Alle halbe Stunde mindestens kam irgend eine Meldung. Um 1 Uhr rückte das Bataillon vom 1. Regiment, das mit zwei Schwadronen Chevauxlegers und zwei Kanonen am Kanal von Orleans gelegen hatte, vorüber. Die Chevauxlegers und die Kanonen blieben bei uns, während das Bataillon seinen Marsch auf Ormes fortsetzte. Gegen Morgen machte die Natur ihre Rechte geltend, der Wein wollte uns nicht mehr recht munden und selbst dem Gesprächigsten versagte schließlich die Zunge. Ich warf mich, ein Buch als Kopfkissen nehmend, auf die Erde; mehrere Offiziere folgten meinem Beispiele und wir schliefen, trotz der Härte unseres Lagers, und trotzdem Ordonnanzen fortwährend ab- und zugingen, einige Stunden ganz leidlich.

Als es Morgen wurde, waren alle mehr oder weniger erstaunt, sich noch in Orleans zu finden. Es war ein buntes Bild, das sich mit dem anbrechenden Tag an der Brücke entwickelte. Sobald es hell geworden, wurde die Erlaubniß zum Feuermachen ertheilt, eine Erlaubniß, die von den Soldaten alsbald zum Kaffeekochen benutzt wurde. Die Orleanesen kamen herbei, neugierig schauten sie dem Bivouaktreiben mitten in der Stadt zu. Während einige sich wunderten, alles zum Abmarsch bereit zu finden, schienen andere erstaunt, uns überhaupt noch hier zu sehen. Alte häßliche Weiber und junge hübsche Mädchen boten Nüsse, Käse und Brod feil und gingen ihr stereotypes „Cognac! Cagnac!" rufend mit Flasche und Glas durch die Reihen der Soldaten. Manche dieser Schönen schien erfreut, die Bayern noch hier zu finden. In den vier Wochen der Occupation hatte sich zwischen Verkäuferinnen und Käufern, trotzdem keiner des anderen Sprache verstand, ein ganz leidliches Verhältniß herausgebildet, das häufig sogar einen zärtlichen Character annahm. Daß Kuß im französischen Baiser heißt, haben die meisten gelernt, obgleich es auch einige geben mag, die da gerechte Ursache zu haben glauben, daß Baiser und Maulschelle dasselbe bedeuten.

Bis zehn Uhr wartete alles geduldig der Dinge, die da kommen sollten — als plötzlich der Befehl ertheilt wurde, Jedermann sollte sein altes Quartier beziehen. Die Orleanesen machten lange Gesichter, als wir wieder die Rue royal hinaufmarschirten. „Abermals blinder Lärm", dachte ich und ärgerte mich, daß ich um meinen Schlaf gekommen. Nachzuholen, was ich die Nacht versäumt hatte, warf ich mich im „Palais der Marquise", dem Quartier einiger Bekannten, auf eines der weichen schwellenden Betten, aber ich hatte noch keine fünf Minuten die Augen geschlossen, als ich auch schon wieder geweckt wurde. „Es wird Generalmarsch geschlagen", meldete Franzl, der Bediente, „wir gehen fort". Generalmarsch wurde nun zwar nicht geschlagen, aber fort ging's jetzt wirklich — den Generalmarsch besorgten die Kanonen, deren dumpfer Schall ununterbrochen aus Westen dröhnte. Sobald man Kanonendonner vernehmen würde, so lautete der Befehl, sollte das Leibregiment Orleans verlassen und die Loire abwärts auf La Chapelle marschiren. Ich eilte zum Sammelplatz an der Loire. In den Straßen war es lebhafter als je. Ich sah eine Menge Gestalten, die mir während meines dreiwöchentlichen Aufenthaltes nie begegnet waren. „Bismarck caputt!" „Guillaume caputt!" waren die Abschiedsworte, die den einzelnen nachgerufen wurden und die ich neben „Bavarois caputt!" an mehr als einem Hause geschrieben sah. In einem Bäckerladen weigerte man sich bereits, deutsches Geld in Zahlung zu nehmen und nur meiner energischen Erklärung, dann die Pastete, die ich kaufen wollte, ohne Bezahlung einzustecken, gelang es, den Mann zur Annahme eines Guldens zu be-

wegen. Längs des Quai's war eine dichte Menschenmenge versammelt, aber man verhielt sich ruhig. Die Zahl der Truppen war zu groß, als daß man gewagt hätte, sie auch nur durch ein Wort zu insultiren.

Es war bald zwölf, als wir aus Orleans marschirten. Noch wußten wir nicht, ob es ein Abschied auf längere oder kürzere Zeit. Die Richtung — befanden wir uns doch auf der Straße nach Tours — ließ uns hoffen, daß wir, wenn es auch nicht nach Orleans zurückgehe, die Stadt doch nur verlassen hatten, um weiter in das Herz Frankreichs vorzudringen. Die drei Bataillone des Regiments, erst kürzlich durch Reserven verstärkt, nahmen sich stattlich aus. Alles war kampfesmuthig; je näher wir dem Schall der Kanonen kamen, um so schneller wurde marschirt. Der bevorstehende Kampf ließ wohl kaum Einen der Schönheit der Gegend Beachtung schenken. Trotz des trüben Himmels und trotzdem der Herbstwind die gelben Blätter von Baum und Strauch schüttelte und melancholisch mit dem rothen Laub der Reben spielte, hatten die Ufer der Loire auch heute ihren freundlichen Character nicht völlig eingebüßt, ja trotz der Herbsttrauer, die über ihnen ausgegossen lag, contrastirte die lachende Gegend scharf genug mit dem Elend des Krieges, von dem das Dröhnen der Kanonen und die verlassenen geplünderten und zerstörten Wohnungen beredtes Zeugniß gaben.

Wir brauchten reichlich zwei Stunden um nach La Chapelle zu kommen. Während der Pause, die wir hier machten, schien es mir, als komme der Schall der Geschütze näher und näher. Mehrere der Offiziere, mit denen ich darüber sprach, hatten dasselbe bemerkt und Keiner deutete es als ein gutes Zeichen. Aber wir marschirten trotzdem auf der großen Straße längs der Loire weiter nach Westen und wir kamen so, ohne daß uns etwas Bemerkenswerthes begegnete, nach St. Ay, das fast in einer Linie mit Coulmiers liegt. Das Schießen dauerte ununterbrochen fort, doch schien es außer Zweifel, daß der Kampf — wenn nicht vor uns, sondern mindestens rechts, wenn nicht gar theilweise hinter uns — geführt werde. Während zwei Compagnien vom 1. Bataillon zum Recognosciren weiter vorgeschickt wurden, machte das Regiment Halt. Es bemächtigte sich unser eine etwas ungemüthliche Stimmung. Ein Chevauxleger kam zwar mit Meldung, es stehe Alles gut, aber ein zweiter und dritter schienen andere Nachrichten zu bringen. Der Oberst machte ein ernstes Gesicht. Wir waren offenbar zu weit vorgerückt. Es wurde Kehrt befohlen. Das zweite und dritte Bataillon traten zuerst den Rückzug an. Das erste Bataillon, dem ich mich angeschlossen hatte, blieb bis sich die zum Recognosciren ausgesandten Compagnien wieder mit ihm vereinigt in St. Ay. Es dauerte fast eine Stunde bis dieselben endlich eintrafen. Sie waren fast bis Meung vorgewesen und eben in einem Kugelwechsel mit feindlichen Vorposten begriffen, als sie den Befehl zum Zurückgehen erhalten hatten.

(Schluß folgt.)

× „Lieder zu Schutz und Trutz".

Das, auch in diesen Blättern schon warm empfohlene, Nationalwerk kann dem Publikum nicht oft genug in freundliche Erinnerung gebracht werden. Alle Kritiken der ersten Zeitschriften, darunter Gottschall's schneidiges Literaturblatt, zollen diesem hochherzigen Unternehmen den höchsten Beifall und stellen es höher als alle poetischen Erscheinungen in dieser Kriegszeit. Ist es schon ein glücklicher Gedanke, die Arbeiten deutscher Dichter, theils längst bekannter theils jugendlicher Jünger der Muse, aus dieser Epoche zu sammeln und für alle Zeiten als ein Denkmal des patriotischen Aufschwunges aufzustellen, so ist es nicht minder von Interesse, die täuschend ähnlich nachgemachten Originalhandschriften der Poeten dem Auge des Lesers vorgeführt zu sehen. Wie sehr das deutsche Volk dieses Unternehmen, dessen Reinertrag den Vereinen zur Pflege verwundeter und erkrankter Krieger des deutschen Heeres gewidmet ist, unterstützt, beweist am Besten die Thatsache, daß bereits eine zweite Auflage nöthig geworden und der Verleger eine Summe von 2000 Thaler gleich Anfangs abliefern konnte. Bei der prachtvollen Ausstattung verdient das Werk die möglichste Beachtung und Verbreitung.

Ebenso erschien in demselben Verlage von Deutschlands bekannteren Dichtern eine Weihnachtsbescherung „Für Straßburgs Kinder", die eine Sammlung allerliebster Bändchen bildet, deren Ertrag also den armen Kindern Straßburgs zu Gute kommt. Auch diesem Werkchen wurde die gehoffte Anerkennung zu Theil und der Verleger, Herr Lipperheide in Berlin, war im Stande, 200 Gulden nach dem Bestimmungsorte abzuliefern. Ehre diesen Unternehmungen. — Wenn Einsender Dieses wiederholt dem Publikum beide Liebeswerke vor Augen führt, so hat er den Zweck, zur Anschaffung anzuregen und auf den Werth beider Sammlungen aufmerksam zu machen. Jeder Bibliothek eine bleibende Zierde, die nicht fehlen sollte, wird sich Kind und Kindeskind noch daran erfreuen und erbauen und das Bewußtsein fühlen, daß seine Vorgänger auch zu denen zählten, die Schmerzen und Wunden des gewaltigen Kampfes lindern und vernarben halfen. Dazu dürften wir denn auch verpflichtet sein.

Beide Werke, letztere Heftchen für Straßburg zu sehr billigen Preisen, sind in jeder Buchhandlung vorräthig und stehen zur Einsicht dem Publikum bereit. H.

(Die Redaction der Palatina kann sich der Empfehlung dieser Sammelwerke der zeitgenössischen Muse nur anschließen, wenn sie auch bedauern muß, daß bei der Zusammenstellung der Lieder zu Schutz und Trutz manchmal die sichtende Hand vermißt wird. Kann man einen größeren Unsinn dichten und drucken, als das Gedicht: „Unfehlbar!" auf Seite 31 der 4. Lieferung? Der Dummheit sollte man denn doch kein Denkmal setzen!)

Miscellen.

(Eine Pseudo-Bibliothek.) Die Berliner Gerichts-Zeitung erzählt: Ein Studiosus, der beim Ausbruche des Krieges in ein Garde-Regiment eingetreten war, kam vor Paris in eine kostbar ausgestattete Villa in Quartier, die von den Eigenthümern vollständig verlassen war. Besonders erfreulich war für den jungen Mann der Blick in ein Bibliothekzimmer von recht bedeutendem Umfang. Die Freude des Jünglings darüber, daß er in seinen Mußestunden sich werde an dieser geistigen Speise erquicken können, war groß, aber vorläufig kamen keine Mußestunden. Endlich aber fand sich doch ein freier Augenblick; der junge Soldat eilte in die Bibliothek, griff nach dem Buche, auf dessen Rücken die Worte erglänzten: „Cæsar de bello gallico" und prallte entsetzt zurück, denn statt eines Buches hatte er ein Stück Holz in der Form eines Buches in der Hand, dessen Aeußeres einem Einbande glichsah. Nicht ein Gelehrter hatte hier gewohnt, sondern ein Ignorant, der blos mit seinen Büchern prahlen wollte; denn hinter allen übrigen classischen und modernen Titeln steckte ebenfalls Holz.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 10. | Speyer, Dienstag, den 24. Januar | 1871.

Zeitgedichte.

*** Fürst Salm. *)**

Gottlob, noch gibt es edle Ritter,
Ehrenfest und tadelfrei,
Aechte Söhne deutscher Mütter,
Felsenfest im Kampfgewitter
Und in deutscher Männertreu.

Fürst von Salm ist's, den ich preise,
Unverwelklich grünt sein Ruhm,
So lang deutsche Sangesweise
Schmückt mit frischem Lorbeereise
Aechtes deutsches Ritterthum.

Kämpfend über'm fernen Meere,
In dem Heer Americas,
Wollt' wie jeder Mann im Heere
Er verdienen Rang und Ehre —
Nicht den Rang, den er besaß.

Auch im traurigsten Geschicke
Blieb er Max, dem Kaiser, treu,
Trotzt' dem Tod mit kühnem Blicke,
Als den Max verrieth die Tücke
Der französ'schen Schurkerei.

Endlich wird zum edlen Lohne
Ihm der Tod für's Vaterland;
Als der Mann mit blut'ger Krone
Wider uns, dem Recht zum Hohne
Seine Schaaren ausgesandt.

Vorwärts! ruft er noch im Fallen
Dort vor Metz im Pulverqualm.
Wo die Heldenlieder schallen,
Soll dein Name nie verhallen,
Edler Ritter, Fürst von Salm!

Th. Böhmer.

Stille Wasser sind tief.

Novelle von **Luise Ernesti.**

(Fortsetzung.)

Die Erziehung dieser Beiden war, was die Verwöhnung anbelangte, ganz in dem Sinn geleitet, Besitzer von Altenzell zu werden. Beide traten schon mit Ansprüchen ins Leben und in die Welt, als sei diese eigens für sie erschaffen und der weite Erdenrund nur zu ihrem Vergnügen da. Die auf diese Kinder sehr stolzen Väter blickten so lange mit sichtlichem Entzücken auf ihre anspruchsvollen Lieblinge, als sie selbst noch nicht unter jenen, ihnen glücklichst anerzogenen großen Anforderungen zu leiden hatten. Als aber nach Beginn der militärischen Carrière des jungen Lothar dieser als echter Sohn seines Vaters handelte — als Wechsel über Wechsel an den unbemittelten Herrn Major einliefen, der selbst noch eine Last alter Schulden besaß — zu der Zeit fielen Scenen zwischen Vater und Sohn vor, die Beide nie zu erleben erwartet. Sturmesscenen ähnlicher Art ereigneten sich auch im Hause des Grafen Claus, der vor Kurzem Präsident geworden. Dort verlangte die schöne Tochter Edelsteine und Perlen zum Schmuck ihrer reizenden Person — forderte diese so ruhig, als ob sie wie Kieselsteine zu finden seien. Sie setzte damit ihren sie sonst so bewundernden Vater in höchste Verlegenheit, denn oft war kaum Geld genug da, das jugendliche Haupt des Kindes mit einfachen Blumen zu schmücken oder die schlichten weißen Kleider zu bezahlen, welche der kluge Präsident dem eitlen Töchterchen als besten Schmuck für ein eben erblühtes Mädchen hinzustellen suchte.

Der sorglose Lothar hielt trotz aller Sturmesscenen, die seine Verschwendung heraufbeschwor, für ebenso unmöglich, daß er anders leben könne, wie seine Cousine. Beide handelten fort und fort diesen Ansichten gemäß und abermals mußten die Väter die Früchte thörichter Handlungsweise theuer bezahlen und bitter büßen.

Als Graf Lothar sein siebzehntes Jahr zurückgelegt hatte und sich zum Lieutenantsexamen vorzubereiten begann, starb sein Vater. Auf die Todesanzeige, die er in tiefer, aufrichtiger Trauer nach Altenzell sandte, erfolgte nicht nur eine Antwort, die theilnehmend zu nennen war, sondern auch eine Anfrage über seine Verhältnisse. Er schilderte diese offen und als sie durch die Großmuth des scheuen Onkels verbessert und fast glänzend gestaltet wurden — sah der junge Mann all seine Hoffnungen bestätigt — übertraf jedoch endlich durch die Naivetät, mit welcher er seine Bitten stellte, alle Erwartungen des Mannes, der wie ein Vater an ihm zu handeln beabsichtigte.

Nachdem Lothar mit Altenzell kaum in Verbindung getreten war, schrieb auch der Präsident an den Bruder. Dieser Brief kam uneröffnet zurück — eben-

*) Gefallen in der Schlacht bei Gravelotte vor Metz, am 18. August 1870.

so vergeblich waren des Neffen Versuche, die beiden Brüder zu versöhnen. Es schien, als könne der sonst so sanfte Landjunker noch immer nicht Herr seines Grolls werden.

Nachdem der Präsident durch den uneröffnet zurückkommenden Brief die Hoffnung verloren hatte, sich auch mit dem Bruder versöhnen zu können — zog er sich durch Erkältung ein schlimmes Augenübel zu. Drei Jahre später zwang ihn dieses, seinen Posten aufzugeben, um durch dauernde Schonung dem Geschick des Bl ndwerdens zu entgehen. In diesem Trübsal brach als Sonnenstrahl die Nachricht in sein Haus, daß eine alte Tante ihn zum Erben eingesetzt habe. Die Erbschaft bestand zwar nur in zehntausend Thalern und einem hübschen Landhause vor Potsdam, Beides war aber immerhin ein großes Glück für den durch Schulden bedrängten Präsidenten und den um seine Stellung gekommenen Beamten. Er zog mit seiner Familie nach Potsdam und dort erkannte er bald zu seiner Freude, daß die entsetzliche Verschwendung Lothars ihm sicher die Liebe des sparsamen Herrn von Altenzell entziehen würde. Wie rieb er sich freudig im Geheimen die Hände, als Lothar ihm offen erzählte, daß der alte kinderlose Onkel plötzlich den Geizkragen umbinde und seine Schulden bei Abraham Mirzemaier nicht bezahlen wolle. Er tröstete liebreich — ließ aber einen anonymen Brief verfassen, durch welchen dem Besitzer von Altenzell die Verschwendung seines Neffen in schlimmster Weise gemeldet wurde. Die Wirkung dieses Briefes zeigte sich, als der Bruder ihn bat: „die volle Wahrheit zu schreiben.“ Er thats — er bat für den armen Lothar — — Graf Curt zahlte diese Schulden — zahlte sie jedoch nicht ohne die Erklärung „daß dieß das letzte Mal sei.“

Graf Lothar kannte dies Wort von seinem Vater her, lachte, lebte in der einmal begonnenen Weise weiter und Abraham Mirzemaier unterstützte bereitwilligst des jungen Officiers Verschwendung. — Nach kaum Jahresfrist stand Lothar auf dem alten Punkte; — er war nur schlimmer daran, da dies Mal Abraham Mirzemaier mehr denn je auf Bezahlung drang und sich alle Fristen mit doppeltem Betrage aufwiegen ließ. — —War eine solche Frist erkauft und sah Lothar seinen Gläubiger nicht, so vergaß er gewöhnlich seine Schulden und lachte mit Cousine Clorinde, „dem schönsten Mädchen Potsdams“. Nie merkte Lothar bei seinen Besuchen im Landhause, daß der Präsident mit Altenzell in lebhafter Correspondenz stand. Sein Friedrich, ein gewitzigter Bursche, wo es das Wohl und Wehe seines Herrn betraf — entdeckte jedoch diesen Briefwechsel — berichtete endlich, was er gesehen hatte und wagte wiederholt die Andeutung: „Wenn der Herr Präsident Sie nur nicht in Altenzell verleumdet, und deshalb kein Geld kommt.“ Graf Lothar lachte seinen Burschen aus und meinte: „Du siehst in meiner momentan trüben Lage überall Gespenster.“

Bei Lothars Offenheit und äußerst geringer Menschenkenntniß, war Mißtrauen unmöglich und Verdächtigung ohne jede Wirkung.

Er dachte: „Stände Onkel Präsident wirklich mit Altenzell in Verbindung — er hätte es mir gesagt, da er weiß, welche Freude mir die Nachricht machen würde, wären die Brüder endlich versöhnt.“ Warum sie eigentlich verfeindet, wußte er nicht — nie hatte Jemand für gut befunden, ihm die Gründe mitzutheilen, die einst Graf Curt zum Groll gegeben. Als er durch Andere später Andeutungen erhielt, bezeichneten sein Vater und Onkel diese Angaben als leere Behauptung, als ein Märchen.

Wäre Lothar übrigens auch ein weniger vertrauender Charakter gewesen — er hätte aus dem Benehmen des Präsidenten gegen ihn nur ein an väterliche Zärtlichkeit streifendes Wohlwollen erkennen können. — Dieser weltgewandte, freundliche Onkel täuschte ihn so, daß der junge Officier in einzelnen Momenten, wo seine Lage und Geldnoth ihn beängstigte, sich dem festen Wahne hingab: „Hilft Dir nicht der eine Onkel, thuts der andere sicherlich.“

Wie er irrte und wie Recht sein Friedrich hatte, den er stets „seinen dummen Friedrich“ nannte, dies sollte er nur zu bald und in einer Weise erkennen, die er späterhin stets als erste traurige Erfahrung seines sorglosen Lebens bezeichnete.

(Fortsetzung folgt.)

Von Orleans nach Orleans.

Von **Hermann Vogel.**

II.

Der Rückzug.

(Schluß.)

Nicht gerade in der rosigsten Stimmung folgten wir dem Regiment. Man war verdrießlich, daß man nicht in die Schlacht gekommen, tröstete sich jedoch mit der Hoffnung, morgen nachholen zu können, was heute versäumt worden. An eine Niederlage dachte Niemand, höchstens glaubte man, daß der heutige Tag unentschieden endigen werde, oder bereits geendigt habe, denn fast zu derselben Zeit, als wir den Rückmarsch antraten, verstummte das Schießen. Obgleich mit der Dunkelheit ein feiner Regen niederzufallen begann, ging der Marsch, so lange wir auf der Landstraße waren, trotz der Müdigkeit der Soldaten, die 36 Stunden ununterbrochen auf den Beinen waren, die Nacht nicht geschlafen und des Tags nichts gegessen hatten, doch ganz leidlich. Unangenehm wurde es, als wir dicht vor La Chapelle links abbogen, um auf einem Seitenweg Ormes zu erreichen. Die schmale Straße lief bald in einen schmutzigen Feldpfad aus und nicht lange dauerte es, so war jede Spur eines Weges verschwunden. Major Eckardt, der Commandeur des Bataillons, setzte dem Führer, den wir in La Chapelle mitgenommen, den Revolver auf die Brust und drohte ihn niederzuschießen. Der Bauer aber versicherte hoch und heilig, daß wir uns auf dem nächsten Wege nach Ormes befänden; wir müßten noch etwa eine Viertelstunde gehen, dann würden wir im Walde, der dunkel vor uns lag, auf eine gute Straße kommen. Ob in dem Walde Deutsche oder Franzosen

seien, darüber erklärte er, keine Auskunft geben zu können. Was thun? Zwei Chevauxlegers, die zum Recognosciren ausgeschickt wurden, kamen mit der Meldung zurück, daß sie einen französischen Verbandplatz am Rande des Waldes gesehen; zwei andere brachten einen Bauer heran, den sie aus seinem zehn Minuten entfernten Hause geholt und dessen freilich unbestimmte Aussagen es dennoch zur Gewißheit machten, daß wir bei weiterem Vorgehen in der eingeschlagenen Richtung, die allerdings direct auf Ormes führe, auf Franzosen stoßen würden. Es mußte also ein anderer Weg eingeschlagen werden. Dem zuletzt requirirten Bauer, der der Gegend kundig zu sein erklärte, ward befohlen, uns um den Wald herum nach Ormes zu führen, aber trotzdem der Revolver auf ihn gerichtet war, glaubten wir mehr als einmal, daß er uns in die Irre führte. Brauchten wir doch fast zwei Stunden, um von den aufgeweichten Feldern, wo wir bei jedem Schritt drei, vier Zoll und tiefer einsanken, auf eine gebahnte Straße zu kommen. Die Arznei- und Vorrathswägen blieben alle Augenblicke stecken und nur der größten Energie der Offiziere gelang es, die ermüdeten Leute zusammenzuhalten. Vom Mondschein, der im Kalender stand, war nichts zu merken; die Dunkelheit ward immer ärger und der Nebel, der sich mit der Dämmerung eingestellt hatte, wollte troß des stets stärker niederströmenden Regens nicht schwinden. Bei einem kleinen elenden Dorf kamen wir endlich auf einen der berühmten Vicinalwege. Das erste, was hier geschah, war, daß noch ein dritter Bauer herbeigeholt wurde, der uns die wenig tröstliche Mittheilung machte, daß es bis Ormes noch sechs bis sieben Kilometer sei. Nach einer kurzen Rast, bei der mir ein Steinhaufen ein köstlicher Ruheplatz war, setzten wir unsern Marsch fort. Der Weg war freilich auch jetzt noch nicht der beste; wenn wir auch nicht einsanken, so mußten wir doch fast ununterbrochen durch Wasserlachen waten.

Wir passirten fünf, sechs Dörfer. Es fiel uns auf, daß wir nirgends Besatzung fanden. Wir nahmen es jedoch als ein gutes Zeichen, denn wir folgerten daraus den Vormarsch der Unseren. Freilich als wir endlich, es war nach elf Uhr, todtmüde in Ormes ankamen, hörten wir bald genug das Gegentheil. Nicht westwärts, nein, nordwärts hatte sich unser Corps gezogen und der Ausgang der Schlacht war für uns nichts weniger als günstig gewesen. General v. d. Tann hatte zwar unter äußerster Anstrengung aller Kraft bis zur Dunkelheit das Feld behauptet, war jedoch zu der Ueberzeugung gekommen, daß sein Corps zu schwach sei, einem Angriff der Franzosen für den folgenden Tag Stand zu halten und hatte deßhalb den Rückzug nach Artenay befohlen. Gleich nach dem Ende des Gefechtes war derselbe angetreten worden. Unter solchen Umständen war unseres Bleibens nicht in Ormes, und so brachen wir denn, nachdem wir uns mit den beiden anderen Bataillonen, die hier auf uns gewartet, vereinigt hatten, ohne nur eine kurze Rast zu machen, nach Artenay auf. Glücklicherweise hörte es wenigstens für einige Stunden auf zu regnen; der Mond ward allmählig Herr der Wolken. Unheimlich beleuchtete sein fahles Gesicht die Ruinen der verstörten Häuser in der Vorstadt Lesaides, an deren Ausgang wir auf die große von Orleans nach Artenay führende Straße bogen. Obgleich es von hier bis zur Stadt keine Stunde mehr ist und obgleich, wie wir später hörten, Orleans bereits vor sechs Stunden von den Franzosen besetzt worden, hatten sie nicht daran gedacht, hier Posten auszustellen, geschweige denn die Straße durch eine größere Truppenabtheilung zu besetzen. Es war ein Glück für uns. Wir waren schrecklich ermüdet, was, nachdem wir uns fast 14 Stunden ununterbrochen auf dem Marsch befanden, nur zu natürlich. Einer Uebermacht erfolgreich zu widerstehen, wäre unmöglich gewesen, sank doch schon mehr als Einer ermattet zur Erde. Ich gestehe es offen, auch ich war einige Male in der Versuchung, mich auf einen Steinhaufen nieder zu werfen um mich dort, unbekümmert um Alles, was geschehen könnte, eine Stunde auszuruhen. Doch mein Wille siegte über den Körper; ich hielt aus bis zuletzt. Ob ich freilich noch im Stande gewesen wäre, nach Artenay zu marschiren, wage ich nicht zu entscheiden. Glücklicherweise machten wir anderthalb Meilen früher, in Cercottes, Halt. Es war halb drei Uhr, als wir unter strömendem Regen dort ankamen und die freudige Kunde vernahmen, daß wir die Nacht hier bleiben würden. Die Einquartierung geschah so rasch, daß ich nicht einmal erfuhr, wo meine näheren Bekannten ein Unterkommen gefunden. Noch länger im Regen herumzulaufen, war nicht meine Sache. Ich ging auf gut Glück in ein Haus, wo ich einige Offiziere vom 2. Bataillon traf, die mir freundlich einen Platz am Feuer einräumten. Nachdem ich mich gewärmt und getrocknet und ein Stückchen Pastete zu mir genommen hatte, warf ich mich auf den von spärlichem Stroh bedeckten Boden nieder. Ich schlief fast schon, ehe ich mich ordentlich niedergelegt; ich war so müde, daß ich glaube, ich hätte im Stehen schlafen können. Nach einigen Stunden wachte ich auf, steif an allen Gliedern. Da das Feuer auf dem Herde erloschen war, blieb ich auf der Erde liegen, nur hüllte ich mich fester in meine Decke. Halb wachend, halb schlafend dachte ich der Ereignisse des gestrigen Tages. Der erste französische Sieg — es wollte mir gar nicht in den Kopf, daß wir zum Rückzug gezwungen worden. Ich wußte zwar nur wenig von den gestrigen Kämpfen, doch das Wenige genügte, mich den Ernst der Lage erkennen zu lassen. Die Bayern hatten sich tapfer geschlagen wie immer, kühn im Angriff, standhaft in der Vertheidigung. Die Artillerie hatte Glänzendes geleistet, die Verluste des Feindes waren groß, weit größer als die unsrigen. Und dennoch hatten wir das Feld, welches wir während des Tages mit schweren Opfern behauptet, am Abend räumen müssen. Daß v. d. Tann sich zurückzog, war gewiß nothwendig und die Art seines Rückzuges gereichte ihm, wie ich später klar zu erkennen Gelegenheit hatte, eben so zur Ehre, als manchem anderen Feldherrn eine gewonnene Schlacht.

Chronik des deutsch-französischen Krieges.

December 1870.

1. Dec. Gefecht des 1. bayerischen Corps bei Nonneville und Villepion-Chateau (Linie Polay-Ogères).

2. Dec. Die nach der Schlacht am 30. Nov. von den Franzosen noch besetzt gehaltenen, unter dem Feuer der Forts von Paris belegenen Dörfer an der Marne, **Brie** und **Champigny**, werden bei Tagesanbruch von den deutschen Truppen (Brie von 2 Bataillonen des königl. sächsischen 8. Infanterie-Regiments No. 107, Champigny durch die erste württembergische Brigade) genommen. Hierauf gehen die Franzosen gegen 10 Uhr mit überlegenen Streitkräften zum Angriff gegen die deutsche Vertheidigungsstellung zwischen Seine und Marne über, werden aber nach achtstündigem heißen Kampfe durch Truppen des 2. und 12. Armee-Corps, sowie durch die 1. württembergische Brigade zurückgeschlagen. — Die französische Loire-Armee (15. und 16. Armee-Corps) greifen auf der Linie Orgères-Baigneaux bei Bazoches-les-Hautes das Corps des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin an, werden aber, das 15. Armee-Corps durch die 17. Infanterie-Division, gefolgt vom 1. bayerischen Armee-Corps und unterstützt durch die 4. Cavalerie-Division, über **Loigny**, das 16. Armee-Corps von der 22. Infanterie-Division, unterstützt durch die 2. Cavalerie-Division, nach Erstürmung von Pouvry auf **Artenay** zurückgeworfen. Die Franzosen erleiden bedeutende Verluste. — Das 1. bayerische Corps schlägt Theile der Loire-Armee bei Bauvilliers-Ferme und Coury-Chauteau und rückt bis Loigny und Lumeau vor.

3. Dec. Prinz Friedrich Carl und der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin schlagen mit dem 3. und 9. Armee-Corps die Loire-Armee bei Chevilly und Chilleues und werfen dieselbe in den Wald von Orleans. — Nach einem kleinen Gefecht bei Loigny rückt das 1. bayerische Corps bis an den Wald von Orleans vor. — Belfort wird aus den in der Nacht erbauten Batterien beschossen. — Der König von Bayern theilt dem König von Preußen in einem (am 3. December in Versailles eingetroffenen) Schreiben mit, daß er sich an die deutschen Fürsten mit dem Vorschlage gewendet habe, gemeinschaftlich mit ihm bei dem Könige von Preußen anzuregen, daß die Ausübung der Präsidialrechte des Bundes mit Führung des Titels eines Deutschen Kaisers verbunden werde.

4. Dec. Abtheilungen des 8. Armee-Corps werfen eine aus Rouen vorgeschobene französische Brigade und nehmen derselben 10 Offiziere und 400 Mann als Gefangene, sowie 1 Geschütz ab. — Vor Paris brechen die Franzosen die dem Gefechtsfelde gegenüber geschlagenen Brücken bei Brie ab und ziehen sich hinter die Marne zurück. — Am dritten Tage der Schlachten der II. Armee und des Corps des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin gegen die Loire-Armee nimmt das 9. Armee-Corps nach leichten Gefechten zwischen Chevilly und Orleans, Abends die Vorstadt St. Jean und den Bahnhof von Orleans. In der Nacht wird die Stadt von den Franzosen geräumt und von den deutschen Truppen besetzt. 77 eroberte Geschütze, zahlreiche Militärequipagen, 4 armirte Dampfschiffe und 10,000 Gefangene sind der Preis der von den deutschen Truppen am 2., 3. und 4. December bei Orleans erfochtenen Siege.

5. Dec. Nach wiederholtem siegreichen Gefecht bei Rouen wird diese Stadt vom General von Göben besetzt. Im Gefecht werden 1, in den Verschanzungen 8 Geschütze genommen.

6. Dec. Der „Staats-Anzeiger für Württemberg" theilt mit, daß der König von Württemberg dem Vorschlage des Königs von Bayern, die Kaiserwürde betreffend, zugestimmt habe.

7. Dec. Die 17. Division stößt im Vormarsch auf Beaugency bei Meung und la Cordon auf 15—17 französische Bataillone mit ca. 26 Geschützen und vertreibt dieselben nach einem lebhaften Gefechte, an welchem auch die 1. bayerische Division kräftig Theil nimmt, aus allen Positionen. Die Franzosen verlieren 260 Gefangene, 1 Kanone und 1 Mitrailleuse. — Die 6. Cavalerie-Division und die Avantgarde des 3. Armeecorps bestehen bei der Verfolgung der Loire-Armee gegen deren Arrieregarde bei Salbris, resp. Nevoy (nordwestlich von Gien) glückliche Gefechte. — Prinz Friedrich Karl rückt von Orleans gegen Tours vor.

8. Dec. Siegreiche Schlacht der 17. und 22. Division und des 1. bayerischen Armee-Corps zwischen dem Walde von **Marchenoir** und **Beaugency** gegen 3 französische Armee-Corps. Die Franzosen verlieren 6 Geschütze und mehr als 1000 Gefangene. Beaugency wird von den deutschen Truppen besetzt. — Das 3. Armee-Corps verfolgt den bis Nevoy geworfenen Feind bis über Briare hinaus. — Unterzeichnung des Vertrages, durch welchen Württemberg, Baden und Hessen dem Verfassungsbündniß mit Bayern beitreten.

9. Dec. Die Armee-Abtheilung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin besetzt Vonvalet, Villorceau und Cernay bei Beaugency und nimmt wiederum viele Franzosen gefangen. — Die II. Armee besetzt Vierzon. — Abtheilungen des 9. Armee-Corps treffen bei Montlivaut (unweit Blois) auf eine französische Division, deren Angriff zurückgeschlagen wird. — Auf dem linken Flügel stürmen 2 Bataillone des großherzoglich hessischen 4. Regiments das Schloß Chambord, nehmen viele Offiziere und 200 Mann gefangen und erbeuten bespannte Geschütze, 14 Munitions- und mehrere andere Wagen. — Dieppe wird von der I. Armee besetzt. — Ein Theil der 3. Feld-Eisenbahn-Abtheilung nebst einem Commando Infanterie werden in Ham überfallen und aufgehoben. — Der Reichstag des Norddeutschen Bundes nimmt die Verträge mit den süddeutschen Staaten in dritter Lesung an, die mit Baden, Hessen und Württemberg abgeschlossenen mit allen gegen 5 Stimmen, die bayerischen Verträge mit 195 gegen 32 Stimmen. — König Ludwig von Bayern spricht seinen Truppen für die Siege bei Beaugency in einem Telegramm an den General v. d. Tann seine Bewunderung und Anerkennung aus.

10. Dec. Die Armee-Abtheilung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, welche nach den Kämpfen vom 7. bis 9. Dec. am 10. ruhen sollte, wird von der Loire-Armee bei Beaugency und Meung mit starken Kräften angegriffen. Die Franzosen werden nach einem bis zum Abend dauernden, vorzugsweise durch Artillerie geführten Gefechte, mit Verlust von mehreren Hundert Gefangenen zurückgewiesen. — Der Reichstag des Norddeutschen Bundes nimmt in dritter Berathung die Vorlage des Bundesraths an, nach welcher der Deutsche Bund fortan den Namen „Deutsches Reich" und der König von Preußen, als Bundespräsidium, den Titel „Deutscher Kaiser" führen soll. Der Reichstag beschließt eine Adresse an den König und wird demnächst durch den Staatsminister Delbrück geschlossen. — Die Delegation der französischen Regierung zu Tours verlegt ihren Sitz nach Bordeaux.

11. Dec. Prinz Friedrich Carl gibt auf die Nachricht von den bedeutenden französischen Streitkräften, welche sich dem Großherzog von Mecklenburg Schwerin gegenüber am rechten Loire-Ufer sammeln, bei Briare den Vormarsch gegen Nevers auf und wendet sich gegen Tours. — Die bei Beaugency befindliche französische Armee zieht sich gegen Blois und Tours zurück. — Beaumont (westlich Evreux) wird von deutschen Truppen besetzt.

12. Dec. Montmédy wird beschossen. — Pfalzburg capitulirt. 52 Offiziere und 1839 Mann werden gefangen genommen, 65 Geschütze erbeutet. — Bekanntmachung des General-Gouverneurs im Elsaß, General-Lieutenants Grafen v. Bismarck-Bohlen, den Allerhöchsten Gnaden-Erlaß des Königs von Preußen betreffend, nach welchem die im Bezirk des General-Gouvernements heimischen Mobilgarden bedingungsweise aus der Gefangenschaft entlassen werden sollen.

13. Dec. Blois, von der französischen Armee geräumt, wird von den deutschen Truppen besetzt. — Die Armee-Abtheilung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin nimmt bei Verfolgung des Feindes bis Oucques und Maves 2000 feindliche Marodeurs gefangen.

(Schluß folgt.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 11. Speyer, Donnerstag, den 26. Januar 1871.

Stille Wasser sind tief.

Novelle von Luise Ernesti.

(Fortsetzung.)

III.

Die Glocken der Friedenskirche zu Potsdam tönten über den Park von Sanssouci fort und riefen zum Pfingstgottesdienst. Die Kirchgänger, die sich auf den Wegen jenes Parks befanden, oder bereits auf den Colonnaden des Atriums angelangt waren, beschleunigten Alle unwillkürlich ihre Schritte, denn selten fassen die Plätze der Friedenskirche die Hälfte der frommen Beter. — Selbst der Mittelgang des Gotteshauses, wo ein diensteifriger Küster Stühle über Stühle besorgt, ist meistentheils beim Beginn des Glockenläutens schon so besetzt und gefüllt, daß sogar jene bevorzugten Lieblinge des Geschicks, denen ihr Rang und Stand, sowie ihr Geld, stets eine breitere Bahn im Leben eröffnen, als anderen armen Menschenkindern — daß selbst diese, wenn sie nicht früh genug kommen, nur mühsam zu den ihnen mit Anstrengung reservirten Stühlen gelangen oder sich auch oft mit dem kleinen, bescheidenen Stehplatz begnügen müssen, der der Gesammtmasse der Zuhörer dort zu Theil wird.

Aus dem Grunde entsteht denn unter den Kirchgängern, die sich verspätet haben, beim ersten Ton des Glockenläutens eine Art von Wettlauf. Jeder stürzt vorwärts, um sich mindestens etwas von den Resten des Kirchenraumes glücklich zu erobern. So geschah's auch an dem Pfingstmorgen. Nur zwei Gruppen in der Colonnade, die Aussicht gegen den Park bietet, riß der mahnende Ton weder aus der tiefen Ruhe der Beschaulichkeit empor, noch zu schnellerm Gange fort. Die erste: eine Frau und ein Kind, die zwischen zwei der Colonnadenpfeiler standen; — die andere: ein vornehm aussehender älterer Herr, mit Ordensband am Frack, dem zur Seite eine blendend schöne junge Dame in reicher Toilette ging, bewegten sich Beide in ruhig langsamem Schritt vorwärts.

Die Frau, die dort, dem Anschein nach im Anschauen des sonnig durchleuchteten Parks versunken stand, war ebenso wie das Kind an ihrer Seite, trotz des Festtages, sehr einfach und schlicht bürgerlich gekleidet. Sie war schlank, von mittelgroßer Gestalt, auffallend bleich und ihre Gesichtszüge, die wohl noch Spuren von Jugend trugen, aber nicht die geringste Andeutung von Glück enthielten, waren zart und fein geschnitten. Sie mußte einst eine sehr liebliche Erscheinung gewesen sein, als sie in der ersten Blüthe des Lebens stand und traurige Schicksale noch keine der Linien verändert hatten. Jetzt machte sie einen traurigen Eindruck. Es lag etwas Abgespanntes, Krankhaftes in ihrem Äußern, weniger aber ein Ungesundsein des Körpers, als deutliches Anzeichen trüber, gedrückter Geistesstimmung. Ohne ihre schönen Augen würde das Gesicht auch für die Gesammtmasse nichts Anziehendes gehabt haben.

Sahen die Augen der blassen Frau mit dem Ausdruck stiller Resignation in allen Zügen auch nichts von der reizenden Umgebung des Orts, schien ihr Geist beim Hinausschauen in die sonnumglänzte Landschaft einzig die Zeiten einer dunklen Vergangenheit zu durcheilen — — die kleine Gestalt an ihrer Seite machte es nicht so, machte es ganz anders.

Es war ein Kind von ungefähr sieben Jahren, ein kleines, blasses Mädchen, deren Augen in Schnitt und Farbe zu sehr an die Frau neben ihr mahnten, um nicht sofort eine nahe Verwandtschaft unter ihnen vorauszusetzen. Schnitt, Farbe, ja Alles war am Auge sich gleich, doch wie anders, wie verschieden der Ausdruck. Leuchtend, strahlend hing der entzückte Blick des Kindes bald am Grün der Wiesen, bald am Blau des Himmels und wie lang ihre Begleiterin nun auch schon wie gebannt hinaus starrte in des Sommers erste, frische Pracht, die Kleine wurde weder müde noch ungeduldig bei diesem Warten. Sie schien aufs Angenehmste beschäftigt. Mit glücklichem Lächeln verfolgte sie das Spiel der Lüfte mit den hin- und herschwankenden Rosenfestons, die, abgehoben von dem tiefen Blau des Himmels, sich vielleicht nie hübscher, niemals bezaubernder zeigten, als so im klaren Morgenlicht, berührt vom Strahl der Sonne. Still, wortlos war des Kindes Lust und Freude — nur die zarte, elastische Gestalt richtete sich mitunter empor, wie wenn die im Entzücken unwillkürlich sich hebenden Hände eine jener Rosen, eine jener schwankenden Ranken zu erfassen strebten. Bei einer solchen Bewegung, wo sie plötzlich um einen Schritt zurückwich, trat sie auf den duftigen Stoff des mit Volants reich garnirten Sommerkleides, das jene schöne junge Dame trug, die am Arm des ältern Herrn durch die Colonnade wandelte und gerade an der Stelle vorüber kam. Ehe

die Kleine ahnte oder nur zu begreifen vermochte, was sie verbrochen hatte, war das den Boden streifende Kleid zerrissen und sie selbst mit den harten Worten: „Du ungezogenes Straßenkind“, heftig und rauh bei Seite gestoßen. Das Kind taumelte und schlug auf die Steinplatten — die junge, schöne Dame aber schritt am Arm des decorirten Herrn mit aufgerafftem Kleide ruhig weiter, ohne zu beachten, wie weh sie dem Kinde gethan — und über ihre Lippen bebte zornig die Wiederholung: „dies ungeschickte tölpelhafte Kind!“

War durch Zauber das Antlitz der stillen, bleichen Frau verwandelt oder — trafen die bösen Worte sie so tief? — Leidenschaft — heftigste Leidenschaft flammte plötzlich aus allen Zügen. Einen Moment färbte sich ihr Gesicht auch roth wie Gluth, um ebenso schnell zu einer aschfarbenen Blässe zu ersterben, als sie sah, daß aus der Stirn des kleinen Mädchens Blut hervor quoll und der Schmerz das Kind überwältigte.

„Mein Kind! Mein armes Kind!“ rief sie mit halb erstickter Stimme. Sie sank in die Knie neben der Kleinen, die kurz zuvor so glücklich gelächelt und jetzt in allem Schreck und Entsetzen Kraft fand, ihr Stöhnen zu unterdrücken und voll bewunderungswürdiger Fassung zu entgegnen: „Es thut nicht sehr weh, Tantchen.“

„Sie nannte mich ein Straßenkind — ein ungezogenes Straßenkind!“ sprach traurig die Kleine, als sie auf ihren Füßchen stand und ihre Begleiterin ihr die Thränen aus dem bestürzten Antlitz wischte, um dann das Tuch auf die blutende Stirn zu drücken.

„Aber nicht wahr, Tantchen, ein Straßenkind, das bin ich nicht, wenn ich ihr auch in den Weg kam?“ fragte das Kind mit sichtlicher Angst weiter.

„Du ein Straßenkind!“ stieß die Frau heftig heraus und drückte die Kleine mit Inbrunst an sich. „O nein, das bist Du nicht! Du bist dasselbe wie sie, ganz dasselbe!“ — setzte sie mit steigender Leidenschaft in Ton und Ausdruck hinzu.

„Dasselbe?“ wiederholte das kleine Mädchen sichtlich getröstet — entgegnete aber dann bedenklich: „Nein, Tantchen, das bin ich doch wohl nicht. Es war ja die schöne Cousine unseres Grafen, die wir neulich im weißen Kleide mit den Rosen im Haar sahen, als Gesellschaft bei Hofraths war, und Du mir den Gefallen thatest — mit mir an die Hofthür zu treten, damit ich die Gäste sähe. — — Weißt Du das noch, und hörtest Du nicht auch, wie er sie „schönste Cousine“ nannte, als er hinter ihr her die Treppe hinauf eilte?“

„Ich weiß — ich weiß!“ murmelte die Frau mit unendlicher Bitterkeit und trocknete mit einer frischen Stelle ihres Tuches das jetzt heftiger hervorquellende Blut ab.

„Was ist mit dem Kinde?“ fragte plötzlich eine wohlklingende Männerstimme in der Nähe und ein rascher Schritt näherte sich Beiden.

„Unser Graf!“ flüsterte die Kleine leise und freudig, und barg das Köpfchen an der Schulter der neben ihr Knieenden. Die Frau sah fast mit Entsetzen empor und schien keines Wortes mächtig.

Ist das Kind krank — kann ich vielleicht helfen?“ fragte der junge Mann rasch und voll warmer Theilnahme weiter.

„Sie sind sehr gütig!“ stammelte sie und erhob sich langsam. Es war wie wenn sie nur mit Mühe jene paar Worte deutlich hervorbringe.

(Fortsetzung folgt.)

Von Orleans nach Orleans.

Von **Hermann Vogel.**

III.

Der erste Schnee.

Wenn am Morgen des 10. November der Rückmarsch auf Orleans befohlen worden wäre, das Leibregiment würde den Befehl jubelnd begrüßt haben. Die paar Stunden Schlaf hatten, so hart und kalt das Lager der Meisten gewesen sein mochte, genügt, die Soldaten neu mit Kampfesmuth zu erfüllen. Freilich waren die Strapazen des gestrigen Tages noch nicht vergessen; es fehlte auch nicht an Maroden; was im Dorf an Fuhrwerken aufzutreiben war, wurde requirirt, die Hinkenden und Hungernden fortzuschaffen. Leider waren gestern nicht Alle bis Cercottes gekommen, mehr als Einer war vor Ermattung zusammengesunken und am Wege liegen geblieben. Die Meisten kamen freilich im Laufe der Nacht noch nach, doch blieb die Zahl Derjenigen, welche ihr Regiment nicht wieder einholten, immer noch zu groß.

Obgleich ich mich soweit erholt hatte, um recht gut einige Stunden marschiren zu können, war ich doch froh, als mir Mr. Richard einen Platz in einer „seiner“ Equipagen anbot. Mr. Richard ist, wenn auch eine problematische Existenz, doch eine sehr wichtige Person, welche der „deutschen Sache schon große Dienste geleistet“ hat. Ob er ein geborener Tyroler, Schweizer oder Elsässer ist, weiß ich nicht, jedenfalls war er einmal Capitän in der französischen Armee. Als ich ihn in Orleans zum ersten Mal sah, stellte er sich mir als Russe vor, später nannte er sich Secretär des Generals v. d. Tann und einige Tage darauf hörte ich ihn sich Dolmetscher bei der Stadtcommandantur in Orleans heißen. In letzter Eigenschaft war er thätig, das ist gewiß; über die meisten seiner anderen Functionen gebietet mir der „Patriotismus“ zu schweigen. Heute war er so zu sagen höherer Officiersbedienter, er führte nämlich die Bagage des Oberstlieutenants v. Grävenitz, des Stadtcommandanten von Orleans mit sich, zu deren Transportirung er beim Abzug zwei Equipagen requirirt hatte. In einer derselben fand ich neben drei bayerischen Soldaten, die als Ordonnanzen auf der Commandantur in Orleans thätig gewesen waren, Platz. Wir warteten nicht auf den Abmarsch des Leibregiments, sondern fuhren, sobald wir gehört hatten, daß die Straße sicher sei, nach Artenay ab. Der Regen hatte nachgelassen; ein kalter schneidiger Wind fuhr

trocknend über die feuchte Erde dahin. Wir waren noch keine Viertelstunde gefahren, als Husaren zu uns heransprengten und uns fragten, ob das Leibregiment ein Rencontre mit dem Feind habe. Man wollte schießen gehört haben. Wir hatten nichts vernommen und konnten nur sagen, daß so lange wir in Cercottes gewesen, keine Spur von einem Feinde bemerkt worden sei. Die Husaren hatten aber, wie ich später erfuhr, doch recht gehört. Kaum waren wir von Cercottes fort, als dort französische Vorposten sichtbar wurden. Es war die Avantgarde eines über Gien, also von Osten, heranrückenden Corps, welches bestimmt gewesen, den Bayern in die linke Flanke zu fallen, eventuell ihren Rückzug zu beunruhigen, sich glücklicherweise aber um 24 Stunden verspätet hatte. Der Kugelwechsel, der sich zwischen der französischen Vorhut und der Nachhut des Leibregiments entspann, kostete wenigstens auf deutscher Seite keinen Tropfen Blut.

Bei Chevilly, eine gute Stunde von Artenay, fand ich die Brigade Orff in Schlachtordnung aufgestellt. Ich war so glücklich, mehrere mir befreundete Officiere gesund und wohl begrüßen zu können. Leider hörte ich auch von manchem schweren Verlust. Tief schmerzte mich vor allem der Tod des Majors Mehn vom 2. Regiment, dessen Bekanntschaft ich bei Sedan gemacht hatte. Es war ein Officier, in dessen Lob Jeder wetteifern zu müssen glaubte. Sein Muth war so groß wie sein Glück. Er kam aus dem dichtesten Kugelregen stets unversehrt heraus, so daß viele seiner Soldaten an seine Unverwundbarkeit glaubten. In Bazeilles hatte er sich, als die Chassepotkugeln in dichtem Hagel an eine Mauer flogen und seine Soldaten zögerten, an dem so exponirten Platz vorzurücken, an die Mauer gestellt und hier so lange ausgeharrt, bis seine dadurch theils beschämten, theils ermuthigten Leute an ihm vorüber dem Feind entgegengestürmt waren. Sein fast sprichwörtlich gewordenes Glück verließ ihn bei Coulmiers. Erst am Tage zuvor nach längerer Abwesenheit wieder beim Corps eingetroffen, hatte er das Commando seines Bataillons noch nicht wieder übernehmen können. Er befand sich am Schlachttage bei dem Brigadestab und wollte eben zum Regiment reiten, als ihm ein Granatsplitter den Leib aufriß. Noch drei Stunden mußte er leiden, er ertrug die furchtbaren Schmerzen in vollem Bewußtsein dessen, was ihm bevorstand, mit der Ruhe eines Helden. Er starb, Weib und Kind grüßend, in den Armen seines Adjutanten Fortenbach und seines Freundes, des Bataillonsarztes Dr. Schultze.

Die Nachricht vom Tode Mehn's stimmte mich noch ernster. Still, ohne ein Wort zu reden, fuhr ich dahin. Ich dachte der schweren Opfer, die der Krieg schon gefordert und stets aufs neue erheischt. Ein tüchtiger deutscher Officier nach dem anderen sinkt ins Grab auf französischem Boden oder wird ein Krüppel fürs Leben in die Heimath gesandt — indessen die französischen Officiere als deutsche Gefangene glücklich Leben und Gesundheit für einen Rachekrieg gerettet haben. — Die Ankunft in Artenay unterbrach mich in meinen Gedanken. Die Hoffnung, hier bleiben zu können, ward nicht erfüllt. Der Rückzug wurde auf Toury fortgesetzt, die meisten Truppen hatten Artenay bereits wieder verlassen. Mr. Richard mahnte zu schleunigem Aufbruch, doch ließ ich mir noch Zeit, für hohes Geld ein Stückchen Fleisch zu kaufen, Brod war nicht aufzutreiben. Hinter Artenay waren mehrere Batterien aufgepflanzt. Ich sprach mit den Officieren und hörte von ihnen mancherlei zum Lobe der Artillerie, die ihnen am Tage zuvor gegenübergestanden. Der Feind hatte gegen Erwarten gut geschossen, besser als während des ganzen Krieges. Da unsere Wagen schnell fuhren, dauerte es nicht lange, bis wir das Gros des auf Toury marschirenden Corps eingeholt hatten. Die Truppen sahen ermattet genug aus, sie schritten verdrossen einher. Von einer Deroute war jedoch nichts zu bemerken. Man marschirte geschlossen; die Straße hatte nicht nur noch für eine Proviantcolonne Raum genug, sondern es war sogar unsern Wagen möglich, zwischen Train und Regimentern hindurch zu fahren, wohl der beste Beweis für die Ordnung, in welcher der Rückzug vollzogen wurde. Und dennoch machte der Rückmarsch einen tief betrübenden Eindruck. Ja, wenn wir diesen Weg gingen, um heimzukehren ins Vaterland — wie groß würde die Freude Aller gewesen sein. Aber an eine Heimkehr war noch lange, lange nicht zu denken, und gerade der heutige Marsch, der uns der Heimath allerdings um einige Meilen näherte, rückte den Frieden nur in um so weitere Ferne. Bald, daran zweifelte Niemand, würden wir wieder umkehren nach Orleans, und ich glaube, es war kaum Einer, der, so groß auch seine Friedenssehnsucht sein mochte, nicht vor Verlangen brannte, durch einen neuen Sieg die Schlappe des gestrigen Tages auszuwetzen. Während ich an den Regimentern vorbeifuhr, begann es zu schneien. Die Soldaten begrüßten die ersten Flocken mit Zeichen der Ueberraschung, die jedoch nichts weniger als freudig war. Der Winterfeldzug hatte begonnen und er wurde durch einen Rückzug eröffnet. Das war kein glückverheißendes Omen: war auch der endliche Sieg der deutschen Waffen Niemandem zweifelhaft, so überkam Einen beim Anblick des Schnees doch unwillkürlich das Gefühl großer Strapazen und Entbehrungen. Und dennoch hatte wohl Niemand eine Ahnung von den Mühseligkeiten, welche der deutschen Truppen während der nächsten Wochen warteten, von den Opfern, welche allein die Rückeroberung von Orleans kosten würde.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik des deutsch-französischen Krieges.

December 1870.

(Schluß.)

14. Dec. Die Festung **Montmedy** capitulirt. 3000 Franzosen werden kriegsgefangen, 65 Geschütze erbeutet. — In der am 13. Dec. wieder zusammentretenden bayerischen Kammer der Abgeordneten legt der Minister Graf Bray den Bundesvertrag vor, welchen der Justizminister Lutz in eingehender Weise erörtert. Die Kammer überweist den Vertrag einem Ausschuß.

15. Dec. Die Avantgarden der Armeeabtheilung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin greifen die franzö-

sische Armee des General Chanzy vor Vendome an, welches von den Franzosen am 16. geräumt wird. Das 10. Armee-Corps erobert 6 Geschütze und 1 Mitrailleuse.

16. Dec. Abtheilungen des 14. Armeecorps (34. Inf.-Reg.) greifen 6000 Franzosen bei Longeau an und werfen dieselben in die Festung Langres zurück. Die Franzosen verlieren 64 Gefangene, 2 Geschütze und 2 Munitionswagen. — Der Wald von Bosmont, le grand Bois und das Dorf Adelnans bei Belfort werden von den deutschen Truppen genommen. Die Franzosen verlieren an Gefangenen allein hierbei 1 Officier und 90 Mann. — Allerhöchste Ordre, betreffend die Bildung eines Generalgouvernements für die occupirten nördlichen Landstriche Frankreichs, mit dem vorläufigen Sitze zu Versailles. Das bisher zum Verwaltungsbezirk Rheims gehörige Departement Seine-et-Oise wird dem Generalgouvernement in Versailles zugetheilt. — Der König von Bayern theilt nach Versailles durch den Telegraphen mit, daß der Initiative, die er in der Kaiserangelegenheit ergriffen hat, sämmtliche deutsche Fürsten und freien Städte beigetreten sind. — Die badische Kammer der Abgeordneten nimmt die Verfassungsverträge einstimmig, die Militärconvention mit Preußen mit allen gegen Eine Stimme an.

17. Dec. Die Spitze der von Chartres aus gegen die Franzosen dirigirten Colonnen schlägt bei Droue (le Poislay und la Fontenelle) 6 französische Bataillone. Die Franzosen verlieren über 100 Todte, mehrere Gefangene und einen Viehtransport. — Bei der Verfolgung der Franzosen (von Vendome aus) wird Epuisay nach leichtem Gefecht von den deutschen Truppen besetzt, wobei 230 Franzosen gefangen werden. — Abtheilungen der II. Armee (Prinz Friedrich Carl), welche von Briare zur Verstärkung der Armee während der Kämpfe um Vendome herangezogen waren, wenden sich wieder loireaufwärts nach Gien zu.

18. Dec. Ansprache des Königs von Preußen in Versailles an die Deputation des Reichstags des Norddeutschen Bundes, welche Sr. Majestät die auf die Kaiserwürde bezügliche Adresse des Reichstags überreicht. — Die badische 1. und 2. Division (14. Armeecorps) greifen 20,000 Franzosen mit 18 Geschützen, unter General Cramer, bei Nuits und Besmes an und stürmen nach hartnäckigem Gefecht Abends Nuits, wobei 700 Franzosen gefangen, ein großes Gewehr- und Munitionsdepot u. s. w. erbeutet werden. Prinz Wilhelm von Baden und General v. Glümer werden verwundet. — Das 10. Armeecorps setzt die Verfolgung der Franzosen über Epuisay fort und erobert eine Fahne.

19. Dec. Die bei Nuits geschlagenen Franzosen werden von dem 14. Armeecorps in südlicher und westlicher Richtung verfolgt. — Die Bundesverträge werden der württembergischen Abgeordnetenkammer vorgelegt, welche mit 67 gegen 17 Stimmen beschließt, die Berathung über die Verträge am 22. December zu beginnen und die Commission mit Erstattung eines Berichts zu beauftragen.

20. Dec. An der Loire setzt der linke Flügel den Marsch auf Tours, der rechte Flügel den auf Le Mans fort. — General v. Voigts-Rhetz wirft 6000 Mobilgarden mit Cavalerie und Artillerie von Monnais und Notre Dame de l'Oe in Unordnung auf Tours zurück. — General v. d. Goltz überrascht die Franzosen in vier Cantonnements bei Langres und zersprengt dieselben. — Die hessische Abgeordnetenkammer genehmigt die deutschen Verfassungsverträge mit 40 gegen 3 Stimmen und bewilligt den zur Fortsetzung des Krieges geforderten Credit von 3,662,000 Gulden.

21. Dec. Nach heftigem Feuern der Forts von Paris gehen etwa 3 Divisionen der Besatzung von Paris zum Angriff gegen die Fronten des Gardecorps und des 12. (königlich sächsischen) Armeecorps vor. Der Angriff wird nach mehrstündigem, hauptsächlich durch Artillerie geführtem Gefecht zurückgewiesen. — Die 19. Division rückt bis zur Brücke von Tours vor und bewirft die Stadt, deren Bevölkerung Widerstand leistet, mit Granaten. Nachdem die Stadt die weiße Fahne aufgezogen und um preußische Besatzung gebeten hat, zerstört die Division ihrer Instruction gemäß die Eisenbahn und bezieht Kantonnements außerhalb Tours.

23. Dec. Die I. Armee unter General von Manteuffel greift die 60,000 Mann starke französische Nordarmee **an der Hallue,** nordöstlich von Amiens an, und treibt dieselbe, nach Erstürmung der Dörfer Beaucourt, Montigny, Frechencourt, Querrieux, Pont-Noyelles, Bussy, Becquemont und Daours über den Abschnitt der Hallue zurück. Die Franzosen erleiden bedeutende Verluste und verlieren über 1000 Gefangene. — Die württembergische Zweite Kammer genehmigt die Bundesverträge, und zwar den Vertrag mit dem norddeutschen Bunde mit 74 gegen 14 Stimmen, den Vertrag mit Bayern mit 76 gegen 12 Stimmen, die Bezeichnung „Deutscher Kaiser, Deutsches Reich" mit 76 gegen 12 Stimmen.

24. Dec. Die I. Armee wirft mehrere Offensivstöße, welche die französische Nordarmee zur Deckung ihres Rückzugs versucht, zurück.

25. Dec. Die I. Armee beginnt die Verfolgung der geschlagenen französischen Nordarmee in der Richtung auf Arras und erreicht Albert.

26. Dec. Die I. Armee erreicht bei Verfolgung der französischen Nordarmee die Gegend von Bapaume.

27. Dec. Die deutsche Belagerungsartillerie eröffnet aus 76 Geschützen das Feuer gegen den Mont Avron östlich von Paris. — Die I. Armee setzt die Verfolgung der Nordarmee fort und cernirt die Festung Peronne. — Gefecht einer Abtheilung der II. Armee unter Oberstlieutenant v. Boltenstern zwischen Montoir und La Chartre (an dem Loir). — In Folge des Anmarsches bedeutender französischer Truppenmassen concentrirt sich das 14. Armeecorps bei Vesoul und räumt Dijon.

28. Dec. Oberstlieutenant v. Pestel schlägt mit einer fliegenden Colonne von 3 Compagnien und 3 Escadrons bei Longpre 3 Bataillone Mobilgarden, von welchen 10 Officiere und 230 Mann gefangen genommen und 3 Fahnen erbeutet werden. — In Paris entstehen erhebliche Unruhen, welche durch die bewaffnete Macht unterdrückt werden. — Die Beschießung des Mont Avron wird fortgesetzt. Die französischen Batterien daselbst erwidern das Feuer nicht mehr; nur die Forts feuern. Die Belagerungsartillerie beschießt demnächst wirksam den Bahnhof Noisy-le-Sec und vertreibt die in Bondy cantonnirende französische Artillerie.

29. Dec. Abtheilungen des 12. (königlich sächsischen) Armeecorps besetzen den Mont Avron, nachdem derselbe von den Franzosen in Folge des Bombardements geräumt ist. Die Besetzung ist aber nicht von Dauer. Die noch außerhalb der Forts befindlichen französischen Abtheilungen ziehen sich nach Paris zurück.

30. Dec. Vor Paris dringen zwei Compagnien bis Dorf Rosny vor. — Oberst v. Wittich nimmt mit einer fliegenden Colonne bei Souchez (zwischen Arras und Bethune) 5 Officiere und 170 Mann gefangen. — Die Ratificationen der von dem Norddeutschen Bunde mit Baden und Hessen über die Gründung des Deutschen Bundes und mit Württemberg über den Beitritt zu diesem Bunde geschlossenen Verträge, so wie der Militärconventionen mit Württemberg und Baden werden im Bundeskanzleramt ausgewechselt. — Die bayerische Kammer der Reichsräthe nimmt die Bundesverträge mit allen gegen 3 Stimmen an.

31. Dec. 5 Bataillone der 1. Division machen von Rouen aus einen Vorstoß auf das linke Seine-Ufer gegen stärkere französische Streitkräfte; sie schlagen dieselben und erstürmen das feste Schloß Robert-le-Diable. — Die Festung Mezieres wird beschossen. — Die 20. Division weist bei Vendome einen Angriff überlegener französischer Streitkräfte zurück und erobert 4 Geschütze. — Siegreiches Gefecht einer Abtheilung der hessischen Division bei Bonny (südöstlich Orleans). — Die mit Baden und Hessen vereinbarte Verfassung des Deutschen Bundes, mit den Bezeichnungen „Deutsches Reich" und „Deutscher Kaiser", das dazu gehörige Protokoll vom 15. November 1870, sowie der zwischen dem Norddeutschen Bunde, Baden und Hessen einerseits und Württemberg andererseits unter dem 25. November 1870 abgeschlossene Vertrag über den Beitritt Württembergs zur Verfassung des Deutschen Bundes nebst dem dazu gehörigen Protokoll werden im Bundesgesetzblatt publicirt.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 12. Speyer, Samstag, den 28. Januar 1871.

* Und du sprichst Hohn?

Vergiß nicht, Volk, daß Er noch hält die Zügel,
Den du gekränkt schon oft mit deinem Spotte,
Sein Ohr vernimmt das lose Wortgeflügel
Der übermüthigen Verächterrotte.

Noch weckt Sein Hauch das Grün der Berg' und Hügel
Und thürmt den Fels und schafft die graue Motte,
Der Windsbraut reicht er die gewalt'gen Flügel,
Und du sprichst Hohn dem allzustarken Gotte?

Langmüthig ist der Herr, voll Vatergüte;
Trau'st du der Meereswelle, wenn sie ruht?
Noch ist Er Richter, Strafer dem Gemüthe,

Das planvoll witzelt, toll in Uebermuth.
Er bricht die Welt, gleich einer Rosenblüthe,
Weckt Gräuel Ihm die heil'ge Zornesgluth! —

Johannes Häck.

Stille Wasser sind tief.

Novelle von Luise Ernesti.

(Fortsetzung.)

„Sie scheinen selbst krank!“ setzte der Ankömmling mit gewinnender Freundlichkeit hinzu. „Lassen Sie mich Ihnen helfen!“ dann fuhr er lebhaft und erschreckt fort: „Mein Himmel! das Kind blutet ja! — o Du armer, kleiner Schelm, wie hast Du das angefangen? — Toll gelaufen, dann hingefallen! nicht wahr?“

Er hatte bei den Worten ein Tuch aus der Tasche seines Rockes gerissen, ebenso schnell eine Binde davon zusammen gelegt, beugte sich dann nieder zu dem Kinde, schlang unter seiner letzten Voraussetzung, die ein heiteres Lächeln begleitete, das Tuch um die verletzte Stirn, hob die Kleine vom Boden empor und sagte zu Der gewendet, die er für des Mädchens Mutter hielt:

„Kommen Sie! — ich werde Ihr Kind dort zum Wasser tragen, da machen wir ein paar kalte Umschläge, das wird gut sein und dann besorge ich einen Wagen.“

Die Frau folgte mechanisch. Zum Reden schien ihr die Kraft zu fehlen und die rasch aufeinander folgenden Eindrücke schienen sie völlig überwältigt zu haben.

„Mache ich auch ihre schöne Uniform nicht schmutzig?“ fragte das Kind unterwegs voll Besorgniß und hob bei den Worten rasch das Köpfchen von seiner Schulter auf. Die Bewegung mußte ihr weh thun, sie preßte ängstlich die kleinen Hände gegen die blutende Stirn.

„Du brauchst Dich um nichts zu kümmern und nur zu schreien, Du lieber kleiner Affe!“ sagte er lächelnd, „meine Uniform wird nicht von diesen paar Blutströpfchen verderben.“

„Weshalb soll ich schreien?“ fragte sie lieblich, mit sonnig hellem Lächeln und schaute ihn groß mit den prächtigen Augen an.

„Welch liebes, kleines Kind Du bist!“ rief er freundlich, legte ihr Köpfchen zurück an seine Schulter und setzte besorgt hinzu: „Hast Du viel Schmerzen? — sieh, deshalb sollst Du schreien!“

„Seitdem Sie da sind, thuts nicht mehr weh!“ gestand sie naiv mit einem noch sonnigern Lächeln.

„So? — Nun sieh, da bin ich ja ein wahrer Wunderdoctor, und wie gut, daß ich gerade des Wegs kam.“

„Ja, das ist gut,“ erwiderte sie ernst, „denn nun kann ich Ihnen doch auch danken, was ich damals nicht konnte, da Sie so schnell fortgingen.

„Du mir danken! — Wofür? Weshalb?“

Sie gaben im vorigen Herbst einmal Sonntags in der Friedenskirche, als es so voll war, der Tante Ihren Stuhl.“

„Wirklich? Das weiß ich aber nicht mehr, und dafür ist auch nichts zu danken, Kind.“

„O doch, denn meine arme Tante war so müde und ich sah schon mit Angst, wie blaß sie wurde; mich aber setzten Sie auf die Lehne des Kirchenstuhls und hielten mich während der Predigt. Wissen Sie das nicht mehr?“

„Ja, dessen entsinne ich mich!“ rief er lebhaft. „Also das warst Du? — Ja, nun erkenn' ich auch Deine großen Augen wieder. — Mithin wären wir ja alte, gute Bekannte?“

Die Kleine sah ihn mit strahlendem Blick an, das ganze Gesichtchen leuchtete von Glück und Befriedigung, sie wurde nur wieder ernst, als er scherzend hinzu fügte: „Hätte ich Dich, kleiner Wildfang, der Du so sanft aussiehst, heute auch wieder halten können, da wärst Du sicher nicht hingefallen.“

Sie waren am Ufer des Sees angelangt. Er setzte sie zu Boden, tauchte rasch das Tuch ins Wasser,

überreichte es der Frau, die die Wunde abwusch und sprach dann freundlich: „Ich werde jetzt einen Wagen suchen und dort am Ausgange des Parks hinbestellen. Es wird wohl das Beste sein, wenn Sie mit ihr gleich nach Hause fahren."

Die Frau nahm seine Hülfe auch in der Beziehung an. Als er zu ihnen zurückkehrte und sich's nicht nehmen ließ, das Kind bis zum Wagen zu tragen, da sprach sie mit zitternder Stimme: „Mein Herr, Sie sind gut wie ein Engel gegen mich und das Kind gewesen — ich werde Ihnen Das nie vergessen und — —" Sie stockte — erhob aber ihre schönen Augen zu ihm empor und der Blick ergänzte, was das Wort an Dank fehlen ließ.

Es lag ein so wunderbarer Ausdruck in Augen und Zügen, daß der junge Mann in der That überrascht in ein Antlitz sah, welches ihm unwillkürlich durch seine Bedeutenheit imponirte und plötzlich fast größeres Interesse einflößte, als das reizende Gesicht des Kindes. Die Verbeugung, die er machte, war so verbindlich, als stehe er seines Gleichen gegenüber. Grazie und Freundlichkeit einten sich darin mit einer Hochachtung, wie er sie vielleicht selten empfand und ausdrückte. Es war ein Tribut, den er der Frauenwürde zollte; und als er lebhaft entgegnete: „Ach, gnädigste Frau, ich that ja so wenig — so gar nichts, das irgend einen Dank verdiente" — da ersah sie aus dieser Anrede, daß er sie für Anderes hielt — als sie zu scheinen beabsichtigte. — Ihr blasses Gesicht überflog noch einmal dunkle Purpurgluth; — sie erröthete bei seinem höflichen Wort und Gruß so tief wie zuvor, als jene vornehme Dame das Kind so ungerecht beschuldigt und beleidigt hatte.

Daß er Recht gehabt, sie nicht nach ihrem schlichten Anzug zu beurtheilen, sondern in ihr eine Frau von Rang und Bildung zu vermuthen, und sie danach zu behandeln — es erwies sich ihm noch deutlicher beim Abschied durch die hübsche Art ihres kurzen, aber innigen Dankes — durch jene anmuthige und liebliche Würde ihres letzten Grußes, als der Wagen fortrollte. „Ja, sie ist Anderes, als ich Anfangs dachte!" rief er aus und vergegenwärtigte sich nun auch noch einmal die Erscheinung des Kindes. Es mußte ein angenehmes Rückerinnern sein, denn er lächelte vor sich hin; — es war ein Bild, das mindestens in nichts jener Bezeichnung entsprach, welche die elegante Dame dem kleinen Mädchen zugerufen hatte — ein Name, den sie auch durchaus nicht verdiente, und den das Schicksal so gerecht war, in seinem Buche einzutragen, damit er nicht vergessen sei, im Fall ein Gott darüber zu richten, zu vergelten beabsichtigte, was in dieser Stunde geschehen. — — —

IV.

Acht Tage waren vergangen. Die von Lothar Limbach so heiß ersehnte Hülfe aus Altenzell war aber in der Zeit nicht angelangt und so ungeduldig der junge Officier nach neuer, dringender Bitte Nachricht von seinem scheinbar sehr erzürnten Onkel erwartete — — so geduldig harrte Abraham Mirzemaier vom frühen Morgen bis späten Abend in dem Vorzimmer jener eleganten Parterrewohnung auf die Ankunft seines Schuldners. — Er kam nicht! — Er sah ihn auch nicht und doch hörte der vorsichtige Geschäftsmann, Lieutenant von Limbach sei nicht beurlaubt und in Potsdam anwesend. — Wo aber konnte er sein? — Die Leute begegneten ihm, wie es hieß, sogar in der Straße, wo er wohnte, und Herr Mirzemaier sah ihn doch weder ins Haus eintreten, noch hinausgehen. In seinen Stuben war der Graf auch nicht, denn Friedrich ließ von Zeit zu Zeit die Thüren offen, daß der Gläubiger bemerken konnte — das Nest war leer — der Vogel fort! — Vergeblich fragte Herr Mirzemaier den Burschen nach dem Officier, und als ihm endlich die Zerstreutheit auffiel, mit welcher Friedrich ihn ansah — als er plötzlich bemerkte, der junge Soldat war völlig verändert gegen sonst, da brach er verzweifelnd in die Vermuthung aus: „Friedrich — geliebter Friedrich, Ihr Herr erschießt sich doch nicht — mindestens nicht eher, bis er mich bezahlt hat?"

Die kühne Voraussetzung gab dem Soldaten seinen Humor zurück, und um Den zu quälen, der seinen Herrn so belästigte und schon tausend Stunden der Angst bereitet hatte — da erwiderte er ernst: „Möglich, Herr Mirzemaier, möglich! — nur wird Graf Limbach kein Thor sein, und Sie noch vorher bezahlen."

Herrn Mirzemaier trat der Schweiß auf die Stirn — erst das Lachen des Soldaten, das Friedrich bei dem Anblick nicht unterdrücken konnte, gab ihm wieder neues Leben. Er kannte die Liebe Friedrichs zu seinem Herrn; er wußte, nie würde der Bursche lachen, ging es ihm nicht vortrefflich. — Seitdem fragte und forschte Herr Mirzemaier nur eifriger, wo sein Schuldner steckte. Umsonst! — — Friedrich hüllte sich entweder mit leichtem Lächeln in ein feierliches Schweigen, oder aber er erwiderte mit gut gespielter Empfindlichkeit: „Sie glauben mir ja doch nicht, Herr Mirzemaier! wozu daher reden."

Wie bitter der harrende Gläubiger auch bereute, den treuen Soldaten am Pfingstfeste durch solche Worte gekränkt zu haben — seine Reue erweichte nicht Friedrichs Herz. Still und nachdenklich saß der sonst so fröhliche Bursche meistens im Vorzimmer oder er überließ den Raum Herrn Mirzemaier ganz, um sich in seine Kammer auf dem Boden zurückzuziehen.

Seitdem Herr Abraham ihm am achten Tage in jene stille Klause unter dem Dache nachschlich und Friedrich im Anschauen eines Portraits vertieft fand, das er hastig bei Seite legte — seitdem hielt Makler Mirzemaier den jungen Burschen für verliebt und meinte, den sichersten Schlüssel zu jener Veränderung zu haben, die nicht allein ihm an dem Soldaten auffiel.

„Was hast Du nur, Friedrich?" So fragte auch zu wiederholten Malen Graf Lothar seinen Burschen, und verwundert schaute er ihn an, als Friedrich ihm eines Tages mit zitternder Stimme antwortete: „Ich glaube, ich habe Heimweh nach Hause und wenn der Herr Lieutenant erlaubten, so möchte ich auf acht Tage nach Altenzell zu meiner Mutter."

„Dummes Zeug!" entgegnete der Officier, „Du

willst du wahrscheinlich für mich wirken. Laß das nur, guter Junge, denn ich habe ja selbst geschrieben und mindestens antworten wird doch der Alte."

Ja, es kam am achten Tage eine Antwort — aber welche! — — — Graf Curt schrieb kurz und bündig: „Es ist aus zwischen uns, Lothar. Ich habe aus sicherer Quelle erfahren, daß Du ein notorischer Verschwender bist — ein Roué erster Sorte, dem dauernd doch nicht zu helfen ist und der früher oder später an seinem haltlosen Charakter zu Grunde geht. — Ob dies daher jetzt, ob es erst in Zukunft der Fall ist — mir wird es gleich sein, da meine Rechnung mit Dir abgeschlossen ist und ich Dir außer der einmal festgesetzten Zulage nichts mehr bewillige!"

Mit dieser niederschmetternden Nachricht traf an Friedrich ein Brief seiner Mutter ein. Die alte Frau theilte ihrem Sohne mit: „Der Präsident hat den jungen Grafen bitter verleumdet; — er steht seit Wochen schon mit unserm Herrn in Briefwechsel und Niemand erwartet Gutes von dieser Freundschaft der Brüder."

Friedrich gab, hochroth vor Zorn und Wuth, seinem Lieutenant dies Schreiben; — Graf Lothar erbleichte einen Moment und rief dann: „Es ist unmöglich — es kann nicht sein!"

„Es ist so!" behauptete der Soldat heftig — „es ist so, denn wäre es nicht wahr, würde meine Mutter es nicht geschrieben haben."

Graf Lothar dachte eigentlich dasselbe, wehrte aber doch diesen Gedanken ab und sprach ernst: „Ruhig, Friedrich. Ich werde ihn noch heute danach fragen!"

„Und ich werde ihm hinterrücks einen Streich spielen!" setzte Friedrich voll Energie hinzu.

(Fortsetzung folgt.)

Von Orleans nach Orleans.

Von **Hermann Vogel.**

III.

Der erste Schnee.

(Fortsetzung.)

Es mochte zwei Uhr sein, als ich in Toury eintraf. Das ganze Tann'sche Corps sammt der ihm zugetheilten preußischen Cavaleriedivision Stolberg war in dem Städchen und seiner unmittelbaren Nähe vereinigt. Eine gewaltige Wagenburg war am Eingang und eine zweite womöglich noch größere am Ausgang aufgefahren. Die Herren Stabsbeamten hatten sich in den Wagen häuslich eingerichtet. Mehrere Cavalerieregimenter hielten längs der Landstraße, Roß und Reiter waren über und über mit Schnee bedeckt. Die neu heranrückende Infanterie mußte, da in der Stadt alles überfüllt war, weiterer Befehle gewärtig, zunächst auf der Chaussee Halt machen. Als ich eintraf, begann bereits die Dislocirung der Truppen. Das grüne Husarenregiment wurde wieder eine kleine Stunde rückwärts nach Santilly le Moutier auf Vorposten beordert. Da absolut keine Aussicht war, in Toury ein Unterkommen zu finden, folgte ich gern der Einladung des Mr. Richard — der dem Commandeur des Regiments, Oberstlieutenant v. Grävenitz, seine Koffer abzuliefern hatte — und fuhr mit ihm nach dem genannten westlich von der Landstraße gelegenen Dorf. Wir fanden hier auch in der That ein sehr gutes Quartier. Zwei Betten, Wein und Brod, eine gute Suppe, ein gebratenes Huhn und einen vortrefflichen Eierkuchen — das war mehr als meine kühnsten Erwartungen gehofft. Trotz dieser Herrlichkeit wollte Mr. Richard umkehren, als er hörte, daß wir uns auf äußerstem Vorposten befänden und die Franzosen keine halbe Stunde von uns entfernt seien. Nur mit Mühe gelang es mir, ihn zum Bleiben zu bewegen. Er mochte allerdings doppelte und dreifache Ursache haben, eine Gefangenschaft zu fürchten. Ehe er sich zur Ruhe legte, unterwarf er seine Papiere noch einer genauen Prüfung. Manches interessante Schriftstück ward dabei den Flammen übergeben, obgleich ich kaum glaube, daß die Papiere, welche unbarmherzig der Vernichtung geweiht wurden, von Podbielsky und Moltke waren. Freilich, hörte man Mr. Richard, dann hätte man glauben sollen, er sei der eigentliche Urheber nicht nur der deutschen Siege in Frankreich, sondern auch der preußischen Siege in Böhmen. Solch eines gefährlichen Mannes habhaft zu werden, mußten die Franzosen natürlich Alles aufbieten, und so ist es denn nur zu erklärlich, daß Mr. Richard eine sehr unruhige Nacht hatte, trotzdem wir noch vor dem Schlafengehen hörten, daß die 22. preußische Division die Vereinigung mit den Bayern vollzogen habe. Mehr als zwölfmal weckte er mich, weil er glaubte, daß Generalmarsch geschlagen oder geblasen werde. Jedoch nur die ersten beiden Male ging ich mit ihm an's Fenster; später ließ ich mich durch sein Ohrenklingen nicht weiter in meiner Ruhe stören, und ich war müde genug, um, wenn seine Angstrufe verhallt waren, sofort wieder einzuschlafen.

Der Wagen kam, ohne daß die Franzosen uns im Geringsten beunruhigt hätten. Um 9 Uhr etwa fuhren wir nach Toury, zu sehen, was es im Hauptquartier Neues gäbe. Es hatte die Nacht gefroren — der Schnee knirschte unter den Rädern unseres Wagens. In Toury lag die zweite Division des Tann'schen Corps, die von Ingolstädter und Augsburger Regimentern gebildet wird. Ich begann meine Forschung nach der Wohnung einiger Bekannten. Der Arzneiwagen vom 2. Bataillon des 10. Regiments war mir Führer. Ich trat in das Haus, vor dem er stand und traf hier den waderen Bataillonsarzt Dr. Zollitsch mit seinem Collegen und 4 Offizieren, darunter den Major Leithäuser und Stabshauptmann Eppler in einem Zimmer einquartirt, dessen ganzes Meublement aus einem Bett, einem Tisch und zwei Stühlen bestand. Die Herren hatten sich trotzdem ganz gemüthlich eingerichtet — Stroh ersetzte die fehlenden Möbel. Am Kamin schmorte eine leckere Hammelskeule, mit deren kunstgerechter Bereitung einer der Herren Aerzte eifrig beschäftigt war. Saure Nieren, ein anderes Product der Kochkunst des Herrn Doctor waren soeben

fertig und ich kam gerade recht, an dem Frühstück Theil zu nehmen. Wir sprachen natürlich von den Kämpfen bei Coulmiers. Das 10. Regiment hatte stark gelitten, doch war es seiner Standhaftigkeit mit zu danken, daß das Schlachtfeld bis zum Dunkelwerden behauptet werden konnte. Das zweite und dritte Bataillon standen mehrere Stunden lang in starkem Granatfeuer, warfen die heranstürmenden Franzosen dreimal zurück und machten es so der Brigade Orff, die einen kühnen Flankenmarsch ausführte, möglich, den linken Flügel der Feinde zum Weichen zu bringen.

Noch war die Hammelskeule nicht fertig, als plötzlich der Befehl kam, sich zum Abmarsch vorzubereiten und nicht lange dauerte es, so wirbelte der Generalmarsch durch die Straßen. Ob es wieder vor oder weiter rückwärts ging, blieb noch Geheimniß. Ich eilte hinaus mich zu erkundigen, was es gäbe und nur zu bald vernahm ich die unangenehme Kunde, daß der Rückzug auf Angerville fortgesetzt werden sollte. Die Franzosen rückten in großen Massen von Artenay heran und v. d. Tann hatte, da die Ankunft der 17. preußischen Division erst für morgen zu erwarten war, um unnützes Blutvergießen zu vermeiden, langsamen Rückzug angeordnet. Verdrossen vollführten die Soldaten den Befehl. Mr. Richard drängte natürlich zur schleunigen Abreise, doch wir kamen nicht bis Angerville. Wir mochten noch etwa eine halbe Stunde von dem Städtchen entfernt sein, als die Ordre ertheilt wurde, umzukehren. Der Befehl rief in den Reihen des ganzen Corps eine freudige Sensation hervor. Singend marschirten die Regimenter den Weg, den sie kurz vorher in dumpfem Schweigen gekommen, zurück.

Friedrich Franz, Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, war in Angerville eingetroffen und hatte den Oberbefehl über die deutsche Loire-Armee übernommen. Es wurde als ein glückverheißendes Zeichen aufgefaßt, daß er das Obercommando mit dem Befehl zum Vorwärtsgehen antreten durfte.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

In Wien wurde am 15. Jan. 1871 der 80. Geburtstag des daselbst an demselben Tage des Jahres 1790 geborenen Dichters Grillparzer mit besonderer Aufmerksamkeit gefeiert. Sicher hätte auch das übrige Deutschland sich reger an dieser Feier betheiligt, wenn nicht unsere ganze Aufmerksamkeit dem Kriegsgetöse in Frankreich zugewandt wäre. In der Festversammlung des Wiener Schriftstellervereines Concordia feierte Heinrich Laube, der während seiner Leitung des Burgtheaters sich besondere Verdienste um die Dramen Grillparzers erwarb, den Dichter in folgender Weise: „Nicht alle Stämme deutschen Landes haben einen ganzen, vollen Dichter gezeugt. In erhabenster Höhe hat ihn nur Franken und Schwaben, Franken seinen Goethe, Schwaben seinen Schiller. Seit einem halben Jahrhundert frägt man, welcher deutsche Stamm demnächst den Dichter hervorbringen werde, welcher Goethe und Schiller zunächst treten darf, aber der österreichische Stamm hat ihn bereits hervorgebracht, sein Franz Grillparzer darf sich Goethe und Schiller zunächst stellen. Allerdings ist auch ein Sohn der Mark, ist Heinrich v. Kleist, mit Recht in Frage gekommen; aber diesem fehlt die Harmonie, der Sieg in der Höhe, die Befreiung von Schlacken, die Ueberwindung der streitenden Kräfte, jene Harmonie, die in Grillparzer's Dichtung erreicht ist. Darum darf der Platz neben dem großen Franken und großen Schwaben für ihn, einen Oesterreicher, beansprucht werden." Laube sprach mit großem Beifalle und machte in der Rede die Enthüllung, daß Grillparzer noch ein paar Stücke unvollendet in seinem Pulte liegen hat. „Die vollendeten Stücke „Libussa" und eine große vaterländische Tragödie: „Ein Bruderzwist in Habsburg" liegen in seiner Lade. Die Welt soll sie erst kennen lernen, wenn er von dieser Welt geschieden... Ich kenne beide Stücke, aber ich habe kein Recht, ihren Inhalt vor der Welt zu enthüllen."

Abgesehen von den Auszeichnungen, die dem Dichter von Seiten des Kaisers erwiesen sind, soll die Mehrzahl der Mitglieder des kaiserlichen Hauses ihn mit sinnigen Geschenken erfreut und ihm Beweise der Anerkennung und Verehrung gegeben haben. Die Frau Erzherzogin Sophie soll dem Dichter in Begleitung eines eigenhändigen Schreibens ein kunstvoll gearbeitetes Lesepult gesendet haben, dessen prächtige Stickerei von ihr selbst angefertigt sein soll. Auch die Gemahlin des Erzherzogs Rainer, Frau Erzherzogin Marie, hat dem Dichter ein von ihr selbst gesticktes Souvenir verehrt. Grillparzer wurde am 14. und 15. in seiner Wohnung von Gratulations-Deputationen und einzelnen Gratulirenden förmlich belagert. Nicht weniger als vierunddreißig Deputationen waren bloß im Laufe des 14. bei ihm, und er nahm jede mit einer Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit auf, die den der Ruhe bedürftigen und an seine stille Häuslichkeit gewohnten Greis Anstrengung und Ueberwindung genug gekostet haben mögen. Klagte er doch, als Deputation auf Deputation bei ihm vorsprach und er nicht Zeit hatte, sich zwischen den einzelnen Deputationen kurze Erholungspausen zu gönnen, einem bei ihm verweilenden Freunde mit einem Anfluge von Humor: „Der Unschuldige muß viel leiden! Ich kam doch nichts dafür, daß ich 80 Jahre alt geworden bin!"

General August v. Werder, dessen Leistungen in den letzten Tagen mit Recht den bedeutendsten des jetzigen Krieges zugezählt werden, ist im Jahre 1808 geboren, 1825 in das Regiment der Gardes du Corps, 1826 als Seconde-Lieutenant in das 1. Garde-Regiment z. F. eingetreten. Nachdem er 1842 zum Premier-Lieutenant avancirt war, hat er 1842/43 mit den Russen den Feldzug im Kaukasus mitgemacht und ist bei Gelegenheit eines Festungsbaues am Kesar verwundet worden. Er ward demnächst als Hauptmann in den großen Generalstab und nachher zum Generalstab des 1. Armee-Corps versetzt. 1863 ist Werder General-Major, 1866 General-Lieutenant geworden. Im Kriege gegen Oesterreich commandirte er die 3. Infanterie-Division bei Gitschin und Königgrätz und erhielt demnächst den Orden pour le mérite.

Charade.

(Dreisilbig.)

Den Ersten kannst Du nicht das Herz erschweren,
Wenn Deine Rede noch so salbungsvoll,
Doch wenn sie an den jungen Saaten zehren,
Erregen sie des Landmanns ernsten Groll.

Die Dritte kommt und geht; — o süße Stunden!
Wenn Thränen, die ein sehnend Aug' vergoß,
An ihrer Gabe trocknen, doch auch Wunden
Des Herzens birgt sie in dem kleinen Schoß.

Das Ganze hat die Liebe einst erkoren,
Wie eine graue Sage uns erzählt,
Jetzt hat es, weil die Dritte ging verloren,
Der Feind am Strand der Seine sich erwählt.

Auflösung der Charade in Nr. 7.

Fegfeuer.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 13. Speyer, Dienstag, den 31. Januar 1871.

Stille Wasser sind tief.

Novelle von Luise Ernesti.

(Fortsetzung.)

Graf Lothar lachte auf trotz der ernsten Lage und begab sich wenige Minuten später zum Landhause des Präsidenten. Kaum hatte er die Stube verlassen und war in den Garten getreten, da pochte Friedrich auch schon an's Zimmer der alten Jungfer. Sie war nicht allein — der Hausbesitzer, Herr Felsner, war bei ihr und sie in einer Weise aufgeregt, wie der Soldat sie nie gesehen hatte. Als er außerdem bemerkte, daß sie und ihr Kind zum Ausgehen gerüstet waren, gab ihm dies seine Gedanken zurück, — er überreichte ihr den Brief seiner Mutter und setzte angsterfüllt hinzu, als sie ihn gelesen hatte: „Und er ging jetzt zu ihm. Wenn's nur kein Unglück gibt!" — —

„Unglück?" wiederholte Friedrichs Vertraute mit einem seltsamen Tone. „O nein — der Herr Präsident sucht ja sein Glück zu machen und wird sich vor Schaden schon zu hüten wissen. Ich glaube sogar, Ihr Herr wird den Herrn Onkel gar nicht mehr treffen, da ihn Herr Felsner heute früh im Eisenbahncoupée sah."

„So ist er nach Altenzell!" schrie Friedrich in höchster Aufregung.

„Beruhigen Sie sich!" bat sie freundlich, gab ihm den Brief zurück, verließ dann mit ihrem Kinde die Stube und sagte im Hinausgehen zu Herrn Felsner: „Es ist also erledigt, wenn ich heim komme!"

„Ihr Wille ist in dem Falle Gesetz für mich!" antwortete der Hausbesitzer mit einer Devotion, als sei die alte Jungfer eine Fürstin.

Friedrich sah Herrn Felsner darum vielleicht so überrascht an. Dies Staunen des Soldaten machte bald einem andern Platz, und nachdem sich seine Aufregung über dies neue, noch wunderbarere Erlebniß etwas gelegt hatte — ersehnte er einzig die Heimkehr seines Herrn. „Wie lange werde ich aber noch auf ihn warten können!" sagte er traurig, als er berechnete, daß Graf Lothar kaum die Hälfte seines Weges zurückgelegt haben könne. — Und als er dann einen Blick hinauswarf, dachte er: „Bei dem herrlichen Wetter wird er ganz sicher einen Spaziergang machen, wenn er den Herrn Onkel nicht zu Hause trifft und vor Abend kommt er gewiß nicht heim." Friedrich berechnete ganz richtig. — Als Graf Lothar in der Villa seines Onkels die Nachricht erhalten hatte: der Herr Präsident sei am Morgen mit der ganzen Familie aufs Gut des Bruders nach Altenzell gereist — da schlug er nicht den Rückweg ein zur Stadt, sondern wandte sich dem Wege zu, der unmittelbar zum Park Sanssouci führte.

„So ist es also wahr!" sprach er vor sich hin — als er gesenkten Hauptes dahin schritt und weder auf Die achtete, die ihm begegneten, noch Jene sah, die sich auf einem der schattigen Plätze ausruhten, an denen er vorüberkam. So bemerkte er denn auch nicht die Beiden, denen er am Pfingstmorgen in der Colonnade der Friedenskirche einen wesentlichen Dienst geleistet hatte. Sie saßen an einem der Ruheplätze. Fast schien's als erwartete ihn die Frau, denn bis er kam, sah sie unabläßig auf den Weg, der zum Landhause des Präsidenten führte. Als er in ihre Nähe gelangte, hielt sie das Kind zurück, das sich ihm entgegen stürzen wollte und beschwichtigte dessen Ungeduld durch etliche Worte. Kaum war er an der Stelle vorüber, erhob sie sich, ergriff des kleinen Mädchens Hand und folgte ihm in einiger Schritte Entfernung. Ja, sie mußte ihm folgen, denn unabläßig ging sie ihm auch da nach, als er sich zu den abgelegensten Stellen des Parks wandte. Sie hielt erst in ihrem Gange inne, als er sich später dem Anschein nach ermüdet auf eine Bank warf, die im tiefsten Baumesschatten stand und in Sinnen und Denken offenbar verloren vor sich hinblickte.

Halb hinter dem starken Stamme einer Eiche, halb durch niederes Gebüsch verborgen, sah sie jetzt fest und prüfend in ein Antlitz, dessen Züge vielleicht zum ersten Mal im Leben nicht eine Spur des fröhlichen Sinnes trugen, den Graf Lothar bis dahin in ungetrübter Reinheit besessen hatte. Lang dehnte die Frau ihre Beobachtung nicht aus. Die regungslose Stellung, der Ausdruck des Gesichts, mit dem starr vor sich hinblickenden Auge — dies Alles bot ihr dem Anschein nach genügenden Halt in dem Labyrinth der Gedanken, in dem er sich so sichtbar ohne Ausweg verlor. Sie beugte sich zu dem Kinde nieder, sprach einige Minuten leise mit ihm und der in hellem Verständniß aufleuchtende Blick des Mädchens machte eine Antwort überflüssig. Wenige Sekunden später stand die Kleine neben dem Officier. Ihren leichten Schritt

hatte er nicht gehört — bei ihrer Frage: „Warum sehen Sie so traurig aus?“ schreckte er empor.

„Sieh, da bist Du ja!“ rief er freundlich und streckte ihr die Hand entgegen. „Wie gehts mit Deiner Stirn?“

„Gut!“ sagte sie ernst und setzte mit bangem Blick hinzu: „Aber nicht wahr, Ihnen geht es nicht gut?“

„Nein, Kind!“ sprach er flüchtig auflachend und streichelte das zarte Antlitz der Kleinen.

„Seien Sie nicht traurig!“ bat sie innig.

Er zog sie an seine Brust — sah ihr tief in die Augen und entgegnete mit heiterm Lächeln: „Schade, daß Du nicht bist, was Du scheinst — eine kleine Fee!“

„Warum?“

„Nun, da könntest Du meine Sorge bannen und mir helfen.“

„Das wird der liebe Gott thun, er hilft allen guten Menschen.“

„So — nun, ich wollte ich könnte Das glauben. Uebrigens, Kind, habe ich vielleicht keine glänzende Anwartschaft auf solche Hülfe, wenn er nur guten Menschen beisteht.“

Sie verstand ihn offenbar nicht ganz, fuhr aber mit gewisser Beharrlichkeit fort: „Er hilft — sie sagt es.“

„Wer sagt Das?“

„Mein Mütterchen — o mein Tantchen, wollt ich sagen. Die sagt: „Gott hilft allen guten Menschen“ — und Sie sind gut — Sie sind der Beste.“

Er lachte jetzt nicht — er sah ernst das Kind an, küßte dann den lieblichen Mund, der freundliche Worte gesprochen hatte und unwillkürlich folgte sein Blick dem Blick des Kinderauges, der sich wie die verkörperte Hoffnung aufwärts wandte zu den Höhen, wohin sie seinen Geist gelenkt, der im vergeblichen Suchen die Erde durcheilte.

„Der Ruf: „Anna! — Anna!“ ertönte. Noch ein Blick aus den Augen, die ihn entzückten, als er sie das erste Mal in der Friedenskirche gesehen; — noch einmal jenes Lächeln, das ihn wenige Tage zuvor in dem Kindergesicht bezaubert hatte und fort eilte die Kleine durch den Laubgang des Parks.

Auch der junge Officier erhob sich. Dem äußern Anschein nach war er in bedeutend besserer Stimmung, als da er auf diesem einsamen Platz sich niedergelassen hatte. Er verließ raschen Schritts nun auch diese dunkle Partie des Waldes und wandte sich jenen anderen Gegenden Potsdams zu, die so manchen Reiz bieten: jenen sonnig umleuchteten Höhen, wo wir auf lieblich kleine Landschaftsbilder schauen — — zu jenen stillen Seen mit ihrem eigenthümlichen Zauber an Ruhe, Stille und Frieden.

Es war spät am Abend, als Lothar von seiner ausgedehnten Promenade zurückkehrte und das ihm eingeräumte Zimmer betrat. Friedrich hatte, als er ihm einen „guten Abend“ bot, einen Ausdruck im Gesicht, als wäre eine Million aus Altenzell eingetroffen und verwundert fragte sein Herr: „Nun, was ist geschehen?“

„Herr Mirzemaier läßt sich gehorsamst und unterthänigst empfehlen,“ entgegnete der Soldat mit bebender Stimme. Der Officier unterbrach ihn und setzte hinzu: „Und läßt sagen, er stecke morgen das Haus in Brand, wenn er mich nicht findet?“

„Nein, Herr Lieutenant, er bittet nur: sich seiner gefälligst zu erinnern, wenn der hochverehrte Herr Graf Limbach einmal wieder Geld bedürfe.“

„Bist Du — —?“

„Weder betrunken noch verrückt, theuerster Herr Graf; — o, ich bin nur außer mir vor Freude, da Ihre Schulden bezahlt sind.“

„Friedrich! — Meine Schulden — bezahlt — —?“

„Ganz gewiß, Herr Lieutenant; ich habe die Bescheinigung Herrn Mirzemaiers selbst gelesen, die er Herrn Felsner ausstellte. Alles berichtigt! — Alles in Ordnung!“

„Herr Felsner? — Herr Felsner eine Bescheinigung ausgestellt?“ — Wie — könnte — sollte der Onkel Herrn Felsner das Geld gesandt haben — —?“

„Der Herr Onkel? — o mein Herr Lieutenant, Der hat sicher nichts gesandt! Die arme Base hat einzig das Geld gegeben.“

Graf Lothar wich fast entsetzt vor seinem Burschen zurück. Als er aber beim prüfenden Blick in das ehrliche, gute, einzig von Glück strahlende Gesicht, keine Spur des Wahnsinns fand, den er plötzlich bei dem Burschen voraussetzte, da rief er lachend: „Nein, Friedrich, Du bist, wenn auch nicht toll — so doch gründlich verdreht und völlig confus. Jene arme alte Jungfer, die pariser Hüte für berliner Modistinnen macht, die sollte meine Schulden bezahlt haben? meine — —?“

In Friedrichs Erinnern tauchten jetzt dem Anschein nach auch jene ominösen Schachteln auf, welche den Köchinnen des Hauses so viel Stoff zum Denken und zum Sprechen gegeben und von welchen er seinem Herrn am Pfingstmorgen selbst erzählt hatte — indessen, wie groß sie immer gewesen sein mochten, sie beschwerten ersichtlich weder seine Laune noch sein Herz, und rief er auch sinnend und bedenklich: „Ja, die Schachteln!“ so setzte er im nächsten Augenblick doch mit großer Zuversichtlichkeit hinzu: „Und trotzdem gab nur die arme Base das Geld — diese alte Jung- -fer.

Friedrich schlug bei den letzten Worten lachend in die Hände und machte einen Sprung, der den Officier an die equilibristischen Leistungen seiner Kindheit erinnerte, wo er dem kleinen Spielgefährten häufig das Zeugniß ausgestellt hatte: „Friedrich, Du bist ungeschickt wie ein Bär!“

Ein Zug an der Klingel unterbrach Staunen und Gedanken des jungen Grafen, sowie des Soldaten Lachen. Wie anders war der Eindruck, den dieser bescheidene Klingelzug auf Friedrich machte, als jener am Morgen des ersten Pfingstfeiertages! — Auch er hatte eine Physiognomie, denn der Soldat rief im Hinausstürzen: „Das ist der Herr Felsner — nur Herr Felsner pimpert so leise.“

Und wenn Graf Lothar noch hätte zweifeln wollen, daß von einem Abraham Mirzemaier nichts mehr für ihn zu fürchten sei — es war unmöglich bei dem Princip der Oeffentlichkeit, das sein Bursche

plötzlich geltend machte. Keine Thür schloß er, durch die er mehr stürmte denn ging! — Durch diese offenen Thüren vernahm denn auch der Officier in nächster Minute die Stimme des Herrn Felsner. Er bat Friedrich in jenem ruhig leisen Ton, der ihn ebenso charakterisirte, wie seine Höflichkeit: „Bitte, Friedrich, ersuchen Sie den Herrn Grafen von Limbach, Ihren Herrn, mir eine Viertelstunde Gehör zu schenken."

(Fortsetzung folgt.)

Von Orleans nach Orleans.

Von Hermann Vogel.

III.

Der erste Schnee.

(Schluß.)

Die Nacht vom 11. auf 12. Nov. blieb ich in Toury. Ich fand in dem Zimmer, das der Leibarzt des Prinzen Albrecht von Preußen innegehabt, eine gute Matratze, was, wenn man kaum auf Stroh gehofft hat, immerhin ein Glück zu nennen ist. An Nahrungsmitteln fehlte es unserm Wirth jedoch gänzlich. Glücklicher Weise hatte der bayerische Soldat, welcher Mr. Richard noch immer begleitete, drei Kaninchen gefangen, aus denen uns die Frau des Hauses ein eßbares Ragout bereitete. Aus einem Nachbarhause wurden dazu Kartoffeln requirirt und als ich ein Zehnfrankenstück springen ließ, erhielten wir auch zwei Flaschen trinkbaren Wein, bei dessen Genuß es mir höchst gleichgültig war, ob unser Wirth sie wirklich gekauft oder sie aus seinem eigenen wohlverborgenen Vorrath herbeigeschafft hatte.

Am andern Morgen wurde ich schon in aller Frühe durch das Gerassel von Kanonen, die unter meinem Fenster vorüberfuhren, geweckt. Preußische Uhlanen folgten, fröhliche Reiterlieder singend. Die Truppen gingen südwärts gen Artenay, indessen waren sie nicht, wie ich anfangs glaubte, zum Angriff der feindlichen Stellung beordert, sondern hatten nur die Aufgabe, unsere Defensive zu verstärken. Der 12. Nov. verging, ohne daß irgend etwas Besonders geschah. Die Truppen hatten Ruhetag; das hinderte jedoch nicht, kleinere Dislocirungen vorzunehmen. So wurde die Brigade Orff, die bisher vor der Stadt gelegen, in dieselbe gezogen, wodurch eine nähere Zusammenlegung der hier schon befindlichen Truppen nöthig wurde. Ganz Toury war buchstäblich eine Kaserne. Die Offiziere lagen zu sechs, acht und mehren in einem Zimmer auf Stroh. So traf ich z. B. Prinz Leopold, Major Grammich und noch vier Artillerieoffiziere in einer Stube vereinigt, deren ganzes Meublement ein einziger Stuhl war. Die Offiziere lagen auf Stroh an der Erde und der Stuhl diente, wie die auf ihm befindlichen Flaschen bewiesen, als Tisch. — Daß die Soldaten die ihnen gestattete Ruhe benutzten, nach verborgenen Schränken und Nahrungsmitteln zu suchen, ist begreiflich. Manches Versteck ward aufgefunden und mehr als einmal mochte es geschehen, daß man statt der gesuchten Lebensmittel, auf Geld und Silbersachen stieß. Das Schicksal der gefundenen Kostbarkeiten war jedenfalls ein verschiedenes. Nicht alle Eigenthümer waren im Stande, das Ihrige zu reclamiren und nicht alle Soldaten waren so durstig wie jene Jäger, die ihrem Quartiergeber anboten, ihm seine von ihnen aufgefundenen verborgenen Schätze zu bewachen, wenn er ihnen zwölf Flaschen guten Weines herbeischaffe.

Der 13. November war ein Sonntag, doch dachten wohl nur die wenigsten Soldaten daran. Schon mit Tagesanbruch begann der Durchmarsch der bayerischen Regimenter, die außerhalb der Stadt gelegen. Sie rückten südwestlich, wohin ihnen bald auch die Besatzung von Toury folgte. Zwischen zehn und elf verließ auch General v. d. Tann sammt seinem Stab die Stadt, in welche eine preußische Cavalerie-Brigade einrückte.

Mr. Richard hatte wieder die Koffer des Herrn Oberstlieutenants v. Grävenitz zu besorgen. Seine Gesellschaft war mir schon lange unheimlich geworden, und gerne folgte ich der Einladung von Mr. Oliphant's, des Timescorrespondenten, mit ihm nach Angerville, in's Hauptquartier des Großherzogs von Mecklenburg, zu fahren. Ich hatte die Bekanntschaft dieses interessanten englischen Schriftstellers, mit dem ich über vier Wochen zusammenbleiben sollte, am Tage zuvor gemacht, wo ich Gelegenheit gehabt, mich ihm dadurch gefällig zu erzeigen, daß ich ihm ein Nachtlager in dem von mir bewohnten Zimmer verschaffte. In einem offenen zweisitzigen Wagen, der hinten die stolze Aufschrift: „Hauptquartier III. Armee" trug, gelangten wir, ohne daß uns etwas Bemerkenswerthes begegnete, nach Angerville, wo der Beherrscher der Obotriten, Friedrich Franz, sein Feldlager aufgeschlagen hatte.

Ich machte einen Gang durch die Stadt. In einer Restauration traf ich mecklenburger Grenadiere. Dadurch, daß ich sie in der Sprache Fritz Reuters anredete, erkannten sie mich sofort als ihren Landsmann, wenigstens als einen Norddeutschen. Es waren gebildete Leute, mit denen ich ein lebhaftes Gespräch führte. Sie erzählten mir von ihrem Leben vor Paris, wo sie mit den Bayern gute Kameradschaft gehalten hatten. Sie waren froh, jetzt wieder mit einem bayerischen Corps in einer Armee vereinigt zu sein. Vor dem Muth und der Tapferkeit der Bayern hatten Alle den höchsten Respect, auch gönnten sie ihnen von Herzen den Ruhm, welchen sie während des Krieges aufs Neue erworben.

Von den Anecdoten, die sie mir zur Characteristik der Bayern erzählten, möge hier folgende Platz finden, auch auf die Gefahr hin, daß sie bereits früher von anderer Seite mitgetheilt ist. Vier Bayern, alle nur mit dem Seitengewehr bewaffnet, hatten auf einem Felde vor Paris zwei Säcke mit Kartoffeln requirirt. Eben mit dem Aufladen der Beute beschäftigt, wurden sie von vier mit Chassepots bewaffneten Franzosen überrascht. Die Bayern suchten, die Kartoffeln im Stiche lassend, schleunigst Sicherheit hinter einer Hecke. Die Franzosen dachten an keine Verfolgung, sondern waren nur bestrebt, sich in den Besitz der Kartoffeln

zu setzen. Sie stellten ihre Gewehre in Pyramiden und halfen einander beim Aufladen der Säcke. Diesen Moment benutzten die Bayern, sie kamen aus ihrem Versteck hervor, ergriffen die Chassepots und zwangen die Franzosen, ihnen die Kartoffeln ins bayerische Lager zu tragen.

Ob die Geschichte wahr oder erfunden ist, lasse ich dahingestellt; Werth erhielt sie für mich besonders dadurch, daß es Mecklenburger waren, die sie mir erzählten. Es ist gewiß ein gutes Zeichen, daß die Norddeutschen sich neidlos der Thaten ihrer süddeutschen Landsleute freuten. War doch Alles, was sie mir mittheilten, weit mehr bestimmt, die Tapferkeit ihrer Bundesgenossen, als ihre eigene zu verherrlichen. Es wäre ein großes Glück, wenn auch die Feldherrn mit derselben Neidlosigkeit Einer auf des Andern Thaten sähen!

Miscellen.

Frankfurt, 28. Jan. Seit 4 Uhr gestern Mittag war das Telegraphenbureau unter der Neuen Kräme bis spät in die Nacht hinein von Hunderten, dann von Tausenden belagert, die auf die Depesche, welche die Capitulation von Paris melden sollte, warteten; zeitweilig wurde auch ungestüm die Vorlesung derselben gefordert. Der Telegraph konnte aber nicht herausgeben, was er selbst nicht hatte. Es entstand durch Lehrjungen gegen 8 Uhr sogar ein solcher Unfug vor dem Eingang der Börse, daß die Schutzleute die Ruhestörer vertreiben mußten. Das Gerücht der Uebergabe war ein ganz allgemeines. Unter der Neuen Kräme, in der Döngesgasse, auf der Gallusgasse flaggten einige Personen.

Corbeil, 15. Jan. Die Landbewohner hier in der Umgegend von Paris scheinen sich in das Unvermeidliche fügen zu wollen, sie kommen den ihnen auferlegten Verpflichtungen so gut wie möglich nach und die natürliche Folge davon ist, daß man dieses unsererseits anerkennt und ihnen manche Erleichterung verschafft. Bäcker, Metzger, Wein- und Victualienhändler &c. sind Lieferanten für die verschiedenen Lazarethe und Depots hier und machen sehr gute Geschäfte. Am vergangenen Sonntag fand das Begräbniß eines Mitgliedes des freiwilligen Pfälzer Sanitätscorps, des am Typhus gestorbenen Kern aus Ludwigshafen in dem benachbarten Orte Riz Statt, und nahmen an demselben Hr. Staatsrath v. Wardenburg, mehrere Aerzte, Officiere, Soldaten und viele Bewohner der Umgegend Antheil. Den mit Lorberkränzen geschmückten Leichenwagen führten ein Theil des Offenbacher Turner-Sanitätscorps, so wie die Kameraden des Verstorbenen in die Kirche nach Riz, dort wurde von einem deutschen Geistlichen, dem der französische Pfarrer in Riz brüderlich assistirte, das Todtenamt gehalten, alsdann ging der Zug nach dem Friedhofe des Ortes hinaus. Der Geistliche hielt eine ergreifende Rede, und das von dem Mitgliede des Offenbacher Corps, Herrn G. F. Leschmann, gedichtete Grablied machte einen tiefen Eindruck.

Bei Loro-Ponor im Biharer Comitate ist, wie man „Nagyv." schreibt, die Leiche einer Frau gefunden worden, die ganz zerfleischt war, so daß nur Knochen und die in den Stiefeln steckenden Theile der Beine übrig waren. Die Unglückliche ist ohne Zweifel die Beute hungriger Wölfe geworden. Auch Bären und Wildschweine hausen in den Wäldern des Köröśthales. In der Nähe von Loro wurden unlängst acht Wildschweine gesehen, zu deren Verfolgung sich vier Jäger aufmachten und auch zwei derselben erlegten. Der Correspondent meint, daß es zweckmäßig wäre, eine große Treibjagd auf das überhandnehmende Raubwild zu veranstalten. Auch im eisenburger Comitate soll in der Gegend von Pinkafeld ein Mädchen von Wölfen zerrissen worden sein.

Die strenge Winterkälte und der zum Theil fußhoch liegende Schnee haben eine neue Calamität über das schwer geprüfte Polen gebracht, die darin besteht, daß in mehreren Gegenden ganze Rudel Wölfe herumstreifen und die Landstraßen unsicher machen. Am schwersten macht sich diese Calamität fühlbar in den an Litthauen und Südwest-Rußland gränzenden Kreisen, wo diese reißenden Thiere so sehr überhand genommen haben, daß sie die Dörfer umlagern und zur Nachtzeit in die Viehställe eindringen, um ihre Beute zu holen. Es sind schon mehrere Fälle vorgekommen, daß einzelne Personen, die sich zu weit von bewohnten Ortschaften entfernten, von Wölfen zerrissen worden sind.

London, 17. Jan. Ein angeblicher Mark Tyrell fuhr vor einigen Tagen bei den hiesigen Hof-Juvelieren London und Ryder vor, verlangte werthvolle Schmucksachen zu sehen und erklärte, daß er für circa 6000 Pf. St. kaufen wolle, da er kürzlich in den Besitz einer großen Erbschaft gelangt sei. Unter den vorgelegten Schmucksachen wählte er mehrere der werthvollsten aus und bat, ihm solche Nachmittags 5 Uhr in seine Wohnung, Nr. 4 Upper Berkely Street, Portman Square zu senden, damit seine Frau die Auswahl und endgültige Entscheidung hinsichtlich des Ankaufes treffen könne. Da das Auftreten des Mr. Tyrell vertrauenerweckend war, so verfügte sich auch zu der angegebenen Zeit ein Bediensteter des Juweliers mit den auserwählten Schmucksachen nach der angegebenen Wohnung. Hier wurde derselbe von Tyrell nach einem im ersten Stock gelegenen Empfangszimmer geleitet, in dem der Commis eine reizende, fein gekleidete Dame, die angebliche Mrs. Tyrell, antraf, welcher er auch ohne Argwohn die Pretiosen zur Auswahl vorlegte. Nach längerer Prüfung meinte der angebliche Mr. Tyrell, seine Frau würde wohlthun, ihre Schwester zu rufen, um auch deren Ansicht zu hören. In Folge dieser Aufforderung erhob sich die Dame majestätisch und entfernte sich, kehrte aber bald ohne ihre Schwester zurück, trat hinter den Commis und drückte demselben ein in Chloroform getränktes Taschentuch vor das Gesicht, so daß derselbe augenblicklich bewußtlos zusammenbrach. Bei seinem späteren Erwachen fand er sich an Händen und Füßen gebunden auf einem Sopha liegend; der angebliche Mr. Tyrell aber war sammt seiner Frau, unter Mitnahme der äußerst werthvollen Schmucksachen, bestehend aus 2 diamantenen Halsketten mit großen einzelnen Steinen, einem runden Pendant mit 1 Opal und Diamanten stark besetzt, 2 Diamant-Reifringen, jeder mit 5 Steinen, 1 dito mit 3 Steinen, spurlos verschwunden. Zum Glück war von den Räubern die Handtasche des Commis unbeachtet gelassen worden, in der sich auch noch Diamanten im Werthe von 3-—4000 Pf. St. befanden. Wie sich später herausstellte, hatte Tyrell erst am Tage vorher das Haus, in dem der Raub ausgeführt wurde, gemiethet und mit seiner angeblichen Frau bezogen, auch ein Dienstmädchen angenommen, das letztere jedoch an dem Tage, wo der Raub ausgeführt wurde, Nachmittags 2 Uhr mit einem Briefe nach dem acht englische Meilen von London entfernten Tulse Hill geschickt und so vom Hause entfernt.

* Räthsel.

Ein Wort, es hat der Zeichen neun,
Das erst' nimm vorderhand allein.
Es werden doch drei Silben bleiben,
Die ich Dir will ganz kurz beschreiben:
Die erste nennt eine wichtige Stadt,
Die andern als Vornam' Mancher hat.
Das Ganze rufet Roß und Reiter
In den Schlachten: „Vorwärts! Weiter!"
Doch wenn nicht hold das Kriegesglück,
So ruft es öfters auch: „Zurück!"

Ogg. G.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 14. Speyer, Donnerstag, den 2. Februar 1871.

Zeitgedichte.

* Der Krieg.

(An L. M.)

Wie kriegsgewappnet tritt auch Deine Muse,
Die zarte sonst, in's Feld nach langem Schweigen;
Sie muß, wie noth der Krieg ist, selber zeigen,
Indem sie ernst die Völker ruft zur Buße.

Ja, heilig ist sie, nie mit sanftem Gruße
Wird vor dem Unrecht sich die Hohe neigen;
Sie ruft vielmehr zum heil'gen Kampfesreigen,
Zertritt Gewalt das Recht mit ehr'nem Fuße.

D'rum singt begeistert sie der Wahrheit Siege
Und preist die Helden, die den Feind bezwungen
Des Vaterland's im gottgewollten Kriege. —

Der faule Friede ist der Sünde Wiege;
Wenn völlig einst dem Kreuz der Sieg gelungen,
Dann wird das ew'ge Friedenslied gesungen.

Ch. Böhmer.

Stille Wasser sind tief.

Novelle von Luise Ernesti.

(Fortsetzung.)

V.

Wie hatte die Dienerschaft in Altenzell Recht gehabt, von der Correspondenz ihres Gutsherrn mit seinem Bruder nichts Erfreuliches zu erwarten. Kaum war der Präsident mit seiner Familie angekommen, so verbreitete sich auch schon die Kunde, welshalb er die Reise unternommen — warum er einen Advocaten mitgebracht hatte. Graf Curt, dieser von Allen so geliebte und hochverehrte Herr und Gebieter, beabsichtigte, sein Gut zu verlassen. — Er wollte dasselbe gerichtlich dem ältesten Sohne des Präsidenten — einem neunzehnjährigen Studenten verschreiben — —. Dieser sollte aber erst nach dem Tode seines Vaters in Besitz des Erbes gelangen und somit der Präsident doch eigentlicher Herr von Altenzell werden.

Jener gleich mitgebrachte Advocat, der die Verschreibungsurkunde ausfertigen und die ganze Angelegenheit in Ordnung bringen sollte, konnte nicht unterlassen, den noch so rüstigen, für seine dreiundfünfzig Jahre noch so jugendlich aussehenden Gutsherrn insgeheim nach dem Grunde dieser ungewöhnlichen Handlungsweise zu fragen und ihn vor solchem Acte der Großmuth zu warnen, so lange es nicht zu spät war. Er erzielte aber einzig nur ein trübes Lächeln als Antwort und auf alles freundschaftliche Zureden gab er den kurzen Bescheid: „Ich bin aller Dinge dieser Welt so müde; ich sehne mich nach Ruhe und völlig abgeschiedenem Leben."

Dem Rechtsgelehrten, dem das stille Altenzell so ziemlich wie ein Kloster erschienen war, wollte dieser angegebene Grund wenig einleuchten und er dachte, daß es an Ruhe dem Gutsherrn wohl unmöglich in der Abgeschiedenheit und Einsamkeit mangeln könnte. — Was ging's ihn aber eigentlich an, der Sache ernster nachzuforschen, und so machte er sich denn ohne Weiteres an die Durchsicht aller nöthigen Papiere, die das weitläufige Besitzthum betrafen, und that, weshalb er nach Altenzell berufen worden: er entwarf in unumstößlicher Rechtsform das wichtige Document der Abtretung des Gutes an einen Andern.

„Nun haben wir bald unsern guten Herrn nicht mehr!" klagte tiefbetrübt die Mutter Friedrichs — die alte Frau Ebhagen, die Haushälterin von Altenzell, an dem Tage, wo ihr der Advocat gesagt hatte: „Na, morgen ist Graf Curt von Limbach ein Besitzthum los, um welches die halbe Menschheit sich zereißen würde, es zu bekommen!"

„Aber so seufzt und weint doch nicht so, Mutter!" bat ihr Sohn Friedrich — der Diener Graf Lothars — welcher am Abend zuvor in Altenzell angekommen war und heimlich, ohne daß der Gutsherr es wußte, bei seiner Mutter weilte. — Des Soldaten Heimweh, von welchem er seinem Lieutenant erzählt hatte, mußte demnach wohl so stark geworden sein, daß Graf Lothar ihm den Urlaub gegeben. — —

„Laßt mich erst incognito hier sein!" so bat Friedrich seine über diese plötzliche Ankunft ihres Sohnes sehr überraschte Mutter.

„Was ist das?" fragte sie staunend, und als er das ihr unverständliche Wort als Gewohnheit der Fürsten bezeichnete, die dort unbekannt zu bleiben wünschten, wohin sie reisten, da sah die alte Frau ihn ähnlich staunend und prüfend an, wie fünf Tage zuvor sein Herr, als er ihm eröffnete, die arme Base habe seine Schulden bei Abraham Mirzemaier bezahlt. — — —

Friedrichs Incognito war indessen von sehr kurzer Dauer. Schon am nächsten Morgen, an dem Tage, wo Altenzell in andere Hand übergehen sollte, hatte ein Diener des Hauses dem Präsidenten die Anwesenheit des Burschen vom Grafen Lothar verrathen und dieser wiederum seinen Bruder gefragt, ob er von der Ankunft des spionirenden Soldaten etwas wisse, der ihm — wie er behauptete — gleich gefolgt sei.

Der Ausruf Graf Curts: „Der Unverschämte!“ tröstete den Bruder. Wie lächelte er schadenfroh, als der Gutsherr befahl: den Sohn der Frau Ebhagen sofort zu ihm zu bescheiden.

„Was willst Du hier?“ herrschte der sonst so sanfte, milde und freundliche Mann den sehr bleichen Friedrich an, als dieser in der That vor ihm erschien und mit sichtbarer Verlegenheit auf den stolzen Präsidenten schaute, der ihn mit verächtlichem Lächeln maß.

Dem Soldaten mochte in der That schlimm zu Muthe sein. Hatte er doch stets ein Zusammensein mit dem gefürchteten Herrn Abraham Mirzemaier einem Begegnen mit dem ihm äußerst antipathischen Präsidenten vorgezogen — und zog er seit lange „ein Stehen im Kugelregen“ den Blicken vor, welche die scharfen stechenden Augen des vornehmen Mannes auf ihn zu richten pflegten. Als jedoch Graf Curt jetzt streng befahl: „Antworte und antworte die Wahrheit!“ faßte er sich und erwiderte ruhiger, als man einen Augenblick zuvor von ihm hätte erwarten sollen:

„Gnädiger Herr, wollte ich lügen — ja, könnte ich Sie belügen, würde mich ihre Forderung, die Wahrheit zu sprechen, schwerlich daran hindern. Ich brauchte ja nur zu sagen: ich besuche meine Mutter — aber nein, ich kam aus ganz anderm Grunde hierher! — Ich machte erstens die Reise, um Sie zu hindern, Ihr Gut in die Hand des Präsidenten zu geben — zweitens in der frohen Hoffnung, Ihnen den Beweis liefern zu können, daß die Schulden Ihres Herrn Neffen Lothar — meines lieben gnädigen Herrn Lieutenants — nur Ihr Glück sind und —“

„Jage den unverschämten Schlingel zum Hause hinaus!“ brauste der Präsident hier auf, der sich nicht länger halten konnte, „aber schicke ihn nicht früher fort, bevor Du ihm gesagt hast, daß wir alle, alle Streiche seines lieben Herrn Lothar kennen und sogar wissen daß er dem Namen Limbach die Schmach anthut, sich bei seiner Geliebten vor dem dringenden Gläubiger zu verbergen.“

„Bei — bei seiner Ge—lieb—ten?“ stotterte Friedrich bestürzt.

„Nun, was ist etwa jene Person anders, die Ihr die arme alte Base heißt und die noch ein junges, hübsches Frauenzimmer ist?“

Friedrich wurde so todtesblaß, daß Graf Curt mit gerunzelter Stirn und im warnenden Tone sagte: „Junge, lüge hier nicht! Man sieht Dir das böse Gewissen schon an, ehe Du Deinen Herrn nur mit einem Wort zu vertheidigen wagst.“

„Das böse Gewissen?“ wiederholte Friedrich stolz und sein gutmüthiges Auge ließ sich herbei, auch einmal in Zorn und Verachtung aufzublitzen, als er sehr despectirlich dem Herrn Präsidenten den Rücken wandte und noch despectirlicher — in hellster Wuth ausrief: „Das ist eine Geschichte recht des Grafen Claus von Limbach würdig!“

„Friedrich!“ rief der Gutsherr blaß vor Zorn. — „Bitte, laß ihn —“, mahnte der Präsident den Bruder lachend; „es amüsirt mich nur, so etwas zu hören.“

„Und mich — mich, den schlichten Soldaten und armen Bauernjungen, kränkts bis in den Tod, daß Jemand wagt, dergleichen über jene Frau — jene gute edle Frau und meinen lieben gnädigen Herrn zu sagen und niemand Würdigeres da ist, Beide zu vertheidigen.“

Der Präsident lachte auf — Graf Curt rief in Hitze gerathend: „Wie, Du willst leugnen, was wir so bestimmt wissen?“

„Bis zu meinem letzten Athemzuge, Herr Graf!“ rief Friedrich energisch und setzte rasch hinzu: „Sie zahlte zwar seine Schulden — aber —“

„Wie — was — die Putzmacherin zahlte seine Schulden?“ rief der Präsident.

Friedrich antwortete dem Herrn nicht. Doch als Graf Curt jetzt fragte: „Wer ist diese arme Base?“ — da bedeckte sein Gesicht — das im Hauptstempel auf jenen Zug von Ehrlichkeit deutete, die er nur Herrn Mirzemaier gegenüber verleugnete — abermals eine tödtliche Bläſſe und er mußte sichtbar kämpfen, um eine Antwort hervorbringen zu können. Diese war sehr kurz, sehr einfach und lautete: „Wer diese arme Base ist? — Ich glaube, es ist Ihre Frau, gnädiger Herr.“

Wäre eine Kanone plötzlich im Zimmer abgefeuert — hätte sich ein bodenloser Abgrund zu den Füßen der Brüder geöffnet — der Schreck, das Entsetzen würde kaum größer gewesen sein, als nach diesem Ausspruch.

Der, dem das Wort galt, der bleich und erschüttert in einen Lehnstuhl gesunken war, faßte sich zuerst und mit einer an ihm kaum geahnten Sicherheit und Festigkeit fragte er laut: „Was berechtigt Dich zu der Annahme, Friedrich?“

Friedrich richtete sich nicht im Entferntesten mit dem Grade von Würde empor, die Dem gebührt, der in einem Familiendrama die Hauptrolle spielt; sondern zurückkehrend zu jener Schüchternheit und Aengstlichkeit, die in des Präsidenten Gegenwart ihn nur zu leicht und stets von Neuem befiel, rief er flehend:

„Gnädigster Herr Graf, lassen Sie mich, was ich über die Sache weiter noch zu sagen habe, Ihnen lieber allein mittheilen.“

„Graf Curt erhob sich rasch, ging trotz jener Schwäche, die ihn plötzlich angewandelt, mit dem elastischen Schritt eines Jünglings durch den Saal in sein Zimmer und Friedrich, der ihm folgte, warf jetzt den kühnsten Blick seines Lebens auf den zurückbleibenden Präsidenten. Eine Stunde später hatten er und Graf Curt Altenzell verlassen.

Wie ruhig würde der Präsident von dieser Abreise gehört haben, wenn der Advocat nicht auch seinen

Koffer gepackt und den Reisewagen bestellt hätte. Als der Präsident beim Abschied auf die noch nicht erledigten Geschäfte des Juristen anzuspielen wagte, sah dieser ihn betroffen an und fragte voll Staunen:

„Wissen Sie denn nicht, daß Ihr Herr Bruder anderen Sinnes geworden ist und — wie er mir schriftlich mittheilte — von einer Abtretung des Gutes wahrscheinlich nie mehr die Rede sein wird?“

(Schluß folgt.)

Die Schlacht bei Bapaume.

Ein Bericht des „Daily Telegraph“ über die Schlacht bei Bapaume vom 3. Jan. ist insofern von Interesse, als wir aus demselben den Grund ersehen, wegen dessen die weiteren Feindseligkeiten zwischen Goeben und Faidherbe eingestellt sind. Die Verluste haben beide Theile dazu genöthigt, und die deutsche Armee war bereits im Begriffe, sich zurückziehen, als sie davon dadurch abgehalten wurde, daß sie das Gleiche bei der feindlichen bemerkte. Der Berichterstatter befindet sich im Hauptquartier des Generals v. Goeben. Er beschreibt das Gefecht als ein äußerst heftiges. Zuerst mußte das preußische 33. Regiment weichen, wurde jedoch von dem 65. aufgenommen; dann stand der Kampf eine zeitlang. Durch Verstärkungen, welche der General v. Goeben herbeiführte, neigte der Sieg den preußischen Waffen zu. Doch auch die Anzahl der Franzosen wurde vermehrt und so das Gleichgewicht wieder hergestellt. Ueber den Schluß lassen wir den Correspondenten selbst reden. Er schreibt:

Gegen 1½ Uhr sah es sehr schlimm aus; das heftige Feuer und die überlegene Stärke der Franzosen hatten derartig gewirkt, daß die Vorstadt Arras geräumt wurde und die 29. Brigade unter Oberst Bock nach Bapaume retirirte. Die 30. Brigade formirte sich hinter der Stadt auf der Landstraße nach Peronne, und für eine kurze Zeit stellten die Franzosen ihre Operationen ein, ausgenommen an der rechten Flanke, wo Prinz Albrecht in hitzigem Gefechte engagirt war und keine Seite irgend welchen Vortheil errang. Um 5½ Uhr drangen die Franzosen in die Vorstadt Arras vor Bapaume und begannen 200 Ellen vor den Preußen Barricaden zu errichten. Um 6 Uhr Abends wurden sie von den Jägern und Dreiunddreißigern aus allen ihren Positionen vertrieben, und der Kampf schloß damit, daß die Franzosen ihre alten Positionen auf den Landstraßen von Arras und Douai occupirten. Der commandirende General, seine Verluste so hart und den Feind in so überlegener Stärke findend, hatte beschlossen, sich über die Somme zurückzuziehen. Zu diesem Zwecke wurden demgemäß Befehle ertheilt, als man entdeckte, daß die französische Armee auch auf dem Rückzuge begriffen sei. Schon hatten die schweren Bagagetrains ihre Rückwärtsbewegung begonnen, als ermittelt wurde, daß der französische General Truppen in einer nördlichen Richtung zurückziehe, und es wurde demnach jedweder Rückzug unsererseits unnöthig. So endete die Schlacht von Bapaume, in welcher die Preußen nur 10,000 Mann Infanterie mit 84 Feldgeschützen engagirt hatten, während die Franzosen mindestens 30,000 Mann mit 60 Feldgeschützen ins Treffen brachten. Unsere Verluste waren 800 Todte und Verwundete einschließlich 14 Officiere. Von diesen verlor das 33. Regiment 7 Officiere und 228 Mann an Todten und Verwundeten. Das tapfere Regiment hat nun 47 Officiere und genau die Hälfte seiner Stärke oder 1500 Mann verloren.

Wie ein Correspondent, der am 18. in Bapaume von Faidherbe empfangen wurde, einem belgischen Blatte mittheilt, schien der Commandant der französischen Nordarmee sehr besorgt zu sein. Was ihn besonders plagte, war, daß die Preußen ihm nicht zugestehen wollen, daß er in der Schlacht bei Bapaume Sieger geblieben ist.; er beklagte sich fortwährend über „die preußischen Lügen“. Die äußere Erscheinung Faidherbe's macht keinen imposanten Eindruck. Er ist klein, trägt eine Brille und sieht eher wie ein friedlicher Bürger als wie ein Offizier aus. Bei seinen Truppen soll er aber sehr beliebt sein. Wie jener Gewährsmann sagt, haben die Truppen der französischen Nordarmee kein schlechtes Aussehen, wenn sie auch keineswegs erprobten Kriegern ähnlich sehen. Was Faidherbe abgeht, ist die Artillerie, aber besonders die Cavalerie; er soll keine 2000 Reiter haben. An Pferden fehlt es ihm nicht, wohl aber an Cavaleristen, die man bekanntlich nicht über Nacht bilden kann. Diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß er nicht das Geringste über das weiß, was in seiner nächsten Nähe vorgeht.

In Bapaume befanden sich am 14. d. nur noch solche Verwundete, die nicht transportirt werden konnten. Unter denselben sollen sich 80 Deutsche befinden, welche dort zurückgelassen wurden. Dieselben werden von französischen Nonnen gepflegt; die deutschen Aerzte und Krankenwärter wurden nach Amiens zurückgesendet. Die transportablen preußischen Verwundeten sind nach Amiens gebracht worden. Die Verwundeten der Franzosen wurden von diesen nach Arras gebracht. Der größte Theil derselben starb aber unterwegs in Folge der großen Kälte. Die Amputationen, welche nach Bapaume vorgenommen wurden, mißlangen alle. Am 14. d. starben noch fünf Franzosen unter den Händen der Aerzte. In der ganzen Umgegend von Bapaume herrscht furchtbares Elend. Auf dem Wege von Arras nach Bapaume ist Alles öde und verlassen. Man sieht keine zehn Häuser, die bewohnt sind. Ueberall grausige Stille.

Miscellen.

Einem Berichte der Schles. Ztg. aus Bourogne (bei Belfort) vom 18. d. entnehmen wir Folgendes: Das waren heiße Tage, aber auch Tage unvergänglichen Ruhmes, den sich unsere brave Armee erworben hat, indem sie Tag um Tag die wiederholten Offensivstöße eines an Zahl vielleicht dreifach überlegenen Feindes parirte. Hin und her neigte sich die Schaale des Kriegsglückes, aber endlich siegte die deutsche Ausdauer und Zähigkeit. Hunderte von Gefangenen wurden eingebracht, obwohl wir uns im Großen und Ganzen stets in der Defensive befunden haben. Montbeliard und

Héricourt waren die Hörner des Stieres, an denen der Feind den Angriff wagte. Um den Besitz dieser Städte tobte hauptsächlich der Kampf. Ueberall an den wichtigsten Punkten dieser Linie waren auf den Höhen Geschützemplacements aufgeführt, die Berge selbst abschnittweise befestigt und zu energischer Vertheidigung eingerichtet. Hinter dieser ersten Linie war eine zweite gezogen, welche dazu bestimmt war, unsere Truppen von Neuem aufzunehmen, wenn sie geworfen werden sollten. Eine große Anzahl von Geschützen war nothwendig geworden, um alle diese Punkte nachhaltig vertheidigen zu können, und da unsere Corps-Artillerie nicht hinreichte, so war man genöthigt, aus dem Belagerungspark von Belfort die schweren Geschütze in Position zu bringen, was bei den glatten Wegen natürlich mit großen Schwierigkeiten verknüpft war. Das Schloß von Montbeliard wurde stark mit Artillerie armirt und bildete gleichsam ein detachirtes Fort, welches eine selbstständige Vertheidigung zuließ. Am ersten Tage des Kampfes engagirte der Feind besonders stark unsere Vorposten auf der ganzen Linie und schob indeß seine Colonnen vor, mit denen er am Morgen des 15. Januar den Vorstoß auf Montbeliard ausübte. Mit wechselndem Glück wurde hier gekämpft und der Feind bis Arcey zurückgedrängt. Doch immer wieder führte er frische Truppen ins Feuer, während wir eine Ablösung unserer Braven nicht ermöglichen konnten. Am Abende verbreitete sich dann die Kunde, Montbeliard sei vom Feinde besetzt. Das Schloß war wirklich isolirt worden, doch nur für kurze Zeit, während welcher die Bedienung der Geschütze wohl mit Bangen auf die immer mehr abnehmende Munition geblickt haben mag. Mit dem nächsten Morgen aber wurde der Feind mit Wucht aus der genommenen Stellung getrieben und die Bewohner von Montbeliard, welche beim Scheiden der Unseren ihre Freude unverhohlen an den Tag legten, ja sogar auf die deutschen Truppen geschossen haben sollen, werden wohl ihre Freude mit der nöthigen Contribution bezahlen müssen. Weniger Glück hatte der Feind bei Héricourt, das von den Unsrigen wegen seiner tiefen Lage bereits verlassen war. Man hatte die Höhen stark besetzt und es gelang dem Feinde nicht, hier Terrain zu gewinnen. Er suchte deßhalb auf unserem schwachen rechten Flügel durchzubrechen und das Dorf Frahier zu erreichen. Große Massen schoben hier sich vor und so entstand ein lebhaftes Gefecht. Unterstützung war leider nicht möglich, deßhalb mußte also das Dorf einstweilen aufgegeben werden. Langsam wurde die neue Position vor Chalonvillers von uns eingenommen und von hier aus noch in der Nacht der Feind aus dem besetzten Dorfe herausgeworfen. Am nächsten Tage mochte dem Feinde eine Nachricht überbracht worden sein, daß er von neuen Corps in seiner Flanke bedroht sei. Die Gefechte verloren, wahrscheinlich aus diesem Grunde, bedeutend an Intensität und schienen fast nur den Zweck zu haben, den Rückzug des Feindes zu decken. Jedenfalls muß man zugestehen, daß der Plan, Belfort zu entsetzen und uns dann im Rücken zu bedrohen, recht gut angelegt war. Daß der Plan nicht gelang, dazu mag außer der rühmenswerthen Tapferkeit der Unseren auch die Unbeweglichkeit der Franzosen, die von der Kälte viel zu leiden hatten, beigetragen haben.

Der in Neapel erscheinende Pungolo erzählt folgende Schauergeschichte: Am 10. Jan. kehrten auf der Straße zwischen Gragnano und Castellamare in einem offenen Carricolo drei Personen, Mutter, Tochter und Sohn, von einem Hochzeitsfest zurück. Neben dem Kutscher saß ein Söhnchen auf dem Bock. Plötzlich wurden die Reisenden von zwei Briganten überfallen, deren einer von rückwärts auf das Trittbrett des Wägelchens sprang, dem Kutscher, der ihn nicht sehen konnte, einen Dolch vor die Augen hielt und befahl, sofort abzusteigen und sich mit dem Gesicht auf den Boden zu werfen. Der zu Tod Entsetzte gehorchte sofort, worauf der Brigant von den vorerwähnten drei Personen die Auslieferung von Geld, Schmuck &c. verlangte. Zu ihrem Unglück erkannten ihn die Bedrohten und riefen unwillkürlich seinen Namen aus, worauf er wie ein Rasender mit dem Dolch über sie herfiel und sie für todt auf dem Platz ließ. Dasselbe Schicksal hatte auch der auf dem Bocke sitzende Knabe. Nach längerer Zeit erst wagte es der Kutscher, sich empor zu richten, und da die Banditen sich entfernt hatten, nach Gragnano zu fahren und dort Anzeige von dem Gemetzel zu machen, wozu er von einem kurz vor ihm angekommenen Burschen ermuthigt wurde. Derselbe Bursche fand sich am anderen Tage auch bei der gerichtlichen Leichenschau ein, wurde aber dort von einer der Verwundeten, die nicht zu Tode getroffen war und sich mittlerweile erholt hatte, als der Mörder erkannt. Seine Festnahme hatte auch die seines Genossen zur Folge.

Die Mitrailleuse ist nicht länger eine Versuchswaffe für die britische Armee, da, wie die „Army and Navy Gazette" meldet, das Kriegsministerium 60 Batterien des Gatling-Geschützes kleineren Kalibers zur Einstellung in den Dienst bestellt hat. Die adoptirte Gatling-Mitrailleuse hat 0,45 Zoll Kaliber, das Rohr wiegt 3 Ztr. 2 Quarter 12 Pfd., die Laffette 3 Ztr. 3 Quarter 7 Pfd. Das Bleigeschoß ist 380 Grains schwer, die Pulverladung 80 Grains. Eine Batterie würde nach den gründlichen Versuchen zu Plumstead-marshes und Shoe-burynefs auf den Entfernungen von 200 bis 1000 Yards einer Infanterielinie in zerstreuter Ordnung 900 Mann und einer geschlossenen Infanteriekolonne 1200 Mann in der Minute außer Gefecht setzen können. Die Annahme der neuen Waffe für den Dienst ist erst eingetreten, nachdem man sich überzeugt hatte, daß kein Geschütz allen Erfordernissen innerhalb der Gewehrschußweite und bis auf 1400 Yards zu genügen vermag und daß das Gatling-Geschütz kleineren Kalibers auf diese Entfernungen wirkungsvoller als das Feldgeschütz sei, auf weiteren Distancen behauptet aber das Feldgeschütz das Uebergewicht. Das neue Geschütz besitzt ein Maximum von Zerstörungskraft und ein Minimum von Gewicht und Ausdehnung; es ist leicht zu handhaben und kann wohl tausend Mal hintereinander, ohne daß der Rücklauf die Richtung beeinträchtigt, abgefeuert werden. Die bestellten 360 Mitrailleusen werden in Colt's Waffenfabrik zu Hartford in den Vereinigten Staaten Nordamerika's angefertigt. Sobald sie in England eintreffen, werden sie nach Woolwich befördert, wo sie einen besonderen Zweig der königlichen Artillerie bilden sollen, dessen Batterien mit den Feldgeschützbatterien nicht vereinigt werden.

Anagramm.

Man schafft Das, was Du sollst errathen,
Aus China und aus Ceylon her,
Und doch, in jedem Bäckerladen
Es aufzufinden, fällt nicht schwer.
Bald dient es, Kranke zu kuriren,
Bald, zu verfeinern ein Gericht,
Doch nie soll es Dein Herz umschnüren,
Wenn Noth und Armuth zu Dir spricht.

Wirst Du des Wortes Zeichen ändern,
Dann nennt es Dir aus alter Zeit
Mit gold'nen Flechten, losen Bändern
Die sittliche, die stolze Maid.
Selbst Ritter gaben diesen Namen
Den Fräulein, den wohl heut' zu Tag
Von unsern Zopf- und Chignon-Damen
Die niedrigste kaum leiden mag.

Auflösung der Charade in Nr. 12.

Taubenpost.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 15. Speyer, Samstag, den 4. Februar 1871.

Stille Wasser sind tief.

Novelle von Luise Ernesti.

(Schluß.)

VI.

Der Ertrinkende greift in seiner Todesangst oft zum schwächsten Schilfhalm — — der pensionirte Regierungs-Präsident von Limbach, dem ähnlich zu Muthe sein mochte, wie Jenem, der mit den Wellen eines Verderben in sich tragenden Elementes ringt — — er klammerte sich an das schwache Wort „wahrscheinlich“, das trotz aller Unwahrscheinlichkeit, das es in sich schloß, noch einmal eine Welt von Hoffnungen in seinem von Verzweifeln erfüllten Innern erweckte, als der Advokat es so ruhig aussprach — obwohl jener Herr es eigentlich sagte, um jede Hoffnung in dem habgierigen Bruder zu ertödten.

Dies eine Wort hielt den Präsidenten auch fort und fort in Altenzell, trotzdem er jede Secunde fürchtete, da nichts mehr zu thun zu haben. In fast fieberhafter Spannung erwartete er das Kommende. — Immer unerträglicher aber wurde für ihn in der Zeit, seine Tochter zu sehen und zu hören, die sich bereits mit allen möglichen Plänen zur Veränderung des alten Schlosses trug und so sicher auf Das rechnete, was plötzlich so unsicher geworden! — — Wie heiß nun aber auch ein Brief des Bruders ersehnt war — als dem Präsidenten eines Morgens endlich ein Schreiben des Grafen Curt eingehändigt wurde, da vermochte er kaum das Papier zu entfalten, welches eine Art von Urtheil auf Leben und Tod für ihn enthielt. — — — Der Brief, der den Poststempel „Potsdam“ trug, lautete:

„Jene Gerüchte, die Du so wie auch unser verstorbener Bruder einst „ehrlose Verleumdungen“ nanntest, sind und waren Wahrheiten. Ich hatte mich vermählt — mit Emma Wegner, der achtzehnjährigen Tochter des einstmaligen Schullehrers von Altenzell. Ich liebte sie leidenschaftlich! — Ihr Besitz lehrte mich auch zum ersten Mal im Leben das Glück kennen, und dieses Glück steigerte sich zu nie geahnter Seligkeit, als ich Vater eines Knaben wurde. — — — Ueber all diesem Licht, das plötzlich wie Sonnenglanz über mein einsames Dasein und meine traurige Existenz hereingebrochen war, da standen als dunkle Schatten all die Unebenheiten und Schroffheiten meines Charakters, welche theils Folge meiner früheren Kränklichkeit — meiner abgeschiedenen Lebensweise, theils wohl auch Erziehungsfehler waren. — Scheue und Verlegenheit — vielleicht auch nur die Angst vor Euch und dem Urtheile der Welt, hatten mich zu einer heimlichen Trauung bestimmt; — möglicher Weise wollte und mochte ich auch nicht durch Ueberredung oder eine Aufbietung der mir so lästigen Standesvorurtheile mein sich mir so unvermuthet erschlossenes Glück getrübt sehen. — Emma Wegner, die schon seit der Kindheit Tagen fest an mir hing, that Alles, was ich wünschte. Sie fügte sich wortlos, ohne Klage, so lange meinen Anordnungen, bis jener Sohn geboren war. Da verlangte sie Veröffentlichung unserer Ehe, forderte Anerkennung ihrer Stellung — verlangte dieses Kindes wegen Einsetzung in alle ihre Rechte als meine Frau und Herrin von Altenzell! — Wie gerecht auch ihre Wünsche — ich entsetzte mich davor! Inmitten meines stillen Glücks — jetzt Hohn und Spott vielleicht; — ich konnte den Gedanken nicht ertragen — ich weigerte mich; — ich bat, ich flehte: mindestens noch zu warten, bis Ihr erst von der Sache durch Andere gehört hättet.

„Wie Ihr die Nachricht aufnahmt, die ich auf ihr stetes Drängen endlich im Geheimen verbreiten ließ — Du weißt es! — Schlimmer, wie Ihr Euch geberdetet und handeltet, konnte es nicht sein und ich begann nun angsterfüllt für den Frieden, ja für das Leben Derer zu zittern, die ich so liebte! Ich wagte darum nicht zu bestätigen, daß Alles, was Ihr bisher nur fürchtetet, — wahr sei! —

„Emma beredete mich zu einer Zusammenkunft mit Euch. Sie hoffte vielleicht von persönlicher Rücksprache das Beste. Ihr jedoch schüchtertet mich damals vollends ein; — ich vermochte kein Geständniß abzulegen — meine Scheu blieb unbesiegbar und — die Sache beim Alten. Will ich der Wahrheit die Ehre geben, so muß und will ich mit Scham bekennen, daß meine Handlungsweise, meiner Frau und meinem Knaben gegenüber, die eines Schwächlings, keines Mannes würdig war und doch waren mir Beide wahrlich das Theuerste der Welt — das Liebste auf Erden! — — — Im vierten Jahre unserer heimlichen Ehe starb mein Kind — mein geliebter, vergötterter Knabe. Nichts von dem Schmerze, der fast an Wahnsinn streifte! — Emma befand sich zu jener Zeit aber-

mals in Hoffnung, und was den beredten Lippen einer Mutter an Bitten für ihr Kind entströmen kann, das that sie für das noch ungeborene Wesen. Bald drang sie sanft aber entschieden in mich, bald steigerte sich ihr Flehen zu Leidenschaft und Strenge. In einer solchen Stunde war's, wo sie den Tod des Knaben mir als Strafe für die Sünde hinstellte, ihn nicht in seine Rechte eingesetzt zu haben und wo sie den Schwur hinzufügte: daß, versage ich auch jenem Kinde Ehre und Namen, sie mich verlassen würde. Seit jener Stunde, wo sie in dieser Weise gesprochen, hatte ich ihr Rückkehr nach Altenzell und Veröffentlichung unserer Verbindung gelobt, so wie sie nur im Stande sei zu reisen. — Von dem Augenblick ab war sie ruhig, lieb und sanft wie einst und nie mehr war danach unter uns weiter von der Sache die Rede. Die Zeit war lange da, wo sie reisen konnte! — Sie hatte einem Mädchen das Leben gegeben, Mutter und Kind waren wohl und gesund, meine Tochter schon über ein Jahr alt und noch immer hatte ich mein Versprechen nicht gehalten! — — — — — — —

„Wie das möglich? — Dir, der Du mich und meine Scheu vor allem Heraustreten aus Gewohnheiten kennst — Dir, Bruder, brauche ich weiter nichts darüber zu sagen. Ich war nun einmal so — und in diesem ganz absonderlichen Sein und Wesen — in dieser falschen Richtung eingelebt und eingewöhnt, scheute ich die Aenderung der Verhältnisse. Ich schob sie unseliger Weise immer weiter hinaus; — schob sie wohl zu lange hinaus — denn, als ich eines Tages nach kurzer Reise in die nahe Stadt, wohin ich meine Briefe und Geldsendungen bestellt hatte und diese abzuholen pflegte, als ich da wieder heim auf unsere Villa kam — frohen Herzens Weib und Kind umarmen wollte — da waren Beide fort! — fort meine liebe Frau — fort jenes kleine liebe Mädchen, dessen Besitz mich beinahe den Verlust meines schönen Knaben vergessen gelehrt. — — — — —

„Dies meine Vergangenheit. — Das Jetzt: — o, mein Bruder — ich habe Weib und Kind wieder! — Vor acht Tagen sind Beide anerkannt — endlich zu ihrem Rechte gelangt! — — —

„Meine Frau ist in der That Jene, die im Hause, das auch Lothar bewohnte, als alte Jungfer galt und die „arme Base" hieß. Sie war einstmals zu ihren Verwandten, der Familie Felsner in Berlin, geflüchtet. Das Leben in großer Stadt sagte ihr nicht zu und sie wandte sich nach Potsdam. — Zu einer Zeit, wo Felsner in Geschäften abwesend, vermiethete sein Sachwalter das Parterre an Lothar und zwei Jahre lebten sie unter einem Dache, ohne sich je begegnet zu sein. — Wunderst Du Dich, so vernimm: sie war arm — war zu stolz, das Geringste von dem Gelde zu gebrauchen, das ich nach ihrer Flucht ihren Verwandten übergeben hatte, im Fall sie von ihr hörten. Es waren fünfzigtausend Thaler. — Sie ernährte sich und ihr Kind durch Stickereien und Näherei; — sie lebten Beide von Dem, was sie erarbeitete und Felsner ihr in Berlin besorgte.

„An jenem Tage erinnerte sich meine Emma zum ersten Mal jener ihr ausgesetzten Summe, die Felsner verwaltete, als Lothar, von Mirzemaier bedrängt, sich in der Lage befand, die Du mir geschildert — wenn auch nicht ganz treu berichtet hast. — — Nicht bei ihr — denn er kannte sie gar nicht — nur in einer ihrer Stuben fand er Schutz vor seinem Gläubiger; und als sein erfindungsreicher Friedrich dies Asyl für ihn eröffnete — da wurde diese Idee des ehrlichen Burschen in der That Veranlassung meines jetzigen Glücks. — Meine Frau entnahm nämlich in Hast und Eile ihrem Secretär, der in der Stube stand, etliche Sachen und Schubladen. Als sie diese auf's nahe Sopha einstweilen hingestellt hatte, muß einer derselben das Bild entfallen sein, das sie von mir besaß. — Friedrich fand es später hinter einem Kissen des Sophas — er erkannte es und brachte mit diesem Portrait Worte über meine Ehe in Verbindung, die er noch Tags zuvor von Mirzemaier gehört hatte und die in Altenzell genugsam in seiner Gegenwart von den Leuten besprochen — wenn auch stets heimlich besprochen war. Er kam nun selbst an Ort und Stelle, um der Sache ernstlich nachzuforschen.

„Emma hat erst acht Tage darauf das Bild vermißt, es aber doch im Secretär noch vermuthet. Deine Tochter hatte ihr Kind nämlich in der Colonnade der Friedenskirche am Pfingstmorgen zu Boden gestoßen und das entstehende Wundfieber, das unsere kleine Anna befiel, sie lange Zeit so gänzlich beschäftigt, um an Anderes, als einzig an ihr krankes Kind zu denken.

„Die Freundlichkeit, mit welcher Lothar dem Mädchen nach dem Unfalle beigestanden, hat ihr Interesse an ihm, das sie längst genommen, zu glühender Dankbarkeit gesteigert. Sie sehnte sich, auch ihm einen Dienst zu erweisen, berief Felsner nach Potsdam, Lothars Angelegenheit mit ihm zu besprechen und ihn zu bitten, den Namen dazu herzugeben, wenn sie das Geld bezahle. Felsner war verreist — kam erst acht Tage später und seine Ankunft fiel mit Deiner und des Notars Abreise zusammen. Friedrich, der, wie er gesteht, Schlimmstes nicht nur fürchtete, hörte auch von seiner Mutter, was ich mit meinem Gute im Sinne hatte. Er vereitelte, wie Dir bekannt ist, meine Absichten und — brachte mir neues Glück! — Lothar hat nichts von Allem geahnt — ebenso wenig auch meine Frau. Er erfuhr denn erst durch mich — als ich bereis mit Emma von Neuem vereint und versöhnt war, wer die sogenannte „arme Base" ist und sein erstes Wort nach dieser Eröffnung macht seinem Herzen Ehre, wie es seinen Humor kennzeichnet, Er rief: „Valet Abtretungsdocument! denn Die, die hier als alte Jungfer galt, ist noch jung genug, einem halben Dutzend Erben von Altenzell das Leben zu geben! Mir recht, Onkel, und wenn es ein Dutzend ist — ich bin mit Allem einverstanden, wenn Du mir nur die kleine Anna zur Frau aufhebst. — — —"

„Lebe wohl! Denke ohne Groll an mich und mein Glück und sei versichert, daß ich mich für Dein und der Deinigen Wohlergehn stets interessiren werde.

Dein getreuer Curt, Dein glücklicher Bruder."

Während der Präsident diesen Brief erhielt, sagte Graf Curt in Potsdam zu Friedrich, der sich dort wieder eingefunden hatte: „Ich komme eben mit meinem Neffen vom Gerichte, wo ich Dir das einstmals in unsern Besitz übergegangene Bauerngut verschrieben habe, das Deinem Vater gehörte, der es aber herunterbrachte und mit Schulden belastete. — — Keinen Dank!" fuhr der alte Herr lächelnd fort, als Friedrichs feuchte Augen ihm andeuteten, was nun kommen würde. „Ich mahne Dich nur: laß Dir die Handlungsweise Deines Vaters als Warnung dienen, sei Du klüger und vor allen Dingen — sei sparsam."

„Er wirds sein, Onkel!" rief Lothar fröhlich, „denn nicht wahr, Friedrich, wir machen keine Schulden mehr?"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant."

Von Orleans nach Orleans.

Von **Hermann Vogel.**

IV.

Durch die Beauce.

Die Beauce, jene ausgedehnte Landschaft auf der Wasserscheide zwischen Seine und Loire, die jeder Reisende kennt, der einmal von Paris nach Orleans gefahren, ist zwar eine der langweiligsten aber auch der fruchtbarsten Gegenden Frankreichs. Stundenlang sieht man oft weder Baum noch Strauch — es scheint, als solle der kostbare Boden nicht unnütz verschwendet werden — doch Kornfeld reiht sich an Kornfeld und um die Pachthöfe stehen zahlreiche mehr als haushohe Getreideschober, deren Saat auf den Scheunen und auf den Böden keinen Raum gefunden hat. Augenblicklich freilich wäre, so groß auch die Zahl der Häuser ist, die in Ruinen liegen, Platz genug für Weizen, Roggen und Hafer; alle Höfe sind geleert und die Schober sind niedergerissen. Man hat keine Zeit gelassen, die Garben zu dreschen, sie wurden, ohne daß man nach ihrem Inhalt fragte, einfach als Stroh benutzt, man bereitete sich aus ihnen ein Nachtlager im Bivouak oder warf sie als Streu unter die Pferde.

Mitte November war die reiche Kornkammer noch nicht so geleert wie jetzt. Hie und da lag noch eine Farm abseits, der die Soldaten noch keinen Requisitionsbesuch abgestattet und als ich mich am 14. November von Angerville westwärts in die Landschaft schlug, sah ich auf den Feldern noch manchen stattlichen Schober den Segen des vergangenen Jahres bergen. — Die Sonne der letzten Tage hatte den Schnee größtentheils wieder geschmolzen, nur dann und wann gewahrte man in einer Furche oder hinter einer Hecke noch einen weißen Streifen. Der Wind, welcher kalt über die baumlose Fläche fuhr, erinnerte uns aber doch empfindlich genug, daß die milden Herbsttage vorüber. Unser Weg ging nach Allonnes, ein Dorf, das ungefähr ebensoweit nordwestlich von Toury, wie südwestlich von Angerville liegt, in welchem sich für heute das Hauptquartier des Großherzogs von Mecklenburg befand. Die 17. Division, welche aus Mecklenburgern, Hanseaten, einigen Hannoveranern und Holsteinern gebildet wird, und das Tann'sche Corps waren auf den umliegenden Dörfern zerstreut. Die 22. Division, in der neben den Kindern der thüringischen Herzogthümer viele Kasseller, Nassauer und Frankfurter stehen, lag weiter nordwestlich bei Chartres. Unsere Marschrichtung wurde selbstverständlich durch die Bewegungen des Feindes bedingt. Die Loire-Armee, so hieß es allgemein, welche Chateaudun bereits wieder besetzt habe, wolle über Chartres auf Versailles marschiren. Auch Keratry, so erfuhr man weiter, sei von Westen her im Anmarsch. Es galt, sich zwischen beide Armeen zu schieben und jede einzeln zu schlagen. Alles, besonders das neue Hauptquartier träumte von reichen, leichten Lorbeern. Wenn man die Herren vom Stab an die Stärke erinnerte, welche die Franzosen bei Coulmiers entwickelt hatten und die Ansicht aussprach, daß die Niederwerfung der Loire-Armee doch noch einige Opfer kosten werde, zuckten sie verächtlich die Achseln. „Wir werden schon wieder gut machen, was die Bayern verpfuscht!" war ihre Antwort.

Das Dorf Allonnes schien uns schon von Ferne so armselig, daß Mr. Oliphant und ich uns entschlossen, zu versuchen, ob es nicht möglich sei, in einer etwa zehn Minuten vom Wege liegenden stattlichen Farm ein Unterkommen zu finden. Wir waren mit unserem Versuch sehr glücklich. Der Eigenthümer erklärte sich gleich bereit, uns aufzunehmen, zumal er hörte, daß mein Reisegefährte ein Engländer sei. Ich gab mich, indem ich mich meiner Mitarbeiterschaft für Wiener Blätter erinnerte, für einen Oesterreicher aus und so wurden wir Beide als „Freunde" behandelt. Unser Kutscher, ein Versailler, erzählte zudem, daß wir Diplomaten seien und uns zur Friedensvermittlung im Hauptquartier befänden. Das wirkte erst recht auf unsern Wirth, der sich wie Wenige nach dem Ende des Krieges sehnte. Er hatte zwar noch nicht viel gelitten. Gestern waren die ersten deutschen Soldaten in diesen Winkel der Beauce gekommen und Alles, was sie ihm genommen, waren einige zwanzig Brode, etwas Käse und Butter. Auch hatte die Farm selbst keine Einqartirung, die nächsten Truppen lagen eine gute Viertelstunde weiter in Reclainville, und zwar waren es das 2. und 11. bayerische Regiment, die schwarze Brigade. Da es noch hell war, benutzte ich die Gelegenheit, dort einige Freunde aufzusuchen. Das elende Nest war überfüllt. In einer kleinen Lehmhütte, die nur einen einzigen Raum hatte, der gleichzeitig Küche, Schlafzimmer und Wohnzimmer war, fand ich vier bekannte Offiziere, die sich hier sammt ihren Bedienten neben der Familie: Mann und Frau, Großmutter und 4 Kindern einquartirt hatten. Als sie gestern ankamen, waren sie genöthigt, sich mit Gewalt Eintritt zu verschaffen. Jetzt herrschte zwischen Freund und Feind das beste Einverständniß. Die Offiziere hatten den armen Leuten anfangs ihr letztes Brod gegen baares Geld abgekauft, später aber nicht nur das Brod, sondern auch Suppe und Fleisch mit ihnen getheilt. Die Kinder spielten mit den

Soldaten, kletterten auf ihren Schoß und zeigten auch nicht die geringste Furcht vor den Feinden. Morgen, spätestens übermorgen wurde ein großer Zusammenstoß erwartet. Lieutenant Thenn vom 3. Bataillon des 2. Regiments, dessen Bataillon, welchem ich mich während der Schlacht von Sedan angeschlossen hatte, noch vor Paris war, und der jetzt dem 2. Bataillon zugetheilt war, forderte mich dringend auf, die bevorstehende Schlacht doch wieder beim 2. Regiment mitzumachen. Die anderen Offiziere versprachen mir, daß ich im 2. Bataillone eine eben so gute Aufnahme finden sollte, wie bei dem 3. Sie bewiesen es gleich durch die That. Ich fand mich nach wenigen Minuten in dem Kreise so heimisch, daß ich mich, als es dunkelte, nur schwer entschließen konnte, nach der Farm zurückzukehren.

Hier traf ich Mr. Oliphant in einem bequemen Fauteuil vor dem lodernden Kamin in eifriger Unterhaltung begriffen mit unserem Wirth. Es war ein junger Mann von noch nicht 30 Jahren, der erst vor einigen Monaten Hochzeit gehalten. Seine Gattin war eine jener langweiligen Schönheiten, wie ich deren in Frankreich so häufig begegnete. Ihre Züge hatten bei aller Regelmäßigkeit nicht viel Anziehendes, es fehlte der Geist und nur die Sorge lieh dem Gesicht einen eigenthümlichen Reiz, wohl deßhalb, weil man so doch wenigstens sah, daß die schöne Statue nicht ganz ohne Leben sei. Für ihren Mann schien sie mir freilich noch viel zu gut. Es war ein ächter Paysan, Typus jener Millionen, die das zweite Kaiserreich gründen geholfen und es so lange zum Verderben ihres Vaterlandes gestützt. Er sehnte Napoleon zurück. Moral galt ihm so wenig wie Ehre. Selbst die Glorie Frankreichs war ihm ziemlich gleichgültig. Seine Moral war das Geld. „Wir verdanken", so meinte er, „dem Kaiser zwanzig glückliche Jahre, während dessen nicht nur ich und meine Familie, nein, alle Bauern viel, sehr viel Geld verdient haben. Wenn das Kaiserreich geblieben wäre, würden wir unser Vermögen behalten und noch mehr erworben haben. Die Republik macht uns durch ihren unsinnigen Widerstand zu Bettlern." Daß der Kaiser den Krieg gewollt habe, glaubte er nicht, die Republikaner sollten ihn dazu gedrängt haben. Ich hielt es nicht für meine Aufgabe, dem Manne seinen Glauben zu nehmen. Ich hatte auch keine Ursache, ob seines Wohlstandes betrübt zu sein, und nahm, was er mir davon zu meiner Erquickung bot, dankbar an.

Am anderen Morgen wurde ich schon in aller Frühe durch Lärmen und Schreien geweckt. Ich erfuhr bald die Ursache. Ein Commando Bayern war erschienen, Hafer zu requiriren. Sie fanden ohne Mühe, was sie suchten, und drei Wagen waren schnell beladen. Da der commandirende Offizier zu seiner großen Ueberraschung in den Ställen zahlreiches Vieh fand und hinter dem Hof sogar eine Heerde von mindestens fünfhundert Hämmeln entdeckte, hielt er für seine Pflicht, diesen Reichthum zu Nutz und Frommen der deutschen Soldaten etwas zu beschneiden. In Zeit von einer Stunde war der treue Anhänger des Kaisers um 4 Pferde, 9 Ochsen, 3 Kühe, 100 Hämmel und 3 Fuder Hafer ärmer. Er behielt zwar vor der Hand noch genug, doch wird es nicht allzulange gedauert haben, bis ihm Alles ausrequirirt war.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

In einer neuen Lieferung der Tuilerienpapiere ist folgender Auszug aus dem amtlichen Geheimregister der Pariser Polizei enthalten:

„Rue St. Antoine Nr. 10, dritte Etage. Seit 1. April 1848 bewohnt von Frau v. Montijo, genannt Gräfin Teba, mit ihrer Tochter Eugenie. Frau v. Montijo, Wittwe eines spanischen Refugiès, Herrn v. Montijo Grafen Teba. Der Grafentitel nicht anerkannt. Frau v. Montijo, von ihrem Manne getrennt, kam mit ihrer Tochter nach Frankreich, ging dann nach England — wieder nach Frankreich — wieder nach Spanien — dann nach Paris. 1825 Chaussee-d'Antin Nr. 8. Hielt kleine Cirkel von galanten Frauen und älteren Roués; die Polizei wurde benachrichtigt. — 1828 wieder nach England wegen Schulden. Ihre Tochter in der Pension zurückgelassen. — Bis 1836 kein Vermerk. — November 1838 nach Paris zurück; wurden 6 Wochen beobachtet. Drei Jahre ohne Anzeige. Mai 1842 Selbstmordversuch des Cassirers Henry in ihrer Wohnung. Verdacht verbotenen Spiels. Ihre Tochter Eugenie Veranlassung eines Rencontres zwischen Oberst Sourvilliers und Capitän Flausout; Polizei-Commissär Noce berichtet: Frau v. Montijo hat kein nachweisliches Einkommen; verkehrt mit älteren inactiven Officieren von gutem Vermögen und lockeren Sitten; Wohnung comfortabel eingerichtet; 1800 Frcs. Miethe. Tochter Eugenie hochblonde Schönheit mit feiner Tournüre, hat viele Anbeter."

Von größerem Interesse ist ferner noch ein Bericht Drouyn de Lhuys, eines der treuesten Diener des Kaisers, über die Stimmung in den Rheinlanden. Er schreibt am 26. September 1867: „Ich habe eben einen Monat an den Ufern des Rheins verlebt. Die rheinischen Provinzen genießen eines unerhörten und immer wachsenden Wohlstandes. Sie sind stolz auf ihre Regierung geworden. Der Krieg lastete vor 15 Monaten mit großem, unerträglichem Gewicht auf ihnen, aber der Hochmuth des Erfolges hat die Erinnerung an die Opfer verwischt. Niemand in Deutschland glaubt an unsere Sympathien; alle Proteste unserer Regierung begegnen dort nur einem kalten und spöttischen Unglauben. Schweigen wäre besser; wir haben gut reden, man glaubt doch, daß wir im Herzen mit der Situation, die uns gemacht ist, unzufrieden sind. Das ist das Resumé meiner Reiseeindrücke; ich muß hinzufügen, daß nicht alle Touristen gleicher Meinung sind; Zeuge deß ist der Correspondent, von dem ich zwei Briefe beilege. Ich beharre dabei, er täuscht sich; Preußen wird die Schwierigkeiten überwinden, die sich in Deutschland erheben können." Man sieht, der Exkaiser ist nicht ungewarnt in sein Verderben gerannt.

Aus dem Orient. In einem Wiener Blatt finden wir folgende Notiz: Ein Beduine, welcher sich einige Zeit in Paris aufhielt und dem natürlich die Begrüßungsweise mit dem Hute auffallend erschien, da sie der seinen so entgegengesetzt ist, bediente sich später im Zorne des Fluches: Möge Deine Seele nicht mehr Ruhe haben, als der Hut eines Europäers!

Auflösung des Räthsels in Nr. 13:

Trompeter.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 16. Speyer, Dienstag, den 7. Februar 1871.

Zeitgedichte.

Den Barmherzigen Schwestern.

Walkyren Ihr der neuen Zeit,
Ihr Priesterinnen hoher Milde,
Zu helfen Tag und Nacht bereit,
Beseelt von Gottes Gnadenbilde!
Barmherz'ge Schwestern ungeseh'n
Und ohne je um Dank zu werben,
Im Aug' des Mitleid's stille Thrän',
Uebt Ihr das Amt im großen Sterben.

Auf blut'gem Plan aus wilder Schlacht
Den wunden Bruder sanft zu tragen,
Ob's ringsum knattert, zischt und kracht —
Der Liebe ist's so leicht: zu wagen,
Zu legen glatt und rein den Pfühl,
Das schmerzenreiche Haupt zu stützen,
Die heiße Wunde quellenkühl
Zu halten und vor Druck zu schützen.

Ihm, der auf ferner Walstadt liegt,
Von fremden Aerzten unverstanden,
In off'ner Feldschlacht unbesiegt,
Umfangen nun von Fieberbanden,
Verzehrt von Heimweh und zernagt
Vom Gram um sie, die brodlos weinen,
In schmaler Hütte, hochbetagt,
Und klagen ihren Schmerz den Steinen;

Und ihm, der, in Gedanken irr,
Durch's Schlachtgewühl mit wildem Toben
Dahinsaust, Haar und Miene wirr,
Bis daß die Feinde rings zerstoben —
Der noch mit Nagel und mit Zahn
Sich in den Gegner starr verbissen,
Bis er zu Splitter und zu Spahn
Am Boden blutig liegt zerschlissen.

Den Beiden weiß die weiche Hand
Das unruhvolle Haupt zu richten —
Der Blick so fromm, so unverwandt;
Der sanfte Mund, die Qual zu schlichten.
Wie auch das Kriegsgewitter tost,
Zermalmend Haus und Hof und Haide —
Für Alle unverhalt'ner Trost
Träuft aus dem schlichten dunklen Kleide.

Flieg' aus, o Lied, von Berg zu Thal,
Märzlerchen gleich in blauen Lüften,
Und sing' im weiten Himmelssaal,
Hoch über Särgen, Gräbern, Grüften,
Den Dank der tapfern Schwesterschaar,
Die, Helden gleich und voll Entsagen,
Zur Bahre tritt statt zum Altar,
Bis ihre Herzen ausgeschlagen.

Christ. Schad.

Am Vorabend. *)

Novelle von **Iwan Turgenjew.**

Im Schatten einer hohen Linde, am Ufer der Moskwa, unweit Kunzowo, lagerten an einem der heißesten Sommertage des Jahres 1853, zwei junge Männer im Grase. Der Eine, dem Anscheine nach drei und zwanzig Jahre alt, hoch von Wuchse, von dunkler Gesichtsfarbe, mit spitzer, etwas schiefer Nase, hoher Stirn und verhaltenem Lächeln auf den breiten Lippen, lag auf dem Rücken, und blickte, leicht mit den Augen blinzelnd, in die Ferne hinaus; der Andere lag auf der Brust, den blonden Lockenkopf auf beide Arme gestützt, und hatte gleichfalls den Blick in die Weite gerichtet. Er war drei Jahre älter als sein Gefährte, schien aber viel jünger zu sein: der Schnurrbart keimte kaum und das Kinn war mit leichtem Flaum bedeckt. Es lag etwas einnehmend Graziöses in den feinen Zügen seines frischen, runden Gesichtes, in den angenehmen braunen Augen, den schönen, vollen Lippen und den weißen, kleinen Händen. Sein ganzes Wesen athmete glückliche, heitere Gesundheit, Sorglosigkeit, Selbstvertrauen, Jugendmuthwillen und Jugendzauber. Er ließ seine Blicke umherschweifen, lächelte und stützte den Kopf, wie es Knaben thun, die sich dessen bewußt sind, daß man sie mit Vergnügen betrachtet. Er hatte einen weiten, weißen Ueberrock in der Art eines Staubhemdes an, ein blaues Tuch war um seinen schlanken Hals geschlungen und neben ihm im Grase lag ein zerdrückter Strohhut.

Im Vergleich zu ihm schien sein Gefährte ein alter Mann, und Niemand würde beim Anblick seiner ungelenken Figur geglaubt haben, daß auch er Genuß empfinde, daß auch ihm wohl zu Muthe sei. Es war etwas Unbeholfenes in seiner Stellung, in der Art, wie sein, nach oben breiter, nach unten spitz zulaufender Kopf auf dem langen Halse saß; diese Unbeholfenheit äußerte sich auch in der Haltung der Arme des in einen kurzen, schwarzen Ueberrock gezwängten Oberkörpers und in den langen Beinen, die er, wie Heuschrecken ihre Hinterfüße, die Kniee hinauf, an sich gezogen hatte. Bei allem dem war unverkennbar, daß er ein wohlerzogener Mensch war; sein ganzes Wesen trug das Gepräge der „Ordentlichkeit“ und sein un-

*) Aus dem „Buch der Welt“ von 1871.

schönes und sogar etwas komisches Gesicht, verrieth Gewohnheit des Nachdenkens und Gutmüthigkeit. Sein Name war Andrei Petrowitsch Berßenjew; sein Camerad, der blonde junge Mann, hieß Pawel Jakowlewitsch Schubin.

„Warum liegst du nicht, gleich mir, auf der Brust?" begann Schubin. „So ist es viel besser. Besonders wenn man dabei die Füße in die Höhe hebt und mit den Hacken an einander klopft — siehst du, so! So hast du den Rasen vor der Nase. Fortwährend die Landschaft anzustieren bekommt man satt; — betrachte dir einmal ein rundes Käferchen, wie es den Grashalm hinaufkriecht, oder eine Ameise, wie sie geschäftig umherläuft, das ist wirklich vernünftiger. Liegst du doch in deiner pseudo-klassischen Positur hingestreckt, wie eine Tänzerin im Ballet, die sich auf einen Felsen aus Pappe stützt. Vergiß nicht, du hast jetzt volles Recht auszuruhen; 's ist keine Kleinigkeit, als Dritter aus dem Kandidatenexamen hervorgegangen! Ruhen Sie aus, Sir; hören Sie auf, sich anzustrengen, strecken Sie Ihre Glieder!"

Schubin brachte diese Rede näselnd, in etwas trägem und tändelndem Tone vor, und ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort:

„Was mich am meisten bei Ameisen, Käfern und bei den anderen Herren Insecten in Erstaunen setzt, das ist ihre außerordentliche Ernsthaftigkeit; mit so wichtiger Physiognomie laufen sie umher, als gelte ihr Dasein auch Etwas! Der Mensch, der König der Schöpfung, dieses höhere Wesen, blickt auf sie herab und siehe da, sie nehmen keine Notiz davon: ja, einer Mücke kann es gar einfallen, sich dem Könige der Schöpfung auf die Nase zu setzen und dieselbe als eine Nahrungsquelle für sich zu benutzen. Das ist beleidigend. Und von anderer Seite: weßhalb wäre das Leben derselben schlechter als das unsere? Warum sollten sie nicht auch wichtig thun, wenn wir es uns erlauben? Wohlan, Philosoph, löse mir diese Aufgabe! Warum sprichst du nichts? Nun?"

„Was willst du? . . ." fragte Berßenjew, aus seinen Träumen erwachend.

„Was?" wiederholte Schubin, „dein Freund breitet vor dir seine tiefsinnigsten Ideen aus und du schenkst ihm nicht einmal Gehör?"

„Ich ergötzte mich an der Fernsicht! Sieh' doch, wie jene Felder herrlich im Sonnenschein glänzen!"

„Der Ton ist fein gehalten," brummte Schubin. — „Mit einem Worte, Natur!"

Berßenjew schüttelte den Kopf.

„Du solltest mehr, als ich, daran Freude haben. Das schlägt in dein Fach: du bist Künstler."

„Nein, mein Fach ist es nicht," erwiderte Schubin, und schob den Hut in den Nacken. — „Ich bin Fleischer; mein Fach ist — Fleisch, Fleisch zu modelliren, Schultern, Beine, Arme, und hier ist Nichts von Form, nichts Bestimmtes, Alles auseinander geflossen! . . . Und das bringe mal Einer zusammen!"

„In seiner Art ist auch das schön!" bemerkte Berßenjew. — „Ja, sage doch, hast du dein Basrelief beendet?"

„Welches?"

„Das Kind mit dem Ziegenbock."

„Das hole der Kukuk, Kukuk, Kukuk," rief Schubin in singendem Tone. — „Ich habe mir das Leben selbst, die Alten, die Antike angesehen, und mein Machwerk zerschlagen. Du zeigst mir die Natur und sagst: da ist auch Schönheit. Gewiß, Schönheit ist in Allem, selbst in deiner Nase zu finden, wie willst du aber jeder Schönheit nachlaufen? Die Alten, — die liefen dem Schönen nicht nach; es ließ sich von selbst auf ihre Werke herab, wer weiß woher! vom Himmel etwa? Ihnen gehörte die Welt; wir aber können uns so breit nicht machen: die Arme sind uns zu kurz. Wir werfen unsere Angel nach einem Punkte aus und passen auf. Hat etwas angebissen, bravo! wenn nicht . . ."

„Halt, halt," entgegnete Berßenjew, „das ist ja ein Widerspruch. Wenn du das Schöne nicht fühlen, es nicht lieben wirst, wo es dir auch vorkommen mag, wird es sich dir in deiner Brust nimmer aufthun. Wenn eine schöne Aussicht, eine liebliche Musik deine Seele nicht rühren, ich will sagen, dein Gefühl nicht erregen . . . . ."

„Ach, du Gefühlsanreger!" platzte Schubin aus, und lachte bei diesem neugeschaffenen Worte auf.

Berßenjew jedoch blieb ernsthaft.

„Nein, Bruder," fuhr Schubin fort, „du bist ein kluger Kopf, ein Philosoph, der dritte Candidat der Moskauer Universität, mit dir zu streiten kann gefährlich werden, vorzüglich für mich, den ausgetretenen Studenten; Eines muß ich dir aber sagen: außerhalb meiner Kunst liebe ich die Schönheit nur an Frauen . . . . . an Mädchen, und auch das erst seit kurzem!" . . .

Er drehte sich auf den Rücken um und legte die Hände unter den Kopf zurück.

Einige Minuten blieben sie stumm. Die Stille der Mittagshitze lag schwer auf der bestrahlten und ruhenden Erde.

„Da wir just von Weibern reden," fing Schubin wieder an, „warum fällt es Niemandem ein, Stachow in Zucht zu nehmen? Hast du ihn in Moskau gesehen?"

„Nein."

„Der Graubart hat ganz den Verstand verloren. Täglich sitzt er bei seiner Augustine Christianowna, langweilt sich furchtbar und geht doch nicht fort. Sie gucken einander in die Augen, — so dumm, ... daß Jedem übel dabei wird. Da hast du es! Was die Familie betrifft, ist der Mensch doch gewiß nicht vom Himmel übergangen worden; aber nein, er muß noch die Augustine haben! Ich kenne nichts Widerlicheres. als diese Entenphysiognomie! Ich habe neulich eine Karrikatur von ihr modellirt, in dantonischem Geschmack. Sie ist nicht schlecht ausgefallen. Ich werde sie dir zeigen."

„Und Helena Nikolajewna's Büste," fragte Berßenjew, „geht es mit der vorwärts?"

„Nein, Bruder, es geht nicht vorwärts damit. Das Gesicht könnte Jeden zur Verzweiflung bringen. Siehst du es dir an, sind es nur reine, regelmäßige,

gerade Linien; es scheint, die Aehnlichkeit müsse leicht herauskommen. Doch nein . . . nichts davon. Hast du bemerkt, wie sie zuhört? Kein Zug bewegt sich, aber der Ausdruck im Blick verändert sich beständig, und davon wird auch das ganze Gesicht anders. Was fängt dabei ein Künstler, und noch dazu ein mittelmäßiger, an? Ein wunderbares Wesen . . . . . Ein sonderbares Wesen," setzte er nach einer kleinen Pause hinzu.

„Ja, ein wunderbares Mädchen," wiederholte Berßenjew.

„Und das ist Nikolai Artemjewitsch Stachow's Tochter! Sprich du mir nun von Blut und Race! Und ist es nicht kurios, daß sie so ganz seine Tochter, ihm so ähnlich und zugleich der Mutter, Anna Wassiljewna, ähnlich ist? Diese Frau achte ich von ganzem Herzen, auch hat sie mir viel Gutes erwiesen, und eine Gans ist sie doch! Von wem hat nur Helena diese Seele? Wer hat dieses Feuer angezündet? Da hast du wieder eine Aufgabe, Philosoph!"

(Fortsetzung folgt.)

Von Orleans nach Orleans.

Von **Hermann Vogel.**

IV.

Durch die Beauce.

(Schluß.)

Ehe ich die Farm verließ, bestieg ich einen etwa 50 Fuß hohen hölzernen Thurm, der sich in der Mitte des Gehöftes befand und von dem ich nach allen Richtungen hin eine meilenweite Aussicht hatte. Etwa sechs Stunden von mir nach Nordwesten sah ich am äußersten Horizonte die beiden Thürme der Kathedrale von Chartres. Mein Auge blieb lange an ihnen haften. Bildeten sie doch fast die einzige Abwechselung in der langweiligen Monotonie der Gegend. Auch mein Wirth kam mit noch einigen seiner Landsleute auf das Observatorium; ihn interessirte weniger die Gegend als die Truppen, welche auf allen nördlichen Straßen in dichten Colonnen marschirten. Es war mir auffällig, daß sich die Colonnen heute nicht nach Nordwesten, sondern nach Nordosten bewegten. Die Franzosen nahmen das als ein bedeutsames Zeichen; sie glaubten daraus auf eine Retirade der Deutschen schließen zu dürfen und fieberhaft erregt blickten sie nach Süden, das Erscheinen der Armee Aurelles Paladine's erwartend.

Daß die Unseren noch immer oder wieder auf dem Rückzug, wollte uns nicht recht wahrscheinlich dünken, doch befahlen wir unserem Kutscher sich zu eilen. Wir wollten so schnell wie möglich nach Allonnes in's Hauptquartier, hier Erkundigungen einzuziehen, aber es war uns unmöglich, mit unserem Wagen dorthin durchzukommen. Alle Wege waren der Art von Truppen, die in entgegengesetzter Richtung marschirten, occupirt, daß uns nichts anderes übrig blieb, als uns dem Strome anzuschließen. Es war wieder das Tann'sche Corps, in dessen Mitte wir gerathen waren. Wir überzeugten uns bald, daß von einem Rückzug keine Rede war. Niemand war bestrebt, dem Feind zu entgehen, sondern jeder brannte vor Verlangen, ihm baldmöglichst zu begegnen. Unser Marsch ging nur sehr langsam vorwärts — oft stockte alles eine halbe Stunde und länger. Gegen Abend kamen uns allmälig wieder die ersten Bäume zu Gesicht und am Rand eines kleinen Gehölzes gewahrte ich ein freundliches Städtchen, das von einem alten Schlosse mit mittelalterlichem Thurm überragt wurde. Die Bayern marschirten noch weiter, doch wir beschlossen, hier Rast zu machen, und waren nicht wenig erfreut, zu hören, daß sich auch das großherzogliche Hauptquartier in Auneau, so hieß das Städtchen, befinde. In einem Gasthaus war kein Unterkommen zu erhalten. Wir gingen deßhalb auf die Mairie, uns ein Quartierbillet zu erbitten. Ein junger Offizier zankte sich hier mit dem Maire und suchte dabei aus seinem Sprachschatz alle französischen Schimpfworte hervor; seine Kenntniß dieses Gebietes der französischen Sprache war jedoch nicht groß genug, und so sah er sich genöthigt, noch einige Lumpen und Saukerle aus dem Deutschen zu annectiren. Er hatte alle Ursache, ärgerlich zu sein. Beauftragt, Wein für die großherzogliche Tafel zu requiriren, hatte man ihm eine Flüssigkeit gegeben, die auch meiner Zunge mehr eine Mischung aus Essig und Salzwasser, denn Traubenblut zu sein schien. Der Offizier drang, die eine Hand an den Säbelgriff haltend, die andere auf den Tisch schlagend, energisch auf schleunige Herbeischaffung von fünfzig Flaschen „Très-bon vin", und er hatte um so mehr Ursache, zur Eile zu mahnen, als es nur noch 5 Minuten bis zu der für das großherzogliche Diner festgesetzten Zeit war. Der Maire war reumüthig; vor allem schien die Drohung, daß man ihn zwingen werde, den schlechten Wein mit seinem Municipalrath zu trinken, auf ihn zu wirken. Er versprach, das Verlangte so rasch wie möglich zu besorgen.

Trotz des Wirrwarrs und Scandals erhielten wir unser Quartierbillet, das uns Logement für 2 Offiziere, 2 Bediente und 2 Pferde bei einem Dr. Rabuan verhieß. Wir fanden die Wohnung des Arztes ohne viele Mühe. Auf unser Schellen erschien zunächst eine junge Magd, die, als wir ihr den Zweck unseres Kommens gesagt, mit einem Schrei zurückfuhr, um gleich darauf mit ihrem Herrn wieder zu kommen. Der Herr Doctor machten keinen günstigen Eindruck. Seine Kleidung bestand aus einem schmutzigen Hemd, einem abgetragenen zerrissenen Schlafrock und einer fettglänzenden Hose, die so lang war, daß sie gleichzeitig als Fußbekleidung dienen konnte, ein Costume, das mir die Gastfreundschaft des Mannes sofort verleidete. Er empfing uns mit einem Strome von Anklagen gegen den Maire, der ihm Armen Einquartierung gebe. Er könne uns, versicherte er, gar nichts bieten, bat uns jedoch einzutreten, um uns selbst zu überzeugen. Wir folgten und wurden zunächst an das Bett einer alten Frau geführt. Das, so klagte er, sei seine treue Haushälterin, die schwer krank sei;

er ließ durchblicken, daß sie eine ansteckende Krankheit habe, und wir darum am besten thäten, schleunigst das Haus zu verlassen. Ich merkte alsbald die Absicht: er wollte uns um jeden Preis forthaben. Ich hätte ihm gern den Gefallen gethan, denn einladend sah es im ganzen Hause nicht aus, überall war Schmuß und Staub, aber es war doch immer besser als auf der Straße, und so erklärten wir denn, die Nacht im Bibliothekzimmer bleiben zu wollen; wir verlangten als Lager nur ein paar Matrazen. Der Alte machte gute Miene und es dauerte nicht lange, so wurde er sogar liebenswürdig, zumal er hörte, daß Keiner von uns ein Prussien. Zunächst ersetzte er seinen zerrissenen Schlafrock durch einen neuen, dann lud er uns zu einer Flasche Wein ein und gleich darauf trieb er auch die Alte, damit sie uns ein Souper bereite, aus dem Bette. Wären wir fortgegangen, wäre sie noch früher hervorgekommen. Schon seit acht Tagen, gestand mir später das junge Mädchen, spielte die Haushälterin die Typhuskranke und bis jetzt hatte die Comödie noch stets ihre Schuldigkeit gethan. Wir waren die Ersten, denen es gelang, ihre Krankheit zu kuriren.

Dr. Rabuan war übrigens, wie ich mich im Laufe des Abends überzeugte, ein origineller Mensch und trotz aller Eigenheiten ein achtungswerther Mann. Seine Praxis schien nicht sehr groß zu sein. Er gestand auch offen, daß ihm die Bücher lieber als die Patienten. Wer seinen ärztlichen Rath wollte, mußte zu ihm in's Haus kommen; er theilte seine Höhle außer mit der alten Haushälterin und der jungen Magd mit drei Hunden und zwei Katzen. So zurückgezogen er lebte, war er keineswegs abgestorben für die Welt. Er interessirte sich für Alles. Auf seinem Nachttisch lag Virgils „Aeneide", in der er jeden Abend vor dem Einschlafen zu lesen pflegte; als wir gekommen, hatten wir ihn bei der Lectüre eines wissenschaftlichen Werkes: „Die Bewohnbarkeit der Himmelskörper" gestört. Eine Prachtausgabe von Molière schien ihm besonderes Vergnügen zu machen und eine kleine Kupferstichsammlung war sein größter Stolz. Aber er interessirte sich nicht blos für Vergangenes und Fernes. Nicht lange währte es, so hatte er sich uns als enragirter Republikaner bekannt. Er war von jeher ein Feind des Kaiserreichs gewesen. Die Republik, einst seine Hoffnung, war ihm heute das Evangelium, das Frankreich, das Europa befreien werde. „Preußen", rief er ein über das andere Mal aus und die Thränen rannen ihm über die schmutzigen Backen, „will aus uns ein Polen machen; doch es wird ihm nicht gelingen. Frankreich kann nicht sterben, denn es trägt in seinen Lenden das Heil der Welt." Er holte ein Journal hervor, „L'Union agricole" für das Departement Eure et Loire und zeigte mir darin einen Hymnus, mit dem er die Wiedergeburt der Republik begrüßt hatte. Der Hymnus lief in einen Aufruf zur Vertheidigung des Vaterlandes aus. „Barricadons nous", so schloß er, „dans nos villages, defendons nous jusqu'à la mort!"

Ich mochte den Mann, der bei allem Komischen doch etwas Rührendes hatte, nicht kränken, darum schwieg ich, anstatt ihm zu erwidern, daß seine Landsleute nur die erste Hälfte seines Rathes befolgt hätten, indem sie allerdings viele Barrikaden gebaut, aber nicht daran gedacht hätten, sie zu vertheidigen. Aber er merkte doch ungefähr, was ich dachte, vielleicht daß ein Lächeln mich verrieth — er antwortete mir mit einem Hinweis auf die Zukunft. „Sie dürfen nicht erwarten", sagte er ruhiger als vorher, „daß schon zehn Wochen wieder gut machen, was zwanzig Jahre Tyrannei verschuldet haben. Daß wir noch siegen können haben wir bei Coulmiers gezeigt, und was unser von Preußen wartet, beweisen die Freundlichkeiten, die man an Napoleon verschwendet."

Miscellen.

Was ein Kanonenschuß kostet! Ein Artillerie-Officier hat über diese Frage eingehende Berechnungen aufgestellt, welche folgendes zuverlässige Facit geben. Er schreibt: Es kostet 1. der Granatschuß des Vierpfünders (8 Centimeter lichte Weite der Kanone. 1 Pfd. Ladung, Gewicht der Granate 8 Pfd.) 1 Thlr. 10 Sgr. 2. Der Granatschuß des Sechspfünders (9 cm. Durchm. 1 Pfd. Ladung, 13 Pfd. Gewicht der Granate) 1 Thlr. 20 Sgr. 3. Der Granatschuß des Zwölfpfünders (12 cm. Durchm. 2 Pfd. Ladung, 29 Pfd. Geschoßgewicht) 2 Thlr. 18 Sgr. 4. Der Granatschuß des Vierundzwanzigpfünders (15 cm. Durchm. 4 Pfd. Ladung, 54 Pfd. Geschoßgewicht) 4 Thlr. 10 Sgr. 5. Des Zweiundsiebenzigpfünders und des Sechsundneunzigpfünders, beide ausschließlich in der Küsten- und Marine-Artillerie eingeführte Kaliber, haben, entsprechend den sich ihnen darbietenden verschiedenen Zielen, außer dem Kartätschenschuß noch zwei Geschoßarten, die Langgranaten und die Hartgußgranaten. Erstere zeichnen sich vor den gewöhnlichen Granaten durch größere Länge und dünnere Eisenstärke aus und fassen deshalb eine bedeutende Sprengladung. Sie sind gegen Erdwälle, Holzschiffe und die nicht gepanzerten Theile der Panzerschiffe bestimmt. Die Hartgußgranaten sind ausschließlich auf das Durchschlagen der Panzerplatten berechnet, werden aus der Grusonschen Fabrik in Bukau bei Magdeburg bezogen, haben eine ganz massive Bogenspitze und nur ganz kleine, zur Aufnahme der Sprengladung bestimmte Sprengkammern. Die Ladung besteht aus prismatischem Pulver. Der Schuß des Zweiundsiebenzigpfünders (21 cm. Durchm. 9 Pfd. Sprengladung für Langgranaten, 3 Pfd. für Hartgußgranaten, 16 bis 34 Pfd. Ladung) kostet durchschnittlich zweihundert Thaler. Der Schuß des Sechsundneunzigpfünders (23 cm. Durchm. 13 Pfd. Sprengladung für Langgranaten, 5 Pfd. für Hartgußgranaten, 35 bis 48 Pfd. Ladung), dreihundert Thaler. 6. Der Schuß des Tausendpfünders, der bekanntlich bis jetzt in einem einzigen noch von der Pariser Welt-Industrie-Ausstellung her allbekannten Exemplare vorhanden ist, kostet je nach Geschoßart und Stärke der Ladung bis zu fünfhundert Thalern, das Vollgeschoß von Stahl wiegt 1100 Pfd., die Granate 981 Pfd., während das Gewicht des Bleimantels 200, das der Pulverladung 100 bis 200 Pfd. beträgt. Das Hohlgeschoß wird von einem länglichen Gußstahlkern mit massiver Spitze gebildet, und in dasselbe wird hinten, nachdem es aufgeschraubt ist, ein Beutel mit 16 Pfd. Pulver als Sprengladung eingesetzt und darauf der Boden zugeschraubt und festgenietet. Eine besondere Zündvorrichtung für die Sprengladung ist nicht nöthig, da schon die Friction beim Aufschlagen allein die Explosion bewirkt. Jeder Schuß kostet 800 Thaler und die Kosten des Geschützes betragen im Ganzen bedeutend mehr, als die Unterhaltung eines Infanterieregiments während eines Jahres.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 17. Speyer, Donnerstag, den 9. Februar 1871.

Am Vorabend.

Novelle von Iwan Turgenjew.

(Fortsetzung.)

Der „Philosoph" antwortete jedoch wie vorhin nichts. Redseligkeit war überhaupt nicht Berßenjew's schwache Seite, und wenn er sprach, drückte er sich nicht in gewöhnlicher Weise aus; er stockte und gestikulirte ohne Noth mit den Händen; jetzt aber war ein besonderes Schweigen über ihn gekommen, ein Schweigen, das als Ermattung und Schwermuth gedeutet werden konnte. Nach langer und schwerer Arbeit, die viele Stunden des Tages in Anspruch genommen hatte, war er außerhalb der Stadt auf's Land gezogen. Die Unthätigkeit, die wonnige reine Luft, das Bewußtsein, ein Ziel erreicht zu haben, das offene, ungezwungene Gespräch mit dem Freunde, das plötzlich hervorgerufene Bild eines lieben Wesens, alle diese verschiedenartigen und zu gleicher Zeit einander doch ähnlichen Eindrücke verschwammen bei ihm zu einem allgemeinen Gefühle, das ihn zugleich beruhigte, aufregte und erschlaffte . . . . . Er war ein überaus empfindsamer junger Mann.

Unter der Linde war es kühl und stille; die Fliegen und Bienen, die in den Schattenkreis derselben hineingerathen, summten, wie es schien, leiser; das reine, kurze, smaragdgrüne Gras schillerte nicht in goldigen Uebergängen und bewegte sich nicht; wie von einem Zauber berührt ragten die längeren Halme regungslos empor; und wie von einem Zauber berührt und leblos hingen auch an den unteren Zweigen der Linde gelbe Blüthenbüschel herab. Mit Wonne sog jeder Athemzug den lieblichen Duft tief in sich hinein. In der Ferne jenseits des Flusses bis an den Horizont stand Alles in Glanz und Gluth; zuweilen strich ein Luftzug darüber hinweg und zertheilte und vervielfältigte den Glanzschimmer; ein strahlender Dunst zitterte über dem Boden. Kein Vogel ließ sich hören; während der heißen Mittagsstunden singen die Vögel nicht; doch rings umher zirpten Grillen, und im kühlenden Schatten ruhend hörte sich dieser geschäftige Lebensruf mit Vergnügen an: er schläferte ein und rief die Phantasie wach.

„Hast du bemerkt," begann plötzlich Berßenjew, indem er mit Gestikulationen seiner Rede nachhalf, — „welch ein eigenthümliches Gefühl die Natur in uns erweckt? Alles in derselben ist so vollendet, so klar, ich möchte sagen, so selbstgenügsam, und wir sehen es und freuen uns daran, und doch erweckt sie dabei immer, wenigstens in mir, eine gewisse Unruhe, eine unbestimmte Angst, ja sogar Schwermuth. Woher das wohl? Wäre es etwa, weil wir bei ihrem Anblicke, Angesichts derselben, uns unsere Unvollkommenheit, unserer Unklarheit bewußt werden, oder ist das, was ihr genügt, zu wenig, um uns zu befriedigen, und es fehlt ihr an Anderem, das heißt an dem, was uns Noth thut?"

„Hm," erwiderte Schubin, — „ich will dir, Andrei Petrowitsch sagen, woher das kommt. Du hast die Eindrücke eines einsamen Mannes beschrieben, der nicht lebt, sondern vor sich hinstiert und in sich selbst zerfließt. Was nützt das Umhergaffen? Fange zu leben an und du wirst ein ganzer Kerl werden. Klopfe so viel du willst an das Thor der Natur, sie wird dir nichts zurufen, weil sie stumm ist. Sie wird tönen und jammern, wie eine Darmsaite, auf Lieder warte nicht. Eine lebende Seele, — die wird dir Antwort geben, und vor Allem die Seele eines Weibes. Und darum, mein edler Freund, rathe ich dir, dich nach einer Gefährtin des Herzens umzusehen, und alle schwermüthigen Empfindungen werden sofort bei dir verschwinden. Das ist es, was uns „Noth thut", wie du sagtest. Diese Angst, diese Schwermuth, das ist ja Alles, wahrhaftig, in seiner Art eine Hungersnoth. Gib dem Magen die angemessene Speise und Alles wird bald in Ordnung sein. Nimm deine Stelle im Weltraume ein, werde ein lebender Körper, mein Bester. Und was ist denn, was nützt denn „die Natur"? Höre auf dies Wort: Liebe, ... was für ein kalter, schülerhafter Ausdruck! Und darum" (Schubin sagte es singend): — „es lebe Marja Petrowna! oder nein," setzte er hinzu, „nicht Marja Petrowna, nun, das bleibt sich ganz gleich."

Berßenjew erhob sich ein wenig und stützte sein Kinn auf die gekreuzten Arme. — „Wozu der Scherz," sagte er, ohne den Gefährten anzusehen, — „wozu der Spott? Ja, du hast Recht: Liebe — ist ein großes Wort, ein großes Gefühl . . . Von welcher Liebe aber sprichst du?"

Schubin richtete sich gleichfalls etwas auf. „Von welcher Liebe? Von welcher dir beliebt, sie muß aber da sein. Offen gestanden gibt es, meiner Ansicht nach,

keine verschiedenen Gattungen von Liebe. Wenn du wirklich liebst." . . . .

„Von ganzer Seele," warf Berßenjew ein.

„Nun ja, das versteht sich von selbst; die Seele ist kein Apfel, man kann sie nicht in Theile zerlegen. Wenn du also liebst, hast du auch Recht. Spotten wollte ich aber nicht. Mein Herz ist jetzt so zärtlich, so weich gestimmt . . . Ich wollte blos erklären, warum die Natur, wie du sagtest, einen solchen Eindruck auf uns hervorbringt. Das kommt, weil sie uns das Bedürfniß der Liebe erregt, und nicht im Stande ist, es zu befriedigen. Sie drängt uns sanft in andere, lebendige Umarmung, dann aber frohlockt und jubelt sie mit uns, sie wird deine Hymne mit ihrem Gesang begleiten, denn du hast ihr, der Stummen, die Sprache gegeben!"

Schubin sprang auf und ging einige Male auf und ab, Berßenjew seinerseits senkte den Kopf und sein Gesicht röthete sich leicht.

„Ich bin nicht ganz mit dir einverstanden," begann er, „nicht immer weist die Natur auf . . . . Liebe hin." (Dieses Wort kam nicht sogleich aus seinem Munde.) „Sie, die Natur, droht uns auch, sie mahnt uns an schreckliche . . . . . ja, an unergründliche Geheimnisse. Ist sie es nicht, die uns verschlingen soll, die uns fortwährend verschlingt? In ihr ist Leben und Tod; aus ihr redet ebenso laut Tod wie Leben."

„Auch in der Liebe ist Leben und Tod," unterbrach ihn Schubin.

„Und dann," fuhr Berßenjew fort, „wenn ich, zum Beispiel im Frühling in einem Walde, im Dickicht des Grüns mich befinde und mir däucht, ich höre die romantischen Töne von Oberons Horn," (Berßenjew empfand etwas wie Scham, als er diese Worte vorbrachte) — „wäre das wohl . . . ."

„Liebessehnen, Sehnen nach Glück, weiter Nichts!" warf Schubin ein. — „Auch mir sind jene Töne, jene Rührung, jene Erwartung bekannt, die im Schatten des Waldes, in dessen tiefstem Dickicht, oder auch wohl Abends auf freiem Felde, wenn die Sonne sich neigt und hinter dem Röhricht Nebel vom Flusse aufsteigen, die Seele beschleichen. Aber auch vom Walde wie vom Flusse, von der Erde wie vom Himmel, von jedem Wölkchen, jedem Grashalm erwarte und fordere ich Glück; ich spüre in Allem dessen Herannahen, überall höre ich sein Rufen. „Mein Gott, mein Gott ist licht und heiter!" das war der Anfang eines Gedichtes von mir; du wirst gestehen, der Vers ist schön, den folgenden habe ich nicht dazu finden können. Glück! Glück! so lange das Leben noch nicht abgelaufen ist, so lange wir noch alle unsere Glieder in unserer Gewalt haben, so lange es mit uns nicht bergab, sondern bergan geht! Hol's der Kukuk!" fuhr Schubin in einem plötzlichen Anfalle von Begeisterung fort, „wir sind jung, nicht mißgestaltet, nicht auf den Kopf gefallen: wir wollen uns das Glück erobern!"

Er schüttelte die Locken und blickte selbstbewußt und fast herausfordernd gen Himmel. Berßenjew erhob die Augen zu ihm.

„Als ob es nichts Höheres gäbe, als Glück," sagte er ruhig.

„Was denn, zum Beispiel?" fragte Schubin und blieb stehen.

„Nun, wir sind Beide, wie du sagst, jung, ehrliche Männer so zu sagen; Jeder von uns wünscht für sich Glück . . . . Ist aber wohl dieser Begriff: Glück, solcher Art, daß er uns Beide vereinigen, begeistern und zwingen könnte, einander die Hand zu bieten? Ist er nicht ein selbstsüchtiger, ein trennender Begriff?"

„Du kennst also wohl solche Begriffe, die vereinigen?"

„Gewiß, und es sind deren nicht wenig; auch du kennst sie."

„Wohlan denn, nenne mir diese Begriffe."

„Nun zum Beispiel: Kunst, — da du gerade Künstler bist, — Heimath, Wissenschaft, Freiheit, Gerechtigkeit."

„Und Liebe?" fragte Schubin.

„Auch Liebe ist ein vereinigender Begriff; aber nicht jene Liebe, nach welcher dich jetzt gelüstet: Liebe ist nicht — Genuß; — Liebe ist — Opfer."

Schubin machte ein saures Gesicht.

„Das paßt für Deutsche; ich will für mich selbst Liebe; ich will Nummer Eins sein."

„Nummer Eins?" wiederholte Berßenjew. — „Ich möchte glauben, Nummer Zwei zu werden — wäre die rechte Bestimmung unseres Lebens."

„Wenn Jeder deinem Rathe folgen wollte," äußerte Schubin mit kläglicher Grimasse, — „äße Niemand auf der Welt Ananas, ein Jeder überließe sie dem Nächsten."

„Daraus folgt, daß Ananas essen kein Bedürfniß ist; sei übrigens ohne Sorge: es wird immer Leute geben, die selbst das liebe Brod Anderen vom Munde nehmen."

Beide Freunde schwiegen einige Zeit.

„Neulich begegnete mir wieder Inßarow," nahm Berßenjew das Gespräch von neuem auf: — „ich habe ihn zu mir eingeladen; ich will durchaus, daß er mit dir . . . . . und auch mit Stachow's bekannt werde."

„Wer ist dieser Inßarow? Ach ja, jener Serbe oder Bulgare, von dem du mir gesprochen. Jener Patriot! Hat er nicht vielleicht dir alle diese philosophischen Ideen beigebracht?"

„Vielleicht."

„Ist das ein ungewöhnliches Individuum, wie?"

„Gewiß."

„Gescheit? Talentvoll?"

„Gescheit? . . . ja: talentvoll? . . . weiß nicht, glaube nicht."

„Nicht? Was ist denn Merkwürdiges an ihm?"

„Du wirst es sehen. Für jetzt aber, denke ich, ist es Zeit, daß wir gehen. Anna Wassiljewna wartet vermuthlich auf uns. Wieviel ist es an der Zeit?"

„Ueber Zwei. Komm! Welche Hitze! Diese Unterhaltung hat mir alles Blut entzündet. Auch du warst einen Augenblick . . . nicht umsonst bin ich

Künstler: ich bemerke Alles. Gestehe, ein Weib steckt dir im Kopfe!" . . . .

Schubin wollte Berßenjew in die Augen blicken, dieser wandte sich jedoch ab und verließ seinen Platz unter der Linde. Schubin folgte ihm, nachlässig-graziös auf seinen zierlichen Füßchen dahinschreitend. Berßenjew's Gang war linkisch, er zog beim Gehen die Schultern hoch hinauf und streckte den Hals vor; und doch hatte er mehr das Aussehen eines ordentlichen Menschen als Schubin; er war mehr Gentleman, würden wir sagen, wenn dieses Wort nicht verbraucht wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Von Orleans nach Orleans.

Von Hermann Vogel.

V.

Der Tag von Dreux.

Am 16. November befand sich das Hauptquartier des Großherzogs von Mecklenburg in Epernon. Eine Compagnie Sechsundsiebenziger, echte Hamburger Jungens, hatte die Ehrenwache. Die hanseatische Brigade lag eine Meile seitwärts in Maintenon. Unsere Cavalerie-Patrouillen streiften nördlich bis Rambouillet und hatten so, wenn auch nur lose, die Verbindung mit der Belagerungsarmee von Paris, die ihre Patrouillen bis nach demselben Ort sandte, hergestellt. Im Laufe des Nachmittags kamen viele Hanseaten nach Epernon. Sie hatten schon Anstrengungen genug erduldet, waren schon mancher Entbehrung ausgesetzt, auch schon mehr als einmal, vor Toul und vor Paris, im Feuer gewesen, aber einen größeren Kampf, eine eigentliche Schlacht hatten sie noch nicht mitgemacht. Sie sehnten sich, endlich zu zeigen, daß sie den Vollpreußen nicht an Muth und Tapferkeit nachständen. Ein junges Mädchen kann sich nicht mehr nach dem ersten Ball sehnen, als sich die Hamburger und Bremer auf die erste ordentliche Schlacht freuten. Für den folgenden Tag erwarteten sie endlich auf's Bestimmteste den langverheißenen größeren Zusammenstoß. Mr. Oliphant, welcher dem Großherzog einen Besuch abgestattet hatte, bestätigte, daß auch im Generalstab Alles auf eine Schlacht gefaßt sei. Welche Armee uns gegenüberstehe, ob die West- oder Nordarmee oder gar die Loire-Armee, darüber hatten die Herren im Hauptquartier eine verschiedene Ansicht. Sicher wußte man nur, daß Dreux in Feindeshänden sei und man hoffte, dort an dem Grabe der Orleans frische Siegeslorbeeren pflücken zu können.

Alles deutete an diesem Tage auf ein wichtiges Ereigniß. Der Stab brach schon zeitig von Epernon auf und ritt in der Richtung auf Dreux vor. Die Bewohner von Epernon standen in dichten Gruppen und debattirten und gestikulirten, stets das beste Zeichen, daß etwas in der Luft liegt. Als wir die Stadt verlassen, erzählte uns denn auch unser Versailler Kutscher, daß die Epernoner den Anmarsch einer fünfmalhunderttausend Mann starken Armee erwarteten. Obgleich darnach die gänzliche Aufreibung der Deutschen unzweifelhaft war, setzten wir unsere Fahrt dennoch ohne Furcht fort. Nach einigen kleinen Orten, die noch die Spuren von Kämpfen trugen, welche hier schon vor 6 Wochen stattgefunden, erreichten wir Maintenon. Die Ruinen des kolossalen von Ludwig XIV. begonnenen, aber nie vollendeten Aquäductes starrten uns, ein trauriges Denkmal alter Macht und Herrlichkeit, unheimlich an. Der Name des Städtchens allein schon weckte eine Menge Erinnerungen. Ludwig XIV. war trotzdem, wie könnte man heute daran zweifeln, ein großer Monarch. Vor ihm zitterte Europa, das wiegt Alles auf. Wer die Welt beherrschen will, muß das Wort Recht aus seinem Lexikon streichen. Die Rechte des eigenen Volkes dürfen ihn so wenig kümmern wie die Rechte der Nachbarvölker.

Gern wäre ich ein Stündchen in Maintenon geblieben, mir das alte Schloß anzusehen, wo einst die mächtigste Frau Europas residirte, wo die Kirche den Bund Ludwig's XIV. mit Madame Scarron legitimirte. Jedoch die Nachricht, daß die Hanseaten schon früh Morgens abgerückt seien, mit dem Befehl, Dreux zu stürmen, mahnte uns zur Eile. Um keinen Preis durften wir den erwarteten großen Zusammenstoß versäumen und so unterließen wir es, der Madame Maintenon eine Stunde der Erinnerung zu weihen.

Durch eine freundliche Hügellandschaft fahrend, erreichten wir in kurzer Zeit Nogent le Roi. Mecklenburger Granadiere bildeten die Besatzung des Städtchens, das ein sehr friedliches Aussehen hatte. Die Läden waren meistens geöffnet und ohne Mühe fanden wir im Cheval blanc ein gutes Unterkommen. Wir wollten anfangs nur eine kurze Rast halten; als wir jedoch hörten, daß sich auch der Großherzog sammt seinem ganzen Stab noch in der Stadt befände, beschlossen wir vor der Hand zu bleiben. Mr. Oliphant meinte nämlich, aus der Anwesenheit des Stabes in der Stadt den Schluß ziehen zu dürfen, daß es für heute zu keinem entscheidenden Schlage mehr kommen werde. Der Adjutant des Großherzogs bestätigte diese Auffassung, stellte aber für den folgenden Tag große Dinge in Aussicht. Wir waren darum einigermaßen überrascht, als wir zwischen 2 und 3 Uhr in der Richtung von Dreux lebhaften Kanonendonner vernahmen. Als gewissenhafte Reporter wußten wir jedoch, was zu thun: wir ließen anspannen und ehe eine halbe Stunde vergangen war, befanden wir uns auf der Straße nach Dreux. Die Kanonade war sehr heftig, doch schien uns der Schall jetzt von mehreren Seiten zu kommen. In der That waren, wie ich später erfuhr, die 17. und 22. Division engagirt; die Siebenzehner fochten bei Dreux und die Zweiundzwanziger bei Marville und Chateauneuf. Eine sich links von uns hinziehende Hügelkette, von der wir die ganze Gegend übersehen zu können hofften, bewog uns, die große Straße zu verlassen. Wir wurden dadurch zu einem Umweg veranlaßt, der Ursache war, daß es bereits dunkelte, als Dreux in unseren Gesichtskreis kam. Ein paar Leichtverwundete theilten uns Näheres über den hier stattgehabten Kampf mit. Der Feind

war nach kurzem Widerstand auf Dreux zurückgeworfen worden; augenblicklich wurde um die Stadt selbst gekämpft. Das Ende des Tages, ward uns versichert, sei nicht zweifelhaft; alle Anstrengungen der Franzosen seien nur noch darauf gerichtet, ihren Rückzug zu decken. Da wir unsere Sachen in Nogent zurückgelassen hatten und wir auch dort allein auf eine Beförderung unserer Correspondenz rechnen konnten, hielten wir es für gerathen, umzukehren, uns nähere Erkundigungen für den folgenden Tag vorbehaltend.

Im Cheval blanc war große Tafel. Der Großherzog und sein Stab stärkten sich für die durch Oberst Krentzki auf den folgenden Tag festgesetzte große Schlacht. Wir fanden in einem kleinen Cabinet ein bescheidenes Plätzchen und ein gutes Diner, von dem es mir, trotzdem ich es mit meinem Geld theuer genug bezahlen mußte, gleichgültig war, ob es aus den Resten der großherzoglichen Tafel bestand.

Es war sehr gut, daß die Franzosen schon am 17. ihre Positionen aufgegeben hatten; am folgenden Tage war ein so dichter Nebel, daß aus der Entscheidungsschlacht doch nichts hätte werden können. Deutsches Blut floß übrigens auch am 18. November, ja mehr als am Tage zuvor. Der Sieg vom 17., wo der Feind „bei Dreux auf der ganzen Linie geschlagen“ wurde, wie das officielle Telegramm irrthümlicher Weise berichtete, kostete uns an Todten und Verwundeten nur 38 Mann, während wir am 18. allein in dem Waldgefecht bei Chateauneuf über 100 Mann verloren. Warum die geringeren Kämpfe des 17. um Dreux als ein glänzender entscheidender Sieg, die des 18. nur als siegreiches Gefecht nach Versailles gemeldet wurden, verstehe ich nicht.

Nicht alle waren während dem Marsche des 18. November so glücklich wie das 2. bayerische Regiment, das, nach Maixme bei Chateauneuf bestimmt, dort ankam, wie die Franzosen eben mit der Bereitung ihrer Menage beschäftigt waren. Adjutant Fortenbach, der seinem Bataillon voranritt, wurde zwar, als es sich dem Orte näherte, durch Nebel und Dunkelheit mit einem „Qui vive“ empfangen. Er antwortete jedoch entschlossen mit einem „Soldat français“ und ehe die Schildwache noch daran gedacht, sich näher nach dem französischen Soldaten zu erkundigen, war sie ihrer Waffen beraubt und Gefangene des tapfern Offiziers. Langsam und geräuschlos rückten dann die Bayern in das Dorf, wo die meisten der überraschten Franzosen kaum noch Zeit hatten, an die Flucht zu denken. Weit schlimmer erging es dem zur Division Wittich gehörenden 32. Regiment, das, als es im Nebel ruhig auf der Landstraße von Chateauneuf nach Ardelles marschirte, plötzlich von mehreren rasch aufeinanderfolgenden Salven empfindlich begrüßt wurde. Die waderen Zweiunddreißiger ließen sich durch die Kugeln nicht abhalten, vorzurücken. Sie stürmten Ardelles, steckten die Häuser, aus denen geschossen wurde, in Brand und marschirten, als sich die letzten Feinde geflüchtet hatten, weiter auf Digny, erhielten jedoch, da der Ort noch von Franzosen besetzt war, auf dem Marsch Befehl, zwischen Digny und Ardelles Bivouak zu beziehen. Nach den Zweiunddreißigern kamen die Fünfundneunziger nach Ardelles, ungehindert gelangten sie durch das brennende Dorf. Als jedoch die erste Compagnie noch keine hundert Schritt über den Ort hinaus war, wurden plötzlich von allen Seiten Kugeln auf sie gesandt, von denen es bei dem Nebel und der Dunkelheit unmöglich war zu erkennen, woher sie kamen. Ein Offizier ward schwer verwundet, mehrere Soldaten wurden theils getödtet, theils verwundet. Den Fünfundneunzigern blieb für die Nacht nichts Anderes übrig, als neben den Zweiunddreißigern Bivouak zu beziehen. Aehnlich erging es vielen bayerischen Regimentern. Die Dörfer, die ihnen für heute als Quartier angewiesen, standen entweder in Flammen oder waren noch von Franzosen besetzt, welche daraus in der Dunkelheit zu vertreiben jedenfalls zu viel Blut gekostet haben würde, und so mußte man sich, wollte man nicht die ganze Nacht auf den Beinen bleiben, zum Bivouakiren entschließen. Das geschah denn auch; die Soldaten warfen sich, den Nebel als Decke nehmend, auf die feuchte Erde.

Bedeutender und auch ruhmvoller war jedenfalls der mehrstündige Kampf, in dem zwei Bataillone des 94. Regiments, die Weimaraner, mit der französischen Nachhut im Walde von St. Jean rangen, doch davon im nächsten Brief, welcher der tapferen 22. Division gewidmet sein soll.

Miscellen.

(„Chauvinismus“.) Wiederholten Anfragen gegenüber wiederholt die „Kreuzzeitung“, daß es für die Bezeichnungen „Chauvinismus“ und „Chauvinist“, für die eigenthümliche französische Rheinländergier und kriegerische Ueberspanntheit zwei Erklärungen gebe. Nach der ersten komme Chauvin von König Charles le Chauve (Calvus), Karl dem Kahlen, her, weil die Staatsschrift der Reunionskammern, durch welche Ludwig XIV. die Wegnahme von Metz, Toul und Verdun rechtfertigen ließ, die Ansprüche Ludwigs XIV. von Karl dem Kahlen herleitete. Ungerechtes Verlangen also nach deutschem Lande war damals Chauvinisme. — Wahrscheinlicher aber sei die Ableitung von dem Oberstlieutenant Chauvin, der 1814 bei der französischen Loirearmee stand und in zahlreichen Zeitungsartikeln gegen jeden Frieden protestirte, der Frankreich nicht die Rheingrenze lasse; seitdem haben mehrere Schriftsteller, welche eine ähnliche Politik verfolgten, ihre Artikel mit dem Namen Chauvin unterzeichnet, bis man endlich diese ganze Art Chauvinisme genannt. — Beide Auslegungen der „Krztg.“ sind wohl nicht ganz zutreffend, bemerkt hiezu die „A. Z.“. Die in Frankreich allgemein bekannte Entstehungsgeschichte des Worts findet sich in Bescherelle's „Dictionnaire national“ I. Band; hier wird allerdings von mythischen Soldaten Namens „Chauvin“ gesprochen, die nach der im Jahr 1815 erfolgten Auflösung der Loire-Armee sich dadurch bemerklich machten, daß sie für Alles, was auf Napoleon Bezug hatte, eine grenzenlose Bewunderung und kindische Leichtgläubigkeit an den Tag legten; recht volksthümlich wurde die Gestalt des „Chauvin“ aber erst durch das Scribe'sche Stück „Le soldat laboureur“, dessen komischer Held Chauvin mit jener unschuldigen Schwärmerei ausgestattet ist. Charlets geistreiche Lithographien machten die Figur noch populärer. Jedenfalls hat das Wort „Chauvinismus“ früher keine hochpolitische Bedeutung gehabt, wie die „Krztg.“ annimmt.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 18. Speyer, Samstag, den 11. Februar 1871.

Zeitgedichte.

*** Am Sonntag den 29. Januar 1871.**
(Capitulation von Paris.)

Wie zur Siegs- und Friedensfeier
Glänzt Natur im Festgewand,
Mild verklärt durch trüben Schleier
Sonnenglanz das weite Land.

Durch die heil'ge Sonntagsstille
Dröhnet fern Kanonenschlag,
Hoher Wonnen reiche Fülle
Kündet er am Segenstag.

Durch die Thränen banger Trauer
Strahlet manches Aug' verklärt,
Während es wie Frühlingsschauer
Durch viel tausend Herzen fährt.

Bis in's kleinste Dörflein wallen
Fahnen, klinget Freudenschrei'n,
Während tausend Flinten knallen
Siegesfreud' in's Land hinein.

Endlich ist die Stadt gefallen,
Die getrotzt dem Wall von Erz
Lang — die stolzeste von Allen:
Sie, des stolzen Volkes Herz!

Möchte sie sich Dem auch beugen,
Der als Boten uns gebraucht,
Ihr die Wahrheit zu bezeugen,
Daß vor Ihm nicht Hochmuth taugt.

Nun getrost, ihr bangen Seelen,
Da das trotz'ge Herz erlag,
Wird der volle Sieg nicht fehlen,
Nah'n des Friedens goldner Tag!

Die mit ihrem Blut bezahlet
Solchen Sieg, noch lang beweint:
Seht, wie schön ihr Name strahlet!
Und wie bald sind wir vereint!

Ch. Böhmer.

Am Vorabend.

Novelle von **Iwan Turgenjew.**

(Fortsetzung.)

II.

Die jungen Leute stiegen zum Flusse hinab und gingen an dessen Ufer weiter. Vom Wasser wehte Kühle ihnen entgegen und das leise Plätschern der kleinen Wellen schlug angenehm an ihr Ohr.

„Ich möchte gern wieder baden," sagte Schubin, „fürchte aber zu spät zu kommen. Sieh doch das Wasser an, es scheint uns zu locken; die alten Griechen hätten eine Nymphe darin gesehen. Wir aber sind keine Griechen, — wir sind dickhäutige Scythen!"

„Wir haben unsere Nixen," bemerkte Berßenjew.

„Zum Henker mit deinen Nixen! Wozu nützen mir, dem Bildhauer, diese Ausgeburten einer eingeschüchterten, starren Phantasie, diese in dicker Bauernstubenluft und im Dunkel der Winternächte ausgebrüteten Gestalten? Ich brauche Licht, Raum .... Wann, o mein Gott, werde ich Italien sehen? Wann." ....

„Du willst wohl sagen Kleinrußland?"

„Schäme dich, Andrei Petrowitsch, mich an einen dummen Streich zu erinnern, den ich ohnehin bitter bereue. Nun ja, ich war ein Narr; die vortreffliche Anna Wassiljewna gab mir Geld nach Italien zu reisen und ich bin zu diesen Schöpsen, den Kleinrussen gefahren, um Mehlklößchen zu essen und ...."

„Brauchst nicht weiter zu sprechen," unterbrach ihn Berßenjew.

„Und dennoch kann ich sagen, das Geld war doch nicht ganz weggeworfen. Ich habe dort solche Typen, besonders weibliche, gefunden .... Freilich, ich weiß es, außerhalb Italiens gibt's kein Heil!"

„Du kannst nach Italien reisen," sagte Berßenjew, ohne sich umzuwenden, — „und wirst doch nichts schaffen. Wirst nur mit den Flügeln schlagen und doch nicht fliegen. Wir kennen Euch."

Ein junges Mädchen in breitem Strohhute, mit einem rosenfarbigen Sonnenschirm in der Hand, zeigte sich in diesem Augenblicke auf dem Fußwege, auf welchem die Freunde dahingingen.

„Was sehe ich aber? Selbst hier kommt die Schönheit uns entgegen! Der reizenden Zoë entbietet seinen Gruß der bescheidene Künstler!" rief plötzlich Schubin, theatralisch den Hut schwenkend.

Das junge Mädchen, dem diese Anrede galt, blieb stehen, drohte ihm mit dem Finger und sagte, nachdem beide Freunde an sie herangekommen waren, mit heller Stimme und etwas schnarrend:

„Warum kommen Sie denn nicht zum Essen, meine Herren? der Tisch ist gedeckt."

„Was höre ich," rief Schubin, die Hände zusammenschlagend. „Hätten Sie sich wirklich, reizende Zoë,

bei dieser Hitze herausgewagt, nur um uns aufzusuchen? Muß ich so den Sinn Ihrer Worte deuten? Sagen Sie, wäre es möglich? Oder nein, besser, Sie sprechen das Wort nicht aus: die Reue würde mich auf dem Fleck tödten."

„Ach, hören Sie auf, Pawel Jakowlewitsch," erwiderte nicht ohne Unwillen das junge Mädchen, — „warum sprechen Sie nie im Ernste zu mir? Ich werde böse werden," setzte sie mit koketter Miene hinzu und warf die Lippen auf.

„Sie werden mir nicht zürnen, ideale Zoë Nikidischna; Sie werden mich nicht in den finstern Abgrund wahnsinniger Verzweiflung stürzen wollen. Im Ernste zu sprechen ist mir aber unmöglich, denn ich bin kein ernsthafter Mensch."

Das junge Mädchen zuckte die Achseln und wandte sich zu Verßenjew.

„So ist er immer, behandelt mich wie ein Kind, und ich bin schon über achtzehn Jahre alt. Ich bin schon ein erwachsenes Mädchen."

„O Gott!" seufzte Schubin und verdrehte die Augen. Verßenjew lächelte still. Das Mädchen stampfte mit dem Fuße.

„Pawel Jakowlewitsch, Sie werden mich böse machen. Helene hat mich begleiten wollen," fuhr sie fort, — „ist aber im Garten geblieben. Sie hat sich vor der Hitze gefürchtet — ich fürchte aber die Hitze nicht. Kommen Sie!"

„Sie ging auf dem Fußwege voran, den Körper bei jedem Schritte hin und her wiegend und mit dem schönen Händchen in schwarzem Halbhandschuh die langen, weichen Locken aus dem Gesichte zurückstreichend.

Die Freunde folgten ihr und waren einige Augenblicke darauf vor einem der vielen Landhäuser in der Umgegend Kunzowo's angekommen. Es war ein kleines hölzernes Haus mit einem Erker, von hellrothem Anstrich, das inmitten eines Gartens lag und still aus dem Grün der Bäume hervorguckte. Zoë war die Erste am Pförtchen, sie machte es auf, lief in den Garten und rief: „Ich habe die Herumstreicher zurückgebracht!" Ein junges Mädchen von blassem und ausdrucksvollem Gesichte erhob sich von einer Bank in der Nähe des Gartenweges, und an der Schwelle des Hauses zeigte sich eine Dame in violettem seidenem Kleide. Sie hielt gegen die Sonne ein gesticktes Battisttuch vor die Stirne und lächelte schmachtend und träge.

III.

Anna Wassiljewna Stachow, geborene Schubin, blieb, sieben Jahre alt, als vater- und mutterlose Waise und Erbin eines ziemlich beträchtlichen Vermögens zurück. Sie hatte sehr reiche und sehr arme Verwandte; die armen von väterlicher, die reichen von mütterlicher Seite: den Senator Wolgin, die Fürsten Tschikurazow. Fürst Ardation Tschikurazow, der ihr zum Vormund bestimmt wurde, gab sie in die beste Pension Moskau's, und als sie die Anstalt verließ, nahm er sie zu sich in's Haus. Er lebte auf großem Fuße und gab im Winter Bälle. Anna Wassiljewna's Mann, Nicolai Artemjewitsch Stachow, eroberte sich seine Gattin auf einem jener Bälle, wo dieselbe in einem rosenfarbenen Anzuge und Kopfputz aus kleinen Röschen erschienen war. Sie bewahrte diesen Kopfputz noch auf . . . .

Nicolai Artemjewitsch Stachow, Sohn eines verabschiedeten Capitains, der, 1812 verwundet, eine einträgliche Anstellung in Petersburg bekommen hatte, bezog, sechzehn Jahre alt, die Junkerschule und trat in die Garde. Er war hübsch von Gestalt, gut gebaut und galt fast für den besten Tänzer auf den Tanzkränzchen des Mittelstandes, die er vorzugsweise besuchte; in der hohen Welt hatte er nicht Zutritt. Von Jugend auf schwärmte er für zwei Dinge: Flügeladjutant zu werden und eine vortheilhafte Heirath zu schließen. Dem ersteren entsagte er bald, dafür aber behielt er desto fester letzteres im Auge. Zu diesem Zwecke fuhr er jeden Winter nach Moskau. Stachow sprach ziemlich fertig französisch und wurde, da er kein ausschweifendes Leben führte, für einen Philosophen gehalten. Schon als Fähnrich liebte er eifrig zu disputiren, ob, zum Beispiel, ein Mensch wohl in seinem Leben alle Punkte der Erde bereisen, oder ob er wohl erfahren könne, was auf dem Boden des Meeres vorgehe — und war stets der Meinung, es sei unmöglich.

Stachow war fünf und zwanzig Jahr alt, als er Anna Wassiljewna kaperte; er nahm seinen Abschied und zog auf's Land, um sein Gut zu bewirthschaften; da die Bauern ihm jedoch zinspflichtig waren, so ward er dieser Beschäftigung bald überdrüssig, und zog nach Moskau, wo seine Frau ein Haus besaß. In seiner Jugend hatte er keinerlei Spiel gespielt, nun aber bekam er eine Leidenschaft für's Lotto, und als dieses verboten ward, weil sich zahlreiche Familienväter ihm Tage lang hingaben und bedeutende Summen verloren, für Whist. Zu Hause fühlte er Langeweile. Er machte die Bekanntschaft der Augustine Christianowna, einer Wittwe deutscher Abkunft und verbrachte bei ihr fast seine ganze Zeit. Den Sommer 1853 ging er nicht nach Kunzowo auf's Land; er blieb unter dem Vorwande, Mineralwasser zu brauchen, in Moskau — in Wahrheit jedoch, weil er sich nicht von seiner Wittwe trennen konnte. Er sprach übrigens auch mit ihr wenig, und stritt meistens mit ihr darüber, ob man wohl die Witterung vorausbestimmen könne und dergleichen mehr. Es nannte ihn einmal Jemand einen Frondeur; diese Benennung gefiel ihm sehr. „Jawohl," dachte er selbstgefällig, die Mundwinkel herabziehend und sich langsam schaukelnd, „es ist nicht leicht, mich zu befriedigen; mich führt man nicht so leicht an." Das Frondiren Stachow's bestand aber einfach darin, daß er zum Beispiel, wenn Jemand von Nerven sprach, fragte: „Und was nennen Sie Nerven?" oder wenn in seiner Gegenwart von den Fortschritten der Astronomie die Rede war, er dazwischen warf: „Und glauben Sie an Astronomie?" Wollte er seinen Gegner gänzlich vernichten, dann sagte er: „Das sind Alles nur Phrasen." Man muß gestehen, daß dergleichen Argumente, vielen Leuten (wie es selbst heut zu Tage noch vorkommt) unumstößlich

schienen; Stachow hatte aber gewiß keine Ahnung davon, daß Augustine Christianowna in ihren Briefen an ihre Cousine Theolinde Petersilius, ihn „Mein Pinselchen“ nannte.

Nicolai Artemjewitsch's Frau, Anna Wassiljewna, war ein kleines mageres Weibchen mit feinen Gesichtszügen, zu Gemüthsbewegungen und Schwermuth geneigt. In der Erziehungsanstalt hatte sie Musik getrieben und Romane gelesen, später aber beides aufgegeben; dann hatte sie sich mit ihrem Putze beschäftigt, aber auch diesen bei Seite gelegt; zuletzt war es die Erziehung ihrer Tochter, die sie zu übernehmen gedachte, doch es versagten ihr die Kräfte auch hierin und sie überließ diese Sorge einer Gouvernante; das Ende von Allem war, daß sie weiter nichts mehr that, als sich ihrer Trauer und stillen Gemüthsbewegung hinzugeben. Helena Nicolajewna's Geburt zerstörte ihre Gesundheit, sie gebar keine Kinder mehr. Anna Wassiljewna betrübte die Untreue ihres Gatten sehr; es schmerzte sie besonders, daß er einmal durch List seiner Geliebten ein Paar graue Pferde aus ihrem eigenen Gestüte geschenkt hatte. In's Gesicht machte sie ihm niemals Vorwürfe, insgeheim aber beklagte sie sich über ihn bei allen Hausgenossen, selbst bei ihrer Tochter. Anna Wassiljewna liebte nicht Besuche zu machen; sie hatte es gern, wenn irgend ein Gast bei ihr saß und ihr Etwas erzählte; blieb sie allein, dann fühlte sie sich sogleich unwohl. Sie besaß ein sehr liebevolles und gefühlvolles Herz. Das Leben aber hatte sie sehr bald aufgerieben.

(Fortsetzung folgt.)

Von Orleans nach Orleans.

Von **Hermann Vogel.**

VI.

Bei den Zweiundzwanzigern.

In Chateauneuf en Thymerais, wohin das Hauptquartier des Großherzogs am Tage nach dem „Siege von Dreux“ verlegt wurde, fanden wir bei einer reichen und liebenswürdigen Wittwe ein ausgezeichnetes Quartier. Wir hatten, was wir zu unserer Bequemlichkeit nur wünschen konnten: Springfedernbetten, schwere Teppiche, bequeme Fauteuils, elegante Damastvorhänge, ja sogar ein mit allem Comfort ausgestattetes Toilette- und Badezimmer. Dabei suchten Frau und Dienerschaft uns in jeder Weise gefällig zu sein; zwar konnten sie uns, obgleich es mit dem Keller noch leidlich stand, in Bezug auf die Küche wenig bieten. Es fehlte das Wichtigste: Fleisch und Brod; als wir jedoch, durch die Freundlichkeit der Intendantur dazu in Stand gesetzt, beides lieferten, bereitete man uns ein gutes Diner, dem auch die beiden bayerischen Generalstabsoffiziere, die mit uns im Quartier lagen, Gerechtigkeit widerfahren ließen. Die Kämpfe des gestrigen Tages bildeten bei Tisch natürlich das Thema unserer Unterhaltung. Daß man dieselben officiell als eine entscheidende Schlacht feiern würde, ahnte Keiner von uns. Nach dem, was der Bruder unserer Wirthin uns sagte, und nach allem, was wir selbst zu beobachten Gelegenheit gehabt, wollte es uns sogar scheinen, als ob die Truppen, die gestern bei Dreux geworfen, und diejenigen, mit welchen die 22. Division bei Chateauneuf engagirt gewesen, nicht die Vorhut einer auf Paris marschirenden Armee, sondern die Nachhut gegen Süden zur Verstärkung Aurelles Paladine's abrückender Heeresabtheilungen gewesen seien.

Wir erörterten noch die Gründe für und wider solch eine Auffassung, als es auf der bis dahin stillen Straße sehr lebendig wurde. Neue Truppen waren eingerückt. Wir hatten, um uns zu erkundigen, was es gebe, nicht nöthig, hinauszugehen. Heftiges Pochen an die Thür veranlaßte das schleunige Oeffnen derselben. Preußische Soldaten drängen ein und verlangten Quartier. Der Protest unserer Wirthin, daß sie bereits vier Offiziere sammt ihren Bedienten in Logis habe, fand keine Beachtung: im zweiten Stock war noch Platz genug, um 60 Mann unterzubringen. Die Soldaten, Sachsen-Weimaraner vom 94. Regiment, hatten wahrlich gerechten Anspruch auf gutes Quartier — sie kamen von einer harten Blutarbeit. Sie hatten sich den halben Tag draußen im Wald mit den Franzosen herumschlagen müssen und sehnten sich jetzt nach einem trockenen Lager, nach einem tüchtigen Feuer und einer guten warmen Suppe. Sie quartirten sich denn auch ein, wo sie Platz fanden, sie ließen sich keine Zeit zu fragen, ob das was sie thaten, der Wirthin genehm sei oder nicht. Was man geeignet hielt, sich ein bequemes Lager zu bereiten, ward genommen: Stroh und Heu, Decken und Teppiche, kunstvoll gestickte Sophakissen und Stuhlpolster. Die Frau mußte froh sein, daß doch wenigstens in den von uns und den Offizieren bewohnten Zimmern nicht Alles um und um gekehrt wurde. In dem großen im Geschmack Ludwigs XIV. angelegten Garten loderten hinter Taxushecken mächtige Feuer empor. Der Hunger war größer als die Müdigkeit; ehe man sich legte, wollte man etwas Warmes genießen. Während die Menage in den Kesseln brodelte, unterhielt ich mich mit den Soldaten. Trotzdem sie Sieger, war ihre Stimmung keine freudig gehobene. Sie waren verdrossen und ingrimmig. Der gutmüthig sanfte thüringische Dialect contrastirte eigenthümlich mit ihren blutigen Reden. Sie schimpften natürlich auf die Franzosen und gelobten, diesen Buschkleppern keinen Pardon mehr geben zu wollen. Indessen sehnten sich Alle nach Frieden, jeder hatte genug von dem Krieg und gerade aus dieser Friedenssehnsucht erwuchs ja ihre Wuth gegen die Franzosen.

Der heutige Kampf war ein eben so mörderischer gewesen wie die Aufgabe, die sie zu lösen gehabt, eine gefährliche. Beauftragt, den Wald zwischen St. Jean und Chateauneuf zu durchsuchen, kamen sie bis auf 150 Schritt in die Nähe des Feindes, den sie erst bemerkten, als er ihnen durch den Nebel eine verderbenbringende Salve entgegensandte. Es waren Linientruppen gewesen, die in guten Verschanzungen über eine Stunde festgestanden, ja sogar einen Bajonnett-

angriff ausgehalten, sich schließlich aber durch eine Umgehung ihres linken Flügels zum Aufgeben der Position gezwungen gesehen hatten. Sie wurden aus dem Walde hinaus ins Freie getrieben. Doch kamen nicht Alle so weit — mehr als zwanzig wurden von den durch den langen Widerstand erbitterten Deutschen am Rande des Waldes mit dem Kolben niedergeschlagen. Die Offiziere hatten Mühe, dem Wüthen Einhalt zu thun — wenn sie nicht dazwischen getreten wären, würde man Alle, die um Pardon flehten, niedergeschlagen haben. So wurden doch noch 120 Gefangene gemacht. Warum man so grausam gegen die besiegten Feinde, die doch reguläre Truppen waren und sich keiner Verletzung des Völkerrechts schuldig gemacht hatten, das ist eine jener Fragen, deren Beantwortung sich für den von selbst ergibt, der da weiß, was der Krieg ist. Es müssen besonders bevorzugte, hochgebildete Naturen sein, welche, trotzdem sie im Dienst des legitimirten Massenmordes stehen, den demoralisirenden Einwirkungen ihres Bluthandwerkes selbst im Moment des Affectes Widerstand zu leisten vermögen.

Tags darauf gingen wir nach der Stätte des Kampfes. Der Forst, in welchem die Vierundneunziger ihre blutige Arbeit verrichtet hatten, beginnt eine Meile südlich von Chateauneuf und zieht sich eben so weit nördlich über die Stadt hinaus. Wir brauchten keine zweihundert Schritt, um in den Wald zu kommen. Der Weg, den wir gingen, war durch zahlreiche Barrikaden und Verhaue gekreuzt; auch in den Seitenwegen sahen wir überall Vertheidigungsmaßregeln. Der ganze Wald schien eine Festung. Am stärksten freilich war die Nordseite verschanzt; hier hatte man förmliche Pallisaden aufgeführt, davor zogen sich 4 bis 5 Fuß tiefe Gräben hin. Hier auch hatte der Feind allein an eine Vertheidigung gedacht. Noch sah ich überall die Spuren des gestrigen Gefechtes: große Blutlachen, weggeworfene Waffen, preußische Helme und französische Käppis. Preußische Sanitätsleute forschten, ob noch irgendwo in einem abgelegenen Winkel ein Verwundeter liege. Ein kleines Dorf, das hier unmittelbar an den Wald stößt, oder vielmehr halb in demselben liegt, barg mehrere schwerverwundete Franzosen. Sie waren ohne ärztliche Pflege zurückgelassen worden. Die Preußen thaten ein Werk der Menschenliebe, als sie die Armen in ihren Ambulancen nach Chateauneuf schafften.

An der Straße, die von Torcey, so heißt das Walddorf, auf die große Chaussee führt, lagen noch unbeerdigt die Opfer des gestrigen Tages, 8 Deutsche und 32 Franzosen. Ein Fähnrich, dessen jugendliches Gesicht der erste Flaum umrahmte, und der den Kopf an einen moosbewachsenen Baumstumpf gelehnt, wie schlafend dalag, fesselte meine Aufmerksamkeit. Ich erkundigte mich nach ihm und hörte, daß es ein echtes Soldatenkind gewesen, ein Enkel des Generals Bülow von Dennewitz. Sein Traum von Ruhm und Lorbeeren war kurz gewesen, doch starb er tapfer, würdig des Namens, den er trug. Wenige Minuten, ehe ihn die Todeskugel traf, hatte ihm sein Hauptmann, als er der Erste eine Barrikade erstiegen, zugerufen: „Bülow, das verdient das eiserne Kreuz!"

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Paris, 22. Jan. Unter den jugendlichen Opfern einer der letzten Nächte befanden sich sieben kleine Buben, alle im Alter unter zehn Jahren, die in der Ecole des Freres Chretiens des lateinischen Viertels in Pension waren. Als ich am Morgen vor der Nacht, in welcher sie ihren Tod gefunden, an dem Institute vorüberging, — ich machte einem Freunde, der durch Bombensplitter verwundet worden war, einen Besuch — wurde meine Aufmerksamkeit auf die Kinder gelenkt, durch das fröhliche Lachen, mit welchem sie während der Spielstunde sich im Hofraume herumtummelten. Ihre sorglose Heiterkeit stach sonderbar von der leblosen Stille der fast ganz verödeten Umgebung ab, welche blos gelegentlich durch das Krachen einer Tod und Verderben sendenden Bombe unterbrochen wurde. Am nächsten Morgen erfuhr ich, daß gegen Mitternacht, da mehrere Bomben in der Nähe des Hauses niedergegangen waren, die Freres in den Schlafsaal der Knaben hinabgeeilt waren, um ihre schlafenden Schutzbefohlenen zu wecken und zu größerer Sicherheit in den Kellern unterzubringen. Ungefähr die Hälfte derselben — es waren dies die älteren Zöglinge — hatte schon den Saal verlassen; bei den jüngeren ging das Wecken schwieriger; noch rieben sie ihre Augen und begriffen nur mit Mühe, warum sie zu so ungewöhnlicher Stunde die Betten verlassen sollten, als eine Bombe durch das Dach in's Zimmer drang, es mit Rauch und Feuer füllte, und mit schrecklichem Getöse zersprang; zwischen dem betäubenden Knalle hindurch hörte man deutlich die Schreckensrufe der Kleinen, untermengt mit dem Schreien: Mama! Mein Gott! Mein Gott! Darauf folgte eine grausige Stille. Sieben von den armen Kleinen waren in die Ewigkeit geschleudert worden, und die Uebrigen — sechs an der Zahl, waren mehr oder weniger schwer verletzt worden.

Kairo, 15. Jan. Der Grazer „Tagespost" wird von hier Folgendes geschrieben: So eben theilt mir Professor Brengsch mit, daß man bei dem Städtchen Dell-el-Jahud (zu Deutsch: Judenhügel), zwei Stunden Eisenbahnfahrt und eine Stunde Fußweg von Kairo, die Ueberreste einer wahrscheinlich von den Juden erbauten Stadt aufgefunden habe. Man hat bis jetzt Reste eines Tempels und Brunnens, aus dem schönsten geschliffenen Alabaster bestehend, bloßgelegt, ferner ganz gut erhaltene Inschriften und Häuserreihen von großer Schönheit.

Aus dem Leben Louis Napoleons wird folgende von Taxile Delord erzählte Episode zu gelegener Zeit in Erinnerung gebracht: Es war im Jahre 1848, als sich Louis Napoleon als „Prinz Louis", nachdem er von der provisorischen Regierung gleich nach seiner Ankunft wieder nach England zurückgeschickt worden war, ganz heimlich unter dem Namen Durand im „Hotel du Rhin" auf dem Vendomeplatz aufhielt und sich die Denksäule seines Onkels ansah, die ihm „bessere Tage" zu versprechen schien. Ein Kellner diente ihm dort sehr treu, kannte sein Incognito, erwies sich aber sehr verschwiegen und zuverläßig. Als Bonaparte Präsident geworden, wollte er den Kellner belohnen und ließ ihn ins Elysée rufen. Er sagte ihm: „Jean, wollen Sie mein Haushofmeister werden, oder soll ich Ihnen das Hotel kaufen, in dem Sie bisher conditionirten und das, wie ich höre, gerade zu verkaufen ist." — „Kaufen Sie mir lieber das Hotel", erwiderte Jean treuherzig, „das ist doch sicherer."

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

    # Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 19. Speyer, Dienstag, den 14. Februar 1871.

Am Vorabend.

Novelle von Iwan Turgenjew.

(Fortsetzung.)

Pawel Jakowlewitsch Schubin war in entferntem Grade ihr Neffe. Sein Vater hatte in Moskau gedient. Seine Brüder waren im Cadettencorps erzogen worden; er, als jüngstes Kind, Liebling der Mutter, und von zarter Leibesbeschaffenheit, wurde zu Hause behalten. Er wurde für die Universität bestimmt und machte mit Mühe das Gymnasium durch. Schon früh zeigte sich bei ihm Neigung zur Bildhauerei. Dem gewichtigen Senator Wolgin kam ein Mal bei des Knaben Tante eine kleine Statuette zu Gesicht (eine Arbeit des damals noch Sechzehnjährigen) und er erklärte, das angehende Talent unter seine Protection nehmen zu wollen. Der plötzliche Tod von Schubin's Vater hätte beinahe der Zukunft des jungen Menschen eine andere Richtung gegeben. Der Senator, als Gönner der Talente, schenkte ihm eine Büste des Homer aus Gyps — und das war Alles. Anna Wassiljewna aber half ihm mit Geld aus, und mit genauer Noth, neunzehn Jahr alt, bezog er die Universität, um Medizin zu studiren. Pawel empfand nicht die geringste Neigung zur Medizin, doch bei der damaligen Zahl der Studenten war es unmöglich, in irgend eine andere Facultät zu treten, denn die Zahl der Studenten war damals auf 300 festgesetzt; über diese Zahl hinaus durften nur Mediziner immatriculirt werden, außerdem hoffte er Anatomie zu lernen. Er beendete dieses Studium nicht; ohne in den zweiten Cursus übergegangen zu sein, verließ er vor dem Examen die Universität, um sich ausschließlich seinem Berufe zu widmen. Er arbeitete eifrig, aber mit Unterbrechungen, streifte in der Umgegend Moskau's umher, formte und zeichnete Portraits von Bauernmädchen, kam mit vielerlei Leuten, mit Jung und Alt, Hohen und Niederen, italienischen Formgießern und russischen Künstlern zusammen, wollte nichts von der Akademie wissen und keine Professoren anerkennen. Er besaß entschiedenes Talent: sein Name fing an in Moskau genannt zu werden. Seine Mutter, eine Pariserin aus guter Familie, eine brave und kluge Frau, hatte ihn die französische Sprache gelehrt, Tag und Nacht sich um ihn bekümmert und Sorge für ihn getragen. Sie war stolz auf ihn, und als sie noch jung von der Schwindsucht ergriffen im Sterben lag, bat sie Anna Wassiljewna, sich ihres Sohnes anzunehmen. Er war damals ein und zwanzig Jahre alt. Anna Wassiljewna erfüllte ihre letzte Bitte: sie stellte Schubin ein kleines Zimmer in einem Nebengebäude des Landhauses zur Verfügung.

IV.

„So kommen Sie doch zum Essen, kommen Sie," bat die Hausfrau mit kläglicher Stimme, und Alle begaben sich in den Speisesaal. — „Setzen Sie sich zu mir, Zoë," sagte Anna Wassiljewna, „Du aber, Helene, unterhalte den Gast, und Du, Paul, ich bitte Dich, treibe nicht Muthwillen und necke nicht Zoë. Mir thut heute der Kopf weh."

Schubin richtete wieder den Blick gen Himmel, Zoë erwiderte denselben mit einem leichten Lächeln. Diese Zoë, oder richtiger Zoja Nikitischna Müller, war ein nettes, blondgelocktes, volles junges Mädchen deutscher Abkunft, mit einem Stutznäschen und zierlichen rothen Lippen. Sie sang nicht schlecht russische Romanzen, spielte ganz hübsch auf dem Klavier verschiedene, bald heitere, bald rührende Stückchen, kleidete sich mit Geschmack, aber etwas kinderhaft und gar zu zierlich. Anna Wassiljewna hatte sie als Gesellschafterin ihrer Tochter engagirt und ließ sie fast niemals von sich. Helena hatte nichts dagegen; wenn sie zufälligerweise mit Zoë allein blieb, wußte sie niemals, was mit ihr sprechen.

Die Mahlzeit dauerte ziemlich lange; Berßenjew unterhielt sich mit Helene vom Studentenleben, von seinen Plänen und Hoffnungen; Schubin horchte, schwieg, aß mit übertriebener Hast, warf von Zeit zu Zeit komische Blicke auf Zoë, die darauf beständig mit phlegmatischem Lächeln antwortete. Nach der Tafel begaben sich Berßenjew, Helena und Schubin in den Garten; Zoë blickte ihnen nach, zuckte leicht die Achseln und setzte sich dann an's Klavier. Anna Wassiljewna fragte sie zwar: „Warum gehen Sie nicht auch in den Garten?" Doch die Antwort nicht abwartend, setzte sie hinzu: „Spielen Sie mir etwas recht schwermüthiges vor! . . . ."

„Vielleicht Etwas von Weber?" fragte Zoë.

„Ach ja, aus Weber," sagte Anna Wassiljewna, ließ sich auf einen Armstuhl nieder und eine Thräne zitterte an ihren Wimpern.

Unterdessen war Helena mit ihren beiden Begleitern in eine Akazienlaube gelangt, in deren Mitte sich ein hölzerner Tisch von Bänken umgeben befand. Schubin blickte zurück, sprang einige Male umher, sagte dann leise: „Warten Sie," lief auf sein Zimmer, brachte ein Stück Lehm und begann nun Zoë's Gestalt unter Kopfschütteln, Brummen und Lachen zu modelliren.

„Immer die alte Geschichte," sagte Helena zu Berßenjew, nachdem sie einen Blick auf die Arbeit geworfen hatte, in ihrem an der Tafel begonnenen Gespräch mit ihm fortfahrend.

„Die alte Geschichte!" wiederholte Schubin. „Das ist aber ein unerschöpflicher Stoff! Heute besonders bringt sie mich zur Verzweiflung."

„Weshalb denn das?" fragte Helena. „Man könnte glauben, Sie sprechen von irgend einer boshaften, widerlichen Alten. Ein hübsches, junges Fräulein ...."

„Freilich," warf Schubin ein, — „sie ist hübsch, sehr hübsch; ich bin überzeugt, daß jeder Vorübergehende, der sie sieht, so dabei denken muß; auch bin ich überzeugt, daß sie das weiß, und daß es ihr angenehm ist .... Wozu denn sonst dieses verschämte Spiel, diese Schüchternheit? Nun, Sie verstehen schon, was ich damit sagen will," setzte er durch die Zähne hinzu. — „Sie sind übrigens jetzt mit anderen Dingen beschäftigt."

Und Zoë's Bild zerbrechend, begann Schubin hastig und augenscheinlich ärgerlich den Lehm zu kneten.

„Sie möchten also Professor werden? fragte Helena Berßenjew.

„Ja," erwiderte dieser, die rothen Hände zwischen die Knie zwängend. „Das ist mein liebster Traum. Freilich, ich weiß sehr gut, was mir noch Alles fehlt, um würdig eines so hohen .... ich will sagen, ich bin zu wenig vorbereitet, hoffe indessen die Erlaubniß zu einer Reise in's Ausland zu erhalten,*) ich bleibe drei, vier Jahre dort, wenn es nöthig ist, und dann ...."

Er hielt inne, schlug die Augen nieder, dann rasch wieder auf und brachte, unbeholfen lächelnd, sein Haar in Ordnung. Wenn Berßenjew mit Frauen sprach, wurde seine Rede noch langsamer; auch lispelte er dann mehr.

„Sie wollen Professor der Geschichte werden?" fragte Helena.

„Ja; oder der Philosophie," setzte er, die Stimme sinken lassend, hinzu, — „wenn es sich thun läßt."

„Er ist schon jetzt stark wie ein Teufel in der Philosophie," bemerkte Schubin, indem er mit dem Nagel tiefe Furchen in den Lehm zog, — „wozu braucht er in's Ausland zu reisen?"

„Und wird Sie ihre Stellung vollkommen befriedigen?" fragte Helena, auf den Ellenbogen gestützt und ihm gerade in's Gesicht blickend.

„Vollkommen, Helena Nikolajewna, vollkommen. Welchen besseren Beruf könnte es geben? Der Gedanke allein an einen solchen Wirkungskreis erfüllt mich mit Freude und Schauer, ja .... Schauer, den .... der aus dem Bewußtsein der Unzulänglichkeit meiner Kräfte entspringt. Mein seliger Vater ertheilte mir seinen Segen zu diesem Werke .... Seine letzten Worte werde ich nie vergessen ...."

„Ihr Vater starb im vergangenen Winter?"

„Ja, Helena Nikolajewna, im Februar."

„Man sagt," fuhr Helena fort, „er habe eine bemerkenswerthe Schrift im Manuscript hinterlassen; ist das wahr?"

„Ja, ein solches ist vorhanden. Das war ein vortrefflicher Mann. Sie hätten ihn liebgewonnen, Helena Nikolajewna."

„Ich bin davon überzeugt. Und was ist der Inhalt jener Schrift?"

„Den Inhalt, Helena Nikolajewna, könnte ich Ihnen nicht leicht in ein paar Worten wiedergeben. Mein Vater war ein Mann von großer Gelehrsamkeit, Schellingianer, er gebrauchte nicht immer deutliche Ausdrücke ...."

„Andrei Petrowitsch," unterbrach ihn Helena, — „vergeben Sie mir meine Unwissenheit, was bedeutet: Schellingianer?"

Berßenjew lächelte leicht.

„Ein Schellingianer bedeutet einen Anhänger Schellings, eines deutschen Philosophen; worin aber Schellings Anschauung bestand ..."

„Andrei Petrowitsch," rief plötzlich Schubin, — „um des Himmels willen! Du wirst doch Helena Nikolajewna nicht gar einen Vortrag über Schelling halten wollen? Habe doch Mitleid!"

„Durchaus keinen Vortrag," brummte Berßenjew und wurde roth, — „ich wollte ...."

„Und warum denn keinen Vortrag?" warf Helena ein .... „wir Beide, Pawel Jakowlewitsch, bedürfen der Vorträge sehr."

Schubin sah ihr fest in die Augen und brach plötzlich in Lachen aus.

„Worüber lachen Sie denn?" fragte sie trocken, fast streng.

Schubin verstummte.

„Ach, ich bitte, zürnen Sie nicht," sagte er nach einer kleinen Pause, „vergeben Sie mir. Aber, in der That, wie ist es möglich, ich bitte Sie, jetzt, bei diesem Wetter, unter diesen Bäumen, von Philosophie zu sprechen? Wäre es nicht besser, wir sprächen von Nachtigallen, von Rosen, von jungen Gesichtern und Lächeln?"

„Ja, und von französischen Romanen, von Weiberkleidern," setzte Helena hinzu.

„Meinetwegen auch davon, wenn sie nur hübsch sind."

„So? Nun, wenn wir aber nicht von Weiberstaat sprechen wollen? Sie nennen sich mit Stolz einen freien Künstler, warum suchen Sie die Freiheit Anderer zu schmälern? Und erlauben Sie mir die Frage, weßhalb greifen Sie, bei dieser Sinnesart, Zoë an? Mit ihr läßt sich besonders gut von Kleidertand und Rosen sprechen."

(Fortsetzung folgt.)

*) Es war zu jener Zeit das Reisen in's Ausland gesetzlich erschwert.

Von Orleans nach Orleans.

Von Hermann Vogel.

VI.

Bei den Zweiundzwanzigern.

(Schluß.)

Einen traurigen Anblick gewährten die meisten französischen Leichen. Während die Deutschen fast alle den Schußwunden erlegen waren, bewiesen die zerschlagenen Schädel, die blutigen Gesichter der Franzosen, daß sie erst im Handgemenge den Tod gefunden hatten. „Das ist ein deutscher Kolbenschlag, da sieht man, was deutsche Kraft vermag." Es war ein Sanitätsmann, der so sprach, indem er mit Genugthuung auf das zerschmetterte Hinterhaupt eines französischen Soldaten wies. In mir weckte der Anblick andere Gedanken. Es war ein Mann von mindestens dreißig Jahren, dessen Tod den mit dem Genfer Kreuz geschmückten Krankenträger so begeisterte. Er war zweifellos Reservist; vielleicht war er beim Beginn des Krieges von der Seite seines jungen Weibes, von der Wiege seines ersten Kindes hinweggerufen worden. Gestern im Kampfe, als Alles verloren war, als er den Rückzug verlegt sah, trat mit einem Male das Bild seines Weibes und Kindes vor ihn, er fühlte sich von Heimweh ergriffen; er warf sein Gewehr weg und flehte, nur an Weib und Kind denkend, um Pardon. Ein Kolbenschlag war die Antwort. — Doch welch eine Phantasie! In Frankreich weiß man ja nichts vom Glück einer Familie — die der französischen Nation eigenthümliche Liederlichkeit hat den Boden der Familie untergraben. Das ist ja gerade das Gottesgericht, das sich in diesem Kriege vollzieht: die deutsche Sittlichkeit triumphirt über die französische Unsittlichkeit. So wenigstens behaupten große deutsche Schriftsteller, welche die französische Verworfenheit an der Quelle studirt haben. Schade, daß diese Weisen und Tugendstolzen nicht hinzufügen, wie sie sich seinerzeit in den Kreisen des Lasters so wohl gefühlt, daß sie gar keine Zeit gehabt, nur den Versuch zu machen, die chinesische Mauer zu übersteigen, welche jene Sphären, in welchen sie sich bewegt haben, von denen trennt, wo auch in Frankreich Sitte und Tugend Hand in Hand mit Fleiß und Arbeit gehen.

Am 19. November blieb das Hauptquartier in Chateauneuf und auch am folgenden Tage wurde es nur etwa eine Meile weiter südwestlich nach Digny verlegt. Die 22. Division, welche die Avantgarde bildete, marschirte dagegen auf La Loupe vor, wohin wir ihr, ohne uns lange zu besinnen, rasch entschlossen folgten. Die Zweiundzwanziger haben in diesem Kriege nächst dem Tann'schen Corps wohl am meisten gelitten. Bei Wörth erhielten sie die Bluttaufe. Während an diesem Tage das Tann'sche Corps auf dem rechten Flügel die Entscheidung herbeiführte, war es das elfte Armeecorps, zu dem die 22. Division gehört, welches auf dem linken Flügel bei Gunstett die Schlacht zu Gunsten der Deutschen entschied. Gerade das Eintreffen der 22. Division auf dem Schlachtfelde bezeichnete für unsere Armee den Moment, die Offensive zu ergreifen. Der rechte Flügel des Feindes wurde durch den Angriff der Zweiundzwanziger zum Weichen gezwungen und dadurch das im Centrum stehende arg bedrängte fünfte preußische Corps degagirt. Bei dem großen Vormarsch nach Wörth war das elfte Corps schon am weitesten in der Champagne vorgedrungen, als die Abschwenkung nach den Argonnen befohlen wurde. Unter großen Anstrengungen vollzog es den Befehl und traf, Dank der Ausdauer und Energie seiner Offiziere und Soldaten, noch rechtzeitig bei Sedan ein, um ruhmvollen Antheil an der Entscheidungsschlacht nehmen zu können. Während dann die 21. Division mit zur Belagerung von Paris verwendet wurde, ward die 22. Division unter dem Commando des Generals v. Wittich mit dem Tann'schen Corps gegen Orleans entsendet. Nach anstrengenden Märschen, einem beschwerlichen Vorpostendienst und verschiedenen kleinen Gefechten erfolgte am 11. October die erste Einnahme von Orleans, in deren Lorbeeren sich die Zweiundzwanziger mit den Bayern theilten. Die letzteren blieben in und um Orleans zurück, während General Wittich mit seiner Division wieder nordwärts nach Chartres beordert wurde. Chateaudun, das Widerstand leistete, ging in Flammen auf. Keiner, der das grausige Schauspiel gesehen, wird je den Schreckenstag vergessen. In Chartres, das sich, ohne den Versuch einer Vertheidigung zu machen, dem Sieger beugte, blieb die Division bis zum 7. oder 8. Nov., wo sie, um sich von Neuem mit den Bayern zu vereinigen, in anstrengenden Eilmärschen südwärts marschirte. Die Vereinigung erfolgte am 10. Nov. bei Janville und seit dem 11. Nov. stand General Wittich eben so wie General v. d. Tann unter dem Obercommando von Friedrich Franz.

So kurz und allgemein diese Notizen über die Leistungen der Zweiundzwanziger auch sind, genügen sie doch, vielleicht eine ungefähre Vorstellung von dem, was sie schon durchgemacht, zu geben. Freilich, als sie am 20. November fröhlichen Muthes durch die im Sonnenschein prangende lachende Gegend dahin marschirten, sah man ihnen die Mühen und Entbehrungen nicht an. Sie hatten den gestrigen Ruhetag benutzt, um „Toilette zu machen" und sie schritten so frisch und proper einher, als seien sie heute früh aus einer Friedensgarnison ausgerückt. Drei Wochen später, da genügte ein Ruhetag nicht mehr, die Zeichen der Strapazen, der Bivouaks und Schlachten zu entfernen. die Helme waren verbogen, oft der Spitzen und der Adler beraubt — die Stiefel schief getreten, ohne Sohlen — die Hosen zerrissen, und kaum noch Einer trug einen Waffenrock, an welchem die vorschriftsmäßige Anzahl Knöpfe. — Und wie hatten sich die Reihen gelichtet! Heute ahnte wohl Keiner von Allen, die so fröhlich einhermarschirten, welche schwere Arbeit ihnen noch bevorstand. Das prächtige Herbstwetter, der tiefe blaue Himmel und die wunderbar liebliche Gegend mahnten unwillkürlich zum Gesang. Lustig sangen die blauen Husaren: „Frisch auf, Kameraden auf's Pferd, auf's Pferd!" Die fröhliche Melodie, die kräftig über

Berg und Thal dahin scholl, paßte zu der lachenden Gegend. Und doch gerade die schön bewaldeten Berge, die lieblichen von Flüssen und Bächen durchschlängelten Thäler stimmten mehr als Einen ernst und trübe. Sie erinnerten an die Heimath, an die gesegneten Gefilde Thüringens und Hessens. Stolzer und freier durfte sich die Brust jedes Einzelnen bei dem Gedanken heben, daß der Krieg fern geblieben von den heimathlichen Thälern. Hatte doch Jeder sein Leben eingesetzt, um das Vaterland vor den Gräueln, die es so schrecklich bedroht, zu bewahren. Aber trotz des stolzen Siegesbewußtseins, trotz des erhebenden Gefühles, seine Pflicht voll und ganz erfüllt zu haben, schlich sich das Heimweh ein in die Brust der tapferen Krieger. Es war heute Sonntag. Jetzt saßen sie wohl daheim an dem Herd und sprachen von den Söhnen und Brüdern, von dem Freund und Geliebten im fernen, fernen Frankreich. Die Nachbarn kamen zusammen, Jeder hatte was neues Schreckliches gehört. Sie erzählten einander von der Wuth und Hinterlist der Franzosen, von den Gräuelthaten der Francțireurs. Die Augen der Mutter füllten sich mit Thränen; die Schwestern weinten laut; die Geliebte aber wischte sich die Augen, sie durfte ihre Thränen nicht vor den Leuten sehen lassen, desto mehr weinte sie in der Einsamkeit der Nacht. Wußten sie denn, ob der, um den sie zitterten, noch unter den Lebenden? Flossen ihre Zähren nicht vielleicht schon einem Todten? Jeder Brief, der aus der Heimath kam, gab Zeugniß von der steten Angst und dem ewigen Bangen der Lieben! Wie gerne hätte Jeder der Sorge und Furcht der Seinen ein Ende gemacht. Wenn die Trompeten endlich zur Heimkehr bliesen! Oft genug haben sie zu Schlacht und Tod gerufen. Ein Blick aus Mutteraugen, eine Minute an der Geliebten Brust — ach, was sind dagegen all die blutigen Lorbeeren! Bei dem Gedanken an die Heimath schmilzt die Stahlrinde, die sich während des Krieges um die Brust manches braven Jünglings gelegt. Wehe ihm, wenn er so verwildert wäre, daß er selbst im Gedanken an die Liebe und Angst des Mutterherzens nicht wieder zum Menschen würde!

Miscellen.

Von der Loire aus den von den deutschen Truppen besetzten Landstrichen gibt Oberst Elphinstone, der jüngst von den Franzosen in Le Mans so übel behandelte Correspondent der „Times“, manches Interessante aus den Resultaten seiner Beobachtungen. Unterhaltend ist es, wie nach seiner Angabe das Städtchen Eccomoy der preußischen Occupation entging. Wir kamen — erzählt er — in dem reinlich und freundlich aussehenden Orte, der in der Nähe des Hotel de Ville eine ganze Reihe Cafés hat, an und erwarteten auf unser Begehren nach einem Imbiß die gewöhnliche Antwort zu hören, daß die Preußen Alles aufgezehrt hätten. Zu unserer angenehmen Ueberraschung war das indessen nicht der Fall, vielmehr sagte uns die muntere Wirthin nur, die Preußen seien allerdings im Orte gewesen, hätten sich jedoch nicht lange aufgehalten ... und Alles bezahlt. Mittlerweile gab uns Einer der Honoratioren des Städtchens interessante Aufklärung über die Blattern, welche unter der Einwohnerschaft wütheten, seit etwa vor einem Monat 10,000 Mann französischer Truppen dort einquartiert waren. Ein großmächtiger Anschlag am Rathhause kündigte französischen wie fremden Truppen an, daß der Maire und der Gemeinderath es für ihre Pflicht erachtet hätten, dieses für „Messieurs les étrangers et les troupes françaises“ bekannt zu machen. Ich ersuchte die Honoratioren, mir einen annähernden Begriff von der wirklichen Lage der Dinge zu geben, und erhielt die Antwort, die Stadt habe ursprünglich 1800 Einwohner gehabt, von denen 300 krank darnieder lägen. Weitere 200 seien bereits der Seuche erlegen, und noch immer sei das Verhältniß der Sterblichkeit 14 Personen täglich. All dieses Elend werde noch überwogen dadurch, daß die Rinderpest im Orte ausgebrochen sei. Starr vor Schrecken beeilten wir uns mit unserm Frühstück und sahen mit großem Mißtrauen das Beefsteak an, dessen Beziehung zu der Viehseuche nur zu nahe lag. Schon erwachten in uns Befürchtungen, daß selbst ein so kurzer Aufenthalt in dieser Pesthöhle bei uns den Keim einer schrecklichen Krankheit zurücklassen könne, als unser Kutscher, welcher gleichzeitig der Wirth des Hotel de Commerce und als solcher ebenfalls einer der Honoratioren des Ortes war, zu unserer großen Erleichterung uns steckte, der gewaltige Zettel am Rathhause sei nur ein recht erfolgreiches Mittel, unberufene Gäste vom Orte fern zu halten. „Ach, meine Herren!“ — sagte er schmunzelnd — „als die Preußen hier ankamen und diesen Zettel studirten, da erblaßten sie. Kein einziger von den Soldaten durfte über die Schwelle eines Hauses treten und sie schliefen in aller Gemüthlichkeit bei ihren Gäulen im Stalle. Die Stadt kam auf diese Weise ganz ohne Einquartierung davon.“ — „Was — rief ich also in der höchsten Ueberraschung — Sie hätten also gar keine Blatterkranken in der Stadt?“ — „Doch — antwortete der Mann — es sind einige 15—20 Fälle vorgekommen, aber gestorben ist meines Wissens Niemand.“ — „Aber guter Freund — entgegnete ich — Sie müssen in einem Irrthum befangen sein, denn wir hörten so klar als möglich die Todtenglocke, als wir beim Frühstück waren.“ — „Ah — sagte Jener — ganz richtig! Die Gamins haben Sie sofort als Fremde bemerkt und zu Ihrer Erbauung die Glocke erschallen lassen. Als die Preußen hier waren, da stand das Todtenglöckchen den ganzen Tag nicht still, und diese Herren, das kann ich ihnen versichern, fühlten sich dabei so unbehaglich, daß es ihnen zu lang wurde, ehe sie die Stadt im Rücken hatten.“ — „Aber die Rinderpest? — hob ich wieder an. — Ich hoffe, das Beefsteak, das uns zum Frühstück servirt wurde ..“ — „Keine Gefahr, mein Herr! Die Rinderpest hat noch nicht unser Vieh ergriffen, wenigstens so viel man sieht, noch nicht. Allerdings, es ist eine gefährliche Sache damit, und wir wissen, daß das Uebel in der Luft schwebt, so daß wir immerhin, ohne gegen die Wahrheit zu verstoßen, Fremden sagen können, daß die Rinderpest im Orte ist.“ So ging mir allmälig ein großes Licht auf über die sinnreiche und durchschlagende Weise, wie die weisen Stadträthe des kleinen Landstädtchens die Armeen des Prinzen Friedrich Carl an der Nase herum geführt hatten.

Homonyme.

„Ich werde es und mit Gehaltszulage“ —
Ruft der Assessor seiner Gattin zu.

Der Lehrer hört es gern, wenn auf die Frage
Ein guter Schüler es gethan im Nu.

Wenn es die Rosen noch nicht sind, dann eile,
Sonst bringst Du sie zum Blühen nimmermehr.

Heut ist es wiederum auf jeder Zeile
Das dritte Wort, brummt wirsch der Redacteur.

Wenn hie und da im Hausrath etwas fehlet,
Dann ist das böse Wort es leider oft.

Auf der Mensur sei zur Parad' gestählet,
Sonst wird es eine Quart Dir unverhofft.

Auflösung des Anagramms in Nr. 14:
Rinde — Dirne.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 20. Speyer, Donnerstag, den 16. Februar 1871.

Zeitgedichte.

Dem armen Mann

widmet Trojan im „Volksfreund" folgende schöne Verse:

Vergeßt des armen Mannes nicht,
Im Kriege nicht und nicht im Frieden!
Bewußtsein der erfüllten Pflicht,
Mehr ist dem Armen nicht beschieden.

Das ist auch gut und ist genug,
Doch was es ist, wollt' recht ermessen!
Den Webstuhl läßt er stehn, den Pflug,
Und geht und stirbt — und ist vergessen.

Er hat daheim auch Weib und Kind,
Daran sein Herz hängt und sein Denken;
Die ohne Trost und Schützer sind,
Wenn sie in's weite Grab ihn senken.

Er hat sein Heim auch auf der Welt,
Er möcht' auch wieder heimwärts kehren,
Noch einmal über seinem Feld
Die Lerchen wieder singen hören.

Nicht Ruhm noch Gold, ist's was ihm winkt,
Wenn er ausharrt am Ort der Schrecken,
Doch steht er fest, und wenn er sinkt,
Kein Lied wird sein Gedächtniß wecken.

D'rum sei verkündet es auf's Neu:
Was auch gesagt wird und gesungen,
Es ist des armen Mannes Treu',
Durch die Glanz ward und Sieg errungen.

Die Krone, die aus Kampf und Blut
Wird heimgeführt als gold'ne Beute:
Ob sie auf Fürstenhänden ruht,
Sie ist Geschenk der armen Leute.

Vergeßt des armen Mannes nicht
In Krieg und Frieden, Freud' und Trauer!
Wer bis zum Tod that seine Pflicht,
Was that er mehr als Knecht und Bauer?

Dank sei dem tüchtigen Geschlecht,
Das uns befreit von schlimmem Feinde!
Die Ehre gebt Gott und dem Recht,
Die beiden sind der Armuth Freunde.

Am Vorabend.

Novelle von **Iwan Turgenjew**.

(Fortsetzung.)

Schubin fuhr plötzlich von seiner Bank auf. „Ja so!" sagte er mit unsicherer Stimme. „Ich verstehe Ihren Wink. Sie schicken mich fort, zu ihr, Helena Nikolajewna. Mit anderen Worten, ich bin hier überflüssig."

„Es fiel mir gar nicht ein, Sie fortzuschicken."

„Sie wollen sagen," fuhr Schubin zornig fort, „ich sei keiner andern Gesellschaft werth, wir paßten zusammen, ich sei ebenso flach, albern und kleinlich, wie die süßliche deutsche Mamsell? Nicht so?"

Helena runzelte die Stirn. — „Sie haben nicht immer so von ihr gesprochen, Pawel Jakowlewitsch," bemerkte sie.

„Ach! Vorwürfe, Vorwürfe jetzt!" rief Schubin aus. — „Nun ja, ich mache kein Hehl daraus, es war eine Minute, ja eine einzige Minute, als mich diese frischen, albernen Wangen .... Nun, wenn ich Ihnen mit Vorwürfen entgegnen, Ihnen in's Gedächtniß rufen wollte .... Leben Sie wohl," brach er plötzlich ab, — „es ist zum Verrücktwerden!"

Und mit der Hand auf den zu einem Kopfe geformten Lehm schlagend, lief er aus der Laube hinaus, und begab sich auf sein Zimmer.

„Ein Kind," sagte Helena und sah ihm nach.

„Ein Künstler!" sagte lächelnd Berßenjew. — „Die Künstler sind alle so. Man muß ihnen ihre Laune hingehen lassen. Das ist ihr Recht."

„Jawohl," erwiderte Helena, „Pawel hat jedoch bisher sich noch durch nichts dieses Recht erworben. Was hat er bis jetzt vor sich gebracht? Geben Sie mir Ihren Arm, wir wollen einen Gang durch die Allee machen. Er hat uns gestört. Wir sprachen von der Schrift Ihres Vaters."

Berßenjew nahm Helenens Arm und folgte ihr in den Garten, doch das zu früh unterbrochene Gespräch ward nicht wieder aufgenommen; Berßenjew war wieder auf seine Ansichten über Professur und seine künftige Wirksamkeit zurückgekommen. Langsam und unbeholfen ging er an Helena's Seite hin, hielt ungeschickt ihren Arm, stieß sie zuweilen mit der Schulter an, und blickte ihr nicht ein einziges Mal in's Gesicht; seine Rede floß indessen leicht, wenn auch nicht frei dahin, er drückte sich gut und passend aus, seine Blicke, die langsam an den Stämmen der Bäume, an dem Sande des Weges, an dem Rasen hinstreiften, glühten von sanfter Rührung edler Gefühle und in der ruhigen Stimme äußerte sich die Freude, die ein Mensch empfindet, wenn ihm vergönnt wird, sich gegen

ein anderes, ihm theures Wesen auszusprechen. Helena hörte ihm mit Aufmerksamkeit zu, und halb zu ihm gekehrt, verwandte sie nicht den Blick von seinem etwas bleich gewordenen Gesichte, von seinen freundlichen und sanften Augen, die doch den ihrigen auszuweichen suchten. Ihre Seele hatte sich aufgethan und ein Gefühl von Zärtlichkeit, Gerechtigkeit, Güte ergoß sich halb in ihr Herz oder wuchs halb in ihm empor.

V.

Bis in die Nacht hinein kam Schubin nicht aus seinem Zimmer. Es war schon ganz dunkel geworden, der Mond stand hoch am Himmel, die Milchstraße leuchtete und die Sterne flimmerten, als Berßenjew, nachdem er von Anna Wassiljewna, Helena und Zoë Abschied genommen hatte, an die Thür seines Freundes trat. Er fand sie verschlossen und klopfte an.

„Wer da?" ließ sich Schubins Stimme vernehmen.

„Ich bin's," gab Berßenjew zur Antwort.

„Was willst Du?"

„Laß mich ein, Pawel, höre auf zu schmollen; schämst Du dich nicht?"

„Ich schmolle nicht, ich schlafe und sehe im Traume Zoë's Bild."

„So höre doch auf. Du bist ja kein Kind. Laß mich hinein. Ich muß mit Dir sprechen."

„Hast Du Dich denn noch nicht satt gesprochen mit Helena?"

„Nun höre endlich auf; laß mich ein!"

Schubin stellte sich schnarchend. Berßenjew zuckte die Achseln und entfernte sich.

Die Nacht war warm und ganz besonders still, als ob Alles rings umher auf ein Unbekanntes lauschte und Wache stünde; auch Berßenjew, umfangen von dem unbeweglichen Dunkel, blieb unwillkürlich stehen und lauschte gleichfalls und stand Wache. Ein leichtes Rauschen, dem Rauschen eines seidenen Gewandes vergleichbar, ließ sich von Zeit zu Zeit in den Wipfeln der nächsten Bäume vernehmen und erregte in Berßenjew eine angenehme und beängstigende Empfindung, ja Etwas wie Furcht. Ein leiser Schauer überflog seine Wangen, seine Augen wurden von plötzlichen Thränen feucht; ihn dünkte, er müsse so leise wie möglich auftreten, sich verbergen, fortschleichen. Da strich ein scharfer Hauch an ihm vorüber; er fuhr zusammen und war fast wie erstarrt; ein schläfriger Käfer fiel aus den Zweigen zu seinen Füßen nieder. Ein leises: Ach! entschlüpfte Berßenjew's Lippen; von neuem blieb er stehen. Er begann an Helena zu denken, und mit einem Male waren alle jene zufälligen Eindrücke verwischt; es blieb nur die belebende Empfindung der nächtlichen Kühle und des nächtlichen Spazierganges zurück. Das Bild des jungen Mädchens erfüllte ganz seine Seele. Gesenkten Kopfes schritt Berßenjew fort und dachte an ihre Worte und Fragen. Plötzlich glaubte er rasche Fußtritte hinter sich zu hören. Er lauschte. Es kam Jemand gelaufen, man wollte ihn einholen; ein unterbrochenes Athemholen konnte er schon hören, da tauchte plötzlich aus dem schwarzen Schatten eines großen Baumes, ohne Mütze auf dem zerwühlten Haare, ganz bleich im Lichte des Mondes, Schubin vor ihm auf.

„Es freut mich, daß Du diesen Weg gegangen bist," brachte er außer Athem hervor, — „ich hätte die ganze Nacht nicht geschlafen, wenn ich Dich nicht eingeholt hätte. Gib mir die Hand. Du gehst jetzt nach Hause?"

„Ja, nach Hause."

„Ich werde Dich begleiten."

„Ohne Mütze?"

„Thut nichts, ich habe auch das Halstuch abgenommen. Es ist jetzt warm."

Die Freunde gingen einige Schritte weiter.

„Nicht wahr, ich bin heute ein Narr gewesen?" fragte Schubin plötzlich.

„Aufrichtig gesagt, ja. Ich habe Dich nicht begreifen können. So habe ich Dich noch nie gesehen. Und worüber bist Du in Zorn gerathen, lohnte sich's denn? Um solche Kleinigkeiten!"

„Hm," murmelte Schubin. „Das sagst Du, für mich sind es aber keine Kleinigkeiten. Siehst Du," setzte er hinzu, „ich muß es Dir bekennen, ich..... ich....., denke von mir, was Du willst, ich..... nun ja denn, ich liebe Helena."

„Du liebst Helena!" wiederholte Berßenjew und blieb stehen.

„Nun ja," sagte Schubin mit affektirter Gleichgiltigkeit. „Das nimmt Dich Wunder? Ich will Dir noch mehr sagen. Bis zum heutigen Abend durfte ich hoffen, daß auch sie mich mit der Zeit lieben werde. Heute aber habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß ich auf Nichts zu hoffen habe. Sie hat einen Andern liebgewonnen."

„Einen Andern? Wen denn?"

„Wen? Dich!" rief Schubin aus und gab Berßenjew einen Schlag auf die Schulter.

„Mich?"

„Dich!" wiederholte Schubin.

Berßenjew that einen Schritt zurück und blieb regungslos stehen. Schubin beobachtete ihn scharf.

„Und das wundert Dich? Du bist ein bescheidener Jüngling! Sie liebt Dich aber doch, darauf kannst Du Dich verlassen."

„Was Du für Unsinn schwatzest," sagte endlich Berßenjew ärgerlich.

„Keinen Unsinn! nein! Warum bleiben wir aber stehen? Laß uns doch weiter gehen. Es spricht sich besser im Gehen. Ich kenne sie schon lange und kenne sie gut. Ich kann mich nicht täuschen. Sie hat Geschmack an Dir gefunden. Es gab eine Zeit, wo ich ihr gefiel; aber erstens bin ich ihr ein gar zu leichtfertiger Bursche, Du hingegen bist ein ernster Kopf, bist moralisch und physisch eine anständige Persönlichkeit, Du .... warte etwas, ich bin noch nicht fertig, Du bist ein gewissenhaft gemäßigter Enthusiast, Du bist ein wahrer Repräsentant jener Priester der Wissenschaft, auf welche die Klasse des mittleren russischen Adels mit vollem Recht stolz ist. Und zweitens hat Helena mich neulich ertappt, wie ich Zoë die Hände küßte."

„Zoë?"

„Jawohl, Zoë. Was ist dabei zu machen? Sie hat so schöne Schultern."

„Schultern?"

„Nun ja, Schultern, Hände, ist das nicht einerlei? Helena überraschte mich bei dieser freien Beschäftigung nach der Mittagstafel, und vor dem Essen hatte ich über Zoë losgezogen. Helena begreift leider nicht, wie natürlich dergleichen Widersprüche sind. Da kommst Du nun dazu: Du, mit Deinem Glauben an .... ja, an was glaubst Du denn gleich?.... Du wirst gleich roth, verwirrt, sprichst von Schiller, von Schelling (sie ist ja wie versessen auf merkwürdige Männer), nun und der Sieg ist Dein, und ich Unglückseliger versuche zu scherzen und .... und .... dabei ...."

Schubin brach plötzlich in Thränen aus, ging auf die Seite, setzte sich auf den Boden und griff mit beiden Händen in's Haar.

Berßenjew trat an ihn heran.

„Pawel," begann er, „was soll diese Kinderei? Um's Himmelswillen! was hast Du denn heute? Der Himmel weiß, was für ein Unsinn Dir in den Kopf gekommen ist, und Du weinst. Wahrhaftig mir scheint, Du spielst Komödie."

Schubin erhob den Kopf. Im Scheine des Mondes glänzten Thränen an seinen Wangen, sein Gesicht war jedoch lächelnd. (Fortsetzung folgt.)

Von Orleans nach Orleans.

Von **Hermann Vogel.**

VII.

Bretoncelles.

Es war am 20. November zum ersten Male, daß deutsche Truppen La Loupe betraten. Ohne dem geringsten Widerstand, ohne nur einer Widersetzlichkeit zu begegnen, zogen die Zweiundzwanziger in das freundliche Städtchen ein, dessen Einwohner über den zahlreichen Sonntagsbesuch nichts weniger als vergnügt waren. Indessen hatten sie keine Ursache, sich über Excesse oder über Härte zu beklagen. Die Stadt mußte freilich nach Kriegsgebrauch die Truppen ernähren, doch wurde ihr keine Contribution auferlegt. Die Bäckereien und Metzgerläden wurden, wie das beim Einrücken in eine Stadt in der Regel geschieht, militärisch besetzt; auch ward aller Hafer, dessen man habhaft werden konnte, ohne viele Umstände requirirt. Sonst aber wurde das Eigenthum respectirt. Die Militärbehörde, indem sie das Oeffnen der Magazine befahl, sorgte gleichzeitig durch ausgestellte Posten dafür, daß Jeder das, was er kaufte, auch bezahlte. In den Restaurationen und Cafés ging's hoch her; man fand langentbehrte Genüsse: Champagner und Bier. Die Thüringer und Hessen-Nassauer ließen sich den Gerstensaft gut munden, sie tranken trotz einem Bayern. Doch nein, trotz einem Bayern, das darf ich kaum sagen, wenigstens sprechen, soweit meine Beobachtungen reichen, die Norddeutschen dem französischen Biere stärker zu als die Bayern. Es hat freilich das seine gute Ursache: der französische Stoff ist den verwöhnten Gaumen der Bayern zu schlecht, und daher wohl schreibt sich ihre Mäßigkeit. Aber wie dem auch sei, in La Loupe wurde eine redliche Menge des braunen Stoffes vertilgt, und Abends fehlte es selbst nicht an der gemüthlichen Bierstimmung. Um 10 Uhr lagen jedoch die Meisten schon in tiefem Schlafe. Für den folgenden Tage war in aller Frühe Aufbruch befohlen. Man hatte während des Nebels der letzten Tage die Fühlung mit dem Feinde fast verloren. Es galt ihm wieder möglichst nahe auf die Fersen zu kommen. Die in der Nacht einlaufenden Meldungen constatirten indessen, daß wir gar nicht sehr weit zu marschiren brauchten, um mit den Franzosen zusammenzutreffen. Ein bewaldetes Plateau zwischen La Loupe und Nogent le Rotrou, etwa drei Stunden von der erstgenannten Stadt, war von ihnen besetzt. Zwei Straßen führten über das Plateau nach Nogent: die eine ging über La Fourche, die andere über Bretoncelles. Während die Bayern mehr links auf dem ersten Wege vorrückten, marschirten die Zweiundzwanziger auf dem rechten Flügel gegen Bretoncelles. Eine Patrouille vom 83. Regiment hatte schon in der Nacht ein interessantes Abenteuer, das, als es am Morgen erzählt wurde, nicht wenig zur Belebung der Kampfeslust beitrug. 9 Mann und ein Unterofficier stießen nämlich bei einem Pachthof auf einen französischen Wachtposten, dessen schlaftrunkenes „Qui vive" der Patrouille nur die Nähe des Feindes verrieth. Die Schildwache wurde mit dem Kolben niedergeschlagen. Dann schlichen die 10 Mann vorsichtig an die Farm, waren aber nicht wenig überrascht, dieselbe von mehreren hundert Mann besetzt zu finden. Statt jedoch leise, wie sie gekommen, umzukehren, beschlossen sie, die Feinde durch eine kühne Täuschung zur Flucht zu veranlassen. Der Unterofficier commandirte Feuer, und ehe die Franzosen nur Zeit gehabt, sich zu besinnen, waren drei Salven in die Reihen der Schläfer gesandt. Die Wirkung war eine derartige, daß Alles nur an schleunige Flucht dachte. Die 10 Mann hielten es freilich auch für gerathen umzukehren, aber sie nahmen doch noch vier der von ihnen so unsanft Gestörten als Gefangene mit.

Die beiden Soldaten, welche die vier Gefangenen am Morgen in die Stadt geleiteten, gaben uns, als wir La Loupe etwa eine halbe Stunde verlassen hatten, die erste Nachricht von dem Kampf, der sich in aller Frühe eine Meile vor uns entwickelt hatte. Aus einem Wald, an dessem Saume sich ein Eisenbahndamm hinzog, waren zwei Compagnien vom 83. Regiment durch mehrere raschaufeinanderfolgende Gewehrsalven begrüßt worden. Die wackern Dreiundachtziger, die einmal wieder die Avantgarde bildeten, hatten von diesem Empfang nur Veranlassung genommen, um so schneller vorzurücken. Sie waren den Eisenbahndamm hinan gedrungen und hatten von seiner Höhe in den Wald hineingeschossen. Die Zündnadeln schienen bessere Wirkung gethan zu haben als die Chassepots. Die Franzosen hatten sich zurückgezogen. Wir eilten, uns

möglichst schnell dem Kampfplatze zu nähern. Bald hinderte uns jedoch der Train der Division, der an der Straße hielt, mit unseren Wagen weiter vorzukommen; der Aufenthalt war uns um so unangenehmer, als die dumpfen Klänge, die aus der Ferne zu uns herüberdröhnten, nur zu deutlich darthaten, daß jetzt auch Artillerie in den Kampf eingegriffen habe. Zum Glück traf ich einen bekannten Fuhrmann, der unsern Kutscher, der kein Wort Deutsch konnte, unter seine Obhut zu nehmen versprach; so ließen wir den Wagen zurück und folgten zu Fuß dem Schall der Kanonen. Wir passirten fast die ganze Division, die in Reservestellung der Dinge, die da kommen sollten, wartete. Nur zwei Bataillone, eines vom 83. und ein anderes vom 95. Regiment, waren vorn. Augenblicklich war nur die Artillerie engagirt. Auch die Franzosen hatten mehrere Geschütze im Feuer, die theilweise sehr gut postirt waren. Von uns war bloß die dritte schwere Batterie thätig, deren Geschütze man an einem bewaldeten Abhang in mehreren Lichtungen aufgefahren hatte. Wir näherten uns der Höhe von hinten durch den Wald. Aufgestellte Posten warnten uns, vorzugehen, weil französische Granaten über dem Wald platzten. Als wir jedoch auf unserem Vorsatz, nach den Geschützen vorzudringen, bestanden, hinderte man uns nicht, sondern ließ uns als „verrückte Engländer" gewähren. „Wenn Sie sich todtschießen lassen wollen", meinte ein Unteroffizier, „wir haben nichts dagegen." Ein Soldat wurde sogar witzig. Auf die Kanonen anspielend, die von England nach Frankreich geliefert worden, sagte er: „Sie wollen wohl die Wirkung Ihrer Kanonen an sich selbst erproben." Wir mußten trotz dem Ernst der Situation lachen; indessen schien mir das Kopfschütteln der Soldaten nicht so unberechtigt, als ich gleich darauf einen dumpfen Knall in der Luft vernahm und fast gleichzeitig die Granatsplitter ringsum durch die Zweige rasselten. Freilich wurden wir dadurch nicht zum Umkehren veranlaßt, sondern nur um so schneller vorwärts getrieben. Der Schlachtenlärm äußert auf mich stets eine eigenthümliche, fast könnte ich sagen, berauschende Wirkung: das Dröhnen und Knallen und der Pulverdampf wirken zusammen, mein Blut in Wallung zu bringen. Es treibt mich mit unwiderstehlicher Kraft vor — ich muß zu dem Ort hin, wo das Verderben wüthet. Ich verurtheile den Krieg, wie ihn nur Jemand verurtheilen kann; ich habe ihn als das Schrecklichste verabscheuen gelernt, aber in dem Moment der Schlacht, wenn durch den Donner der Geschütze die Trommeln wirbeln, die Signale schmettern, wenn die Helme und Bajonnette blinken, wenn die Colonnen sich in Schwärme auflösen und das Hurrah der Stürmenden den Schlachtenlärm vergrößert — dann ist es mir mehr als einmal so gegangen, daß ich Alles sehr natürlich, ganz in der Ordnung gefunden habe. Ja, ich will es nicht leugnen, in solchen Augenblicken war ich nahe daran, über das prächtige Schauspiel das Elend, das die glänzende Außenseite barg, zu vergessen.

Doch zurück in den Wald von Bretoncelles, wo ich nicht Zeit hatte, derartigen Gedanken nachzuhängen. Die Granatsplitter, welche die Zweige knickten, thaten uns keinen Schaden. Ohne einen Unfall gelangten wir in eine Lichtung, wo zwei Geschütze aufgepflanzt waren. Wir fanden dort, wie wir erwartet, eine gute Aussicht über das Gefechtsterrain. Die von La Loupe kommende Straße biegt hier um einen Berg, eben die Höhe, auf der wir standen. Das Thal, durch welches die Straße führt, verbreitert sich auf etwa eine Viertelstunde. Auf der gegenüberliegenden Höhe standen zwei französische Kanonen, die ihre Granaten über die Chaussee zu uns herübersandten. Zwei andere Geschütze befanden sich in der Tiefe bei dem Bahnhof unmittelbar vor Bretoncelles, von dem wir noch etwa eine Viertelstunde entfernt waren. Unsere beiden Geschütze schickten ihre Kugeln gegen den Bahnhof, während zwei andere Kanonen, die weiter links standen, gegen die Höhe feuerten. Die Infanterie avancirte in zwei Colonnen, die eine ging gegen die Höhe, die andere gegen die Stadt vor. Die Kanonen vor uns schienen wenig Bedeckungsmannschaft zu haben, denn in demselben Moment, als unsere Soldaten den Abhang hinanstürmten, ward abgeprotzt. Sie thaten recht, sich so schnell zurückzuziehen, zehn Minuten später und sie wären unzweifelhaft abgeschnitten worden. Während sie vom Schnellfeuer unserer Kanonen verfolgt, über eine Hochstraße dahinjagten, entwickelte sich in der Tiefe ein Kleingewehrkampf. Französische Infanterie hielt die von Hecken durchzogenen Tiefen vor der Stadt besetzt. Die 83er gingen in Tirailleurketten vor. Die Franzosen, welche hinter den Hecken lagen, schossen schlecht. Wenn die Deutschen unter Hurrah und Trommelwirbel mit gefälltem Bajonnet heranstürmten, suchten sie ihr Heil in schleunigem Rückzug. Hinter der nächsten Hecke machten sie wieder Halt, sie gaben zwei, drei Salven, um, wenn sich die Deutschen wieder näherten, abermals bis zu der folgenden Hecke zurückweichen. So ging's etwa anderthalb Stunden, es war ein fortwährendes Avanciren von unserer, ein fortwährendes Retiriren von Seiten der Franzosen. Die beiden beim Bahnhof aufgepflanzten Geschütze konnten, da sie nur die Chaussee beherrschten, nicht in das Gefecht eingreifen. Nicht lange dauerte es, so waren sie selbst in Gefahr, und wirklich fiel, wie ich später erfuhr, eine von ihnen in unsere Hände. Die meisten Franzosen zogen sich in die Stadt zurück, nur eine Abtheilung suchte sich im Bahnhof zu halten. Der Widerstand war aussichtslos, es waren jedoch verblendete Fanatiker, die das nicht einsehen wollten. Zehn oder zwölf von ihnen zogen sich schließlich auf den Boden eines Güterschoppens zurück und sandten von dort Tod und Verderben in die Reihen der heranstürmenden Deutschen. Man machte kurzen Prozeß mit ihnen. Man häufte Holz um den Schoppen und steckte ihn in Brand, das wirkte. Die Franzosen ergaben sich, und die Deutschen verziehen ihnen, christliche Milde übend, die Hinterlist. Sie wurden einfach zu Gefangenen gemacht. (Fortsetzung folgt.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 21. Speyer, Samstag, den 18. Februar 1871.

Am Vorabend.

Novelle von Iwan Turgenjew.

(Fortsetzung.)

„Andrei Petrowitsch," nahm Schubin das Wort, „Du kannst von mir denken, was Dir beliebt. Ich will sogar zugeben, daß mich in diesem Augenblick die Hysterie gepackt hat; ich bin aber, bei Gott, in Helena verliebt und Helena liebt Dich! Uebrigens versprach ich Dir, Dich bis nach Hause zu begleiten, ich muß mein Versprechen halten.

Er stand auf.

„Welch' eine Nacht! Wie silberglänzend, wie dunkel, wie jugendfrisch! Wie wohl ist jetzt Denen, die geliebt werden! Wie freuen sie sich, nicht zu schlafen! Wirst Du schlafen, Andrei Petrowitsch?" —

Berßenjew gab keine Antwort und beeilte seine Schritte.

„Wohin willst Du?" fuhr Schubin fort. „Glaube meinen Worten, eine solche Nacht wird sich in Deinem Leben nicht wiederholen und zu Hause wartet Deiner Schelling. Es ist wahr, er hat Dir heute einen guten Dienst erwiesen; doch laufe deßhalb nicht so. Singe, wenn Du es verstehst, singe noch lauter, wenn Du es nicht verstehst — zieh' den Hut ab, wirf den Kopf zurück, lächle die Sterne an. Sie alle blicken Dich an, Dich nur allein: weiter haben sie nichts zu thun, die Sterne, als nur Verliebte anzublicken, — darum sind sie auch so wunderschön. Du bist ja doch verliebt, Andrei Petrowitsch? . . . . Du antwortest mir nicht . . . . Warum gibst Du nicht Antwort?" fuhr Schubin wieder fort. — „O wenn Du Dich glücklich fühlst, dann schweige, schweige! Ich schwatze, weil mir's den Hals schnürt, ich werde nicht geliebt, ich bin ein Taschenspieler, ein Artist, ein Possenreißer! aber welch' stilles Entzücken söge ich bei diesem nächtlichen Lüftchen, unter dieser Sternendecke, unter diesen Brillanten in mich, wüßte ich mich geliebt! . . . Berßenjew, bist Du glücklich?"

Berßenjew verharrte in Schweigen und schritt eilig auf dem ebenen Wege weiter. In der Ferne glänzten durch die Bäume die Lichter des Dorfes, in dem er wohnte; es bestand im Ganzen aus etwa zehn kleinen Landhäusern. Ganz im Anfange desselben, rechts vom Wege ab, unter zwei weitästigen Birkenbäumen, befand sich eine kleine Bude mit Höckerwaaren; die Fenster derselben waren alle bereits geschlossen, nur ein breiter Lichtstreif fiel fächerartig aus der geöffneten Thür auf das zertretene Gras und die unteren Theile der Bäume und beleuchtete grell die Rückseite des dichten Laubes. Ein Mädchen, dem Anscheine nach eine Kammerzofe, stand in der Bude, mit dem Rücken zur Thüre gewandt und handelte um Etwas mit dem Krämer; unter dem rothen Tuche, das sie über den Kopf geworfen hatte und mit entblößtem Arme am Kinne zusammenhielt, waren ihre vollen Wangen und ihr schlanker Hals kaum zu bemerken. Die jungen Leute traten in den Lichtkreis. Schubin warf einen Blick in das Innere der Bude, blieb stehen und rief: „Annuschka!" Das Mädchen wandte sich rasch um. Es zeigte ein liebliches, etwas breites, aber frisches Gesicht mit heiteren braunen Augen und schwarzen Augenbrauen. „Annuschka!" rief Schubin wieder. Das Mädchen sah ihn forschend an, erschrack, wurde beschämt — und ohne ihren Einkauf zu beschließen, sprang sie die Stufen hinab, schlüpfte gewandt vorbei und ging mit kaum merklichem Seitenblick über den Weg, links ab. Der Krämer, ein dicker und für Alles auf der Welt gleichgiltiger Mensch, rief ihr gähnend nach, Schubin aber wandte sich zu Berßenjew mit den Worten: „Das . . . . das . . . . siehst Du . . . . ich habe hier eine bekannte Familie . . . . bei ihnen nun . . . . glaube Du nur nicht . . . ." und ohne seine Rede zu Ende zu bringen, lief er dem sich entfernenden Mädchen nach.

„Wische doch wenigstens Deine Thränen ab," rief ihm Berßenjew, der sich des Lachens nicht enthalten konnte, nach. Als er aber zu Hause angelangt war, hatte sein Gesicht kein heiteres Aussehn; er lachte nicht mehr. Er hatte den Worten Schubin's keinen Augenblick Glauben geschenkt, sie waren aber doch tief in seine Seele gedrungen. „Pawel wollte mich zum Besten haben," dachte er . . . . „ein Mal wird sie aber doch Jemand lieben . . . . Wen wird sie lieben?"

Berßenjew hatte in seinem Zimmer ein Klavier, es war nicht groß und nicht neu, doch von weichem und angenehmem, wenn auch nicht ganz reinem Tone. Berßenjew setzte sich an dasselbe und schlug einige Accorde an. Gleich allen russischen Edelleuten hatte er in seiner Jugend Musik gelernt und spielte auch, wie fast alle russischen Edelleute, grundschlecht; er liebte jedoch leidenschaftlich Musik. Es war, streng genommen, nicht

die Kunst, die er an ihr liebte, nicht die Formen, die ihr zum Ausdrucke dienen (Symphonien und Sonaten, ja selbst Opern stimmten ihn traurig), sondern das Element derselben: er liebte jene unbestimmten und angenehmen, jene gegenstandslosen und allumfassenden Eindrücke, welche der harmonische Uebergang der Töne in der Seele erregt. Ueber eine Stunde blieb er vor dem Klavier, wiederholte mehrere Male dieselben Accorde, versuchte sich unbeholfen an neuen, und stockte oft. Sein Herz war schwer und mehr als ein Mal traten ihm Thränen in die Augen. Er schämte sich derselben nicht; er vergoß sie im Dunkeln. „Pawel hat Recht," dachte er, „ich fühlte es: dieser Abend kehrt nicht wieder." Endlich stand er auf, zündete ein Licht an, zog den Schlafrock über, holte von einem Bücherbrette den zweiten Theil von „Raumer's Geschichte der Hohenstaufen", seufzte ein paar Male und vertiefte sich in seine Lectüre.

VI.

Inzwischen war Helena auf ihr Zimmer gekommen, hatte sich an das geöffnete Fenster gesetzt und den Kopf auf die Arme gestützt. Es war ihr zur Gewohnheit geworden, jeden Abend ein Viertelstündchen am Fenster ihres Zimmers zu verbringen. In dieser Zeit unterhielt sie sich mit sich selbst und legte sich Rechnung über den verflossenen Tag ab. Sie war vor kurzem zwanzig Jahr alt geworden. Sie war von hohem Wuchs, hatte ein bleiches, brünettes Gesicht, unter großen Augenbrauen große, graue Augen, um die feine Sommersprossen lagen, Stirn und Nase in ganz gerader Linie, einen fest geschlossenen Mund und ein ziemlich hervortretendes Kinn. Dunkelbraune Haarflechten fielen über den schlanken Hals tief auf den Nacken herab. In ihrem ganzen Wesen, im gespannten und etwas scheuen Ausdrucke des Gesichtes, im klaren, doch wechselnden Blicke, in dem gleichsam gezwungenen Lächeln, in der sanften und ungleichen Stimme lag etwas Nervöses, Elektrisches, etwas Heftiges und Hastiges, mit einem Worte etwas, was nicht Jedermann ansprechen, ja Manchen sogar abstoßen konnte. Ihre Hände waren schmal, blaßroth, mit langen Finger, sie ging rasch, fast eilig und etwas nach vorn geneigt.

Sie hatte einen sonderbaren Entwickelungsprozeß durchgemacht; anfangs hatte sie ihren Vater vergöttert, dann leidenschaftlich der Mutter angehangen und war darauf gegen Beide erkaltet, insbesondere gegen den Vater. In der letzten Zeit behandelte sie ihre Mutter wie eine kranke Großmutter; der Vater aber, der auf sie stolz gewesen war, so lange sie für ein außergewöhnliches Kind gegolten hatte, begann vor ihr Scheu zu haben, als sie aufgewachsen war, und sagte von ihr, sie wäre ein exaltirtes Mädchen, der Himmel wisse, nach wem sie geartet sei! Schwäche empörte sie, Dummheit ärgerte sie, Lüge verzieh sie „in alle Ewigkeit" nicht; in ihren Anforderungen war sie unnachgiebig, selbst in ihre Gebete mischten sich bisweilen Vorwürfe. Hatte Jemand ihre Achtung verloren, — ihr Urtheilsspruch erfolgte rasch, oft gar zu rasch, — dann war er für sie nicht mehr vorhanden. Alle Eindrücke gruben sich mit Schärfe in ihre Seele; das Leben gab sich ihr nicht leicht. Die Gouvernante, welcher Anna Wassiljewna übertragen hatte, die Erziehung ihrer Tochter zu vollenden, — eine Erziehung, die, beiläufig gesagt, die schmachtende Dame nicht einmal begonnen hatte — war russischer Abkunft, ein äußerst empfindsames, gutherziges und lügenhaftes Institutsfräulein, das sich beständig in Jemand verliebt hatte und zuletzt in ihrem fünfzigsten Lebensjahre (als Helena sechzehn geworden war) einen Offizier heirathete, der sie sogleich im Stiche ließ. Diese Gouvernante liebte sehr die Literatur und machte auch selbst Verse; sie brachte Helena Geschmack am Lesen bei. Doch befriedigte sie das Lesen allein nicht; von Kindheit an hatte sie nach Thätigkeit, nach nutzbringender Thätigkeit gedürstet. Arme, Hungernde, Kranke beschäftigten, beunruhigten und plagten sie; sie sah diese Elenden in ihren Träumen, erkundigte sich nach ihnen bei allen Bekannten; Almosen theilte sie eifrig mit unbewußter Wichtigkeit und Aufregung aus. Alle verfolgten Thiere, ausgehungerte Hofhunde, dem Tode ausgesetzte Kätzchen, aus dem Nest gefallene Sperlinge, ja selbst Insecten und Gewürm fanden bei Helena Schirm und Schutz; sie selbst reichte ihnen die Nahrung und empfand keinen Ekel dabei. Die Mutter ließ ihr den Willen; dafür war aber der Vater sehr ungehalten über seine Tochter ihrer unwürdigen Zärtlichkeit willen, wie er es nannte, und betheuerte, daß man vor Hunden und Katzen keinen Schritt im Hause thun könne. „Lenotschka," rief er zuweilen, „komm rasch, eine Spinne saugt einer Fliege das Blut aus, rette die Unglückliche!" Und ganz bestürzt kam Lenotschka gelaufen, befreite die Fliege und reinigte ihr die Füße. „Laß Dich nun selbst stechen, wenn Du ein so gutes Herz hast," bemerkte ironisch der Vater.

Helena war etwas über neun Jahre alt, als sie mit einem Bettelmädchen, Katja, Bekanntschaft machte und insgeheim Zusammenkünfte mit derselben im Garten hielt; sie brachte ihr Naschwerk, Tücher, Zehnkopekenstücke — Spielzeug mochte Katja nicht. Sie setzte sich zu dem Mädchen irgendwo in einem Winkel hinter Nesseln auf den Boden, aß mit freudiger Demuth von ihrem trockenen Brode und hörte ihre Erzählungen an. Katja hatte eine Tante, ein böses altes Weib, von welcher sie oft Schläge bekam; sie haßte die Alte und sprach nur davon, wie sie ihr entlaufen und „in Gottes freier Welt" leben wollte; mit heimlicher Ehrfurcht und mit Grauen hörte Helena die ungewohnten, fremdartigen Reden Katja's und verwandte kein Auge von derselben. Alles an ihr — die schwarzen, unstäten, fast thierischen Augen, die von der Sonne gebräunten Hände, die hohle Stimme und selbst die zerrissene Kleidung — Alles schien Helena außerordentlich, beinahe heilig. Und war dann Helena in's Haus zurückgekehrt, dachte sie noch lange an die Bettler, an Gottes freie Welt; dachte daran, wie sie sich einen Stock aus Nußholz schneiden, sich ein Ränzel umhängen, mit Katja davonlaufen und mit einem Kranze von Kornblumen auf der Landstraße umher-

ziehen wollte; sie hatte einmal Katja mit einem solchen gesehen. Wenn Jemand von ihren Verwandten in solchen Augenblicken in's Zimmer trat, wurde sie unruhig und blickte scheu umher. Einst lief sie im Regen zu Katja hinaus und beschmutzte sich das Kleid; der Vater sah es und schalt sie eine Schlampe, eine Bauerndirne. Sie fuhr plötzlich auf und es wurde ihr schauerlich und wunderbar um's Herz. Katja trällerte oft ein etwas wildes Soldatenlied; Helena hatte von ihr dies Lied gelernt .... Anna Wassiljewna belauschte sie und wurde unwillig darüber.

„Wo hast Du eine solche Abscheulichkeit hergenommen?“ fragte sie ihre Tochter.

Helena blickte ihre Mutter blos an und antwortete nichts darauf; sie fühlte, sie könne sich eher in Stücke reißen lassen, als daß sie ihr Geheimniß verrieth, und wieder wurde ihr schauerlich und angenehm um's Herz. Die Bekanntschaft mit Katja dauerte jedoch nicht lange; das arme Mädchen erkrankte an einem hitzigen Fieber und starb wenige Tage darauf.

Als Helena den Tod Katja's erfuhr, war sie lange Zeit traurig und konnte die Nächte nicht schlafen. Die letzten Worte des armen Mädchens klangen fortwährend in ihren Ohren und ihr däuchte sogar, es rufe sie Jemand ....

(Fortsetzung folgt.)

Nach der Uebergabe von Paris.

Aus Chatillon, 7. Febr., wird dem Nürnb. Corresp. geschrieben: Die „Bayernschanze“ auf dem luftigen Plateau von Moulin de la Tour ist verlassen, und unter der schwarz-weiß-rothen Flagge, die stolz von allen Forts um Paris weht, spazieren auf den Wällen von Vanvres und Montrouge die Bayern vom 2. Armeecorps zwischen Mauertrümmern und Granatsplittern und neben Kanonen, deren Mündung gegen Paris gerichtet ist. Es muß in den letzten Tagen des Bombardements ein schlimmer Aufenthalt gewesen sein in den genannten zwei Forts und dem Nachbarfort Issy. Die durch unsere Geschosse herbeigeführte Zerstörung ist eine gewaltige, namentlich an Montrouge, das bekanntlich den hartnäckigsten Widerstand leistete. Die Kasernen ausgebrannt, die rechts vom Eingange, gleich den Mannschaftsbaracken, ein wüster Trümmerhaufen, selbst die eingedeckten Mannschaftsräume stellenweise durchschlagen; demontirte und noch brauchbare Geschütze auf dem Walle, der mitunter kaum mehr seine ursprüngliche Gestalt erkennen läßt und dessen Escarpe theilweise den Einsturz droht, dazu eine gähnende Bresche in der Mauerkehle gegen die Stadt zu. Denken Sie dazu in den Poternen, wahrscheinlich den annoch sichersten Winkeln während der Beschießung und daher wohl als Spital benützt, an Wand und Boden viel Menschenblut, rings Monturfetzen und Waffentheile, dann Pferdeskelette, Füße und halbvergrabene Köpfe dieser Thiere, — denken Sie über Das alles den häßlichen Kitt eines fußhohen lehmfeuchten Schmutzes gezogen, und Sie haben vom jetzigen Zustande der Forts Issy, Vanvres und Montrouge ein ungefähres Bild, dessen Detailausmalung Sie mir erlassen werden. Ich bemerke noch, daß Issy und Vanvres mir minder mitgenommen schienen, als Montrouge, und daß am Wenigsten die zwischen und vor den Forts errichteten neuen Erdschanzen, welche so kräftig mit eingriffen, gelitten haben. In den drei Forts fand sich neben Munition, davon viel Bomben und Vollkugeln, eine erkleckliche Anzahl von Geschützreserve vor, gezogene und glatte schwere, auch Marine-Kanonen, (die Festungsgeschütze meist unter Louis Philipp in den 30er- und 40er-Jahren zu Toulouse gegossen), von plumper Lafettirung, sämmtlich Vorderlader. Nur in Vanvres blinkte eine funkelnagelneue Batterie von Feldgeschützen, Hinterladungssystem, gefertigt in den „Ateliers de Paris 1870“. Zur Grabenvertheidigung standen kurze Haubitzen und Mitrailleusen bereit. Es ist nicht zu verkennen: die Forts haben sich wacker gehalten. Nach französischen Berichten kriegte Montrouge allein, zumeist durch die Batterien bei Bagneux und Chatillon, 12,000 Schüsse ab, dennoch wollten die Marine-Artilleristen, welchen an den Kanonen ungefähr 40 Mann todt geschossen, 120 Mann verwundet wurden, kaum weichen. Außer dem Sohne des Admirals Saisset, 4 Tage vorher zum Lieutenant ernannt, der mit vier Bedienungsmannschaften neben dem Rohre zusammengerissen wurde, fielen während des Bombardements drei Commandanten des Forts Montrouge, sämmtlich Fregattencapitäne; der vierte, Fregattencapitän Larret de Lamalgini, schoß sich am 28. Januar in aller Frühe mit seinem Revolver eine Kugel in die Brust, eine zweite in den Kopf. Wie die Aufschriften der neuen Holzkreuze im Wallgraben von Vanvres bezeugen, gehörten auch an diesem Orte die Gefallenen meist der Marine an; nach französischen Angaben verlor dieses Fort durch die Beschießung 26 Todte und 150 Verwundete. Nach französischen Berichten hat St. Denis am Meisten gelitten. Einen ungefähren Maßstab für die Wirkung des Bombardements mag die officielle Liste über die dem 15. Pariser Arrondissement zugefügten Schäden geben: 28 Menschen todt, 67 (meist schwer) verwundet, 219 Häuser schwer mitgenommen, 160 zur Wiederbewohnung herstellbar.

In Paris herrscht eine peinliche Hungersnoth, namentlich aus Mangel an Weißbrod. Nicht bloß die Gamins, auch elegante Damen haben den Ruf „Brud, Brud“ gelernt, so daß, ist es schon ein gefährlich Ding, an der Demarcationslinie ohne ein tüchtiges Stück Brod in der Tasche herumzureiten, es noch gewagter erscheint, dieses endlich hervorzulangen. Im Nu ist der Schenker von Hunderten von Händen umringt. Unsere bayerischen Soldaten verleugnen auch da ihre eigene Art von Gutmüthigkeit nicht: mit überladenen Brodsäcken ziehen sie in die äußerste Linie, eine Viertelstunde darauf ist der Sack leer, und dann sah ich sie sogar zum Marketender rückwärts gehen und für „die armen Leute“ Brod aus eigenem Säckel kaufen. Hoffentlich werden uns die Pariser, haben sie sich nur nach und nach an unseren näheren Anblick gewöhnt, für wenigstens nicht geradezu unverbesserliche Barbaren

halten. Jüngste Pariser Blätter sprechen sich, wenn auch mit gewisser Reserve, so doch anerkennend über die Haltung der deutschen Truppen bei Uebergabe der Forts aus. Sie loben, daß hiebei unserseits mit Anstand, Würde und mit einer gewissen Bonhommie, als suche man jegliche Verletzung der Gefühle des Besiegten zu vermeiden, vorgegangen wurde; daß die Truppen, ohne Hohn und Spott gegen Jemand zu üben, die Forts bezogen, Alles mit einer bewunderungswürdigen Disciplin, „welche die Hauptstärke des Feindes" sei. Desto mehr beklagen sie das entwürdigende Schauspiel, das einige total betrunkene französische Nachzügler gegeben hätten, und finden es namentlich bewunderungswürdig, daß 20 Minuten nach Besetzung der Forts bereits unsere äußersten Vorposten, 100 Metres von der Enceinte, Gewehr auf der Achsel herumspazierten, während Officiere zu Pferd und zu Fuß, Karte oder Atlas in der Hand, das Vorterrain abstreiften.

Miscellen.

J. v. Wickede schreibt unter der Aufschrift: „Von Belfort nach Pontarlier" der Köln. Ztg.: „Unweit Montbeliard fanden mein Begleiter, ein badischer Arzt, und ich in einem total zusammengeschossenen kleinen Häuschen 7 bis 8 todte Franzosen liegen, die alle schon in die größte Verwesung übergegangen waren. Und mitten zwischen ihnen lag ein noch lebender Verwundeter, der mit schwacher Stimme um Hilfe wimmerte. Wir zogen den Unglücklichen mit Mühe zwischen allen diesen Leichen hervor und trugen ihn in das Freie. Es war ein blutjunges Bürschlein von kaum 17 Jahren, ein Student aus Avignon, wie er uns mit schwacher Stimme erzählte. Eine preußische Granate hatte ihm beide Füße unterhalb des Kniees argzerrissen. In dieser Lage hatte er sieben, sage sieben volle Tage, ohne verbunden zu sein, ohne Speise und Trank, gänzlich hilflos und verlassen zwischen allen diesen Leichen hier in diesem Häuschen gelegen. Er hatte sich seine Wunden selbst mit Fetzen von Uniformstücken verbunden, und die Kälte hatte das Verbluten verhindert. Auf dem Bauche rutschend, war er mühsam in der Kammer umhergekrochen und hatte in den Taschen der Leichen noch einige harte Zwiebackkrumen gefunden, die ihm als Nahrung dienten, während er seinen brennenden Durst mit dem Schnee stillte, der durch die zertrümmerten Fenster reichlich fiel. So hatte er eine volle Woche, wie er uns mit kaum vernehmbarer Stimme mittheilte, zugebracht. Man hat den Unglücklichen jetzt in die Schweiz transportirt, und der Arzt meint, es sei möglich, daß er noch gerettet werden könne. Das Fleisch gefallener Pferde bildet jetzt die beste Nahrung der Einwohner in allen diesen Gegenden, so viel überhaupt noch davon vorhanden sind, und ich sah selbst, daß ein Haufe halb verhungerter Frauen wie ein Rudel gieriger Wölfe über ein am Wege liegendes todtes Pferd, das bei dem plötzlich eingetretenen Thauwetter schon zu riechen anfing, herstürzte, das Fleisch mit allen möglichen scharfen Instrumenten auseinander rissen und nun so, wie es war, heißhungrig verschlangen. Man hat mir erzählt, doch will ich dies nicht verbürgen, daß die Leute schon aus Hunger Menschenfleisch gegessen hätten. Es ist Alles so grausig und gräßlich hier, daß jede Beschreibung doch nicht das erreicht, was man stündlich sehen muß. Es ist dies der achte Feldzug, dem ich beiwohne, aber weder in Algerien noch im Orient, in Italien oder Böhmen, noch gar in Schleswig-Holstein sah ich jemals die Hälfte von dem Elend, das meine Augen in den letzten 24 Stunden fast unausgesetzt sehen mußten. Wer diese Scenen alle mit durchgemacht hat und den Krieg nicht verflucht und für sich den Schwur thut, alles und jegliches Mittel, was nur immerhin in seinen Kräften steht, anzuwenden, daß die Kriege fernerhin zu den Unmöglichkeiten gehören, der trägt statt des menschlich fühlenden Herzens nur einen Fleischklumpen in seiner Brust, und wenn er sich einen Christen zu nennen wagt, so schändet er diesen hohen Namen. Man bringt jetzt aus der Schweiz Tausende von Centnern Mehl und Reis zusammen, um in etwas diese entsetzliche Noth der Bevölkerung zu mildern. Es wird etwas, aber nicht viel helfen. Es sind ungeheure Menschenmassen, mit denen wir jetzt operiren, diese Hunderttausende von Soldaten hüben und drüben, welche alle Bestrebungen der Humanität so sehr vernichten und dieses große Elend, das jetzt fast überall in Frankreich, wo die Heere mit einander kämpften, herrscht, hervorgebracht haben. Und welchen grausigen Anblick zeigte jetzt das so freundliche Städtchen Montbeliard am Doubs, die Heimath zahlloser französischer Gouvernanten, welche unserer deutschen Jugend die französische Sprache beibringen sollen! Wie oft hatte ich in meiner Kindheit diesen Namen gehört, denn auch die lebhafte Französin, welche die schwere Arbeit hatte, mich wilden Jungen in ihrer Muttersprache zu unterrichten, war eine Tochter Montbeliards. Ich hatte in früheren Jahren oft und gern in der freundlichen, hübsch gelegenen Stadt geweilt, jetzt aber, wo ein heißer Kampf hier gewüthet hatte und fast Alles Schutt und Ruin und Elend und Vernichtung war, freute ich mich, als mich mein Roß wieder aus den öden, fast nur von deutschen Soldaten belebten Straßen hinaustrug.

Am 19. Januar, um 7 Uhr Abends, brach am südlichen Abhange des 7560 Fuß hohen Helms, eines Berges in Tyrol, eine Schneelawine los, welche alsbald den Character einer Wind- oder Staublawine annahm, und mit orkanähnlicher Schnelligkeit und Kraft, brausend und heulend, jedes Hinderniß zersplitternd, durch die sogenannte Wadelbachmulde niederfuhr bis zu der in der Thalebene gelegenen Ortschaft St. Veit in Sexten, wo sie sich in erweitertem Raume zerstäubte. Im Abstürzen nahm diese einen Theil des sogenannten Wadelbachbannwaldes, dann das Haus des Joseph Innerkofler mit sich bis in die Tiefe und drohte noch der Ortschaft St. Veit durch starke Erschütterung einzelner Gebäude, Zertrümmerung von einzelnem Gebälk und vielen Fenstern. Alle zehn Mitglieder der Familie Innerkofler, sowie alle Hausthiere, waren unter den Trümmern der mit Schnee überlagerten Wohnung begraben und nur wie durch ein Wunder gelang es dem Besitzer, zu entkommen. Hilferufen und die Sturmglocke von St. Veit versammelten in kurzer Zeit bei 200 Männer aus dem Thale Sexten an dem Orte der Verwüstung. Ein glücklicher Zufall war es, daß sich die erwachsenen Familienmitglieder noch in dem im Bergabhange vertieften ersten Stockwerke, welches nur zusammengedrückt wurde, befanden, sonst wären sie, eben so wie die zwei kleinen, im oberen Stocke schlafenden Kinder mit dem Gebälke des Hauses weithin geschleudert und zerschmettert worden. Den unausgesetzten, lebensgefährlichen Bemühungen der Hilfeleistenden gelang es, nach und nach alle acht Verschüttete, noch lebend, jedoch verletzt, herauszuholen. Nur der achtzigjährige Urgroßvater wurde ganz unbeschädigt aufgefunden. Alle Hausthiere dagegen wurden ein Opfer dieses schrecklichen Naturereignisses. Herzzerreißend soll das Jammern der noch jungen, bedeutend beschädigten Mutter um die verunglückten Kinder gewesen sein.

Glatz. Die N. Geb.-Ztg. läßt sich von einem Botengänger Folgendes erzählen: „Im Besitze eines Mantels von einem gefangenen Franzosen kam er, mit demselben bekleidet, auf dem Rückwege in ein Dorfwirthshaus und wurde von den Anwesenden neugierig betrachtet; der Bote merkte das und beschloß, sich einen „Jux" zu machen; er forderte in gebrochenem Deutsch „Schnabes" und setzte sich, bis er ausgetrunken, stillschweigend nieder. Der Wirth war zufällig Schulze und glaubte bestimmt, einen Deserteur von der civilisirten Nation vor sich zu haben; nach wenigen Worten wurde eine Fuhre requirirt und der Pseudo-Deserteur mit Begleitung nach Glatz gefahren. Nahe der Stadt springt er vom Schlitten und bedankt sich für die Fuhre, eilends verschwindend."

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 22. | Speyer, Dienstag, den 21. Februar | 1871.

Am Vorabend.

Novelle von Iwan Turgenjew.

(Fortsetzung.)

Und die Jahre kamen und gingen unbemerkbar. Wie Wasser unter einer Schneedecke floß Helena's Jugendzeit, äußerlich unthätig, doch unter innerem Kampf und Sturm dahin. Freundinnen hatte sie nicht; von allen jungen Mädchen, die das Haus der Stachow's besuchten, hatte sie sich mit keinem befreunden können. Elterliche Macht hatte nie auf Helena gelastet, aber seit ihrem sechzehnten Jahre war sie fast ganz unabhängig und führte ein ihr eigenartiges, aber einsames Leben. In Einsamkeit erglühte und erkaltete ihre Seele; wie ein Vogel schlug sie gegen ihren Käfig, und doch war kein Käfig da; es that ihr Niemand Zwang an, es stand ihr Niemand im Wege, und doch suchte sie sich frei zu machen und quälte sich müde. Zuweilen begriff sie sich selbst nicht, empfand sogar Furcht vor sich selbst. Alles um sie herum kam ihr bald abgeschmackt, bald unbegreiflich vor. „Was heißt Leben ohne Lieben? und doch ist Niemand da, den man lieben könnte!" dachte sie und ihr wurde angst vor diesen Gedanken, vor diesen Empfindungen. Als sie achtzehn Jahre alt war, wäre sie beinahe an einem bösartigen Fieber gestorben; ihr von Natur gesunder und kräftiger Organismus, auf's tiefste erschüttert, konnte sich lange nicht erholen; endlich verschwanden die letzten Spuren der Krankheit, doch Helena Nikolajewna's Vater sprach immer noch, nicht ohne Erbitterung, von ihren Nerven. Zuweilen wollte ihr's dünken, es verlange sie nach Etwas, wonach Niemanden verlange, woran Niemand im ganzen russischen Reich denke. Dann war sie wieder ruhig, lachte sogar über sich selbst, lebte sorglos in den Tag hinein, bis etwas Heftiges, Namenloses, das sie nicht zu bewältigen wußte, in ihrem Innern zu kochen begann und sich mit Ungestüm Luft zu machen strebte. Das Gewitter zog vorüber, die Flügel, die sich nicht zu erheben vermocht hatten, sanken matt herab; doch gingen diese Aufwallungen nicht spurlos vorüber. Wie sehr sie sich auch bestrebte, Nichts von dem merken zu lassen, was in ihr vorging, so äußerte sich doch die Pein der aufgeregten Seele in ihrer scheinbaren Ruhe, und ihre Verwandten hatten oft das volle Recht, die Achseln zu zucken, sich zu verwundern und ihre „Sonderbarkeiten" unbegreiflich zu finden.

An jenem Tage, mit welchem unsere Erzählung beginnt, blieb Helena länger als gewöhnlich am Fenster sitzen. Sie dachte viel an Berßenjew und an das Gespräch mit ihm. Er gefiel ihr; sie glaubte an die Wärme seiner Gefühle, an die Lauterkeit seiner Absichten. Er hatte noch nie so mit ihr gesprochen, wie an jenem Abende. Sie erinnerte sich des Ausdrucks seiner bescheidenen Augen, seines Lächelns — und lächelte selbst und verfiel in Gedanken, doch war nicht mehr er der Gegenstand derselben. Durch das offene Fenster blickte sie hinaus in die Nacht, blickte lange auf den dunkeln niedrig hängenden Himmel, dann stand sie auf, warf mit einer Bewegung des Kopfes das Haar aus dem Gesichte zurück und breitete darauf nach ihm, nach diesem Himmel, ihre entblößten, gekühlten Arme aus; dann ließ sie dieselben herab, fiel vor ihr Bett auf die Knie, drückte ihr Gesicht in das Kissen und brach, trotz aller Anstrengung, das sie überwältigende Gefühl zu unterdrücken, in ursachlose, doch ahnungsvolle heiße Thränen aus.

VII.

Am folgenden Tage gegen zwölf Uhr fuhr Berßenjew mit einem Retourwagen nach Moskau. Er hatte Geld auf der Post zu heben, wollte sich einige Bücher kaufen und bei dieser Gelegenheit Inßarow besuchen, mit dem er Einiges zu besprechen hatte. Während der letzten Unterhaltung mit Schubin war ihm der Gedanke gekommen, Inßarow zu sich auf's Land einzuladen. Er fand denselben jedoch nicht sogleich. Inßarow war aus seiner früheren Wohnung in eine andere übergezogen, zu welcher der Zutritt nicht leicht war: die Wohnung befand sich auf dem hinteren Hofe eines häßlichen, steinernen Hauses, das im Petersburger Geschmack erbaut war. Vergeblich schleppte sich Berßenjew von einer der schmutzigen Aufgangstreppen zur anderen, vergeblich war sein Rufen nach dem Hausknecht oder „sonst Jemandem". Schon die Hausknechte Petersburgs entziehen sich nach Möglichkeit den Blicken der Fremden, in Moskau erst vollends. Niemand antwortete auf Berßenjews Rufen; ein einziger neugieriger Schneider, in Hemdärmeln und Weste, ein Gebinde grauen Zwirnes um den Hals, streckte schweigend sein fahles, unrasirtes Gesicht

mit blau geschlagenem Auge zum hohen Luftloch hinaus; eine schwarze Ziege ohne Hörner, die auf einem Misthaufen stand, drehte mit kläglichem Gemecker den Kopf und setzte mit vergrößerter Hast ihr Wiederkäuen fort. Endlich erbarmte sich eine Frau in alter Saloppe und abgetretenen Stiefeln Berßenjew's und wies ihm die Wohnung Inßarow's. Berßenjew traf ihn zu Hause. Er bewohnte ein Zimmer bei jenem Schneider, der so gleichgiltig aus dem Luftloche Berßenjew's Verlegenheit angesehen hatte. Das Zimmer war groß, fast leer, mit dunkelgrünen Wänden, drei viereckigen Fenstern, einem kleinen Bett in der einen, einem kleinen ledernen Divan in einer anderen Ecke, und einem großen leeren Käfige hart an der Decke, den vor Zeiten eine Nachtigall bewohnt hatte. Inßarow trat dem Gast an der Schwelle entgegen, aber nicht mit einem: „Ach, Sie sind es!" oder: „Ach du mein Gott! durch welchen Zufall!" Er sagte ihm nicht einmal: „guten Tag", sondern drückte ihm einfach die Hand und führte ihn zum einzigen Stuhl, der sich im Zimmer befand.

„Setzen Sie sich," sagte er und nahm selbst auf einer Ecke des Tisches Platz.

„Es ist bei mir noch Alles in Unordnung, wie Sie sehen," fuhr Inßarow fort, indem er auf einen Stoß Papiere und Bücher auf dem Fußboden deutete; „ich habe mich noch nicht gehörig eingerichtet. Es hat mir an Zeit dazu gefehlt."

Inßarow sprach das Russische vollkommen richtig, betonte jedes Wort fest und rein, doch lag in seiner Kehlstimme, die übrigens angenehm klang, etwas Fremdartiges. Inßarow's ausländische Herkunft (er war Bulgare) bekundete sich noch auffallender in seinem Aeußern. Er war ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, hager und sehnig, mit eingefallener Brust und starkgelenkigen Fingern; die Gesichtszüge waren scharf; er hatte eine gebogene Nase, schwarzes, in's Blaue fallendes, steifes Haar, eine niedrige Stirn, kleine starrblickende, tiefliegende Augen, dichte Augenbrauen; wenn er lächelte, kamen herrliche weiße Zähne auf einen Augenblick hinter den feinen, harten, gar zu scharf geschnittenen Lippen zum Vorschein. Er hatte einen abgetragenen, aber reinlichen, bis an den Hals zugeknöpften Rock an.

„Warum haben Sie Ihre frühere Wohnung verlassen?" fragte ihn Berßenjew.

„Diese ist billiger; sie liegt auch der Universität näher."

„Jetzt sind aber Ferien . . . . Und wie kann es Ihnen Vergnügen machen, im Sommer in der Stadt zu wohnen! Sie hätten sich auf dem Lande einmiethen sollen, da Sie doch Ihre Wohnung aufgaben."

Inßarow erwiderte auf diese Bemerkung nichts und bot Berßenjew eine Pfeife an, indem er hinzufügte: „Entschuldigen Sie, ich habe weder Papyros noch Cigarren."

Berßenjew zündete die Pfeife an.

„Ich habe es so gemacht," fuhr er fort, „habe mir ein Häuschen bei Kunzowo gemiethet. Sehr billig und sehr bequem. Es ist sogar oben ein überflüssiges Zimmer da." Inßarow antwortete wieder nichts.

Berßenjew that einen Zug aus der Pfeife.

„Es ist mir der Gedanke gekommen," fuhr er dann fort, indem er den Rauch als dünnen Strahl wieder ausstieß, — „wenn sich zum Beispiel Jemand fände . . . . der Lust hätte, zum Beispiel Sie, habe ich gedacht . . . . oder sich dazu verstehen wollte, sich's dort oben bei mir bequem zu machen . . . . wie wäre das schön! Was meinen Sie dazu, Dmitri Nikanorowitsch?"

Inßarow blickte ihn mit seinen kleinen Augen an. — „Sie machen mir den Vorschlag, bei Ihnen auf dem Lande zu wohnen?"

„Ja, ich habe dort oben ein Zimmer übrig."

„Danke sehr, Andrei Petrowitsch; ich glaube jedoch, meine Mittel werden es mir nicht erlauben."

„Das heißt, wie? Nicht erlauben?"

„Sie erlauben mir nicht, auf dem Lande zu wohnen. Zwei Wohnungen kann ich nicht bestreiten."

„Ich meinte ja . . . ." fing Berßenjew an und stockte. — „Es würde Ihnen keine weiteren Kosten verursachen," fuhr er fort. „Die Wohnung hier, wollen wir sagen, würden Sie behalten; dafür ist nun Alles dort sehr billig; wir könnten es zum Beispiel so einrichten, daß wir gemeinschaftlichen Tisch hielten."

Inßarow schwieg. Berßenjew wurde verlegen.

„Besuchen Sie mich wenigstens bei Gelegenheit," begann er nach einer kleinen Pause. „Ganz in der Nähe von mir wohnt eine Familie, mit welcher ich Sie gern bekannt machen möchte. Was für ein herrliches Mädchen da ist, wenn Sie wüßten, Inßarow! Auch wohnt dort ein guter Freund von mir, ein Mensch von großem Talent; ich bin überzeugt, Sie werden einander gefallen. (Der Russe ist sehr gastlich und liebt es, mit seinen Bekanntschaften aufzuwarten.) — Wirklich, kommen Sie. Aber noch besser, ziehen Sie herüber zu uns, wahrhaftig! Wir könnten zusammen arbeiten, lesen . . . Sie wissen, mein Fach ist Geschichte, Philosophie. Alles dies interessirt Sie, ich habe eine Menge Bücher."

Inßarow stand auf und ging im Zimmer umher. — „Darf ich wissen", fragte er endlich, „wie viel zahlen Sie für Ihr Landhaus?"

„Hundert Rubel Silber."

„Und wie viel Zimmer sind im Ganzen dort?"

„Fünf."

„Folglich würde, wohlgerechnet, ein Zimmer zwanzig Rubel kosten?"

„Wohlgerechnet . . . Aber bedenken Sie nur, es ist mir ganz überflüssig. Es steht ganz leer."

„Das kann sein; hören Sie aber", setzte Inßarow mit einer entschiedenen und dabei gutmüthigen Bewegung des Kopfes hinzu: „ich kann nur in dem Falle auf ihren Vorschlag eingehen, wenn Sie einwilligen, laut Berechnung, Zahlung von mir anzunehmen. Zwanzig Rubel bin ich im Stande zu zahlen, um so mehr, da Ihrer Aussage nach ich an anderen Dingen werde sparen können."

„Freilich; aber in der That, ich mache mir ein Gewissen daraus."

„Anders geht es nicht, Andrei Petrowitsch."

„Nun, wie Sie wollen; sind Sie aber eigensinnig!"

Inßarow antwortete auch hierauf nichts.

Die jungen Männer bestimmten den Tag, an welchem Inßarow überziehen sollte. Es ward der Wirth gerufen; er schickte jedoch zuvor sein Töchterchen, ein Kind von sieben Jahren, mit einem großen, bunten Tuche auf dem Kopfe. Aufmerksam, fast mit Schrecken, hörte sie Alles an, was Inßarow ihr sagte, und entfernte sich schweigend. Gleich nach ihr erschien ihre Mutter, gleichfalls mit einem Tuche, aber einem ganz kleinen, auf dem Kopfe. Inßarow erklärte ihr, er fahre auf's Land in die Umgebung von Kunzowo, behalte indessen die Wohnung und übergebe alle seine Effekten ihrer Aufsicht. Die Schneidersfrau schien ebenfalls in Schrecken zu gerathen und ging hinaus. Endlich kam der Wirth; dieser schien anfänglich Alles begriffen zu haben und sagte blos nachsinnend: „In die Umgebung von Kunzowo?" Nachher aber riß er plötzlich die Thür auf und rief: „Behalten Sie die Wohnung?" Inßarow beruhigte ihn. „Man muß es doch wissen," wiederholte der Schneider barsch und verschwand.

Berßenjew kehrte, sehr zufrieden mit dem Erfolge seines Vorschlages, wieder zurück. Inßarow gab ihm mit einer in Rußland wenig gebräuchlichen, liebenswürdigen Höflichkeit das Geleite bis an die Thür, legte, als er allein geblieben war, sorgfältig seinen Rock ab und begann seine Papiere zu ordnen.

(Fortsetzung folgt.)

Von Orleans nach Orleans.

Von **Hermann Vogel.**

VII.

Bretoncelles.

(Fortsetzung.)

Jetzt war Bretoncelles zu nehmen. Die Artillerie that ihre Schuldigkeit. Sie warf ein Dutzend Granaten in die Stadt und hinderte so, daß der Feind sich dort festsetzte. Bald sahen wir ihn hinter der Stadt in eiligem Rückzug. Ein paar Granaten in seine Reihen und der Rückzug ward zur Flucht.

Ich stieg hinunter auf den Kampfplatz. Schon waren die Krankenträger thätig, sie luden auf ihre Bahren Freund und Feind. Wie ganz anders wirkte das Gewimmer und Geächze auf mich als der Donner der Kanonen und das Lärmen der Trommeln und Trompeten. — Beim Bahnhof traf ich den Herzog von Meiningen, welcher dem Kampfe bei derselben Batterie, wo ich gestanden, zugeschaut. Die Granaten, die um und über ihm platzten, hatten ihn nicht in seiner Ruhe gestört. Unten standen seine Landeskinder, vom Tod umdroht, da hielt er es für seine Pflicht, die Gefahren mit ihnen zu theilen. Zwar denken nicht alle Fürsten so, und bei einem Mann, den Neigung und Bildung ganz auf die Pflege von Kunst und Wissenschaft weisen, ist physischer Muth gewiß doppelt anerkennenswerth. Gern gedenke ich darum auch seiner. Höher aber als seinen Muth rechne ich dem Herzog die Theilnahme an, die er einem verwundeten Franzosen bewies. Der Labetrunk, welchen er dem Armen aus seiner Feldflasche reichen ließ, gereicht ihm zur schönsten Ehre.

Einen traurigen Eindruck machten auf mich zwei jugendliche Marinesoldaten, Burschen von 16 und 17 Jahren. Ihr Patriotismus, der sie unter die Waffen getrieben, war schnell verraucht. Sie wiesen auf ihre Gewehre und versicherten, daß sie noch keinen Schuß gethan, und allerdings zeigte weder ihr Chassepot eine Spur von einem Schuß, noch fehlte ihnen eine Patrone. Sie erzählten uns, daß sie gestern Abend 5 Uhr, 800 Mann stark, Cherbourg verlassen und heute früh 7 Uhr hier angekommen seien, wo sie, ehe sie nur daran gedacht, plötzlich in einen Kampf verwickelt worden.

Wir traten in die Stadt ein. Die meisten Bewohner waren während des Bombardements geflüchtet. Noch brodelten auf dem Herd die Speisen, mit denen sie für heute ihren Hunger zu stillen gedacht hatten. Die deutschen Soldaten machten sich darüber her — wenn das Fleisch auch noch nicht völlig gar — war es ihnen doch willkommene Beute. An Wein fehlte es gleichfalls nicht. Der Schrecken war so plötzlich über die Stadt gekommen, daß die Bewohner keine Zeit gehabt, etwas zu verbergen. So fanden die Soldaten leicht, was sie wünschten. Hier requirirte man in einem Hotel, dort in einem Krämerladen. Auch Manufacturisten wurden beehrt. Schade, daß die Transportmittel so beschränkt waren! In einer eroberten Stadt ist das Requiriren so leicht, man wird nicht einmal durch das Gezeter der Eigenthümer gestört. Indessen waren doch nicht Alle geflüchtet. Der Kirche von Bretoncelles gegenüber gewahrten wir eine Restauration, vor deren geöffneter Thür Wirth und Wirthin Wein an die Soldaten austheilten. Wir traten ein, froh, daß wir nicht zum Requiriren gezwungen waren. General Wittich und mehrere Offiziere kamen. Der Wirth brachte in seiner Herzensangst was er hatte, und weigerte sich, Bezahlung anzunehmen; doch der General legte ihm einen Napoleonsd'or auf den Tisch. Der Wirth erblickte darin nur eine Aufforderung, neuen Wein an die Soldaten zu vertheilen.

Allmälig kam die ganze Division in die Stadt. Zahlreiche Gefangene wurden herbeigeführt und in der Kirche untergebracht. Auch unser Wagen kam und wir beschlossen, in der Restauration, wo wir zuerst eingekehrt waren, zu bleiben. Der Wirth bot uns sein Staatszimmer an, ein Anerbieten, von dem wir mit Dank Gebrauch machten. Er hatte keine Ursache, es zu bereuen, uns seine Gastfreundschaft geschenkt zu haben. Ich schützte ihn so gut wie ich konnte in seinem Eigenthum, und ich war so glücklich, die Soldaten von Excessen abzuhalten. Etwa 50 Mann lagen bei ihm in Quartier — die Wirthschaftslocalitäten dienten ihnen als Caserne, sie erhielten Wein, so viel sie

wünschten. Gegen Abend jedoch drangen einige Burschen, die anderswo einquartirt waren, in den Hof, erbrachen den Keller und begannen zu plündern und zu zerstören. Der Wirth rief mich zu Hilfe. Ich hielt eine große Standrede, in der ich an die deutsche Ehre appellirte. Ich erzählte, wie der Mann heute Morgen freiwillig viele hundert Flaschen Wein herbeigeschafft, um die deutschen Krieger zu erquicken. Ich holte dann die Soldaten herbei, die im Hause einquartirt waren und fragte sie, ob sie nicht alle Wünsche befriedigt erhalten. Sie bejahten die Frage einstimmig. Da forderte ich sie auf, zu zeigen, daß sie Deutsche, keine Zuaven seien und dies dadurch zu beweisen, daß sie den Mann, der so gastfreundlich gegen sie gewesen, in seinem Eigenthum schützen. Das wirkte; Alles gab mir recht, und der Keller war gerettet. Ich hielt es jedoch für gut, die Angelegenheit dem Wachtcommandanten zu melden, der denn auch sofort bereit war, dem freiwilligen Schutzdienst der Einquartierungsmanschaft durch einen Befehl die nöthige Weihe zu geben.

Der Wirth und seine junge hübsche Frau priesen mich als Schützer und Retter und boten Alles auf, mir erkenntlich zu sein. Spät Abends führten sie noch drei Bretonceller Bürger zu mir, welche den „brave homme“ kennen lernen wollten. Es waren ein Arzt, ein Postbeamter und ein Landwirth, in besseren Zeiten Stammgäste in dem Café. Die Unterhaltung ergab sich von selbst; Dank der Empfehlung meines Wirthes, hatten die Leute ein großes Vertrauen zu mir. Sie gestanden offen, daß sie wenig Hoffnung für ihr Vaterland hätten. Die deutsche Kraft imponirte ihnen gewaltig; von ihren eigenen Soldaten dachten sie sehr gering und dennoch wollte Keiner etwas von Frieden wissen. „Frieden ist Schmach und Erniedrigung“, riefen alle drei in gleichem Tone. Ich erinnerte sie, daß schon mehr als ein Volk, trotzdem es im Krieg eine Provinz verloren, seine Ehre voll und ganz bewahrt habe. „Und Napoleon und Eugenie?“ entgegneten sie mir wieder in einem Tone. „Wir kämpfen eigentlich mehr gegen den Kaiser als für Elsaß und Lothringen“ — ergänzte der Arzt. Der Landwirth nickte bestätigend. „Ich bin für einen Orleans“, sagte er, „während meine Freunde Republikaner sind. Ich halte nicht viel von Gambetta, meine Freunde desto mehr. Aber in einem sind wir einig, in unserem Haß gegen Napoleon, der Frankreich an diesen schrecklichen Abgrund geführt hat. Und nicht nur wir, nein, die ganze Nation ist einig in diesem Gefühl des glühenden Hasses. Dieser Haß erklärt es, daß wir uns, trotzdem wir unsere Schwäche erkennen, noch nicht unterworfen haben. Wir bekämpfen in den Preußen nicht nur die Feinde unseres Landes, die uns zwei unserer schönsten Provinzen entreißen wollen, sondern auch die „Bundesgenossen Bonapartes“. Ich warf ein, daß ich mehr als einem Franzosen begegnet wäre, der mir gesagt, daß er mit der Wiederkehr Napoleons sehr zufrieden sein würde. Sie bestritten das nicht, aber sie behaupteten, diese Zahl sei so gering, daß sie nicht in Betracht komme. „Wer ein politisches Urtheil hat“, rief der Arzt, „muß einsehen, daß Napoleon das Unheil Frankreichs ist. Diese letzten Monate haben es Jedem, der Augen zu sehen hat, offenbart, daß der Glanz des Kaiserreichs ein hohler, ein nichtiger war. Ein republikanisches Frankreich hätte niemals so besiegt werden können wie diese kaiserliche Misère“. „Der Kaiser besiegte die Republik, die Deutschen besiegten den Kaiser“, warf ich dazwischen. „Der Kaiser hat die Republik gemeuchelt, von hinten erdolcht, schäumte der Arzt, Frankreich, als es das Attentat gut hieß, beging einen Selbstmord. Alle ehrliche, politische Intelligenz ward getödtet; alle Capacitäten, die nicht in den Dienst des Verbrechers traten, wurden ins Gefängniß geworfen oder in die Verbannung getrieben. Ein Dezennium lebte Frankreich noch von der Kraft, die ihm aus der Freiheit erwachsen war. Alles, was der Kaiser und seine Genossen vermochten, war, daß sie diese Kraft schlau ausbeuteten, doch sie waren nicht im Stande, neue Kräfte zu wecken. Hohler Schein täuschte die Welt. Es ist das Verdienst Bismarcks, dieses Trugbild zuerst in seiner Nichtigkeit erkannt zu haben, und er handelt sehr klug, ganz im deutschen Interesse, wenn er Napoleon wieder einsetzt. Napoleon als Kaiser schwächt Frankreich mehr als der Verlust von drei Provinzen.“

(Schluß folgt.)

Miscellen.

(Aktenschluß zum Barbara-Ubryk-Schwindel.) Die in Lemberg erscheinende juristische Zeitschrift „Prawnik“ bringt jetzt einen Auszug aus dem Beschlusse des k. k. Krakauer Landesgerichtes vom 25. Nov. 1869, wodurch die mit aller Strenge geführte Untersuchung gegen die verleumdeten Karmeliterinnen und ihre Oberin eingestellt worden ist. Es konnte denselben keine böswillige Handlungsweise bewiesen werden. Geistliche und weltliche Obrigkeit wußte von dem Aufenthalte und Zustande der Wahntobsüchtigen. Aber nach Lage der Dinge war ihre Verbringung in ein Irrenhaus nie gestattet worden. Wie schändlich wurde hiebei gelogen.

Rochefort bringt in seinem neuen Journal „Le mot d'ordre“ auch eine Reihe von kleinen Anekdoten. Eine derselben lautet: „Ein Capitän der Francstireurs, wahrscheinlich ein Nachkomme von Herrn de Crac (dem französischen Münchhausen) erzählte neulich seinen erstaunten Zuhörern eines von den Heldenstücken, die er beim Beginn des Krieges ausgeführt. „Denkt euch, es ist Nacht, ich lag allein in einem Busch auf der Lauer, von Waffen hatte ich nichts als einen sechsläufigen Revolver. Ich erwartete ein feindliches Detachement, ohne recht zu wissen, aus wie viel Mann es bestand. Ich höre, wie sie sich vorwärts bewegen, und feuere meine sechs Schüsse ab .... Ein tiefes Schweigen folgte. Der Mond steigt langsam empor; ich trete aus meinem Hinterhalt hervor und sehe sieben Leichen auf der Erde liegen.“ „Geht doch, geht doch!“ rief ein ungläubiger Zuhörer, „sieben Leichen mit einem sechsläufigen Revolver!“ „Auf mein Wort! Es waren Landwehrsoldaten, alle verheirathet. Einer unter ihnen war vor Freude gestorben, als er seinen Schwiegervater fallen sah.““

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 23. Speyer, Donnerstag, den 23. Februar 1871.

Am Vorabend.

Novelle von Iwan Turgenjew.

(Fortsetzung.)

VIII.

Am Abende desselben Tages saß Anna Wassiljewna in ihrem Empfangzimmer und sammelte sich zum Weinen. Im Zimmer befanden sich außer ihr, ihr Gatte und ein gewisser Uwar Iwanowitsch Stachow, ein weitläufiger Oheim Nikolai Artemjewitsch's, Cornet außer Diensten, sechzig Jahre alt, ein Mann, der sich vor Feistheit kaum bewegen konnte, mit kleinen, schläfrigen, gelblichen Augen und farblosen, dicken Lippen am gelben und fetten Gesichte. Seit seinem Austritt aus dem Dienst lebte er beständig in Moskau von den Zinsen eines kleinen Kapitals, das ihm seine Frau, eine Kaufmannstochter, hinterlassen hatte. Er trieb nichts und dachte wohl nicht mehr, und was er je dachte, behielt er für sich. Nur einmal in seinem Leben war er in Aufregung gerathen und hatte Thätigkeit entwickelt; er hatte nämlich in der Zeitung von einem neuen Instrument auf der Londoner Ausstellung, einem „Contrabombardon", gelesen, den Wunsch geäußert, sich dies Instrument kommen zu lassen, und sich sogar erkundigt, an wen das Geld adressirt und durch welches Comptoir es abgesandt werden müsse. Uwar Iwanowitsch trug einen weiten, tabaksfarbigen Oberrock und ein weißes Halstuch, aß häufig und viel und machte in allen schwierigen Fällen, das heißt jedesmal, wenn es an ihm gewesen wäre, seine Meinung über Etwas zu sagen, in der Luft convulsivische Bewegungen mit den Fingern der rechten Hand, anfangs vom Daumen zum kleinen Finger, dann vom kleinen Finger zum Daumen, wobei er mit Anstrengung hinzusetzte: „man müßte .... irgendwie so .... oder so ...."

Uwar Iwanowitsch saß in einem Lehnstuhle am Fenster und athmete schwer. Nikolai Artemjewitsch ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, die Hände in den Taschen; sein Gesicht drückte Unzufriedenheit aus. Er blieb endlich stehen und schüttelte den Kopf. — „Ja," begann er, „zu unserer Zeit waren die jungen Leute anders erzogen. Junge Leute erlaubten sich nicht solche Verstöße gegen ältere. Jetzt aber sperre ich vor Erstaunen die Augen weit auf. Vielleicht haben sie und nicht ich Recht; vielleicht! ... Ich habe aber doch auch meine persönlichen Ansichten, ich bin doch nicht als Dummkopf auf die Welt gekommen. Was halten Sie davon, Uwar Iwanowitsch?" Uwar Iwanowitsch sah ihn blos an und ließ seine Finger spielen.

„Helena Nikolajewna zum Beispiel," fuhr Nikolai Artemjewitsch fort, — „Helena Nikolajewna begreife ich freilich nicht. Ich bin für sie nicht hoch genug. Ihr Herz ist so weit, daß es die ganze Natur umfaßt, bis auf die kleinste Schabe, den kleinsten Frosch, mit einem Worte: Alles, ihren leiblichen Vater ausgenommen. Nun, schön; ich weiß es und mische mich nicht hinein. Da kommen die Nerven und die Gelehrsamkeit und das Schweben in den Lüften, von allem dem verstehen wir nichts. Daß aber Herr Schubin .... und wenn er auch ein merkwürdiger, außerordentlicher Künstler ist, wogegen ich nichts zu sagen habe — wenn er sich gegen einen älteren Mann vergißt, gegen einen Mann, dem er doch, man kann es wohl sagen, viel zu verdanken hat, — das, muß ich gestehen, kann ich mit meiner größten Gutmüthigkeit nicht zugeben. Ich bin von Natur nicht geneigt, zu viel zu verlangen, gewiß nicht; es gibt aber in allen Dingen ein Maß!"

Anna Wassiljewna schellte mit Aufregung. Ein Dienstbursche trat herein.

„Warum kommt denn Pawel Jakowlewitsch nicht?" fragte sie. „Er will sich durchaus nicht sehen lassen?"

Nikolai Artemjewitsch zuckte die Achseln. „Weßhalb aber, ich bitte Sie, wollen Sie ihn rufen lassen? Ich fordere es durchaus nicht, wünsche es nicht einmal."

„Sie fragen weßhalb, Nikolai Artemjewitsch? Er hat Ihnen Unruhe verursacht; vielleicht Ihnen in Ihrer Brunnenkur Nachtheil gebracht. Ich muß mit ihm sprechen. Ich will wissen, wodurch er sich Ihren Zorn zugezogen hat."

„Ich sage Ihnen, ich verlange es nicht. Und warum müssen Sie .... devant les domestiques ..."

Anna Wassiljewna erröthete leicht. — „Sie thun mir Unrecht, wenn Sie so reden, Nikolai Artemjewitsch, Ich werde niemals ... devant ... les domestiques ... Geh, Feduschka, daß Du mir sogleich Pawel Jakowlewitsch herrufst."

Der Junge entfernte sich.

„Und das ist Alles ganz und gar nicht nöthig," sagte Nikolai Artemjewitsch durch die Zähne und be-

gann wieder im Zimmer umherzugehen. „Das lag ja durchaus nicht in meinen Worten.“

„Aber, ich bitte Sie, Paul muß sich bei Ihnen entschuldigen.“

„Aber, ich bitte Sie, wozu brauche ich seine Entschuldigungen? Und was heißt denn Entschuldigung? Das sind nichts als Phrasen!“

„Wozu? fragen Sie. Er muß eine Zurechtweisung erhalten.“

„Die mögen Sie ihm selbst ertheilen. Ihnen wird er eher gehorchen. Ich habe Nichts gegen ihn.“

„Nein, Nikolai Artemjewitsch, Sie sind heute, seit Sie hierher gekommen sind, nicht gut bei Laune. Mich däucht, Sie haben in dieser letzten Zeit sogar etwas abgenommen. Ich befürchte, die Kur schlägt bei Ihnen nicht gut an.“

„Ich bedarf durchaus dieser Kur,“ bemerkte Nikolai Artemjewitsch, „meine Leber ist nicht in Ordnung.“

„In diesem Moment trat Schubin herein. Er schien ermüdet. Ein leichtes, fast spöttisches Lächeln schwebte um seine Lippen.

„Sie haben nach mir gefragt, Anna Wassiljewna?“ sagte er.

„Ja gewiß habe ich nach dir gefragt. Aber Paul, ich bitte Dich, ist das nicht schrecklich? Ich bin sehr unzufrieden mit Dir. Wie hast Du Dich gegen Nikolai Artemjewitsch vergessen können?“

„Nikolai Artemjewitsch hat bei Ihnen über mich geklagt?“ fragte Schubin und warf mit demselben spöttischen Lächeln einen Blick auf Stachow. Dieser wandte sich ab und senkte die Augen zu Boden.

„Ja, er hat über Dich geklagt. Ich weiß nicht, was Du gegen ihn verschuldet hast, Du mußt ihn aber sogleich um Entschuldigung bitten; seine Gesundheit ist jetzt sehr zerrüttet und dann müssen wir Alle, so lange wir jung sind, unsern Wohlthätern Achtung erweisen.“

„O Logik!“ dachte Schubin und wandte sich gegen Stachow. — „Ich bin bereit, Sie um Entschuldigung zu bitten, Nikolai Artemjewitsch,“ sagte er mit einer kurzen, höflichen Verbeugung, — „wenn ich Sie wirklich durch irgend etwas beleidigt habe.“

„Ich hatte .... durchaus nicht,“ entgegnete Nikolai Artemjewitsch, immer noch den Blicken Schubin's ausweichend. „Ich verzeihe Ihnen übrigens gern, denn Sie wissen, ich bin gar nicht difficil.“

„O das unterliegt durchaus keinem Zweifel!“ sagte Schubin. „Erlauben Sie mir die Frage: Ist's auch Anna Wassiljewna bekannt, worin mein Vergehen besteht?“

„Nein, ich weiß nichts,“ bemerkte Anna Wassiljewna und streckte neugierig den Hals vor.

„O mein Gott!“ rief ungeduldig Nikolai Artemjewitsch, — „wie viele Mal habe ich schon gebeten, gefleht, wie viele Mal gesagt, wie verhaßt mir alle diese Erklärungen und Scenen sind. Kommt Unsereiner einmal nach langer Zeit nach Hause und glaubt auszuruhen, — man spricht ja immer von: Familienkreis, Familienvater, — gleich gibt es Scenen und Unannehmlichkeiten. Keine Minute Ruhe! Man mag wollen oder nicht, man fährt in den Klub oder .... oder sonst irgendwohin. Der Mensch ist ja ein lebendes Wesen, er hat doch physische Bedürfnisse, und da will man ....“

Und ohne seine Rede zu Ende zu bringen, verließ Nikolai Artemjewitsch rasch das Zimmer und warf die Thür zu. Anna Wassiljewna folgte ihm mit dem Blicke. — „In den Klub,“ sagte sie mit bitterer Miene leise: „es ist nicht der Klub, wohin Sie fahren, flatterhafter Mensch! Im Klub gibt's Niemand, dem man Pferde aus dem eigenen Gestüte schenkt — noch dazu Grauschimmel! Meine liebste Farbe. Nein, nein, leichtfertiger Mann,“ setzte sie schon lauter hinzu, — „nicht in den Klub fahren Sie. Und Du, Paul,“ fuhr sie fort und erhob sich von ihrem Sitze, — „schämst Du Dich gar nicht? Du bist doch kein kleines Kind. Da habe ich wieder Kopfweh bekommen. Wo ist Zoë, weißt Du nicht, wo sie ist?“

„Sie ist, glaube ich, oben auf ihrem Zimmer. Das schlaue Füchslein verkriecht sich bei solchem Unwetter immer in seinen Bau.“

„Oh, bitte, bitte!“ Anna Wassiljewna tastete suchend rings um sich her. „Mein Gläschen mit geriebenem Meerrettig, hast Du es nicht gesehen? Paul, thue mir den Gefallen, ärgere mich in Zukunft nicht mehr.“

„Wie könnte ich das, Tantchen? Lassen Sie mich Ihr Händchen küssen. Den Meerrettig habe ich im Kabinet auf dem Tischchen gesehen.“

„Die Darja läßt ihn auch immer irgendwo stehen,“ seufzte Anna Wassiljewna, und rauschte in ihrem seidenen Kleide ab.

Schubin wollte ihr folgen, blieb jedoch stehen, als er hinter sich die träge Stimme Uwar Iwanowitsch's vernahm.

„Dich .... Gelbschnabel .... sollte .... man .... anders .... abfertigen ....“ sagte in gebrochener Rede der Cornet außer Diensten.

Schubin trat zu ihm hin. „Und weßhalb sollte man mich abfertigen, ehrenwerther Uwar Iwanowitsch?“

„Weßhalb? Bist jung, mußt ehrerbietig sein. Ja.“

„Gegen wen?“

„Gegen wen? Das versteht sich von selbst. Ja, grinse nur.“ Schubin kreuzte die Arme über einander.

Uwar Iwanowitsch ließ seine Finger spielen. — „Genug, mein Junge, laß ab.“

„Da sitzt er,“ fuhr Schubin fort, „an Jahren offenbar kein junger Edelmann mehr, und wie viel glücklichen, kindlichen Glauben birgt er noch in sich! Achtung haben! Wissen Sie aber auch, Sie Elementarmensch, weßhalb mir Nikolai Artemjewitsch zürnt? Ich habe den ganzen heutigen Morgen mit ihm bei seinem deutschen Liebchen zugebracht; wir haben heute unser drei: „Verlaß mich nicht“ gesungen; das hätten Sie hören müssen. Das zieht bei Ihnen, denke ich, ja auch. Wir sangen also, mein bester Herr, und sangen, — nun, das wurde mir langweilig; ich sehe, es wird nicht gut, die Zärtlichkeit wird zu arg. Ich begann die Beiden zu necken. Da ging es los! Zuerst wurde sie auf mich böse, dann auf ihn; dann

wurde er auf sie böse und sagte ihr, nur zu Hause fühle er sich glücklich und dort sei sein Paradies; sie aber erwiderte, er habe keine Moral, und ich fügte auf deutsch hinzu: „Ach!“ Er ging davon; ich blieb da. Da ist er nun hergekommen in sein Paradies, und es wird ihm ganz übel darin. Darum brummte er auch jetzt. Wohlan, rund heraus, wer ist schuld?“

„Natürlich Du,“ erwiderte Uwar Iwanowitsch.

Schubin blickte ihn scharf an. — „Darf ich mir die Freiheit nehmen, ehrenhafter Ritter, die Frage an Sie zu richten,“ — sagte er mit unterwürfiger Stimme, „waren die räthselhaften Worte, die Sie so eben auszusprechen geruhten, das Ergebniß irgend einer Combination Ihrer Denkfähigkeiten, oder der Ausdruck momentanen Bedürfnisses, eine Lufterschütterung, einen sogenannten Schall hervorzubringen?“

„Laß mich in Ruhe,“ stöhnte Uwar Iwanowitsch.

Schubin lachte auf und lief hinaus. — „He,“ rief eine Viertelstunde später Uwar Iwanowitsch, „bringt mir . . . . ein Gläschen Branntwein.“

Ein kleiner Diener brachte auf einem Präsentirteller Branntwein mit dem zugehörigen Imbiß. Uwar Iwanowitsch nahm langsam das Glas mit Branntwein vom Präsentirteller und heftete seinen Blick lange mit gespannter Aufmerksamkeit darauf, als ob er im Zweifel sei, was er eigentlich in der Hand habe. Dann blickte er den Jungen an und richtete die Frage an ihn, ob er nicht Waßka heiße. Dann machte er eine betrübte Miene, trank das Glas aus, aß etwas dazu und zog sein Schnupftuch aus der Tasche. Der Junge hatte schon längst Teller und Branntwein an seinen Ort zurückgestellt und die Ueberreste von Häring aufgegessen, war auch schon, auf einen Paletot der Herrschaft niedergekauert eingeschlummert, als Uwar Iwanowitsch immer noch sein Taschentuch mit gespreizten Fingern vor sich hielt und mit der gleichen angestrengten Aufmerksamkeit bald zum Fenster hinaus, bald auf den Fußboden und die Wände stierte.

(Fortsetzung folgt.)

Von Orleans nach Orleans.

Von **Hermann Vogel.**

VII.

Bretoncelles.

(Schluß.)

Die Soldaten schliefen schon lange, als die drei Bretonceller mich verließen und über eine Hintertreppe hinaus ins Freie gingen. Wir hatten viel, sehr viel gesprochen und schieden mit dem Bewußtsein, daß trotz des Nationalhasses, der nothwendig aus dem vielen vergossenen Blut zwischen Deutschen und Franzosen emporwachsen muß, doch noch ein edlerer Wettkampf möglich, als der zwischen Chassepot und Zündnadel. Freilich, so lange man der traurigen Ansicht huldigt, daß die nothwendige Vorbedingung zum Glück des Einen die Schwäche des Anderen ist, wird es keinen Raum geben für einen Wettkampf auf dem Gebiet der Cultur, für einen Wettkampf um den Preis der Freiheit und Menschlichkeit.

Solche und ähnliche Gedanken, ein Nachklang unserer Unterhaltung, gingen mir am andern Morgen durch den Kopf, als unser Kutscher mit der Meldung ins Zimmer trat, daß unsere Pferde fort seien. „Nos chevaux sont pris“, lautete sein lakonischer Bericht, der, wie ich mich alsbald überzeugte, auf vollkommener Wahrheit beruhte. Wer sie genommen, war freilich nicht mit Bestimmtheit festzustellen, aber es war sehr wahrscheinlich, daß die Uhlanen, welche ihre Pferde in demselben Stall untergebracht hatten, unsere Gäule, in der Voraussetzung, es seien französische, als gute Beute mitgenommen. So unangenehm die Sache schien, mußte ich lachen. Es war in der That komisch: unser Wagen trug die stolze Inschrift „Hauptquartier 3. Armee“, unsere Pferde rangirten als Stabspferde, und jetzt kamen die Uhlanen und requirirten die deutschen „Stabspferde“ als Traingäule. Auch Graf Schlippenbach, der Adjutant des Generals Wittich, lachte, als ich ihm unser Mißgeschick mittheilte; indessen war er gleich bereit, uns zu helfen. Er beauftragte eine Ordonnanz, zwei neue Pferde für uns zu requiriren. In der Stadt war nun freilich „ausrequirirt“, doch draußen auf den Wiesen liefen noch eine Menge Pferde umher, und ehe eine halbe Stunde verging, waren unsere beiden Braunen durch zwei Grauschimmel mehr als ersetzt.

Unsere Fahrt ging heute auf Nogent le Rotrou, das nach der allgemeinen Meinung noch von den Franzosen besetzt sein sollte. Man sprach sogar von Verschanzungen, die vor der Stadt aufgeführt seien. Während wir uns jedoch auf eine Eroberung mit stürmender Hand gefaßt machten, hatte das 10. bayerische Regiment bereits seinen friedlichen Einzug in die Stadt gehalten. Die letzten Franzosen hatten den Ort um 7 Uhr Morgens verlassen, und als sich die bayerische Avantgarde um 10 Uhr der Stadt genähert, war ihr der Maire mit der Versicherung entgegengekommen, daß Nogent von Truppen geräumt und die Bürgerschaft von ihm zum freundlichen Empfang der Deutschen aufgefordert worden sei. Der Einmarsch der Deutschen fand denn auch ohne ein Hinderniß statt. Der Großherzog von Mecklenburg und General v. d. Tann schlugen Beide ihr Hauptquartier in der Stadt auf. Als wir ankamen, rückte gerade die 1. Division der Bayern mit klingendem Spiel durch die Straßen. Das 1. Bataillon des Leibregiments und ein Bataillon vom 11. Regiment hatten gestern unter Hurrah und mit gefälltem Bajonnet eine vom Feinde besetzte bewaldete Höhe erstürmt. Meine Hoffnung, den Abend mit den Freunden verbringen zu können, wurde nicht erfüllt. Ihr Bestimmungsort lag noch drei Stunden über Nogent hinaus. Als sie in der Dunkelheit dort ankamen, mußten sie sich im Feuer Quartier machen.

Unser guter Stern führte uns heute in ein Paradies des Friedens, wo es uns vergönnt war, uns für einige Stunden über Völkerhaß und Parteileidenschaft in die höhere Sphäre reiner Menschlichkeit

zu erheben. Unser Quartierbillet wies uns zu einem lyrischen Sänger — einem Mr. N. N. — der Name war unleserlich. Schon fürchteten wir, einem armen Künstler, den die Kriegszeit vielleicht brodlos gemacht, zur Last fallen zu müssen; wir waren daher angenehm enttäuscht, statt eines Dachkämmerleins oder einer schmutzigen Mansardenwohnung eine freundliche Villa zu finden. Es war das Asyl, das sich ein alter Künstler, Mr. Bouché, einst ein in ganz Europa gefeierter Sänger, für den Abend seines Lebens gegründet. Lieblich lag das Häuschen auf einer Anhöhe vor der Stadt, an einem der schönsten Punkte der ganzen Gegend. Die angenehmen Erwartungen, die der erste Eindruck erweckte, wurden glänzend erfüllt, ja übertroffen. In Mr. Bouché lernte ich eine ächte, harmonisch abgeschlossene Künstlernatur kennen. Seine stattliche ehrwürdige Gestalt, die hohe Stirn, das kluge und doch schwärmerische Auge, der weiße Bart, der sein Gesicht einrahmte, Alles stimmte zu einander und liehen ihm das Aussehen eines Sehers. Seine Frau, eine kleine bewegliche Matrone, war die Gemüthlichkeit selbst. Obgleich, wie ihr Gatte sagte, nur Künstlerin in der Küche, zeigte sie doch ein lebhaftes Interesse für Alles, was die Kunst betraf. Das alte Paar führte ein glücklich-idyllisches Leben. Im Garten zogen sie Obst und bauten ihr Gemüse; die Villa aber war ein Tempel der Kunst. Die gesangliche Erziehung einer talentvollen Tochter war während der letzten Jahre die Hauptbeschäftigung des alten Künstlers gewesen. Oft waren Freunde aus allen Gegenden der Welt bei ihm zu Gast; dann fanden theatralische Aufführungen statt. Die unteren Räume des Hauses konnten hiefür mit Leichtigkeit in ein Theater verwandelt werden. Es gewährte der Madame Bouché große Genugthuung, mir die Einrichtung der Bühne zu erklären. Der Ernst der Zeit lastete auch schwer auf diesem Hause des Friedens. Von der älteren Tochter, die in Belgien verheirathet, entbehrten die Eltern seit mehreren Wochen jeglicher Nachricht. Lucienne, die Sängerin, deren Ausbildung vollendet war, befand sich als Krankenpflegerin in einem Lazareth von Nogent. Sie hatte dort mehr eine Zuflucht gesucht als ihre Hilfe angeboten.

Mr. Bouché, der ganz Europa durchreist hatte, der einst zu Paris und London, zu Wien und Madrid, zu Florenz und Neapel seine Triumphe gefeiert, sprach, ganz entgegen der Sitte alter Künstler, wenig von seinem Ruhm; dagegen redete er viel von dem, was er gesehen, was er in fremden Ländern schätzen und bewundern gelernt. Ueberall hatte er etwas Anderes gefunden, was ihm der Bewunderung werth erschienen. Er liebte Frankreich vor allen anderen Ländern, aber er war erhaben über nationale Vorurtheile; er war Kosmopolit im schönsten Sinne des Wortes. Gerechtigkeit war der Grundton seines Wesens. Seine Ideale lagen auf einem anderen Gebiete als auf dem blutigen Felde, wo augenblicklich die Blüthe zweier Nationen dahingeschlachtet ward. Sein aus tausend Wunden blutendes Vaterland schmerzte ihn tief, aber er erging sich darum nicht in blindem Zorn gegen die siegreichen Deutschen.

Der Alte ward wieder jung im Austausch seiner Gedanken. Seine treue Gefährtin mußte eine Flasche köstlichen Falerner herbeiholen, ein Geschenk treuer Freunde, ein Zeichen des Dankes für den Genuß, welchen der Sänger ihnen einst vor vielen Jahren bereitet und in dem feuerigen Wein tranken wir auf baldigen Frieden, auf dauernde Freundschaft zwischen den entzweiten Völkern.

Miscellen.

Dem Briefe eines Correspondenten der National-Zeitung, welcher am 5. Februar der Eröffnung des Verkehrs über die Sèvresbrücke beiwohnte, entnehmen wir Folgendes: „Nicht nur hinter der Barrikade auf der Pariser Seite stand das hauptstädtische Publikum Kopf an Kopf gedrängt, sondern auch auf der diesseitigen Landungsstelle unterhalb der Brücke war ein solches Gedränge von Uebergesetzten, daß die gezogene Schnur und die lebendige Postenkette kaum genügten, die Leute in Ordnung zu halten und den Offizieren die Prüfung der Papiere der Einzelnen zu ermöglichen. Die Mehrzahl der Gelandeten hatte keine Passagirscheine und konnte deßhalb nicht durchgelassen werden. Sie waren theils gekommen, um sich nach Verwandten oder Freunden umzusehen oder zu erkundigen, theils um, was es auch kosten möge, ein weißes Brod, ein Stück Butter oder Käse oder sonst etwas, was ihren Hunger befriedigen oder ihren Kranken und Schwachen, die bei den 330 Grammen Haferbrod und den 30 Grammen Pferdefleisch verschmachteten, eine Labung bieten konnte, einzuhandeln. Traurige und rührende Scenen folgten einander in unaufhörlichem Wechsel. Dort stürmt ein Mann auf den controlirenden Offizier los, drängt den Soldaten, der ihn an seinem Platze festhalten will, zur Seite und erklärt mit leidenschaftlicher Wortfülle und lebhafterer Geberdensprache, als seinem Streben förderlich ist, daß er eben hinter unseren Soldaten in dem Menschenschwarme seine Frau und das Kind erblickt, die er seit länger als vier Monaten nicht gesehen. Er bittet um Gottes willen, ihn sofort durchzulassen. Nach Papieren gefragt, hat er keine. Er kann also nicht vorgelassen werden, und der Soldat erhält ausdrücklichen Befehl, den Ungestümen hinter die Grenzschnur zurückzuführen. Er ruft jedoch den Namen seiner Frau und diese drängt sich nun hindurch und umarmt ihn vor allen Zuschauern. Dort suchen Eltern ihre Kinder, hier Schwestern ihre Brüder, hier Verwandte und Freunde einander, aber nur wenn alle Formalien in Richtigkeit sind, können unsere hier als Wächter der Ordnung bestellten Truppen dem ungestümen Drängen nachgeben. Das schwärzliche Brod, welches den Parisern neben dem Zehntelpfund Pferdefleisch seit 14 Tagen als ausschließliche, unzureichende Speise gereicht wird, ist ein Gemisch von geschrotenem Hafer, Gerste, etwas Reis und vielleicht auch etwas Haferstroh, gegen welches sie ihren Degout bezeigen, indem sie sagen, es sei ein Brod, mit welchem man eigentlich nur die Pferde füttern könne. Die Sehnsucht nach dem sogenannten Weißbrod ist daher bei Hoch und Gering gleich heftig. Unsere Offiziere und Soldaten wetteifern miteinander, sich den Hungernden als großmüthige Feinde zu zeigen. Ich habe gesehen, wie die Offiziere Brod, Erbswurst, Fleisch &c., so viel sie davon auftreiben konnten, unter die Zunächststehenden, Bedürftigsten vertheilten, und bin Zeuge gewesen, wie Soldaten, die außerdienstlich in der Nähe waren, einen viertelstundenlangen Weg nicht scheuten, um den Legitimationslosen, welche die Demarkationsschnur nicht überschreiten durften, Brod, Butter &c. für ihr Geld herbeizuholen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 24. Speyer, Samstag, den 25. Februar 1871.

Am Vorabend.

Novelle von Iwan Turgenjew.

(Fortsetzung.)

IX.

Schubin kehrte auf seine Kammer zurück und griff nach einem Buch. Da trat Nikolai Artemjewitsch's Kammerdiener vorsichtig zu ihm in's Zimmer und überreichte ihm ein kleines, dreieckig zusammengelegtes Billet, das ein großes Wappen als Siegel trug. „Ich hoffe," stand in dem Zettel, „daß Sie als Mann von Ehre sich mit keinem Worte eine Anspielung auf einen gewissen Wechsel erlauben werden, von welchem heute Morgen die Rede war. Meine Verhältnisse und meine Grundsätze sind Ihnen bekannt, ebenso die Geringfügigkeit der Summe selbst und andere Umstände, endlich gibt's Familiengeheimnisse, die man achten muß, und die Ruhe einer Familie ist ein Heiligthum, welches nur herzlose Menschen, zu denen ich Sie zu zählen keinen Grund habe, nicht anerkennen! (Dieses Billet schicken Sie zurück.) N. S."

Schubin fügte mit Bleistift die Worte darunter: „Seien Sie unbesorgt, noch ziehe ich nicht Schnupftücher aus fremden Taschen"; übergab den Zettel dem Kammerdiener und nahm wieder sein Buch vor. Es entfiel aber alsbald seinen Händen. Er blickte auf den sich röthenden Himmel, auf zwei mächtige Fichten, die abgesondert von den übrigen Bäumen standen, und dachte: „Bei Tage haben die Fichten ein bläuliches Ansehn, und Abends ein so herrliches Grün." Darauf begab er sich in den Garten in der stillen Hoffnung, Helena dort anzutreffen. Er täuschte sich nicht. In einiger Entfernung auf einem Wege hinter dem Gebüsch ward er ihr Kleid gewahr. Er eilte ihr nach und redete sie an:

„Sehen Sie nicht nach mir, ich bin es nicht werth."

Sie warf einen raschen Blick auf ihn, lächelte leicht und ging weiter in den Garten hinein. Schubin folgte ihr.

„Ich bat Sie, mich nicht anzusehen," begann er, „und suche doch ein Gespräch mit Ihnen: ein reiner Widerspruch! Es bleibt sich gleich, 's ist nicht der erste. Es fiel mir eben ein, daß ich Sie wegen meines albernen Ausfalls von gestern noch nicht, wie sich's gebührt, um Entschuldigung gebeten habe. Sie sind doch nicht böse auf mich, Helene Nikolajewna?"

Sie blieb stehen und gab ihm nicht sogleich Antwort — nicht, daß sie ihm böse gewesen wäre, ihre Gedanken schweiften vielmehr in die Ferne.

„Nein," sagte sie endlich, „ich bin durchaus nicht böse auf Sie."

Schubin biß sich auf die Lippen.

„Was für ein besorgtes . . . . und dabei gleichgilliges Gesicht!" murmelte er. „Helena Nikolajewna," fuhr er etwas lauter fort, „lassen Sie mich Ihnen eine kleine Geschichte erzählen: Ich hatte einen guten Freund und der Freund hatte einen Freund. Dieser letzte führte anfangs ein Leben, wie es ein anständiger Mensch thun muß, später jedoch ergab er sich dem Trunke. Da begegnet mein Freund ihm eines Morgens (sie hatten, bemerken Sie wohl, ihre Bekanntschaft bereits gelöst) und sieht ihn betrunken. Mein Freund drehte ihm sogleich den Rücken. Jener aber trat zu ihm heran und sagte: „Es würde mich nicht ärgern, wenn Sie ohne Gruß vorübergegangen wären, warum wandten Sie sich von mir ab? Vielleicht hat der Gram mich so weit gebracht. Friede meiner Asche!"

Schubin schwieg.

„Weiter nichts?" fragte Helena.

„Weiter nichts."

„Ich verstehe Sie nicht. Worauf zielte das? Soeben sagten Sie mir, ich möchte nicht nach Ihnen blicken."

„Ja, und jetzt habe ich Ihnen erzählt, wie es nicht gut thut, sich abzuwenden."

„Hätte ich mich denn . . . ." wollte Helena fragen.

„Sie hätten sich also nicht . . ."

Helena erröthete leicht und reichte Schubin die Hand. Er drückte sie stark.

„Da glauben Sie wohl, mich auf einer schlechten Regung ertappt zu haben," sagte Helena, „Ihr Argwohn ist aber ungegründet. Es ist mir nicht in den Sinn gekommen, mich vor Ihnen zurückzuziehen."

„Meinetwegen, meinetwegen! Gestehen Sie aber, es kreuzen in dieser Minute tausend Gedanken Ihren Kopf, von denen Sie mir nicht einen einzigen anvertrauen würden. Wie? Habe ich's getroffen?"

„Wohl möglich."

„Und woher das? Woher?"

„Meine Gedanken sind mir selbst nicht klar."

„Dann gerade muß man sie Andern anvertrauen,"

warf Schubin ein. „Doch ich will Ihnen den Grund sagen: Sie denken schlecht von mir."

„Ich?"

„Ja, Sie. Sie denken, bei mir sei Alles halbwegs Komödie — eben weil ich Künstler bin; ich tauge nicht blos zu keinem Geschäfte, — hierin mögen Sie Recht haben, — sondern auch zu keinem wahrhaften tiefen Gefühle; ich könne nicht einmal aufrichtig weinen; ich sei Schwätzer und Klätscher — und das Alles, weil ich Künstler bin. Was sind wir nicht nach diesem Allen für unglückselige, gottverlassene Leute! Sie, zum Beispiel, ich möchte darauf schwören, glauben nicht an meine Reue."

„Nein, Pawel Jakowlewitsch, ich glaube an Ihre Reue und glaube an Ihre Thränen. Mich dünkt jedoch, Ihre Reue selbst und auch Ihre Thränen machen Ihnen Spaß."

Schubin fuhr zusammen.

„Nun, ich sehe, es ist dies, wie Aerzte sich ausdrücken würden, ein unheilbarer Casus. Es bleibt dabei nichts weiter übrig, als den Kopf hängen zu lassen und sein Geschick zu tragen. Und dennoch, o Himmel, wäre es denn wirklich wahr, wäre ich denn wirklich immer nur auf mich selbst angewiesen, wenn in meiner Nähe eine solche Seele lebt? Und wissen, daß man nie in diese Seele hineindringen wird, nie erfahren wird, was sie betrübt, was sie freut, was in ihr vorgeht, wonach sie sich sehnt, wohin sie schwebt . . . Sagen Sie," fragte er nach kurzem Schweigen, „könnten Sie nie, um Nichts in der Welt, in keinem Falle einen Künstler lieb haben?"

Helena blickte ihn fest an.

„Ich glaube es nicht, Pawel Jakowlewitsch?"

„Was zu beweisen war," sprach Schubin mit komischer Traurigkeit. — „Hiernach denke ich, steht es mir besser an, Ihren einsamen Spaziergang nicht weiter zu stören. Ein Professor würde Sie vielleicht fragen: auf welche Thatsache stützen Sie Ihr Nein? Ich bin aber kein Professor, ich bin ein Kind nach Ihren Begriffen; von Kindern aber pflegt man sich nicht abzuwenden, das vergessen Sie nicht. Leben Sie wohl. Friede meiner Asche!"

Helena wollte ihn zurückhalten, überlegte sich's aber und sagte ihm gleichfalls:

„Leben Sie wohl."

Schubin verließ das Haus. Nicht weit von demselben begegnete ihm Berßenjew; er ging eiligen Schrittes mit gesenktem Kopfe und hatte den Hut in den Nacken geschoben.

„Andrei Petrowitsch!" rief Schubin.

Der Andere blieb stehen.

„Geh nur, geh," fuhr Schubin fort, „ich brauche Dich nicht, will Dich nicht aufhalten, geh nur gerade in den Garten; Du wirst dort Helene treffen. Es scheint, sie wartet auf Dich . . . . auf jeden Fall wartet sie auf Jemand . . . . Begreifst Du die Macht dieser Worte: sie wartet! Weißt Du aber, Bruder, ein sonderbarer Zufall ist es doch! Denke Dir, da lebe ich schon zwei Jahre mit ihr in einem Hause, bin in sie verliebt und soeben erst, in diesem Augenblicke, habe ich sie, ich kann nicht sagen — verstanden, aber gesehen. Habe sie gesehen und die Arme weit aufgerissen. Ich bitte, stiere mich nicht mit diesem giftig sein sollenden Lächeln an, es paßt nicht zu deinen gesetzten Zügen. Nun, ich verstehe Dich, Du willst mich an Annuschka mahnen. Was ist's denn? Ich leugne es nicht. Für Unsereinen passen die Annuschkas. Es leben die Annuschkas, Zoes, und selbst die Augustinen Christianownas! Geh Du jetzt zu Helena, ich will aber . . . . Du glaubst wohl zu Annuschka? Nein, Bruder, etwas niedriger: zum Fürsten Tschikurassow. Das ist so ein Mäcen von kasanischer Tatarenabkunft. Siehst Du dies Einladungsbillet. Selbst auf dem Lande läßt man mir keine Ruhe. Adio!"

Berßenjew hörte Schubins Gerede schweigend und um seinetwillen etwas beschämt an und trat dann in den Hof von Stachow's Landhaus. Schubin aber fuhr wirklich zum Fürsten Tschikurassow, dem er mit der liebenswürdigsten Miene die beißendsten Unverschämtheiten in's Gesicht sagte. Der Mäcen tatarischer Abstammung hielt sich den Bauch vor Lachen, die Gäste des Mäcen lachten mit und doch war Niemand bei guter Laune und Alle waren geärgert, als sie heimkamen.

(Fortsetzung folgt.)

Von Orleans nach Orleans.

Von **Hermann Vogel**.

VIII.

Kreuz und Quer.

Das Hauptquartier des Großherzogs blieb am 25. November in Montmirail, sehr zur Freude der als Wache commandirten Bayern vom 11. Regiment, welche den Ruhetag benutzten, ihr mehr als defectes Schuhwerk aufzubessern. Ihnen diese Aufbesserung zu erleichtern ward unter Trommelschlag verkündet, daß eine Requisition von Leder und Fußzeug ausgeschrieben sei. Mit so komischen Mienen die Bewohner auch ihre Stiefeln und Stiefeletten auf die Mairie schleppten, lockte uns der Vollzug der Requisition doch nicht zum Bleiben. Mr. Oliphant ging vielmehr ins Hauptquartier, sich zu erkundigen, wo „interessante Ereignisse" zu erwarten. Man rieth ihm, sich nach Mondoubleau, das etwas weiter südöstlich gegen Vendome liegt, zu begeben. Wir folgten dem Rathe um so lieber, als wir hörten, daß wir dort die Bayern treffen würden. Unser Weg führte ähnlich wie am Tage zuvor durch eine freundliche Gegend und durch verwüstete von ihren Bewohnern verlassene Orte. Mondoubleau, ein alterthümliches Städtchen, ist schon aus der Ferne an der Ruine mit dem kolossalen schiefen Thurm, der die Gegend weithin überragt, kenntlich. Am Fuß des mittelalterlichen Trümmerhaufens lagen die Leichen von drei jungen Leuten — es waren Francstireurs — ihre feine Wäsche bewies, daß sie den wohlhabenden Ständen angehört hatten; der Eine war durch die Brust, die beiden Anderen durch den Kopf geschossen. Sie waren von der verwegenen

Schaar gewesen, welche gehofft, die Stadt gegen die heranrückenden Deutschen halten zu können. Ein paar in die Häuser geworfene Granaten veranlaßten jedoch die Bewohner von Mondoubleau, ihre Beschützer aus der Stadt zu drängen. Wären die Mondoubleauer eine halbe Stunde früher so „klug" gewesen, hätten sie sich wahrscheinlich manche Unannehmlichkeit erspart. So ward es den einrückenden Soldaten, preußischer Cavalerie und bayerischer Infanterie, nicht verwehrt, sich aus den Magazinen und Kellern zu nehmen, was ihnen behagte. Ein furchtbarer Wirrwarr herrschte in der Stadt. Deutsche Flüche und französisches Gejammer bildeten eine nicht sehr harmonische, aber gerade deßhalb vielleicht um so passendere Begleitung zu den Bildern der Verwüstung, die sich, wohin ich blickte, vor meinen Augen aufrollten. Die Husaren zogen, da es an Stallungen mangelte, ihre Pferde in die Zimmer und lachten der Protestationen der Bewohner. Ein Laden mit Manufacturwaaren wurde geplündert: man nahm die Tuchstücke und schnallte sie auf die Pferde, wahrscheinlich um später Decken daraus zu fertigen. Nach Decken herrschte überhaupt, was bei den vielen Bivouaks nur zu erklärlich, große Nachfrage, man nahm, was irgend dazu verwendbar schien. Die Einwohner durften sich nicht beschweren; Mondoubleau hatte Francstireurs beherbergt, welche sogar auf die heranrückenden Deutschen geschossen, da hielten sich die Sieger noch für sehr milde, wenn die Stadt nicht von ihnen niedergebrannt wurde.

Wir blieben kaum eine Stunde in Mondoubleau. Ich war mit den Truppen, die ich hier getroffen, wenig bekannt, und ihr ganzes Auftreten lockte mich nicht, die Bekanntschaft zu erweitern; jedenfalls verzichtete ich darauf, ihre Vermittlung zur Erlangung eines Unterkommens anzurufen. Meinem Reisegefährten ging es wie mir, und so beschlossen wir, noch einige Stunden weiter in's Tann'sche Hauptquartier nach St. Calais zu fahren.

Wir mochten die Stadt eine gute Meile hinter uns haben und wollten eben um eine Waldecke biegen, als dicht vor uns mehrere Schüsse fielen. Es waren Francstireurs, die auf bayerische Chevaulegers schossen. Sie hatten hinter einer Hecke verborgen gelegen, und suchten sich jetzt in das Dickicht des Waldes zurückzuziehen — doch nicht allen gelang es, dort Schutz zu finden, einer von ihnen fiel in die Hände der rasch hinterdrein setzenden Reiter. Es war ein zarter junger Bursche von höchstens 18 Jahren, der eben, als wir zu der Escadron stießen, von einem Chevauleger herbeigeschleift wurde. „Nieder mit dem Schurken", commandirte der Rittmeister. „Keine Umstände mit dem Meuchelmörder", secundirte der Adjutant. Der Chevauleger spannte seinen Karabiner. Jetzt merkte der Francireur, was ihm bevorstand. In wenigen Secunden wechselte er seine Farbe mehrere Male von dunkelm Purpurroth bis zum tiefsten Leichenblaß. „Pardon!" jammerte er und warf sich auf die Kniee. Der Soldat blickte zögernd, halb fragend zu dem Rittmeister. „Schieß!" commandirte dieser. „Pardon!" winselte das Opfer. Der Chevauleger senkte den Karabiner. Der Unglückliche versuchte darnach zu greifen — ein Knall — er taumelte; aber im Fallen erfaßte er die Zügel des Pferdes. Das Roß bäumt sich; der Reiter selbst erzitterte, er vermochte das Thier nicht zu halten, wild jagte es mit ihm, dem Sterbenden scheu ausweichend, dem Walde zu.

Vorwärts Kutscher, vorwärts! Allez cocher, allez vite! Der Kutscher folgte dem doppelten Mahnruf, er hieb auf die Pferde, als warte unser, wenn wir länger verweilten, ein ähnliches Schicksal wie das des armen Franctireur. Es wäre vielleicht vernünftiger gewesen, wenn wir umgekehrt wären. Konnte nicht jeden Augenblick aus dem Wald eine Kugel gesandt werden, bestimmt, den unglücklichen Knaben an uns zu rächen. Aber warum sollte man an uns rächen, was wir nicht verschuldet? Und wußte man denn, daß wir zur deutschen Armee gehörten? Konnten wir nicht auch Franzosen sein, ja, es war sogar, da wir gänzlich ohne militärische Begleitung fuhren, wahrscheinlich. Wir kamen denn auch, ohne daß ein Schuß auf uns abgefeuert wurde, an dem sich lang dahinziehenden Wald vorbei. Nach St. Calais gelangten wir jedoch nicht mehr. Nachdem wir einige Dörfer passirt hatten, die gänzlich von aller Welt verlassen waren, sahen wir einige hundert Schritte von der Straße eine größere Häusergruppe liegen. In der Hoffnung zu erfahren, wo wir uns befänden, bogen wir dorthin ab. Aber auch hier schien Alles fort und wir wollten schon wieder aufbrechen, als wir ein Husten vernahmen. Wir gingen den Tönen nach und entdeckten zwei steinalte Frauen, von denen die Eine lahm und die Andere taub war oder wenigstens sich so stellte. Von der Lahmen erfuhren wir soviel, daß wir uns in Beauvoir befänden, eine Viertelstunde von Epuisay, einem Ort, der auf unserer Karte verzeichnet stand und von dem wir in Mondoubleau gehört, daß er von Bayern, und zwar vom 13. Regiment besetzt sei. Es war eben unser am weitesten gegen Vendome vorgeschobener Posten. Alle Bewohner, versicherte uns die Alte, seien schon vor drei Tagen aus Beauvoir geflüchtet. Sie sei, weil sie nicht gehen könne, allein mit ihrer Freundin, die sie nicht hätte verlassen wollen, zurückgeblieben. Wir, setzte sie hinzu, seien die ersten Menschen, die nach der allgemeinen Flucht wieder in den Ort kämen.

(Schluß folgt.)

*** Dummheit ist heilbar!**

„Die moderne Wissenschaft hat wieder einen neuen Triumph errungen; sie hat nemlich ein Mittel gefunden, mit welchem man jedes schwache Gedächtniß gründlich stärken, das verlorene wieder herstellen und überhaupt jedes Hinderniß des Denkens von dem Gehirn lösen kann. Besonders empfehlenswerth ist dieses Mittel für Eltern, deren Kinder geistig weniger begabt sind, ferner für Studenten, die den Wust der Wissenschaft vor dem Examen noch rasch sich einprägen wollen; bei dem allgemeinen Verlangen nach „Aufklärung" ist nicht daran zu zweifeln, daß Jeder nach Intelligenz Strebende sich dieses Mittels bedienen und daß alsdann die dankbare Mitwelt dem Erfinder desselben ein Denkmal setzen wird, würdig eines so

großen Mannes, der endlich das richtige Mittel gegen Verdummung und Finsterniß gezeigt hat."

Wer Vorstehendes etwa für einen schlechten Witz halten sollte, der möge nachstehende Anzeige lesen, die mehrere Zeitungen, vielleicht um einem dringenden Bedürfniß ihrer Leser abzuhelfen, vor Kurzem gebracht haben.

„Ein enormer Sieg der Wissenschaft. Gedächtniß-Limonade. Alkoholfrei. Pflanzensaft. Diese Gedächtniß-Stärkungs-Limonade, angenehm schmeckend, kräftigt und belebt von Neuem das verlorene, durch welch' immer für eine Ursache geschwächte Gedächtniß in auffallender Weise, ja selbst bei im höchsten Alter stehenden Personen. Nach mehrwöchentlichem Genusse tritt ein unbeschreiblich angenehmes Gefühl ein, ein Schleier löset sich vom Gehirn los, — das schwache Denkvermögen wird neu belebt, jeder fühlt sich nach dieser die Blutbildung nicht störenden ganz unschädlichen Limonade wie neu geboren, und jeder hiervon Gebrauchmachende wird dem allmächtigen Schöpfer hierfür Dank wissen, und diesen neuen Sieg der Wissenschaft würdigen. — Schon der berühmte Arzt des vorigen Jahrhunderts Boerhave hat auf diesen Pflanzensaft und seine stärkende Wirkung auf das geschwächte oder von Geburt schwache Denkvermögen Andeutungen gemacht, welche jedoch unseres Wissens unbeachtet geblieben sind. Um jeder Verfälschung durch Nachahmung gründlich vorzubeugen ist diese Limonade einzig und allein im Haupt-Depot des Erfinders bei G. M. Nauser in Wien, V. Bezirk, Wehrgasse Nr. 4 zu haben. Ein Flacon, enthaltend Saft auf dreißig Glas Limonade, nebst Gebrauchsanweisung kostet 1 Vereinsthaler = 1 Fl. 80 Kr. ö. W. — 1 Dutzend 10 Thlr. Ueberall hin per Post im österreichischen Postvereine ohne weitere Kosten.

Dankschreiben werden nicht veröffentlicht."

Die Industrieblätter bemerken hiezu: „Dieser Nauser in Wien ist unbedingt ein Pfiffikus, denn er ist bereit, die Dummheit oder Gedächtnißschwäche der Abnehmer seiner Limonade nicht an den öffentlichen Pranger zu stellen, er wird die Anschreiben und Atteste derselben nicht veröffentlichen. Diese Versicherung ermuthigte uns, eine Probe der Limonade kommen zu lassen. Für 1 Thaler erhielten wir ein viereckiges Fläschchen mit circa 5 Loth einer farblosen klaren, nicht gerade angenehm schmeckenden Flüssigkeit, in welcher fadige weiße Flocken herumschwammen. Nach der Analyse durch den Chemiker Schädler ist die Flüssigkeit ein Gemisch aus 15 Theilen der käuflichen Phosphorsäure, 15 Theilen Glycerin und 70 Theilen Wasser. Der nicht angenehme Geschmack hat seinen Grund in der Verwendung einer nicht guten Sorte Glycerin. Der wahre Werth dieser Mischung läßt sich zu 1/6 Thaler annehmen."

Es unterliegt keinem Zweifel, der Erfinder dieser Gedächtnißlimonade hat sich genau an die Ansichten gehalten, welche vor wenigen Jahren die Herren Moleschott, Büchner, C. Vogt, Czolbe und andere über das Denkvermögen des Menschen aufgestellt haben. Die Genannten wollten nemlich auf Grund ihrer „exacten" Naturforschung gefunden haben, daß die Denkkraft des Menschen nur auf der chemischen Zusammensetzung des Gehirns beruhe und daß unsere Gedanken eine Art Phosphorescirung des Gehirns seien. Da unser Gehirn wesentlich aus Glycerin und Phosphorsäure besteht, so kann man nach der obigen genialen Theorie jeden Dummkopf curiren. Denn sicher muß das Gehirn der größten Denker am meisten von diesen Stoffen enthalten und man braucht daher den gegen Gedächtnißschwäche oder Dummheit Hilfe Suchenden blos entsprechende Mengen Glycerin und Phosphorsäure einzugeben. Vom Standpunkte einer Naturforschung, die nicht über das Mikroskop und den Destillirkolben hinauskommen will, wird sich gegen diese Anschauung gewiß nicht viel einwenden lassen und daher scheint uns obiger Nauser das Richtige getroffen zu haben. Es wäre wohl interessant zu erfahren, ob der Mann mit seiner Limonade Geschäfte macht. Wir für unseren Theil zweifeln nicht daran. Der Erfolg solcher Geheimmittel ist einer der sichersten Gradmesser für die Höhe der Bildung unserer Zeit.

Miscellen.

Eines der interessantesten Vorwerke von Paris, schreibt man der N. W. Z. aus Chatillon vom 9., ist unstreitig die sogenannte Feldschanze von Villejuif. Dieselbe liegt auf einer vorgeschobenen Anhöhe am rechten Bièvre-Ufer, ungefähr im gleichen Niveau mit dem Vorwerke Bicêtre. Als am 9. Sept. v. J. die Cernirung von Paris ihren Anfang nahm, war die Schanze ein noch ganz unvollendetes Erdwerk und hätte an diesem Tag ohne große Schwierigkeit genommen werden können. Es scheint jedoch, daß man ihr zu wenig Wichtigkeit beilegte und keine bedeutende Belästigung in den weiteren Operationen von ihr erwartete. Aber schon nach einigen Tagen fand man sie doch etwas unbequem und bereitete einen Angriff gegen dieselbe vor. Am Morgen des 23. September wurde sie durch das 6. preußische Armeecorps gestürmt und genommen, konnte jedoch nicht gehalten werden, da sie im günstigsten Schußbereich des Vorwerks Bicêtre liegt und von demselben völlig eingesehen ist. Sie wurde daher wieder geräumt und alsbald von den Franzosen wieder in Besitz genommen, welche nun sofort mit allen zu Gebote stehenden Mitteln ihren weiteren Ausbau in Angriff nahmen. Man sah die Arbeiter bei Tag und bei Nacht wie die Ameisen geschäftig fortbauen und die Brustwehren mit unglaublicher Schnelligkeit in die Höhe wachsen. Gleichzeitig wurden Laufgräben vorgetrieben und seitwärts der Schanze Batterien angelegt. Unerklärlicherweise legte man deutscherseits diesen Arbeiten keine Hindernisse in den Weg, und schon nach kurzer Zeit nahm die Schanze ihr Feuer gegen die Belagerer wieder auf, welches ihnen sehr oft äußerst lästig wurde. Als mit der Capitulation von Paris auch diese Schanze in deutsche Hände kam, konnte man erst den vollen Einblick gewinnen, welch starkes Fort im Laufe der Belagerung aus der früheren Feldschanze geworden war. Der Hauptwall, welcher eine ganz respektable Höhe und Stärke besitzt, ist mit gemauerten Wohnkasematten versehen, und hat eine große Anzahl von meistens gemauerten Hohltraversen. Die Brustwehr besitzt eine Stärke von 20 bis 24 Fuß und die erforderliche Anzahl von Geschützscharten. Im Graben befinden sich Graben-Caponièren und seiner ganzen Länge nach eine krenelirte Mauer. Das Innere des Werkes ist nach verschiedenen Richtungen mit bedeckten Verbindungsgängen durchzogen und in der Nähe der Kehle mit bombensicheren Unterkunftsräumen versehen. Armirt war das Werk mit mindestens 40 Geschützen, zum Theil vom schwersten Kaliber, und liefert in seiner Gesammtheit den Beweis, wie die Franzosen ihre Zeit und Arbeitskräfte anzuwenden verstanden haben.

(Verfahren, aufgemalte Oelfarben zu reinigen.) Man tauche ein Stückchen Flanell in reines warmes Wasser und drücke es tüchtig aus, so daß es sich fast trocken anfühlt; dann berühre man damit ein fein pulverisirtes gebeuteltes spanisches Weiß und reibe nun damit die bemalte Oberfläche; alsbald weicht Staub, Fett 2c. von den Farben. Darauf wasche man mit reinem Wasser mittelst eines Schwammes nach und reibe mit einem Stückchen ganz weichen, reinen, sämisch gegerbten Leders die gereinigte Stelle trocken. Die Farben erscheinen dann wie neu aufgetragen. Dieses Verfahren verdient vor dem mit Seife ohne Zweifel den Vorzug.

Logogryph.

Nimm Dich vor ihm in Acht,
Sein Stich bringt leicht den Tod,
Der, raubst Du ihm „das Herz",
Auch mir nicht selten droht.
Ich schleiche leis herum
Mit scharfem Späherblick,
Doch wenn man mich erwischt,
So ist mein Lohn — der Strick.

Auflösung der Homonyme in Nr. 10:
Versetzen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 25. Speyer, Dienstag, den 28. Februar 1871.

Am Vorabend.

Novelle von **Iwan Turgenjew.**

(Fortsetzung.)

X.

Helena empfing Berßenjew freundschaftlich, jedoch nicht mehr im Garten, sondern im Gastzimmer, und nahm sogleich, fast ungeduldig, die gestrige Unterhaltung wieder auf. Sie war allein. Nikolai Artemjewitsch hatte sich leise entfernt. Anna Wassiljewna lag in dem oberen Zimmer mit kalten Umschlägen über den Kopf. Zoë saß neben ihr, sie hatte ihren Rock glatt gestrichen und ließ die kleinen Hände im Schooß ruhen. Uwar Iwanowitsch streckte sich im oberen Stocke auf einen breiten und bequemen Divan, dem man den Namen: Schlafvonselbst gegeben hatte. Berßenjew erwähnte abermals seines Vaters; er hielt dessen Andenken heilig. Auch wir wollen ein paar Worte über ihn sagen.

Berßenjew's Vater, Besitzer von zweiundachtzig Seelen, denen er vor seinem Sterben die Freiheit schenkte, war Illuminat, ein gewesener Göttinger Student, Verfasser einer Schrift, in welcher Schellingianismus, Swedenborgianismus und Republikanismus sich vermengten. Er brachte seinen Sohn schon als Knaben gleich nach dem Tode der Mutter nach Moskau und übernahm persönlich dessen Erziehung. Zu jeder Lection, die er seinem Sohn zu geben hatte, bereitete er sich vor, arbeitete mit ungewöhnlicher Gewissenhaftigkeit und völlig erfolglos: er war Schwärmer, Bücherwurm, Mystiker, stotterte beim Sprechen, hatte eine hohle Stimme, drückte sich dunkel und gesucht aus, gebrauchte meistentheils Gleichnisse und war scheu, selbst vor seinem Sohne, den er leidenschaftlich liebte. Kein Wunder, daß der Sohn im Unterricht nur Mund und Augen aufsperrte und um keines Haares Breite weiter kam. Der Alte (fast ein Fünfziger, er hatte spät geheirathet) bemerkte endlich, daß es nicht gut ging und gab seinen Andruscha in eine Pension. Andruscha begann nun zu lernen, ward jedoch die väterliche Aufsicht nicht los. Sein Vater besuchte ihn unaufhörlich und langweilte den Direktor der Anstalt mit seinen Bemerkungen und Gesprächen; die Inspektoren fühlten sich ebenso durch den ungebetenen Gast belästigt. Er brachte ihnen unaufhörlich, wie sie sagten, superkluge Schriften über das Erziehungswesen. Selbst die Schüler fühlten sich nicht behaglich beim Anblicke des dunkeln und pockennarbigen Gesichts des Alten, seiner hagern Gestalt, die beständig in einem spitzschößigen grauen Frack stack. Die Schüler hatten damals keine Ahnung davon, daß dieser finster aussehende, niemals lächelnde Herr, mit dem Kranichgange und der langen Nase — mit ganzem Herzen um einen Jeden von ihnen fast wie um seinen Sohn besorgt und bekümmert war. Es fiel ihm einmal ein, mit ihnen von Washington zu reden: „Junge Zöglinge," begann er, doch bei den ersten Tönen seiner sonderbaren Stimme liefen die jungen Zöglinge auseinander. Der ehrliche Göttinger war nicht auf Rosen gebetet: beständig lasteten auf ihm der Gang der Geschichte, Fragen und Kombinationen jeglicher Art. Als der junge Berßenjew die Universität bezog, begleitete er ihn in die Vorlesungen. Doch die Kräfte des Alten begannen abzunehmen. Die Ereignisse des Jahres 1848 erschütterten ihn auf's Tiefste (sein ganzes Buch hätte er umarbeiten müssen) und er starb im Winter des Jahres 1853, ohne des Sohnes Abgang von der Universität erlebt zu haben; er gratulirte ihm jedoch im Voraus zu der ihm bevorstehenden Candidatenwürde, und ertheilte ihm seinen Segen für den Dienst der Wissenschaft. „Ich vermache Dir eine Leuchte," sagte er zwei Stunden vor seinem Tode zu ihm, „ich habe sie, so lange ich konnte, gehalten, laß auch Du diese Leuchte bis an's Ende nicht aus den Händen!"

Berßenjew unterhielt sich lange mit Helena von seinem Vater. Die Unbeholfenheit, die er in ihrer Gegenwart verspürt hatte, war verschwunden und er lispelte nicht mehr so stark. Die Unterhaltung ging auf die Universität über.

„Sagen Sie," fragte ihn Helena, „gab es unter Ihren Gefährten bemerkenswerthe Persönlichkeiten?"

Berßenjew kamen Schubins Worte abermals in den Sinn.

„Nein, Helena Nikolajewna, offen gesagt, gab es unter uns auch nicht einen bemerkenswerthen Menschen. Woher hätten sie kommen sollen? Es gab, sagt man, eine solche Zeit an der Moskauer Universität! Nur jetzt nicht. Jetzt ist's eine Schule — keine Universität. Ich hatte es schwer mit meinen Kommilitonen," setzte er mit gedämpfter Stimme hinzu.

„Schwer . . . .?" fragte Helena.

„Uebrigens," fuhr Berßenjew fort, „ich muß mich berichtigen. Ich kenne einen Studenten, — es ist wahr, wir sind nicht aus demselben Cursus, das ist in der That ein bemerkenswerther Mensch."

„Wie heißt er?" fragte Helena schnell.

„Inßarow Dmitri Nikanorowitsch. Ein Bulgare."

„Kein Russe?"

„Nein, er ist nicht Russe."

„Warum lebt er denn in Moskau?"

„Er ist hierher gekommen, um zu studiren. Und wissen Sie, zu welchem Zweck er studirt? Er hat nur e i n e n Gedanken: die Befreiung seines Vaterlandes. Auch sein Schicksal ist ungewöhnlich. Sein Vater war ein ziemlich vermögender Kaufmann aus Ternow. Ternow ist jetzt ein kleines Städtchen, war aber in alten Zeiten die Hauptstadt der Bulgarei, als dieses Land noch ein unabhängiges Königreich war. Er trieb Handel in Sofia und hatte Verbindungen mit Rußland; seine Schwester, Inßarow's leibliche Tante, lebt noch jetzt in Kiew, wo sie mit einem Oberlehrer der Geschichte am dortigen Gymnasium verheirathet ist. Im Jahre 1835, also vor achtzehn Jahren, ereignete sich ein schreckliches Verbrechen; Inßarow's Mutter verschwand plötzlich spurlos; eine Woche darauf fand man dieselbe ermordet."

Helena schauderte. Berßenjew hielt inne.

„Fahren Sie fort, fahren Sie fort," sagte sie.

„Es verbreitete sich das Gerücht, ein türkischer Aga habe sie entführt und getödtet; ihr Gatte, Inßarow's Vater, entdeckte die Wahrheit, wollte sich rächen, verwundete aber blos den Aga .... Er ward erschossen."

„Erschossen? Ohne Gericht?"

„Ja. Inßarow ging damals in's achte Jahr. Nachbarn nahmen sich seiner an. Die Schwester erfuhr das Schicksal der Familie ihres Bruders und äußerte den Wunsch, ihren Neffen zu sich zu nehmen. Man schaffte ihn nach Odessa, von dort nach Kiew. In Kiew verlebte er volle zwölf Jahre. Darum spricht er auch so gut russisch."

„Er spricht also russisch?"

„So gut, als wir Beide. Als er zwanzig Jahre alt geworden war (das war im Anfange von 1848), verlangte er in seine Heimath zurückzukehren. Er war in Sofia und Ternow, durchstreifte ganz Bulgarien nach allen Richtungen hin, blieb zwei Jahre im Lande und erlernte wieder die Muttersprache. Die türkische Regierung stellte ihm nach, und in diesen zwei Jahren lief er große Gefahr. Ich habe einmal eine große Narbe an seinem Halse bemerkt, vermuthlich das Merkmal einer Wunde; er liebt jedoch nicht davon zu sprechen. Er scheint auch, wie gewisse Einsiedler, das Gelübde des Schweigens abgelegt zu haben. Ich habe es einige Mal versucht, Etwas aus ihm herauszubringen, — habe jedoch nichts erreicht. Er antwortet mit allgemeinen Phrasen. Er ist furchtbar eigensinnig. Im Jahre 1850 kam er wieder nach Rußland, nach Moskau, in der Absicht, sich vollends auszubilden, mit Russen zusammenzukommen und dann, wenn er die Universität verlassen ...."

„Was wird er dann?" unterbrach ihn Helena.

„Was dem Himmel gefällt. Es läßt sich schwer vorausbestimmen."

Helena hielt ihren Blick lange auf Berßenjew geheftet.

„Sie haben mich durch Ihre Erzählung sehr interessirt," sagte sie. „Wie sieht er aus, Ihr, wie nannten Sie ihn .... Inßarow?"

„Was soll ich Ihnen sagen? Meiner Ansicht nach nicht übel. Nun, Sie werden ihn selbst sehen."

„Wie denn das?"

„Ich komme mit ihm hierher zu Ihnen. Uebermorgen zieht er herüber in unser Dorf und wird mit mir zusammen wohnen."

„Wirklich? Wird er aber zu uns kommen wollen?"

„Das wollte ich meinen! Es wird ihm großes Vergnügen machen."

„Er ist nicht stolz?"

„Er? Nicht im Geringsten. Das heißt, wenn Sie wollen, ist er's doch, nur nicht in dem Sinne, wie Sie es verstehen. Geld, zum Beispiel, würde er sich von Niemand borgen."

„Er ist also arm?"

„Ja, viel hat er nicht. Als er in Bulgarien war, hat er die Trümmer des väterlichen Vermögens zusammengerafft, dann unterstützt ihn auch seine Tante; doch das ist Alles nur eine Kleinigkeit."

„Er hat gewiß viel Charakter," bemerkte Helena.

„Ja, das ist ein Mann von Eisen! Und zugleich, es ist wunderbar, bei aller Abgeschlossenheit, ja Verschlossenheit seines Wesens, ist etwas Kindliches, Aufrichtiges in ihm. Es ist wahr, seine Offenheit hat nichts mit unserer lumpigen Offenheit gemein, die sich breit macht, wo es durchaus nichts zu verbergen gibt .... Nun, ich führe ihn hierher, haben Sie Geduld."

„Er ist auch nicht befangen?" fragte wiederum Helena.

„Nein, er ist nicht befangen. Nur eigenliebige Leute sind befangen."

„Sind Sie denn eigenliebig?"

Berßenjew breitete verwirrt die Hände auseinander.

„Sie reizen meine Neugier," fuhr Helena fort. — „Nun aber sagen Sie, hat er an jenem türkischen Aga nicht Rache genommen?"

Berßenjew lächelte.

„Nur in Romanen wird Rache genommen, Helena Nikolajewna, und dann hätte der Aga im Laufe von zwölf Jahren gestorben sein können."

„Hat Ihnen Inßarow aber nichts darüber gesagt?"

„Nichts."

„Warum ist er nach Sofia gefahren?"

„Dort hat sein Vater gelebt."

Helena wurde nachdenkend.

„Sein Vaterland befreien!" sagte sie, — „diese Worte auszusprechen ist schon gewaltig, so groß sind sie ...."

In diesem Augenblicke trat Anna Wassiljewna in's Zimmer und die Unterhaltung ward unterbrochen.

Sonderbare Empfindungen bewegten Berßenjew, als er an jenem Abende nach Hause zurückkehrte. Er

bereute nicht seinen Vorsatz, Helena die Bekanntschaft Inßarow's machen zu lassen, er fand es ganz natürlich, daß seine Erzählungen über den jungen Bulgaren einen so tiefen Eindruck auf sie machen mußten . . . war er ja doch selbst bemüht gewesen, denselben zu steigern! Ein geheimes und unbestimmtes Gefühl blieb indessen in seinem Herzen zurück; er war traurig und seine Traurigkeit nicht guter Art. Sie hinderte ihn jedoch nicht, die Geschichte der Hohenstaufen wieder vorzunehmen und bei der Stelle, wo er am Vorabend stehen geblieben, fortzufahren. (Forts. folgt.)

Louis Adolphe Thiers,

geboren 1797 zu Marseille, war nach absolvirten Studien kurze Zeit Advocat in Aix, ging 1820 nach Paris, wo er zuerst Mitarbeiter am „Constitutionnel“ war und dann 1830 in Verbindung mit dem Buchhändler Sautelet den „National“ gründete, der bald zu großem Aufschwung gelangte. Thiers berühmter Ausspruch: „Der constitutionelle König herrscht, aber er regiert nicht“ (Le roi règne mais ne gouverne pas) wurde das Schlagwort des Tages. Unterdessen hatte er seine berühmte „Geschichte der französischen Revolution“ bereits herausgegeben, die mit Enthusiasmus aufgenommen worden war.

Die Juli-Revolution eröffnete dem ehrgeizigen und talentvollen Manne die Laufbahn, nach der er gestrebt. Zum Staatsrath und Generalsecretär im Finanzministerium ernannt, wurde er unter Laffitte (im Nov. 1830) dessen Unterstaatssecretär. Als Abgeordneter der Stadt Aix trat er auch in die Deputirtenkammer ein, worin sein Talent großes Aufsehen erregte. Bei Laffitte's Rücktritt im März 1831 blieb Thiers in derselben Stellung unter dem Ministerium Casimier Perier, und nach Periers Tode wurde er in dem Cabinet vom 11. October 1832 Minister des Innern. Ein Zerwürfniß mit seinen Collegen bewog ihn, im December 1832 das Departement des Innern mit dem des Handels und der öffentlichen Arbeiten zu vertauschen. In dieser Stellung zeichnete sich Thiers aus durch eine Reihe wohlthätiger Schöpfungen und Bauten sowie durch Werke, die den bonapartistischen Ueberlieferungen schmeichelten, wie die Herstellung des Neapoleonischen Standbildes auf der Vendomesäule und die Vollendung des Triumphbogens de l'Etoile. Auch regte er schon damals die Befestigung von Paris an, die aber vorerst aufgegeben werden mußte. Als im Februar 1836 das vielfach umgemodelte Ministerium endlich stürzte, erhielt Thiers den Vorsitz in dem neuen Cabinet mit dem Portefeuille des Auswärtigen. In der inneren Politik den Eingebungen Ludwig Philipp's nachgebend, suchte er nach Außen, namentlich in Spanien, eine liberal klingende Tendenzpolitik zu verfolgen, scheiterte aber an dem Widerstande des Königs, so daß er schon am 25. Aug. zurücktrat. Nunmehr zog sich Thiers eine Zeit lang von den öffentlichen Geschäften zurück und machte eine längere Reise nach Italien. Seit 1838 trat er aber in offene Opposition gegen das Ministerium Molé, und dessen Sturz im März 1839 war wesentlich sein Werk. Doch gelang es ihm nicht, der Nachfolger zu werden, indem ihn Ludwig Philipp um jeden Preis von der Verwaltung fernzuhalten suchte. Erst als das Ministerium Soult im Februar 1840 erlag, mußte der König sich Thiers als Ministerpräsident am 1. März gefallen lassen. Thiers' Verwaltung fiel mit den orientalischen Verwickelungen zwischen der Pforte und Egypten zusammen, die von seinen Vorgängern nicht geschickt behandelt worden waren. England hatte deßhalb sich Rußland genähert, und der Vertrag, den die vier Großmächte am 15. Juli 1850 ohne Zuziehung Frankreichs schlossen, war eine moralische Niederlage, die Thiers tragen mußte. Er nahm nun eine drohende Haltung an, beschloß Paris zu befestigen und rief in Deutschland eine große Erbitterung hervor, als er Miene machte, seine Niederlage zunächst durch eine Wiederanfachung der Gelüste nach der Rheingrenze zu vergelten. Da der König seine Zustimmung zu der von dem Ministerium verlangten Kriegsrüstung geradezu verweigerte, so gab Thiers am 21. October 1840 seine Entlassung. Abermals schien er dem öffentlichen Leben entsagen zu wollen und griff mit neuem Eifer den schon früher gefaßten Plan auf, die Geschichte Napoleons zu schreiben. Verschiedene Reisen nach Deutschland und Italien sollten ihm die Schlachtfelder des Consulats und Kaiserreichs bekannt machen. Aber schon 1848 trat er wieder auf den politischen Schauplatz. Von mehreren Seiten in die Nationalversammlung gewählt, ward er einer der Führer (der sog. Burggrafen) jener Majorität, die der socialistischen Linken und dem Bonapartismus gegenüber sich zu behaupten suchte. Dabei verfolgte er offenbar orleanistische Restaurationstendenzen, und auch seine im Sommer 1851 nach London und Claremont unternommene Reise deutete darauf hin. Als einer der rührigsten und leidenschaftlichsten Gegner Ludwig Napoleon's wurde er von dem Staatsstreiche des 2. Dec. 1851 getroffen, indem man ihn gefangen setzte und dann ins Ausland verwies. Nachdem er 1852 eine Zeit in England, der Schweiz und Oberitalien verlebt, durfte er nach Frankreich zurückkehren, wo er sich nun, ohne mit dem wiederhergestellten Kaiserreiche in ein Verhältniß zu treten, wissenschaftlichen Arbeiten widmete. Erst bei den Neuwahlen von 1863 trat er wieder als Candidat auf und wurde in Paris zum Mitglied des gesetzgebenden Körpers gewählt. Hier bewährte er in den Reihen der Opposition seine alte Beredsamkeit. Allein sein Auftreten für die weltliche Gewalt des Papstthums und gegen eine die Einheitsbestrebungen Italiens und Deutschlands unterstützende Politik entfremdete ihn den liberalen Parteien. Thiers' „Histoire de la revolution française“ ist mehr als politisches, denn als historisches Werk durch die geschmeidige und glänzende Verherrlichung der Thaten der Revolution bedeutsam geworden. Ebenfalls leicht und glänzend geschrieben ist seine mehrfach in's Deutsche übersetzte „Histoire du Consulat et de l'Empire“, französisch einseitig, doch reich an Material. Die neuere und

neueste Thätigkeit dieses Nestors der französischen Diplomatie ist noch in frischem Andenken. Daß Thiers ein äußerst scharfsichtiger Politiker ist, kann nicht bestritten werden. Die Folgen des 1866er deutschen Krieges wie die des 1870er deutsch-französischen hat er klar vorauserkannt; in 1866 rieth er deshalb zum Kriege, in 1870 mahnte er davon ab. Daß er allein es war, welcher auf seiner jüngsten Reise durch Europa plötzlich die orientalische Frage wieder anregte und dadurch dem Grafen Bismarck einen starken „Prügel in den Weg warf", wird nicht ohne Grund behauptet. Jedenfalls werden wir gut thun, über den alten Staatsmann nicht so wegwerfend zu urtheilen, wie es die durch den Krieg animirte Stimmung seit einem halben Jahre gethan hat.

Nach der Uebergabe von Belfort

schreibt man der Köln. Ztg. aus C.-Q. Meroux, 14. Febr.: Wer hat's nun gemacht? Es sind ja immer die beiden technischen Schwesterwaffen vor Allem, die sich bei einer Belagerung um den Preis streiten. Thatsache ist, daß man diesem nach allen Seiten seine Stacheln ausstreckenden Igel nicht beizukommen wußte, daß der Artillerist mit, wenn ich nicht irre, 28 Geschützen bei Essert diese Stadt, diese Felsenforts in Grund und Boden schießen wollte, daß er höchlichst erstaunt sich die Augen rieb, als aus mindestens 80 Geschützen von allen Festungswerken seine bescheidene Anfrage gröblichst beantwortet wurde; Thatsache ist, daß man dem Commandanten Zeit ließ, seine schlechten Mobilgarden zu Soldaten heranzubilden, daß man den Cernirungskreis so weit spannte, daß er die Gelegenheit in die Hände geschoben bekam, die sämmtlichen zunächstgelegenen Dorf- und Waldpositionen Danjoutin, Auxelnaus, Wald Bosmont, Perouse, Chevremont, Bavillier ꝛc. zu besetzen, daß es Zeit und Opfer genug kostete, diese wichtigen Orte alle zu nehmen, um aus der Cernirung zur wirklichen effectiven Belagerung überzugehen. Aber es ist auch Thatsache, daß die Infanterie mit großer Tapferkeit die Dörfer eins nach dem anderen nahm, daß nach dem mißglückten Versuche zugleich mit dem Bosmont das stark befestigte Dorf Danjoutin mit einer Handvoll Leute zu nehmen, eben dasselbe durch den glücklichen und von ganz unvermutheter Seite ausgeführten Angriff des Hauptmanns von Manstein (14. Regiment) occupirt wurde, daß nach der Occupation von Perouse in der Nacht vom 20. zum 21. Januar man in der folgenden Nacht die erste Parallele eröffnete, nachdem man zwei und einen halben Monat tastend und probirend um die Festung herumgegangen war.

Nun war der Pionier in seiner Thätigkeit, und er hat bis zur Wegnahme der Perchen fast allein Alles gemacht. Wenn irgendwo die Wirkungslosigkeit des Bombardements gegen eine mit detachirten Forts versehene Festung, gegen eine energisch entschlossene Vertheidigung bewiesen ist, so ist's hier bei Belfort. Es können's vielleicht noch andere Festungen, nicht nur Straßburg, auch Paris beweisen, und die Geschichte wird darüber noch ihre Enthüllungen bringen, aber an der mir jetzt zunächstliegenden, an der Belagerung von Belfort wird's eminent klar. Bis jetzt hat die Artillerie hier nichts gemacht, nicht einmal das Feldwerk La Fenne zum Schweigen gebracht, geschweige denn durch ihr Bombardement eine Uebergabe erzwungen. Schade, daß die Geschütze auf den Perches-Höhen ihre Wirkung nicht zur Geltung bringen konnten, jetzt erst, an diesem Fleck, konnte sie beginnen, einzugreifen. Aber was wir jetzt bewundern müssen, ist die Energie des Vertheidigers: im Juli frühestens vorigen Jahres sind diese beiden Forts der Perchen begonnen, und welche Werke — ein höchst entzückender Anblick für das Auge des Sachverständigen — sind hier entstanden! Gräben, tief in den Fels gesprengt, Hohlbauten im Innern, Blockhäuser im Kehlgraben zur Unterbringung der Besatzung und Vertheidigung gegen den Ueberfall. Nein, der Sturm vom 26. Januar konnte nun und nimmer gelingen, wenn die Besatzung ihre Pflicht that bei diesen Werken! Und dahinter Schützengräben mit Tonnen-Brustwehren hergestellt, Batterie-Emplacements für Feldgeschütze zur Bekämpfung unserer Batterien von Essert und Bavillier, ein einheitlicher Gedanke in Allem, eine durchdachte Vertheidigung jeden Fuß breit Bodens in jedem Spatenstich!

Miscellen.

Caub, 12. Febr. Viele unserer Weinbergsbesitzer sind in den letzten Tagen von einem nicht unerheblichen Schaden betroffen worden. Die Oberschichte eines Berghangs, der sogenannten Kalkgrube, etwa 50—60 Morgen Weinberge im Werth von circa 80,000 fl. umfassend, hat sich wahrscheinlich in Folge des häufigen und schroffen Witterungswechsels nach dem Fuße des Hanges gesenkt und fast sämmtliche Mauern auf sind letzterem eingestürzt. Die meisten derselben rutschten in der Nacht vom 9. auf den 10. ds. ein und es liegt die Vermuthung nahe, daß der auch hier stark verspürte Erdstoß nicht ohne Einfluß darauf gewesen. Der entstandene Schaden ist noch nicht berechnet. Auch einige in dem Hange gelegene Felsen sind gewichen und es zeigen sich in denselben tiefe und weit gähnende, vorher nicht bemerkte Klüfte. Die Bewohner der am Fuße gelegenen Hintergasse leben ob der drohenden Gefahr in großer Besorgniß. Entsprechende Vorkehrungen zur Abwendung der Gefahr dürften bei der großen Ausdehnung der Fläche nur mit ungeheurem Kostenaufwand zu treffen sein. Daß die Katastrophe einmal, sei es früher oder später, eintreten wird, darüber herrscht nur Eine Meinung.

(Kleine Kriegschronik.) Dem hungernden Paris sind bekanntlich auch die Thiere des Jardin des Plantes zum Opfer gefallen. Selbst die Prachtexemplare der Elephanten, welche unter dem Namen Castor und Pollux einen europäischen Ruf genossen, verschonte nicht der mächtigste aller Städtebezwinger, und der Appetit der Pariser wurde ihnen zum Todesurtheil. Pollux fiel durch die Sprengkugel Devisme's, der dazu verwendete Carabiner hatte ein Kaliber von 33 Millimeter und ein Gewicht von 6 Kilogramm. Die Sprengkugel ist 15 Centimeter lang, von cylindrischer Form, mit konischem Ende. Letzteres hat eine stählerne Spitze, auf welcher die Kapsel befestigt ist. Diese furchtbare Kugel enthält 80 Gramm feines Jagdpulver und wiegt 280 Gramm. Der Carabiner bedarf einer Ladung von 8 Gramm Pulver, um das Projectil hinauszuschleudern. Der Schuß geschah aus 10 Meter Entfernung, drang am Ende der rechten Schulter ein, zerschmetterte die erste Rippe und explodirte im Unterleib. Nach dieser zerstörenden Entladung blieb der Elephant aufrecht, machte einige Bewegungen, ohne jedoch zu versuchen, seine Fesseln zu zerreißen. Es dauerte noch ein paar Minuten, bis der durch die Kugel verursachte innerliche Blutfluß das Thier tödtete. Dann erst fiel es; doch währte sein Todeskampf sehr lange. Vier große Kübel wurden mit seinem Blute gefüllt und noch immer gab es Zeichen des Lebens von sich. Am folgenden Tag kam die Reihe an Castor. Milne-Edwards erlegte den Elephanten mit einem Jagdcarabiner. An der rechten Schläfe getroffen, fiel der Elephant, ein klagendes Geschrei ausstoßend, auf die Kniee, dann erhob er sich wieder. Da traf ihn eine zweite Kugel in die Mitte der Stirne. Abermals fiel er in die Kniee und stürzte hierauf, wie vom Blitze getroffen, auf die rechte Seite. Sein Rüssel bewegte sich noch leicht. Sein schönes, kluges Auge schloß sich; er war todt. Sofort wurde das Opfer von Deboo's Leuten in Beschlag genommen und seiner enormen Hornhaut entkleidet, welche zu 4600 Fr. verkauft wurde. Das rosenfarbene Fleisch schien außerordentlich zart zu sein und hatte große Aehnlichkeit mit Kalbfleisch. Allerdings zählten Castor und Pollux erst sechs Jahre und waren also, trotz ihrer riesenhaften Größe, noch wahre Kinder. Bald prangten die kolossalen Stücke der Elephanten auf den Fleischbänken des Boulevards Haußmann, mitten unter Casuaren, Kängurubs und Antilopen. Die Menagerie war vollständig und die Elephanten die Löwen des Tages.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 26. Speyer, Donnerstag, den 2. März 1871.

Am Vorabend.

Novelle von Iwan Turgenjew.

(Fortsetzung.)

XI.

Zwei Tage darauf stellte sich Inßarow, wie er versprochen, mit seinem Gepäcke bei Berßenjew ein. Er hatte keinen Diener und brachte ohne fremden Beistand sein Zimmer in Ordnung, stellte die Möbel zurecht, wischte den Staub ab und fegte den Fußboden. Besonders lange machte er sich mit dem Schreibtisch zu schaffen, der auf keine Weise am Fensterpfeiler anzubringen war; er kam aber doch mit der ihm eigenen Hartnäckigkeit damit zu Stande. Als Alles in Ordnung war, bat er Berßenjew, zehn Rubel von ihm im Voraus zu empfangen, nahm dann seinen dicken Stock zur Hand und machte sich auf, die Umgebung seines neuen Wohnsitzes in Augenschein zu nehmen. Drei Stunden später kehrte er zurück, und auf Berßenjew's Einladung, an dessen Tafel Theil zu nehmen, gab er zur Antwort, er schlage es nicht ab, heute mit ihm zu speisen, habe jedoch mit der Wirthin des Hauses Rücksprache genommen und werde in Zukunft die Beköstigung von ihr beziehen.

„Ich bitte Sie!" entgegnete Berßenjew, „man wird Ihnen abscheuliches Essen geben; dies Weib versteht ja nichts von der Küche. Warum wollen Sie nicht mit mir speisen? Wir könnten die Kosten zu gleichen Theilen tragen."

„Meine Mittel erlauben mir nicht so zu speisen, wie Sie," erwiderte mit ruhigem Lächeln Inßarow.

In diesem Lächeln lag etwas, was jedes fernere Nöthigen abwies. Berßenjew sprach kein Wort mehr davon. Nach dem Essen machte er Inßarow den Vorschlag, ihn bei Stachow's einzuführen; dieser lehnte es jedoch ab, weil er den Abend der Correspondenz mit seinen Landsleuten widmen wollte, und bat ihn daher, den Besuch bei Stachow's bis zum andern Tage zu verschieben. Der unbeugsame Sinn Inßarow's war Berßenjew noch von früher her bekannt, doch jetzt erst, da er mit ihm unter einem Dache wohnte, konnte er sich davon überzeugen, daß Inßarow niemals einen gefaßten Entschluß änderte, wie auch nie die Erfüllung eines gegebenen Versprechens aufschob. Berßenjew, als ächten Russen, däuchte diese mehr als deutsche Pünktlichkeit anfangs etwas seltsam, sogar etwas lächerlich; er gewöhnte sich aber bald an sie und fand sie, wenn auch nicht achtungswerth, doch wenigstens sehr bequem.

Am Tage nach seinem Einzuge stand Inßarow um vier Uhr Morgens auf, durchlief Kunzowo nach allen Richtungen, badete sich im Flusse, trank ein Glas kalter Milch und setzte sich an die Arbeit. An Arbeit fehlte es ihm nicht: er studirte russische Geschichte, Rechtswissenschaft, politische Oekonomie übersetzte bulgarische Lieder und Chroniken, sammelte Materialien über die morgenländische Frage und schrieb eine russische Grammatik für Bulgaren und eine bulgarische für Russen. Berßenjew kam zu ihm und unterhielt sich mit ihm über philosophische Fragen. Inßarow hörte ihm aufmerksam zu, machte selten eine Einwendung, aber immer treffend; aus seinen Erwiderungen leuchtete hervor, daß es ihm darum zu thun war, sich selbst Rechenschaft zu geben: ob es für ihn nöthig sei, sich mit der betreffenden Frage zu befassen, oder ob er ohne dieselbe auskommen könne. Berßenjew lenkte darauf das Gespräch auf seine Arbeiten und fragte, ob er ihm nicht Einiges davon zeigen wolle. Inßarow las ihm seine Uebersetzung von zwei oder drei bulgarischen Liedern vor und wünschte seine Meinung zu hören. Berßenjew fand die Uebersetzung korrekt, aber nicht lebhaft genug. Inßarow nahm Notiz von der Bemerkung. Von den Liedern ging Berßenjew auf den gegenwärtigen Zustand Bulgariens über, und da wurde er zum ersten Male gewahr, was für eine Veränderung mit Inßarow bei Erwähnung seines Vaterlandes vorging; nicht, daß sein Gesicht röther, seine Stimme lauter geworden wäre, nein, sein ganzes Wesen schien gleichsam fester zu werden, vorwärts zu streben; der Schnitt seiner Lippen wurde schärfer, unerbittlicher, und in der Tiefe des Auges entzündete sich ein dunkles, unauslöschliches Feuer. Inßarow liebte es nicht, sich über seine Reise in sein Vaterland näher auszulassen, von Bulgarien im Allgemeinen sprach er aber mit Jedermann gern. Er sprach ohne Haß von den Türken, von ihren Bedrückungen, von dem Schmerz und dem Elende seiner Landsleute, von ihren Hoffnungen; in jedem seiner Worte klang die geistige Beherrschung einer ihn ganz erfüllenden, lange gehegten Leidenschaft durch. „Wer bürgt dafür," dachte sich Berßenjew hierbei, „vielleicht hat der Aga ihm für den Tod der Mutter und des Vaters doch büßen müssen."

Inßarow sprach noch, als plötzlich die Thür aufging und Schubin an der Schwelle erschien.

Sein Eintritt in's Zimmer war gar zu ungezwungen und zutraulich; Berßenjew, der ihn gut kannte, begriff sogleich, daß ihn etwas drückte.

„Ich stelle mich Ihnen ohne Umstände vor," begann er mit heiterem und offenem Gesicht, „ich nenne mich Schubin; ich bin der Freund dieses jungen Mannes." (Er wies auf Berßenjew.) „Sie sind wohl Herr Inßarow, nicht wahr?"

„Ich bin Inßarow."

„So geben Sie mir die Hand und lassen Sie uns Bekanntschaft machen. Ich weiß nicht, ob Berßenjew Ihnen von mir etwas gesagt hat, mir aber hat er viel von Ihnen erzählt. Sie haben sich hier niedergelassen? Vortrefflich. Zürnen Sie mir nicht, weil ich Sie so fest ansehe, Skulptur ist mein Fach, und ich sehe es schon kommen, daß ich Sie bald um die Erlaubniß bitten werde, Ihren Kopf zu modelliren."

„Mein Kopf steht Ihnen zu Diensten," entgegnete Inßarow.

„Nun, was fangen wir heute an?" plauderte Schubin, indem er sich rasch auf einen niedrigen Stuhl niederließ und beide Hände auf die weit auseinander gespreizten Kniee stützte. „Andrei Petrowisch, haben Euer Wohlgeboren irgend einen Plan für den heutigen Tag? Das Wetter ist herrlich; es duftet nach Heu und trockenen Erdbeeren, als tränke man eitel Brustthee. Man müßte irgend einen Scherz erdenken. Wollen wir dem neuen Bewohner Kunzowo's die zahlreichen Schönheiten dieses Ortes zeigen?" („Ja, ihn drückt's irgendwo," dachte Berßenjew bei sich.) „Nun, warum schweigst Du, mein Freund Horatio? Schließe auf Deine weisen Lippen. Soll es einen Scherz geben oder nicht?"

„Ich weiß nicht," bemerkte Berßenjew, „was Inßarow dazu sagt. Er will, glaube ich, arbeiten."

Schubin drehte sich auf seinem Stuhle herum.

„Arbeiten wollen Sie?" fragte er etwas näselnd.

„Nein," entgegnete Jener, „den heutigen Tag kann ich dem Spaziergange widmen."

„Ah!" rief Schubin, „vortrefflich! Gehen Sie, Freund Andrei Petrowitsch, bedecken Sie Ihr weises Haupt mit einem Hute und lassen Sie uns gehen, wohin das Auge reicht. Unsere Augen sind jung, ihr Blick reicht weit. Ich kenne ein erbärmliches Wirthshaus, wo wir schauderhaftes Essen bekommen, uns aber wird's da gefallen. Laßt uns gehen!"

Eine halbe Stunde darauf gingen die drei jungen Männer an dem Ufer der Moskwa hin. Inßarow hatte zufälligerweise eine ziemlich sonderbare, bauschige Mütze auf, über welche Schubin in ein etwas künstliches Entzücken gerieth. Inßarow ging ohne Eile vor sich hin, blickte umher, athmete, sprach und lächelte, Alles mit Ruhe: er hatte diesem Tag dem Vergnügen gewidmet und genoß in vollem Maße. „So lustwandeln wohl gesittete Knaben an Sonntagen," flüsterte Schubin Berßenjew in's Ohr. Schubin selbst war ausgelassen, er lief voraus, nahm Stellungen bekannter Statuen an und wälzte sich im Grase umher. Inßarow's Bedächtigkeit ärgerte ihn nicht so sehr, als sie ihn vielmehr zu tollen Streichen anspornte. „Was krümmst Du Dich, Franzose!" bemerkte ihm Berßenjew zweimal. „Ja, ich bin ein Franzose, ein halber Franzose," erwiderte ihm Schubin; „Du aber bleib' in der Mitte zwischen Scherz und Ernst, wie ein Ladenbursch mir zu sagen pflegte, indem er mir schlechtes Tuch verkaufte." Die jungen Leute lenkten vom Fluß ab und schlugen einen Pfad durch eine enge und tiefe Schlucht zwischen zwei Wänden goldenen hohen Roggens ein; eine dieser Wände warf einen bläulichen Schatten auf sie; die runde Sonne mit ihren kurzen Strahlen schien über die Spitzen der Aehren hinzugleiten; die Lerchen sangen, die Wachteln schlugen, überall grünte das Gras; ein lauer Wind spielte mit seinen Halmen und wiegte die Köpfchen der Blumen. Nach langem Umherschlendern, Ausruhen und Geplauder erreichten die jungen Männer endlich das „erbärmliche" Wirthshaus. Ein Aufwärter überrannte beinahe einen Jeden von ihnen und tischte ihnen in der That ein sehr schlechtes Essen, mit einem „transbalkanischen" Wein dazu, auf, was sie übrigens nicht hinderte, von ganzer Seele lustig zu sein, wie Schubin es vorausgesagt hatte. Letzterer übertönte die Andern in seiner Heiterkeit, — und war dennoch weniger heiter gestimmt, als sie. Er trank die Gesundheit des unbegreiflichen, aber großen Wenelin, eines slavischen Gelehrten, und die Gesundheit des Bulgarenkönigs Krum, Chrum oder Chrom, „der zu Adams Zeiten lebte."

„Im neunten Jahrhundert," verbesserte Inßarow.

„Im neunten Jahrhundert?" rief Schubin. — „O welch ein Glück!"

Berßenjew machte die Bemerkung, daß trotz aller Narrheiten, Ausfälle und Späße, Schubin gewissermaßen Inßarow ausforschte, ihm gleichsam den Puls fühlte und innerlich unruhig war, — Inßarow dagegen blieb nach wie vor klar und offen.

Endlich kehrten sie nach Hause zurück, kleideten sich um und beschlossen, um aus der seit dem Morgen eingehaltenen Richtung nicht herauszukommen, gleich diesen Abend zu Stachow's zu gehen. Schubin lief voraus, um ihre Ankunft zu melden.

XII.

„Held Inßarow werden sogleich hier sein!" rief er feierlich, indem er in das Gastzimmer Stachow's trat, wo sich in diesem Augenblicke nur Helene und Zoë befanden.

„Wer?" fragte Zoë deutsch. Bei unerwarteten Anläßen pflegte sie sich ihrer Muttersprache zu bedienen. Helene richtete sich auf. Schubin blickte sie mit neckischem Lächeln auf den Lippen an. Das verdroß sie, sie sagte aber nichts.

„Sie haben es gehört?" wiederholte er, „Herr Inßarow kommt sogleich."

„Ich habe es gehört," erwiderte sie, „und habe gehört, wie Sie ihn genannt haben. In der That, Sie setzen mich in Erstaunen, noch hat Herr Inßarow

das Haus nicht betreten, und schon glauben Sie sich berechtigt, Ihren Spaß zu treiben."

Schubin wurde plötzlich verlegen.

„Sie haben Recht, haben immer Recht, Helena Nikolajewna," brummte er vor sich hin, „es war ja nicht bös gemeint, bei Gott. Wir sind den ganzen Tag zusammen spazieren gegangen und ich versichere Sie, er ist ein herrlicher Mensch."

„Ich habe Sie nicht danach gefragt," sagte Helene und erhob sich.

„Ist Herr Inßarow jung?" fragte Zoë.

„Er ist hundert vier und vierzig Jahr alt," entgegnete Schubin ärgerlich.

Der Dienstbursche meldete die Ankunft beider Freunde. Sie traten in's Zimmer. Berßenjew stellte Inßarow vor. Helene bat sie Platz zu nehmen und ließ sich selbst nieder, Zoë aber begab sich hinauf: man mußte Anna Wassiljewna von der Anwesenheit der Gäste benachrichtigen. Ein ziemlich nichtssagendes Gespräch, wie es alle Antrittsgespräche zu sein pflegen, wurde eingeleitet. Schubin spielte aus einem Winkel den Beobachter, es gab jedoch nichts zu beobachten. Bei Helene nahm er die Spuren zurückgehaltenen Aergers gegen ihn, Schubin, wahr, — das war Alles. Er betrachtete Berßenjew und Inßarow und stellte als plastischer Künstler Vergleiche an. „Sie sind Beide," dachte er, „nicht besonders hübsch: Der Bulgare hat ein charakteristisches, standbildliches Gesicht; jetzt, zum Beispiel, ist es gut beleuchtet: des Großrussen Gesicht kann gemalt werden: keine Zeichnung darin, aber Ausdruck, Physiognomie. Es könnte sich aber doch Jemand in den Einen oder den Andern verlieben. Noch liebt sie nicht, wird aber Berßenjew lieben," entschied er bei sich. Anna Wassiljewna trat in das Gastzimmer und die Unterhaltung nahm einen ganz landhausmäßigen Ton an, einen landhausmäßigen, nicht etwa ländlichen. Es war ein sehr buntscheckiges Gespräch nach der Zahl der berührten Fragen, aber kurze, ziemlich lästige Pausen unterbrachen es alle drei Minuten. Während einer solchen Pause wandte sich Anna Wassiljewna an Zoë. Schubin verstand den stummen Wink und machte ein saures Gesicht, als Zoë sich an's Klavier setzte und ihre Stückchen abspielte und absang. Uwar Iwanowitsch war zwar hinter der Thür sichtbar geworden, hatte aber nur mit den Fingern gespielt und sich verzogen. Es wurde dann Thee umhergereicht und zuletzt machte die ganze Gesellschaft eine Tour durch den Garten.... Draußen war es dunkel geworden, die Gäste entfernten sich.

(Fortsetzung folgt.)

Von Orleans nach Orleans.

Von **Hermann Vogel.**

VIII.

Kreuz und Quer.

(Schluß.)

Mr. Oliphant und ich hielten Kriegsrath. St. Calais heute Abend noch zu erreichen, war unmöglich; nach Epuisay zu gehen, war auch nicht rathsam, denn unzweifelhaft war dort Alles überfüllt, was, da wir im 13. Regiment gar keine Bekannte hatten, doppelt unangenehm war. Das Beste schien uns deßhalb, in Beauvoir zu bleiben und in einem der verlassenen Häuser zu übernachten. Wir fragten die Alte, wo der wohlhabendste Mann des Ortes gewohnt, und sie wies uns zu einem ihrer Wohnung gegenüber liegenden steinernen Hause, das einem Ziegelbrenner gehöre. Die Thüre war nun zwar verriegelt und die Fenster waren durch Läden geschlossen, doch wir machten uns, da man auf unser Klopfen nicht öffnete, kein Gewissen daraus, einen Laden zu erbrechen, um uns durch das Fenster einen Eingang in die Wohnung zu bahnen. Wir fanden, was wir suchten, zwei Betten und einen Herd, auf dem bald ein gemüthliches Feuer emporloderte. Die Pferde wurden in den Stall gezogen; an Stroh war kein Mangel, ja, unser Kutscher war so glücklich, Hafer zu entdecken. Zwei Hühner waren auch bald gefangen. Da wir zudem Kartoffeln und Eier fanden, Käse und Brod aber, Liebig's Fleischextract, sowie Wein und Kaffee mit uns führten, konnten wir uns ein Abendessen bereiten, das nichts zu wünschen übrig ließ. Als wir uns zu Tisch setzten, kamen wir uns freilich beide etwas banditenhaft vor. Wir „raubern" wie Soldaten, sagte mein Gefährte, und wenn ich auch das „Raubern" in Requiriren übersetzte, vermochte ich doch nicht recht einzusehen, daß zwischen Requiriren und Rauben ein so großer Unterschied sei. Indessen trösteten wir uns schließlich beide damit, daß es eben nicht anders gehe, daß es uns die Leute durch ihre Flucht unmöglich gemacht, ihnen was wir von dem Ihrigen gebrauchten, zu bezahlen. Zudem beriefen wir uns zu unserer moralischen Beruhigung auf das uns vom Hauptquartier verliehene Recht, uns überall, wo es nöthig und möglich, einzuquartieren, und so nahmen wir auch weiter keinen Anstand, aus dem großen Wäschevorrath, den wir entdeckten, die Betten höchsteigenhändig frisch zu überziehen. Ja, ich glaube, hätten wir etwas Trinkbares gefunden, würden wir auch das nicht verschmäht haben.

Als wir am andern Morgen zeitig nach Epuisay kamen, um uns von dort nach St. Calais zu begeben, erstaunten wir nicht wenig, zu hören, daß das ganze bayerische Corps, statt weiter südwestlich auf Tours oder südöstlich auf Vendome zu marschiren, Befehl erhalten habe, nach Nordosten Kehrt zu machen. Warum, das wußte natürlich Niemand und den Soldaten ist Fragen nicht erlaubt. Trotzdem ward ich während des Tages wohl fünfzig Mal mit diesem „Warum" geplagt, selbstverständlich ohne die geringste Auskunft geben zu können. Wir blieben den ganzen Tag bei den Bayern — wir mußten schon, wir mochten wollen oder nicht, denn unser Wagen war in der Colonne förmlich eingekeilt. Wir passirten fünf, sechs Orte, deren Namen ich theils nie erfahren, theils wieder vergessen habe. In Einem sah es aus wie in dem Andern, überall gleich traurig. Die Einwohner waren geflüchtet und die Soldaten nahmen mit, was sie brauchen konnten. Abends kamen wir durch ein

schmutziges Städtchen — Arville oder Orville, der Name steht auf den Karten verschieden. Wir schwankten, ob wir bleiben sollten, entschieden uns dann aber, dem Leibregiment, das noch eine Stunde weiter marschirte, zu folgen. Tausend Schritte hinter der Stadt verloren wir leider in dem Bemühen um unseren Wagen, die Fährte des Regiments; als wir deßhalb ein einsames Gehöft am Wege entdeckten, hielten wir es für's Beste, unseren Wagen dorthinein zu ziehen. Das Haus war nicht völlig verlassen, ein Mütterchen von fünfzig Jahren kam, als wir kaum eingetreten, zitternd an allen Gliedern, aus dem Keller hervor. Es gelang uns, die Alte einigermaßen zu beruhigen; unsere Hoffnung, hier wieder ein ruhiges Nachtquartier zu finden, wurde jedoch arg getäuscht. Anfangs kamen marode Infanteristen, die ihre Regimenter verloren hatten, und als die Zahl derselben etwa auf 20 gestiegen war, erschienen einige 30 Artilleristen mit eben so vielen Pferden. Es entspann sich ein lebhafter Streit zwischen Infanterie und Artillerie, der mit dem Abzug der ersteren in eine Scheune endigte. Nicht ohne Mühe hielten wir uns im Besitz unserer Effecten. Bei dem Eifer der Soldaten, Alles zu requiriren, schwebten nicht nur unsere Speisevorräthe, sondern auch alle anderen Sachen in Gefahr. Schließlich ergriffen wir Besitz von einem Bette, schoben dasselbe einige Fuß von der Wand, und indem wir unsere Effecten dahinter stellten, erklärten wir Alles, was auf und hinter dem Bette, für unser unantastbares Eigenthum. Der armen Frau konnten wir jedoch nicht helfen. Von unserem Lager aus sahen wir mit an, wie ihr Alles, was die Soldaten gebrauchen konnten, genommen wurde. Ueber die Vertheilung des ziemlich reichlich vorgefundenen Brodvorraths wurden die Bedienungsmannschaften zweier Kanonen uneinig; jedes Geschütz beschuldigte das andere, einen Laib Brod auf die Seite geschafft zu haben. Es wäre darüber fast zu Thätlichkeiten gekommen, wenn nicht einer den Einfall gehabt hätte, drei Infanteristen, die kurz zuvor dagewesen waren und sich vergeblich nach einem Quartier umgesehen hatten, des Broddiebstahls zu beschuldigen. In der nur zu berechtigten Entrüstung gegen die diebischen Infanteristen versöhnten sich die streitenden Parteien.

Es dauerte lang, bis Alles zur Ruhe kam. Vor Zehn war die Menage nicht fertig, und es wurde Elf, bis dieselbe verzehrt war; dann hatte noch Dieser und Jener etwas an seiner Uniform oder dem Sattelzeug zu thun, so daß es Mitternacht war, als sich endlich auch der Letzte zum Schlaf auf den Boden warf. Die Alte blieb die ganze Nacht am Herd sitzen, sie hatte dafür zu sorgen, daß das Feuer nicht erlösche. Jedes Mal, wenn ich die Augen aufschlug, fiel mein erster Blick auf sie. Sie that mir von Herzen leid, das arme Weib. Was sie wohl dachte, als sie so da saß und ihre Blicke über die schlafenden, schnarchenden Feinde schweifen ließ? Ob sie Gott anklagte, daß er ihr so viele Sorge und Angst gesandt, oder ob sie ihm dankte, daß er ihr doch wenigstens das Leben gelassen habe?

Schon vor vier Uhr ward es wieder lebendig; die Pferde mußten gefüttert und Kaffee gekocht werden. Um halb Sechs war Appell und um Sechs sollte es weiter gehen. Und es ging weiter. Neun Stunden marschirten die Bayern im Nebel, aber sie stießen auf keinen Feind. Nachmittags 3 Uhr traf ich das ganze Corps bei Logron, eine Meile südlich von Chateaudun, in Reserve aufgestellt. Die Stimmung unter Offizieren und Mannschaften war nicht die beste. Das hin und her Marschiren war Allen zu viel und eine Menge Klagen über diesen Gegenstand wurden laut.

Miscellen.

Newyork, 7. Febr. In voriger Nacht fuhr ein mit Oel beladener, südwärts gehender Bahnzug auf der Hudson-River-Eisenbahn an New-Hamburgh vorüber, als die Achse eines der Oel-Frachtwagen brach. Die gebrochene Achse wurde dem Wege entlang mit fortgeschleift, als aber der Bahnzug an die Drehbrücke kam, blieb die Achse im Holzwerk der Brücke stecken und der Wagen wurde aus den Schienen geschleudert und auf das aufwärts führende Geleise, gerade vor dem zweiten Pacific-Expreßzuge, geworfen. Man versuchte zwar den herankommenden Expreßzug anzuhalten, aber dazu war keine Zeit mehr vorhanden und der Zug traf auf den Oel-Frachtwagen und im Nu waren die Trümmer desselben in allen Richtungen umhergestreut, und da dieselben sich sofort entzündeten, so sah der ganze Expreßtrain sich mit einem Male in Flammen eingehüllt. Der Expreßtrain bestand aus einer Locomotive, einem Bagagewagen, einem Expreßwagen und fünf oder sechs Schlafwagen. Durch den ersten Anprall wurde die Locomotive sogleich aus dem Geleise geschleudert und der Ingenieur getödtet. Der Bagage- und der Expreßwagen thürmten sich über die Locomotive auf. Der Chicago-Schlafwagen stand in lichterlohen Flammen und obgleich die verzweifeltsten Anstrengungen zur Rettung der Passagiere gemacht wurden, so kam doch von allen darin befindlichen Menschen auch nicht ein einziger lebendig heraus. Zwei der zunächst stehenden Schlafwagen waren gleichfalls in Flammen eingehüllt, deren Passagiere kamen jedoch noch unbeschädigt heraus. Nun aber gerieth die hölzerne Brücke in Brand. In weniger als zehn Minuten stürzte der ganze Bau zusammen und riß den Chicago-Bahnwagen mit sich in die Tiefe. Die darin befindlichen Passagiere fielen mit demselben durch die Eisdecke des Flusses in das Wasser und gingen unter, und die Locomotive und der Expreßwagen stürzten sich auf sie und begruben sie unter ihren Trümmern. Dieses furchtbare Ereigniß ließ sofort erkennen, daß es unmöglich sei, noch irgend ein Menschenleben zu retten. Es war keine Möglichkeit gegeben, irgend Jemanden, weder lebend oder todt den Fluthen, unter denen die Verunglückten begraben lagen, zu entreißen, und es konnte überhaupt bis Tagesanbruch gar nichts mehr geschehen. Die Todtenliste zählt bis jetzt 15 Passagiere und 5 Eisenbahn-Bedienstete auf.

Charade.

(Dreisilbig.)

Edle Wechselwirkung hält verzweigt
Meine erste Silbe und die letzten;
Von den letzten wird die erst' erzeugt,
Und die erste kräftiget die letzten.
Aber werden sie vereint genannt,
Sind sie leichtem Scherze zugewandt.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 24:
Scorpion, Spion. (cor, Herz.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 27. Speyer, Samstag, den 4. März **1871.**

Zeitgedichte.

Beim Friedensfeste

Dem wie im Traum nach fernen Zukunftsihoren
Der Sehnsucht Lied so lang entgegensah,
Wie groß und siegesherrlich steht's nun da
Aus deutscher Kraft und Einigkeit geboren!

D'rum preist auch heut', in hohe Lust verloren,
Sein Heil das deutsche Volk von fern und nah,
Und rühmt es laut, wie Großes ihm geschah,
Daß es zum Volk der Völker ward erkoren.

Und ob der großen Zeit und hehren Stunde
Im Strahl so thränentrocknend, lind und weich,
Erglänzt die Friedenssonne in die Runde.

O all dein Glanz sei deinem heut'gen gleich,
Als Wahrheit strahle aus die Freudenkunde —
Der Friede sei das deutsche Kaiserreich!

L. **Maurer.**

Am Vorabend.

Novelle von **Iwan Turgenjew.**

(Fortsetzung.)

Inßarow hatte in der That auf Helene weniger Eindruck gemacht, als sie es selbst erwartet, oder, richtiger gesagt, es war nicht der Eindruck gewesen, den sie erwartet hatte. Sein gerades und ungezwungenes Benehmen, und auch sein Gesicht hatten ihr gefallen; doch es wollte Inßarow's ganzes Wesen in seiner ruhigen Festigkeit und alltäglichen Einfachheit nicht recht zu dem Bilde passen, welches die Erzählungen Berßenjew's in ihrer Phantasie hervorgerufen. Helene hatte, ohne es selbst zu ahnen, etwas mehr „Fatalistisches“ in seinem Gesichte erwartet. „Heute,“ dachte sie, „hat er sehr wenig gesprochen, und ich bin selbst daran Schuld; ich habe ihn nicht ausgefragt; wir wollen warten bis zum nächsten Male .... seine Augen sind aber ausdrucksvoll und ehrlich.“ Sie fühlte, daß sie sich nicht vor ihm beugen wolle, ihm jedoch freundschaftlich die Hand zu bieten, trug sie gleichfalls Bedenken. Nicht so wie Inßarow war, hatte sie sich ihre „Helden“ vorgestellt. Bei diesem Worte fiel ihr Schubin in den Sinn und bereits im Bette fuhr sie erzürnt auf.

„Wie haben Ihnen Ihre neuen Bekannten gefallen?“ fragte Berßenjew auf dem Heimweg Inßarow.

„Sie haben mir sehr gefallen, namentlich die Tochter,“ gab Inßarow zur Antwort. „Ein herrliches Mädchen, in der That! Sie ist aufgeregt, aber diese Aufregung ist edel.“

„Sie müssen öfter das Haus besuchen,“ bemerkte Berßenjew.

„Ja, das muß ich,“ sagte Inßarow, und sprach bis nach Hause nichts weiter.

Er verschloß sich sogleich auf sein Zimmer, das Licht brannte aber bis tief nach Mitternacht.

Berßenjew hatte noch nicht eine Seite im Raumer gelesen, als eine Hand voll feinen Sandes an seine Fensterscheiben geworfen wurde. Er fuhr unwillkürlich zusammen, öffnete das Fenster und erblickte Schubin, bleich wie ein Leintuch.

„Geh, Du unruhiger Geist! Du Nachtfalter!“ sagte Berßenjew.

„St,“ unterbrach ihn Schubin, „ich bin heimlich zu Dir gekommen, wie Max zu Agathe, ich muß Dir durchaus ein paar Worte unter vier Augen sagen.“

„So komm denn herein.“

„Nein, nicht nöthig,“ erwiderte Schubin und stützte sich auf das Fensterbrett, „so ist's lustiger, mehr nach spanischer Art. Erstens, muß ich Dir gratuliren, Deine Actien sind gestiegen. Dein gepriesener, merkwürdiger Mann ist durchgefallen; dafür kann ich Dir stehen. Und soll ich Dir einen Beweis für meine Anschauung geben, so ist hier das Signalement des Herrn Inßarow: Talente — keine; Poesie — noch weniger; Arbeitssinn — bedeutend; Gedächtniß — scharf; Verstand — nicht vielseitig und nicht tief, doch gesund und lebhaft; Nüchternheit und Kraft und sogar Beredsamkeit, wenn das Gespräch auf sein, unter uns gesagt, höchst langweiliges Bulgarien kommt. Nun, was sagst Du? Bin ich ungerecht? Noch eine Bemerkung: Du wirst Dich nie mit ihm auf Du und Du stellen, und nie hat Einer mit ihm so gestanden, ich als Künstler bin ihm zuwider, das macht mich stolz. Trocken ist er, trocken, und doch könnte er uns Alle zu Pulver stoßen. Er ist mit seinem Lande verwachsen, — ganz anders als unsere hohlen Köpfe. Darum ist seine Aufgabe auch leichter, verständlicher; es gilt blos: die Türken aus dem Lande zu werfen, eine Kleinigkeit das! Alle diese Tugenden gefallen

aber, Gottlob, den Frauen nicht. Kein Zauber dabei, kein Reiz — wie bei mir und Dir!"

„Warum mischest Du mich hinein?" brummte Berßenjew. „Und übrigens hast Du Unrecht: Du bist ihm keineswegs zuwider, und zu seinen Landsleuten sagt er Du, das weiß ich."

„Das ist 'was Anderes! In ihren Augen ist er ein Held; ich aber muß sagen, ich stelle mir die Helden anders vor; ein Held darf nichts von Beredsamkeit wissen, ein Held muß brüllen wie ein Stier; dafür aber, wenn er einen Stoß mit den Hörnern gibt, stürzen Mauern ein. Und er selbst darf nicht wissen, weßhalb er stößt. Möglich, daß man heut' zu Tage Helden anderen Kalibers verlangt."

„Warum beschäftigt Dich denn Inßarow so sehr?" fragte Berßenjew. „Bist Du nur deßhalb hergelaufen, um mir eine Schilderung seines Charakters zu geben?"

„Ich bin hergekommen," entgegnete Schubin, „weil mir zu Hause sehr traurig zu Muthe wurde."

„So! Möchtest Du nicht wieder etwas weinen?"

„Spotte nur! Ich bin hergekommen, weil ich mir die Ellenbogen zerbeißen möchte, denn Verzweiflung, Aerger, Eifersucht nagen an mir . . . ."

„Eifersucht? Und gegen wen?"

„Gegen Dich, gegen ihn, gegen Jedermann. Mich martert der Gedanke, daß, wenn ich sie früher verstanden hätte, wenn ich die Sache von der rechten Seite angegriffen hätte . . . . Wozu aber die Worte! Das Ende davon wird sein, daß ich so lange scherzen, Streiche machen, Gesichter schneiden werde, wie sie sagt, bis ich mir den Garaus mache."

„Nun, was das betrifft, das wirst Du nicht," bemerkte Berßenjew.

„In solch einer Nacht, natürlich nicht; warte aber, bis wir Herbst haben. Ach das Glück! Aus jedem Schattenstreif, den die Bäume über den Weg werfen, scheint's zu flüstern: Ich weiß, wo das Glück ist . . . Willst Du, ich sage es Dir! Ich möchte Dich einladen, einen Spaziergang zu machen, Du bist aber jetzt in prosaischer Stimmung. Schlafe, und mögest Du in Deinen Träumen mathematische Figuren sehen! Meine Seele aber will zerspringen.

Schubin verließ rasch das Fenster. „Annuschka!" wollte Berßenjew ihm nachrufen, hielt aber inne. Schubins Gesicht war in der That ganz verändert. Ein paar Minuten darauf däuchte es Berßenjew sogar, er höre ein Schluchzen. Er stand auf, öffnete ein Fenster; es war Alles still, nur in der Ferne sang gedehnt ein Wanderer, wahrscheinlich ein Bäuerlein, ein Lied.

XIII.

Während der ersten zwei Wochen nach seiner Uebersiedelung in die Nachbarschaft Kunzowo's hatte Inßarow Stachows nur vier oder fünf Mal besucht; Berßenjew war alle drei Tage bei ihnen. Helene empfing ihn immer mit Freuden; jedes Mal knüpfte sich zwischen ihnen ein lebhaftes und interessantes Gespräch an, und jedes Mal kehrte er mit betrübtem Gesichte heim. Schubin kam fast nicht zum Vorschein; mit fieberhafter Geschäftigkeit gab er sich seiner Kunst hin. Entweder saß er eingeschlossen auf seinem Zimmer und kam nur in einer blauen Blouse und ganz mit Lehm beschmutzt aus demselben hervor, oder er brachte ganze Tage in Moskau zu, wo er ein Atelier hatte, und seine Modelle und italienische Formengießer, seine Freunde und Lehrer zu ihm kamen. Helene hatte nicht ein einziges Mal mit Inßarow gesprochen, wie sie es gewollt; wenn er nicht da war, nahm sie sich vor, ihn über Mancherlei auszufragen, war er gekommen, so schämte sie sich ihrer Vorbereitungen. Inßarow's Ruhe machte sie verlegen; es dünkte sie, sie habe kein Recht, in ihn zu dringen, und sie entschloß sich, zu warten; bei alledem fühlte sie sich nach jedem seiner Besuche, wie geringfügig auch die Worte, die sie mit ihm getauscht hatte, sein mochten, immer mehr und mehr zu ihm hingezogen. Sie war aber niemals allein mit ihm geblieben, und um Jemand näher kennen zu lernen, ist, wenn auch nur ein Mal, eine Unterhaltung unter vier Augen nothwendig. Mit Berßenjew sprach sie viel von ihm. Berßenjew sah ein, daß Helenens Phantasie mit Inßarow beschäftigt war, und er freute sich, daß sein Freund nicht „durchgefallen" war, wie Schubin behauptet hatte; mit Wärme und bis in die kleinsten Einzelnheiten erzählte er ihr alles, was er über ihn wußte, (oft, wenn wir Andern gefallen wollen, streichen wir in unseren Reden unsere Freunde heraus und sind uns dabei selten bewußt, daß wir so uns selber loben) und selten nur, wenn Helena's bleiche Wangen sich leicht rötheten, die Augen lebhafter und größer wurden, preßte ihm jene nicht gutartige Traurigkeit, die ihm schon bekannt war, das Herz ab.

Einst kam Berßenjew zur ungewöhnlichen Stunde, Morgens gegen eilf Uhr, zu Stachows. Helene kam ihm im Saale entgegen.

„Denken Sie doch," redete er sie mit erzwungenem Lächeln an, „unser Inßarow ist verschwunden."

„Wie, verschwunden?" fragte Helena.

„Verschwunden. Vorgestern Abend ging er aus und ist seitdem nicht wiedergekehrt."

„Er hat ihnen nicht gesagt, wohin er ging?"

„Nein."

Helena ließ sich auf einen Stuhl nieder.

„Wahrscheinlich wird er nach Moskau gefahren sein," sagte sie, indem sie bemüht war, gleichgiltig zu scheinen und sich dabei wunderte, daß sie es scheinen wolle.

„Ich glaube es nicht," entgegnete Berßenjew. „Er ist nicht allein fortgegangen."

„Mit wem denn?"

„Es kamen vorgestern, vor Tische, zwei Unbekannte zu ihm, vermuthlich Landsleute.

„Bulgaren? Warum nehmen Sie das an?"

„Weil sie, so viel ich hörte, mit ihm in einer mir unbekannten, aber slavischen Mundart sprachen . . . Sie haben immer, Helena Nikolajewna, an Inßarow wenig Geheimnißvolles gefunden: was wäre nun wohl geheimnißvoller als dieser Besuch? Stellen Sie sich

vor: Jene traten in sein Zimmer — darauf Schreien und Streiten, und so wild, so erbittert .... Und auch er schrie."

„Auch er?"

„Auch er. Er schrie sie an. Es hatte den Anschein, als klage der Eine über den Andern. Und Sie hätten diese Besucher sehen sollen! Braune Gesichter, breite Backenknochen, stumpfe Blicke, Habichtsnasen, Beide über die Vierzig, schlecht gekleidet, bestaubt, triefend von Schweiß; dem Anschein nach waren es Handwerker — oder auch keine, doch sicher keine gebildeten Leute .... Weiß Gott, was für Menschen das waren."

„Und er ist mit ihnen gegangen?"

„Jawohl. Er gab ihnen etwas zu essen und ging mit ihnen davon. Die Wirthin erzählte mir, die Beiden hätten ihrer zwei einen ungeheuren Topf voll Grütze verzehrt. Sie hätten, erzählte sie, um die Wette geschlungen, ganz wie Wölfe."

Helene lächelte leicht.

„Sie werden sehn," sagte sie, „die Auflösung davon wird höchst prosaisch sein.

„Gott gebe! Sie hätten aber diesen Ausdruck nicht gebrauchen sollen. Es ist nichts prosaisch an Insarow, obgleich Schubin behauptet ...."

„Schubin!" unterbrach ihn Helene und zuckte die Achseln. „Aber geben Sie zu, daß jene beiden Herren, welche die Grütze verschlangen ...."

„Auch Themistocles hat am Vorabende der Schlacht bei Salamis gegessen," bemerkte Berßenjew mit einem Lächeln.

„Ganz recht; doch dafür ward Tags darauf eine Schlacht geschlagen."

„Sie müssen es mich aber doch wissen lassen, wenn er zurück sein wird," setzte Helene hinzu und versuchte der Unterhaltung eine andere Richtung zu geben, — es wollte aber nicht damit gehen. Zoë trat in's Zimmer und begann in demselben auf den Zehen umherzuschleichen und dadurch anzudeuten, daß Anna Wassiljewna noch nicht erwacht sei.

Berßenjew entfernte sich.

Am selben Tage, Abends, bekam Helena ein Zettelchen von ihm: „Er ist zurückgekehrt," schrieb er, „von der Sonne gebräunt und bestaubt bis an die Augenbrauen; warum und wohin er gefahren ist, weiß ich nicht, vielleicht erfahren Sie es."

„Vielleicht erfahren Sie es!" sagte Helene leise; „spricht er denn mit mir?"

(Fortsetzung folgt.)

Von Orleans nach Orleans.

Von **Hermann Vogel.**

IX.

Chateaudun.

„Schweig mir von Chateaudun! Ich wollte, ich hätte nie den Namen dieser Unglücksstadt gehört!" Es war ein tapferer, mit dem eisernen Kreuz geschmückter Officier der 22. Division, der also zu einem Kameraden sprach, als dieser mit einer gewissen Genugthuung des blutigen Tages von Chateaudun gedachte. „Warum schweigen?" lautete die Antwort. „Haben wir nicht unsere Schuldigkeit gethan und ward es uns nicht schwer genug, die Bande, welche sich in dem Nest verschanzt hatte, zu vertreiben?" „Das weiß Gott!" gab der Erste zurück. „Tapferkeit und Muth ward von uns gefordert und die Zweiundzwanziger leisteten, was man nur verlangen konnte. Und dennoch denke ich nicht gern der Lorbeeren, welche wir an diesem Tage erkämpften." „Und warum nicht?" fragte der Zweite wieder. „Sie passen nicht recht zu den Lorbeeren von Wörth, Sedan und Orleans; sie sind, wenn auch am spätesten gepflückt, doch nicht so frisch und grün wie jene, denn sie verkohlten bei dem Flammenmeer, das die Hälfte von Chateaudun verschlang."

Daß sie ganz so sprachen, die Offiziere, will ich nicht behaupten; doch den Sinn ihrer Rede geben die Worte sicher wieder. Ich mußte fortwährend dieses Gesprächs gedenken, als ich mich am Abend des 27. Nov. der unglücklichen Stadt näherte. Ich hatte seiner Zeit viel gehört über die Schrecken des Kampfes vom 18. Oct. Man hatte Parallelen gezogen zwischen Chateaudun und Bazeilles und behauptet, daß Chateaudun ein grauenhafteres Bild der Verwüstung dargeboten als Bazeilles. Ich glaubte nicht daran; indessen hegte ich schon lange den lebhaften Wunsch, mich durch eigenen Augenschein zu überzeugen, was Wahrheit, was Uebertreibung an den schrecklichen Beschreibungen sei, die mir von den verschiedensten Seiten gemacht waren. Die Erinnerung an jene Erzählung war wohl Schuld, daß sich meiner eine drückende Beklemmung bemächtigte, als ich, dem 3. bayerischen Regiment folgend, in die dunkle Stadt einrückte. Keine Laterne brannte auf den Straßen, kein Licht schimmerte aus den Häusern. Mit der Finsterniß harmonirte die unheimliche Stille, kein Bewohner war zu erblicken, nirgends regte sich ein lebendes Wesen. Man hörte nur den festen Schritt der Soldaten, von dem die Straßen erdröhnten. Langsam, vorsichtig durchzogen wir eine lange Vorstadt. Dann kamen wir an eine hohe, steinerne Brücke, welche den Loir überwölbt. Am anderen Ufer ragte ein dunkler Coloß, das alte Schloß der Grafen von Dunois empor. Ueber die Brücke ging es hinein in die Stadt; bald bergauf bald bergab steigend, rückten wir in der finstern Stille vor. Plötzlich tauchten vor uns fünf, sechs Lichter auf; die dunklen Gestalten, welche sie trugen, glichen Gnomen; doch es waren nur simple Laternenanzünder, welche, dem Befehl des Commandanten der einrückenden Truppen gehorchend, an ihr Geschäft gingen. Bald auch erhellten spärliche Gasflammen die Straßen; bei ihrem blassen Schimmer erkannte ich die ersten Ruinen. Schwarz und unheimlich starrten sie uns entgegen.

Auf dem Marktplatz machte das Regiment Halt. „Achtung! Zum Gebet!" commandirten die Offiziere. Eine kurze Pause — dann spielte die Musik einen Choral. — Die Klänge des Dank- und Lobliedes brachen sich in den Ruinen.

Kaum war der Choral verklungen, so begannen die Soldaten sich einzuquartieren. Laut klopften sie an Thür und Fenster. Die erschreckten Bewohner öffneten so schnell wie möglich. Oft auch pochten die Soldaten vergebens; wenn sie dann ihre Kolben gebrauchend, die Thüren einschlugen, fanden sie die Wohnungen leer. Wohl an tausend Personen waren, einen neuen schrecklichen Kampf um Chateaudun fürchtend, am Tage zuvor geflüchtet. Die letzten französischen Soldaten hatten die Stadt erst vor wenigen Stunden verlassen. Die Zimmer, wo mein Reisegefährte und ich im Hotel Bon Laboureur ein Unterkommen fanden, waren noch bis Mittag von einem französischen General bewohnt gewesen. Sehr elegant war die Wohnung trotzdem nicht. Einen traurigen Anblick bot vor allem die Schlafstube. Die Fensterrahmen waren verkohlt, von den Tapeten hingen nur noch vergilbte Reste an der rauchgeschwärzten Wand. Die Möbel waren angebrannt; von Vorhängen war keine Spur vorhanden. Keine Bettwäsche zu erhalten war unmöglich. Die Wirthin versicherte uns, daß fast ihr ganzer Leinenvorrath ein Raub der Flammen geworden. Nur mit großer Mühe, erzählte sie uns, hätten sie dem Brand des Hotels Einhalt zu thun vermocht. Die Nebengebäude, Stallungen und Vorrathshäuser waren niedergebrannt, vom Fenster des Schlafzimmers blickte ich auf die schwarzen Ruinen. Auf meine Frage, ob durch die Granate, welche die Gebäude entzündet habe, Niemand zu Schaden gekommen sei, entgegnete man mir, daß die Häuser von den Siegern mit der Hand angesteckt seien. Ich sträubte mich, dieser Mittheilung Glauben zu schenken. Bei den gänzlich niedergebrannten Nebengebäuden war es unmöglich, die Wahrheit oder Unwahrheit der Behauptung festzustellen. Daß man dagegen das Hotel von Innen anzuzünden versucht, wurde durch den Zustand unserer Zimmer leider zu klar bewiesen. Die Fensterrahmen, an der Innenseite verkohlt, zeigten nach Außen hin keine Spur von Feuer. Keine Bresche ließ die Vermuthung aufkommen, daß eine Brandgranate in das Haus gefahren und so die Gluth entzündet habe. Ich mußte der Wirthin glauben, die mich versicherte, daß man die Betten mit Petroleum übergossen und mit Streichhölzern entzündet habe.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Von den preußischen Truppen, die jetzt vor Paris liegen, haben die meisten die Fahnen, mit denen sie nun in die Stadt ziehen werden oder bereits gezogen sind, auch daselbst erhalten, und zwar bei der Revue über die deutschen Truppen auf dem Marsfelde am 3. August 1815. Diese Truppentheile werden in diesem Jahrhundert zum dritten Male in Paris einziehen. Von den anderen deutschen Truppen sind die älteren bayerischen, württembergischen und badischen Regimenter 1814, die braunschweig'schen und ehemals hannover'schen und nassau'schen Truppen 1815 in Paris eingezogen. Ein deutsches Regiment steht aber diesmal schon zum vierten Male vor Paris, nämlich das 1. bayerische Küraßier-Regiment, welches schon 1635 unter Johann v. Werth bis Paris vorgedrungen war.

Karlsruhe, 1. März. Ein Correspondent der Karlsr. Ztg. hat in den letzten Tagen Belfort besucht und theilt die dort empfangenen Eindrücke mit. Er schreibt u. A.: Mit der Schilderung der schwer zu beschreibenden Verwüstung, welche mich auf dem ganzen Wege nach Belfort umgab, will ich die Leser Ihres Blattes nicht ermüden. Es genüge, daß der Anblick der Gegend und der Dorfschaften, durch welche der Weg sich zog, ein herzbeklemmender war. Unweit Belfort gelangt man in die Dörfer Besoncourt und Perouse, welche stark gelitten haben. Besonders von letzterem ist kein Haus mehr ganz; viele Gebäude liegen ganz in Trümmern; die Kirche ist stark beschädigt. Die Bewohner hatten sich sämmtlich geflüchtet, kehren aber jetzt nach und nach wieder zurück und betrachten mit Schaudern ihr zerstörtes Eigenthum. Die Straße, welche zwischen den beiden Perche-Forts hindurch führt, ist hier in einem besseren Zustande, weil sie auf Schußweite nicht hatte befahren werden können. Ganze, noch unentladene Bomben und Granatsplitter liegen massenhaft herum, und sind geeignet, unheimliche Gefühle zu erwecken. Von zwei Pferdeskeletten, welche noch auf der Straße lagen, wendete ich mein Auge ab.

Ich war nun auf der Ostseite von Belfort angelangt, ganz in der Nähe des sogenannten Schlosses, der Citadelle, auf der jetzt die preußische Fahne weht. Ich hatte große Mühe, in die Stadt zu gelangen, da fast alle Zugänge zu derselben durch Trümmer und Gräben versperrt waren. Endlich in derselben angelangt, welcher Anblick, welches Durcheinander bot sich da meinen Blicken dar! Kein Haus, in welches nicht die Kugeln eingeschlagen hatten, keines, in dem nicht der größte Theil des Daches abgedeckt war! Die Kaserne ein Trümmerhaufen, die Kirche und das Gemeindehaus furchtbar zerschossen. Neben den vielen deutschen Soldaten sieht man auch viele Mobilgardisten, welche zur Aushilfe in den Lazarethen zurückblieben. Die Kaufläden und die meisten Wirthschaften sind geschlossen. Die Nacht über mußte ich mit vielen Anderen in einer Wirthsstube des sogenannten Faubourg de France zubringen, und durfte mich glücklich schätzen, daß ich nicht genöthigt war, die Nacht auf der Straße zuzubringen, denn an ein Bett oder ein Nachtessen war nicht zu denken.

Am folgenden Morgen bei näherer Besichtigung der Stadt fand ich das fürchterlichste Elend, das die Leute vollständig niedergeschlagen und abgestumpft hat. Man sagte mir, sie hätten 102 Tage und Nächte in den Kellern zugebracht. Ungefähr 80 französische Soldaten, welche aus den Lazarethen entlassen waren, defilirten, von blauen Husaren escortirt, an mir vorüber; die meisten hatten die Blattern gehabt. Viele Gesichter derselben waren von Blatternarben entstellt. Ueberhaupt soll der Tod während der Belagerung unter den Bürgern und dem Militär stark gewüthet haben; man sagte mir, daß über 3000 derselben auf dem Friedhofe ruhen; eine einzige Bombe habe 27 Mobile getödtet.

Räthsel.

Im Ersten ist der Mensch verwegen,
Es ist des Kriegers wahre Welt;
Doch bringt es mehr des Friedens Segen,
Hat es des Menschen Fleiß bestellt.

Von Thieren sind die andern Beiden,
Von Kindern auch verletzend sehr;
Von Niemand sind sie recht zu leiden,
Sind sie bedeutungslos und leer.

Das Ganze ist im rauhen Kriege,
Wo Reden g'rade nicht am Ort,
Zum tapf'ren Kampfe und zum Siege
Ein vielbedeutend, wichtig Wort.

Auflösung der Charade in Nr. 26.
Muthwille.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 28. Speyer, Dienstag, den 7. März 1871.

Zeitgedichte.

Zur Friedensfeier.

Laut schall empor zum Aethermeer
Des Siegsgesangs Erguß,
Geschlagen ist des Feindes Heer,
Erwirkt des Friedens Schluß.

Nun laßt die Freudenfeuer sprühn
Land auf, Land niederwärts,
Und hohe Wonne soll durchglüh'n,
Des deutschen Mannes Herz.

Hängt um den grünen Siegeskranz,
Du Hütt' und Herrenhaus,
Euch schmücke zu des Festes Glanz
Der schönste Frühlingsstrauß.

Löst der Kanonen Donnermund
Mit freudigem Hurrah,
Ruft laut durch's weite Erdenrund:
Sieg! Sieg! Victoria!

Versenkt den Groll und reicht die Hand
Zum dauernden Verein,
Wer liebt sein deutsches Vaterland
Soll uns ein Bruder sein. —

Doch denkt bei Lust und Fröhlichkeit
An unsrer Tapfern Blut,
Das, hohem Opfertod geweiht,
Floß für der Freiheit Gut.

Weint eine einz'ge Thräne nur,
So wird der Held beglückt,
Der schläft auf ferner, fremder Flur,
Dem Heimathsort entrückt.

Und wenn der Lenz die Blüthen streut
Auf Berg und Thal zu Hauf',
Dann steige unserm Geist erneut
Der Kämpfer Schatten auf.

Er mahn' uns an der Eintracht Band,
Das uns so stark gemacht,
Und reiße nieder jede Wand,
Die Haß und Neid gebracht.

Empor aus Todtengrüften hebt
Sich Deutschlands junger Aar,
O schaut hinauf, wie kühn er schwebt,
Und trotzend der Gefahr.

Die Hände mild, die Herzen weich,
Wer's treu und redlich meint,
Und spendet Trost, wer kummerreich
In stiller Stunde weint.

Hurrah! So laß die Feuer sprühn,
Du deutscher Patriot,
Und sing' nach Sturm und Kampfesmüh'n:
„Nun danket Alle Gott!"

Johannes Hüll.

Am Vorabend.

Novelle von Iwan Turgenjew.

(Fortsetzung.)

XIV.

Am folgenden Tage, gegen zwei Uhr Mittags, stand Helene im Garten vor einem kleinen, abgesonderten Raum, in welchem zwei junge Hunde auferzogen wurden. Der Gärtner hatte dieselben am Zaune ausgeworfen gefunden und dem Fräulein gebracht, welches, wie die Wäscherin erzählte, jegliches Gethier gern habe. Er wurde in seiner Erwartung nicht getäuscht: Helene gab ihm ein Fünfundzwanzig-Kopekenstück. Sie warf einen Blick in die Abtheilung, überzeugte sich, daß die jungen Hunde am Leben und munter seien, und daß man ihnen frisches Stroh untergelegt habe; dann wandte sie sich um und hätte fast aufgeschrien: Gerade auf sie zu kam, die Allee herauf, Inßarow gegangen. Er war allein.

„Guten Tag," sagte er, als er näher gekommen war und zog die Mütze. Sie bemerkte, daß er in den letzten drei Tagen allerdings sehr von der Sonne verbrannt war. — „Ich wollte mit Andrei Petrowitsch herkommen, er hat sich aber verspätet und da bin ich ohne ihn gegangen. Bei Ihnen im Hause ist Niemand. Es schlafen oder spazieren Alle, darum bin ich hierher gekommen."

„Das klingt wie eine Entschuldigung," entgegnete Helene. „Es bedarf durchaus keiner. Es macht uns Allen viel Vergnügen, Sie zu sehen . . . Setzen wir uns hier im Schatten auf die Bank."

Sie setzte sich. Inßarow nahm neben ihr Platz.

„Sie waren, glaube ich, in dieser Zeit abwesend?" begann sie.

„Ja," entgegnete er, „ich war eine Zeitlang fort. Andrei Petrowitsch hat Ihnen davon gesagt?"

Inßarow blickte sie an, lächelte und begann mit seiner Mütze zu spielen.

Wenn er lächelte, pflegte er rasch mit den Augen zu blinzeln und streckte dann die Lippen vor, was ihm ein sehr gutmüthiges Aussehen gab.

„Andrei Petrowitsch hat Ihnen vermuthlich auch gesagt, daß ich mit zwei . . . . häßlichen Männern davongegangen bin," fuhr er noch immer lächelnd fort.

Helene wurde etwas verlegen und begriff sogleich, daß man Inßarow immer die Wahrheit sagen müsse.

„Ja," sagte sie bestimmt.

„Was dachten Sie dabei von mir?" fragte er plötzlich.

Helene blickte ihn an.

„Ich habe gedacht, ..." sagte Helene „Ich habe gedacht, daß Sie immer wissen, was Sie thun, und daß Sie nicht im Stande sind, etwas Schlechtes zu thun."

„Nun, so danke ich Ihnen dafür. Sehen Sie, Helena Nikolajewna," begann er und rückte treuherzig näher zu ihr heran, — „der Unseren sind hier nicht Viele; unter ihnen gibt es wenig Gebildete; alle aber sind der gemeinschaftlichen Sache treu ergeben. Unglücklicherweise geht es nicht ohne Streit ab, mich kennen und mir vertrauen nun Alle, da bin ich denn abgerufen worden, einen Streit zu schlichten und habe mich aufgemacht."

„War es weit von hier?"

„Sechzig Werst von hier bin ich nach dem Kloster des heiligen Sergius gefahren. Es sind in demselben auch einige von den Unsrigen. Ich bin wenigstens nicht unnützerweise dagewesen; die Sache ist beigelegt."

„Und fiel Ihnen das schwer?"

„Schwer genug. Der Eine war sehr halsstarrig. Er wollte nicht zahlen."

„Wie? Um Geld handelte sich's in diesem Streit?"

„Jawohl; und nur um eine kleine Summe. Und was glaubten Sie denn?"

„Und um solch eine Kleinigkeit sind Sie sechzig Werst weit gefahren, haben Sie drei Tage verloren!"

„Eine Kleinigkeit ist das nicht, Helena Nikolajewna, wenn es sich um Landsleute handelt. In solchen Fällen wäre es Sünde sich fern zu halten. Sie entziehen, wie ich da sehe, selbst Hunden Ihren Beistand nicht, und ich finde das sehr lobenswerth von Ihnen. Daß ich nun einige Zeit verloren habe, ist kein großes Unglück, ich hole es nachher ein. Unsre Zeit gehört nicht uns."

„Wem gehört sie denn?"

„Nun, Jedem, der ihrer bedarf. Ich habe Ihnen dies alles rund heraus erzählt, weil mir viel an Ihrer Meinung gelegen ist. Ich kann mir denken, wie Andrei Petrowitsch Sie in Verwunderung gesetzt hat!"

„Es ist Ihnen an meiner Meinung gelegen?" fragte Helena halblaut. „Und weßhalb?"

Inßarow lächelte wieder.

„Weil Sie ein braves Fräulein, keine Aristokratin sind . . . . Darum geschieht's."

Eine kurze Pause trat ein.

„Dmitri Nikanorowitsch," sagte Helene, „wissen Sie wohl — Sie sind zum ersten Mal so offen gegen mich!"

„Wie so? Mich däucht, ich hätte immer mit Ihnen gesprochen, wie ich dachte."

„Nein, dies ist das erste Mal und es freut mich sehr. — und ich will auch offen gegen Sie sein. Darf ich das?"

Inßarow lachte und sagte:

„Sie dürfen es."

„Ich muß Sie darauf vorbereiten, ich bin sehr neugierig."

„Das thut nichts, reden Sie nur."

„Andrei Petrowitsch hat mir viel aus Ihrem Leben und Ihrer Jugend erzählt. Ein Vorfall ist mir bekannt. Ein schreckliches Ereigniß . . . . Ich weiß, daß Sie nachher ihre Heimath besucht haben . . . Antworten Sie, um Gotteswillen, nicht auf meine Frage, wenn Ihnen dieselbe unbescheiden scheinen sollte, mich quält ein Gedanke . . . . Sagen Sie mir, sind Sie mit jenem Manne zusammengetroffen? . . . ."

Helene verging der Athem; sie wurde verlegen und ängstlich über ihre Kühnheit. Inßarow blickte sie fest an, blinzelte leicht mit den Augen und berührte sein Kinn mit den Fingern.

„Helena Nikolajewna," begann er darauf und seine Stimme ward leiser als gewöhnlich, worüber Helene fast Angst bekam, „ich verstehe, von welchem Manne Sie soeben gesprochen haben. Nein, ich bin nicht mit ihm zusammengetroffen, und danke dafür Gott! Ich habe nicht nach ihm geforscht. Ich habe es nicht gethan, nicht weil ich etwa glaubte, ich hätte kein Recht ihn zu tödten, — ich hätte ihn ruhig getödtet — sondern weil persönliche Rache, wenn es sich um eine allgemeine, um die Wiedervergeltung eines Volkes handelt . . . oder nein, dies Wort war nicht das rechte . . . wenn es sich um die Befreiung des Volkes handelt, nicht am rechten Platze gewesen wäre. Eines hätte dem Andern im Wege gestanden. Zu seiner Zeit kommt auch jene an die Reihe . . . Auch jene kommt an die Reihe," wiederholte er mit Kopfschütteln.

Helene sah ihn von der Seite an.

„Sie lieben Ihr Vaterland sehr?" fragte sie schüchtern.

„Das ist noch ungewiß," gab er zur Antwort. „Ja, wenn erst Einer von uns für dasselbe stirbt, dann kann gesagt werden, daß er es liebte."

„Doch so, daß, wenn Ihnen die Möglichkeit nach Bulgarien zurückzukehren, genommen würde," fuhr Helene fort, — „Ihnen in Rußland zu leben schwer wäre."

Inßarow ließ den Kopf hängen.

„Ich glaube, ich könnte es nicht ertragen," sagte er.

„Sagen Sie," begann wieder Helene, „ist die Erlernung der bulgarischen Sprache schwierig?"

„Durchaus nicht. Es ist eine Schande, daß der Russe nicht mit dem Bulgarischen vertraut ist. Der Russe sollte alle slavischen Sprachen kennen. Wünschen Sie es, dann bringe ich Ihnen bulgarische Bücher. Sie werden sehen, wie leicht das ist. Was für Lieder wir haben! sie geben den serbischen nichts nach. Warten Sie, ich will Ihnen eins davon übersetzen. Es ist darin die Rede von . . . . Ja, ist Ihnen aber, wenn auch nur Einiges aus unserer Geschichte bekannt?"

„Nein, ich weiß nichts," erwiderte Helene.

„Warten Sie, ich werde Ihnen ein Buch bringen.

Sie werden aus demselben wenigstens die hauptsächlichsten Ereignisse erfahren. Nun aber hören Sie das Lied an . . . . Nein, es wird besser sein, ich bringe Ihnen eine schriftliche Uebersetzung. Ich bin überzeugt, Sie werden uns lieb gewinnen. Sie lieben alle Unterdrückten. Wenn Sie wüßten, was für ein gesegnetes Land das unsrige ist! Und doch tritt man es mit Füßen, man zerreißt es," und dabei machte er eine Bewegung mit der Hand und das Blut stieg ihm ins Gesicht! „man hat uns Alles genommen, Alles: unsere Kirchen, unsere Rechte, unseren Boden, wie das Vieh treiben und schlachten uns die ruchlosen Türken."

„Dmitri Nikanorowitsch!" rief Helene aus.

Er hielt inne.

„Verzeihen Sie mir. Ich kann nicht mit Gleichgiltigkeit davon reden. Sie fragten mich soeben, ob ich mein Vaterland liebe? Was denn sonst sollte man auf dieser Welt lieben? Was ist beständiger, was über alle Zweifel erhabener, was unverleugbarer, nach Gott? Und wenn dieses Vaterland unsere Hilfe braucht . . . . Vergessen Sie nicht: der geringste Bauer, der elendeste Bettler in Bulgarien und ich, wir haben denselben Wunsch. Wir alle haben dasselbe Ziel. Sie begreifen nun, welch eine Zuversicht und Kraft das verleiht!"

Insarow hielt einen Augenblick inne und sprach dann wieder von Bulgarien. Helene hörte ihn mit theilnehmender, gespannter und schmerzlicher Aufmerksamkeit an. Als er geendet hatte, fragte sie ihn nochmals:

„Sie würden also auf keinen Fall in Rußland bleiben wollen?"

Und als er fortging, blickte sie ihm lange nach. Er war an diesem Tage ein anderer Mensch in ihren Augen geworden. Sie entließ ihn von sich als einen Anderen als sie ihn vor zwei Stunden empfangen hatte.

Seit jenem Tage kam er immer häufiger, Berßenjew aber seltener hin. Zwischen beide Freunde war etwas Ungewöhnliches getreten, sie fühlten es selbst recht gut, wußten es aber nicht zu nennen und empfanden Scheu sich darüber auszusprechen. So verging ein Monat.

XV.

Anna Wassiljewna liebte zu Hause zu bleiben, wie dem Leser bereits bekannt ist; zuweilen jedoch und ganz unerwartet äußerte sich bei ihr ein unüberwindliches Verlangen nach etwas Außergewöhnlichem, nach einem überraschenden Vergnügen, und je schwieriger dieses zu Stande zu bringen war, je mehr dazu Vorbereitungen und Weitläufigkeiten erforderlich waren und je mehr Anna Wassiljewna dabei in Aufregung kam, um so wohler war ihr zu Muthe: kam ihr eine solche Grille im Winter bei, — dann wurden zwei, drei Logen nebeneinander gemiethet, sie trommelte alle ihre Bekannten zusammen und führte sie in's Theater oder auf den Maskenball; im Sommer wurden Ausfahrten in die Umgebung der Stadt, irgend wohin, unternommen. Am folgenden Tage klagte sie dann über Kopfweh, ächzte und blieb im Bette und ein paar Wochen später spürte sie wieder einen Durst nach „etwas Ungewöhnlichem". Das war auch jetzt der Fall. Es hatte Jemand in ihrer Gegenwart von der Schönheit Zarizino's gesprochen; sogleich erklärte Anna Wassiljewna, sie habe Lust, übermorgen nach Zarizino zu fahren. Das ganze Haus kam in Aufruhr; ein Bote wurde zu Nikolai Artemjewitsch geschickt; zugleich mit jenem mußte der Haushofmeister fort, um Wein, Pasteten und allerlei Eßwaaren einzukaufen; Schubin erhielt den Befehl, für eine Lohnkalesche zu sorgen (an einer Kutsche hatten sie zu wenig) und untergelegte Pferde zu bestellen; der kleine Dienstbursche mußte zwei Mal zu Berßenjew und zu Insarow Einladungsbillets tragen; das erste Mal in russischer, dann in französischer Sprache, geschrieben von Zoë's Hand; Anna Wassiljewna selbst machte sich mit dem Reisekostüm der Fräulein zu schaffen. Und beinahe wäre aus der Partie nichts geworden: Nikolai Artemjewitsch kam in einer sauren, ärgerlichen und aufgeregten Gemüthsstimmung aus der Stadt (er schmollte noch immer mit Augustine Christianowna) und als er von der Ausfahrt hörte, erklärte er bestimmt, er werde nicht mitfahren, es sei eine Albernheit, aus Kunzowo nach Moskau, aus Moskau nach Zarizino, aus Zarizino wieder nach Moskau und aus Moskau zurück nach Kunzowo zu jagen — und dann," setzte er hinzu, „soll man mir nur erst beweisen, daß man an dem einen Ort nicht ebenso vergnügt sein kann, als an dem andern, unter dieser Bedingung fahre ich mit." Natürlich konnte ihm Niemand das beweisen, und Anna Wassiljewna wollte in Ermangelung eines gesetzten Begleiters bereits die Partie aufgeben, da erinnerte sie sich Uwar Iwanowitsch's und in ihrer Verzweiflung schickte sie nach ihm auf sein Zimmer, wobei sie bemerkte: „Der Ertrinkende greift auch nach einem Strohhalm." Er wurde geweckt, kam herunter, hörte schweigend Anna Wassiljewna's Vorschläge an, ließ die Finger spielen und willigte, zu Aller Verwunderung, ein. Anna Wassiljewna küßte ihn auf die Wange und nannte ihn Herzchen. Nikolai Artemjewitsch lächelte verächtlich — und am folgenden Morgen um sieben Uhr rollten Kutsche und Kalesche, ganz vollgepackt, zum Thore des Stachow'schen Landhauses hinaus. In der Kutsche saßen die Damen, ein Stubenmädchen und Berßenjew; Insarow hatte auf dem Bocke Platz gefunden, in der Kalesche befanden sich Uwar Iwanowitsch und Schubin. Uwar Iwanowitsch hatte selbst mit einer Bewegung des Fingers Schubin zu sich gewinkt, er wußte, daß dieser ihn während der Fahrt necken würde, es bestand jedoch zwischen Beiden ein eigenes Band und eine gewisse brüske Offenherzigkeit. Für dieses Mal ließ übrigens Schubin seinen beleibten Gefährten in Ruhe, er war stumm, zerstreut und nachgiebig. (Fortsetzung folgt.)

Von Orleans nach Orleans.

Von **Hermann Vogel.**

IX. Chateaudun.

(Schluß.)

Meine Wirthsleute hatten an dem Schreckenstage

viel verloren und doch waren sie noch glücklicher als tausend Andere. Keiner ihrer Angehörigen war getödtet oder in Gefangenschaft abgeführt. Die Mutter der Wirthin freilich, vor zwei Monaten noch eine wohlhabende Frau, war heute eine Bettlerin, die bei ihrem Schwiegersohn das Gnadenbrod aß. Ihr schönes Haus und ein reiches Manufacturwaarenmagazin waren ein Raub der Flammen geworden. Nichts, gar nichts als das nackte Leben hatte sie zu retten vermocht. Ihr Diener, der einen Lösch- und Rettungsversuch machte, wurde gefangen genommen und befand sich noch heute in irgend einer preußischen Festung.

Am andern Morgen war mein Erstes ein Gang durch die Ruinen. Viel Schreckliches hab' ich in diesem Kriege geschaut, ich war Zeuge manches herzzerreißenden Wehs und doch hat kaum Etwas so erschütternd und beschämend zugleich auf mich gewirkt wie die Ruinen der niedergebrannten Straßen von Chateaudun. An dreihundert Häuser liegen in Schutt und Asche und kaum ein Zehntel derselben ward durch das Bombardement zerstört, weitaus zwei Drittel wurden nach der Einnahme der Stadt als Strafe für die Theilnahme der Bewohner am Kampf den Flammen übergeben. Jawohl, diejenigen, welche den Tag von Chateaudun schrecklicher nannten als den von Bazeilles hatten Recht. Bazeilles ging während des Kampfes in Flammen auf, seine Häuser wurden niedergebrannt, weil sie den Franzosen als Schanzen, als Vertheidigungsmittel dienten; Chateaudun aber wurde angezündet, als der Sieg bereits errungen war, es ward den Flammen übergeben, um ein Exempel zu statuiren. Die Gluth sollte strafen und schrecken. Die Absicht ward erreicht. Schrecken verbreitete sich weitum im Lande. Die Strafe ward vollzogen an Schuldigen und Unschuldigen. Wie konnte man scheiden? Läßt doch auch Gott regnen über Gerechte und Ungerechte und seine Sonne aufgehn über Gute und Böse. Der Unschuldige muß mit dem Schuldigen leiden, das war immer so. Nur krankhafte Sentimentalität kann darüber klagen. Und dennoch, ich gestehe es offen, möge man mich hundert Mal krankhafter Sentimentalität beschuldigen: die Ruinen und das Blut, welches an ihnen klebt, die Seufzer und Flüche, die hier durch das Knistern der Flammen empor gen Himmel stiegen, scheinen mir ein um so größerer Hohn auf die Cultur unseres Jahrhunderts nicht minder wie auf die christliche Liebe, wenn ich bedenke, daß auch die „Schuld der Schuldigen“ nur darin bestanden, daß sie, noch an die Möglichkeit eines Sieges glaubend, die Feinde ihres Vaterlandes bekämpften.

Des furchtbaren Tages gedenkend, schritt ich langsam durch die Ruinen dahin. Mit schmerzlicher Rührung betrachtete ich die improvisirten Wohnungen, welche man mit Hilfe von Brettern zwischen den ausgebrannten Mauern errichtet hatte. Alle größeren Häuser waren in diesem Stadttheil zerstört, nur einige kleine Wohnungen, über welche die Elemente hinweggerast, waren verschont geblieben. Plötzlich hörte ich ein Jubiliren, ein Freudenrufen. Erstaunt, ja fast erschreckt über diese mir hier so unerwarteten Töne, blickte ich nach der Stelle, woher sie kamen, und ich sah drei Frauen, von denen die eine einen Brief in den Händen hielt und diejenige war, welche ihrer Freude so lauten Ausdruck geliehen. Noch stand ich unschlüssig, ob ich mich bei ihr nach dem Grund ihres Jubels erkundigen sollte, als sie auf mich zukam und mir den Brief hinhaltend sagte: „Da Herr, wer Ihr auch seid, lest, und wenn Ihr keinen Stein im Busen tragt, werdet Ihr Euch mit mir freuen.“ Ich las: „Colberg, den 4. Nov. Liebe Frau! Ich lebe noch, freilich weiß ich ebenso wenig, warum ich noch lebe, als ich weiß, warum ich gefangen bin. Mein einziges Verbrechen ist, daß ich den Versuch machte, aus unserem brennenden Hause einen Theil unserer Habe zu retten. Nach einer schrecklichen Reise bin ich gestern hier angekommen. Ich bin gesund und hoffe Dich wiederzusehen. Wenn unser Kind geboren ist, küsse es auch für mich, es wird, so Gott will, keine Waise sein. Bete, daß bald Friede wird. Es küßt Dich Dein Henri.“ Stumm gab ich ihr den Brief zurück. Sie merkte, wie er mich ergriffen, darum fuhr sie fort, mir ihr Herz auszuschütten: „Ich glaubte, mein Mann sei todt. Sechs Wochen schon hab' ich ihn beweint, für mich und mein Kind. Doch die Thränen sind umsonst geflossen; er lebt noch, mein Kind wird nicht als Waise geboren werden. Wohl haben wir Alles verloren, was wir uns erspart hatten; doch was schadet's, wir sind beide gesund und jung, und mein Mann ist ein geschickter Arbeiter, der es Jedem gleich thut. Wir werden noch glücklich sein.“ Die Freude des jungen Weibes war rührender, ergreifender als manche herzzerreißende Klage. Und doch that sie mir wohl, sie wirkte versöhnend inmitten des Jammers, der mich von allen Seiten anstarrte.

Mein Weg führte mich zum Schloß. Es ist unbewohnt. Die Restaurationsarbeiten, welche der Eigenthümer angeordnet, sind durch den Krieg unterbrochen worden. Die französischen Truppen hatten es in den letzten Tagen als Kaserne benutzt. Ich trat auf die Terrasse hinter dem Schlosse, von der man eine schöne Aussicht auf das von dem Loir durchströmte Thal hat. Man sollte meinen, wer in diese lachenden Gegenden blickt, müßte Haß und Feindschaft vergessen und nur an Frieden und Versöhnung denken. Und doch, wie oft wüthete hier schon die Kriegsfurie. Weit zurück in die ersten Zeiten des Mittelalters reichen die Leiden von Chateaudun. Schon 570, vor 1300 Jahren, ward es durch die Bewohner von Orleans und Blois niedergebrannt. Neu aus der Asche entstanden, zerstörten es 300 Jahre später die Normannen. Schwer litt die Stadt in den Kriegen der Engländer und Franzosen. Graf Dunois, der Bastard von Orleans, der Freund der Jungfrau, residirte hier, und noch heute ist das Schloß Eigenthum seiner Nachkommen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 29. Speyer, Donnerstag, den 9. März 1871.

Zeitgedichte.

*** Frühling und Friede!**

Frühling und Friede! so singen die Lerchen
Jauchzend hernieder vom himmlischen Zelt,
Tief in den Thälern und hoch auf den Bergen
Schmettert und klinget die Freud' durch die Welt!

Frühling und Friede! nach grausigen Stürmen,
Vaterland, Dir, nun so herrlich geeint!
Blüh' und gedeihe, den Frieden zu schirmen
Wider des Rechtes verwegenen Feind!

Frühling und Friede den Sorgengedrückten!
Freut euch, bald kehren die Theuern zurück,
Freut euch, bald bringen die Lorbeergeschmückten
Wieder den Frieden, das häusliche Glück!

Frühling und Friede auch euch den Betrübten,
Die vor dem Jubel in's Kämmerlein geh'n!
Werth seid der Helden! — Bald sollt die Geliebten
Ihr ja dort oben im Siegeszug sehn!

Th. Böhmer.

Am Vorabend.

Novelle von **Iwan Turgenjew.**

(Fortsetzung.)

Die Sonne stand bereits hoch am wolkenlosen Himmelszelte, als die Equipagen bei der Ruine des, selbst zur Mittagszeit düsteren und schauerlichen Schlosses in Zarizino hielten. Die Gesellschaft sprang herunter in das Gras und nahm sogleich ihren Weg zum Park. Voran gingen Helene und Zoë mit Inßarow, hinter ihnen kam mit dem Ausdrucke vollkommenster Zufriedenheit Anna Wassiljewna am Arme Uwar Iwanowitsch's. Er keuchte und watschelte; der neue Strohhut drückte ihm die Stirn und die Füße brannten ihm in den Stiefeln, aber auch ihm war wohl zu Muthe; Schubin und Berßenjew schlossen den Zug. „Wir bilden die Reserve, Bruder, wir sind einigermaßen Veteranen," flüsterte Schubin Berßenjew zu. „Bulgarien ist jetzt voran," setzte er mit einem Wink der Augenbrauen auf Helena hinzu.

Das Wetter war herrlich. Alles rund herum stand in Blüthe, überall summte und sang es; in der Ferne spiegelten die Teiche; ein festliches, heiteres Gefühl umfing die Seele. „Ach, wie schön! ach, wie schön!" wiederholte Anna Wassiljewna in einem fort; Uwar Iwanowitsch nickte zur Antwort auf ihre enthusiastischen Ausrufe beifällig mit dem Kopfe und äußerte sogar ein Mal: „Dagegen ist nichts zu sagen!" Helene tauschte von Zeit zu Zeit einige Worte mit Inßarow; Zoë hielt mit zwei Fingern den Rand ihres breiten Hutes, ließ ihre kleinen, in hellgraue Halbstiefeln mit stumpfen Spitzen gehüllten Füßchen coquett unter dem rosafarbenen Barègekleide hervorgucken und blickte bald auf die Seite, bald hinter sich. — „Hehe!" rief auf einmal Schubin halblaut: „Zoë Nikitischna sieht sich wohl gar um. Ich will doch zu ihr. Helena Nikolajewna verachtet mich jetzt und hat Achtung vor Dir, Andrei Petrowitsch, was ja auf Eines herauskommt. Ich will hin, habe lange genug den Kopf hängen lassen. Dir aber, lieber Freund, rathe ich, botanisiren zu gehen, in Deiner Lage ist das das Beste, was Dir einfallen kann, wissenschaftlich ist das von Nutzen. Lebe wohl!" Schubin holte Zoë ein, reichte ihr den Arm, sagte: „Ihre Hand, Madame," faßte sie und eilte den Andern voran. Helene blieb stehen, rief Berßenjew und nahm gleichfalls dessen Arm, setzte jedoch die Unterhaltung mit Inßarow fort. Sie fragte ihn, wie in seiner Sprache das Maiblümchen, der Ahorn, die Eiche, die Linde heißen .... („Bulgarien!" dachte der arme Andrei Petrowitsch.)

Plötzlich ließ sich in einiger Entfernung ein Schrei hören, Alle erhoben den Kopf. Schubin's Cigarrentasche flog in ein Gebüsch, von Zoë's Hand fortgeschleudert. „Warten Sie nur, ich werde Sie das entgelten lassen!" rief er, kroch in das Gebüsch, holte von dort seine Cigarrentasche und wollte zu Zoë zurück. Fünf Male wiederholte sich der Spaß, er lachte dazu laut und drohte, während Zoë still lächelte und sich wie ein Kätzchen krümmte. Endlich erhaschte er ihre Finger und preßte sie so heftig, daß sie aufschrie, noch lange nachher auf ihre Hand blies und sich böse stellte, während er ihr etwas in's Ohr flüsterte.

„Ausgelassenes junges Volk," äußerte Anna Wassiljewna fröhlich zu Uwar Iwanowitsch.

Dieser machte eine Fingerbewegung dazu.

„Was sagen Sie zu Zoë Nikitischna?" fragte Berßenjew Helene.

„Und zu Schubin?" fragte sie ihn.

Die ganze Gesellschaft war inzwischen zum Lusthause, das unter dem Namen: „Zur schönen Aussicht" bekannt ist, gekommen und machte dort Halt, um sich

am Anblicke der zarizin'schen Teiche zu ergötzen. Diese zogen sich, einer hinter dem Andern, mehrere Werst weit hin. Im Hintergrunde lag ein dichter, dunkler Wald. Der Rasen, der den Abhang des Hügels bis zum Hauptteiche hinab bedeckte, gab der Wasserfläche eine außerordentlich grelle, smaragdgrüne Färbung. Nirgends, nicht einmal am Ufer, erhob sich die kleinste Welle oder war Schaum zu sehn; nirgends kräuselte sich die glatte Spiegelfläche des Wassers. Es schien, eine Masse geschmolzenen Glases habe, schwer und klar, ein ungeheures Becken angefüllt, und der Himmel sich auf den Grund derselben gesenkt, und spiegelten sich die unbeweglichen, krausen Bäume auf dem hellen Grunde ab. Lange und mit stummem Entzücken betrachteten Alle das Bild, sogar Schubin war ruhig geworden und selbst Zoë in Gedanken verloren. Endlich kam sie Alle die Lust an, eine Fahrt auf dem Wasser zu machen. Schubin, Inßarow und Berßenjew liefen um die Wette über den Rasen hinab. Sie fanden ein großes bemaltes Boot, schafften zwei Bootsknechte herbei und riefen die Damen. Die Damen gingen hinab; vorsichtig ließ sich nach ihnen Uwar Iwanowitsch hinunter. Bis er in's Boot gestiegen war und seinen Platz eingenommen hatte, wurde viel gelacht.

„Geben Sie Acht, Herr, setzen Sie uns nicht unter Wasser," bemerkte einer der Ruderer, ein junger, stutznasiger Bursche, in rothem baumwollenem Hemde.

„Nun, nun, Maulaffe!" sagte Uwar Iwanowitsch.

Das Boot stieß ab. Die jungen Leute versuchten die Ruder in die Hand zu nehmen, doch nur einer von ihnen, Inßarow, verstand zu rudern. Schubin machte den Vorschlag, ein russisches Lied zu singen und stimmte das: „Hinab den lieben Wolgastrom" an .... Berßenjew, Zoë und selbst Anna Wassiljewna stimmten ein (Inßarow konnte nicht singen); es gab jedoch eine Disharmonie, bei dem dritten Verse verwirrten sich die Sänger, nur Berßenjew versuchte noch im Baß weiter zu singen, fiel jedoch auch bald durch. Die Ruderer tauschten miteinander Blicke und lächelten still. „Was denkt Ihr Euch?" wandte sich Schubin zu ihnen, „Ihr glaubt wohl, die Herrschaften können nicht singen?" Der Bursche im rothen Hemde schüttelte den Kopf. „Na, warte nur, Du Stutznase," fuhr er fort, „wir wollen Dir's zeigen. Zoë Nikitischna, singen Sie uns doch: Le lac von Niedermeyer. Nicht gerudert, Ihr!" — Die nassen Ruder streckten sich in die Luft wie Flügel und blieben unbeweglich, von plätschernden Wassertropfen triefend; das Boot glitt noch ein wenig fort und hielt dann, einen leichten Kreis beschreibend, wie ein Schwan auf dem Wasser still. Zoë machte einige Umstände .... „Allons!" ermuthigte Anna Wassiljewna freundlich .... Zoë warf den Hut ab und begann:

„O lac, l'année à peine a fini sa carrière ..."

Ihre nicht umfangreiche, doch klare Stimme schallte auf der Spiegelfläche des Teiches hin; weithin aus den Wäldern schlug jedes Wort zurück, wie wenn auch dort Jemand mit deutlicher und geheimnißvoller, aber nicht menschlicher, nicht irdischer Stimme sänge. Als Zoë geendet hatte, erschallte ein lautes Bravo aus einem der Pavillons am Ufer und es sprangen einige Deutsche mit erhitzten Gesichtern hervor, die nach Zarizino gekommen waren um zu „kneipen". Einige von ihnen waren ohne Rock, ohne Halsbinde und sogar ohne Weste und riefen so ungestüm: „Bis!" daß Anna Wassiljewna befahl, rasch nach dem entgegengesetzten Ufer hinüberzurudern. Doch bevor noch das Boot an's Land stieß, gelang es Uwar Iwanowitsch nochmals seine Bekannten in Verwunderung zu setzen. Er hatte bemerkt, daß an einer Stelle des Waldes das Echo besonders deutlich jeden Laut zurückwarf, und plötzlich begann er nach Art der Wachteln zu schnarren. Anfangs fuhren Alle zusammen, empfanden jedoch bald ein wahres Vergnügen, um so mehr, da Uwar Iwanowitsch sehr getreu und rein den Wachtelschlag nachmachte. Dieser Erfolg munterte ihn auf und er versuchte zu miauen; dies fiel jedoch bei ihm nicht so gut aus; daher ließ er noch einen Wachtelschlag hören, blickte im Kreise umher und verstummte. Schubin wollte sich ihm um den Hals werfen, er stieß ihn zurück. In diesem Augenblicke war das Boot am Ufer angekommen, und die ganze Gesellschaft stieg an's Land.

Während dieser Zeit hatte der Kutscher mit einem Diener und dem Stubenmädchen die Körbe aus der Kutsche hervorgeholt und auf dem Rasen, unter einer alten Linde, die Mittagstafel zubereitet. Alle ließen sich um das ausgebreitete Tischtuch nieder und griffen die Pastete und die übrigen Speisen an. Alle hatten herrlichen Appetit; Anna Wassiljewna setzte fortwährend ihren Gästen etwas vor und forderte dieselben auf, recht viel zu essen, mit der Versicherung, das sei im Freien sehr gesund. Sie richtete dieselbe Nöthigung auch an Uwar Iwanowitsch. „Sein Sie unbesorgt," knurrte es ihr mit vollem Munde entgegen. „Hat uns der Herr einen prachtvollen Tag geschenkt!" wiederholte sie ohne Unterlaß. Sie war nicht wiederzuerkennen; um zwanzig Jahre jünger schien sie geworden zu sein. Berßenjew sagte es ihr. „Ja, ja," erwiderte sie, „auch ich habe meine Zeit gehabt; aus einem Dutzend hätte man mich nicht herausgeworfen."*) — Schubin hatte sich zu Zoë gesetzt und goß ihr fortwährend Wein ein. Sie weigerte sich zu trinken, er drang in sie, und das Ende davon war, daß er das Glas selbst leerte und ihr dann wieder zusetzte. Helene schien ernsthafter als die Uebrigen, ihr Herz war aber wunderbar ruhig, was sie schon lange nicht empfunden hatte. Sie fühlte sich zu unbegrenzter Güte gestimmt, und wollte beständig, nicht Inßarow allein, sondern auch Berßenjew an ihrer Seite haben ... Andrei Petrowitsch hatte eine dunkle Ahnung, was das bedeute, und seufzte im Stillen.

Die Stunden flogen; der Abend rückte heran. Plötzlich gerieth Anna Wassiljewna in Aufregung. „Ach, mein Bester, wie ist es schon spät," sagte sie. „Wir haben gut gegessen, gut getrunken, nun ist's Zeit sich den Mund zu wischen." Sie raffte sich auf,

*) Russisches Sprichwort. (Nämlich wie man es mit einem schlechten Ei oder Apfel macht.)

die Uebrigen folgten ihrem Beispiel und man begab sich zum Schloß, wo die Wagen standen. Als die Gesellschaft an den Teichen vorüber kam, blieb sie stehen, um sich noch ein Mal an den Schönheiten Zarizino's zu ergötzen. Das Abendlicht hatte sich über die Landschaft ergossen; der Himmel war geröthet, das Laub, vom erwachten leichten Wind gewiegt, erglänzte im Wechselspiel von Hell und Dunkel; wie geschmolzenes Gold schimmerten die Wasser in der Ferne; auf dem dunkelgrünen Hintergrund der Bäume stachen scharf die ziegelrothen Thürmchen und Pavillons ab, die im Park hier und dort zerstreut waren. „Lebe wohl Zarizino, wir werden den heutigen Ausflug nicht vergessen!“ sagte Anna Wassiljewna .... Doch in diesem Augenblicke und gleichsam als eine Bestätigung ihrer letzten Worte ereignete sich ein sonderbarer Vorfall, der in der That nicht ganz leicht zu vergessen war.

Noch hatte Anna Wassiljewna ihren Abschiedsgruß an Zarizino nicht zu Ende gebracht, als auf einmal, einige Schritte von ihr, hinter Fliedergebüschen, wirres Rufen, Gelächter und Geschrei ertönte — und ein ganzer Schwarm von Männern in unordentlicher Haltung, dieselben Freunde des Gesanges, welche so ungestüm Zoë Beifall geklatscht hatten, auf den Weg stürzte. Die Herren schienen angetrunken zu sein. Beim Anblick der Damen blieben sie stehen; Einer von ihnen jedoch, ein Mensch von hohem Wuchse mit Stiernacken und erhitzten Stieraugen trennte sich von seinen Gefährten, grüßte linkisch und schwankend, und näherte sich der vor Schreck wie versteinerten Anna Wassiljewna. — „Bon jour, Madame,“ sagte er mit heiserer Stimme, — „wie befinden Sie sich?“

Anna Wassiljewna taumelte zurück.

„Und warum denn,“ fuhr der Lange in schlechtem Russisch fort, „wollten Sie nicht bis singen, als unsere Compagnie bis schrie und bravo und fuori?“

„Jawohl, jawohl, warum wollten Sie nicht singen?“ ließen sich Stimmen in dem Haufen hören.

Inßarow wollte hervortreten, Schubin hielt ihn aber zurück und stellte sich wie zum Schutze vor Anna Wassiljewna.

„Erlauben Sie,“ begann er, „ehrenwerther Unbekannter, Ihnen das unzweideutige Erstaunen auszudrücken, in welches Sie uns Alle durch Ihren Auftritt versetzen. So weit ich's zu beurtheilen vermag, gehören Sie zum sächsischen Stamme der kaukasischen Race, folglich dürfen wir bei Ihnen Kenntniß gesellschaftlicher Gesittung voraussetzen, und doch richten Sie Worte an eine Dame, welcher Sie nicht vorgestellt sind. Seien Sie versichert, zu jeder anderen Zeit wäre es mir ein besonderes Vergnügen, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen, denn ich werde an Ihnen eine staunenerregende Entwicklung der Muskeln gewahr, so daß ich als plastischer Künstler es für ein wahres Glück erachten würde, Sie zu meinem Modell zu haben; jetzt aber lassen Sie uns in Ruhe.“

Der „ehrenwerthe Unbekannte“ hörte die ganze Rede Schubin's mit verächtlicher Neigung des Kopfes, und die Arme in die Seite gestemmt, an.

„Von dem Allen, was Sie da gesagt, verstehe ich nichts,“ erwiderte endlich der Lange. — „Sie denken vielleicht, ich sei ein Schuster oder Uhrmacher? He! Ich bin Offizier, ich bin Beamter, ja!“

„Daran zweifle ich nicht,“ begann Schubin wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Gambetta

schreibt der im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl befindliche Schriftsteller Georg Horn u. A. Folgendes: Merkwürdiger Weise heftet sich unter den Bewohnern der Stadt Tours keine Erinnerung an die Persönlichkeit Gambetta's, der doch lange unter ihnen gewohnt, lange genug seine unumschränkte Dictatur über den größten Theil von Frankreich ausgeübt hat, um den Leuten in irgend einer Weise interessant zu werden. Die meisten Personen, die ich nach ihm gefragt habe, hatten ihn entweder gar nie oder nur wenige Male gesehen. Sie bezeichneten ihn als einen jungen Mann, dessen Kopf tief in den Schultern säße und der ein hektisches Aussehen habe; man sagt, daß er brustkrank sei. Das will ich gern glauben. Bei einer Thätigkeit, einem Eifer, wie er sie entwickelte, einer Passion, wie sie ihn durchglüht, wird man kein Falstaff. Bekannt dürfte es sein, daß der Dictator nur ein Auge hat, das fehlende soll er sich in seiner Jugend mit einer Stahlfeder ausgestochen haben, so erzählt man wenigstens. Er habe sich als Pensionär in einer Erziehungsanstalt befunden, wo es dem jungen Brausekopf überhaupt gar nicht behagte. Eines Tages habe er seinen Eltern geschrieben, daß, wenn sie ihn nicht hinwegnähmen, er sich ein Auge ausstechen würde. Natürlich hielten die Eltern diese Drohung für eine jugendliche Uebertreibung; der junge Gambetta machte aber wirklich Ernst und ging, als die Eltern seinem Andringen nicht nachgaben, an die entsetzliche Verstümmelung, die er mit voller Ueberlegung ausführte; die Geschichte hat psychologische Wahrheit für sich, sie erklärt auch so manche spätere Handlung dieses mit einem wahnwitzigen Eigensinn, aber auch mit einer seltenen Energie begabten Menschen, dem nur, um wahrhaft Großes zu leisten, die strenge geistige Zucht fehlte.

Ich hatte mir von Gambetta das Bild eines Mannes gemacht, der die Bewunderung der Menge liebt, der sich so gern sehen läßt, noch lieber sprechen hört, der eitel, der selbstgefällig ist. Davon bin ich nach allem dem, was ich gehört, wovon ich mich überzeugt habe, zurückgekommen. Der Dictator scheint sich der Menge nur dann gezeigt zu haben, wenn ihm die öffentliche Begeisterung im Niederbrennen schien, wenn er Drücker auf die öffentliche Meinung nöthig hatte. Dann wußte er auch freilich, daß er sie durch die Gabe seines Wortes beherrsche, wie Keiner, daß sie in seinen Händen zum willenlosen Werkzeuge wurde. Wie er in Frankreich vielleicht der Einzige war, der an die Republik glaubte, so war er auch der Einzige der Delegation, der wirklich gearbeitet hatte.

Ich hatte in der Präfectur etwas zu thun, in welcher er gewohnt hatte, in einem weitläufigen, sehr

comfortabel, sogar prächtig eingerichteten Gebäude, bei dessen Anblick ich unseren Regierungspräsidenten daheim in Preußen eine Anwandlung von Eifersucht auf ihre Collegen in Frankreich nicht verdenken würde. Ich ließ mir von dem Concierge, der mich aus seiner Loge nach dem Gebäude geführt hatte, die Räume zeigen, die der Ex-Dictator bewohnt hatte. Er hatte sich von den Empfangs-, Fest- und Tanzsälen, von den übrigen Gemächern, die alle auf das Reichste und Eleganteste ausgestattet waren, gerade die einfachsten ausgesucht; in der Flucht der Zimmer, die nach dem Garten hinüber lagen, stand ein prächtiges französisches Bett mit gelben Damastvorhängen, darin hatte die frühere Frau Präfectin ihren süßen Schlummer gehalten; aber dieses hatte Gambetta, der in Allem mit dem Kaiserreich nichts gemein haben wollte, sich nicht zur Lagerstätte auserſehen, sondern in dem anstoßenden Gemache, in welchem allem Anscheine nach die Kammerjungfer Nachtruhe hielt, sich eine Matratze in eine eiserne Bettstelle legen lassen, und darin unter einem alten Kattunvorhange träumte der Dictator von Frankreich. Ein schmuckloses Zimmer im Erdgeschosse genügte ihm als Speisesaal, obwohl Herr Gambetta, wie der Concierge mir berichtete, gar keinen brauchte, er war nur für die Anderen, die mit ihm aßen, denn er scheint, um seinen Körper zu unterhalten, fast gar keine Speise, sondern nur Arbeit zu brauchen. Damit ging der ganze Tag hin, versicherte mein Gewährsmann; er habe Herrn Gambetta in der ganzen Zeit nur zweimal zu Gesichte bekommen. Eines Sonntags war er aber plötzlich abgereist, und darauf hieß es in der Stadt, die Preußen kämen von Blois herunter, und dann packte alle Welt ihre Koffer, d. h. wer etwas zu packen hatte. Das war damals, als der General-Feldmarschall das zehnte Corps auf dem rechten Loireufer, und das neunte, die Operationen desselben zu unterstützen, auf dem linken vorgeschickt und dadurch richtig, wie es die Absicht war, die Regierung aus Tours vertrieben hatte.

Miscellen.

Ueber die Kathedrale von St. Denis entnimmt die Nat.-Ztg. dem Brief eines Schülers des Professors Friedrich Eggers, der jetzt als Gefreiter im Kaiser Franz Grenadier-Regiment steht, folgende Stellen: „Ich habe so lange nicht das Glück gehabt, Kunstwerke zu sehen, daß ich jetzt des Sehens unkundig geworden und erst wieder lernen muß, im Sehen gewandt zu werden. Als ich das erste Mal in die Kathedrale von St. Denis hereintrat, prallte ich zurück und wurde fast erdrückt von der plötzlich über mich zusammenströmenden Schönheit. Beim zweiten Besuche ging ich schon gefaßter hinein und konnte schon besser beobachten. Der Dom hat durch unsere Granaten nur wenig gelitten. Die Franzosen hatten ihn auch famos zugebaut. Die Fenster waren mit Sandsäcken zugesetzt, ebenso im Innern die Grabmäler. Sehr interessant war der Chorumgang, der neuerdings gemalt ward. Fast in maurischer Farbenpracht erglänzen die romanischen Akanthusblätter. Die Grabmäler sind von Jahrhundert zu Jahrhundert zu studiren. Eingeprägt habe ich mir das Grabmal Dagobert's I., Heinrichs II. und seiner Gemahlin, Heinrich's IV., Ludwigs XIV. und Marie Antoinetten's. Von Heinrich II. sind zwei pompöse Monumente da, am Schönsten das obere links vom hohen Chor. Ein Unterbau aus weißem Marmor, darauf ein Ruhebett aus Bronze und hierauf die Majestäten in weißem Marmor. Technik und Kunst Hand in Hand. Marie Antoinette steht noch in einer kleinen bombenfesten Seitenkapelle — eine knieende betende Figur — im Costum ihrer Zeit, vielleicht etwas zu offenherzig, aber doch bezaubernd schön."

Lausanne, 6. März. Lausanner Blätter berichten Folgendes über das Unglück in Morges: Dienstag Nachmittags waren etwa 60 französische Soldaten in den zum Arsenal gehörenden Localitäten hinter dem Schloß von Morges beschäftigt, Patronen zu sortiren und in Packete zu binden. Gegen 4 Uhr Abends fand in diesen Räumen eine furchtbare Explosion statt, welche die ganze Umgegend in Schrecken versetzte und bis nach Lausanne hinauf gehört wurde. Das Feuer ergriff die ganze dort aufgehäufte Munition und die schon vernagelten Kisten im Hofe des Arsenals; Granaten, Shrapnels, Chassepotkugeln flogen in allen Richtungen umher, bis zur Kirche und bis zum Bahnhof. Die Stadt war glücklicher Weise durch das Schloß geschützt, so daß sie nicht so große Beschädigungen erlitt, wie man anfangs befürchtete. Groß ist der Schaden an Munition und Kriegsmaterial; 10,000, nach Anderen 30,000 Chassepotgewehre sollen verbrannt sein; die gezogene Batterie des Kantons Waadt mit allem dazu gehörigen Sattelzeug und die ganze Ausrüstung des Parktrains ist vernichtet. Auch die auf dem Waffenplatz in der Schießhütte befindliche Ambulance hat gelitten; alle Fenster in derselben sind zersplittert und mehrere Kranke wurden durch die Scherben verwundet. Im ersten Schrecken glaubte man auch den Verlust einer großen Anzahl von Menschenleben beklagen zu müssen; die letzten Berichte sprechen nur von 6 oder 7 Todten oder Verwundeten. Glücklicherweise hatten am verhängnißvollen Nachmittag die in Morges liegenden Waadtländer Soldaten und die Internirten einen größeren Ausflug gemacht, sonst würde der Verlust an Menschenleben wohl größer gewesen sein. Morges bot während des Nachmittags und Abends den Anblick einer belagerten Stadt. Die Sturmglocken heulten, der Generalmarsch wurde geschlagen, die Bevölkerung floh entsetzt in die benachbarten Dörfer, jammernde Mütter suchten nach ihren Kindern. Von allen Seiten eilte Hilfe herbei, aber die Furcht, daß auch das in den Kellern des Schlosses und im Laboratorium liegende Pulver ergriffen werden möchte, gebot die anrückende Mannschaft fern zu halten.

Homonyme.

Das Wort, das jüngst den Franzmann
Im Herzen tief gekränkt,
Mit dem der deutsche Kaiser
Sein tapf'res Heer beschenkt,
Das Wort, wenn man zwei andre
Gleich große daraus macht,
Hat aus der Flasche manchem
Todmüden Kraft gebracht.
Erfreuet das vereinte
Die Braut zum neuen Herd,
Dann hat getrennt vom Freunde
Ihr Auge es verklärt.
Vereint wird es gehalten,
Einst in die Ewigkeit,
Und folgt getrennt dem Sarge
Als ehrendes Geleit.

Auflösung des Räthsels in Nr. 27:

Feldgeschrei.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 30. Speyer, Samstag, den 11. März 1871.

Zeitgedichte.

*** Zum Friedensfest.**

Der Schlachtendonner schweiget, es ruht der Krieger Schwert
Und wieder zieh'n die Helden zum heimathlichen Herd;
Voraus schwebt heilverkündend ein Bote über's Land,
Gleichwie von Sternenhöhen zur Menschheit hergesandt.

Wohin der Bote eilet, begrüßt ihn laut das Herz,
Der Friede! Friede! Friede! schallt's jubelnd allerwärts!
Der Genius der Menschheit kehrt mit dem Lenz zurück,
Und bringt als Gottes Gabe: Versöhnung, Wohlfahrt, Glück!

Durch Kampf zum Ziel! Errungen ist nun die gold'ne Stund,
Wo fest, wie Fels und Eichen, der deutschen Stämme-Bund,
Wo hoch, trotz Feindes-Mächten, erstand der Völkerbau,
Der Eintracht Dom, der wölbet sich kühn zum Himmelsblau.

Verjüngt durch Ruhm, — ein Phönix, erhebt sich groß und stark
Deutschland vom First der Alpen bis zu der Ostsee Mark,
Vom blauen Donaustrome bis zum Vogesenkamm
Stolz breitet Ast und Wurzeln der deutschen Eiche Stamm.

Im grauen Dom zu Aachen ruht Kaiser Karl, der Held —
Sein Scepter war zertrümmert, zerstreut die Völker Welt —
Doch Wilhelm, der Siegreiche — bringt wieder Ehr und Ruhm
Und neu zur Macht und Größe erblüht Germanenthum.

Es rauscht im Eichenhaine, die Lorbeer'n frisch erblüh'n,
Auf, schmückt die Heldensöhne, die heim vom Kampfe zieh'n!
Voll Todesmuth sie zogen zur Wacht am Rhein hinaus,
Als Sieger grüßt sie wieder das deutsche Vaterhaus.

Schwört Eintracht! deutsche Brüder! gelobt es himmelwärts,
Daß nie ein Feind mehr streue Zwietracht in's deutsche Herz;
Das Vaterland wird blühen als erste Macht der Welt,
Wenn deutscher Geist und Treue uns fest zusammenhält.

Wenn Deutschlands Wort gebietet im großen Völkerrath,
Dann wird ein ew'ger Friede zur längstersehnten That,
Dann wird der Kampf des Geistes nur herrschen fort allein,
Und Wohlfahrt, Glück und Freiheit Europas Völkern sein!

Fürth, den 2. März 1871.

Friedrich Friedreich.

Am Vorabend.

Novelle von Iwan Turgenjew.

(Fortsetzung.)

„Ich sage blos dies," fuhr der Unbekannte fort, indem er Schubin mit mächtiger Hand wie einen Zweig, der im Wege steht, bei Seite schob, — „ich sage blos, warum haben Sie nicht bis gesungen, als wir bis schrieen? Jetzt aber gehe ich sogleich, in der Minute, nur muß dieses Fräulein, nicht diese Madame, die nicht, jenes Fräulein oder dieses" (er bezeichnete Helene und Zoë), „muß mir einen Kuß geben, wie wir es im Deutschen sagen; ein Küßchen, ja wohl; was ist denn dran? Das ist nichts!"

„Nichts, einen Kuß, weiter nichts," riefen Einige im Haufen. „Ih, der Sakramenter!" stieß vor Lachen erstickend ein bereits ganz betrunkener Deutscher aus. Zoë faßte Inßarow beim Arm, er riß sich aber von ihr los und stellte sich gerade vor den langen Unverschämten.

„Jetzt aber gehen Sie gefälligst fort," sagte er nicht sehr laut, doch mit fester Stimme.

Der Deutsche lachte dumpf. — „Wie, fort? Na, das gefällt mir! Darf ich denn nicht auch spazieren? Ich soll fort gehen? Warum fortgehen?"

„Weil Sie sich unterstanden haben, eine Dame zu belästigen," sagte Inßarow und wurde plötzlich bleich, — „weil Sie betrunken sind."

„Was? Ich betrunken? Hört! Hören Sie das, Herr Provisor? Ich bin Offizier und er wagt es .... Jetzt fordere ich „Satisfaction"! Einen Kuß will ich!"

„Nur einen Schritt noch ...." sagte Inßarow.

„Na, und was dann?"

„Dann werfe ich Sie in's Wasser."

„In's Wasser? Herr je! Weiter nichts? Na, das möchte ich sehen, muß hübsch sein, so in's Wasser ...."

Der Herr „Offizier" streckte die Arme aus und that einen Schritt, doch da ereignete sich plötzlich etwas Außerordentliches: der Lange ließ ein Geträchz hören, sein riesiger Körper wankte, löste sich, mit den Füßen nach oben, vom Boden ab und bevor noch die Damen einen Schrei auszustoßen vermochten, bevor Jemand etwas von dem, was vorging, begreifen konnte, plumpte der Herr „Offizier" mit seinem ganzen Gewicht und mit lautem Geplätscher in den Teich und verschwand sogleich in dem Wasserwirbel.

„Ach!" schrien die Damen wie aus einem Munde.

„Mein Gott!" ließ sich auf der andern Seite hören.

Eine Minute verging ... und ein runder Kopf, ganz von nassem Haar umklebt, zeigte sich auf der Oberfläche des Wassers; dieser Kopf spie Wasser; zwei Hände arbeiteten krampfhaft, hart vor dem Munde dieses Kopfes.

„Er wird ertrinken, rettet ihn, rettet ihn!" schrie

Anna Wassiljewna Inßarow zu, der mit ausgespreizten Beinen am Ufer stand und schwer Athem holte.

„Er wird herauskommen," sagte er mit verächtlicher und harter Nachlässigkeit. „Kommen Sie," setzte er hinzu, indem er Anna Wassiljewna bei der Hand nahm, — „kommen Sie, Uwar Jwanowitsch, Helene Nikolajewna."

„A . . . . a . . . . o . . . . . o . . . ." ließ sich in diesem Augenblicke das Klagen des unglücklichen Deutschen hören, dem es gelungen war, das Schilfrohr des Ufers zu erfassen.

Alle folgten Inßarow und mußten hart bei der „Compagnie" vorbei. Doch, ihres Anführers beraubt, waren die Zechbrüder stiller geworden und ließen kein Wörtchen hören; Einer nur, der Tapferste unter ihnen, brummte, mit dem Kopfe schüttelnd: „Nun, das ist doch . . . . das ist, Gott weiß, was nach solchen . . . .;" ein Anderer zog sogar den Hut ab. Inßarow mochte ihnen recht erschrecklich vorkommen, und nicht ohne Grund. Es war etwas Unheimliches, etwas Gefahrdrohendes über sein Gesicht ergossen. Die Deutschen beeilten sich, ihren Gefährten herauszuziehn, der, kaum auf trockenem Boden, in weinerlichem Tone den „russischen Spitzbuben" nachschimpfte, und nachschrie, er werde Sie verklagen, werde zu Sr. Excellenz selbst, zum Grafen von Kieseritz gehen . . . ."

Die „russischen Spitzbuben" nahmen indessen keine Notiz von seinem Geschrei, und eilten, so rasch es ging, dem Schlosse zu. Alle schwiegen so lange sie durch den Park gingen, nur Anna Wassiljewna stöhnte leise. Endlich gelangten sie zu den Equipagen und brachen Alle in ein unaufhaltsames, unbändiges Lachen aus, wie im Homer die Bewohner des Olymps. Zuerst war es Schubin, der mit Gewieher wie wahnsinnig losplatzte, nach ihm vernahm man Berßenjew's sich überstürzendes schallendes Lachen, dann kam Zoë's feines, perlendes Kichern und Anna Wassiljewna's ruckweises Aufschreien, Helene selbst mußte lächeln und sogar Inßarow vermochte zuletzt nicht dem Drange zu widerstehen. Doch schallender, anhaltender und rasender als Alle, lachte Uwar Jwanowitsch; er lachte bis er Seitenstechen bekam, ihn Niesen überfiel, er zu ersticken glaubte. Und als er etwas ruhiger geworden war, wiederholte er mit thränenden Augen: „Ich . . . . denke . . . . mir . . . . muß Etwas . . . . geplatzt sein . . . . und das . . . . das war er . . . . platt auf den Bauch! . . . ." Und mit dem letzten, krampfhaft hervorgebrachten Worte, erschütterte ein neuer Ausbruch von Lachen seinen ganzen Körper. Zoë hetzte ihn noch mehr auf. „Da sehe ich," sagte sie, „fliegen Beine durch die Luft!" . . . . „Ja, ja," fing Uwar Jwanowitsch auf, „Beine, ja Beine . . . . dann klatsch! fällt er auf den Ba . . auch! . . . ." „Ja wohl, und wie fein er es angefangen hat, der Deutsche war ja wohl drei Mal länger?" fragte Zoë. — „Ich will's Ihnen erklären," sagte Uwar Jwanowitsch, sich die Augen trocknend, „ich habe es gesehen: mit einer Hand an den Gurt, ein Bein gestellt, und klatsch! Ich höre: Was war das? . . . . Das ist er, auf dem Bauch . . . . platt . . . ."

Schon längst waren die Equipagen davongerollt, schon war das Zarizin'sche Schloß ihren Augen entschwunden, aber Uwar Jwanowitsch wollte sich noch immer nicht beruhigen. Schubin, der wieder mit ihm in der Kalesche saß, brachte ihn endlich zur Vernunft.

Inßarow war verlegen. Er saß in der Kutsche Helene gegenüber und schwieg; (Berßenjew hatte den Kutschersitz bestiegen) sie schwieg gleichfalls. Er dachte, er habe ihren Tadel auf sich gezogen; sie tadelte ihn jedoch nicht. Im ersten Augenblicke war sie sehr erschrocken gewesen; dann hatte der Ausdruck seines Gesichts sie sehr befremdet; und dann hatte sie sich ihren Gedanken hingegeben. Es war ihr nicht ganz klar, worüber sie nachgedacht hatte. Das Gefühl, welches sie im Laufe des Tages beherrscht hatte, war verschwunden, sie war sich dessen bewußt; doch etwas Anderes, wovon sie in diesem Augenblicke noch keine Vorstellung hatte, war an die Stelle jenes Gefühls getreten. Die partie de plaisir hatte sich zu sehr in die Länge gezogen, unbemerkt war der Abend in Nacht übergegangen. Die Kutsche rollte rasch dahin, bald an reifenden Feldern, wo die Luft schwül und duftig war und an Getreide erinnerte, bald an breiten Wiesen hin, von denen plötzlich sanfte Kühle den Gesichtern entgegenwehte. Am Horizont schien der Himmel in Rauch gehüllt. Endlich stieg der Mond auf, trübe und roth. Anna Wassiljewna schlummerte. Zoë guckte zum Kutschenfenster hinaus auf die Landstraße. Helene fiel endlich ein, daß sie mehr als eine Stunde nichts mit Inßarow gesprochen hatte. Sie richtete an ihn eine unbedeutende Frage, er gab ihr sogleich freudig Antwort. Laute, als wenn Tausende von Stimmen in der Ferne geredet hätten, schlugen durch die Luft immer näher an ihr Ohr: Moskau kam ihnen entgegen. Lichter tauchten vor ihnen auf; es wurden ihrer immer mehr und mehr; endlich erdröhnte Steinpflaster unter den Rädern. Anna Wassiljewna erwachte; Alle in der Kutsche sprachen, obgleich Niemand mehr unterscheiden konnte, wovon gesprochen wurde, so heftig war das Gerassel des Pflasters unter den Rädern der Wagen, und der zwei und dreißig Hufe der Pferde. Lang und langweilig däuchte ihnen die Fahrt von Moskau nach Kunzowo; Alle schliefen oder schwiegen und hatten die Köpfe in verschiedene Ecken gedrückt; nur Helene schloß nicht die Augen, sie hielt dieselben fortwährend auf die dunkle Gestalt Inßarow's geheftet. Schubin war auf einmal betrübt geworden; ein leichter Wind blies ihm in's Gesicht und ärgerte ihn; er schlug den Kragen des Mantels in die Höhe und hätte fast geweint. Uwar Jwanowitsch schnarchte, ganz gemächlich hin und herwackelnd. Endlich hielten die Wagen an. Zwei Diener hoben Anna Wassiljewna aus der Kutsche; sie war ganz aufgelöst und erklärte beim Abschied ihren Freunden, es wäre kaum ein Funken Leben in ihr; die Freunde bedankten sich bei ihr, sie aber wiederholte beständig, sie wäre kaum mehr am Leben. Helene drückte Inßarow zum ersten Male die Hand und blieb noch lange angekleidet am Fenster sitzen; Schubin fand einen geeigneten Augenblick dem fortgehenden Berßenjew zuzu-

raunen: „Nun, wenn das kein Held ist! Wirft er nicht betrunkene Deutsche in's Wasser?"

„Und Du hast nicht einmal das gethan," entgegnete Berßenjew und begab sich mit Inßarow nach Hause.

Die Morgenröthe stieg bereits am Himmel empor, als beide Freunde in ihre Wohnung zurückgekehrt waren. Noch war die Sonne nicht aufgegangen, aber schon spürte man die Morgenkühle; grauweißer Thau lag auf dem Grase und die ersten Lerchen stiegen singend in die halbdunkle luftige Tiefe, aus welcher, einem vereinzelten Auge gleich, ein großer, später Stern hervorblickte.

(Fortsetzung folgt.)

Von Orleans nach Orleans.

Von **Hermann Vogel.**

X.

Die Bayern und ihre Verkleinerer.

Unsere Erwartung, daß es von Chateaudun direct südlich gen Orleans gehen werde, wurde nicht erfüllt. Am 29. November fand vielmehr eine allgemeine „Rückwärtsconcentrirung" nach Norden statt. Dieselbe wurde am 30. November in der Weise vollendet, daß die Armee des Großherzogs von Mecklenburg an diesem Tage ungefähr wieder dieselben Positionen innehatte, wie am Tage, da von der Tann den Oberbefehl an Friedrich Franz abtreten mußte.

Zwar ging das großherzogliche Hauptquartier nicht bis nach Angerville zurück, sondern ward in Janville aufgeschlagen. Auch begab sich von der Tann nicht wieder nach Toury, sondern blieb zwei Meilen davon entfernt in Orgeres. Nach Toury zog dagegen die 22. Division, die früher in Janville gelegen, während jetzt die Siebzehner um dieses Städtchen Quartier bezogen und so die Verbindung zwischen den Bayern und den Zweiundzwanzigern vermittelten.

Wir waren vier Tage nicht im großherzoglichen Hauptquartier gewesen, hatten vier Tage keine Feldpost zu Gesicht bekommen, da schien es uns schon in Rücksicht auf unsere Briefe angebracht, einmal wieder dorthin zurückzukehren. Als wir am Morgen des 29. November Chateaudun verließen, wußten wir freilich noch nicht, wo sich der Großherzog befinde; wir konnten nur erfahren, daß der hohe Herr am Tage zuvor in Bonneval gewesen. Auf dem Wege nach dieser Stadt, die an der von Chartres nach Chateaudun führenden Chaussee liegt, trafen wir eine Menge bayerischer Soldaten, die theils auf offenen Wagen fuhren, theils zu Fuß langsam einherhumpelten. Viele von ihnen waren in große Decken gehüllt; einige hatten Civilmäntel über ihre Uniform geworfen, andere trugen Civilhosen. Ich redete mehrere an und alle, die ich fragte, sagten mir, daß sie sich mit einem ärztlichen Erlaubnißschein ins Lazareth nach Chartres begäben. Die meisten hätten des ärztlichen Attestes über ihre Krankheit nicht bedurft. Die bleichen eingefallenen Wangen, die tief in ihre Höhlen zurückgetretenen Augen sagten mehr als genug. Alle klagten über die furchtbaren Strapazen, die anstrengenden Märsche und die nassen, kalten Bivouaks. Da war ein Soldat vom ersten Regiment, der bei Wörth verwundet worden, dann den Typhus gehabt hatte und jetzt von einem schrecklichen Husten gequält wurde; er lag in wollene Decken gehüllt auf dem Wagen, neben ihm war ein Jäger gebettet, der Wörth, Sedan und Orleans glücklich überstanden und sich jetzt im Bivouak den Keim einer schweren Krankheit geholt; der Arme zitterte von Fieberfrost geschüttelt. Aus den hohlen Augen Beider grinste der Tod. Aehnlich wie diesen ging es den meisten Anderen. Vier Monate hatten sie ausgehalten; in zehn Schlachten hatten sie dem Tod ohne Furcht in's Auge geschaut. Jetzt endlich waren sie zusammengebrochen: eine kleine körperliche Schwäche, eine unbedeutende Krankheit hatte sich zum Keim des Todes ausgebildet.

Die bleichen Gestalten der Armen tauchten in ihrem ganzen Elend in meiner Erinnerung auf, als ich einige Wochen später nach Deutschland zurückgekehrt, den Bericht eines Correspondenten der „Daily News" las, der von norddeutschen Blättern mit sichtlichem Behagen nachgedruckt wurde. „Den ganzen Weg von Janville nach Chartres", so schrieb der würdige Mann, „fand ich voll Bayern, die ihre Gewehre von sich geworfen hatten und in die ersten besten alten Kleider gehüllt, die sie unterwegs aufgetrieben, einzeln auf Chartres zuschritten. Das bayerische Armeecorps scheint ganz demoralisirt zu sein. Chartres selbst ist voll Bayern, die sich in der angegebenen Weise von ihren Truppentheilen entfernt haben." Und an diese angeblich von ihm selbst beobachteten Thatsachen knüpfte der Correspondent gleich folgende Moral: „Die Lage der Bayern ist eine eigenthümliche. Es ist durch die von ihnen überstandenen Treffen bewiesen, daß es unbedingt nothwendig ist, ihnen preußische Verstärkungen zuzutheilen. So lange sie ganz auf sich selber angewiesen sind, fallen sie bemerkbar ab. Sie sind keiner selbstständigen Action fähig. Bayerische Officiere, mit denen ich mich unterhalten habe, bestätigen dieses und es gibt gegenwärtig keine wärmeren Fürsprecher der Einigung Deutschlands unter preußischer Leitung, als diese Herren."

Wenn ein Engländer so schreibt, so ist das — ich will mich kurz und deutlich ausdrücken — eine Dummheit, wenn deutsche Blätter es nachdruckten ohne ein Wort der Gegenbemerkung, so war das eine Böswilligkeit. Der Correspondent der „Daily News" wollte sich offenbar für die freundliche Aufnahme, die er bei den Preußen gefunden, bedanken; er that das, indem er kritiklos nachschwätzte, was man ihm sagte. Daß er eine Unwahrheit schrieb, wußte er vielleicht nicht. Die meisten englischen Correspondenten machen es ähnlich; Mr. Oliphant, mein Reisegefährte, bildete eine seltene Ausnahme. Im bequemen Wagen oder hoch zu Roß besuchen sie die Schlachtfelder, machen sie ihre Promenaden über den Kriegsschauplatz; ins Hauptquartier zurückgekehrt, lassen sie sich beim gemüthlichen Mahle von den Herren Generalstabsofficieren das, was sie gesehen, commentiren, und so vorbereitet, verfassen sie ihre Berichte. Diese Art des Correspon-

direns hängt eng zusammen mit der so viel beneideten bevorzugten Stellung, welche den Engländern in den deutschen Hauptquartieren eingeräumt wurde. Ich muß gestehen, daß ich die Herren wegen der Bevorzugung nicht sonderlich beneide. Es wäre mir freilich oft angenehm gewesen, hätte man mir dieselben Erleichterungen gewährt, wie ihnen, namentlich würde es mich sehr gefreut haben, hätte ich dann und wann den Telegraphen benutzen dürfen, aber im Grund genommen, hat sich das deutsche Publikum über diese Bevorzugung der Engländer mehr zu beklagen als wir Correspondenten. Denn nicht wir, sondern die Leser unserer Zeitungen litten darunter. Je länger ich auf dem Kriegsschauplatz weilte, je häufiger ich die Correspondenzen der Engländer las, um so weniger fand ich die Stellung meiner englischen Collegen beneidenswerth; ja schließlich kam ich so weit, mich zu freuen, daß ich nur ein „geduldeter Zuschauer", kein „bevorzugter Ehrengast" sei. Behielt ich doch so meine Freiheit, während die Herren Engländer, sie mochten wollen oder nicht, schon um die Gastfreundschaft nicht zu beleidigen, die reinen Officiösen wurden. Die Bequemlichkeit spielt dabei eine Hauptrolle, viele dieser Herren wissen nicht was sie thun, sie sind schon wegen ihrer Unkenntniß des Deutschen außer Stande, etwas Anderes zu berichten, als was ihnen die Herren vom Hauptquartier vorparliren. Das war denn auch aller Wahrscheinlichkeit nach mit dem Correspondenten der „Daily News" der Fall, und so geschah es, daß die wackeren Soldaten von der Tann's, die Sieger von Wörth, Sedan und Orleans, zu Feiglingen, zu Ausreißern gestempelt wurden.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

* (Verbreitung der Gabelsberger'schen Stenographie). Nach einer Zusammenstellung des Dresdener stenographischen Taschenbuches für 1871 bestanden Ende des Jahres 1870 163 Stenographenvereine mit zusammen 4635 ordentlichen, 2483 correspondirenden und Ehrenmitgliedern. Am verbreitetsten ist die Gabelsberger'sche Schule in Oesterreich-Ungarn (31 Vereine mit zusammen 3117 Mitgliedern), Sachsen (44 Vereine mit 1205 Mitgliedern), Bayern (33 V. mit 1220 M.), Preußen (31 V. mit 836 M.), Hessen (7 V. mit 236 M.) und Braunschweig (3 V. mit 83 M.) Baden ist noch der einzige deutsche Staat ohne Stenographenverein.

Wer möchte glauben, daß in die friedlich-stillen Thäler des bayerischen Gebirges der persönliche Verkehr mit den Größen der Gegenwart reicht, daß ein Mann, der Kniehosen trägt, mit Moltke correspondirt? Und dennoch ist dem so: ein Brief aus dem Hauptquartier Versailles kam kürzlich in die Gegend von Tegernsee, er war an die Adresse von „Joseph Bartl" gerichtet und der Schreiber des Briefes war kein anderer als der Chef des großen Generalstabes. Joseph Bartl besitzt ein Bauerngut in der Nähe von Gmunden und ist in seinen freien Stunden ein Musikgenie, sein Zitherspiel ist in der ganzen Gegend weit und breit berühmt. Um der großen Zeit gerecht zu werden, componirte Bartl einen Moltke-Marsch, und da es dem Gebirgsländer an Muth nicht fehlt, so sandte er die trefflich gelungene Arbeit ohne viele Umstände direct ins Hauptquartier. Kurze Zeit verging, dann klopfte der Postbote an die winterliche Thür des Hauses und brachte — die Antwort des Grafen Moltke. Das Handschreiben lautet wie folgt: „Euer Wohlgeboren danke ich hiermit ergebenst für die Zusendung des von Ihnen componirten hübschen Marsches; sehr gern gebe ich Ihnen meine Einwilligung dazu, denselben mir zu widmen und ihm meinen Namen zu geben. Nochmals meinen besten Dank! Mit besonderer Hochachtung Ihr ergebener Graf Moltke, General der Infanterie und Chef des Generalstabes der Armee."

Gollub, 27. Febr. Ueber einen preußisch-russischen Krieg schreibt man dem „Graud. Gesell." von hier: Der Franzosenkrieg ist kaum beendet, da nimmt ein Krieg im Kleinen, der zwischen den Grenzstädten Gollub und Dobrzyn ausgebrochen ist, das gespannte Interesse des hiesigen Publikums in Anspruch. Bekanntlich bildet der Drewenzfluß die Scheide zwischen den beiden Orten; über den Fluß führt eine Holzbrücke, die der Stadt Gollub gehört, die aber von der russischen Zollbehörde durch zwei Thore gesperrt ist, von denen das zweite erst in neuerer Zeit auf der Mitte der Brücke errichtet wurde zur besseren Abwehr des Schmuggels. In der Nacht zum Sonntag setzte sich nun das Eis der Drewenz in Bewegung und da dasselbe von beträchtlicher Stärke war, bedrohte es die Brücke mit ernstlicher Gefahr. Der Baudeputirte, Bäckermeister F. Müller, traf mit zahlreichen Mannschaften Vorkehrungen, um dem Unglücke zu begegnen, doch konnte er nicht an sämmtliche Eisböcke gelangen, weil das auf der Brücke befindliche Thor verschlossen war und dringliche Vorstellungen, es zu öffnen, bei der russischen Zollbehörde taube Ohren fanden. Da die Gefahr inzwischen wuchs, sah sich Herr Müller veranlaßt, das Thor gewaltsam öffnen zu lassen. Begreiflicherweise kam es dabei zu Reibereien zwischen den diesseitigen Arbeitern und den russischen Grenzsoldaten, und als Herr Müller die Stelle verließ, hoben die ersteren das Thor aus und warfen es in die Drewenz, zum Amusement des zahlreichen Publikums, das auf unserer Seite sich den Spectakel ansah. Als das Publikum sich schon entfernt hatte und nur noch die nöthigen Mannschaften mit Polizei als Eiswache auf der Brücke geblieben waren, drang plötzlich eine Schaar von Grenzsoldaten mit gefälltem Bajonett bis auf die diesseitige Brückenhälfte vor, um die Wachhabenden gefangen zu nehmen und sie nach Rußland zu führen. Doch dies gelang nicht. Der Angriff wurde abgeschlagen und dabei ein russischer Soldat mit Wehr und Waffen ergriffen und als Gefangener abgeführt. Er sitzt noch heute in Arrest. Dagegen kaperten die Herren Russen am Sonntage einen Zimmergesellen, der sich in die Nähe des russischen Postens gewagt hatte. Derselbe wurde gleichfalls als Gefangener festgenommen und nach Rypin transportirt. Die wahrhaft traurigen Zustände an unserer Grenze erhalten durch dies Geschichtchen eine neue Illustration.

(Zwei unbedenkliche Rattenfänger.) Daß der Branntwein nicht blos auf Menschen, sondern auch auf Thiere berauschend wirkt, kann schon von vornherein keinem Zweifel unterliegen und ist schon wiederholt beobachtet worden. Ein Nordamerikaner kam nun auf den Einfall, die Ratten in seinem Hause durch einen aus Brod, Zucker und Branntwein gemachten Teig zu berauschen und dann zu fangen. In der That entsprach der Erfolg ganz seinen Erwartungen, die Thiere, welche von dem in den Keller gestellten Teige gefressen hatten, gaben sich einer lustigen Sorglosigkeit hin, und ließen sich bei Annäherung des Gastgebers, statt in ihre Löcher zurückzukehren, ohne Widerstreben fangen; freilich heißt es da aufpassen, denn ein spätes Eintreffen auf dem Schauplatze könnte leicht zu Täuschungen führen, wenn nämlich die Gäste ihren Rausch vorher ausgeschlafen haben sollten. Weniger heiter, für den Verfolger jedenfalls bequemer und sicherer, für die Verfolgten aber prosaischer und verderblicher verläuft der Act, wenn das Mehl aus einem Gemenge von gepulvertem gebrannten (nicht gelöschtem) Kalk und Zucker besteht. Da kann es nicht ausbleiben, daß eine heftige Magenentzündung dem Leben bald ein Ende macht.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 31. Speyer, Dienstag, den 14. März 1871.

Am Vorabend.

Novelle von **Iwan Turgenjew.**

(Fortsetzung.)

XVI.

Helene hatte, bald nachdem sie Inßarow's Bekanntschaft gemacht, ein Tagebuch (zum fünften oder sechsten Male) begonnen. Folgendes sind Bruchstücke aus demselben:

„Juni: .... Andrei Petrowitsch bringt mir Bücher, ich kann sie aber nicht lesen. Es ihm zu sagen — schäme ich mich; ihm die Bücher zurückgeben, ihn hintergehen, ihm sagen ich hätte sie gelesen — ich mag es nicht. Es könnte ihn betrüben. Er achtet sehr auf mich. Er scheint sehr an mir zu hängen. Ein sehr braver Mensch, Andrei Petrowitsch! .... Was will ich denn? Warum ist mir das Herz so schwer, warum möchte ich verschmachten? Warum befällt mich Neid, wenn ich die Vögel vorüberfliegen sehe? Mich dünkt, ich möchte mit ihnen davonfliegen, davon — wohin? Ich weiß nicht, aber fort, weit fort von hier. Ist dieser Wunsch aber nicht sündhaft? Ich habe hier Vater, Mutter und die Meinigen. Liebe ich sie denn nicht? Nein, ich liebe sie nicht so, wie ich sie lieben möchte. Es kommt schwer über meine Lippen, ist aber doch wahr. Ich bin vielleicht eine große Sünderin, vielleicht ist das der Grund, daß ich so traurig bin, daß ich keine Ruhe finde. Es liegt wie eine Hand auf mir, die mich drückt. Ich bin wie in einem Gefängniß; es ist mir, als müßten die Wände jeden Augenblick über mir zusammenstürzen. Warum haben Andere nicht dies Gefühl? Wen soll ich denn lieben, wenn mich die Meinigen kalt lassen? Mein Vater muß doch wohl Recht haben, wenn er mir vorwirft, ich liebe nur Hunde und Katzen. Darüber muß ich nachdenken. Ich bete selten, ich muß beten .... Doch mir scheint, ich könnte dennoch lieben.

„.... Ich bin immer noch scheu gegen Herrn Inßarow. Ich weiß nicht, weßhalb; ich bin doch kein Kind mehr und er ist so einfach und gut. Zuweilen ist sein Gesicht sehr ernsthaft. Es liegt ihm wahrscheinlich nichts an uns. Ich fühle es und mache mir ein Gewissen daraus, ihm seine Zeit zu rauben. Andrei Petrowitsch — das ist etwas Anderes. Mit ihm könnte ich den ganzen Tag verplaudern. Und er spricht auch nur von Inßarow. Und was für schreckliche Sachen! Ich habe ihn diese Nacht mit einem Dolche in der Hand im Traume gesehen. Und er schien zu mir zu sagen: Ich werde Dich umbringen, ich werde mich umbringen! Was für Dummheiten!

„.... Oh, wenn mir doch Jemand sagte: Dies mußt Du thun! Gut sein — ist wenig; Gutes thun .... ja, das ist die Hauptsache im Leben. Wie aber soll man das Gute thun? Oh, könnte ich mich doch selbst erfassen! Ich begreife nicht, warum Herr Inßarow mir so oft in den Sinn kommt. Wenn er dasitzt, aufmerksam zuhört und dabei so ruhig ist, so natürlich; sehe ich ihn an und mir ist wohl — und weiter nichts; ist er fortgegangen, dann kommen mir beständig seine Worte in's Gedächtniß, und ich ärgere mich über mich selbst und gerathe in Aufregung ... weiß selbst nicht worüber. (Er spricht schlecht französisch und schämt sich dessen nicht, das gefällt mir.) Uebrigens geben mir neue Gesichter immer viel zu denken. Als ich mich mit ihm unterhielt, fiel mir unser Diener Wassili ein, der aus einem brennenden Bauernhause einen lahmen Alten rettete und fast selbst dabei umgekommen wäre. Papa nannte ihn einen braven Kerl, Mama schenkte ihm fünf Rubel und mich wandelte die Lust an, ihm zu Füßen zu fallen. Er hatte übrigens ein einfaches, sogar dummes Gesicht und ist später Säufer geworden.

„.... Ich gab heute einer Bettlerin einen Groschen und sie fragte mich: Warum bist Du so betrübt? Ich vermuthete gar nicht, daß ich ein betrübtes Gesicht hätte. Ich glaube, es kommt daher, daß ich allein, immer allein bin, mit Allem, was an mir Gutes, mit Allem, was an mir Schlechtes ist. Es ist Niemand, der mir die Hand reicht. Wer sich mir nähert, den brauche ich nicht; und wen ich möchte, der geht vorüber.

„.... Ich weiß nicht, was heute in mir vorgeht; mein Kopf ist verwirrt, ich möchte in die Kniee sinken und beten und um Gnade flehen. Es ist mir, als schlüge man mich todt, wer? wie? ich weiß es nicht! In meinem Innern schreie ich auf und bin in Verzweiflung; ich weine und kann die Thränen nicht zurückhalten .... Mein Gott! mein Gott! besänftige diese Ausbrüche meines Innern! Du allein kannst es, alles Andere ist ohnmächtig! Weder meine mildthätigen Gaben, noch meine Arbeiten, nichts, nichts

kann mir helfen. Wäre ich irgendwo Dienstmädchen, wahrhaftig, mir wäre besser. — Wozu gibt es eine Jugend, warum habe ich ein Leben, eine Seele, wozu das Alles?

„.... Inßarow hört nicht auf, mich zu interessiren. Ich möchte erfahren, was er auf der Seele hat. Er scheint so offen, so zugänglich zu sein, und doch ist mir Alles verschlossen. Zuweilen blickt er mich mit forschendem Blicke an .... oder ist das nur Einbildung von mir? Paul reizt mich beständig — ich bin böse auf Paul. Was will er? Er ist in mich verliebt, ... ich brauche aber seine Liebe nicht. Auch in Zoë ist er verliebt. Ich bin ungerecht gegen ihn; er sagte gestern zu mir, ich wäre nicht im Stande, nur halb ungerecht zu sein, ... wahr. Das ist aber sehr schlecht von mir.

„.... Warum hat mir heute Andrei Petrowitsch von jenen zwei Bulgaren erzählt? Es scheint, er hat es absichtlich gethan. Was geht mich Herr Inßarow an? Ich bin Andrei Petrowitsch böse.

„.... Ich ergreife die Feder und weiß nicht wie ich beginnen soll. Wie unerwartet redete er mich heute im Garten an! Wie war er freundlich und zutraulich! Wie das schnell gekommen ist! Als wären wir alte, alte Bekannte und hätten uns eben erst wieder erkannt. Wie war es mir möglich, ihn bis heute nicht zu verstehen! Wie nahe steht er mir jetzt! Und merkwürdig ist's dabei, daß ich jetzt bedeutend ruhiger geworden bin. Es kommt mir lächerlich vor: gestern war ich auf Andrei Petrowitsch böse, auf ihn, ich nannte ihn sogar Herr Inßarow und heute ... Da ist doch endlich ein wahrheitsliebender Mensch, auf ihn kann man sich verlassen. Dieser lügt nicht; das ist der erste Mensch, den ich treffe, der nicht lügt; alle Uebrigen lügen; Alles lügt. Andrei Petrowitsch, Lieber, Guter, warum thue ich Ihnen Unrecht? Nein! Andrei Petrowitsch ist vielleicht gelehrter als er, vielleicht auch klüger .... Ich weiß nicht, er ist aber so klein im Vergleich zu ihm. Wenn Jener von seinem Vaterlande spricht, wird er groß und immer größer und sein Gesicht wird schön und die Stimme wie Stahl, und es gibt dann sicher keinen Menschen auf der Welt, vor welchem er den Blick zu Boden senkte. Und es sind nicht bloße Worte — es liegen Thaten hinter ihm und Thaten rufen ihn. Ich werde ihn darum fragen .... Wie er sich plötzlich nach mir umwandte und lächelte .... Nur ein Bruder kann so lächeln. Ach, wie bin ich zufrieden! Als er das erste Mal zu uns kam, glaubte ich durchaus nicht, daß wir so bald bekannt werden könnten. Jetzt denke ich mit Vergnügen daran, daß ich das erste Mal gleichgiltig geblieben bin .... Gleichgiltig? Wäre ich denn jetzt nicht gleichgiltig?

„.... Paul hat sich eingeschlossen; Andrei Petrowitsch besucht uns seltener .... der Arme! Mir scheint er .... Doch nein, es kann nicht sein. Ich liebe Andrei Petrowitsch's Unterhaltung. Niemals über sich selbst spricht er, immer nur von wichtigen, nützlichen Dingen. Nicht so Schubin. Schubin ist zierlich wie ein Schmetterling, und freut sich seiner Zierlichkeit! das thun Schmetterlinge nicht. Uebrigens, sowohl Schubin als Andrei Petrowitsch ....

„Ihm gefällt's, zu uns zu kommen, das sehe ich. Warum aber? Was hat er an mir gefunden? Es ist allerdings wahr, wir haben gleichen Geschmack: er und ich, wir mögen Beide nicht Gedichte, verstehen Beide nichts von Kunst. Doch um wie viel ist er besser als ich! Er ist gesetzt und ich bin in ewiger Aufregung; er hat eine Bahn vor sich, ein Ziel — ich aber, wohin führt mein Pfad? Wo ist mein Nest? Er ist ruhig, aber alle seine Gedanken schweifen in die Ferne. Es wird eine Zeit kommen, und er wird uns auf immer verlassen, wird in seine Heimath zurückkehren, dahin, über das Meer. Nun, Gott geleite ihn! Ich werde mich immer freuen, ihn gekannt zu haben, so lange er hier weilte.

„Warum ist er nicht Russe? Nein, er könnte nicht Russe sein.

„Mama hat ihn auch lieb; sie sagt: ein bescheidener Mensch. Gute Mama! Sie versteht ihn nicht. Paul schweigt, er hat es bemerkt, daß mir seine Anspielungen unangenehm sind, aber er ist eifersüchtig auf ihn. Der böse Junge! Und was für ein Recht hat er dazu? Habe ich wohl jemals ....

„.... J. kommt oft zu uns. Gestern blieb er den ganzen Abend. Er will mir Unterricht im Bulgarischen geben. Mit ihm ist mir wohl, wie zu Hause. Besser als zu Hause.

„.... Die Tage fliehen .... Mir ist so wohl und zugleich so unbestimmt bange um's Herz; es treibt mich Gott zu danken und Thränen sind mir nahe! O wonnige, lichte Tage!

„.... Die gestrige Ausfahrt werde ich lange nicht vergessen. Was für eigenthümliche, neue schreckliche Eindrücke! Als er plötzlich jenen Riesen packte und wie einen Ball in's Wasser schleuderte, war ich nicht erschrocken, er aber flößte mir Schrecken ein. Und dann welch ein unheildrohendes, fast grausames Gesicht! Als er sagte: er wird schon herauskommen! das zerriß mir das Innere. Ich habe ihn also nicht verstanden! Und dann, als Alle lachten, wie schmerzte es mich um ihn! Er schämte sich, ich fühlte es, er schämte sich vor mir. Er hat es mir nachher in der Kutsche gestanden, als es dunkel war und ich seine Gestalt betrachtete und mich vor ihm fürchtete. Ja, mit ihm läßt sich nicht scherzen, und er versteht, sich Jemandes anzunehmen. Wozu aber die Wuth, die zuckenden Lippen, das Gift in den Blicken? Oder, vielleicht geht es anders nicht? Vielleicht kann man nicht Mann und Kämpfer und dabei zugleich sanft und weich sein? Das Leben ist ein rauhes Ding, sagte er neulich zu mir. Ich wiederholte dieses Wort vor Andrei Petrowitsch; er war nicht derselben Meinung. Wer von Beiden hat Recht? Und wie schön hatte dieser Tag begonnen! Wie wohl war mir an seiner Seite, auch wenn wir nichts sprachen ... Ich bin aber doch froh über den Vorfall. Es mußte so kommen.

„.... Ich habe in all diesen Tagen nichts hier hineingeschrieben, weil ich nicht schreiben mochte.

Ich fühlte, daß, was ich auch schriebe, das nicht sei, was mir auf der Seele liegt . . . . Was ist's denn, was mir auf der Seele liegt? Ich hatte mit ihm eine lange Unterhaltung, die mich über Vieles aufklärte. Er theilte mir seine Pläne mit. (Jetzt weiß ich auch, woher die Narbe am Halse . . . . Mein Gott! wenn ich denke, daß er schon zum Tode verurtheilt gewesen ist, daß er nur mit genauer Noth entkam, verwundet wurde . . . .) Er sieht Krieg kommen und freut sich darauf. Und bei alledem sah ich J. noch nie so traurig. Worüber kann er . . . . er! . . . . sich betrüben? Papa kehrte aus der Stadt zurück, traf uns Beide und blickte uns ganz sonderbar an. Andrei Petrowitsch war bei uns. Ich bemerkte, daß er sehr mager und bleich war. Er machte mir Vorwürfe, als verfahre ich gar zu kalt und nachlässig gegen Schubin. Ich hatte Paul ganz vergessen. Wenn ich ihn sehe, will ich mein Unrecht wieder gut machen. Jetzt ist mir's nicht um ihn . . . . ist mir's um Niemand auf der Welt zu thun. Andrei Petrowitsch sprach mit mir wie in einer Art Mitleid. Was soll das Alles bedeuten? Warum ist es so finster um mich her und in meinem Innern? Mich däucht, um mich her und in mir selbst geht ein Räthsel vor; das Wort muß gefunden werden . . . .

„ . . . . Ich habe diese Nacht nicht geschlafen; mein Kopf schmerzt. Wozu schreiben? Er ist heute so schnell fortgegangen und ich hätte doch so gern mit ihm gesprochen . . . . Er scheint mich zu vermeiden. Ja, vermeidet mich . . . . Das Wort ist gefunden, ein Licht ist mir aufgegangen! Mein Gott! erbarme dich meiner . . . . Ich liebe ihn!

(Fortsetzung folgt.)

Fünf Milliarden.

Frankreich hat in dem Friedenspräliminarien-Vertrag die Bezahlung von 5 Milliarden Francs (= 1,333,333,333⅓ Thlr.) übernommen, wovon 1 Milliarde (= 266,666,666⅔ Thlr.) noch im Jahre 1870, der Rest in 3 Jahren zahlbar ist. Um eine Vorstellung von der Größe solcher Geldbeträge zu gewinnen, vergleiche man sie mit den bedeutendsten Summen, die in der Praxis vorkommen. Das Budget des preußischen Staates für das Jahr 1871 balancirt mit 172,918,937 Thlrn., bleibt also noch um beinahe 94 Millionen Thlr. oder um 55 pCt. hinter einer Milliarde Francs zurück, d. h. um eine größere Summe, als das ganze Budget des Norddeutschen Bundes (76 Mill. Thlr.) beträgt. Wenn man (nach Hübners statistischer Tabelle 1870) die Staatsausgaben aller Länder der Erde übersieht, so finden sich überhaupt nur folgende Staaten, deren Haushalt jährlich mehr als 1 Milliarde Francs beansprucht: China 430,000,000 Thlr., Frankreich 567,000,000 Thlr., Großbritannien u. Irland 474,000,000 Thlr., Britisch-Indien 334,000,000 Thlr., Japan 240,000,000 Thlr., Italien 262,000,000 Thaler, Oesterreich-Ungarn 323,000,000 Thlr., Rußland 518,000,000 Thlr. und die Vereinigten Staaten von Nordamerika 565,000,000 Thlr. Von diesen sämmtlichen Summen reichen nur die letzte und die für Frankreich wenig über 2 Milliarden Francs (533,333,333 Thlr.) hinaus; alle übrigen liegen zwischen 1 und 2 Milliarden Frcs., und Staaten, welche für ihren Haushalt 3 Milliarden Francs verbrauchen, gibt es nicht. Erst die Budgets von Rußland, Großbritannien und Irland und Oesterreich-Ungarn zusammen gerechnet, ergeben 1,315,000,000 Thaler, also beinahe 5 Milliarden Francs.

Nimmt man den Maßstab der Staatsschulden zur Vergleichung, so würde Preußens gesammte Schuldenlast (442,600,000 Thlr.) fast schon mit 1½ Milliarden Frcs. (ca. 400 Mill. Thlr.) zu decken sein. Die Türkei würde sich ihrer Schuldenlast (540 Mill. Thlr.) mit 2 Milliarden Frcs. beinahe entledigen können, wogegen für Spanien (1507 Mill. Thlr.) schon 5 Milliarden Frcs. nicht ausreichen. Italien (1952 Mill. Thlr.) würde mehr als 7, Oesterreich-Ungarn (2363 Mill. Thlr.) beinahe 9, Rußland (2672 Mill. Thlr.) 10, die Vereinigten Staaten von Nordamerika (3762 Mill. Thlr.), Frankreich (3760 Mill. Thlr.) über 14 und Großbritannien (5393 Mill. Thlr.) nahe an 20 Milliarden Frcs. zur Bezahlung ihrer Staatsschulden bedürfen.

Eine Milliarde Francs tritt in ihrer Größe aber erst hervor, wenn man die Zahlungsmittel überblickt, die an den wichtigsten Centralpunkten des Geldverkehrs vorhanden sind. Die Milliarden, die in den Staatsbudgets versiren, setzen sich aus vielen kleinen Zahlungen zusammen, denen auch andauernd fortlaufende Ausgaben gegenüberstehen. Hier, wie bei den Staatsschulden, die sich nur nach und nach ansammeln, ist die Milliarde nur eine Rechnungseinheit, keine wirklich vorhandene baare Summe. Ganz anders aber verhält es sich mit einer Milliarde, welche baar und auf einmal bezahlt werden muß. Die Preußische Bank hatte nach ihrer Wochenübersicht vom 28. Februar 1871 einen Bestand an baarem Gelde und in Barren von 105,331,000 Thlr., also noch nicht die Hälfte einer Milliarde Frcs. Der Wochenausweis der Englischen Bank vom 24. Febr. d. J. weist 21,861,793 Pfd. Sterl. oder 149,388,919 Thlr. Metallvorrath auf, also auch nur 56 pCt. einer Milliarde Francs. Die Bank von Frankreich besaß am 30. Juni 1870 1,297,509,695 Frcs. Baarbestand, also beinahe 1⅓ Milliarde Francs. In sämmtlichen europäischen Banken waren Ende November 1870 nur 3,4 Milliarden Francs baar vorhanden.

Daß sich eine Summe von 1 Milliarde Frs. baar nicht leicht zusammenbringen läßt, ergibt sich aus ihrem Verhältniß zu dem gesammten umlaufenden baaren Gelde. In ganz Deutschland sind von 1764 an bis Ende 1867 im Ganzen in Gold, Silbercourant-, Silberscheide- und Kupfermünzen 795,269,678 Thlr. ausgemünzt worden, wovon 98,317,512 Thlr. wieder eingezogen sind, also noch 696,952,166 Thlr. circuliren könnten, d. h. mit etwas über 2½ Milliarden Frs.

Dr. Soetbeer (Denkschrift, die deutsche Münzeinigung betreffend) schätzt den gesammten Münzvorrath in Deutschland auf nur 480 Millionen Thlr., also noch nicht 2 Milliarden Frs. In Großbritannien sind in den Jahren 1821 bis 1868 199,660,033 Pfd. Sterl. (1,331,067,000 Thlr.) Münzen ausgeprägt worden, was ungefähr 5 Milliarden Frs. entspricht. Der Münzumlauf in Großbritannien wird von Prof. Jevons aber nur auf 3 Pfd. Sterl. oder 20 Thlr. pro Kopf der Bevölkerung geschätzt, was etwa 2 Milliarden Frs. ergäbe. In Frankreich sind in den Jahren 1825 bis 1867 9,405,290,526 Frs. (2,508,077,000 Thlr.) ausgemünzt worden, eine Summe, die hinreichend für Frankreichs Geldreichthum spricht, aber dadurch bedeutend verkleinert wird, daß Frankreich viele benachbarte Länder mit Münzen versieht und daß das Einschmelzen von Münzen nirgend so üblich ist, wie in Frankreich. Man schätzt den Münzvorrath daselbst deßhalb nur auf 30 Thlr. pro Kopf, was etwas über 4 Milliarden Frs. ergäbe. Hiernach würden Großbritannien und Frankreich, wenn sie ihren gesammten Geldvorrath zusammenlegten, überhaupt nur 6 Milliarden Frs. auf ein Mal baar aufbringen.

Die gesammte Production von Edelmetallen auf der Erde beträgt nach der höchsten Schätzung des Economist im Durchschnitt 1864—1868 jährlich 330 Mill. Thlr., also nur 1¼ Milliarden Frs. Nach anderen Schätzungen geht die Production nicht einmal über 1 Milliarde Frs. hinaus.

Zum Schlusse mögen noch einige Werthzahlen zur Vergleichung ihre Stelle finden: Der gesammte Reinertrag des Grund und Bodens in den alten Provinzen Preußens (103,157,539,81 Morgen, also nur ein Zehntel Milliarde Morgen) ist bei der Grundsteuerregulirung auf jährlich 112,313,728,36 Thlr. eingeschätzt worden. Der Reinertrag von dem gesammten Grundbesitz in Preußen erreicht also noch keine halbe Milliarde Frs. Der gesammte Grundwerth in Frankreich ist im Jahre 1851 amtlich auf 83,744,000,000 Frs. veranschlagt worden; 5 Milliarden Frs. repräsentiren den 16. Theil dieses Werths. Die Lebensversicherungs-Anstalten im norddeutschen Bunde hatten Ende 1869 296,382,646 Thlr. versichert, also nur wenig über 1 Milliarde Frs. Das bei allen in Deutschland und Oesterreich domicilirten Lebensversicherungsgesellschaften versicherte Kapital betrug Ende 1869 426,703,174 Thlr., erreichte mithin noch nicht 2 Milliarden Frs. Dagegen waren bei den öffentlichen Feuerversicherungsanstalten im deutschen Zollverein Ende 1867 für Immobilien und Mobilien 5,262,236,416 Thlr. versichert, nahe an 20 Milliarden Frs. Der Gesammtwerth der Bergwerks- und Hüttenproduction im Zollverein belief sich 1868 auf 111,089,180 Thlr., noch keine halbe Milliarde Frs. Mit Hinzurechnung der Production von Oesterreich-Ungarn, Großbritannien, Frankreich, Belgien, Schweden, Spanien und Rußland ergaben sich 636,604,002 Thlr. oder nicht 2⅓ Milliarden Frs. Mit dem im Zollverein umlaufenden Papiergeld ist 1 Milliarde Frs. nicht zu bezahlen, es circulirten in Papier 1865 nur 34,423,776 Thlr., etwa nur ⅛ Milliarde Frs. Auch sämmtliche circulirenden Noten der norddeutschen Banken (Ende 1870 260 Mill. Thlr.) repräsentiren noch keine Milliarde Frs.; dagegen hatte die Bank von Frankreich am 30. Juni 1870 1,4 Milliarden Frs. in Banknoten im Umlauf. Der Werth der Waareneinfuhr in Hamburg betrug im Jahre 1869 427,863,770 Thlr, noch nicht 2 Milliarden Frs. Frankreich führte im ersten Halbjahr 1870 an Waaren 1,6 Milliarden Frs. ein, 1,5 aus. Die Zinsen von 5 Milliarden Frs. betragen zu 5 pCt. jährlich 66,666,666 Thlr., also 5 Mill. Thlr. mehr, als der preußische Staat jährlich an directen und indirecten Steuern (61,755,420 Thlr.) vereinnahmt.

(Preuß. Staatsanzeiger.)

Miscellen.

Ein Deutscher, der beim Einzug der Truppen in Paris anwesend war, schreibt der A. Z. über das Verhalten des Pöbels: Die wenigen deutschen Civilisten, zum Theil in Paris ansässige Leute, welche sich mit den Soldaten unterhielten, waren den brutalsten Beschimpfungen ausgesetzt. Einer meiner Pariser Freunde, der mit einigen preußischen Infanteristen gesprochen und sie ermahnt hatte, den aufgeregten Volksmassen gegenüber möglichst glimpflich und nachsichtig zu verfahren, wäre von der wüthenden Menge fast als „preußischer Spion“ zerrissen worden, und an mehreren Stellen mußten die Soldaten erst vor den Augen des Pöbels scharf laden und einen Scheinangriff mit dem Bajonnett machen, um das freche Gesindel in die Flucht zu jagen. „Voilà un Prussien!“ rief man auch mir von allen Seiten zu, und ich sah mich auf Schritt und Tritt von finster blickenden Gestalten begleitet, die mir den Rückweg zu versperren drohten. Jeden Augenblick trat ein Blousenmann an mich heran, um auf die Deutschen zu schimpfen und meine Ansichten und Gesinnungen zu erforschen.

Es hieß plötzlich, daß in den übrigen Stadttheilen Unruhen ausgebrochen seien. Um mich von der Wahrheit oder Unwahrheit des Gerüchtes zu überzeugen, ging ich auf allerlei Umwegen, da ich mich von Spähern umringt sah, nach der Madeleine und den inneren Boulevards zurück. Mobilgarden mit schwarz umflorten Fahnen durchzogen die Straßen, die „Marseillaise“ wurde gesungen, aufgeregte Gruppen standen auf dem Platze des Chateau d'Eau, auf dem Platze vor dem großen Louvre-Hotel und an anderen Orten; aber die Ruhe war nirgends ernstlich gestört worden. Nur machte der Pöbel, wie in der ersten Zeit der Belagerung, wieder Jagd auf „preußische Spione.“ Jeder, welcher das Unglück hatte, blondes Haar und helle Augen zu besitzen, galt für einen verkleideten preußischen Officier und war in Gefahr, mißhandelt zu werden. Beim Pantheon hatte man so eben vier Personen verhaftet, die man für bayerische Officiere in Civil hielt. „A l'eau, à l'eau!“ schrie die wüthende Volksmenge und machte Anstalt, die Unglücklichen nach der Seine zu schleppen. „Aber sie reden ja geläufig französisch“, bemerkte ein ältlicher Herr. „Das will nichts sagen“, schrie man zurück, „diese preußischen Spione sprechen alle gut französisch, sonst würde man sie leichter erkannt haben und wir wären nicht immer verrathen worden.“ Man entschloß sich endlich, die Verhafteten auf die Präfectur zu bringen, und es stellte sich heraus, daß sie sammt und sonders gute Franzosen waren.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 32. Speyer, Donnerstag, den 16. März 1871.

Am Vorabend.

Novelle von Iwan Turgenjew.

(Fortsetzung.)

XVII.

An demselben Tage, als Helene jenes letzte, verhängnißvolle Wort in ihr Tagebuch schrieb, saß Inßarow auf Berßenjew's Zimmer und Letzterer stand mit dem Ausdrucke des Erstaunens auf dem Gesichte, vor ihm. Inßarow hatte ihm soeben seinen Entschluß nach Moskau zurückzukehren mitgetheilt.

„Aber ich bitte Sie," rief Berßenjew, „jetzt beginnt die schönste Zeit. Was werden Sie in Moskau anfangen? Was für ein plötzlicher Entschluß! Oder hätten Sie vielleicht irgend eine Nachricht erhalten?"

„Ich habe keinerlei Nachricht erhalten," erwiderte Inßarow, — „kann aber, meinen Grundsätzen nach, nicht mehr hier bleiben."

„Aber wie ist es möglich? . . . ."

„Andrei Petrowitsch," sagte Inßarow, „haben Sie die Güte, dringen Sie nicht weiter in mich, ich bitte Sie. Mir selbst fällt es schwer, von Ihnen zu scheiden, doch läßt sich daran nichts ändern."

Berßenjew blickte ihn fest an.

„Ich weiß," sagte er darauf, „Sie sind nicht zu überreden. So ist's also abgemacht?"

„Durchaus abgemacht," entgegnete Inßarow, stand auf und entfernte sich.

Berßenjew ging ein paar Mal durch das Zimmer, nahm seinen Hut und begab sich zu Stachow's.

„Sie haben mir etwas mitzutheilen?" sagte Helene zu ihm, sobald sie allein waren.

„Ja; woraus haben Sie es errathen?"

„Das ist einerlei. Reden Sie, was ist's?"

Berßenjew theilte ihr Inßarow's Entschluß mit.

Helene erbleichte.

„Was hat das zu bedeuten?" brachte sie mit Mühe heraus.

„Sie wissen," sagte Berßenjew, — „daß Dmitri Nikanorowitsch über seine Handlungen Rechenschaft zu geben nicht liebt. Ich glaube aber . . . . Setzen wir uns, Helene Nikolajewna, Sie scheinen nicht ganz wohl zu sein . . . . Ich glaube den wahren Grund seiner plötzlichen Abreise errathen zu können."

„Was, was ist der Grund?" wiederholte Helene, indem sie Berßenjew's Hand, ohne es selbst zu bemerken, heftig in ihren erstarrten Händen preßte.

„Ja, sehen Sie," begann Berßenjew mit traurigem Lächeln — „wie erkläre ich Ihnen das denn gleich? Ich muß wohl vom Frühlinge, von jener Zeit, als ich mit Inßarow näher bekannt wurde, beginnen. Ich traf mit ihm damals in dem Hause eines Verwandten zusammen; dieser Verwandte hatte eine Tochter, ein sehr hübsches Mädchen. Ich glaubte zu bemerken, daß Inßarow nicht gleichgiltig gegen sie war und sagte es ihm. Er lachte und gab mir zur Antwort, ich wäre im Irrthum, sein Herz sei unversehrt, und wenn sich je etwas der Art mit ihm ereignete, so würde er auf der Stelle fortreisen, denn er wolle nicht — das waren seine eigenen Worte — um Befriedigung eines persönlichen Empfindens willen untreu werden an seinem Vorhaben und an seiner Pflicht. Ich bin Bulgare, sagte er, ich kann keine russische Liebe brauchen."

„Nun . . . . und was . . . glauben Sie jetzt . . ." sagte Helene leise und mit abgewandtem Kopfe, wie Jemand der den Todesstreich erwartet, doch ohne Berßenjew's Hand aus der ihrigen zu lassen.

„Ich glaube," äußerte er mit gedämpftem Tone, — „ich glaube, es ist jetzt das eingetroffen, was ich damals blos vermuthete."

„Das heißt . . . . Sie glauben . . . . quälen Sie mich nicht!" stieß plötzlich Helena aus.

„Ich glaube," vollendete hastig Berßenjew, — „Inßarow hat jetzt ein russisches Mädchen liebgewonnen, und, seinem Gelübde treu, den Entschluß gefaßt, zu entfliehen."

Helene preßte seine Hand noch fester zusammen und beugte noch tiefer ihren Kopf, als wollte sie die plötzliche Röthe, die Gesicht und Hals überzogen hatte, dem Auge eines Fremden entziehen.

„Andrei Petrowitsch, Sie sind gut wie ein Engel," sagte sie. — „Er wird aber doch noch kommen, um Abschied zu nehmen?"

„Ja, ich denke, er wird gewiß kommen, denn er wird doch nicht fortgehen wollen . . . ."

„Sagen Sie ihm, Sagen Sie . . . ."

Das junge Mädchen trug es länger nicht: Thränen stürzten aus ihren Augen, sie lief zum Zimmer hinaus.

„So also liebt sie ihn," dachte Berßenjew, als er langsam nach Hause zurückkehrte. „Das hatte ich

nicht erwartet, ich hatte nicht erwartet, daß es so weit sei! Ich sei gut, hat sie gesagt," fuhr er in seinen Betrachtungen fort .... „Wer kann denn sagen, aus welchen Gefühlen und Regungen ich das alles Helenen mittheilte? Aus Güte geschah es nicht! Immer das verdammte Verlangen nach Klarheit, der Drang, sich zu vergewissern, ob der Dolch wirklich in der Wunde steckt. Ich darf zufrieden sein, sie lieben einander und ich habe ihnen geholfen .... Einen künftigen Vermittler zwischen der Wissenschaft und dem russischen Publikum nennt mich Schubin; es scheint seit meiner Geburt meine Bestimmung gewesen zu sein, den Vermittler zu machen. Aber wenn ich mich täuschte? Nein, ich habe mich nicht getäuscht ...."

Bitter war es Andrei Petrowitsch zu Muthe, und Raumer wollte ihm nicht in den Kopf.

Am folgenden Tage, gegen zwei Uhr, erschien Inßarow bei Stachows. Der Zufall wollte, daß gerade in diesem Augenblicke in Anna Wassiljewna's Gastzimmer Besuch war. Es saß dort die Frau eines Geistlichen aus der Nachbarschaft, eine sehr brave und achtbare Person, die aber hie und da sonderbare Einfälle hatte. Die Anwesenheit einer fremden Person war anfangs Helena willkommen, die ganz bleich geworden war, als sie Inßarow's Schritte vernahm; doch drückte der Gedanke, er könne sich verabschieden, ohne mit ihr unter vier Augen gesprochen zu haben, ihr das Herz ab. Er selbst schien verwirrt und wich ihren Blicken aus. „Wird er denn wirklich gleich Abschied nehmen?" dachte Helene. Inßarow machte in der That Miene, sich zu Anna Wassiljewna zu wenden, Helene erhob sich rasch und rief ihn auf die Seite an's Fenster. Die Frau des Geistlichen war verwundert und versuchte sich umzuwenden; sie war aber so fest geschnürt, daß ihre Schnürbrust bei jeder Bewegung des Körpers knackte. Sie blieb also ruhig sitzen.

„Hören Sie", sagte Helene eilig, „ich weiß, weßhalb Sie gekommen sind; Andrei Petrowitsch hat mir Ihren Entschluß mitgetheilt, ich bitte Sie aber, ich flehe Sie an, nicht heute Abschied von uns zu nehmen, sondern morgen, etwas früher, um elf Uhr, herzukommen. Ich muß Ihnen ein paar Worte sagen."

Inßarow beugte schweigend den Kopf.

„Ich werde Sie nicht aufhalten ... Versprechen Sie das?"

Inßarow verbeugte sich wieder, sagte aber nichts.

„Helena, komm her", sagte Anna Wassiljewna, „sieh doch, was für einen wundervollen Stickbeutel die Frau Pfarrerin hat."

„Ich habe ihn selbst ausgenäht", setzte die Dame hinzu.

Helene verließ das Fenster.

Inßarow blieb nur eine Viertelstunde bei Stachows. Helene betrachtete ihn insgeheim. Er war verlegen, wußte nicht, wohin er blicken sollte und entfernte sich auf sonderbare Art. .... so plötzlich, er verschwand gleichsam.

Langsam verging dieser Tag für Helene; noch langsamer schlich die lange, lange Nacht dahin. Bald saß Helene auf ihrem Bett, bald trat sie ans Fenster und preßte die heiße Stirn an das kalte Glas, und dachte und dachte bis zur Erschöpfung denselben und immer denselben Gedanken. Ihr Herz war zu Stein geworden, war aus der Brust förmlich verschwunden; sie fühlte es nicht mehr; aber im Kopfe pochten heftig die Adern, das Haar brannte ihr, die Lippen waren trocken. „Er wird kommen .... er hat nicht Abschied genommen von Mama .... er wird uns nicht täuschen .... Hat Andrei Petrowitsch die Wahrheit gesagt? Es kann nicht sein .... Mit Worten hat er nicht versprochen zu kommen .... Verläßt er mich denn auf immer?" Das waren die Gedanken, die nicht von ihr wichen .... sie gingen nicht und kamen nicht — sie wogten aber beständig in ihr wie ein Nebel. „Er liebt mich!" zuckte es plötzlich durch alle ihre Glieder und starr blickte sie hinaus in die Finsterniß; zu einem heimlichen Lächeln, Niemandem sichtbar, öffneten sich ihre Lippen .... sie scheuchte es aber sogleich hinweg, warf die gefalteten Hände in den Nacken und wiederum, wie ein Nebel, begannen die Gedanken den alten Reigen. Gegen Morgen entkleidete sie sich und ging zu Bett, konnte aber nicht einschlafen. ...

Sie erhob sich von ihrem Lager, warf sich in ihre Kleider und ging hinunter. Es war noch Niemand im Hause wach. Sie begab sich in den Garten. Dort aber war es so still, so grün und frisch, die Vögel zwitscherten so zutraulich, die Blumen streckten so freudig ihre Kronen empor, daß ihr unheimlich wurde. „Oh," dachte sie, „ist's wahr, so ist kein Grashalm glücklicher als ich; ist's aber wahr?" Sie kehrte auf ihr Zimmer zurück und nur um sich die Zeit zu vertreiben begann sie ihren Anzug zu wechseln. Es fiel und glitt ihr aber Alles aus den Händen, und sie saß noch halb entkleidet vor ihrem Toilettespiegel, als sie zum Thee hinabgerufen wurde. Sie begab sich hinunter. Die Mutter bemerkte ihr bleiches Aussehn, sagte aber blos: „Wie bist Du heute interessant," und nachdem sie einen Blick auf sie geworfen, setzte sie hinzu: „Dieses Kleid steht Dir sehr gut; ziehe es jedes Mal an, wenn Du Jemanden zu gefallen wünschest." Helene antwortete nichts und setzte sich in einen Winkel. Es schlug unterdessen neun Uhr; noch zwei Stunden bis elf. Helene nahm ein Buch vor, dann ein Handarbeit, dann wieder das Buch; dann nahm sie sich vor, hundert Mal eine Allee auf und abzugehen und führte es aus; dann schaute sie lange Anna Wassiljewna zu, als diese Patience auslegte ... sie blickte auf die Uhr — es war noch nicht zehn. Schubin kam in's Gastzimmer. Sie versuchte mit ihm zu sprechen und entschuldigte sich bei ihm, sie wußte selbst nicht worüber .... Jedes Wort, das sie sprach, kostete ihr nicht etwa Mühe, aber setzte sie selbst in Erstaunen. Schubin beugte sich zu ihr nieder. Sie erwartete eine Neckerei, hob die Augen auf und sah vor sich ein betrübtes und wohlwollendes Gesicht .... Sie lächelte dem Gesicht entgegen. Schubin gab das Lächeln zurück und entfernte sich schweigend und still. Sie wollte ihn zurückhalten, wußte jedoch nicht gleich

wie ihn rufen. Endlich schlug es elf Uhr. Sie begann zu warten, zu warten, zu warten und zu lauschen. Sie war nicht mehr im Stande etwas zu thun; sie hörte auf zu denken. Ihr Herz war wieder erwacht, es fing an lauter und lauter zu pochen und sonderbar! die Zeit schien rascher zu verstreichen. Eine Viertelstunde war vergangen, eine halbe Stunde, dann noch einige Minuten, wie es Helene schien, und plötzlich fuhr sie zusammen: die Uhr hatte nicht zwölf, sie hatte eins geschlagen. „Er wird nicht kommen, er wird ohne Abschied abreisen!" .... Dieser Gedanke stieg ihr mit dem Blute zu Kopfe. Sie fühlte, das ihr der Athem ausging, daß sie sogleich in Thränen ausbrechen werde .... Sie lief auf ihr Zimmer und fiel, das Gesicht in die gefalteten Hände gedrückt, auf ihr Bett.

Eine halbe Stunde lag sie unbeweglich; zwischen den Fingern hindurch rannen ihre Thränen auf das Kissen. Auf einmal richtete sie sich auf und setzte sich hin; es war etwas Sonderbares in ihr vorgegangen; ihr Gesicht hatte sich verändert, die feuchten Augen wurden von selbst trocken und bekamen den früheren Glanz wieder, die Brauen traten vor, die Lippen preßten sich zusammen. Noch eine halbe Stunde war verflossen. Helene neigte zum letzten Mal das Ohr, ob nicht eine bekannte Stimme an dasselbe gelangen werde. Sie stand auf, setzte den Hut auf, zog die Handschuhe an, warf eine Mantille über die Schulter und schlich sich aus dem Hause. Eiligen Schrittes schlug sie den Weg zu Berßenjew's Wohnung ein.

(Fortsetzung folgt.)

Von Orleans nach Orleans.

Von Hermann Vogel.

X.

Die Bayern und ihre Verkleinerer.

(Schluß.)

Doch es sei mir gestattet, die englischen Denunciationen etwas näher zu beleuchten. Viele der Männer, welche der Engländer beschimpfte, haben bereits im Lazareth ihr Leben ausgehaucht; andere sind als Invaliden in die Heimath entlassen worden. Schwindsüchtig, von Gicht und Rheumatismus gelähmt, fallen sie den Ihrigen, denen einst Ernährer zu sein sie gehofft hatten, zur Last. Diese Braven haben denselben Anspruch auf den Dank des Vaterlandes, wie diejenigen, welche im Kampf den Tod gefunden, welche auf dem Schlachtfeld zu Krüppeln wurden. Das Geringste, was sie verlangen können ist, daß man sie nicht beschimpft.

Schlimm genug, das ist nicht zu leugnen, war Ende November das Aussehen der bayerischen Truppen. Die Hin- und Herzüge der letzten Wochen hatten es ihnen unmöglich gemacht, sich neu zu equipiren. Tausenden waren die Stiefeln zerrissen, Hunderte gingen barfuß — im November 10, 12 Stunden barfuß marschiren, mache man sich klar, was das heißt — Anderen hingen die Hosen in Fetzen am Leibe herunter, wollten sie nicht als Sansculotten einherschreiten, mußten sie die erste beste Civilhose anziehen. Allnächtlich zum Bivouakiren gezwungen, nahmen sie, um sich gegen die Kälte zu schützen, mit, was sie fanden und tragen konnten, Decken und Mäntel, unbekümmert, ob das nun gerade parademäßig aussähe. Wie es der Engländer darstellt, hat es den Anschein, als hätten die Soldaten ihre Uniformen mit Civilkleidern vertauscht, um sich von den Regimentern entfernen zu können. Wenn dem so wäre, warum gingen sie dann nach Chartres, wo man bald genug ihre Desertion bemerken, wo man keinen aufnehmen würde, der nicht einen ärztlichen Urlaubsschein vorzuzeigen hatte. Uebrigens möchte ich wissen, woran der Herr Correspondent die ihm Begegnenden als bayerische Soldaten erkannte, wenn sie ihre Waffen weggeworfen und ihre Uniformen mit Civilkleidern vertauscht hatten.

Noch empörender fast als die Insinuation der Fahnenflucht, ist die Art und Weise, wie der Engländer den Wettkampf, der zwischen den Nord- und Süddeutschen stattfand, zu einer Anklage gegen die Bayern benutzt. Wahr ist, die Bayern schlugen sich besser, wenn sie wußten, daß Preußen an ihrer Seite fochten, aber ebenso wahr ist auch, daß die Preußen tüchtiger draufgingen, wenn sie sahen, daß Bayern mit ihnen im Feuer. Diesem gegenseitigen Ringen um den Preis der Tapferkeit gebührt ein großer Theil an den Erfolgen des jetzt beendigten Krieges. „Wo bleiben nur die Preußen?" hörte ich oft bei den Bayern, aber ebenso oft hörte ich bei den Preußen: „Wenn nur die Bayern erst da wären!" Die Bayern sind voll Lobes von den Preußen, aber die Preußen sprechen fast noch begeisterter von den Bayern. „Alle Achtung vor den Bayern!" Wie oft habe ich so von norddeutschem Munde sagen hören: „Ob auch hundert fallen, sie wanken nicht, sie gehen über die Todten vor, als stiegen sie über Strohbündel. Und müssen sie ja einmal rechts zurückweichen, so geschieht es nur, um links auf dem Boden wieder heranzukriechen." Dies Wort, das mir nach der Schlacht von Coulmiers ein preußischer Husarenofficier unter Zustimmung mehrerer Kameraden sagte, kennzeichnet die Werthschätzung, welche den Bayern von denjenigen Preußen gezollt wurde, die mit ihnen im Feuer gestanden. „Achtung vor den Preußen!" sagten die Bayern in derselben Weise. „Die Preußen kümmern sich um die Kugeln nicht mehr, als seien es Schneeballen." Das war allmälig stehende Redensart geworden. Ja, mit Recht durfte Robert Hamerling singen:

„Der Märker hat den Bayer treu gefunden —
Verstummt ist im Gewühl und Schwertgeklirr,
In Siegesjubelklang, bei Blut und Wunden
Uralter Zwietracht Wortgezänk."

Doch was auf dem blutgetränkten Felde begraben wurde, hinter der Front lebte es fort. Manche höher stehende Schlachtenbummler in den Hauptquartieren sahen die Bayern nicht gerne; auch die Herren Mehlwürmer, die Intendanturbeamten und Proviantmeister, die sich sämmtlich große Helden dünken und fast ohne Ausnahme die höchste Potenz der Loyalität verkörpern,

thaten das Ihre. Die Einen inspirirten die geladenen englischen, die Andern die geduldeten deutschen Correspondenten. So geschah es, daß die Bayern für ihre Tapferkeit oft genug mit Hohn überschüttet wurden. In den Augen vieler hochgestellten Herren war das ein sehr verdienstliches Beginnen. Die den Bayern von „höchster und allerhöchster Seite" gezollte Anerkennung war schon lange unbequem. Es war wirklich unvorsichtig, die Bayern so zu loben. Sie trugen doch nicht die preußische Pickelhaube, wußten nicht so im Stechschritt zu exerciren, wie konnte man da von ihrer Kriegstüchtigkeit so viel Aufhebens machen. Das war in der That gefährlich, zumal das deutsche Volk leicht zu dem Glauben verführt werden konnte, daß das dreijährige Drillen nicht nothwendig, um den deutschen Bürger tüchtig zu machen zur Vertheidigung des Vaterlandes. Dem mußte ein Gegengewicht geschaffen werden. Selbst hatte man nicht den Muth, die „Bundesgenossen" anzugreifen. Da war der Engländer doppelt willkommen. Er schrieb, wie wir gesehen, was man ihm einblies, und die deutschen Mameluken des preußischen Preßbureaus ließen plötzlich ihren Teutonismus bei Seite, sie begrüßten den englischen Collegen aufs freudigste, citirten mit Genugthuung die Worte des „unparteiischen Fremden" und stellten, hierauf gestützt, den Bundesgenossen als einzigen Lohn für ihre Tapferkeit die Pickelhaube in Aussicht.

Das Volk in Norddeutschland ist unschuldig an diesem Gebahren. Es weiß, was es der Hilfe der Süddeutschen verdankt, weiß, daß allein der freie Wille, mit dem die Süddeutschen die Waffen ergriffen, den Krieg zu einem Kampf fürs Vaterland geweiht hat. Hätte der Süden nicht den Handschuh aufgenommen, welcher dem Norden zugeworfen wurde, wer weiß, ob Napoleon nicht augenblicklich statt als Gefangener als Sieger in Deutschland weilte. Der Norden wird die ihm geleistete freie Hilfe des Südens nicht vergessen. Er wird eingedenk sein, daß es nicht des eisernen Reifens preußischer Macht bedurfte, um dem Schwaben und Bayern das Schwert zur Vertheidigung des deutschen Bodens in die Hand zu drücken. Möchte nie die Pickelhaube und der schwer beladene Tornister die Süddeutschen so belasten, daß sie der Siege, die sie erfochten, mit Schmerzen gedenken.

Die französischen Frauen.

Von den französischen Frauen schreibt ein Correspondent der „N. Fr. Pr.": „Man kann nicht genug von ihrer Bravheit sprechen. Oft haben süßlich lächelnde Dandies versichert, die Französin sei ein recht angenehmes Spielzeug in den Händen der Nächstbesten. Man glaubte es. Verachtungsvoll wurde während dieses Krieges Allerlei erzählt, wie die Weiber den Eroberern entgegengekommen seien; es wurde geglaubt. Gleichwohl ist Alles erlogen. Man hat sich daran gewöhnt, die Sitten der französischen Frauen nach dem Journal Amusant, nach den Anschauungen junger Wüstlinge aller Länder, die über die Boulevards, über Mabille und die Closerie des Lilas nicht hinweggekommen sind, zu beurtheilen. Das ist nicht gründlich, nicht deutsch. Ehre dem französischen Weibe, Ehre der Pariserin! Ich meine nicht, die Dirnen zu verherrlichen, welche sich hier wie allerwärts in großen Städten in der gesellschaftlichen Gosse wälzt; ich will keine Lanze einlegen für die gemüth- und characterlosen Salondamen der großen Welt, wo von altersher der äußere Schliff den inneren Kern angegriffen hat. Aber die Bürgerin, die Frau des kleinen, wohlhabenden oder armen Geschäftsmannes, des Beamten, des Arbeiters, des Landmannes ist ein treffliches Beispiel für die Frauen der ganzen Welt.

Die französischen Frauen sind sich ihrer nationalen Ehre nicht minder bewußt, als ihrer weiblichen, und der Fremde hat für sie nicht jenen Reiz, wie in manchen andern Ländern.

In Paris zumal haben sie die Last des Elends hauptsächlich und mit wunderbarer Ergebung getragen. Sie haben keinen Augenblick den Muth, den guten Willen verloren, und wenn Paris bis zum Hungertode ausharrte, so ist es hauptsächlich ihr Verdienst. Die armen ausgehungerten Gestalten standen viele, viele Stunden lang vor den Läden der Bäcker und Fleischer mit ihrer Carte de ration und harrten in schneidender Kälte, bis die Reihe an sie kam. Es sind — ich erzähle Verbürgtes — viele hierbei erfroren und wurden später, wenn der Schwarm der Wartenden sich zerstreut hatte, scheinbar eingeschlafen, auf Stufen und Thürschwellen entdeckt und in die Morgue übertragen. Im Quartier Latin ereignete es sich häufig, daß Sprengstücke von Granaten unter die queuemachenden Weiber schlugen, eines oder das andere tödteten oder verwundeten; die übrigen blieben ruhig stehen, um nicht ihre Reihenfolge zu verlieren.

Wer überrechnet die unsäglichen Qualen und Nöthen der Mütter, welche für ihre hungernden Kinder, der Frauen, welche für ihre kranken Männer Hilfe und Rath schaffen mußten — und beim Mangel an Arbeit so selten konnten? Die brave Frau hat in glücklichen Zeiten der Sorgen gar viele. Wie nun in Verhältnissen, wo Alles fehlt!

Bei alledem sind sie sammt und sonders ergeben und ruhig geblieben. Die Frau des Arbeiters begleitete ihren Mann auf den Posten an den Festungswerken, um seine Beschwerden, seine Gefahren zu theilen.

In dem ehrenhaften, muthigen, energischen Sinne der französischen Frauen, nicht minder jener von Paris als des übrigen Frankreichs, liegt die künftige Wiederaufrichtung der Nation. Wer sie schmäht, der thut schreiendes Unrecht. Ehre den französischen Frauen!"

Miscellen.

Eine Grabschrift in dem alten Gottesacker in der Westen zu Eichstätt lautet wörtlich also: Am 22. Januar 1802 starb allhier im 82. Jahr ihres Alters Jungfrau Maria Sophia Röttnerin von Titting in Eichstättischen, diente zur Zeit der verewigten Kaiserin Maria Theresia beim K. K. Infanterie-Regiment von Hagenbach beinahe 6 Jahre als Gemeiner und Corporal, und bezog deßhalb von daher eine monatliche Pension von 8 fl. 20 kr."

(Ureinwohner von Amerika.) Amerikanische Zeitungen melden, daß Arbeitsleute in Iowa, welche für die projectirte Eisenbahn von Dubuque nach Minnesotta Erdabgrabungen machten, in Kalkstein einige Keller und Felsengemächer fanden und unter diesen, nachdem sie den zähen Boden einen Fuß tief aufgegraben, ein Gewölbe, gefüllt mit menschlichen Skeletten von ungewöhnlicher Größe, das größte sieben Fuß acht Zoll hoch. Die Abbildung der Sonne auf einer der unterirdischen Mauern scheint anzuzeigen, daß die Skelette von einem Volke herrühren, welches dieses Himmelsgestirn verehrte; eine zweite Darstellung ebendaselbst, auf welcher ein Mann, der eine Taube trägt, aus einem Boote steigt, erinnert an die biblische Erzählung von der Sündfluth. Die Finger des größten Skelets umklammerten einen Perlenschmuck, und Stücke von Kleidern wurden vermorscht zu den Füßen der Ueberbleibsel gefunden. Dabei fanden sich auch viele Werkzeuge und Geräthe von Kupfer, und man schließt daraus, daß die Kupferminen am oberen See (Lake Superior) schon in frühester Periode bearbeitet wurden. Die erwähnten Ueberbleibsel wurden nach dem Iowa-Institut für Kunst und Wissenschaft in Dubuque gebracht.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 33. Speyer, Samstag, den 18. März 1871.

* Ein Gleichniß nur!

So reich, geehrt, so mächtig möcht' ich sein,
Dann wär' ich glücklich, wollte nicht mehr klagen —
In welches Herz seit Paradiesestagen
Kam nicht dies Seufzen, Sehnen schon hinein?

Doch läßt die Gnade all das werden dein,
Nach neuen Zielen wirst du seufzend fragen
Und unbefriedigt an der Seele nagen
Wird nach wie vor der alten Sehnsucht Pein.

Das wahre, volle Sein ist eben dort,
Als Bild nur weist das Hiesige nach oben,
Drum tönt der Mund aus Gott vom Gleichnißwort.

Ihm nach sind meine Bildchen auch gewoben —
Sie selbst ein Gleichniß nur aus dunklem Ort
Von jenen Harmonie'n im Lichte droben.

L. Maurer.

Am Vorabend.

Novelle von Iwan Turgenjew.

(Fortsetzung.)

XVIII.

Helene ging mit vorgestrecktem Kopfe und unbeweglich in die Ferne gerichtetem Blicke dahin. Sie fürchtete nichts, überlegte nichts: sie wollte noch ein Mal Inßarow sehen. So ging sie dahin, ohne zu bemerken, daß die Sonne schon längst hinter schweren, schwarzen Wolken rasch verschwunden war und der Wind in Stößen durch die Bäume rauschte und mit ihrem Kleide sein Spiel trieb, daß eine Staubsäule plötzlich emporwirbelte und auf dem Wege daherzog . . . Es fielen bereits schwere Regentropfen, auch dies bemerkte sie nicht; immer stärker wurde der Regen; es blitzte, der Donner rollte. Helene blieb stehen, blickte um sich . . . . Zu ihrem Glücke befand sich nicht weit von der Stelle, wo das Gewitter sie ereilt hatte, eine kleine, alte und verfallene Kapelle über einem eingefallenen Brunnen. Sie flüchtete hin und trat unter das niedrige Schutzdach. Der Regen goß in Strömen herab; rund herum war der Himmel bedeckt. In stummer Verzweiflung blickte Helene hinaus in das dichte Netz der rasch niederstürzenden Tropfen. Die letzte Hoffnung, Inßarow wiederzusehn, schwand für sie dahin. Ein altes Bettelweib trat in die Kapelle, schüttelte das Wasser von sich ab, sagte mit einem Gruße: „Vom Regen hergetrieben, Mütterchen," und setzte sich ächzend und stöhnend auf einen Vorsprung neben dem Brunnen. Helene steckte die Hand in die Tasche. Die Alte wurde diese Bewegung gewahr und ihr runzeliges und gelbes, vormals hübsches Gesicht wurde belebt. „Ich danke Dir, mein Herzchen," sagte sie. Helene fand nicht ihren Beutel in der Tasche und schon streckte die Alte die Hand aus . . .

„Geld habe ich nicht, mein Mütterchen," sagte Helene, — „da, nimm aber, vielleicht kann es Dir zu Etwas nützen."

Sie gab ihr Taschentuch.

„Oh, Oh! mein schönes Kind," sagte die Bettlerin, „wozu nützt mir Dein Tüchelchen? Für die Enkelin will ich's aufbewahren, wenn die einmal heirathen wird. Gott lohne Dir Deine Güte!"

Es ertönte ein Donnerschlag.

„Herr, Du mein Jesus," murmelte die Alte und bekreuzte sich drei Mal. „Scheint mir's doch, ich hätte Dich schon ein Mal gesehn," setzte sie nach einer kleinen Weile hinzu. „Hast Du mir nicht einmal eine Gabe um Gottes willen gegeben?"

Helene sah die Alte an und erkannte sie.

„Ja, mein Mütterchen," entgegnete sie, „Du fragtest mich noch, warum ich so betrübt sei."

„Richtig, mein Liebchen, richtig. Wußte ich's doch, daß ich Dich erkannt hatte. Du scheinst aber auch jetzt noch in Kummer zu leben. Und Dein Tüchelchen ist auch ganz naß, das sind Thränen. Ach, Ihr jungen Fräulein habt Alle denselben Schmerz, den großen Kummer."

„Welchen Schmerz, Mütterchen?"

„Welchen Schmerz? Ach, Du mein schönes Fräulein, mich Alte wirst Du nicht täuschen. Weiß ich doch, was Dich bekümmert; es ist kein Waisenkindsjammer der Dich drückt. Bin auch jung gewesen, Herzchen, habe das auch Alles durchgemacht. Ja wohl! Nun will ich Dir aber für Dein gutes Herz was sagen: Hast Du ein Mal einen rechten Mann gefunden, keinen Windbeutel, dann halte nur fest an ihm allein, halte fest bis an's Grab. Soll es kommen, wird es kommen, soll es nicht, so ist es Gottes Wille gewesen. Ja wohl. Was staunst Du mich so an? Kann ja auch Wahrsagerin sein. Willst Du, daß ich mit Deinem Tüchlein all' Deinen Kummer davontrage? Trage ihn davon, und weg ist er. Sieh' mal, der Regen hat nachgelassen; warte ihn noch ab, ich aber

will gehn. Mir kommt er nicht das erste Mal. Vergiß also nicht, mein Liebchen, Kummer kam und Kummer ging, und nichts ist davon nachgeblieben. O Du mein Gott!"

Die Alte erhob sich von ihrem Sitz, verließ die Kapelle und schleppte sich ihres Weges weiter. Helene blickte ihr erstaunt nach. „Was soll das?" murmelte sie unwillkürlich.

Immer schwächer wurde der Regen, für einen Augenblick schien die Sonne wieder. Schon wollte Helene ihre Zufluchtsstätte verlassen . . . . da erblickte sie plötzlich, zehn Schritte von der Kapelle, Inßarow. In einen Mantel gehüllt, kam er denselben Weg, den Helene gegangen war; er schien nach Hause zu eilen.

Sie stützte sich auf das verfallene Geländer, wollte rufen, aber die Stimme versagte ihr . . . . Inßarow ging vorüber ohne den Kopf zu erheben.

„Dmitri Nikanorowitsch!" entschlüpfte es endlich ihren Lippen. Inßarow blieb plötzlich stehen und blickte zurück . . . . Im ersten Augenblicke erkannte er Helene nicht, trat jedoch sofort zu ihr heran. — „Sie! Sie hier!" rief er aus.

Schweigend trat sie in die Kapelle zurück. Inßarow folgte ihr. — „Sie sind hier?" wiederholte er.

Sie verharrte in Schweigen und ließ blos einen langen, weichen Blick auf ihm ruhen. Er schlug die Augen nieder.

„Sie kommen von uns?" fragte sie ihn.

„Nein . . . . nicht von Ihnen."

„Nicht?" wiederholte Helene und versuchte zu lächeln. — „So also halten Sie Ihr Versprechen? Ich habe seit dem Morgen auf Sie gewartet."

„Erinnern Sie sich, Helene Nikolajewna, ich gab gestern kein Versprechen."

Helene lächelte abermals kaum merklich und fuhr mit der Hand über das Gesicht. Gesicht und Hände waren sehr bleich. „Sie wollten also ohne Abschied fortreisen?"

„Ja," äußerte dumpf und barsch Inßarow.

„Wie? Nach unserer Bekanntschaft, nach jenen Unterhaltungen, nach Allem . . . . Wenn ich Sie nicht zufällig hier getroffen hätte (Helenens Stimme klang, als wollte sie brechen, und sie schwieg einen Augenblick) . . . . wären Sie davongefahren und hätten mir die Hand nicht zum letzten Male gereicht, und es hätte Ihnen nicht leid gethan?"

Inßarow wandte sich ab. — „Helena Nikolajewna, ich bitte Sie, reden Sie nicht so. Ohnehin ist mir nicht froh zu Muthe. Glauben Sie mir, mein Entschluß hat mir große Ueberwindung gekostet. Wenn Sie wüßten . . . .

„Ich will nicht wissen," unterbrach ihn Helene erschrocken, — „weßhalb Sie reisen . . . . Es muß wohl so sein. Wir müssen uns wohl trennen. Ohne Grund werden Sie Ihre Freunde nicht betrüben. Scheiden aber Freunde so von einander? Wir sind doch Freunde, nicht wahr?"

„Nein," entgegnete Inßarow.

„Wie? . . ." stieß Helene hervor; ihre Wangen überflog eine leichte Röthe.

„Eben deßhalb reise ich fort, weil wir nicht Freunde sind. Zwingen Sie mich nicht zu sagen, was ich nicht sagen will, nicht sagen werde."

„Sie waren früher offen gegen mich," sagte Helene mit schüchternem Vorwurfe im Tone. „Wissen Sie es wohl?"

„Damals konnte ich offen sein, damals hatte ich nichts zu verheimlichen; jetzt aber . . . ."

„Nun, und jetzt?" fragte Helena.

„Jetzt . . . Jetzt muß ich mich entfernen. Leben Sie wohl." Wenn Inßarow in diesem Augenblicke die Augen zu Helena aufgeschlagen hätte, hätte er gesehen, wie ihr Gesicht immer klarer wurde, je mehr das seinige sich bewölkte; er starrte jedoch den Boden an.

„Nun, dann leben Sie wohl, Dmitri Nikanorowitsch," sagte sie. — „Geben Sie mir jetzt aber, da wir nun einander begegnet sind, Ihre Hand."

Inßarow streckte die Hand vor. — „Nein, auch das kann ich nicht," sagte er und wandte sich wieder ab.

„Sie können es nicht?"

„Ich kann es nicht. Leben Sie wohl." Und er schritt dem Eingang der Kapelle zu.

„Warten Sie noch etwas," sagte Helena. — „Sie scheinen mich zu fürchten. Ich habe aber mehr Muth als Sie," setzte sie mit einem leichten Zittern am ganzen Körper hinzu. — „Ich kann Ihnen sagen . . . wollen Sie es wissen? . . . warum Sie mich hier getroffen haben? Wissen Sie, wohin ich ging?"

Inßarow blickte verwundert Helena an.

„Ich ging zu Ihnen."

„Zu mir?"

Helene bedeckte ihr Gesicht. „Sie wollten mich zwingen, Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe," flüsterte sie, — jetzt . . . habe ich es ausgesprochen."

„Helene!" rief Inßarow.

Sie nahm ihre Hände vom Gesichte, warf einen Blick auf ihn und fiel an seine Brust.

Er hielt sie fest umschlungen und schwieg. Er brauchte ihr nicht zu sagen, daß er sie liebe. Aus seinem Ausrufe allein, aus der plötzlichen Umwandlung seines ganzen Wesens, aus Allem konnte Helena verstehen, daß sie geliebt werde. Er schwieg und sie forderte keine Worte. Die Stille des Glücks, die Stille des erreichten Zieles, erfüllte sie ganz mit ihrem überirdischen Frieden. Sie wünschte nichts, weil sie Alles besaß.

Er aber stand regungslos. Mit kräftiger Umarmung hielt er dieses junge Leben, das sich ihm hingegeben hatte, er fühlte diese neue, unendlich kostbare Last an seiner Brust; Rührung, unsägliche Dankbarkeit hatten seine harte Seele gebrochen und niegeahnte Thränen traten ihm in die Augen.

Sie aber weinte nicht; sie sagte immer nur: „O mein Freund! o mein Bruder!"

„Und gehst Du mit mir überall hin?" fragte er hierauf, sie immer noch in seinen Armen haltend und stützend.

„Ueberall hin, bis an's Ende der Welt. Wo Du bist, bin auch ich."

„Und Du täuschest Dich nicht, Du weißt, daß

Deine Eltern niemals in unsere Heirath willigen werden?"

„Ich täusche mich nicht; ich weiß es."

„Du weißt, daß ich arm, fast ein Bettler bin?"

„Ich weiß es."

„Daß ich nicht Russe bin, daß mir vom Schicksal nicht bestimmt ist, in Rußland zu leben, daß Du alle Deine Verbindungen mit dem Vaterlande, den Verwandten wirst abbrechen müssen?"

„Ich weiß es, ich weiß es."

„Du weißt auch, daß ich mich einer schwierigen, undankbaren Sache geweiht habe, daß ich .... daß wir uns nicht allein Gefahren, sondern auch Entbehrungen, vielleicht der Erniedrigung werden aussetzen müssen?"

„Ich weiß, weiß Alles... Ich liebe Dich."

„Daß Du alle Deine Gewohnheiten wirst lassen müssen, daß Du dort, allein unter Fremden, vielleicht gezwungen sein wirst, zu arbeiten ...."

Sie legte ihre Hand auf seine Lippen. — „Ich liebe Dich, mein Geliebter."

Er hob freundlich ihren Kopf etwas in die Höhe und blickte ihr fest in die Augen.

„So sei Du mir gegrüßt," sagte er, „Du meine Gattin vor den Menschen und vor Gott!"

(Fortsetzung folgt.)

Kriegstrophäen der deutschen Heere.*)

Mit Abschluß des Jahres 1870 hatten die Ziffern der bis dahin in deutsche Hände gefallenen, unverwundeten Kriegsgefangenen, Geschütze und Adler oder Fahnen die Gesammtsumme von 11,160 Offizieren, 333,885 Mann, 4640 Geschützen und 115 Adlern oder Fahnen erreicht. Die Kämpfe im Monat Januar haben diese Zahlen abermals bedeutend erhöht: außer den in einer großen Anzahl kleinerer Gefechte, wie bei Vesoul, Danjoutin, Villersexel, bei Frahier, Beauvois und Bourogne gemachten Gefangenen fielen am 6. Januar bei Rocroy 300 Mann, 72 Geschütze und 1 Fahne in deutsche Hand, am 10. in Péronne 3000 Mann, in den Kämpfen bei Le Mans vom 6. bis 12. Januar 15,000 Mann und 15 Geschütze, in den dreitägigen Kämpfen des Generals v. Werder gegen Bourbaki an 4000 Mann, am 19. Januar bei St. Quentin 9000 Mann, am 25. Januar in Longwy 4000 Mann, bei der schließlichen Verfolgung der französischen Südarmee bis zur schweizer Grenze 2 Generale, 48 Offiziere, 14,000 Mann und 19 Geschütze und durch die Capitulation von Paris am 28. Januar 602 Feldgeschütze und 1357 Geschütze aus den Befestigungen der Forts wie der Stadtenceinte. Ohne daß es jetzt schon möglich wäre, all diese Ziffern als endgiltig richtige aufzustellen, erhält man als annähernde Gesammtziffer der während des siebenmonatlichen Krieges Frankreich abgenommenen Kriegsgefangenen und Kriegstrophäen die außergewöhnlich große Summe von 11,200 Offizieren, 380,000 Mann, über 6700 Geschützen und 120 Fahnen oder Adlern.

Durch Todesfälle, Desertionen und andere Ursachen veränderte sich die Ziffer der Gefangenen ununterbrochen; nach dem Ende Februar abgeschlossenen Rapporte über den Nachweis der Depots und Internirungsorte der französischen Kriegsgefangenen in Deutschland betrug die Gesammtsumme der Gefangenen am 19. Februar 1871 11,669 Offiziere und 363,326 Mann oder 374,995 Köpfe.

Die vorgenannte Summe vertheilt sich zunächst auf Nord- und Süddeutschland, und zwar auf ersteres mit 10,527 Offizieren und 296,632 Mann, von denen 28,458 Elsässer und Deutsch-Lothringer, auf die süddeutschen Staaten mit 1142 Offizieren und 66,694 Mann. Es kommen auf das Königreich Preußen 9235 Offiziere und 263,423 Mann, auf das Königreich Sachsen 271 Offiziere und 19,707 Mann, auf das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin 30 Offiziere und 3983 Mann, auf das Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz 16 Offiziere und 1364 Mann, auf das nördliche Großherzogthum Hessen außer Mainz 496 Mann und auf die nicht unter eigener Militärverwaltung stehenden übrigen norddeutschen Bundesstaaten 975 Offiziere und 8155 Mann. In Süddeutschland befinden sich 547 Offiziere und 39,536 Mann im Königreich Bayern, 119 Offiziere und 12,839 Mann im Königreich Württemberg, 333 Offiziere und 11,750 Mann im Großherzogthum Baden und 143 Offiziere und 2569 Mann im südlichen Großherzogthum Hessen.

Aus den süddeutschen Staaten ist zu bemerken, daß das stärkste Contingent an Mannschaften in Rastatt mit 11,456, in Ingolstadt mit 8991, in Ulm mit 8353 und auf dem Lechfelde mit fast 5000 Mann, an Offizieren in Rastatt mit 291, in Darmstadt mit 143, in Würzburg, Bayreuth und Neuburg mit je 108 und in Stuttgart mit 69 Köpfen untergebracht ist. — Die oben angegebene Ziffer von 10,527 Offizieren und 296,632 Mann innerhalb Norddeutschlands hat sich in Folge geschehener Umänderungen vom 26. Februar bis zum 3. März auf die Zahl von 10,501 Offizieren und 295,412 Mann vermindert; von diesen gehörten nach den angestellten Recherchen 52 Offiziere und 1652 Mann der Nationalgarde an, 645 Offiziere und 26,754 Mann der Mobilgarde, 8990 Offiziere und 251,849 Mann der Linie und 814 Offiziere und 15,157 Mann der Kaiserlichen Garde.

Der letzte vollständige Abschluß der Listen französischer Kriegsgefangenen vom 26. Februar 1871 weist einen Bestand von 10,527 Offizieren und 296,632 Mann innerhalb des bisherigen norddeutschen Bundes nach, von 1142 Offizieren und 66,694 Mann in den süddeutschen Staaten und von im Ganzen 11,669 Offizieren und 363,326 Mann innerhalb des Deutschen Reiches.

*) Aus dem „Preuß. Staatsanzeiger".

* Literatur.

Seitdem die Privilegien zu den Ausgaben der deutschen Classiker erloschen sind, wird das Publikum mit einer Menge von Ausgaben überschwemmt, die selten über den Character buchhändlerischer Speculation sich erheben. Der billige Preis, der nur bei massenhaftem Absatz die Herstellungskosten decken kann, soll das geringe Papier, die kleine augenverderbende Schrift und den nachlässigen Druck entschuldigen, während man im Gegentheil die Werke unserer Classiker, sobald sie für das Volk bestimmt sind, nicht solid und für den häufigen Gebrauch passend genug herstellen kann. So stehen derartige Unternehmungen zu ihrer angeblich patriotischen Tendenz in grellem Widerspruch und die Absicht großen Gewinnes bleibt allein übrig.

Ueberdieß sind unsere Classiker nicht in Allem classisch, was sie geschrieben haben und gar Vieles wird, wenn überhaupt noch, in der Regel blos der schönen Darstellung wegen gelesen, während der Inhalt längst einstimmig verurtheilt ist. Wir erinnern hier nur an Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges, eine Arbeit, die sich blos durch den Stand der damaligen Geschichtskenntniß jener traurigen Periode entschuldigen läßt. Zudem gibt es noch viele Parthien in unseren Classikern, die bei der vollendetsten Formenschönheit dennoch weder der Jugend in die Hand gegeben, noch überhaupt als classisch hingestellt werden können. Denn wahrhaft classisch ist ein Kunstwerk blos dann, wenn Form und Inhalt, Körper und Geist in engster Harmonie stehen und wenn besonders die vom Dichter behandelten Gedanken uns zu den höchsten, edelsten und ewig wahren Regionen des menschlichen Geisteslebens hinführen.

So lange die Herausgabe der Classiker an den Besitz der Privilegien gebunden war, sah sich das deutsche Volk genöthigt, seine Classiker in Gesammtausgaben zu kaufen und mußte somit neben dem Besten und Schönsten unserer Nationalliteratur auch gar Vieles in den Kauf nehmen, was weder belehrend noch wahrhaft bildend zu nennen ist. Besonders waren Eltern und Erzieher stets darauf angewiesen, eine Auswahl jedes Classikers zu treffen, um ihren Pflichten gegen ihre Pflegebefohlenen genügen zu können. Das Streben auch der Durchschnittsgebildeten nach Kenntniß unserer Literatur, die Sorge für eine würdige Hausbibliothek konnte sich nicht mit der Gesammtheit der classischen Werke vertragen. Diesem Bedürfniß kann nur genügt werden durch eine Auswahl der Nationalliteratur, die nach den Grundsätzen des guten Geschmackes, — nicht des vorübergehenden, sondern des auf innerer Wahrheit beruhenden, daher bleibenden — und der Sittlichkeit vorgenommen wird. Auch kann der Besitz der Gesammtausgaben für die weit überwiegende Mehrzahl der Leser nicht von Werth sein, da ein großer Theil ihres Inhalts doch blos specielles Interesse bietet und somit in der Regel als unnützer Ballast in der Bibliothek steht. Die Gesammtausgaben haben ihren Hauptwerth fast blos für den Literarhistoriker und die berufenen Literaturfreunde.

Eine solche Ausgabe, die auf die Familie und das Haus berechnet ist, die der Jugend und dem Alter den Genuß unserer so hoch stehenden classischen Meisterwerke gönnt, ohne daß man die Schattenseiten und Nachtheile mit in den Kauf nehmen muß, soll gleichzeitig in der soliden und ansprechenden Weise einer wahren Volksausgabe ausgestattet sein. Beides finden wir vereinigt in der „Bibliothek deutscher Classiker für Schule und Haus. Mit Lebensbeschreibungen, Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von W. Lindemann. Freiburg, Herder.“ Im Anschluß an seine „Geschichte der deutschen Literatur“ gibt der Verfasser hier eine Auswahl aus den deutschen Classikern, wobei noch das Verständniß der einzelnen Schriftsteller durch Lebensbeschreibungen von entsprechendem Umfange, durch Einleitungen und Anmerkungen zu den schwierigen Stellen erleichtert werden soll. Der den einzelnen Schriftstellern zugewiesene Umfang richtet sich nach der Bedeutung derselben für die Entwicklung unserer Literatur. Es soll daher in der Auswahl nur das wirklich Bedeutende erscheinen, ohne daß jedoch das für den einzelnen Schriftsteller Charakteristische vernachlässigt wird. Die Auswahl wird in der Weise getroffen, daß möglichst alle Gattungen der Literatur vertreten sind, das Ganze also zugleich eine Proben- und Beispielsammlung zu den Handbüchern der deutschen Literaturgeschichte darstellt.

Wir können diese Ausgabe mit gutem Gewissen und voller Ueberzeugung allen jenen empfehlen, welche für ihre Familie eine mit literarhistorischer Kenntniß abgefaßte Auswahl der deutschen Classiker wünschen, um ihren Familienangehörigen und Pflegebefohlenen das volle Verständniß unserer herrlichen und an Schönem und Edlem so reichen Literatur zu vermitteln und welche gleichzeitig wollen, daß durch solche Studien Herz und Gemüth wahrhaft gebildet, nicht aber verbildet werden sollen. Wir bemerken noch, daß die Sammlung in Bändchen von durchschnittlich 8 enggedruckten Duodezbogen oder 170—200 Seiten, zum Preise von 7½ Sgr. oder 24 kr. erscheint.

Mehlexplosion.

Vor etwa zwei Jahren kam die Nachricht, es hätte in einer Dampfmühle und zwar in der Mehlkammer eine Explosion stattgefunden, in Folge deren Verwundungen und schwere Verletzungen vorgefallen seien.

Obwohl diese Nachricht an sich sehr unwahrscheinlich klingt, so war sie doch richtig; denn es ist wirklich möglich, daß Mehl explodirt. Ueber diese Möglichkeit hat Herr Albert Eckstein in einer der jüngsten Sitzungen der Niederösterreichischen Gewerbevereines vorgetragen und seiner Versuche über Mehlexplosion erwähnt. Er hatte mit Mehl denselben Versuch gemacht, der auf dem Theater zur Darstellung des Blitzes mit Bärlappsamen dient; als er etwas erwärmtes Mehl in feiner Vertheilung durch eine Flamme blies, erfolgte wirklich eine Explosion. Darauf gründet sich die Möglichkeit, daß in Mehlkammern und in den Werkstätten einer Dampfmühle Explosionen stattfinden können. Das Mehl fliegt fortwährend in feinster Vertheilung herum. Es kann sein, daß diese Stäubchen entzündet werden; die Entzündung ist so schnell, daß die Athmosphäre rasch ausgedehnt wird — es erfolgt eine Explosion.

Der Grund, warum solche Explosionen früher nicht stattgefunden haben, liegt darin, daß die alten Müller das Getreide genetzt haben, während dies die Dampfmüller nicht thun. Das gewöhnliche Mehl hat einen gewissen Grad von Feuchtigkeit, deßhalb ist die feine Vertheilung in der Luft nicht vorhanden. Nicht blos in Dampfmühlen, sondern auch in anderen Etablissements, wo organische Stoffe auf's feinste vertheilt werden, z. B. in Sägemühlen, dürften ähnliche Erscheinungen vorkommen können.

Miscellen.

Neues Mittel gegen den Traubenpilz, Oïdium Tuckeri. Bekanntlich hat sich bis jetzt die Anwendung der Schwefelblumen als bestes Mittel gegen den Traubenpilz bewährt, und ist es wahrscheinlich, daß diese Wirkung darauf beruht, daß der feinvertheilte Schwefel von dem Sauerstoff der Luft oxydirt wird und die entstehende schwefelige Säure den Pilz zerstört. Nach einer Mittheilung des Professor Maugini im „Industriale Italiano“ (s. Anal. d. Landw.) sind vom Baron Mandola in großen Weinanlagen Versuche mit einer feinpulverigen, Schwefel enthaltenden Erde gemacht worden — letztere führt in Sicilien den Namen „minerale greggio“ —, welche zu sehr guten Resultaten geführt haben bei nur ⅕ der Kosten, wie sie Schwefelblumen verursachen. Nach Professor Maugini besteht die Masse aus: 46,0 pCt. Schwefel, 2,0 pCt. Alkalien, 11,8 pCt. kohlensaurem Kalk, 4,2 pCt. Magnesia, Eisen, Thonerde 2c., 39,0 pCt. Gips und Spuren von Arsenik. In diesem Gemenge geht die Oxydation des Schwefels entschieden energischer vor sich.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 34. Speyer, Dienstag, den 21. März 1871.

Am Vorabend.

Novelle von Iwan Turgenjew.

(Fortsetzung.)

XIX.

Eine Stunde darauf trat Helena, ihren Hut in der einen Hand, die Mantille in der andern, leise in's Gastzimmer des Landhauses. Ihr Haar hatte sich leicht gelöst, ein Lächeln kam von ihren Lippen, die Augenlider senkten sich und halbgeschlossen lächelten auch die Augen. Sie sank fast um vor Müdigkeit! und diese Müdigkeit war ihr angenehm; überhaupt war ihr Alles angenehm. Alles erschien ihr lieblich und freundlich. Uwar Iwanowitsch saß am Fenster; sie trat zu ihm heran, legte ihm die Hand auf die Schulter, hob sie ein wenig und lachte unwillkürlich auf.

„Worüber . . . . ?“ fragte er verwundert.

Sie wußte nicht, was sie ihm sagen sollte. Sie hätte Uwar Iwanowitsch küssen mögen.

„Platt auf den Bauch, wie der Deutsche in Zarizino,“ sagte sie endlich.

Uwar Iwanowitsch zuckte mit keiner Miene und fuhr fort Helena verwundert anzublicken. Sie ließ Mantille und Hut auf ihn fallen.

„Lieber Uwar Iwanowitsch,“ sagte sie, „ich will schlafen, ich bin müde,“ und sie lachte wieder und sank auf einen Lehnstuhl neben ihm.

„Hm,“ knurrte Uwar Iwanowitsch und bewegte die Finger. — „Das, man sollte, ja . . . .“

Helene aber blickte um sich herum und dachte: „Bald werde ich mich von all diesem hier trennen . . . und sonderbar: nicht Furcht, noch Zweifel, noch Bedauern ist in mir . . . Doch nein, Mama thut mir leid!“. Dann stand wieder die Kapelle vor ihren Gedanken, sie hörte wieder seine Stimme, sie fühlte sich von ihm umschlungen. Freudig, aber schwach zuckte ihr Herz. Die Erschöpfung des Glücks war auch über dieses Herz gekommen. Das alte Bettelweib fiel ihr ein. „Wahrhaftig, sie hat all meinen Schmerz davongetragen,“ dachte sie. „O wie bin ich glücklich! wie unverdient! wie bald!“ Hätte sie nur ein ganz klein wenig ihrer Neigung gefolgt, so wären süße, unaufhaltsame Thränen ihren Augen entströmt. Nur dadurch, daß sie lächelte, hielt sie dieselben zurück. Welche Stellung sie auch annehmen mochte, ihr schien, es gebe keine bessere, keine bequemere; ihr war's, als werde sie gewiegt. Alle ihre Bewegungen waren langsam und weich; was war aus ihrer Hastigkeit, ihrem eckigen Benehmen geworden? Zoë trat herein. Helena war überzeugt, sie habe nie ein hübscheres Gesichtchen gesehen. Anna Wassiljewna kam; Helena war's als empfände sie einen Stich, aber mit welcher Zärtlichkeit umarmte sie ihre gute Mutter und küßte ihr die Stirn an dem Rand des Haars, das schon grau zu werden begann. Darauf begab sie sich in ihr Zimmer. Wie lächelte dort ihr Alles entgegen!

Gegen Abend verfiel sie in Nachsinnen. Der Gedanke, daß sie Inßarow nicht bald wiedersehen sollte, machte sie traurig. Er durfte nicht, ohne Aufsehen zu erregen, bei Berßenjew bleiben, und darum waren er und Helene über Folgendes übereingekommen: Inßarow sollte nach Moskau zurückfahren und sie vor dem Herbst noch zwei Mal besuchen; ihrerseits versprach sie ihm zu schreiben und wenn es möglich sei, ihm irgendwo in der Nähe von Kunzowo eine Zusammenkunft zu bestimmen. Zum Thee kam sie in's Gastzimmer hinunter und traf daselbst alle Hausgenossen und Schubin, der sie von ihrem Eintritt ab scharf beobachtete. Sie wollte mit ihm, nach gewohnter Weise, ein freundschaftliches Gespräch anknüpfen, fürchtete sich jedoch vor seinem Scharfblick, ja vor sich selbst. Ihr schien, er habe sie nicht ohne Absicht mehr als zwei Wochen in Ruhe gelassen. Bald erschien Berßenjew und überbrachte Anna Wassiljewna einen Gruß von Inßarow und zugleich seine Entschuldigung, daß er, ohne ihr seine Empfehlung gemacht zu haben, nach Moskau zurückgereist sei. Zum ersten Male wurde an diesem Tage in Helenens Gegenwart Inßarow's Name genannt; sie fühlte, daß sie roth wurde; sie fühlte zugleich, daß sie ihr Bedauern über die unerwartete Abreise eines so lieben Bekannten ausdrücken mußte; sie mochte sich aber nicht verstellen und blieb nach wie vor unbeweglich und schweigsam sitzen, während Anna Wassiljewna ein Ach! ausstieß und klagte. Helene suchte in Berßenjew's Nähe zu bleiben; sie fürchtete ihn nicht, obgleich ein Theil ihres Geheimnisses ihm bekannt war; sie suchte bei ihm Schutz gegen Schubin, der sie immerfort, wenn auch verstohlen, aber doch aufmerksam betrachtete. Ueber Berßenjew kam an diesem Abend ein Zweifel an Helena, er hatte erwartet, sie trauriger zu finden. Zu ihrem Glück entspann sich zwischen ihm und Schubin ein Streit über Kunst; sie

zog sich zurück und vernahm die Stimmen Beider wie in einem Traum. Nach und nach erschien ihr auch das Zimmer, Alles um sie herum wie ein Traum. Alles: die Theemaschine auf dem Tische, die kurze Weste Uwar Iwanowitsch's, die glatten Nägel Zoë's und das Oelporträt des Großfürsten Konstantin Pawlowitsch an der Wand, Alles schwamm durch einander, hüllte sich in einen leichten Nebel und hörte auf wirklich zu sein. Aber um Alle empfand sie ein stilles Leid. „Wozu leben die?" dachte sie. „Willst Du schlafen, Lenotschka?" fragte sie die Mutter. Sie hörte die Frage der Mutter nicht.

„Eine halbgerechte Anspielung, sagst Du? . . ." Diese heftig ausgesprochenen Worte Schubin's, erregten plötzlich Helenens Aufmerksamkeit. „Was fällt Dir ein," fuhr er fort, — „darin gerade liegt das Unangenehme davon. Eine gerechte Anspielung erzeugt Muthlosigkeit — das ist nicht christlich; gegen den ungerechten Menschen bist Du gleichgiltig — das ist dumm, der halbgerechte aber flößt Dir Aerger und Ungeduld ein. Wenn ich zum Beispiel sagen wollte, Helena Nikolajewna sei in Einen von uns verliebt, zu welcher Gattung würde diese Anspielung gehören? Wie?"

„Ach, Monsieur Paul," sagte Helene, — „ich möchte Ihnen wohl meinen Aerger zeigen, aber wahrhaftig, ich vermag es nicht. Ich bin sehr müde."

„Warum gehst Du denn nicht schlafen?" sagte Anna Wassiljewna, die Abends selbst einzunicken pflegte und daher Andere gern schlafen schickte. — „Nimm Abschied von mir und gehe mit Gott. Andrei Petrowitsch wird es entschuldigen."

Helene küßte ihre Mutter, empfahl sich den Uebrigen und ging hinaus. Schubin folgte ihr bis zur Thür. — „Helene Nikolajewna," sagte er an der Schwelle leise zu ihr, „Sie treten Monsieur Paul mit Füßen, sie treten ohne Barmherzigkeit auf ihm umher, und Monsieur Paul preist Sie und Ihre Füßchen und die Schuhe an Ihren Füßchen und die Sohlen dieser Schuhe."

Helene zuckte die Achseln und reichte ihm die Hand hin — nicht die, welche Inßarow geküßt hatte. — In ihrem Zimmer angelangt, entkleidete sie sich sogleich, legte sich zu Bett und schlief ein. Ihr Schlaf war tief und ruhig .... so schlafen selbst Kinder nicht; so schläft nur das genesene Kind, wenn die Mutter neben seiner Wiege sitzt, es anblickt und auf seinen Athem lauscht.

XX.

„Komm zu mir auf einen Augenblick," sagte Schubin zu Berßenjew, als Letzterer sich bei Anna Wassiljewna verabschiedet hatte, — „ich habe Dir Etwas zu zeigen."

Berßenjew begab sich auf Schubin's Zimmer in das Nebengebäude und erstaunte über die Menge Studien, Statuetten und Büsten, die mit nassen Tüchern bedeckt, überall im Zimmer umherstanden.

„Nun, Du machst ja Ernst aus Deiner Beschäftigung, wie ich sehe," bemerkte Berßenjew.

„Etwas muß man doch machen," entgegnete Jener. „Zieht das Eine nicht, muß das Andre dran. Ich beschäftige mich übrigens, wie die Korsikaner, mehr mit der Vendetta, als mit der edlen Kunst. Zittere, Byzanz!"

„Ich verstehe Dich nicht," sagte Berßenjew.

„Warte ein Weilchen. Betrachten Sie gefälligst, mein lieber Freund und Gönner, meine Rache-Nummer 1."

Schubin löste den Lappen von einer Figur, und Berßenjew erblickte die außerordentlich ähnliche, ausgezeichnete Büste Inßarow's. Die Züge des Gesichts hatte Schubin bis in die kleinsten Einzelheiten treu aufgefaßt und in dieselben einen vortrefflichen Ausdruck gelegt: bieder, ehrlich, edel und kühn.

Berßenjew war entzückt.

„Das ist ja ein Meisterstück!" rief er aus. „Ich gratulire Dir. Das gehört auf die Ausstellung! Weßhalb nennst Du aber diese ausgezeichnete Arbeit eine Rache?"

„Deßhalb nenne ich sie so, Sir, weil ich die Absicht habe, diese ausgezeichnete Arbeit, wie Sie dieselbe zu nennen beliebten, Helene Nikolajewna zu ihrem Namenstage zu überreichen. Verstehen Sie diese Allegorie? Wir sind nicht blind, wir sehen, was um uns her vorgeht, wir sind aber Gentleman, mein lieber Herr, und nehmen gentlemänisch Rache."

„Und hier," fuhr Schubin fort, indem er eine andere Figur aufzudecken begann — „da nach den neueren Begriffen der Aesthetik der Künstler das beneidenswerthe Recht genießt, jede Abscheulichkeit in sich aufzunehmen, um dieselbe zu einer Perle zu erheben, so haben wir, bei Erhebung dieser Perle Nummer 2, nicht mehr als Gentleman Rache geübt, sondern sind dabei ganz einfach, en canaille, verfahren."

Er zog geschickt die Leinwand ab und es zeigte sich Berßenjew's Blicken eine Statuette in Dantan'schem Geschmacke von demselben Inßarow. Unmöglich konnte etwas Boshafteres und Witzigeres erfunden werden. Der junge Bulgare war als Schafbock, auf den Hinterfüßen stehend, die Hörner zum Stoße nach vorn gebeugt, dargestellt. Dumme Wichtigkeit, Zanksucht, unbeholfene Beschränktheit waren deutlich in der Physiognomie ausgedrückt und dabei war die Aehnlichkeit so überraschend, so unverkennbar, daß Berßenjew sich nicht enthalten konnte, laut aufzulachen.

„Was? Ein guter Spaß?" fragte Schubin. — „Erkennst Du den Helden? Soll ich das auch auf die Ausstellung schicken? Das, mein Lieber, will ich mir selbst zu meinem Namenstage schenken . . . ."

Und damit machte Schubin drei Sprünge und schlug sich dabei von hinten mit den Fersen.

Die Freunde unterhielten sich noch einige Zeit, drückten dann einander kräftig die Hand und schieden.

XXI.

Die erste Empfindung Helenens als sie erwachte war freudiger Schreck. „Ist es wahr? Ist es wahr?" fragte sie sich selbst und ihr Herz vermochte das Glück nicht zu fassen. Erinnerungen drängten sich ihr in

Menge auf .... sie verging ganz in denselben. Dann kam wieder die frühere, wonnige Ruhe über sie. Doch im Laufe des Morgens überfiel sie eine Unruhe und die folgenden Tage war ihr müde und trübe zu Muth. Ja, sie wußte es jetzt, wonach sie sich gesehnt, doch erleichterte sie das nicht. Jene unvergeßliche Zusammenkunft hatte sie für immer aus dem alten Geleise hinausgeworfen; sie stand nicht mehr in demselben, war ihm weit entrückt, und doch ging Alles um sie her den Gang der früheren Ordnung, als hätte sich nichts verändert; das alte Leben bewegte sich wie früher und rechnete wie früher auf Helenens Theilnahme und Mitwirkung. Sie versuchte einen Brief an Inßarow zu beginnen, es ging damit nicht, die Worte standen auf dem Papier wie todt, wie unwahr. Ihr Tagebuch schloß sie; unter die letzte Zeile zog sie einen großen Strich. Das gehörte der Vergangenheit und sie war mit allen ihren Gedanken, mit ihrem ganzen Wesen der Zukunft zugewandt. Ihr war schwer um's Herz. Bei der Mutter, die von nichts unterrichtet war, zu sitzen, sie anzuhören, ihr zu antworten, mit ihr zu sprechen: es schien ihr ein Unrecht. Es war ihr, als trüge sie eine Lüge in sich; das empörte sie, obgleich sie über nichts zu erröthen hatte; mehr als einmal hatte sie ein fast unüberwindliches Verlangen angewandelt, Alles ohne Vorbehalt zu erzählen, geschehe, was da wolle. „Warum," dachte sie, „hat mich Dmitri nicht damals schon aus jener Kapelle irgendwohin entführt? Sagte er mir denn nicht, ich sei seine Gattin vor Gott? Warum bin ich hier?" Sie begann plötzlich Jedermann, sogar Uwar Iwanowitsch, zu meiden, der jetzt mehr als je zuvor die Finger spielen ließ und erstaunt schien. Nicht freundlich, nicht traulich, nicht wie ein Traum mehr schien ihr Alles, was sie umgab; wie ein Alp lastete es auf ihr, wie eine unabwälzbare, todte Last, und schien Vorwürfe an sie zu richten, Mißfallen gegen sie zu bezeigen, sie herauszufordern .... Thue was Du willst, Du gehörst doch uns an. Selbst ihre armen Pfleglinge, die unbeachteten Vögel und Thiere, schienen sie mißtrauisch und feindselig anzublicken. Sie empfand Gewissensbisse und Scham vor ihren eigenen Gedanken. „Es bleibt doch immer mein Haus," dachte sie, „meine Familie, meine Heimath .... Nein, es ist nicht mehr Deine Heimath, nicht mehr Deine Familie," rief ihr eine andere Stimme zu. Ihr wurde angst und sie ärgerte sich über ihren Kleinmuth. Das Weh begann erst und doch verließ sie schon die Geduld. War es das, was sie versprochen?

Nicht so bald wurde sie Herrin ihrer selbst. Eine Woche verging, noch eine .... Helene wurde etwas ruhiger und fand sich in ihre neue Stellung. Sie schrieb zwei kurze Briefe an Inßarow und trug dieselben selbst auf die Post. Um keinen Preis, aus Scham wie aus Stolz, hätte sie einer Magd ihr Vertrauen geschenkt. Schon fing sie an, ihn selbst zu erwarten ... Doch statt seiner erschien eines schönen Morgens Nikolai Artemjewitsch.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Die Aeronautik in ihrer neuesten Anwendung bei der Belagerung von Paris.

Von **Emil Sommer.**

Große Ereignisse bringen stets ungewöhnliche Erscheinungen hervor, und so tritt uns in dem ernsten Gange der gewaltigen, welthistorischen Begebenheiten, welche soeben an den Ufern der Seine mit ehernem Schritte vorübergezogen, auch auf aeronautischem Gebiete ein Schauspiel merkwürdigster Art entgegen, wie es die Welt noch nicht gesehen.

Paris, das eitle stolze Sybaris, war durch die überwältigende Macht der Ereignisse für seine wahnwitzigen Bewohner zum enggeschlossenen, thränen- und entbehrungsvollen Kerker geworden, und wie einst Dädalus und Ikarus nur auf den Schwingen der Lüfte ihrer Haft entstiegen, so bahnte sich auch hier die erfinderische Noth auf schwankem Kahne einen flüchtigen Weg durch den weiten Luftocean, dessen elastische Fluth noch das einzige dünne Verbindungsband zwischen Haupt und Gliedern des blutig zerrissenen französischen Staatskörpers wob.

Schon in dem von dem engsten Belagerungsgürtel umschlossenen Metz hatte man seine Zuflucht zu dem leichten Luftfahrzeuge genommen, um sich in Rapport mit der übrigen Welt zu setzen und Nachrichten wenigstens von innen nach außen, namentlich für strategische Zwecke, gelangen zu lassen. Allein erst die, nach Bedeutung und Umfang einzig in ihrer Art dastehende Belagerung der französischen Riesenhauptstadt erhob die Aeronautik zum ersten Male seit ihrem Bestehen zur Rolle des alleinigen Communications- und Transportmittels, so daß hier während der mehr als viermonatlichen Einschließung eine ganze Anzahl von Ballons, theils mit, theils ohne Reisenden, in die Lüfte stieg und in jenen Tagen die „Ballonpost" eine ständige Rubrik in den Mittheilungen der Journale bildete.

Daß unter solchen Umständen die von jeher lebhafte Thätigkeit auf aeronautischem Gebiete in dem eng umschlossenen Paris durch die gebieterischen Forderungen der Noth eine neue mächtige Anregung empfing, und nicht wenige neue Vorschläge und Projecte zur Vervollkommnung der bisherigen Luftfahrten hervortraten, ist leicht einzusehen. Namentlich richteten sich, wie natürlich, die Anstrengungen in der durch die Belagerung zur förmlichen Insel in dem wildwogenden Kriegsmeere gewordenen Hauptstadt vor Allem darauf, das Luftfahrzeug neben seiner hier so wichtig gewordenen Anwendung als Verkehrsmittel auch zu einem wirklichen Luftkriegsschiffe zu machen. Doch handelte es sich dabei auch hier in erster Linie wieder um die Realisirung des alten Problemes der willkürlichen Steuerung des atmosphärischen Fahrzeuges; denn wie viele Luftballons auch während der langen Cernirungszeit aus den Mauern der in Fesseln geschlagenen Lutetia aufstiegen, um der Außenwelt Kunde von den traurigen Zuständen im Innern zu geben, so stellte doch diese improvisirte Ballonpost

immer nur einen sehr einseitigen Verkehr dar, indem man auf diesem Wege zwar wohl von innen nach außen, aber nicht von außen nach innen gelangen konnte, da bei dem gänzlichen Mangel einer willkürlichen Lenkung nicht daran zu denken war, mittelst Luftschiff von einem entfernten Punkte in die belagerte Stadt hineinzusegeln, ganz abgesehen davon, daß auch die aus letzterer abgehenden Ballons in ihrem Schicksale vollständig der Gunst oder Ungunst des Windes preisgegeben waren und in Folge dessen bekanntlich in sehr zahlreichen Fällen von ihrem Bestimmungsorte abgelenkt, auf gegnerisches Gebiet verweht und so häufig dem Feinde in die Hände geführt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik des deutsch-französischen Krieges.

Januar 1871.

1. Jan. **Die Forts Nogent, Rosny und Noisy ostwärts Paris, welche seit dem 31. Dec. beschossen werden, stellen ihr Feuer ein.**

2. Jan. Die Festung Mézières capitulirt. 2000 Franzosen, darunter 98 Offiziere, werden gefangen genommen, 106 Geschütze und viele Vorräthe erbeutet. — Die 30. Brigade (1. Armee) wird bei Sapiegnies (Bapaume) von überlegenen französischen Streitkräften angegriffen, weist jedoch alle Angriffe siegreich zurück und macht 250 Gefangene. — Siegreiches Recognoscirungsgefecht von Abtheilungen des 14. Armee-Corps bei Croix (südlich Delle). 200 Franzosen und 14 Offiziere werden über die schweizer Grenze gedrängt und dort entwaffnet. — Dijon, von dem 14. Armee-Corps geräumt, wird von dem nach Osten gerückten Corps des Generals Bourbaki besetzt.

3. Jan. Lebhaftes Geschützfeuer der Belagerungs-Artillerie gegen die Ostfront von Paris; nur das Fort Nogent erwidert das Feuer schwach. — Die 15. Division (1. Armee) und ein Detachement unter Prinz Albrecht von Preußen (Sohn) werden bei Bapaume von zwei französischen Armee-Corps angegriffen, schlagen die Angriffe aber siegreich ab und machen 260 Gefangene. Die Franzosen treten in der Nacht den Rückzug auf Arras und Douai an, wobei die verfolgende preußische Cavalerie feindliche Bataillone erfolgreich angreift. — General v. Bentheim überfällt mit Truppen der 1. Armee die Franzosen unter General Roye am linken Seineufer bei Moulineaux-Calond und nimmt denselben 2 Kanonen, 3 Fahnen und 500 Gefangene ab.

4. Jan. Prinz Friedrich Carl rückt mit seinem Hauptquartier aus Orleans loireabwärts (zunächst nach Beaugency), um die Offensive gegen den General Chanzy zu ergreifen. — Bei fortgesetzter Verfolgung des Roye'schen Corps durch Major Preinitzer über Bourgachard wird dasselbe von Neuem überfallen und zersprengt und verliert 2 Geschütze, 1 Munitionswagen und viele Gefangene.

5. Jan. Die Forts Issy, Vanvres und Montrouge, die Verschanzungen von Villejuif, der Point du jour und Kanonenboote werden von den Belagerungsbatterien von Paris beschossen. Auch die Beschießung der Nord- und Ostfront wird kräftig fortgesetzt. — Die Festung Rocroy ergibt sich. — Die bayerische Kammer der Abgeordneten nimmt den Gesetzentwurf, betreffend den außerordentlichen Militärcredit, mit 146 gegen 4 Stimmen an. — Abtheilungen des 14. Armee-Corps weisen südlich Vesoul feindliche Recognoscirungen siegreich zurück und nehmen 200 Franzosen gefangen. — Die Regierung zu Bordeaux ordnet die sofortige Aushebung des Contingents von 1871, alle diensttauglichen jungen Männer ohne Loosziehung umfassend, an.

6. Jan. Bei fortgesetzter lebhafter Beschießung der Forts in der Süd-, Ost- und Nordfront von Paris werden die Forts Issy und Vanvres zeitweise zum Schweigen gebracht. — Rocroy wird von deutschen Truppen besetzt, 300 Franzosen werden zu Gefangenen gemacht, 72 Geschütze, 1 Fahne, viele Waffen und bedeutende Vorräthe an Munition und Lebensmitteln erbeutet. — Die Armee des Prinzen Friedrich Carl setzt sich über Vendome gegen die Armee des Generals Chanzy in Bewegung, wirft zwei Armee-Corps derselben nach heftigem Gefecht über den Abschnitt von Azay zurück und nimmt diese Position, sowie Montoir. Das 94. Regiment erstürmt La Fourchée und erobert 3 Kanonen. — Bei Recognoscirungsgefechten in der Gegend von Vesoul nehmen Abtheilungen des 14. Armee-Corps Echenoz le Sec und Levrecey und machen 3 Offiziere und 207 Mann zu Gefangenen.

7. Jan. Die Corvette „Augusta" nimmt vor Bordeaux drei mit Kriegscontrebande beladene französische Schiffe. — Die Beschießung der Fortificationen im Süden, Osten und Norden von Paris wird lebhaft fortgesetzt. Fort Issy und die nebenliegenden Batterien, sowie Fort Vanvres schweigen zeitweise. — Die 2. Armee erreicht bei Verfolgung der Corps des Generals Chanzy, unter theilweis sehr heftigem Gefecht, Nogent le Rotrou, Sargé, Savigny und La Chartre. — Zwei Batterien eröffnen das Feuer gegen Fort Perche bei Belfort.

8. Jan. Bei lebhaft fortgesetztem Feuer der Belagerungs-Artillerie vor Paris gerathen die Kasernen des Forts Montrouge in Brand. Der Brand währt bis zum 9. Morgens. Die Bewohner der durch die Granaten gefährdeten südlichen Theile von Paris beginnen ihre Wohnungen zu räumen. — Die aus Vendome entsandten Colonnen setzen ohne erhebliche Gefechte den Marsch auf St. Calais fort. — In der Nacht zum 8. wird Danjoutin, südlich Belfort, gestürmt, 2 französische Stabsoffiziere, 16 Offiziere und mehr als 700 unverwundete Franzosen werden zu Gefangenen gemacht. — Oberst v. Dannenberg schlägt bei Montbard einen Angriff Garibaldischer Freischaaren zurück.

9. Jan. Im Laufe der Nacht zum 9. wird die Stadt Paris stärker beschossen. Bei Tage wird des Nebels wegen das Feuer langsamer unterhalten. — Die Truppen des Generals Chanzy weichen vor den andringenden Colonnen der 2. Armee auf allen Punkten und mit Verlust von mehr als 1000 Gefangenen auf Le Mans zurück. Die Spitzen der 2. Armee überschreiten den Abschnitt von Ardenay. — Das 14. Armee-Corps stößt beim Vormarsch auf Villersexel auf das 20. französische Corps (General Bourbaki), erstürmt Villersexel und nimmt 2 Stabsoffiziere, 14 Offiziere und über 500 Mann gefangen, erobert auch 2 Adler. Alle hierauf folgenden Angriffe der sich in bedeutender Stärke entwickelnden Franzosen werden in der Linie Villersexel-Moinnay-Marrast abgewiesen. Marrast wird nach Geschützkampf Abends genommen.

10. Jan. Morgens 3 Uhr werden die deutschen Vorposten bei Clamart von der Pariser Besatzung angegriffen. Die Vorposten weisen den Angriff ab. — General v. Manteuffel, zum Oberbefehlshaber der neugebildeten Südarmee ernannt, begiebt sich nach dem Osten Frankreichs. — Die Festung Péronne capitulirt; 3000 Mann Besatzung werden kriegsgefangen. — Die gegen General Chanzy operirenden Colonnen der 2. Armee dringen unter fortwährenden siegreichen Gefechten bis auf 1 Meile an Le Mans hinan, erobern 1 Geschütz 4 Mitrailleusen und machen über 5000 Gefangene. — Das 14. Armee-Corps setzt nach dem Gefecht bei Villersexel seine Bewegungen ohne Gefecht fort.

11. Jan. Die Beschießung der Werke vor Paris, theilweis durch neue vorgeschobene Batterien, wird kräftig fortgesetzt; die Kasernen des Forts Issy werden in Brand geschossen. — Die gegen Le Mans operirenden Truppen der 2. Armee siegen nach heftigen Kämpfen bei Lombron und **La Chapelle,** erkämpfen das Debouché von Champagne, nehmen Archeschateau, erobern 7 Geschütze und Mitrailleusen und machen sehr viele Gefangene.

(Fortsetzung folgt.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 35. Speyer, Donnerstag, den 23. März 1871.

Am Vorabend.

Novelle von Iwan Turgenjew.

(Fortsetzung.)

XXII.

Noch nie hatte jemand im Hause des Gardelieutenants a. D. Stachow denselben so übelgelaunt und zugleich so voll Selbstvertrauen und wichtig gesehen, wie an diesem Tage. Er trat in Paletot und Hut, langsamen und schweren Schrittes, hart auftretend in's Gastzimmer, stellte sich vor den Spiegel und betrachtete sich lange, wiegte das Haupt mit ruhigem Ernst und nagte an seinen Lippen. Anna Wassiljewna empfing ihn äußerlich besorgt und im Herzen froh (sie empfing ihn nie anders); er nahm den Hut nicht einmal ab, begrüßte sie nicht und reichte Helena seinen Handschuh zum Kuß. Anna Wassiljewna richtete an ihn Fragen über seine Brunnenkur, — er gab ihr keine Antwort; Uwar Iwanowitsch trat herein, — Stachow warf einen Blick auf ihn und sagte: „Bah!" Sein Benehmen gegen Uwar Iwanowitsch war überhaupt kalt und herablassend, obwohl er ihm „Spuren echten Stachow'schen Blutes" nicht absprach. Es ist bekannt, daß fast alle russischen adeligen Familien von dem Vorhandensein ausschließlicher, nur ihnen angeborener, Gattungseigenthümlichkeiten überzeugt sind. Wir haben mehrmals Gelegenheit gehabt, Verhandlungen „Betheiligter" über „XX'sche" Nasen und „XXX'sche Nacken anzuhören. Zoë trat in's Zimmer und machte Nikolai Artemjewitsch einen Knix. Krächzend ließ er sich in einen Lehnstuhl nieder, forderte Kaffee und nahm nun erst den Hut ab. Man brachte ihm den Kaffee; er trank eine Tasse und nachdem er der Reihe nach Alle im Zimmer mit Blicken gemustert, murmelte er durch die Zähne: „Gehet Alle hinaus" und setzte, zu seiner Frau gewendet hinzu: „Du, meine Frau aber bleibe da."

Alle Anwesenden, außer Anna Wassiljewna, verließen das Zimmer. Ihr Kopf gerieth vor Aufregung in's Zittern. Die Feierlichkeit in Nikolai Artemjewitsch's Auftreten machte sie bestürzt. Sie war auf etwas Außerordentliches gefaßt.

„Was gibt es?" rief sie, sobald die Thür sich geschlossen hatte.

Nikolai Artemjewitsch warf einen gleichgiltigen Blick auf Anna Wassiljewna.

„Nichts Besonderes, warum haben Sie die Gewohnheit, immer die Miene eines Schlachtopfers anzunehmen?" sagte er, bei jedem Worte die Winkel des Mundes herabziehend. — „Ich habe Sie blos davon benachrichtigen wollen, daß wir heute zu Mittag einen neuen Gast haben werden."

„Wen denn?"

„Kurnatowsky, Jegor Andrejewitsch. Sie kennen ihn nicht. Obersekretär im Senate."

„Er wird heute bei uns speisen?"

„Ja."

„Und nur um mir dies zu sagen, haben Sie Alle hinausgehen lassen?"

Nikolai Artemjewitsch warf seiner Gattin wieder einen Blick zu, doch nun einen ironischen.

„Das wundert Sie? Warten Sie doch mit Ihrer Verwunderung." Er schwieg. Anna Wassiljewna schwieg auch einige Augenblicke.

„Ich wünschte doch," begann sie . . .

„Ich weiß, Sie haben mich von jeher für einen „unmoralischen" Menschen gehalten," unterbrach sie plötzlich Nikolai Artemjewitsch.

„Ich!" stotterte befremdet Anna Wassiljewna.

„Und vielleicht haben Sie Recht. Ich will nicht leugnen, daß ich Ihnen in der That zuweilen gerechten Anlaß zu Mißvergnügen gegeben habe — (die Grauschimmel fielen ihr ein) — obgleich Sie selbst zugeben werden, daß bei bewußtem Zustande Ihrer Constitution . . . ."

„Ich mache Ihnen ja keine Vorwürfe, Nikolai Artemjewitsch."

„Möglich, auf jeden Fall ist es nicht meine Absicht, mich zu rechtfertigen. Die Zeit soll mich rechtfertigen. Ich halte es jedoch für meine Schuldigkeit, Ihnen zu versichern, daß ich meine Verpflichtungen kenne und . . . . und den Vortheil der mir anvertrauten . . . mir anvertrauten Familie zu wahren weiß."

„Was bedeutet dieß Alles?" dachte Anna Wassiljewna. (Sie konnte nicht wissen, daß am vergangenen Abend, im englischen Club, in einer Ecke des Divanzimmers über die Unfähigkeit der Russen, speeches zu halten, gestritten worden war. „Wer bei uns versteht das Wort zu führen? Nennt mir Jemand!" hatte einer der Streitenden ausgerufen. — „Nun, Stachow, zum Beispiel," hatte ein Anderer geantwortet und dabei auf Nikolai Artemjewitsch gewiesen,

der in der Nähe stand und vor Freude fast aufgeschrien hätte.)

„Zum Beispiel", fuhr Nikolai Artemjewitsch fort, „mein Kind Helena. Finden Sie nicht, daß es für sie Zeit wäre, mit festem Schritt die Bahn zu betreten . . . zu heirathen, will ich sagen? All dies Philosophiren und Philanthropiren ist gut, jedoch nur bis zu einem gewissen Grade, bis zu einem gewissen Alter. Es ist Zeit, daß sie aus diesen Nebeln herauskomme, der Gesellschaft von allerlei Artisten, Scholaren und unbekannten Montenegrinern entsage und daß sie werde wie Alle."

„Wie soll ich Ihre Worte verstehen?" fragte Anna Wassiljewna.

„Ich bitte mir Gehör zu schenken", erwiderte Nikolai Artemjewitsch mit jener oben bezeichneten Bewegung der Lippen. — „Ich will es Ihnen grade heraus, ohne allen Umschweif sagen: Ich habe die Bekanntschaft, die Freundschaft dieses jungen Mannes, des Herrn Kurnatowsky, gesucht, in der Hoffnung, ihn zum Schwiegersohn zu bekommen. Ich erlaube mir zu glauben, daß Sie, wenn Sie ihn gesehen haben werden, mich der Parteilichkeit oder Voreiligkeit nicht bezichtigen werden." (Nikolai Artemjewitsch redete und gewann seine Reden lieb.) „Vortreffliche Bildung, Jurist, herrliches Benehmen, Stanislaus am Halse. Sie haben mir selbst gesagt, daß Helena Nikolajewna an gediegenen, tüchtigen Männern Gefallen findet: Jegor Andrejewitsch ist der Erste in seinem Fach; dann hat andrerseits meine Tochter eine Schwäche für hochherzige Thaten: so erfahren Sie denn, daß Jegor Andrejewitsch, sobald er sich die Möglichkeit verschafft hatte, verstehen Sie mich wohl, die Möglichkeit, mit seinem Gehalte sicher auszukommen, sofort einer jährlichen Summe, die ihm sein Vater ausgesetzt hatte, zu Gunsten seiner Brüder entsagte."

„Und wer ist sein Vater?" fragte Anna Wassiljewna.

„Sein Vater? Sein Vater ist auch ein in seiner Art bekannter Mann von hoher Sittlichkeit, ein Major außer Diensten, wie ich glaube, der Verwalter aller Güter des Grafen B."

„Ach!" ließ Anna Wassiljewna hören.

„Ach! Warum ach?" fragte Nikolai Artemjewitsch heftig, — sind Sie denn auch von Vorurtheilen angesteckt?"

„Ich habe ja nichts gesagt", entgegnete Anna Wassiljewna.

„Nein, Sie sagten Ach! . . . . Wie dem nun sei, ich hielt es für nöthig, Sie von meinen Ansichten zu unterrichten, und erlaube mir zu denken . . . . erlaube mir zu hoffen, daß Herr Kurnatowsky mit offenen Armen empfangen werden wird. Das ist nicht etwa irgend ein Montenegriner . . ."

„Freilich; es muß aber Wanka, der Koch, gerufen, ein Gericht mehr bestellt werden."

„Sie begreifen, daß dies nicht mich angeht", sagte Nikolai Artemjewitsch. Er erhob sich, setzte den Hut auf und ging pfeifend in den Garten hinaus. (Es hatte ihm Jemand gesagt, man dürfe nur im eigenen Hause, auf dem Lande und auf der Reitbahn pfeifen.) Schubin sah ihn aus dem Fenster seines Zimmers und streckte schweigend die Zunge nach ihm aus.

Um vier Uhr weniger zehn Minuten fuhr eine Lohnkutsche bei der Thür des Stachow'schen Landhauses vor und ein noch junger Mann, von gefälligem Aeußern, einfach und elegant gekleidet, stieg aus dem Wagen und ließ sich anmelden. Es war Jegor Andrejewitsch Kurnatowsky.

Am andern Tage schrieb Helene unter Anderem Folgendes ihrem Inßarow: „Wünsche mir Glück, mein lieber Dmitri, ich habe einen Bräutigam. Er speiste gestern bei uns; Papa hat, glaube ich, seine Bekanntschaft im englischen Club gemacht und ihn eingeladen. Natürlich machte er gestern nicht als Bräutigam die Visite. Die gute Mama aber, welcher Papa seine Hoffnungen mitgetheilt, flüsterte mir in's Ohr, was für ein Gast das sei. Er heißt Jegor Andrejewitsch Kurnatowsky und ist Obersekretär im Senate. Ich will Dir zuerst sein Außeres beschreiben. Er ist nicht groß von Wuchse, kleiner als Du, hübsch gewachsen, seine Züge sind regelmäßig, das Haar trägt er kurz geschnitten und hat einen großen Backenbart. Seine Augen sind (wie die Deinigen) nicht groß, braun, rasch, die Lippen flach, breit; in den Augen und um die Lippen ein stätes, gewissermaßen officielles Lächeln, als wenn dasselbe dort immer de jour wäre. Er hält sich sehr einfach, seine Rede und Alles an ihm ist gemessen; er geht, lacht, ißt, wie wenn er eine Dienstangelegenheit verrichte. „Wie sie ihn studirt hat" denkst Du vielleicht in diesem Augenblicke. Ja, und zwar um Dir eine Beschreibung von ihm zu geben. Und wie sollte man wohl den designirten Bräutigam nicht studiren! Es liegt etwas Eisernes . . . . . Stumpfes und Leeres und zugleich auch — Ehrliches in ihm; man sagt, er soll in der That ein sehr rechtschaffener Mensch sein. Du bist mir auch ein Mann von Eisen, aber doch nicht wie der. Bei Tische saß er neben mir, und gegenüber Schubin. Zuerst war die Rede von gewissen Handelsunternehmungen, es heißt, er sei darin bewandert und habe beinahe den Dienst aufgeben wollen, um Vorsteher einer großen Fabrik zu werden. Das ging vorüber. Darauf sprach Schubin vom Theater; Herr Kurnatowsky erklärte, und das muß ich ihm lassen, in ungeheuchelter Bescheidenheit, daß er von Kunst nichts verstehe. Da fiel Du mir ein . . . . ich dachte aber: nein, Dmitri's und meine Unwissenheit in der Kunst ist doch anderer Art. Jener schien sagen zu wollen: Ich verstehe nichts davon, übrigens ist es auch unnütz, wird aber in einem wohlgeordneten Staate geduldet. Wir, sagte er, machen die grobe Arbeit. Ich dachte: Wenn Dmitri das gesagt hätte, wäre es mir unangenehm gewesen, dieser aber mag es sagen! mag damit großthun! Gegen mich war er sehr artig; mir klang es aber, als spräche mit mir ein sehr, sehr nachsichtiger Vorgesetzter. Wenn er Jemand loben will, sagt er, der und der ist ein Mann von Grundsätzen, — das ist sein liebstes Wort. Er muß Selbstvertrauen, Arbeitsliebe haben, der Aufopferung fähig sein (Du siehst,

ich bin unparteiisch), das heißt, der Aufopferung seines Vortheils, er ist aber ein großer Despot. Wehe denen, die ihm in die Hände gerathen! Dann fiel das Gespräch auf Bestechungen .... — Ich verstehe, sagte er, daß in vielen Fällen derjenige, der sich Sporteln macht, nicht strafbar ist, er konnte nicht anders verfahren. Wenn er aber ertappt wird, muß er zermalmt werden.

„Einen Schuldlosen zermalmen!“ rief ich aus.

„Ja, des Princips wegen.“

„Welches Princip?“ fragte Schubin. Wurde nun Kurnatowsky verlegen, oder nahm es ihn Wunder, genug, er sagte, das bedürfe keiner Erklärung. — Papa, der, wie es scheint, ganz von ihm eingenommen ist, griff das Wort auf und sagte, natürlich bedürfe es solcher nicht, und zu meinem Aerger wurde dies Gespräch abgebrochen. Abends kam Berßenjew und ließ sich in einen furchtbaren Wortstreit mit ihm ein. Noch nie habe ich unsern guten Andrei Petrowitsch in solcher Wallung gesehen. Herr Kurnatowsky leugnete keineswegs den Nutzen der Wissenschaft, der Universitäten u. s. w. ... und dennoch war mir die Entrüstung Andrei Petrowitsch's begreiflich. Jener betrachtete diese Dinge wie eine Art Gymnastik. Nach dem Essen trat Schubin zu mir und sagte: Dieser da und noch ein Anderer (er kann deinen Namen nicht aussprechen) — sind beide praktische Männer, betrachte Sie aber, welch' ein Unterschied; Dort ist ein wirkliches, lebendiges, aus dem Leben genommenes Ideal; hier nicht einmal Pflichtgefühl, sondern blos Diensttreue und Geschick ohne inneren Gehalt. — Schubin ist ein kluger Kopf, und ich habe seine gescheiden Reden um deinetwillen behalten; was hättet Ihr aber mit einander gemein? denke ich. Du, du glaubst, Jener glaubt nicht, denn nur an sich selbst glauben, ist unmöglich.

Er ging spät. Mama theilte mir mit, ich hätte ihm gefallen, und Papa wäre entzückt .... Ob er ihm nicht gar gesagt hat, daß ich auch Grundsätze habe? Beinahe hätte ich Mama erklärt, es thäte mir leid, ich hätte aber bereits einen Mann. Warum mag dich denn Vater so gar nicht? Mit Mama ließe sich's noch irgendwie ....

O, mein Geliebter, ich habe dir diesen Herrn so umständlich geschildert, um meine Treue zu betäuben. Ohne dich lebe ich nicht; fortwährend sehe und höre ich dich .... Ich erwarte dich, aber nicht bei uns, wie du es anfangs gewollt hast — denke nur, wie das schwer und ungelegen sein wird! — Du weißt aber, wie ich Dir geschrieben habe — in jenem Wäldchen ....“ (Forts. folgt.)

* Die Aeronautik in ihrer neuesten Anwendung bei der Belagerung von Paris.

Von **Emil Sommer.**

(Fortsetzung.)

Von einer eigentlich kriegerischen Anwendung der Luftballons, wie z. B. zur Beschießung feindlicher Truppenkörper aus der Luft herab konnte begreiflicher Weise unter solchen Verhältnissen nicht die Rede sein und die Rolle der Aeronautik beschränkte sich daher auch in diesem Feldzuge in rein militärischer Beziehung hauptsächlich darauf, als bequemes Mittel der Beobachtung feindlicher Bewegungen aus der Vogelperspective zu dienen, wobei bekanntlich fixe, d. h. an einem Seile festgehaltene Ballons zur Anwendung kommen, von welchen herab die gemachten Beobachtungen alsdann leicht auf telegraphischem Wege nach unten übermittelt werden.

Die erste practische Anwendung dieser Art fand die Luftschifferkunst in den Kriegen der ersten französischen Republik, indem man auf Guiton-Morveaus Vorschlag sowohl bei Belagerungen wie bei größeren Feldschlachten Luftballone, mit einem oder mehreren sachkundigen Offizieren besetzt, bis zu einer mäßigen Höhe steigen ließ, um die Bewegungen des Feindes zu beobachten. Der Convent hielt schon damals dieses neue strategische Hilfsmittel seiner vollen Beachtung für würdig und der Wohlfahrtsausschuß beauftragte daher einen jungen tüchtigen Genie-Offizier Namens Coutelle, mit der Organisation einer militärischen Aeronautencompagnie, welche im Jahre 1794 bei der Belagerung von Charleroi durch die Franzosen, sowie bei derjenigen von Maubeuge, namentlich aber bei der Schlacht bei Fleurus am 26. Juni desselben Jahres die wichtigsten Dienste leistete und nach dem eigenen Zeugnisse des Obergenerals Jourdan wesentlich zu dem letzteren Siege beitrug. An diesem Schlachttage brachte Coutelle selbst neun Stunden in der luftigen Höhe zu, um die Bewegungen der Oesterreicher zu verfolgen; seine Beobachtungen schrieb er auf Zettel, welche sodann, mit Blei beschwert, an Schnüren herabgelassen wurden. Um dem heftigen Winde, welcher den Ballon mit sich fortzureißen drohte, Widerstand zu leisten, mußte man an dem bis auf den Boden herabreichenden Seile nahezu 40 Pferde anspannen.

Im Laufe des ganzen Krieges kamen auf diese Weise 34 Luftballone zur Anwendung. Napoleon I. hob jedoch später das Aeronautencorps, sowie das für diesen Zweck zu Meudon bei Paris gegründete aerostatische Institut wieder auf, weil einerseits die Bereitung des Wasserstoffgases und die Füllung der Ballone bei dem raschen und wechselvollen Gange der Schlachten zu viel Zeit in Anspruch nahm, und er andererseits überzeugt war, daß bald auch die anderen Nationen Europas, für welche die Luftschifferkunst kein Geheimniß mehr war, sich desselben Mittels bedienen und ihm folglich seine atmosphärischen Observatorien keine überlegenen Vortheile mehr darbieten, sondern nur einen überflüssigen und nutzlosen Zuwachs des Kriegsmaterials und der Kriegskosten bilden würden. In der neueren Kriegsgeschichte ließ sodann der österreichische Feldmarschall Radetzky bei der Belagerung von Venedig gleichfalls Luftballone zur Anwendung bringen, um die eingeschlossene Stadt recognosciren zu lassen, und ebenso ließ Napoleon III. vor der Schlacht von Solferino durch den Luftschiffer Godard die Stellungen der Oesterreicher beobachten.

Indessen sind die Schwierigkeiten und Hindernisse, welche derartige Recognoscirungen darbieten, keineswegs gering; denn erstens können solche Ballons, welche man unter diesen Umständen höchstens 300 Meter hoch steigen lassen kann, leicht von den feindlichen Geschossen erreicht werden, wie dies unter Andern, außer in dem eben beendigten Kriege, schon 1795 bei der Rheinarmee der Fall war; ferner ist der Aufenthalt in fixen Ballons ein höchst unbehaglicher und gefährlicher, namentlich bei Stürmen, durch welche dieselben mit Leichtigkeit in Stücke zerrissen werden, und endlich sind die Beobachtungen von einem so schwankenden Observatorium aus, das jeden sichern Gebrauch optischer Instrumente ausschließt, häufig äußerst ungenau und unzuverlässig. Nichtsdestoweniger behauptet Eugen Godard, er habe mit seinem Ballon, während des Feldzuges in Italien nicht allein den offensiven Rückmarsch der österreichischen Avantgarde bei Castiglione am Vortage der Schlacht von Solferino signalisiren, sondern auch den Plan des Forts No. 8 von Peschiera aufnehmen können.

Auch während der eben beendigten Einschließung von Paris will man auf dem St. Pierre-Platze zu Montmartre, im Forts von Vanvres und auf dem Auteuil-Markte, wo man derartige Beobachtungsstationen mit fixen Ballons errichtet hatte, schätzbare Resultate gewonnen haben. Dagegen wurde in Auteuil ein solcher Ballon, von dem aus man die Bewegungen des Feindes in den Gehölzen von Meudon, Sevres und St. Cloud beobachten wollte, durch einen eingetretenen Sturm total zerfetzt.

Von Interesse ist in obiger Beziehung ein von Krupp erfundenes und hergestelltes sogenanntes Luftballongeschütz, das auf deutscher Seite dazu bestimmt war, die aus der belagerten Stadt entsendeten Ballons zu beschießen und über dessen eigenthümliche Construction Folgendes mitgetheilt wird.

Das Geschütz hat eine Lafette mit Rädern, ähnlich jener der gewöhnlichen Feldgeschütze, ein Rohr von ungefähr 120 Pfund, es wird von einem einzigen Mann bedient und dieser kann dem Rohre jede beliebige, sowohl horizontale, wie verticale Richtung geben; das Geschoß ist eine Granate von etwa $2^1/_2$ Pfund. Man nimmt an, daß man mit diesem Geschütz einen Ballon aus einer Höhe von 2000 Fuß herabschießen könne. Ob und mit welchem Erfolge das Geschütz zur Anwendung kam, ist uns nicht bekannt. Doch geht daraus hervor, welche Beachtung in militärischen Kreisen bereits der Verwendung der Luftballons für Kriegs- und namentlich Belagerungszwecke geschenkt wird. (Forts. folgt.)

Chronik des deutsch-französischen Krieges.

Januar 1871. (Fortsetzung.)

12. Jan. Die Beschießung der Fronten vor Paris geht wegen Nebels nur langsam vorwärts, aus der Stadt-Enceinte wird das Feuer heftiger erwidert. — Prinz Friedrich Karl nimmt mit dem 3. und 10. Corps **Le Mans** und erbeutet große Vorräthe. Gleichzeitig wirft der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin mit dem 9. und 13. Corps die Franzosen aus ihren Stellungen bei St. Corneille, nordöstlich Le Mans. Die Armee des Generals Chanzy zieht sich auf Alençon und Laval zurück. In den Kämpfen vom 6. bis 12. hat die 2. Armee allein über 16,000 unverwundete Gefangene gemacht, 12 Geschütze und Mitrailleusen, 6 Lokomotiven und 200 Wagen erbeutet.

13. Jan. Vor Paris wird die Beschießung mit gutem Erfolge fortgesetzt. Der Feind antwortet nur matt. In der Nacht zum 13. Januar Ausfall der Pariser Besatzung gegen Clamart und Fleury. — Französische Mobilgarden werden bei Bourneville (Dep. Eure) geschlagen.

13. und 14. Jan. Avantgarden-Gefechte der die französische Armee verfolgenden 22. Division bei Ballon und Beaumont. Das 83. Infanterieregiment macht 1500 Gefangene und erbeutet viele Bagage und Lebensmittel.

14. Jan. Der König von Preußen theilt den deutschen Fürsten in einem Schreiben mit, daß und in welchem Sinne er nach Aufforderung durch die Gesammtheit der deutschen Fürsten und freien Städte die Deutsche Kaiserkrone annehme. — In der Nacht zum 14. heftige Ausfälle der Pariser Besatzung gegen die Positionen der Garde bei Le Bourget und Drancy, des 11. Corps bei Meudon und des 2. bayerischen Corps bei Clamart. Die Ausfälle werden überall siegreich zurückgeschlagen, die Franzosen ziehen sich an einzelnen Stellen fluchtartig zurück. — Bei ununterbrochen fortgesetzter Beschießung der Befestigungen von Paris und der Stadt schweigen die Forts Issy, Vanvres und Montrouge fast gänzlich. — Bei Verfolgung der bei Le Mans geschlagenen Armee des Generals Chanzy schlägt General v. Schmidt (14. Cavalerie-Brigade) bei Chassille eine feindliche Division, welche mit Verlust von mehr als 400 Gefangenen in regelloser Flucht auf Laval geworfen wird. — Das Lager von Conlie wird besetzt; große Vorräthe an Waffen, Munition und Lebensmitteln werden daselbst erbeutet. — Auch Beaumont wird nach leichtem Straßengefecht besetzt; 40 Munitionswagen werden erbeutet und 1000 Franzosen gefangen genommen. — Ein vorgeschobenes Detachement der 2. Armee unter General von Rantzau wird in Briare von größeren französischen Abtheilungen des Generals Lecoint (Nevers) angegriffen, schlägt sich aber mit geringem Verlust durch.

15. Jan. Früh Morgens erneuerter Ausfall der Pariser Garnison gegen die Positionen der Garde und des 12. (kgl. sächsischen) Armeecorps bei Le Bourget, Dugny und Avron. — Major v. Köppen vom 77. Infanterieregiment wirft 1000 Mobilgarden bei Marac (nordwestlich Langres) in wilder Flucht auf Langres. — Das 14. Armeecorps schlägt einen Angriff von vier französischen Corps von Chagey bis **Montbeliard** zurück. — Avantgardengefecht der 22. Division vor Alençon.

16. Jan. In der Nacht zum 16. Januar erneuerter erfolgloser Ausfall der Pariser Garnison gegen Le Bourget. — Neue französische Batterien, welche auf der Südfront von Paris auftreten, werden von den deutschen Batterien erfolgreich bekämpft. — General v. Schmidt dringt bei Verfolgung der Armee des Generals Chanzy auf Laval bis über Vaiges vor und macht über 2000 Gefangene. — General v. Werder behauptet seine Stellung südlich Belfort gegen erneuerte Angriffe des Feindes.

17. Jan. Proclamation des Königs von Preußen an das Deutsche Volk, die Annahme der Deutschen Kaiserwürde betreffend (publicirt am 18. Januar). — Vor Paris wird die Beschießung mit guter Wirkung fortgesetzt. — In der Nacht zum 17. Januar wird Alençon nach leichtem Gefecht genommen. — In der Nacht zum 17. Januar besetzt General Keller (14. Armeecorps) **Frahier** (bei Belfort), erbeutet Bagage und macht 7 Officiere und 400 Mann gefangen. — Am Morgen greifen die Franzosen wiederholt, aber vergeblich Chagey, Mittags Bethoncourt heftig an. Bei Montbeliard und westlich Luze lebhafte Kanonade. — Nachmittags wird General Keller von bedeutend überlegenen feindlichen Streitkräften angegriffen, behauptet aber die feste Stellung bei Frahier. (Fortsetzung folgt.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 36. Speyer, Samstag, den 25. März 1871.

Am Vorabend.

Novelle von Iwan Turgenjew.

(Fortsetzung.)

XXIII.

Drei Wochen nach Kurnatowsky's erstem Besuche zog Anna Wassiljewna, zu Helenens großer Freude, nach Moskau in ihr großes hölzernes Haus an der Pretschistenka, ein Haus mit Säulen, weißen Leiern und Kränzen über jedem Fenster, mit einem Halbgeschoß, Nebengebäuden, einem Gärtchen vor dem Hause, einem großen, grünen Hofe, einem Brunnen in demselben und einem Hundehäuschen neben dem Brunnen. Anna Wassiljewna pflegte niemals so frühzeitig das Landhaus zu verlassen, in diesem Jahre jedoch war sie, in Folge der herbstlichen Kälte, von Katarrhen heimgesucht; Nikolai Artemjewitsch seinerseits trug nach beendigter Kur nach seiner Gemahlin Verlangen, zumal da Augustine Christianowna zu ihrer Cousine nach Reval gefahren war; auch war in Moskau eine ausländische Gesellschaft angekommen, die plastische Stellungen sehen ließ, wie eine Beschreibung in der „Moskauer Zeitung" die Neugier Anna Wassiljewna's äußerst gereizt hatte. Mit einem Worte: ein längeres Verweilen auf dem Lande wäre ungelegen, ja sogar, nach Nikolai Artemjewitsch's Versicherung, unvereinbar mit der Realisirung seiner Plane gewesen. Die letzten zwei Wochen kamen Helenen sehr lang vor. Kurnatowsky machte zweimal Besuch, an Sonntagen, die übrige Zeit war er beschäftigt. Er kam eigentlich um Helenens willen, unterhielt sich jedoch mehr mit Zoë, der er sehr gefallen hatte. „Das ist ein Mann!" dachte die bei sich, wenn sie sein gebräuntes und männliches Gesicht betrachtete und seine selbstgenügsamen und herablassenden Reden hörte. Nach ihrer Meinung war Niemand mit einer so wunderbaren Stimme begabt, verstand Niemand so vortrefflich: „Ich habe die Ehre gehabt," oder: „ich bin sehr zufrieden," zu sagen. Inßarow hatte Stachow's nicht besucht, Helene war mit ihm jedoch insgeheim ein Mal, in einem Wäldchen an der Moskwa, wohin sie ihn beschieden, zusammengekommen. Sie hatten kaum Zeit, einander einige Worte zu sagen. Schubin kehrte mit Anna Wassiljewna in die Stadt zurück, Berßenjew einige Tage später.

Inßarow saß in seinem Zimmer und las zum dritten Male Briefe, die ihm aus Bulgarien mit einer „Gelegenheit" zugestellt worden waren; man hatte Bedenken getragen, sie durch die Post zu befördern. Sie hatten ihn sehr aufgeregt. Die Ereignisse drängten sich im Oriente, die Besetzung der Fürstenthümer durch russische Truppen hatte alle Gemüther in Gährung gebracht, das Gewitter zog sich zusammen, schon wehte der Hauch eines nahen, unausbleiblichen Krieges. Rund herum war das Feuer ausgebrochen und Niemand konnte voraussehen, wohin es seinen Gang nehmen, wo es Halt machen werde; alte Uebergriffe, verjährte Erwartungen — Alles ward aufgeregt. Inßarow's Herz schlug heftig, seine Hoffnungen gingen der Erfüllung entgegen. „Ist's aber nicht zu früh? Ist's nicht umsonst?" dachte er, die Hände zusammenpressend. „Wir sind noch nicht bereit, — doch, nun hilft nichts! Ich muß hin."

Ein leichtes Geräusch ließ sich hinter der Thür hören, sie ward rasch aufgerissen — Helena trat in's Zimmer.

Inßarow erbebte am ganzen Leibe, er stürzte ihr entgegen, fiel vor ihr auf die Kniee, umfing sie und schmiegte seinen Kopf eng an sie an.

„Du erwartetest mich nicht?" sagte sie, fast außer Athem. (Sie war die Treppe im Laufe hinaufgestiegen.) Sie legte ihre Hände auf seinen Kopf und warf einen Blick umher. — „Hier also wohnst Du? Ich habe Dich bald aufgefunden. Die Tochter deines Wirthes hat mich hierher geleitet. Vorgestern sind wir übergezogen. Ich wollte Dir schreiben, habe aber gedacht, es wird besser sein, ich komme selbst. Ich bin auf eine Viertelstunde zu dir gekommen. Stehe auf, schließe die Thür."

Er stand auf, schloß rasch die Thür, kehrte zu ihr zurück und faßte ihre Hände. Er konnte nicht sprechen, Freude preßte ihm die Brust zusammen. Lächelnd blickte sie in seine Augen .... es lag so viel Glück in denselben .... Sie fühlte sich beschämt.

„Warte," sagte sie, ihre Hände freundlich zurückziehend, — laß mich meinen Hut ablegen."

Sie löste die Bänder am Hute, warf ihn bei Seite, legte die Mantille ab, ordnete ihr Haar und setzte sich auf den kleinen alten Divan. Inßarow rührte sich nicht und betrachtete sie wie bezaubert.

„So setze Dich doch," sagte sie, ohne ihn anzusehen und auf den Platz neben sich deutend.

Inßarow ließ sich nieder, doch nicht auf den Divan, sondern auf den Fußboden, zu ihren Füßen.

„Da, ziehe mir die Handschuhe von den Fingern," sagte sie mit unsicherer Stimme. Ihr wurde angst.

Er knöpfte zuvor den einen Handschuh auf und streifte ihn dann zur Hälfte ab und preßte nun heftig seine Lippen an die entblößte, weiße und zarte Oberhand.

Sich gegen das Schreibpult wendend rief Helene aus: „Welche Menge Papiere! Was für Briefe sind das?"

Inßarow machte ein ernstes Gesicht. — „Diese Briefe?" sagte er, sich erhebend. — „Du kannst sie lesen."

Helene drehte sie in den Händen umher. — „Es sind ihrer so viele und so fein geschrieben, und ich muß gleich fort .... Sie mögen liegen bleiben! Es steckt keine Nebenbuhlerin dahinter? . . . Das ist ja auch nicht russisch," setzte sie hinzu, die feinen Blätter durchfliegend.

Inßarow näherte sich ihr und faßte sie in den Arm.

„Das sind Briefe aus Bulgarien, Helena; die Freunde schreiben mir, ich solle zu ihnen kommen."

„Jetzt? Dahin?"

„Ja .... jetzt, so lange es noch Zeit ist, so lange man noch hinreisen kann."

Sie warf plötzlich ihre Arme um seinen Hals. — „Du nimmst mich doch mit?"

Er drückte sie an seine Brust. — O, mein liebes Mädchen, o mein Heldenherz, wie du das gesagt hast! Ist's aber nicht Wahnsinn von mir, dem Obdachlosen, Alleinstehenden, dich mit mir zu ziehen .... Und wohin gar!"

Sie hielt ihm den Mund zu. — „Pst .... sonst werde ich böse und komme nie mehr zu Dir. Ist denn nicht Alles abgeschlossen, abgemacht? Bin ich denn nicht dein Weib? Verläßt denn das Weib seinen Mann?"

„Weiber ziehen nicht in den Krieg," sagte er mit halbtraurigem Lächeln.

„Ja, wenn sie zurückbleiben können. Kann ich denn hier bleiben?"

„Helena, du bist ein Engel! .... Bedenke aber, ich werde vielleicht .... in zwei Wochen Moskau verlassen müssen. Ich darf nicht mehr an die Vorlesungen in der Universität, nicht mehr an die Beendigung der Arbeit denken."

„Was thut es denn?" unterbrach ihn Helena. — „Du sollst bald reisen? Ja, willst du's, ich bleibe jetzt schon, sogleich, in diesem Augenblicke bei dir, für immer bei dir, kehre nicht nach Hause zurück, willst du's? Wir wollen gleich fort, willst du?"

Inßarow preßte sie mit verdoppelter Kraft in seine Umarmung. — „So möge Gott mich strafen," rief er aus, — „wenn ich eine böse That begehe! — Von diesem Tage an sind wir auf ewig vereint!"

„Ich soll bleiben?" fragte Helena.

„Nein, du mein reines Mädchen; nein, du mein Schatz. Du sollst heute nach Hause zurück, sei aber bereit. Auf ein Mal läßt sich die Sache nicht machen; es muß Alles reiflich erwogen werden. Dazu ist Geld, sind Pässe nöthig . . . ."

„Geld habe ich," unterbrach ihn Helena, — „achtzig Rubel."

„Nun, das ist nicht viel," bemerkte Inßarow, — „kann aber auch gebracht werden."

„Ich kann aber Einiges bekommen, aufnehmen, will die Mutter bitten . . . Nein, ich will sie um nichts bitten .... Ich kann aber meine Uhr verkaufen .... Ich habe Ohrgehänge, zwei Armbänder .... Spitzen."

„Es handelt sich nicht um Geld, Helena; aber den Paß, einen für dich, wie machen wir das?"

„Ja, wie machen wir das? Ein Paß ist durchaus nöthig?"

„Durchaus."

Helena lächelte. — „Was mir jetzt einfällt! Ich war noch ein kleines Mädchen, ich erinnere mich ... Ein Stubenmädchen lief uns davon. Es wurde wieder eingefangen, man vergab ihm und es lebte nachher noch lange bei uns .... man nannte es aber immerfort ‚Tatjana', die Entlaufene. Habe ich doch damals nicht gedacht, daß auch ich dereinst vielleicht, wie Jene, eine Entlaufene sein werde."

„Helena, schäme dich doch!"

„Was denn? Freilich, es ist besser, mit einem Passe zu reisen. Wenn es aber nicht angeht . . ."

„Wir werden das Alles in Ordnung bringen, warte nur," sagte Inßarow. „Ich muß mich zuerst zurecht finden, darüber nachdenken. Wir wollen Alles mit einander besprechen, wie sich's gebührt. Geld hätte ich auch."

Helena strich ihm mit der Hand das Haar von der Stirn. — „O, Dmitri! welch' eine Freude wird's sein, mit einander zu reisen!"

„Ja," sagte Inßarow, — „aber dort, wohin wir reisen . . . ."

„Nun," unterbrach ihn Helena, — „wird es denn nicht auch eine Freude sein, mit einander zu sterben? Doch nein, weßhalb denn sterben? Wir wollen leben, wir sind jung. Wie alt bist du? Sechsundzwanzig?"

„Sechsundzwanzig."

„Ich bin zwanzig. Noch viel Zeit liegt vor uns. Geh'! Du wolltest mir davon laufen? Du brauchtest die russische Liebe nicht, Bulgare! Nun, sieh' zu, wie du mich los wirst. Was wäre aber aus uns geworden, wenn ich damals nicht zu dir gegangen wäre!"

„Helena, du weißt, was mich bewog, fortzugehen."

„Ich weiß es: du hattest dich verliebt und erschrackst. Hast du denn aber keine Ahnung gehabt, daß du wieder geliebt wurdest?"

„Auf meine Ehre schwöre ich es, nein, Helena."

Sie gab ihm rasch und plötzlich einen Kuß. — „Dafür habe ich dich aber auch lieb. Jetzt aber lebe wohl."

„Du kannst nicht länger bleiben?" fragte Inßarow.

„Nein, mein Geliebter. Glaubst du, es war mir leicht, allein aus dem Hause zu gehen? Die

Viertelstunde ist längst vorüber." — Sie legte Mantille und Hut an. — „Komm morgen Abend zu uns. Doch nein, übermorgen. Es wird dort gezwungen und langweilig sein, dabei ist nichts zu machen, wenigstens werden wir einander sehen. Lebe wohl. Laß mich doch." — Er umschlang sie noch zum letzten Male. — „O, gib Acht! Du hast meine Kette zerbrochen. O, du mein Unbeholfener! Nun, das ist nichts. Um so besser. Ich werde auf die Schmiedebrücke gehen und sie zum Ausbessern geben. Wenn man mich fragt, sage ich, daß ich auf der Schmiedebrücke gewesen bin." Sie faßte den Griff an der Thür. — „Ja, ich vergaß, dir zu sagen, Herr Kurnatowisky wird mir wahrscheinlich nächstens einen Antrag machen. Ich werde ihm aber so machen." — Sie hielt den Daumen der linken Hand an die Spitze der Nase und spielte mit den Fingern in der Luft. — „Leb' wohl. Auf Wiedersehen. Jetzt kenne ich den Weg . . . . Du aber verliere keine Zeit . . .

Helene machte die Thür ein wenig auf, horchte, wandte sich zurück nach Inßarow, nickte ihm mit dem Kopfe zu und schlüpfte zum Zimmer hinaus.

Einen Augenblick blieb Inßarow gleichfalls lauschend vor der geschlossenen Thür stehen. Die Thür unten auf den Hof hinaus wurde zugeworfen. Er trat an den Divan, setzte sich und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Er hatte sich niemals in ähnlicher Lage befunden. „Wodurch habe ich eine solche Liebe verdient?" dachte er. „Ist's nicht ein Traum?"

Ein leichter Duft von Reseda, den Helena in seinem ärmlichen, finsteren Stübchen zurückgelassen, erinnerte ihn an ihren Besuch.

(Fortsetzung folgt.)

* Die Aeronautik in ihrer neuesten Anwendung bei der Belagerung von Paris.

Von **Emil Sommer.**

(Fortsetzung.)

Die großen Schwierigkeiten, welche sich begreiflicher Weise, wie bereits angedeutet, im Kriege der Füllung der Luftballons mit Gas (Wasserstoff- oder Leuchtgas) und namentlich der raschen Beschaffung desselben entgegenstellen, haben in der neueren Zeit für die in Rede stehenden strategischen Zwecke wieder mehr die Montgolfièren, d. h. die ersten, durch die Gebrüder Montgolfier erfundenen Ballons zu Ehren gebracht, in welchen bekanntlich die Luft durch Hitze vermittelst eines von unten einwirkenden Feuers verdünnt und dadurch specifisch leichter gemacht wird, und es ist durch mancherlei neue sinnreiche Verbesserungen gelungen, die damit verbundene Entzündungsgefahr und schädlichen Wärmeverluste sehr zu verringern. Neben diesen wirklich sachgemäßen Vervollkommnungen finden wir aber zugleich auch eine ganze Reihe der seltsamsten und abenteuerlichsten Projecte, welche sämmtlich die Lösung des großen Problemes der willkürlichen Lenkung für sich in Anspruch nehmen, jedoch regelmäßig sich als Schwindel oder Spielerei entpuppen. So ließ unter Anderem ein Herr Vert während der Belagerung von Paris einen kleinen aeronautischen Apparat dieser Art auf dem Boulevard des Italiens aufsteigen. Ein Ballon aus Goldschlägerhäutchen, der wie ein Fisch aussah, hinten eine Schraube und eine Art von Steuerruder hatte, erhob sich vor den Zuschauern mittelst einer Triebfeder in die Luft eines geschlossenen Saales. Der Apparat bewegte sich jedoch in einer durchaus ruhigen Luft, und selbst ein starkes Athemholen hätte schon seinen Lauf alterirt.

Trotzdem schwindelte der Erfinder dem Publicum vor, mittelst einer nach diesem Muster im Großen auszuführenden Maschine die Deutschen aus der Luft herab mit Bomben beschießen zu können, und wie gewöhnlich in solchen Fällen, regnete es Geld in seine Kasse. Er soll auch wirklich die Construction eines größeren Apparates dieser Art unternommen haben, doch ist seitdem jede Spur von ihm verschwunden.

Wohl etwas mehr Aufmerksamkeit beanspruchen in dieser Richtung die Bemühungen des bekannten französischen Academikers und ausgezeichneten Ingenieurs Dupuy de Lome, welcher namentlich in der Schiffsbaukunde ganz Vorzügliches geleistet hat und dem daher die Regierung der nationalen Vertheidigung ohne Zögern 40,000 Francs für die Ausführung seines Projectes überwies. Letzteres geht dahin, einen Ballon zu construiren, der nicht schwerer ist, als die atmosphärische Luft. Im Innern desselben soll sodann, um die Gasverluste zu vermeiden, den Apparat stets gefüllt zu erhalten und denselben besonders fähig zum Fallen und Steigen zu machen, ein zweiter runder, mit Luft gefüllter Ballon angebracht werden, der dieselbe Rolle wie bei Fischen die Schwimmblase spielen würde, welche in der That in vielen Beziehungen ein natürliches Vorbild unserer Luftballons darstellt. Das von Dupuy de Lome zur Füllung verwendete Gas wäre reiner Wasserstoff, und die größte Schnelligkeit, welche er mit seinem Luftschiffe erreichen zu können glaubt, würde sich auf 8 Kilometer per Stunde berechnen. Zur wirklichen Ausführung scheint indessen auch dieses Project, wie alle bisherigen Entwürfe dieser Art, nicht gelangt zu sein, da die Geschichte seitdem gänzlich davon schweigt.

Eine weitere Persönlichkeit von Distinction, welche sich während der jüngsten Ereignisse eingehend mit diesem Gegenstande beschäftigte, ist der bekannte Admiral Labrousse, der gleichfalls ein lenkbares Luftschiff construirt haben will, und es bietet in dieser Beziehung der betreffende Sitzungsbericht der französischen Akademie, worin der berühmte Geologe Elie de Beaumont darüber referirte, großes Interesse dar, weshalb wir denselben auszugsweise hier folgen lassen. „Ich erhalte", sagt der genannte Gelehrte, „von Herrn Admiral Labrousse ein Schreiben, das die Akademie interessiren wird. Es handelt sich um den ersten Versuch mit einem lenkbaren Luftballon, der von dem besten Erfolge gekrönt zu sein scheint. Der Ballon „Duquesne", der 2000 Kubikmeter Rauminhalt besitzt, ist diesen Morgen um ein Viertel nach drei Uhr aus dem Atelier Godards an dem Orleans-Eisenbahnhof,

versehen mit Schrauben nach dem Plane Labrousse's, auf Befehl des Ministers der öffentlichen Arbeiten aufgestiegen. Die Personen, welche diesem Aufsteigen beigewohnt, erklärten einstimmig, daß der Apparat ganz entschieden die Richtung gegen den herrschenden Wind genommen habe."

„Es resultirt aus den desfalls gesammelten Erfahrungen, daß ein Ballon von 2600 Kubikmetern Inhalt die Zugkraft von etwa 7 Kilogrammen haben müsse, um sich mit der Schnelligkeit von einem Meter in der Secunde fortbewegen zu können. Nun üben die Schrauben Labrousse's, die von 2 bis 3 Männern gehandhabt werden, eine Zugkraft von 7 bis 9 Kilogrammen, nach dem Facit der Messung, die auf der Gondel selber, in der sich die Schrauben befanden, vorgenommen wurde. Der Ballon könnte also eine relative Geschwindigkeit von 3 bis 4 Kilometern in der Stunde machen und daher nach Paris von einer beliebig gewählten Stadt zurückkehren. Die Einfachheit dieser Schrauben, ihr niedriger Preis und die Leichtigkeit, sie an einem gewöhnlichen Ballon anzubringen, würden demnach vielfache Rückfahrten nach Paris auf dem Luftwege ermöglichen."

Ueber denselben Gegenstand bemerkt Dumas weiter: „Der Wind war Ost und hatte eine Schnelligkeit von ungefähr vier Metern in der Secunde. Sobald die Schrauben in Thätigkeit kamen, äußerte sich die allgemeine Wirkung, daß der Ballon sich gegen Süden bewegte. Anstatt also bei den preußischen Linien niederzufallen, ist gegründete Hoffnung vorhanden, daß der „Duquesne" bei Besançon oder in der Schweiz niedergefallen ist."

(Schluß folgt.)

Chronik des deutsch-französischen Krieges.

Januar 1871. (Fortsetzung.)

18. Jan. Feierliche Proclamirung des Deutschen Kaiserreichs im Spiegelsaale des Schlosses zu Versailles. Gegenwärtig sind Deputationen aller vor Paris liegenden Truppentheile. — Vorgeschobene Abtheilungen der französischen Nordarmee unter General Faidherbe, der nach Heranziehung von Verstärkungen wieder südwärts vorgerückt war, werden von der 1. Armee (General von Goeben) von Beauvois auf St. Quentin zurückgeworfen und verlieren 500 Mann an Gefangenen, sowie ein Geschütz. — General von Werder hat in verschanzter Stellung den Angriff des an Mannschaft überlegenen Generals Bourbaki zum Entsatze des hartbedrängten Belfort in dreitägigem Kampfe zurückgeschlagen und beginnt nun die Verfolgung der sich zurückziehenden Bourbaki'schen Armee.

19. Jan. Vorpostengefecht württembergischer Truppen bei Aillevillers (nördlich St. Loup). — Vor Paris wird ein Ausfall bedeutender französischer Streitkräfte vom Mont Valerien aus gegen die Stellung des 5. Armeecorps nach einem von Vormittags 11 Uhr bis nach Einbruch der Dunkelheit fortgesetzten Kampfe mit nicht bedeutendem Verluste für die deutschen Truppen zurückgewiesen. — Die Belagerungsarmee setzt ihr Feuer ununterbrochen mit gutem Erfolge fort. — General v. Goeben schlägt die französische Nordarmee vor **St. Quentin** in siebenstündigem Kampfe, macht über 4000 Gefangene und erobert 2 Geschütze. Truppen des 19. Regiments stürmen Abends den Bahnhof von St. Quentin, worauf die Stadt besetzt wird. 2000 verwundete und 10,000 unverwundete Franzosen werden gefangen genommen, 6 Geschütze erobert. — Die Beschießung von Longwy beginnt. — Abtheilungen der 2. Armee besetzen ohne Widerstand Tours. — Zwei Compagnien der Königlich sächsischen Regimenter Nr. 100 und 101 überfallen die Ferme Gouslay vor Paris und nehmen 5 Officiere und 150 Mann gefangen.

20. Jan. General v. Goeben verfolgt die sich in Auflösung nach Norden und Osten zurückziehende französische Nordarmee.

21. Jan. Recognoscirungsgefechte einer Abtheilung des 2. Corps gegen die Garibaldischen Truppen in Dijon. Der französische General Bossak (ein Pole) fällt. — Die bayerische Kammer genehmigt nach zehntägigen heißen Debatten die Bundesverträge in namentlicher Abstimmung mit 102 gegen 48 Stimmen.

22. Jan. Die Beschießung von St. Denis ergibt günstige Resultate, das feindliche Feuer verstummt dort fast gänzlich. In St. Denis und Paris werden mehrere Feuersbrünste veranlaßt. Fast das ganze linke Seineufer ist im Bereich der deutschen Geschütze. Täglich werden mehrere Personen getödtet. — Die 1. Armee hat im Norden Frankreichs das Terrain bis zu den Festungen vom Feinde gesäubert. — Eine fliegende Colonne zersprengt bei Bourmont an der oberen Maas (Depart. Haute-Marne) französische Mobilgarden. — Abtheilungen der 2. Armee marschiren nordwärts auf Rouen, um sich mit der 1. Armee zu verbinden. — In der Nacht vom 21. zum 22. werden Laufgräben gegen die beiden Forts Perches (Belfort) in der Linie Danjoutin bis Perouse ohne Verlust eröffnet. — Franctireurs sprengen die Eisenbahn-Moselbrücke bei Fontenoy zwischen Nanzig und Toul. — Recognoscirungsgefechte einer Abtheilung des 2. Armeecorps bei Dijon. — Truppen der Südarmee (2. Armeecorps) besetzen Mouchard und schneiden dadurch der Bourbaki'schen Armee den Rückzug nach dem Süden ab.

23. Jan. Generalmajor v. Kettler (8. Infanterie-Brigade) macht einen Vorstoß auf Dijon und nimmt 5 Officiere mit 150 Mann gefangen. Der Fahnenträger des 2. Bataillons 61. Infanterieregiments wird in der Nacht im Waldgefecht erschossen, die Fahne vermißt und den Tag darauf unter einem Haufen von Soldatenleichen, die sie vertheidigt hatten, von den Garibaldinern gefunden. — Recognoscirungsgefecht des 34. Infanterieregiments (14. Armee-Corps) bei Baume les Dames (am Doubs). — Bekanntmachung des Generalgouverneurs von Lothringen, Generals von Bonin, daß in Anbetracht der Zerstörung der Brücke von Fontenoy (22. Januar) auf kaiserlichen Befehl der Bezirk des General-Gouvernements eine außerordentliche Kriegscontribution von 10 Millionen Francs als Buße zu zahlen hat und daß das Dorf Fontenoy unverzüglich in Brand gesteckt worden ist. — Ein Versuch der königlich sächsischen Cavaleriedivision und, unter Oberst von Böding, von Abtheilungen des 41. Regiments mit 2 Batterien, die Festung Landrecis zu überraschen, mißlingt. — Aufstand in Paris. General Vinoy übernimmt den Oberbefehl über die Armee von Paris. — Jules Favre trifft in Versailles ein, um über die Capitulation von Paris zu verhandeln.

24. Jan. Gegen die Nordfront von Paris treten neue Batterien auf nähere Distanzen in Thätigkeit. — Kriegsrath bei dem Kaiser in Versailles. Conferenz zwischen dem Grafen Bismarck und Jules Favre. Letzterer kehrt Nachmittags nach Paris zurück. — Abtheilungen der Südarmee, welche im Rücken Bourbaki's südlich Besançon den Doubs überschritten haben, nehmen im Bahnhof St. Vit 33 Eisenbahnwagen, zum Theil mit Proviant.

25. Jan. Die Beschießung der Pariser Forts dauert fort. Jules Favre begibt sich nach Paris, kehrt aber nach Versailles zurück, um die Capitulationsverhandlungen fortzusetzen. — Longwy capitulirt. 4000 Franzosen werden zu Gefangenen gemacht, 200 Geschütze erbeutet. — Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin trifft mit der mecklenburgischen Brigade in Rouen ein. — Der Bahnhof Brienon zwischen Nuits und Sens wird von Franctireurs überfallen.

(Schluß folgt.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 37. Speyer, Dienstag, den 28. März 1871.

Am Vorabend.

Novelle von Iwan Turgenjew.

(Fortsetzung.)

XXIV.

Inßarow beschloß, genauere Nachrichten abzuwarten, machte aber inzwischen Vorbereitungen zur Abreise. Die Sache war sehr schwierig. Für ihn persönlich gab es keine Hindernisse, — was aber für Helena thun? Auf gesetzlichem Wege war es unmöglich, ihr einen Paß zu verschaffen. Eine heimliche Heirath und dann sich den Eltern vorstellen .... „Sie werden uns dann ziehen lassen,“ dachte er. „Wenn aber nicht? Wir fahren doch fort. Wenn sie aber gegen uns Klage führen .... wenn .... Nein, besser ist's, sich irgendwie einen Paß zu verschaffen.“ Er beschloß (ohne Jemand bei Namen zu nennen), einen ihm bekannten verabschiedeten oder abgesetzten Anwalt, einen in allen geheimen Angelegenheiten erfahrenen Schlaukopf, um Rath zu fragen. Dieser ehrenwerthe Mann wohnte nicht in der Nähe. Eine ganze Stunde schleppte Inßarow sich in einer elenden Droschke, fand ihn nicht einmal zu Hause und ward auf dem Rückwege von einem plötzlichen Regengusse völlig durchnäßt. Am folgenden Tage, ungeachtet eines ziemlich heftigen Kopfschmerzes, machte er sich nochmals zum verabschiedeten Anwalt auf. Dieser hörte ihn aufmerksam an, schnupfte dabei aus einer Tabaksdose, deren Deckel mit dem Bilde einer Nymphe geziert war, und betrachtete seinen Gast mit seinen kleinen, schlauen, tabaksfarbenen Augen von der Seite; er hörte ihn bis zu Ende an und verlangte eine „eingehendere Darstellung der faktischen Belege“; als er jedoch bemerkte, daß Inßarow es vermied, die Einzelheiten zu berühren (er war ohnehin nur ungern zu ihm gefahren), beschränkte er sich darauf, ihm den Rath zu ertheilen, sich vor Allem mit „Moneten“ zu versehen, und bat ihn, ein anderes Mal vorzusprechen, „sobald Sie,“ — setzte er hinzu, eine Prise über der offen gehaltenen Dose einziehend, — „eine Zunahme von Vertrauen und eine Abnahme von Mißtrauen spüren werden. Bezüglich des Passes,“ fuhr er fort und gleichsam vor sich hin, „das ist ein Werk menschlicher Hände; Sie reisen, will ich sagen; wer kann wissen, ob Sie eine Maja Beredichin sind oder eine Caroline Obermeier?“ Inßarow empfand eine Anwandlung von Ekel, er dankte indessen dem Anwalt und versprach nächstens wieder zu kommen.

Denselben Abend fuhr er zu Stachows. Anna Wassiljewna empfing ihn freundlich, machte ihm Vorwürfe, daß er sie gänzlich vergessen habe, und da sie ihn bleich fand, erkundigte sie sich nach seinem Befinden. Nikolai Artemjewitsch sprach kein Wort mit ihm und betrachtete ihn blos mit nachdenklich nachlässiger Neugier; Schubin benahm sich kalt gegen ihn, Helena aber setzte ihn in Erstaunen. Sie hatte ihn erwartet, hatte für ihn dasselbe Kleid angelegt, welches sie am Tage ihrer ersten Zusammenkunft in der Kapelle angehabt hatte; sie begegnete ihm jedoch so ruhig, war so liebenswürdig und sorglos heiter, daß Niemand, der sie sah, hätte glauben können, das Schicksal dieses jungen Mädchens wäre bereits entschieden und nur die innere Ueberzeugung beglückter Liebe verleihe ihren Zügen Leben, ihren Bewegungen Leichtigkeit und Reiz. Sie machte statt Zoë's den Thee, scherzte und plauderte; sie wußte, daß Schubin sie beobachtete, daß Inßarow keine Maske anzulegen vermöge, sich nicht gleichgiltig zu stellen im Stande sei, und hatte sich auf Alles zum voraus gefaßt gemacht. Sie hatte sich nicht geirrt. Schubin verwandte kein Auge von ihr, Inßarow war sehr schweigsam und finster im Verlaufe des ganzen Abends. Helena fühlte sich so glücklich, daß sie die Lust anwandelte, ihn zu necken.

„Nun, wie steht es?“ fragte sie ihn plötzlich, — „schreitet Ihr Plan vorwärts?“

Inßarow wurde verwirrt.

„Welcher Plan?“ fragte er.

„Sie haben es vergessen?“ erwiderte sie, ihm in's Gesicht lachend; er allein war im Stande, die Bedeutung dieses glücklichen Lachens zu fassen; — „Ihre bulgarische Chrestomathie für Russen?“

Zoë setzte sich an's Klavier. Helena zuckte kaum merklich die Schultern und wies mit dem Blicke Inßarow nach der Thür, als wolle sie ihn entlassen. Darauf berührte sie zwei Mal langsam den Tisch und blickte ihn an. Er begriff, daß sie ihm in zwei Tagen eine Zusammenkunft bestimme, und sie lächelte rasch, als sie bemerkte, daß er sie verstanden hatte. Inßarow erhob sich und nahm Abschied; er fühlte sich nicht wohl. Kurnatowsky trat in's Zimmer. Nikolai Artemjewitsch sprang auf, erhob den rechten Arm hoch über den Kopf und ließ sanft seine Hand in die des

Obersekretärs herab. Inßarow blieb noch einige Minuten, um seinen Nebenbuhler sich anzusehen. Helena machte insgeheim eine schelmische Bewegung mit dem Kopfe, der Hausherr fand es nicht nöthig, die Herren einander vorzustellen, und Inßarow verließ nun das Zimmer, nachdem er noch zum letzten Male einen Blick mit Helena getauscht hatte. Schubin schien mit sich zu Rathe zu gehen — ließ sich plötzlich mit Kurnatowsky in einen hitzigen Wortstreit über eine juridische Frage ein, von der er gar nichts verstand.

Inßarow schlief die ganze Nacht hindurch nicht und fühlte sich gegen Morgen sehr krank; er brachte indessen doch seine Papiere in Ordnung und schrieb Briefe. Sein Kopf war schwer und wüst. Gegen Mittag hatte er Hitze; er konnte nichts essen. Gegen Abend steigerte sich die Hitze; es stellte sich Reißen in allen Glieder und heftiger Kopfschmerz ein. Inßarow legte sich auf denselben kleinen Divan hin, wo vor Kurzem noch Helena gesessen, und dachte: „Es geschieht mir recht, warum schleppte ich mich zu jenem alten Schuft," und versuchte einzuschlafen. Schon hatte ihn die Krankheit erfaßt. Heftig pochte es in seinen Adern, in Fieberhitze glühte das Blut, gleich Vögeln schwirrten die Gedanken in seinem Kopfe. Er verlor das Bewußtsein. Wie zerquetscht lag er auf dem Rücken und plötzlich däuchte ihm, es lache und flüstere Jemand leise über ihm; mit Mühe schlug er die Augen auf, der Schein des angebrannten Lichtes fuhr wie eine Klinge durch dieselben .... Was ist das? der alte Anwalt steht vor ihm in einem Schlafrock aus Tarmalam, mit einem seidenen Tuche umgürtet, so wie er ihn Tags zuvor gesehen hatte ... Caroline Obermeier, murmelt der zahnlose Mund. Inßarow starrt ihn an, der Alte dehnt sich, schwillt, wächst, schon ist er kein Mensch mehr — sondern ein Baum .... Inßarow ist gezwungen, die schrägen Aeste hinaufzuklettern. Er klammert sich fest an ihnen und fällt mit der Brust auf einen scharfen Stein, und Caroline Obermeier hockt dort wie ein Höckerweib und lallt: Kuchen, Kuchen, Kuchen, — und dort fließt Blut, und Säbel blitzen — ganz unerträglich .... Helena! und Alles zerrann in blutrothem Gewirre.

XXV.

„Es ist Einer zu Ihnen gekommen, muß wohl ein Schlosser sein, der Kerl," meldete den folgenden Abend der Diener Berßenjew's seinem Herrn, ein Mensch, der sich durch strenges Benehmen gegen seinen Herrn und skeptische Geistesrichtung auszeichnete, — „er will Sie sprechen."

„Laß ihn herein," sagte Berßenjew.

Der „Schlosser" trat herein. Berßenjew erkannte in ihm den Schneider, den Zimmervermiether, bei dem Inßarow wohnte.

„Was gibt's?" fragte er ihn.

„Ich bin zu Euer Gnaden gekommen," begann der Schneider, langsam einen Fuß vor den andern setzend und von Zeit zu Zeit Bewegungen mit der rechten Hand machend, deren drei letzte Finger den Aufschlag seines Aermels zusammenhielten. „Unser Einwohner ist, wer weiß, was ihm fehlt, sehr krank."

„Inßarow?"

„Ganz richtig, unser Einwohner. Wer weiß, was ihm fehlt; er war gestern Morgen auf den Beinen, Abends hat er zu trinken gefordert, meine Alte hat ihm Wasser gebracht und Nachts hat er angefangen zu faseln; wir haben es hören können, weil es nur eine Bretterwand ist; heute Morgen ist er schon ganz ohne Sprache, liegt ausgestreckt und brennt wie das Feuer, daß sich Gott erbarm! Da habe ich gedacht, wer kann wissen, was ihm fehlt, vielleicht stirbt er noch, ehe man sich's versieht; auf die Polizei, dacht' ich, will ich gehen, es melden, der Mensch ist ja ganz allein; da sagt mir meine Alte: ‚Geh' du zu jenem Herrn, bei dem er auf dem Lande gewohnt hat, vielleicht wird er dir rathen oder selbst kommen.' Darum bin ich nun zu Euer Gnaden gekommen, wir können nicht wissen, darum ...."

Berßenjew nahm rasch seine Mütze, drückte dem Schneider einen Rubel in die Hand und fuhr mit ihm sogleich zu Inßarow.

Er fand ihn besinnungslos, unausgekleidet auf dem Divan liegend. Das Gesicht war schrecklich verändert. Berßenjew befahl sogleich dem Schneider und dessen Frau, den Kranken auszukleiden und in's Bett zu bringen und lief selbst fort, einen Arzt zu holen. Der Arzt verordnete Blutegel, spanische Fliegen, Calomel, und befahl, ihm die Ader zu öffnen, Alles zu gleicher Zeit.

„Ist er gefährlich krank?" fragte Berßenjew.

„Ja, sehr," erwiderte der Arzt. — „Eine heftige Lungenentzündung, Peripneumonie in vollem Gange, vielleicht auch das Gehirn afficirt; doch das Subjekt ist noch jung. Seine Kräfte sind jetzt aber gegen ihn gerichtet. Man hat mich spät rufen lassen, wir wollen übrigens Alles anwenden, was uns die Kunst an die Hand gibt."

Der Arzt war selbst noch ein junger Mann und glaubte an seine Kunst. Berßenjew blieb für die Nacht da. Wirth und Wirthin erwiesen sich als gute und flinke Leute, sobald Jemand da war, der ihnen sagte, was sie zu thun hätten. Der Wundarzt kam und es begannen die medizinischen Foltern.

Gegen Mittag kam Inßarow auf einige Minuten zur Besinnung, erkannte Berßenjew und fragte: „Ich muß wohl unwohl sein?" blickte mit dem stumpfen und matten Staunen eines Schwerkranken umher und verlor wieder das Bewußtsein. Berßenjew begab sich nach Hause, kleidete sich um, nahm einige Bücher und kehrte in Inßarow's Wohnung zurück. Er hatte beschlossen, wenigstens für die erste Zeit bei ihm zu bleiben. Vor das Bett hatte er einen Schirm gestellt und für sich selbst ein Plätzchen neben dem Divan eingerichtet. Der Tag verging nicht heiter und nicht schnell. Berßenjew entfernte sich nur, um zu essen. Der Abend war gekommen. Er zündete ein Licht mit einem Schirme an und begann zu lesen. Alles war still rund herum. Hinter der Scheidewand, bei den Wirthen, ließ sich zuweilen ein leises Flüstern, bald

ein Gähnen oder Seufzen hören . . . Jemand nieste und wurde dafür flüsternd ausgescholten; hinter dem Schirm konnte man ein schweres, ungleiches Athemholen, von kurzem Stöhnen und unruhigem Hin- und Herwerfen des Kopfes unterbrochen, vernehmen . . . Ganz eigene Gedanken rollten Berßenjew durch den Kopf. Er befand sich in dem Zimmer eines Menschen, dessen Leben an einem Faden hing, eines Menschen, den, das wußte er, Helena liebte . . . . Er erinnerte sich jener Nacht, als Schubin ihn einholte und ihm erklärte, Helena liebe ihn, Berßenjew! Und jetzt . . . „Was soll ich jetzt thun?“ fragte er sich. „Soll ich Helena von seiner Krankheit benachrichtigen? Soll ich noch warten? Diese Nachricht ist noch betrübender als jene, die ich ihr auch einst mitgetheilt habe; sonderbar, wie das Schicksal mich zwischen sie als Mittelmann schiebt!“ Er entschied, es werde besser sein, zu warten. Sein Blick fiel auf den mit einem Haufen Papier bedeckten Tisch . . . . „Wird er wohl seine Plane ausführen?“ dachte Berßenjew. „Wird denn Alles zu Grunde gehen?“ Und es that ihm das junge, erlöschende Leben leid; er gab sich das Wort, es zu retten . . . .

Die Nacht war nicht gut. Der Kranke redete viel irre. Einige Mal stand Berßenjew von seinem Divan auf, ging auf den Zehen an's Bett und horchte traurig auf das unverständliche Lallen. Nur einmal brachte Inßarow mit momentaner Deutlichkeit: „Ich will nicht, ich will nicht, du darfst nicht . . . .“ hervor. Berßenjew fuhr zusammen und warf einen Blick auf Inßarow. Sein leidendes und zugleich todtenähnliches Gesicht war unbeweglich, und die Arme waren schlaff ausgestreckt . . . . „Ich will nicht,“ wiederholte er kaum hörbar. (Forts. folgt.)

---

* Die Aeronautik in ihrer neuesten Anwendung bei der Belagerung von Paris.

Von **Emil Sommer.**

(Schluß.)

Noch enthusiastischer spricht sich darüber der berühmte Astronom Faye aus.

„Auch ich“, sagt derselbe, „wohnte den Experimenten mit den Schrauben des Admirals Labrousse bei. Ich bewunderte die gewonnenen Resultate und bin glücklich, das verdienteste Lob einem der hervorragendsten Männer der französischen Marine darbringen zu können. Herr Labrousse hat nach eigenem und nicht nach fremdem Muster gearbeitet.

„Schon vor 25 Jahren wurde diese Idee und sein ganzer Plan, in einem Journale für Architectur veröffentlicht. Wir haben mit eigenen Augen das höchst einfache und sinnreiche System gesehen und sind glücklich, heute sagen zu können, daß der erste lenkbare Ballon von französischem Boden, und zwar aus dem belagerten Paris am 9. Januar 1871 aufgestiegen ist.“

Soweit die französischen Akademiker.

Was nun uns anbetrifft, so möchten wir uns bei der Neuheit der Sache vorerst noch eines jeden Urtheiles enthalten, wären aber am meisten geneigt, auch dieses neueste Schrauben-Luftschiff in das Bereich der bekannten französischen Fanfaronaden zu verweisen. Denn wäre die Labrousse'sche Schraube wirklich von so vorzüglicher und practischer Brauchbarkeit gewesen, so hätte man sicherlich seit dem 9. Januar schon etwas mehr von deren Leistungen gehört, und hätte man namentlich französischer Seits nicht versäumt, noch während des Restes der Belagerung den ausgedehntesten Gebrauch von diesem kostbaren Hilfsmittel zu machen. Dessenungeachtet weiß man von keinem einzigen Luftballon, dem es gelungen wäre, von einem entfernten Punkte aus nach Paris zu steuern und sich daselbst niederzulassen und es scheint daher auch der oben erwähnte Ballon „Duquesne“ trotz seiner ausgezeichneten Schraube nicht mehr den Weg dahin zurückgefunden zu haben. Doch, lassen wir, wie gesagt, die Zukunft darüber entscheiden.

Fassen wir nun aber die Gesammtheit der in dem soeben abgelaufenen Kriege auf aeronautischem Gebiete zu Tage getretenen Erscheinungen zusammen, so ist allerdings nicht zu leugnen, daß Bedeutendes geleistet und eine ungewöhnliche Thätigkeit in dieser Richtung entfaltet wurde, ohne daß jedoch eine wesentliche Veränderung oder ein epochemachender Fortschritt daraus hervorgegangen wäre. Im großen Ganzen ist der Standpunkt der Luftschifferkunst nach wie vor unverrückt derselbe geblieben.

Die einzige Thatsache, welche sich als bemerkenswerthes Resultat aus den gemachten Erfahrungen ergibt, ist die unleugbare Bedeutung, welche die Anwendung von Luftballons als wichtiges Verkehrsmittel bei längeren Belagerungen documentirt hat, und die jedenfalls zur Folge haben wird, daß Luftballons in Zukunft einen nicht zu unterschätzenden Platz unter den Ausrüstungsgegenständen größerer Festungen einnehmen werden. Welche Dienste die Aeronautik trotz der ihr noch innewohnenden Mangelhaftigkeit während der Belagerung von Paris in dieser Beziehung leistete, geht am besten aus der langen Liste von Luftballons hervor, welche die Administration der Post, 54 an der Zahl, während der Dauer der Einschließung mit circa 2,500,000, sage 2,500,000 Briefen, in einem Gewichte von ungefähr 10,000 Kilogrammen abgehen ließ, und die, jeder mit einem hochklingenden Namen bezeichnet, in nachstehender Aufeinanderfolge aus der Stadt aufstiegen, und zwar der erste, Neptun, am 23. September, Cita di Firenze am 25. September, Etats-Unis am 28. September, Celeste am 30. September (mit Postkarten), Armand-Barbes am 7. October (mit Gambetta und den ersten Brieftauben), Washington am 12. October, Louis Blanc am selben Tage, Godefroy-Cavaignac am 14. October (mit Keratry), Guillaume Tell am 14. October (mit Ranc), Jules Favres und Jean Bart am 16. October, Victor Hugo am 18. October, Lafayette am 19. October, Garibaldi am 22. October, Montgolfier am 25. October, Vauban am 27. October (bei Verdun innerhalb der preußischen Linien niedergefallen, wobei die Aeronauten sich flüchteten), Colonel Charras am 29. October, Fulton am

2. November, Ferdinand Flocon am 4. November, Galilei am 4. November (von den Deutschen weggenommen), Ville de Chateaudun am 6. November, Gironde am 8. November, Daguerre am 12. November, General Uhrich am 18. November, Archimedes am 21. November (in den Niederlanden gelandet), Ville d'Orleans am 24. November (in Norwegen gelandet), Jacquard am 28. November, Jules Favre II. am 30. November (soll ins Meer gefallen sein), Franklin am 5. December, Denis-Papin am 7. December, General Renault am 11. December, Ville de Paris am 15. December, (Aeronaut, de la Marne, im Herzogthum Nassau niedergekommen und von den Deutschen genommen), Parmentier und Gutenberg am 17. December, Davy am 18. December, General Chanzy am 20. December, Lavoisier am 22. December, Delivrance am 23. December, Tourville am 27. December, Bayard am 29. December, Armee de la Loire am 31. December, Newton am 4. Januar, Duquesne am 9. Januar (derselbe, welcher bereits oben als lenkbarer und mit der Lahrousse'schen Schraube versehener Ballon angeführt wurde), Gambetta am 10. Januar, Kepler am 11. Januar, General Faidherbe am 13. Januar, Vaucanson am 15. Januar, Poste de Paris am 18. Januar, General Bourbaki am 20. Januar, General Daumesnil am 22. Januar, Torricelli am 24. Januar, Richard Wallace am 27. Januar, General Cambronne am 28. Januar. Hiervon stiegen 26 an der Station der Orleansbahn, 16 an der Station der Nordbahn, 3 an der Ostbahn, 3 auf dem Montmartre, 2 im Tuileriengarten, 2 am Boulevard des Italiens, 1 in Vaugirard, 1 in Villette auf. Außerdem stiegen George Sand am 7. October, Liberté mit Wilfrid de Fonvielle am 17. October, Egalité am 25. November, le Volta am 1. December mit den Gelehrten Jansen und la Bataille am 30. November auf.

Zu verwundern ist dabei nur, daß nicht noch eine größere Anzahl der aufgeführten Ballons verschlagen und auf fremdes Gebiet verweht wurde, was nur durch die geschickte Benützung günstiger Luftströmungen erreicht werden konnte und in dieser Beziehung hat die moderne Aeronautik hier unstreitig Außerordentliches geleistet, sowie überhaupt jene merkwürdige Ballonpost jedenfalls stets einen hervorragenden Platz unter den Denkwürdigkeiten dieses einzig dastehenden Feldzuges einnehmen und zugleich eine nicht minder bedeutende Stelle in der Geschichte der Luftschifffahrt selbst finden wird.

Chronik des deutsch-französischen Krieges.

Januar 1871. (Schluß.)

26. Jan. Ein Angriff des 2. Bataillons 3. Pommerschen Landwehrregiments Nr. 14 auf die beiden Forts Basses und Hautes Perches bei Belfort wird abgeschlagen. — Die sich nach Besançon auf dem linken Ufer des Doubs zurückziehende Bourbaki'sche Armee wird von einzelnen Corps der Südarmee verfolgt. Die übrigen Corps dieser Armee haben die rückwärtigen Verbindungen der Bourbaki'schen Armee durch Besetzung von St. Vit, Quingey und Mouchard unterbrochen. — Die 4. Reservedivision dringt bei Passavant (östlich Besançon) vor und macht 200 Gefangene. — Jules Favre kehrt nach Paris zurück. — In der Nacht vom 26. zum 27. Januar, um 12 Uhr, wird in Folge der zwischen dem Grafen von Bismarck und Jules Favre stattgefundenen Vorverhandlungen das Feuern bei Paris vollständig eingestellt.

28. Jan. Die Franzosen dringen auf dem linken Ufer der Loire gegen Blois vor, weshalb Oberst von Below die dortige Brücke verbrennen läßt. — Abtheilungen der deutschen Südarmee (des 14. Armeecorps) nehmen in der Flanke der umstellten Bourbaki'schen Armee Point de Roide (südlich Montbeliard) und dringen über Hippolyte und Maiche gegen Morteau und Pontarlier (an der schweizer Grenze) vor. Auch Salins wird von deutschen Truppen besetzt. Zahlreiche aufgelöste französische Truppenabtheilungen bewegen sich längs der schweizer Grenze, theilweis überschreiten sie dieselbe flüchtend. — Das 2. Armeecorps nimmt bei Nozeroy (nordöstlich Champagnole) einen feindlichen Wagentransport. — Jules Favre trifft wieder in Versailles ein. Abends wird von dem Grafen von Bismarck und Jules Favre eine Convention über einen **dreiwöchentlichen Waffenstillstand** (bis 19. Februar) zu Lande und zu Wasser unterzeichnet. Die Linie und Mobile der Besatzung von Paris, mit Ausnahme von 12,000 Mann, werden kriegsgefangen und in Paris internirt. Die seßhafte Nationalgarde übernimmt die Aufrechthaltung der Ordnung. Die deutschen Truppen besetzen alle Forts, Paris bleibt cernirt und darf sich verpflegen, wenn die Waffen ausgeliefert sind. Paris zahlt 200 Millionen Francs Contribution. — Eine Constituante wird nach Bordeaux in 14 Tagen berufen. Die Armeen im freien Felde behalten ihre respectiven Landstrecken besetzt, mit Neutralitätszonen zwischen sich. Rücksichtlich Belforts und der Bourbaki'schen Armee bleibt die Entscheidung über den Beginn des Waffenstillstands noch vorbehalten.

30. Jan. Die 7. Brigade (Südarmee) nimmt Frasne (bei Pontarlier), macht 2000 Gefangene und erbeutet zwei Adler. — Instructionen der Pariser Regierung über die Wahlen in den von den Deutschen besetzten französischen Departements.

31. Jan. Die Südarmee nimmt bei Verfolgung der in das Grenzgebirge geworfenen französischen Ostarmee den Straßenknoten Lac de Point und macht 1500 Franzosen zu Gefangenen. — Der Waffenstillstand tritt auch für die 2. Armee und die Armee des Generals Chanzy in Kraft. — General Faidherbe verordnet in Ausführung der Versailler Convention die Auflösung aller zur Nordarmee gehörigen Corps von Francstireurs.

Miscellen.

Thiers' Abstammung. In verschiedenen biographischen Artikeln über den gegenwärtigen Präsidenten der französischen Republik findet sich noch immer die Angabe, daß Hr. Thiers der Sohn eines Schlossers oder auch eines zu Grunde gegangenen Tuchhändlers in Marseille sei. Eines wie das andere ist irrig. Thiers' Vater war vielmehr ein Advocat des Marseiller Parlaments, und seine Mutter hieß Marie Madeleine Amic. Der Großvater väterlicherseits war Advocat und Director der Marseiller Archive. Die Mutter Thiers' war die Cousine der bekannten Dichter André und Joseph de Chenier, von denen der erstere am 24. Juli 1794, zwei Tage vor Robespierre's Sturz, in Paris guillotinirt wurde. Sie war eine sehr energische Frau, und erzog ihren Sohn mit großer Sorgfalt. Glücklich über seine Erfolge, bedauerte sie doch immer, daß er sich von den Legitimisten abgewandt, denn sie selbst war eine Anhängerin des Grafen Chambord, dessen Porträt ihr Zimmer schmückte. Der Vater Thiers' starb unter Ludwig Philipp in vollständiger Vergessenheit. (Es gibt in Frankreich eine Stadt und ein Dorf Thiers, ebenso zwei Thiersville. Einer dieser Orte hat ohne Zweifel der Familie den Namen gegeben.) (Allg. Ztg.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 38. Speyer, Donnerstag, den 30. März 1871.

*** Ein Lichtchen.**

Mein Glaube ist ein Lichtchen, arm und schwach;
Wenn ihm kein Wind die Flamme stört, die kleine,
So lebt sich's wohl in seinem heitern Scheine,
Gar tröstlich unter friedlich stillem Dach.

Doch stürmt heran des Lebens Ungemach,
Dann schwankt's und läßt verlöschend mich alleine,
In Nacht und Dunkel steh' ich dann und weine
Dem, was der Sturm mir raubte, trostlos nach.

O d'rum wie oft zum Gnadenthron hinan
Hat flehend sich das arme Herz erhoben:
Ein Feuer zünde statt des Lichts mir an!

Mag dann der Sturm mich noch so wild umtoben,
Dem Flammenstoße wird kein Leid gethan —
Nur tröstlich leuchtender schlägt er nach oben.

L. Maurer.

Am Vorabend.

Novelle von **Iwan Turgenjew.**

(Fortsetzung.)

Am Morgen kam der Arzt, schüttelte den Kopf und verschrieb andere Medizin. — „Bis zur Krisis ist es noch lange hin," sagte er, den Hut aufsetzend.

„Und nach der Krisis?" fragte Berßenjew.

„Nach der Krisis? Das Eine oder das Andere, aut Caesar, aut nihil!"

Der Arzt entfernte sich. Berßenjew ging einige Male in der Gasse auf und ab, er mußte frische Luft schöpfen. Er kehrte zurück und nahm ein Buch vor. Raumer hatte er schon längst beendigt, jetzt beschäftigte ihn Grote.

Auf einmal knarrte leise die Thür und der wie immer mit einem schweren Tuche bedeckte Kopf der Schneiderstochter streckte sich vorsichtig in's Zimmer herein.

„Das Fräulein ist da," sagte sie leise, „das mir neulich ein Zehnkopekenstück gegeben hat ...." Der Kopf der Kleinen verschwand plötzlich und statt derselben zeigte sich Helena.

Wie vom Blitze getroffen, sprang Berßenjew auf. Helena rührte sich nicht, that keinen Schrei .... Sie schien in einem Augenblicke Alles begriffen zu haben. Furchtbare Blässe bedeckte ihr Gesicht, sie trat an den Schirm, blickte hin, schlug die Hände zusammen und stand wie versteinert. Noch eine Minute und sie wäre über Inßarow zusammengebrochen, Berßenjew hielt sie zurück. — „Was machen Sie?" sagte er mit zitterndem Flüstern. — „Sie können ihn tödten!"

Sie wankte. Er führte sie zu dem Divan und ließ sie niedersitzen.

Sie schaute in sein Gesicht, besah ihn dann von Kopf zu Fuß und senkte den Blick zu Boden.

„Liegt er im Sterben?" fragte sie so kalt und gelassen, daß Berßenjew erschrack.

„Um Gotteswillen, Helena Nikolajewna," begann er; „was sagen Sie da? Er ist krank, das ist wahr, — und ziemlich gefährlich .... Wir wollen ihn aber retten, dafür stehe ich Ihnen."

„Er ist ohne Besinnung?" fragte sie wie vorhin.

„Ja, jetzt ist er bewußtlos .... Das ist immer der Fall im Anfange solcher Krankheiten, das hat aber nichts zu bedeuten, ich versichere Sie, nichts. Trinken Sie etwas Wasser."

Sie richtete ihren Blick auf ihn und er begriff, daß sie seine Worte nicht gehört hatte.

„Wenn er stirbt," sagte sie, immer in demselben Tone, — „sterbe ich auch."

In diesem Augenblicke ließ Inßarow ein leises Stöhnen hören; sie bebte zusammen, faßte sich den Kopf und machte dann die Bänder ihres Hutes auf.

„Was wollen Sie?" fragte Berßenjew.

Sie gab keine Antwort.

„Was wollen Sie?" fragte er nochmals.

„Ich bleibe hier."

„Wie .... für lange?"

„Ich weiß nicht, vielleicht für den ganzen Tag, die Nacht, für immer .... ich weiß nicht."

„Um Gotteswillen, Helena Nikolajewna, kommen Sie zu sich. Ich durfte freilich nicht erwarten, Sie hier zu sehen; ich glaube jedoch .... Sie sind nur für kurze Zeit hier. Bedenken Sie, man kann Sie zu Hause vermissen ...."

„Was thut es denn?"

„Man wird Sie suchen ... Wird Sie finden ..."

„Was thut es denn?"

„Helena Nikolajewna! Sie sehen: ... Er kann Sie jetzt nicht beschützen."

Sie senkte den Kopf, wie in Gedanken verloren, drückte ihr Taschentuch an den Mund und brach plötzlich in krampfhaftes, heftiges Schluchzen aus ... Sie sank mit dem Gesicht auf den Divan, um ihr Schluchzen

zu ersticken, ihr ganzer Körper wallte und zuckte, wie der eines eben gefangenen Vogels.

„Helena Nikolajewna ... um Gotteswillen ..." wiederholte Berßenjew ihr in's Ohr.

„Ach! was ist das?" ließ sich plötzlich Inßarow's Stimme hören.

Helena richtete sich auf, Berßenjew ward starr vor Schrecken ... Einen Augenblick darauf trat er an das Bett. Inßarow lag wie zuvor kraftlos auf dem Kissen; die Augen waren geschlossen.

„Er phantasirt?" fragte Helena leise.

„Es scheint," erwiderte Berßenjew, — „das ist aber nichts; das kommt auch immer vor, besonders wenn ...."

„Wann wurde er krank?" unterbrach ihn Helena.

„Vorgestern; seit gestern bin ich hier. Verlassen Sie sich auf mich, Helena Nikolajewna. Ich weiche nicht von hinnen; alle Mittel sollen angewandt werden. Wenn es nöthig ist, rufen wir eine Consultation zusammen."

„Er könnte sterben, wenn ich nicht hier bin," rief sie, die Hände ringend.

„Ich gebe Ihnen mein Wort, Sie jeden Tag von dem Gange der Krankheit zu unterrichten, und sollte sich wirklich Gefahr zeigen ...."

„Schwören Sie mir, Sie werden sogleich nach mir schicken, wann es auch sei, bei Tag, bei Nacht; schreiben Sie mir einen Zettel; jetzt ist mir Alles gleich. Hören Sie? Versprechen Sie, es zu thun?"

„Ich gebe Ihnen mein Wort, vor Gott."

„Schwören Sie mir's?"

„Ich schwöre es."

Sie ergriff plötzlich seine Hand, und bevor er sie zurückzuziehen vermochte, hatte sie ihre Lippen an dieselbe gedrückt.

„Helena Nikolajewna .... was beginnen Sie?" stotterte er hervor.

„Nein .... nein .... nicht nöthig ...." ließ sich Inßarow undeutlich vernehmen und seufzte schwer auf.

Helena trat an den Schirm, hielt ihr Tuch fest in den Zähnen und warf einen langen, langen Blick auf den Kranken. Stille Thränen flossen ihre Wangen hinab.

„Helena Nikolajewna," sagte Berßenjew zu ihr, — „er kann wieder zu sich kommen, kann Sie erkennen; Gott weiß, ob das gut sein wird. Auch erwarte ich jeden Augenblick den Arzt ...."

Helena nahm ihren Hut vom Divan, setzte ihn auf und blieb stehen. Ihre Blicke schweiften traurig im Zimmer umher. Es schien, sie erinnere sich ....

„Ich kann nicht fort," sagte sie auf einmal leise.

Berßenjew drückte ihr die Hand. — „Fassen Sie Muth," — sagte er, — „beruhigen Sie sich; Sie überlassen ihn meiner Obhut. Noch heute Abend spreche ich bei Ihnen vor." Helena warf einen Blick auf ihn, sagte: „O, mein guter Freund!" und schluchzend stürzte sie hinaus.

Berßenjew lehnte an der Thür. Ein schmerzliches und bitteres Gefühl, in welchem doch einige Erquickung lag, preßte ihm die Brust zusammen. „Mein guter Freund!" dachte er und zuckte die Achsel.

„Wer ist da?" hörte man Inßarow's Stimme.

Berßenjew trat zu ihm heran. — „Ich bin hier, Dmitri Nikanorowitsch. Was wollen Sie? Wie fühlen Sie sich?„

„Allein?" fragte der Kranke.

„Allein."

„Und sie?"

„Wer denn?" fragte Berßenjew fast erschrocken.

Inßarow schwieg einige Minuten. — „Reseda," sagte er leise und seine Augen schlossen sich wieder.

XXVI.

Acht ganze Tage schwebte Inßarow zwischen Leben und Tod. Fortwährend besuchte ihn der Arzt, den der schwer Kranke interessirte. Schubin hatte von Inßarow's gefährlichem Zustande gehört und ihn ein Mal besucht; Inßarow's Landsleute, Bulgaren, waren auch hingekommen; unter denselben hatte Berßenjew jene zwei sonderbaren Gestalten, die durch ihren unerwarteten Besuch auf dem Lande sein Befremden erregt hatten, wieder erkannt; Alle bezeigten aufrichtige Theilnahme, Einige thaten Berßenjew den Vorschlag, ihn am Bette des Kranken abzulösen; er ging aber, seines, Helena gegebenen Versprechens eingedenk, nicht darauf ein. Er sah sie jeden Tag und theilte ihr — zuweilen mündlich, zuweilen durch kleine Zettel — alle Zwischenfälle im Verlaufe der Krankheit mit. Wie bebte ihr Herz, wenn sie auf ihn wartete, wenn sie ihn anhörte und fragte. Sie selbst verlangte beständig Inßarow zu sehen; Berßenjew aber bat sie flehentlich, es nicht zu thun: Inßarow war selten allein. Den ersten Tag, als sie von seiner Krankheit hörte, wäre sie selbst fast erkrankt; kaum war sie zurückgekehrt, so hatte sie sich auf ihrem Zimmer eingeschlossen; sie wurde zum Essen gerufen und erschien im Speisesaale mit einem Gesicht, vor dem Anna Wassiljewna so sehr erschrack, daß sie sie durchaus sofort in's Bett bringen wollte. Es gelang Helena indessen, sich Gewalt anzuthun. „Wenn er stirbt," hatte sie beständig für sich gesagt, „überlebe ich ihn nicht." Dieser Gedanke hatte sie beruhigt und ihr Kraft verliehen, gleichgiltig zu scheinen. Uebrigens belästigte sie Niemand besonders: Anna Wassiljewna hatte mit ihren Rheumatismen zu schaffen, Schubin hatte sich mit Wuth seiner Arbeit hingegeben, Zoë war in Schwermuth verfallen und wollte die Lektüre des Werther vornehmen, Nikolai Artemjewitsch war sehr unzufrieden über die häufigen Besuche des „Scholars", um so mehr da seine „Plane" in Betreff Kurnatowsky's sehr langsam vorrückten, weil der praktische Oberfekretär sich piquirt fühlte und sich auf's Warten gelegt hatte. Helena hatte Berßenjew nicht einmal gedankt; es gibt Dienstleistungen, für die es schwer fällt und man sich schämt, Dank zu sagen. Nur ein Mal, es war das vierte Mal, da sie ihn sprach (als Inßarow eine sehr schlechte Nacht gehabt und der Arzt auf eine Consultation angespielt hatte), nur dies Mal erinnerte sie ihn an seinen Schwur. „Nun, so kommen Sie denn," sagte er zu ihr. Sie

war aufgestanden und fortgegangen, um sich umzukleiden. „Nein," sagte er, „warten wir noch bis morgen." Gegen Abend war es mit Inßarow besser geworden.

Acht Tage hatte diese Qual gedauert. Helena schien ruhig, konnte aber nicht essen und verbrachte die Nächte schlaflos. Ein stumpfer Schmerz lag in allen ihren Gliedern, ein trockener, heißer Dampf, dünkte sie, erfülle ihren Kopf. „Unser Fräulein schwindet wie ein Licht," sagte ihr Stubenmädchen von ihr.

Endlich am neunten Tage trat eine Krise ein. Helena saß im Gastzimmer neben Anna Wassiljewna und las mechanisch derselben aus der Moskauer Zeitung vor; Berßenjew trat herein. Helena warf einen Blick auf ihn (wie flüchtig und ängstlich und scharf und besorgt war jeder Blick, den sie bei seinem Erscheinen auf ihn warf!) und errieth sogleich, daß er ihr eine gute Nachricht brachte. Er lächelte, nickte ihr leicht zu. Sie richtete sich auf, ihm entgegen.

„Er ist zu sich gekommen, ist gerettet, in einer Woche wird er ganz gesund sein," raunte er ihr zu.

Helena streckte ihre Arme wie zum Schutze vor und sagte nichts, nur ihre Lippen bebten und Röthe ergoß sich über ihr ganzes Gesicht. Berßenjew begann mit Anna Wassiljewna zu sprechen, Helena ging fort auf ihr Zimmer, sank auf die Kniee, betete und dankte Gott .... Freudige, helle Thränen strömten aus ihren Augen. Sie empfand plötzlich eine ungewöhnliche Mattigkeit, neigte den Kopf auf das Kissen, sagte leise: „Armer Andrei Petrowitsch!" und versank sogleich mit nassen Wimpern und Wangen in Schlaf. Schon lange hatte sie die Augen nicht geschlossen und schon lange nicht geweint.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Ein Besuch in Bitsch.

K. Am 19. März, Morgens um 8 Uhr, standen wir vor dem Pfalzburger, d. i. dem östlichen Thore vor Bitsch. Der Wall war überall mit starken Wachen besetzt, jeder Durchpassirende wurde angehalten. Sofort redete uns der wachthabende Lieutenant an: De quel endroit, de quel pays? Auf unsre Antwort: „Aus der Pfalz" schien er befriedigt, da wir also keine Prussiens waren und schmunzelte: Ah, vous êtez Bavarois. Nichtsdestoweniger war er nicht geneigt, uns passiren zu lassen und nur den Bemühungen eines hinzukommenden Bewohners von Bitsch verdankten wir es, daß er uns 2 Mann zur Escorte mitgab, denen er den Befehl einschärfte, uns ohne jede Belästigung Seitens französischer Soldaten an das entgegengesetzte Landauerthor zu geleiten. Wir treten in die Stadt. Welch ein Anblick! Links und rechts kahle Wände, überall Schutt und Gerölle. Die eine den bayerischen Batterien ausgesetzte Stadthälfte war völlig ruinirt, während die andere noch ziemlich unbeschädigt war. Der, uns begleitende Bürger sagte, 10 Bewohner seien während der Beschießung umgekommen; der größte Theil von ihnen war beim Ausbruch des Krieges fortgezogen und die Stadt jetzt von wenig Einwohnern bevölkert; obwohl überall noch die Schilde mit der Aufschrift: Brasserie, Boulanger etc. hingen, war fast kein Local offen. Ganz erklärlich, da bis dahin kein Wagen, auch nicht aus der Umgegend, in die Stadt kommen durfte und jeder Verkehr völlig gehemmt war.

Die wenigen Bürger, die ich sah, sprachen alle französisch. Dagegen wimmelte es auf den Straßen von französischen Soldaten jeder Waffengattung, Infanteristen, Turcos, Chasseurs, Husaren und Artilleristen. Die eigentliche Besatzung, wie sie sich auf dem Walle und an den Wachtposten befand, bildete das 54. Linienregiment; außerdem befinden sich, wie die vielen Cavaleristen in dieser Festung zeigen, viel Versprengte aus der Schlacht bei Wörth dort und ich glaube, die Schätzung unsres Begleiters war nicht zu hoch gegriffen, wenn er die Zahl der in Bitsch befindlichen Truppen auf 4000 anschlägt.

Die Soldaten sahen sämmtlich wohlgenährt und wohlbewaffnet aus und schritten mit einem Selbstbewußtsein und einem Elan einher, der zu sagen schien: Wir sind allein noch echte französische Soldaten, wir stehen wie ein Fels im Meer und haben unsre forteresse pucelle gehalten, bis wir freien Abzug erlangten. — Die Citadelle durften wir nicht besuchen; wir mußten uns also damit begnügen, von außen die verderbliche Wirkung der bayerischen Granaten kennen zu lernen: wir sahen nur rußige Mauern und verkohlte Dachstühle; ja sogar die Kasematten, die man für bombenfest hielt, waren nach der Aussage unsres Begleiters durchlöchert worden und man soll damals in Bitsch daran gedacht haben, sich in den nächsten Tagen zu ergeben, wenn die Beschießung noch fortdauerte.

Nachdem wir uns Alles gehörig angesehen, dabei auch in einer Gruppe von Officieren den berühmt gewordenen Commandanten der Festung, den Artillerieobersten Tessier, einen noch ziemlich jungen Mann mit energischen Gesichtszügen, erblickt hatten, kamen wir an das Landauerthor. Hier wurden wir denn als die ersten Fremden, welche die Stadt betraten, von den Wachtsoldaten mit einer Art Neugier und Verachtung begafft und, wie ich bemerkte, mit einer gehörigen Lauge französischen Spottes übergossen. Ein Turco vornehmlich, ein wahres Prachtexemplar von gelblichbrauner Gesichtsfarbe, mit engen Gamaschen, weiten Pumphosen, litzenbesetzter Jacke und einer Art türkischer Kopfbedeckung, die unvermeidliche Cigarette im Mund, schien sich an unsern blonden Haaren nicht genug ergötzen zu können und rief zur großen Belustigung Aller in gebrochenem Deutsch den uns begleitenden Soldaten zu: Gebt den Prussiens eins!

Am Thore mußten wir noch einmal Rede stehen auf die Fragen: Votre nom, de quel endroit, à quel endroit, quelle profession? und traten sodann aus der Festung und machten uns auf den Rückweg. Das an der Straße, die nördlich nach Breitenbach führt, liegende Fort schien weniger von den bayerischen Batterien beschädigt worden zu sein, als die Citadelle. Es steht durch einen Damm und einen Schanzgraben

mit der Festung in Verbindung. Zwischen der Stadt und dem Fort waren schon etwa 20 Kanonen aufgestellt, bereit, jeden Augenblick als einzige Zeugen französischer Unbesiegtheit die Reise in das Innere Frankreichs anzutreten.

Zum Schlusse will ich noch kurz von der gegenwärtigen Gesinnung der Landbewohner in der Umgegend von Bitsch berichten. Sie betrachten sich, obwohl immer noch mit einigem Widerstreben, bereits als gute Deutsche. Zu diesem immerhin raschen Wechsel trug meiner Meinung nach Folgendes bei: 1. sie sind froh, nicht an den 5 Milliarden bezahlen zu müssen und in eine immer größer werdende Schulden- und Steuerlast zu gerathen, 2. das undisciplinirte Betragen der bei ihnen einquartirten französischen Truppen und das disciplinirte der deutschen, besonders, wie sie gestehen, der bayerischen, hat uns ihre Zuneigung verschafft, 3. sie fangen an, zu fühlen, daß sie nur als Halbfranzosen angesehen wurden, von uns dagegen als Volldeutsche behandelt werden. Das Schlußergebniß ihrer politischen Betrachtungen war immer: „Bayrisch wollen wir gerne werden, aber nur nicht „prüssisch". Sie würden bei einem Plebiscit alle dafür stimmen, bayerische Staatsunterthanen zu werden.

Miscellen.

München, 16. März. Das neue deutsche Reich hat in Bayern eine Erbschaft anzutreten, ein werthvolles Gebäude mit fast 120 Tagwerken Grund und Boden: nemlich die Walhalla bei Regensburg. In dem in der öffentlichen Sitzung der bayerischen Abgeordnetenkammer vom 11. März 1869 verlesenen Kodizill des Königs Ludwig des I., des Erbauers der Walhalla, heißt es nemlich wörtlich: „Die Walhalla und was zu ihr gehört, vermache ich Teutschland, meinem großen Vaterlande. Ueber die Aufnahme in dieselbe hat der Bundestag .... zu entscheiden. Früher nicht, als 10 Jahre nach dem Tode des Betreffenden kann die Aufnahme stattfinden." In einem Nachtrage zu diesem Kodizill heißt es weiter: „Würde, was Gott verhüten möge, der deutsche Bund aufhören, so fällt die Walhalla an Bayern. Würde später jedoch wiederum ein Bund Teutschland vereinigen, würde die Walhalla auf's neue Eigenthum Teutschlands und hat wieder in's Leben zu treten, was ich in Ansehung ihrer verfügte." — Ein neuer Bund hat nun im gegenwärtigen Zeitpunkte Deutschland wieder vereiniget, und es werden sonach die Bestimmungen des Kodizills wirksam und die Walhalla ist nunmehr zum Nationaleigenthum Deutschlands geworden. In ihr sollen die Büsten der großen Männer unseres Jahrhunderts, welche Deutschland hervorgebracht hat, Platz finden! Hoffentlich wird jedoch nach dem definitiven Friedensschlusse neben der Walhalla auch der Befreiungshalle bei Kelheim gedacht werden und es werden zu den alten Schilden, die die Namen der Gefechte und Schlachten tragen, durch welche Deutschlands Befreiung in den Jahren 1813 bis 1815 erkämpft wurde, wohl in Bälde die Namen der Schlachten des gegenwärtigen Befreiungskampfes hinzugefügt werden. Und neben den 18 Inschriftstafeln, auf welchen die Namen der berühmten Feldherren — Blücher, Schwarzenberg, Scharnhorst, Gneisenau, York, Bülow, Kleist, Tauenzien, Ziethen u. s. w. glänzen, die den deutschen Befreiungskampf zu Anfang dieses Jahrhunderts mitgemacht, werden auch jene Tafeln angebracht werden, welche die Namen der hervorragenden Helden des so eben ruhmreich zu Ende geführten Feldzuges tragen.

Dem Briefe eines Correspondenten der „N. fr. Pr.", der seine Heimfahrt aus Frankreich nach Deutschland schildert, entnehmen wir nachstehende interessante Stellen: Auf dem besonders reich geschmückten Bahnhof von Blesme-Haussignemont standen 500 Bayern und Preußen in ziemlicher Zerrissenheit. Sie waren im November gefangen und jetzt auf der Heimfahrt von der Insel Oleron. Sie klagten Stein und Bein über die Leibesverpflegung: „Kein Tropfen Bier, keine Knödel — nix als Eselsfleisch und Läuse!" — Ein echter Berliner Junge von kaum 15 Jahren stand mitten unter den Soldaten und rauchte keck seine Cigarre. Er trug einen großen Soldatenrock, an dem die Aermel vorn verkürzt waren, und eine Soldatenmütze. Er war schon im vorigen Sommer mit einem Berliner Regiment heimlich in die Welt hinausgelaufen. Als ich ihn fragte, ob er sich freue, daß es jetzt nach Hause gehe, machte er ein pfiffig klägliches Gesicht und scheuerte sich den Rücken: „Der wird sich wohl zuerst aufs Vaters Knieriem zu freuen haben — aber lustig war's doch!" Nun, ich hoffe auch, daß Vaters Knieriem meine Ansichten über die kleinen Kriegsvagabunden theilt, und bedaure nur, daß wir Beide nicht schon vor ¾ Jahren ein entscheidendes Wort darüber zu sprechen hatten. Ich bin während meiner sechsmonatlichen Kriegsfahrt vor Metz und vor Paris Dutzenden dieser kleinen Kriegsvagabunden begegnet und habe nie begreifen können, daß die Regiments-Commandeure sie so ruhig weiter vagabundiren ließen. Das Kriegsleben ist keine gute Lebensschule für Kinder. Alle diese armen deutschen Jungen, die ich in Frankreich unter den Soldaten traf, gaben sich die größte und meist leider nicht vergebliche Mühe, es den rohesten ihrer Patrone im Trinken, Fluchen, Plündern und Zotenreißen noch vorzuthun. Und mußten sie nicht auch Wunder denken, was für Helden sie seien, wenn sie im dichten Soldatenkreise ihre unsauberen Lieder sangen und ihr Auditorium lachte und brüllte Beifall? Bei der letzten großen Parade in Longchamp im Bois de Bologne durften sogar zwei von diesen Soldatenjungen hinter den Bataillonen vor dem Kaiser vorübermarschiren. Und auch in Deutschland wird es schwache Seelen genug geben, die bei den Einzugsfesten in diesen kleinen Landstreichern angehende Helden erblicken und feiern. Vivat Vaters Knieriem! Der ist ihnen wahrlich gesunder! Und einst habe ich sogar einen solchen Soldatenjungen getroffen, der nicht einmal — ein Junge war. Es war Mitte October. Ich ging durch die Avenue de Paris in Versailles. Da traf ich einen preußischen Schutzmann, der ein Bürschchen in grüner Jäger-Uniform an der Hand mit sich schleppte. Es war ein hübscher Junge mit frischem Gesicht. Er hielt die eine freie Hand vor die Augen und that, als weinte er. Zwischen den Fingern durch aber sah man sein lustiges Lachen. „Was hat der Junge gemacht?" fragte ich den Schutzmann. „J, es ist ja gar kein Junge, sehen Sie denn das nicht gleich seinem Gange an? Es ist ein echtes neustädter Mädchen. Die Jäger-Offiziere haben sie aus Neustadt mitgenommen und ihr die Uniform machen lassen. Sie hat bis hierher immer auf dem Wagen des Marketenders gesessen. Jetzt aber sind die Herren Lieutenante ihrer überdrüssig geworden. Es fehlt ja in Versailles an dieser Sorte nicht, und unser Mamjellchen soll jetzt einen Zwangspaß nach Hause bekommen . . ." Nach einigen Wochen aber traf ich unsern Jungen in eleganter Damentoilette im Versailler Schloßgarten wieder. Sie hatte andere Beschützer gefunden.

Charade.

Ueber Lebenswege schreiten,
Wie die Ersten es bedeuten,
Werden Wenige nur hier:
Aus der Letzten wird man Dir
Einst die stille Wohnung bauen,
Und vom Ganzen sei zu schauen
Statt Gedicht und Lebenslauf
Nur ein einfach Kreuzchen drauf.

Auflösung der Homonyme in Nr. 29:
(Einzug — ein Zug.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 39. Speyer, Samstag, den 1. April 1871.

Am Vorabend.

Novelle von Iwan Turgenjew.

(Fortsetzung.)

XXVII.

Berßenjew's Aussage traf nur zum Theil ein: die Gefahr war vorüber, doch kehrten Inßarow's Kräfte erst langsam wieder; der Arzt ließ etwas von tiefer und allgemeiner Erschütterung des ganzen Organismus fallen. Indessen verließ der Kranke sein Bett und ging im Zimmer umher. Berßenjew war wieder in seine Wohnung übergezogen, doch besuchte er täglich seinen noch schwachen Freund und erstattete auch wie zuvor täglich Helenen Bericht über den Zustand des Genesenden. Inßarow durfte nicht an sie schreiben und machte blos in seinen Gesprächen mit Berßenjew flüchtige Andeutungen auf sie; Berßenjew dagegen erzählte ihm mit erkünsteltem Gleichmuthe von seinen Besuchen bei Stachows, wobei er jedoch besonders betonte, wie Helena so sehr betrübt gewesen, jetzt aber ruhiger geworden sei. Helena schrieb auch nicht an Inßarow, sie hatte etwas Anderes im Sinne.

Eines Tages, als Berßenjew ihr eben mit heiterem Gesichte die Nachricht gebracht hatte, daß der Arzt Inßarow erlaubt habe, eine Cotelette zu essen, und Letzterer füglich in einiger Zeit werde ausgehen dürfen, — wurde sie nachdenkend und ließ den Kopf hängen ...

„Errathen Sie, was ich Ihnen sagen will," begann sie darauf. Berßenjew wurde verlegen. Er hatte sie verstanden. „Vermuthlich," entgegnete er mit einem Blicke auf die Seite, — „wollen Sie mir sagen, daß Sie ihn zu sehen wünschen." Helena wurde roth und sagte kaum hörbar: „Ja!"

„Woran liegt es denn? Das, denke ich, wird Ihnen ja leicht sein. Pfui!" dachte er, „welch' ein garstiges Gefühl hat mich beschlichen!"

„Sie wollen sagen, weil ich schon ein Mal ..." sagte Helena. „Ich fürchte aber .... er ist jetzt, sagen Sie, selten allein."

„Das läßt sich leicht machen," erwiderte Berßenjew, immer ohne sie anzusehn. „Ihn vorbereiten kann ich nun freilich nicht, geben Sie mir aber einen Zettel. Wer kann Ihnen verbieten, an ihn als Ihren guten Bekannten, für den Sie sich interessiren, zu schreiben? Es ist nichts Anstößiges dabei. Bestimmen Sie ihm ... das heißt, schreiben Sie ihm, wann Sie bei ihm sein wollen."

„Ich schäme mich," sagte Helena leise.

„Geben Sie mir einen Zettel, ich will ihn hintragen."

„Das wird nicht nöthig sein, ich möchte Sie nämlich bitten .... Sie müssen mir nicht böse werden, Andrei Petrowitsch .... Gehen Sie morgen nicht zu ihm."

Berßenjew biß sich die Lippen.

„Ich! ja, ich verstehe, schon recht, schon recht." — Er setzte noch etwas hinzu und ging rasch hinaus.

„Desto besser, desto besser," dachte er, indem er nach Hause eilte. „Nichts Neues habe ich erfahren, um so besser. Was klammere ich mich denn da an ein fremdes Nest? Ich habe mir nichts vorzuwerfen, ich habe gethan, was mein Gewissen mir gebot, jetzt ist es aber genug. Sie mögen gehen. Es war kein eitles Wort, was mir mein Vater sagte: „Wie, mein Junge, du und ich sind keine Sybariten, keine Aristokraten, uns hat weder Geschick noch Natur verhätschelt, nicht einmal Märtyrer sind wir, — Arbeiter sind wir, Arbeiter und Arbeiter. So wirf dir dein Schurzfell über, Arbeiter, tritt an deinen Werktisch, in deine dunkle Werkstätte! Mag die Sonne Anderen leuchten! Unser einsames Leben hat auch seinen Stolz und sein Glück!"

Am folgenden Morgen erhielt Inßarow mit der Stadtpost einen kurzen Zettel: „Erwarte mich," schrieb ihm Helena, „und laß Jeden abweisen, A. P. wird nicht kommen."

XXVIII.

Inßarow durchflog Helenens Zettel und ließ sogleich sein Zimmer in Ordnung bringen, er bat seine Wirthin, die Arzneiflaschen fortzuschaffen, zog seinen Schlafrock aus und einen Ueberrock an. Vor Entkräftung und Freude ging ihm der Kopf in die Runde und pochte ihm das Herz. Die Kniee knickten ihm zusammen, er ließ sich auf den Divan nieder und sah nach der Uhr. „Jetzt ist es drei Viertel auf Zwölf," sagte er zu sich selbst, — „vor Zwölf kann sie unmöglich kommen, ich will bis dahin an etwas Anderes denken, sonst halte ich es nicht aus. Vor Zwölf kann sie unmöglich ...."

Die Thür flog auf und in leichtem, seidenen

Kleide, ganz weiß, frisch, jugendlich und glücklich trat Helena herein und fiel mit schwachem Freudenruf an seine Brust.

„Du lebst, bist mein," rief sie und umfing und streichelte seinen Kopf. Er verging vor Wonne, sein Athem versagte in dieser Nähe, von diesem Glücke.

Sie setzte sich an seine Seite, schmiegte sich an ihn und blickte ihn mit jenem lieblichen, wonnigen und zärtlichen Blicke an, der nur aus den Augen eines liebenden, weiblichen Wesens leuchtet.

Ihr Gesicht nahm plötzlich einen traurigen Ausdruck an.

„Wie hast du abgenommen, mein armer Dmitri," sagte sie seine Wange streichelnd, — wie ist dein Bart lang geworden!"

„Auch du hast abgenommen, meine arme Helena," entgegnete er, indem er ihre Finger mit den Lippen zu haschen versuchte.

Sie schüttelte heiter mit den Locken.

„Das hat nichts zu bedeuten. Gib nur Acht, wie wir uns erholen werden! Ein Gewitter war über uns heraufgezogen, wie an jenem Tage, als wir in der Kapelle zusammen trafen, jetzt ist's vorüber. Jetzt bleiben wir leben!"

Er erwiderte ihr mit einem Lächeln.

„Ach, Dmitri, was für Tage, was für martervolle Tage! Wie kann man diejenigen überleben, die man liebt? Jedes Mal wußte ich zum voraus, was mir Andrei Petrowitsch sagen würde, wahrhaftig, mein Lebensgeist stieg und fiel mit dem deinigen. Sei mir wieder gegrüßt, mein Dmitri!"

Er wußte nicht, was er ihr sagen sollte. Er hätte ihr zu Füßen fallen mögen.

„Was ich auch noch bemerkt habe," fuhr sie fort, indem sie ihm das Haar zurückstrich „(ich habe diese ganze Zeit über Muße genug gehabt, um über Vieles nachzudenken), wenn der Mensch sehr, sehr unglücklich ist, — mit welcher stumpfsinnigen Aufmerksamkeit gibt er auf Alles Acht, was um ihn herum vorgeht! Zuweilen vertiefte ich mich ganz in die Betrachtung einer Fliege und fühlte dabei Erstarrung und Grauen in der Seele! Das ist aber Alles vorbei, vorbei, nicht wahr? Alles ist hell, was vor uns liegt, nicht wahr?"

„Du stehst vor mir," erwiderte Inßarow, — „darum ist mir's hell."

„Und mir doch auch? Erinnerst du dich noch, als ich bei dir war, nicht das letzte Mal . . . nein, nicht das letzte Mal," wiederholte sie, unwillkürlich zusammenschauernd, — „jenes Mal, als wir mit einander sprachen, ich erwähnte, weiß selbst nicht warum, des Todes; da hatte ich keine Ahnung, daß er auf der Lauer stand. Du bist aber doch jetzt gesund?"

„Ich fühle mich bedeutend besser, bin fast ganz hergestellt."

„Du bist gesund, bist nicht gestorben. O, wie bin ich glücklich!"

Eine kurze Pause trat ein.

„Helena," sagte Inßarow.

„Was, mein Geliebter?"

„Sage mir, ist dir nicht der Gedanke gekommen, daß diese Krankheit als Strafe über uns verhängt worden sei?"

Helena blickte ihn ernsthaft an.

„Diesen Gedanken habe ich wohl gehabt, Dmitri. Ich dachte aber, wofür sollte ich denn Strafe leiden? Vielleicht habe ich etwas gegen dich verschuldet? — Ich könnte dir ein Hinderniß werden, dich aufhalten . ."

„Du wirst mich nicht zurückhalten, wir werden zusammenhalten."

„Ja, Dmitri, das wollen wir, ich folge dir . . . Es ist meine Pflicht. Ich liebe dich . . . . ich kenne keine andere Pflicht."

„O, Helena!" rief Inßarow, — „welch' unzerstörbare Bande legt mir jedes deiner Worte an!"

„Warum von Banden reden?" fiel sie ein. „Wir sind Beide freie Leute. Ja," fuhr sie nachdenkend mit gesenktem Blicke fort und mit einer Hand, wie bisher, ihm das Haar zurückstreichend, — „ich habe in der letzten Zeit Vieles erlebt, wovon ich niemals einen Begriff gehabt! Wenn mir Jemand vorausgesagt hätte, daß ich, das wohlerzogene Fräulein, unter allerlei erdichteten Vorwänden, allein, das Haus verlassen werde, um, wohin? — zu einem jungen Manne, in dessen Wohnung zu gehen; — welche Entrüstung hätte ich gefühlt! Und das ist Alles geschehen, und ich fühle nicht die geringste Entrüstung. Bei Gott, es ist wahr," setzte sie hinzu, sich gegen Inßarow wendend.

Er blickte sie mit dem Ausdrucke so grenzenloser Hingebung an, daß sie sanft ihre Hand auf seine Augen herabgleiten ließ.

„Dmitri!" redete sie ihn an, — „du weißt es ja nicht, ich habe dich ja dort, auf jenem schrecklichen Lager gesehen, als du in den Krallen des Todes dich befandest, besinnungslos warst . . . ."

„Du hast mich gesehen?"

„Ja."

Er schwieg. — „Und Berßenjew war dabei?"

Sie nickte mit dem Kopfe.

Inßarow beugte sich zu ihr. — „O, Helena!" flüsterte er, — „ich darf meinen Blick nicht zu dir erheben."

„Weßhalb? Andrei Petrowitsch ist so gut! Ich habe mich nicht vor ihm geschämt. Und worüber hätte ich mich schämen sollen? Ich will es der ganzen Welt sagen, daß ich die Deine bin . . . . Zu Andrei Petrowitsch habe ich Vertrauen, wie zu meinem Bruder."

„Er hat mich gerettet!" rief Inßarow. — „Das ist der edelste, beste der Menschen!"

„Gewiß . . . . Und weißt du wohl, ihm habe ich Alles zu verdanken? Weißt du wohl, er war der Erste, der mir sagte, daß du mich liebst? Und wenn ich Alles sagen dürfte . . . . Ja gewiß, er ist der edelste Mensch."

Inßarow blickte Helena fest an. — „Er ist in dich verliebt, nicht wahr?"

Helena senkte die Augen. — „Er hatte mich lieb," sagte sie halblaut.

Inßarow drückte ihr stark die Hand. — „O,

Ihr Russen," sagte er, — „Ihr habt ein goldenes Herz! Und er, er hat mich gepflegt, hat die Nächte nicht geschlafen . . . Und du, du mein Engel . . . Ohne Vorwurf, ohne Wanken . . . . und mir das Alles, mir . . . ."

„Ja, ja, Alles dir, weil man dich liebt. Ach, Dmitri! Wie sonderbar ist es doch! Ich habe es, dünkt mich, dir schon ein Mal gesagt, das ist aber gleich, ich wiederhole es gern, und dir wird es auch lieb sein, zu hören, — als ich dich das erste Mal sah . . . ."

„Warum hast du Thränen in den Augen?" unterbrach sie Inßarow.

„Ich? Thränen?" — Sie trocknete ihre Augen mit dem Tuche. — „O, das Närrchen! Er weiß noch nicht, daß man auch vor Freude weint. Ich wollte dir nun sagen: Als ich dich zum ersten Male sah, fand ich nichts Besonderes in dir, wahrhaftig. Ich besinne mich, anfangs gefiel mir Schubin weit mehr, obgleich ich niemals Liebe zu ihm gefühlt habe; was nun vollends Andrei Petrowitsch betrifft — oh! da gab es eine Minute, wo ich dachte: wäre es nicht dieser? Du aber — Nichts; dafür hast du mir nachher . . . . nachher . . . mit beiden Händen das Herz ergriffen!"

„Verschone mich," sagte Inßarow. Er wollte aufstehen und fiel sogleich auf den Divan zurück.

„Was fehlt dir?" fragte Helena besorgt.

„Nichts . . . ich bin noch etwas schwach . . . Dieses Glück ist noch zu groß für meine Kräfte."

„So bleib' ruhig sitzen. Bitte, sich nicht zu rühren, nicht aufgeregt zu sein," setzte sie, mit dem Finger drohend hinzu. — „Und warum hat man den Schlafrock abgelegt? Noch ist es zu frühe, den Stutzer zu spielen! Ruhig gesessen, ich will Ihnen Märchen erzählen. Man höre und schweige. Nach solcher Krankheit ist es schädlich, viel zu sprechen."

Sie begann ihm nun von Schubin, von Kurnatowsky zu erzählen, und was sie in den letzten zwei Wochen erlebt hatte und wie, nach den Zeitungen zu urtheilen, Krieg bevorstehe, und sobald er völlig hergestellt sein werde, man ohne eine Minute zu verlieren, an die Mittel zur Abreise werde denken müssen . . . . Dies Alles erzählte sie, an seiner Seite sitzend und rasch war die Zeit verflogen, sie eilte heim.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schlachtenbummler.

Ueber diese vielfach besprochene Species bringt ein rheinisches Blatt eine interessante Schilderung, der wir das Nachstehende entnehmen.

Nachdem der Verfasser eine Reihe von Kriegsbildern gezeichnet, fährt er fort: Und nun steige auf vor meinem geistigen Auge, Schlachtenbummler erster Classe, wie ich Dich am 25. September, einen Tag nach der Uebergabe am Bahnhofe von Toul sah, malerisch gelehnt an einen Pfeiler des Perrons. Ein ungarisch aufgekrempetes schwarzes Filzhütchen mit schwarzem Federstutz bedeckt den sorgfältig frisirten Kopf mit dem blassen länglichen, von dunkelm Bart umrahmten Gesichte. Der Oberkörper steckt in einer eigenthümlichen Gewandung von feinem schwarzem Tuch, deren Grundform an die Blousen der Bergleute erinnert, die Beine in enganliegenden, schwarzen Lederhosen, über welche hohe, bis über die Kniee reichende Stiefel von schwarzem Glanzleder mit Stulpen gezogen sind. Die Hände stecken in hellen, perlgrauen Handschuhen, auf der Nase balancirte ein Pince-nez und von der rechten Schulter bis zur linken Hüfte geht der Riemen, an welchem das Etui mit dem Feldstecher hängt. Man sieht dem Trefflichen an, daß er sich den ganzen Anzug ad hoc hat bauen lassen; man sieht ihm ferner an, daß er sich in diesem Anzuge wird photographiren lassen; es ist, als versuche er jetzt schon Stellungen, in welchen er sich der Maschine des Photographen am Vortheilhaftesten und Interessantesten präsentiren wird. Selten wohl habe ich etwas Nichtigeres und Alberneres, als dieses kokette Spiel mit den fein behandschuhten Händen, als diese Entfaltung weiblicher Eleganz gesehen, die vom rauhen Kriegswesen einen schwachen trügerischen Schimmer geborgt hat. Und das hier, in dieser Umgebung! Die Kneipen und Gasthöfe am Stationshaus sind zusammengeschossen, zerrissen, zerschlagen, die Gärten bis hinunter zur Stadt verwüstet und unter Wasser gesetzt, die Bäume gefällt und zu Verhauen verwendet; aus den Häuserruinen steigt noch der Rauch ungeheurer Feuersbrünste in die blaue Septemberluft; in den Straßen wüthet noch die helle Lohe; Noth, Elend, Jammer und Tod überall, und da oben steht suffisant lächelnd ein alberner Junge, der thut, als wäre dies Alles nur eine Art höherer Sport, und der für diesen Augenblick keine größere Sorge hat, als die, daß seine Handschuhe möglichst glatt anliegen, und daß, „so lieb ihm das Leben ist, die Hosen keine Falten werfen". Sicher, es ist nicht der „Bube hinter dem Ofen, unter den Schranzen, unter den Zofen", denn er hat sich herausgemacht, weil ihn ein bequemer Eisenbahnwagen aufnahm und ein englisches Reisenecessaire einen gewissen Comfort unter allen Umständen garantirte. Aber es ist ein Hohn auf die ganze Situation.

Mir scheint einleuchtend, daß es Niemand Spaß machen wird, dem geschlagenen Heere seiner Landsleute zu folgen: ich glaube daher nicht an das Vorhandensein französischer Schlachtenbummler in diesem Feldzuge und habe auch keine zu Gesicht bekommen. Was literarische Schlachtenbummler aus den neutralen Ländern betrifft, so bin ich mit solchen aus den verschiedensten Staaten zusammengetroffen: Engländer, Italiener, Schweden, Russen 2c. 2c., ja sogar ein Serbe, kreuzten meinen Kriegspfad, oder schlossen sich mir theilweise auf demselben an. Von Engländern und Amerikanern nenne ich den trefflichen Correspondenten des „Daily Telegraph", Capitain de Kingston, Lord Adair, Mr. Eaton vom „Manchester Guardian", Dr. Becker vom „Newyorker Herald" 2c. Welch' arme Schluder sind doch wir deutsche Reporter gegen unsere Collegen von der englischen und amerikanischen

Presse! Herr von Kingston, früher österreichischer Offizier, hatte während der Straßburger Belagerung einen vollständigen Relaisdienst von Brumath über Selz nach Rastatt eingerichtet, mittelst dessen er seine Briefe und Telegramme an die Rastatter Bureaus ablieferte, um sie nicht den Fährlichkeiten der Beförderung durch die Armee-Anstalten auszusetzen. Eigener Wagen mit Kutscher und Pferden ist selbstverständlich. Lord Adair, actuell einfacher Zeitungs-Correspondent, reist mit Leibarzt, Secretär, Dienerschaft und eigener Equipage. Abends 5 Uhr täglich sah der Saal des im Lion d'Or etablirten Casino's zu Brumath Diners, wie sie dieses Haus gewiß in der besten Franzosenzeit nicht gesehen hatte. Einfacher und anspruchsloser traten Dr. Becker und Mr. Eaton auf. Was Mr. Eaton betrifft, so war derselbe bei dem ganzen Straßburger Belagerungscorps bekannt unter dem Namen „der dicke, lustige Engländer."

Mr. Eaton hatte bis sechs Wochen vor seinem Eintreffen in Straßburg noch kein Wort deutsch gesprochen, was ihn aber nicht verhinderte, sich mit großer Todesverachtung in die Fährlichkeiten einer deutschen Conversation zu stürzen. Die Wirkungen waren enorm. Sobald Mr. Eaton eine deutsche Rede hielt, wälzte sich fast Alles vor Lachen. Mr. Eaton war sehr neugierig, und da er viel fragte, so bekam er viele Antworten. Mögen diejenigen, welche dieselben gaben, die haarsträubenden Berichte im „Manchester Guardian" verantworten!

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Aus Baden, 19. März. Archivdirector Mone ist am 12. März durch einen sanften Tod von seinen langjährigen Leiden befreit worden. Geboren zu Mingolsheim bei Bruchsal (12. Mai 1792) erhielt er seine wissenschaftliche Ausbildung an den Mittelschulen zu Bruchsal und Rastatt und an der Universität Heidelberg. Am letzteren Orte wirkte er als Professor der Geschichte und als Oberbibliothekar, bis er im Jahre 1827 einem Rufe an die Universität Löwen folgte. Bei Ausbruch der belgischen Revolution kehrte er nach Heidelberg zurück. Nachdem er sodann von den Jahren 1832 bis 1835 Redacteur der Karlsruher Zeitung gewesen, wurde er 1835 zum geheimen Archivrath und Director des allgemeinen Landesarchivs befördert, welche Stellung er bis vor wenigen Jahren bekleidete. Seine vielfachen Schriften sichern ihm den Ruhm eines der gründlichsten und der tüchtigsten Geschichtsforscher und Gelehrten unseres Jahrhunderts. Von erhöhter Bedeutung ist sonders seine Urkundensammlung zur Geschichte des Oberrheins, eine wahre Fundgrube zur Geschichte des Landes Baden.

Herr von Treitschke veröffentlicht in seinen Preußischen Jahrbüchern „Briefe deutscher Gelehrten an Napoleon III.", welche der Siècle den Tuilerienpapieren entnommen hat. Die Herren Verfasser Ritschl und Theodor Mommsen werden dem Veranstalter dieser „Enthüllungen", die geeignet sind, in weiteren Kreisen Aufsehen zu erregen, schwerlich zu Dank sich verpflichtet fühlen. Dieselben athmen, schreibt die Köln. Ztg., einen Servilismus, der den eigenthümlichsten Contrast bildet zu der geräuschvollen Beflissenheit, mit welcher von dem einen oder anderen deutschen Professor während des deutsch-französischen Krieges der nationale Standpunkt gewahrt worden ist. Zur Charakteristik des ersten Schriftstücks, eines Briefes von Friedrich Ritschl, d. d. Bonn, 14. April 1865, in welchem derselbe dem Kaiser für die Zusendung eines Exemplars des „Leben Cäsar's" seinen Dank ausspricht, möge folgende Stelle dienen: „Im letzten Jahr habe ich mir die Freiheit genommen, im Namen der Gesellschaft für rheinische Alterthümer die 36. Lieferung ihrer Annalen Ew. Majestät sehr unterthänigst zu unterbreiten. Da Ew. Majestät dieses Zeugniß des tiefsten Respects nicht abgelehnt haben, so schöpfe ich daraus die Kühnheit, Ew. Majestät um die Gnade zu bitten, auch die folgenden Lieferungen, die 37. und 38., welche in diesem Augenblicke publicirt werden, anzunehmen. Wenn Ew. Majestät die synoptischen Tableaux der römischen Mosaiken von Nennig Ihrer hohen Aufmerksamkeit nicht unwürdig achtet, so wird die Gesellschaft vielleicht berechtigt sein, sich mit der Hoffnung zu schmeicheln, in gleicher Weise nach ihrer Vollendung die colorirten Blätter in der Größe des Originals, welche gegenwärtig unter der Presse sind, zu übersenden wagen zu dürfen."

In dem zweiten Schreiben, welches Th. Mommsen zum Verfasser hat, ist von dem internationalen Character der Wissenschaft die Rede. Der genannte Gelehrte schreibt aus Anlaß der Uebersendung seiner Pandekten-Ausgabe an den Kaiser: „Wenn die Wissenschaften und die Literatur überhaupt einen internationalen Character haben, und wenn der ganze Fortschritt des menschlichen Geschlechts sich in der Entwickelung jener schönen Internationalität zusammenfaßt, welche die Nationen nicht gleich macht, aber sie lehrt, sich zu verstehen, d. h. sich zu achten und zu lieben, so trägt alles, was auf das römische Volk, die gemeinsame Stamm-Mutter der gegenwärtigen Civilisation, Bezug hat, in erster Reihe diesen internationalen Character."

Einen pikanten Abschluß erhält die Correspondenz durch den 3. Brief, ein Schreiben von Ritschl an Madame Hortense Cornu in Sachen seiner Uebersetzung des „Leben Cäsars". Er habe geglaubt, schreibt Ritschl, nicht für den Buchhändler arbeiten zu sollen, sondern für den kaiserlichen Verfasser. „Und zwar nicht etwa", fügt er motivirend hinzu, „weil es ein Kaiser, und weil er ohne Zweifel der gescheiteste, gebildetste und genialste aller Fürsten der heutigen Erdenwelt ist, noch weniger, weil er eben so gewiß der mächtigste und einflußreichste aller Regenten der Gegenwart ist, sondern weil er sich als gründlichen, geistreichen und stylgewandten Gelehrten manifestirt hat, dem ich in dieser Eigenschaft eben so viel Sympathie wie Bewunderung zolle. Denn ich zweifle nicht daran, daß Mommsens römische Geschichte, diese kleinlich verbissene, einen einseitigen Parteistandpunkt vertretende Darstellung, die seit einigen Jahren, wenigstens in Deutschland, alle Gemüther gefangen genommen hat, sogleich in den Hintergrund gedrängt werden wird durch die Arbeit eines Mannes, der, während er die Geschicke der Welt regiert, den zugleich großartigsten und unparteiischsten Standpunkt einnimmt für die Würdigung eines antiken Staatswesens, das in der Weltgeschichte nicht seines Gleichen gehabt hat."

Charade.

Wenn Dir die Letzten im Herzen glühen,
Siehst Du sie muthig vorüberziehen
Alle die Stürme des Lebens;
Selbst der Zweifler mächtige Schaar
Müht sich mit meinem ersten Paar,
Jene zu trüben, vergebens,
Und das Ganze, wie Luft und Wind,
Schwindet in Nichts, das alberne Kind
Lächerlich eitelen Strebens.

Auflösung der Charade in Nr. 38.

Ebenholz.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 40. Speyer, Dienstag, den 4. April 1871.

* Friedens-Gruß.

Einst hatt' ich einen schönen Traum
Von einer Rieseneiche,
Es breitete der starke Baum
Auf Deutschland seine Zweige.
Sie strebte aus der Erde Schoos
Dem stärksten Sturm zum Trutze,
Und Deutschland wurde stark und groß
In ihrem mächt'gen Schutze.

Verwirklicht ist das Traumgebild
Von dieser Rieseneiche,
Des Herzens Sehnen ist gestillt
Im neuen, deutschen Reiche.
O mög' es blühen und gedeih'n
Im neuen Kaiserthume,
Mit Glück und Segen uns erfreu'n,
Mit altem Glanz und Ruhme!

Um Gottes Segen, Gottes Rath
Fleh'n wir vor allen Dingen,
Er half uns ja die große That
So ruhmesreich vollbringen,
Er schützte uns in Feindes Land,
Und in dem blut'gen Kriege
Und sichtlich führte seine Hand
Uns stets von Sieg zu Siege!

Noch hält man fest im deutschen Land
An Gottes Wort und Lehre,
Noch nicht gelockert ist das Band
Der Tugend, Zucht und Ehre,
Noch hängt das treue Herz so warm
Am lieben, deutschen Herde,
D'rum schützet ihn der starke Arm
Mit seinem mächt'gen Schwerte! —

Das Haupt erhob in frechem Wahn
Die falsche, wälsche Hyder,
Da zogt Ihr Tapfern schnell heran
Und tratet sie darnieder!
Ja, daß des Feindes Macht gelähmt,
Wir danken's Euch, den Brüdern,
Die Ihr den wilden Strom gedämmt
In festgeschloss'nen Gliedern!

Gelungen ist's der Einigkeit
Das Größte zu vollbringen,
D'rum wollen wir für alle Zeit
Ihr gern ein Opfer bringen.
Paris, es kam in Eure Hand,
Die Stadt des Ruhms und Sieges,
Nach langem, hartem Widerstand,
Der schönste Preis des Krieges!

Das schöne Land habt Ihr befreit,
Das Elsaß-Lotharingen,
Dies konnte deutsche Tapferkeit
Und Einheit nur vollbringen!
Ja, deutsches Herz, dein deutscher Rhein
Ist frei, du kannst frohlocken,
Laut stimmen in den Jubel ein
Des alten Münsters Glocken! —

Wie nach Gewitters dunkler Nacht
Am Himmel kommt gezogen
Mit seiner wunderbaren Pracht,
Der farb'ne Regenbogen,
So kommst du, holder Genius
Vom Himmel zu uns nieder
Und bringst uns deinen Friedensgruß,
Wie freut das Herz sich wieder!

Wie uns erfüllt mit neuer Lust
Der Lenz mit seinen Blüthen,
Beglückst du wieder uns're Brust
O langersehnter Frieden!
Du ziehst in uns're Herzen ein
Mit Wärme und mit Milde,
Mit deinem Frühlings-Sonnenschein
O himmlisches Gebilde!

Wo jüngst die Saat das Roß im Flug
Zertrat im Pulverdampfe,
Da geht nun friedlich hinterm Pflug
Der Landmann nach dem Kampfe.
Und wo der Schlachtenruf erklang
Und wildes Kriegsgetümmel,
Erhebt die Lerche ihren Sang
Am tiefen, blauen Himmel!

Doch Denen, die im Tod vereint,
Als Helden sind gefallen,
Sei eine Thräne noch geweint,
Dank, ew'ger Dank Euch Allen!
Sie zogen in Walhalla ein
Mit Ruhm bekränzt, die Biedern,
D'rum sollen sie gepriesen sein
In Thaten und in Liedern!

Sei glücklich denn, mein Vaterland,
Im Schutz der Rieseneiche,
Der Herr geb' Segen und Bestand
Dem Kaiser und dem Reiche!
Er, der auf uns'rer Seite stand
In schweren Kriegeszeiten,
Mög' künftighin mit starker Hand
Auch Volk und Fürsten leiten! —

Aschaffenburg, den 22. März 1871.

Franz Englert.

Am Vorabend.

Novelle von Iwan Turgenjew.

(Fortsetzung.)

XXIX.

Mit finsterem Gesicht ging Nikolai Artemjewitsch in seinem Cabinete auf und nieder. Schubin saß mit übergeschlagenen Beinen am Fenster und rauchte ruhig eine Cigarre.

„So hören Sie doch, ich bitte, endlich auf, aus einer Ecke in die andere zu spazieren,“ sagte er, die Asche von der Cigarre abstreifend. „Ich warte immer, Sie werden etwas sagen, folge Ihren Bewegungen — daß mir der Hals davon schmerzt. Dann hat auch Ihr Gang etwas Gezwungenes, Melodramatisches.“

„Sie möchten immer nur Spaß treiben,“ entgegnete Nikolai Artemjewitsch. „Sie wollen sich nicht in meine Lage versetzen, Sie wollen nicht begreifen, daß ich mich an diese Frau gewöhnt habe, daß ich Neigung zu ihr fühle, daß ihre Abwesenheit mich quälen muß. Schon rückt der October heran, bald wird der Winter da sein . . . . Was kann sie in Reval machen?“

„Vermuthlich strickt sie Strümpfe . . . für sich; für sich, nicht für Sie.“

„Lachen Sie, lachen Sie nur; ich kann Ihnen nur sagen, daß ich keine Frau kenne, die mit ihr zu vergleichen wäre. Diese Ehrlichkeit, diese Uneigennützigkeit . . . .“

„Hat sie den Wechsel eingetrieben?“ fragte Schubin.

„Diese Uneigennützigkeit,“ wiederholte Nikolai Artemjewitsch, die Stimme erhebend — „ist Staunen erregend. Man sagt mir, es gebe auf der Welt eine Million anderer Frauen; aber ich sage: Zeigt mir diese Million; zeigt mir diese Million, sage ich. Und sie schreibt nicht einmal, das ist um den Tod zu bekommen!“

„Sie sind beredt, wie Pythagoras,“ bemerkte Schubin; „wissen Sie aber, was ich Ihnen rathen würde?“

„Was denn?“

„Wenn Augustine Christianowna zurückkehrt . . . verstehen Sie mich?“

„Nun ja, was ist dann?“

„Sobald Sie sie wiedersehen . . . . Folgen Sie aber auch dem Gange meiner Rede?“

„Nun ja doch, ja?“

„Versuchen Sie einmal, sie durchzuprügeln, was wohl dabei herauskäme!“

Nikolai Artemjewitsch wandte sich unwillig ab.

„Und ich glaubte, er würde mir in der That einen vernünftigen Rath geben! Was hätte man aber von ihm auch erwarten können! Ein Artist, ein Mensch ohne Grundsätze . . . .“

„Ohne Grundsätze! Und Ihr Günstling, der Herr Kurnatowsky, der Mann von Grundsätzen, soll Ihnen, heißt es, gestern im Spiel hundert Silberrubel abgenommen haben. Das ist doch nicht delikat, Sie werden es zugeben.“

„Was ist denn dabei? Es war ja kein Hazardspiel. Freilich, ich hätte erwarten dürfen . . . . Man weiß ihn aber in diesem Hause so wenig zu schätzen . . . .“

„Daß er gedacht hat: Geht's mit dem Einen nicht, geht's mit dem Andern!“ ergänzte Schubin; — „bekomme ich ihn zum Schwiegervater, oder nicht, — das liegt noch verdeckt in der Urne des Schicksals, hundert Rubel sind immer ein guter Bissen für Einen, der keine Sporteln nimmt.“

„Schwiegervater! Was für ein Schwiegervater bin ich ihm denn? Freilich, jedes andere Mädchen wäre froh, einen solchen Bräutigam zu bekommen. Sie werden selbst gestehen: ein gewandter, gescheiter Mensch, hat hat sich ohne Protection hinaufgearbeitet, hat in zwei Gouvernements schweren Dienst gehabt . .“

„In dem . . . .schen Gouvernement den Gouverneur an der Nase geführt,“ bemerkte Schubin.

„Sehr möglich. Wahrscheinlich war es so recht. Ein praktischer Mensch, bewandert . . . .“

„Und guter Kartenspieler,“ bemerkte Schubin wieder.

„Nun ja, spielt gut Karten. Aber Helena Nikolajewna . . . . Wie soll man die begreifen? Ich möchte wohl wissen, wo der Mensch zu finden wäre, der es unternehme, ihre Gedanken zu ergründen? Bald ist sie heiter, bald wieder traurig; wird auf einmal so mager, daß man sie nicht ansehen möchte, und nimmt dann plötzlich wieder zu, und ganz ohne sichtbaren Grund . . . .“

Ein Diener von nicht empfehlendem Aeußern trat mit einer Tasse Kaffee, Rahm und Zwieback auf einem Theebrett herein.

„Dem Vater gefällt der Bräutigam,“ fuhr Nikolai Artemjewitsch, mit einem Zwieback gestikulirend, fort, — „aber was kehrt sich die Tochter daran! In jener alten patriarchalischen Zeit war das am Platz, jetzt aber haben wir das Alles umgekehrt. Jetzt unterhält sich ein Fräulein mit wem es ihr beliebt, spaziert allein, ohne Diener, in Moskau umher, ohne weibliche Begleitung, ganz wie in Paris; so ist es jetzt Sitte. Neulich frage ich: Wo ist Helena Nikolajewna: „Ausgegangen“, heißt es. — Wohin? „Man weiß es nicht.“ — Ist das etwa — Ordnung?“

„So nehmen Sie doch Ihre Tasse und lassen Sie den Menschen gehen,“ äußerte Schubin. „Sie sagen ja selbst, man solle nicht devant les domestiques,“ setzte er halblaut hinzu.

Der Diener sah Schubin von unten auf an, während Nikolai Artemjewitsch die Tasse nahm, Rahm hineingoß und ein Dutzend Zwieback zusammenraffte.

„Ich wollte sagen,“ begann er, sobald der Diener hinausgegangen war, „daß ich in diesem Hause nichts zu bedeuten habe. Das ist Alles. Denn zu jetziger Zeit urtheilt Jeder nach dem Äußern: der Eine, ein hohler und dummer Mensch, tritt mit Wichtigkeit auf — und wird geehrt; ein Anderer, vielleicht mit Talenten begabt, welche großen . . . welche großen Nutzen bringen könnten, dabei aber bescheiden auftritt . . .“

„Sind Sie Staatsmann, Nikolinka?“ fragte Schubin mit feiner Stimme.

„Hören Sie auf, Possen zu reißen!" rief Nikolai Artemjewitsch ärgerlich. „Sie vergessen sich! Da haben Sie einen neuen Beweis, daß ich in diesem Hause nichts bedeute, gar nichts!"

„Anna Wassiljewna macht Ihnen wohl das Leben sauer .... Sie Armer!" sagte Schubin, sich reckend. „Eh, Nikolai Artemjewitsch, lassen wir diesen Anzüglichkeiten! Besser wäre es, Sie dächten an ein nettes Geschenk für Ihre Gemahlin. In diesen Tagen ist ihr Geburtstag, und Sie wissen, wie hoch sie die geringste Aufmerksamkeit von Ihrer Seite anschlägt."

„Ja, ja," entgegnete hastig Nikolai Artemjewitsch, — „ich bin Ihnen sehr verbunden, daß Sie mich daran erinnert haben. Freilich, freilich, es ist durchaus nöthig. Ich habe auch zufälliger Weise so Etwas neulich gekauft; nur weiß ich wahrhaftig nicht, ob es gut genug ist."

„Haben Sie das nicht für jene Revalenserin gekauft?"

„Das heißt .... ich .... nun ja .... ich hatte die Absicht ...."

„Nun, dann ist es gewiß gut genug."

Schubin erhob sich von seinem Stuhle.

„Wohin gehen wir denn heute Abend, Pawel Jakowlewitsch, he?" fragte Nikolai Artemjewitsch und blickte ihm freundlich in die Augen.

„Sie werden doch wohl in den Club fahren?"

„Aber nach dem Club .... nach dem Club?"

Schubin reckte sich wieder.

„Nein, Nikolai Artemjewitsch, ich muß morgen arbeiten. Ein anderes Mal." — Und er ging hinaus.

Nikolai Artemjewitsch machte ein finsteres Gesicht, ging ein paar Mal durch das Zimmer, langte aus dem Schreibpulte ein Sammetkästchen hervor, betrachtete es lange und putzte daran mit einem seidenen Taschentuche. Darauf setzte er sich vor den Spiegel und begann sorgfältig sein dichtes schwarzes Haar zu kämmen, mit wichtiger Miene den Kopf bald rechts, bald links neigend und die Zunge gegen die Wange stemmend, ohne dabei den Haarscheitel aus den Augen zu verlieren. Es hüstelte Jemand hinter seinem Rücken; er wandte sich um und erblickte den Diener, der ihm den Kaffee gebracht hatte.

„Was willst du?" fragte er ihn.

„Nikolai Artemjewitsch!" entgegnete der Diener in etwas feierlichem Tone — „Sie sind unser Gebieter!"

„Nun, was weiter?"

„Nikolai Artemjewitsch, Sie haben die Gnade, es nicht für ungut zu nehmen, ich diene bei Ihnen von Kindheit an und muß aus Eifer zum Dienste Euer Gnaden gehorsamst berichten ...."

„Was gibt es denn?"

Der Diener machte gezwungene Bewegungen.

„Euer Gnaden geruhten zu sagen," begann er, Sie wüßten nicht, wohin Helena Nikolajewna auszugehen beliebt. Davon habe ich Kenntniß erlangt."

„Was für Unsinn schwatzest du, Dummkopf?"

„Wie es Euer Gnaden gefällt, ich habe aber das gnädige Fräulein vor zwei Tagen gesehen, als es in ein Haus zu gehen beliebte."

„Wo? was? In was für ein Haus?"

„In der .... schen Quergasse, neben der Powarskaja. Nicht weit von hier. Ich habe auch beim Hausknecht nachgefragt: Was für Einwohner habt Ihr denn da?"

„Schweig, Taugenichts! Wie unterstehst du dich?.. Helena Nikolajewna besucht aus Mitleid Arme, und du .... fort, Esel!"

Der erschrockene Diener rannte nach der Thür.

„Halt!" schrie ihm Nikolai Artemjewitsch zu. „Was hat dir der Hausknecht gesagt?"

„Er hat ni .... nichts gesagt. Hat gesagt, ein Stu .... Student ...."

„Schweig, Hallunke! Wenn du, Schurke, hörst du, auch nur im Traume ein Wort davon gegen Jemanden ...."

„Erbarmen Sie sich, wie ...."

„Schweig! Wenn du das geringste Wort davon .... wenn Jemand Etwas .... wenn ich erfahre .... Sollst du mir auch unter der Erde keinen Platz finden! Hast du gehört? Pack dich!"

Der Diener verschwand.

„Mein Gott! Was bedeutet das?" dachte Nikolai Artemjewitsch, als er allein geblieben war. — „Was hat mir dieser Klotz gesagt? Man muß es erfahren, was für ein Haus das ist und wer darin wohnt. Ich will selbst hin. Und dahin ist es gekommen!"

Er verschloß das Schreibpult und begab sich zu Anna Wassiljewna. Er fand sie im Bette mit verbundener Wange. Der Anblick ihrer Leiden reizte ihn noch mehr und er hatte sie bald bis zum Weinen gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schlachtenbummler.

(Fortsetzung.)

Wer damals in der Umgebung von Straßburg verweilte, wird wissen, daß wir alle von den Schnaken, die sich in dem wasserreichen und sumpfigen Terrain besonders zahlreich und giftig entwickelten, furchtbar gequält waren. So auch Mr. Eaton. Eines Tages ließ er sich in höchst zutreffenden Worten über diese Landplage aus. „Oh", sagte er, sich an der Oberfläche der Hand kratzend, „die Moskitos haben mir gestochen meine Hände und mein Gehirn." — „Ne, lieber Mann", meinte ein deutscher Offizier, „das sind keine Moskitos, das ist die sogenannte Kanonen- oder Belagerungs-Fliege." — „Sie meinen, oh, wie haben Sie gesagt?" — „Na, die Kanonen- oder Belagerungs-Fliege", erklärte Herr v. d. G. weiter mit Ernst und großer Bestimmtheit, „dieselbe entwickelt sich im Verlauf längerer Benutzung im Innern der Geschützrohre. Die armen Kerle, unsere Artilleristen, bringen sie gar nicht mehr aus den Kleidern hinaus, wenn sie sich dort einmal eingenistet hat. Nehmen Sie sich nur recht in Acht, Mr. Eaton." — „Oh, Sie meinen? Ich werde mir das gleich notiren." — Die Leser des „Manch. Guard." werden von der Kanonen- oder Belagerungs-Fliege Kenntniß erhalten haben.

Um jene Zeit spukte vor Straßburg ein großer Schwindel, der mit dem Ballon captif, den ein Berliner Herr über den Köpfen der Straßburger wollte aufsteigen lassen. Ja, wollte. Diesem Ballon hatte Mr. Eaton eine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Alle Tage fuhr er von Brumath nach Bendenheim oder Bischheim, „to see the Ballon“? „Aben Sie gesiehn the Bälluhn?“ war zu jener Zeit Mr. Eaton's stehende Frage, so stehend, daß er schließlich den Namen „der Bälluhn“ erhielt. Nun gut. Gegen das Ende der Belagerung mache ich einen kleinen Ausflug nach Lothringen und komme am Abend des 26. September wieder nach Brumath zurück. Auf dem dortigen Bahnhof treffe ich u. A. auch den Bälluhn. Er geht auf mich zu, blickt mich höchst bedenklich über seine großen Brillengläser hinweg an, arretirt mich am Knopfloch meines Rockes und zieht mich gebieterisch auf die Seite. „Nun, Sir“, fragte ich gespannt. Bedenkliches Stirnrunzeln seinerseits und hierauf: „Oh' es ist geschehen ein sehr großes Unglück: wenn der Bälluhn steigen sollte: er ist geplatzen.“

Nach dem Fall von Straßburg folgte er dem Zuge Werders. Seit er mir am Metzerthore in Straßburg die Hände zum Abschied drückte, habe ich nichts directes mehr von ihm erfahren. Wohl aber indirect; ex ungue leonem. Die deutsche Presse brachte unterdessen schon mehrmals Auszüge bewunderungswürdiger Artikel des „Manchester Guardian“, die nur aus der glänzenden Feder Eaton's herrühren können. Somit bin ich ziemlich beruhigt über sein Schicksal und glaube bestimmt annehmen zu können, die Furia francese der Francstireurs und Garibaldi habe Halt gemacht beim Anblick dieses guten, lustigen Pilwickgesichtes, dieses behaglichen Bäuchleins, dieses von Gutmüthigkeit strotzenden Gehabens, dieses glänzenden Blickes, dieses heiteren Lachens über die Welt und zumeist über Mr. Eaton selbst.

Der Mißbrauch der Genfer Neutralitätsbinde ist ein so unerläßliches Merkmal des wahren Schlachtenbummlers, daß ich mir eigentlich gar keinen solchen denken kann ohne Binde. Damit will ich durchaus nicht gesagt haben, wer eine Genfer Binde trägt, ist Schlachtenbummler, sondern, wer Schlachtenbummler ist, trägt eine Genfer Binde. Zu Anfang des Krieges waren letztere mit den dazu gehörigen Papieren sehr leicht zu bekommen. Sie sicherten freie Fahrt und Bequartierung zu; das Wetter war schön, im Geschäfte zu Hause nichts zu versäumen, also ein paar Kistchen Cigarren unter den Arm und dann mit Alldeutschland nach Frankreich hinein! Wie sich die Herren zum größten Theil dort aufführten, ist bekannt. Um die Orte, an denen es, wie in Pont-à-Mousson, Gravelotte, Gonesse ꝛc. in der That etwas zu thun gab, schlichen sie sich wohlweislich herum, aber in Nancy lagen sie zu Dutzenden in den Cafés oder machten Abends die Place Stanislas nebst den angrenzenden Straßen unsicher. Thatsächlich leisteten nur diejenigen Binden-Inhaber Löbliches, welche unter Leitung Sachverständiger mit einem speciellen Auftrag hinausgesandt wurden. Die übrigen waren eine wahre Geißel der Etappenstraßen. Aufdringlich, anspruchsvoll, unzufrieden, waren sie überall im Wege.

Des Schlachtenbummlers kühnster Traum ist das Requiriren. Ich habe nie mit einem derselben gesprochen, ohne daß er mir zu verstehen gegeben hätte, er habe das Recht, zu requiriren. Wenn der Schlachtenbummler dies Wort ausspricht, so nimmt er immer eine finstere und entschlossene Miene an. Er weiß, es ist hart für den Franzosen, der seine Requisition ausführen muß, aber es ist sein Recht, und er wird nicht davon ablassen. „Wir sind eben einmal im Krieg. A la guerre comme à la guerre! Sie sehen, mein Lieber, es ist nichts anderes zu machen.“ An dieser Stelle seines Vortrags angelangt, gewinnt sein Gesicht wieder einen heiteren Ausdruck; er entzündet eine neue Cigarre und blickt uns herausfordernd an, als wollte er sagen: Nicht wahr, ich bin eigentlich doch ein Teufelskerl! Um die Wahrheit zu sagen, ich habe nie gesehen, daß ein Schlachtenbummler wirklich requirirt hätte. Sie sprechen nur immer davon, als wäre dies etwas, das ihnen alle Tage vorkäme. (Forts. folgt.)

Miscellen.

Bonn, 31. März. Die Bonner Z. erzählt: In einem Dorfe unserer Umgegend pflegt ein jetzt ergrauter Lehrer seit langen Jahren zu Nutz und Frommen der ganzen Gegend sein mühevolles, aber lohnendes Amt. Er führt in seiner Schule ein strenges Regiment und ärntet dafür den Dank aller braven Eltern, die ihre Kinder gern gut erzogen sehen. Die Strenge des vielgeliebten Lehrers ist aber nur die Strenge der Pflicht, es ist ein gutes Herz darunter verborgen. Beweis: Eines Morgens während des Unterrichts wird ein Brief hereingebracht, worin der Sohn unseres Lehrers dem überglücklichen Vater anzeigt, daß er vor Paris gesund und munter, daß er aber auch Offizier geworden und das Eiserne Kreuz erhalten. Als der Lehrer den Brief gelesen, ging etwas Majestätisches in ihm vor. „Lies einmal den Brief laut und deutlich vor“, befahl er dem Primus der Schule. Als das geschehen, fragte er: „Habt ihr das Alle gehört?“ Ein lautes „Ja!“ das mehr einem Hurrah glich, erfolgte. „Gut,“ sagte der Lehrer mit freudig ernster Miene wohlwollend, „alle die Strafen, die ich bis jetzt dictirt, sind erlassen, die Schule ist aus, ihr könnt nach Hause gehen.“ Hurrah hoch! ging's durchs Dorf, und schnell war die frohe Nachricht verbreitet.

Stettin, 31. März. Heute Abend ist der um 7 Uhr von Berlin abgegangene Abendzug zwischen Biesenthal und Neustadt entgleist und es wurden vier Wagen dabei zertrümmert. Von den Passagieren wurden zwei auf der Stelle getödtet, die Zahl der Verwundeten ist noch nicht festzustellen gewesen, da bei Abgang des von Neustadt requirirten Ersatzzuges, welcher um 1¼ Uhr hier eintraf, der Trümmerhaufen noch nicht aufgeräumt war. Man spricht von 14—20 Verwundeten. Ein besonders erschütterndes Verhängniß ereilte einen Landwehrmann und dessen Frau, welche man todt in der Umarmung fand, wie sie in der Freude des ersten Wiedersehens wahrscheinlich gefahren waren. Sie waren erdrückt worden und mußten auf der Stelle ihren Geist aufgegeben haben. Die Frau war dem heimkehrenden Gatten bis Berlin entgegengefahren und fand nun an seiner Seite, für dessen Leben sie gewiß oft während des Krieges gezittert, den Tod.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 41. Speyer, Donnerstag, den 6. April **1871.**

Am Vorabend.

Novelle von **Iwan Turgenjew.**

(Fortsetzung.)

XXX.

Unterdessen war das Gewitter, das sich über dem Oriente zusammengezogen hatte, ausgebrochen. Die Türkei hatte Rußland den Krieg erklärt; die Frist, welche für den Rückzug der Truppen bestimmt worden, war abgelaufen; schon war der Tag des Sinope'schen Flottenbrandes nicht fern. Die letzten Briefe, die Insarow bekommen hatte, riefen ihn unverzüglich in die Heimath. Seine Gesundheit war noch immer nicht wiederhergestellt; er hustete, war schwach, hatte Anfälle fliegenden Fiebers, dennoch war er fast niemals zu Hause. Seine Seele stand im Feuer; er dachte nicht mehr an seine Krankheit. Beständig fuhr er in Moskau umher, besuchte insgeheim verschiedene Personen, war viele Nächte mit Schreiben beschäftigt, verschwand auf ganze Tage; seinen Wirth hatte er benachrichtigt, er werde die Wohnung bald verlassen und ihm sein anspruchloses Mobiliar zum Geschenk machen. Helena ihrerseits machte gleichfalls Vorbereitungen zur Abreise. An einem unfreundlichen Abende saß sie in ihrem Stübchen mit Säumen von Tüchern beschäftigt und lauschte mit unwillkürlicher Schwermuth dem Heulen des Windes. Ihr Kammermädchen trat herein und sagte ihr, der Papa wäre in der Mama Schlafzimmer und ließe sie hinbescheiden .... „Die Frau Mama weint," flüsterte sie Helena nach, „und der Herr Papa sind in Zorn ...."

Helena zuckte leicht mit den Achseln und trat in Anna Wassiljewna's Schlafzimmer. Die weichherzige Gattin Nikolai Artemjewitsch's befand sich halb liegend in einem Ruhesessel und roch an einem Tuche mit kölnischem Wasser; er selbst stand an dem Kamine, den Rock bis zum Halse zugeknöpft, in hoher, steifer Halsbinde und gestärktem Kragen, durch seine Haltung etwas entfernt an irgend einen Parlamentsredner erinnernd. Mit einer oratorischen Bewegung der Hand wies er seiner Tochter einen Stuhl, und als diese, seine Bewegung begreifend, ihn fragend ansah, sagte er mit Würde, doch ohne den Kopf zu wenden: „Ich bitte, nehmen Sie Platz!" — (Nikolai Artemjewitsch sagte zu seiner Frau immer Sie, zur Tochter nur bei außergewöhnlichen Anläßen.)

Helena setzte sich.

Anna Wassiljewna schneuzte sich weinerlich. Nikolai Artemjewitsch steckte die Rechte in den Aufschnitt der Weste.

„Ich habe Sie rufen lassen, Helena Nikolajewna," begann er nach einigem Schweigen, „um mich mit Ihnen zu erklären, oder besser gesagt, um von Ihnen eine Erklärung zu fordern. Ich bin nicht mit Ihnen zufrieden, oder nein, das ist zu wenig gesagt. Ihr Betragen betrübt mich, beleidigt mich — mich und auch Ihre Mutter .... Ihre Mutter, die Sie jetzt vor sich sehen." Nikolai Artemjewitsch zog nun die Baßregister seiner Stimme auf. Helena sah ihn, dann ihre Mutter schweigend an und wurde bleich.

„Es gab eine Zeit," begann wieder Nikolai Artemjewitsch, — „da Töchter sich nicht herausnehmen durften, auf ihre Eltern verächtlich herabzusehen, — da elterliche Macht sie erzittern machte. Jene Zeit ist leider vorbei; so wenigstens glauben Viele: ich versichere Sie aber, es bestehen noch Gesetze, die nicht erlauben .... die nicht erlauben .... mit einem Worte, es bestehen noch Gesetze. Ich bitte Sie, dieses festzuhalten: es bestehen Gesetze!"

„Aber, lieber Vater," wandte Helena ein.

„Ich bitte, mich nicht zu unterbrechen. Wir wollen uns in Gedanken in die Vergangenheit zurückversetzen. Wir haben Beide, Anna Wassiljewna und ich, unsere Pflicht erfüllt. Wir haben Beide an Ihrer Erziehung nichts gespart, weder Geld noch Mühe. Welchen Nutzen haben Sie aus all' diesen Mühen, diesen Ausgaben gezogen — das ist eine andere Frage; ich durfte jedoch mit Recht erwarten .... wir Beide, Anna Wassiljewna und ich, durften mit Recht erwarten, Sie würden wenigstens jene moralischen Regeln wie ein Heiligthum bewahren, die wir, — die wir Ihnen, als unserer einzigen Tochter .... die wir Ihnen eingeflößt hatten. Wir hatten das Recht, zu erwarten, daß keinerlei neue „Ideen" dieses, sozusagen, unantastbare Heiligthum berühren werden. Und was sehen wir? Nicht von dem Ihrem Geschlechte und Ihrem Alter eigenen Leichtsinn will ich reden .... wer aber hätte erwarten können, daß Sie sich so weit vergessen würden ...."

„Papa," sagte Helena, „ich weiß, was Sie sagen wollen ...."

„Nein, du weißt nicht, was ich sagen will!“ schrie durch die Fistel Nikolai Artemjewitsch, der plötzlich aus seiner hochfahrenden parlamentarischen Haltung und der gemessenen Wichtigkeit seines Redeflusses und den Baßarten seiner Stimme herausgefallen war. — „Du weißt es nicht, freches Ding!“

„Um Gotteswillen, Nikolas,“ stammelte Anna Wassiljewna, — „ich sterbe.“

„Sprechen Sie nicht diese Worte aus, Anna Wassiljewna! Sie haben noch keine Vorstellung von dem, was Sie gleich hören werden! Bereiten Sie sich auf das Schlimmste vor, ich sage es Ihnen zum Voraus!“

Anna Wassiljewna ward starr vor Schrecken.

„Nein,“ fuhr Nikolai Artemjewitsch, zu Helena gewendet, fort: „Du weißt nicht, was ich sagen will.“

„Ich habe ein Unrecht gegen Sie begangen,“ sagte sie . . . .

„Da, endlich haben wir's!“

„Ich habe ein Unrecht gegen Sie darin begangen,“ fuhr Helena fort, „daß ich Ihnen nicht schon längst bekannt habe . . . .“

„Und weißt du wohl,“ unterbrach sie Nikolai Artemjewitsch, — „daß ich dich mit einem Worte vernichten kann?“

Helena erhob ihre Augen auf ihn.

„Ja, meine Gnädige, mit einem Worte! Starren Sie mich nur an! (Er kreuzte die Arme über der Brust.) Darf ich Sie wohl fragen, ob Ihnen ein gewisses Haus in der . . . . schen Quergasse, unweit der Powarskaja, bekannt ist? Sind Sie in jenem Hause gewesen? (Er stampfte mit dem Fuße.) So antworte, du Nichtswürdige, denke nicht, List zu gebrauchen! Dienstboten, Dienstboten, Lakaien, mein Fräulein, haben Sie gesehen, wie Sie hineingegangen sind zu Ihrem . . . .“

Helena wurde feuerroth und ihre Augen glänzten.

„Ich habe keine List zu gebrauchen,“ sagte sie. — „Ja, ich bin in jenem Hause gewesen.“

„Herrlich! Hören Sie, hören Sie, Anna Wassiljewna? Und Sie wissen vermuthlich, wer dort wohnt?“

„Ja, ich weiß es: mein Mann.

Nikolai Artemjewitsch riß die Augen weit auf.

„Dein . . . .“

„Mein Mann,“ wiederholte Helena. — „Ich bin Dmitri Nikanorowitsch Inßarow's Gattin.“

„Du? . . . . bist verheirathet? . . . .“ stammelte Anna Wassiljewna hervor.

„Ja, Mama . . . . Verzeihen Sie mir. Vor zwei Wochen haben wir uns heimlich trauen lassen.“

Anna Wassiljewna fiel in ihren Schlafstuhl zurück, Nikolai Artemjewitsch trat zwei Schritte zurück.

„Verheirathet! An diesen Lumpenkerl, diesen Montenegriner! Die Tochter eines Nikolai Stachow, eines alten Edelmannes, hat einen Herumstreicher, einen Plebejer geheirathet! Ohne elterlichen Segen! Und du denkst, ich werde es so lassen? Ich werde nicht klagen? Ich werde zulassen . . . . daß du . . . . daß . . . . In's Kloster mit dir, auf die Festung, in's Zuchthaus mit ihm! Anna Wassiljewna haben Sie die Gefälligkeit, ihr auf der Stelle zu sagen, daß Sie sie enterben.“

„Nikolai Artemjewitsch, um Gotteswillen,“ stöhnte Anna Wassiljewna.

„Und wann, wie ist das geschehen? Wer hat Euch getraut? wo? wie? Mein Gott, was werden jetzt unsere Bekannten, was wird die Welt sagen! Und du, schamlose Heuchlerin, kannst nach einer solchen That unter dem elterlichen Dache bleiben! Du fürchtetest nicht . . . . die Blitze des Himmels!“

„Vater,“ sagte Helena (sie zitterte am ganzen Körper, doch war ihre Stimme fest), — „es steht Ihnen frei, mit mir zu machen, was Ihnen beliebt; Sie thun mir aber Unrecht, wenn Sie mich der Schamlosigkeit und Heuchelei beschuldigen. Ich habe Ihnen nicht . . . . vor der Zeit Kummer bereiten wollen, doch hätte ich Ihnen in diesen Tagen nothgedrungen Alles selbst sagen müssen, denn in der nächsten Woche reisen wir Beide, mein Mann und ich, von hier fort.“

„Ihr reist fort? Wohin denn?“

„In seine Heimath, nach Bulgarien.“

„Zu den Türken!“ rief Anna Wassiljewna und fiel in Ohnmacht.

Helena stürzte auf die Mutter zu.

„Fort!“ rief Nikolai Artemjewitsch und faßte seine Tochter bei der Hand, — „fort, Nichtswürdige!“

Doch in diesem Augenblicke ging die Thür des Schlafzimmers auf und es zeigte sich ein bleiches Gesicht mit leuchtenden Augen: es war Schubin.

„Nikolai Artemjewitsch!“ rief er mit lauter Stimme: — „Augustine Christianowna ist von Reval zurückgekehrt und läßt Sie rufen!“

Nikolai Artemjewitsch wandte sich wüthend um und streckte drohend gegen Schubin die Faust, blieb dann einen Augenblick unschlüssig und verließ rasch das Gemach.

Helena fiel zu den Füßen der Mutter nieder und umschlang deren Kniee.

Uwar Iwanowitsch lag auf seinem Bette. Ein Hemd ohne Kragen, mit großem Knopfe, umfaßte seinen Hals, breitete sich in weiten, nachlässigen Falten über seine Brust hin und ließ ein großes Kreuz von Cypressenholz und ein geweihtes Säckelchen durchblicken. Eine leichte Decke verhüllte seine stämmigen Glieder. Ein Licht brannte matt auf dem Nachttische neben einer Kanne; zu den Füßen Uwar Iwanowitsch's, auf dessen Bette, saß Schubin in Gedanken versunken.

„Ja,“ sagte dieser nachsinnend, — „sie ist verheirathet und will davonreisen. Ihr lieber Neffe lärmte und schrie durch das ganze Haus; um es in Stille abzumachen, hatte er sich im Schlafzimmer eingeschlossen, aber nicht bloß Diener und Dienstmädchen — selbst die Kutscher haben es hören können. Auch jetzt noch ist er von rasender Tobsucht erfüllt, wäre fast über mich hergefallen, trägt sich herum mit seinem väterlichen Fluche, wie ein Bär mit seinem Klotze; doch ist das Alles nicht von Wichtigkeit. Anna Wassiljewna

ist niedergeschmettert, und die Abreise der Tochter bekümmert sie bedeutend mehr, als die Heirath derselben."

Uwar Iwanowitsch machte Fingerbewegungen.

„Mutterherz," sagte er, — „nun . . . . und Anderes noch!"

„Ihr Neffe droht mit dem Metropoliten," fuhr Schubin fort, — „mit dem General-Gouverneur, will beim Minister eine Klage einreichen, das Ende davon wird sein, daß sie doch davonfährt. Wer wird seine eigene Tochter in's Verderben stürzen! Bläht sich wie ein Hahn und läßt doch bald die Flügel hängen!"

„Sie haben kein Recht . . . ." bemerkte Uwar Iwanowitsch und that einen Schluck aus der Kanne.

„Wahr, wahr. Aber welch' einen Sturm von Klatschereien, Kriteleien, Gerede wird das in ganz Moskau geben! Sie hat keine Furcht davor gehabt . . Sie setzt sich über derlei hinweg. Und fährt davon — und wohin? Man schaudert bei dem Gedanken! An's Ende der Welt, in die Wildniß! Was harrt ihrer dort? Ich stelle sie mir vor, wie sie bei Nacht, im Schneegestöber bei dreißig Grad Kälte, aus irgend einer Fuhrmannsherberge abfährt. Verläßt Heimath und Eltern; und doch begreife ich sie. Wen läßt sie hier zurück? Mit wem ist sie zusammengekommen? Mit Kurnatowskys, mit Berßenjews und Unsereinem; und das sind noch die Besseren. Um wen sollte sie trauern? Eines aber ist schlecht; es heißt, ihr Mann, — man möchte das Wort nicht über die Lippen bringen. — es heißt, Inßarow speie Blut; das ist fatal. Ich habe ihn neulich gesehen; welch' ein Gesicht! er könnte zu einem Brutus sitzen . . . . Sie wissen, wer Brutus war, Uwar Iwanowitsch?"

„Was weiß ich? Ein Mensch?"

„Richtig: ein ganzer Mensch war er. Ja, ein superbes Gesicht, aber nicht gesund, gar nicht gesund."

(Fortsetzung folgt.)

Der Schlachtenbummler.

(Fortsetzung.)

Es sind überhaupt wunderbare Leute, diese Schlachtenbummler. Einzelne berühmte Heerführer, Moltke und Bismarck kennen sie ganz genau, mit der Ordre de bataille sind sie merkwürdig vertraut, den Gang einer Schlacht kennen sie vom ersten Kanonenschuß bis zum letzten in seiner ganzen tactischen und strategischen Bedeutung. Gegen die Franzosen hegen sie eine souveräne Mißachtung. Sie geben zwar zu, das Chassepot habe eine rasantere Flugbahn als das Zündnadel, aber die Franzosen sind keine Schützen. Und erst die französische Cavalerie, auf die Napoleon so viel Sorgfalt verwendete! Pah! gar nicht! Der Franzose ist weder Pferdewärter noch Reiter. Dies und Anderes plappern sie im liebenswürdigsten Gehenlassen wie die Papageien und geben sich dabei das Ansehen, als theilten sie ganz neue, überraschende Wahrheiten mit.

Ich habe oben gesagt, daß ich nie gesehen habe, wie ein Schlachtenbummler wirklich requirirte. Das kommt daher, weil die Herren von den Etappencommandanten gar bald in ihrem wahren Werthe erkannt und demgemäß soldatisch kurz abgefertigt wurden. In Nancy ließen sich einige dieser Edlen ordnungsmäßig einquartieren. Bei den hierüber unwilligen Quartierträgern angekommen, spielten sie zuerst die Anspruchsvollen, ließen dann aber durchblicken, daß sie gegen eine angemessene Geldentschädigung gerne bereit wären, das Haus nicht ferner zu derangiren. Dies ließen sich in den meisten Fällen die braven Hauseigenthümer nicht umsonst gesagt sein; sie lösten die Quartierlast mit 2—5 Franken ab, und die deutschen Fanatiker der Humanität zogen sich in irgend einen Eisenbahnwagen zurück, wo sie mit ein wenig Speck, Schwarzbrod und Schnaps eine köstliche Nacht zubrachten, in dem süßen Bewußtsein, 2—5 Frs. je nach der Gestalt der Sache erworben zu haben.

Ich genoß fast acht Tage lang das Vergnügen des Umgangs mit einem Herrn, den ich nach bestem Wissen und Gewissen unter die Zahl der Schlachtenbummler einreihen konnte. Sein Benehmen war ganz diesem Berufe angemessen. Zwar gab er sich viel mit zwei jener Gentlemen ab, welche als Cigarren- und Flaschenweinhändler en détail das Heer auf dem Marsche und in Standquartieren zu umschwärmen pflegen, wie Schmeiß- und Stechfliegen ein Roß, aber ich schrieb diesen Umgang auf Rechnung der engeren Landsmannschaft. Sie waren alle drei jenseits der bereits zur Sage gewordenen Mainlinie zu Hause. Die zwei Schmeiß- und Stechfliegen machten glänzende Geschäfte. Sie gaben den Soldaten Cigarren in jeder Stückzahl von eins bis in die Hunderte, den Offizieren verkauften sie Rheinweine und Champagner, wunderbare Würste in Staniolumhüllungen, Hosenknöpfe, Seife, Cognac, Haarbürsten rc. rc. Außerdem zeigten sie sich nicht abgeneigt, Uhren, Ringe rc. an Zahlungsstatt anzunehmen und Papierscheine in Hart umzuwechseln. Unter welchen Bedingungen letztere Geschäfte gemacht wurden, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß dieselben mit ziemlich viel Geheimthuerei umgeben wurden. So hoffe ich, werden sie nicht zu sehr zum Nachtheil der Schmeiß- und Stechfliegen ausgefallen sein. Ich habe gleichwohl stets so ziemlich in's Feuer sehen können, weil alle diese Geschäfte in der großen Stube des ersten Wirthshauses im Orte, wo die Beiden ihr Waarenlager aufgestapelt hatten, abgemacht wurden. Der dritte war, wie gesagt, ganz Schlachtenbummler. Einmal durfte ich ihn bewundern, als er an ein paar Landleute eine fulminante Rede über die Verbrüderung der Völker hielt. „Nicht Franzos', nicht Deutscher", rief er begeistert aus, „Weltbürger, kosmopolitischer Weltbürger, muß es fortan heißen, lieben Leute, kosmopolitischer Weltbürger!" Diese kosmopolitische Thätigkeit verhinderte den Weltbürger indessen nicht, die Thätigkeit der beiden Fliegen mit dem Auge des Wohlwollens zu betrachten und ihnen von Zeit zu Zeit aufmunternde Worte und Winke zu gönnen. Eines Tages traf ich jedoch die drei in einer sehr erregten Unterhaltung, der offenbar unliebsame Erörterungen zu Grunde lagen. Wie ich in die Wirthsstube trat, brach der Weltbürger rasch

ab und verließ das Zimmer. Bald darauf kam die Wirthin herein und theilte mir mit, es wolle mich draußen Jemand sprechen. Ich ging hinaus, um den Jemand zu treffen: Es war der Weltbürger, der mir nun mit betrübter Miene erklärte, die beiden Schmeißfliegen seien seine Agenten, die ihm vertragsmäßig jeden Abend Cassa zu machen und an ihn abzuführen hätten. Im Anfang sei das eingehalten worden, je tiefer sie aber in's Land kommen und je glänzender die Geschäfte gehen, je weniger wollen die Kerle — es seien zwei Berliner Schwindler — von Cassa-Abführen etwas wissen. Ja, sagen sie, das könne jetzt nicht sein, sie könnten sich doch in Feindesland nicht ganz von Geld entblößen, es könne ja allerhand passiren; er werde sein Geld schon bekommen rc. rc. Unterdessen fahren sie mit der größten Liberalität fort, seine Vorräthe zu verschleißen, zu Geld könne er aber nicht gelangen. Was machen? Civil-Obrigkeit — is nich, und die Militärs bekümmern sich nicht um derlei Geschichten. Nach dieser Darlegung kam das Petitum: Ich scheine ihm „Haare auf den Zähnen" zu haben. Ob ich nicht mit den Kerlen sprechen wolle? Trotz dieses schmeichelhaften Zutrauens mußte ich den ehrenvollen Antrag bestimmt von der Hand weisen. Wie der von mir fälschlicherweise für Schlachtenbummler gehaltene Ober-Hausirer zu seinem Gelde kam, weiß ich nicht, da ich den Tag, nachdem er mich mit seinem Vertrauen beehrt hatte, den Ort verließ, um mein Zelt im Divisionshauptquartier aufzuschlagen. Bald darauf aber traf ich eine der Fliegen auf der Feldpost, wo sie einen großen Geldbrief nach Deutschland aufgab, jedenfalls eine Trophäe des unblutigen Feldzuges gegen den Ober-Hausirer. (Schluß folgt.)

Miscellen.

Einem Artikel der A. Abdzt., welcher von den Schwierigkeiten der Verpflegung des 1. bayerischen Armeecorps während des eben beendigten Feldzuges handelt, entnehmen wir Folgendes: Das 1. bayerische Armeecorps hat von Sedan aus gegen Paris auf seinem Marsche nur Gegenden, entweder vom Feinde selbst oder von den deutschen Truppen vollständig ausgenützt, passirt — man halte nicht die berühmte Champagne entgegen, in der zwar das schöne reiche Epernay seinen köstlichen Champagner verkosten ließ, die aber keine Lebensmittel für unsere Truppen hatte. Viermal hat das 1. bayerische Corps im guten Glauben an dauernde Kantonirung Verpflegsmagazine eingerichtet, jedesmal wurde es wegen besonderer Ereignisse plötzlich zum Abmarsch befohlen. Es hat ferner von seinem Abmarsch aus Lonjumeau vom 6. October bis 11. December 14 Gefechte und Schlachten theils geliefert, theils ist es mitengagirt gewesen, hat innerhalb dieser Zeit vom 9. November bis 4. December — „von Orleans nach Orleans", wie Herr Vogel sagt — einen Rundmarsch von circa 112 geographischen Stunden Länge in mittlerer, directer Marschlinie zurückgelegt. Die Truppen mußten ab und zu durch die oft nothwendigen Seiten-, Vor- und Rückmärsche, was namentlich bei Gefechten oft der Fall ist, noch größere Märsche machen. Nach der mittleren directen Marschlinie treffen 112 : 27 Tage = 4½ Stunden für jeden Tag, für die Truppen mindestens 5 Stunden per Tag ohne jeglichen Rasttag. Während dieser Zeit war das Corps siebenmal mit dem Feinde engagirt und zählt darunter bedeutende Schlachten.

Auf dem Güterbahnhofe der rheinischen Eisenbahngesellschaft zu Köln wurden am 27. März zwei von dem Kriegsschauplatze zurückkehrende preußische Straßen-Locomotiven entladen. Diese mächtigen Maschinen dampften von den Eisenbahnwaggons herunter auf eine provisorische Rampe und legten dabei für die Zuschauer eine Probe ihrer Beweglichkeit ab, die bei den kolossalen Dimensionen der Maschinen Erstaunen erregte. Diese Straßen-Locomotiven haben zu Kriegszwecken in diesem Feldzuge zum ersten Male eine practische Anwendung gefunden und sich dabei in hohem Grade bewährt. Im Rücken der kämpfenden Armee sind dieselben zum Transportiren von Proviant und Munition verwendet worden. Für die Belagerung von Paris hat man mit denselben Kanonen und schwere Festungs-Munition herangeschleppt. Mehrmals sind auch damit Eisenbahn-Locomotiven und Tender, die über 800 Centner wogen, da, wo die Bahnen vom Feinde zerstört waren, auf schwierigen Landwegen mit bedeutenden Steigungen mit Sicherheit transportirt worden. So wurde bei der Belagerung von Toul eine Locomotive von Pont-à-Mousson nach Commercy gefahren; eine andere von Nanteuil s. Marne nach Trilport um den gesprengten Tunnel von Buzancy herum.

Die Wiener N. Fr. Pr. bringt folgende Zusammenstellung komischer Druckfehler: Das Wochenblättchen einer Provinzialstadt brachte einen Bericht über die Einweihungsfeierlichkeiten, welche bei Ordinirung ihres Geistlichen stattgefunden. Darin hieß es buchstäblich am Ende: „Nach Absingung eines Choleraverses (statt Choralverses) schloß die Feier." Auf dem Theaterzettel eines Hoftheaters stand einmal: „Mit zärtlichem Attest beurlaubt Fräul. S." (statt mit ärztlichem). Beides konnte indeß im angegebenen Falle seine Richtigkeit haben. Es erschien in einem öffentlichen Journale der Dank eines Ehemannes, dessen Gattin von einem geschickten Arzte in einer gefährlichen Krankheit mit gutem Erfolge behandelt worden war. Diese Danksagung enthielt einen nichtswürdigen Druckfehler, welcher alle schönen Phrasen in's Lächerliche zog. Es hieß nämlich am Schlusse: „Der geschätzte Doctor hat die Krankheit meiner Frau mit der ihm eigenen Geschicklichkeit einer baldigen Beerdigung (statt Beendigung) zugeführt." Der Arzt war ob dieses unverdienten Compliments außer sich. In der Anzeige von dem Tode eines Virtuosen las man: „Er dudelte (duldete) drei Jahre." „Ein Gutsherr beabsichtigt, seine sämmtlichen Güter zu versaufen" (verkaufen). „Der Mann verhielt sich ganz massiv dabei" (passiv). Ein sehr komischer Druckfehler ist der in dem Goethe'schen Gedichte, wo statt: „Die Augen gingen ihm über, So oft er trank daraus —" gedruckt stand: „Die Augen gingen ihm über, So oft trank er daraus." Ludwig Uhland konnte seine heitere Laune verlieren, wenn man ihn an die Fatalitäten erinnerte, die ihm ein einziger kleiner Druckfehler in der ersten Ausgabe seiner Gedichte verursacht hatte. Bekanntlich geht diesen ein Einleitungsgedicht voran, das mit den Worten beginnt: „Lieder sind wir — unser Vater Schickt uns in die weite Welt." Hier war nun der dumme Druckfehler stehen geblieben: „Leder sind wir." Da soll nicht ein Dichter aus der Fassung kommen!

Homonyme.

Wer ist so fein und so gewandt,
Mit Takt und Sitte so bekannt,
Der, was das Wort hat zu bedeuten,
Nicht manchmal thut bei dummen Leuten?

Wer ist so wirsch und lebensmüd,
Daß er beim Wein und deutschen Lied
Das, was das Wort hat zu bedeuten,
Nicht gerne thut mit frohen Leuten?

Auflösung der Charade in Nr. 39.
Aberglaube.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 42. Speyer, Samstag, den 8. April 1871.

Am Vorabend.

Novelle von Iwan Turgenjew.

(Fortsetzung.)

„Um sich herumzuschlagen .... bleibt sich gleich," brachte Uwar Iwanowitsch vor.

„Um sich herumzuschlagen, freilich; Sie drücken sich heute sehr richtig aus, um aber zu leben, bleibt sich's nicht gleich. Sie möchte aber gewiß gern mit ihm das Leben genießen."

„Na natürlich, die Jugend!" erklärte Uwar Iwanowitsch.

„Ja wohl, Jugend, Ruhmesdurst und Kraft! Leben, Tod, Kampf, Sturz, Sieg, Liebe, Freiheit, Heimath .... Schön, schön. Wir wollen es Jedem wünschen! Das ist etwas Anderes, als bis zum Halse in einem Sumpfe stecken und sich den Anschein geben, es käme uns nicht darauf an, wenn uns in der That nichts darauf ankommt. Dort aber — sind die Saiten gespannt, laß sie schallen durch die ganze Welt oder zerreißen!"

Schubin senkte den Kopf.

„Ja," fuhr er nach einer Pause fort, — „Insarow ist ihrer werth. Doch nein, Unsinn! Es ist Niemand ihrer werth. Insarow .... Insarow .... Wozu die falsche Bescheidenheit? Ich will gerne glauben, daß er ein ganzer Kerl ist, daß er für sich einstehen wird, obgleich er bis jetzt dasselbe, was Unsereiner geleistet hat .... Aber sind wir denn in der That ohne jedes Verdienst? — Zum Beispiel ich, bin ich denn so ganz ohne Werth, Uwar Iwanowitsch? Wäre ich denn wirklich so ganz von der Vorsehung übergangen worden? Hätte sie mir alle Fähigkeit, alles Talent versagt? Wer kann es wissen, vielleicht wird Pawel Schubins Name mit der Zeit berühmt? Da liegt auf Ihrem Tische ein kupferner Groschen. Wer weiß, vielleicht irgend ein Mal, in hundert Jahren, wird dieses Kupfer zu einer Statue Pawel Schubins verschmolzen werden, die ihm zu Ehren eine dankbare Nachwelt errichtet?"

Uwar Iwanowitsch stützte sich auf den Ellnbogen und blickte den erhitzten Künstler an. — „Das liegt noch weit im Felde," sagte er endlich, mit obligatem Fingerspiel; — „es ist von Andern die Rede, und du ... sprichst .... von dir."

„O großer Philosoph!" rief Schubin aus. — „Jedes Ihrer Worte ist gediegenes Gold, und nicht mir — Ihnen muß eine Statue errichtet werden, und das übernehme ich. So wie Sie jetzt daliegen, in dieser Stellung — von welcher man nicht weiß, was in ihr vorwaltet — ob Trägheit oder Kraft — ganz so will ich sie gießen. Durch Ihre gerechte Ermahnung haben Sie meiner Selbstsucht und meiner Eigenliebe einen Stoß versetzt. Ja! ja! wir wollen nicht von uns sprechen! wollen nicht großthun. Wir haben noch Niemand, wir haben keine Männer, wohin wir nur blicken. Alles — entweder schofeliges, grämliches Pack, kleine Hamlets, Selbstverzehrer, oder dumpfe Nacht, unterirdisches Dunkel der Unwissenheit, oder Pflastertreter, Strohdrescher und Trommelschläger! Dann gibt es auch noch solche Leute, die sich bis auf ihre geringsten Niederträchtigkeiten studirt haben, jeder ihrer Regungen den Puls fühlen und sich selbst den Bericht erstatten: das hier sind meine Gefühle, das hier sind meine Gedanken. Eine nützliche, kluge Beschäftigung! Nein, wenn es unter uns gescheite Leute gäbe, wäre dies Mädchen nicht von uns gegangen, diese empfindliche Seele wäre nicht, wie ein Fisch im Wasser entschlüpft. Nun, Uwar Iwanowitsch, wann wird die Reihe an uns kommen? Wann werden bei uns die rechten Leute zu Tage kommen?"

„Gib Zeit," erwiderte Uwar Iwanowitsch, — „werden schon kommen."

„Werden schon kommen! Du hast gesagt: Sie werden schon kommen? Merken Sie sich's, dies Wort schreibe ich auf. Warum löschen Sie aber das Licht aus?"

„Ich will schlafen, gute Nacht."

XXXI.

Schubin hatte nicht übertrieben. Die unerwartete Nachricht von Helenens Heirath hätte Anna Wassiljewna beinahe umgebracht. Sie mußte das Bett hüten. Nikolai Artemjewitsch hatte von ihr verlangt, sie solle ihre Tochter nicht vor sich lassen; es schien ihm dieser Vorfall gelegen, sich als unumschränkter Herr im Hause zu zeigen, seine Macht als Oberhaupt der Familie geltend zu machen; er schrie und donnerte beständig gegen die Dienstboten und dachte jeden Augenblick: „Ich will Euch zeigen, wer ich bin, ich will Euch lehren — wartet nur!" So lange er zu Hause war, sah Anna Wassiljewna die Tochter nicht und begnügte

sich mit der Anwesenheit Zoë's, die sich überaus dienstfertig bezeigte, dabei auch gelegentlich dachte: „Diesen Inßarow vorziehen — und wem?" Sobald jedoch Nikolai Artemjewitsch das Haus verließ (und das war ziemlich oft der Fall, da Augustine in der That zurückgekehrt war), dann kam Helena zu ihrer Mutter — und diese betrachtete ihre Tochter lange, mit Thränen in den Augen. Dieser schweigende Vorwurf drang tiefer in Helenens Herz als alles Andere; es war nicht Reue, was sie in solchen Augenblicken empfand, aber doch ein der Reue nahekommendes tiefes, grenzenloses Bedauern.

„Mütterchen, liebes Mütterchen!" sagte sie, ihr die Hände küssend, — „was sollte ich denn thun? Es ist ja nicht meine Schuld, ich liebte ihn, ich konnte nicht anders handeln. Beschuldigen Sie das Schicksal, es hat mir einen Mann zugeführt, der Papa nicht gefällt, und der mich Ihnen entführt."

„Ach," unterbrach sie Anna Wassiljewna, — „erinnere mich nicht daran. Wenn ich bloß daran denke, wohin du reisen willst, preßt es mir das Herz ab!"

„Liebes Mütterchen," entgegnete Helena, — „möge Ihnen das wenigstens ein Trost sein, daß es ärger hätte kommen, daß ich hätte sterben können."

„Auch ohne dies hoffe ich nicht mehr, dich wiederzusehen. Entweder wirst du dort irgendwo, unter einem Zelte dein Leben lassen (sie dachte sich Bulgarien ungefähr wie eine sibirische Moorsteppe), oder ich werde die Trennung nicht ertragen . . . ."

„Reden Sie nicht so, gutes Mütterchen, wir werden uns noch sehen, mit Gottes Gnade. In Bulgarien gibt es ja Städte, ganz wie hier."

„Was für Städte gibt es da! Jetzt ist dort Krieg, jetzt wird dort, denke ich, überall mit Kanonen geschossen . . . . Du wirst bald fahren?"

„Bald . . . . wenn nur Papa . . . Er will eine Klage einreichen, er droht uns mit Scheidung."

Anna richtete den Blick gen Himmel.

„Nein, Lenotschka, er wird nicht klagen. Ich selbst würde niemals meine Einwilligung zu dieser Heirath gegeben haben, ich wäre lieber gestorben; was geschehen, kann aber nicht geändert werden, und meiner Tochter werde ich keine Schmach anthun lassen."

So vergingen einige Tage. Endlich faßte Anna Wassiljewna ein Herz und verschloß sich eines Abends in ihrem Schafzimmer mit ihrem Manne allein. Alles im Hause war still geworden und horchte. Anfangs war nichts zu hören; dann ertönte Nikolai Artemjewitsch's Stimme, hernach entspann sich ein Wortstreit, man vernahm Geschrei, wollte sogar Gestöhn vernommen haben . . . . Schon wollte Schubin mit dem Dienstmädchen und Zoë zu Hilfe eilen; der Lärm im Schlafzimmer wurde jedoch allmählig schwächer, ging in Gemurmel über und hörte auf. Nur selten ließen sich schwache Anfälle von Schluchzen vernehmen — und auch diese hörten auf. Ein Geklirre von Schlüsseln ward vernommen, dann ein Knarren des geöffneten Schreibpults . . . . die Thür ging auf und Nikolai Artemjewitsch kam heraus. Er warf grimmige Blicke auf Jeden, der ihm in den Weg kam, und fuhr in den Club. Anna Wassiljewna ließ Helena zu sich bescheiden, umarmte sie herzlich und sagte mit bitteren Thränen:

„Alles ist in Ordnung gebracht, er wird keinen Lärm machen und kein Hinderniß steht dir im Wege, du kannst reisen . . . . uns verlassen."

„Sie werden erlauben, daß Dmitri hierher kommt, Ihnen zu danken?" fragte Helena ihre Mutter, als diese sich etwas beruhigt hatte.

„Warte, mein Herz, ich kann den Bösen, der uns von einander trennt, noch nicht sehen. Vor der Abreise wird sich dazu noch Zeit finden."

„Vor der Abreise," wiederholte Helena betrübt.

Nikolai Artemjewitsch hatte eingewilligt, „keinen Lärm zu machen"; doch sagte Anna Wassiljewna ihrer Tochter nicht, welchen Preis er darauf gesetzt hatte. Sie sagte ihr nicht, daß sie ihm das Versprechen, alle seine Schulden zu bezahlen, gegeben und ihm sofort tausend Rubel eingehändigt hatte. Dann hatte er außerdem noch Anna Wassiljewna entschieden erklärt, er wünsche nicht, mit Inßarow zusammenzutreffen, und nannte ihn immer nur den Montenegriner, im Club jedoch hob er ohne jeden Anlaß an, mit seinem Mitspielenden, einem Ingenieur-General außer Diensten, von der Heirath seiner Tochter zu sprechen. „Haben Sie gehört," warf er mit affectirter Nachlässigkeit hin, — „meine Tochter hat vor lauter Gelehrsamkeit einen Studenten geheirathet." Der General sah ihn über die Brille an, brummte ein „Hm!" und fragte ihn dann: „Was spielen Sie aus?"

XXXII.

Der Tag der Abreise rückte unterdessen heran. November war fast vorüber und ein längerer Verzug unmöglich. Inßarow hatte schon längst alle seine Vorbereitungen beendet und brannte vor Begierde, Moskau so bald als möglich zu verlassen. Auch der Arzt drang in ihn. „Sie müssen in ein wärmeres Klima," sagte er zu ihm; „hier können Sie nicht gesund werden." Auch Helena quälte die Ungeduld. Inßarow's Blässe und abgefallenes Aussehn machte ihr Sorge. Beim Anblick seines veränderten Aeußern beschlich sie oft eine unwillkürliche Furcht. Ihre Stellung im elterlichen Hause war unerträglich geworden. Die Mutter jammerte über sie wie über eine Hingeschiedene, und der Vater behandelte sie mit verächtlicher Kälte. Die bevorstehende Trennung verursachte auch ihm geheimen Kummer, er hielt es jedoch für Pflicht als beleidigter Vater, seine Gefühle, seine Schwäche geheim zu halten. Endlich äußerte Anna Wassiljewna den Wunsch, Inßarow zu sehen. Er ward in aller Stille durch die Hinterthür zu ihr eingelassen. Als er in ihr Zimmer getreten war, vermochte sie lange nicht, das Wort an ihn zu richten und konnte sich nicht einmal entschließen, ihn anzusehen. Er setzte sich neben ihren Lehnstuhl und erwartete mit ruhiger Ehrfurcht ihr erstes Wort. Helena saß auch dort und hielt die Hand ihrer Mutter in der ihrigen. Endlich erhob Anna Wassiljewna die Augen und sagte: „Gott möge Ihnen vergeben, Dmitri Nikanorowitsch . . . ." und sie hielt inne, die Vor-

würfe erstarben auf ihren Lippen. — „Sie sind ja aber krank," rief sie; „Helena, er ist krank!"

„Ich bin krank gewesen, Anna Wassiljewna," entgegnete Inßarow, „und bin auch jetzt noch nicht völlig genesen; ich hoffe indessen, die heimathliche Luft wird meine Kräfte vollends wiederherstellen."

„Ja . . . . Bulgarien!" ließ Anna Wassiljewna hören, und sie dachte dabei: „Mein Gott, ein Bulgare, halbtodt, die Stimme wie aus einer hohlen Tonne, die Augen groß wie ein Teller, ein ganzes Skelett, der Rock als gehöre er nicht ihm, gelb wie eine Hundskamille — und sie, seine Frau, und sie liebt ihn . . . das muß doch ein Traum sein . . . ." Sie fand sich aber gleich zurecht. — „Dmitri Nikomorowitsch," sagte sie, — „Sie müssen durchaus . . . . durchaus fortreisen?"

„Ja, durchaus, Anna Wassiljewna."

Anna Wassiljewna blickte ihn an.

„Ach, Dmitri Nikomorowitsch, gebe Gott, daß Sie die Leiden nicht erdulden, die ich jetzt ertragen muß . . . . Sie geben mir aber das Versprechen, sie zu beschützen, sie zu lieben . . . . Noth werdet Ihr nunmehr, so lange ich am Leben bin, nicht zu leiden haben."

Thränen erstickten ihre Stimme. Sie breitete die Arme aus, Helena und Inßarow fielen an ihre Brust.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schlachtenbummler.

(Schluß.)

Um in möglichst kurzer Zeit, möglichst gefahrlos, möglichst viel zu sehen, paßt der richtige Schlachtenbummler sein Reiseprogramm so viel und so weit als möglich den im Betrieb befindlichen französischen Eisenbahnen an. Von Märschen will er gar nichts hören, von Fahrten auf Leiterwagen oder auf andern nicht schienenfähigen Vehikeln macht er nur ungern Gebrauch. Mit derlei ist schon etwas Gefahr verknüpft; ein Marsch oder eine Fahrt in der Dunkelheit durch Wälder und Einöden: „Ne lieber Mann, da thu' ich nicht mit." Die Eisenbahnlinie dagegen ist meist sorgsam bewacht und bietet im schlimmsten Falle auch noch ein Unterkommen für die Nacht. Will man daher den Fundort des Schlachtenbummlers bezeichnen, so sage man, vorbehaltlich ganz weniger Ausnahmen, unbedenklich: Eisenbahnwagen jeder Classe und große an der Eisenbahn liegende Städte. Was das Bestehen von Gefahren betrifft, so weiß zwar jeder Schlachtenbummler Beweise seines persönlichen Muthes in Menge anzuführen. Aber ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, alle diese Erzählungen gehören in das Bereich der Aufschneiderei.

In einem rührenden Gegensatz zu diesem Typus steht eine andere Classe, deren Anblick mein Herz oft mit tiefstem Mitgefühl und schmerzlicher Wehmuth erfüllte. Ich meine die Suchenden.

Kreuz und quer durchziehen Frankreich, soweit die deutschen Waffen getragen wurden, in Chaisen und auf Bauernwagen, zu Fuß und auf der Eisenbahn, trostlose Männer und Frauen, welche einen Angehörigen, Sohn oder Verwandten suchen, der mit dem Heere auszog. Fast in jedem Wirthshause spricht eine dieser gebeugten Gestalten ein, um auszuruhen und gleichzeitig zu forschen, immer auf der düsteren Suche; fast in jedem Eisenbahnzuge sieht man diese verhärmten Gestalten mit dem suchenden, traurigen Blick. Sie fragen sich von Etappe zu Etappe, von Lazareth zu Lazareth; sie scheuen keine Abweisung, keine Strapazen, keine Entbehrung; sie müssen ihn finden, den Stolz eines Vaters, die Freude einer Mutter, er muß gefunden werden, todt oder lebendig; das steht auf dem von Schmerz und quälender Ungewißheit im Ausdruck hart gewordenen Gesichte. Mancher kehrt in stumpfer Resignation ergebnißlos zurück; manch anderer findet den Gegenstand seiner Sorge, und so nahe brachte dieser furchtbare Krieg die Gegensätze, daß ich im gleichen Eisenbahncoupé eine Mutter sah, welche ihren endlich gefundenen Sohn, der blaß, angegriffen und erschöpft von Strapazen und Wunden in einer Wagenecke schlummerte, mit glückstrahlenden Augen bewachte, während Seite an Seite mit ihr eine andere Mutter saß, welche, ohne zu finden, in dumpfem, ungeheurem Schmerze von den Schlachtfeldern um Metz zurückkehrte. Und als ich eines Tages zu Lauterburg das Landauer Thor in der Richtung nach Deutschland passirte, überholte ich ein trauriges Fuhrwerk. Auf dem Verbindungsstück zwischen Deichsel und Wagen saß der elsässische Fuhrmann und rauchte gleichgiltig seine kurze Holzpfeife; auf einem über die Leitern des Wagens gelegten Brette hatte ein in Schmerz versunkenes Paar Platz genommen, während im Wagen selbst, auf Stroh gebettet, ein roh gezimmerter, schlechtgehobelter, unverhüllter Sarg lag, mit den irdischen Ueberresten eines der Helden von Wörth. Der unter dem Thore schildernde württembergische Posten zog unwillkürlich, einem instinctiven Gebote der Achtung und des Mitgefühls folgend, das Gewehr an.

* Die Kriegsspitäler der Pfalz.

Hierüber entnehmen wir dem Kreisamtsblatte Nachstehendes: Die Pfalz besitzt, mit Ausnahme ihrer überfüllten beiden großen Kranken- und Irrenanstalten (Frankenthal und Klingenmünster), kein einziges größeres Civilspital, und nicht einmal ein militärisches von einer zur Menge des Andrangs nennenswerthen Räumlichkeit. In der Regel also mußten die leeren Kasernen, größere Schul- und Fabrikgebäude, Bierkeller, selbst für kurze Zeit Kirchen (Bergzabern nach der Schlacht vom nahen Weißenburg) u. s. w. zur Einrichtung herhalten, so daß sich diese Räumlichkeiten in Einer Stadt öfters in 4 bis 6 an verschiedenen Orten zerstreute zersplitterten. Auch Bretterbaracken wurden gebaut (so in Edesheim, Edenkoben, Kusel, Neustadt); doch gelangten diese zu keinen großen Dimensionen, mit Ausnahme der von Kaiserslautern, wo die für die pfälzische Industrieausstellung bestimmten Räumlichkeiten für Verwundete benutzt wurden und der von Speyer, wo man schon bei den ersten Drohungen eines Krieges ein Barackenlager mit Raum für etwa 350 Betten in Angriff genommen hatte. Die von Seiner Majestät zur Verfügung gestellte Villa Ludwigshöhe bei Edenkoben konnte wegen mancher hinderlichen Nebenumstände auch nicht in dem großartigen Maßstabe benützt werden, wie es ihren Räumlichkeiten an sich angemessen wäre. Für

eine Zahl von etwa 100 Köpfen, worunter ziemlich viel Officiere, leistete sie übrigens sehr frühe mit ihrer reizenden Lage als ein Musterbild von Ordnung und Reinlichkeit unter der ausschließlichen Leitung des Dr. Berr, Spitalarztes von Bamberg, die erfreulichsten Dienste. Die Kreis-Armenanstalt Frankenthal, ohnehin überfüllt, erhielt erst spät einen einzigen Zuzug von etwa 20 meist schwerverwundeten Franzosen.

Eine Lazarethätigkeit, von Gemeinden und Vereinen ausgehend, entfaltete sich gleich mit und nach den ersten Schlachten in Bergzabern, der Irrenanstalt Klingenmünster, in Ludwigshöhe, Edesheim, Edenkoben, Neustadt, Deidesheim mit Hildebrantseck, Dürkheim, Kusel, Kaiserslautern, St. Ingbert, Speyer, Homburg, Zweibrücken, Landstuhl, Schifferstadt, endlich Mutterstadt und Pirmasens. Eine Masse größerer Gemeinden hatte Einrichtungen für eine kleinere Zahl Verwundeter zur freiwilligen Pflege gemacht, welche aber zumeist auf das Bereitwilligste an andere Lazarethe meist durch die Vermittlung des Frauenvereins in Speyer abgetreten wurden, in dem Einsehen, daß auf dem anderen Wege eine zu große Zersplitterung der Verwundeten-Pflege eintreten würde.

Unsere Lazarethe für Verwundete wurden in Bälde von Abgesandten auswärtiger, namentlich norddeutscher Hilfsvereine häufig bereist. Die reichen Unterhaltsbeiträge an Geld, Naturalien aller Art, Weinen, Medicamenten u. s. w., welche jenen insbesondere aus Ländern des norddeutschen Bundes zuflossen, ließen jede politische Scheidewand von Süd und Nord als aufgehoben am pfälzischen Rheine erkennen.

Der Umfang dieser Lazareththätigkeit gestaltete sich in Bezug auf Frequenz und durchschnittliche Schwere der Fälle begreiflich höchst verschieden. In Beziehung auf die Frequenz nahm Speyer den ersten Rang ein, Bergzabern für wenige Tage, dann Kaiserslautern und Neustadt; in Bezug auf die durchschnittliche so viel wie ausnahmslose Gravität der Wunden aber unbestreitbar Zweibrücken, St. Ingbert und Ludwigshöhe. Diese dichte Concentration von schweren Verwundungen hängt in Zweibrücken mit dem Umstande zusammen, daß dort Professor Bruns aus Tübingen eine von ihm persönlich in den preußischen Lazarethen rasch nach den ersten blutigen Ausfällen von Metz gemachte und sofort in einem württembergischen Sanitätszug mitgebrachte Auslese von 120 Köpfen in die Hände der Dr.Dr. Rausch und Heck deponirt hatte; von St. Ingbert war Dr. Krieger auf den ersten Kanonendonner von Spicheren her mit mehreren hundert Hüttenarbeitern auf das noch kaum von Kämpfern verlassene Schlachtfeld geeilt und hatte die dort liegenden Hilfsbedürftigsten mit sich heimgebracht; von Ludwigshöhe war Dr. Berr ebenfalls nach Wörth geeilt, zwar nicht mehr auf das Schlachtfeld selbst, und hatte in den überhäuften Unterkunftsorten der Verwundeten die noch transportablen schwersten sich angeeignet. Ein ähnliches Verfahren übte dort auch Dr. Keller von Edenkoben für seinen Theil.

Auf diese Weise hatten bis zu Mitte September, wo der weitere Zufluß von Verwundeten in unseren Reserve-Lazarethen in völliges Stocken aus unbekannte Ursachen gerieth, 6711 und zwar 4741 Norddeutsche, 1669 Bayern, 59 Württemberger, 1 Badenser, 241 Franzosen daselbst Unterkunft für kürzere oder längere Zeit gefunden, und alle lösten sich zunächst aus dieser Ursache entweder Anfangs November auf, oder zogen sich wenigstens für den kleinen Rest Nichttransportabler auf die engsten Grenzen zusammen.

Nebenher ging die Pflege in den Spitälern für eine Unzahl von kranken und durch die Strapazen erschöpften Krieger, womit namentlich die umfangreichen öffentlichen Gebäude und Kasernen von Speyer einige Monate lang überfluthet wurden.

Nur an zwei Orten — Kaiserslautern und Neustadt — wirkten neben den Civilärzten noch Aerzte von Preußen, abcommandirte Militärärzte in den Vereinslazarethen. Die übrige militärische Thätigkeit beschränkte sich auf die Militärspitäler in Landau, Germersheim und Speyer. Eine Epidemie, sei es aus Wund- oder spontanen inneren Uebeln, hat sich in ihnen nirgends gezeigt oder aus ihnen verbreitet.

Miscellen.

† Von der Blies, 26. März. Heute wurde in der Gemeinde Herbitzheim die Friedenslinde gesetzt. Die Betheiligung daran war eine sehr große, indem nicht blos die Bewohner der hiesigen Gemeinde, sondern auch die ganze Nachbarschaft sich einfanden. Die Feier begann um ½3 Uhr unter Glockengeläute und Böllerschüssen. Der hiesige Lehrer führte den Zug der festlich gekleideten und mit deutschen und bayerischen Fahnen geschmückten Schuljugend zur Wohnung des Ortsvorstandes, Herrn Karl Ritter, wo sich auch sämmtliche Gemeinderäthe, Pfarrer Walle und Adjunct Schöndorf von Rubenheim einfanden. Von hier aus wurde die mit Guirlanden geschmückte Friedenslinde unter Gesang und Böllerschüssen an ihren Bestimmungsort gebracht, welcher sich im Mittelpunkte der Gemeinde befindet. Während des Festzuges wurde die Wacht am Rhein gesungen. Nachdem der Ortsvorstand unter Betheiligung des Gemeinderathes den Gedenkbaum gesetzt hatte, bestieg Pfarrer Walle eine hiezu festlich geschmückte Estrade und schilderte in ächt deutschen und patriotischen Worten die Bedeutung des Festes. Zum Schlusse brachte der Redner ein dreifaches Hoch aus auf unsern deutschen Kaiser Wilhelm, auf König Ludwig II. und die gesammte deutsche Armee. Nach dem Danksagungsliede: „Großer Gott, wir loben Dich“, erhielten die sämmtlichen Kinder der Gemeinde zur Erinnerung an das heutige Friedensfest Bretzeln und Wecke. Mit Einbruch der Nacht wurde auf einer Insel der Blies ein bengalisches Feuer angezündet. Bis spät in die Nacht unterhielt man sich in herzlicher Weise bei Bier und Gesang. — Auch in der Gemeinde Rubenheim war bereits am 19. März das Friedensfest in derselben Weise wie in Herbitzheim, durch Setzung einer Friedenslinde, Austheilen von Bretzeln an die Schuljugend, Anzünden eines Freudenfeuers, Fackelzug, Böllerschüsse und Glockengeläute unter großer Betheiligung von Herbitzheim und Umgegend festlich begangen worden. Die beiden Friedenslinden werden den Bewohnern von Herbitzheim und Rubenheim unvergeßliche Gedenkbäume sein. Mögen dieselben aber auch den nachkommenden Geschlechtern eine Mahnung zum Frieden sein, welcher jetzt die beiden Gemeinden so segensreich verbindet! —

Straßburg. Die wichtigste und zugleich die gefährlichste Reparatur des Münsters ist nun vollendet, nämlich die des Kreuzes auf der Spitze des Thurmes, welches am 15. September, mehrere Minuten nach 12 Uhr Mittags, von einer Granate auf eine Entfernung von nahezu 2000 Meter und in einer Höhe von 138 Meter erreicht worden ist. Die Kugel kam von einer der Batterien, welche nordwestlich von der Stadt, vorwärts vom Sanct-Helenen-Friedhofe und gegen den vom Contades nach Schiltigheim führenden Wege hin etablirt waren, her. Dieses Kreuz wurde im Jahre 1836, nach mehreren vorhergegangenen großen Reparaturen im achtzehnten Jahrhundert mittels Eisenklammern und Spangen, durch Anbringung eines Blitzableiters von sehr starker Dimension noch mehr befestigt und diesen Umständen ist es zu danken, daß, nachdem eine der vier Spangen, welche das Ganze zusammenhielten, durch den Schuß gebrochen und ein großes Stück Stein unter dem Kreuze total zerschmettert ward, in Folge dessen sozusagen eine Leere im Piedestal entstand, die Eisenstangen sich bogen und die ganze Spitze sich legte, dasselbe nicht herabgeworfen wurde und noch größeres Unheil anrichten konnte.

Breslau, 3. April. In der Nacht vom 1. zum 2. April wurde hier ein Nordlicht beobachtet, das sich jedoch nur auf kurze Zeit gegen 11 Uhr durch einige intensiv rothe Flecken am nordwestlichen Himmel kenntlich machte, während die zahlreichen Wolken und der helle Mondenschein weder Strahlungen, noch eine besonders hervortretende Helligkeit über dem Nord-Horizont mit Sicherheit erkennen ließen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 43. Speyer, Dienstag, den 11. April 1871.

Am Vorabend.

Novelle von Iwan Turgenjew.

(Fortsetzung.)

Der verhängnißvolle Tag war endlich gekommen. Es war abgemacht worden, daß Helena von ihren Eltern zu Hause Abschied nehmen, sich aber dann aus Inßarow's Wohnung auf den Weg machen sollte. Die Abreise war auf zwölf Uhr festgesetzt. Eine Viertelstunde vor dieser Zeit stellte sich Berßenjew ein. Er vermuthete, er werde bei Inßarow dessen Landsleute, die demselben das Geleite zu geben wünschten, antreffen; sie waren aber alle schon vorher abgereist; ebenso auch die dem Leser bewußten geheimnißvollen zwei Unbekannten (sie waren bei Inßarow's Hochzeit Zeugen gewesen). Der Schneider empfing mit einem Bückling den „lieben Herrn"; er hatte sich vor Betrübniß, vielleicht auch vor Freude, daß die Möbel ihm verblieben, stark angetrunken. Seine Frau führte ihn bald fort. Im Zimmer war bereits Alles zurecht gelegt: ein Mantelsack, mit Schnüren zusammengebunden, lag auf dem Fußboden. Berßenjew versank in Gedanken, viele Erinnerungen tauchten in seiner Seele auf.

Zwölf Uhr war längst vorbei und der Fuhrmann bereits mit den Pferden da, die „Neuvermählten" zeigten sich noch nicht. Endlich wurden hastige Schritte auf der Treppe laut, und Helena, von Inßarow und Schubin gefolgt, trat herein. Ihre Augen waren von Thränen roth, sie hatte ihre Mutter ohnmächtig zurückgelassen, die Trennung war sehr schwer gewesen. Schon mehr als eine Woche hatte Helena Berßenjew nicht gesehen, er war in der letzten Zeit selten zu Stachows gegangen. Sie erwartete nicht ihn anzutreffen. „Sie!" rief sie, — „ich danke Ihnen!" Sie warf sich ihm mit Ungestüm um den Hals, Inßarow umarmte ihn ebenfalls. Ein unbehagliches Schweigen trat ein. Was konnten diese drei Menschen einander sein, was ging in diesen drei Herzen vor? Schubin erkannte die Nothwendigkeit, einen Ton, lebendige Worte in diese Stille zu bringen.

„Wieder sind wir Drei versammelt," begann er, — „und zum letzten Male! Wir wollen uns den Fügungen des Geschickes unterwerfen, uns im Guten des Vergangenen erinnern und mit Gott ein neues Leben beginnen! Mit Gott hinaus in's Weite," stimmte er an und hielt inne. Er fühlte sich plötzlich verwirrt und verlegen. Eine Sünde war es, dort zu singen, wo ein Todter sich befand; und in diesem Augenblicke, in diesem Zimmer wurde jenes Vergangene, wovon er redete, das Vergangene derer, die dort versammelt waren, eben zu Grabe getragen. Es wurde zu Grabe getragen, wenn auch, um zu neuem Leben aufzuerstehen . . . abgestorben war es aber doch.

„Nun, Helena," sagte Inßarow zu seiner Frau gewandt, — „jetzt, denke ich, ist Alles in Ordnung? Alles bezahlt, Alles eingepackt. Nur dieser Mantelsack muß hinuntergeschleppt werden! Heda! Wirth!"

Der Wirth trat mit Frau und Tochter in's Zimmer. Er hörte, etwas taumelnd, Inßarow's Befehl an, lud sich den Mantelsack auf die Schulter und lief rasch, mit den Stiefeln lärmend, die Treppe hinunter.

„Jetzt, nach russischem Brauch, müssen wir uns setzen."

Sie setzten sich. Berßenjew ließ sich auf den kleinen Divan nieder, Helena nahm neben ihm Platz, die Wirthin mit ihrer Tochter hockten an der Schwelle nieder. Alle schwiegen, lächelten gezwungen und Niemand wußte warum. Jeden trieb es, zum Abschied ein Wörtchen zu sagen, und Jeder (Wirthin und Tochter natürlich ausgenommen, die rissen bloß die Augen auf) fühlte, daß in solchen Augenblicken nur etwas Plattes gesagt werde, und daß jede gediegene, oder kluge, oder auch bloß herzliche Rede nicht an ihrem Platze, fast eine Unwahrheit sei. Inßarow erhob sich zuerst und bekreuzigte sich . . . . „Lebe wohl, du unser Stübchen!" rief er.

Küsse wurden ausgetheilt, schallende, doch kalte Abschiedsküsse, Glückwünsche auf die Reise, halbausgesprochene Bitten, Versprechungen, einander zu schreiben, und die letzten halbunterdrückten Abschiedsworte — . . . .

Helena bestieg mit weinenden Augen den Reiseschlitten, Inßarow bedeckte ihre Füße sorgsam mit einem Teppiche, Schubin, Berßenjew, der Wirth, dessen Frau und Tochter mit dem unausbleiblichen Tuche auf dem Kopf, der Hausknecht, ein fremder Handwerker im gestreiften Schlafrocke — sie standen Alle an der Treppe, als plötzlich ein kostbarer Schlitten, mit einem raschen Traber bespannt, in den Hof fuhr und, den Schnee

vom Kragen schüttelnd, Nikolai Artemjewitsch herausſprang.

„Noch nicht fort, Gott sei Dank!“ rief er und lief zu dem Reiseschlitten. — „Da, meine Helena,“ sagte er, sich unter das Schlittendeck verbeugend und ein kleines Heiligenbild in Sammetfutteral aus der Rocktasche hervorlangend; „unsern elterlichen Segen noch zuletzt auf den Weg,“ und er hängte ihr das Bild um den Hals. Sie brach in Thränen aus und bedeckte seine Hände mit Küssen; unterdessen holte der Kutscher aus dem Vordertheile des Schlittens eine halbe Flasche Champagner und drei Gläser hervor.

„Nun,“ sagte Nikolai Artemjewitsch, — und helle Tropfen rollten aus seinen Augen auf den Biber des Mantels, — „gut Geleite . . . . unsere Wünsche . . . .“ Er goß den Champagner ein, seine Hände zitterten, der Schaum ergoß sich über den Rand und fiel auf den Schnee. Er nahm ein Glas, gab die beiden andern Helena und Inßarow, der bereits neben ihr Platz genommen hatte. — „Gott verleihe Euch . . . .“ fing Nikolai Artemjewitsch an und vermochte nichts weiter zu sagen — er stürzte sein Glas hinunter; die Andern thaten es gleichfalls. — „Jetzt solltet Ihr eigentlich, meine Herren,“ sagte er, zu Schubin und Berßenjew gewandt — doch hier trieb der Fuhrmann die Pferde an. Nikolai Artemjewitsch lief noch etwas neben dem Schlitten her. — „Vergiß nicht, uns zu schreiben,“ sagte er mit gebrochener Stimme. Helena streckte den Kopf vor und sagte: „Leben Sie wohl, Väterchen, Andrei Petrowitsch, Pawel Jakowlewitsch, lebt Alle wohl, leb' wohl Rußland!“ und sie fiel auf ihren Sitz zurück. Der Fuhrmann schwenkte die Peitsche, pfiff, die Schlittensohle knarrte, der Schlitten bog rechts zum Thore hinaus — und verschwand in der Ferne.

XXXIII.

Es war ein freundlicher Apriltag. Auf der breiten Lagune, die Venedig von dem schmalen Streifen angeschwemmten Sandes, Lido genannt, trennt, glitt eine spitzschnabelige Gondel, von den Stößen des über das lange Ruder sich neigenden Gondoliers gleichmäßig gewiegt, dahin. Unter dem niedrigen Deck saßen auf weichen Lederpolstern Helena und Inßarow.

Helenens Gesicht hatte sich seit dem Tage ihrer Abreise aus Moskau nicht sehr verändert, doch war der Ausdruck desselben ein anderer; er war gedankenvoller und ernster, der Blick kühner geworden. Ihr ganzer Körper war voller, das Haar schien üppiger und dichter die weiße Stirn und die frischen Wangen zu umrahmen. Nur an den Lippen, wenn sie nicht gerade lächelten, verrieth ein kaum merkbarer Zug eine geheime, beständige Sorge. Der Ausdruck im Gesicht Inßarow's war dagegen derselbe geblieben, doch hatten die einzelnen Züge desselben sich auffallend verändert. Er war noch mehr abgemagert, gealtert, bleicher und zusammengefallener; er hatte einen beständigen kurzen, trockenen Husten, die tiefliegenden Augen glänzten in eigenthümlichem Feuer. Während der Reise hatte Inßarow fast zwei Monate in Wien krank gelegen und war erst gegen Ende März mit seiner Frau in Venedig angelangt; von dort hoffte er über Serbisch Zara Bulgarien zu erreichen; andere Wege waren für ihn verschlossen. Schon wüthete der Kampf an der Donau, England und Frankreich hatten Rußland den Krieg erklärt und alle slavischen Länder waren in Gährung und zum Aufstande bereit.

Die Gondel legte am inneren Ufer des Lido an. Helena und Inßarow begaben sich auf einem engen sandigen Pfade, der mit elenden Bäumchen besetzt war (man pflanzt jedes Jahr neue und sie verdorren regelmäßig) an das äußere Ufer des Lido, an's Meer.

Sie gingen längs dem Ufer hin. Vor ihnen rollte das adriatische Meer seine tiefblauen Wellen, schäumend und brausend zogen sie heran und dann wieder fort, kleine Muscheln und Trümmer von Seegras auf dem Ufersande zurücklassend.

„Welch' ein trauriger Ort!“ bemerkte Helena. „Ich fürchte, hier ist's zu kalt für dich; doch ich errathe, weßhalb du hierher kommen wolltest.“

„Kalt!“ erwiderte mit raschem, doch bitteren Lächeln Inßarow. „Ich wäre ein schöner Krieger, wenn ich die Kälte fürchtete. Hierher bin ich aber gekommen . . . . ich will dir sagen warum. Ich sehe dies Meer an und mir däucht, meine Heimath liege mir näher. — Dort ist sie ja“, setzte er hinzu, die Hand nach Osten ausstreckend. „Der Wind weht auch von dort.“

„Ob nicht dieser Wind das Schiff, das du erwartest, hierher führt?“ sagte Helena; — „siehe das weiße Segel, vielleicht ist es das Schiff.“

Inßarow blickte in die blaue Ferne hinaus, wo Helena hingewiesen hatte.

„Renditsch versprach, in einer Woche Alles für uns zu besorgen,“ bemerkte er. „Auf ihn kann man sich, denke ich, verlassen . . . . Hast du gehört, Helena,“ setzte er mit plötzlicher Aufregung hinzu, — „man sagt, die armen dalmatischen Fischer hätten ihre Bleiplatten — du weißt, die Bleigewichte zum Versenken der Netze — geopfert, um Kugeln daraus zu gießen? Geld haben sie nicht, sie leben nur vom Fischfang; doch mit Freuden haben sie ihr Letztes hingegeben und hungern jetzt. Das ist ein Volk!“

„Aufgepaßt!“ schrie hinter ihnen eine brutale Stimme. Ein gedämpfter Hufschlag ließ sich vernehmen, und ein österreichischer Offizier in kurzem grauen Waffenrock und grüner Mütze ritt an ihnen vorüber . . Sie hatten kaum Zeit gehabt, auf die Seite zu treten.

Finster blickte Inßarow ihm nach.

„Er ist nicht daran schuld,“ sagte Helena, — „du weißt, sie haben hier keinen anderen Ort, um ihre Pferde zuzureiten.“

„Er ist nicht schuld,“ entgegnete Inßarow, — „er hat mir aber mit seinem Schreien, mit seinem Schnurrbart, seiner Mütze, mit seinem ganzen Aeußern das Blut in Wallung gesetzt. Kehren wir zurück.“

„Wir wollen zurückkehren, Dmitri. Hier weht es überdies stark. Du hast dich nach deiner Krankheit in Moskau nicht in Acht genommen, dafür hast

du in Wien büßen müssen. Jetzt mußt du vorsichtiger sein."

Inßarow antwortete nicht, nur das frühere bittere Lächeln umspielte seine Lippen.

„Möchtest du nicht," fuhr Helena fort, „eine Fahrt auf dem canale grande machen? Haben wir doch, seit wir hier sind, Venedig noch nicht ordentlich gesehen. Abends wollen wir in's Theater, ich habe zwei Logenbillets. Es soll eine neue Oper gegeben werden. Wollen wir doch den heutigen Tag uns selbst widmen, Politik, Krieg, Alles aus dem Sinn schlagen und nur Eines festhalten: daß wir zusammen leben, athmen, denken, daß wir auf ewig mit einander vereint sind .... Willst du?"

„Du willst es, Helena," entgegnete Inßarow, — „folglich will auch ich es."

„Ich habe es gewußt," sagte Helena lächelnd. — „So komm denn, komm!"

Sie kehrten zur Gondel zurück, stiegen hinein und ließen sich langsam zum canale grande hinüberrudern.

Wer Venedig nicht im April gesehen hat, kennt schwerlich den ganzen Reiz dieser zauberreichen Stadt. Die Lieblichkeit und Milde des Frühlings paßt zu Venedig, wie die strahlende Sonne des Sommers zum prachtvollen Genua, wie das Gold und der Purpur des Herbstes zum großen alten Rom. Wie der Frühling, rührt Venedigs Schönheit und erweckt sehnsüchtiges Verlangen; sie peinigt das unerfahrene Herz, wie das Versprechen eines nahen, nicht räthselhaften, aber doch geheimnißvollen Glückes. Alles in dieser Stadt ist hell und klar, und doch wie in einen schlummersüßen Duft liebdurchwehter Stille gehüllt; Alles in ihr schweigt und ist freundlich, Alles trägt den Charakter der Weiblichkeit, wie ihr Name. Nicht umsonst führt diese Stadt allein den Namen der Schönen. Die Masse von Palästen und Kirchen steht leicht und zauberisch da, wie ein harmonischer Traum eines jungen Gottes; es liegt etwas Feenhaftes, etwas eigenthümlich Fesselndes in dem grünlich grauen Glanze und dem seidenartigen Schiller der stillen Wellen der Kanäle, im lautlosen Dahingleiten der Gondeln, in der Abwesenheit roher städtischer Laute, des Gerassels, des Geräusches, des Tumultes. — „Venedig stirbt. Venedig ist verödet," sagen auch die Bewohner; vielleicht aber hat gerade dieser letzte Reiz, der Reiz des Hinwelkens, ihm in der höchsten Blüthe, im Triumph seiner Schönheit gefehlt. Wer es nicht gesehen hat, kennt es nicht. Ein Lebensmüder, mit dem Leben Zerfallener soll Venedig nicht besuchen; bitter wird es ihm sein, wie die Erinnerung an unerfüllte Träume früherer Tage; lieblich wird es dagegen dem erscheinen, der sich gesund fühlt, in dem noch Kräfte schäumen; er trage nur sein Glück unter diesen zauberischen Himmel, und wie wonnestrahlend das Glück auch sei, Venedig wird es ihm noch mit unverwelkbarem Glanze vergolden.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schloß in Bruchsal.

Einem der interessantesten Bauwerke Badens, dem Schloß in Bruchsal, droht die Gefahr, verunstaltet zu werden. Die Allgemeine Zeitung veröffentlicht unter der obigen Ueberschrift einen Aufsatz von Friedr. Pecht, dem wir Folgendes entnehmen:

Obwohl man gegen die Architectur der Rococozeit seit Anfang dieses Jahrhunderts mit einer wahrhaft vandalischen Rohheit aller Orten wüthet, der schon die größere Hälfte der Bauwerke zum Opfer fiel, so ist doch ganz Deutschland, selbst in seinen abgelegensten Theilen, noch mit ihnen überdeckt. Daß wir denselben noch immer entfernt nichts von gleicher Lebenskraft und gleichem Talent an die Seite zu setzen haben, vorab von gleich harmonischer Durchbildung alles Mitwirkenden eines großen Baues noch sehr entfernt sind, das lehrt uns jeder Schritt in unseren Städten, sei es, daß wir in Berlin des unsterblichen Schlüter Residenz, oder in Dresden den herrlichen Zwinger, den edlen Bau der katholischen Kirche bewundern, deren Autoren Kugler in seiner Kunstgeschichte nicht einmal nennt — der überhaupt die ganze Periode auf anderthalb Seiten abthut — sei es, daß wir uns im Münchener Residenztheater an Boos blendender Decoration oder an der üppigen Pracht und Genialität von Neumann's Würzburger Schloßbau erfreuen. Diesem Letztern durchaus verwandt, da er von demselben Meister herrührt, welcher der Baumeister des Fürstbischofs Cardinal v. Schönborn war, ist der leider nur zu wenig bekannte Bruchsaler Schloßbau, eine in stiller Parkeinsamkeit wie verzaubert verborgen liegende Perle der Kunst.

Wenn dieses Schloß nicht am Kreuzpunkt dreier Eisenbahnen, im besuchtesten Theil des Landes, sondern irgendwo in Hispanien oder Calabrien läge, so wäre es ohne Zweifel in Baden viel bekannter und vor allen Dingen geschätzter als dermalen, wo selbst die verbreitetsten Reisehandbücher seiner gar nicht erwähnen, freilich aber auch das Würzburger Schloß mit der Behauptung abthun, daß es außer dem Treppenhaus nicht viel Beachtungswerthes zeige. So kommt es denn, daß außer einigen Fachmännern nur erst sehr wenige Leute wissen, wie wir an diesem Speyer'schen Bischoffsitz ein wunderbar rein erhaltenes Juwel des Rococostils besitzen, wie es in gleicher Vortrefflichkeit nur sehr selten zu finden ist. Daß sein Autor einer der vorzüglichsten unter den vielen trefflichen Architecten des Jahrhunderts sei, lehrt uns besonders das ganz eigenthümlich reizend im Rund construirte Stiegenhaus sammt Vestibul, sicher eine der genialsten Inspirationen des doch gerade in diesen Bautheilen so excellirenden Baustils. Aber auch die an's Vestibul anstoßenden zwei Marmorsäle und sonstigen vielen Gemächer sind großentheils von nicht minder reizender Ausführung, ein wahres Museum des Kunsthandwerks. Sie alle sind mit den leuchtendsten Fresken und reizendsten Oelgemälden geschmückt, die von dem Münchener Januarius Zick herrühren, einem ebenfalls sehr wenig bekannten Künstler, und doch sind es

Malereien von einer Klarheit, Lebenslust, Heiterkeit und sprudelnden Erfindung, welche Einwirkungen Correggio's und Rembrandt's in so höchst eigenthümlich zarter Weise verbinden, daß sie den berühmten Fresken Tiepolo's im Würzburger Schlosse sehr wohl an die Seite gesetzt werden dürfen.

Aber auch die Stuckarbeiten und Vergoldungen unseres Schlosses zeigen die größte Feinheit und Vollkommenheit; die prachtvollen Einrahmungen der Wandstoffe, sowie die ganze Decoration überhaupt in ihrer feinen und glänzenden Farbenharmonie sind eine wahre Schule für unsere gerad' in diesem Stück noch immer gar sehr zurückstehende decorative Kunst. Besonders reizend erscheint auch ein rothes Zimmer mit überhöhtem Trumeaux, dessen Malereien, voll der liebenswürdigsten Erfindungen, in innigster Verwandtschaft mit Watteau stehen und in Paris mit Gold aufgewogen würden.

Dank der unglaublichen Unwissenheit und Gleichgiltigkeit, die unsere Reiseführer und Kunsthandbücher in Allem zeigen, was zwischen der deutschen Renaissance und der modernen Zeit in der Mitte liegt, war es denn auch möglich, daß man in Baden, bei den ungemeinen Schwierigkeiten, die sich einer Reise von Karlsruhe nach dem auf der Eisenbahn eine halbe Stunde entlegenen Bruchsal entgegensetzen, auf die abenteuerliche Idee gerathen konnte, den herrlichen einstigen Prälatensitz in ein Seminar für Geistliche umzugestalten. (!) Wie gut die etwas decolletirten Nymphen unseres Januarius Zick dabei wegkämen, kann man sich denken: es ist ihnen sämmtlich der Tod geschworen. Als erstes Opfer dieser Veränderung aber soll Neumann's Meisterwerk, das herrliche Treppenhaus, fallen und abgebrochen werden. Damit nicht genug, soll auch noch das obenerwähnte rothe Zimmer vollends zum Abtritt umgewandelt, der eine herrliche Marmorsaal aber gar unterschlagen werden.

Dem Vernehmen nach ließe sich mit der Summe, welches die Verwüstung eines der reizendsten Denkmale der nationalen Kunst des vorigen Jahrhunderts unzweifelhaft kosten wird — ohne daß man doch jemals etwas wirkliches Zweckentsprechendes erzielen kann — im Verein mit der Summe, welche die Stadtgemeinde geboten hat, um die Verlegung des Seminars abzuwenden, recht gut das jetzige vergrößern. Wir hoffen zuversichtlich, daß es blos dieser Anregung bedürfen wird, um eines der werthesten Bauwerke Badens vor dem Schicksal zu retten, welchem leider schon so unzählige andere erlegen sind.

Germanisches Museum.

Nach dem Grundsatze, daß stetiges eifriges Arbeiten auf Einem Gebiet die sichersten Erfolge mit sich bringt, hat das Germanische Museum in Nürnberg in den jüngsten Jahren eine seiner Specialsammlungen um die andere vorgenommen und, seine Kräfte darauf concentrirend, sie bis zu einem gewissen Grade erweitert und abgerundet, insbesondere soweit, daß jede die vollständige Uebersicht über den Entwickelungsgang des von ihr vertretenen Kunst- und Industriezweiges zeigen soll. So ist eine sehr interessante Sammlung von Geweben entstanden, die den Vergleich mit keiner andern zu scheuen hat, namentlich in Bezug auf die ältere Periode, wo sie an die Römer anknüpft, während sie bis zum 15. Jahrhundert sich erstreckt; so ist die Entwicklung der Ofenfabrication vortrefflich vertreten; kostbare Schlosserarbeiten nehmen einen kleinen Saal ein; die Medaillensammlung, die Münzsammlung, die Kupferstichsammlung haben sich mehr und mehr abgerundet. Die Sammlung von Feuerwaffen ist besonders lehrreich; eine Reihe von Abgüssen zeigt den Entwicklungsgang der Ornamentik u. s. w. In jüngster Zeit hat das Museum eine große Anzahl alter Musikinstrumente erhalten, die in Verbindung mit den interessanten Stücken, die sich längst daselbst befanden, einen Ueberblick über das ganze Gebiet der Musikinstrumente geben. Neben vielen Stücken, die, wie ihre kostbare Ausstattung zeigt, reichen Dilettanten angehörten, sind ziemlich alle jene vertreten, die ein älteres Orchester oder eine Musikbande nöthig hatte. Auch fehlen die Lärminstrumente der Kriegsmusik nicht, noch die Instrumente der Bänkelsänger, Gaukler, Hirten, und selbst das Horn des Nachtwächters und Postreiters fehlt nicht. Nachdem diese Sammlung somit auch einen gewissen Abschluß erhalten hat, der es gestattet, das ganze Gebiet zu übersehen, während die Aufstellung und Ordnung so getroffen ist, daß neue Zugänge überall leicht eingereiht werden können, sollen nun andere Gebiete der Kunst- und Kulturgeschichte in Angriff genommen werden. So arbeitet man jetzt an der Vervollständigung und Erweiterung der Sammlung von Grabdenkmalabgüssen. Auch der Geschichte des Costüms wird neuestens große Aufmerksamkeit geschenkt. Da die Aufstellung all dieser Sammlungen auch stets mit dem Bau und Eröffnung neuer Localitäten in Verbindung steht, so können die Besucher von Jahr zu Jahr sich überzeugen, was aus der gemeinsamen Kraftanstrengung so Vieler werden kann, wenn, wie hier, die Nation nicht im Eifer erkaltet, mit dem nun schon seit 18 Jahren so viele Tausenden ihre im Einzelnen meist nur geringen Beiträge spenden.

Miscellen.

Ueber einen Kittanstrich, der in China benutzt wird, um Gegenstände aus Holz, Pappe ꝛc. wasserdicht zu machen, wird gegenwärtig in österreichischen Zeitungen das Nachstehende veröffentlicht: „Unter den vom Hofrath Dr. v. Scherzer aus Peking eingesendeten Rohstoffen für die Industrie befand sich auch ein unter dem Namen Schio-liao bekannter Kitt, der im Norden China's als Anstrich von Holzgegenständen aller Art Verwendung findet und die Eigenschaft besitzt, diese Gegenstände nach innen und außen wasserdicht zu machen. Dr. v. Scherzer hat in Peking Holzkisten mit diesem Anstriche gesehen, welche die langwierige Reise über Sibirien nach Petersburg und zurück gemacht hatten und sich noch in vollkommen gutem wasserdichten Zustande befanden. Sogar aus Stroh geflochtene Körbe, die zum Transport von Oel dienen, werden durch diesen Anstrich für den erwähnten Zweck vollkommen tauglich. Pappendeckel gewinnt dadurch das Ansehen und die Festigkeit von Holz. Die meisten öffentlichen Holzbauten sind mit Schio-liao bestrichen und erhalten dadurch ein röthliches, unschönes Aussehen, gewinnen aber an Dauerhaftigkeit. Der Kitt wurde in der Wiener Versuchsstation des Ackerbau-Ministeriums untersucht und es wurden die darüber von Dr. v. Scherzer gemachten Mittheilungen vollkommen bestätigt gefunden. Wenn man zu 3 Theilen frischen, geschlagenen (dadurch seines Eiweißes beraubten) Blutes 4 Theile zu Staub gelöschten Kalkes und etwas Alaun zerrührt, so erhält man eine dünnklebrige Masse, welche sofort verwendet werden kann. Gegenstände, welche ganz besonders wasserdicht gemacht werden sollen, werden von den Chinesen zwei, höchstens dreimal bestrichen. In Europa ist dieser Anstrich für den geschilderten Zweck noch nicht bekannt, und doch ist derselbe eines der bewährtesten und billigsten Mittel, um Holzgegenstände ꝛc. vollkommen wasserdicht zu machen."

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 44. Speyer, Donnerstag, den 13. April 1871.

Am Vorabend.

Novelle von Iwan Turgenjew.

(Fortsetzung.)

Die Gondel, in welcher Inßarow und Helena saßen, glitt still an der Riva dei Schiavoni, am Dogenpalast, an der Piazetta vorbei und in den canal grande hinein. Zu beiden Seiten zogen sich Marmorpaläste hin; sie schienen langsam vorüberzugleiten und gönnten dem Blicke Zeit, ihre Schönheiten zu fassen und zu unterscheiden. Helena empfand eine innige Freude; am Blau ihres Himmels stand ein dunkles Wölkchen — es entfernte sich: Inßarow fühlte sich an diesem Tage bedeutend besser. Sie fuhren bis an den Bogen der Rialtobrücke und kehrten dann zurück. Helena fürchtete für Inßarow die kühle Luft der Kirchen; sie erinnerte sich jedoch der Akademie delle belle arti und hieß den Gondolier dahin rudern. Sie waren bald durch alle Säle dieser nicht großen Bilderhalle gegangen. Da sie weder Kenner noch Dilettanten waren, hielten sie sich nicht vor jedem Bilde auf, thaten sie sich keinen Zwang an; eine anspruchslose Heiterkeit war unerwartet über sie gekommen. Beim Hinausgehen aus der Akademie blickten sie sich noch ein Mal nach hinter ihnen gehenden Engländern mit langen Hasenzähnen und hängenden Backenbärten um — und lachten; sie sahen ihren Gondolier an und mußten über dessen kurze Jacke und kurze Beinkleider lachen; sie sahen ein Höckerweib mit einem aufgebundenen Zopfe grauen Haares auf dem Scheitel — und mußten noch unbändiger lachen; endlich blickten sie einander in's Gesicht — und lachten wieder; und als sie in der Gondel saßen, drückten sie einander fest, recht fest die Hand. Sie kamen in ihren Gasthof, eilten auf ihr Zimmer und ließen sich das Essen bringen. Die heitere Stimmung verließ sie auch bei Tische nicht. Sie tranken einander zu, brachten Gesundheiten den Moskauer Freunden, klatschten dem Cameriere Beifall zu einem wohlschmeckenden Gericht Fische und verlangten durchaus lebendige frutta di mare (kleine Weichthiere); der Cameriere machte Gesichter, scharrte mit den Füßen und schüttelte beim Hinausgehen den Kopf, wobei er ein Mal sogar seufzend: „Proveretti!“ (die Armen!) hören ließ. Nach dem Essen begaben sie sich in's Theater.

Es wurde eine Verdi'sche Oper gegeben, eine im Grunde ziemlich flache Oper, die jedoch bereits auf allen europäischen Bühnen die Runde gemacht hatte und den Russen gut bekannt ist — die Traviata. Die Theatersaison war in Venedig bereits vorüber, und was von Sängern da war, ragte nicht über die Grenze der Mittelmäßigkeit hinaus, ein Jeder schrie nach Kräften. Die Rolle der Violetta führte eine Künstlerin aus, die keinen Ruf hatte, und nach dem kühlen Verhalten des Publikums zu urtheilen, wenig beliebt, aber nicht ohne Talent war. Es war ein junges, nicht besonders hübsches, schwarzäugiges Mädchen, mit einer nicht ganz fließenden und bereits gebrochenen Stimme. Sie war, naiv genug, ganz bunt und schlecht costümirt: ein rothes Netz umschloß ihr Haar, die Brust war in ein Kleid von verschossenem himmelblauem Atlas gezwängt, dicke waschlederne Handschuhe reichten ihr bis an die spitzen Ellbogen hinauf; und wie hätte sie auch, sie, die Tochter irgend eines bergamaskischen Hirten, wissen sollen, wie sich eine Pariser Dame kleidet! Auch hatte sie keine Bühnenkenntniß; es lag aber doch in ihrem Spiele viel Wahrheit und ungezierte Einfalt, und ihr Gesang war von jener eigenthümlichen Leidenschaftlichkeit des Ausdrucks und des Rhythmus durchdrungen, die nur Italiener erreichen. Helena und Inßarow saßen zusammen in einer dunklen Loge, hart an der Bühne; die heitere Gemüthsstimmung, die in der Akademie delle belle arti sie befallen hatte, dauerte noch immer fort. Als der Vater des unglücklichen Jünglings, der in das Netz der Verführerin gefallen war, in erbsenfarbenem Frack und verwirrter weißer Perrücke auf der Bühne erschien, den Mund schief aufsperrte und schon im Voraus resignirt, ausgezischt zu werden, ein dumpfes Tremolo vorausschickte, wären Beide fast in lautes Lachen ausgebrochen.... Violetta's Spiel dagegen machte auf sie Eindruck.

„Diesem armen Mädchen wird fast gar kein Beifall geklatscht,“ sagte Helena, — „und doch habe ich sie tausend Mal lieber als irgend eine selbstgefällige Berühmtheit zweiten Ranges, die blos grimassiren und die Glieder verrenken würde, um Effekt hervorzubringen. Diese da scheint Ernst aus der Sache zu machen; siehe, sie gibt auf das Publikum keine Acht.“

Inßarow beugte sich über den Rand der Loge und blickte Violetta scharf an.

„Ja,“ sagte er, — „sie nimmt es ernst: es riecht nach Tod.

Helena verstummte.

Der dritte Akt begann. Der Vorhang stieg … Helena schrack zusammen beim Anblick des Bettes, der herabgelassenen Gardinen, der Arzneifläschchen, der Lampe mit dem Lichtschirme …. Jüngst Vergangenes fiel ihr ein …. „Und die Zukunft? und die Gegenwart?“ fuhr es durch ihren Kopf. Wie eine Antwort auf den erkünstelten Husten der Künstlerin ließ sich in der Loge der hohle, ungekünstelte Husten Inßarow's hören …. Helena warf insgeheim einen Blick nach ihm und nahm sogleich eine unbesorgte, ruhige Miene an; Inßarow hatte sie verstanden, zeigte ein lächelndes Gesicht und stimmte ganz leise in den Gesang ein.

Er hörte jedoch bald auf. Violetta's Spiel wurde immer besser, immer freier. Sie hatte alles Fremdartige, alles Ueberflüssige abgeworfen und sich selbst wiedergefunden, ein seltenes, das höchste Glück für den Künstler! Sie hatte mit einem Male jene Grenze übersprungen, die zu bezeichnen unmöglich ist, hinter welcher jedoch die Schönheit thront. Das Publikum kam in Bewegung, staunte und verwandte keinen Blick. Das unschöne Mädchen mit der gebrochenen Stimme fing an, auf die Zuhörer zu wirken, sie zu fesseln. Aber die Stimme der Sängerin klang jetzt nicht mehr wie gebrochen, es war Wärme und Kraft in dieselbe gekommen. „Alfredo“ trat auf; der Freudenschrei Violetta's rief fast jenen Sturm hervor, der fanatismo genannt wird, und gegen welchen all' unser nordisches Beifallsgeschrei nichts bedeutet … Ein Augenblick, und das Publikum wurde mäuschenstill. Das Duett begann, die beste Partie der Oper, in welcher dem Componisten gelungen ist, den ganzen Schmerz leichtsinnig vergeudeter Jugendkraft und den letzten Kampf verzweifelter und ohnmächtiger Liebe auszudrücken. Hingerissen, getragen vom Sturme des allgemeinen Beifalls, mit Blicken, die von künstlerischer Freude und wirklichen Leiden in Thränen schwammen, gab sich die Künstlerin der Brandung, die sie emporgehoben hatte, hin, ihr Gesicht hatte sich verklärt und vor dem grauenhaften Gespenst des Todes entrissen sich ihrer Brust mit solch' himmelanflehender Macht die Worte: „Lascia mi vivere …. morir si giovane!“ (laß mich leben …. so jung sterben!), daß das ganze Haus von wüthendem Beifall und begeisterten Rufen erzitterte.

Es schauerte Helena eiskalt. Ihre Hand suchte nach der Inßarow's, fand sie und drückte sie heftig. Er erwiderte den Druck, doch blickte weder sie ihn, noch er sie an. Jetzt war der Händedruck ein anderer als der, den sie vor wenigen Stunden in der Gondel mit einander getauscht hatten.

Wieder durch den canale grande kehrten sie in ihren Gasthof zurück. Die Nacht, eine helle, milde Nacht, war bereits hereingebrochen. Dieselben Paläste kamen ihnen entgegengezogen, doch däuchten sie ihnen anders; die vom Monde beleuchteten glänzten in weißlichem Goldschimmer, in welchem alle Einzelheiten der Ornamente und die Umrisse der Fenstereinfassungen und Balken gleichsam verschwammen, während Alles deutlicher hervortrat an den Gebäuden, die der leichte gleichmäßige Schattenflor einhüllte. Die Gondeln mit ihren kleinen rothen Lichtern schienen noch lautloser und schneller hinzugleiten, geheimnißvoll glitzerten ihre gezackten stählernen Schnäbel, geheimnißvoll hoben und senkten sich die Ruder in die silbernen Glanzlichter der durchfurchten Wellen; von Zeit zu Zeit hörte man den kurzen und getragenen Ruf der Gondoliere, andere Laute wurden fast nicht vernommen. Der Gasthof, in welchem Inßarow und Helena wohnten, befand sich an der Riva dei Schiavoni; sie verließen etwas früher ihre Gondel und gingen einige Mal auf dem Markusplatz unter dem Bogengange umher, wo vor den kleinen Kaffeehäusern eine Menge unbeschäftigter Besucher versammelt war. Mit einem geliebten Wesen in einer fremden Stadt, unter fremden Menschen zu wandeln, gewährt ein eigenthümliches Vergnügen: Alles däucht uns schön und bemerkenswerth, Allen wünschen wir alles Gute, Frieden und das Glück, das uns selbst beseelt. Helena konnte sich jedoch nicht mehr dem Gefühle ihres Glückes sorglos überlassen, ihr Herz, durch die jüngsten Eindrücke erschüttert, vermochte sich nicht zu beruhigen, und als sie am Dogenpalaste vorbei kamen, wies Inßarow schweigend auf die Schlünde der österreichischen Kanonen, die aus dem unteren Bogengange hervorgähnten, und drückte den Hut tiefer in die Stirn. Er fühlte sich ermattet und — nachdem sie einen letzten Blick auf die Kirche des heiligen Markus und deren Kuppeln, die im Lichte des Mondes in ihrer bläulichen Bleibekleidung wie von Phosphor leuchtend erschienen, geworfen hatten, kehrten sie in ihren Gasthof zurück.

Die Fenster ihres Zimmers gingen auf den Theil der großen Lagunen hinaus, der von der Riva dei Schiavoni bis an die Giudecca reicht. Ihrem Gasthofe fast gegenüber ragten die spitzen Thürme San Giorgio's empor; rechts glänzte hoch in der Luft die goldene Kugel der Dogana — und prangte, geschmückt wie eine Braut, das Meisterwerk Palladio's, die Kirche del Redemtore; links hin ragte ein dunkles Gewirre von Masten, Raaen und Dampfschiffschornsteinen empor; hin und wieder hingen, gleich riesigen Flügeln, halbgereffte Segel und Wimpel, kaum vom Winde bewegt, herab. Inßarow setzte sich an's Fenster, Helena gönnte ihm aber nicht lange den Genuß der Aussicht; es stellte sich bei ihm plötzlich Hitze und ermattende Schwäche ein. Sie brachte ihn zu Bett, und nachdem sie gewartet hatte, bis er in Schlaf versunken war, kehrte sie leise an's Fenster zurück. O wie still und lieblich war die Nacht, welch' eine selige Milde wogte in dieser blauen Luft, wie mußten alle Leiden, alle Schmerzen verstummen und verschwinden unter diesem hellen Himmel, unter diesen heiligen Strahlen. „O Gott,“ dachte Helena, „warum gibt es einen Tod, warum Trennung, Krankheit und Thränen? Oder warum diese Schönheit, dieses besiegende Hoffen, warum das beruhigende Bewußtsein einer sicheren Zufluchtsstätte, eines untrüglichen Schutzes, unsterblichen Beistandes? Was sollen dieser lächelnde, segenspendende Himmel, diese beglückte, ruhende Erde?

Ist denn Alles dies nur in uns, und außerhalb uns nur ewige Kälte und ewiges Schweigen? Sind wir denn allein . . . . allein . . . . und dort, rund herum, in allen jenen unergründlichen Fernen und Tiefen — wäre Alles, Alles uns fremd? Warum dann aber jener Durst und jene Freude des Gebets?" („Morir si giovane!" klang es in ihren Ohren.) „Läßt sich's denn nicht abflehen, abwenden, retten . . . O Gott, mein Gott! darf ich denn nicht an ein Wunder glauben?" Sie legte den Kopf auf die gefalteten Hände. „Genug?" flüsterte sie. „Wäre es wirklich schon genug! Ich bin glücklich gewesen, nicht einige Augenblicke nur, nicht Stunden, auch nicht ganze Tage — nein, Wochen hindurch bin ich es gewesen. Und mit welchem Rechte?" Es faßte sie ein Schauer vor dem eigenen Glücke. „Wenn's aber nicht sein kann," dachte sie. „Wenn's nicht umsonst geboten wird? Es war ein Himmel . . . . und wir sind nur irdische Geschöpfe, Menschen, arme, sündhafte Menschen . . . . Morir si giovane . . . . O düsteres Gespenst, hebe dich hinweg! Nicht für mich allein muß er leben!"

„Wenn's aber eine Strafe wäre?" dachte sie dann weiter; „wenn wir jetzt vollen Ersatz zu leisten hätten für unsere Schuld? Mein Gewissen schwieg, es schweigt auch jetzt; ist das aber ein Beweis der Schuldlosigkeit? O Gott! haben wir uns denn so sehr vergangen? Wolltest Du, der diese Nacht, diesen Himmel erschaffen, uns dafür strafen, daß wir einander lieben? Und ist es so, ist er schuldig, bin ich schuldig," — setzte sie in plötzlicher Aufwallung hinzu, — „dann laß ihn, o Gott, dann laß uns Beide wenigstens eines ehrenvollen Todes — dort auf den Gefilden seiner Heimath sterben, nicht hier in diesem dumpfen Zimmer."

„Aber der Schmerz einer armen, vereinsamten Mutter?" fragte sie sich und fand keine Antwort. Helena wußte nicht, daß das Glück jedes Menschen im Unglücke Anderer begründet ist, daß sein Vortheil, seine Ruhe, gleichwie die Statue, eines Piedestahls, des Nachtheils und des Unbehagens Anderer bedürfen.

„Renditsch!" murmelte Inßarow im Schlafe.

Helena trat auf den Zehen zu ihm, beugte sich über ihn und trocknete den Schweiß von seinem Gesicht. Er warf sich einige Augenblicke auf dem Kissen hin und her und wurde dann ruhig.

Sie trat von Neuem an's Fenster und verfiel wieder in Gedanken. Sie versuchte sich selbst zu beruhigen, sich einzureden, daß kein Grund zu Befürchtungen vorhanden sei. Sie begann sogar sich ihrer Muthlosigkeit zu schämen. „Wo wäre denn die Gefahr? Ist ihm denn nicht besser?" sagte sie vor sich hin. „Wären wir heute nicht im Theater gewesen, so kämen mir alle diese Gedanken nicht in den Kopf." In diesem Augenblicke wurde sie hoch über dem Wasser eine weiße Möve gewahr; ein Fischer hatte vermuthlich das Thier aufgeschreckt und nun flog es mit ungleichem Flügelschlage, als suchte es einen Ort, um sich niederzulassen. „Kommt die Möve hierhergeflogen," dachte Helena, „so ist es ein gutes Vorzeichen" . . . . Die Möve kreiste an einer Stelle herum, zog die Flügel ein — und ließ sich, wie angeschossen, mit kläglichem Schrei weit hinter einem dunkeln Schiffe nieder. Helena fuhr zusammen und schämte sich gleich darauf dieser Regung; ohne sich auszukleiden, legte sie sich halb auf's Bett neben Inßarow, der schwer und kurz Athem holte. —

(Fortsetzung folgt.)

Die dritte Reise des pfälzischen Lazarethzuges.

♂ Speyer, 10. April. Der pfälzische Lazarethzug ist vorgestern früh wieder glücklich nach Ludwigshafen zurückgekommen. Er war 10 Tage 17 Stunden unterwegs gewesen und hatte, seiner Bestimmung gemäß, zuerst in Troyes 38, dann in Chatillon 50, in Chaumont 70, in St. Dizier 25, in Nancy 18 und zuletzt in Weißenburg noch 2 kranke und verwundete Deutsche aufgenommen und ihrer Heimath entgegengeführt. Von diesen wurden schon in Mannheim 2 Badenser, in Darmstadt 6 Bayern, 5 Hessen, 1 Württemberger, zusammen 14 Süddeutsche evacuirt. Alle übrigen waren Norddeutsche aus verschiedenen Provinzen, von denen in Frankfurt 29 zum Theil schwer Kranke in besonders sorgfältiger und rascher Weise dem Zuge entnommen, die verbliebenen 115 aber nach Celle in Hannover geführt wurden, wo sie alle theils in den herrlichen Räumlichkeiten des dortigen Schlosses, theils in andern Localitäten Aufnahme erhielten.

Die Expedition fand einige Schwierigkeiten in dem Gebote der Evacuationscommission, keinerlei ansteckende Kranke aufzunehmen. Ohne diesen Umstand würden schon in Chaumont, einer hoch auf dem Plateau von Langres gelegenen Stadt mit großen Lazarethen, die 160 Betten unsres Zuges fast vollständig belegt worden sein. Die Verhandlungen hierüber und die dann erholte telegraphische Verständigung mit den anderen Lazarethen und der Commission in Weißenburg erforderten einen Aufenthalt von zwei Tagen in dieser Stadt. Im Uebrigen wurde der Zug in Frankreich wie in Deutschland so rasch als es die Umstände irgend zuließen und mit nur kurzen Unterbrechungen befördert.

Die Kranken waren theils Verwundete, theils Reconvalescenten von Blattern, Scharlach, Gelbsucht, Typhus, Lungenentzündung, Rheumatismen, Rosen; bei einigen bestanden letztere Krankheiten noch fort.

Alle Kranke besserten sich auf dem Zuge und selbst ein Tobsüchtiger, dem ein besonderer Wärter mitgegeben war, verlor seine Anfälle, als er bemerkte, daß es der Heimath zugehe. Auch die durchschnittlich ungünstige Witterung brachte keinen Nachtheil und es kam kein bemerkenswerther Unfall und kein Todesfall vor. Alle blieben freilich höchstens drei bis vier Tage und Nächte auf dem Zuge.

Das Zugpersonal, bestehend aus 6 Mitgliedern des Comites, 10 Krankenwärtern, einem Koch und zwei Begleitern, kam ganz wohlbehalten zurück.

Die innere Einrichtung des Zuges, seine Ausstattung durch den pfälzischen Hilfsverein in Belleidungsgegenständen, Mundvorräthen und Medicamenten, sind in der Pfalz bekannt. Auswärts waren sie Gegenstand der Neugier und überall fanden sich Besucher ein, besonders auch viele Franzosen, welche stets bei freundlicher Begegnung ihre angeborene Höflichkeit zeigten und ihrerseits die persönlichen Erwartungen der Zugbegleitung vollkommen erfüllten. Bei den noch bestehenden Zweifeln über die beste Einrichtung eines solchen Transportmittels ist unser Zug auch von einigen Autoritäten ganz ins Einzelne geprüft, manche Vorzüge anerkannt und nur sehr wenig daran ausgesetzt worden. Ein anderer gleichzeitig in Schaidt und Chaumont stehender Zug übertraf den pfälzischen in der Möblirung für das Zugpersonal, blieb aber in Vorräthen und andern Erfordernissen weit zurück.

Die Kosten eines solchen Lazarethzuges für eine Fahrt sind beträchtlich und belaufen sich auf mehrere Tausende. Wenn man jedoch nur den gewöhnlichen Maßstab des Personentransportes auf so weite Strecken anlegt und hinzufügt, daß hier bei hilflosen Soldaten für alle Bedürfnisse zugleich gesorgt werden muß, so erscheint der Aufwand sehr mäßig und die Frage, ob auch ferner noch solche Fahrten stattfinden sollen, kann nur dringend bejaht werden. Viele Hunderte von kranken und verwundeten Deutschen liegen noch in französischen Lazarethen.

Chronik des deutsch-französischen Krieges.

Februar 1871.

1. Febr. Die von der Südarmee umstellte I. französische (ehemals Bourbaki'sche) Armee, in der Stärke von 80,000 Mann, tritt nach geschlossener Uebereinkunft zwischen dem General Clinchamp und dem schweizer General Herzog (am 1. Februar und die folgenden Tage) auf schweizer Gebiet. — Nach den Gefechten am 29. Januar hat sich Garibaldi von Dijon auf Macon zurückgezogen. Dijon wird von deutschen Truppen wieder besetzt. — Die abziehende französische Ostarmee wird von der sie verfolgenden Südarmee bei Chateau de Joux (südlich Pontarlier) erreicht und geschlagen.

2. Febr. Die Wahlen in Paris werden bis zum 8. Februar vertagt.

3. Febr. Graf v. Bismarck protestirt gegen das von der Delegation zu Bordeaux am 31. Januar erlassene Wahlausschreiben und richtet an Jules Favre eine Depesche über denselben Gegenstand. — Gefechte zwischen den nach der Schweiz übertretenden französischen Truppen und der Süd-Armee.

4. Febr. Antwort Jules Favre's auf die Depesche des Grafen v. Bismarck vom 3. Februar, das Wahldecret der Bordeauxer Delegation vom 31. Januar betreffend. — Das am 3. Januar von Paris abgerückte 2. Armeecorps, welches bis zum 4. Februar in fast beispielloser Schnelligkeit bis zur schweizer Grenze vorgedrungen ist, hat in Gefechten bei Bligny, Dijon, Gray, Pesmes, Dole, am Louebach, bei Sabine, Champagnole, Dompierre, Fresne, Vaux, La Planée und Pontarlier über 10,000 Gefangene gemacht, 2 Adler, 6 Geschütze und viele hundert Wagen erbeutet. — Garibaldi trifft mit seinem Stabe in Chalons-sur-Saone ein. — Die Pariser Regierung rechtfertigt in einer Proclamation an ihre Mitbürger die erfolgte Capitulation von Paris. — Ein Decret der Delegation zu Bordeaux ordnet die Vermehrung der Cavalerie-Regimenter von 63 auf 75 zu 6 Schwadronen à 150 Mann an. — Eine Erklärung der Delegation zu Bordeaux hält das Wahldecret vom 31. Januar trotz des Protestes des Grafen v. Bismarck aufrecht. — Ein Decret der Pariser Regierung hebt das Wahldecret der Delegation zu Bordeaux vom 31. Januar auf. — In Folge dieser Annulirung seines Wahldecrets nimmt Gambetta seine Demission als Mitglied der Regierung der Nationalvertheidigung und als Minister.

5. Febr. Eine Verfügung der General-Intendantur der Armeen zu Versailles benachrichtigt sämmtliche Obercommandos der deutschen Armeen, daß der Kaiser und König in Berücksichtigung der durch die Verproviantirung der Stadt Paris entstandenen Theuerung der Lebensmittel die Ausschreibung besonderer Contributionen in den occupirten französischen Gebietstheilen in der Höhe und zu dem Zweck angeordnet habe, sämmtlichen Offizieren, Aerzten und oberen Beamten der deutschen Armeen auf die Dauer des Waffenstillstandes ein tägliches Portionsgeld von 15 Francs zu gewähren. — Die Südarmee besetzt Lons le Saulnier (9 Meilen südlich Besançon.)

6. Febr. Die Pariser Regierung verfügt die Auflösung der als Pariser Regimenter bezeichneten Abtheilungen der mobilisirten Nationalgarden. — Gambettas Entlassung wird von der Regierung der Nationalvertheidigung angenommen. Emanuel Arago wird zum Minister des Innern ernannt, und zugleich mit der interimistischen Leitung des Kriegsministeriums beauftragt. (Schluß folgt.)

Miscellen.

= St. Ingbert, 10. März. Nro. 42 der Palatina veröffentlicht einen Bericht aus dem Kreisamtsblatte über die Kriegsspitäler der Pfalz, worin es u. A. heißt:

„Von St. Ingbert war Dr. Krieger auf den ersten Kano-„nendonner von Spicheren her mit mehreren hundert „Hüttenarbeitern auf das noch kaum von Kämpfern ver-„lassene Schlachtfeld geeilt und hatte die dort liegenden „Hilfsbedürftigsten mit sich heimgebracht."

Aus Gründen möge hier eine kleine Berichtigung gestattet sein. Das von einem Comite gebildete Hilfscorps bestand aus allen Classen der Bevölkerung; vortrefflich organisirt zog es mit Wagen, Tragbahren und allem für die erste Hilfeleistung Nöthigen auf das Schlachtfeld und zwar unter seinem Hauptmann, dem k. Polizeianwalt Herrn Bruch. Seine Leute waren die ersten und die letzten auf der mit Leichen und Verwundeten besäeten Wahlstatt.

Herr Dr. Krieger hat bei allen Anordnungen für Aufnahme und Pflege der Verwundeten in erster Linie mitgewirkt, ihm verdankte man die vortreffliche Einrichtung der Lazarethe und sein Eifer und seine unermüdliche Thätigkeit verdienen alle Anerkennung. Neidlos werden wir ihm jede Auszeichnung gönnen, aber Jedem das Seine und die Wahrheit vor Allem.

Einer vom Hilfscorps.

Charade.

Fertig steht zum wilden Tanze
Schon die Erste in dem Glanze
Eines Morgens blutig roth,
Denn es gilt die letzten Beiden
Und für's Vaterland zu streiten,
Geht's zum Siege, geht's zum Tod.

Steiget auf den dunklen Auen
Bei der Nachtluft kühlem Thauen
Leis herauf das Sternenmeer,
Dann kannst Du das Ganze sehen
Täglich auf- und niedergehen.
Es zu finden, ist nicht schwer.

Auflösung der Homonyme in Nr. 41:
Anstoßen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 45. Speyer, Samstag, den 15. April 1871.

Am Vorabend.

Novelle von Iwan Turgenjew.

(Fortsetzung.)

XXXIV.

Inßarow erwachte spät mit dumpfem Schmerze im Kopfe und einem Gefühl von häßlicher Schwäche — so nannte er es — im ganzen Leibe. Er stand aber doch auf.

„Renditsch ist nicht gekommen?“ war seine erste Frage.

„Noch nicht,“ erwiderte Helena und reichte ihm die neueste Nummer des „Osservatore Triestino“ hin, worin Vieles über den Krieg, die slavischen Länder und die Fürstenthümer enthalten war. Inßarow nahm das Blatt vor, während sie Kaffee für ihn zu bereiten begann. Es klopfte Jemand an die Thüre.

„Renditsch,“ dachten Beide, doch der Klopfende fragte in russischer Sprache: „Ist's erlaubt?“ Helena und Inßarow sahen einander befremdet an, und ohne ihre Antwort abzuwarten, trat ein elegant gekleideter Herr, mit kleinem spitzen Gesichte und dreistem Blicke herein. Er war ganz freudestrahlend, als wenn er eine große Summe gewonnen oder eine angenehme Nachricht bekommen hätte.

Inßarow richtete sich etwas in seinem Stuhl empor.

„Sie erkennen mich nicht,“ redete ihn der Unbekannte an, indem er ungenirt zu ihm hintrat und Helena artig begrüßte. „Luzojarow, erinnern Sie sich; wir haben uns in Moskau bei E....'s gesehen.“

„Ja so, bei E....'s,“ sagte Inßarow.

„Ja wohl, ja wohl! Ich bitte Sie, mich Ihrer Frau Gemahlin vorzustellen. Madame, ich habe immer die größte Achtung vor Dmitri Wassiljewitsch . . . . (er verbesserte sich) vor Nikomor Wassiljewitsch gehabt, und bin außerordentlich glücklich, daß ich endlich die Ehre habe, auch Ihre Bekanntschaft zu machen. Denken Sie doch,“ fuhr er zu Inßarow gewendet fort, „ich habe erst gestern erfahren, daß Sie hier sind. Ich wohne in diesem Gasthofe. Was für eine Stadt, dies Venedig, voller Poesie! Was aber schauderhaft ist: auf jedem Schritte die verdammten Austriaci! Daß sie der — diese Austriaci! A propos, haben Sie davon gehört, an der Donau hat es eine entscheidende Schlacht gegeben? Dreihundert türkische Offiziere sind geblieben, Silistria ist genommen, Serbien hat seine Unabhängigkeit proklamirt. Nicht wahr, als Patriot müssen Sie darüber entzückt sein? Ich selbst fühle in mir das slavische Blut kochen! Ich rathe Ihnen aber doch, vorsichtig zu sein; ich bin überzeugt, daß man ein Auge auf Sie hat. Es ist schrecklich, wie hier spionirt wird! Gestern trat ein verdächtiger Mensch an mich heran und fragte mich, ob ich Russe wäre. Ich sagte ihm, ich wäre Däne.... Sie sind aber vermuthlich krank, mein lieber Nikomor Wassiljewitsch. Sie müssen sich behandeln lassen; Madame, Sie müssen Ihren Mann dazu anhalten. Gestern bin ich wie toll in den Palästen und Kirchen umhergerannt — Sie sind doch schon im Dogenpalast gewesen? Was für ein Reichthum überall! Besonders der große Saal und die Stelle des Marino Falieri; da steht es: decapitatus pro criminibus. Ich bin auch in den berüchtigten Gefängnissen gewesen, das hat mir die Seele empört — ich habe von jeher — Sie werden sich vielleicht dessen erinnern, — eine Vorliebe für sociale Fragen gehegt und mich gegen die Aristokratie erhoben — dorthin, in jene Gefängnisse möchte ich die Vertheidiger der Aristokratie führen; Byron hat recht gesagt: „I stood in Venice, on the bridge of sighs“; er war übrigens ein Aristokrat. Ich bin immer ein Fortschrittsmann gewesen. Das junge Geschlecht ist ganz dem Fortschritt ergeben. Was sagen Sie aber zu den Anglo-Franken? Wir wollen doch sehen, ob sie viel ausrichten werden. Boußtraza und Palmerston. Sie wissen doch, Palmerston ist erster Minister geworden. Nein, Sie mögen sagen, was Sie wollen, mit der russischen Faust ist nicht zu scherzen. Ein ungeheurer Schelm, dieser Boußtraza! Wenn Sie wollen, gebe ich Ihnen les Châtiments de Victor Hugo — ausgezeichnet! Ich liebe die Poesie. Ich habe auch Proudhon's letztes Werk, ich besitze Alles. Ich weiß nicht, wie Sie davon denken, ich bin aber zufrieden, daß Krieg ist; wenn man mich nur nicht zurückruft, ich will jetzt eben nach Florenz, nach Rom; nach Frankreich geht es nicht — darum will ich nach Spanien — dort soll es reizende Frauen geben, aber Armuth und viel Ungeziefer. Ich würde auch nach Californien hin, uns Russen kommt es nicht darauf an, ich habe aber einem Redacteur das Versprechen gegeben, die Handelsfrage in Betreff des mittelländischen Meeres gründlich zu studiren. Sie werden sagen,

der Gegenstand sei nicht interessant, speciell, wir brauchen aber, wir brauchen Specialisten, wir haben genug philosophirt, jetzt ist die Praxis, die Praxis nöthig .... Sie müssen aber sehr krank sein, Nikomor Wassiljewitsch, ich ermüde Sie vielleicht, thut nichts, ich bleibe noch ein Weilchen hier ..."

Und noch lange schwatzte Luzojarow in dieser Weise fort und versprach beim Fortgehen, wiederzukommen.

Ermüdet von dem unerwarteten Besuche, legte sich Inßarow auf das Ruhebett. — „Da habt Ihr", sagte er bitter, mit einem Blick auf Helena, — „da habt Ihr Eure junge Generation! Es prahlt und brüstet sich Mancher, der im Herzen ein eben solcher Windbeutel ist, wie dieser Patron."

Helena erwiderte ihrem Manne nichts darauf; es verursachte ihr in diesem Augenblicke die Schwäche Inßarow's bedeutend mehr Unruhe, als der Zustand der ganzen jungen Generation Rußlands .... Sie setzte sich neben ihn und nahm eine Arbeit vor. Er hatte die Augen geschlossen und lag regungslos, bleich und abgefallen da. Helena betrachtete sein scharfgeschnittenes Profil, seine vorgestreckten Hände, und plötzliche Angst preßte ihr das Herz zusammen.

„Dmitri", redete sie ihn an.

Er fuhr auf. — „Was gibt's? Renditsch da?"

„Nein, noch nicht .... was meinst du aber — du hast Hitze, du bist wirklich krank, sollten wir nicht nach einem Arzte schicken?"

„Dieser Schwätzer hat dir bange gemacht. Es ist nicht nöthig. Ich will etwas ausruhen und Alles wird vergehen. Nach Mittag fahren wir wieder .... irgendwohin."

Zwei Stunden vergingen .... Inßarow lag immer auf dem Ruhebette, hatte aber nicht einschlafen können, obgleich er die Augen geschlossen hielt. Helena war nicht von seiner Seite gewichen; ihre Arbeit lag auf ihrem Schooße und sie rührte sich nicht.

„Warum schläfst du denn nicht?" fragte sie ihn endlich.

„Warte, wir wollen es so machen." — Er nahm ihre Hand und legte dieselbe sich unter den Kopf. — „So ist es .... gut. — Wecke mich gleich, sobald Renditsch kommt. Wenn er sagt, daß Schiff sei bereit, fahren wir unverzüglich fort .... Es muß Alles eingepackt werden."

„Das wird bald gemacht sein," entgegnete Helena.

„Was der Mensch da von einer Schlacht, von Serbien geschwatzt hat", äußerte Inßarow eine Weile darauf, — „ist wohl Alles seine Erfindung. Wir müssen, müssen aber durchaus fort. — Da ist keine Zeit zu verlieren .... Halte dich bereit."

Er schlief ein und es wurde still im Zimmer.

Helena hatte den Kopf an die Rücklehne des Stuhles gestützt und blickte lange zum Fenster hinaus. Das Wetter hatte sich verändert, es war windig geworden. Große weiße Wolken zogen rasch am Himmel hin, in der Ferne schaukelte ein dünner Mast, ein langer Wimpel mit rothem Kreuze flatterte beständig, vom Winde gehoben, in Schlangenwindungen durch die Luft, sank und ward von Neuem hinaufgeschnellt. Der Pendel der alten Uhr schnarrte schwer und müde. Helena schloß die Augen. Sie hatte schlecht geruht und verfiel allmälig in Schlaf.

Sie hatte einen sonderbaren Traum. Sie schwamm in einem Boote mit unbekannten Leuten auf dem Zarizin'schen Teiche. Schweigend und regungslos sitzen sie da, es rudert Niemand; das Boot treibt allein dahin. Helena bangt nicht, sie ist traurig, sie möchte erfahren, wer diese Leute sind, warum sie sich unter ihnen befindet. Da sieht sie, der Teich wird breiter, die Ufer verschwinden, es ist kein Teich mehr, sondern ein bewegtes Meer, große azurblaue Wellen wiegen lautlos und majestätisch das Boot; es steigt etwas Schreckliches mit lautem Donner aus der Tiefe, die unbekannten Gefährten springen auf, schreien, bewegen die Arme .... Helena erkennt sie, ihr Vater ist unter ihnen. Da zieht aber ein heftiger weißer Wind über die Wogen .... überall Wirbel und Alles ein Chaos ....

Helena wirft einen Blick umher, Alles ist weiß wie vorhin; es ist aber Schnee, Schnee, unabsehbarer Schnee. Sie sitzt auch nicht mehr in einem Boote, sondern fährt, wie einst aus Moskau, in einem Reiseschlitten; sie ist nicht allein, neben ihr sitzt ein kleines Wesen, in einen alten Mantel gehüllt. Helena sieht es an: es ist Katja, ihre arme Jugendfreundin. Helena wird angst. „Ist sie denn nicht gestorben?" denkt sie.

„Katja, wohin fahren wir?"

Katja gibt keine Antwort und hüllt sich fester in ihr Mäntelchen: sie friert. Helena friert auch; ihr Blick schweift den Weg entlang, durch den Schneestaub sieht sie eine Stadt in der Ferne. Hohe weiße Thürme mit silbernen Kuppeln .... „Katja, Katja, das ist Moskau? Nein," denkt Helena, „das ist das Scholowetzki'sche Kloster, da sind viele, viele kleine, enge Zellen, wie in einem Bienenstocke; darin ist es dumpf und enge, Dmitri sitzt dort gefangen. Ich muß ihn befreien .... Plötzlich thut sich ein dunkler, gähnender Abgrund vor ihr auf. Der Schlitten stürzt vor, Katja lacht. „Helena, Helena!" ruft eine Stimme aus dem Abgrunde.

„Helena!" tönte es deutlich an ihr Ohr. Rasch hob sie den Kopf in die Höhe, wandte sich um und erstarrte. Inßarow, weiß wie der Schnee ihres Traumbildes, hatte sich halb auf dem Ruhebette erhoben und sah sie mit großen hellen, schrecklichen Augen an. Sein Haar hing wirr um die Stirn, die Lippen standen ganz sonderbar offen. Schrecken, mit einer eigenthümlichen flehenden Rührung vermischt, sprach aus seinen verwandelten Zügen.

„Helena", sagte er, — „ich sterbe."

Mit einem Schrei fiel sie auf die Kniee und drückte sich an seine Brust.

„Es ist Alles aus", sagte Inßarow, — „ich sterbe. Lebe wohl, meine Arme! Lebe wohl, meine Heimath!"

Er fiel zurück auf das Ruhebett.

Helena stürzte aus dem Zimmer, rief nach Hilfe;

der Cameriere rannte nach einem Arzte. Helena brach über Inßarow zusammen.

In diesem Augenblicke erschien an der Schwelle ein breitschulteriger, von der Sonne gebräunter Mann, in weitem Paletot von Fries und niedrigem Hut aus Wachsleinwand. Er blieb befremdet stehen.

„Renditsch!“ rief Helena. — „Sie sind es! Kommen Sie, um Gotteswillen, ihm ist schlecht! Was hat er? O Gott, guter Gott! Gestern noch ist er ausgegangen, eben sprach er noch mit mir . . . .“

Renditsch sagte nichts und trat nur auf die Seite. Ein kleines Männchen mit Brille und Perrücke schlüpfte gewandt an ihm vorbei, es war der Arzt, der in demselben Gasthofe wohnte.

Er trat zu Inßarow.

„Signora“, sagte er nach einigen Augenblicken, „der Herr Reisende ist gestorben — il signore forestiere é morto — an Aneurysma —.“

(Schluß folgt.)

Wilhelm Frhr. v. Thüngen,

einer der patriotischsten Männer Bayerns und Deutschlands, endete sein an schönen Thaten und edeln Bestrebungen reiches Leben am 1. März auf seinem Stammsitze zu Thüngen in Unterfranken.

Er war als Sprosse eines alten reichsunmittelbaren Adelsgeschlechts am 17. August 1805 zu Thüngen geboren; seine Mutter war eine Tochter des Dichters v. Thümmel. Er genoß seine Erziehung und humanistische Bildung im elterlichen Hause durch besondere Lehrer, und besuchte erst später zum Zweck der höheren Ausbildung die Hochschule zu Berlin und die landwirthschaftliche Anstalt zu Tharand. Nach Vollendung seiner Studien trat er in die bayerische Armee, verließ jedoch der friedlichen Aussichten halber bald wieder den militärischen Beruf, um dem Privatleben seine schaffende Kraft zuzuwenden. Er widmete sich mit allem Eifer der Bewirthschaftung der im Besitz seiner Familie befindlichen ausgedehnten Waldcomplexe, wobei es seinen, mit reichen wirthschaftlichen und finanziellen Kenntnissen ausgestatteten, ausgezeichneten administrativen Talenten und seinem unermüdlichen Schaffungstrieb gelang, die Vermögensverhältnisse seiner Familie auf ihren früheren blühenden Stand zurückzuführen. Nicht minder glücklich war Frhr. v. Thüngen in seinem häuslichen Kreis. In diesem waltete als treue Lebensgefährtin seine Gemahlin Johanna, eine geborene Freyin von Preuschen, welche nunmehr im Verein mit zahlreichen Kindern und Enkeln zurückgeblieben ist.

An der Wirksamkeit für die Landesangelegenheiten nahm Frhr. v. Thüngen erst seit dem Jahr 1859 durch Annahme des ihm von dem unterfränkischen Wahlbezirk Gemünden angetragenen Abgeordnetenmandats für den Landtag in allgemeiner Weise theil, nachdem er vorher seine Kräfte den Angelegenheiten des unterfränkischen Landraths zur Verfügung gestellt hatte. Am 20. Febr. 1861 wurde Frhr. v. Thüngen zum lebenslänglichen Reichsrath der Krone Bayern ernannt, als welcher er während einer 10jährigen politischen Wirksamkeit zu den eifrigsten Vorkämpfern für die großdeutsche Idee zählte. Seit den Ereignissen des Jahres 1866 waren seine Bestrebungen dahin gerichtet, daß das Föderativprincip wenigstens für das Einigungsverhältniß zwischen dem Süden und Norden Deutschlands gerettet werde. Demgemäß lag ihm daran, den für die Südstaaten durch die Ereignisse des Jahres 1866 geschaffenen Zustand möglichst erhalten und durch einheitliche politische Actionen der Südstaaten unter sich gegenüber den Nordbundstaaten gestärkt zu sehen.

Diesen Bestrebungen gab Frhr. v. Thüngen vornehmlich als Referent der Kammer der Reichsräthe über die auf die Erneuerung des Zollvereins bezüglichen im Jahr 1867 von der Regierung gemachten Gesetzesvorlagen dadurch Ausdruck: daß die Zustimmung nur unter der Bedingung gewährt werden sollte, wenn Bayern allein, oder im Verein mit den übrigen Südstaaten, ein Veto eingeräumt erhalten würde, und daß er die Gewährung dieser Bedingung in persönlicher Mission der bayerischen Regierung von der Krone Preußen noch nachträglich zu erlangen suchte, schließlich jedoch, als dieser äußerste Versuch gescheitert war, gleichwohl zu der unbedingten Genehmigung der Zollverträge durch die Kammer der Reichsräthe mitwirkte. Ebenso bekundete die Wirksamkeit Thüngens im Zollparlament, wohin er von den Wählern Traunsteins entsendet worden war, das Bestreben zur Erhaltung des status quo in Süddeutschland, indem er die gleichgesinnten Zollparlamentsmitglieder zu einer Fraction vereinte, und als Führer derselben ihre Interessen eifrig, gewandt und oftmals mit Erfolg vertrat.

Daß aber neben der Sorge für die Erhaltung der staatlichen Selbstständigkeit Bayerns auch jene für die Machtentfaltung des gesammten Deutschlands nach außen und für die wirthschaftliche Einigung desselben ihm am Herzen lag, daß ein deutsches Herz in seiner Brust schlug, davon legt die Haltung des Frhrn. von Thüngen als Zollparlamentsabgeordneter und als Reichsrath glänzendes Zeugniß ab. Gleich in der ersten Session des Zollparlaments, und zwar bei Gelegenheit seines Correferats über den Antrag auf Erlaß einer Adresse an den König von Preußen, fanden die begeisternden Worte, mit welchen er für das die deutschen Stämme gegen jede äußere Gefahr zur freudigen Waffengemeinschaft vereinende Nationalgefühl Zeugniß ablegte, in Aller Herzen mächtigen Widerhall. Auch im Juli 1870 trat er mit überzeugungsvollen Worten für die nationale Forderung der Betheiligung Bayerns am Kriege gegen Frankreich ein.

Auf dem Gebiete der inneren Politik gehörte Frhr. v. Thüngen jener conservativen Richtung an, welche an bestehenden Einrichtungen in so lange festhält, bis sich das Bedürfniß zur Aenderung unzweifelhaft herausgestellt hat, und vollkommen geeignete Aenderungsvorschläge aufgefunden sind. Mit den Gesinnungen unwandelbarer Ergebenheit gegen das Königshaus verband er eine aufrichtige Neigung zum stetigen Fortschritt in der constitutionellen Entwicklung,

in welcher er die sicherste Basis für den dauernden Frieden zwischen Regierung und Volk erblickte.

Frhr. v. Thüngen war ein aufrichtiger Freund der Decentralisation und Selbstverwaltung, und ermangelte nicht, diesen Principien einer gesunden Verwaltung bei jeder schicklichen Gelegenheit das Wort zu reden. In wirthschaftlichen und finanziellen Fragen genoß sein Urtheil, wegen der denselben zu Grunde liegenden reichen Lebenserfahrung, reichen Beobachtungsgabe für die maßgebenden Verhältnisse und ausgebreiteten staatswirthschaftlichen Kenntnissen, stets ein großes Ansehen. Die trefflichen Eigenschaften des Geistes und Herzens, die Lauterkeit und Unermüdlichkeit im Streben nach dem Besten gewannen dem Frhrn. v. Thüngen die Achtung und das Vertrauen aller Derjenigen, welche mit ihm in politische und sociale Berührung gelangten.

Frhr. v. Thüngen hatte an der dem Kriege mit Frankreich vorhergehenden Session des Landtages noch mit ungeschwächter Kraft theilgenommen. Die großen Anstrengungen und Aufregungen dieser Session und die durch die eingetretenen Kriegsereignisse herbeigeführte Unterlassung des gewohnten Gebrauchs der Kissinger Heilquellen brachten jedoch gegen Ende September eine complicirte Herz- und Lungenaffection zum Ausbruche, zu welcher sich in kürzester Zeit eine bedeutende hydropische Anschwellung der unteren Körperhälfte gesellte — ein Krankheitscomplex, welcher nach den Aussagen der Aerzte das Schlimmste besorgen ließ. Zwar traten Anfangs December Besserungserscheinungen hervor, allein es folgte bald wieder eine so erhebliche Verschlimmerung seines Krankheitszustandes, daß sowohl er als die Seinigen die Hoffnung auf die Genesung aufgaben. Sein Tod erfolgte denn auch am 1. März l. J., Mittags 12½ Uhr, in so sanfter und ruhiger Weise, daß er anfänglich gar nicht wahrgenommen wurde. Die irdische Hülle des Verschiedenen wurde von Thüngen aus in die Familiengruft nach Roßbach gebracht, wo sie nunmehr an der Seite der Voreltern zur Ruhe gebettet ist. (Nach der Allg. Ztg.)

---

* Meteorologische Station zu Dürkheim a/H.

Witterungsbericht über die Monate Januar, Februar, März 1871.

Januar. Die Kälte, wie sie am Schlusse des vergangenen Jahres war, dauerte bei vorherrschendem Nordwestwinde den ganzen Monat hindurch, so daß nur an 8 Tagen die mittlere Tagestemperatur über 0° R. stieg. Der Luftdruck war verhältnißmäßig gering, der mittlere betrug 331‴.89, der höchste war am 31. bei Südostwind 336.‴34, der niedrigste am 17. bei Südwind 326‴.34, an welchem Tage zugleich der höchste Thermometerstand war, nämlich 3°.8. Die mittlere Wärme betrug — 2°.76 und die niedrigste am 1. — 13°.0. Morgens und Abends nebelicht und nur an 3 Tagen (1., 3., 24.) vollständig wolkenfreier Himmel. Die gesammten Niederschläge betrugen 12.8 par. Linien und zwar 11.7 aus Regen und 1.1 aus Schnee. Mittlerer Dunstdruck des Monats 1.45, relative Feuchtigkeit in Proc. 87.74.

Februar. Die rauhe und nebelichte Witterung des vorhergehenden Monats hält bei fast vollständig bedecktem Himmel bis zur Hälfte des Monats an, wo bei vorherrschendem Südwinde wärmere Tage eintraten und bis zum Schlusse des Monats andauerten. Der Barometerstand war höher als im Jan., der mittlere betrug 334‴.43, der höchste war am 24. (337‴.57), der niedrigste am 10. (327‴.42). Die mittlere Wärme betrug 2°.32, die höchste war am 27. bei S.W. 13°.0 und die niedrigste am 12. bei Nordost — 13.2. Die Niederschläge betrugen 10.9 par. Linien aus Regen und 2.3 aus Schnee. Der mittlere Dunstdruck war 2‴.13, die relat. Feuchtigkeit in Proc. 83.24. Am 10. Morgens 5 Uhr 40 Minuten starker ungefähr 6 Sekunden anhaltender Erdstoß, der sich am 13. Morgens 10½ Uhr schwach wiederholte. Am 12. Abends Nordlicht.

März. Warm und trocken. In der ersten Hälfte des Monats wehte fast ausschließlich ein Südwestwind, bis er am 17. von einem Nordwind abgelöst wurde, der mit einem Nordost abwechselnd kältere Tage brachte, bis er nach wenigen Tagen wieder einem Südwinde weichen mußte, der bis zum Schlusse des Monats wieder fast ausschließlich die Oberherrschaft behielt. Der Barometerstand war wie im vorhergehenden Monat hoch, der mittlere betrug 334‴.00, der höchste war am 1. bei Nordost 338‴.52, der niedrigste am 16. Mittags bei Südost 329‴.11. Die mittlere Temperatur des Monats betrug 5°.80, die höchste am 23. Mittags 18°.0, die niedrigste am 2. Morgens 2°.5. Die Regenhöhe des Monats war 13.4 par. Linien. Der mittlere Dunstdruck 2‴.33, die relative Feuchtigkeit in Proc. 70.09. An 8 Tagen vollständig wolkenfreier Himmel. Am 27. Nachm. 3½ Uhr Gewitter.

Im Auftrage des Ausschusses der Pollichia:
F. Beck.

---

* Pfälzische Literatur.

Schwert und Harfe, Gedichte von Johannes Hüll. Berlin, Franz Lipperheide. Unter den verschiedenen poetischen Erzeugnissen, welche der glücklich geführte Krieg in Deutschland hervorgerufen hat und von denen ein gut Theil in dem obengenannten Verlage erschienen ist, nimmt das vorstehende Büchlein nicht den geringsten Platz ein. Ueber die Befähigung des Verfassers zum Dichter wollen wir uns hier indessen nicht weiter auslassen, denn er ist den Lesern der „Palatina" schon seit geraumer Zeit ein bekannter Gast und wir können denselben getrost das Urtheil hierüber anheim stellen.

Unser pfälzischer Landsmann zeichnet sich durch tiefe, warme Empfindung, klare und einfache Ausdrucksweise, Formgewandheit und leicht fließende Behandlung der Versmaße aus, so daß seine Gedichte nach Inhalt und Form, nach Gedanken und Worten weit über der alltäglichen Reimerei stehen, wie sie besonders während des vergangenen Sommers bei uns so in's Kraut geschossen ist. Wir können uns nicht versagen, hier die letzten Verse des Buches als Glaubensbekenntniß des Dichters anzuführen:

„Um eignen Glanz hab' ich hier nicht gesungen,
Dem Vaterlande gilt mein Jubelsang.
Und zählt es mich zu seinen treu'sten Söhnen,
So laß ich gern die Harfe weiter tönen."

Die vorliegende Sammlung umfaßt auf 180 Seiten, nach einer allgemein gehaltenen und den Standpunkt des Dichters darlegenden Einleitung, sowohl Zeitgedichte als Lieder und bildet ein sehr hübsch gedrucktes und ausgestattetes Bändchen; der Ertrag ist für die deutsche Invaliden-Stiftung bestimmt und deswegen schon, noch mehr aber wegen des inneren Werthes, möge das Werkchen den Freunden pfälzischer Literatur warm empfohlen sein.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 46. Speyer, Dienstag, den 18. April 1871.

Am Vorabend.

Novelle von Iwan Turgenjew.

(Schluß.)

XXXV.

Am folgenden Tage, in demselben Zimmer, am Fenster stand Renditsch; vor ihm saß, in einen Shawl gehüllt, Helena. In einem Nebenzimmer, in einem Sarge lag Inßarow. Helenens Gesicht drückte Schrecken und Erschöpfung zugleich aus; an der Stirn, zwischen den Augenbrauen, zogen sich zwei Fältchen hin, sie verliehen den Augen einen gespannten Ausdruck. Auf dem Fensterbrette lag ein geöffneter Brief von Anna Wassiljewna. Sie lud ihre Tochter nach Moskau ein, und wäre es auch nur für einen Monat, klagte über ihre Einsamkeit, über Nikolai Artemjewitsch, grüßte Inßarow, erkundigte sich nach seinem Befinden und ließ ihn bitten, seine Frau ziehen zu lassen.

Renditsch war ein Dalmatier, ein Seemann, dessen Bekanntschaft Inßarow während seiner Reise in die Heimath gemacht, und den er nachher in Venedig aufgesucht hatte. Er war ein abgehärteter, ungeschliffener, kühner und den slavischen Interessen ergebener Mann. Er verachtete die Türken und haßte die Oesterreicher.

„Wie lange müssen Sie in Venedig bleiben?" fragte ihn Helena italienisch. Und ihre Stimme war ohne Leben wie ihr Gesicht.

„Einen Tag, um Ladung einzunehmen und keinen Argwohn zu erregen; und dann gerade nach Zara. Keine frohe Nachricht bringe ich den Landsleuten. Man wartete schon längst auf ihn; auf ihm ruhte unsere Hoffnung."

„Auf ihm ruhte unsere Hoffnung," wiederholte Helena mechanisch.

„Wann wollen Sie ihn bestatten?" fragte Renditsch.

Helena vermochte nicht sogleich; — „Morgen" zu sagen.

„Morgen? Ich bleibe dann, ich will die Handvoll Erde in sein Grab werfen. Auch muß ich Ihnen beistehen. Aber besser wäre es, er ruhete in slavischem Boden."

Helena warf einen Blick auf Renditsch.

„Kapitän," sagte sie, — „führen Sie mich hinüber über's Meer, fort von hier. Geht das an?"

Renditsch bedachte sich. „Es geht schon an, es ist aber Scherereі dabei. Man wird mit der hiesigen verdammten Obrigkeit zu thun haben. Aber gesetzt, wir bringen Alles zu Stande, beerdigen ihn dort, wie schaffe ich Sie wieder hierher zurück?"

„Es wird nicht nöthig sein, daß Sie mich zurückschaffen."

„Wie so? Wollen Sie denn bleiben?

„Ich werde schon einen Platz für mich finden; nehmen Sie uns nur mit, nehmen Sie mich mit."

Renditsch kratzte sich hinter den Ohren. „Das ist Ihre Sache, es wird aber viele Scherereі geben. Ich gehe, will es versuchen. Erwarten Sie mich hier in zwei Stunden."

Er ging fort. Helena begab sich in das Nebenzimmer, lehnte sich gegen die Wand und blieb lange wie versteinert stehen. Dann ließ sie sich auf die Kniee nieder, konnte aber nicht beten. Kein Vorwurf stieg in ihrer Seele auf; sie wagte nicht die Frage in ihrem Innern laut werden zu lassen, warum Gott ihn nicht verschont, nicht Erbarmen gehabt, ihn nicht erhalten, für eine Schuld eine so übermäßige Strafe verhängt habe.

In jener Nacht stieß ein breites Boot von dem Gasthofe ab, wo Inßarows gewohnt hatten. In dem Boote befanden sich Helena und Renditsch und eine lange Kiste, mit schwarzem Tuch bedeckt. — Ungefähr eine Stunde währte die Fahrt. Sie erreichten ein kleines zweimastiges Schiff, das hart an der Ausfahrt des Hafens vor Anker lag. Helena und Renditsch stiegen auf das Schiff. Matrosen schafften die Kiste hinein. Um Mitternacht erhob sich ein Sturm, früh Morgens hatte das Schiff den Lido bereits hinter sich gelassen. Im Laufe des Tages stieg der Sturm zu furchtbarer Gewalt, die erfahrenen Seeleute in den Comptoirs des „Lloyd" schüttelten den Kopf und erwarteten nichts Gutes. Das Adriatische Meer zwischen Venedig, Triest und dem Ufer Dalmatiens ist äußerst gefahrvoll.

Drei Wochen nach Helena's Abreise aus Venedig erhielt Anna Wassiljewna in Moskau einen Brief folgenden Inhalts:

„Meine lieben Eltern! Ich nehme für immer von Euch Abschied. Ihr werdet mich nicht mehr wiedersehen. Dmitri ist gestern gestorben. Für mich ist Alles aus. Ich fahre heute mit seiner

Leiche nach Zara. Ich werde ihn der Erde übergeben; was aus mir wird, weiß ich nicht! Ich habe jetzt keine andere Heimath als die Dmitri's. Es wird dort ein Aufstand vorbereitet, man rüstet sich zum Kampfe; ich will unter die barmherzigen Schwestern treten, werde die Kranken, die Verwundeten pflegen. Ich weiß nicht, was aus mir werden wird; ich bleibe aber auch nach Dmitri's Tode dessen Andenken und der Aufgabe seines Lebens treu. Ich habe bulgarisch und serbisch gelernt. Wahrscheinlich werde ich es nicht ertragen — um so besser. Ich bin an den Rand eines Abgrundes hingezogen worden und muß hinabstürzen. Uns hat das Schicksal nicht umsonst vereint; wer weiß, vielleicht bin ich an seinem Tode schuld; jetzt ist an ihm die Reihe, mich nach sich zu ziehen. Ich habe Glück gesucht — und werde vielleicht den Tod finden. Es mußte wohl so kommen; es muß wohl eine Schuld gewesen sein .... Der Tod deckt und sühnt Alles — nicht wahr? Vergeben Sie mir allen Kummer, den ich Ihnen verursacht habe; es hat nicht in meiner Macht gestanden, es zu verhindern. Nach Rußland zurückkehren — weßhalb? Was sollte ich in Rußland machen?

„Empfangen Sie meine letzten Küsse und Segenswünsche und verdammen Sie mich nicht. H."

Seit jener Zeit sind fast fünf Jahre verflossen und es ist keine weitere Nachricht über Helena eingegangen. Erfolglos sind alle Briefe und Erkundigungen geblieben; fruchtlos auch eine Reise, die Nikolai Artemjewitsch nach dem Abschlusse des Friedens persönlich nach Venedig und Zara unternahm; in Venedig erfuhr er, was der Leser bereits weiß, und in Zara vermochte Niemand ihm sichere Auskunft über Renditsch und das von diesem geführte Schiff zu geben. Einem dunklen Gerüchte zufolge sollte vor einigen Jahren das Meer, nach einem heftigen Sturme, einen Sarg an's Ufer geworfen haben, in welchem ein männlicher Leichnam sich befunden .... Nach anderen glaubwürdigeren Nachrichten war jener Sarg nicht von dem Meere ausgeworfen, sondern von einer fremden Dame, die aus Venedig herübergekommen war, an's Ufer geschafft und daselbst der Erde übergeben worden; es erzählten Einige, jene Dame wäre später bei der Armee, die sich damals in der Herzegowina zusammenzog, gesehen worden, und beschrieben sogar ihren Anzug, schwarz vom Kopf bis zu den Füßen .... Wie dem nun sei, Helenens Spur ist für immer und unwiderruflich verschwunden, und es weiß Niemand, ob sie noch am Leben, ob sie sich irgendwo verborgen hält, oder ob das kleine Spiel des Lebens zu Ende ist, ob der leichte Gährungsprozeß desselben aufgehört hat und der Tod in seine Rechte getreten ist. Es kommt vor, daß Mancher beim Erwachen mit unwillkürlichem Erstaunen die Frage an sich stellt, ob er denn wirklich schon dreißig .... vierzig .... fünfzig Jahre alt sei. Wie denn das Leben so schnell vergangen, wie doch der Tod um so viel näher gerückt sei. Der Tod gleicht einem Fischer, der einen Fisch in seinem Netze noch eine Zeitlang unter Wasser hält: der Fisch schwimmt wohl noch, doch ist er vom Netze umstrickt, und der Fischer zieht ihn heraus — wann es ihm gut dünkt.

Von Orleans nach Orleans.

Von Hermann Vogel.

XI.

Ein zweiter Dezember.

Als ich am Abend des 1. December von Toury nach Janville zurückkehrte, pfiff der Wind kalt und schneidend über die hartgefrorene Erde. In der vergangenen Nacht hatte der Winter in ganzer Strenge seinen Einzug gehalten. Die Luft war hell und klar — die untergehende Sonne hatte den Himmel im Westen feurig geröthet. Am Horizonte gen Süden nach Artenay zu wehten die Fähnlein preußischer Uhlanen im Abendsonnenschein. Es waren unsere Vedetten; keine halbe Stunde weiter lagen die französischen Vorposten. Dann und wann war mir's, als hörte ich von Westen kommend ein dumpfes Rollen. Ich würde es für entfernten Kanonendonner gehalten haben, wenn mir die Herren vom Stab der 22. Division nicht gesagt hätten, daß heute auf der ganzen Linie Ruhe herrsche. Nach Janville zurückgekehrt, fand ich die Stadt voll Bayern. An den neuen Uniformen erkannte ich bald, daß es Ersatzmannschaften seien. Es war die lang erwartete Ergänzung der 1. Division, Infanteristen, Jäger und Artilleristen; letztere führten zwei Geschütze mit sich. Die meisten der Neuangekommenen waren noch nicht im Feuer gewesen, doch fanden sich auch Reconvalescenten unter ihnen, die bei Wörth und Sedan verwundet, jetzt zu ihren Regimentern zurückkehrten. Zu meiner Freude erkannte ich in dem Führer des Zuges den Hauptmann Krause vom 3. Bataillon des 2. Regiments, dessen Bekanntschaft ich in den Tagen von Sedan gemacht. Glücklich hatte er den Schreckenskampf von Bazeilles überstanden; jedoch eine Verrenkung des Fußgelenkes, die er sich nach der Schlacht zugezogen, hatte ihn gezwungen sein Regiment auf einige Zeit zu verlassen. Wir freuten uns beide des Wiedersehens und riefen uns die bedeutungsvollen Tage zurück, die wir mit einander verlebt. Wir gedachten, wie wir auf blutgetränkter Erde an den kaum geschlossenen Gräbern wackerer Freunde die Gefangennahme Napoleons gefeiert. Wie mancher Brave, mit dem wir am Abend des ersten Schlachttages siegesfreudig am Bivouak lagerten, schlummerte jetzt den ewigen Schlaf in Frankreichs Erde. Ach, und während wir der Gefallenen gedachten, hielt der Tod in den Reihen der Bayern abermals eine schreckliche Ernte.

Erst am andern Morgen wurde uns Kunde von dem blutigen Kampfe, in dem das Tann'sche Corps zu ringen gehabt. Ich hatte mich nicht getäuscht, als ich auf dem Wege von Toury nach Janville auf unserem rechten Flügel Kanonendonner zu hören ge-

glaubt. Die Franzosen, welche am Montag vergeblich versucht hatten, bei Beaune la Rolande die Truppen des Prinzen Friedrich Carl zu durchbrechen, hatten sich gestern mit voller Macht auf die um Orgères stehenden Bayern geworfen. Sie hatten am Morgen große Truppenmassen — man sprach von drei Armeecorps — concentrirt. Eine in Folge dessen vom großherzoglichen Hauptquartier angeordnete Recognoscirung, die später Veranlassung zu mancherlei Kritiken gab, entwickelte sich allmälig zu einem blutigen Kampfe. Die Franzosen, im Avanciren begriffen, waren zunächst auf die 1. Brigade gestoßen und hatten dieselbe nach hartnäckigem Widerstand geworfen. Durch das rechtzeitige Eingreifen der 2. und 3. Brigade aber war das Gefecht zum Stehen gebracht worden. Die Franzosen hatten sich zurückgezogen und wenn die Bayern nicht wieder alle Positionen, die sie am Morgen inne gehabt, eingenommen hatten, so wurde dies dem Umstande zugeschrieben, daß die Dunkelheit die Fortsetzung des Kampfes unmöglich gemacht. Die Verluste der Bayern wurden als sehr bedeutend angegeben. Unter den Verwundeten befand sich auch General Stephan, der Commandeur der ersten Division. Für heute erwartete man eine Erneuerung der Schlacht. Die Erfahrungen des gestrigen Tages und die eingezogenen Erkundigungen machten es so gut wie gewiß, daß der Feind heute den Versuch, unsern linken Flügel zu durchbrechen, wiederholen würde. Dem sollte von unserer Seite mit einer Offensive begegnet werden.

Mit Tagesanbruch hatte sich denn auch der Großherzog mit sammt seinem Stabe bereits in die Nähe des Schlachtfeldes begeben. Bazoches les Hautes wurde uns als der Ort bezeichnet, von wo der hohe Herr heute der Schlacht zusehen werde. Dorthin wurden auch die bayerischen Ersatztruppen beordert. Ehe dieselben abmarschirten, brachen auch Mr. Oliphant und ich nach Bazoches auf. Wir passirten mehrere kleine Dörfer; die spärlichen Bewohner, welche zurückgeblieben, meist alte Leute, standen in banger Erwartung vor den Thüren. Noch ehe wir unser nächstes Ziel erreicht hatten, kündete uns der Donner der Geschütze, daß die Schlacht begonnen. In Bazoches war man beschäftigt, mehrere Lazarethe zu errichten. Man holte Matratzen und Decken herbei und zog das Genfer Kreuz auf. Das Erste, was wir thaten, war, den Kirchthurm zu besteigen, um uns einigermaßen über das Schlachtfeld zu orientiren. Unser Blick schweifte über hartgefrorene, mit einem leichten Reif überzogene Felder. Etwa eine halbe Stunde vor uns lag ein Gebüsch, aus dem die Thürme eines Schlosses hervorragten. Goury nannte es der Bauer, welcher uns auf den Thurm geleitet. Ueber das Schloß hinaus gewahrten wir einen größeren Ort, dessen spitzer Kirchthurm weithin sichtbar war. Es war Loigny, aus dem die Franzosen gestern die Bayern zurückgedrängt, von wo aus sie heute früh die Schlacht eröffnet hatten und um das sich auch heute der Hauptkampf drehen sollte. Etwa 10 Minuten links von uns hielt der großherzogliche Stab; auf dem linken Flügel war die Schlacht noch in der Entwicklung. Wir sahen Tirailleurschwärme vorgehen, hörten jedoch keine Kanonade. Größere Colonnen rückten erst ganz in der Ferne von Toury heran. Es war die 22. Division, welche Poupry nehmen sollte, ein Dorf, das südöstlich von Loigny auf dem halben Wege nach Artenay liegt. Uns etwas näher bewegte sich die 17. Division auf Loigny zu. Die Franzosen kamen ihnen in großen Massen entgegen. Während hier noch Alles im Entstehen war, floß das Blut auf dem rechten Flügel bereits in Strömen. Es wollte uns scheinen, als ob die Franzosen im Vortheil, die Bayern im Weichen seien. Der Bauer bestätigte diese unsere Auffassung; aber obgleich er uns rieth, die Franzosen in Bazoches, wo sie in höchstens einer Stunde sein würden, zu erwarten, beschlossen wir, ihnen entgegenzugehen.

Die hartgefrorenen Felder überschreitend steuerten wir auf Goury zu. Es war kein Zweifel, die Franzosen avancirten; mit großer Schnelligkeit näherte sich das Kleingewehrfeuer. Bald auch fuhren einige verlorene Chassepotkugeln zu unseren Füßen nieder und nicht lange dauerte es, so umzischten uns die Geschosse in solcher Menge, daß wir mehr als froh waren, hinter der Mauer des Schloßhofes Schutz vor ihrer Zudringlichkeit zu finden. Uns immer an die Mauer haltend, näherten wir uns dem Eingang. Zu meiner Freude erkannte ich in dem Offizier, der dort Befehle ertheilte, den wackeren Commandeur des 10. Regiments Graf Joner-Tettenweiß. Er war überrascht, mich zu sehen und nannte mein Erscheinen mitten in der Schlacht etwas vorwitzigkühn. Ich erfuhr jetzt Näheres über den Gang und Stand des Gefechtes. Die Franzosen hatten das Schloß, das von der 4. Brigade besetzt war, schon zwei Mal angegriffen und zwei Mal waren sie zurückgeworfen worden. Das letzte Mal waren sie sogar bis Loigny verfolgt worden; schon hatten sich die Bayern zum Sturm auf diesen Ort vorbereitet, als ihnen die Munition ausgegangen war; und wie nun die Franzosen in demselben Augenblick mit frischen Truppen einen Vorstoß gemacht, waren die Unseren gewichen. Es war ein kritischer Moment gewesen. Während sich die vierte Brigade eilig nach Goury zurückzog, wankte auch die weiter links stehende 1. Division. Nur der todesverachtenden Tapferkeit der Officiere war es zu danken, daß die Franzosen unsere Reihen nicht durchbrachen. Mit besonderer Auszeichnung nannte man den Namen des Hauptmanns Dürr vom Generalstab. Er hatte mit dem Infanterie-Oberlieutenant Stöger die gefährdete Fahne des 1. Bataillons vom 12. Regiment herausgehauen. Dann hatten diese beiden Tapferen einige hundert fliehende Soldaten, deren Officiere gefallen, zum Stehen gebracht und sie von Neuem dem Feinde entgegengeführt. Sie kamen gerade recht, die Batterie Baumüller, die arg bedroht war, zu entsetzen. Das wirkte fast entscheidend, denn vor den wohlgezielten Schüssen, die Hauptmann Baumüller jetzt in die stürmenden Colonnen der Franzosen senden ließ, wandten sich diese zum Rückzug. (Forts. folgt.)

Chronik des deutsch-französischen Krieges.

Februar 1871. (Schluß.)

7. Febr. Vor Paris beginnt die Ablieferung der Geschütze und Waffen der Armee von Paris.

8. Febr. Die Forts Hautes-Perches und Basses-Perches bei Belfort werden von der Belagerungs-Armee genommen. — Wahlen in Frankreich für die Constituante.

9. Febr. Von der Belagerungsarmee vor Paris rücken starke Abtheilungen nach Süden und Norden ab.

12. Febr. Die vorbereitende Sitzung der französischen Nationalversammlung wird in Anwesenheit von 250 bis 300 Deputirten durch den Alters-Präsidenten Benoit d'Azy eröffnet. Die Versammlung beschließt ihre sofortige Constituirung.

13. Febr. Jules Favre erklärt in der Nationalversammlung zu Bordeaux Namens seiner Collegen zu Paris und Bordeaux, daß die Regierung der National-Vertheidigung ihre Gewalt in die Hände der Volksvertreter niederlege, jedoch noch so lange in Function bleiben werde, bis die neue Regierung gebildet sei.

14. Febr. Garibaldi schifft sich in Marseille nach Caprera ein. — Der Commandant von Belfort, Oberst Denfert, schließt einen Waffenstillstand ab, um eine Capitulation zu vereinbaren.

16. Febr. **Belfort** capitulirt. Der 12,000 Mann starken Garnison wird in Anbetracht ihrer tapferen Vertheidigung freier Abzug mit militärischen Ehren bewilligt. — Der Waffenstillstand mit Frankreich wird bis zum 24. Februar, Mittags 12 Uhr, verlängert und auf den südöstlichen Kriegsschauplatz, Belfort, Jura und Cote d'Or ausgedehnt.

17. Febr. Die französische Nationalversammlung ernennt Herrn Thiers zum Chef der Executivgewalt der französischen Republik.

18. Febr. Menotti Garibaldi wird zum Oberbefehlshaber der französischen Vogesen-Armee ernannt.

19. Febr. Die französische Nationalversammlung wählt eine Commission von 15 Mitgliedern (diplomatische Commissäre), welche als Vermittlerin bei den Friedensverhandlungen zwischen den Unterhändlern in Versailles und der Nationalversammlung zu Bordeaux dienen soll.

20. Febr. Graf v. Bismarck ladet die Minister der süddeutschen Staaten zur Theilnahme an den Friedensverhandlungen nach Versailles ein. In Folge dieser Einladung begeben sich die Minister Graf Bray (Bayern), v. Wächter (Württemberg) und Dr. Jolly (Baden) nach Versailles. — Der Bundesrath des Deutschen Reichs hält seine erste Sitzung. Der Entwurf einer berichtigten Bundesverfassung wird vorgelegt und dem Ausschuß überwiesen. — Der Präfect des Niederrheins, Graf von Luxburg, macht bekannt, daß höherer Anordnung zufolge auch im Departement des Niederrheins eine außerordentliche Kriegssteuer von 25 Francs pro Kopf für die Naturalverpflegung der Truppen erhoben werden soll.

21. Febr. Der Chef der Executivgewalt der französischen Republik, Thiers, und die französischen diplomatischen Commissare treffen mit dem Grafen v. Bismarck in Versailles behufs Unterhandlung über den Frieden, ein.

22. Febr. Der Waffenstillstand mit Frankreich wird bis zum 26. Febr., Mitternacht, verlängert. Der Kaiser und der Kronprinz empfangen Herrn Thiers. — Mecklenburgische Truppen rücken in Dieppe ein.

23. Febr. Menotti und Ricciotti Garibaldi, sowie die meisten Garibaldischen Offiziere nehmen ihre Entlassung aus französischen Diensten. Admiral Penhoat wird zum Oberbefehlshaber der Vogesen-Armee ernannt und verordnet die Auflösung der Garibaldischen Truppen und der Freicorps.

28. Febr. Die Gesammt-Einnahmen des Central-Comites der deutschen Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger belaufen sich laut Bekanntmachung auf 3,672,757 Thlr.

Miscellen.

In einer Versammlung der Vegetarianer, die bekanntlich blos von Pflanzenkost leben, in Berlin, wurde Mittheilung gemacht über die Kosten des täglichen Lebensbedarfs einzelner Vegetarianer. Hiernach lebte am billigsten ein Büreaubeamter; er braucht täglich 5 Sgr. 3 Pf., nämlich ein Schrotbrot für 2½ Sgr., Butter für 1¾ Sgr. und eine Tasse Milch für 1 Sgr.; ein Werkführer in einer Weberei braucht täglich 7½ Sgr.; — ein Maschinenbauer, der das Obst sehr liebt, täglich 12 Sgr.; — Die Familie eines Tapeziers, die aus drei erwachsenen Personen besteht, brauchte im ganzen Januar 18 Thlr., im Februar 16 Thlr.; — ein Rentier nebst Frau täglich 13¾ Sgr.; — ein Fabrikant nebst Frau, die sich nichts entgehen lassen, täglich 1 Thlr. — So schwankt der tägliche Gebrauch des Vegetarianers, je nach der Lebensstellung und dem Vermögen, zwischen 5 Sgr. und 15 Sgr.; jedenfalls bleibt er weit hinter dem Verbrauch des Fleischessers zurück. Dazu tritt, daß der Vegetarianer Spirituosen und Tabak meidet, nicht als ob er hierbei etwas entbehrte, sondern weil deren nur der Fleischesser bedarf, der Vegetarianer findet an jenen Dingen keinen Geschmack.

Das Begießen der Topfgewächse mit warmem Wasser hat nach mancherlei Versuchen ergeben, daß vielen kränkelnden Topfpflanzen, ja selbst solchen, die schon dem Eingehen nahe waren, damit wieder aufgeholfen werden kann. So z. B. Orleanderstöcke, die früher nicht oder doch nur unvollkommen blühten, wurden dadurch, daß man begann, sie mit lauwarmem Wasser zu begießen und dies mit einer allmähligen Steigerung (50—60 Gr. R.) des erwärmten Wassers fortsetzte — zur üppigen Blüthe gebracht. Ganz gleiche Resultate wurden erzielt mit einem alten Stocke der Porzellanblume (Hoye carnosa), ferner eines Gummibaumes, (welcher bereits dem Verwelken nahe war) und einer Epheulaube. Bei allen diesen Topfpflanzen brachte das Begießen mit warmem Wasser (bis 30 Gr. R. erwärmt), ohne daß sonst mit den Gewächsen Weiteres vorgenommen war, ein erneuertes üppiges Wachsthum hervor.

Daß „Badinguet" ein Spottname des Exkaisers Napoleon ist, wissen viele Leser, aber nicht alle kennen den Ursprung. Badinguet heißt der Maurer, in dessen Kleidern Louis Napoleon einst als Gefangener aus Ham entfloh und dessen Name im Volksmunde auch noch dem Kaiser und dem Depossedirten verblieb.

Logogryph.

Zum Tragen bin ich zwar bestimmt,
Doch nur in gutem Sinne,
Ein Schuft, wer mich in Anspruch nimmt
Zu neidischem Gewinne.

Ein Zeichen fort, dann ist mein Loos,
Zu fördern jedes Drehen,
Doch hat mich, wo ich wahrhaft groß,
Kein Auge noch gesehen.

Und daß ich in der kleinen Welt
Nicht breche, sorgen mußt Du,
Ein Zeichenpaar mir sonst entfällt,
Und einen Seufzer thust Du.

Auflösung der Charade in Nr. 44.

Heerwagen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 47. Speyer, Donnerstag, den 20. April 1871.

Zeitgedichte.

Aus dem Elsaß.*)

Der Krieg ist aus! s'ist endlich, endlich Friede!
Die Erde ist des Opferblutes satt,
Und rückwärts zieht das Heer, das siegesmüde,
Den ruhmbedeckten, blutgetränkten Pfad.

Das war ein Krieg! seit Menschen Menschen tödten,
Seit funkensprühend Stahl an Stahl sich bricht,
Seit sich von Cainshand die Felder röthen,
Sah solchen Krieg man, solch' ein Siegen nicht.

Der alten Menschheit letztgeborne Sprossen,
Sie werden noch vernehmen diesen Sieg,
Die Stätten suchen, wo das Blut geflossen,
Die Gräber zählen, staunend: o der Krieg! —

Du aber, Deutschland, freue Dich mit Zittern!
Du warfst die Axt — ein Andrer gab den Schlag;
Du führtest aus in Schwertstreich-Ungewittern
Das blut'ge Urtheil, das ein Andrer sprach.

Eh' Du den Degen zogst zu Kampf und Wehre,
Hat schon Dein Gott gesiegt in Himmelsruh:
Er schlug mit Blindheit Frankreichs Fürst und Heere,
Dann rief er Dich und sprach: Nun schlage zu!

Und wenn Du einst den starken Gott vergissest,
Der Sein Gericht durch Deine Hand vollbracht,
Wenn Du allein zu siegen Dich vermissest
Im sichern Glauben an die eigne Macht;

Wenn Du vom Becher Deines Ruhmes trunken
Der eignen Größe Bild zum Gott erhebst,
Und vor Dir selbst anbetend hingesunken
Nicht dem Beruf, nur dem Genusse lebst, —

Dann, o mein Volk! dann schlägt auch Deine Stunde,
Dann kommt auch über dich der Arm des Herrn;
Dann trinkst auch Du den Zornkelch bis zum Grunde
Und sinkst zur Erde, schöner Morgenstern!

Dieselbe Schuld verlangt dieselbe Buße, —
Und wie jetzt Frankreichs alte Heldenmacht
Sich röchelnd windet unter Deinem Fuße,
Dahingestreckt in fruchtlos blut'ger Schlacht,

So wälzt sich dann der Strom von Blut und Flammen
Auch über Dich, — Dein Heulen hemmt ihn nicht,
Der stolze Bau bricht über Nacht zusammen
Und wer es hört, sagt: Das ist das Gericht!

Febr. 1871.

*) Aus Karl Hackenschmidt „Vaterlandslieder eines Elsässers". Straßburg 1871. Schauenburg.

* Verarmt durch reiche Erbschaft.

Der Wirklichkeit nacherzählt von Hilffried Pilgram.

„Es ist viel werth, wenn man einen Hinterhalt hat." So lautete einer der vielen Weisheitssprüche des Herrn Wetzler, wohlbestallten Bärenwirths zu Bretzingen. Er meinte damit eigentlich einen Rückhalt, an den sich der Mensch anlehnen könne. Aber er beliebte den Ausdruck Hinterhalt wahrscheinlich weil dies ein militärischer Ausdruck und er selbst ein Veteran, der seiner Zeit unter dem alten Napoleon in Spanien und Rußland mit dabei gewesen war. Und daß er etwas auf einen guten Rückhalt oder Hinterhalt gab, davon zeugte sein ganzes Haus, welches unverkennbar das Gepräge der Wohlhabenheit, ja des Reichthums an sich trug. Wenn man ihm einmal das Lob zollte, daß er sich tüchtig auf das Geschäft verstehe, so konnte er in köstlicher Naivetät scherzend sagen, ihm gehe es wie jenem Schweizeroffizier; der sei von einem österreichischen Kameraden hart angelassen worden, daß er und seine Landsleute für Geld dienten. „Ei was," habe der derbe Schweizer geantwortet, jeder dient um das, was er am nöthigsten hat, Sie um die Ehre und wir um's Geld." Ob es übrigens Herr Wetzler auch so gemacht hat, wie sein College, der Adlerwirth zu Kenzingen, das habe ich nicht ersehen, möchte es auch fast bezweifeln, der pflegte nemlich seinen Gästen, die Wasser in den Wein gießen wollten, abzuwehren: Er hat schon, was er leiden mag."

„Ja, Vetter Heinrich, ich sag's halt immer, es ist 'was werth, wenn der Mensch einen Hinterhalt hat," sagte er mit gewichtigem Ernst zu seinem Nachbar, dem Sattlermeister Link. Er stand mit ihm in Vetterschaft; denn sie beide waren Nachgeschwisterkinder. Link hatte ihm soeben eine wichtige Nachricht mitgetheilt. Seines Vaters jüngster Bruder, Valentin Link geheißen, war vor vielen Jahren auf die Wanderschaft gezogen und hatte sehr lange nichts von sich hören lassen. Man vernahm wohl einmal, daß er noch lebe und daß es ihm nicht schlecht ergehe; aber Näheres ward nicht bekannt. So gerieth er allmählig in einige Vergessenheit. Da bringt auf einmal der Landbote heute einen Brief an Herrn Sattler Heinrich Link in Bretzingen, worin dieser Onkel anmeldet, daß er zu Gratz in Oesterreich wohne und gehe ihm sehr gut;

er habe ein ziemliches Vermögen, ein großes Haus und einträgliches Geschäft. Aber er werde jetzt älter und möge sich nicht mehr so plagen, da er ja genug zu leben habe, und da sei er denn, seit einem halben Jahr Wittwer, schlüssig geworden, sein Geschäft aufzugeben und sich in Ruhe zu setzen. Er habe keine Kinder; das einzige Töchterlein, welches ihm Gott geschenkt, sei noch in der Wiege gestorben, und deßhalb habe er, wie es recht und bräuchlich, bei Zeiten für den Fall seines Ablebens vorgesehen und bestimmt, daß die Kinder seiner zwei Brüder einmal seine Erben sein sollten, wenn er das Zeitliche segne. Er wisse nicht, ob von seinem zweiten Bruder Philipp ein Kind am Leben sei, und er thue es deßhalb ihm, dem Sohne seines ältern Bruders Michael, zu wissen. Wolle er oder sonst Jemand aus der Verwandtschaft ihn besuchen, so solle ihm das sehr lieb sein und wegen des Reisegeldes brauchten sie sich nicht viel Kopfbrechens zu machen. So der Inhalt des Briefes aus dem fernen Gratz. Es gibt Freuden, welche die gleiche Wirkung äußern wie der Schrecken. Sie machen den Menschen verwirrt. Wäre plötzlich eine Rakete in ihr Haus gefallen, Link und seine Leute hätten in keine ärgere Verwirrung gerathen können. Man wußte nicht, was thun, angesichts der eröffneten Aussichten und glänzenden Bilder von Reichthum und Glück.

Das war's nun, was heute den ehrsamen Sattlermeister zum Vetter Michael in den Bären geführt hatte. Denn Vetter Michael wußte Rath für Alles. Mit seiner gewohnten Bestimmtheit erklärte er dem andächtigen Zuhörer: „das ist so bei den alten Leuten; sie kümmern sich lange Zeit nicht um ihre Angehörigen; da überkommt sie auf einmal eine Art Heimweh nach denselben und sie haben Sehnsucht sie zu sehen. Darum muß Er, Vetter Heinrich, ohne Frage nach seinem Onkel reisen. Jedoch ist es schicklich, daß man zuerst dem alten Onkel schreibt und ihn zu sich einladt in die alte Heimath, wo man ihn noch nicht vergessen habe. Der Onkel wird wohl ablehnen und da muß denn der Vetter Heinrich sich auf den Weg machen und sich recht in der Gunst des Alten festsetzen." Dem ehrlichen Meister Link war es ein wenig bange vor dem neuen ungewohnten Wege; aber Vetter Wetzler bewies ihm überzeugend, daß man sich um so einen fetten Bissen schon einige Mühe geben müsse und man wisse nicht, ob nicht dort unten Leute seien, vielleicht Verwandte von der Frau her, welche die Gelegenheit benutzen und machen möchten was sie könnten. Es sei halt gut, einen Hinterhalt in der Welt zu haben.

Es ging alles, wie's der Bärenwirth angegeben hatte, der Brief wurde unter Beirath eines Sachverständigen ausgefertigt und abgesandt und die Antwort, welche nicht auf sich warten ließ, lautete wie bestellt: der Onkel dankte schön für die Einladung; aber sein Brustübel möge eine so weite Reise nicht vertragen. Der Neffe solle aber recht bald zu ihm kommen. Nun wurde Sattler Link in die Pflege des Schneidermeisters Munker gegeben, welcher alle Honoratioren im Gebiete von Bretzingen zu seinen Kunden zählte, und die Abreise erfolgte nach vielen Umständlichkeiten und nachdem diese Reise einige Wochen lang das Stadtgespräch gebildet hatte. Link fand seine Erwartungen noch übertroffen. Der Onkel war offenbar nicht blos ein wohlhabender, sondern ein sehr reicher Mann, genoß hohes Ansehen in der Stadt und war die Herzlichkeit selbst gegen den Neffen, dem er seine nicht uninteressanten Lebensschicksale mit der breiten Behaglichkeit des Alters erzählte. Mit einem Worte, der Bärenwirth hatte Recht; es war ein fetter Bissen.

Als Meister Link nach sechs Wochen wieder heimgekehrt war, sagten die Bretzinger nicht ohne Grund, er sei um einen ganzen Kopf größer geworden. Der Mann hatte jetzt eine noch stattlichere Haltung als vordem. Meister Link war, was man in der alten Zeit einen ehrenfesten Bürger nannte. Sein Handwerk, das er gründlich verstand, hatte einen goldenen Boden. Der goldene Boden des Handwerks, hatte ihm schon sein einstiger hochverehrter Lehrmeister eingeprägt, ist der Fleiß, die Tüchtigkeit und Ehrlichkeit des Meisters. Ruht es auf diesem Boden, dann ruht es auf Goldgrund und macht seinen Mann glücklich, auch wenn es ihm keine Goldstücke und selbst wenig Silberthaler einträgt; zwanzig Groschen geben einen Gulden und sechzig Kupferkreuzer auch. Nach dieser einfachen Betriebs- und Geschäftsregel hatte auch Link bis dahin gearbeitet und sich wohl dabei befunden. Er hatte noch jederzeit ein übriges Geld im Hause gehabt, konnte sich auch jedes Jahr ein größeres oder kleineres Grundstück anschaffen und daß auch seine Mitbürger etwas auf ihn hielten, hatte sich bei der jüngsten Stadtrathswahl gezeigt, bei welcher ihm einer der von ihm selbst gepolsterten Stühle im Rathhaussaale als Sitz zugefallen war. „Sattler Links haben viel Glück," sagten die Leute in Bretzingen, nicht ohne stillen Neid. „Es hat ihnen nichts gefehlt; es wäre mancher froh, wenn er das gute Geschäft hätte, und nun auch noch der reiche Onkel in Oesterreich!" Und dem guten Meister Link selbst schien es so, als ob er viel Glück habe und das Glück stieg ihm, aber noch mehr seinen Leuten, in den Kopf. Seine Frau war die gute Stunde selber, wie sie eigenhändig versicherte; aber ein wenig stolz nach ihrer Art war sie schon früher. Denn warum? Ihr Großvater war hochgräflich Leiningischer Kammerdiener gewesen und da kann es Niemand wundern, daß sie mehr Lebensart hatte als die andern Leute in dem guten Bretzingen. So fand denn die Erbschaft einen recht empfänglichen Boden bei ihr vor. Am meisten sympathisirte mit ihr Michael, ihr einziger Sohn, gewöhnlich französisch „Mischel" gerufen, seinem Pathen, dem alten Napoleonsveteran im Bären, zulieb. Er hatte beim Vater die Lehrjahre bestanden und war ein gewilliger Bursche, auch nicht unanstellig, wie sein Vater meinte; aber die jungen Leute, klagte er dabei, seien so fahrig, blieben nicht bei der Sache und hätten zu viel Augen im Kopf. Das hätte man seiner Zeit noch anders gehabt; da sei eine gar scharfe Zucht bei seinem Meister gewesen. Jetzt aber dürfe man bald keinen mehr hart anreden, ohne von der ganzen Familie als wahrer Tyrann in den Bann gethan zu werden. Der junge Mischel sollte

nun auf die Wanderschaft und der Vater war stolz darauf. Mit ernster Freundlichkeit setzte er dem Sohne auseinander, er solle seine Wanderschaft ja tüchtig ausnützen; denn nur der sei ein Meister, der sein Handwerk aus dem Grund verstehe und dem nichts darin vorkomme, dessen er nicht Meister sei; das könne man aber nur draußen lernen durch Uebung und Vergleichung der mannigfaltigen Handwerksweisen. Der Mutter war's anders zu Sinn; ihr war der Michel noch gar zu jung und sie redete darum eine von der väterlichen sehr verschiedene Sprache. „Du, Mischel," sagte sie zu ihm, „ich meine, Du solltest nicht soweit weggehen; Du siehst, der Vater fängt an zu altern und ich kann Dir gar nicht sagen, wie ich neulich erschrocken bin, als ich inne ward, wie er aus den Kleidern gefallen ist. Ich weiß nicht, wo ich meine Augen hatte; aber er ist seit letztem Winter, wo er die Lungenkrankheit gehabt hat, nicht mehr wie sonst. Du weißt ja, daß er sich bisweilen klagte, was er sonst nie gethan hat, und es ist mir auch schon aufgefallen, daß er jetzt öfter in die Kirche geht, als früher. Denke Dir, wenn's da nicht gut ginge und Du weit wegwärst. Halte Dich in der Nähe." Der Sohn meinte freilich: „Ja, Mutter, aber ihr hört doch, wie mir's der Vater streng auf die Seele bindet, und mit des Vaters Unwohlsein kann's doch nicht gar so schlimm sein; denn er schafft noch immer für zwei und ich kann ihm nie genug thun." Die Mutter erwiderte: „Vielleicht bilde ich mir's auch nur ein; allein wozu brauchst Du denn auch soweit fortzugehen? Mein Großvater selig, der auch oft mit dem Herrn Grafen reisen mußte, sagte immer: Es ist halt draußen nicht wie daheim. Und wenn Du auch nicht das Alles so aus dem Grund gesehen hast, den Bretzingern kannst Du schon noch ihre Sättel und Polster machen; und Du hast's ja nicht so nöthig; Du kannst's machen; der alte Onkel Valtin ist auch ein goldener Boden." Mischel, der nicht gerne harte Bretter bohrte, fand es bequem, der Stimme seiner Mutter zu gehorchen. Und sie schien Recht zu behalten, die gute Mutter. Denn wirklich legte der nächste Winter den Meister Link daheim auf sein Sterbebett. Seine Krankheit repetirte und der noch in guten Jahren stehende kräftige Mann war in Kürze eine Beute des Todes und hatte kaum noch Zeit, sich zu besinnen, wie viel es auch da werth ist, einen Hinterhalt zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Von Orleans nach Orleans.

Von **Hermann Vogel.**

XI.

Ein zweiter Dezember.

(Fortsetzung.)

Gegenwärtig stand das Gefecht; doch erwartete man jeden Augenblick einen neuen Angriff der Franzosen auf das Schloß. Zur rechten Zeit kam die Munition; neuer Muth erfüllte die Soldaten, indem sie ihre Patronentaschen füllten. Oberlieutenant Koch, ein Offizier, ebenso lebenslustig wie tapfer, geleitete mich in das Dach eines der Thürme. Ich hatte hier durch einen ausgehobenen Ziegel eine treffliche Uebersicht über das ganze Schlachtfeld; doch zollte ich zunächst nur dem, was in unmittelbarer Nähe vor mir vorging, meine Aufmerksamkeit. Die Bayern waren in allen Räumen des Schlosses vertheilt; sie hatten überall Schießscharten in die Mauern geschlagen, auch in den Thurm, der bis obenhin besetzt war. Keine 300 Schritte vor uns standen die Franzosen, sie bereiteten soeben einen neuen Angriff vor. „Nicht schießen!" kommandirten die bayerischen Offiziere, „laßt sie erst näher herankommen!" Langsam, in Ketten aufgelöst, näherten sich die Franzosen unter fortwährendem Feuern. Noch etwa hundert Schritte mochten sie entfernt sein, da ertönte es aus allen Räumen: „Feuer! Feuer!" Die Podewils thaten ihre Schuldigkeit, in einer Minute wälzten sich hundert Franzosen und mehr im Staube. Das wirkte wenigstens für den ersten Augenblick. Der Feind wich zurück. Doch nur zu bald rückte er in neuen Schaaren heran — und ob ihm auch die Bayern Salve um Salve entgegensandten, kam er näher und näher. Die Chassepotkugeln schlugen auf die Mauern und durchlöcherten das Dach. Ich machte mich schon mit dem Gedanken vertraut, mit der ganzen Brigade in dem Schloß gefangen zu werden. Da zur rechten Zeit hörten wir durch das Knattern der Gewehre die preußischen Trommeln und Pfeifen. Ich wandte meine Augen nach der Stelle, von der die Klänge kamen und ich sah kaum fünfhundert Schritt links vom Schlosse Pickelhauben im Sonnenscheine glänzen. Es war die hanseatische Brigade, die jetzt mit Hurrah den auf uns heranrückenden Franzosen in die Flanke fiel. Dem Andrang vermochte der Feind nicht zu widerstehen und er wich, indem auch die Bayern von rechts her avancirten, auf Loigny zurück.

In diesem Moment entspann sich auf der ganzen Linie ein heftiger Artilleriekampf. Die bayerischen Batterien schossen auf Loigny; die französischen Kanonen, die hinter dem Ort bei einer etwas höher gelegenen Mühle aufgefahren waren, antworteten von dort. Auch die Geschütze der 17. Division waren größtentheils auf Loigny gerichtet. Die Kanonen der Division Wittich dagegen bereiteten durch ein Bombardement auf Poupry und die in der Nähe postirten Mitrailleusen der Infanterie den Sturm auf diesen Ort vor. Als ich vom Thurm herabstieg, avancirten die Deutschen auf der ganzen Linie.

Ich folgte der vierten bayerischen Brigade, welche jetzt das zweite Treffen bildete, auf Loigny. Die Hanseaten erstürmten soeben die ersten Häuser des Dorfes. Die französischen Kanonen sandten ihnen Granaten um Granaten entgegen, doch die Kinder der drei freien Städte, würdig des Kriegsruhms ihrer Vorfahren, drangen, wenn auch mancher wackere junge Mann zu Boden sank, Haus um Haus erobernd, siegreich vor.

Hunderte von Todten und Verwundeten lagen

auf dem Felde, über das ich dahinschritt. Soeben erschienen die ersten Blessirtenträger; hilfeflehend begrüßten sie die unglücklichen Opfer. „Nur einen Schluck Wasser!“ jammerten mir zwanzig Stimmen fast gleichzeitig entgegen; in wenigen Minuten war meine Feldflasche geleert. Ich vermochte den Armen keine Labung mehr zu bieten. Es ist schrecklich, so viel herzzerreißenden Jammer sehen müssen, ohne helfen zu können. Alles, was ich noch zu thun im Stande, war, daß ich ein paar Elende, die beim Niederstürzen so gefallen waren, daß ihr Kopf in einer Furche hing, während ihre Brust auf einer hartgefrorenen Erhöhung ruhte, in eine menschlichere Lage brachte. So klein der Dienst war, belohnten mich doch Blicke des innigen Dankes. Eine Chassepotkugel, die mir als ich eben bei einem Sterbenden kniete, den Hut vom Kopfe riß, belehrte mich in eindringlicher Weise, wie auch mein Leben nur an einem Haare hing. Hätte ich mich nicht zu dem Armen niedergebeugt, wer weiß, ob ich nicht neben ihm zur ewigen Ruhe gebettet worden wäre. Es rieselte mir kalt durch die Adern, wie ich die drei Löcher betrachtete, welche die Kugel gerissen. Noch hielt ich meinen Blick auf den Hut gerichtet, als ich meinen Namen rufen hörte, und freudig überrascht erkannte ich Oberlieutenant v. Spruner vom 2. Regiment. Ich hatte die Tage von Sedan an seiner Seite durchlebt und ihn seitdem — da sein Bataillon bei Paris blieb, während das Tann'sche Corps gegen Süden rückte — vergeblich gesucht. Gerade vor drei Monaten, am 2. September, hatten wir von einander Abschied genommen. Welch ein ereignißreiches Vierteljahr! Doch wir hatten nicht Zeit lange darüber nachzudenken; ich fragte nur rasch nach einigen seiner Kameraden. „Wie geht's Oberlieutenant v. Kraus?“ „Den haben wir schon bei Vernon verloren,“ lautete die Antwort. „Aber Oberlieutenant Bode ist doch gesund?“ — „Hundert Schritte von hier gegen Orgeres liegt er auf dem Felde.“ — „Todt?“ — „Ja, todt!“ „Und Laumer, wie geht's Laumer?“ — „Zum Tod verwundet ist er vorhin aus der Schlacht getragen.“ — „Und Effner, kaum wag' ich noch nach ihm zu fragen?“ — „Der ist gesund,“ tönte neben mir eine kräftige Stimme. Es war der wackere Stabshauptmann selbst, der Commandirende des Bataillons. Während Spruner seinem Schimmel die Sporen gab und rasch über das Schlachtfeld dahinsprengte, ging ich neben Effner an der Spitze seines Bataillons langsam vor. Wie war das Häuflein der Tapferen, die am Morgen des 1. September die Schlacht bei Sedan eröffneten, zusammengeschmolzen! „Ich habe gestern und heute über die Hälfte meiner Leute, an fünfhundert Mann, verloren,“ sagte schmerzbewegt der Hauptmann. „Entsetzlich!“ rief ich. — „Jawohl, entsetzlich! Bei Sedan war unser Verlust geringer.“ Wir mußten Abschied nehmen: das Regiment erhielt Befehl zum eiligen Vorrücken. „Auf Wiedersehen!“ — „Auf Wiedersehen, so Gott will!“

(Schluß folgt.)

Miscellen.

(Am Sternenhimmel.) Eine seltene Erscheinung bietet sich jetzt an unbewölkten Abenden vom Sonnensinken an bis weit in die Nachtstunden hinein am Firmamente dar. Als Abendstern der Sonne in weitem Abstande folgend, strahlt zunächst die Venus im hellsten Glanze. In fast gerader Linie aufblickend, begegnen wir bald dem bläulichen Jupiter und weiter nach Osten dem goldrothen Mars, sämmtlich in ruhigem planetaren Scheine, während gegen Südosten hin, mit den ersten beiden ein Dreieck bildend, der intensiv blaue Sirius als Fixstern funkelt und das herrliche Gesammtsternbild des Orion sich zwischen die 3 großen Leuchtpunkte hineingruppirt. Die 4 bezeichneten Gestirne sind auch von keinem Laienauge zu verfehlen, sie bieten sich ihm von selbst dar. Zwischen 7 und 8 Uhr ist der Anblick am günstigsten. Jahrzehnte werden vergehen, ehe die genannten Planeten sich wieder so schön und in solcher Lichtstärke zu einander gesellen. Die übrigen Planeten unseres Sonnensystems sind, den Saturn etwa abgerechnet, zu klein oder zu entfernt, um dem unbewaffneten Auge überhaupt imponiren zu können.

♂ (Ein Soldatenfest bei Coloumiers.) Die erste Compagnie des 6. bayerischen Infanterie-Regiments veranstaltete am Ostersonntag des Nachmittags ein rasch improvisirtes Fest bei Musik und Wein. Schon des Morgens hatte die Mannschaft Kenntniß davon erhalten und Alles aufgeboten, um das Fest zu verherrlichen. Aus Tuch und Papier wurden bayerische und deutsche Reichsfahnen gemacht, wobei in Ermangelung schwarzen Tuches bayerisches Dunkelblau für schwarz gelten mußte. Aus Epheu wurden Guirlanden und Bögen gefertigt und mit passenden Inschriften versehen, womit man die Offiziere überraschte. Dann zog man auf den Festplatz mit einem verzierten Wagen, den ein erbeutetes Maulthier schleppte und auf welchem die Namen Weißenburg, Wörth, Sedan und Paris verzeichnet waren. Auf dem Festplatz wurde getanzt, und mit den Klängen der Musik wechselten Lieder und Declamationen, Spiele, wie Wett- und Sacklaufen 2c., wurden abgehalten, mit ausgesetzten Preisen. Außer Soldaten und Offizieren von den umliegenden Cantonnements hatten sich auch viele Franzosen und Französinnen eingefunden und die Belustigungen der Soldaten gefielen ihnen ganz gut. Kein mißlicher Vorfall störte das Fest, das mit dem allgemeinen Absingen der Wacht am Rhein und einem dreifachen Hoch auf das Wohl des Hauptmannes und der übrigen Offiziere schloß.

Aus Oesterreich im April. Der Dichter Wilhelm v. Marsano, k. k. Feldmarschall-Lieutenant, ist am 11. d. in Görz, wohin er sich, erblindet vor drei Jahren, mit seiner Familie zurückgezogen hatte, 77 Jahre alt, gestorben; sein Leichnam wird in die Vaterstadt seiner Gattin, einer gebornen Marquise Zambeccari, nach Bologna überführt, um daselbst in der Familiengruft bestattet zu werden. Es ist dies der vierte der deutschen Dichter, darunter drei Oesterreicher, die in Italiens Boden ruhen: Platen in Syrakus, Halirsch in Verona, Hilscher in Mailand und nunmehr Marsano in Bologna. Der Letztere war in Prag geboren, machte die deutschen Freiheitskämpfe in den Jahren 1813—1815, in denen er sich durch Tapferkeit auszeichnete, bereits als Offizier mit, und brachte es, bis er nach 45jähriger Dienstzeit schied, bis zum Feldmarschall-Lieutenant. Er schrieb lyrische und kleinere epische Dichtungen, zahlreiche Novellen, mehrere Trauerspiele und Lustspiele, unter welch letzteren namentlich „Die Helden“ sehr gefielen. Marsano stand mit allen Poeten Oesterreichs in persönlicher Beziehung und zeichnete sich, wie durch seine männlich edle Erscheinung, durch liebenswürdigste Umgangsformen aus.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 48. Speyer, Samstag, den 22. April 1871.

* Verarmt durch reiche Erbschaft.

Der Wirklichkeit nacherzählt von **Stillfried Pilgram.**

(Fortsetzung.)

Der Sohn kehrte heim. Er war erst gar kurz fortgewesen und hätte schon Manches von der Uebung brauchen können, die ihm sein Vater anbefohlen hatte. Aber der Mutter Wunsch stimmte mit seiner eigenen Neigung zusammen, es genug sein zu lassen, daheim zu bleiben und sich zu setzen, wie man von dem sagt, der als Meister sein eigenes Geschäft beginnt. Und er hatte sich gut setzen; er brauchte sich nur in seines Vaters Geschäft zu setzen. Das that er denn auch, wie er sich und andern einredete, seiner Mutter zu lieb. Die legte ihm dar, daß sie sich nicht mit Gesellen herumschlagen könne, die heutzutage immer nichtsnutziger würden; gäbe man aber das Geschäft auf, so verlöre sich die schöne Kundschaft und der Neidsack, der Sattler Spahn droben neben dem Schafwirth, werde in's Fäustchen lachen. Mischel fing an zu meistern. Ist ja bei uns zu Land Gewerbefreiheit und kann sich jeder setzen, wann und wo er will; bezahlt er nur sein Patent, geht's Niemand weiter an.

Es ist ohne Frage eine schöne Sache um die Gewerbefreiheit und ich bin selbst für dieselbe. Aber sie hat, wie alles in der Welt auch ihre Schattenseiten. Man merkt diese weniger in den größern Städten, wo die stärkere Concurrenz einen ausgleichenden Einfluß übt, als in kleinern Städten und auf dem Lande. „Hüte dich aus Leibeskräften vor den Halbstudirten", pflegte meine alte Großtante zu sagen, wie ich als Kind von ihrer Lebensweisheit profitiren durfte. Ich muß oft an das Wort denken, wenn ich so manche halbschlächtige junge Leute sehe, die ihre Sache nicht gelernt haben; sie wissen wohl mehr davon als andere Leute; aber daß sie Meister in ihrem Fach seien, dazu fehlt viel. Sie bringen's auch zu nichts Rechtem für sich selbst. Nur solides Wissen und Können gibt einem Mann auch einen soliden Charakter; alle Oberflächlichkeit wirkt zersetzend auf das moralische Wesen des Menschen. Je leichter sie sich setzen, desto weniger gesetzte Männer findet man. Deßhalb bleiben sie auch nicht gerne bei der Stange und bei dem Leisten, wie ich jüngst erst von einem Schuhmacher hörte, der nebenher einen Viehhandel anfing. Wie sie aber ihren Kunden zur Plage sind, das weiß der, welcher die Ehre hat. In der Theorie nimmt sich's freilich ganz hübsch aus, daß ja die freie Concurrenz ein Schutz für das Publikum sei gegen schlechte oder vertheuerte Arbeit. Wie aber, wenn in loco keine Concurrenz ist oder wenn Rücksichten verschiedenster Art, verwandtliche, nachbarliche, geschäftliche, Rücksichten des Mitleids oder der Eile dich hindern, von deiner Freiheit in Benutzung der Concurrenz Gebrauch zu machen, zu deutsch, den halbstudirten Meister bei Seite zu lassen und den wirklichen Meister aufzusuchen oder wie das Sprichwort sagt vom Schmiedchen zum Schmied zu gehen? Soll man darum die Gewerbefreiheit aufheben? Nein, so ist's nicht gemeint. Der neue Wein taugt nicht in die alten Schläuche. Aber die Leute vom Handwerk sollten selbst an den Schaden Hand anlegen und durch freie Genossenschaften, die ja gewiß etwas Modernes sind, den Sinn und Geist des Handwerks heben und eine rechte Zucht und Sitte auf die Beine bringen, so daß es einem solchen „Halbstudirten" durch die gute Sitte verwehrt wird, was ihm gesetzlich erlaubt ist, nämlich zu meistern, ohne das Meistern zu verstehen. Das würde nicht blos den Kunden zu gut kommen, sondern auch dem Handwerk, welchem es ohnehin immer schwerer wird, gegenüber den monarchischen Großmächten der Industrie ihre kleinstaatlichen Republiken zu erhalten. Solche Handwerksgenossenschaften sind denn auch hie und da schon ins Leben getreten.

Doch ich kehre nach dieser Abschweifung zu meiner Geschichte zurück. Mischel setzte sich. Er war nicht auf den Kopf gefallen und hätte, wie schon so Mancher in ähnlichen Fällen, durch eigne fortgesetzte Uebung, etwa auch bei erfahrenen Gesellen noch Manches einholen können. Aber dazu hatte er in sich selbst wenig Antrieb. Hatte ja schon sein Vater über die fahrigen Kerle geklagt, den Plural gebrauchend, um sich über seinen Singular daheim doch einigermaßen zu trösten. Und was den und jenen dazu treibt, die Noth oder die Erkenntniß, daß ohne solche Tüchtigkeit nie an ein ordentliches Fortkommen zu denken sei, das fiel ohnehin weg bei Herrn Mischel, wie er sich schon gerne nennen hörte. Denn wofür hat man einen Hinterhalt,

wenn man arbeiten soll wie so ein armer Schlucker von Gesellen? Wofür wäre der reiche Onkel in Gratz? Dem schrieb er nach seiner Geschäftseröffnung einen prächtigen Brief (er selbst characterisirte ihn so und da mußte es ja wohl so sein). Der Onkel antwortete darauf in einem Brief, den bald das halbe Landstädtchen kannte — er wurde in mehr als einem Hause gelesen — und sehr rührend fand von wegen der väterlichen Ermahnungen des alten Onkels und wie er sich so ernstlich darum bekümmere, ob der Neffe sein Geschäft denn auch recht verstehe. Noch schöner erschien unserm jungen Meister der übrige Inhalt: einige Banknoten, die trotz ihres leichten Papiers schwer genug ins Gewicht fielen.

„Die Links haben doch Glück!" hieß es vor zwei Jahren, als die Botschaft aus Gratz gekommen war. Jetzt hätten die Bretzinger wieder so sagen können und zwar mit mehr Recht. Aber sie sagten es nicht, ja Einige schüttelten den Kopf. Es gefiel nämlich Herrn Mischel Link zu heirathen. Nun das kam in Bretzingen öfter vor, daß Einer sich verheirathete, war also nichts Besonderes. Desto mehr nahm Michel's Wahl die Leute Wunder. Sie fiel auf Elisabeth, die älteste Tochter des Färbers Hauck. War nicht viel von ihr zu sagen nach der Leute Meinung. Sie war nicht schön und nicht häßlich, nicht gescheit und nicht dumm, nicht reich, nicht arm. Wie gesagt, so redeten die Leute. Ihre Urtheile sind aber gewöhnlich leicht fertig. Bei all ihrer Anspruchlosigkeit in Wesen und Erscheinung war Elisabeth eine rechte Perle von einem Mädchen, treu und tüchtig bis in den Kern hinein und was das Beste, sie wußte es selbst nicht. Wenn Herr Mischel das große Loos gewonnen oder auch zwei bis drei reiche Onkels aufgestöbert hätte, er würde kein so großes Glück gefunden haben und übel genug, er wußte es selbst nicht. Zwar kannte er seine Lisbeth nicht erst seit heute. Sie waren ja Nachbarskinder, kannten sich von der Schule her und hatten mit einander gespielt. Mischel hatte die stille Lisbeth mit ihren freundlichen Augen und ihrem sinnigen Wesen lange im Herzen getragen, bevor es ihm selbst klar wurde, daß er sie lieb habe. Es war eine, ich möchte sagen, angewachsene Liebe, anders wie jene, die den Liebenden gleichsam anfliegt und ihn im Sturm überkommt, welche letztere oft farbenreicher und duftiger aufblüht, auch ungestümer in die Höhe treibt, aber selten so gründliche Lebenswurzeln hat, wie die erstere. Als unser Held von seiner Wanderschaft heimkehrte, war ihm und seinem kecken Lebensmuth die stille Lisbeth fast zu still gewesen. Aber er konnte es doch nicht lassen, ihr immer wieder in die Augen zu sehen, die eine eigene Gewalt über ihn übten. So freite er denn um sie. Ganz Bretzingen wunderte sich darüber, fast noch mehr aber, als verlautete, daß die Lisbeth noch gar „Sperranzen" mache und nicht recht wolle. „Ja, ja, sie hatte immer einen hoffärtigen Kopf, als sollte man Wunders meinen, wer Haucks Lisbeth sei; die sollte mit zwei Händen zugreifen; ein Prinz wird schwerlich um sie freien und Kinder sind noch genug bei ihrer Mutter daheim". Elisabeth aber sagte zu Mischel: „Sieh', ich hätte dich, glaube ich, lieber gewonnen, wenn du den reichen Onkel nicht hättest. Es kommt mir so vor, als passe ich nicht zu dir". „Närrchen, das du bist," sagte Mischel lachend; „da gäb's manches Mädel in Bretzingen, das mich gerade deßhalb zweimal nehmen würde, weil ich den Onkel habe, und du willst nicht!" Daß ich's kurz mache, Elisabeth ließ sich erbitten, wie man etwas spöttisch sich ausdrückte. Sie ward Meistersfrau und ward ihres Mannes guter Engel. Sie war eine von jenen Frauen, die ich, wenn der Vergleich nicht ein wenig ins Derbe fiele, gerne mit einem tiefen Pumpbrunnen vergleichen möchte. Man muß lange pumpen, bis man etwas heraufbringt; aber was dann kommt, ist auch um so köstlicher für Gesunde und Kranke und besonders werthvoll in der Hitze des Sommers, wenn die andern Brunnen versiegen oder ihr Wasser lack wird. So muß es auch bei diesen Frauen schon scharf daran gehen, durch Noth oder ernste Liebespflicht, bis sich der ganze Reichthum an Tüchtigkeit und Treue herausgibt, der in ihnen beschlossen ist. Andere haben's anders. Die gleichen den Röhrbrunnen, an denen es immer fließt, oder jenen Pumpbrunnen, bei denen man die Hand nicht an den Schwengel legen darf, ohne befürchten zu müssen, daß Wasser hervorstürzt. Das sind die handfertigen Frauen und Männer, recht gut zu gebrauchen für das alltägliche Leben.

Frau Elisabeth hatte weder eine besondere Bildung noch etwa schon eine große Lebenserfahrung. Aber ihr treues Gemüth, ihr ruhiger klarer Verstand, ihre Selbstlosigkeit im Dienste Anderer, worin sie sich von früher Jugend an im väterlichen Hause als die älteste einer großen Geschwisterschaar und als Gehilfin ihrer schwächlichen Mutter geübt hatte, zeigten ihr Manches, was bisweilen Leute von hoher Bildung und reicher Lebenserfahrung übersehen, wofür sie keinen Blick haben. So hatte sie mehr ein bestimmtes Gefühl als eine klare Erkenntniß davon, daß es ihrem Mann besser wäre, wenn er den reichen Onkel nicht hätte. „Meinst du nicht, Mischel," sagte sie einmal zu ihm, „es wäre am besten, wir thun, als ob's gar keinen Onkel gäbe? Es könnte am Ende doch fehlschlagen mit ihm." „Ach, das verstehst du nicht," sagte er weitere unbequeme Erörterungen kurz abwehrend.

Hatte er doch auch in der Zeit viel Anderes zu thun. Das Haus, welches er von seinem Vater geerbt und in welchem sein Geschlecht seit mehreren Generationen gehaust hatte, war ein gutgebautes und nicht ungeräumiges Haus. Aber es war nach der alten Mode gebaut und Mischel behauptete, man müsse das Geschäft heutzutage in einem andern Styl betreiben, wenn etwas dabei herauskommen sollte, und schon das Haus müsse eine Empfehlung für den Mann sein. Somit wurde beschlossen, das Haus abzureißen und neu zu bauen. Seiner Mutter war das ganz recht und sie freute sich wie ein Kind auf das neue Haus, während Elisabeth davor graute. Wer seinen Plan gleichfalls billigte, war sein Pathe, der Bärenwirth. Unter seinen Sprüchwörtern, die er wie kleine Münze

in der Hosentasche für's Geschäft bei sich führte, hatte er auch das bekannte von den Narren, die da bauen, und den gescheiten Leuten, welche kaufen. Aber er gab diesmal sein Sprüchwort nicht heraus, vermuthlich einem andern Sprüchwort zu lieb: „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich.“ Denn der hätte ihm schnöde Unrecht gethan, welcher der Meinung gewesen wäre, als ob der Bärenwirth seine speciellen Nebengedanken dabei gehabt hätte. Im Gegentheil, man hörte ihn später oft klagen, daß er nur Schaden gehabt an den Arbeitsleuten des Sattlers, die zwar in seiner Wirthschaft viel gegessen und getrunken hätten, aber so leicht der Schoppen in ihre Kehlen hinabfließe, so schwer ginge das Sechskreuzerstück aus ihrem Hosensack. Ich habe jedoch alles Vertrauen zu der alten practischen Erfahrung des Herrn Wetzler, daß er für diesen Fall schon seine Präventivmaßregeln getroffen hat. Es soll namentlich „doppelte Buchführung“ ein probates Mittel sein, um einen ehrlichen Geschäftsmann vor dem sicheren Bankerott zu behüten. Freilich, wenn man ihn hörte, so hatte er es nur dem Mischel zu lieb gethan, daß er den Maurern und Zimmerleuten Essen und Trinken gab. Der Bau wurde in Angriff genommen. Unser Mischel hatte ein artiges Sümmchen im Schrank, Erspartes von seinem Vater. Aber das wollte doch lange nicht reichen. Sich gradaus an seinen Onkel um einen Zuschuß wenden, mochte er nicht, weniger aus Zartgefühl als aus Furcht, dem alten Mann unangenehm zu sein. Aber einen schönen Brief schrieb er ihm und vermeldete seine Baupläne, deutete auch an, daß er nicht gerade überflüssig mit Geld bestellt sei; aber ein Luxus wäre der Bau nicht, man müsse mit seiner Zeit fortschreiten und bei einem Geschäftsmann sei Stillstand Rückgang — und was dergleichen treffliche Worte mehr waren, wie er sie im Bären dem Greffier oder Gemeindeschreiber glücklich abgelernt hatte. Er dachte, der Brief werde dem Onkel schon den Verstand machen. Aber es kam eine inhaltsleere Antwort, ein Brief, in welchem der Onkel seine Freude aussprach, daß des Großneffen Geschäft sich in so blühenden Umständen zu befinden scheine, auch einige weise Rathschläge über Bau und Einrichtung eines neuen Hauses, dem aber keine Banknoten oder Dukaten beigefügt, auch nicht in Aussicht gestellt waren. Das war ein wenig Enttäuschung. Aber was machen? Es war schon alles accordirt und der Bau mußte vorwärts. Dem Mischel blieb nichts übrig als Geld zu leihen und weil er gar zu ungern den Namen hatte, ging er an den alten Itzik, einen verschwiegenen und schlauen Sohn Abrahams, der ihm denn auch bereitwillig das Geld lieh, natürlich gegen gute Provision. Das neue Haus ward ganz stattlich, so sehr, daß sich bald die Erwägung aufdrängte, die altmodische Mobiliareinrichtung des vorigen Hauses passe nicht recht in das neue, und da der Hut zum Rocke passen muß, wurde auch diese erneut, was freilich wieder ein hübsches Stück Geld kostete.

(Fortsetzung folgt.)

Von Orleans nach Orleans.

Von **Hermann Vogel.**

XI.

Ein zweiter Dezember.

(Schluß.)

Ich war ermattet. Ich ließ mich für einige Minuten hinter den rauchenden Trümmern eines Pachthofes auf einen Steinhaufen nieder. Hier war ich doch vor den verlorenen Kugeln, die heute weiter als je flogen, sicher. Um mich herum lagen einige zwanzig Todte, Bayern und Franzosen, meist durch schreckliche Wunden entstellt. Wer hätte bei Sedan, als die Feldherren durch die jubelnden Reihen des siegreichen Heeres ritten und die Gefangennahme Napoleons verkündeten, geahnt, daß unser noch so blutige Schlachten harrten. Wie freuten sich schon damals Alle der baldigen Heimkehr. Mit wie glänzenden Farben malte sich Jeder den Empfang im Vaterland aus. Ach, und wie viele der Helden, die Wörth und Sedan geschlagen, hatten seitdem ihr Leben ausgehaucht.

Ein paar Granaten, die hinter mir platzten, brachten es mir zum Bewußtsein, daß der Ort, wo ich mich befand, zum Grübeln und Fragen nichts weniger als geeignet. Auch war der Erfolg noch keineswegs gesichert. Auf dem linken Flügel schwankte die Entscheidung hin und her. Das unheimliche Knattern der Mitrailleusen verstummte stets nur für wenige Augenblicke. Die Zweiundzwanziger leisteten hier Unglaubliches. Ob sie auch mehr als einmal unter schweren Verlusten das mit theurem Blut erkaufte Terrain aufgeben mußten, stets stürmten sie aufs Neue den Kugeln der Feinde entgegen. Die Mecklenburger Grenadiere standen ihnen wacker zur Seite und der vereinigten Tapferkeit Beider gelang es endlich, Poupry zu behaupten. Auch in Loigny dauerte der Kampf noch fort. Die Stellung, welche die Franzosen bei der Mühle inne hatten, war ausgezeichnet; doch ließen sich die Hanseaten nicht wieder vertreiben, freilich konnten sie erst, als ihnen die Mecklenburger von Poupry aus zu Hülfe kamen, auch die letzten Häuser des weit ausgedehnten Dorfes nehmen.

Mittlerweile schoben die Bayern auf dem rechten Flügel langsam ihre Colonnen vor. Als ich gegen Abend beim bayerischen Generalstab der Schlacht zusah, bemerkten wir am Horizonte im Westen dunkle Massen heranziehen. Mehrere Offiziere glaubten schon, es seien französische Verstärkungen; wir wurden aber bald belehrt, daß es die Cavalerie-Division des Prinzen Albrecht sei, die mit bedeutender Artillerie erfolgreich gegen den äußersten linken Flügel des Feindes operirte. Als die Sonne untergegangen war, versuchten die Franzosen noch einmal von Loigny aus einen Vorstoß. Ihre Kanonen nahmen in diesem Moment die weiteste Distance; Granaten und Shrapnels platzten vor, über und hinter uns. Die Chassepotkugeln fuhren zwischen den Stabsoffizieren in den Boden;

ein preußischer Lieutenant, welcher für heute dem bayerischen Stab beigegeben war, wurde verwundet. Ich sprach mit dem General v. d. Tann und erinnerte ihn an die Zeit, wo er als kühner Freischaarenführer die Dänen bei Hoptrup geschlagen. „Mein liebes Schleswig-Holstein“, erwiderte der General, „ich hab' es noch nicht vergessen.“ Wie er das sagte, streifte eine Chassepotkugel seinen Stiefel — ich fuhr zurück. Von der Tann lächelte. „Dergleichen darf einen Soldaten nicht stören“, meinte er.

Der Vorstoß der Franzosen schien nur ausgeführt den Rückzug zu maskiren. Als ich etwa eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang den Rückweg nach Bazoches antrat, dauerte der Kampf nur noch auf dem linken Flügel fort. Aber auch dort verstummten, während ich über das Schlachtfeld dahinschritt, allmählig die Geschütze. Es war ein schrecklicher Gang — noch lagen zahlreiche Verwundete vor Schmerz und Kälte zitternd neben den Todten. Langsam stieg der Mond hinter Goury empor und warf sein unheimlich fahles Licht auf die blutigen Greuel. Fünf brennende Dörfer, die wie riesige Fackeln am Horizonte aufloderten, wetteiferten mit dem bleichen Schein des Mondes. Schauerlich drang durch den verhallenden Kriegslärm das Geschrei der Raben, die die Beute witternd in Schaaren heranzogen. Mehr als einem braven Krieger krächzten sie heute sein Todeslied. Arme Mutter, als Du dem Sohn das Wiegenlied sangst, ahntest Du nicht, daß er in kalter Decembernacht unter solch' schrecklichen Tönen, hilflos von Allen verlassen, sein Leben aushauchen sollte.

Schamyl.

(Nach der „Neuen Freien Presse.“)

Fast unbeachtet im Lärm der Tagesereignisse ist ein Mann im fernen Osten dahingegangen, der einst mit Rußlands Weltmacht rang: Schamyl, der ehemalige Imam von Daghestan, das Haupt der verbündeten kaukasischen Völker.

Schon vor 270 Jahren bezeichnete ein französischer Landsknechtshauptmann, der in Polen und Rußland gedient, die „Tscherkassi Petigorski“, die Tscherkessen der fünf Berge, welche zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere wohnen, als einen „außerordentlich kriegerischen Stamm, sehr behend und kühn, fähig, Rußland bedeutenden Schaden zuzufügen, wenn sie in größerer Anzahl wären.“ Mit richtigem Blick hatte der fremde Krieger die verwundbare Ferse des nordischen Reiches erkannt. Nur dunkel und dürftig sind die Nachrichten über den Ursprung der Unabhängigkeitskämpfe, welche die kaukasischen Stämme seit der Zeit zu bestehen hatten, wo unter Peter I. und Katharina II. der Entschluß Rußlands mit Kraft zu Tage trat, sich über die große Alpenkette den Weg nach Kleinasien und Persien zu bahnen. Von da an heben sich allmälig aus dem Dunkel der Verhältnisse die Gestalten der „Krieger-Propheten“ ab, deren erster bedeutender Mullah Mohammed war. Den Bergvölkern war nun mit dem immer stärkeren Andrängen der russischen Macht ein Anlaß geboten, sich zum Kampfe zusammenzuschaaren, die inneren Fehden zu ersticken, dem gemeinsamen Feinde gemeinsam die Stirn zu bieten. Solches war auch das Bestreben der löwenkühnen Führer, die von Mullah Mohammed an bis zu Schamyl das Feuer des Hasses gegen den „Moskow“ durch flammende Reden und begeisterndes Beispiel wach hielten. Wäre es möglich, die Geschichte der Kämpfe, die unter ihnen gefochten wurden, in all' ihren redenhaften Einzelheiten zu schildern; könnte der Griffel all' die Thaten des männlichen Muthes verzeichnen, die in diesen dunklen Schluchten und auf diesen einsamen Höhen, ungesehen von dem Auge der Fama, jede eine Schlachtenmähr für sich bildeten — wahrhaftig, es gäbe ein Heldenbuch, vor dessen Glanz manch' vielbesungener Ruhm erbleichen müßte. Nur wer die ungeheuren inneren Schwierigkeiten kennt, mit denen die Leiter dieser Unabhängigkeitskriege zu ringen hatten, kann ihrer Tapferkeit volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Eine Handvoll Menschen im Vergleich zu der Bevölkerung des russischen Reiches, sind die kaukasischen Stämme, dazu noch unter sich getrennt in ein Gewirr von Völkerschaften der verschiedenartigsten Abstammung, verschiedenen Glaubens, verschiedener Zunge. Die paar Millionen der großen europäisch-asiatischen Landenge theilen sich in nicht weniger als zehn Hauptstämme: Lesghier, Misdscheghi, kartwelische Völker, Abchasen, Adighe, Tataren, Armenier, Kabarden, Ossieten, Kosaken. Und jeder dieser Hauptstämme spaltet sich wieder in ein Dutzend eigengearteter Völklein, die meist in Sprache, Religion und sonstiger Entwicklung weit auseinandergehen. Am größten ist die Verschiedenheit gerade da, wo Einigkeit am meisten erforderlich — d. h. unter den Bergvölkern, die den Kampf um ihre Unabhängigkeit durch Menschenalter fortgesetzt haben. In Felsennestern und tiefen Thälern hausend, durch die Natur eingeengt und durch die Nothwendigkeiten des Krieges oft zu langer, unfreiwilliger Abgeschlossenheit gezwungen, wurde es daher selbst bei verwandten Stämmen schwer, ein Band der Einigung zu bewahren oder zu schaffen. Gleichwohl brach sich durch Menschenalter hindurch die Woge russischer Macht an dem Granit dieser tscherkessischen Tapferkeit — einer Tapferkeit, die im Stiche gelassen zu haben, Europa dereinst noch schwer wird büßen müssen. Unter Hindernissen der gewaltigsten Art war es, daß Mullah Mohammed, Khasi Mullah und Hamsed Beg, der Aware, den Kampf der Völker des Daghestan und der Tschetschnaja leiteten. Vor sich die Bajonnette des feindlichen Heeres, dessen Lücken durch stets nachrückende Krieger sich füllten, um sich herum Mißtrauen oder Abfall — und bei alledem noch der Hader der Secten und die uralte Unsitte der Blutrache! Wie manches mühsam begonnene Werk erlag da der Zwietracht! Wie bedurfte es da der unablässigen Wachsamkeit, damit der Feind nicht plötzlich aus unterirdischem Gange hervor in die vielbedrohte Veste breche! (Forts. f.)

Charade.

Von den beiden ersten Silben
Spricht man in der Regel gut,
An die beiden letzten Silben
Kalt zu denken, fordert Muth.
In den beiden letzten Silben
Stecken meine ersten Zwei,
Und die beiden letzten Silben
Schafft man für die ersten neu.
Doch das Ganze kennt ihr alle,
Einen braven Arbeitsmann,
Den auf diesem Erdenballe
Nur ein Schiff entbehren kann.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 46:

(A c h s e l — A c h s e — A c h.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 49. Speyer, Dienstag, den 25. April 1871.

* Verarmt durch reiche Erbschaft.

Der Wirklichkeit nacherzählt von Stillfried Pilgram.

(Fortsetzung.)

Man war noch lange nicht im neuen Hause, als man ein Fest feiern konnte: die Taufe des erstgeborenen Söhnleins. Mischel hielt etwas auf schöne, ja vornehme Namen. Hatte er doch selbst den Namen seiner Frau umändern und aus der simplen Lisbeth eine Lisett' machen wollen. Aber Frau Elisabeth wollte nichts davon hören. Der Pfarrer, in deß Hause sie eine Zeitlang gewesen, habe scharf gegen die ausländischen fremden Namen gesprochen und dabei auch gesagt: „Und da nehmen sie den schönen Namen Elisabeth und machen daraus eine Lisette d. h. auf deutsch Lieschen oder Bettchen, während es nie einem Franzosen einfallen wird, seine Frau oder Tochter „Lieschen" zu betiteln. „Diese deutsche Affenschande, sagte er, sei ein wahres Krebsübel; denn die französischen Moden kämen dann auch in den Sitten auf". „Ich weiß nicht, sagte Frau Lisbeth, ob er Recht hat; er kam jedesmal in die Hitze, wenn er davon sprach. Aber es ist mir, als wäre es nicht ohne Grund, und ich mag keinen französischen Namen". Was er bei seiner Frau nicht fertig brachte, ihr einen hoffärtigen Namen umzuhängen, das setzte er bei seinem Sohn durch. Anfangs dachte er an den seit einiger Zeit sehr in Aufnahme gekommenen, gleichfalls importirten Namen Schorsch (auf französisch George). Doch den hatte sein brodneidiger College, der Sattlerschorsch in der Obergasse. Dann schwankte er lange zwischen dem Kalendernamen Eugen, Alfred und Gustav, bis er sich endlich für Adolph entschied. Und der kleine Adolph mußte denn auch ganz anders gehalten werden in Kleidern und Schuhen und Kappe, als man etwa einen Peter oder Jakob oder Fritz hätte halten können. Er, der Stammhalter, sammt seinen Schwestern Emma und Käthchen, die ihm nachfolgten, erfreute sich in reichem Maß der Auszeichnung, welche ihr Verdienst forderte, in dem glücklichen Hause des Herrn Mischel Link geboren zu sein, des Erben seines reichen Onkels. Dies Alles gab dem Hause einen Anstrich und Zuschnitt, der trotz aller Einschränkung der Meisterin doch über die Mittel der Familie ging. Was Wunder, daß Herr Mischel sich in aller Stille zum zweiten Male an den alten Itzik wenden mußte, während seine Nachbarn sagten: „Ja, der Sattler hat's gut machen; der hat im Oesterreich ein Brünnlein fließen, das auch im heißesten Sommer nicht austrocknet!"

Nebenher saß unser Freund seit seinen vielen Bausorgen gar häufig beim Bärenvetter, um mit ihm Rath zu schlagen. Er war zwar kein eigentlicher Trinker. Aber es ging doch auf diese Weise mancher Gulden fort und was noch übler war, den Gesellen zu Hause fehlte der Meister; während er fort fuhr, seinen Nebengedanken und Geschäften nachzuhängen, trieben Gesellen und Lehrlinge ihre Arbeit so ziemlich nach Gusto, wenn auch bisweilen Herr Mischel mit einem Donnerwetter und Platzregen dazwischen fuhr. Kurz es ging nicht, wie es Frau Elisabeth gerne gesehen hätte.

Und Herr Mischel hatte um diese Zeit gar viel zu sinnen und zu sagen. Es war Nachricht gekommen, daß sein Onkel trotz seiner 60 Jahre auf's Neue in den Stand der heiligen Ehe trete. Das kam Herrn Mischel wie ein schnödes Unrecht vor, welches ihm angethan würde. Denn wenn gerade auch nicht zu befürchten stand, daß der Sechziger noch Kinder bekommen werde, — obgleich es schon allerlei Beispiele von Exempeln gegeben hat —, so weiß man ja, aus was für Gründen Frauenzimmer gewöhnlich sich zu solcher Ehe herbeilassen; sie wollen ihr Schäfchen ins Trockene bringen und oft bleibt den betrogenen Erben nichts als das Nachsehen. Zudem verlautet, daß die noch ziemlich junge Frau, welche bisher Haushälterin bei dem alten Mann gewesen, eine couragirte Person sei, die den Alten ganz in der Hand habe. Das waren schlimme Botschaften für Herrn Mischel, und seine Mutter, die es immer mit ihm hielt, wo es den alten Onkel betraf, trieb, den Vetter im Bären darüber zu consultiren, der alte Bärenwirth, der wisse mehr als mancher Advocat. Herr Wetzler besann sich denn auch lange über den Casus, den er recht bedenklich fand, und rieth endlich seinem Pathen, selbst nach Gratz zu reisen und zu sehen, was zu machen sei. Vielleicht verstehe sich der Onkel schon jetzt zu einer Erbtheilung mit Vorbehalt; vielleicht könne man auch mit der Frau sich auseinandersetzen; jedenfalls müsse man recognosciren und, wo möglich, auch Jemand auftreiben, der zur Sache sehe.

Der Rath ward gut befunden und Mischel reiste nach Graz. Er habe den lieben Onkel schon lange einmal besuchen und sehen wollen, wie es ihm gehe, und da er gerade jetzt daheim gut abkommen könne, weil er einen gar tüchtigen und treuen Gesellen habe, auch die Arbeit nicht übermäßig sei, so habe er sich auf den Weg gemacht. Der liebe Onkel machte freilich ein etwas zurückhaltendes Gesicht, ein Gesicht, wie der Brief war, mit dem er Mischels Selbstankündigung beantwortet hatte, ein Gesicht, das nicht Ja und nicht Nein war, wie die Leute sagen. Und als Mischel einmal tiefer ins Holz gehen wollte, da sagte der Onkel rasch: „O ich denke noch nicht zu sterben und weißt, wenn man auf Einem seinen Tod wartet, da lebt er gerade recht lange". So daß Mischel alle Hände voll zu thun hatte, um zu versichern, so sei's bei ihnen nicht, sie warteten nicht auf des Onkels Tod, sondern wünschten ihm ein recht langes Leben. Als dann der Onkel noch wie tröstend einfließen ließ: „Uebrigens ist auch alles in Ordnung und ihr dürft ruhig sein", da fand unser Held keinen Muth mehr, den kitzlichen Punkt auf's Neue zu berühren. Mit der „Frau Tante" ging es ihm nicht besser. Sie war die Freundlichkeit und Artigkeit selbst, kaufte schöne Geschenke für seine Leute, führte ihn, da der alte Onkel nicht mehr gern mitwollte, zu allen Sehenswürdigkeiten der schöngelegenen Stadt, unterhielt ihn auf's Beste, indem sie sich nach Allem erkundigte, was seine Familie und überhaupt die Familie ihres Mannes anging, als ob sie voll der herzlichsten Theilnahme für sie wäre. Kurz sie umgab ihn mit jener Art Freundlichkeit, durch die Viele solche Leute, welche ihnen lästig, sich besser vom Leibe zu halten wissen, als Andere durch die dickste Grobheit, wozu noch als Dreingabe der Vortheil kommt, dabei mit aller Muße den andern auszuforschen. Mit einem instinctartigen geheimen Grauen sah Mischel die zärtliche, ja verzärtelnde Sorgfalt und Pflege, in welche sie ihren „lieben Alten" sozusagen einwickelte. Hatte sie ihn ja, wie sie sagte, aus ungeheuchelter Achtung geheirathet, um sich seinem Dienste zu opfern. Und der alte Mann war denn auch schon an sie gewöhnt fast wie ein Kind an seine Amme. Ohne sich selbst recht klar zu sein und die aufsteigenden Gedanken voll auszudenken, hatte er das Gefühl, daß ihm hier eine Beute abgejagt werden sollte von einem geschickten Jäger, der das kostbare Wild schon auf kunstgerechte Weise umstellt habe. Das machte ihn denn ordentlich verdrießlich, obgleich er so gute Tage verlebte, und er wurde einigemale beinahe unartig gegen seinen Onkel, dessen Stimmung dadurch auch nicht gerade verbessert wurde, während ein triumphirendes Lächeln, unbemerkt von unserm Helden, um die Mienen der liebenswürdigen Frau Tante zuckte. Mischel reiste endlich ab. Es ging noch leidlich zum Abschied und er brachte, auch nach Abzug der Reisekosten, noch ein hübsches Sümmchen nach Hause. Aber näher war er dem Onkel nicht gekommen und sein Herz war kühl, bisweilen auch brennend heiß, wenn er an den Onkel und die Frau Tante in Graz dachte. Das gab ihm eine Unruhe, ein Zittern in die Seele, daß er nicht mehr fest bei einer Arbeit sitzen konnte. Immer häufiger trieb es ihn in das Wirthshaus, als wolle er dort Rath suchen. Er kam an's Spielen und verlor und wollte wieder gewinnen und verlor mehr. Er trank jetzt manchmal über seinen Durst und wenn er in der einen Stunde verdrießlich und trübselig dreinschaute, so konnte er ein anders Mal in der Weinlaune gewaltig dick thun, wie ihm das nichts mache; der Onkel habe Geld, ganz Bretzingen auszukaufen. Es war ein böses Leben und wurde zusehends böser. Seine Mutter fing an mit ihm zu zanken und zu schelten. Das machte das Uebel ärger. Elisabeth aber litt schweigend und nur wenn sie ihre stillen Augen in Seelenangst auf ihn richtete, schien etwas von der alten Gewalt zurückzukehren, die sie vordem über ihn besessen hatte. Er blieb dann wohl ein paar Tage zu Hause. Aber länger hielt er es selten aus.

Da erhielt er eines Tages einen Brief von seinem Onkel. Mit hastiger Hand erbrach er ihn. Aber es waren keine süßen Worte. Der Onkel habe vernommen, was Mischel für ein Leben führe, in den Wirthshäusern liege und sich rühme, er möge es schon auspariren mit seinem reichen Onkel. Aber dafür habe der Onkel sein Geld nicht mit saurer Mühe und Fleiß zusammengespart und er habe nicht vor, es an einen Lumpen zu verschenken. Auch höre er, daß sein Großneffe sich allerlei ehrenrührige Ausdrücke über seine Tante erlaubt habe, die ihn doch bei seinem Besuche so freundlich aufgenommen. Solchen Undank hätten sie beide nicht erwartet und würden sich in Zukunft darnach zu richten wissen u. s. w. Der Brief wirkte wie eine Ohrfeige und zwar um so drastischer, als er einen wunden Fleck traf, im Gewissen, das nicht Nein zu dem Inhalte sagen konnte. Aber wer hat denn das dem Onkel gesagt? Man zerbrach sich den Kopf und der Bärenvetter wurde in die Berathung über die Quelle zugezogen, aus welcher der Grazer Onkel seine Wissenschaft haben könne. Die Meinungen waren getheilt. Man fiel auf den Gesellen aus dem Altbayerischen, mit welchem Meister Mischel vor einiger Zeit so bös auseinander gerathen war, daß sie nahezu mit einander vor Gericht gekommen. Der hatte nämlich allerlei gemunkelt, er werde schon der Hacke einen Stiel finden; er habe gute Sohlen an den Füßen, wenn es gelte, einem solchem, wie sein Meister sei, einen Gefallen zu thun. Dann wieder rieth man auf den neidischen Collegen in der Obergasse, den Sattler Spahn, von dem man wußte, daß er gut schreiben und wohl einen dergleichen Streich ausspintisirt haben könne und wer wisse, was er alles dem Onkel vorgemacht habe. Man kam überein, ein wenig auf der Lauer zu stehen, ob man dem Spitzbuben (wie ihn Mischel betitelte, der sich am meisten als Antispahnianer aufspielte und ereiferte) nicht hinter die Schliche kommen könne. Aber entweder war der Verdächtige wirklich unschuldig oder er verstand sich auf die höhere Diplomatie, welche bekanntlich darin besteht, sich nichts anmerken zu lassen; man brachte nichts heraus.

(Fortsetzung folgt.)

* Christian Chelius. *)

Während des Krieges, da der Tod seine Opfer nach Tausenden forderte, ist, fast unbemerkt, ein Mann aus unserer Mitte geschieden, dessen Heimgang zu anderen Zeiten in der ganzen Pfalz Theilnahme und Bedauern erregt hätte: Christian Chelius. Ein geborener Pfälzer, verließ er zu Ende des Jahres 1813 als 17jähriger Jüngling bei der Erhebung Deutschlands gegen die französische Unterdrückung, das Gymnasium und trat in die damals in Mainz gebildete Mittelrheinische Landwehr ein, in welchem Corps er am 31. Mai 1814 zum Lieutenant befördert wurde und in dieser Eigenschaft an der Belagerung von Saarlouis Theil nahm. Am 29. October 1816 wurde er als Lieutenant im kgl. bayer. 15. Infanterie-Regiment ernannt, als Adjutant des Obersten bezeichnet, und ihm das für die Kriegsjahre 1813 bis 1815 gestiftete kgl. bayer. Militär-Denkzeichen verliehen.

Nach einigen Jahren entschloß er sich, die militärische Laufbahn zu verlassen und sich dem Studium des Rechts zu widmen. Nach Vollendung seiner Universitäts-Studien und Praxis, wozu er Urlaub erhalten hatte, wurde er nach bestandener Staats-Concurs-Prüfung am 22. September 1824 zum Actuar des kgl. Landcommissariats Landau und am 3. April 1832 zum Regierungs-Assessor in Speyer ernannt. Schon am 10. November darauf erfolgte seine Beförderung zum kgl. Landcommissär in Homburg.

Bei seinem Dienstantritt daselbst war seiner Thätigkeit ein weites Feld eröffnet, die er auch in allen Zweigen der Verwaltung auf's Eifrigste und Gewissenhafteste entfaltete.

Was er während seiner 37jährigen Dienstzeit in diesem Bezirke zur Förderung des Wohles der Verwaltung leistete, kann im Einzelnen nicht angeführt werden. Errichtung von Schulen, deren Zahl dort noch eine sehr geringe war, Bau von Kirchen, Schulen und Pfarrhäusern und insbesondere Anlegung von Straßen aus Gemeindemitteln ließ er sich besonders angelegen sein. Bei seiner Amtsführung haßte er die Vielschreiberei und suchte sie möglichst zu entfernen, indem er stets bemüht war, durch mündlichen Verkehr mit den Bürgermeistern, Gemeinderäthen und Verwalteten an Ort und Stelle seine ein Mal als richtig genommene Ansicht zur Geltung zu bringen und Anstände und Differenzen zu beseitigen, was ihm auch bei seiner besonderen Gabe, mit jedem nach seiner Individualität zu verkehren, in der Regel gelang.

Er hatte sich der Werthschätzung und des unbedingten Vertrauens seiner Vorgesetzten, insbesondere aller früheren Regierungs-Präsidenten der Pfalz zu erfreuen und es wurden ihm viele Beweise der Anerkennung seines Wirkens von diesen Beamten sowie vom kgl. Staats-Ministerium mündlich und schriftlich gegeben.

Von den mancherlei besonderen Diensten, die er dem Staate und den Gemeinden seines Bezirks geleistet, soll hier nur angeführt werden, daß es im Jahre 1842 hauptsächlich seinen Bemühungen gelang, einen kostspieligen Prozeß des Staates mit einer großen Zahl im Bezirk Homburg und Kaiserslautern gelegener Gemeinden, der sog. Reichswaldgenossenschaft, wegen sehr umfassender Berechtigungen in den Staatswaldungen, durch einen Vergleich zu erledigen, der uns heute noch zur Vertheilung der Waldnutzungen zwischen dem Staate und den Gemeinden als Maßstab dient. Für diesen Dienst wurde ihm die besondere Anerkennung des kgl. Staatsministeriums in gebührender Weise zu Theil.

Im Jahr 1851 wurde ihm der Verdienst-Orden vom heil. Michael, dann der Titel eines kgl. Rathes, später der eines kgl. Regierungsrathes und endlich im Jahre 1861 das Ehrenkreuz des Ludwigs-Ordens für mit Auszeichnung zurückgelegte 50 Dienstjahre verliehen.

Im Jahre 1848 war er zum Staatsministerium nach München zur Bearbeitung mehrerer dem damaligen Landtage vorzulegenden Gesetzentwürfe berufen worden, nach deren Beendigung ihm die Zufriedenheit der kgl. Staatsregierung in einem besonderen Rescripte ausgesprochen wurde. Während mehr als 20 Jahren und bis zu seinem Tode war er von der kgl. Regierung ernanntes Mitglied des Verwaltungsraths der pfälzischen Eisenbahnen.

Ebenso besaß er auch das Vertrauen und die Liebe der Verwalteten, was sich außer vielfachen anderen Beweisen auch daraus ergab, daß er während 25 Jahren Mitglied der protest. General-Synode und während zweier Wahlperioden Mitglied der Abgeordneten-Kammer war. Auch in letzterer Eigenschaft war er stets für die Interessen der Pfalz besorgt und namentlich in Gemeinschaft mit seinen Freunden für Verminderung der Steuerlast dieser Provinz in Gleichstellung derselben mit den übrigen Kreisen des Landes sowie für Enthebung der Gemeinden der Bezirksamts-Sitze von der Anschaffung und Unterhaltung der Bezirksamts-Gebäude bemüht, was aber bei der damaligen Composition der Kammern durchzusetzen nicht gelang.

Am unzweideutigsten gaben ihm die Bewohner seines Bezirks ihre Liebe und Hochachtung bei dem von ihnen veranstalteten Jubiläum seiner 25jährigen Dienstzeit als Bezirksamtmann zu Homburg im Jahre 1855 zu erkennen, wo ihm von denselben ein silberner Ehren-Pokal feierlich überreicht wurde und der kgl. Regierungs-Präsident v. Hohe im Kreise der sämmtlichen hiezu eingeladenen Bürgermeister, Geistlichen und andern Beamten des Bezirks, ihm seine Ernennung zum kgl. Rath eröffnete.

Das von ihm herausgegebene Handbuch über die Amtsverrichtungen der Ortsvorstände, welches nach und nach 4 Auflagen erlebte und von einem Band, den er schon als Actuar herausgegeben hatte, zu vier starken Bänden anwuchs, diente fortwährend höhern und niedern Verwaltungsbeamten als Rathgeber bei ihren Amtsverrichtungen, was heute noch der Fall ist,

*) Durch Zufall verspätet.

insoweit nicht in neuester Zeit die Gemeinde-Gesetzgebung abgeändert wurde.

Seine Quiescenz erfolgte unter dem Ministerium Hörmann am 1. Mai 1869 in voller Anerkennung seiner treu und redlich geleisteten Dienste.

Seinem auch im Alter noch lebhaften Geiste sagte die Ruhe und der Mangel an Beschäftigung nicht zu, er starb am 11. August 1870, nachdem er noch zum zweiten Male das deutsche Volk in Waffen zur Bekämpfung französischen Uebermuths gesehen hatte.

Schamyl.

(Fortsetzung.)

Es war Schamyl — und darin liegt die große Bedeutung dieses Mannes — dem es zum ersten Male gelang, unter den Völkern des Ost-Kaukasus eine geschlossene Einheit zu erzielen, den brennenden Haß der Sekten Ali's und Omars zum Schweigen zu bringen, den durch Jahrhunderte sich fortspinnenden Hader der Familien zu besänftigen, die verschiedenen Gefolgschaften an Eine Leitung zu gewöhnen, an die Stelle loder zusammenhängender Geschlechtsverbände ein geordnetes Gemeinwesen zu setzen und so dem Kampfe gegen die Russen einen weltgeschichtlichen Sinn zu verleihen. Aus unbedeutender Familie zu Himri in Daghestan geboren, sehen wir Schamyl im Anfang der Zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts unter das Banner Khaft Mullah's gereiht, des damaligen Hauptes der tscherkessischen Stämme. Als Khasi Mullah mit seiner ganzen Streitschaar fiel, sagte man auch Schamyl anfänglich todt. Er tauchte indessen plötzlich wieder unter den Lebenden auf. Die Sage ging von da an, er sei einer jener „Auserwählten Gottes", die nach dem Ueberschreiten von vier Stufen der Vervollkommnung berufen seien, den Menschen als Führer voranzugehen. Nicht er zwar, sondern Hamsad Beg wurde nach Khasi Mullah's Tode zum Oberhaupte erkoren. Als jedoch auch dieser unter dem Mordstahl fiel, erhob man Schamyl zum Führer, obwohl mehrere Jahre hindurch Pascha Hadschi ihm diese Stellung streitig machte. Nun begann unter Schamyls Leitung jenes gewaltige Ringen, das fünfundzwanzig Jahre hindurch die Kräfte Rußlands beschäftigte und Europa mit Staunen und Bewunderung füllte, ohne daß den muthig Streitenden eine helfende Hand geboten wurde — selbst von England nicht, dem doch diese Bergvölker als Vorhut seines indischen Reiches dienten!

Man hat Schamyl zu einem „romantischen Barbaren" machen wollen; diese Auffassung ist eine grundfalsche. Ein dichterischer Schimmer hat sich in den Zeiten seiner rastlosen Thätigkeit um seine Gestalt gewoben; aber ein Vorurtheil ist es, zu glauben, als sei in ihm die Kraft des Sohnes der Bergwildniß nicht von den Ansätzen menschlicherer Bildung gehindert gewesen. Nächst dem Feuereifer, der ihn zum unablässigen Widerstande gegen Rußland trieb, war die Vorliebe, mit der er jeden Augenblick der Ruhe erhaschte, um sich der Erforschung des arabischen Schriftenthums und der Weltweisheit hinzugeben, ein nennenswerther Zug.

Nachdem durch Schamyl's Bemühungen mancher Mann, dessen Kraft sich bisher in sinnlosen Anschlägen der Blutrache vergeudet hatte, für die Sache der Unabhängigkeit gewonnen war, richtete sich sein Augenmerk auf die Gründung geordneter innerer Zustände. Die bessere Eintheilung der Gebiete, über die er befahl, in Bezirke und Statthaltereien, die Abfassung eines Gesetzbuches, die Regelung der Steuern, die Einführung einer Postverwaltung und Aehnliches zeigten einen nicht zu verkennenden Fortschritt gegen frühere Zustände. Eine Annäherung an europäisches Wesen ging durch alle seine Einrichtungen. Sind doch auch die meisten Stämme des Kaukasus, bei aller Ursprünglichkeit und Eigenthümlichkeit, dem Geiste nach mehr Europa zugewendet, als dies von manchen Bevölkerungen Rußlands diesseits des Ural gesagt werden kann! Der grübelnde Geschichtsforscher mag diesen Zug auf den Einfluß zurückführen, den versprengte Kreuzfahrerschaaren auf die kaukasischen Völker übten. Er mag jenen tscherkessischen Stamm, der seit Geschlechtern sich durch eine selbst unter uns nicht erreichte Waffenschmiedekunst auszeichnet, von Europäern, von Deutschen, abstammen lassen. Er mag in dem Reiter-Charakter dieser Bergvölker — gewiß zwei anscheinend sich widersprechende Eigenschaften! — weitern Stoff zu solchen vergleichenden Forschungen finden. Ueber die Thatsache selbst, über den wesentlich europäischen Geist, der viele kaukasischen Völker gegenüber den von Rußland beherrschten Umwohnern kennzeichnet, kann kein Zweifel sein.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Der Pfälzer Novellist August Becker, geboren und erzogen am Fuße des Wasgau, von wo der Knabe „über den Weißenburger Gaisberg hin die Spitze des Straßburger Münsters in der Ferne erkennen konnte", hatte seit Jahren den Stoff zu einer Reihe elsässischer Romane gesammelt und beginnt nun, durch die Ereignisse von 1870 und 1871 angeregt, die Ausführung seines Planes mit einem ersten historischen Bilde aus dem Elsaß, wie es vor 400 Jahren war: „Das Thurmkätherlein" (Leipzig bei E. J. Günther), von dem freilich bis jetzt nur der erste Band vorliegt.

In Leipzig ist am 19. ds. in einem Alter von noch nicht ganz 63 Jahren der Historienmaler Prof. Gustav Jäger gestorben. Seine Darstellungen biblischer Stoffe, seine Fresken in einem der Nibelungensäle zu München, im Herderzimmer zu Weimar &c. fesseln durch kraftvolle Composition und durch klare harmonische Ausführung. Seit 1847 entfaltete Jäger in Leipzig, wo er geboren war, als Director der Akademie der bildenden Künste eine fleißige und segensreiche Wirksamkeit.

Der Monat April dieses Jahres ist außerordentlich reich an großen, schönen und zum Theile lange andauernden Nordlichtern. Außer einem prachtvollen Nordlichte am 14. April sind auch am 2., 9. und 15. mehr oder weniger glänzende Nordlichter-Erscheinungen gesehen worden. Auch am 16. und 17. bemerkte man eine ungewöhnliche Helle am nördlichen Himmel, die nur von einem Nordlicht herrühren konnte. Am 18. wurde dann in ganz Norddeutschland ein großes Nordlicht beobachtet. (In Speyer machte es sich noch durch Röthen der Wolken bemerkbar).

Königswinter, 19. April. Ferdinand Freiligrath geht, wie das „Siegb. Krsbl." hört, mit dem Gedanken um, demnächst unsere Stadt zu seinem Aufenthaltsort zu wählen, um den Rest seiner Tage in unserer romantischen Gegend zuzubringen.

Die „Schweiz. Militärzeitung" schreibt: Die Menschenverluste durch feindliche Waffenwirkung stellen sich bei der Belagerung von Straßburg folgendermaßen heraus: Die Deutschen verloren 127 Todte, 739 Verwundete und 16 Vermißte; zusammen 882. Die Franzosen verloren an Soldaten und Mobilgarden 700 Todte und 2500 Verwundete, an Civilpersonen 261 Todte und 1100 Verwundete; zusammen 4561. Also kostete die Belagerung von Straßburg circa 5443 Menschen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 50. Speyer, Donnerstag, den 27. April 1871.

* Verarmt durch reiche Erbschaft.

Der Wirklichkeit nacherzählt von Stillfried Pilgram.

(Fortsetzung.)

Auf alle Fälle sollte Mischel an den Onkel schreiben, sich rechtfertigen und gute Worte geben. Er fing denn auch ganz sachte an, wie erschrocken er gewesen sei, als er den Brief des lieben Onkels zuerst gelesen habe, und gar nicht recht gewußt habe, was der Onkel eigentlich meine; dann aber hub er an (war es ihm doch eine ausgemachte Sache, daß des Gratzer Onkels Quelle in der Bretzinger Obergasse sprudele) stark davon zu reden, er habe Neider, welche ihm sein Glück mißgönnten und scheel dazu sähen, daß die Leute lieber bei ihm arbeiten ließen; denn warum? die Leute wüßten, daß sie da gut und ehrlich besorgt würden und ihre Sache recht bekämen. Aber solche Hudelbuben und hergelaufenen Kerle, die nicht einmal ehrliche Bürgersöhne wären, wollten überall den Rahm vorweghaben — und damit fing unser Mischel an sich in einen solchen Zorn hineinzureden oder hineinzuschreiben, daß sein Brief ein Gesicht bekam accurat, als wolle er dem lieben Onkel einmal die Gröbsten herunterfangen und tüchtig die Leviten lesen. Welchen Eindruck dieser Brief bei seinem Empfänger hervorgebracht, habe ich nicht erfahren können, glaube aber kaum, daß sich Herr Mischel damit als geschickten Advocaten in eigener Sache ausgewiesen hat. Eine Antwort wurde vergeblich erwartet.

Einige Zeit hörte man nichts, weder Gutes noch Schlimmes, aus Gratz, bis eines Tages ein großes Schreiben auf dem Bürgermeisteramt einlief, worin von Gerichtswegen Sattler Michael Link aufgefordert wurde, sich persönlich oder durch einen Bevollmächtigten bei der Testamentseröffnung seines Großonkels einzufinden. Das Herz schlug unserm Mischel bange wie vor einer großen Entscheidung. Sollte er selbst gehen oder nicht? Es kam ihm ein wenig verdächtig vor, daß ihm die Tante kein Wort von dem Tode des Onkels geschrieben und doch, es konnte ja auch ein Brief verloren gegangen sein. Gern hätte er wieder mit seinem Vetter im Bären „Consilium gehalten", wie Herr Wetzler es zu nennen liebte. Aber der hatte vor einigen Wochen den dummen Streich gemacht, sich plötzlich hinzulegen und zu sterben. Abends war er noch gesund zu Bett gegangen; aber in der Nacht „wird's ihm auf einmal anders" und seine Leute haben kaum noch Zeit, den Doctor zu rufen, damit er zusieht, wie Herr Wetzler stirbt. Gerade jetzt hat man ihn so nöthig, klagte Mischels Mutter, und da stirbt er; man kann sich auf die Menschen doch gar nicht verlassen. Mit dem jungen Bärenwirth, seinem Sohn, war nicht viel Raths zu pflegen. Der hat keinen Kopf, lautete das allgemeine Urtheil der guten Bretzinger; sein Vater hatte im kleinen Finger mehr Grütze als er im ganzen Leib und zudem, er hat ja nicht einmal die Hosen an. Der junge Wetzler war ein schlichter, einfacher Mann, der still seinen Weg ging; er hatte zwar nicht das Pulver erfunden, was übrigens auch ganz unnöthig, sintemalen es schon vor geraumer Zeit durch Berthold Schwarz erfunden worden; aber er war doch auch nicht so dumm, als er aussah, und wußte ganz gut, wo Barthel den Most holt — er artet seiner Mutter nach, die war auch so Eine, pflegte wohl sein Vater in einer Art resignirter Verzweiflung zu erklären. Dabei hatte er eine treffliche Frau gewonnen, das Kind reicher und ehrlicher Leute. Er hatte zuvor lange gewählt oder vielmehr nicht gewählt, sich nicht um die Töchter des Landes bekümmert, so sehr sich diese um ihn bekümmerten und so viele Eltern ihm den rechten Weg zu seinem Glück zeigen wollten. Deßhalb spöttelte man über ihn, es werde ihm noch gehen wie dem Schantzenfritz drüben in Lommelbach, der eines Abends zum Pfarrer kam, um sich zum Aufgebot zu melden. „Ei, das ist ja recht, das Er auch einmal ernstlich Anstalt trifft, in den Ehestand zu treten; nun wer ist denn Seine Jungfer Braut?" „Ja, Herr Pfarrer," erwiderte der Schantzenfritz, „das überlasse ich Ihnen, mit wem Sie mich ausrufen wollen; Sie wissen besser als ich, was für ein Mädel zu mir paßt." So, witzelten die Bretzinger, werde es der junge Wetzler auch machen müssen. Aber sie irrten sich. Auf einmal stand eine Braut vor ihren verwunderten Augen, so schmuck und tüchtig, daß selbst die professionirte Bosheit und Spottsucht nichts mit ihr anzufangen wußte. Nur die Neidischen fanden ihre Rechnung bei der Wahl des jungen Mannes. Es wurde zwar allerlei erzählt, wie es dazu gekommen sei; aber Bestimmtes wußte Keiner. Die Sache war fertig geworden, ohne daß ein Jude ein Wort dazu gesagt hatte, was eigentlich gegen allen Brauch verstieß und

Manchem beinahe Beschwer machte, als könne kein Segen bei einer solchen Ehe sein. Die junge Oberländerin schickte sich ganz ordentlich in die Bretzinger Verhältnisse. Ihren alten Schwiegervater behandelte sie, wie's recht war, und ließ ihn im Hause schalten und den Herrn machen, worauf er so sehr viel hielt. Dabei hatte der alte Mann einen tüchtigen Respect vor ihr, der sich hauptsächlich dadurch kund gab, daß er möglichst wenig von ihr sprach. Sie war nicht auf den Mund gefallen, wie man sich in Bretzingen ausdrückte; im Gegentheil, sie hatte ein gutes Mundstück und wußte den Leuten tüchtig hinauszugeben, so daß sich allmählig die Volksstimme dahin aussprach, mit der jungen Bärenwirthin sei nicht gut Kirschen essen und es nehme sie nur Wunder, daß ihr Mann so gut mit ihr zurechtkomme; die habe ja Worte im Munde wie Spitzkugeln und dazu mache sie auf Einen ein paar Augen, als wäre sie Beisitzerin beim jüngsten Gericht. Nach dem Tode des alten Bärenwirths waltete ein ganz anderer Geist in dem Hause, ein Geist, der ehrenfeste Leute um so mehr anzog, je mehr derselbe die Tagediebe und Feuchtlappen abhielt.

Da war also wenig Rath zu holen, versteht sich nach Mischels Anschauung. Indeß ging er doch hinüber, vermuthlich der Gewohnheit halber, und klagte dem jungen Vetter seine Noth. Der Wirth sagte, in solchen Sachen kenne er sich nicht aus; man könne da leicht schief rathen; er halte es für das Sicherste, zu einem tüchtigen und ordentlichen Geschäftsmann in der nahen Bezirksstadt zu gehen und sich bei ihm Auskunft zu erholen; da sei ja der Eichenwalder, welcher solange beim Notar Mansdorf gearbeitet habe und dessen rechte Hand gewesen sei; er genieße den besten Ruf. Der Rath wäre gut, meinte unser Mischel; aber man kann heutzutage Niemand mehr recht trauen. „Ja wohl", sagte die Wirthin, die an ihrem Nähtische in der Fensternische saß, „das hat auch neulich der Kollerjörg gemeint; den haben die Gensdarmen als Landstreicher und Bettler aufgegriffen und vor den Polizeikommissär geführt. Er läugnete beharrlich und man konnte auch wirklich nichts bei ihm finden, was auf Bettelei geführt hätte. Wie ihm aber der Commissär freundlich zuredete und Milde versprach, sagte er, wenn der Herr Commissär die Herrn Gensdarmen hinausgehen lasse, wolle er ihm etwas sagen. Wie die Gensdarmen draußen waren, holte der Kollerjörg einen blanken Kronenthaler hervor; er hatte ihn im Futter seines Hutes versteckt, welchen die Gensdarmen nicht genau untersuchten, weil sie keine Zange bei der Hand hatten zum Anfassen. „Ich hatte mir gerade mein Verdienst umwechseln lassen", sagte der Jörg. Der Commissär frug ihn, warum er es denn nicht habe in Gegenwart der Gensdarmen zeigen wollen. „Ja, wissen Sie, Herr Commissär, man kann heutzutage Niemand mehr trauen." Mischel sagte ziemlich ärgerlich, die Frau Base könne ihn nicht recht leiden und er wisse doch nicht, wodurch er es bei ihr verdorben habe, trank seinen halben Schoppen aus und ging.

Er dachte, am besten werde es sein, er gehe selbst; an Ort und Stelle könne man schon sehen, was zu machen sei. So reiste er nach Gratz. Das Geld dazu gab wieder der alte Itzik. Die Frau Tante war diesmal lange nicht so freundlich, wie bei seinem früheren Besuche. Sie redete davon, wie ihr seliger Mann noch soviel Verdruß in seinen letzten Lebenszeiten gehabt und wie sie habe viel an ihm trösten und pflegen müssen; kein Mensch wisse, was sie ausgestanden, und es wäre dem alten Mann übel genug gegangen, wenn er nicht Jemand gehabt, der in Liebe und Treue zu ihm gesehen hätte. Mischel hatte ein ziemlich bestimmtes Gefühl bei diesen Darlegungen der in tiefes Schwarz gekleideten Frau mit dem weißen Taschentuch in der Hand; es war ihm wie es Einem bei den einleitenden Formalitäten zu Muthe ist, welche der Verkündigung seines Todesurtheils vorausgehen. Er sagte möglichst wenig darauf. Des andern Tages fand die gerichtliche Testamentseröffnung statt und — daß ich's kurz sage, die Tante war die Universalerbin; seinem Großneffen setzte der Testator ein Legat von 500 fl. aus, welches alsbald ausgezahlt werden sollte.

(Schluß folgt.)

---

* Erinnerungen aus der Cernirung von Paris.

(Von einem Betheiligten.)

Erst wenige Tage waren seit der denkwürdigen Mitternachtsstunde vergangen, in der plötzlich mit einem Schlage sämmtliche Kanonen verstummt, welche bereits wochenlang mit der größten Heftigkeit Tod und Verderben auf die Außenwerke, und selbst in das Innere der Stadt Paris geschleudert hatten, und was der furchtbarste Donner kaum mehr vermocht hatte: die eintretende Stille weckte die Schläfer um Paris aus dem tiefsten Schlaf und gab ihnen Gewißheit, daß etwas Großes und Wichtiges im Gange sei. — Wirklich erfolgte bald darauf die Uebergabe und unsrerseits die militärische Besetzung der Forts, und es war somit die eigentliche Belagerung der seit dem 19. September 1870 eng cernirten französischen Hauptstadt beendet. Wie leicht erklärlich, waren die nun in unsern Händen befindlichen französischen Befestigungswerke der Gegenstand des eifrigsten Besuches von Seiten unserer Offiziere und Soldaten. Wer an einem heitern Nachmittage in die Nähe der Forts Issy, Vanvres und Montrouge kam, konnte vor den geöffneten Thoren derselben eine ganze Menge von Fuhrwerken aller Art, von den eleganten Chaisen unserer Generale bis zu den hochräderigen französischen Marktwagen erblicken, auf denen aus näherer und weiterer Entfernung die vielen Besucher der nunmehr zugänglichen Forts herbeigeeilt waren. Dies war der Fall bei den meisten in der Ebene liegenden und von den deutschen Batterien beherrschten, nunmehr bezwungenen Außenwerken, die deßwegen hauptsächlich eifrig besichtigt wurden. — Eine schwierigere Aufgabe war es indeß, sich auch vertraut zu machen mit jener riesigen Befestigung auf dem Mont Valérien, der unsere

Soldaten, welche für Alles den richtigen Ausdruck bereit hielten, den witzigen Namen „Onkel Bummrian“ beigelegt hatten. Schon seine Lage auf der Westseite von Paris, die sehr weite Entfernung von unseren hauptsächlichsten Cantonirungsorten, und das Bedürfniß, zu seinem Besuche einen vollständigen Tag zur freien Verfügung zu haben, schreckte Manchen ab, der sonst gerne auch ihm einen Besuch abgestattet hätte, seinen Plan zu verwirklichen. —

Nur mit Mühe war es mir gelungen, einen vollen freien Tag zu erlangen; als ich des Morgens Bièvre verließ, hatte ich die entschiedenste Absicht, denselben vollständig auszunützen. Statt den directen und nächsten Weg nach dem Mont Valérien über Sèvres zu nehmen, war ich genöthigt, den ungleich weitern über Versailles einzuschlagen. Von hier aus führt eine ausgezeichnet angelegte und ungemein breite Straße zunächst nach Ville d'Avray. Rechts und links bieten dichte Waldungen dem Wanderer kühlenden Schatten, der nur an wenigen Stellen unterbrochen ist, wo entweder die Holznoth während des strengen Winters, oder das Bedürfniß unserer Batteriebauten, oder auch die unsinnige Zerstörungswuth der Herren Franzosen Lücken geschlagen hatten. Ville d'Avray ist ein ziemlich großer Ort, mit wunderschönen Villen und Landhäusern, aus denen jetzt bei dem prächtigen Wetter überall lustige Soldatengesichter herausschauten. Von hier geht eine Straße seitwärts ab nach Sèvres und Paris, ziemlich frequentirt von Parisern, denen es geglückt, auf wenige Stunden ihr großes Gefängniß verlassen zu dürfen. In gerader Richtung führt die Hauptstraße weiter nach St. Cloud, und dahin trug mich vor Allem mein Verlangen. Bald tritt man, vorüber an vereinzelten Landhäusern, in den herrlichen Park von St. Cloud ein, welcher sich in ziemlich großem Umkreis verbreitet. Gleich beim Eingange in denselben wurden meine Schritte gefesselt durch einen sonst zwar nicht ungewohnten, diesmal jedoch und in dieser Umgebung ergreifenden Anblick. Hier links im Walde, überschattet von den dunkeln immergrünen Tannen, deren Aeste sich fast bis zum Boden neigen, befinden sich zwanzig Gräber im Viereck geordnet, alle versehen mit schmucklosen, schwarzen Kreuzen und der einfachen Inschrift: „Gefallen im Nachtstraßenkampf von St. Cloud am 19. Januar 1871“. — In der Mitte dieser Grabstätten erhebt sich von weißem Marmor ein Grabmal, das preußische Offiziere einem dem gleichen Schicksal zum Opfer gefallenen Kameraden in Versailles haben fertigen lassen. Mögen sie sanft und ruhig schlafen, die Tapferen, die noch so kurz vor der Uebergabe der lange belagerten Stadt hier den Heldentod fanden, und nun im Parke des Schlosses ruhen, von dem aus Napoleon III. einst seine Kriegserklärung hatte ergehen lassen. Wandelt man weiter zwischen den Bäumen und kunstreich angelegten Alleen, so kommt man zu einigen verlassenen Barrikaden und kleineren Schanzen; ein hoher Eisenbahndamm läuft quer über die Straße, und der weite Raum in dem darin befindlichen Durchgange mag wohl als eine Art Kaserne benützt worden sein, denn beide Seiten sind bis auf enge Eingänge mit Brettern verschlagen. Durch ihn gelangt man nach einigen hundert Schritten zu den großen eisernen Thoren des Parkes, von da nach St. Cloud. Hier in der Nähe des Parkes, wo die Häuser und Villen vereinzelt standen, ist die Verwüstung noch keine so allgemeine und enorme, wie in den an der Seine liegenden Theilen; doch ist kein Haus unverschont geblieben, und für lange an ein Bewohnen derselben nicht zu denken. Mit jedem Schritte nimmt aber die Zerstörung zu, die Häuser werden immer ruinöser; fast Alle sind im Innern vollständig ausgebrannt, von den Granaten ganz oder theilweise zerrissen und zertrümmert; die Straßen weithin mit Schutt und Ruinen bedeckt; die in den Gärten stehenden Bäume und Zierpflanzen zerschmettert und theilweise verkohlt. Ein Haus bot einen eigenthümlichen Anblick dar, hier hatten die Granaten die ganze nach der Straße gerichtete Fronte weggefegt, so daß nun die Einsicht in sämmtliche Zimmer ermöglicht war. Betten, Möbel, Bilder und sonstige Utensilien zierten allenthalben die Zimmer wie ehedem, doch werden die zurückkehrenden Eigenthümer keine Lust haben, in diese selbst für den Sommer zu luftige Behausung einzuziehen. Weiter unten an der Seine sind ganze Häuserreihen vernichtet und nur einzelne Ruinen und traurige Ueberreste ragen aus dem Universalschutte hervor. Ich glaube nicht, daß eine solche Zerstörung, wie St. Cloud sie zeigt, irgendwo stattgefunden hat und selbst die unglückliche Steinstraße Straßburgs verschwindet vor diesem Jammerbilde. Durch prachtvolle Gartenanlagen, vorüber an reichen, in den manigfaltigsten Stylarten erbauten Villen, die leider selbst die ausgehängten Anzeigen „Englisches oder Russisches Eigenthum“, nicht vor Brand und Vernichtung schützen konnten, kommt man allmählig hin zu dem berühmten Palais imperial de St. Cloud.

Mit eigenthümlichem Interesse betritt der Deutsche die Stätte, welche in der Geschichte der letzten Zeiten oft eine so bedeutende und verhängnißvolle Rolle spielte, und von wo aus der mächtige Kaiser der Franzosen uns schnöderweise die ungerechte Kriegserklärung in's Gesicht schleuderte. Hier ist das erschütternde Bild der rächenden Nemesis; hier die beste Antwort der Gerechtigkeit und Wahrheit. In dem großen gepflasterten Schloßhofe, in dem in früheren Tagen ein so reges Leben war; auf der reizend angelegten Terrasse, vor der Paris im Sonnenglanze liegt; überall sieht heute das Auge nur ein Bild der Zerstörung. Auf den Seiten des Schlosses sind starke Batterien erbaut; die Trümmer des zerschossenen Mauerwerkes, die Stämme und Aeste der zerschmetterten Bäume haben gutes und reichliches Material dazu geboten. Das kaiserliche Schloß selbst, früher mit orientalischer Pracht eingerichtet, ist heute eine ausgebrannte Ruine; nicht ehrwürdig anzuschauen, wie unsere zerfallenen wettergrauen Burgen und alten Ritterschlösser, nein, eher furchtbar, schreckenerregend. Der ehemals so reizende Bau bietet heute dem Besucher ein trauriges Aussehen dar, die kunstvollen Bildwerke an der Fronte

des Mittel- und der beiden Seitengebäude sind größtentheils verstümmelt und unkenntlich; das große Glasdach über dem Hauptportal ist in Millionen von Scherben und Glassplitter verwandelt und nur die zerrissene und ganz zerbogene Fassung zeigt dessen ehemalige Existenz; das Innere der einzelnen Säle ist vollständig ausgebrannt und mit Schutt angefüllt, die Marmorsäulen und Fenstereinfassungen sind von der Gluth des Feuers geborsten und zersprungen; die mit prachtvollen Gemälden und Stuccatur-Arbeiten geschmückten Plafonds heruntergestürzt, so daß der blaue Himmel hereinschauen kann; eine Verbindung zwischen den einstmaligen Stockwerken und Sälen durch Treppen ist nicht mehr vorhanden, Alles zerstört und vernichtet. Das ist das Bild des heutigen St. Cloud; seine jetzige Situation ein Werk der französischen Granaten, der eigenen Nation. — Es war bereits Mittag, als ich mich von den kaiserlichen Ruinen trennte; ein einsamer Springbrunnen warf plätschernd seinen Wasserstrahl in die Höhe und belebte ein wenig die verödete Stätte, die unwillkürlich zum Ernste stimmte.

(Schluß folgt.)

Schamyl.

(Schluß.)

Wie versuchen, das Trauerspiel zu schildern, das sich ein Vierteljahrhundert hindurch unter Schamyl's Führerschaft zwischen dem Ringen nach innerer Gesetzesordnung und dem unablässigen Kampfe gegen den fremden Eindringling abspann? Sollen wir schildern, wie um denselben Fleck Erde hundert- und aber hundertmal mit wechselndem Glücke gestritten wurde; wie der Imam dem eigenen Volke Friede, Versöhnung, Duldung predigte, aber gegen den „Moskow Scheitan", den russischen Teufel, unablässig den Fluch schleuderte und zum Widerstande stachelte; wie er das Kind seines Herzens als Geisel gibt und gleichwohl wieder zum Schwerte greift; wie der Hunger die tapferen Stämme zerfleischt und der Besitz von einem Fußbreit fruchtbaren Bodens Ströme Blutes kostet, und wie das künstlich gesponnene stählerne Netz des Russen plötzlich von dem Berglöwen mit gewaltigem Sprunge durchbrochen wird? Heute in seinem Felsenneste belagert, von der Welt so abgeschnitten, daß sein Name zum Märchen wird, steht Schamyl morgen plötzlich dicht vor Tiflis — und die kaukasische Herrschaft Rußlands scheint mit Einem Male zu wanken gleich einem stolzen Baue, an dem sich ein Eckstein gesenkt. So verfließt Jahr um Jahr. Die moskowitische Woge bringt immer von Neuem an. Schamyl aber hat von dem Volke stets neue Opfer zu verlangen. Wohl werden diese Opfer jahrelang mit wilder Begeisterung gebracht: der Jüngling und Mann reihten sich unter die Racheschaaren, die keine Gnade geben und nehmen — der Greis wacht am heimischen Herde mit der Waffe in der geschwächten Hand — die Frau selbst wälzt den tödtenden Block von der Höhe herab, um den am Saume des Gebirges dahinschleichenden Feind in die Tiefe zu stürzen. Ja, gräßliche Opfer werden von Mutterherzen gebracht. Der Sturm auf seine Bergfesten treibt das gemarterte Volk zur Raserei; im wüsten Pulverdampfe sieht man Frauengestalten am Felsenrande dahinschweben, das eigene Kind in den Abgrund schmettern, lieber als es der Gefangenschaft zu übergeben, und sich mit gerungenen Händen ihm nachstürzen.... So schreitet „europäische" Bildung unter der russischen Fahne siegreich durch den Kaukasus vor!

Aber die menschliche Natur erträgt nicht auf immer diese Qualen. Die Stämme, die zunächst von dem moskowitischen Andrang leiden, die jahraus jahrein, am lichten Tag und in schwarzer Nacht, beständig auf der Wache stehen müssen, werden endlich müde. Vergebens ruft der Führer, um die Lässigen zur Abschüttelung des Fremdjoches zu ermahnen. Der Kreis der Kämpfer verengert sich immer mehr. Wieder vergehen lange Jahre des Kampfes mit wechselndem Glück; da leuchtet eine Hoffnung! Europas Mächte haben dem Czar den Fehdehandschuh hingeworfen. Doch nein! Die angebotene Hilfe der Tscherkessen lehnen die westlichen Mächte kalt ab; mit dem erprobten Führer der Lesghier und Tschetschenzen treten sie in keine Unterhandlung! Die Türkei, die auf Unterstützung der Bergvölker treibt, wird belehrt, daß keine Verminderung der russischen Gebietsmacht beabsichtigt sei! Die Folge ist, daß der Kaukasus während des Krimkrieges nicht zum Schauplatz der großen Entwicklungen wird, der er hätte werden können. Einer oder der andere kühne Zug der Lesghier deutet allein auf die Fortdauer der Unabhängigkeits-Bestrebungen. Nachdem der Friede zwischen Rußland und West-Europa geschlossen, beginnt die Petersburger Staatskunst, die soeben in ihren, von der europäischen Seite her angelegten Plänen auf Konstantinopel gestört worden war, mit verdoppelter Kraft in die asiatischen Vorwerke einzubringen. Ein Schamyl'sches Bollwerk nach dem anderen fällt. Unter seine eigenen Verwandten schleicht sich Feigheit und Selbstsucht. Der greise Held vertheidigt sich Schritt um Schritt, muß aber endlich, in seinem Bergschloß umzingelt, an die Felsenluke treten und vor den Bedingungen des feindlichen Heerführers sein Haupt beugen. Schon am folgenden Tage entführt ihn eine zahlreiche russische Begleitung aus den Alpenländern, die er mit seinem Ruhme erfüllt, in die moskowitischen Länder hinein, nach Petersburg hin, wo ihn die gaffende Menge neugierig anglotzt. Das war vor nun bald 12 Jahren.

Mit der Gefangennahme Schamyl's that Rußland einen gewaltigen Schritt für die Entwicklung weiterer Eroberungspläne. Es erlangte dadurch ungestörten Besitz der in's Innere Asiens führenden Heerstraßen. Es zwang die noch unruhigen Völkerschaften am Ufer des kaspischen Meeres zur Unterwerfung. Es schaffte sich an den Küsten des schwarzen Meeres freie Bahn, und als die Zeit einer europäischen Verwicklung gekommen war, zerriß es im Angesichte Europa's den Vertrag, der es im schwarzen Meere band. Mit seiner Uebersiedelung auf moskowitischen Boden wich von Schamyl der Zauber, der an ihm zu haften schien. Er ist jetzt still und ruhmlos ausgegangen; aber die Geschichte wird dereinst sagen, daß an seinem Sieg oder Fall eine große Wendung der Geschicke des Ostens hing.

Carl Blind.

Miscellen.

Lauenburg, in Pommern, 20. April. Heute Nachmittag wurden die Bewohner der danziger Vorstadt durch eine heftige Detonation erschreckt, zu gleicher Zeit erscholl Feuerlärm. Das auf dem israelitischen Begräbnißplatze stehende, von hiesigen Kaufleuten zur Niederlegung ihrer Pulvervorräthe benutzte sogenannte Leichenhaus war zum Theile in die Luft geflogen, während der stehen gebliebene Rest brannte. Durch die Löschmannschaften wurde man des Feuers bald Herr, und es gelang, die noch unversehrt gebliebenen Pulverfässer aus den brennenden Trümmern ohne Unfall herauszuschaffen. Die Explosion ist drei Realschüler herbeigeführt. Schon seit längerer Zeit war eine merkliche Abnahme der Pulvervorräthe wahrgenommen worden, und die drei jungen Leute waren die Diebe. Bei dem heutigen Besuche des Leichenhauses hatten sie brennende Cigarren mitgenommen, was Wunder also, wenn eine Explosion erfolgte. Die drei jungen Leute sind schrecklich zugerichtet. Am ganzen Leibe brennend, stürzten sie sich in den unweit der Unglücksstätte fließenden Lebastrom, aus welchem sie sodann mit genauer Noth herausgeholt und nach Hause transportirt wurden.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 51. Speyer, Samstag, den 29. April 1871.

* Verarmt durch reiche Erbschaft.

Der Wirklichkeit nacherzählt von Stillfried Pilgram.

(Schluß.)

Mischel ging aus dem Stadthause, wo die Eröffnung stattgefunden. Er hatte nie erzählt, wie er herausgekommen; denn er wußte es selbst nicht. Seit langer Zeit auf Derlei vorbereitet, hatte er doch kraft jener Hartnädigkeit, mit welcher die Menschen ihre Selbsttäuschungen festzuhalten lieben, die Gedanken an die Möglichkeit eines solchen Ausganges abgewiesen, so daß solche Gedanken nie über das Bereich der Ahnungen hinauskamen, welche wie eine beunruhigende und aufregende Wetterwolke über dem grünen Saatfeld seiner Hoffnungen hing. Es war kein Blitz aus heiterem Himmel; aber seine Wirkung war darum nicht weniger gründlich. Die bunteste Stimmung wechselte in seinem Innern: Zorn über den Onkel, der ihn getäuscht, über die Tante, die ihn betrogen, über sich selbst, der so einfältig gewesen, das Gefühl, daß er ein ruinirter Mann, der Stachel der Rachelust, welcher den Menschen dann am schärfsten angreift, wenn eine Stimme in ihm flüstert, daß das, was er als Unrecht empfindet, so ziemlich seine eigene Verschuldung sei. Nachdem er die Tante nur noch einmal gesehen, bei der Auszahlung der 500 fl., die er schon nehmen mußte, weil sein Geld nicht mehr ganz zur Heimreise langte, — zuvor hatte er einige Gänge zu Sachwaltern gethan, die ihn wenigstens belehrten, wie gut der Rath seines Vetters im Bären gewesen —, machte er sich wie betäubt auf den Heimweg. Als er heimkam, erzählte er nicht viel. Seine Mutter fuhr gewaltig los über den alten Sünder, der dem schlechten Frauenzimmer zu lieb sein Blut betrogen habe; aber er ging den Worten der Mutter aus dem Weg, ebenso wie den stillen Augen seiner Frau. Es kamen manchmal sehr trübe Gedanken über ihn, als solle er es machen, wie der Bürgermeister von Münchberg, der bei der letzten Wahl nicht wieder gewählt wurde und sich deßhalb einen neuen Strick kaufte. Als er aber einmal von solchen Gedanken etwas drüben im Bären verlauten ließ, kam er bei der Wirthin schön an. „Das wird gehen wie bei Küfer Langhäuser bei mir zu Hause; der trinkt viel und ißt gut und wenn's nicht reichen will, so fängt er mit seiner Frau Händel an und beklagt sich dann bei den Leuten über seinen Hausdrachen. Auf einmal kommt er zum Pfarrer und sagt ihm, er könne es bei dem Elend nicht länger aushalten; er wisse nicht, ob's ihm Gott oder der Teufel eingegeben habe, daß er in den Altrhein springen solle; wenn's aber geschehe, so wäre Niemand Schuld daran, als seine Frau; das wolle er dem Herrn Pfarrer zu wissen thun. Unser Pfarrer daheim macht wenig Worte; er sagte ganz ruhig, ohne seine Pfeife wegzustellen: „Da thätet ihr gar nicht übel dran, Küfer, wenn ihr ins Wasser ginget; Branntwein habt ihr genug im Leibe und ihr hättet dann vor eurer Frau Ruhe und eure Frau vor euch." Aber wie mein Langhäuser da wurde! Er fuhr aus dem Hause und schimpfte draußen auf den Pfaffen, der dafür bezahlt werde, daß er die Leute trösten solle und ihm solche Reden gebe; der sei wie sie alle und keiner sei einen Knopf werth. Item, er ist nicht in den Altrhein gegangen, lebt heute noch und soll sogar seitdem viel besser mit seiner Frau zurechtkommen, wie ich von meiner Mutter hörte, als sie neulich bei uns war. So wird's auch bei euch sein, nichts für ungut, Vetter Link". Der Vetter Link ging und zum erstenmal sagte er nichts auf die Rede der groben Base.

Aber fast wäre es dem armen Mischel nicht übel zu nehmen gewesen, wenn er auf's Selbstmorden gerathen wäre. Denn jetzt gingen für ihn Geschäfte an, bei denen er betheiligt war, wie der Hase bei einer pläsirlichen Jagdparthie. Man kann's rasch erzählen; ging es ja auch rasch genug bergab. Zuerst wollte der Jude Itzik einmal schauen, ob er bald zurückhaben könne sein Geld; sein Sohn wolle anfangen ein Geschäft in der Stadt und da brauche er es. Mischel konnte nicht bezahlen, außer er ging an seine Aecker. Aber wie erschrack er, als ihm Itzik die Rechnung stellte. Die war viel höher als Mischel im Kopf hatte. Wie so viele in ähnlicher Lage hatte er nie scharfe Rechnung gehalten, hatte Nebenposten im Sinn behalten, statt sie in seinem Hausbuch einzutragen und die unverschämten Bengel von kleinen Nebenposten sind oft, was die Plänkler bei einer Armee, welche hie und da mehr Schaden thun als ein ganzes Kuirassierregiment, das in geschlossener Reihe heranjagt. Er wollte nicht zugeben, daß er so viel schuldig sei und verbittert, wie er war, fing er gar noch einen Prozeß an

und nachdem er natürlich in erster Instanz verloren hatte, wollte er appelliren. Doch davon brachte ihn seine Frau zurück. Summa Summarum, wollte er den Itzik befriedigen und die andern kleinen „Geschäftsfreunde", die sich nun auch einstellten, wie die Aasgeier, wenn ein Vieh gefallen ist, so mußte er an seine Aecker gehen und versteigern lassen und behielt kaum so viel übrig, daß er sein Brod und seine Kartoffeln bauen konnte. Das war ein harter Schlag. Am härtesten traf es die alte Mutter. Sie konnte es nicht verwinden, daß ihr Sohn so heruntergekommen, und quälte sich mit dem Gedanken, wie der Sattler in der Obergasse, der ihrem Mann selig schon so aufsessig gewesen sei, in's Fäustchen lachen werde. Sie legte sich hin und starb.

* * *

Eigentlich ist jetzt meine Geschichte aus. Aber ich möchte doch den verehrten Lesern nicht den Tort anthun, gerade da abzubrechen. Ein solcher gemüthlich unbefriedigender Schluß thut wehe. Man hat dabei ein Gefühl, wie das in einer schönen Anecdote dem jungen Mozart zugeschriebene. Dieser junge Fürst im Reiche der glorreichen Königin Musika lag einstmals krank zu Bette. Im anstoßenden Zimmer spielte Jemand Klavier, brach aber auf einmal, mitten in einer Dissonanz, ab und ging hinaus. Das quälte den Kranken so, daß er des Unbehagens nicht Meister werden konnte und nicht eher Ruhe hatte, bis er trotz seiner Schwäche aufstand und das angefangene Stück zu Ende spielte. Ich will also in aller Kürze das Weitere berichten. Am wenigsten betrübt über den Ausgang war Frau Elisabeth. Nicht als ob es ihr gleichgültig gewesen oder leicht gefallen wäre, daß sie nun oft genug nach den Recepten des Herrn Schmalhans kochen und von Meister Knapp sich und den Ihrigen die Kleider mußte anmessen lassen. Aber sie hatte es lange kommen sehen, wenn sie sich's auch nicht so arg gedacht, und der Schlag weckte ihre volle Energie. Ohne dem Mann auch nur ein bitteres Wort zu geben, ohne sich hinzusetzen und des Tages drei Schürzen naß zu heulen ob dem Elend, das über sie hereingebrochen, oder des Mittags die gequellten (gesottenen) Kartoffeln auf den Tisch zu schütten mit dem stereotypen: Wir haben's auch 'mal besser gehabt, ging sie mit gewohnter Stille an ihr jetzt noch schwereres Tagewerk; ja man bemerkte an ihr bisweilen die Freundlichkeit und das aufgeheiterte Wesen ihrer Mädchenzeit, welches die letzten Jahre stark in Abgang gebracht hatten. Es gelang ihr, den Mann allmählig aus seiner Verstörtheit herauszuziehen und ihm, ohne viel an ihn hinzureden, wieder Muth zum Leben zu machen. Er fing an, ordentlich auf dem Geschäft mitzuarbeiten und da er nicht mehr wie früher mit den Gesellen aufbegehrte, auch wenn diese das Geschäft zweimal so gut verstanden als er — oder vielleicht gerade deßhalb —, zudem die Gesellen ihre Sache ordentlich erhielten, so bekam er tüchtige Helfer. Der Spott über die zu Wasser gewordene Erbschaft war natürlich Anfangs groß und Meister Spahn machte im goldenen Stern manchen guten Witz über seinen Collegen, der vom ganzen Geschäft sich am besten aufs Pech verstehe. Aber die Regenwasser fließen all' ab, während die Quellbrunnen bleiben. Es gab doch auch Leute, welche die Sache noch aus einem andern Gesichtspunkt ansahen und da sie dem Sattler nicht übel wollten, ließen sie auch wohl einmal etwas bei ihm arbeiten, was nicht gerade pressirte, und weil sie ordentlich besorgt wurden, gingen sie selbst und zogen auch andere in Zukunft zu Mischels Werkstätte und Meister Spahn fand zu seinem Verdruß, daß er nicht gerade besser gefahren sei bei seines Collegen Verlust. Elisabeth aber konnte jetzt viel freier schalten in der Haushaltung; Mischel war von seinem „Spruhtz" (wie man am Rhein jene bekannte Ueberwucherung des Stolzes nennt, welcher auch wohl Dünkel heißt) abgekommen und ließ sich viel mehr von ihr leiten; dazu redete die Schwiegermutter nichts mehr drein. So stellte sie denn ganz allmählig ihre Kinder auf die ihrem Stand angemessene Stufe. An der Bärenwirthin fand sie eine Freundin, welche sich täglich enger an sie anschloß. Die beiden Frauen schienen um so größeres Gefallen an einander zu finden, je größer die Verschiedenheit ihres Charakters war bei aller Tüchtigkeit im Kern ihres Wesens: die stille, fast zu stille und zurückhaltende Handwerkerfrau neben der, ohne alle Ueberhebung, selbstbewußten und selbstständigen reichen Wirthin. Letztere ließ es übrigens bei bloßen Worten oder, worauf sie sich so trefflich verstand, an passenden und gut erzählten Geschichten nicht bestehen; ihre Freundschaft war practischer Natur. In den Verlegenheiten der Familie Link, welche Elisabeth mehr gestand als offenbarte, war sie mit Rath und That zur Hand und veranlaßte ihren Mann, der mit ihr eines Sinnes war, als Bürge für den Sattler einzutreten bei Ersteigerung eines gut gelegenen Grundstückes, zu dessen Bezahlung noch kein Thaler bereit lag. Es war dies gerade ein Jahr nach des Onkels Tod. Es ging langsam aufwärts, jeder Tritt kostete Schweiß und die Füße thaten Frau Lisbeth oft weh und der Muth wollte unserm Mischel bisweilen ausgehen. Aber es ging aufwärts und als er zu seinem gut gelegenen Hause in einem Krämer den gewünschten Käufer fand, war schon die schwerste Noth überstanden. Er zog sich in ein kleines Haus der Nebengasse zurück und verwendete das übrige Kapital dazu, um wieder zu ordentlichem Grundbesitz zu kommen. Sie waren jetzt wohl nicht mehr so nahe Nachbarn mit Vetter Wetzler, um einander in die Fenster sehen zu können. Aber die stattliche Frau „Bärenbase" ruhte oft genug aus in dem netten Stübchen der Frau Lisbeth und freute sich, wie ihr Pathe, der kleine Konrad, des Sattlers Jüngster, zu einem prächtigen Jungen heranwuchs. Und ihre eigenen Kinder, Fritz und Grethchen, wußten keinen schönern Platz in der Welt als Hof und Werkstatt von Vetter Link. Da gab's treffliches Material zum Spielen und die Freundlichkeit des Vetters, wie die kunstfertige Hand der Gesellen verschaffte ihnen manche Freude und kleine Ueberraschung.

Der stattliche Park voll blühender Hoffnungen war verschwunden. An seiner Statt erhob sich ein bescheidener Hausgarten, in welchem aber doch Raum genug war für manches liebliche Veilchen und selbst für manche duftige Rosen.

---

* Erinnerungen aus der Cernirung von Paris.

(Von einem Betheiligten.)

(Schluß.)

Wenige Schritte unterhalb befindet sich eine breite Steinbrücke welche über die Seine führt, doch war dieselbe auf beiden Seiten durch Barrikaden verschlossen, und jeder Verkehr auf ihr untersagt. Längs der Seine, auf der nur einige Fischer ihrem Berufe nachgingen, spazierte alle hundert Schritte ein preußischer Posten hin und her, und verhinderte jeden Verkehr mit der besiegten Stadt. Auf der andern Seite des Flusses zieht sich das ziemlich holzarm gewordene Bois de Boulogne hin; kleine Befestigungen, die stellenweise angebracht sind, sollten wohl den Verkehr auf der Seine und der längs ihr hinlaufenden Straße überwachen. Nach einer guten halben Stunde gelangt man nach Surennes, das unmittelbar am Fuße des Mont Valérien bis hart an's Seineufer sich erstreckt. Die hier die Verbindung mit dem jenseitigen Ufer herstellende Kettenbrücke ist zerstört, und liegt, wie so viele andere ihres Geschlechtes, in der Tiefe der Seine. Allmählig aufsteigend führt der sehr breite und gut angelegte Weg zu der die ganze Umgebung beherrschenden Forteresse du Mont Valérien. Eine Abtheilung preußischer Soldaten zog soeben als Ablösung hinauf, und munterer Sang scholl mir aus ihren Reihen entgegen. Hoch oben flatterte die mächtige deutsche Reichsfahne, weithin sichtbar, lustig im Winde. Endlich war ich auf der Höhe angelangt, hatte mich durch die Thore und verschiedene vorgeschobene armirte Wälle hindurchgearbeitet, und befand mich im eigentlichen Hofraume dieses wirklich großartig angelegten Befestigungswerkes. Die großen Kasernen sind vollständig unversehrt, die verschiedenen Befestigungsgürtel ganz intact; nur was die Geschütze anbelangt, so ist eine Veränderung eingetreten. Die brauchbaren neuen Geschütze waren bereits entfernt, alle andern, welche vielleicht blos als Trophäen für uns einen Werth gehabt hätten, waren durch die Preußen zerstört. Man hatte an den Röhren derselben mittelst Nitroglycerin fußlange Stücke abgesprengt, und sie so zu jedem fernern artilleristischen Gebrauche untüchtig gemacht. Nur ein einziges Geschütz war unversehrt geblieben, ich meine die schon oft erwähnte Riesenkanone „La Valérie", nach der bekannten Krupp'schen unstreitig die größte.

Dieses monströse Geschütz, dessen Lauf, wie die Inschrift zeigt, 14249 Kilogramm, also mehr als 280 Centner wiegt, mag, wie mir damals ein preußischer Offizier sagte, allein die Ehre haben, nach Berlin zu wandern, um einen Hauptplatz bei den übrigen Trophäen einzunehmen. Ein Schienenweg, auf dem eine Anzahl starker niederer Wagen mit Hebemaschinen und dgl. versehen standen, verbindet die einzelnen Geschütze und Munitionsdepot's, und ermöglicht das rasche Bedienen und Besorgen der Kanonen. An Wasser ist oben kein Mangel, denn eine große Anzahl von Brunnen befindet sich auf den verschiedenen Seiten der großen Kasernen.

Vom Mont Valérien aus ist die Aussicht, oder vielmehr der Ueberblick über Paris und seine weitere Umgebung über alle Beschreibung erhaben; Paris, dieses kolossale Häusermeer mit seinen vielen Kuppeln und Thürmen, seinen Palästen und Prachtbauten, seinen Riesenstraßen und freien Plätzen, es liegt zu den Füßen des Beschauers, der von hier mit Muße dessen Ausdehnung und Gestaltung studiren kann. Die prachtvolle goldene Kuppel des Invalidendomes leuchtet und strahlt aus der Häusermasse hervor, wie eine mächtige Sonne; das berühmte Pantheon, erst kürzlich von einer preußischen Granate durchbohrt, ragt majestätisch empor, und in mächtigen Windungen und Krümmungen strömt durch und um das Ganze die Seine, jener Universalbrunnen der sonst so wasserarmen Weltstadt. Dunkel erhebt sich im Hintergrunde der Montmartre, auf dem einst der alte Marschall Vorwärts mit dem deutschen Heere hielt, um von da in dem besiegten Paris seinen Einzug zu halten. — Welcher Unterschied zwischen damals und heute; welche große Veränderungen in der äußeren und inneren Gestaltung der neuen befestigten Stadt und doch welches gleiche herrliche Schlußresultat — das besiegte Paris!

Ich konnte mich lange nicht losreißen von dem zauberischen Bilde; nur der Umstand, daß die Zeit vorgerückt, mein Weg noch sehr weit und meine Absicht, auch Sevres zu besuchen, noch nicht erfüllt war, hieß mich endlich aufbrechen und Valet zu sagen dem „alten Onkel Bummrian", hoffentlich auf Nimmerwiedersehen!

An dem kleinen ziemlich dicht belegten Kirchhof des Mont Valerien vorüber, wiederum der Seine entlang und durch die Straßen von St. Cloud, führte mich der Rückweg nach Sevres, das in der Geschichte der Belagerung auch berufen war, eine nicht unbedeutende Rolle zu spielen.

Hier befand sich die sogenannte „Friedensbrücke", der einzige Verkehrsweg auf dieser Seite für die Pariser; zwar war auch sie an einigen Pfeilern zerstört und gesprengt gewesen, doch hatte die Nothwendigkeit bald den Schaden ausgebessert und ihren Gebrauch ermöglicht. Noch während der Belagerung hatten unsere Soldaten hier sich einen Spaß gemacht, und einen ausgestopften Bären von kolossalen Dimensionen, den sie irgendwo aufgetrieben, mit Sense und Laterne ausgerüstet beim Brückeneingang postirt, zum großen Aerger der Franzosen, die ihm vom jenseitigen Ufer her eine bedeutende Anzahl blauer Bohnen auf den Pelz brannten, was jedoch Monsieur „Petz" nicht bewog, seinen Posten zu verlassen.

Heute bot die Brücke ein sehr belebtes Bild dar; eine große Anzahl Pariser von den vornehmsten Herren und Damen bis zu den verlumptesten Gassenjungen und Gamins belagerten diese einzige Passage. Alle wollten heraus, und doch sollte dieses Glück nur wenigen, mit Erlaubnißscheinen versehenen Personen zu Theil werden nach weisem Beschluß unserer Militärbehörden. Was da Alles unseren Posten präsentirt wurde! Salzscheine, alte Lotterieloose, Briefe und noch viel Anderes der Art sollte als Certificat dienen; und wenn der schlaue Posten lächelnd den Wisch zurückgab, was war das für ein Lärmen und Schreien über den unverschämten „Prussien"! Und war endlich eine Partie Auserwählter mit „ächten" Scheinen beisammen, so wurde der schmale Weg zwischen den beiden spanischen Reitern geräumt, und unter Escorte durften sie der ersehnten Freiheit zueilen. — Welch' heiteres Bild, welch' amüsanten Scenen! Tagelang hätte man zuschauen können, ohne müde zu werden. Ach wie gute und schöne Worte gab jenes bildhübsche Pariser Kind dem verhaßten Prussien, um ihn ohne Schein zum Durchlaß zu bewegen. Wie bat, wie schmeichelte, wie schmollte sie. — Wird es ihn nicht rühren, den sonst so galanten Mann? Wird er hart und unerbittlich bleiben, oder soll die Schönheit schließlich triumphiren? Ich sehe ihn immer noch wie er den schweren Kampf zwischen Mitleid und Pflicht kämpfend, endlich mit den Achseln zuckte und mit einem Gesichte, als wolle er sagen: „Mademoiselle, es ginge wohl, aber es geht leider nicht", einem minder empfindsamen Kameraden die grausame Discussion überläßt.

Hoch über Sevres, dieses selbst und die Vorstädte von Paris beherrschend, liegt die berühmte und gefürchtete „Kronprinzenschanze". Mit welcher Anstrengung und mit wie großer Schnelligkeit dieses Prachtwerk in's Leben gerufen wurde, ist schwer zu sagen, doch hat auch hier preußische Geschicklichkeit und Gründlichkeit alle Schwierigkeiten rasch überwunden und ein Meisterstück von Befestigungswerk geschaffen. In Sevres befinden sich bekanntlich auch die so berühmten kaiserlichen Porzellanfabriken, deren Inhalt an Kunstwerken, wie man weiß, auf Befehl des Kronprinzen von Preußen vor der Vernichtung gerettet wurde. Die massiv steinernen Gebäude sind dem Anschein nach ziemlich unversehrt, doch von Außen mit mächtigen Strebepfeilern gestützt und der Eintritt in's Innere der Räumlichkeiten auf speciellen Befehl des Kronprinzen für Jedermann strengstens untersagt. Sevres selbst ist fast ganz unverletzt und scheint somit die starke Schanze eher zu seinem Schutze, als zu seiner Vernichtung beigetragen zu haben.

Inzwischen war die fünfte Abendstunde herangekommen und von dem langen Marsche hatte sich ein nicht unbedeutender Durst bei mir eingestellt; wie fühlte ich gerade jetzt das Bedürfniß nach einem guten Glase heimischen Gerstensaftes und nun konnte höchstens der mir längst zum Ueberdruß gewordene französische Rothwein die lechzende Zunge erfrischen. Doch halt, da dämmerte in mir eine längst gewordene Nachricht wieder auf, es sollte hier Bier und zwar sehr gutes geben. Richtig, hier befand sich ja jene rühmlich bekannte Brasserie Reinert, die köstliche Brauerei, welche auf Befehl des Kronprinzen sogleich nach der engen Cernirung von Paris mit bayerischen Bräuern ausgestattet worden war, um den Soldaten ein lang entbehrtes, so willkommenes Labsal zu gewähren. Welche Bedeutung diese deutsche Brauerei in Sevres erlangte, wie viele tausend und aber tausend deutscher Krieger den genialen und practischen Gedanken ihres Schöpfers segneten, das zu beurtheilen ist nur dem möglich, der wie ich, das bunte Getreibe der Offiziere und Mannschaften in den weitläufigen Räumlichkeiten mit ansah und mit erlebte, dem wie ich, von mächtigem Durste gequält, unverhofft eine Quelle des köstlichsten Stoffes sich aufthat. Frisch gestärkt machte ich mich bei einbrechender Dunkelheit auf den noch ziemlich langen Heimweg, durch das Städtchen Meudon, vorüber an dem ausgebrannten und zerstörten Schlosse gleichen Namens, dessen Ruinen der Mond gespenstisch beleuchtete, nach dem hochliegenden Plateau de Villacoublay. Paris, das besiegte, lag im Lichterglanze vor mir, trotz Petroleum herrlich und großartig; ein gewaltiges, unermeßliches Feuermeer. Es war bereits 9 Uhr, als ich in Bievres wieder ankam und lange noch, trotz meiner Müdigkeit, beschäftigte das Gesehene und Erlebte meine Gedanken.

Miscellen.

Ueber den Erdrutsch zu Brienz (Schweiz) meldet man dem „Bund": Die Communication für Fuhrwerke ist auf längere Zeit unterbrochen. Eine Schmiede ist eingestürzt, mehrere Häuser sind arg beschädigt und theilweise weggerissen. Der Gesammtschaden ist ziemlich hoch und noch nicht genau ermittelt. Steinblöcke von 200 bis 400 Cubikfuß liegen in Masse auf, unter- und oberhalb der Straße. Man arbeitet auf das Kräftigste, um den Schutt wegzuräumen. Etwa 20 Familien haben schweren Schaden erlitten.

Charade.

Schrei nicht so, schrei nicht so
Meine Erste wieder,
Reißt die Gicht, zwickt die Gicht
Dich durch alle Glieder.

Blickt so hold, blickt so froh
Meine Zweite nieder,
Tönen ihrem sanften Licht
Der Poeten Lieder.

Schluck nicht so, schluck nicht so
Viel vom Ganzen nieder,
Wenn Du bist ein armer Wicht
In dem Kreis der Brüder.

Auflösung der Charade in Nr. 48.

(Todtengräber.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

// Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 52. Speyer, Dienstag, den 2. Mai 1871.

* Hedwig. *)

Ein Roman aus dem Wasgau von August Becker.

Einleitung.

In einer kleinen Gesellschaft, welche sich während des Winters von Zeit zu Zeit in einem sonst wenig besuchten, aber um so gemüthlicheren Lokale der Hauptstadt traf, kam die Rede dann und wann von den politischen und socialen Interessen des Tages ab auf weniger aufregende Stoffe, z. B. auf die landschaftlichen Schönheiten des Vaterlandes, auf Jagdabenteuer und dergleichen. Der Verfasser war dabei stets ein Vertheidiger der Reize unserer deutschen Mittelgebirge, die von den Bewunderern der Hochlandsnatur unserer großartigen Alpenwelt mißachtet werden wollten. Zu seiner Freude sah er sich darinnen von einem höchst achtungswerthen und liebenswürdigen Manne, einem höheren Offiziere unterstützt, der ein Freund und Kenner der Alpen war, und dessen Gerechtigkeit gegen die mißachteten Mittelgebirge deswegen um so höher angeschlagen werden mußte. Er war ein seltener, aber stets willkommener Gast, als tapferer und intelligenter Offizier geschätzt, und man erwartete von ihm, nachdem er sich seit einigen Jahren mit besonderem Eifer auf kriegswissenschaftliche Studien geworfen, bedeutende literarische Resultate.

Während eines angeregten Gesprächs über Jagdinteressen ließ nun eines Abends der Verfasser ein Wort über eine in seiner Heimath wohlbekannte, allerdings höchst abenteuerliche Jagd fallen, die sich nur mit der auf die Wandertauben in Nordamerika einigermaßen vergleichen läßt. Es war die Böhämmerjagd im pfälzischen Wasgau an der elsässischen Gränze gemeint. Die Meisten in der Gesellschaft hatten von Böhämmern noch nie gehört und waren bereit, über die Art und die Einzelheiten dieser Jagd als über ziemlich ungewohntes Jägerlatein zu lächeln. Nun aber betheuerte der Offizier, welcher bisher geschwiegen hatte, daß er bestätigen könne, was gesagt worden, da er selbst während seiner Garnisonszeit in der Pfalz als junger Lieutenant einer solchen Böhämmerjagd beigewohnt habe. Man bat ihn zu erzählen, und sein Bericht erregte die Theilnahme seiner Zuhörer in hohem Grade.

Dem Herausgeber der nachfolgenden Geschichte schien es, daß sich an die Jagdabenteuer des Erzählers noch Manches Andere anknüpfen müsse, von dem nur oberflächlich die Rede war. Er fand in späteren Unterredungen mit dem Offizier über die pfälzischen Gebirgslandschaften der Haardt und der Vogesen, daß in ihnen die Herzensgeschichte des freundlichen gebildeten Mannes gespielt haben müsse. Und diese wurde ihm auch zuletzt mitgetheilt in mündlichem Bericht und durch Notizen aus den Tagebüchern des Offiziers, dessen Umgang rasch warme Theilnahme für die einnehmende und gewinnende Persönlichkeit des wackern Mannes einflößte. Die nachfolgende Erzählung ist mit der nothwendigen Veränderung von Familiennamen am besten ihm selbst in den Mund gelegt. Was der erste Theil zuviel bei historischen Reminiscenzen und landschaftlichen Skizzen verweilt, möge dem warmen Interesse des Erzählers an dem Lande, wo ihm die Liebe seines Lebens erblühte, zu Gute gerechnet werden. Im Verlaufe der Mittheilungen wird sich auch derjenige Leser entschädigt finden, der solche beiläufige Notizen nur als Ballast einer Erzählung gelten läßt.

Erstes Buch.

Die Geschichte von den Böhämmern.

Erstes Capitel.

Lieutenantsschmerzen.

Wenn wir jedesmal den Wendepunkt in unserm Leben, sobald er an uns herantritt, zu erkennen vermöchten, würden wir möglicher Weise vorsichtiger, wahrscheinlich aber nicht weiser handeln, als uns die Unbewußtheit in der Bedeutung des Augenblicks handeln läßt. Jede Voraussicht würde ohnehin unserm Leben einen Reiz nehmen, der ihm gerade aus der steten Spannung ahnungsvoller Ungewißheit, wie aus der mannichfachen Verschlingung und Entwicklung unsers Schicksals entspringt. Bei einem Rückblicke auf unser vergangenes Leben ist es freilich nicht schwer, jenen Wendepunkt zu entdecken, an den sich die späteren Erlebnisse als logische Kettenglieder anschließen. Und dann ist es uns eine seltsame Wahrnehmung, wie oft

*) Der Nachdruck ist untersagt.

die süße Frucht, die uns der Augenblick kosten hieß, ein Keim des Unheils und langer Schmerzen, wie oft die Bitterkeit der Stunde uns eine Quelle des Heils geworden.

Nun war ich als junger Lieutenant mit meinem Schicksale nie zerfallener, als da mir eines Tages die Versetzung vom Regimente in eine entlegene Garnisonsstadt angekündigt ward. Ich hätte die Sterne vom Himmel fluchen mögen und war wild wie Achill in seinem Schmerze, wenn meine Raserei auch nicht so erhaben war, um einen Homer begeistern zu können. Helm und Portepee weit von mir schleudernd, warf ich mich selbst auf's Sopha, um der Wuth über mein trauriges Geschick vollen Lauf zu lassen. Mein Fourierschütz, der arme Bursch', den das Rasseln des stürzenden Säbels in's Zimmer lockte, wird des Tages gedenken, an welchem ich am Ersten Besten zu erproben Lust hatte, was ich meinem intriguanten Oberlieutenant zu thun gedachte, da ich geschworen, diesem bei nächster Gelegenheit die rothe Mopsnase entzwei zu hauen.

Damals hatte man das Empfehlenswerthe häufigen Garnisonswechsels noch nicht erkannt. Wir Offiziere der Regimenter, welche die Besatzung der lebenslustigen Landeshauptstadt bildeten, ließen uns nicht im Traume einfallen, daß wir eines Morgens in einem der traurigen Garnisonsnester der Provinz — und für uns verwöhnte Söhne des Mars gab es außerhalb nur traurige Nester — aufwachen könnten. Und jetzt traf dieses Unglück gerade mich, den Ahnungslosen, der die Freuden der Hauptstadt so dankbar genoß und sich schmeicheln durfte, einer der Cotillonfürsten, einer der erklärten Lieblinge im Ball- und Gesellschaftssaale zu sein. Und warum zürnte mir das Schicksal so sehr? Weil ich mich mit meinem Oberlieutenant (er war königlicher Kammerherr, Neffe des alten verdienten General v. X. und obendrein noch Pathe Sr. Excellenz des Herrn Kriegsministers selbst) nicht vertragen konnte. Warum aber konnte ich mich mit ihm nicht vertragen? Weil er meinen stolzen Lieutenantswuchs der eignen gedrückten Oberlieutenantsfigur aller Orten im Wege stehen sah, wo es außermilitärisches Avancement galt. — O, ich hätte ihn jetzt dreifach spießen und langsam an dem Feuer braten können, das knisternd im Zimmerofen flackerte.

Wie leicht hatte ich mich in das Leben der Landeshauptstadt gefunden, wie schön mich auf die Lieutenantswirthschaft eingerichtet! Die Zeit zwischen Wach- und Fensterparaden theilen, in den Straßen flaniren, die Nachmittagsstunden unter den Bäumen des Hofgartens bei Gefrorenem, Kaffee und Importirten verdämmern, den vorüberwandelnden Schönen unter die leichten Sommerhütchen blinzeln, und dann einem angebeteten Gesichtchen auf anständige Distance durch die heimlichen Laubgänge des Parks, an den rauschenden Wassern bis nach Tivoli oder Brunnthal nachschlendern, um für den Abend ein holdes Gegenüber zu haben, wenn man sich richtig zu setzen weiß: ach, das Alles verstand ich wie Einer, und die schöne Jahreszeit zerfloß in lauter Annehmlichkeiten. Und nun gar der Winter mit seinen tausend Lieutenantsfreuden, den großen Maskenbällen, Redouten, Offizierspicknicks und Hausbällen, sammt den hunderten von liebenswürdigen Intriguen und amüsanten Abenteuern! Welche Gelegenheiten, daneben seinen Kunstsinn zu bethätigen: im Odeon wie ein Apoll an eine Marmorsäule gelehnt, um bei dem Horntrio der A-Dur-Symphonie im Angesichte so vieler Schönen schwärmerisch an den gemalten Plafond zu blicken, — oder im Stehparket des Theaters seine Liebe zur Kunst und zu den Künstlerinnen, den holden leichten Geschöpfen hinter'm Lampenlicht, durch enthusiastisches Säbelrasseln zu äußern! — Ach! ein schönes Lieutenantsleben, wenn man Geld hat, was bei mir nicht der Fall war, oder Credit hat, was wunderbarer Weise der Fall war und auch durch reichliche Benützung dankbar anerkannt ward.

Zu Allem dem kam noch das Besondere, daß meine Cousine Eugenie seit dem Tage, wo sie zum ersten Male im Ballsaale erschienen, als die Strahlendste der Schönen anerkannt war, wodurch der Glanz meiner eigenen Stellung im Gesellschaftsleben der Hauptstadt nicht wenig erhöht wurde. Ich war stolz auf diese Verwandtschaft und ihretwegen beneidet von meinen Kameraden. Schon als heranreifender Institutsbackfisch wußte sie den recognoscirenden Lieutenants jeden Gruß mit wahrhaft imponirend gnädigem Nicken des prächtigen Lockenkopfs zu erwidern, wenn sie, ihre Freundinnen überragend, trotz der zierlichen Schulmappe einer Prinzessin gleich am Paradeplatze vorüberkam. So oft ich aber während des letzten Winters im Ballsaale mit ihr in's Glied trat, stimmte selbst der Neid mit in die bewundernden Worte ein: „Ein schönes Paar!" so daß meine Mama vor Seligkeit den Mund nicht mehr zusammenbrachte und mit glänzenden Mutteraugen uns folgte, wenn wir wie junge Götter tanzend dahinflogen.

Mein Vater dagegen hatte etwas weniger Sinn für die Glorie seines Sprößlings. Er nannte mich etwas ironisch seinen theuern Sohn. Und wenn ihm eine mit Töchtern gesegnete Dame oder ein jovialer Nachbar am Weintisch Complimente über die Vortrefflichkeit des Herrn Sohnes machte, so pflegte er mit bittersüßem Lächeln zu entgegnen:

„Ja, der Junge gefiele mir selbst, wenn er nicht mein wäre!"

Der gute Papa fand es nämlich durchaus nicht so leicht und angenehm, meine Schulden zu zahlen, als ich, sie zu machen. Es war schlimm, daß wir hierin so verschiedener Ansicht waren, dennoch störte es das Verhältniß zwischen Vater und Sohn nicht wesentlich. Und meine Mutter fühlte sich für die verursachten Sorgen hinlänglich durch die Erfolge meiner Rolle im Gesellschaftsleben entschädigt; sie tröstete sich noch außerdem mit der Zuversicht, daß mir, sobald ich nur einmal ernstlich den Finger darnach ausrecken wolle, die glänzendsten Parthien zufallen würden. Cousine Eugenie durfte nur noch einige Jahre älter und ich Oberlieutenant geworden sein, so lag kein Hinderniß zwischen einer Verbindung des beliebten Herrn Sohnes und der schönen Verwandten, deren

Reiz durch den Charakter einer reichen Erbin noch ungemein erhöht wurde. Ich selbst sah diesen Verlauf der Dinge als so natürlich an, daß ich mir nicht einmal die Mühe gab, ernstlich daran zu denken.

(Fortsetzung folgt.)

O Friedrich Magnus Schwerd.

Die Wissenschaft und die Menschheit ist um eine schöne Zierde ärmer geworden. Am Nachmittage des 22. April d. Js. verschied zu Speyer, im 80. Jahre stehend, Dr. Friedrich Magnus Schwerd.

Geboren den 8. März 1792 zu Osthofen, bei Worms, lebte er seit 1813 in Speyer, seit 1816 als Professor der Mathematik und Physik des dortigen Lyceums, an dem er bis zu seinem Ende thätig blieb.

Wer den einfach gekleideten Mann mit dem gebleichten Haare, mit der hohen Stirne und dem blauen geistfunkelnden Auge, ungebeugten Schrittes durch die Straßen von Speyer, oder hinaus in's Grüne, bis zu den einsamen Pfaden der das Rheinthal begrenzenden Gebirge wandeln sah, war unwillkürlich von Ehrfurcht beschlichen, denn des Mannes Gestalt in der schlichten Hülle umstrahlte die Glorie des Genius. Den unbekannten Frager aber erfüllte die zugeflüsterte Auskunft: Das ist Prof. Schwerd von Speyer! mit innerer Befriedigung, weil der Frager nun wußte, was er ahnte, daß ein bedeutender, ein berühmter Mann vor ihm stehe. Kam der Frager mit dem Manne aber erst in's Gespräch, — und das geschah leicht, denn Prof. Schwerd band mit Jedermann, bekannt oder unbekannt, offen und zutraulich an — dann sah er bald, daß da mit dem gewöhnlichen, zwischen Ja und Nein schwankenden Conversationston nicht auszukommen war, sondern daß Stand gehalten und bündige Auskunft gegeben werden mußte, mochte sich das Gespräch auch um die einfachsten Dinge bewegen. Es war wie ein Turnierkampf, in den man sich plötzlich verwickelt sah, auf jede Blöße, die man gab, stürmte der Gegner mit unerbittlichem Ausfall. Wie ein Kreuzritter gegen die Ungläubigen auszog, so war Schwerd ein unablässiger kampfgerüsteter Streiter im Dienste der Wahrheit gegen diese Welt voll falschen Scheins und Schimmers.

Und doch war er dieser Welt nicht gram und nicht abhold. Niemand wie er, kannte und liebte so ihre Lichtseite und die Fülle ihres Reichthums. Das kam von jener Wärme, mit der ihn seine Wissenschaft erfüllte, von jenen hohen Anforderungen, die er an sich selbst stellte, von dem gestählten Pflichtgefühle, das ihn durchdrang, von der Harmonie mit der Natur, die er durch Forschung sich befreundet gemacht hatte, die Sonnen am Firmamente, wie das Gräschen am Wege und den Wurm im Staube. Das kam von jener Willenskraft, von jenem Freiheitsgefühl, das er in sich trug, und das nie, so dankbaren Herzens er die Freundschaft des Gönners wie des Niedersten im Volke aufnahm, um eitlen Lohn vor den Mächtigen der Erde sich beugte, nie, weder der höfischen noch der democratischen Servilität verfiel. War er von dem Bewußtsein seiner Leistungen durchdrungen, so durfte er es sein und aussprechen. Es war aber nicht Selbstlob, sondern ein für sich selbst Eintreten, ein Zeugniß für die Wahrheit. Ueberhebend war er nie; er kannte wie die Ausdehnung, so auch die Grenzen seiner Wissenschaft, und wenn Jemand eine Wetterprophezeihung von ihm wünschte, so war er mit einer kalten oder ärgerlichen Erwiderung bei der Hand, wie er über den Bauer im Felde ärgerlich war, der auf Befragen immer Unzufriedenheit mit dem Wetter äußerte. Fremd war ihm die vornehme Geringschätzung, in welche die Beschränktheit sich zu hüllen beliebt. Abweisend war er nur gegen das Gemeine, das an ihn heranzutreten sich scheute, hart, unerbittlich hart war er nur gegen die Lüge. Fremd war ihm jeder unruhige Ehrgeiz, er hangte und bangte nie nach dem Glücke, nach dem großen Loose, das nicht eintrifft. In der Wiederholung der täglichen Erscheinungen, im Sonnen-Aufgang und Untergang, im wohlthätigen Wechsel von Schlaf und Wachen, beim einfachen Mahl oder auf dem Spaziergange fand er sich glücklich, und durfte es zu bleiben gewiß sein. Daher auch jene Heiterkeit des Gemüths, jene Kindlichkeit der Anschauung, die so wohlthätig auf die Umgebung wirkte.

Seine religiösen Anschauungen beruhten auf inniger Verehrung eines persönlichen Gottes als des Schöpfers von Himmel und Erde; zur Erkenntniß Gottes hielt er kein Menschenwerk für zureichend, sondern er sagte, daß Gott nur in seinen eigenen Werken erkannt werden könne. Doch gerieth er in den meisten hierhergehörigen Fragen auf eine Bahn, die ihn mit den herrschenden Einrichtungen manchmal in heftigen Kampf brachte, den er mit seiner gewohnten Hartnäckigkeit durchfocht. So wollte er den Unterricht der Kinder auf die unumstößlichen Wahrheiten der Geometrie, und auf die Erfahrungswissenschaften aufgebaut wissen. Das waren nun Ansichten, die ihn mit den als Fundament aller höheren Bildung geltenden humanistischen Studien in Conflict brachten, den er mit den Theologen und Philologen auszufechten hatte. Während diese von ihrem Terrain Nichts aufgeben wollten, hielt Schwerd nach seinen Plänen eine Schule für möglich und ausführbar, in der Alles zu lehren sei, was die Bildungskräfte des Menschen stärke, und was für das Leben nutzbringend sei. Sein Appell an den Staat, der für die Schule zu sorgen habe, weil ihm die Mittel gegeben wurden, war nicht glücklicher. Er fand in den Juristen nur die Unterstützer der Philologen und Theologen.

Nie machte Schwerd ein Hehl daraus, den Drang des deutschen Volkes nach staatlicher Einheit, Macht und Sicherheit für einen berechtigten und das Recht, Ein Volk zu sein, für unverjährt und unveräußerlich zu erkennen. Die Lebhaftigkeit und Energie, mit welcher er auch zu ungünstiger Zeit seiner Ueberzeugung Ausdruck gab, bereitete ihm auch bittere Erfahrungen, die den unbeugsamen Mann wohl eine

Zeit lang in sich kehren, aber nicht entmuthigen und lähmen konnten. Wie alle starken, von dem Werthe ihrer auf das Gemeinbeste gerichteten Plane durchdrungenen Geister hatte er eine despotische Ader in sich, er gab seine Plane, zu kämpfen und zu bessern, nicht auf. Und auch ihm lächelte im Umschwung der Zeit die Sonne menschlicher Gunst, und es wurden ihm mannigfache Ehrenbezeugungen zu Theil, die den Geber nicht weniger ehrten.

So lebte Schwerd ein langes Leben der Lehre und der Arbeit. Mathematik, Physik, Optik, Mechanik, Astronomie, die ganze Natur war der Kreis seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, und durch seine Schriften drang sein Ruf zu manchem fremden Gelehrten früher als zur nahen Umgebung. Lehrhaft war er für Alle, die sich ihm näherten, weil er in kunstloser Weise ohne rhetorisches Beiwerk Jedem, der Verständniß zeigte, die Natur und deren Gesetze vermittelte. Wer ihn aber in seiner Sternwarte oder in seiner mechanischen Werkstätte beobachtete, aus welchen in weite Fernen gesendete Photometer hervorgingen, die Frucht seiner Studien am Lebensabende, der mußte ergriffen werden von dem Segen, den rastlose Arbeit in sich selbst trägt.

Wie Schwerd gewünscht hatte, so starb er. Kräftig bis zum Ende blieb der Geist, nur der müde Körper, kaum von der Arbeit erhoben, versagte den Dienst. Leise nahte sich der Tod und löste mit sanftem Kusse die Seele. Er verschied in den Armen einer treuen Tochter. Seine Frau, eine geborene Wilhelmine Butenschön, war ihm nach langer glücklicher Ehe schon im Jahre 1846 vorausgegangen. Von seinen Kindern, 2 Töchtern und 6 Söhnen, konnten nicht alle an das Todtenbett des Vaters eilen. Er hatte sie frühe auf sich selbst gestellt und zu gleicher Arbeit und zu gleicher Unabhängigkeit erzogen. Als das trauernde Speyer an seinem Grabe stand, da tönte das schmetternde Lied einer Nachtigall in die würdige Rede des Geistlichen. Es wäre die süßeste Musik für den Verschiedenen gewesen. Werkstatt und Sternwarte stehen nun verödet. Wenige wird Speyer zählen, die in freiem Schaffenstriebe mit dem Grauen des Tages klopfen und hämmern, kaum Jemand, der wie er, zu jeder Stunde der Nacht dem gestirnten Himmel seine Geheimnisse ablauschte.

Eine berufenere Feder wird wohl die Verdienste des Verstorbenen als Mann der Wissenschaft schildern. Er zählt warme Freunde unter den Gelehrten seiner Zeit, und manchen trefflichen Schüler, der ihm Dank und Ehre bringt. Der dies schrieb, dürfte sich mehr Freund des Menschen als des Gelehrten nennen; aber es gilt ja als ein Zeichen hoher Geister, daß der Mensch über dem Berufe stehe, und so sind diese Zeilen nur ein schwaches Zeichen der Liebe und Verehrung für einen vorzüglichen Menschen, der nicht mehr ist, und für die Seinigen, in denen er fortlebt.

Miscellen.

Breslau. Durch die Brust geschossen, lag in einem Lazarethe vor Paris ein Grenadier vom 10. Inf.-Reg. Mehrere Rippen waren zerschmettert, die Leber verletzt, das Brustbein durchbohrt. Bang hing das matte Auge des Tapferen an den Lippen des Arztes; der zuckt stumm die Achseln — sein Auge sagt nur zu deutlich: Du bist verloren! „Eine Bitte, Herr Oberstabsarzt, — wollen Sie mir dieselbe gewähren?" „Was wünschen Sie?" „Bitte, schreiben Sie nicht in die Verlustliste: Schwer verwundet! Schreiben Sie: Leicht verwundet! Wie würden meine guten Eltern sich bekümmern, wenn sie diese Schreckensworte lesen. Bin ich todt, dann mögen sie erfahren, daß ich nicht mehr leide. Warum soll ich ihren Kummer mehren, da mir ihre Liebe doch keine Hülfe bringen kann." Der Wunsch des Schwerverwundeten wurde erfüllt und in der Verlustliste erschien folgende Meldung: Schles. 10. Gren.-Reg. Patrouillengang am 15. Nov. 1870. Grenadier G. S. Tscheschenheide, Kreis Guhrau. L. v., Schuß durch die rechte Brust. — Leicht verwundet — Schuß durch die rechte Brust! Ob die bekümmerten Eltern diese Widersprüche erkannt? — Wider Erwarten genas der tapfere Krieger, obwohl er furchtbar litt. Doch in allen seinen Briefen, die er in die Heimath senden ließ, stand das Wort: Ich habe keine Schmerzen. Geschmückt mit dem Eisernen Kreuze ward er hierher ins Kloster der barmherzigen Brüder gebracht, wo er seiner völligen Heilung entgegensieht. Was ziert den jungen Krieger mehr, das Ehrenkreuz — oder jenes schlichte Wort: „Ich habe keine Schmerzen!"?

Ein deutscher Gottesacker wurde in Toul am 9. April eingeweiht, auf welchem die während der Belagerung von Toul Gefallenen, sowie die als Opfer für das deutsche Vaterland in den dortigen Lazarethen an ihren Wunden und Krankheiten verstorbenen deutschen Krieger ihre Ruhestätte fanden. Die Stätte wird für alle Zeiten deutsches Eigenthum bleiben, ist in Quadratform erbaut und mit festen soliden Mauern umgeben. An der Innenseite derselben sind die aus Eichenholz gefertigten Kreuze der dort ruhenden 78 Krieger, von denen die Mehrzahl aus Mecklenburgern und Norddeutschen, sowie aus 10 Bayern besteht, mit Namen, Heimath und Abtheilung, in der sie gedient, versehen, an allen vier Seiten angebracht. In der Mitte des in überraschend kurzer Zeit schön planirten und das Bild eines reizenden Blumengartens darstellenden geheiligten Ruheortes befindet sich ein steinernes, würdiges Denkmal mit aufgesetztem Kreuze.

Florenz, 25. April. Mit großer Betrübniß haben alle italienischen Kunstfreunde die Nachricht vernommen, daß ihr Vaterland wiederum um ein zwar kleines, aber höchst werthvolles Kunstwerk ärmer geworden ist. Es ist dies die sogenannte Madonna del Libro, ein kleines Oelgemälde auf Holz von Rafael, die Gottesmutter mit dem in einem Buche blätternden Kinde darstellend, welches von der Kaiserin von Rußland angekauft ist. Das reizende Bild befand sich im Besitze des Grafen Constabile in Perugia. Da der gegenwärtige Besitzer dasselbe zu veräußern wünschte, so hatte der Gemeinderath von Perugia sein Möglichstes gethan, um der Stadt das Kunstwerk zu erhalten. Die Mittel der Gemeinde reichten indeß nicht aus, um die Ansprüche des Besitzers zu befriedigen, und als vor einigen Tagen ein russischer Händler mit wohlgefülltem Säckel in Perugia erschien und der Graf ein Ultimatum an den Municipalrath richtete, in welchem er seine Forderung für das Bild nebst der kleinen Gallerie, in welchem dasselbe figurirte, auf 400,000 Lire ansetzte, mußte der Gemeinderath vor einer solchen Forderung das Gewehr strecken. Die zur Hülfe angerufene Regierung konnte nicht mehr als 170,000 Lire anbieten. Jetzt ist der Graf um 330,000 Lire reicher und Italien um eine unersetzliche Perle der Kunst ärmer.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 53. Speyer, Donnerstag, den 4. Mai 1871.

* So denke.

Wenn nun die Helden wiederkehren
Und bittrer Schmerz dein Herz verzehrt,
Weil du den Theuren mußt entbehren,
Der ferne ruht in fremder Erd':
So denk', daß unsichtbar zugegen
Er bei dem großen Siegeszug,
Froh ob dem reichen Erntesegen,
Den uns die blut'ge Saat ertrug.

Wenn mit des Vaterlandes Frieden
Dein früh'rer Friede kommt nicht mehr,
Weil du für immer bist geschieden
Von Dem, den du geliebt so sehr:
So denk', daß er im Frieden weilet,
Den nichts mehr stört, im Vaterland,
Wo jeder Schmerz der Liebe heilet
Und nichts mehr löst ihr heil'ges Band.

Ob manch' Warum dich niederdrücke,
Manch dunkles Räthsel dieser Welt,
Und dich bei dem erneuten Glücke
So Vieler, tiefrer Gram befällt:
So denke, daß des Ew'gen Walten
Niemals erforscht des Menschen Geist,
Und daß nur stilles Händefalten
Uns ziemt vor dem, der Vater heißt.

Meinst Du, dein Leben gleich' dem Winter,
Der schon vor'm Nah'n des Frühlings floh,
So denke, dennoch kommt dahinter
Ein Lenz, der macht die Seele froh.
Denn wie der Winter muß entweichen
Vor Ostern — so des Grames Nacht
Vor'm Osterlag, dem freudenreichen,
Den uns der Sieg des Herrn gebracht.

Und seufzest du: ach, Niemand schmückdet
Des Theuren Grab, wer kennt es auch?
So denk', es ist doch nicht entrücket
Der Frühlingssonn', dem Maienhauch,
Es grüßt ob jedem Grab und Leide
Der Heiland: Friede sei mit euch!
O großes Fest des Siegs, der Freude
In seinem ew'gen Friedensreich!

Ch. Böhmer.

---

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

So war mir das Leben dahingeflossen. Und als jetzt der Winter mit seinen Aussichten wieder vor der Thüre stand, hatte ich den festen Vorsatz, zu den an der Seite Eugeniens errungenen Lorbeern im Laufe des Carnevals neue hinzuzufügen.

Arglos war ich nun an jenem Vormittag wie gewöhnlich gegangen, um dem Appell beizuwohnen. Die Offiziere, welche während des Verlesens musternde Blicke auf die Mannschaft zu werfen pflegen, ob nicht ein Knopf losgerissen, ein Rostfleck irgendwo sitze, welcher das Staatswohl gefährdet, standen heute im Kreise um meinen Oberlieutenant herum, der aus einem fliegenden Blatte etwas vorlas, was viele Theilnahme zu erregen schien. Da ich näher gekommen war, sahen mich meine Kameraden so seltsam an, daß es mir auffiel; mein Oberlieutenant aber wandte sich nach mir um, streckte seine rothe dicke Nase in die Luft, strich sich über die Borsten seines Schnurrbarts und sprach mit einem lauernden Seitenblicke:

„Gratulire, Herr Lieutenant v. Waldenburg!"

Erstaunt sah ich ihn an. Ich erkannte in dem noch nassen Druckpapier, welches er in der Hand hielt, das Militärverordnungsblatt, welches die Beförderungen, Versetzungen und Entlassungen in der Armee zu bringen pflegt. Aber ich hatte für jetzt an kein Avancement zu denken, und in dem Tone, mit welchem mein Oberlieutenant sprach, lag zu viel Befriedigung, als daß ich nicht innerlich erschrecken mußte, wenn ich auch äußerlich, so gut es gehen wollte, meine Fassung behauptete.

„Gratulire," fuhr er fort und der Hohn in seiner Stimme ließ sich nicht weiter verkennen. „Ihrem Wunsche ist endlich von oben herunter Erfüllung geworden."

„Ich verstehe nicht," erwiderte ich kurz und fragend.

„Nicht? Nun, Sie sind Ihres Oberlieutenants los und in's 6. Regiment — vacant Herzog Wilhelm — nach Landau versetzt, was Ihnen sicherlich Freude macht. Bundesfestung, schöne Gegend, propres Regiment! Scharlachrothe Aufschläge, wie das Leibregiment, wenn auch ohne die Silberlitzen, was zu bedauern ist. Zweifeln Sie noch, Herr Lieutenant? Lesen Sie selbst Ihr Glück!"

Ein Blick in das verhängnißvolle Blatt genügte, um zu bestätigen, was ich aus des Oberlieutenants Mund vernommen. Allerdings hatte ich oft genug gewünscht, ihn los zu werden, was ihm kein Ge-

heimniß geblieben, aber nimmermehr hatte ich die Erfüllung meines Wunsches mit einer Versetzung vom Regimente erwartet. Eine kurze Weile stand ich wie aus heiter'm Himmel angewettert. Dann aber, die bedauernden Blicke meiner übrigen Kameraden nicht erwidernd, legte ich die Hand an den Helm, machte Kehrtum und ging hinweg, ohne meinem Feinde durch ein Wort zu verrathen, wie schwer mich der unversehens beigebrachte Schlag getroffen.

Daheim angekommen, ließ ich aber, wie erwähnt, meiner Wuth und Verzweiflung freien Lauf, so daß sich mein Fourirschütz vor dem rasenden Roland aus dem Zimmer zurückzog, da er nicht anders glaubte, als ich sei plötzlich toll geworden. Und wäre das ein Wunder gewesen? Mein ganzer Lieutenantshimmel war mit einem Male eingestürzt. Fort sollte ich aus all' den Freuden des hauptstädtischen Lebens, gerade jetzt bei Beginn des Winters, fort in eine enge langweilige Festung, welche die entlegenste Grenze des Landes, die von Niemand bedroht war, hütete! O, ich konnte das über mich hereingebrochene Unglück nicht fassen, mich nie darein finden!

Von dem Spektakel hereingelockt, trat meine Mutter in's Zimmer. Sie hatte kaum die Veranlassung meines Gebahrens vernommen, als ihre Erregtheit die meinige wo möglich noch überstieg. Laut jammerte sie über die haarsträubende Ungerechtigkeit, deren Opfer ihr Sohn geworden; aber das brauche man nicht zu dulden, meinte sie. Und als darüber mein Vater heimkam, muthete sie ihm zu, stante pede zum Kriegsminister zu laufen, um die Sache rückgängig zu machen, oder sie selbst werde es thun. Ja bis zum Könige müsse man vordringen, um ihren Sohn von dem drohenden Unglücke zu retten.

Mein Vater erwiderte bei diesen Vorschlägen ruhig, daß er nicht daran denke und daß auch sie das bleiben lassen werde, wofür er den Titel eines gefühllosen Tyrannen empfing, der kein Herz für sein armes Kind habe. Aber auch das rührte ihn nicht, so daß das arme Kind, ich nämlich, auf den Gedanken gerieth: meine Versetzung in eine kleine Stadt komme ihm gar nicht so unangenehm, weil sich seine Kasse dabei besser befand, als bei meinem Verweilen in den kostspieligen Winterfreuden der Hauptstadt. Er wollte mein Elend durchaus nicht erkennen und meinte, sein theurer Junge sei ja gegen den väterlichen Wunsch in die militärische Laufbahn eingetreten, müsse sich in den Gang der Dinge fügen und es schade ihm gar nichts, einmal hinaus in andere Verhältnisse zu kommen und den Festungsdienst zu erlernen. Dann fügte er hinzu, daß ein Feldzug mich ja auch aus dem militärischen Schlaraffenleben triebe, was mir zu der Erklärung Gelegenheit gab, daß ich freudig den Strapazen eines Feldzuges entgegen ginge, um mit lorbeerbeladener Stirne und kugeldurchwühlter Brust, aber sonst heil und wohl, zurückzukehren. Jedoch nichts verfing, und mein Pathos prallte gleich meinem Jammer an dem Felsenherzen meines Vaters ab.

Da faßte ich den heroischen Entschluß, — nämlich, nichts weiter gegen mein hartes Geschick zu thun, aber augenblicklich mich zu einer Audienz beim Kriegsminister zu melden, um dort Worte zu sprechen, wie man sie kaum je gehört. Ich wollte nicht schweigend dulden und wenigstens „mein Maul gebrauchen", wie ich mich in meiner Aufregung ausdrückte. Damit stülpte ich mir wieder den Helm auf und hob den Ordonnanzsäbel vom Boden, um ihn umzuschnallen und meinen Vorsatz augenblicklich auszuführen, wobei mich mein Vater gewähren ließ und nur die Zuversicht aussprach, daß man oben nicht ermangeln werde, seinem theuern Jungen den Kopf zu waschen und zurecht zu setzen.

Kühn wie zum Sturme auf eine Batterie eilte ich davon, so daß mein Schwert drohend auf der Treppe und dem Straßentrottoir klirrte. Mein Marsch richtete sich geradezu gegen das Kriegsministerium, das mich kennen lernen sollte. Ich wollte einmal den Herren oben meine Meinung sagen, ich wollte wissen, warum man mich verfolge. Aber der Anblick des Gebäudes übte schon von fern eine seltsam abkühlende Wirkung auf mich, so daß ich beschloß, mich doch auf das vorzubereiten, was ich sagen wollte, und das konnte ich in den Arcaden des Hofgartens wandelnd ungehindert thun. Als ich nun unter den Bögen gerade um eine Ecke trat, führte mir der Zufall die schönste Gelegenheit zu, meine Bemerkungen an erster Stelle anzubringen. Ein ältlicher kurzer Mann in Generalsuniform kam nämlich langsam daher. Er war meiner schon ansichtig geworden, ehe ich rechts in den Hofgarten abschwenken konnte, wozu ich eine bedeutende Lust verspürte, da all' meine Kühnheit bei dem unerwarteten Anblick des Herrn Kriegsministers wie Butter in der Sonne zerfloß.

Meine Person war der alten Excellenz nicht unbekannt, und schon befahl eine Bewegung der Hand dem überraschten Lieutenant an ihre Seite zu treten. Mein Herz klopfte, als der Alte sein frostiges Gesicht forschend zu mir erhob und sagte:

„Haben uns dieser Tage mit Ihnen beschäftigt. Der Festungsdienst wird Ihnen gut thun. Meinen Sie nicht auch?"

„Zu Befehl, Excellenz," antwortete ich etwas stockend. Ich hatte ein Aber auf der Zunge.

„Aber?" fuhr er fort. „Ein Aber muß ja immer dabei sein. Lassen Sie es einmal los."

„Excellenz wollen erlauben, ich wünsche —"

„Zu wünschen haben Sie volle Freiheit, Herr Lieutenant", unterbrach mich der Alte. „Sie können wünschen, so viel Ihnen beliebt, — das sei Ihnen unverwehrt, da nichts an Ihren Wünschen, wohl aber an unserer Approbation gelegen sein kann. Gut für Sie, wenn Sie Ihre Wünsche in Einklang damit zu setzen wissen, und Sie brauchen mir nicht erst zu sagen, daß Sie Unrecht zu leiden glauben. Ihre Wünsche und mein Wille oder meine Pflicht, Herr Lieutenant, sind zwei sehr verschiedene Dinge. Ich weiß genau, was Sie sagen wollen, — es würde Sie aber fördern, Ihr Wünschen und Thun nach unserm Gutbefinden zu regeln und nicht lange in den Tag hinein

zu schwatzen. Meinen Sie nicht, daß Sie in Landau jetzt besser am Platze sind, als hier?"

„Excellenz kennen meine Meinung zum Voraus am Besten selbst," antwortete ich mit frostiger Verbeugung.

„Genau so. Das ist mir nichts Neues, Herr Lieutenant v. Waldenburg, und Sie brauchen sich über diese Wahrheit nicht im Stillen zu ärgern", sprach der Alte, indem er mir gerade ins Antlitz sah. Er war dafür bekannt, daß er eben so höflich gegen sich selbst, als das Gegentheil gegen Andere sein konnte, und ich erfuhr dies jetzt wieder, als er in seiner Rede fortfuhr: „Der König bezahlt seine Lieutenants nicht, damit sie puppenmäßig auf den Parquetboden vor den Unterröcken herumtänzeln und vor der Welt den großen Herrn spielen. Ist doch, verdamm' mich Gott, wahr, was sie mir jüngst im Ständehaus gesagt: man brauche bei uns nichts, um Lieutenant zu werden, als nichts zu lernen! Aber man wird anfangen, dreinzufahren!"

Mich plagte der Teufel zu erwidern:

„Excellenz waren wohl nie Lieutenant?"

Auffahrend warf er mir einen erstaunten Blick zu. Dann meinte er hämisch:

„Allerdings so keiner, wie Sie jetzt sind, die in's Zeug hineinschwadroniren, ohne zu überlegen was. Ich hätte mir's nicht rathen wollen, Reden zu führen, wie zum Exempel Sie, mein bester Herr v. Waldenburg."

Das war mir denn doch zu stark und ich sagte geradezu:

„Niemand, der weniger geschult ist als ein Ceremonienmeister wird behaupten wollen, daß mir Gelegenheit zu Complimenten gegeben ist."

„Herrrr — Leichnam!" kam es jetzt schnaubend und von einem funkelnden Blick begleitet unter dem kriegsministeriellen Schnurrbart hervor. Da war ich gut angekommen, was ich schon an dem Titel merken konnte, den uns armen Unter-Lieutenants der alte Herr im Zorne zu geben beliebte. „Herrrr Leichnam", fuhr die Excellenz fort, „treten Sie ab und melden Sie sich innerhalb fünf Tagen bei Ihrem Regiment."

Damit wandte er sich rasch ab und ließ mich, die Hand am Helm, wie angedonnert stehen. Innerhalb fünf Tagen! Ich hatte keine Zeit mehr übrig und kam mit dieser Kunde zu meiner Mutter zurück. Hier will ich gleich hinzufügen, daß meine gute Mama, wahrscheinlich durch die Argumente meines Vaters überführt, sich in mein Schicksal mit dem Gedanken zu fügen begann, daß eine längere Abwesenheit Eugeniens Neigung zu mir, die seither den rechten Grad noch nicht erreicht hatte, nur erwärmen könne. Wenn das reizende Mädchen, dessen Schätze einen wohlthätigen Schimmer auf den etwas gesunkenen Glanz unserer alten Familie werfen mußten, seither ihren Cousin mehr nur wie einen galanten Bruder anzusehen gewohnt war, so erhielt sie jetzt Ursache, sich nach ihm zu sehnen, ihn zurückzuwünschen, was nothwendig ihre Liebe erwecken mußte. (Forts. f.)

Von Orleans nach Orleans.

Von Hermann Vogel.

XII.

Vorwärts.

Es war bald zehn Uhr, als ich, abgespannt von all dem Schrecklichen von Bazoches les Hautes nach Janville zurückkehrte. Die zum Hauptquartier gehörenden Wagen hatten den ganzen Tag angeschirrt gestanden, um Abends wieder in die alten Stallungen gezogen zu werden. Um 8 Uhr war auch der Stab vom Schlachtfeld heimgekommen. Die Herren vom Hauptquartier sprachen heute mit Achtung von den Franzosen. „Sie machen uns doch zu schaffen!" lautete ihr Urtheil, das trotz aller Reserve genug sagte, wenn man der Reden gedachte, welche noch vor vierzehn Tagen in diesem Kreise geführt wurden.

Es bedurfte für mich längerer Zeit, um meine erstarrten Glieder einigermaßen aufthauen zu lassen. Trotz der späten Stunde und trotz aller Strapazen durfte ich noch nicht an Ruhe denken. Nachdem ich mich durch starken Kaffee etwas aufgefrischt hatte, ging ich, eingedenk der Correspondentenpflicht, daran, die Ereignisse des heutigen Tages zu skizziren. Nach 2 Uhr erst suchte ich meine Matratze auf; es dauerte lange, bevor ich einschlief. Immer mußte ich des Elends gedenken, von dem ich heute wieder Zeuge gewesen war; mich fror trotz der vielen Decken, unter denen ich lag; war mir's doch immer, als hörte ich das Zähneklappern, das Wimmern und Aechzen der unglücklichen Opfer. Auch als ich endlich eingeschlummert war, wollten die Jammerlaute nicht verstummen. Im Traume erneuten sich alle Schrecken des Tages.

Noch dämmerte es kaum, als ich von meinem Lager empor sprang. Auf der Straße war es schon lebendig — ich stieg hinunter. Vor dem Hause hielten fünf französische Karren; auf jedem ruhten spärlich mit Stroh und Mänteln zugedeckt, drei, vier Verwundete. Die Armen hatten zuerst mehrere Stunden auf dem Schlachtfelde gelegen, dann waren sie auf den Verbandplatz gebracht, wo sie, nachdem ihren Wunden endlich der erste Verband angelegt worden, wieder stundenlang auf Weiterbeförderung gewartet hatten. Endlich waren sie auf die Karren geladen worden, auf denen sie nach einer dreistündigen Fahrt über holprigte Straßen vor einer halben Stunde in Janville angekommen waren, wo sie jetzt mit Schmerzen und in Schmerzen der weiteren Verfügung über sie harrten. Vielen war während der Fahrt der Verband aufgegangen und die Wunden bluteten auf's Neue. Sie bedurften zwar keiner Eisaufschläge — das aus den Wunden triefende Blut erstarrte schnell genug zu Eis — aber sie sehnten sich doch, und wahrlich mit Recht, endlich nach Ruhe und mehr als Einer ächzte: „Warum hat mich die Kugel nicht gleich getödtet?" Es dauerte noch eine halbe Stunde bis die Erlaubniß zum „Abladen" kam. „Hier bleiben! Abladen! Unterbringen, wo Platz ist!" lautete die Ordre.

Ein Trupp Gefangener ward vorübergeführt.

Die Meisten waren fröhlich und guter Dinge, nur ein paar junge Burschen blickten finster drein. Sie wurden in die Kirche gebracht, wo ihrer schon mehrere hundert Gefährten warteten. Hamburger und Bremer hatten die Wache — es war gestern das erste Mal gewesen, daß die Hanseaten eine größere Schlacht mitgeschlagen. Sie hatten sich wacker gehalten und dennoch gaben fast Alle, mit denen ich sprach, der Hoffnung Ausdruck, daß diese ihre erste Schlacht auch die letzte gewesen sein möchte. Schon rüstete sich draußen Alles zum neuen Angriff. Wenn die Loire-Armee gestern auch nichts weniger als siegreich gewesen, war sie doch keineswegs vernichtet. Zwar die Gefahr, daß unsere Reihen durchbrochen würden, war vorüber. Aurelles de Paladine war entschieden in die Defensive gedrängt. Er erwartete den Angriff der Deutschen, der denn auch auf der ganzen Linie erfolgte. Die Armee des Prinzen Friedrich Karl, die gestern nicht im Feuer gewesen, ging heute ebenfalls mit vor.

Ich war schon um 9 Uhr früh in Bazoches les Hautes, von wo ich mich links nach Poupry wandte, die Felder aufzusuchen, wo gestern das Blut der Zweiundzwanziger geflossen. Wir kamen mit unserem Wagen nur langsam vor. Leere Proviantkolonnen, welche vom Schlachtfeld zurückkehrten, fuhren an uns vorbei. Es folgten zahlreiche Ambulancen, auf welchen Opfer des gestrigen Tages ruhten. Viele Leichtverwundete humpelten zu Fuß einher — Deutsche und Franzosen gingen friedlich neben einander. Ein groteskes Bild bot der Transport einer erbeuteten Batterie. Die Bedienungsmannschaft sammt den Fuhrleuten befand sich noch bei den Kanonen; die Pferde waren alle in gutem Zustande. Die Uhlanen, welche die Batterie durch einen kühnen Angriff genommen, ritten ruhig nebenher, den Gefangenen den Transport der Geschütze überlassend.

Diesem Schlachtbild heiterer Art folgten bald genug Bilder des Jammers und des Schreckens. Wir passirten mehrere kleine Dörfer, in deren Lehmhütten die Proletarier der Beauce wohnten. Der Krieg macht keinen Unterschied zwischen Reich und Arm, er schwingt seine Geißel über Alle. Er verheert die elenden Herbergen der Armuth, wie die glänzenden Wohnsitze des Reichthums. Schrecklich war die Verwüstung in Poupry. Zu beiden Seiten der Straßen thürmten sich im buchstäblichen Sinne des Wortes Leichenhügel auf; es waren die Franzosen, welche in der Vertheidigung des Dorfes gefallen. Hütten und Häuser waren wie überall auf unserem Wege theils niedergebrannt, theils durch Kugeln zerstört. In den vom Nordost durchwehten Trümmerhaufen ächzten schwer verwundete Soldaten dem Tode entgegen. Frauen, Greise und Kinder kauerten im Freien an der Erde und wärmten sich an den rauchenden Ruinen, den letzten traurigen Resten ihrer Habe. Hinter dem Dorf begegneten wir neuem Elend. Ein Leichenfeld dehnten sich die gesegneten Aecker vor uns aus. Unsere Kanonen hatten gestern eine furchtbare Ernte unter den Franzosen gehalten. Zu Hunderten lagen ihre Todten wie in Reihen gemäht da. Die gefallenen Deutschen waren schon meistens bestattet. Auf einem großen Hügel war bereits ein Kreuz aufgepflanzt. „Hier ruhen 10 deutsche Soldaten vom 83. und 14 vom 95. Regiment, gefallen am 2. December 1870" lautete die Inschrift. Bald genug wird das Kreuz entfernt werden, der Pflug wird hinweggehen über die Gebeine der Gefallenen und Niemand wird mehr die Stätte kennen, wo die deutschen Jünglinge fern von ihrer Heimath zur letzten Ruhe gebettet wurden.

Hundert Schritte von dem Grabhügel lagerte die hanseatische Brigade. Ein paar bekannte Offiziere baten uns, ihnen Briefe für die nächste Feldpost mitzunehmen. Gern erklärten wir uns dazu bereit. Kaum aber hatten wir die Briefe zu uns gesteckt, als von allen Seiten dieselbe Bitte an uns gestellt wurde. Tausend junge Leute und mehr baten uns, Beförderer ihres Liebesgrußes in die Heimath zu sein. Unser Wagen ward förmlich umlagert; es machte uns Freude, jedem gefällig zu sein; wir fürchteten nur, daß wir nicht im Stande sein würden, die Briefschaften, die bald nach tausenden zählten, gehörig zusammenzuhalten. Glücklicherweise fiel mein Blick auf einige am Wege liegende französische Tornister; ich ließ mir dieselben reichen und füllte sie mit den uns anvertrauten Correspondenzen. Mein englischer Reisegefährte war halb erstaunt, halb erfreut über die Anhänglichkeit, welche die deutschen Soldaten gegen ihre Familien bewiesen. „Sonderbar", meinte er, „so gute Söhne und doch so gute Soldaten!" „Gerade weil sie gute Söhne sind", erwiderte ich, „sind sie auch gute Soldaten".

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Aus der gedruckten Partitur des „Kaisermarsches" von Richard Wagner geht hervor, daß der Schlußeffect desselben durch einen Huldigungsgesang erhöht werden soll, in welchen jedesmal alle bei der Aufführung anwesenden Zuhörer einzustimmen hätten, denen zu diesem Zwecke geschulte, unter sie vertheilte Sänger zu Kern- und Stützpunkten dienen würden. Der Text des Huldigungsgesanges lautet:

Heil, Heil dem Kaiser! König Wilhelm!
Aller Deutschen Hort und Freiheitswehr!
Höchste der Kronen,
Wie ziert Dein Haupt sie hehr!
Ruhmreich gewonnen,
Soll Frieden Dir lohnen!
Der neu ergrünenden Eiche gleich,
Erstand durch Dich das deutsche Reich!
Heil seinen Ahnen,
Seinen Fahnen,
Die Dich führten, die wir trugen,
Als mit Dir wir Frankreich schlugen!
Feind zum Trutz,
Freund zum Schutz!
Allem deutschen Volk das deutsche Reich
Zu Heil und Nutz.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 54. Speyer, Samstag, den 6. Mai 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von August Becker.

(Fortsetzung.)

Da weiter nichts übrig blieb, ward rasch meine Abreise vorbereitet, und ich fuhr an einem trüben regnerischen Novembertage in der Stadt umher, um die nothwendigsten Abschiedsbesuche zu machen. Das Wetter harmonirte trefflich mit meiner Stimmung. Rauschend floß das kalte Regenwasser von den Dachtraufen und Gossen, als trauere und weine die Hauptstadt ihrem treuen Sohne nach, der trübe aus dem Fiaker auf die Menschen und Häuser der Straßen blickte, aus deren Mitte er scheiden mußte.

Schon senkte sich düster der Abend herab, als ich meinen Kutscher an den Arcaden halten ließ, um aussteigend zum Letztenmale bei Tambosi einzugehen, wo einige Freunde meiner zum Abschiedstrunke warteten. Da ward nun unter uns stark räsonnirt und dem unschuldig Verfolgten mancher Trostspruch gespendet, der meinem gereizten Gemüthe jedoch nichts half. Auch was ich da von meinem Bestimmungsorte vernahm, war nicht geeignet, meine gedrückte Seele zu erheben.

„Ich kenne das Nest," sagte einer der Beisitzenden. „Ringsum hohe Wälle, daß einem der Athem beschwert wird, im Winter von Abends fünf Uhr bis Morgens halb acht von aller Welt abgeschlossen, vorn und hinten je ein Thor, und so eng, daß, wenn der Nasenmajor, wie er heißt, zum deutschen Thor hereindringt, die Spitze seiner Nase schon wieder durch das französische Thor drohend hinausreicht — gegen die Grenze der Rothhosen."

„Na, na," fiel ein Anderer ein, „so arg ist's denn doch nicht. Die Stadt hat doch immerhin einen Flächenraum mindestens so groß, als unsere Türkenkaserne mit ihrem Hofe. Und das Leben darin ist erträglich, der Wein gut, das Essen sogar fein, die Mädchen reizend, nur nicht recht für zweierlei Tuch empfänglich."

Ich konnte nur seufzen, als nun die Frage auftrat, was die Stadt noch sonst für Genüsse biete.

„Nun," war die Antwort, „im Winter hie und da eine Truppe Meerschweinchen, die zu sehen zuweilen ganz amüsant ist. Außerdem geben die Lehrer manchmal mit ihren Sonntagsschülern Concerte, und wer um einen Grund sich unwohl zu melden verlegen ist, kann sich da um geringes Geld Ohrenreißen holen. Allerdings ist man im Winter zumeist auf das kameradschaftliche Zusammenleben angewiesen, man hat auch Zeit zum Studiren, — im Sommer aber fliegt man bei jeder freien Stunde aus den Thoren, denn die Gegend ist wirklich schön, ein wahrer Garten."

„Berge?"

„Haardt und Vogesen mit ihren Weinbergen und Kastanienwäldern stoßen dort an der Queich zusammen und schließen ganz stattlich den westlichen Horizont ab."

„Wie hoch?"

„Hm! 1500 bis 2000 Fuß," meinte kleinlaut der Lobredner der Landschaft um Landau.

„Heiliger Gott, halb so hoch als unser Peißenberg, der wie ein Maulwurfshügel vor unsern Alpen liegt. Wie kann man denn auch noch außer unserm Hochland von Gegend sprechen!"

„Ganz verschiedener Charakter!" rief jetzt etwas eifriger der Andere. „Die Pfalz ist ja als ein schönes Land bekannt, die Leute sind lebhaft, fröhlich, gemüthlich und voller Gastfreundschaft. Nicht wahr?"

Damit wandte sich Lieutenant Haller zu einem jungen Herrn in Civil um, der an einem Nebentischchen in Zeitungslectüre versunken saß. Dieser erhob sich jetzt und trat zuvorkommend näher. Es war eine schlanke Figur mit schönem, fast vornehmen Kopfe, — blond, die Kleidung gewählt. Haller stellte ihn als einen seiner Bekannten von seinem Pfälzer Aufenthalte her vor, ohne daß ich des Namens weiter achtete; denn ich war nicht in der Laune, neuen Bekanntschaften besonders entgegenzukommen. Zugleich rückte mein Kamerad einen Stuhl herbei, auf den sich der Fremde nach einigen Höflichkeitsphrasen niederließ, indem er sich wie ein Mann von Bildung und Sitte benahm, was aber weiter keinen Eindruck auf mein bedrücktes Gemüth hervorbrachte. Nun bestätigte er, der Pfalz sich annehmend, Haller's Aeußerungen und bot mir in bescheidener Weise an, meine Bekanntschaft mit einigen Familien im Pfälzer Weinlande und in Landau vermitteln zu wollen. Meine Antwort war nicht besonders aufmunternd, ja schroffer ablehnend, als sich mit den feineren Gesellschaftsformen vertrug. Schweigend nahm er meine Aeußerung hin und

stellte sie wohl auf Rechnung meiner erklärlichen übeln Laune.

Das Benehmen des Fremden zeigte nicht, daß er sich verletzt fühle. Denn als Haller jetzt dem Kellner zurief, Cigarren zu bringen, zog der Fremde sein Etui und bot dessen Inhalt im Kreise an, indem er einige schwache Lobsprüche für sein „Kraut“ kundgab. Die meisten griffen zu, nur ich nicht; und während die Andern mit Wollust den Dampf durch die Nase zogen und sich in Anerkennung der Cigarren ergingen, starrte ich düster vor mich hin auf den Tisch, wo das Etui des Fremden aufgeschlagen lag. Seltsamer Weise fesselte in diesem Augenblicke die innere Stickerei desselben, welche einen Namen umgab, meine Augen. Mochte mir dieser Name mit allem, was den Fremden betraf, noch so gleichgültig sein, so hatte ich die glänzende Perlenschrift dennoch entziffert, als der Blick des Fremden mein Auge traf, das ich eben wieder erhob. Ich fühlte nun doch die Nothwendigkeit einer Aeußerung, und so kam ich zu der seltsamen Frage:

„Sie sind wohl ein Landsmann Franz von Sickingens?“

„Ja,“ erwiderte der Fremde lächelnd, „ein ziemlich naher sogar. Woraus schlossen Sie das, Herr Lieutenant?“

„Nun, der Name von Sickingens Frau — — hieß sie nicht Hedwig?“ erwiderte ich kühl und etwas gedankenlos.

„Hedwig von Flörsheim,“ bestätigte einer meiner Kameraden, der sich auf seine Geschichtsstudien etwas zu Gute hielt und eben an einem Krammetsvogel nagte.

Der Fremde hatte aber sein Etui bereits geschlossen und wieder eingesteckt. Er schwieg bei dem nachfolgenden Gespräch und erschien etwas nachdenklich, bis Lieutenant Haller, durch den Krammetsvogel des Geschichtskundigen an ein Gastmahl im „goldnen Schaf“ zu Landau erinnert, den Civilisten wieder fragte:

„Was waren doch das für Vögel, die fast eben so bitter wie Krammetsvögel aber noch feiner schmeckten und in Masse da waren?“

„Böhämmer,“ sagte der Fremde, aus seinem Sinnen aufgeschreckt.

„Böhämmer? Was sind Böhämmer?“ ging eine Frage im Kreise umher.

„Eine Art Ammern oder Finken, die man in den Bergwäldern nächtlicher Weile mit dem Blasrohre schießt.“

„Der Teufel auch,“ lachte ich jetzt auf, während sich die andern schweigend aber bedeutsam anschauten. „Nächtlicher Weile mit dem Blasrohre! Wie viel schießt den so ein pfälzischer Blasröhrenschütz in einer Nacht?“

„Manchmal viele Dutzend, Herr Lieutenant,“ war die ruhige Antwort. „Denn sobald ein Böhämmer fällt, schließen die andern die Lücke in der dichten Reihe, indem sie zusammenrücken. Aber ich muß die Herren um Entschuldigung bitten, da so eben ein erwarteter Freund von mir eintritt und ich nicht weiter stören will.“

Damit erhob sich der Fremde und verließ uns mit einer Verbeugung. Wir sahen uns erstaunt gegenseitig an und fragten Freund Haller, ob das Pfälzer Witze seien und ob sein guter Bekannter uns etwas vorschwindeln wollte. Lieutenant Haller vertheidigte denselben und versicherte, daß sich die Geschichte von den Böhämmern wirklich so verhalten solle, wie berichtet, und daß der Fremde jedenfalls nur erzählt habe, was in der Pfalz als Thatsache gelte.

„Rheinschnaken!“ fiel der Lieutenant ein, welcher die groteske Beschreibung von dem Nasenmajor gegeben hatte. „Ich lag zwei Jahre in der Pfalz und habe nie von den Böhämmern gehört.“

Haller zuckte die Achseln. Er suchte allmälig von dem Gegenstande des Gesprächs abzulenken und machte mir Vorwürfe darüber, daß ich das liebenswürdige Anerbieten seines Bekannten so schroff von der Hand gewiesen, was mich zu der Bemerkung veranlaßte, daß ich für meinen Theil gar keine Lust nach Pfälzer Bekanntschaften habe und es mir Leid genug sei, wenn ich sie einmal machen müsse; was aber den Autor des faden Böhämmerwitzes betreffe, so sei mir der Mensch gleich von Anfang zuwider gewesen, wofür ich nicht könne.

In Anbetracht meiner gereizten Gemüthsstimmung verfolgte Haller die Angelegenheit nicht weiter. Während ich aber mit dem Genusse des Weins nunmehr in stets trübere Laune versank, suchten meine Kameraden der düsteren Stimmung durch allerlei Schnurren zu begegnen. Und so oft einer eine Mittheilung machte, die den Andern zweifelhaft erschien, tönte ihm das Wort „Böhämmer“ entgegen, was den guten Haller jedesmal unmenschlich ärgerte. Er mußte es noch lange nachher hören, bis ihm Erlösung ward.

(Fortsetzung folgt.)

Von Orleans nach Orleans.

Von **Hermann Vogel**.

XII.

Vorwärts.

(Schluß.)

Noch hatten wir in der Ausübung unseres freiwilligen Feldpostdienstes nicht Allen Genüge gethan, als der Befehl zum Weitermarsch kam. Es ging quer über die Felder auf die von Toury nach Orleans führende Chaussee. Wir schlugen dieselbe Richtung ein, und wir mochten etwa eine Stunde gefahren sein, als wir bei einer Farm den großherzoglichen Stab halten sahen. Die Herren waren schon so früh ausgeritten, daß die Wenigsten Zeit zum Frühstücken gehabt. Wir theilten ihnen von unserem Vorrath mit, was wir entbehren konnten. Oberst v. Krenski dankte uns lebhaft für ein Bischen Brod und ein Stückchen gekochten Rindfleisches. Wir erfuhren von ihm, daß Artenay durch Truppen des Prinzen Friedrich Karl genommen sei. Wir sahen das Städtchen deutlich vor uns liegen; und mit einem guten Glas konnte

ich den Rückzug der Franzosen genau verfolgen. Es war ein imposantes Schlacht-Panorama, das sich vor meinen Blicken aufrollte. Die baumlose Ebene setzte dem Auge keine Schranken. Vor mir auf der Paris-Orleanser Chaussee zwischen Artenay und Chevilly entspann sich ein lebhafter Artilleriekampf. Links und rechts von uns avancirten die 22. und 17. Division; auf dem äußersten rechten Flügel bewegte sich das Tann'sche Corps langsam vorwärts. Die Batterien waren überall vornan; Reiterregimenter, Husaren, Uhlanen und Dragoner, stellten die Verbindung zwischen der Artillerie und Infanterie her. Langsam folgten wir mit dem Stab den vorrückenden Truppen. Staffetten sprengten heran und meldeten den Rückzug des Feindes auf der ganzen Linie. Unsere Kanonen sandten ihm, die Ordnung in seinen Reihen zu stören, Granaten über Granaten nach; die Franzosen antworteten in derselben Weise, doch schienen weder unsere Kugeln noch die der Feinde sonderlichen Schaden zu thun.

Es mochte vier Uhr sein, als das Hauptquartier bei Beaugeney, einem großen Gute, Halt machte. In Anbetracht des Umstandes, daß für heute kaum noch irgendwo ein besseres Unterkommen zu finden war, beschloß man, hier die Nacht zu bleiben. Während der Befehl ertheilt wurde, den Stabstrain von Janville herbeizuschaffen, traf die Nachricht ein, daß Abtheilungen der 22. Division das an der Straße Artenay-Orleans gelegene Chevilly mit Sturm genommen hätten, wobei sechs Positionsgeschütze in die Hände der Sieger gefallen. Zu derselben Zeit besetzten die Füsiliere des 75. Regiment das etwa 20 Minuten von Beaugeney entfernte Dorf Douzy; als französische Marine-Infanterie in großen Schaaren zur Wiedereroberung des Dorfes heranrückte, ward eine Batterie zur Unterstützung der Füsiliere commandirt. Sie pflanzte sich 10 Minuten hinter dem Gute auf einer Anschwellung des Bodens auf und sandte wohlgezielte Granaten in die Reihen der zum Sturm anrückenden Franzosen. Ich blieb längere Zeit, den Gang der Schlacht beobachtend, neben den Kanonen stehen. Die Sonne, welche den ganzen Tag nicht sichtbar gewesen, durchbrach für wenige Minuten den Schleier, um gleich darauf blutigroth im Westen unterzutauchen. Dunkelheit senkte sich auf die Erde, aber die Ruhe ließ noch auf sich warten. Noch länger als eine Stunde dauerte der Artilleriekampf auf der ganzen Linie fort. An dem Aufblitzen der Kanonen konnte ich deutlich das Vordringen der Unseren, den Rückzug der Franzosen erkennen. Brennende Dörfer, die meilenweit auseinander lagen, gaben einen Begriff von der Ausdehnung des Schlachtfeldes.

Als wir endlich nach der Farm zurückkehrten, fiel ein feiner Regen. Die Regimenter der Cavalleriedivision Stolberg bereiteten sich zum Bivouakiren um das Hauptquartier vor. Was in den Scheunen und Höfen an Stroh, Reisig und Holz aufzutreiben, ward herbeigeschafft. Bald loderten riesige Feuer empor. Wir fanden in einem für die Post- und Intendanturbeamten des Stabes reservirten Raum ein Unterkommen. Das ganze Meublement bestand aus einem einzigen Tisch; glücklicherweise war ein Herd da, auf dem wir mit Hilfe eines Soldaten bald ein gemüthliches Feuer angezündet hatten. Der wackere Krieger schaffte uns auch Stroh für ein Lager und Wasser zur Bereitung einer Bouillon herbei; als wir jedoch seine Dienste mit einem harten Thaler belohnen wollten, verschmähte er das Silber, indem er nur um etwas Brod bat. So klein unser Vorrath war, konnten wir ihm die Bitte nicht abschlagen; indessen hätten wir ihm lieber zwei Thaler gegeben als das Stückchen Brod, das daheim mit einem Groschen zu theuer bezahlt gewesen wäre. Wenn auch die Herren von der Post lange auf sich warten ließen, fehlte es uns nicht an Gesellschaft. Mehrere Cavallerieoffiziere kamen und baten um die Erlaubniß, sich an unserm Feuer wärmen zu dürfen. Diese „Bitte" um Erlaubniß setzte mich einigermaßen in Verlegenheit; ich sagte, daß wir selbst nur Gäste seien, indessen uns sehr freuen würden, mit ihnen den Platz am Herde zu theilen. Wir stellten uns gegenseitig vor. Ich habe die meisten Namen wieder vergessen, ich weiß nur so viel, daß sie echt herrenhäuslerisch klangen — selbst Senfft und Kleist fehlten nicht. Indessen trugen die Söhne des borussischen Adels kein Bedenken, neben dem Vertreter der Presse Platz zu nehmen. Die Gegensätze schlummerten: das gemeinsame Gefühl des Hungers und Durstes und die Sehnsucht nach Wärme drängten alles Andere zurück. Wir theilten unsere Armuth mit einander wie treue Kameraden. Oberst von Hanstein, der Commandeur der schwarzen Husaren, gab sogar ein Stück westphälischen Schinkens zum Besten, Major Bünting von demselben Regiment lieferte einen ausgezeichneten Nordhäuser, ein Arzt stellte zwei Flaschen Rothwein; wir steuerten Kaffee, Kirschwasser und den Rest unseres Brodes bei. So erhielten wir ein lucullisches Mahl, bei dem unser Bauernhaus uns bald ein mit allem Comfort des 19. Jahrhunderts ausgestattetes Palais schien. Ein Gang in's Freie brachte es mir so recht in's Bewußtsein, welch' ein Glück es war, nur ein Obdach, gleichviel welcher Natur, zu haben. Ein schneidender Wind trieb mir Regen und Schnee ins Gesicht. Wie viele Tausende lagen da wieder hungrig und durstig auf der nassen kalten Erde! Imposant genug freilich war das Bild, das sich vor mir ausbreitete; doch ich hatte bei den hundert Bivouakfeuern, die ringsum den Horizont erhellten, nur ein Gefühl, das des Frostes.

Es war bereits Mitternacht als endlich die Stabswagen anlangten. Die Offiziere schliefen schon. Mr. Oliphant und ich saßen jedoch noch über unseren Correspondenzen. Die Herren von der Intendantur und Feldpost stellten sich natürlich bald bei uns ein. Die meisten klagten und schimpften, nur der Feldpostmeister Köhne war wie gewöhnlich bei ausgezeichneter Laune. Er machte über Alles und Jeden seine Witze, gute und schlechte, wie sie ihm gerade in den Sinn kamen. Der Humor ihres Chefs versöhnte dann auch die Secretäre mit dem schlechten Quartier. Platz genug war noch für zehn Personen am Boden. Mit dem

Stroh stand es schon schlimmer, doch fanden sich schließlich noch einige Bündel vor, aus denen sich die Herren ein erträgliches Lager bereiteten. Eine Stunde später lag Alles in tiefem Schlaf.

Miscellen.

München, 30. April. Heute Vormittag ist die Blumen-Ausstellung des bayerischen Gartenbauvereins im Glas-Palaste eröffnet worden. Die Ausstellung benutzt den ganzen kolossalen Raum des Glas-Palastes; im Mittelbau finden wir eine Reihe von Blumenbeeten im Renaissancestyl, ein weitgedehntes reiches Blumenparterre. Von dort weg ziehen sich, in der Form verschieden, zwei liebliche Landschaften nach Osten und Westen, und, damit dem schönen Bilde nichts fehle, wurde heuer auch ein kleiner See mit Inseln hergestellt, auf dem breite Wasserpflanzen ihr stilles Dasein pflegen.

Aus **Regensburg**, 1. Mai, berichtet das R. Mgbl: Gestern wurde westlich der Kupfermühler Straße beim Eisenbahnbau wieder ein römischer Sarkophag bloßgelegt. Derselbe gleicht in Bezug auf Gestalt und Material ganz jenem Sarge, welcher vorigen Herbst aufgedeckt wurde; was jedoch das Interesse des Fundes erhöht, ist der Umstand, daß derselbe auf der Südseite eine wohlerhaltene Inschrift trägt, welche ihn als die Ruhestätte einer römischen Frau bezeichnet. Leider wurde der Sarg schon vorlängst seines Inhaltes beraubt, was in doppelter Beziehung zu bedauern ist, da bei jener Gelegenheit auch der Deckel zu Verlust ging, welchem wahrscheinlich der Anfang der, wie kaum zu zweifeln ist, unvollständigen Inschrift eingemeißelt war.

Beim Schlusse des Jahres 1869 besaß Preußen nach einer amtlichen Zusammenstellung der N. A. Z. mit Ausschluß der drei landwirthschaftlichen Akademieen und des landwirthschaftlichen Lehrinstituts zu Berlin 29 landwirthschaftliche Mittel- und Ackerbauschulen, für welche Zahlungen aus der Staatscasse erfolgten. Diese Zahl hat sich im Jahre 1870 auf 27 verringert. Hiervon sind 3 Staatsanstalten, die übrigen 24 Privatinstitute, die jedes einen bestimmten jährlichen Staatszuschuß erhalten, der im Jahre 1870 im Ganzen 30,256 Thlr. betrug. Mit Hinzurechnung der 3 Staatsanstalten belief sich die Ausgabe des Staates für die Ackerbauschulen überhaupt auf 38,428 Thlr. Die Zahl der vorhandenen Schüler ist im Jahre 1870 gegen das Vorjahr von 804 auf 761 heruntergegangen. Es wurden auf den Ackerbauschulen im Laufe des Jahres 431 Schüler (darunter 36 Ausländer) und seit dem Bestehen der Anstalten 5865 (darunter 164 Ausländer) ausgebildet. Von den jetzt bestehenden Anstalten kommen je 4 auf die Provinz Preußen und auf die Rheinprovinz, je 3 auf die Provinzen Pommern, Hannover und Westfalen, je 2 auf die Provinzen Brandenburg, Sachsen, Schleswig-Holstein und Hessen-Nassau, und je 1 auf die Provinz Schlesien und auf die Hohenzollern'schen Lande.

Ein Consortium von Berliner Schlächtern hat auf dem „Neuen Berliner Viehmarkte" einen Fleischverkauf eingerichtet. Aus den entferntesten Theilen der Stadt finden sich die Hausfrauen zum Ankaufe ihres Fleischbedarfs hier ein und während der Verkaufszeit herrscht in der Verkaufshalle stets Gedränge. Noch niemals sollen dort den Tag über weniger als 30 Ochsen und gegen 200 Hämmel ausgeschlachtet und verkauft worden sein, was um so wahrscheinlicher ist, als das Pfund Fleisch, gleichviel ob bestes oder geringeres, um 2 Sgr. billiger im Viehhofe dem Publikum überlassen wird, als von den Schlächtern in der Stadt und auf den Märkten. Man erhält nämlich dort das Pfund bestes Rindfleisch für 5 und sogenanntes Suppenfleisch für 4 Sgr. Besondere Aufmerksamkeit wird von den Schlächtern darauf gerichtet, daß nur junges Vieh und nicht alte Mastochsen geschlachtet werden, und kein Stück Fleisch wird früher als 8 Tage, nachdem das Vieh geschlachtet worden, verkauft, so daß es stets ganz ausgetrocknet zum Verkauf kommt.

London, 1. Mai. [Eröffnung der internationalen Ausstellung.] Heute, am 20. Jahrestage der Eröffnung der ersten Londoner Weltausstellung, wurde wiederum eine internationale Ausstellung durch den Prinzen von Wales und die Prinzessin Christian von Schleswig-Holstein eröffnet. Von der Aufregung, mit welcher die beiden vorigen Londoner Ausstellungen eröffnet wurden, ist diesmal nicht die Spur zu merken, und es läßt sich mit Kühnheit behaupten, daß hier in London selber kaum 5% der Bevölkerung von dem Stattfinden der Feierlichkeit heute Morgen etwas gewußt haben. Zum Theil mag dies in der Natur der Ausstellung liegen, welche keine Preise für die besten Gegenstände aussetzt, aber auch nicht Alles, sondern nur das Beste in seiner Art annimmt, so daß die Annahme des Gegenstandes selbst gewissermaßen als seine Preiskrönung angesehen werden kann; größtentheils aber liegt der Grund wohl in dem Umstand, daß derartige Ausstellungen sich in Zukunft von Jahr zu Jahr wiederholen sollen. Wenn gesagt wurde, daß die Betheiligung eine verhältnißmäßig geringe war, so ist dies eben nur relativ zu fassen, denn Tausende von Zuschauern fanden sich auf dem Wege vom Buckingham Palace bis zur Albert Hall ein, und abermals Tausende nahmen im Innern der letzteren an der Eröffnungsfeierlichkeit Theil, welche von dem ausgezeichnetsten Wetter begünstigt war.

Kochsalz, welches sehr unrein ist, findet sich heute mehr als je in dem Handel. Da es wahrlich kein Kunststück ist, reines Kochsalz darzustellen, so verdienen die Salinen um so schärferen Tadel, die ein so schlechtes Salz in den Handel geben. Das Publikum sollte ein feuchtes und schmutzig aussehendes Salz vom Kaufmann gar nicht annehmen, und denselben auf diese Weise zwingen, ein gutes Salz zu halten. Der Kaufmann zieht nämlich aus dem unreinen Salze den größeren Gewinn. Ihm wird das Salz trocken geliefert und er stellt es absichtlich an einen feuchten Ort, wo es 6—8 Proc. Feuchtigkeit anziehen kann. Je feuchter das Kochsalz werden kann, um so unreiner und weniger salzhaltig ist es auch, denn gerade die verunreinigenden Beimengungen sind es, welche das Wasser aus der Luft annehmen.

Von der Bergstraße, 1. Mai. Die seit einigen Tagen gefallenen Regenmassen haben in den Gebirgsorten durch Zerstörung der Felder und Ueberschwemmung derselben durch Dammbruch, besonders der Weschnitzdämme, großen Schaden angerichtet. In den Wiesenthälern sind viele Morgen mit Gerölle und Sand überschüttet.

Räthsel.

Uns durchströmet des Sonnenlichts Glanz von außen und innen;
Aber der Regen benetzt eine Seite uns nur.
Weht uns der Nord in's Gesicht, so schwitzt uns am Meisten der Rücken.
Starret die Wiese von Eis, bieten wir Blumen dir dar.
Raubet ein Sturm, ein Hagel, ein Stein uns endlich das Leben,
So verscheiden wir froh, nicht ohne Schwanengesang.

Auflösung der Charade in Nr. 51.

Austern.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 55. Speyer, Dienstag, den 9. Mai 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Zweites Capitel.

Reisegefährten.

Zu damaliger Zeit, im Anfange der vierziger Jahre, war eine Reise von der Isar zum Rheine und an den Fuß der Vogesen noch kein Kinderspiel wie heut' zu Tage. Jetzt trinkt man im Münchener Staatsbahnhof seinen Morgenkaffee und kann im „Pfälzer Hof" oder „Schwanen" zu Landau diniren, wenn man will. Und wer seine ethnographischen Studien im Eisenbahnwagen zu machen liebt, braucht nur mehr einen Vormittag, um bayerische Biderbheit, schwäbelnde Gemüthlichkeit und pfälzische Redseligkeit gründlich kennen zu lernen, auch wenn der Verkehr des Reisenden nur auf die Billeteure beschränkt bliebe. Unversehens ist man aus der Rauheit des Donauplateau's in die milde Luft der Rheinlande versetzt, welche der nordwestliche Hang der rauhen Alp in seinen malerischen Schluchten auffängt.

Vor fünf und zwanzig Jahren gab es jedoch auf der ganzen Linie nur erst kurze Bahnstrecken. Und bis der Reisende von den Rößlein der Posthalterin von Zusmarhausen und des Posthalters von Burgau über die bayerisch-schwäbische Hochebene befördert, vom Ulmer Vorspann in's einsame Posthaus auf der Höhe der rauhen Alp emporgeschleppt war, wechselten Tage und eine ansehnliche Reihe von Reiseabenteuern, von welchen ein mitternächtliches Umwerfen im herbstlichen Schneesturm auf der Berghöhe nicht zu den unangenehmsten gehörte, wenn die Reisegesellschaft liebenswürdig war. Die Zeit aber, welche durch nothwendiges Verweilen hoch oben im romantischen Posthaus versäumt war, wurde durch ein wahres Hinunterrutschen auf der Geislinger „Steige" ins Württemburger Unterland wieder eingebracht.

Von meinen Reiseerlebnissen bis zum Rheine jedoch kein Wort weiter, als daß außer mannichfachen Begegnungen im Wagen mir bei dem stürmischen Herbstwetter Muße genug blieb, um über mein trauriges Schicksal nachzudenken und die verlebte schöne Zeit, welche mit den Thürmen der Hauptstadt hinter mir lag, noch einmal in Erinnerung durchzugenießen. Wehmüthig gedachte der unschuldig Verfolgte seiner getrübten Zukunft und was die kommenden Tage bringen würden, — wehmüthiger rief er sich alle Genüsse des verlorenen Paradieses, aus dem er so schnöde verstoßen war, vor die trauernde Seele. Eugeniens stolzes, schönes Haupt mit den gelockten dunklen Haaren schwebte mir dabei in seltener Liebenswürdigkeit vor; ich sah wieder wie beim Abschiede ihre feinen Lippen sich bewegen und hörte ihre melodische Altstimme zu mir reden.

„Ach," hatte sie gesagt, indem sie mir die Hand reichte, „ach, daß sie gerade Dich, Vetter Heinrich, einen meiner besten Tänzer, in dies häßliche Landau versetzen mußten! Ich werde während des Carnevals gar oft Deiner und Deines graziösen Polkaschritts gedenken und im Cotillon statt Deiner stets nur Deine liebsten Kameraden holen. Darunter gehört Dein seitheriger Oberlieutenant aber nicht."

Dabei hätte Eugenie beinahe geweint. Aber es kam doch nicht ganz dazu, weil sie gleich darauf mit ihrem holdesten Lächeln sagte: „Nimm Dich übrigens in Acht vor den Pfälzer Mädchen! Sie sollen nicht ungefährlich sein!"

„Fürchte nichts, Eugenie, fürchte nichts!" hatte ich, mit der Hand auf dem Herzen, erwidert, indem ich ihr einen Blick zuwarf, den sie nicht ertragen konnte; denn sie wandte sich ab, rief mir dann noch eine glückliche Reise zu und war verschwunden. Ich aber gelobte ihr im Stillen ewige Treue.

So begleitete mich jetzt Eugeniens Bild während einer ziemlich langweiligen Fahrt bis nach Mannheim, wo ich, am Vorabende meiner Meldungsfrist ankommend, einen dringlichen Auftrag von einem Freunde an eine schöne Theaterprinzessin hatte, deren Bekanntschaft zu machen ich mir sehr angelegen sein ließ; denn in solchen Dingen war ich immer von ängstlicher Genauigkeit und versäumte keine Freundespflicht. Auch hielt mich die Vorstellung des Don Juan in der viereckigen Stadt auf, da man mir in München einmal gesagt hatte, daß hierorts der spanische Roué am Schlusse von Teufeln in Polizeiuniform mit Schiffhüten arretirt und in die Hölle gesperrt würde, was zu sehen, ich nicht versäumen wollte. Da jedoch meine Theaterprinzessin, bei der ich für den Abend eingeladen war, schon nach dem ersten Acte ihren Platz verließ und ich nothgedrungen nachfolgen mußte, kann ich

nicht beurtheilen, ob der Mannheimer Don Juan wirklich auf die angegebene Weise von der Bühne abtrat.

Andern Tages erwachte ich in meinem Gasthofe, durch einen Ton geweckt, schrecklicher als irgend einer der Posaunenstöße, welche Don Juan aus dem frivolen Treiben seines Lebens aufschrecken. Es war ein von stets entfernterem Wagenrasseln begleiteter Posthornklang, der mir nervenerschütternd die Erinnerung und Mahnung in die Ohren dröhnte:

„Der Eilwagen ist fort, Deine Meldungsfrist läuft ab!“

Taumelig und mit schwerem Kopfe, aber in wirbeliger Eile schnellte ich vom Lager auf und fuhr in meine Kleider, indem ich wie ein Besessener mit denselben umging. In meiner verzweiflungsvollen Verwirrung hatte ich ganz vergessen, daß, wenn der Postwagen einmal fort war, mir auch überstürzte Eile nichts half. Nur halb gewaschen und noch nicht einmal trocken an der Stirne, geschweige hinter den Ohren, — ungekämmt, die Mütze in schiefer Kühnheit auf einem Ohre, in der einen Hand den Reisemantel nachschleifend, in der andern den unverschlossenen Reisesack schleppend, polterte ich die Treppe hinunter, daß das ganze Haus erbebte und die Küchenmägde vom Herde liefen, um den rasenden Lieutenant aus Bayern zu sehen, der offenbar dem Eilwagen nachlaufen wollte.

So kam ich auch fast athemlos unten im Gastzimmer an, in dessen frischgescheuertem Raume um diese Morgenstunde hehre Stille und Einsamkeit herrschte. Nur eine einzige Menschenseele athmete hier in einer männlichen, jugendkräftigen Gestalt, welche pfeifend am Fenster stand und nach der Melodie des Jägers aus Churpfalz auf den Scheiben trommelnd, in die Pfützen der Straße sah. Es war klar, daß man mich für's Erste noch gar nicht bemerkte. Auf einem Wirthstische dampfte noch eine benützte Kaffeekanne und lagen verlockend frische Mannheimer Brödchen. Der Mann hatte offenbar sein Frühstück schon genossen und war jetzt in besserer Laune als der unglückselige Lieutenant hinter ihm. Wild fuhr ich auf ihn mit der Frage los:

„Ist wirklich der Postwagen schon weg?“

Der Mann drehte sich, überrascht ob des heftigen Tones, mit stolzer Miene um und zeigte mir ein völlig fremdes, sehr erstauntes Gesicht. Dann sagte er ruhig:

„Wenn Sie die überrheinische Post meinen —“

„Nach Landau.“

„Ist vor sechs Minuten weg.“

„Sacre nom du diable!“ rief ich in Wuth und Zorn. „Warum hat man mich denn nicht geweckt?“

„Weiß nicht,“ sprach der noch junge Mann, und sein lebhaftes offenes Gesicht überflog sichtlich ein Lächeln auf Kosten des bayerischen Lieutenants, der in so seltsamer Verfassung und Aufregung vor ihm stand.

In diesem Augenblicke trat der Wirth oder Oberkellner mit einem Streifen Papier in der Hand ein und sagte schon von der Thür her zu dem Fremden:

„Hier Ihre ganze Rechnung, Herr Stamm!“

Ohne einen Blick auf den Papierstreif zu werfen, sprach der Angeredete zu dem Eingetretenen, indem er bedeutsam mit dem Kopfe nickte:

„Der Herr Lieutenant beklagt sich, daß man ihn nicht geweckt hat.“

„Haben Sie es befohlen?“ fragte mit geneigtem Haupte und zuvorkommenden Lächeln der Wirth, indem er sich zu mir wandte.

„Nein!!“ rief ich kochend vor Aerger über meinen gestrigen Leichtsinn und meine heutige Situation, ärgerlich über den lächelnden Wirth und die ganze Welt. „Nein!! Aber ich wollte mit dem Postwagen fort.“

„Das ist nun nicht mehr möglich,“ lautete die Entgegnung, welche in das gelassene Lächeln eingekleidet war, das meinen Aerger nur noch mehrte.

„Da soll doch ein Millionendonner — —“ knirschte ich und hätte mögen an die Wand springen, da meine Wuth das stereotype Wirthslächeln durchaus nicht zu unterdrücken vermochte. „Aber die Post muß mich nachliefern,“ setzte ich streng hinzu.

„Haben Sie einen Schein gelöst?“

„Nein!!!“ schrie ich.

„Dann glaube ich nicht, daß sie's thun wird, außer Sie nehmen Extrapost.“

Blitzartig fuhr mir jetzt die Erinnerung durch den heißen Kopf, wie wehe der gestrige Abend meiner ohnehin nicht besonders corpulenten Börse gethan. Ich konnte es nicht wagen, so theuer zu reisen. Meine Faust ballte sich drohend gegen mein Geschick, meine Augen richteten sich in ohnmächtiger Wuth nach dem Plafond, und so mit einem herzbrechenden stöhnenden Seufzer drehte ich mich auf dem Absatze herum und verdrehte dabei fürchterlich die Augen. In keiner Lage meines Lebens war ich so außer Fassung gerathen. Der Wirth und sein Gast wechselten Blicke. Aber so lächerlich auch mein Gebahren erscheinen mochte, mußte doch meine Verzweiflung auch erbarmenerregend gewesen sein. Denn der junge Mann, den ich einsam im Gastzimmer gefunden und zuerst angeredet hatte, sprach jetzt mit theilnahmsvollem Tone:

„Sie wollen also heute noch nach Landau?“

„Ich mußßß!“

Eine ganze Reihe von zischenden ß brach sich durch meine Zähne Bahn.

„Meine Meldungsfrist läuft ab,“ fuhr ich verzweiflungsvoll fort, „ich muß das Nest noch erreichen, und müßt' ich hinfliegen.“

„Thun Sie das nicht, Herr Lieutenant,“ sprach der junge Mann jetzt weiter, indem seine Augen freundlich funkelten, „thun Sie es nicht, da Sie weder ein Vogel noch ein Luftschiffer sind. Aber lassen Sie sich 'was sagen: Fahren Sie mit mir. Ja, das thun Sie, — fahren Sie mit mir und Sie sollen heut' noch vor Nacht in dem festen Nest sein.“

Das war in gutmüthiger Laune und in dem bekannten pfälzischen Dialecte gesprochen, den ich hier nicht wiedergeben will, selbst wenn ich's mit characteristischer Treue könnte. Noch nie bis dahin hatte ich mich so angenehm angepfälzert gefühlt, als bei dieser

Anrede. Fast noch ungläubig, schaute ich zu dem Retter in der Noth auf, und dieser löste meine letzten Zweifel mit den Worten:

„Ich muß nämlich die Rückfahrt machen und bin ein Pfälzer, noch ziemlich weit hinter Landau daheim. Hab' ich Sie durch's deutsche Thor hineingefahren und abgesetzt, so muß ich noch weiter durch's französische Thor in's Oberland und als fort hinter die Berg' bis nahe zur Grenze. Sie dürfen's also nur sagen, wenn Sie mit mir wollen."

„Ach!" sagte ich mit aufrichtiger Freude. „Das kommt mir sehr gelegen —"

„Es geschieht gern'!" meinte er kurz, als wollte er meinen Dank ablehnen.

„Und was den Preis betrifft —" fuhr ich fort.

„Werden schon einig werden," rief er, mich wieder unterbrechend, und setzte mit einem Lächeln hinzu: „wir können's wohlfeil thun."

„Und wann wird abgefahren, Herr — e — e —"

„Stamm heiß' ich, Franz Stamm. Es wird gleich angespannt werden, und wenn Sie sich zur Vorstellung bei Ihrem Herrn Obersten ein wenig putzen und herrichten wollen, so haben Sie dazu bis zur Abfahrt noch eine Viertelstunde Zeit."

Von einer großen Sorge erlöst, folgte ich, in mein Zimmer zurückkehrend, dieser Mahnung, um der gewohnten Toilette etwas besser nachzukommen, als mir in der Eile des verhängnißvollen Augenblicks möglich gewesen war. Auch war noch Zeit zu anständigem Frühstücke gegeben. Und als ich jetzt an Leib und Seele in besserer Verfassung zur Abreise bereit stand, fuhr auch schon eine gedeckte, mit zwei tüchtigen Gäulen bespannte Kutsche vor, in welche einzusteigen, mich mein Retter einlud.

„Reisen Sie glücklich, Herr Lieutenant, Sie sind in guten Händen," sprach der Wirth zum Abschiede noch immer lächelnd; aber dies Lächeln hatte nichts empörendes mehr für mich.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlachtfelder Deutsch-Lothringens.

Wenn man von Deutschland aus den Bahnhof Saarbrückens betritt, so trifft man auf die ersten Spuren des verheerenden Krieges, der eine so gewaltige Umgestaltung der europäischen Verhältnisse mit sich gebracht hat. Das Aeußere des Bahnhofes ist vollständig restaurirt, und nur die Granate, welche eine der gußeisernen Tragsäulen des Vordachs in der Mitte geknickt hatte und in die neue, die an deren Stelle kam, eingelöthet wurde, erinnert noch an die alberne Feuertaufe des Prinzen Lulu; im Innern des Gebäudes dagegen sind noch mehrere sprechende Zeugen des französischen Granatfeuers vom Exerzierplatz und vom Schloßberg herab übrig geblieben. Von Einäscherung eines größeren Theils von St. Johann (diese Vorstadt ist mindestens ebenso groß als die Stadt Saarbrücken selbst und in Beziehung auf Handel und Verkehr dieser weit überlegen) war nicht die Rede; es brannte nur in einigen Häusern in der Bahnhofstraße und auch aus dem Bahnhof schlugen einmal die Flammen heraus, das Feuer wurde aber alsbald wieder gelöscht. Die Straße nach Metz führt eine Viertelstunde vor der Stadt da, wo sie die Höhe erreicht, an dem berüchtigten, von einer Baumallee umgebenen Exerzierplatz, wo Napoleon III. zum ersten und letztenmal in diesem Krieg seine Truppen siegen sehen durfte, unmittelbar vorüber, und nun steht man dem Spicheren Berg gegenüber, mit dem die diesseitige Hügelreihe durch eine freie, weite Thalmulde von etwa 5000 Fuß Breite verbunden ist, aus der sich jener auf drei Seiten schroff und steil emporhebt, während er auf der vierten südlichen Seite durch einen schmalen Rücken, über welchen die Straße von Arneval nach Dorf Speicheren (in der Volkssprache Spicheren, französ. Spickeren) führt, mit dem ihn überragenden, stark bewaldeten größeren Höhenzug zusammenhängt. Die Grenzsteine zwischen Deutschland und dem ehemaligen Frankreich ziehen eine Linie am nördlichen Fuße des Berges vorüber, sind aber jetzt zum Theil umgestürzt. Wenn man den Spicheren hinansteigt, so muß man staunen, wie es möglich war, diese zudem mit tiefen Schießgräben, die bis zur Stunde noch nicht ganz zugeworfen sind, ringsum versehene Position, und wäre es bei zehnfacher Ueberzahl, im Sturm zu nehmen. Darum wundert man sich auch nicht ob der vielen Massengräber, die überall zerstreut umher liegen. Die Franzosengräber sind noch mit den verdorrten Wipfeln geschmückt, womit die Bestatter ihre Kameraden ehrten, und liegen der Mehrzahl nach links von der Spicherer Straße dem Waldsaum entlang. Die Gräber der Deutschen liegen im Thal, mehrere unmittelbar am nördlichen Fuße des Berges, alle wohl geordnet und mit Rasen abgegränzt; die Leichen der meisten Offiziere, worunter die des Generals François, und viele einzeln umherliegende Leichen von Gemeinen hat die Stadtgemeinde von Saarbrücken gesammelt und in einem von ihr erkauften freundlichen Winkel des Thalgrundes, ziemlich nahe an der großen Landstraße, in Särgen reihenweise niederlegen lassen; dieser kleine Friedhof, der bis jetzt 480 Leichen faßt, hat von den Stiftern im feierlichen Act den Namen „Ehrenthal" erhalten. Von Saarbrücken aus fuhren wir das liebliche Saarthal hinab bis nach der altehrwürdigen Stadt Trier mit ihren bis in die Zeit vor Christi Geburt hinaufreichenden Denkmälern, und von da zurück über Luxemburg und Diedenhofen, dessen zahlreiche Häuserruinen von der Eisenbahnlinie aus, die in einer Entfernung von einer halben Viertelstunde vorüberführt, ganz wohl sichtbar sind, nach Metz, das in diesem Krieg unsere Blicke so lange gefesselt hielt. Die Lage dieser Stadt ist ebenso reizend, wie seine Festungswerke stark sind, und wir konnten den Beinamen „Paradies von Lothringen" sehr wohl begreifen, trotzdem der Schmuck des Frühlings sich erst zu entfalten begann und die herrlichen Gärten, Alleen und Parke, welche früher den Raum zwischen der Stadt und den Forts St. Quentin und Plappeville zierten, durch die Bazaine'sche Armee, die

hier 10 Wochen lagerte, geradezu vernichtet sind. Andere äußere Spuren des Kriegs finden sich in und um Metz im Bereich der Fortification nicht. Die Straße von Metz nach Verdun führt am Fuße des Forts St. Quentin vorbei — dieses Fort beherrscht mit hocherhobenem Haupte die Gegend weithin und ist durch seine Lage das stärkste Festungswerk von Metz, obgleich es an Ausdehnung das kleinste von allen ist; mehrere hundert Arbeiter sind eben jetzt beschäftigt, den Grat des Berges westwärts zu ebenen, wie es scheint, zur Ausdehnung der Festungswerke in dieser Richtung, — über Longeville, Moulins les Metz, Mai son neuve immer ansteigend bis auf das Plateau, auf dem der letzte hartnäckige Kampf in der Schlacht von Gravelotte am 18. August stattgefunden hat. Der Landmann hat das Feld längst wieder in ordnungsmäßigen Stand gesetzt, der Pflug hat die Blutlachen verdeckt und die Wälle und Gräben geebnet, und nichts würde die Schreckensscenen verrathen, welche auf diesem ewig denkwürdigen Schlachtfeld stattgefunden haben, sähe man nicht weithin im Umkreis die Ruinen der niedergebrannten Gehöfte und die zahlreichen Grabhügel der Gefallenen; nur an einigen Stellen sieht man noch Spuren der französischen Verschanzungen die Straße entlang, und in dem mit einer Mauer eingefaßten Garten des Meierhofs St. Hubert, wo ein furchtbarer Kampf stattgefunden haben soll, ist seit der Schlacht alles noch im unveränderten Zustand. Von hier führt die Straße hinab in das bewaldete, schluchtartige Thälchen des kleinen Flüßchen Mance, aus dem die Franzosen durch das Feuer der preußischen Kanonen, die auf der jenseitigen Höhe, auf der Straße zwischen Gravelotte und dem vollständig ausgebrannten Hof Mocador, aufgestellt waren, vertrieben werden mußten. In Gravelotte trafen wir die Mannschaft (preuß. Reservisten) mit der Bestattung von Leichen beschäftigt, die in einem großen, vom Staat angekauften, an der Straße zwischen den Häusern liegenden und von einer Mauer umgebenen Garten gesammelt werden; bis jetzt sind etliche und 40 Gräber, die größtentheils Officiersleichen enthalten, in zwei Reihen hergestellt. In gleicher Weise beschäftigt trafen wir die Besatzungsmannschaften, auf unserem ganzen Wege über Vernéville, St. Marie aux chênes, St. Privat 2c.; sie holen die Leichen, die noch nicht in größeren Massengräbern, die alle tiefer gelegt und mit 4 Fuß hohen, mit Rasen belegten Wällen versehen worden sind, untergebracht wurden, auf den Feldern in Särgen ab, die sie auf die seither zum Feldpostdienst gebrauchten Wagen laden, und bestatten sie auf den Begräbnißplätzen, die in der Nähe von Dörfern zu diesem Zwecke angekauft worden sind. Die einzelnen Gräber sind verschieden groß und enthalten gewöhnlich 60—70 Leichen; ein Riesengrab am Ende des Dorfes St. Marie aux chênes birgt allein 2500 Leichen. Es ist in der That rührend, mit welcher Liebe und Sorgfalt die Soldaten diesem Geschäfte obliegen, und häufig genügt es ihnen nicht, die Gräber vorschriftsmäßig aufgebaut zu haben, sondern sie schleppen Steine weit herbei und holen Moos in den Wäldern, um das eine mit einer steinernen Einfassung und Moosrabatte, das andere mit einem Trottoir zu versehen. Dieselben Erscheinungen, wie hier, wiederholen sich auf der östlichen Seite von Metz; auch hier hat die fleißige Hand des Ackersmannes die Spuren des Kriegs verwischt; nur die Gräber der Gefallenen, die abgehauenen Stämme von hunderten herrlicher Bäume und die Ruinen von Häusern und Dörfern — das Dorf Peltre, unmittelbar an der Eisenbahn gelegen, ist vollständig zerstört und keine ganze Wand übrig geblieben — erfüllen das Herz mit Mitleid. Die Gegend von Bening, wo die Bitscher Bahn von der Metz-Saarbrücker Bahn abzweigt, bis Bitsch ist vom Krieg ganz verschont geblieben; um so wohlthuender war daher für uns der Anblick dieses reichen und gesegneten Landes, das wir nun wieder eine deutsche Provinz nennen dürfen. Dagegen sind die Gräuel der Zerstörung in Bitsch, Festung und Stadt, ganz fürchterlich. Von 300 Häusern des Städtchens sind noch etwa 100 bewohnbar, die andern Schutthaufen oder ausgebrannt und an den Wiederaufbau wird im Augenblick hier ebensowenig wie anderwärts gedacht. Auch die Festung hat beträchtlich gelitten; zwar haben die Felswände, auf denen die gewaltige Feste ruht, den deutschen Granaten, obgleich sie zu Tausenden — es sollen in den 3 Tagen der Beschießung über 22,000 Bomben auf Bitsch gefallen sein — ihre Marken zurückgelassen haben, in einer Weise widerstanden, daß die Belagerer ihre Geschütze, die ohnehin nicht vom schwersten Kaliber waren, wieder nach Zweibrücken zurückschickten und sich auf eine theilweise Cernirung des Platzes beschränkten; dagegen sind die meisten Wohngebäude auf der Festung theils zusammengeschossen, theils ausgebrannt. Die ganze Festung ist auf der östlichen und südlichen Seite, die frei von Häusern ist, unmittelbar am Fuße des Berges von einem dreifachen Gürtel von eng an einander gereihten, circa 6 Fuß tiefen und 6 Fuß im Durchmesser haltenden Gruben umgeben, in deren Mitte dicke und oben scharf zugespitzte eichene Pfähle, die nicht ganz bis an's Niveau reichen, eingeschlagen sind, die den Zweck zu haben scheinen, die Angreifer zu spießen, vorausgesetzt, daß sie beim Sturmlauf in die Löcher fallen. Die Stimmung ist selbstverständlich eine sehr gedrückte, ohne gerade bitter zu sein; es war uns daher sehr wohlthuend, als wir in einem Wirthschaftsgarten, der ringsum von Trümmern umgeben ist, Deutsche fanden, die die Gemüther zu beruhigen und zu erheitern schienen: es war ein ausgezeichnetes Quartett von Zweibrücker Sängern, die deutsche Volkslieder vortrugen und viele dankbare Zuhörer versammelten. Auch däuchte es uns ein günstiges Zeichen für die rasche Acclimatisation dieser Gegend an den deutschen Himmel, als wir beim Hinausgehen auf den Bahnhof einen Bitscher Knaben von kaum 6 Jahren ganz lustig die „Wacht am Rhein" singen hörten. (Schwäb. Merk.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 56. Speyer, Donnerstag, den 11. Mai 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Es war gegen acht Uhr in der Frühe, als so das Fuhrwerk durch die schnurgeraden Straßen der viereckigen Rhein-Neckarstadt rasselte; der herbstliche Nebel rieselte in stets größeren Tropfen auf die Dächer und das Straßenpflaster, bis sich daß Geriesel zu einem völligen Landregen entwickelte, als wir uns vor der Stadt der Rheinbrücke näherten. Ich lag tief in meinen Mantel gewickelt in der linken Wagenecke, mein Retter zu meiner Rechten, indem er Zügel und Peitsche handhabte. Die Pferde liefen einen anständigen Trab, hielten aber plötzlich an, da ein Mann im Dienstrocke an den Kutschenschlag trat, welchem Herr Franz Stamm ein kleines Geldstück zuwarf. Der Brückenwächter war befriedigt, die Pferde wieder in langsamem Gange. Da sprach Herr Franz Stamm kurz:

„Der Rhein!"

Der Rhein! Ja, er mußte es wohl sein, da es mein Gefährte sagte und der hohle Klang unter den Rädern darauf hindeutete, daß wir uns auf einer Brücke befanden.

Man hört sein Lebenlang so viel vom Rheine, daß man sich daran gewöhnt, ihn als einen der heiligen Ströme in Eden zu achten; und wenn ein Tropfen Balsam in den Schmerz meines Abschieds von München gefallen, so war es der Gedanke an den Rhein, den ich zum ersten Male sehen durfte. Ich weiß nicht mehr, woran ich dachte, als mich jetzt das Wort ganz unversehens traf. Das also war der Rhein! So weit der Blick im sprühenden Herbstnebel zu übersehen vermochte — flache, unscheinbare Ufer, zwischen diesen eine mächtige, von Süd nach Nord sich bewegende trübgrüne Stromfluth, in die der kalte Regen in Millionen Tropfen rauschte. Weiter unten fuhr ein schmutziges Dampfboot in den Nebel hinein, gellendes Geläute tönte von ihm her. Auf der Brücke gingen Leute und Fuhrwerke herüber und hinüber im eiligen Geschäftsdrange. Vergeblich sah ich mich nach der gerühmten Romantik des Rheines um, — mir ging es, wie den meisten, welche den Rhein an der langen badischen Grenzlinie passiren: er machte nicht den erwarteten Eindruck. Die lange Dauer der Ueberfahrt gab mir zwar einen Begriff von der Breite und Mächtigkeit des Stromes; dennoch war ich geneigt, den alten Vater Rhein für einen zwar gewaltigen aber ziemlich langweiligen Gesellen zu halten. Als nun am Ende der Schiffbrücke die Pferde wieder auf festen Boden traten und mein Rubikon überschritten war, zeigten sich am Ufer wenige niedere Häuser und vor einem Wachthause ein präsentirender hellblauer Militärposten.

„Das ist die Rheinschanze", erklärte mein Gefährte, „wo Anno 14 in der Neujahrsnacht die Russen den linksrheinischen Boden betraten. Wir sind jetzt auf pfalzbayerischem Boden. Wie gefällt's Ihnen im Land?"

„Hm!" erwiderte ich achselzuckend. „Zu einem Urtheil bin ich noch nicht lange genug hier."

„Bald soll's hier besser aussehen, da der König eine neue Stadt — Ludwigshafen — hier anlegen will, die Mannheim den Rang ablaufen wird, wenn's wahr ist. Warum, Herr Lieutenant, hilft man nicht lieber dem alten Speyer weiter oben am Rhein auf? Mannheim" — Mannem sprach mein Gefährte den Namen aus — „bleibt Mannheim: die Hauptstadt der Pfalz am Rhein, wie vor der Revolution, wo mein Vater als Beamter sich oft drüben aufhielt. Noch jetzt lassen wir Ueberrheiner, wie uns die Mannheimer heißen, viel Geld drüben aufgehen und unsere Mädchen lernen am Liebsten in Mannheim Räson. Das Institut drüben ist rheinauf, rheinab das beste, — drum hab' ich auch gestern mein Bäschen wieder hinübergebracht. Hedwig will den Winter noch im Institute bleiben."

Als die Redseligkeit meines Begleiters hier eine Pause eintreten ließ, fragte ich in Erinnerung des Namens im Etui jenes Fremden zu München:

„Heißen alle Pfälzer Mädchen Hedwig?"

„Mehrere Tausende heißen auch anders," antwortete auflachend Herr Stamm. „Hedwig ist kein häufiger Name, aber mein Bäschen erhielt von ihren verstorbenen Eltern den Namen, und nahm ihn an, weil sie wohl bei der Taufe noch nichts gegen denselben einzuwenden hatte."

Wir waren schon eine gute Strecke auf einer trefflichen Straße zwischen einer Pappel-Allee dahin gefahren, als Herr Stamm wieder begann:

„Es ist Ihnen wohl einerlei, ob wir über Speyer oder Neustadt nach Landau kommen. In der Neustadt gibt's einen guten Frühschoppen. Wenn es hell Wetter wäre, könnten Sie schon die Haardt sehen. Nicht wahr, die Pfalz ist ein schönes Land."

Ich sah hinaus und schwieg. Wenn auch die Heerstraße nach Landau eigentlich über Speyer führte, so mußte ich doch wegen des Frühschoppens über Neustadt. Von der gerühmten Schönheit der Pfalz hatte ich noch nichts bemerkt; der graue Novemberhimmel goß seinen Wassersegen überreichlich auf das Land, das eben wie eine Tischplatte vor uns lag, wohlbebaut, fruchtbar, kein Feld unbenützt; Rüben- und Kohlfelder gaben auch dem Spätherbste noch den Reiz frischen Grün's; die Dörfer, deren geschlossene Häuserreihen und gepflasterte Gassen wir passirten, sahen städtischer, sauberer, wohlhabender aus, als die meisten Landstädte jenseits, waren wohl auch bevölkerter. Was aber ging mich all' der schöne Kohl und die starke Bevölkerung der Pfalz an! Sie ersetzten mir die Hauptstadt mit ihren Freuden nicht, aus denen ich vertrieben war.

Mein Schweigen ward indessen durch Herrn Stamm's Redseligkeit hinlänglich gedeckt. Und als endlich nach einigen Stunden raschen Fahrens unabsehbare, laublose Rebenfelder zu beiden Seiten der Straße die Gegend durch ihre regelmäßig gezogenen nackten Gerippe von Latten und Pfählen durchaus nicht reizender machten, pries er die Schönheit der Weinlandschaft und deutete mit der Peitsche rechts hinaus in den Nebel, wo das goldene Weinland der untern Haardt liegen sollte.

Von den Bergen sah ich an jenem regnerischen Nebeltage auch dann noch nichts, als wir endlich an ihrem Fuße in die engen Gassen der „Neustadt" und in eine noch engere Einfahrt einlenkten, wo Herr Stamm dem Hausknechte die Zügel zuwarf und mit lauter Stimme nach einer guten Bouteille rief. In die Wirthsstube eintretend, tönte uns ein schauderhaftes Getöse entgegen, als ob eine volle Zechstube der Schauplatz fürchterlicher Händel wäre. Dennoch saßen nur fünf Gäste da — in gemüthlicher Unterhaltung — beim Frühschoppen. Meine Verwunderung über deren fürchterliches Schreien beantwortete mein Gefährte lachend mit der Bemerkung, das wir eben mitten im „Krischerlande" seien. Einer der gemüthlichen „Krischer" im edlen Zecherkreise, der meine Worte gehört hatte, rief denn auch lachend herüber:

„Herr Lieutenant, trinken Sie einmal vier Schoppen von dem Weine da, ob Sie's Maul halten können?"

Nachdem ich so Gelegenheit gehabt, die laute Weinlaune der Pfälzer kennen zu lernen, zahlte Herr Stamm die Zeche — „wir rechnen später mit einander", sagte er — und wieder fuhren wir weiter die Straße hinan zwischen weiten Rebenfeldern am Fuße der oberen Haardt hin, südlich gen Landau. Die Schönheit des Landes wollte ich noch immer nicht erkennen. Durch den trefflichen Trunk etwas aufgeräumter, hörte ich dagegen auf die schnurrigen Beiträge meines Gefährten zur Culturgeschichte der Pfalz, wo die Gescheidtheit nach seiner Aussage zwar überall blühe, die Neustädter jedoch die allergescheidtesten seien. Einst auch, erzählte er, rissen alle Neustädter aus, als ein feindlicher General den Gescheidtesten der Stadt zu hängen befahl, denn Jeder hielt sich selbst für den Unglücklichen. Dazwischen zeigte mir mein redseliger Gefährte, wo das von Anno 32 berühmte Hambacher Schloß und andere Ruinen im Nebel am Gebirgsrande lägen, wobei wir hie und da große stattliche Orte in den Rebenfeldern liegen sahen.

(Fortsetzung folgt.)

Innerhalb des Pariser Stadthauses.

(Aus der englischen Zeitschrift „Der Beobachter".)

Am 10. April rüstete ich mich zu einem Besuche im Pariser Stadthause, um das Ungeheuer des Central-Comites in seiner Höhle aufzusuchen, und mit eigenen Augen seine Gestalt und Farbe zu beurtheilen. Wie Jedermann weiß, sind die Zugänge dieses Heiligthums sorgfältig durch Barrikaden von Steinen und von umgestürzten Wagen beschützt, indem nur ein enger Durchgang für nothwendige Fuhrwerke, und ein Fußweg für die Getreuen offen gelassen ist. Ueberall sind Nationalgarden aufgestellt, und zwar in den beliebigsten Costumen, in nichts übereinstimmend aus in ihren gewichtigen Schießwaffen. Um die Barrikade herum, die ich zu überschreiten versuchte, standen Schaaren von Weibern, Kindern und Männern aus der arbeitenden Classe; ich gab meinen Wunsch kund, mit einem Herrn des Ausschusses einige Worte zu sprechen, und wurde hierauf über den Platz durch das vergitterte Thor geführt, wo in früheren Zeiten die Carrossen der Prinzessinnen und Herzoginnen zu warten pflegten. Hier mußte ich ein paar Augenblicke stehen bleiben, und hatte Muße, um mich zu schauen. Der Platz war zur Hälfte mit bewaffneten Männern in den verschiedensten militärischen Trachten angefüllt, manche behaglich stehend, andere über den Platz schreitend, wieder andere an dem steinernen Geländer lehnend, das den Quai begrenzt. Jeder Eingang zu dem Platz war streng bewacht; große Barrikaden erhoben sich in unförmlichen Massen auf jedem unbesetzten Fleck Erde, während Kanonen und Mitrailleusen in Reihen zu sechs ihr häßliches Antlitz zwischen die Steinblöcke streckten, bei dem geringsten Allarmruf bereit, die Straßen zu fegen. Herumlungernde Bürger drängten sich an mich heran, nahmen mich ohne Weiteres beim Knopfloch und redeten mir zu, mir entweder Kupfermedaillen von Garibaldi oder republikanische Cocarden zu kaufen. Der Haupteingang ist, nebenbei gesagt, mit rothem Tuche verziert, und eine Gypsfigur der Freiheit, mit einer rothen phrygischen Mütze über die Augen gezogen, verdeckt jetzt die alte Reiterstatue Heinrich's IV. Außerhalb und innerhalb der Thore herrschte Lärm und Unruhe, und ich fand, daß es

hohe Zeit war, mich der Menge anzuschließen, um endlich vorwärts zu dringen. Obgleich ich mich in den gewöhnlichsten, ja, in einen fast schmutzigen Anzug gesteckt hatte, war ich noch zu gut gekleidet, um nicht die Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen, und so führte man mich gleich zum Cerberus dieses Hades, der mich barsch fragte, was mein Anliegen sei, und ob ich eine geeignete Einlaßkarte besitze. Ich antwortete, daß ich Geschäfte der größten Wichtigkeit habe, die keinen Aufschub duldeten, und zeigte ihm meine Visitenkarte. Obwohl er wahrscheinlich nicht lesen konnte, lächelte er verachtungsvoll über diesen Streifen Pappendeckel; doch vermuthe ich, bemerkte er Eile in meinem Ausdruck und ließ mich endlich, wenn auch nicht ohne Widerwillen, das Thor passiren. Ich eilte die Treppen hinauf, mitten durch einen Haufen erhitzter und erregter Menschen, ohne Zweifel lauter ehrliche Bürger, die nur keinen übermäßigen Gebrauch von Wasser und Seife machten; sie Alle hatten wohl die Absicht, irgend ein Anliegen dem unglücklichen Ausschuß vorzubringen, der in den obern Zimmern versammelt war. Noch eine weitere dunkle Stiege hinauf, früher, wie ich vermuthe, von der Dienerschaft benützt, hatte ich abermals mit aller Macht gegen einen zweiten Menschenstrom anzukämpfen; drängend und drückend, mit den Ellbogen mir in der Dunkelheit einen Weg bahnend, landete ich endlich wie durch eine Welle getragen, auf der obersten Stufe. Ich war selbst nun ganz erhitzt und beschmutzt, und mein Rock trug die Spuren des frischen Maueranwurfs. Aus der Dunkelheit in das Licht, taumelte ich ein paar Augenblicke wie eine aufgescheuchte Eule, und als ich wieder klar sehen konnte, befand ich mich in einem geräumigen, gedeckten Hof, ringsherum mit Marmorstatuen besetzt, und einem herrlichen doppelten Stiegenhause.

Die Marmorfiguren hatten Zwerchsäcke über den Rücken und Branntweinflaschen in den Händen, während ihre Füße und das Piedestal in Kriegsgeräthen begraben waren, — Zelte, Gewehre, Pistolen, auch Decken und Sättel. Etwa 50 oder 60 der Insurgenten (wahrscheinlich die Ehrenwache) lagen auf den Stufen herum, ihre Pfeifen rauchend und ihre Waffen putzend, irgend ein Lied singend oder in rauher Stimme sich zurufend. Das Gesammtbild dieser Scene war wirklich malerisch. Die Sonne schien glänzend auf die geschäftige Gruppe; hier Nationalgarden in Schwarz und Roth, dort ein paar Soldaten der Linie mit verblichenen rothen Beinkleidern und abgenütztem Ueberrock, an einer andern Stelle ein Zuave in Hemdärmeln, mit einer breiten blauen Schärpe nachlässig um die Taille geschlungen, weiter oben auf der Stiege ein Trupp Garibaldianer, wettergebräunte Gestalten mit dunklem Haar, in leuchtend rothen Hemden und mit Tyrolerhüten. Niemals in meinem Leben hatte ich ein ähnliches Gebrüll und Gelächter gehört. Die Patrioten mögen vortreffliche Absichten haben, aber ihre Manieren lassen viel zu wünschen übrig. Ein Mitglied des Ausschusses erzählte mir später, daß, als die Kanonen zu Ehren der gelungenen Abstimmung auf dem Platze abgefeuert worden waren, man über dem Lärm, der innen herrschte, nichts davon gehört hatte, und ich bin überzeugt, daß sich mein Freund keiner Uebertreibung schuldig machte, nach den Kraftausbrüchen ihrer Lungen zu urtheilen, von denen ich selbst Zeuge war. Zwei Mitrailleusen standen auf der obersten Treppe, bereit, jedes Mitglied der Ordnungspartei niederzumähen, das kühn genug wäre, einen Versuch zur Wiedereinnahme der Citadelle zu wagen. Boten rannten eilig hin und her mit Säcken voll Depeschen, und andere Leute drängten sich hier wie überall in den Räumen des neuen Regime. Plötzlich wurde ich von einem Herrn erfaßt, der die Abzeichen der Regierungsgewalt an sich trug, und abermals um die Ursache meines Geschäfts befragt. Nach einer kurzen Erklärung nahm er mich unter seinen Schutz, und so bahnten wir uns einen Weg, so gut es ging, durch die Menge, die jede Thür besetzte. „Der Bürger geht mit mir," sagte er zu den eifrigen Soldaten, die mich zurückzudrängen suchten; so war es mir endlich geglückt, meine Absicht durchzusetzen, denn mein Begleiter entpuppte sich wirklich als ein Mitglied des gefürchteten Ausschusses. Vorwärts ging es von Zimmer zu Zimmer, jedes mit Schreibtischen ausgestattet, an denen eine Zahl von Schreibern saßen, augenscheinlich nicht an die Feder gewöhnt, belästigt und gepeinigt von zudringlichen Bittstellern. „Nun, Bürger, Ihr müßt nicht so in meinem Lichte stehen. Was Teufel! wie soll ich meine Arbeit beenden, wenn Ihr mich so oft unterbrechet. Was sagt Ihr? Ich weiß nichts von allem dem, das ist nicht der rechte Ort." Und der Mann wurde in das nächste Zimmer verwiesen, um dort seine Fragen zu wiederholen und die gleiche Antwort zu erhalten. Manche murrten und gingen ihren Weg in Verzweiflung weiter, manche riefen nach Gerechtigkeit und trugen zum allgemeinen Getöse bei. „Nun, das ist noch ärger, als unter den Bonapartisten," hörte ich einen zwischen den Zähnen fluchen, als er seine Papiere zusammenraffte und den Platz verließ. „Sie bilden sich ein, wir hätten nichts zu thun, als ihren Unsinn anzuhören," brummte der ermüdete Schreiber, strich sich über das kahle Haupt und nahm dann die Feder wieder zur Hand. Weiter ging es durch einen andern Gang in den großen Ballsaal, jetzt eine Barracke, wo 200 Mann ihr Quartier aufgeschlagen hatten und sich auf den gelben Damastsophas breit machten. In der Mitte der Halle waren Gewehre in Haufen aufgeschichtet; Decken und Säcke lagen zerstreut umher, so daß man sich mit den Füßen darin verwickelte; das Licht des Himmels war durch Gruppen von Menschen verdunkelt, die in den Fensternischen standen oder auf der Brüstung saßen, mit den Füßen in der Luft baumelnd. Ich konnte das Ende des Zimmers durch die dicke Atmosphäre von Tabak nicht unterscheiden, die in Wolken um die Vorhänge schwebte, und war daher nicht ungehalten, als ich mich endlich am Ziel meiner Reise befand, einem kleinen Salon, mit geblümtem Damast behängt. Ein langer Tisch, mit grünem Tuch überzogen, mit Schreibzeugen und Mappen ausgestattet, nahm die

ganze Länge des Zimmers ein. Am andern Ende war eine Thür auf jeder Seite von einer Schildwache besetzt, oben mit der Aufschrift „Centralcomite.“ Man sagte mir, daß ich noch einen Augenblick zu warten habe, ehe man mich in die Gegenwart der Mächtigen einführen könne, die gerade jetzt in einer Berathung begriffen seien, — ich hätte eher gedacht in einem Streite, den lauten Worten und zornigen Tönen nach zu urtheilen, die eben jetzt aus dem andern Zimmer herüberdrangen. Demnach wartete ich, und ließ mich in ein Gespräch mit einem Mitglied des ehrsamen Schustergewerbes ein, einem jungen, nicht unintelligent aussehenden Menschen, der bis über die Ohren in den Geschäften stack, und sich darin zu gefallen schien. Er war einer der Großen, hergekommen, um mich zu bewillkommen, und benahm sich ungemein höflich und gutmüthig. Er erzählte mir, daß er während der letzten 10 Tage kaum geschlafen habe, aber daß es Pflicht Derjenigen sei, die sich im Amte befänden, für ihre Mübürger zu arbeiten und zu leiden, daß seine Partei Herrin der Lage sei, und wer würde nicht sich gerne dafür plagen? Indeß rief ihn der Drang der Geschäfte wieder ab und ich nahm Platz in einem Stuhle. Hier dachte ich über die Fremdartigkeit der Scene nach, betrachtete die Verordnungen, mit denen die Atlastapete beklebt war, und hörte den Fanfaren der Trommeln und Trompeten zu, die vom Platze heraufttönten. Da traten zwei Exagenten der Polizei auf mich zu, die mich als die einzig unbeschäftigte Person ausersahen, um ihre Leiden und Klagen anzuhören. Sie hatten von Versailles aus den Befehl erhalten, ihre Function aufzugeben, mit dem Versprechen, daß man ihnen so lange ihren Gehalt ausbezahlen würde, als sie der guten Sache treu blieben, und nun wagten sie sich in das entgegengesetzte Hauptquartier, um hier vielleicht eine Aufbesserung ihrer Lage zu finden. Mein Freund, der Schuhmacher, schloß sich ihnen jetzt an, und ergriff warm ihre Hände. „Ihr seid doch für die Commune? Dann sollt Ihr Euer Amt behalten, gut bezahlt werden, und Euren Mitmenschen dienen.“ Es lebe die Commune! riefen sie mit Begeisterung und umarmten sich. Auch ich stimmte in diesen Ruf ein, und so bildeten wir eine ganz heitere Gesellschaft, schüttelten uns die Hände und sprachen von der großen Zukunft, die für das Land herankomme, als sich die Thüre öffnete und ich aufgefordert wurde, einzutreten, um den Großen der Erde meine Huldigung darzubringen. An einem mit grünem Tuch überzogenen Tische saßen elf Männer in den verschiedensten Anzügen, zwei darunter exaltirte Communisten, heftige Worte mit einander wechselnd, zwei auf dem Sammtsopha schlafend, ganz überwältigt von ihrer schweren Arbeit. „Ich sage Euch, es muß Todesstrafe sein“, schrie der Eine; dann trat plötzliche Stille ein, als sie einen Fremden in dem Heiligthume bemerkten. Sie sahen Alle sehr ermüdet und hungrig aus; einige Ueberbleibsel von Brod, Butter und hartgesottenen Eiern lagen zerstreut auf dem Tische unter einem großen Haufen von Papieren und Placaten. Nachdem ich hier wieder höchst zeitgemäße Worte gesprochen und mir dadurch das Wohlwollen der Männer erworben, verließ ich das Zimmer, erkämpfte mir einen Ausweg durch die belagerten Thüren und war froh, mich wieder aus der Athmosphäre der Patrioten in der reinen Frühlingsluft zu befinden.

Miscellen.

München, 3. Mai. Zur Zeit sind nahezu 2000 Bayern mit ausländischen Orden (ungerechnet die verschiedenen Medaillen und Denkzeichen) decorirt, so daß im Königreich auf 2500 Personen eine kömmt, welche einen oder mehrere ausländische Orden trägt. Die größte Zahl derselben, nämlich 21, besitzt S. k. Hoh. Prinz Carl von Bayern; an ihn schließt sich mit 20 ausländischen Orden Generallieutenant Ludwig von der Tann, an diesen mit 19 Se. k. Hoh. Prinz Luitpold, an diesen mit 18 Geh.-Rath Baron Liebig an; diesem folgt Staatsrath Dr. Frhr. v. d. Pfordten mit 16, Gen.-Lieutenant Frhr. v. La Roche mit 15, Se. k. Hoh. Prinz Adalbert mit 14, der pens. Generaldirector der Verkehrsanstalten, Frhr. v. Brück, mit 12, Gen.-Lieutenant v. Hartmann, C. v. Sauer, Major und Flügel-Adjutant des Königs, Carl Frhr. v. Schrenk, Gesandter, mit je 11, dann Staatsminister Graf v. Bray, Oberst-Ceremonienmeister Graf Moy, Frhr. Pergler v. Perglas, Gesandter, Ludwig Graf v. Rechberg und Rothenlöwen, Generallieutenant, und Professor Rob. v. Schlagintweit mit je 10 ausländischen Orden 2c. 2c.

Straßburg, 30. April. Die nicht crepirten Granaten haben, es ist kaum glaublich, seit vorgestern in Straßburg wieder drei Opfer gefordert. In der Ruprechtsau war ein Tischler vorgestern mit dem Entleeren eines solchen Ungethüms beschäftigt, ein junger Mann sah ihm zu. In unverantwortlichem Leichtsinne brachte der Tischler Licht an die Granate, diese platzte, riß ihm buchstäblich den Leib auseinander, so daß er auf der Stelle todt war, und dem jungen Manne wurde ein Arm abgerissen und ein Bein schwer verletzt — heute ist er auch eine Leiche. Gestern zündete ein Schlosser in der Nähe eines Kastens, der 16 Kilogramme aus gefundenen Granaten genommenes Pulver enthielt, eine kleine Quantität desselben an, um zu sehen, ob es noch gut sei; er hatte vergessen, den Kasten zu schließen, das ganze Pulver explodirte, er wurde über eine Galerie in den Hof hinabgeschleudert, Fenster und Wände barsten, und der Unglückliche wird schwerlich mit dem Leben davon kommen.

Homonyme.

Ich kann die schwersten Lasten heben,
Und brauf' ich in der Mehrzahl her,
Beweg' ich leicht der Pflanzen Leben,
Und wär' es fest auch noch so sehr.

In Blau und Roth und and'ren Farben
Erschließ ich mich dem Sonnenlicht.
Und auf den Feldern zwischen Garben
Bin ich der Schwestern schlechtste nicht.

Auflösung des Räthsels in Nr. 54:

(Fensterscheiben.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 57. Speyer, Samstag, den 13. Mai 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von August Becker.

(Fortsetzung.)

Endlich hielten wir in einem dieser volkreichen Orte vor einem ansehnlichen Hause, wo ich in den freudigen Empfang meines Gefährten mit eingeschlossen wurde. Bei der herzlichen Begrüßung, die uns ward, dachte ich mir, in der Pfalz müsse eine große Familiarität zwischen den Wirthen und ihren Gästen herrschen. Ländlich, sittlich! und ich fügte mich um so geschmeidiger in diese Sitte, als ich beim Mittagstisch einem schönen schlanken Mädchen gegenüber zu sitzen kam, das sich als die Tochter vom Hause erwies und manchmal ab und zu ging, um die reichlich gesegnete, ganz vortreffliche Tafel in gehöriger Ordnung zu halten. Ihr Wuchs, ihre stolze Haltung erinnerte mich außerordentlich an Eugenien, aber ihre Bewegungen waren natürlicher, lebhafter, freier, — und das schöne Mädchen gefiel mir in diesem Augenblicke fast eben so gut, ja genau eben so sehr als meine ferne Cousine. Dabei ließ ich mir Speisen und Wein musterhaft schmecken. Nur hie und da ging mir ein leiser Stich durch's Herz und durch die Börse, wenn ich an die Zeche dachte; denn jeden Augenblick wiegte der Herr einen andern zierlichen, messingenen Schlüssel ohne Bart in der Hand, und meinte dabei, daß wir jetzt einmal diesen und jenen feinen Tropfen verkosten sollten. Zu widersprechen wagte ich nicht, aus Furcht, mein Retter aus der Noth könne es als Knauserei deuten. Dabei mundete mir der Wein immer besser, je länger ich die Augen auf dem schönen Mädchen am Tische verweilen ließ.

Herr Stamm, der mit der Familie sehr bekannt schien, ließ sich mit Vater, Mutter und Tochter öfter in Gespräche über Verhältnisse ein, die mir zu unbekannt waren, als daß ich besonders aufmerksam zuhören wollte oder durfte. Ich selbst bewegte mich in liebenswürdigen Allgemeinheiten, die allmählig dem schönen, freundlichen und witzigen Mädchen gegenüber einen lebhafteren Character annahmen, je wärmer mir der Wein im Busen glühte, und wenn ihre Lippen das Glas berührten, welches an dem meinigen angeklungen war, schmatzte mein Mund vor Wohlbehagen, so daß ich ihre Frage, wie mir die Pfalz gefalle, dahin erwiderte, daß es ein ganz herrliches Land sei. Daß Herr Stamm hierüber lachte und die Eltern lächelten, konnte meine gute Laune nicht stören; dies geschah erst durch die Erinnerung meines Gefährten an die Nothwendigkeit des Aufbruchs, wenn der Herr Lieutenant noch vor Abend in Landau sein wolle. Ich hatte München und Landau im Verlaufe der schönen Stunde vergessen, — melancholisch stand ich von der Tafel auf und erhielt bei meiner Erkundigung nach der „Schuldigkeit" vom freundlichen Hausherrn die Antwort, daß schon Alles berichtigt sei, was ich im Hinblick auf spätere Abrechnung mit Herrn Franz Stamm seufzend hinnahm.

Als wir nun unter freundlichem Händedruck und herzlichen Worten Abschied genommen hatten und wieder unsere Straße fuhren, konnte ich nicht umhin, einige Male mich nach dem Hause umzusehen, ob nicht das schöne Mädchen noch an der Thüre oder unter dem Fenster stehe, um uns nachzusehen. Diese Bemühungen wurden durch meinen Begleiter mit der Frage unterbrochen:

„Nun, Herr Lieutenant, wie gefallen Ihnen die Leute?"

„Ah, ein prächtiges Geschöpf!"

„Wer?"

„Dieses Mädchen, — die Tochter des Hauses."

„Ah so!" lachte er. „Sie bedauern wohl, daß sie versprochen ist."

„Was heißt versprochen?"

„Na, sie ist Braut."

„Verlobt", ergänzte ich mit einem kleinlauten Seufzer.

„Ja, mit einem hübschen, reichen, feinen jungen Mann, der zu ihrem Leidwesen eben auf einer Reise durch Deutschland, nach Wien, Breslau und Hamburg, begriffen ist."

Ich weiß nicht, was in dieser Mittheilung Widerwärtiges für mich lag; aber ich mußte unwillkürlich an jenen Fremden denken, der an meinem Abschiedsabende bei Tambosi zu München die Geschichte von den Böhämmern erzählt hatte. Wohl hätte ich auch eine bezügliche Frage gestellt, wenn Herr Franz Stamm nicht die Uhr gezogen und nach einem Blicke darauf die Pferde zu rascherem Laufe angetrieben hätte. Das rief mir wieder meine Meldungsfrist in's Gedächtniß zurück, und besorgt fragte ich, ob wir noch zur rechten Zeit nach Landau kämen.

„Wir müssen!“ rief mein Nachbar. „Tod oder Landau! sagen wir Pfälzer, wenn wir etwas durchsetzen wollen. Das datirt noch von Anno 93 her, wo an der Entsetzung Landau's das Geschick der Republik hing und der Convent in Paris die jungen Generale aufrief, Landau zu entsetzen oder den Kopf unter die Guillotine zu legen. Da stürmten die Sansculotten unter Hoche, Pichegru, Desaix vom Westrich und durch's Elsaß her und trieben die Deutschen mit dem Rufe: Landau ou la mort! von der Lauter und der Queich hinweg, so daß Landau nach harter Belagerung wieder frei ward. Das würde ihnen heute nicht mehr so leicht werden. Sie wissen ja selbst, daß die Rothhosen Landau für den Schlüssel Frankreichs halten, weswegen es zum Unglücke für die Gegend mehr Belagerungen aushalten mußte, als irgend eine andere Festung. Uebrigens können Sie ruhig sein. Ich liefere Sie bald durch's deutsche Thor ab.“

Während Herr Franz so plauderte, um mich zu beruhigen, irrten meine Gedanken schon wieder in anderen Richtungen umher, bis ich endlich in der Erinnerung an jenes Etui des Fremden zu München fragte:

„Sie heißt doch Hedwig?“

„Wer heißt Hedwig?“

„Nun, das schöne Mädchen, wo wir Mittag machten.“

„Herr Lieutenant,“ fing jetzt Franz mit einem eigenthümlichen Blick an, „wer hat Ihnen denn in den Kopf gesetzt, daß alle Pfälzer Mädchen Hedwig heißen? Sie heißt zufällig anders, sie heißt Louise, wenn Sie's doch einmal wissen müssen.“

Damit hieb er kräftig auf die Pferde ein. Ich lehnte mich nachdenklich in die Kutschenecke zurück und es trat ein längeres Schweigen zwischen uns ein. Das Rauschen des Regens auf der Kutschendecke und die Wirkung des Weines hatten mich bald in sanften Schlummer eingelullt. Ich träumte, — träumte von einem Balle in der Hauptstadt, wo jener Fremde, der die Böhämmergeschichte erzählt hatte, immer wieder mit Eugenien tanzte, die mit der schönen Louise am Mittagstisch eine und dieselbe war. Dabei redete ich Eugenien so lange mit dem Namen Hedwig an, bis sie mir den Rücken kehrte, mein früherer Ober-Lieutenant aber seine Hand schwer auf meine Schultern legte, um mir zu versichern, daß ich nicht mehr nüchtern sei. Seltsam, daß er dabei dem jungen, schlanken, blonden Civilisten glich, während seine Hand mir auf der Schulter lag. Als ich nun erwachte, fühlte ich denn auch wirklich eine Hand auf meinen Schultern; und ich wollte auffahrend dem Ober-Lieutenant versichern, daß ich Lust habe, ihm seine Nase mitten entzwei zu hauen, als ich die Stimme meines Begleiters und dessen pfälzischen Accent erkannte.

„Herr Lieutenant“, sprach er, „da stehen wir vor Landau. Da unten liegt's hinter dem Fort.“

Meine Augen ausreibend sah ich, daß wir auf der letzten Höhe vor der Festung angekommen waren; in einem flachen Thalgrunde reckte sich ein einziger Thurm aus hohen Wällen und Verschanzungen in die geklärtere Abendluft; das war der Ort, wo ich mein Exil zubringen sollte. Der Anblick war kein vielversprechender. Wehmüthig überkam es mich, als die Kutsche die sanfte Neigung der Straße hinunter rasselte, endlich sich zwischen Rasen-Böschungen und gemauerten Wänden hinter der ersten Barriere durchwand, während aus den Schilderhäuschen auf den Wallhöhen militärische Zurufe erschollen und die Wachposten auf die Kutsche herunter sahen. Dann ging es mit dumpfem Tone über die Brücken tiefer Gräben, die sich zwischen hochansteigenden Wällen anscheinend labyrinthisch und schon in dämmeriger Beschattung hinzogen. An Patrouillen vorüber, unter dem Hauptwalle hin durch das finstere deutsche Thor mit dem stolzen Sonnenhaupt Ludwig XIV. gelangten wir auf einen freieren Platz in der Stadt, wo der Feldwebel der Thorwache an uns herantrat, um nach Namen und Stand zu fragen. Bei meinem Anblick stramm salutirend, trat er mit freundlichem Grinsen wieder ab, und die Kutsche, durch enge Gassen stolpernd, hielt endlich vor dem Gasthofe „zum goldenen Schaf“ am Paradeplatze.

So war ich denn da.

Als sich ergab, daß das Commandantschaftsgebäude gerade gegenüber lag und auch die übrigen Meldungen keine langen Gänge kosteten, hatte ich noch Zeit, bei meinem freundlichen Beförderer in die Festung zu verweilen, um nicht ohne Beklommenheit nach den Kosten der Reise zu fragen. Er sah mich lachend an und meinte, ich sei weiter nichts schuldig, als daß ich, wenn ich einmal in's Gebirg käme, und die Bekanntschaft fortsetzen wolle, ihn im Elternhause besuche.

Zuerst ungläubig, dann erstaunt, drang ich auf ernstliche Berichtigung, — jedoch ohne Erfolg; denn die Rückfahrt, meinte Herr Stamm, hätte er ohnehin machen müssen, und die Zeche in Neustadt sei nicht der Rede werth. — Aber der Mittagstisch? — Privatleute und Verwandte, hieß es, nähmen in der Pfalz kein Geld, — der Herr Lieutenant müsse sich das hier zu Lande schon gefallen lassen.

Also in einem Privathause war ich zu Gast gewesen!

Ich war verschämt und ärgerlich über eine Verpflichtung gegen einen mir noch so gut als unbekannten Landeseinwohner. Er ließ sich jedoch nur noch herbei, mit mir zum Abschied eine gute Flasche zu trinken; dann mußte ich mich von meinem seltsamen Reisegefährten trennen.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Forschungs-Reisende in Afrika.

In den letzten Tagen sind wieder eine ganze Reihe von Berichten, Karten und Mittheilungen deutscher Forscher in Afrika bei mir eingegangen. Von Dr. Nachtigal in Kuka sind Nachrichten bis zum Anfang Januar da; er hatte bereits 6 Monate daselbst verweilt und viele werthvolle Arbeiten der ver-

schiedensten Art verfaßt. Er schreibt, daß er mit der „letzten Post" von dem Ausbruch des Krieges zwischen Deutschland und Frankreich Nachricht erhalten habe, und gedachte, demnächst eine vollständige Rundreise um den Tsad-See, dieses große, noch wenig bekannte Wasserbecken, auszuführen. Von Richard Brenner in Ostafrika sind ebenfalls Nachrichten bis zum Anfang Januar da; sein Schiff war auf einem Korallenriff bei Kismayo, etwas südlich der Juba-Mündung, gescheitert, doch die Mannschaft bis auf einen Matrosen gerettet, ebenso die Dampfbarkasse; die Waaren dagegen gingen zum Theil verloren, waren jedoch versichert gewesen. Im Uebrigen ist das Hauptziel seines Unternehmens, Etablirung von Handelsposten, vollständig gelungen. Werner Munzinger, dieser ausgezeichnete und hochverdiente Mann, den man füglich mit zu den deutschen Reisenden zählen darf, wenn er auch ein Sohn der deutschen Schweiz ist, hatte in den Monaten Januar, Februar und März eine wichtige Reise und die Aufnahme der bisher noch nie erforschten Gebirgsländer nördlich von Bogos und Mensa ausgeführt, und machte aus Massua am 31. März 1871 eine reichhaltige Sendung von Karten und seinem Tagebuche. Karl Mauch in Südafrika war von seiner Reise zur Dolagoa-Bai, auf der er den Transvaal-Autoritäten und Portugiesen zur Auffindung des besten Weges und Etablirung einer Poststraße zwischen Potschefstroom und der Küste behilflich gewesen war, nach jenem Orte zurückgekehrt und am 2. März sodann von Neuem aufgebrochen, um seine lange projectirte, größte, auf „einige Jahre" berechnete Reise in das äquatoriale Afrika anzutreten.

Gotha, 5. Mai 1871. A. Petermann.

Die Pariser Clubs.

Aus Paris, 6. Mai, schreibt man dem „Frankf. J.": „Eines der merkwürdigsten Schauspiele, welche man in dem heutigen Paris genießen kann, ist jedenfalls eine Clubsitzung in der Kirche des heil. Nicolaus, in dem gewerbreichsten Viertel der Stadt. Denken Sie sich eine prächtige gothische Cathedrale von fünf Schiffen, des Abends mit Gas beleuchtet und nun dicht gefüllt von einer volksthümlichen, beständig auf- und niederwogenden Gemeinde. Der Kanzel gegenüber tagt das Bureau zu Füßen eines ehernen Crucifixes, von welchem die rothe Fahne herabweht; man erinnert sich unwillkürlich, daß schon die Patrioten von 1793 den Gekreuzigten den großen Sansculotten von Nazareth genannt haben. Ein junger Bürger, das blaue mit dem Tempel Salomonis bestickte Freimaurerband über der Brust, besteigt unter stürmischem Applaus die Kanzel: er heißt Landeck, ist aber trotz seines deutschen Namens ein echtes Kind von Paris und jedenfalls einer der besten Volksredner, welche diese Bewegung auf die Oberfläche getrieben hat. Wir möchten ihn trotz seiner Jugend, zumal an dieser Stelle, mit Abraham a Santa Clara vergleichen; denn wie das Wiener Urbild des Schiller'schen Kapuziners packt auch er seine Hörer vornehmlich durch die bittern Wahrheiten, welche er ihnen in der derben Sprache des Père Duchêne an den Kopf wirft. Wie er den Frauen in's Gewissen redet, ihre zaghaften Männer in den Kampf zu schicken, wie er die Bourgeois verhöhnt, wie er die Boutiquiers durchhechelt, die ihre Commis trotz der absoluten Geschäftslosigkeit fortbezahlen, nur damit diese nicht die Reihen der Kämpfer für das Recht und die Freiheit verstärken — das Alles ist in seiner Art eine wahre Kunstleistung, eine Studie für Comödianten. Bei dem ästhetischen Behagen, mit welchem wir diesem Mirabau der Faubourgs in seiner anderthalbstündigen Rede folgten, hätten wir nur einen harmloseren Schluß gewünscht. Als er aber schließlich unter allgemeinem Beifall den Antrag stellte, es sollte in jedem Stadttheil an der Mairie ein Schalter befestigt werden, in welchem die echten Patrioten die Denunciationen der Verräther und Reactionäre werfen würden, daran sollte sich dann eine Razzia auf alles bewegliche und unbewegliche Eigenthum schließen u. s. w. — da hatte freilich der Kunstgenuß ein Ende und unter trüben Betrachtungen über die verhängnißvolle Bahn, in welche dieses Volk durch die Ereignisse gedrängt ist, legten wir unseren Obolus in den Opferstock für die Verwundeten und verließen die Kirche, die, wie wir beim Herausgehen hörten, schon in der Bartholomäusnacht eine blutige Rolle gespielt haben soll. Der Club von St. Nicolaus ist die radicalste Volksversammlung von Paris und schon jetzt nicht ohne Gewicht auf die Entschließungen des Stadthauses; wenn die Revolution sich behauptete, würde er unfehlbar viel von sich reden machen."

Von den Schlachtfeldern bei Metz,

30. April, wird dem „Pr. Staatsanz." geschrieben: Die gegen Ende vorigen Jahres eingesetzte außerordentliche Gesundheits-Commission hat ihre Arbeiten zum großen Theil vollendet. Die Gefahren, welche durch die Anhäufung von 25,000 Menschenleichen in einem Umkreise um die Stadt Metz, dessen Radius kaum 14 Kilometer — 2 deutsche Meilen — groß ist, hinsichtlich des Auftretens epidemischer Krankheiten drohen mußten, sind durch die vereinten energischen Maßregeln der deutschen Militär- und Civilbehörden beseitigt. Die in und um Metz belegenen Lagerplätze der Bazaine'schen Armee sind nach erfolgter Umpflügung mit Saaten bestellt, welche bei den hier durchschnittlich günstigen Witterungsverhältnissen bereits aufgelaufen sind und bald in Halm geschossen sein werden. Durch das beabsichtigte mehrfache Schneiden dieser Halmfrüchte während des laufenden Jahres ist zu hoffen, daß bei Hintansetzung etwa in ökonomischer Hinsicht zu erzielender materieller Vortheile, die Vegetationskraft möglichst angespannt und ausgebeutet werden wird.

Ein Theil des Festungsterrains, welches — parkartig angelegt — von der belagerten Armee rücksichtslos zerstört war, ist unter Hinzuziehung von Forstbeamten mit jungen sorgfältig ausgewählten Bäumen bepflanzt worden, deren frisches, üppiges Grün zur Zeit schon der Luft die Miasmen entzieht.

Wo Pferdecadaver freilagen, sind sie mit chemischen Stoffen verbrannt worden, wo solche in Gruben unzureichend verscharrt waren, sind sie durch die wirksamsten Desinfectionsmittel unschädlich gemacht und durch hinlängliche Erdschüttung der Atmosphäre für immer entzogen worden.

Die Behandlung der meistentheils unzulänglich begrabenen menschlichen Leichen auf den großen Schlachtfeldern des 14., 16. und 18. August v. J. hat selbstverständlich mit all' der Pietät stattgefunden, die das Vaterland seinen Angehörigen — den trauernd Hinterbliebenen, wie den Gefallenen — schuldet. Nach erfolgter Desinfection sind diese Gräber in ordnungsmäßige, erkennbare Form gebracht und derartig mit Erde aufgeschüttet worden, daß ein Entweichen von Gasen nicht mehr zu befürchten ist. Wo irgend thunlich, sind die Stätten mit Rasen belegt oder mit Feldsteinen eingefaßt, sowie mit hölzernen Einfriedigungen versehen worden. In allen denjenigen Fällen, in welchen die Ausgrabung der Leiche nothwendig geworden, ist dieselbe mit allen Vorsichtsmaßregeln gegen etwaige Verstümmelung erfolgt, und nachher sind solche Gruben desinficirt worden.

Ein Verbrennen von Leichen, wie solches bei Sedan geschehen, hat, ungeachtet entgegenstehender anderweitiger Behauptungen, nicht stattgefunden.

Da eine genügende Anzahl zuverlässiger französischer Civilarbeiter nicht zu erhalten war, haben deutsche Soldaten die letzte Ehrenpflicht erfüllt. Es wurden zu diesem Behufe vier Compagnien des hier stationirten Pionier-Bataillons unter Führung ihrer Offiziere commandirt, welche mit der dem

deutschen Soldaten eigenen Opferwilligkeit diese schwierige und theilweise gefahrvolle Arbeit unverdrossen ausgeführt haben.

Wenn vielfach der Wunsch laut geworden, die Leichen nach Deutschland überzuführen, so muß constatirt werden, daß solches unthunlich ist. Eine Ausgrabung von Leichen aus einem Massengrabe ist selbstverständlich unstatthaft, weil eine Verletzung anderer Körper dabei nicht zu vermeiden ist, ein Um- und Ausgraben von Leichen, die nicht allein bestattet sind, bringt in denselben Conflikt mit den Strafgesetzen, als wenn Jemand auf einem Friedhofe unberechtigter Weise Leichen ausgräbt. Die Verwesung ist außerdem bereits soweit vorgeschritten, daß ein Erkennen, sei es des Antlitzes oder des Haares rc. unmöglich geworden ist.

Hinsichtlich des Eigenthums-Erwerbs von Gräbern der Gefallenen ist zu bemerken, daß eine Expropriation nur bei größeren Massengräbern, wie z. B. das des I. und III. Garde-Regiments z. F. bei St. Marie aux chenes thunlich erscheint, wohingegen bei den vielen kleinen Gräbern ein Ankauf anzurathen ist.

Um endlich bleibende Denkmäler zu errichten, so ist eine Vereinbarung der Familienangehörigen mit den bezüglichen Truppentheilen diejenige Lösung, welche wegen ihrer Gemeinschaftlichkeit vorzugsweise zu empfehlen ist.

Miscellen.

* Die Zahl der Brandfälle in der Pfalz betrug im Jahre 1869 404. Dies ist eine sehr hohe Ziffer, denn im Gebiete diesseits des Rheins betrug in demselben Jahre die Zahl der Brandfälle im Ganzen 1148, demnach im Königreich 1552. Die Pfalz hatte hienach auf 10,000 versicherte Gebäude 18,[illegible] das Gebiet diesseits des Rheins nur 8,[illegible] Brandfälle. Die nichts destoweniger viel geringere Capitalgefährdung in der Pfalz findet nur in der durchschnittlich viel mäßigeren Ausdehnung der einzelnen Brandfälle ihre Erklärung. Man findet nämlich auf einen Brandfall die durchschnittliche Größe der Entschädigung in der Pfalz von 570 fl., im Gebiete diesseits des Rheins von 2070 fl. In der Pfalz brannte es im Jahre 1869 verhältnißmäßig mehr als noch einmal so oft, wie im Gebiete diesseits des Rheins, aber die Gefahr der Verbreitung des einzelnen Brandes betrug fast nur ein Viertel der im Gebiet diesseits des Rheins nachgewiesenen Gefährdung. Daß insbesondere auch bei den vom Brand ergriffenen Gebäuden die durchschnittliche Werthzerstörung in der Pfalz viel geringer ist, als im Gebiete diesseits des Rheins ergibt sich daraus, daß die Zahl der dort von Brand ergriffenen Gebäude im Jahre 1869 verhältnißmäßig größer und die Capitalbeschädigung doch viel kleiner war, als im Gebiete diesseits des Rheins. Es wurden nämlich von 1000 versicherten Gebäuden in der Pfalz 3,[illegible], im Gebiet diesseits des Rheins dagegen nur 2,[illegible] vom Brand betroffen.

Am 4. ds. Nachmittags kam es in einer der Baracken im Lager Lechfeld vor, daß der Soldat Färber des I. 3. Inf.-Regts. seinen Kameraden, den Soldaten Richard Müller, mit einem Dienstgewehr erschoß. Dieselben trieben im Zimmer mitsammen Scherz, und sagte Färber: „Seid ruhig, oder ich erschieße Einen!“ steckte hiebei das Zündhütchen auf das Dienstgewehr und drückte, ohne zu ahnen, daß dasselbe geladen wäre, los. Die Kugel traf den Müller mitten durch den Kopf, so daß derselbe todt zu Boden stürzte. Müller hat den Feldzug gegen Frankreich mitgemacht, war 3 Monate daselbst in Gefangenschaft und ist noch nicht lange zurückgekehrt gewesen.

Der Herzog von Coburg tadelte kürzlich gesprächsweise beim Reichskanzler Bismarck die gar zu reichliche Vertheilung des eisernen Kreuzes. Bismarck war jedoch nicht seiner Ansicht. Die Vertheilung des eisernen Kreuzes, bemerkte er, erfolgt aus zweierlei Gründen: entweder es haben die damit Geschmückten dasselbe verdient, dann läßt sich gewiß dagegen nichts einwenden, oder es wurde lediglich aus Courtoisie gegeben, wie Ew. k. Hoheit und mir, dann läßt sich auch nichts dagegen erinnern. Dem Herrn Herzog soll diese Erklärung so eingeleuchtet haben, daß er von weiteren Bemerkungen abstand.

Im Gouvernement Moskau hat das Sectenwesen in letzter Zeit eine solche Verbreitung gewonnen, daß sich kaum ein Dorf findet, das nicht fünf bis sechs verschiedene und streng von einander getrennte religiöse Gemeinschaften aufzuweisen hat, die in unsinnigen Lehren und barocken Gebräuchen mit einander wetteifern. Die verbreitetste und einflußreichste Secte bilden in neuerer Zeit die sogenannten Wiedertäufer oder Anabaptisten. Die russischen Sectirer dieses Namens unterscheiden sich jedoch in wesentlichen Puncten von den Anabaptisten im westlichen Europa. Sie verwerfen zwar wie diese die Kindertaufe, betrachten aber abweichend von ihnen die Ehelosigkeit als eine nothwendige Bedingung zur Erlangung des Himmelreiches. Wie sehr das Sectenwesen in Rußland um sich gegriffen hat, beweist die Thatsache, daß nach ziemlich sicherer Berechnung die Zahl der Rascolniks (Dissenters) gegen 15 Millionen beträgt.

Mit der Nachricht, daß sich der Afrikareisende Livingstone sicher und wohl befinde, ist die Kunde eingetroffen, daß Capitän Faulkner, welcher die Expedition zum Aufsuchen Livingstone's geleitet, in Afrika getödtet worden ist. Auf eigene Kosten hatte er mit ein paar Freunden diese Expedition ausgerüstet, aber eine fast ununterbrochene Kette von Unglücksfällen verfolgte sie. Zunächst erwies sich der Dampfer, welchen sie mitgenommen, als untauglich; dann wurden sie von einer Krankheit befallen, die den meisten den Tod brachte, bis Capitän Faulkner schließlich noch allein übrig blieb. Immer noch hoffte er zu einem Resultat über das Schicksal Livingstone's zu gelangen, bis er auf seinen Reisen Partei für einen schwachen Stamm ergriff, der von einem stärkeren unterdrückt wurde. Im Kampfe für Jenen wurde er getödtet.

Ueber den Mont-Cenis-Tunnel liest man im „Mont-Blanc“: „Ein Freund, der auf der Rückreise aus Italien den Mont-Cenis-Tunnel passirt hat, macht uns einige interessante Mittheilungen über diese Riesenarbeit. Er hat die Strecke von Bardonnèche bis zu der Stelle, wo die beiderseitigen Stollen durchschlägig werden, in weniger als einer Viertelstunde zurückgelegt auf einem Förderzuge. Die Strecke hat noch nicht ihre Breite; auf etwa 100 Meter im Mittelpuncte ist man noch mit Felssprengungen und Bau der Verkleidung beschäftigt. Bis dahin ist die doppelte Bahn vollendet und es fehlt nur noch, daß die provisorischen Schienen durch die definitiven ersetzt werden. Von der Modaner Seite her sind die Arbeiten fast eben so weit vorgeschritten. Der Mittelpunct des Tunnels ist der Gipfelpunct; indem man ein Fallen von 2 pCt. nach beiden Seiten vorgesehen hat zum Abflusse der Wasser, liegt der Gipfelpunct dennoch 230 bis 250 Meter über den Mundlöchern des Tunnels. Die Temperatur ist noch sehr hoch. Wir mußten, sagte unser Freund, Rock und Weste ausziehen, und das Wasser rann uns über den ganzen Leib. Das rührt davon her, daß auf dem Durchschlag des Tunnels zur Verhinderung des Verkehrs der Arbeiter der beiden Abtheilungen und zur Vermeidung der Ereignisse, welche aus einer Verwirrung des Dienstes entstehen könnten, eine eiserne Thür die Circulation der Luft hindert. Diese Thür wird nur zur Abführung des von der Abbrennung der Schüsse sich sammelnden Rauches geöffnet. Man hat übrigens die Bemerkung gemacht, daß die Luftströmung sich schnell herstellt und immer in der Richtung von Frankreich nach Italien. Zur Durchschreitung des Tunnels bedarf man der Erlaubniß des dirigirenden Ingenieurs der einen oder der andern Abtheilung. Von Modane nach St. Michel sind die Arbeiten in gutem Zuge, trotz des durch die ausnahmsweise Strenge des Winters herbeigeführten Aufenthaltes. Man vollendet zwei bedeutende Durchschläge, deren einer nicht weniger als 1200 Meter beträgt.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 58. Speyer, Dienstag, den 16. Mai 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von August Becker.

(Fortsetzung.)

Drittes Capitel.

Frühlingsbotschaft.

Ueber das Leben in einer Grenzfestung, die im Winter, Tag für Tag oder Nacht für Nacht, dreizehn und eine halbe Stunde von aller Welt abgeschlossen ist, so daß es den Umwohnern nicht einmal möglich, bei Nacht einen Arzt aus der Stadt zu holen, — über das Treiben in einer solchen Mausfalle läßt sich wenig Unterhaltendes berichten. Die Langeweile ist gründlich und der permanente Zustand. Ohne den strengen Festungsdienst wäre ich schon im ersten Winter am Kinnbackenkrampf elendlich zu Grunde gegangen. Der geldstolze Landauer Bourgeois durfte sich rühmen, der bestbewachte der Welt zu sein. Aber das Verweilen am Weintisch, zu welchem man an den trüben, langen Winterabenden verdammt ist, reicht nicht hin, das Leben erträglich zu machen, wenn man es einmal in bunterem Wechsel genossen. Zwar war der Wein gut und billig, die Menage nicht übel und die neue Kameradschaft zuvorkommend bemüht, dem verwöhnten Unglücklichen aus der Hauptstadt sein Exil möglichst freundlich zu gestalten; zwar sah ich auch, daß der Nasenmajor sich in der Stadt umwenden konnte, ohne (wie man in München erzählte) mit seinem Gesichtshaken Breschen in den Hauptwall reißen zu müssen: dennoch wuchs meine Melancholie in der Ueberzeugung, hier noch lange Jahre aushalten und mein junges Leben vertrauern zu müssen.

Im Trotze gegen mein beklagenswerthes Schicksal besuchte ich Anfangs nicht einmal die wenigen Gesellschaftsbälle der Stadt. Den Tanzparquets Landaus gönnte ich die Ehre meiner graziösen Pas nicht. Hätten mich doch solche Abende die glänzenden Redouten der Hauptstadt nur noch schmerzlicher vermissen lassen, weswegen ich vorzog, wo es anging, für einen tanzlustigeren Kameraden den Dienst zu übernehmen. Und so saß ich in den Stunden, wo im Odeonssaale zu München die Geigen jauchzten und die Trompeten zum glänzenden Reigen schmetterten, wohl Trübsal blasend auf irgend einer Wachtstube an den Thoren oder in den Außenwerken und schaute schwermüthig in die düstere Winternacht hinaus.

Um die Zeit todtzuschlagen, half mir, da sonst kein Mittel blieb, gerade der strenge und schwere Dienst. Was mir in der Hauptstadt nicht eingefallen wäre, that ich jetzt, weil ich nichts Besseres thun konnte — ich kümmerte mich um ihn etwas mehr, als unumgänglich war. Nach irgend welcher Befriedigung suchend, fand ich sie doch einigermaßen in dem ächt soldatischen Leben, welches sich durch die Schildwachen auf den hohen Wällen, durch das Patrouilliren von Schanze zu Schanze, auf dem Glacis oder zwischen den Gräben, durch das Inspiciren im kalten Winterregen, Schneegestöber oder schneidenden Nordwind veranschaulichte. Dabei empfand ich etwas von der Poesie dieses Treibens — man kann sie ja überall herausfinden — wenn ich im Mantel verhüllt unter dem Zuruf der Posten in den Festungswerken umherstreifte, am Galeerenthurm, oder am „verrufenen Posten“ bei der Inundationsschanze der Queich vorüber, bis hinaus in's Fort oder in die Cornichons, welche Alexander von Württemberg auf der südlichen Höhe dem Meisterwerke Vaubans anfügte.

Ein Cavalerieoffizier der Garnison, Namens Hartenstein, dem ich mich etwas inniger angeschlossen hatte, war durch Langeweile auf das Erforschen der Geschichte der Stadt und der Gegend um die Festung gerathen, und führte mich nun selbst in die Resultate seiner Studien ein.

Briefe meiner Mutter unterbrachen diese kümmerlichen Zerstreuungen stets nur auf kurze Zeit. Daß Eugenie sich nach mir erkundigen lasse und die gefeierte Ballkönigin der Hauptstadt sei, war zwar liebenswürdig von ihr und sehr schmeichelhaft für die Verwandtschaft, bot aber dem armen Vetter in der fernen Grenzfestung keinen Trost, seinem trübseligen Aufenthalt keinen Reiz. Verzweifelnd rief ich dann immer wieder die Heldengeister vor, die vertheidigend und belagernd die Festung umschwebt hatten — von Vauban, Melac, Prinz Eugen, Marlborough und Ludwig v. Baden bis zu den Heroen der Revolutions- und Freiheitskriege. Und wenn mir Landau eine Quelle des Leids war, erinnerte mich das strahlende Sonnenhaupt mit Ludwigs XIV. stolzer Devise auf den beiden Thoren daran, das die Stadt es von je auch für die Gegend gewesen. Die zahlreichen Ruinen

der westlichen Berghöhen erzählten mir noch von jenem Befehle des stolzen Ludwig an General Monclar in Landau, die festen Plätze der Landschaft zu schleifen, die offenen Orte zu verbrennen.

So oft ich mit Freund Hartenstein zum Kaffee in die „Gärten" vor das französische Thor hinausging, fiel mir an helleren Wintertagen die Form des nahen Gebirgs auf, das hier, durch den Queichpaß gespalten, sich in dem Gebirgswall der wein- und menschenreichen Haardt nördlich fortsetzt, während die eigentlichen Vogesen südlich von der Queich auf einige Stunden hin gegliederter, zerklüfteter, landschaftlich abwechselnder erscheinen, indem die waldigen Berg- und Felsenkegel fast pyramidenähnlich neben und hinter einander aufsteigen. Stand mir dieser Gebirgshintergrund, in Erinnerung der Alpen meines Hochlandes, auch pygmäenhaft, fremd gegenüber, so erschien er doch immerhin ansehnlicher, als ich geglaubt hatte, und mit den zunehmenden Tagen schien auch seine Höhe ordentlich zu wachsen.

Nun war es Anfang März, und in der milden Pfalz wehten schon die Frühlingslüfte. Heißt doch dort zu Lande der erste Märzsonntag der „Sommertag", an welchem früher Volksspiele aufgeführt wurden und heute noch das Landvolk in die Stadt strömt. Hartenstein ging neben mir das Glacis entlang vor dem französischen Thor. — Heller Sonnenschein lag über der noch braunen Landschaft, blau sahen die Berge herüber. Von den knospenden Bäumen schmetterten die rothbrüstigen Buchfinke ihre Fanfaren in den jungen Lenztag hinein.

„Der Tag ist schön, gehen wir heute an den „Gärten" vorüber nach einem der umliegenden Dörfer", sagte Hartenstein. „Du mußt doch einmal anfangen, die Pfalz besser kennen zu lernen, Waldenburg."

Es war mir recht, da der Nachmittag vor uns lag. Und wir gingen bei den „Gärten" von der Straße des Queichgrundes ab, einen Feldweg sachte hinan, stets im Angesichte des Gebirges, aus dessen Schluchten majestätisch der Trifels hervorschaute. Nach einer halben Stunde hatten wir auf der Feldhöhe ein schönes, großes Dorf durchschritten, und nun eine kahle, vom Gebirg abgetrennte, mit Wetterkreuzen besetzte Kuppe als Ziel vor Augen, das auch rasch erstiegen war. Es war die kleine Calmit, le rocher blanc der Franzosen, ein rechtes natürliches Belvedere für die Landauer, um der schönen Landschaft in's Antlitz zu schauen. Die Rheinebene mit ihren Städten und Dörfern hatte sich schon beim sanften Hinansteigen bis zu der blauen Kette des Schwarz- und Odenwaldes unseren Augen erschlossen. Als wir nun aber an den Rand der westlich schroff abfallenden Kalkfelsen hintraten, an deren Rebengehänge sich malerisch das Dorf Ilbesheim schmiegt, da fing ich an, den Reiz dieses schönen Bergzuges, der von der Queich bis zum Klingbache uns gegenüber lag, zu ahnen.

Zwar war der Einblick in das von felsenstirnigen Bergen bewachte Queichthal und der Blick längs der blauen Haardt mit ihrem Gürtel großer Weinorte nicht minder schön; mich jedoch fesselten die gerade vor uns aufsteigenden Vogesen mit ihren schwarzen Waldhängen, Schluchten, Burgen, versteckten Thaldörfern mehr und mehr. Hinter dem idyllischen Vordergrund stieg die romantische Glorie der drei Burgen des kaiserlichen Trifels in den waldigen Bergschluchten zu beiden Seiten des felsigen Neucastels auf, über den andern Kegeln das erhabene Haupt des Rehbergs, auf der Stirn des wallartigen Rothenbergs die Madenburg, die Lieblingsruine der Landauer, und weiterhin auf niedern Vorbergen der Thurm des Schlosses Landeck. Eine weiße Kirche schimmerte auf Rebenhügeln gegen das Elsaß hin in der Märzensonne, welche auch warm auf den Weinbergen zu unsern Füßen lag, wo die Winzer schon mit dem Beschneiden, singende Mädchen mit dem „Lesen" der Reben beschäftigt waren. Zu diesem ersten Lenzgeschäfte in den Weinbergen blühte schon der Mandelbaum, von dem der Fink trompetete — und lau wehte, wie Frühlingsbotschaft, die Luft von den Bergen her. Alles zusammen ein Bild voll Sonnenschein, wenn auch das Grün des Frühlings erst schüchtern auf den Wiesen und in den Furchen der Wingerte erwachte.

Ich selbst war in heiterer Laune. Der Anblick des Gebirgs wirkte seltsam ahnungsvoll auf mich und seine Formen wollten mir als Vorhang von noch höheren Reizen erscheinen. Freund Hartenstein glaubte, ich würde noch ein besonderer Bewunderer der Pfalz werden, wenn ich erst einmal von der Madenburg aus in die weite oberrheinische Ebene und rückwärts in das Felsenland des Wasgau geschaut, oder wenn ich einmal einen tiefen Blick in das Auge einer schönen Pfälzerin gethan habe.

So scherzend waren wir durch die „Wingertsfurchen" allmählig in das Dorf am westlichen Fuße der Calmit hinuntergestiegen. Der Säulenhalle des alten Rathhauses gegenüber kehrten wir ein und standen auf historischem Boden. In einem Zimmer des Hauses war des Kaisers Joseph I. Hauptquartier, als er den wilden Melac in Landau belagerte, und ward der Vertrag mit der Gattin Max Emanuels geschlossen, der ihr das Rentamt München als Apanage zuwies. Der gesprächige Wirth zeigte auch eine Wiege königlicher Wittelsbacher, die, wie er sagte, aus dem Schlosse zu Bergzabern stamme.

„Aha," sagte Hartenstein, indem wir zur Wirthsstube zurückkehrten, „zu Bergzabern, wo man die Böhämmer fängt."

„Schießt! schießt — mit dem Blasrohr schießt," verbesserte der Wirth.

„Mit dem Blasrohr, ja wohl", erwiderte Hartenstein, indem er mir mit den Augen zuzwinkerte. „Und wie macht man's, daß man sie mit dem Blasrohr schießen kann? Wie? Sagen Sie's doch dem Herrn Lieutenant da, den es sicher interessirt."

„Nun, man blendet sie," meinte der Wirth.

„Ach ja," rief Hartenstein, „man blendet sie zuerst, man sticht ihnen die Augen aus und schießt sie dann

mit dem Blasrohr. Das ist noch viel praktischer, als daß man ihnen Salz auf den Schwanz streut, um sie zu fangen."

„Machen Sie nur Ihre Späße darüber, Herr Oberlieutenant", entgegnete meinem Freunde der pfälzische Dorfwirth. „Ihnen geht es, wie dem Itzig von Ingenheim."

„Nun, wie so?"

„Der glaubt an keinen Geldsack, wenn er die Thaler nicht sieht. Und wenn er etwas Blinkendes sieht, so meint er wohl auch, es stecke nicht viel dahinter. Uebrigens wollen die Herren entschuldigen — ich muß jetzt in den Wingerten den Rebenschnittern nachsehen. Meine Tochter wird Ihnen schon den Kaffee bringen." (Fortsetzung folgt.)

Von Orleans nach Orleans.

Von Hermann Vogel.

XIII.

Vor Orleans.

„Die Franzosen räumen Orleans, sie sind in vollem Rückzug auf das andere Ufer der Loire." Also lautete die Botschaft, die am Morgen des 4. December unsere bunt zusammengewürfelte Schlafgesellschaft in freudige Aufregung versetzte. Auf drei Straßen, so wurde hinzugefügt, rücke die deutsche Armee gegen die Stadt vor, über Gidy-Ormes, auf der Pariser Chaussee und durch den Wald von Orleans. Es lag uns natürlich daran, mit die Ersten in der Hauptstadt des Loiret zu sein und da wir auf dem zweiten Wege als dem breitesten, am schnellsten weiter zu kommen hofften, fuhren wir nach Chevilly, das an dieser Straße liegt. Ohne Hinderniß gelangten wir dorthin, doch kaum waren wir auf der nach Orleans führenden Straße zehn Minuten gefahren, als ein Offizier auf uns zusprengte und uns rieth, nicht weiter vorzugehen, weil die Franzosen keine zweitausend Schritt weiter Stellung genommen hätten und der Kampf jeden Augenblick beginnen könne. Die Nachricht, welche uns die Räumung von Orleans gemeldet, war, trotzdem sie von einem General herrührte, falsch gewesen. Die feindlichen Truppen, welche gestern aus Chevilly gedrängt waren, hatten in den Wäldern rechts und links von der Straße Stellung genommen, während ihre Artillerie vor Cercottes, von wo sie die Chaussee weit hinaus beherrschte, aufgefahren wurde. Ich blickte den Offizier etwas ungläubig an, doch folgte ich seiner Warnung, ich ließ den Wagen neben der Straße halten und setzte dann, mich durch eigenen Augenschein der Dinge zu überzeugen, den Weg zu Fuß fort. Kaum war ich 50 Schritte gegangen, als ich über mir ein singendes Sausen vernahm und gleich darauf überzeugte mich ein Knall hinter mir von der Gefahr, in welche ich mich begeben. Ungefähr in der Mitte zwischen mir und dem Wagen platzten rasch nacheinander zwei Granaten. Es waren die ersten Schüsse, die heute abgefeuert wurden. Unsere Artillerie blieb den Franzosen die Antwort nicht schuldig und ehe eine Viertelstunde vergangen, erdröhnte die Luft weithin vom Donner der Geschütze. Bald auch mischte sich Kleingewehrfeuer in den Kanonenhall. Die Franzosen versuchten einen Vorstoß und zwangen die Unserigen, einige hundert Schritt zurückzuweichen. Neue Truppen wurden herangezogen. Das 11. Regiment, das sich vor Metz so ausgezeichnet, rückte vor. Artillerie ward rechts und links gegen den Wald beordert. Die hessische Division bereitete sich zum Angriff vor; Prinz Ludwig ritt ihr voran dem Feind entgegen. Verwundete wurden vorübergeführt, sie erzählten von einem blutigen Kampf, der in dem Wald stattfinde. Der Feind vertheidigte sich anfangs gut, doch ehe eine Stunde verging, begann er zu wanken. Ich sah von dem Weinberg, in welchem ich Posto gefaßt, wie die Elfer die Verschanzungen vor Cercottes nahmen. Nur mit Mühe retteten die Franzosen ihre Geschütze.

Eine halbe Stunde später war ich selbst in dem Dorf. Ich dachte der Nacht, wo ich hier nach der Räumung von Orleans in Sturm und Regen mit dem bayerischen Leibregiment eingezogen. Mehr als drei Wochen hatten wir gebraucht, die Hindernisse, welche unserer Rückkehr entgegenstanden, zu überwinden. Die Armee, welche sich heute Orleans näherte, war sieben-, achtmal so stark, als das tapfere Corps, das bei Coulmiers mit der Loire-Armee gerungen. Das Factum allein genügt, den damaligen Rückzug v. d. Tann's zu rechtfertigen.

Von den in Cercottes gemachten Gefangenen hörte ich zum ersten Mal von den bei Paris erfochtenen „gewaltigen Siegen der Franzosen". Eine Proclamation Aurelles de Paladine's gab der Loire-Armee davon Kunde, daß die Armee Ducrot's bereits bei Fontainebleau stehe. „Reichen wir den Tapferen von Paris die Hand!" hieß es in dem vom 1. December datirten Aufruf. „Zeigen wir uns ihrer würdig. Großes ist geschehen! Größeres ist noch zu thun!" Die Soldaten glaubten fest an die Wahrheit dieser prahlerischen Lügen. Sogar ein Offizier meinte: „Wenn die Loire-Armee auch für den Augenblick zurückgedrängt ist, wird sie, sobald die Pariser Prinz Friedrich Karl in den Rücken fallen, wieder zum Angriff vorgehen. Und dann —." Das Lachen, welches ihm ob dieser Expectoration entgegenschallte, hinderte ihn, den Satz zu vollenden. Vorderhand ließen sich unsere Soldaten das von ihnen im Bahnhof erbeutete für Paris bestimmte Brod gut schmecken und da der Angriff der Pariser ausblieb, kam auch die Loire-Armee nicht mehr zur Offensive. Zu schaffen machte sie uns freilich noch genug; denn trotz der Telegramme, die am Abend dieses Tages ihre Vernichtung nach Versailles meldeten, leistete sie den Deutschen noch sechs Wochen hindurch blutigen Widerstand. So zogen sich denn auch die aus Cercottes geworfenen Truppen nichts weniger als eilig nach Orleans zurück. Kaum 20 Minuten hinter dem Dorf nahmen sie auf's Neue Stellung und als sie auch von dort zurückgedrängt wurden, suchten sie sich noch einmal unter dem Schutze schwerer Positionsgeschütze bei der Vorstadt

Notre-Dame-les-Aides zu halten. Sie würden diese Stellung wohl noch länger vertheidigt haben, wenn ihnen nicht die Kunde geworden wäre, daß die Deutschen auf den von Osten und Westen führenden Straßen siegreich vordrängen. So räumten sie auch Les Aides und zogen sich in die Stadt zurück.

Nur mit Mühe brachten wir unseren Wagen durch das Gewühl und Gedränge der Ambulancen, Geschütze, Munitions- und Proviantcolonnen vorwärts. Aber wir überwanden doch schließlich alle Hindernisse, so daß wir um 7 Uhr gesund und wohlbehalten in die Vorstadt einfuhren. Unsere Hoffnung, schon diese Nacht in Orleans selbst schlafen zu können, ward nicht erfüllt. Wir mußten vor der Stadt der Dinge warten, die da kommen sollten. Dreißigtausend Mann waren mit uns in derselben Lage: das neunte Armeecorps mit den Hessen-Darmstädtern und die 22. Division hielten die Vorstadt besetzt. Es würde unnützes Blutvergießen verursacht haben, hätten sie den Versuch machen wollen, mit Gewalt weiter vorzudringen. Orleans konnte sich den von Westen und Osten heranrückenden Colonnen gegenüber nicht halten. Indem man dies wußte, beschränkte man sich darauf, einem Ausfall der Franzosen nach Norden, der übrigens nur ein Verzweiflungsversuch gewesen sein würde, vorzubeugen. Alle Truppen blieben in Kampfbereitschaft; die Gewehre standen in der mehrere Kilometer langen Vorstadt in Pyramiden aufgepflanzt. Die Soldaten selbst zogen sich in die Häuser zurück, da der Aufenthalt auf den Straßen wegen der Chassepotkugeln, welche die Franzosen fortwährend herüber sandten, sehr gefährlich war. Wir quartierten uns bei einem Schreiner ein, der froh war, uns sein bestes Zimmer anbieten zu können und uns bat, seine beiden Töchter, Mädchen von 8 und 10 Jahren unter unseren Schutz zu nehmen, wozu wir uns denn auch gerne bereit erklärten. Die Kleinen, die Anfangs vor Furcht und Kälte zitterten, wurden bald vertraut. Sie setzten sich mit uns an den Kamin und sorgten dafür, daß das Feuer nicht ausging. Sie theilten uns mit, daß der älteste Bruder, ein Bursche von 18 Jahren, mit im Kriege sei. Die Mutter, so erzählte die Kleinere, habe schrecklich geweint, als sie eines Morgens das Bett von Charles leer gefunden und aus einem Brief, den er zurückgelassen, erfahren habe, daß er Soldat werden wolle. „Daß er die Waffen genommen „pour la patrie,“ ergänzte die Aeltere. „Pour la patrie.“ Die Kleine sprach dies mit Stolz, ihre Augen leuchteten und all' ihre Furcht schien geschwunden.

Ich blickte auf die Kinder zu meinen Füßen. Sie hatten alle Sorgen vergessen. Während von der anderen Seite der Stadt die Kanonen herüber dröhnten und unter unseren Fenstern die Chassepotkugeln auf's Pflaster schlugen, waren die Kleinen sanft entschlummert. Sie saßen da, ein Bild des Friedens: die jüngere hatte ihren Kopf auf den Schooß der älteren gelegt, und diese stützte ihr müdes Haupt auf den Rücken der jüngeren Schwester. — Allmälig verstummte der Schlachtenlärm, immer seltener fielen die Schüsse und bald auch ward uns die Kunde, daß die Franzosen die Vertheidigung der Stadt aufgegeben. Aurelles de Paladine hatte um freien Abzug gebeten, und es war ihm zu diesem Zwecke eine dreistündige Waffenruhe bewilligt worden. So waren wir denn endlich am Ziel unserer blutigen Kreuz- und Querfahrt. Noch in der Nacht zogen von Osten General Manstein, von Westen der Großherzog von Mecklenburg und General v. d. Tann in die wieder gewonnene Stadt ein. Gerne hätte auch ich mich sofort aufgemacht, aber unsere Armeeabtheilung mußte bis zum anderen Morgen in Les Aides bleiben, und allein die von den Franzosen am Ausgang der Vorstadt errichteten Barrikaden zu überschreiten, war unmöglich. So faßte ich mich in Geduld. Noch lange saß ich sinnend am Kamin. Ich dachte der Opfer der letzten Wochen. Manch waderer Freund, mit dem ich Orleans verlassen, kehrte nicht wieder. Ich dachte der heiteren Stunden, die wir miteinander verlebt, der Gefahren, die wir getheilt, der Strapazen, die wir erduldet. Wie werde ich Orleans wieder sehen? fragte ich mich. Wie werden mich meine französischen Bekannten empfangen? Ihre Thaten standen mit ihren Worten nicht im Einklang, und doch freute mich, daß sie auf den schrecklichen Ruhm, aus Orleans ein zweites Saragossa zu machen, Verzicht geleistet. Schon genug Opfer waren dem Patriotismus gebracht; er bedurfte dieser blutig-feurigen Hekatomben nicht mehr.

Miscellen.

** Gedenkbüchlein, der Landauer Jugend gewidmet zur Erinnerung an den Friedensfesttag Sonntag, den 5. März 1871. Landau, L. Georges.

Es war vorauszusehen, daß die schönen Festtage, welche beim Bekanntwerden der Friedensbotschaft durch unser ganzes Vaterland hindurch gefeiert wurden, an vielen Orten den Wunsch erwecken würden, die empfangenen Eindrücke auch für die Dauer festzuhalten und die lebendige Erinnerung daran durch eine kurze Beschreibung des Erlebten auch für die Zukunft sich zu bewahren. Diesem Wunsch verdankt auch vorgenanntes Büchlein seine Entstehung. Es ist im Auftrage des Landauer Festcomite's von dem dortigen Reallehrer M. Krück herausgegeben und enthält außer einer Beschreibung des Festes und zwei von dem Herausgeber gehaltener Ansprachen eine kurze Schilderung der Ereignisse vom 15. Juni 1870 bis zum 1. März 1871, dem Tage, an welchem die Nationalversammlung in Bordeaux die Friedenspräliminarien annahm. In kurzen Zügen ist darin der ganze Gang des Krieges klar und übersichtlich geschildert und die Ursachen, sowie unmittelbaren Folgen desselben bezeichnet, so daß es wohl geeignet scheint, der Jugend zur Erinnerung an die gewaltigen Ereignisse des letzten Jahres in die Hand gegeben zu werden. Ist auch gerade die Schilderung der „Tage des Krieges“ zunächst besonders für reifere Leser bestimmt, so wird sie doch eben um deßwillen bleibenden Werth behalten.

Nach den jüngst erfolgten zahlreichen Verleihungen von eisernen Kreuzen an das II. bayerische Armeecorps zählt das bayerische Heer im Ganzen 965 Mitglieder dieses militärischen Ordens, und zwar 21 erster Classe und 944 zweiter Classe. Unter den letzteren befinden sich 3 kgl. Prinzen, 103 Generale und Stabsoffiziere, 348 Oberoffiziere, 437 Unteroffiziere und Soldaten und 53 Militärärzte, Militärbeamte und auch Civilisten.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 59. Speyer, Donnerstag, den 18. Mai 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von August Becker.

(Fortsetzung.)

Als der Wirth abgetreten war, setzte Freund Hartenstein seine Mittheilungen über das Haus fort. Im Anfange der neunziger Jahre, erzählte er, als die Oberamtsstadt Bergzabern mit den benachbarten zweibrückischen und kurpfälzischen Gemeinden eine eigene Republik gründete, welche mit der großen französischen in Allianz trat, und wo die Bergzaberner Mädchen in einer öffentlichen Zuschrift den Jakobinern ihrer Vaterstadt droheten, keinen von ihnen heirathen zu wollen, wenn sie nicht ihrem Eide getreu die Freiheit behaupteten, — in jenen Tagen gab ein Schuß aus dem Wirthshause, wo wir uns befanden, für das zweibrückische Amt Neucastel das Zeichen zum Beginnen einer jener Revolutionen, wie sie damals in den Orten am Gebirg hinauf statt hatten. Aufstellen von Freiheitsbäumen mit der Jakobinermütze und Ausleeren der herrschaftlichen Weinkeller, worin man von Landau aus unterstützt wurde, begleiteten den Tumult, der nur vorübergehend durch zweibrückisches Militär unterdrückt wurde.

Ich muß gestehen, daß mich von alldem am meisten die kühnen Bergzaberner Mädchen interessirten, was ich auch meinem Freunde nicht verhehlte, als er in seiner Mittheilsamkeit fortfahren wollte. Zum Glücke unterbrach die Tochter des Hauses, welche mit der dampfenden Kaffeekanne kam, meinen geschichtskundigen Freund nachhaltiger.

Es war eine wirklich allerliebste Pfälzerin, welche sich alsbald mit dem wohlbekannten Oberlieutenant in ein neckisches Geplänkel einließ, wobei ihr lebhaftes Zünglein und ihr munteres Auge, dem angeborenen Mutterwitze zu Hülfe kommend, Jenem stark zusetzte in Abwehr und Angriff. Es machte mir Spaß, so lebhaftem Gefechte beizuwohnen; die Scene war mir in dieser Art neu und ich bedauerte, daß das Scharmützel abgebrochen wurde, als das Mädchen hinausgerufen ward. Wir hörten nun ihre Stimme in scheltendem Tone sich draußen gellend machen, und als sie wieder herein kam, unterließen wir nicht, nach der Ursache ihres Unmuths zu fragen.

„Ach", rief sie, „man hat vor dem Heidenpack seine Ruhe nicht mehr. Da draußen stehen schon wieder zwei Zigeunerinnen, um zu betteln oder zu stehlen, wie's ihnen gelegen kommt."

Da mir der Anblick von Zigeunerinnen ein ungewöhnlicher war, bat ich, sie eintreten zu lassen. Sie wollte das nur unter der Bedingung zugeben, daß ich mir wahrsagen lasse. In heiterer Laune versprach ich dies, und sie rief die Zigeunerinnen herein.

Alsbald erschienen unter der Thür auch ein paar Weiber, ächte Repräsentanten des braunen Wandervolks; die ältere zeigte ein wahres Galgengesicht, geschenkte oder gestohlene Kleider hingen schlaff und unordentlich um das magere Hexengebein. Die andere war ein junges schönes Weib, mit rundem braunen Antlitz, ernster Miene, schwarzen blitzenden Mandelaugen und lockigem Rabenhaar um die schmale Stirne. Ihre Gestalt war kräftig mit voller Büste. Auch ihr Gewand konnte man keineswegs geschmackvoll nennen, aber sie trug ihre Lumpen wie eine Königin. Beide hatten Schlingen auf dem Rücken hängen, aus deren jeder ein paar Kirschenaugen mit freudiger Kindesneugier nach den uniformirten Gästen schauten.

„Wißt ihr denn nicht", rief ihnen die Tochter das Hauses zu, „daß vor Alters auf der Calmit oben die Hexen verbrannt worden sind?"

Die Jüngere schwieg mit verachtungsvollem Ernste, während die Aeltere fast höhnend sagte:

„Vor Alters!"

„Der Herr Lieutenant will sich wahrsagen lassen", sagte jetzt die Wirthstochter zu dem jungen Weibe gewendet. „Kannst du ihm was Schönes sagen, Heidin?"

„Nein!" war die kurze Entgegnung der Heidin.

„So thut's die Alte", meinte die Tochter des Hauses. „Also geh' hin, Heidenmutter, zu dem Herrn da."

Während nun die Alte vortrat, verharrte das junge braune Weib an ihrer Stelle im Hintergrunde und sah theilnahmlos, aber mit dem ihr eigenthümlichen Ernste auf das, was nun geschah.

„Will mir der schöne junge Herr seine Hand anvertrauen?" fragte die nun vor mir stehende Alte.

Ich reichte sie ihr lachend hin, während Hartenstein von den zum Kaffee gebrachten Kuchenstücken zwei nahm und jedem der Zigeunerkinder eines in das ausgestreckte Händchen legte. Die Alte betrachtete indeß

anscheinend aufmerksam die Linien an meiner inneren Handfläche. Dann sagte sie:

„Eine vornehme Hand — feine Linien. Darnach greift man gern. Und ich wette, daß schon viele weiche Pätschchen von jungen Frauenzimmern darinnen gelegen."

„Bravo, Heidenmutter", rief Hartenstein. „Das habt ihr verstanden. Aber wenn das all' eure Kunst ist, Vergangenes zu errathen, so glaub' ich eben so geschickt zu sein, als ihr, Alte!"

Ohne weiter auf ihn zu hören, fuhr nach einer Pause die Alte fort, indem sie fortwährend in meine Hand sah:

„Eine zarte Hand und zarte Falten. Aber ehe zwei Jahre vergehn, wird sie eine noch zärtere am Altare halten."

„Das laß ich mir eher gefallen", meinte Hartenstein. „Aber ist sie reich, schön, liebenswürdig?"

„Ich denke doch, daß sie alles das sein wird", entgegnete die Alte.

„Wo wird die Hochzeit sein?" fragte jetzt des Hauses Tochter dazwischen.

„Hoffentlich hier zu Lande", meinte die Zigeunerin.

„Schwerlich, Heidenmutter", sprach ich jetzt selbst, und fuhr scherzend fort: „Das habt ihr nicht errathen."

„Das wird sich ja zeigen", meinte sie ruhig.

„Das Land ist groß", fing die Wirthstochter etwas unzufrieden wieder an. „Kannst du den Ort nicht sagen, wo die Hochzeit sein wird, so geb' ich für deine Weisheit nicht viel."

„Hinter den Bergen wird sie nicht abgehalten und doch kann die Braut hinter den Bergen wohnen", entgegnete die Zigeunerin mit sibyllinischer Unbestimmtheit in ihrem Orakel fortfahrend, während ich hell auflachte. Denn daß hinter den Bergen auch Bräute wohnen mochten, hielt ich immerhin für möglich, daß ich jedoch einst die meinige dorther holen würde, war mehr wie unwahrscheinlich.

„Wie heißt sie?" fragte jetzt Hartenstein wieder.

Die Alte sah auf, und ihre Augen ruhten wie wirr bald auf mir, bald auf meinem Freunde. Dann erst sagte sie:

„Wie sie heißt? Sie kann so oder so heißen, meinethalben Hedwig."

Ich fuhr unwillkürlich auf. Hedwig? Das ist doch seltsam, dachte ich und war lebhaft an die Scenen meines Abschieds von München und meiner Reise mit Herrn Franz Stamm, der sein Bäschen Hedwig nach Mannheim in's Institut geliefert hatte, erinnert. Es war doch eigen, daß mir dieser Name in diesem Momente und solcher Verbindung wieder in's Gedächtniß gerufen wurde.

Hartenstein mußte meine Ueberraschung und Bewegung wohl bemerkt haben. Jedoch, als ob es nicht der Fall, sprach er ruhig und heiter:

„Ein schöner, deutscher Frauennamen, den ich immer besonders liebte, wäre es auch nur, weil Sickingens edle Gattin so hieß. Wenn die Hedwig ihr gliche, so wünschte ich, das Orakel spräche wahr. Hab' ich Dir nicht schon gesagt, Freund, daß Franz von Sickingen die Edeln des Wasgau in unserem Landau jenen ritterlichen Bund beschwören ließ: die Freiheit der Nation zu schützen und „dem Evangelium ein Loch zu machen?"

„Ja wohl — kurz vor seinem Falle zu Landstuhl im Westrich", erwiderte ich, froh, damit meine Verwirrung verschleiern, meiner Bewegung Herr werden zu können. Nun aber wandte ich mich wieder rasch zu der Sibylle: „Ich fürchte, Heidenmutter, das habt Ihr auch wieder nicht errathen."

Die alte Zigeunerin sah mich forschend an. Und erst nach einer Pause äußerte sie:

„Wollen sehen! Heute weiß es wohl keines von uns Beiden. Aber Zeit bringt Rosen!"

Das war eine Frühlingsbotschaft aus häßlichem Munde, — immerhin. Ich hatte nunmehr des Scherzes genug, der Orakel satt. Der Alten gab ich ein Geldstück, wofür sie mir grinsend die Hand küssen wollte. Als ich mich nun auch der jungen schönen Heidin im Hintergrunde näherte, um ihr ebenfalls eine Gabe zu reichen, schlug sie ihre schwarzen Augen groß zu mir auf.

„Ich hab' Euch ja nicht prophezeit, Herr!" sprach sie erstaunt mit ihrer volltönenden Stimme.

„Nimm' es dennoch!" antwortete ich.

Und sie nahm das Geld, indem lebhaftes Dankgefühl aus ihrer Miene sprach, obgleich sie demselben nur mit einem kurzen „merci!" Ausdruck gab. Als sich nun die Zigeunerinnen zum Gehen wandten, drehte die jüngere noch einmal ihr braunes Antlitz ernst zu mir her, indem sie deutlich die Worte sprach:

„Möcht' es wahr werden, was sie Euch gesagt!"

Dann war nur noch das mattschwarze, fast in's Schwarzblaue schillernde Haar der jungen Heidin unter der Thüre sichtbar — und Beide waren unseren Augen entschwunden. Die Wirthstochter folgte ihnen alsbald nach, und Hartenstein sah mich schlau an. Er meinte, die Kleine habe sicher ein Glas Wein oder ein Stück Speck für die Heidenweiber bereit, um sich nun auch, so ungläubig sie früher gethan, von baldiger Hochzeit wahrsagen zu lassen. Er schien richtig vermuthet zu haben. Dafür zeugte die verlegene Miene des Mädchens bei Hartenstein's Neckereien, als sie nun wieder in's Zimmer zurückgekommen war, um unsere Zeche entgegen zu nehmen.

Die März-Sonne hatte sich schon gegen die Berge geneigt und warf schräge Strahlen über das braune Feld und die Festungswälle im Grunde, als wir um die Rebengehänge des Calmit wandernd den Heimweg eingeschlagen hatten. Dabei fragte mich einmal Hartenstein, was mich während des Auftritts mit den Zigeunerinnen so wunderlich berührt habe, daß ich fast betroffen dreingeschaut. Nur im Allgemeinen theilte ich ihm nun mit, daß mir der Name Hedwig in jüngerer Zeit schon mehrmals unter besonderen Umständen aufgestoßen sei, ohne daß ich in der Welt eine Hedwig kenne. Darauf meinte er lachend, daß ich sie wohl noch kennen lernen müsse, wobei ich

nur bedenken möge, wie vielversprechend der Name klinge; sei doch auch Sickingens Hedwig eine treffliche Hausfrau gewesen.

Damit hatte er Veranlassung, wieder auf den Landauer Bund zurück zu kommen, zu dessen Haupt — um der Tyrannei der geistlichen und weltlichen Fürsten ein Ende zu machen — Franz v. Sickingen von den Edeln des Wasgaues gewählt worden sei. Wasgau heiße aber eben dieses Land von der Queich bis in's Elsaß in allen Chroniken und Urkunden des späteren Mittelalters, wie die Vogesen im Nibelungenlied und den Heldenbüchern überhaupt „der Wasgenwald". Und gerade diesen Grenzstrich mit Landau beanspruchen die Franzosen noch immer, da er ihnen erst im zweiten Pariser Frieden abgenommen wurde.

Mit Mühe brachte ich das Gespräch wieder auf die schöne Heidin zurück. Ich erfuhr jedoch nur, daß hinter den Bergen dorten, in den Felsenthälern des Wasgau, noch viele Zigeunerfamilien ansässig seien. Aus einem jener armen Gebirgsdörfer mochten auch die beiden Heidenweiber gekommen sein, die in der Pfalz keine Seltenheit sind.

(Fortsetzung folgt.)

Kabylen und Turkos.

Nach dem kenntnißreichen Durchforscher Nordafrika's, Freiherrn v. Maltzan, bestehen die in den Zeitungsberichten über den deutsch-französischen Krieg so oft erwähnten Turkos größtentheils aus Kabylen, dem grausamsten Volke Nordafrika's. Ueber diesen Volksstamm enthält ein Artikel des „Schw. M." folgendes Nähere: Die Kabylen bilden einen Zweig der Berbern. Letztere, deren Namen wohl vom griechisch-römischen Worte Barbari, d. h. fremd, welsch Redende, herstammt, sind die Nachkommen der altlibyschen Bevölkerung und zur kaukasischen Menschen-Race zu zählen, während ihre dunkle Färbung lediglich klimatisch ist. Von den spätern Ansiedlern Nordafrika's, den Phöniziern, Griechen, Römern, Vandalen, Arabern, wurden die Berbern zum Theil in die Gebirge und Einöden zurückgedrängt, zum Theil vermischten sie sich mit ihnen. Die Kabylen, deren Name von Gabaily = Horde, Stamm, abgeleitet wird, bewohnen zum Theil das Auresgebirge im südlichen Algerien und die angrenzenden Ebenen, wo sie Viehzucht und Ackerbau treiben, aber viele von ihnen leben auch als Taglöhner in Algier und anderen der dortigen Städte. Schon ein englischer Doctor Shaw, welcher im vorigen Jahrhundert die Kabylen zuerst aufsuchte, schloß aus der rothen Gesichtsfarbe und den blonden Haaren dieses Volkes auf dessen Abkunft von den Vandalen. Ihre guten Eigenschaften, besonders Genügsamkeit und Sparsamkeit, werden jedoch von schlimmen überboten. Abstoßend ist ihre Unsauberkeit, ihre Kleidung immer schmutzig, zerlumpt, über alle Vorstellung armselig, aber noch viel häßlicher sieht es bei ihnen in sittlichem Betracht aus. Ihre Treulosigkeit überbietet die bei den Alten sprüchwörtliche punische. Eine Menge höflicher Redensarten und warmer Händedruck wechseln bei ihnen in rascher Folge mit mörderischen Anfällen. Gastfreundschaft, sonst eine hervorstechende Tugend der Orientalen, ist ihnen fremd, hingegen Mißtrauen ein vorherrschender Charakterzug. Haß und Mordlust blitzt aus ihren höchst beweglichen Augen.

Durch die arabischen Eroberer ihrer Heimath seiner Zeit zum Islam bekehrt, sind sie unter dem großen Einfluß ihrer fanatischen Marabuts (Priester.) Stolz auf ihr Bekenntniß sind sie unduldsam gegen Andersgläubige, was viele von ihnen in Kriegszeiten gegen die reichen Juden Algeriens, ihre früheren Dienstherren, sowie durch bestialische Mordgier gegen ihre französischen Ueberwinder bewiesen haben. Die feindselige Wildheit kehren sie aber auch gegen ihre eigenen Volksgenossen.

Werfen wir jetzt einen Rückblick auf ihre Ahnen in der Römerzeit, die Numider, so wird sich uns zwischen diesen und ihren heutigen Nachkommen in verschiedener Hinsicht die größte Aehnlichkeit zeigen. Der Volksname Numider aus dem griechischen Nomades latinisirt, bezeichnet ihre ursprüngliche Lebensweise als wandernde Hirtenstämme. Erst durch ihren König Masinissa wurden sie wenigstens großentheils für den Ackerbau, diese Grundlage der Civilisation, gewonnen. An ihrer Weiterbildung arbeiteten nach ihm einige seiner Thronfolger, sowie später ihre römischen Oberherren. In der Folge kamen sie besonders in literarischer Beziehung zu hoher Blüthe, aber ihre Schriften zeigen Schwülstiges, dem Himmel und den natürlichen Erzeugnissen ihres Vaterlandes Verwandtes. Was den Character der Numider betrifft, so erscheint er bei den Classikern in keinem vortheilhaften Lichte. Nach Polybius waren sie von Natur unbeständig in ihrer Zuneigung und treulos gegen Götter und Menschen. Salust schildert sie als wankelmüthig, händelsüchtig, aufrührerisch, treulos, weder durch Güte noch durch Furcht im Zaum zu halten.

Wie das Königshaus der Numider, so kamen auch diese selbst mit Rom und den Römern in mannichfache Berührung. Schon in den Heeren der Carthager hatten sie sich als unregelmäßige Reiterei und als leichtbewaffnete Wurfschützen sehr brauchbar erzeigt; als gleiche Waffengattung wurden sie später den römischen Legionen zugesellt. In der Kaiserzeit bezogen die römischen Stutzer hauptsächlich aus Numidien und auch aus dem benachbarten Mauritanien ihre Läufer und Vorreiter, mit denen sie auf den Straßen der Weltstadt paradirten, sowie ihre Haus-Sclaven, welche sie als Mundschenken bedienen und als Spaßmacher belustigen mußten. Aber auch als Beschwörer, Wahrsager, Schlangenbändiger, Zauberer traten die Numider in römischen Familien auf.

Eine deutsche Einwohnerschaft führte der Stifter des Vandalenreiches, Geiserich, im Jahre 429 nach Afrika hinüber. Zwar wurde das von ihm dort gegründete Reich schon 534 durch Belisar, den Feldherrn des oströmischen Kaisers Justinians I., vernichtet, aber Spuren der vandalischen Bevölkerung

sollen sich noch an den heutigen Kabylen vorfinden. Neue Elemente von Bevölkerung, Glauben und Sitte brachten nach Nordafrika die von Osten her eindringenden muselmännischen Araber, welche im 8. und 9. Jahrhundert daselbst mehrere Staaten errichteten. So beherrschte namentlich die Dynastie der Aglabiden Tripolis und Tunis von ihrer Residenz Kairwan aus, welche jetzt noch wegen ihrer großen Moschee als eine heilige Stadt gilt. Im 16. Jahrhundert fielen Tripolis, Tunis und Algier unter die Oberherrlichkeit der Pforte. Von der hiedurch dort eingeschleppten Türkenwirthschaft schweigen wir; auch die durch Eroberung Algiers im Jahre 1830 daselbst begründete Herrschaft Frankreichs ist zur Genüge bekannt. Wird wohl im Lauf der Zeiten der europäischen Civilisation eine Neubelebung des von der Natur so reich ausgestatteten, aber so tief gesunkenen Nordafrika's vergönnt sein?

Miscellen.

Sir John Herschel, dessen Tod der Telegraph meldete, war der Sohn des berühmten Astronomen Sir Frederik William Herschel und selbst ein bedeutender Astronom. Am 7. März 1792 zu Slough bei Windsor geboren, erhielt er seine wissenschaftliche Bildung auf der Universität Cambridge. In Vereinigung mit James South widmete er sich der Beobachtung der Doppelsterne und gab als Resultat derselben 1823 einen Katalog von 380 neuen Doppelsternen heraus, die Frucht von 10,000 einzelnen Beobachtungen neuer Sterne. In den nächsten Jahren ließ er zwei neue Kataloge von 295 und 324 solcher Sterne folgen. 1830 theilte er wichtige Messungen von 1236 Sternen mit. Nebenbei beschäftigte sich Herschel mit Untersuchungen über physikalische Gegenstände, deren Ergebnisse er in mehreren Werken niederlegte. Seine wichtigste Unternehmung war sein vierjähriger Aufenthalt auf dem Cap der guten Hoffnung (1834—1838), wo er die ganze südliche Hemisphäre des Sternenhimmels durchmusterte. Von ihm ging der jetzt so vielfach befolgte Gedanke aus, gleichzeitig an verschiedenen Orten meteorologische Beobachtungen anzustellen.

Ueber die maritime Ausstellung in Neapel schreibt man: Eine Hauptanziehungskraft üben auf die Beschauer der Ausstellung die schönen Korallen und Perlen. Der Korallenfang, mit dem früher die Franzosen so vielen Handel trieben, ist gegenwärtig hauptsächlich ein Erwerbszweig der kleinen am Fuße des Vesuvs gelegenen Stadt Torre del Greco geworden. Die dortigen Seeleute hatten den glücklichen Gedanken, die Korallen im Meere nahe der afrikanischen Küste zu suchen, und diese Industrie nahm einen so außerordentlichen Aufschwung, daß jährlich nicht weniger als 600 Barken mit 4000 Seeleuten dort hingehen, und dadurch dem kleinen Torre del Greco, das mehrmals von der Lava verschüttet wurde, neuen Wohlstand verschaffen. Die Ausstellung zeigt uns die Korallen in ihrem primitiven Zustand, wenn sie an den Felsen befestigt sind, und in allen Farbenabstufungen vom Roth bis zum Weiß. Die Stadt Torre del Greco fieht die Korallen so sehr als ihr zugehörig an, daß sie keine Concurrenz mehr fürchtet, und offen alles zeigt, was sie zu dem Fang anwendet: das kreuzförmige Eisen, mit welchem die Korallen von den Felsen abgelöst, und das Netz, in das sie gezogen werden, sowie alle Instrumente für die weitere Bearbeitung. Auch der Ungelehrteste begreift somit in wenigen Minuten durch die Anschauung, wie der Korallenfang betrieben wird, er sieht die Klippen, die Sternkorallen, die Korallenzweige, die Barken, die Werkzeuge, die Maschinen, die Fischer. Ein großer schwarzer Korallenbaum, der im Meere von Trapani gefischt wurde, ist ausgestellt. Die bearbeiteten Korallen sind in reichem Maße vertreten; der König derselben ist eine Koralle, die 100 Gramme wiegt, aus der Werkstadt von Casalta und Morabite hervorgegangen, an deren Schaufenstern man die graziösesten Arbeiten bewundert, Blätterwerk, kleine etruskische Gottheiten und Amulete, zuweilen mit Goldverzierungen geschmückt. Eine prachtvolle weiße Korallenschnur mit Diamanten untermischt erregt großes Aufsehen.

Dresden, 12. Mai. Die Gendarmerie hat jetzt viel zu thun, die Straßen und Wälder nächtlich nach entsprungenen Franzosen abzustreifen. Neulich erwischte ein Gendarm sechs Franzosen um ein Bivouakfeuer gelagert. Er verhaftete sie insgesammt. Von der Festung Königstein versuchte neulich ein französischer Sergeant mit Hilfe eines 16 Ellen langen Holzhackens, den er sich geschnitzt, dadurch zu entspringen, daß er sich von Steinklippe zu Steinklippe an ihm herablassen wollte. Sofort beim ersten Versuch aber rutschte der Stock über die Umwallung herunter, da er die schwere Last des Mannes nicht aushalten konnte, der in eine Tiefe von 60 Fuß jämmerlich zerschmettert stürzte.

Vom Oberrhein, 15. Mai. Die Angelegenheit der Fischzuchtanstalt in Hüningen ist, wie die „Mülh. Ztg." schreibt, in ein günstiges Stadium getreten. Nachdem der Reichskanzler auf eine frühere Eingabe erklärt, der Beschluß über Aufhebung oder Fortführung der Anstalt werde den Bundesrath in Bälde beschäftigen, ist jetzt der deutsche Fischerei-Verein aufgefordert, einen geeigneten Techniker zur vorläufigen Bewirthschaftung des Instituts zu bezeichnen, so daß also die Existenz desselben außer Frage gestellt scheint. Der Verein denkt sich die Function der Hüninger Anstalt in Zukunft gewissermaßen als die Vertheilerin der gezogenen Eier an die verschiedenen Brutstätten.

Bremen, 15. Mai. Am Samstag Abend gegen 8½ Uhr brach in einem der fünf Konitzky'schen Packhäuser am Neustadtsdeich, Feuer aus. Um 8 Uhr Abends bemerkten Vorübergehende, daß aus dem zweiten der Packhäuser durch ein Kellerfenster Rauch aufsteige. Sofort wurde das Feuer-Signal nach der Centralfeuerwache gegeben. Bei Ankunft der Feuerwehr ergab sich, daß das Feuer bereits bedeutende Fortschritte gemacht hatte. Die Löschmannschaft konnte nur bis in die Mitte des brennenden Kellers dringen. Eine Stunde hindurch blieb das Feuer unter den rastlosen Anstrengungen der Feuerwehr auf die innern Räume des zuerst ergriffenen Packhauses Nr. 5 beschränkt, ergriff dann aber plötzlich auch die rechts und links anstoßenden Packhäuser, beide Packen- und Fässertabak enthaltend. Gegen 10 Uhr brachen die Flammen in lichter Lohe überall haushoch heraus. Indem das erste brennende Haus aufgegeben werden mußte, galt es, das Feuer auf dieses zu beschränken. Die Hoffnung auf das Gelingen war derart, daß der Branddirector versichern konnte, Meister zu werden. Plötzlich aber sieht sich die daselbst im dichten Qualm arbeitende Mannschaft durch ein von unten aufschlagendes Flammenmeer umgeben — das Feuer hatte sich auf irgend eine Weise unterwärts von dem einen Hause zum andern verbreitet — so daß auch diese Stelle aufgegeben werden mußte. Die beiden ersten Packhäuser waren nicht mehr zu retten. Die Mauern knickten wie Papier ein, krachend stürzten da und dort die Giebel. Um halb 12 Uhr, nachdem der Flammenherd des dritten Packhauses durch das Einstürzen des Giebels vorn und etwas später hinten sich bedeutend gesenkt hatte, hoffte man bestimmt, daß die beiden andern Packhäuser, deren Schieferdächer wacker Stand hielten, noch gerettet werden würden; bis oben hinauf war die Feuermannschaft vertheilt und arbeitete rastlos, allein der Qualm wurde unerträglich, die Leute mußten heraus und die Feuermasse ergoß sich, vom Winde unterstützt, unwiderstehlich auch auf das Packhaus Nr. 8, das in seinem Unterraum und Keller mit Packentabak belegt, im Uebrigen aber noch leer war. Einige ragende Mauerreste und ein ungeheurer Trümmerhaufen zeigen sich jetzt da, wo am Samstag Nachmittag die stattliche Packhausreihe stand.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 60. Speyer, Samstag, den 20. Mai 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Viertes Capitel.

Bergpartieen.

Nun kam der Frühling mit Macht in's Land. Der Reiz der Umgegend von Landau entwickelte sich dabei mehr und mehr, und unter den Zerstreuungen mannichfacher Ausflüge trat die Erinnerung an den Auftritt mit den Zigeunerinnen in den Hintergrund.

Als die Dörfer auf den Höhen und in den Thälern gleich Inseln aus den Blüthenseen ihrer Obstwälder schauten, der Queichgrund um die Festung selbst herrlich grün wurde, und endlich auch die Weinberge sich belaubten, da gewann die Landschaft einen Zauber, den ich nicht geahnt. Wird doch nach dem Chronisten der Name der Stadt von der „schönen, lustigen Aue" abgeleitet, in welche man hier aus dem „dicken, waldigten Gebürg Wasgau" gelangt. Und wie schon zu Sebastian Münsters Zeiten 400 Flecken und Dörfer die Wochenmärkte Landau's besuchten, strömte es auch jetzt noch aus der volkreichen Umgebung in die geldreiche Stadt, während die Städter aus den Thoren in die reizende Landschaft wallten.

Auch Hartenstein und ich machten zu Fuß und zu Roß Ausflüge. Auf einem derselben kamen wir auf der Heerstraße bis nach Edesheim, wo ich das Haus erkannte, wo ich einst so billig zu Mittag gespeist. Da jedoch von der Herrschaft Niemand zu Hause war, gab ich meine Karte ab. Erst später sollte ich der Tochter des Hauses unter seltsam veränderten Umständen wieder begegnen.

Fast täglich ritten wir aus, so durch den blühenden Wiesengrund in's Siebeldinger Thal, nach Albersweiler, wo die Queich durch Granit in das offene Land bricht, dann weiter in das vom Trifels beherrschte Annweiler Thal, oder nach der Quelle des „Kästenbuscher" hinan nach Birkweiler und Ransbach, wo die Schlucht den gewaltigen Trifels im schönsten Bilde zeigte. Der herrlichsten Aussicht auf die weite Rheinebene und eines unvergleichlichen Einblicks in die Felsenwelt des Wasgau genoß ich jedoch von der Madenburg. Ich sollte dort noch mehr finden, als das.

In den Maientagen und zur Zeit der Rosen- und Rebenblüthe erwacht nämlich in den Thälern und auf den Bergen zwischen Annweiler und Klingenmünster, die südwestlich vor Landau aufsteigen, ein Leben, das man in solchem Grade anderswo kaum kennt. Aus Nah und Fern in ganzen Zügen — Männlein, Weiblein und Kinder, Studenten aus Heidelberg, Offiziere aus Landau und schöne Fräulein aus den Rheinstädten kommen in diese historisch interessante und reizvollste Gebirgslandschaft der Pfalz, um auf den erhabensten Punkten aus Wäldern und Ruinen Gott und seine Schöpfung zu loben mit Gesang, Tanz, fröhlichem Genuß. Denn ohne die Gottesgabe Wein, viel Wein und etwas Speise, geht ein guter Rheinländer nicht auf die Berge. Die Abende aber sind belebt von dem jubelnden Heimzug der mit Epheu geschmückten Schaaren.

Da zog es auch mich mit Hartenstein wieder mächtig hinaus. Mit kleinem Urlaub auf zwei Tage wanderten wir schon bei Thoraufschluß aus der engen Festung. Die Rosen des Kirchhofs vor dem französischen Thore dufteten uns erquickend an, da wir vorüberkommend wieder den Feldweg nach Ilbesheim einschlugen, wo wir frühstücken wollten. Rebenblüthenduft umwehte die Calmit, daß wir die Luft wollüstig einathmeten. Drüben stand das Gebirg im verklärenden Morgenlichte, vor uns jetzt das Dorf mit seinen malerischen Eckenhäusern. Auch aus der Wirthsstube, die früh mit Sand bestreut war, kam uns köstlicher Hauch entgegen, — ganze Büsche von Rosen und späten Syringen standen in Vasen auf den Tischen und Fenstergesimsen, mitten in der Stube das Wirthstöchterlein selbst, mich mit den Worten empfangend:

„Nun, Herr Lieutenant, ist die Hedwig noch nicht gefunden?"

„Leider nicht", war meine Antwort. Wenn es heute an diesem glücklichen Tage nicht geschieht, gebe ich alle Hoffnung auf."

Ein nachhaltiges Frühstück stand bald vor uns. Mit dem Athem der Blumen mischte sich der Duft des Weines zu berauschendem Wohlgeruche. Dabei hatte wieder ein lebhaftes Zungengefecht begonnen, und in heiterster Laune lockten wir die schlagfertigen Entgegnungen des Mädchens hervor. So würzte Scherz und Gelächter unser Mahl. Später, als wir

beabsichtigt, brachen wir auf. Um uns vor dem Verschmachten in der schönen Natur zu retten, hatte uns das Mädchen noch zwei Flaschen guten Tranks zugesteckt, und so bewaffnet gegen die Strapazen des Tags schritten wir rüstig in den Wiesen am Bächlein hinan, an blüthenduftigen Weinbergen vorüber, durch ein malerisches Dörfchen unter dem Felsen des Neucastels. Nur noch wenige Schritte — und schon umgab uns Berg- und Waldeinsamkeit; an den Halden grüner Anflug, junges Stangenholz, weiterhin alte Föhren, im Hintergrunde Laubwald auf hohem Bergkegel, von dem der Thurm der „Münz“ als Vorwächter des Trifels zu Thal schaute. Kinder und Weiber waren uns auf dem Felsenwege begegnet, jetzt Niemand mehr. Nur der Buchfink schmetterte sein Lied vom Zweig, das Rothkehlchen jubelte sanfter vom Föhrenast, eine Elster flog schreiend von Erle zu Erle am Bachsaum, während eine ferne Waldaxt regelmäßiges Echo im Grunde der hallenden Schlucht weckte. Weiterhin im Walde das helle Flöten einer Drossel, das tiefere der scheuen Goldamsel, hie und da jäher Aufschrei eines Hähers, bis uns vom Saume des beginnenden Buchenwaldes am Ende der Schlucht der Kuckuck begrüßte. Der felsige Weg führte aus der schwülen Atmosphäre der Föhren nun durch die erquickende grüne Halle hoch hinan auf ein freies grasiges Bergjoch, wo die Wege der Höhen sich kreuzten und die Kühe eines Waldbauern weideten.

Bebauter rother Grund, in dessen Tiefe ein kleines Gebirgsdörfchen, senkt sich von da abwärts am Fuße des hohen Rehbergs. Wir sahen hinein, weit hinein — ich selbst mit einem Herzen voll unbestimmter Ahnung — hinein auf Berg und Wald und Fels. Aber unser Auge ruhte bald einzig und allein auf den drei Kegeln des Sonnenbergs zu unserer Rechten, die hintereinander aufsteigend die drei Burgen des Trifels tragen: Scharfenberg, Anebos und auf gewaltigem Felsenlager über prächtigem Buchenwald zunächst dem Städtchen Annweiler die einstige Kaiserpfalz selbst — ein herrlicher Anblick. Wir standen längere Zeit vor dem schönen Bilde. In diesen verfallenden Mauern ward einst die erste Krone der Welt, Scepter und Reichsapfel verwahrt, als hier noch Kaiser und Könige in ihrer Herrlichkeit thronten, oder ihr Elend beweinten — als die Fürsten des Reichs und Siciliens Großen hier im Kerker die Empörung büßten und selbst Englands bärenherziger König die Hand des Mächtigsten der Erde in jenen Thürmen fühlte. Barbarossa's Geist umschwebt die Trümmer. Der zweite Friedrich hielt hier glänzende Feste, bei welchen die Gäste zum Theil auf Neucastel untergebracht wurden; und hier ließ der erhabene Hohenstaufe seinen Sohn als König der Deutschen Treue schwören, hier mußte er den Treubrüchigen später gefangen nehmen. In Ruinen lag der erhabene Palast der hohen Kaiser, die erste Veste des alten Reiches, vor uns, aber in der unwandelbaren Pracht der Natur.

Hartenstein schwelgte in den Erinnerungen und der romantischen Herrlichkeit der Stelle und ich mit ihm, als wir auf schattigem Wege an den Abhängen hin im prächtigen Buchenwalde weiter schritten, bis endlich der ungeheure Fels, der die Hauptburg trägt, drohend über ein heimliches waldumschlossenes Plätzchen und uns selbst hereinhing. Es war einsam im Walde, feierlich still; nur oben um den Berg kreisten die Raben, nach denen der Zwerg des schlafenden Rothbarts ausschauen muß, und wir meinten da und dort sein bärtiges Haupt in einer Spalte des Felsens zu erblicken. Endlich waren wir oben auf der Felsenplatte, die noch die Reste der kaiserlichen Kapelle und des Marmorsaales trägt. Und noch tiefer sahen wir jetzt hinein in die Felsenwunder des Wasgenwaldes, in die Schluchten und Thäler, und nieder auf das Städtchen im schönen Thal der Queich, am Fuße des Bergs. Mit Schwindel blickte ich tief hinunter von der überhängenden Felsenplatte des Burghofs auf die unten sausenden Wipfel der Buchen, oder in den fürchterlichen Riß, der eine ungeheure Felsensäule von dem Burghof trennt. Dann setzten wir uns in den Schatten des Hauptthurms und zogen unsere Flaschen hervor. Feierliche Stille herrschte um die erhabenen Trümmer; nur eine Eidechse raschelte im Epheu der Mauer.

„Schläfert's dich nicht?“ fragte Hartenstein nach einer Weile; indem er den letzten Schluck nahm und sich auf dem kurzen Rasen ausreckte. „Wer weiß, ob dir nicht hier an geweihter Stelle deine Hedwig vom Zwerg des Rothbarts im Traume zugeführt würde.“

Während er sprach ging ein wunderbarer Klang um den Berg und durch die Wipfel der Buchen, als ob der Fels unter uns sich öffne und der Gesang der verzauberten Ritter und Fräulein des kaiserlichen Hofs hervortönte. Indeß Hartenstein ruhig liegen blieb, sprang ich an den überhängenden Rand des Felsens und horchte hinunter. Melodisch wehten die Töne durch die Baumkronen tief unten, dann näher und näher, immer näher. Endlich erloschen sie plötzlich, dafür drang heiteres Lachen, als ob Kobolde und die Nixen des Waldes sich neckten, herauf. Das währte ziemlich lang. So sehr ich mein Auge anstrengte, konnte ich dennoch Niemanden erblicken, von welchem der Ton herrührte. Bald kam er so nahe, daß ich überzeugt war, der Trifels bekomme noch außer uns Besuch. Aber jetzt entfernte sich das Lachen und Schäckern wieder, allmählig, immer mehr; und nun tönte nochmals harmonischer Gesang durch die Buchenwipfel von der kahlen Felsenwand heraufgeleitet.

Das Alles berührte mich mit eigenthümlichem Zauber. Ich wähnte mich „lebendig verzückt“, gleich dem alten Barbarossa, dem auf dem Trifels noch lange nach seinem Tode stets ein Bett bereit gehalten werden mußte. Um Freund Hartenstein aufmerksam zu machen, ging ich nach der Stelle hin, wo ich ihn im Grase zurückgelassen hatte. Aber der Gute lag unter der Wirkung seines Trunks in so tiefem und gesundem Schlummer, daß sein Schnarchen den Widerhall an der Thurmmauer hervorrief. Es wäre Sünde gewesen, ihn zu wecken. (Forts. folgt.)

Von Orleans nach Orleans.

Von Hermann Vogel.

XIV.

Am Ziel.

Das war am Morgen des 5. December ein Gewühl und Gedränge in der Vorstadt Les-Aides. Die Truppen bereiteten sich zum feierlichen Einzug in Orleans vor. Brigade um Brigade stellte sich auf, es dauerte über eine Stunde, bis Alles geordnet, bis die Kanonen und Munitionswägen, die Ambulancen und Proviantwägen gehörig eingereiht waren. Ein schneidiger Nordost fuhr durch die Straßen dahin — wir hatten die Nacht 6 bis 7 Grad unter Null gehabt. Die Soldaten hatten sich mit Tüchern und Ohrenklappen gegen die Kälte zu schützen gesucht; auf dem Marsch hatten die Offiziere ein Einsehen gehabt, beim Einzug aber mußte Alles patent, so parademäßig wie möglich aussehen; drum wurde: „Ohrenklappen herunter! Tücher ab!" commandirt.

Während sich die hessische Division und das 9. Armeecorps zum Einmarsch vorbereiteten, eilte ich, meinen Wagen bei dem Train zurücklassend, in die Stadt voraus. Mein Weg führte zunächst durch die Vorstadt Bannier, die ich vom 76. Regiment besetzt fand. Die Hamburger waren noch in der Nacht eingerückt und freuten sich nicht wenig, endlich einmal wieder anständige Quartiere zu haben. Sie hofften jetzt so ziemlich am Ziel ihrer Mühen zu sein, einige Tage später wurden sie bitter enttäuscht, doch wer konnte heute nach den blutigen Siegen der letzten Tage ahnen, daß die schwerste Arbeit noch zu thun sei. So fröhlich die Soldaten aussahen, so traurig blickten die Orleanesen drein. Ich kam in's Hotel St. Aignan, wo ich über drei Wochen gewohnt hatte. Ich trat ein und fand Alles im schrecklichsten Wirrwarr. Die Wirthin empfing mich zwar freundlich, doch als ich sagte, daß sie ob meines Wiederkommens wohl wenig erfreut sei, begann sie statt jeder Antwort laut zu schluchzen. Ich blieb nur wenige Minuten, dann setzte ich meine Wanderung fort. Bald begegnete ich auch bayerischen Soldaten, von denen ich zu meiner Freude hörte, daß die Brigade Orff noch gestern Nacht mit dem Corpsstab in Orleans eingerückt sei. General von der Tann war mit dem größten Theil seiner Offiziere wieder in demselben Hotel abgestiegen, welches er während der letzten Occupation inne gehabt. „Es kommt mir vor", meinte ein Bekannter, „als seien wir gar nicht fort gewesen, als sei unser ganzes Hin und Her nichts als ein böser unangenehmer Traum gewesen."

Die Stadt hatte sich während unserer Abwesenheit wenig oder gar nicht verändert, nur zeigte sie heute, da sämmtliche Läden geschlossen waren, trotz des hellen Sonnenscheins eine finstere Physiognomie. Bei jedem Schritt fast stieß man auf Gefangene, ihre Zahl war enorm, und sie stieg von Minute zu Minute. Die meisten französischen Soldaten, welche sich noch in der Stadt befanden, stellten sich freiwillig, nur wenige, die sich in ein abgelegenes Stadtviertel geflüchtet hatten, suchten Widerstand zu leisten. Zerbrochene Waffen lagen zu Tausenden in den Straßen umher; beim Denkmal der Jeanne d'Arc auf der Place du Martroy waren sie zu Hügeln aufgehäuft. Zahlreiche Gefangene, für welche im Augenblick kein Unterkommen zu finden, wurden auf demselben Platz zusammengebracht. Sonderbar widerspruchsvolles Bild! Da saßen die Vertheidiger Frankreichs auf ihren zerbrochenen Waffen zu den Füßen der Nationalheldin, der braune Sohn der Wüste, zitternd vor Kälte, neben dem jungen, finster darein blickenden Nationalgardisten. Wie verschieden wohl die Gefühle waren, welche Beide bewegten! Während sich der Araber zurück nach den Palmen Afrika's sehnte, dachte der Franzose in banger Sorge seines Heimaththales, zu dessen Schutz er die Waffen ergriffen. Sein Opfermuth war umsonst gewesen. Während er als Gefangener nach Norden geführt wird, werden die Deutschen die Loire überschreiten, werden seine Vaterstadt besetzen, werden vielleicht sein Vaterhaus in Asche legen. Ein Bettler wird er heimkommen und Bettler wird er die Seinen wiederfinden. Ein Fluch entfährt seinen Lippen! Wem gilt des Unglücklichen Verwünschung? Den siegreichen Deutschen oder seinen Landsleuten, die nicht wie er die Waffen für's Vaterland genommen? Verächtlich schaut er den Turcos an; dieser antwortet mit einem Blick voll Haß. Der Sohn Afrika's hat alle Ursache, die Franzosen zu hassen. Sind sie es doch, die ihn von seinem heimathlichen Herd gerissen, ihn und seine Landsleute zwingen, hier im kalten Norden für eine ihm fremde Sache zu kämpfen und zu leiden.

An den Straßen hafteten noch zahlreiche französische Proclamationen. Alle athmeten stolze Siegeszuversicht. Ich las eine Rede Gambetta's, die er am 1. oder 2. December zur Feier des bei Paris errungenen Sieges vom Ballone des Rathhauses zu Tours gehalten hatte. Mit welcher Gier mochten die Orleanesen vor zwei Tagen diese Siegesbulletins verschlungen haben, wie mochte ihr Herz beim Lesen der patriotischen Phrasen noch einmal zu neuer Hoffnung aufgeflammt sein. Und jetzt? — Da tönte der Siegesmarsch der Deutschen, hell blinkten ihre Helme im Sonnenschein. In geschlossenen Colonnen und Paradeschritt marschirten sie durch die Rue royale, am Denkmal der Jungfrau, an der Cathedrale vorüber zur Loire.

Schnell schwand der Montag dahin. Tags darauf blieben sämmtliche Truppen, der Ruhe zu pflegen, in Orleans; doch zeigte die Stadt heute, da alle Magazine auf militärische Ordre geöffnet werden mußten, ein weit freundlicheres Aussehen. Auch die Bürger ließen sich wieder auf den Straßen blicken. Sie standen wie früher, die Hände in den Hosentaschen, da und steckten flüsternd die Köpfe zusammen. Gegen Mittag begann die Abführung der Gefangenen. Eine Abtheilung von fünftausend Mann bildete den Anfang. Die Orleanesen zeigten ihnen wenig Theilnahme. Es waren „Feige und Verräther", die sich

freiwillig der Gefangenschaft überliefert hatten. Die Mehrzahl der Gefangenen mußte heute noch zurückbleiben. Viele Tausende waren in der Cathedrale untergebracht. Das mächtige Portal des herrlichen Gebäudes war durch riesige Gitterthüren abgesperrt. Zahlreiche Marketenderinnen standen davor und verkauften ihre Waaren an die hungrig und gierig durch die Stangen lugenden Soldaten. Ich trat in das Innere des Gotteshauses; ein dicker Qualm strömte mir entgegen, die ganze Kirche war gleich wie ein Bauernhaus, dem der Schornstein fehlt, in dichte Rauchwolken gehüllt. Ich brauchte mehrere Minuten, um meine Augen an die Dämmerung zu gewöhnen. Hundert und mehr Feuer brannten in dem weiten Raum; als Brennmaterial hatte man die Kirchenstühle zerschlagen; der Rauch, der keinen Ausweg hatte, füllte die hohen Gewölbe; um das Feuer kauerten die Gefangenen. Deprimirend, ekelerregend war, was ich sah. Schmutz, wohin ich blickte: auf dem Altar, im Schiff der Kirche wie in den Seitenkapellen. Zotenlieder erklangen zu den Tönen der Orgel, und dazwischen erschollen, ein trauriger Hohn, die Klänge der Marseillaise. Betrunkene bettelten um Wein und Cognac. Die heruntergekommenen Gestalten und die confiscirten Gesichter, das Lallen und Gröhlen, der Rauch und der Schmutz, der stechende Qualm und die mephitischen Gerüche — alle Sinne vermittelten den Eckel. Hinaus ins Freie!

Sinnend schritt ich durch den Abend dahin. Aus den hellerleuchteten Wirthshäusern ertönten fröhliche deutsche Lieder. In den Straßen wogte es auf und ab; alle Dialecte der deutschen Muttersprache, vom Plattdeutschen bis zum Altbayerischen klangen an mein Ohr. — Lang saß ich noch am Abend im Kreise lieber Freunde. — Tags darauf sollte es ja weiter gehen, den Feinden nach. So leerten wir Glas um Glas auf glückliches Wiedersehen, auf Wiedersehen in Tours! —

Doch ich bin am Ziel. Die Fahrt von Orleans nach Orleans ist beendet. Manches traurige Bild habe ich vor den Augen der Leser entrollt, und doch, wie viel des Trüben und Schrecklichen ich auch erzählt, was ist das Wenige, von dem ich berichtet, gegen den Jammer, der gleichzeitig an hundert andern Stellen gehaust. Wohl uns, daß wir gesiegt, daß das Elend des Krieges fern blieb von dem Boden des Vaterlandes! Möchten wir uns stets der glänzenden Siege würdig zeigen. Wir werden es, wenn wir trotz allem national-patriotischen Fanatismus der Franzosenfresser in Deutschland und trotz allem blindwüthigen Rachegeschrei der Deutschenfresser in Frankreich nie vergessen, daß wir nicht blos Deutsche, sondern auch Söhne Europa's und Kinder des neunzehnten Jahrhunderts sind.

Zum Vegetarianismus.

Bekanntlich besteht ein großer Streit zwischen den Rittern vom Fleisch und den Rittern vom Gemüse. (Siehe Palatina 1869 Nr. 147 ff.) Die letzteren behaupten, die Pflanzenkost sei die allein richtige; die ersteren wollen dieß nicht gelten lassen und stellen Fleisch als die eigentlich Kraft gebende Nahrung hin. Beide Anschauungen haben, wie dieß meistens der Fall ist, Richtiges und Unrichtiges. Von dem größten Einfluß ist die Gewöhnung des menschlichen Körpers an eine bestimmte Lebens- und Nahrungsweise und dann kann man freilich auch ohne Fleischgenuß, wie dieß schon bei den Pythagoräern der Fall war, kräftig und gesund sein und lang leben. Vor einigen Jahren hat ein Dr. Fonssagrives mehrere Tage in einem Trappistenkloster der Abtei Notre Dame de Grace bei Briquebec (Manche) zugebracht, zu dem Zweck, die Wirkungen der Pflanzenkost auf die Körperbeschaffenheit zu erforschen. Die Lebensweise der Trappisten ist folgendermaßen eingerichtet: Vom 14. September bis zum 1. Samstag in der Fastenzeit haben sie nur e i n e Mahlzeit in 24 Stunden, und zwar um 2½ Uhr, genau 12 Stunden, nachdem sie aufgestanden sind. Obgleich diese lange Zeit mit Handarbeiten und religiösen Uebungen ausgefüllt wird, so erhalten die Mönche doch ihre Gesundheit wohl, und selten hört man von Verdauungsstörungen. Bemerkenswerth ist, daß der Uebergang von einer Mahlzeit zu zweien, welche im Sommer erlaubt sind, oft durch Neigung zum Schlafe, immer durch Verdauungsstörungen, besonders Durchfall bezeichnet wird, wohl in Folge der vermehrten Nahrung. Umgekehrt leiden sie beim Uebergang zu der einen Mahlzeit weniger, nur etwa 14 Tage lang empfinden sie Hunger zur Zeit, wo sie gewohnt waren zu essen. Die plötzliche Congestion zum Kopfe, welche nach langem Fasten durch das Essen hervorgebracht wird und durch Röthe des Gesichts sich äußert, zeigt sich nicht nur bei Novizen, sondern ist auch bei älteren Mönchen manchmal häufig eingetreten, obgleich die Mahlzeit aus den leichtesten Speisen besteht. Die Trappisten verzehren ungefähr 370 Gramm Brod, dann Kartoffeln, Suppe ohne Fett, ohne Butter oder Oel, Milch nur zu manchen Zeiten, sodann Gemüse, mit Wasser gekocht. Fleisch, Fische, Butter und Eier sind nur den Kranken erlaubt, Oel wird nur am Salat verwendet. Dazu trinken sie ½ Liter Obstwein; zum Nachtisch kommt gekochtes oder rohes Obst, Radieschen ꝛc.; Käse ist streng verboten. Diese Nahrung, welche weit entfernt ist, die 20 Gramm Stickstoff und 310 Gramm Kohlenstoff zu liefern, die, wie die Chemie nachweist, wir aus unseren 2—3 täglichen Mahlzeiten zu ziehen vermögen, erhält doch vollkommen das Leben der Mönche. Zu bemerken ist, daß auch bei den weltlichen Bewohnern anderer Theile Frankreichs, in Limousin, Corsica und Bretagne, Pflanzenkost üblich ist, welche die Einwohner bei vollkommener Gesundheit erhält. — Wie die Physiologie nachweist, daß das ausschließlich von Pflanzenkost lebende und durch sein rauhes Klima auf einen bedeutenden Verbrauch von Nahrung angewiesene russische Landvolk einen weit längeren Darm besitzt, als die übrigen Europäer, indem die Ausscheidung der Nahrungsbestandtheile aus Pflanzen umständlicher ist als aus Fleisch, so zeigt sich auch bei den Novizen der Trappisten eine bedeutende Ausdehnung des Leibes, welche sich allmälig vermindert. Gicht, Stein, Auszehrung kommen hier nicht vor, dagegen Rheumatismus und leichte Magensäure. Neigung zur Lungenschwindsucht wird hier nicht weiter entwickelt und Asthma sehr gemildert; das sind natürlich Erscheinungen, welche nicht allein der Nahrung zuzuschreiben sind. Cholera ist hier nie eingedrungen; nur einmal (1831) war eine bedeutende Typhusepidemie hier. Bei Fonssagrives' Besuch war der Prior, ein rüstiger Greis, 75 Jahre alt, sein Vorgänger hatte 80 Jahre erreicht.

Ein seltenes Geschenk traf in den letzten Tagen des vorigen Monats auf dem Rittergute Gütergotz bei Potsdam, dem Landsitze des preußischen Kriegsministers, ein. Zwei französische Feldgeschütze, reich bekränzt, hielten daselbst durch eine in Eile hergerichtete Ehrenpforte, begleitet von Alt und Jung, ihren Einzug. Der Kaiser hat diese Trophäen als bleibende Erinnerung an den glorreichen Krieg Herrn v. Roon an seinem Geburtstage überwiesen, und dieselben haben vor dem Schlosse daselbst Aufstellung gefunden.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 61. Speyer, Dienstag, den 23. Mai 1871.

Albrecht Dürer. *)

(Nürnb. Corr.)

Deutscher Kunst erhabner Meister,
Dein Vermächtniß wird nicht alt,
Noch bewegst Du alle Geister
Wie mit Jugend-Allgewalt!
Deines Volkes Wunderleben
Blüht aus Deiner Hand hervor,
Noch veredelt durch Dein Streben
Wächst es reich aus Dir empor.

Ohne Schmuck und fremde Zierde
Gibst Du ganz das Eigne nur,
Und mit fröhlicher Begierde
Endlich selber die Natur.
Wie sie sich Dir offenbaren,
Stellst Du alle Dinge dar:
Engel- oder Teufelschaaren,
Alle malst Du treu und wahr.

Aber all' Dein sich'res Können
Hat Dir nie die Gluth geraubt,
Denn der Deutsche will bekennen,
Was er fühlt und was er glaubt.
Mit dem Pinsel, mit der Feder
Gleich vertraut und gleich geschickt,
Hat doch Deiner Tage jeder
Dich urmächtig neu erblickt.

Deiner Arbeit war kein Ende,
Wie Du Dir das Ziel gestellt,
Und die Werke Deiner Hände
Finden sich in aller Welt.
Schon das hohe Künstlerzeichen
Weckt uns Stolz und Rührung auf:
Keiner wagt Dich zu erreichen
Jemals in der Zeiten Lauf.

Martin Greif.

---

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Da ging ich zu der Stelle am Felsenrand zurück und sah in poetischer, märchenhafter Anwandlung in das wunderbare Berg- und Felsenland hinein, das wie ein Feenreich vor mir lag, während der Gesang jetzt drüben vom Anebos, später aus dem Walde zu tönen schien, den der Thurm der „Münze" hoch überragt. So umwogten die Töne allmälig und wahrhaft magisch die drei Berge, welche die Burgen des Trifels tragen, und verklangen dann in der Richtung der Rheinebene, die zwischen den Bergrändern in grünem Rahmen duftig draußen lag. Mir war es, als könne ich jetzt dort am Waldrande des Bergjochs, von welchem wir hergekommen, weißschimmernde Gestalten entdecken. Ich strengte meine nicht sehr scharfen Augen möglichst an, um genauer zu sehen. Aber ich sah nur noch, wie die leuchtenden Gestalten hinter der nächsten Bergecke verschwanden, — und feierliche Stille und Einsamkeit ruhte wieder auf dem Gebirg und um die Thürme des Trifels.

Hartenstein schlief noch immer den Schlaf des Gerechten, während ich jetzt in einiger Aufregung über die Berge und Wälder hinschaute. Mit der Wirkung eines Zaubers zog es meine Seele dorthin, in jener Richtung, wo ich die weißen Gestalten verschwinden gesehen hatte. Um jedoch meine ausschweifenden Gedanken zu sammeln und zu ordnen, unterwarf ich die Veste des Trifels einer genaueren Betrachtung, wozu mir Hartenstein genügend Zeit ließ. Denn er schnarchte noch immer in den hellen Mittag hinein, der eben von den Glocken des Städtchens unten, und nach und nach in all' den Dörfern der Gebirgsthäler, durch Geläute verkündigt ward. Es war die Geisterstunde des hellen Tags. Ich horchte in die Tiefe des Felsengrunds hinunter. Aber ich hörte nicht die Athemzüge des unten schlafenden Kaisers, sondern nur das Schnarchen meines Freundes im Schatten des Thurmes. Endlich streckte ich mich auch auf den Rasen und las in einem mitgenommenen Bande mich in die Geschichte des Trifels hinein, bis der Zauber der Mittagsstille auf dieser Höhe auch meinen Geist und Körper umfing, freilich ohne daß ich's gemerkt hatte. Denn als ich wieder die Augen aufschlug, stand mein Freund Hartenstein neben mir und sagte:

„Hörst du denn nicht?"

„Was?"

„Man kommt."

„Wer kommt?" fragte ich erstaunt, denn ich hatte wunderliche Dinge von alten Kaisern, Zwergen und Geistern des Waldes geträumt, und vor mir her war eine Mädchengestalt mit abgewandtem Antlitze von Berg zu Berg geflogen, von der ich meinte, es müsse die Hedwig sein, über welche die Heidenweiber gesprochen.

---

*) Zum 24. Mai 1871, dem 400jährigen Geburtstage des Künstlers.

Aber Hartenstein zuckte blos die Achseln und sagte:

„Steh' auf!"

Mich erhebend vernahm ich nun wirklich hallenden Ruf um den Burgfels her, bald in der Tiefe, bald uns näher zunächst den Trümmern. Endlich erschien eine Gestalt, dann tauchte noch eine auf und es kamen mehr und mehr junge Männer mit farbigen Studentenmützen und in Hemdärmeln, — hierauf auch einige andere im soliden schwarzen Rock.

„Halt", sprach jetzt Hartenstein. „Ich sehe Bekannte von Landau darunter, Rechtscandidaten, junge Beamte."

Zugleich grüßte einer der letzteren laut herüber und Hartenstein trat mit der Frage an denselben hinan:

„Woher, meine Herren, wenn's zu fragen erlaubt ist?"

Einer der Studenten brüllte eine Reminiscenz aus der Preciosa:

„Wir fragen woher nicht, wohin?"

der zunächst Befragte jedoch antwortete:

„Wir kommen von der Madenburg, dorten waren wir überflüssig."

„Warum das?" fragte mein Freund weiter.

„Die Böhämmer und Bockstaller haben sich dort ein Rendezvous gegeben. Auf allen Mauern und Zinnen flattert das Böhämmervolk herum, und auf dem Wege hierher im Walde begegnete uns ein ganzer Trupp aus dem Bockstall."

„'s sind übrigens verflucht hübsche Besen dabei", meinte einer der Studenten.

Als Hartenstein wieder an meine Seite kam, sagte er:

„Wir haben die Herrlichkeit des Trifels nun in Muße und genug gekostet. Nun höre, Freund, und entscheide. Draußen auf der Madenburg scheint heute ein Leben wie in Valencia zu blühen; unten in Annweiler, d. h. im Bockstall, erwartet dich dagegen ein guter Tisch. Wonach gelüstet's dich?"

Ich besann mich nicht lange. In der Richtung der Madenburg waren jene Lichtgestalten des Waldes verschwebt, — das Ilbesheimer Frühstück und der Schlaftrunk in der Mittagsstunde machten für jetzt noch jeden weiteren materiellen Genuß überflüssig, und im Nothfalle hatten wir von der Madenburg nicht weit in eines der Weindörfer am Fuße des Berges. So rief ich denn zum raschen Aufbruch entschlossen:

„Auf, nach Valencia!"

Unser Weg führte wieder aus dem Gebirge in der Richtung der Ebene. Noch lange hallte Ruf und Gesang vom hohen Trifels nach, während wir durch den Buchenwald abwärts um die gewaltige Felswand herum, dann an Anebos und Scharfenberg vorüber, wieder auf das Bergjoch beim Rehberg gelangten, dessen neuer Aussichtsthurm ihm seitdem den Ruf des schönsten Punktes am Oberrhein verschafft hat. Da wo die lichten Gestalten meinen Augen entschwunden, lenkten auch wir um die Bergecke im kühlen Buchenwald ein. Tief unten lag das Dörfchen im Thal des Kaiserbachs, zu dem die Buchenhalden sich absenkten, während jenseits hohe Bergrücken in schönen Formen den Blick aufhielten. So wanderten wir im Anblick der Gebirgswelt um eine Ecke nach der andern, fast eben, hoch über den malerischen Thalwindungen am Berghang fort, in ein Stück der Rheinebene ausblickend oder rückwärts schauend über die Vorposten der Felsenwelt des Wasgau, mächtige Sandsteinsäulen auf den Bergfeldern, während gerade vor uns, oben, die weitläufigen Trümmer der Madenburg unser Ziel scharf in den Himmel zeichneten. Es zu erreichen kostete bei der Mittagsgluth im Nadelwalde, der uns wieder umfing, noch manchen Schweißtropfen. So reizvoll der Weg, mußten doch Hartensteins Erläuterungen denselben abkürzen helfen. „Bockstall", so erklärte er, ist der Spitzname von Annweiler, das unter den Hohenstaufen eine Reichsstadt war, aber nur eine enge Pforte in den engen Mauern hatte, gleich einem Bockstall. Als solcher erschien das Städtchen auch jenem belagernden General, der verzweifelte, es aushungern zu können, als sich die Schneider in Bockshäuten auf den Mauern umhertrieben. „Böhämmer" dagegen heißen die Bewohner Bergzaberns von also genannten unbekannten Vögeln, über deren Jagd die Bergzaberner sich in Wunder ergehen.

„So wäre die Geschichte von den Böhämmern eine pure Fabel?" fragte ich.

„Die, welche solche Vögel schon verspeist haben wollen, geben vor, es sei schon lange her, da Böhämmer nur in harten Wintern und selten erscheinen", war die Antwort. „Oben auf der Madenburg kann deine Neugierde mehr darüber erfragen."

„Hoffentlich denken die Bergzaberner Mädchen heut zu Tage etwas milder, als ihre Mütter von Anno 1792", meinte ich, während wir auf gleiche Höhe mit der Burg, die uns immer im Gesichte lag, zu gelangen strebten.

Dabei däuchte mir, es erschienen hie und da in den gebrochenen Fensterbogen ähnliche Gestalten in lichten Gewändern, wie beim Trifels, um gleich den drei Uhland'schen Fräulein zu Thal zu blicken.

Endlich gelangten wir auch durch das äußere Burgthor in den Zwinger. Zwischen den weithingedehnten Ringmauern fortwandernd, scholl uns ein Flötenduett mit Guitarrebegleitung entgegen. Auf dem freien Platze vor dem Hauptthore der Burg an einer erhöhten Stelle zeigte sich eine anmuthige Gruppe von jungen Herren und Damen. Die beiden Flötenspieler saßen nebeneinander auf einem aus den Hecken ragenden Mauerstück, der Virtuose der Guitarre dagegen auf einem halbverschütteten steinernen Bogen. Daneben ruhten einige Mädchen in hellen Gewändern auf dem Rasen, ihre jugendfrischen Antlitze halb von uns abgewendet, während mir eine stolze Brünette beim Vorüberwandeln besonders auffiel, da sie aufrecht stand neben einem zarten, noch nicht völlig entwickelten Mädchen mit aschblonden Haaren. Alle hatten den Blick über das tiefe Thal hin nach Südwesten gerichtet, wo im duftigen Lichte der Nachmittagssonne sich die Felsenwunder der Vogesen aufthaten. Ohne sich im Genusse der Musik und der

bezaubernden Aussicht stören zu lassen, verharrte die Gruppe bei unserer Ankunft und ließ uns fast unbeachtet vorüberschreiten nach dem Hauptthore, das in den weiten Burghof führt.

Eben traten wir in dasselbe ein, als eine helle Mädchenstimme draußen — von der Höhe einer Mauer oder aus offener Fensternische — einen Namen rief, der mir schon mehrmals unter besonderen Umständen vorgekommen, jetzt aber besonders auffiel, so daß ich nicht umhin konnte, den Kopf zu wenden, um zu sehen, welches der Mädchen auf diesen Namen höre, wem er gegolten.

Hartenstein hatte sich bei dem Rufe ebenfalls umgedreht. Wir konnten jedoch die Stelle, wo die Gruppe verweilte, nicht mehr ganz übersehen. Drum sagte er weiterschreitend:

„Unter den hübschen Kindern heißt also eines Hedwig. Ist's die rechte, so hat der Herrgott unsere Bergpartie gesegnet. Meinst du nicht, Waldenburg?“

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Sanitätswesens.

Der „Schwäbischen Kronik“ entnehmen wir hierüber Folgendes: Wie groß auch die Mängel sein mögen, welche in der Verpflegung der Kranken und Verwundeten während des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 sich herausgestellt haben, so bietet doch die Vergleichung mit früheren Feldzügen ein befriedigendes Ergebniß dar. Die Ursachen des Fortschritts sind mannichfaltig und liegen theils auf medicinischem Gebiete, theils im Bereich der allgemeinen Verbesserungen der Cultur. Neben den Fortschritten der Chirurgie und der allgemeinen Gesundheitspflege, welche letztere das Zerstreuungssystem und die Lazarethbaraken gebracht haben, ist der bessere Transport durch die Eisenbahnen zu nennen, welcher die Zerstreuung der Kranken und Verwundeten erst möglich gemacht hat. Die durch größeren Wohlstand unterstützte freiwillige Thätigkeit der Staatsbürger wird angeregt durch die Natur unseres Heeres, welches, im Gegensatz zu den geworbenen, den Abhub des Volkes enthaltenden Heeren des vorigen Jahrhunderts, recht eigentlich ein Volksheer ist. Eine Reihe von Mittheilungen aus früheren Feldzügen mag den Unterschied zwischen Sonst und Jetzt anschaulich machen.

Wir beginnen hier mit dem österreichischen Erbfolgekrieg, über welchen ein Werk von John Pringle vortreffliche Mittheilungen gibt. Zu unserm Erstaunen finden wir in der Vorrede desselben bereits etwas Aehnliches erwähnt, was wir erst über 100 Jahre später durch die Genfer Convention erreichen sollten. Während des Feldzugs am Main 1743 bot der englische General Graf Stairs dem französischen Oberbefehlshaber, Herzog von Noailles, an, die Lazarethe für Asyle zu erklären. Man wollte dadurch, wie Pringle sagt, den Uebelstand vermeiden, daß entweder die Lazarethe fern von der Armee aufgeschlagen wurden und daß dann viele Verwundete zu Grunde gingen, ehe sie von einem Arzte gesehen werden konnten, oder daß dieselben, wenn sie nahe bei der Armee errichtet waren, alle Bewegungen des Lagers mitmachen mußten. Der Herzog von Noailles ging darauf ein und beobachtete diesen Vertrag auf das Gewissenhafteste. Als er gegenüber dem am Main bei Frankfurt in dem Dorfe Fechenheim gelegenen englischen Lazareth auf dem andern Ufer des Flusses Truppenbewegungen vornehmen ließ, trug er Sorge, das Lazarethpersonal davon zu unterrichten und sie darüber zu beruhigen. Pringle beklagt, daß dieser Vertrag so bald in Vergessenheit gerieth und hofft, daß spätere Kriege ihn wieder aufnehmen würden. In demselben Buche berichtet Pringle auch über ein Beispiel freiwilliger Fürsorge für das Wohl der Truppen. An das englische Heer, welches 1745 gegen den Prätendenten, Karl Eduard Stuart, nach Schottland zog, vertheilten in Nordengland Quäker wollene Unterkleider.

Bekannt ist, daß die Ruhr im vorigen Jahrhundert die am meisten gefürchtete Lagerkrankheit war. Die weite Tracht der Krieger des 17. Jahrhunderts war seit Anfang des 18., besonders unter dem Einfluß der Paraden Friedrich Wilhelm's I., zu einer höchst gesundheitsschädlichen zusammengeschrumpft. Der Soldat trug lange Haare, welche den durchnäßten Kopf feucht erhielten; er hatte zur Kopfbedeckung den breiten Hut, welcher, sobald der Soldat sich legte, herunterfiel, so daß der Mann mit bloßem Kopfe schlief. Alle Kleider saßen eng und knapp. Kniegürtel hemmten den Blutlauf. Das Schuhwerk war schwer, dem Infanteristen fehlte der Mantel. Ein Mann, der in dieser Ausrüstung unter einem durchweichten Zelte auf dem nassen Boden lag, mußte erkranken.

Der siebenjährige Krieg zeigte keinen Fortschritt. Der preußische General-Chirurg Schmucker erzählt mit großem Behagen, wie vortrefflich er nach der Schlacht bei Liegnitz (15. August 1760) den Transport der Verwundeten organisirt habe. Die Schwerverwundeten kamen auf die Brod-, Pack- und Proviantwagen der Armee, die Leichtverwundeten, welche keine Beinwunden hatten, mußten nebenher marschiren; nun blieben aber noch 500 Verwundete, welche nicht gehen konnten und für welche auch keine Wagen übrig waren. Da veranlaßte Schmucker den General Krusemark, ein Dragonerregiment absitzen zu lassen und auf dessen Pferden mußten die Verwundeten in drei Tagen nach Breslau reiten.

Daß noch lange Zeit verfloß, bis eine Aenderung eintrat, ist aus Grothe's Schilderung des Gesundheitszustandes der preußischen Truppen bei dem Rückzug aus der Champagne und aus dem entsetzlichen Bericht Professor Reil's über die Hospitäler in Leipzig zu ersehen, welcher in Stein's Leben von Pertz (III. 437) abgedruckt ist. Wir können den Schilderungen Reil's die Notiz beifügen, daß bloß in einer Scheuer bei Meusdorf 10 Tage nach der Leipziger Schlacht 174 französische Verwundete aufgefunden wur-

den, welche Hungers gestorben waren. Die entsetzlichen Scenen in den französischen Kriegen, in den egyptisch-syrischen und den russisch-deutschen Feldzügen 1812 und 1813 sind wiederholt geschildert worden. Von Etwas, was an den französisch-englischen Vertrag von 1743 erinnert, konnte bei den erbitterten Kämpfen weder im Orient noch in Rußland die Rede sein. Die Kranken und Verwundeten wurden mitgeführt, bis sie den klimatischen Verhältnissen zum Opfer fielen.

Bereits 1815 hatte Christian August Brückner die Lazarethbarake in aller Vollkommenheit vorgeschlagen und sogar angegeben, wie sie für den Winter tauglich zu machen sei, aber auch diese Anregung fiel auf steinigen Boden. Die Wendung zum Bessern trat erst während des Krimkrieges ein; dort zuerst entfalteten Miß Nightingale mit ihren Genossen auf der einen, russische Damen auf der andern Seite eine freiwillige Thätigkeit. Der italienische Krieg von 1859 sah diese Anfänge zu einem System sich entwickeln, welches in der Genfer Convention seinen Ausdruck fand. Die Zerstreuung der Kranken und Verwundeten wurde in großem Maßstabe geübt. Colossal, wie in allen Verhältnissen, war der amerikanische Bürgerkrieg auch in der Menge der Geldmittel, welche freiwillig zur Pflege der Verwundeten zur Verfügung gestellt wurden; die Engländer endlich haben in dem abyssinischen Feldzug ein Muster aufgestellt, wie durch weise Hygieine, freilich mit Aufwendung ungeheurer Geldmittel, der Krieg fast ohne Menschenverlust in Folge von Krankheiten, geführt werden kann. Was aber auch unter weniger exceptionellen Verhältnissen und in der ungünstigen Lage einer belagerten Festung mit den Hilfsmitteln der heutigen Kriegshygieine erreicht werden kann, das geht aus der Schrift von Dr. Sander: Vier Tage in Metz, Barmen 1870, hervor.

Miscellen.

Nürnberg, 15. Mai. Bekanntlich existiren von verschiedenen Gattungen Banknoten Nachahmungen, bei deren Anfertigung jedoch kein strafrechtliches Moment vorlag, da diese Copien, wenn sie auch bezüglich der äußerlichen Form eine täuschende Aehnlichkeit mit echten Werthzeichen besitzen, durch ihre Inschriften, die meist humoristischer Natur sind, ihre Werthlosigkeit documentiren. Trotzdem liefern diese nachgeahmten Banknoten manchmal Veranlassung zu Betrügereien, und es bildete ein derartiges Reat den Gegenstand einer Verhandlung am hiesigen Bezirksgerichte. Ein Handelsmann aus Warschau war im Besitze einer bei Gelegenheit der Altonaer Industrieausstellung ausgegebenen, ebenfalls eine humoristische Inschrift tragenden Banknote, und es gelang ihm, dieses werthlose Papier bei einem anderen Polen, den er in hiesiger Gegend traf, gegen 10 Thaler umzuwechseln, indem er den Werth der Banknote zu 25 Thalern angab und den billigen Preis des Verkaufsobjects damit erklärte, daß er die Banknote gefunden habe. Der Käufer, der des Lesens der deutschen Sprache unkundig ist, wollte die vermeintliche Banknote in Fürth umwechseln und erfuhr nun daselbst, daß er das Opfer eines Betrügers geworden war. Durch das Urtheil des Bezirksgerichtes wurde der Verkäufer der Banknote zu 1 Monat Gefängnißstrafe verurtheilt.

Die belagerte Köchin. Eine Pariser Hausfrau hat sich veranlaßt gesehen, unter dem Titel: „Die belagerte Köchin" eine Anleitung zu veröffentlichen über „die Kunst, in Belagerungszeiten zu leben" und darin eine Anzahl von Speiserecepten mitzutheilen, wie sie wohl noch in keinem Kochbuche gestanden haben. Wir entnehmen diesem interessanten Kochbuche folgende Einzelheiten: Der Esel eignet sich durch die Zartheit seines Fleisches zu einem Festgerichte für die reichste Tafel. Das Eselsfleisch ist nach der Verfasserin „weit feiner als das des Rindes und verträgt gleich dem des Maulthieres, das ebenfalls in permanentem Gebrauche zu bleiben verdient, jedwede Art von Behandlung." — Von der Katze wird gesagt: „Dieses Hausthier, die Zierde und der Trost der Dachstube und der glückliche Liebling des eleganten Salons, ist eines der gesuchtesten und darum seltensten Belagerungsgerichte geworden. Das Fleisch der Katze ist weiß, fein und zart, nur muß es, bevor es auf die Tafel kommt, achtundvierzig Stunden lang gebeizt werden. Man kann es wie den Hasen als Ragout oder Pfefferfleisch oder als Braten zubereiten." — Das Pferdefleisch „sieht aus und schmeckt völlig wie Rindfleisch; gut gekocht, ist es von dem letzteren nicht nur kaum zu unterscheiden, sondern demselben sogar vorzuziehen. Nur muß es gleich dem der Katze vorher gebeizt, am besten sechsunddreißig Stunden lang in Essig, Oel, Salz und Pfeffer gelegt werden." Nun folgt eine ganze Speisekarte voller Pferdegerichte: Pferdepot-au-feu, gekochtes Pferdefleisch, Pferdeschmorbraten, Cheval à la Parisienne, Cheval à la Mode, Pferde-Ragout, Pferdehachè, Pferdebeefsteak, Pferdegehirn u. m. a., zu welchen appetitlichen Speisen unsere „belagerte Köchin" die detaillirtesten Recepte enthüllt. — Das Hundefleisch, wenn es zuvor 48 Stunden hindurch gebrüht worden ist, ähnelt in Aussehen und Geschmack dem Hammelfleisch ungemein; ebenso lange marinirt, kann es als Reh passiren. Von den verschiedenen Hundefleisch-Zubereitungen, welche die „Belagerte" aufzählt, erwähnen wir blos Hundecoteletts, Hundefilet mit Gemüse, Hundemilz und Hundeschnitzel. — Endlich wird auch die Ratte nicht vergessen, indeß bemerkt, daß man sich derselben nur mit großer Vorsicht als Nahrungsmittel bedienen dürfe, obwohl ihr Fleisch höchst wohlschmeckend sei. Sie enthalte eine Menge Würmer, welche die Gesundheit des Menschen in hohem Grade gefährden können. Ob die Verfasserin des Werkchens ihre Absicht erreichen wird: „die Küche durch eine Anzahl von Gerichten, welche die Noth improvisiren ließ", dauernd zu bereichern, vermögen wir nicht zu entscheiden. Sonder Zweifel aber hat das Schriftchen als ein bezeichnendes Andenken an eine bedeutsame Zeit auch jenseits der Kochherd- und Bratofenkreise Anspruch auf Interesse.

Charade.

Dem Armen sind die ersten Beiden
Im Leben immer zugetheilt;
Sie bringen ihm sein täglich Leiden,
Das nur allein ihr Ende heilt.

Und will er ihnen sich entziehen
So sucht er oft durch Schuld sein Heil;
Dann wird der Noth er nicht entfliehen,
Oft wird die Dritte ihm zu Theil.

So braucht er doppeltes Erbarmen,
Es schuf die Schuld der Leiden mehr.
Wie ist doch oft die Kraft des Armen,
Sein Muth das ganze Wort so sehr!

Auflösung der Homonyme in Nr. 56:
Winde.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 62. Speyer, Donnerstag, den 25. Mai 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Fünftes Capitel.

Böhämmer.

Freund Hartenstein hatte Recht. Allerdings hatte der Himmel den Tag gesegnet. Sonnenschein lag über den weiten Ruinen des einstigen Schlosses der Bischöfe von Speyer. Schöne Jungfrauen durchschwärmten die Räume, und es gibt keinen anmuthigeren Anblick, als solche liebliche Wesen mit fliegenden Gewändern im Grünen und zwischen malerischen Resten der Vorzeit. Und unter ihnen auf dieser Höhe war eine Hedwig. Ob auch die rechte? Wir konnten es im ersten Augenblicke nicht ergründen. So viele lichte Gestalten auch umher wallten, so viele helle Mädchenstimmen auch um uns lachten, zog es uns doch mit magischer Gewalt an den Rand des Platzes, der in der Luft zu schweben schien.

Wenn man durch das Hauptthor in den großen Schloßhof der Madenburg tritt, wird man, zumal aus dem Gebirge kommend, durch einen unvergeßlichen Anblick überrascht. Als ein erhabener Söller, mehr als tausend Fuß hoch über der unabsehbaren Ebene, liegt dieser Burghof, frei nach der Rheinseite, da hier die Mauern über den steilen Abhang gestürzt sind und die grünen Spitzen der Lärchen nicht herauf reichen, um den Blick zu hindern. Fessellos schweift das Auge hinaus über tausend Städte und Dörfer zum östlichen Horizonte, der auf den blauen Höhen des Odenwaldes und Queichgaues, auf dem hohen Gebirgswall des Schwarzwaldes ruht, — und der Nibelungendom von Worms, der Kaiserdom von Speyer, die Pfalzgrafen- und Markgrafenschlösser von Heidelberg und Baden, der Münsterthurm von Straßburg sind nur einzelne Punkte in dieser Herrlichkeit der oberrheinischen Ebene vom Taunus bis in's Breisgau hinauf, wo Gebirg und Land in Duft verschwimmen. Das Auge weiß nicht, wo es weilen soll, ob nördlich über dem Neucastel hin auf der mit Burgen gekrönten weinreichen Haardt, ob südlich über Klingenmünster hin auf rebengrünen Vorhöhen der Vogesen in Pfalz und Elsaß. Doch erst der Blick rückwärts, nach Südwesten, in die Gebirgspracht des Wasgau macht die Madenburg zu der bewunderten Stelle. Zwar bietet die Landschaft zwischen Annweiler und Klingenmünster, herrlich wechselnd in Thal und Berg, auf einer Strecke von zwei Stunden des Schönen überall viel, und der hohe Treitelsberg drüben, die hoch hereinragende Spitze des Rehberges ungleich Größeres; denn diese Gebirgsgruppe hat die Eigenthümlichkeit einer weit und tief ausgewaschenen Felsenlandschaft hinter sich, die in labyrinthischer Verzweigung von der Queich sich bis über die Lauter ausbreitet und tief ausgeschnittene Thäler auch nach der Ebene sendet, so daß jede Höhe zum prachtvollsten Belvedere nach Ost und West wird. Doch zeigt die Madenburg die phantastische Felsenwelt des alten Wasgau in besonderer Schönheit, in einem einzigen Gesammtbild von höchster Wirkung. Denn sowohl der Vordergrund mit seinen malerischen Thaldörfern und dem blinkenden Kaiserbächlein, als der märchenhaft schöne Hintergrund voller Feen- und Riesenpaläste aus Sandsteinfels sind von den Halden des Treitelsberges und den Hängen des Reh- und Rothenberges in herrlichen Rahmen gefaßt.

Man muß die überwältigende Großartigkeit des Alpenhochlandes hier nicht suchen wollen. Aber auch in späteren Tagen bin ich unmittelbar aus den schönsten Gegenden der Schweiz hierhergekommen und schaute entzückt von den Höhen dieser durch Geschichte und Sage romantisch verklärten Landschaft der Vogesen. Und damals in jenen jungen Tagen, wo die Zukunft noch ahnungsvoll vor mir lag, wo helle Mädchengewänder in den gebrochenen Fenstern der Burgmauern flatterten und aus dem Lärchenwald am Rande der Ruine leuchteten, wo melodische Stimmen um uns lachten, wie sollte ich nicht den Zauber eines schönen Frühsommertags auf der Höhe empfunden haben? Die Ruine verdiente heute ihren alten Namen „Maidenburg". Dort in der schattigen Mauerecke schöpfte eben eine holde Maid Wasser aus dem halbverschütteten Brunnen, und rosig angewehte Genossinnen tummelten sich um zwei Feuer auf der erhöhten Felsenplatte des Schloßhofs. Das Prasseln der Scheite und der herwehende Duft aromatischen Mocca's erweckte in uns liebliche Ideen von Genüssen des Gaumens, die wir nun schon seit Stunden entbehrt hatten. Denn der Mensch lebt nicht vom Be-

trachten allein. Mit solchen Gedanken sahen wir hinunter in die Tiefe, von wo das Wirthshaus von Eschbach freundlich heraufsah und jenes gastliche an der Calmit, hinter der Landaus Wälle lagen, leise Sehnsucht im Gemüthe anregte. Dennoch blieben wir und genossen die Aussicht, deren Schilderung jedoch für den Leser ungefähr ist, was die Beschreibung einer reichen Tafel für den Nichteingeladenen.

Wir waren der Verengung des Schloßhofes nach Südosten gefolgt, wo der älteste Theil der Burg sich über dem Felsenkeller erhebt. In den wildverwachsenen Trümmern dorten scheuchten unsere Uniformen eine ganze Schaar junger Mädchen auf, die zuerst erschrocken sich zusammenrotteten, dann aber doch den Epheu, den ihre Händchen von der Mauer nicht zu lösen vermochten, mit scheuem Lächeln unsern Händen entnahmen. Dann gingen wir wieder zurück an den Feuern und am Haupteingang vorüber. Draußen saß noch immer die Gruppe, welche uns zuerst zu Gesicht gekommen, musicirend im Anblick der Gebirgswelt; unter ihr mußte wohl Hedwig weilen, die noch zu ergründen war. Und wer, wie war sie? Braun oder blond, schön, liebenswürdig? Kam sie aus dem romantischen Annweiler herauf, oder aus der Böhämmerstadt, die so kühne Jungfrauen gezeugt, wie jene von 1792, unter denen Freiheitsabtrünnige vergeblich eine Gattin suchen sollten.

Die Untersuchung auf später verschiebend, traten wir in den neueren Schloßbau. In dessen Gemächern über uns ertönte ein helles Kichern, da wir unten hindurch in einen zweiten Burghof schritten. Die Wappen und die saubere Ornamentik der Treppenthürme dorten hätten unsere Aufmerksamkeit erregt, wenn nicht dumpfer Lärm, Gelächter und Geschrei erschollen wäre; wir schauten erstaunt um uns und konnten Niemand erblicken. Immer lauter wurde das dumpfe Getöse, das seltsamer Weise aus dem Boden zu unsern Füßen zu kommen schien. Wer waren die Unterirdischen? — Um dem Höllenlärm auf die Spur zu kommen, sprangen wir über das Getrümmer in einen Gang hinunter.

Hier gähnten uns nun die Oeffnungen dunkler Gewölbe an, in welchen ein seltsames Leben erwacht war. Der düstere Raum war ganz von Zechern angefüllt, die hier im kühlen Gewölbe sich zu geräuschvollem Trinkgelage gesammelt hatten. Waren es die Gespenster der Reisigen des wilden Fleckensteiners, oder der Bauern von 1525, die zerstörend über die Bischofspfalz kamen und deren Keller aussoffen? Waren von der schwarzen Schaar des Alcibiades von Brandenburg die trunkenen Landsknechte in der ausgebrannten Burg zechend zurückgeblieben, oder die Mannsfelder, Croaten und Schweden des dreißigjährigen Kriegs, die sich hier gemordet? Oder arbeiteten noch die Mineurs Ludwigs XIV. am völligen Ruin des Schlosses?

Wie dem auch sein mochte — wir sollten nicht unangefochten vorüberkommen. Unsere Uniformen hatten die Aufmerksamkeit der Tobenden in den Gewölben erregt. Einer der Unterirdischen stürzte hervor und taumelte über das lose Gestein auf mich zu.

„Ah, Holla! Halt! Kreuzdonnerwetter — Herr Lieutenant! Sie sind's doch?"

Verwundert, überrascht wendete ich mich zu dem unbekannten Freundlichen in Hemdärmeln um und sagte in Bezug auf den Lieutenant:

„In der That, ich bin's!"

„Na, da soll ja die heilig' Krenk dreinschlagen. Nur gleich herein und den Humpen gefaßt. Herrlicher Stoff aus dem Bockstall!"

Das war ein eben so kräftiger als einladender Willkomm. Zugleich war ein anderer unbekannter Unterirdischer mit einem Pocale schäumenden Bieres herausgestürzt und hatte mir denselben überreicht. Unser Durst war stärker als die Güte des Bieres und die Scheu vor der Gastfreundschaft unbekannter Höhlenbewohner. Waren wir doch in einem Lande, wo das Zurückweisen eines dargebrachten Trunks als bittere Beleidigung galt. Herzhaft tranken wir beide. Nun aber drängte man uns förmlich in die Kellergewölbe hinein, wo, wie man erklärte, nasse und trockene Schnabelweide zu finden, wie damals auf der Reise zu Edesheim. An dieser Bemerkung erkannte ich meinen einstigen Retter aus der Noth, Herrn Franz Stamm, der hier in den Gewölben der Madenburg einem fröhlichen Zechgelage der „Böhämmer" und der Herren aus dem Bockstall beiwohnte.

Da auch Hartenstein in einem jungen Beamten aus Annweiler einen Bekannten traf, schwand unsere Zurückhaltung völlig, und die Gesellschaft empfing uns, als hätten wir von je in dickster Freundschaft zusammen gelebt. Das Fäßchen Bier, welches seinen Weg auf diese Höhe gefunden, war bald geleert, und nun ging es den Weinflaschen an's Leben, welche grün, roth, irden und nach Auswahl hervorgezogen wurden, während der schönste Schinken, kalter Braten und was sonst noch gegen den Hunger nützt, zu einem Sturm auf unsern Appetit dienen mußte. Der Angriff war unwiderstehlich, wir gingen über.

Wurde doch Alles dargebracht, als verstände es sich von selbst. Diese natürliche, herzliche Gastfreundschaft drang wohlthuend an unser Gemüth. Bald ergingen wir uns inmitten der Gesellschaft so zwanglos, daß wir gleich den Jägern bei Iffland in den Gesang einstimmten:

„Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsere Reben!
Gesegnet sei der Rhein!"

Bald war ich, und Hartenstein mit mir, in der Laune, den Rhein fort und fort zu segnen.

Den Gesang unterbrachen schlechte und gute Witze. Mein edler Freund, Herr Franz Stamm begann, von mir unterstützt, die Mittheilung über die Entwicklung unserer Bekanntschaft und die Erlebnisse unserer gemeinschaftlichen Reise nach Landau. Darüber große Heiterkeit; besonders Hartenstein lachte auf meine Kosten so furchtbar, daß das Gewölbe zu bersten und ein Stück Braten ihn zu ersticken drohte, was ich ihm übrigens gönnte. Als nun der junge Beamte aus Annweiler fragte, ob wir heute auf dem Trifels

den Vorüberzug der Bockstaller und das Singen und Schäckern auf dem waldumschlossenen Plätzchen unter'm Burgfels nicht vernommen hätten, rächte ich mich an Hartenstein, indem ich sagte, daß ich das Alles wohl gehört, obgleich mein Freund im Thurmschatten so furchtbar geschnarcht habe, daß Berg und Thal wiederhallten. Die Vorüberziehenden glaubten eine Säge im Walde zu hören, aber es sei mein schlummernder Freund gewesen.

„Nun aber zu den Mädchen!" rief Herr Stamm, vom Quader aufspringend, der ihm zum Sitze gedient. „Die lieben Weibsleutchen wagen sich nicht in diese wüste Gegend der Trinkhöhlen. Ich habe meinem Bäschen von Ihnen erzählt —"

„Ist es hier?"

„Freilich. Sie wollen es doch kennen lernen?"

„Gewiß. Ihr Bäschen Hedwig doch?"

„Natürlich Hedwig", entgegnete er lachend. „Die einzige Hedwig auf dieser Höh'. Oder glauben Sie noch, daß alle Pfälzer Mädchen Hedwig heißen?"

Ich schüttelte heiter den Kopf, folgte aber dann nicht ohne Spannung dem Zuge, der jetzt jubelnd, singend und schreiend durch den finstern Gang unter den noch besser erhaltenen Gemächern hindurch in den Schloßhof stürmte. Denn unsere ganze Gesellschaft — junge Beamte, Kaufleute und Bürgerssöhne aus den beiden Städtchen des pfälzischen Wasgau — war aufgebrochen, um sich nach den Schwestern, Bäschen und Freundinnen umzusehen. Die in der Ruine zerstreuten Mädchen waren zusammen gelaufen, um zu sehen, was es nun gebe. Während nun unser Zug sich bedeutend lichtete und auch Hartenstein mit seinem Bekannten bei einer stattlichen Blondine aus dem ehemaligen Reichsstädtchen Annweiler nicht vorüber zu bringen war, überflog ich musternd die reizenden Kinder. Aber es war keine Hedwig, wie ich mir sie dachte, darunter. Mit nur wenigen „Böhämmern" folgte ich unserm Führer durch das Hauptthor hinaus.

„Aha, da stecken sie ja", sagte Herr Franz Stamm. (Forts. folgt.)

* Ku-Klux-Klan.

Durch die öffentlichen Blätter lief vor noch nicht langer Zeit die Nachricht, der Präsident und der Congreß der nordamerikanischen Union hätten strenge Maßregeln zur Unterdrückung der geheimen Gesellschaft Ku-Klux-Klan beschlossen, die in den durch das Schwert für die Union wiedergewonnenen Südstaaten ihr Unwesen treibe. Den wenigsten Lesern mag vorher etwas von dieser Gesellschaft bekannt gewesen sein und schon der Name dieses Gespenstes erscheint geeignet, Schrecken einzujagen. Die Mitglieder dieses Bundes, der auch die „Weiße Brüderschaft" genannt wird, heißen „Ku-Klux-Men", oder „Weiße Brüder." Sie erkennen einander durch geheime Zeichen und sind durch einen feierlichen Eid verpflichtet, einander unter allen Umständen beizustehen. Dieser Eid verbietet ihnen, als Belastungszeugen gegen Mitglieder des Bundes zu dienen. Sitzen sie im Schwurgerichte zur Aburtheilung eines der Brüder, so haben sie ihn freizusprechen. Nur sehr selten geschah es, daß durch die Gerichtshöfe der vereinigten Staaten die Verurtheilung eines Ku-Klux-Mannes erreicht wurde, obwohl die Fälle am offenen Tage verübter Gewaltstreiche in manchen südlichen Staaten, namentlich in Nord- und Süd-Carolina und Kentucky, zu vielen Hunderten constatirt und den Ku-Klux zugeschrieben wurden.

Das Gesetz, das der Congreß gegen diese geheime Gesellschaft erließ, enthält streng genommen eine Verfassungsverletzung, indem es bestimmt, daß die Habeas-Corpus-Acte in Friedenszeiten aufgehoben wird und daß der Präsident Widersetzlichkeiten gegen Staatsgesetze mit Militärgewalt unterdrücken darf, ohne daß ein hierauf bezüglicher Antrag der Behörden des betreffenden Einzelstaates vorhergegangen ist; es überträgt endlich den Unionsgerichtshöfen die Jurisdiction über gemeine Verbrechen und gewissermaßen die Polizeiaufsicht in den Einzelstaaten. Ueber alle diese Bedenken hat man sich hinweggesetzt.

Zur weiteren Aufklärung des Lesers über Entstehung und Wesen dieser Gesellschaft lassen wir nachstehend einige einem Artikel der „Allg. Ztg." entnommenen Angaben folgen.

Die politischen und socialen Verhältnisse, welche der Ausgang des amerikanischen Bürgerkrieges in den Südstaaten zur Folge hatte, waren so eigenartig und beim Friedensschlusse unbekannt, daß es der Regierung in Washington ungeheuer schwer fallen mußte, die richtigen Mittel zu finden, welche im Stande gewesen wären, eine leidliche Ordnung der Dinge wieder herzustellen. Es kam zuerst darauf an, einerseits den natürlichen und leicht zu entschuldigenden Haß der niedergeworfenen Rebellen gegen die Sieger zu beschwichtigen, nicht durch Gewaltmaßregeln, sondern auf gütlichem Wege, wenn anders man die redliche Absicht hatte, die Secessionisten wieder dauernd mit der Union zu verbinden. Es waren dem Süden neben der moralischen Demüthigung auch materielle Wunden geschlagen worden, die nur geheilt werden konnten, wenn man ihm vom Norden her ausreichende Hilfe angedeihen ließ.

Auch in socialer Hinsicht hatte der Krieg große Uebelstände geschaffen. Mit seiner Emancipation glaubte sich der Neger seinen bisherigen Herren gegenüber wie politisch so auch social gleichgestellt und dieses Dogma der Gleichberechtigung verursachte jene unheilvolle Spaltung zwischen den weißen und farbigen Bewohnern des Südens, welche bisher, meist aber mit Unrecht, ausschließlich auf den bösen Willen der „Rebellen" geschoben worden ist. Ganz abgesehen davon, daß der Süden einen Ersatz für die durch die Emancipation der Sclaven ihm plötzlich entrissenen Arbeitskräfte haben mußte, und daß man in Ermangelung freier, weißer Arbeitskräfte das Verhältniß der freigewordenen Farbigen zu den weißen Grundbesitzern in einem zweckentsprechenden, für beide Theile gleich annehmbaren Sinn hätte regeln sollen, so lag es schon im Interesse der öffentlichen Ordnung, das gesellschaftliche Verhältniß beider neben- und miteinander

wohnenden, durch Racenunterschiede naturgemäß getrennten, Classen in solcher Weise festzustellen, daß der Grundgedanke der Gleichberechtigung aller Menschen, welchem die Emancipationsbewegung entsprossen war, nach und nach seiner Verwirklichung entgegengeführt wurde, ohne daß der weiße Gegner dieses Grundgedankens sich durch frühzeitige und zwangsweise Anwendung desselben verletzt fühlen mußte.

Ob nun der Siegestaumel den Blick des Siegers verschleiert hielt, ob eine der Nation eigenthümliche geistige Rohheit ihn nicht auf einen höhern Standpunkt sich erheben ließ, oder ob gar die Herrsch- und Rachsucht und noch niedrigere Motive einzelner der höchsten Beamten der Vernunft und Großmuth in den Weg traten, ist hier nicht der Ort zu entscheiden, nur so viel ist gewiß, daß die Reconstructionspolitik eines Thadd. Stevens, Benj. F. Butler und Ulysses Grant gerade das Gegentheil von dem bewirkte, dessen das Land bedürftig war. Statt zu versöhnen, schreckte man die Gefühle der für die Union wiedergewonnenen Rebellen ab, und empörte sie. Statt ein für das baldige Wiederaufblühen des Ackerbaues unentbehrliches friedliches Einverständniß und erträgliches Verhältniß zwischen Grundbesitzer und schwarzem Arbeiter herzustellen, entfremdete man letzteren dem ehemaligen Herrn und jetzigen Arbeitgeber durch allerhand politische Spiegelfechtereien; statt Gesetz und Ordnung herzustellen, mißbrauchte man die erlangte gesetzliche Gewalt und die Ohnmacht des Gegners, um ihn zu unterdrücken. Statt den verarmten Grundbesitzern im Süden zu helfen, daß sie ihre großen wüstgelegten Ländereien wieder unter Cultur bringen konnten, stellte man von einflußreichster radicaler Seite (Wendell Philipps, Forney, Butler) den Grundsatz auf: daß die Rebellen nur durch vollständigen materiellen Ruin gebührend bestraft und genügend gedemüthigt werden könnten. Es entstanden Verhältnisse, welche in ihrer ganzen Scheußlichkeit im Norden von der großen Masse der triumphirenden republikanischen Partei gar nicht geahnt wurden. (Forts. folgt.)

Die deutschen Verluste im Kriege von 1870/71

vertheilen sich nach der im Kriegs-Ministerium ausgearbeiteten Denkschrift, wie die Corr. Stern erfährt, wie folgt:

I. Officiere.

	todt	verwundet	verm.	Summa
1. Norddeutscher Bund	918	2972	30	3920
2. Bayern	156	564	—	720
3. Württemberg	25	64	—	89
4. Baden	22	132	—	154
5. Großherzogthum Hessen	44	63	—	107
	1165	3795	30	4990

II. Unterofficiere und Soldaten.

	todt	verwundet	verm.	Summa
1. Norddeutscher Bund	14839	71792	5902	92533
2. Bayern	1524	10217	—	11744
3. Württemberg	664	1688	—	2352
4. Baden	424	2578	263	3264
5. Großherzogthum Hessen	681	1467	—	2148
	18131	87742	6165	112038

Miscellen.

* Wiesbaden. Karl Braun, der einstige Vertreter unserer Stadt im norddeutschen Reichstage und ein Hauptmann der Nationalliberalen, hat mit seiner literarischen Fruchtbarkeit immer mehr Unglück. Schon seit längerer Zeit wurde er bezichtigt, sich mit fremden Federn zu schmücken und in der neuern Zeit trieb er es so stark und so plump, daß dies selbst seinen Freunden und Parteigenossen zu arg wurde. Und doch weiß man, daß bei den Nationalliberalen die Parteifreundschaft gar manche Schwächen und oft auch häßliche Flecken der Gesinnungsgenossen mit dem Mantel christlicher Liebe zudeckt. Die nationalliberale Zeitschrift „Im neuen Reich" geht aber gegenwärtig mit jenem Vielschreiber und Vielschwätzer etwas stark ins Gericht. Braun gab nämlich vor einiger Zeit in der „Gartenlaube" Beobachtungen aus dem holländischen Leben zum Besten, die er bei einem kurzen Aufenthalt in Rotterdam auf einer Reise nach England gemacht haben wollte. Braun beschreibt, wie es „im neuen Reich" heißt, eine Abendgesellschaft. Da steht eine Uhr auf dem Kaminsims, einen Mohren vorstellend, der bei jedem Schlag die Augen bewegt, auf dem Tische eine Lampe in Gestalt eines Elephanten, dessen Körper eine Spieluhr enthält, die aufgezogen ist und unerwartet erklingen wird, wenn die Gäste kommen u. s. w. Kurz, es ist Alles so beschrieben, als habe es der Verfasser selbst erlebt; freilich sonst Niemand, der in einer auch nur halbwegs gebildeten holländischen Familie jemals einen Abend zugebracht hat. Natürlich, denn Braun hat seine Reiseerinnerungen aus einem holländischen Buche wörtlich übersetzt, wovon der Leser aber nichts erfährt. Unglücklicher Weise ist Braun an die Camera obscura von Beets gerathen, der pseudonym unter dem Namen Hildebrandt schreibt und seine Landsleute in ähnlicher Weise parodirt, wie weiland Kortüm seine Zeitgenossen in der Jobsiade. Die Holländer sind über diese Schilderungen des Herrn Dr. Braun natürlich sehr aufgebracht. In dem Wahlkreise Braun's (Reuß-Gera) ist man aber auch über diese fortgesetzten Enthüllungen bezüglich der literarischen Thätigkeit Brauns's nicht sehr erbaut.

Ueber den berühmten französischen Archäologen und Architekten Viollet-le-Duc erfährt man, daß er während der 4½monatlichen Belagerung von Paris durch sein großes organisatorisches Talent und seine rastlose Thätigkeit im Interesse der Vertheidigung seiner Stadt neuen Ruhm sich erworben. Die Ingenieure und Architekten nämlich traten fast sämmtlich in die neu gebildete Armee ein und wurden zu Artillerie- und Genie-Offizieren ernannt. Viollet-le-Duc wurde Führer des Genie-Corps und hat als solcher, obgleich an der Schwelle des Alters stehend, durch Erduldung vieler Strapazen und persönliche Tapferkeit im heißen Gefechte Beweise von aufopfernder Thätigkeit gegeben. Charakteristisch ist sein Verhalten während des großen Ausfalls nach Champigny. Während er dort in heftigem Granatfeuer das Abstecken der Feldverschanzungen leitete, ergriffen mehrere Bataillone Mobilgarden die Flucht. Viollet-le-Duc warf sich auf den Offizier an ihrer Spitze, zerschlug seinen Stock über dessen Gesicht, ließ darauf seine Pioniere die Gewehre fällen und die Flüchtigen wieder in die Gefechtslinie treiben.

Aus Günzburg schreibt man der A. Abdztg.: Seit ein paar Wochen wird unsere Neugierde in hohem Grad durch einen in unserer Nähe vor sich gehenden Erdsturz in Anspruch genommen. Da, wo zwischen hier und Offingen das rechte Hochufer der Donau am steilsten und höchsten ist und wo weithin sichtbar, eine Zierde der Gegend, das schöne Schloß „Landstrost" sich erhebt, wälzen und schieben sich kolossale Erdmassen nach der Tiefe, so daß dem Schlosse selbst vielleicht ein naher Einsturz droht. Bald schneller, unter donnerähnlichem Gekrache, löst sich das Erdreich ab, bald langsam, aber ununterbrochen rieselt und drängelt gleichsam der ganze Berg abwärts, und es vernimmt das hart auf den Boden gehaltene Ohr fortwährend ein unheimliches Getöse.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

// Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 63. Speyer, Samstag, den 27. Mai 1871.

Die deutsche Sprache im Elsaß.*)

M'r g'hoere dyt ze Frankreich wohl
Un' theile Noth und Glück,
Doch klingt uns d' Muedersprach nit hohl,
Sie gilt noch großi Stück.

M'r drucke gern und herzli d'Hand
Un' nit allein zuem Schyn —
Durch Sproch un Sitte noch verwandt,
De Brüeder üewwern Rhyn.

Un dytscher Sinn und Biederkeit,
Die finden Anklang hie,
Denn gueter Grund isch noch gelait,
Verwischt halt ganz sich nie.

Uß uns'rm Herze steit's Gebett
Noch dytsch zum Himmel nuff,
M'r halte dran als wie n' Klett
Und böwe Hyser druff,

So lang noch unser Müenster steht,
— Und diß isch kernsgesund —
Au d'Muedersprooch nit untergeht,
Dann viel gäng d'noch zu Grund.

*) Aus den Gedichten des Straßburger Volksdichters und Drechslermeisters Daniel Hirtz.

---

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Dort auf dem erhöhten Platze der Umwallung bei dem halbverschütteten Rundbogen verweilte noch immer die Gruppe, die mir beim Eintritt in die Burg zuerst aufgefallen war, in fast unveränderter Stellung auf dem Rasen und Getrümmer; die Herren flötend und klimpernd, die Jungfrauen leise mitsummend, während die stolze Brünette und das zarte Mädchen mit den aschblonden Haaren in aufrechter Stellung gleich den Andern nach Westen hineinschauten. Ich sah erwartungsvoll hinan, während sie noch ahnungslos fortsangen.

„Willkommen, o seliger Abend!" klang schmeichelnd in die Luft hinein, obgleich die Sonne noch etwas zu hoch stand, um den Abendgruß zu rechtfertigen. Jedoch schienen sich Thal und Gebirg und die Felsen im Wasgau drinnen schon reizvoll zu verschleiern und allmählig längere Schatten zu werfen. Welches von den lieben Mädchen dorten mochte die Hedwig sein?

„Da sitzen sie beisammen, recht wie die Böhämmer", meinte ein junger Forstmann aus Bergzabern, da wir der malerischen Gruppe auf dem Wallrande uns näherten.

„Horch, wie sie piepsen!" sagte ein anderer (den sie „Schakob" nannten), indem wir hinan eilten. „'s wird einem, mein' Seel', ganz weh und sentimental dabei um's Herz."

„Wenn's die Brünette wäre!" dachte ich mir.

Herr Stamm aber rief laut in die Gruppe hinein:

„Verderbt mir doch den schönen Tag nicht mit Euerm lamentabeln Gepieps! Was sitzt Ihr denn hier außen, wenn's drinnen so lustig zugeht!"

Der Gesang war damit allerdings unterbrochen, — die Jungfräulein auf dem Rasen wendeten scheu die Köpfe, der Guitarrespieler am Rundbogen klimperte noch einigemal und schloß dann mit einem herzzerreißenden Daumenstrich, die Flötisten ließen ihre Instrumente sinken, brachten ihre Lippen in die gewöhnliche Lage, und einer derselben sagte:

„Fräulein Hedwig kann sich nicht genug sehen; ich glaub', sie hat Heimweh nach dem stillen Thälchen dort hinten."

Während das pikante Gesicht der schönen Brünette dabei ein ruhiges, fast überlegenes Lächeln zeigte, überflog das zarte Antlitz des aschblonden Mädchens an ihrer Seite eine wohlbemerkbare Röthe. Als mich aber Herr Stamm als alten Bekannten und Reisegefährten vorstellte, glitt ein schüchternes Lächeln über die Miene der Kleinen. Ich selbst stand etwas betroffen da. Herr Stamm hatte die stolze Brünette „Fräulein Julie" angeredet. Sie war also nicht die Hedwig, welche kennen zu lernen ich gespannt war. Ob sich die Enttäuschung nicht in meinen Zügen kundgegeben, weiß ich nicht, aber sie war vorhanden. Und sie wurde nicht vermindert, als jene vielbesprochene Hedwig in der Gestalt eines zarten, noch nicht völlig entwickelten, aschblonden Mädchens vor mir stand, — noch ein halbes Kind!

Ich habe später oft an jenen Moment zurückgedacht, und denke jetzt, wo der holde Engel meines

Lebens wieder in seine Heimath eingegangen ist und nur ihr Geist den Verlassenen tröstend umschwebt, in inniger Wehmuth an jene Stunde. Ich habe seitdem viel darüber nachgedacht, warum ich nicht schon beim ersten Anblicke die holde Seele in der zarten Erscheinung zu erkennen vermocht.

Seltsam! Während mein junges empfängliches Herz damals für weiblichen Reiz nur zu rasch aufflammte, für jede anmuthige Gestalt eine Zeit lang schwärmte, stand ich vor der, die ich doch unter allen allein geliebt, mit dem Gefühle der Enttäuschung. In jenem Augenblicke war die schöne Julie in ihrer plastischen Figur die erwählte Blume der flatternden Schmetterlingsseele eines jungen Lieutenants. Ich bildete mir ein, so wie sie habe ich mir die Hedwig gedacht, von der einst jene Zigeunerinnen mir prophezeit, so wie sie müßte die Hedwig aussehen, welche auf die Ehre meiner Hand Anspruch erheben wollte. An Cousine Eugenie dachte ich damals nicht einmal. Wie konnte ich auch an der Seite der schönen Julie Zeit finden zu Erinnerungen an das Schöne in der Ferne! Die Freuden der Gegenwart, welche schon die nächsten Minuten auf jener herrlichen Höhe boten, löschten mein Gedächtniß für alles Vergangene, für alles Abwesende. Und selbst für die übrigen Anwesenden hatte ich nur die nothwendigste Aufmerksamkeit, als nun in der schönen Ruine die Lust des rheinischen Lebens in voller Stärke nochmals aufblühte.

Alle, die zerstreut in den Ruinen umhergeschwärmt, waren in den großen Schloßhof berufen worden. Der Kaffee, die Chocolade waren fertig und wurden unter heiterm Schwätzen und Kichern aus Tassen, Gläsern und Bechern genippt, wie sie sich gerade vorfanden. Auch die Herren hatten aus Rothwein ein aromatisches Getränke gebraut, an welchem auch einzelne jungfräuliche Gemüther sich erquickten. Unterdeß hatten die Mägdlein mit Epheu, Eichenlaub und Lärchenzweigen ihre Häupter und unsere Hüte und Mützen bekränzt. Und nun, um den hereinbrechenden Abend nachher ungestört draußen genießen zu können, wurde von dem frohen Völklein dorten noch Alles aufgerafft, um eine Stunde in Lust und Genuß, in Spiel und Tanz zwischen den Trümmern zu genießen.

Das Gebirg warf seine Schatten schon weit und weiter hinaus auf das Land in der Tiefe, und das bunte laute Gewirre fröhlichen Spiels oben im Hof der Madenburg dauerte noch ungeschwächt fort. Ich brauche die Spannung, die Freuden eines Pfänderspiels in solcher Gesellschaft nicht näher zu beschreiben, — auch nicht noch ausdrücklich zu versichern, daß ich alle Grazie eines im großstädtischen Leben gebildeten jungen Officiers bei Tanz und Spiel entwickelte, bis ich mir selbst unwiderstehlich erschien und wohl alle, oder doch viele bezauberte. Indeß war ich selbst nur von der schönen Julie bezaubert. Und da Hartenstein glücklicherweise sich eben so von jener stattlichen Blondine angezogen fühlte, theilten wir uns in die Sympathie für Bergzabern und Annweiler, so daß jeder seine Verehrte umschwärmte, ohne sich viel um den andern zu bekümmern.

Meine Huldigungen wurden nicht ohne Aufmerksamkeit seitens der schönen Tochter Bergzaberns aufgenommen. Wenn ich aber vermeinte, tiefen Eindruck zu machen, so war es wahrscheinlich Täuschung. Das Mädchen dachte vernünftiger als ich, und nahm mit liebenswürdiger Leichtigkeit eine zarte Annäherung als die Galanterie eines artigen, lebhaften, angeregten Lieutenants. Ohne Zweifel fanden sich unter der anwesenden männlichen Welt besondere Verehrer der schönen Julie; dennoch keine Spur, daß meine Artigkeit oder deren Aufnahme, Anlaß zu eifersüchtiger Verstimmung geboten. Im Gegentheile überschüttete man den charmanten Herrn Lieutenant mit Freundlichkeiten.

Leider unterbrach jetzt ein Freudenschrei von Außen das schöne Leben im Burghof.

„Kommt! kommt heraus! Es ist wunderschön!“ riefen einige männliche und weibliche Mitglieder der Gesellschaft, und Alles stürzte in Eile hinaus und vertheilte sich auf der südwestlichen Umwallung, um die wirklich ungewöhnliche Pracht des schönen Abends bei Sonnenuntergang zu genießen. Ich gedenke, keine Schilderung davon zu geben, wie da schon im Thale unten tiefer Schatten ruhte, nur der Kaisersbach noch aus dem Dunkelgrün blinkte, über die Ebene draußen schwache Lichter zuckten, dann noch hell an den Bergen jenseits des Rheins lagen, während die Gebirgskuppen vor uns rechts und links im goldensten Glanze standen, über die Thaldörfer blauer Nebel stieg, der tiefer im Wasgau violettgefärbt um die Felsen des Gossersweilerer Thales wogte, und weit hinein in den Schluchten von Schwanheim, über den Felsengrathen von Dahn und auf den Waldgipfeln von Schönau alles voll Gluth und feurigen Strahlen lag. Das Lindelbrunner Schloß war märchenhaft umsponnen, und darüber hinaus an der elsässisch-lothringischen Grenze woben glänzende Lichter eine Aureole über den im Wald versteckten Wasgenstein der Heldenbücher, wo Walther von Aquitanien auf der Flucht die Mannen des Königs Gunther schlug.

Ach! Oh! Wie schön! Wundervoll! Herrlich! aus weiblichem Munde hörte sich dabei doch noch besser an, als: Sapperment! Kreuzdonnerwetter! die Krenk! womit die jungen Pfälzer ihrer Bewunderung energischen Ausdruck gaben. Die Mädchen standen rosig angeglüht, ganz verklärt, mit leuchtenden Augen.

„Sehr schön! sehr schön! Magisch!“ sagte einigemal die stolze Julie neben mir leise vor sich hin.

Hedwig dagegen verharrte schweigend an ihrer Seite; ihr zartes Antlitz leicht überflogen, träumerisch in den Glanz gerichtet, ihr Auge weit geöffnet, fast feucht, erschien sie mir jetzt als eine liebliche, empfindungsvolle, aufblühende Mädchennatur. Sie hatte an Spiel und Tanz im Burghof wenig Theil genommen, ohne daß es mir besonders aufgefallen. Jetzt stand sie ganz versunken in höheren Genuß.

Aber nun, als die Gluthen, Farben und Lichter allmählig erloschen, wurde auf den Heimweg und an raschen Aufbruch gedacht. Die Luft wehte kühler um die Berghöhe. Die Mädchen sprangen nach ihren

Tüchern, die Herren richteten die Ranzen in Ordnung. Der Tag ging zu Raste. Wohin Hartenstein und ich? Landau, das schon halb verschleiert draußen hinter der Calmit lag, war vor Thorschluß nicht mehr zu erreichen. Ich wußte, wohin, — denn man war von Seiten der jungen Herren aus Bergzabern sehr in mich gedrungen, mit dahin zu wandern und die Nacht dort zuzubringen; aber was sollte denn Hartenstein machen? Nun, wenn er nicht auf der Madenburg übernachten wollte, konnte er ja in einem der Dörfer am Fuße des Berges zu Rast und Ruhe gehen. Während nun Alles mit eiligen Vorbereitungen zum Heimzuge beschäftigt war, trat ich auf ihn zu, um ihm begreiflich zu machen, daß ich mich nur ungern von ihm trenne; aber dies Bergzabern, die tabernae montanae der Römer, wo dieses brave Volk dem alten Vogesus als einer Gottheit Altäre errichtet, wie er ja selbst mir mitgetheilt, — dieses alte Vogesenstädtchen müsse ein interessanter Ort sein für einen, der noch nicht dort gewesen; auch müsse ich der Wahrheit über die Böhämmer noch auf den Grund kommen, könne vielleicht auch noch culturliche Beobachtungen über den Römersinn der dortigen Frauen, der sich noch in der großen Revolution so glänzend bewährt habe, machen, was ihm, dem gründlichen Kenner der Geschichte und Zustände dieser Landschaft, ja nichts Neues mehr sei.

„Natürlich!“ sagte jetzt zu meiner Ueberraschung der liebe Hartenstein mit bereitwilligster Beistimmung. „Natürlich. Noch viel römisches Blut und Profil da — sehr interessant“, fuhr er fort, einen Seitenblick nach einer Stelle werfend, wo eben die stolze Julie sich zum Heimweg rüstete. „Und dann mußt Du ja nothwendig auf die Böhämmerjagd — soll äußerst romantisch sein. Ich, Freund, kann nicht mit. Schon längst gelüstet mich, das Gebirg, den Trifels im Glanze seiner Geschichte einmal bei Nacht zu sehen und mich unter dem Burgfels des Moments zu erinnern, wo der zum Kaiser erwählte englische Prinz, Richard v. Cornwallis, zuerst des Burgpflegers Töchterlein, Beatrix v. Falkenstein, erblickt haben mag, das er zur deutschen Kaiserin machte. Sieh', man wandert da so am hohen Bergrand durch duftigen Föhren- und Buchenwald fort und steht dann plötzlich im Anblick der Herrlichkeit des Trifels, auf den die Sterne niederstrahlen. Ein prächtiges, historisches Landschaftsbild das!“

„Freilich, es muß wunderschön sein!“ betheuerte ich, indem ich bemerkte, daß der liebe Hartenstein schon das Umschlagtuch seiner hübschen Blondine aus Annweiler über'm Arme trug. „Ach, der Trifels bei Nacht und eine blonde Beatrix!“

Wir schüttelten uns die Hände, ganz gerührt, daß sich die Ziele zweier Freunde so hübsch auseinander zogen, unsere Sympathieen sich so zweckmäßig vertheilten; ihn lockte die Kaiserpfalz der Hohenstaufen, mich die Römercolonie tabernae montanae. Jeder durfte dem Zuge seiner historischen und culturlichen Neigungen nach Herzenslust folgen, wie es bei ächter Freundschaft sein soll.

Nun war Alles zum Aufbruch vorbereitet, die ganze vereinte Schaar unter lebhaftem Geplauder und Gesang vor die Thore der Burg gezogen, wo im Anblick des dämmernden Gebirgs der Moment des Scheidens zwischen dem Clan von Annweiler und dem von Bergzabern stattfand. Die Herren hatten sich schon alle unter großem Lärm und heftigem Gebahren die Hände zerdrückt, und noch hatten sich das Louischen und Sophiechen, das Babettchen und Lisettchen, das Christinchen und Carlinchen, Julchen, Malchen, Rielchen, Hannchen und Sannchen noch nicht genug gelüßt.

„Hat denn das Geschmatz noch kein End'!“ schrie jetzt der Schakob. „Himmel, 's wird einem ganz wässerig dabei. Ich muß nun helfen!“

Und damit hatte der Kühne auch schon ein paar zärtlich umschlungene Mäglein umfaßt und beide tapfer abgeküßt, ehe sie schreiend auseinanderfahren und davon laufen konnten. Unter hellem Gelächter, das den Widerhall an den Burgmauern weckte, ging nun die Trennung vor sich; die eine Hälfte zog mit Hartenstein hoch am Bergrande hin gen Westen jubelnd dem „Bockstall“ zu, ich mit den „Böhämmern“ unter Lachen, Singen und Scherzen auf dem kürzesten Weg zu Thal, unmittelbar den steilen, südlichen Abhang hinunter, durch Busch und Wald unter mannichfachen Hindernissen. Noch lange sahen wir oben an den Halden die hellen Gewänder der Jungfrauen von Annweiler hinschweben, dann in der Gebirgsnacht verschwinden, so daß ihr Heimzug sich nur noch durch Zurufe kundgab, welche feierlich durch die Dämmerstille des Gebirgs an den hohen Bergwänden und im Thale verhallten. (Forts. folgt.)

---

† E. Frhr. v. Münch-Bellinghausen. (Friedrich Halm.)

In Wien ist Eligius Frhr. v. Münch-Bellinghausen, bekannt unter seinem Schriftstellernamen Friedrich Halm, am 22. d. Morgens gestorben. Seit Jahren von einem Steinleiden heimgesucht, mußte er sich vor vier Wochen einer Operation unterziehen, welche von sehr üblen Folgen begleitet war. Eine am 20. entstandene Blasenentzündung führte zwei Tage darauf den Tod herbei.

Freiherr v. Münch-Bellinghausen, war zu Krakau am 2. April 1806 geboren als der Sohn des Staats- und Conferenzrathes Cajetan Frhrn. v. Münch. Die erste Erziehung erhielt der Knabe im Elternhause und schon damals zeigte er jenen Hang zur Poesie, der ihm später so viele Erfolge brachte; ungewöhnlich schnell beendete er die Gymnasialschulen, denn schon im Jahre 1819, also im dreizehnten Jahre begann er die philosophischen Studien an der Wiener Hochschule; zu seinen Collegen zählten unter Anderen Bauernfeld, Herloßsohn, Herrmannsthal, Nikolaus Lenau, Hoven und Joh. G. Seidl. In dem Alter von 20 Jahren trat Münch in den Staatsdienst, im Jahre 1840 wurde er zum Regierungsrathe ernannt.

Daß es ihm troß seiner gesellschaftlichen Stellung nicht leicht gemacht wurde, da vorwärts zu kommen, beweist die Aeußerung eines hohen Staatswürdenträgers, der nach der ersten Aufführung der „Griseldis“ ganz entsetzt äußerte: „Wie kann ein so feiner Kopf aus so guter Familie auf die Idee kommen, ein Theaterstück zu schreiben! Solche Beamte können wir nicht brauchen!“

Im Jahr 1845 wurde Münch zum ersten Custos an der Hofbibliothek und wirklichen Hofrath ernannt, mit kaiserlichem Handschreiben vom 18. April 1861 als Mitglied auf Lebensdauer in das Herrenhaus des Reichsrathes berufen, wo er mit Grillparzer, Rothschild und Anderen auf der linken Seite seinen Platz einnahm. Am 11. Juli 1867 wurde Münch zum Hofbibliothek-Präfecten ernannt und ihm zugleich die Oberleitung der Hoftheater unter dem Titel eines General-Intendanten zugewiesen, die er bekanntlich bis vor wenigen Monaten führte.

Als Poet trat Münch zuerst mit lyrischen Gedichten unter dem Pseudonym Friedrich Halm auf. Das erste dramatische Werk, mit dem Halm in die Oeffentlichkeit trat, war das dramatische Gedicht „Griseldis“, das am 30. December 1835 zum ersten Male im Burgtheater mit dem glänzendsten Erfolge, in den Hauptrollen von Frau Rettig und Herrn Löwe dargestellt, zur Aufführung kam. Im nächsten Jahre folgte der „Adept“, im Jahre 1838 „Imelda Lambertazzi“, dann „König und Bauer“ und Anderes. Einen Erfolg, der dem mit „Griseldis“ die Wage hielt, erzielte der Dichter erst wieder mit „Der Sohn der Wildniß“, der am 28. Januar 1842 im Burgtheater zur Aufführung kam. „Sampiero“, eine Bearbeitung der Shakspeare'schen „Kinder Cymbelins“, hatte wieder mäßigeren Erfolg. Im Jahre 1854 erschien auf den Brettern der Wiener Hofburg ein anonymes Drama „Der Fechter von Ravenna“, welches bald darauf ganz Deutschland beschäftigte. Es war nicht bloß der Reiz der Neugier, den ungenannten Dichter kennen zu lernen, es war zugleich der eigenthümliche Werth der Dichtung, und daneben auch die patriotische Zeitphrase, was Alle erfüllte. Man rieth hierhin und dorthin, man deutete auf berühmte und unberühmte Namen, um den Autor zu erspähen, ja man suchte ihn sogar auf königlichem Throne. Eine Zeit lang galt Grillparzer als Urheber des Stücks — wie erstaunte man aber, als plötzlich von München aus für einen unbekannten Dorfschulmeister, Franz Bacherl mit Namen, das Recht der Autorschaft beansprucht wurde. Es entstand nun eine literarische Streitigkeit, die unzählige Federn in Bewegung setzte und nach und nach zu einem öffentlichen Skandal ausartete, dessen Einzelheiten wir hier nicht noch einmal auftischen wollen. Die Folge war, daß Friedrich Halm sich gemüßigt fand, den „Fechter von Ravenna“ für sein Werk zu erklären, und zugleich alle Versuche, ihn als Plagiator jenes famosen Stückes von Bacherl: „Die Cherusker in Rom“ zu brandmarken, damit scheitern machte, daß er als Quelle seines Drama's ein Buch des gelehrten Jenensers Göttling angab. Der Grund, weßhalb Friedrich Halm es ohne Angabe seines Namens in die Welt geschickt hatte, war leicht zu begreifen; er hatte ohne Zweifel wissen wollen, wie sich das Publikum gegen eine Dichtung von ihm ohne die hergebrachten Vorurtheile für oder wider sein Talent verhalten würde.

Auf den „Fechter von Ravenna“ folgten im Jahre 1856: „Iphigenie auf Delphi“, 1866: „Wildfeuer“ und endlich am 18. October 1867, als das der Reihe nach letzte von dem Dichter auf dem Burgtheater gegebene Stück: „Begum Somru“, das schon im Jahre 1863 bei Gelegenheit eines Gastspieles der Frau Rettig am Berliner Hoftheater in Scene gegangen war. Halm war seit 1847 wirkliches Mitglied der Academie der Wissenschaften.

Miscellen.

Vortheilhafterer Gebrauch der Kaffeebohnen. Die Erhöhung des Kaffeezolles hat Viele veranlaßt, auf Mittel zu sinnen, die neue Last zu erleichtern. Und ein Mittel dazu gibt es; denn bisher wurde fast in allen Haushaltungen der Kaffeegenuß in einem von den wenigsten geahnten Grade vertheuert, nämlich durch das unvollständige Zermahlen der Bohnen. Genaue Versuche haben ergeben, daß man von ganz fein gemahlenen Kaffeebohnen nur halb so viel braucht als von grob gemahlenen, um die gleiche Menge gleich starken Kaffees zu erhalten. Und wenn man noch den gemahlenen Kaffee in einem Mörser bis zur Feinheit des Mehles zerstößt, wie bei den Orientalen gebräuchlich, so braucht man nur zwei Fünftel so viel, als von dem grob gemahlenen Kaffee. Aber man muß sich um die Sache bekümmern, denn eine Kaffeemühle, welche die Bohnen pulvert, geht schwer und die Dienstboten haben es gern, wenn die Mühle recht leicht geht.

Einfluß des Futters auf die Güte und den Wohlgeschmack des Fleisches und der Eier. In früheren Jahren, schreibt der „Landwirth“, glaubte man allgemein, daß das dem Federvieh gereichte Futter weder einen Einfluß auf den Wohlgeschmack des Fleisches, noch auf den der Eier habe. Aber in neuerer Zeit haben viele Beweise aufgeklärt, denn man nahm allgemein wahr, daß bei einzelnen Händlern gekaufte Eier einen dumpfigen faulen Geschmack hatten, und dennoch ihrem äußeren Ansehen nach frische Eier waren. Nach genauer Erkundigung stellte sich heraus, daß Händler diese Eier aus Hühner-Mastanstalten abholten, in welchen Pferdefleisch theils frisch, theils in vergohrenem Zustande verfüttert wurde. Es ist wohl bekannt, daß die mit Maismehl und Milch gemästeten Hühner das beste Fleisch liefern, und daß einzelne Mastanstalten in Frankreich nur mit diesem Futter mästen und sich hierdurch in Paris eine sehr rentable Absatzquelle gesichert haben. Ebenso haben Eier von denjenigen Hühnern einen weit feineren Geschmack, welche freien Lauf in Gärten und Wiesen genießen, als andere, die nur auf geschlossene Höfe angewiesen sind, wo sie außer dem gereichten Futter nur die Insecten der Miststätte finden. Ein Freund, der Vögel und Hühner in ein und demselben Vogelhause hielt, konnte nicht begreifen, daß die Eier zeitweise einen thranigen Geschmack hatten, bis er eines Tages gewahr wurde, daß die Hühner die Futternäpfe der Vögel ganz oben entdeckt hatten und emsig den Hanfsamen fraßen. Daß die Eier nur zeitweise thranig schmeckten, kam daher, weil die Vögel alle 3 bis 4 Tage statt gemischtem, ein anderes Futter erhielten.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 64. Speyer, Dienstag, den 30. Mai 1871.

Pfälzische Sagen. *)

I.

Trifels.

Von Laurian Moris.

Er blicket mit verstörtem Angesicht
Nach jenen wald'gen Hügelräumen,
Er hört das Plätschern aus dem nahen Hain,
Und scheint vom einst'gen Glanz zu träumen.

Und wie von dunkeler Erinnerung
Die Todesmiene festgehalten,
Sieht oft er aus dem öden Schattenreich,
Sich still umrauscht von drei Gestalten.

Die Erste ist der arme Heinerich. —
Verstoßen von dem eignen Throne,
Fand er, im Bann, verlassen, alt und schwach,
Hier Schutz vor seinem grausen Sohne.

Hier übersah er seinen Dom am Rhein,
Sein weites, schönes Land in tiefer Wehmuth,
Er mußte es am Bettelstab durchzieh'n,
Ein Bild der Dürftigkeit und Demuth.

Die Zweite ist der deutsche Friederich,
Im Kaiserprunk, auf stolzem Pferde!
Hier kehrt er ein, wenn er von Hagenau
Nach Lautern zog, dem theuren Herde.

Und als er lange schon gestorben war,
Stand hier ein Bett für ihn bereitet.
Dort ruhte er, wenn er das Reich durchzog,
Das stets noch ward von ihm geleitet.

Die Dritte ist der tapf're Löwenherz. —
Von eh'rnen Fesseln dicht umschlossen,
Ist hier, im Grau'n der finstern Kerkerwand,
Ihm manche trübe Stund' verflossen.

Die Kraft erlahmte ihm im faulen Stroh,
Es lachten Hohn die schweren Ketten,
Da kam — das Spiel vertauschend mit dem Schwert —
Der treue Blondel ihn zu retten. —

Das sind im mächt'gen, großen Geisterschwall
Die drei erhabenen Gestalten,
Die immer noch, wie in vergang'ner Zeit,
Das öde Schloßgestein umwallten! —

---

*) Siehe Palatina Jahrgang 1869.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von August Becker.

(Fortsetzung.)

Risse in den Kleidern und rothe Rocksäume vom Sande des Rothenbergs waren die Errungenschaften unserer Rutschpartie, welche nur durch forcirtes Hinunterrollen Schakobs und Anderer unterbrochen wurde, deren schwankenden Beinen der Marsch abwärts wohl nicht beschleunigt genug gewesen. An Unterhaltung und Erheiterung fehlte es also nicht bei dieser Fahrt in die Tiefe. Unten angelangt bei der rauschenden Thalmühle, überschritten wir den Kaiserbach und stets nach Süden die nächste Höhe. Die Madenburg sah verlassen nach, während ich im Dämmerlichte des Abends neben der stolzen Julie herschritt, an deren rechter Seite noch immer das aschblonde Mädchen verweilte. Der steinige Weg bot noch manche Gelegenheit zu leisen Berührungen meines Armes mit der weichen, reizenden Fülle der plastischen Gestalt.

Da, wo die altromanische Kapelle in den Weinbergen vor Klingenmünster steht, wehte Rebenduft uns wollüstig an. Rechts auf der Höhe erblickten wir die malerische Ruine Landeck, die sagenhafte Residenz des altfränkischen Königs Dagobert. Die Mädchen machten dabei die Bemerkung, daß es hier bei Klingenmünster ganz besonders schön und freundlich sei. Auf meine Frage, ob bei Bergzabern nicht auch eine solche Ruine stehe, antwortete Julie, daß dieß nicht der Fall, wohl aber besitze Bergzabern noch zerfallene Ringmauern und Thürme und am Eingange der Stadt stehe das noch völlig erhaltene Schloß. Hedwig neigte jetzt das aschblonde Köpfchen herüber, schlug ihre langen Wimpern auf und sagte leise und schüchtern, daß das Schloß zu Bergzabern ein Wittwensitz der Herzoginnen von Zweibrücken gewesen, und daß dort bei ihrer Mutter die „große Landgräfin" eine schöne Jugend verlebt habe.

„Wer war die große Landgräfin?" fragte ich freundlich zurück.

„Göthe nannte sie so", erwiderte das Mädchen gleichsam entschuldigend, indem sie hinzufügte: „Carolina von Hessen!"

„Hedwig ist nämlich eine kleine Gelehrte", erläuterte jetzt Julie, worauf das junge Geschöpf an

ihrer Seite betroffen den Kopf senkte und bis nach Klingenmünster hinunter kein Wort mehr sprach.

Hier aber ward mir meine nächtliche Forschungsreise nach der alten Römer- und Böhämmerstadt gründlich verleidet. Verschiedene Kutschen standen nämlich in dem Flecken bereit, um das schwächere Geschlecht aufzunehmen. Bald umfaßte eine solche, auf deren Bock sich Herr Franz Stamm geschwungen hatte, auch Julien und Hedwig; es war dieselbe gastliche Kutsche, die mich einst so treulich nach Landau geliefert, mir aber heute verschlossen blieb. Wehmüthigen Blickes stand ich noch am Schlag, um Juliens Hand scheidend zu ergreifen; Hedwig lag schweigend in der dunkeln Kutschenecke, als jetzt die Räder davon in die hereingebrochene Nacht und über meine Freude am Spaziergang rollten. Wir Glieder des starken Geschlechts mußten noch eine volle Stunde über Höhen, durch Hohlschluchten und Thalgründe auf der Straße wandern, bis wir am Ziel waren. Ob der Weg schön, konnte ich bei der Dunkelheit nicht unterscheiden. Ich war verstimmt. Für mich Undankbaren hatte die Gesellschaft ihren Reiz verloren, ob sich auch der junge Forstmann und der Schakob noch so sehr bemühten, mir den Weg zu würzen.

Da hatte ich nun Muße genug, mich nach der Geschichte von den Böhämmern zu erkundigen und mich gründlich über ihre Jagd unterrichten zu lassen; das that ich denn auch, während wir so stets am Fuße der Vogesen durch Wiesen, Felder und Weingelände Bergzabern zuwanderten. Der Schakob und der junge Forstmann theilten sich in die nachfolgende Berichterstattung, indem sie deren Glaubwürdigkeit wiederholt mit der Versicherung bekräftigten, daß sie der Teufel holen solle und beide „die Krenk kriegen" wollten, wenn nicht Alles buchstäblich wahr sei.

In harten Wintern, nicht jedes Jahr, sondern nur wenn die Bucheckern gut gerathen sind, kommen — so lautete der Bericht — ungeheure Schaaren von Strichvögel, Böhämmer genannt, in die Wälder und Schluchten der Vogesen hinter Bergzabern, wo sie sich zur Nachtruhe niederlassen. Die Nachricht hierüber, welche fliegende Boten in die Stadt bringen, ruft in Bergzabern jedesmal die heftigste, freudigste Aufregung hervor. So still sonst der Winter in der kleinen Landstadt hinfließt: die Böhämmer bringen Leben und das höchste Vergnügen an ihrer Jagd und ihrem zarten Fleische vom pikantesten Geschmack. Mit Anbruch der Nacht zieht man nämlich truppweise hinaus in die Bergwälder, oft viele Stunden weit, um den Schlummerplatz der Vögel in den hohen Wipfeln der Buchen und Tannen zu entdecken. Dort sitzen sie auf den Aesten und Zweigen reihenweise dicht beisammen, und man schießt nun einen nach dem andern herunter, in einer Nacht oft viele Tausende. Der Schakob allein wollte schon in der „Peternell" Hunderte geschossen haben.

„Was ist die „Peternell"?" fragte ich.

Nun erfuhr ich, es sei ein Berg mit Erzgruben und den schönsten Weißtannen, der gleich hinter der Stadt das Thal gabelförmig spalte und auf seiner Höhe noch Spuren von Gemäuer und Umwallungen trage. Da habe vor Alters die römische Jungfrau Petronella als holde Beschirmerin und große Wohlthäterin der Stadt gehaust und gewaltet, und abergläubische Leute wollen sie noch heut' zu Tage am Berge gesehen haben. Der Schakob jedoch hatte noch nie etwas von ihr gesehen, obwohl er in der Nacht schon viele Böhämmer dort geschossen.

„Bei Nacht also?" fragte ich ungläubig. „Und die Böhämmer bleiben dabei ganz ruhig sitzen?"

„Weil sie von den Leuchtpfannen geblendet werden", lautete ganz ernsthaft die Antwort. „Ist einer heruntergeschossen, so rücken die andern piepsend zusammen, um die Lücke auszufüllen."

„Das sind ja sehr gefällige Vögel, diese Böhämmer!" sagte ich, indem ich die Erklärung erhielt, daß das leise Zwitschern dort zu Lande piepsen heißt, wie auch, daß die ganze Jagd beim Teufel sei, wenn ein Böhämmer, nicht gleich zum Tode getroffen, warnend aufschreie; denn dann brause es weithin im Walde auf, als sei das wilde Heer losgebrochen, und Gott wisse, wo die Böhämmer wieder einfallen mögen. Auf meine Frage, womit man die Vögel schieße, hieß es: mit dem Blasrohr.

„Ei, der Guckuk!" meinte ich. „Man läd't doch wohl etwas in das Rohr. Oder fallen die Böhämmer vom Anblasen, vom bloßen Wind?"

Nun hieß es, man schieße mit Lehmkugeln. Und als ich staunte, daß ein Böhämmerschütz dem Vogel auf hohem Tannenwipfel solche Kugeln auf den Leib blasen könne, fügte man noch hinzu, daß oft die Kugeln im Fett der Vögel stecken blieben, denn in Bergzabern gäbe es gar starke Hälse, die man mitunter auch Kröpfe nennen könne. Noch immer ungläubig, wünschte ich in ironischem Tone, solcher romantischen Jagd einmal beiwohnen zu können, worauf ich die ernsthafte Versicherung erhielt, daß ich zur Theilnahme an einem Böhämmerjagen eine Einladung erhalten werde, wenn der nächste Winter Aussichten dafür biete.

Mit dieser tröstlichen Versicherung waren wir auch schon in das Städtchen eingetreten, das im Thalgrunde am Fuße der Vogesen sich ausbreitet. Die stillen Straßen gähnten mich dunkel und langweilig an. Und nun mußte ich mich noch der Einladungen zum Nachtquartier erwehren, indem ich beschloß, um jedem meiner neuen Freunde gerecht zu werden, im „Bären" zu übernachten, — der mir nicht etwa aufgebunden ward, da ich ihn selbst erwählte.

Bald umfing mich am gastlichen Ort altrömischer Bergschenken der wohlverdiente Schlummer. Daß ich hier von der wohlthätgen römischen Jungfrau Petronella träumte, welche mir jedoch ganz mit den Zügen der schönen Julie erschien, war nicht zu verwundern. Daß ich dann im Traume unter einer hohen Tanne lag und Böhämmer von den Aesten blies, die mir schon gebraten in den Mund fielen, war eben auch nicht wunderbarer, als was ich von diesen Vögeln gehört. Seltsamer war schon, daß ich auch von Hedwig träumte und mir beim Erwachen ein eigenes Sehnsuchtsgefühl im Herzen sitzen blieb nach dem

zarten, sinnigen Antlitze, welches mir im Traume in seiner ganzen rührenden Anmuth erschienen war.

Ich war noch ganz in dem Nachgenusse meiner Träume befangen, als mich der junge Forstmann im Gasthofe besuchte und mit fortnahm. Da es ein schöner Morgen war, führte er mich nach dem „Zickzack“, einem Lustschlößchen am Saume der Weinberge und des Waldes, und dann weiter auf den Hexenplatz des Frauenbergs, von wo wir auf einen Theil der Bergwälder, die vorzüglich den Schauplatz für die nächtlichen Böhämmerjagden bilden, einen hübschen Blick genossen. Auf diese herrlichen Tannen- und Buchenforste, die sich über die Grenze ins Elsaß ziehen, hat man, nach der Versicherung des Forstmannes, den schönsten Ueberblick von der Spitze des Treitelbergs hinter Klingenmünster, da mitten aus der grünen Welt das Guttenberger Schloß sich hoch emporhebe und die bewaldeten Kuppen einen herzerfreuenden Anblick böten.

In die Stadt zurückgekommen, ließ es sich mein Begleiter angelegen sein, mich bei den Bekannten von gestern herum zu führen, zuerst zum „Schakob“, den wir schon in rüstiger Tagesarbeit trafen.

Wenn dem ächten Pfälzer Bekannte in's Haus treten, drückt er ihnen zuerst die Hand, dann greift er alsbald zum Kellerschlüssel und holt eine Flasche oder einen Krug erfrischenden Trunks, zu welchem sich Schinken oder Handkäse zum „Knuspern“ gesellen. So that auch der Schakob, und so machten es alle andern. Er lachte vergnügt in sich hinein, als der Forstmann sagte, daß er während des Heimzugs gestern Abend hinterdrein gehend gehört habe, wie das vor der Madenburg so ungestüm abgeküßte Malchen mehrmals gelispelt habe: „Schakob, Schakob, warum hast du mir das gethan!“ — Schakob rieb sich dabei mit der Rechten die Stelle, wo sein Herz liegen mochte, mit behaglichem Schmunzeln, nahm dann vor uns eine theatralische Stellung an und sang mit süßer Stimme:

„Ich hab' sie ja nur auf die Stirne geküßt!“ „Aber es schmeckte!“ setzte er mit den Lippen schmatzend hinzu, und wir ergingen uns in Erinnerungen von gestern.

Und nun hatte ich der Reihe nach noch die Gastlichkeit der andern Bekannten von der Madenburg zu überstehen. Dabei bekam ich auch die stolze Julie wieder zu Gesicht. Sie war seit gestern nur um einen Tag älter und nicht häßlicher geworden. Dennoch war es mir, als fehle ihr heute ein Reiz, den ich nicht näher zu bestimmen vermochte. Eigenthümlich! Sie war liebenswürdig und heiter, da sie mich sah, aber der Zauber war gebrochen. Warum doch wohl? Als ich nach dem Mädchen fragte, das gestern stets an ihrer Seite gewesen, vernahm ich zu meiner Ueberraschung, daß dasselbe nicht in Bergzabern wohne, sondern bei ihrer Tante, noch zwei Stunden hinten im Gebirg; die Kleine sei schon in der Frühe mit ihrem Vetter Franz durch das Thal heimgefahren.

„Das liebe Kind ist vater- und mutterlos“, fügte die schöne Julie hinzu. „Schade nur daß Hedwig —“ Was Schade sei, erfuhr ich jedoch nicht, da wir hier unterbrochen wurden und sich die Gelegenheit nicht wieder gab, darnach zu fragen.

Ich will hier nur noch mittheilen, daß mir ältere, ernsthafte Männer in Bergzabern in Bezug auf die Böhämmerjagd die Wahrheit dessen, was ich von Schakob vernommen, versicherten und die Hoffnung aussprachen, mich im künftigen Winter auf solcher Jagd wiederzusehen.

Und wieder lag das alte Städtchen hinter mir, denn strenge Pflichten riefen mich noch vor Thorschluß nach Landau zurück. Ich schlug denselben Weg ein, auf welchem ich gestern nach den tabernis montanis der Römer gekommen war, weil er mir als der schönste geschildert wurde. In der That fand ich, daß mir die Dunkelheit des Abends eine wahrhaft italienische Landschaft verdeckt hatte, durch welche ich jetzt mit eigenthümlich sehnsüchtigem Verlangen, dessen Ziel mir selbst unbewußt war, heimwärts schlenderte. Man wandert da Hügel auf, Hügel ab durch schöne Fruchtfelder, Weinberge und frische Wiesengründe stets am Rande der Vogesen nach Norden, in jedem Thalgrunde ein Winzerdorf neben der Straße, über welche da und dort Haine von süßen Kastanien, Nußbaumalleen und alle Arten von Fruchtbäumen hereinhängen. Von einer der Höhen hatte ich einen fesselnden Blick am Gebirge hin, die weiße Kirche von St. Dionys, auf den Rebenhügeln, in den Kastanienwälder versteckte Dörfer, Burg Landeck, die Madenburg, das Neucastel, die St. Anna Kapelle jenseits der Queich, wo mir nach einem Jahre voller Qualen mein Lebensglück erblühen sollte, und längs der blauen Haardt hin die Höhen und Burgen bis zum Hambacher Schloß: all' das coulissenartig hintereinander auf schmalem Raum. Und als endlich Klingenmünster vor mir lag, im Halbkreise sein schönes Thal unter den Eckthürmchen von Landeck umspannend, war ich nochmals gefangen von dem hohen Reiz dieser wechselvollen Landschaft, in die der mächtige Hauptthurm der Burg wie ein Riese der Vorzeit schaut.

Die Calmit zeichnete mir dann die Richtung vor. Die Tochter des gastlichen Hauses am Fuße derselben unterließ nicht zu fragen, ob ich nun die Hedwig gefunden. Zum Scherzen war ich wenig aufgelegt. Ich war bald wieder allein im Freien. — Was hatte wohl die stolze Julie gemeint, daß „schade“ sei?

Der Abend warf sein Licht auf die Helme der Schildwachen auf den hohen Wällen, als ich wieder in die Festung eintrat. Zwei Tage rheinischen Lebens lagen hinter mir. (Forts. folgt.)

---

* Ku-Klux-Klan.

(Fortsetzung.)

Vor allen waren es drei Dinge, mit denen man die „Rebellen“ bis auf's Blut folterte: das Freigelassenen-Bureau, die Loyal League und das Institut der Carpetbagger. Das Freigelassenen-Bureau, unter der Oberleitung des Generals Howard, führte die leibliche wie geistige Vormundschaft über die Neger. Da-

mit dieselben aber, die nun mit einem Schlag von unwissenden Sclaven zu souveränen selbstbestimmenden Bürgern einer freien Republik vorgerückt waren, das heiligste Recht eines solchen richtig, d. h. im Interesse ihrer Befreier, der Radicalen, ausüben sollten, mußten sie in einen gemeinsamen politischen Rahmen gefaßt werden, der sie zusammenhielt und eine feste Organisation der ganzen Herde möglich machte. Dieser Rahmen war die geheime politische Gesellschaft „Loyal Union League“, innerhalb deren eine strenge Parteidisciplin gehandhabt wurde, so daß man jederzeit auf den „echt loyalen Nigger“ rechnen konnte, wenn man irgendwie seiner Unterstützung gegen die weißen Rebellen bedürfen sollte. Solche vorsichtige Vorbereitungen ermöglichten endlich auch die Einführung der eigentlichen Foltermaschinen für die Südlichen, der sogenannten Carpetbagger- (Reisesack-) Regierungen. Diese Carpetbagger waren vom Norden zugereiste politische Abenteurer, welche die herrschende Partei gern ihr Glück dort im Süden machen ließ, vorausgesetzt, daß sie rücksichtslos den Parteizwecken dienen werden. Sie theilten sich mit den nicht zahlreichen aber ihrer Gewissenlosigkeit halber gefährlichen und ihrer südlichen Abstammung wegen großen Einfluß auf die Neger ausübenden Scalawags (Leute, die den Mantel nach dem Wind hängen), wie man die ins Lager der Machthaber übergangenen ehemaligen Rebellen nannte, in die fettesten Aemter, während man den Negern die niederen mageren Soldstellen und die nichtseintragenden Ehrenämter überließ. Es begann nun eine Wirthschaft, welcher gegenüber die heutige Commune in Paris als Muster-Regierung gelten muß. Es ist bekannt, wie schamlos die Gouverneure Scott von Süd-Carolina, Holdew von Nord-Carolina, Bullock von Georgia und Harrison Read von Florida die Finanzen ihrer Staaten ruinirt haben, während sie alle steinreich dabei geworden sind. Noch trauriger ist die Thatsache, daß der Richterstand in denselben Händen war und daß für Gegner der herrschenden Partei, insbesondere für ehemalige Rebellen, ein Rechtsschutz fast gar nicht vorhanden war, weil den weißen Bürgern in der Mehrzahl durch die Entziehung politischer Rechte der Mund gestopft worden. Daß solchermaßen die den Negern ohnehin eigene Diebsucht und noch schlimmere Leidenschaften Aufmunterung fanden, läßt sich leicht begreifen und es war ganz natürlich, daß die Opfer dieser Wirthschaft, die Weißen oder ehemaligen Rebellen, sich selbst den Schutz schafften, den ihnen die Behörden vorenthielten. Zu diesem Zweck entstand der gefürchtete Orden des Ku-Klux-Klan.*)

Der eigentliche Zweck des Ku-Klux-Klan scheint (nach dem Minoritätsbericht der im vorigen Winter vom Bundessenat nach den Südstaaten abgesandten Untersuchungscommission zu urtheilen) ausschließlich, oder wenigstens ursprünglich, in der Bestrafung farbiger Verbrecher gelegen zu haben, wo die Strafe von Gerichtswegen entweder nicht erfolgt war oder voraussichtlich nicht zu erwarten stand. Es kann wohl mit Recht angenommen werden, daß auch in einzelnen Fällen die Ku-Klux-Maske zu Zwecken der Privatrache oder des politischen Hasses mißbraucht worden ist; die Protokolle der obengenannten Untersuchungscommission haben jedoch ergeben, daß man in den meisten Fällen, wo den Ku-Klux-Klanen als solchen ein Mord, oder die Einäscherung eines Hauses, oder eine Auspeitschung nachgewiesen werden konnte, nur der vernachlässigten Gerechtigkeit nachgeholfen hatte. Wo solche trostlose Zustände, wie z. B. in Nordcarolina herrschen, ist die Bevölkerung gezwungen, sich durch ein derartiges Unwesen gegen eine Ueberwucherung der Verbrechen zu schützen, weil ihr durch die politische Entrechtung die gesetzlichen Mittel zum Selbstschutz entzogen sind; es kann nicht wundernehmen, wenn zuweilen auch Persönlichkeiten der Vehme zum Opfer fallen, die nicht gerade ein Verbrechen in juristischem Sinne begangen haben, die aber doch durch politische oder gesellige Bande mit den gesetzlosen Verbrecherbanden in Verbindung stehen und deren Treiben durch Aufhetzung oder Duldung befördern. (Forts. folgt.)

Miscellen.

Verdorbenes Gummi arabicum brauchbar zu machen. Die Auflösung des Gummi arabicum in Wasser, und namentlich in warmem Wasser, hat die üble Eigenschaft, leicht sauer zu werden und dann einen übelriechenden Geruch anzunehmen, der sich selbst den gummirten Gegenständen mittheilt. Nach Prof. Hirzel kann man diesem Uebelstande sofort begegnen, wenn man eine sehr geringe Menge von gepulvertem, doppelt kohlensauren Natron zu dem sauren Gummischleim schüttet und mehrmals umrührt. Der Schleim wird zunächst schaumig, klärt sich aber bald wieder, büßt seine Klebekraft nicht ein und hält sich nun sehr lange, ohne wieder sauer zu werden.

Das Metzer Baumwachs. Das Baumwachs, welches die Gärtner in Metz anwenden, wird als das beste angegeben. Dasselbe besteht aus 1/3 schwarzem und 2/3 weißem Pech. Beide werden zusammengebracht, erwärmt und tüchtig zusammengerührt. Neben dem Gefäß mit dem Baumwachs steht ein mit kaltem Wasser angefülltes. Man taucht die Hände in dieses und greift aus jenem so viel Wachs, als nothwendig ist, die Veredlungsstelle damit zu bedecken.

*) Das meiste, was über das Wesen dieses Ordens in die Oeffentlichkeit gedrungen, ist nur auf Vermuthung gegründet, wie ja die ganze Existenz des Ordens factisch noch nicht festgestellt worden ist. Ueber den Ursprung des Namens Klu-Klux-Klan ist sicheres wohl noch nicht bekannt. Das Klan hat jedenfalls die Bedeutung des schottischen clan, d. i. eine geschlossene Vereinigung von Leuten, die einen bestimmten Zweck verfolgen. Durch Corruption der Orthographie scheint „Klux“ aus to cluck, zu Deutsch glucken, entstanden zu sein, das wiederum auf das verwandte to click zurückgeführt werden kann, welches im schottischen Sprachgebrauch so viel bedeutet, wie unser „wegschnappen, oder wegputzen“. Die Bedeutung vertrüge sich ganz gut mit der Art und Weise, wie die Ku-Kluxe ihre Opfer entführen. Die erste Sylbe „Ku“ kann, wenn sie überhaupt etwas bedeuten und von einem englischen Worte herstammen soll — indianisch klingt es nicht — nur eine Verstümmelung von cue (fr. queue) sein, welches zuweilen die Bedeutung von „Wink, Warnung“ hat. Diese Ableitung ließe sich in der That durch die der „Wegputzung“ des Opfers vorangehende „Warnung“ rechtfertigen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 65. Speyer, Donnerstag, den 1. Juni 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von August Becker.

(Fortsetzung.)

Sechstes Capitel.

Jagdfreuden.

Tag und Tag verstrich in jenem schönen Sommer, keiner ohne einen Ausflug aus der Festung, wenn auch nur in die Gärten vor dem Thore. Meine aus der Hauptstadt mitgeschleppten Vorurtheile gegen Land und Leute waren mit dem Frühlingswind verflogen, — die herrliche Pfalz gefiel mir, die Lebhaftigkeit ihrer Bewohner stieß mich schon längst nicht mehr ab. Das Leben allda gewann noch durch die Aussicht eines guten Weinjahres besonderen Reiz, und in den freundlichen Orten an der Haardt herrschte eine fröhliche Zuversicht. Unsere Spaziergänge richteten sich mehr und mehr nach dieser Seite durch das deutsche Thor, je weiter der Sommer vorschritt und heitere Herbsttage im goldenen Weinlande erwartungsvolle Freuden schufen.

Seit dem Franzosenlärm von 1840 war ein Umschwung in der Stimmung des Landes eingetreten, der sich auch dadurch bemerklich machte, daß die Revolutionsliedlein der dreißiger Jahre selbst auf den Kirchweihen verstummt waren und dem alten Volksgesange vom Jäger aus Churpfalz wieder sein Recht einräumten. Ja, die Pfalz gab in jenem Herbste das Hambacher Schloß, den Schauplatz der Bewegung von Anno 32, sammt anliegenden Wäldern ihrem jungen Pfalzgrafen zum Hochzeitsangebinde, und die herrliche Ruine im schönsten Lande sollte zum stolzen Pfalzgrafensitz sich erheben. Der Neubau dieser Burg, dann das Project einer königlichen Villa und die Errichtung eines Bades schienen der obern Haardt eine schöne Zukunft zu versprechen, welche der prächtige Stand der Weinberge rosig erscheinen ließ. Wir Officiere von Landau wurden allüberall gern gesehen, gastlich aufgenommen und verlebten herrliche Tage dorten an der Haardt während der Weinlese. Wir sahen, wie reich die Pfalz an reizvollen lebhaften Mägdlein, an trefflichen Frauen und Männern ist. Einladungen zu Jagden erschlossen uns auch die ungeheueren, unabsehbaren Wälder und Forste der innern Haardt, die sich unmittelbar hinter dem belebten Weinlande in hehrer Einsamkeit ununterbrochen über das ganze Innere des Landes, weithin über das Bergplateau, über unbekannte Höhen und Thäler ausbreiten. Nun war uns klar geworden, warum Wald und Jagd im pfälzischen Volksgesange so große Rollen spielen, warum „der Jäger aus Churpfalz, der reitet durch den grünen Wald" gleichsam das Nationallied der Pfälzer ist.

Aber die Weintrauben und der süße Most bei den Keltern waren gekostet, dann der junge gährende Wein zu gebratenen Kastanien aus den Bergwäldern als belebendes Getränke empfunden, und wieder kamen die trüben Diensttage des Winters in der engen Festung. Zwar schloß ich mich jetzt nicht mehr, meinem Schicksale schmollend, ab, sondern lebte das ganz gemüthliche und heitere Gesellschaftsleben in der Festung mit. Aber die Briefe meiner Mutter, welche von der Sehnsucht Eugeniens nach ihrem Vetter Heinrich schrieb, und mich dringend mahnten, meinen Urlaub im Carneval der Hauptstadt zu verleben, erweckten doch manchfaches Verlangen nach großstädtischen Freuden. Und dies je mehr, je düsterer die Tage vor Weihnachten wurden.

Eines Abends nun, als ich mit solchen Gedanken wieder daheim auf dem Divan ausgestreckt lag und den Dampf einer Importirten gleich einem Hackländer'schen Cavalier vor mich hinblies, ward mir ein Brief hereingebracht: An den Herrn Lieutenant Waldenburg beim 6. Regiment in Landau. Das Schreiben kam also von pfälzischer Hand, da man hier zu Lande das anderswo vielsagende Wörtlein „von" als völlig nichtssagend, fast immer vergißt. Ich erbrach das Siegel und las:

„Die Böhämmer sind da! In ganzen Schaaren zu Hunderttausenden sind sie gestern über den Ablskopf und Treitelsberg herübergestrichen und eine Heerde hinter der Peternell eingefallen. Da war der Teufel in der Stadt los und Alt und Jung brach noch in der Nacht auf. Schade, daß Sie nicht dabei waren. Aber kommen Sie, kommen Sie, so rasch als möglich! Uebermorgen erwarten wir Sie gewiß, lieber noch Morgen. A revoir auf der Böhämmerjagd. Im Namen aller Ihrer Bergzaberner Bekannten, Ihr wohl gewogener und ergebenster Freund Schakob.

„Gott sei Dank!" rief ich, „das kommt zu rechter

Zeit, um mir unnöthige Grillen und die Schwermuth der Langeweile zu vertreiben."

Kleinen Urlaub auf einige Tage zu bekommen, ward mir nicht schwer, da ich mich zu anderer Zeit stets bereit finden ließ, den Dienst für einen Kameraden zu übernehmen. Das ward besorgt, und ich schickte noch selbigen Abend zur Post, um zu erfragen, wann der Eilwagen nach Bergzabern und Weißenburg abgehe. Eine Böhämmerjagd in einer Winternacht durch die Wälder der Vogesen mitzumachen, erschien mir gar verlockend. Und dann wollte ich doch einmal die schöne Julie wieder sehen. So mochte dieser Ausflug in der Weihnachtswoche manches noch nicht Erlebte bringen, und ich war gerade darüber, meine wärmsten Jagdkleider, und was dazu gehört, herzurichten, als Hartenstein in's Zimmer trat.

Wenn ich ihm gesagt hätte, ich wolle auf den Wallfischfang oder zu einem Drachenkampf, hätte er nicht erstaunter drein sehen können, als bei der Mittheilung, daß ich mich zu einer Böhämmerjagd rüste. Eine Minute lang sah er mich stumm an, als ob er mich für übergeschnappt halte. Dann brach er in ein unauslöschliches, furchtbares Gelächter aus, so daß ich ihn beinahe zur Thür hinausgeworfen hätte, um dem Einsturz der Zimmerdecke vorzubeugen. Mit der Hand an der Nierengegend, und dem befreundeten Böhämmerschützen viel, viel Glück wünschend, verließ er mich, da eben meine Geduld zu reißen begann. Noch in derselben Nacht verbreitete er überall an den Officierstischen der Gasthäuser Landau's, daß der Waldenburg auf die Böhämmerjagd gehe. Es wurde viel auf meine Kosten gelacht, aber mein Entschluß ward deßwegen dennoch, schon aus Trotz, ausgeführt. Vielleicht aber hatte darauf auch eine gewisse unbestimmte Ahnung Einfluß, daß mir ein liebliches Wesen, welches manchmal durch meine Träume schwebte, wieder begegnen werde.

Der Eilwagen führte mich rasch über die Landhöhe südlich vor Landau in den dörferreichen Grund des Klingthales und weiter in's pfälzische Oberland an der Grenze. Rechts darüber lag das Berggelände von Klingenmünster in weichen Umrissen, verschneit, verödet. Es war reichlich Schnee gefallen, was in der Pfalz vor Weihnachten nicht häufig geschieht. Und nun fuhren wir an den dicken, runden Eckthürmen des Schlosses von Bergzabern vorüber in die Böhämmerstadt ein, aus deren Straßenvertiefung der graue groteske Bau des Hauses „zum Engel" mit seinen Erkern, Kuppeln, Windfahnen und Drachenhäuptern hersah, wunderlich wie die Geschichte von den Böhämmern oder ein altes Mährchen. Als ich dann am „Bären" ausstieg, schrie mir schon der Schakob entgegen:

„Na, Sie kommen gerade recht! dahinten an den Böllenborner Halden, auf der hohen Derst und am Guttenberger Schloß alles schwarz von Böhämmern! Heut' Nacht geht's los — die Leut' hier lassen sich schier nicht mehr halten. Aber die tausend Krenk! Wie sehen Sie denn aus, Herr Lieutenant?"

Ich war in meinem vollen Jagdanzug, mit Ranzen, Büchse und Pulverhorn aus dem Wagen in die Einfahrt gesprungen, wo sich mehrere meiner Bekannten von der Madenburg zu meinem Empfang zusammengefunden hatten und mich nun lachend begrüßten.

„Nun, wie denn?" fragte ich verwundert an mir niedersehend. Ich sah doch ganz stattlich aus, ein flotter Waidmann. Aber der Schakob sagte:

„Sie kämen schön an bei unsern Böhämmerschützen mit dem Zeug da! Nur gleich den Schießprügel und das Pulverhorn weg! Heut' wird nichts gebummt und gepafft — kein Schuß darf sich in der Weite hören lassen. Wir haben schon ein Blasrohr für Sie."

Und nun erfuhr ich, daß der Abend eine herrliche Jagd und reichliche Beute verspreche. Die Späher, welche den Böhämmern in den Bergwäldern auflauerten, waren schon am frühen Nachmittag athemlos in das Städtchen gelaufen, um die glückliche Nachricht von ungeheuern Böhämmerschwärmen zu bringen. Da griff Alles zu den Kugeleisen, um noch so rasch als möglich Tausende von Lehmkugeln glatt zu reiben. Die Leuchtpfannen, der Kienspan, die Köitzen (das sind Rückkörbe), wurden hergerichtet, und so traf ich die Böhämmerstadt in voller Aufregung und Vorbereitung zu der nächtlichen Jagd. Die Spannung konnte nicht größer sein. Es wurde von nichts anderem gesprochen, als von den Böhämmern, von welchen schon an den vorhergehenden Abenden viele durch den Lehm der Schützen ihren Tod gefunden, ohne daß mir einer zu Gesicht kam, da schon Alles aufgezehrt war.

Von der schönen Julie erhielt ich nur kurze Nachricht bei meiner Erkundigung, aber sie genügte vollständig. In einigen Monaten, hieß es, könne ich Gevatter stehen. Einer der Flötisten von der Madenburg hatte sie in den Stand der heiligen Ehe hineingeflötet, was mich natürlich sehr freute, wie ich wenigstens zu erklären mich veranlaßt sah.

Als wir uns im gastlichen „Bären" durch raschen Trunk hinlänglich auf die Strapazen der Winternacht vorbereitet wähnten, ging ich mit in Schakobs Wohnung, wo er mir feierlichst die Waffe überreichte, mit der ich am alten Vogesus Heldenthaten verrichten sollte: ein mindestens 8 — 9 Fuß langes, handsames Blasrohr, wie mir schien aus Kirschbaumholz. Damit sollte ich mir meine Sporen verdienen. Nachdem mir seine Handhabung in der Eile etwas beigebracht war, mußte ich es erproben. Ein zirpender Spatz auf der First des Scheunendaches mußte das Ziel abgeben — ich legte eine Lehmkugel in die Röhre, richtete sie, pustete hinein — und der Spatz sah nach wie vor arglos nach dem blutdürstigen Schützen nieder. Mein Geschoß war einen Meter weit von dem ahnungslosen Sperling im Bogen über die First des Daches geflogen. Jetzt nahm mir Schakob das Blasrohr ab und hatte es kaum an die Lippen gesetzt, als auch schon der arme Spatz lautlos, leblos über den Dachabhang rollte, — ein kleines Vorspiel der Vogeltragödie, die wir in den Vogesen aufführen wollten. Denn wir wollten schonungslos wüthen, ein uner-

hörtes Blutbad unter dem Volk der Böhämmer anrichten. Die Heldenthaten Walthers von Aquitanien hinten am Wasgenstein bei Schönau sollten ein Kinderspiel gegen die unsrigen sein. — Wie gut, daß wir nicht ahnten, was uns bevorstand!

(Fortsetzung folgt.)

* Ku-Klux-Klan.

(Fortsetzung.)

Es kann nicht geläugnet werden, daß die häufigen Ermordungen von Richtern oder Inhabern wichtiger politischer Aemter, wie Bundesmarschällen, Sheriffs und Gehilfs-Sheriffs oft den Ku-Kluxen zugeschrieben werden mußten. Auf der andern Seite darf man wohl auch annehmen, daß nur diejenigen Mordthaten dem Ku-Klux-Klan zur Last fallen, deren Opfer vorher eine mehrmalige Verwarnung ganz nach Art der heiligen Vehme, erhalten hatten. Man will Zettel gefunden haben mit den Buchstaben K. K. K. und einen Todtenkopf nebst den gekreuzten Knochen über der Ankündigung der Strafe. Auf andern Zetteln war wieder ein Dolch oder sonst ein schreckbares Instrument in rohen Umrissen gezeichnet, oder es waren andere geheimnißvolle Zeichen angebracht, die sich wahrscheinlich der Adressat nach Belieben und Geschmack selbst auslegen durfte. Ob diese Zettel übrigens authentisch sind oder ob sie von radicalen Zeitungscorrespondenten fingirt waren, um als Decoration zu ihren Sensationsberichten verwendet zu werden, ist nicht festgestellt worden. Als der Spuk zuerst durch die Tagespresse wanderte, brachte namentlich die New-Yorker „Tribüne“ öfters Diagramme solcher Ku-Klux-Klan-Noten; in dem obenerwähnten Commissionsbericht ist indeß (so viel ich mich erinnere) von der Ausgabe schriftlicher Warnungen nicht ausdrücklich die Rede gewesen. Häufiger sind wohl die Drohungen des Ku-Klux mündlich angebracht worden. Die Executionen des Ku-Klux-Klan zeichnen sich denen der heiligen Vehme gegenüber freilich durch republikanische Einfachheit aus, und haben eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Lynchverfahren der westlichen Regulatoren an der Indianergrenze. Eine bewaffnete Reiterschaar — die Ku-Kluxen sind immer beritten — überfällt das Opfer unmittelbar in seiner Wohnung, wenn es nicht anders geht, oder sie zwingt dasselbe, mit nach irgend einem Orte zu gehen, wo ein Stelldichein mit anderen Ordensbrüdern verabredet ist, die sich an dem nächtlichen Abenteuer ergötzen wollen. Dort wird die Auspeitschung, Erschießung oder Aufknüpfung ohne weitere Umstände vorgenommen. Zu diesen Zusammenkünften erscheinen die Ku-Kluxe in einer grauenhaften Maske, deren Hauptstück in einem sehr langen schwarzen oder weißen Hemde besteht, das mit der Kopfmaske zusammenhängt. Mittelst eines verborgenen Stabes kann diese Maske durch Emporheben geisterhaft verlängert und dann natürlich auch durch Bücken verkürzt werden, so daß der kindische Neger eine Höllenangst vor diesem Gespenst bekommt und nicht an Widerstand denkt. Ich sah eine solche angebliche Ku-Klux-Maske von einem Spaßmacher in Charleston, S.-C., auf der Straße in ziemlich gewandter Weise gehandhabt, und war erstaunt, daß die Neger der Nachbarschaft so lange Zeit brauchten, um ihre Furcht vor dem Ding zu überwinden, obgleich sie wußten, daß das Ganze nur ein Scherz war, welcher dem Geschäft, das mit dergleichen Masken handelte, zur Reclame dienen sollte.

Ein Verhör oder eine Gerichtsceremonie findet bei solchen Executionen wohl nicht oder nur in seltenen Fällen statt, würde auch zu nichts führen.

Daß diesem Orden der Ku-Klux-Klan auch Leute aus besseren Kreisen der südlichen Gesellschaft angehören, ist wohl kaum anzunehmen; denn es gehört doch immer ein gewisser Grad moralischer Rohheit und geistiger Verkommenheit dazu, um an solchem nächtlichen Treiben außerhalb des Gesetzes, ob es nun durch die Behörden provocirt ist oder nicht, theilnehmen zu können. In religiösen Familien — und die meisten Familien des Südens sind streng religiös — wird solch eine Verbindung keinen Fuß fassen können. Gerade deßhalb muß man aber dem Ku-Klux-Klan auch eine vorwiegend oder ursprünglich politische Tendenz absprechen; denn die eigentlichen Politiker von Bedeutung und Einfluß sind nur in jenen besseren Kreisen zu finden. Wird der Ku-Klux-Klan von Politikern geleitet, so sind es nur Politiker der niedrigsten Classe, mit denen die alten Häupter und Notablen der Conföderation keine Gemeinschaft haben. Aber die extreme und mächtigste, zugleich unversöhnlichste, Fraction der herrschenden Partei im Norden fand in dem Ku-Klux-Unwesen einen willkommenen Vorwand zur Unterdrückung des Südens und zur Festsetzung ihres Carpetbag-Despotismus, und dichtete deßhalb dem Ku-Klux-Klan den Character von Rebellen gegen die Autorität der Union an, sah in seinem Treiben ein Fortglimmen des Bürgerkriegs, und fand in ihm den Vorwand zu Maßregelungen, welche jedem unbefangenen Beobachter die Frage aufdrängen mußten: Ist so etwas in einem geordneten Staatswesen (ganz abgesehen von der Republik) möglich?

(Schluß folgt.)

Die Alsenz-Bahn.

** Aus der Pfalz, 25. Mai. Durch die am 16. d. Monats erfolgte Betriebseröffnung der Alsenzbahn hat das pfälzische Schienennetz eine volkswirthschaftlich eben so wichtige, als landschaftlich schöne Erweiterung erhalten. Die neue Strecke, mit einer Gesammtlänge von 6,69 Meilen, zweigt unterhalb Hochspeyer von der Ludwigsbahn ab, steigt im Fischbachthälchen zur Wasserscheide, durchschneidet diese mittels eines 435 Meter langen Tunnels, gelangt darauf in das anmuthige, noch nicht genugsam bekannte Alsenzthal, dem sie bis zu ihrer Einmündung in die Rheinnahe-Bahn bei Münster am Stein folgt, nachdem sie nicht weniger als 121 kleinere Brückchen und Durchlässe,

53 Brücken von 2 bis 16 Meter Lichtweite (darunter 15 Alsenzbrücken) und endlich die Brücke über die Nahe mit 4 Oeffnungen zu 25,45 Meter Lichtweite, überschritten. Die Kosten belaufen sich auf ungefähr 6 Millionen oder per Meile auf etwa 897,000 fl., so daß diese Bahn die theuerste in der Pfalz ist. Die fünfzehn Stationen sind: Hochspeyer, Enkenbach, Sembach-Neuhemsbach Langmeil-Münchweiler, Winnweiler, Imsweiler, Rockenhausen, Dielkirchen, Bayerfeld-Cölln, Mannweiler, Alsenz, Hochstätten, Altenbamberg, Ebernburg und Münster am Stein. Sowohl die technische Commission, welche die neue Strecke von Amtswegen geprüft, als der Verband pfälzischer Ingenieure, welcher sie bald nach der Eröffnung befahren, erklärte sie für eine der schönst und solidest gebauten Bahnen unserer Provinz.

Unterhalb Hochspeyer hat die Alsenzbahn eine doppelte Verzweigung in einer Einfahrtscurve nach der Richtung von Kaiserslautern und einer andern in der Richtung nach Neustadt; die letztere für die directen Personen- und Güterzüge von Norden nach Osten und umgekehrt. Bei Langmeil wird die zu erbauende Donnersberger Bahn in die Alsenzlinie einmünden, in derselben bis Enkenbach fortlaufen und von hier in einem besonderen Schienenstrange direct nach Kaiserslautern geführt werden.

In Geraden liegen 23026,48 Meter, in Curven von 400 bis 1200 Meter Radius 26,362,12 Meter. Die einzelnen Stationen sind von einander entfernt: Enkenbach (von Hochspeyer) 0,80; Sembach (von Enkenbach) 0,55; Langmeil 0,56; Winnweiler 0,39; Imsweiler 0,70; Rockenhausen 0,53; Dielkirchen 0,58; Bayerfeld-Cölln 0,38; Alsenz 0,59; Hochstätten 0,71; Altenbamberg 0,39; Ebernburg 0,34; Münster a. St. 0,12 Meilen.

Von der Station Hochspeyer steigt die Bahn mit $^1/_{100}$ bis zur Wasserscheide auf die Strecke von 3360 Meter, fällt dann mit $^1/_{100}$ auf eine Länge von 1345 Meter bis in den Bahnhof Enkenbach und behält ein etwas stärkeres Gefälle (von $^1/_{120}$) nur noch bis zur Station Sembach (Eichenbacher Mühle). Von Langmeil bis Ebernburg folgt die Bahn dem nicht über $^1/_{144}$ bis $^1/_{150}$ gehenden Thalgefälle; eine unbedeutende Steigung von $^1/_{270}$ liegt dann noch zwischen den Bahnhöfen Ebernburg und Münster. Von der Gesammtlänge liegen 11244,20 Meter horizontal oder in Gefällen über $^1/_{400}$; 4705,00 Meter in Steigung oder Gefäll von $^1/_{100}$ bei Ausnahmscurven von 450 Meter Radius; endlich 33439,40 Meter in Gefällen von $^1/_{120}$ bis $^1/_{400}$. Die Dämme erreichen in der Regel kaum 3 Meter Höhe und steigen nur selten bis zu 7 und 8 Meter. Die Einschnitte wechseln in einer mittleren Tiefe von 0,60 bis 18,00 Meter, liegen meistens im bunten Sandstein, nur wenig im Diorit und Melaphyr. Tunnel hat die Bahn 3, mit einer Gesammtlänge von 890 Meter, sämmtlich im bunten Sandstein. (Schluß folgt.)

Die Verbrennung eines indischen Nabob in Florenz.

Florenz hatte diesen Winter das seltene Schauspiel der öffentlichen Verbrennung eines indischen Nabob. S. H. le Rajah Maharaja de Nolapore — so hatte sich der Mann im Fremdenbuche des Hotels verzeichnet — wohnte in Innsbruck einem Schlittenfeste bei und nahm sogar an dem Eislauf persönlichen Antheil. Eine natürliche Folge dieses im Vaterlande eines Nabobs seltenen Amüsements war eine heftige Erkältung, so hartnäckig, daß ihm die Aerzte, als das Uebel nicht wanken und nicht weichen wollte, eine Reise nach dem Süden vorschlugen. Er erreichte nur Florenz, wo er sich mit einem ungeheuren Dienertroß im „Hotel de la Paix" einquartierte und nach wenigen Wochen starb; allein in einem rechtskräftigen Instrumente traf er die Verfügung, daß sein Leib, in die kostbarsten Gewänder gehüllt, öffentlich verbrannt werde. Die Behörden waren anfangs unentschlossen, ob sie die Erlaubniß hiezu geben sollten, endlich erfolgte die Bewilligung.

Während der Indier noch lebte, brachte man verschiedene Hausthiere — ein Lamm, einen kalekutischen Hahn ꝛc. — in das Zimmer des Kranken. Hier wurden sie, nachdem der anwesende Religionsdiener durch weise Sprüche den Versuch gemacht, das Uebel aus dem Körper des Leidenden in die der Thiere zu treiben, von der Zinne des Daches in den Hof gestürzt, wohin sie die Krankheit mitzunehmen die Verpflichtung hatten. Was den Sturz überstand, wurde getödtet, leider ohne die gewünschten Folgen für den Patienten, der denn endlich mit Hilfe seiner eigenen und der herbeigerufenen einheimischen und fremden Aerzte starb.

Angethan mit dem denkbar reichsten Schmucke, besäet mit kostbaren Perlen und Diamanten, gekleidet in die seltensten Stoffe — man spricht vom Werthe einer halben Million, die sie am Leibe trug — wurde die Leiche um 12 Uhr Nachts in die Cascine, den belebteiten öffentlichen Garten, gebracht und auf einen Holzstoß von wohlriechendem Material und kostbaren Spezereien gelegt, der am Ufer des Arno aufgestellt war. Mit seinen Schätzen wurden die letzten Reste des Indiers verbrannt. Das heftigste Feuer wurde von Mitternacht bis Morgens um 9 Uhr unterhalten. Tausende von Neugierigen waren anwesend, um dem seltenen Schauspiel beizuwohnen; zahllose Lungerer haben sich eingefunden, in der Hoffnung, daß die Diamanten nicht mit dem Rajah in's Freie auffliegen würden.

Freilich war dies eine Rechnung ohne Wirth. Die Dienerschaft des Fremden, die unter lautem Gebete in dichten Reihen der Ceremonie beiwohnte, sammelte in reichen Gefäßen Alles, was nach derselben in weitem Umkreise übrig blieb, auf's Allersorgfältigste und warf Alles in die Fluthen des Arno. Die Asche des Verbrannten, die Reste des Scheiterhaufens — kurz Alles, Alles wurde bis auf das winzigste Stäubchen in das Flußbett geworfen, und die Neugierigen hatten das leere Nachsehen.

Anagramm.

Wie oft hat sich durch mich der klare Geist
Des schlichten Denkers schon beirren lassen,
Denn, schein' ich auch Gedanken zu umfassen,
Der Kern ist faul, wenn auch die Schale gleißt.
Der stolzen Nation, die wir bezwungen,
Ihr bin ich stets am Trefflichsten gelungen.

Welch hehres Bild stellt Deinem Blick sich dar,
Versetzest mit Geschick Du meine Zeichen,
Ein dreifach Flügelpaar ist mir zu eigen,
Und um Jehova's Thron wallt meine Schaar.
Und wenn der Sanduhr letzte Körner rinnen,
Dann führ' ich Dein unsterblich Theil von hinnen.

Auflösung der Charade in Nr. 61.

Mangelhaft.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 66. Speyer, Samstag, den 3. Juni 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Auch sonst ward von Schakob für den rechten Genuß einer solchen Jagd Alles vorsorglich hergerichtet. Er flüsterte mir zu, daß er den besten Tropfen seines Kellers mit in die Vogesenwälder wandern lassen werde, damit nach großen Thaten auch an Ort und Stelle der erquickende Lohn nicht ausbleibe. Mehrere steinerne Flaschen standen denn auch schon bereit.

In solcher Stimmung zogen wir gegen Abend aus der alten Römercolonie; die Vorstadt zieht sich noch weit in die Verengerung des Thales fort, da und dort an den Häusern der Vorstadt wurden noch mehrere Böhämmerschützen mitgenommen, andere schlossen sich ungeheißen an und marschirten in unregelmäßigen Haufen auf der Straße, welche durch den Thalpaß in das Innere des Wasgau führt. Der Himmel war bedeckt, grau und schwer hingen die Wolken über den Kuppen der Berge, in die wir dringen wollten; eine feuchte Kälte hauchte die Fenster an, hinter welchen sich manches jungfräuliche Gesichtchen zeigte, das mir von der Madenburg her bekannt schien.

Und wanderten wir nicht auch die Straße, welche in die Heimath jenes lieblichen, aschblonden Kindes führte, das ich einst beständig an der Seite der schönen Julie gesehen? Ja, letztere hatte es mir ja selbst gesagt, daß Hedwig tief in dem Gebirg bei ihrer Tante als vater- und mutterlose Waise lebe. Wer weiß, ob uns der Zufall nicht dahin führen konnte.

Daran war ich jetzt lebhaft erinnert. Jedoch blieb mir keine Zeit dabei zu verweilen, denn der wirre Jagdzug hatte sich so ausgebildet, daß er meine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Aeltere, würdig aussehende Männer und halbgewachsene Bürschlein, Handwerker und Beamte, Tagelöhner und Kaufleute, gingen da gruppweise dem gemeinsamen Vergnügen nach, oft in komischen Verhüllungen gegen den Einfluß des Nachtfrostes, — der Eine mit der Leuchtpfanne auf der Schulter und dem Ranzen an der Seite, der Andere mit der „Köitze“ auf dem Rücken, bei weitem die meisten jedoch mit den schlanken Rohren in den Händen, die wie Lanzen über den Schwarm ragten und ihm das Aussehen eines Zugs von Landsknechten gaben.

Der trübe Adventtag legte sich schon düster in das Thal herein, als uns noch immer die Häuser der Stadt begleiteten, bis wo die Mühlen hüben und drüben im malerischen Thalgrunde rauschen und der Berg der römischen Jungfrau Petronella mit seinem schwarzen Tannenwald das Thal spaltet. Hier stockte der Zug ein wenig; während einzelne Trupps willkürlich vorauszogen, schien der Hauptschwarm Kriegsrath zu halten.

Ich habe keine Einsicht in den Feldzugsplan bekommen, weiß ihn auch heute noch nicht, nachdem ich den Zug mitgemacht und seine Resultate vor mir gesehen, zu enträthseln; möglich war er weise, möglich aber auch so ungeschickt als mancher andere seitdem, — ich weiß es nicht und sah nur, daß sich der Schwarm jetzt zu trennen begann, indem Einige der Hauptrichtung der Straße folgten, Andere in das Seitenthal links einlenkten, und wieder andere unmittelbar in die Tannennacht der „Peternell“ einbrachen, indem sie den Kienspan auf den Pfannen anzündeten und diese leuchten ließen. Das machte schon einen wunderbaren Effect.

Meine Augen weideten sich noch an diesen wandelnden Lichtern im düstern Tann, als der junge Forstmann zu mir trat und sagte, daß wir selbst gleich links hinterm Finsterthal die Teufelslücke hinauf gehen würden, um den Colmerberg abzugehen und im hohen Bergforst direct gegen das Guttenberger Schloß und den Telegraphenthurm auf der hohen Derst vorzudringen, wohin die Uebrigen theils durch den Höllenpfuhl und das Böllenborner Thal, theils auf andern Wegen zu gelangen streben.

„Das hab' ich g'scheidt angefangen“, sagte dann auch der Schakob zu mir, indem er mit dem Zeigefinger seine Stirn tippte. „Die da drüben können lang hinter der Peternell herumtappen, derweil' wir mitten unter die Bohämmer fahren. Ich fürcht' nur, daß heut' Moggls Köitz' nicht langt, um unsere Beute heimzubringen. Wir müssen noch andere mehr los werden, — laßt mich nur machen“. Und wieder tippte er an die kluge Stirne, ohne Ahnung der schwarzen Zukunft.

Der Haufen, welcher sich nun unter der Anführung des Forstmannes und Schakobs links über die Mühlbäche wandte und dann bei der Teufelslücke in den Wald schlug, war noch sehr ansehnlich. Auch bei

uns wurde der Kienspan aus den „Köitzen“ genommen und auf den Leuchtpfannen zum Brennen gebracht, was schon aus Vorsicht wegen der Erzgruben in dieser Gegend geschah, in die man bei Nacht leicht fallen konnte. Es wurde geblasen und geschürt, bis die lichten Flammen roth in den Wald strahlten und den Schnee rosig anglühten. Sah ich, als wir etwas weiter den Berg hinan gekommen waren, zurück, so bemerkte ich auch unten im Thale und drüben an der schwarzen Tannenhalde der „Peternell“ wandelnde Feuer, die bald hinter den dunkeln Tannenkronen verschwanden, bald sie wieder wunderbar beleuchteten. Es war ein Anblick, wie ich ihn noch nie genossen. Dabei die feierliche Stille eines Winterabends über Thal und Berg und ein schwarzer Himmel über der Scene. Die Sache fing an, mich in hohem Grade anzusprechen. Solche romantische Jagd war ich nicht gewohnt.

Während wir so nur leise sprechend emporstiegen, suchten einzelne Fackelträger rechts und links den Wald nach Böhämmern mit geübtem, erfahrenem Blicke ab. Nach und nach lösten sich dann kleine Gruppen — durch Schakob veranlaßt — von uns ab und durchstrichen den Wald längs der Halde hin; an bestimmtem Platz wollte man sich später zusammenfinden, was ja vermittelst der leuchtenden Fackeln nicht schwer schien. Im Thale unten und an dessen jenseitigem Hange gingen noch immer die wandelnden Lichter gleich Irrwischen; ich sah noch mehrmals zurück und unsere eigene Halde entlang, wo die Fackeln unserer Genossen fortschwebten und zuletzt ganz verschwanden, da wir über die Höhe des Berges gekommen waren.

„So, jetzt sind wir allein“, sprach da der Schakob zufrieden. „Jetzt heißt's aufgepaßt!“

Während wir dabei auf einem beschneiten Waldwege unter den Buchen und Tannen hinwegschlichen, sah ich mich nach der Stärke unseres Häufleins Auserwählter um und bemerkte, daß wir noch fünf Mann hoch marschirten, — Schakob, der Forstmann, meine Wenigkeit, dann ein Fackelträger und ein Mensch mit dem Korbe auf dem Rücken. Kaum hatte ich diese Beobachtung gemacht, als ich eine andere machen konnte, daß nämlich durch die Bergmulde vor uns Lichter leuchteten, während wir vor einer einsamen Kirche im Walde angekommen waren, welche im Schimmer unserer Fackel hell vor uns stand. Ich machte den Forstmann auf die Lichter in der dunkeln Mulde aufmerksam und meinte, daß da auch ein Zug Böhämmerschützen heraufkäme.

„Nein“, erklärte der Forstmann. „Das sind die Dorflichter von Dörrenbach, das zwischen Kastanien- und Kirschbäumen auf den Bergen liegt. Wäre es Tag, könnten Sie seinen mit Mauern und Eckthürmen befestigten Kirchhof sehen, der in den Fehden der pfälzischen Linien blutigen Stürmen widerstand. Dies hier dagegen ist die Wallfahrtskapelle auf dem Colmerberg mit herrlicher Aussicht in's Elsaß und auf den Schwarzwald.

„Vorwärts, vorwärts!“ drängte ungeduldig Schakob. „Wir haben nichts zu versäumen, wenn wir allen andern zuvorkommen wollen. Moggl bleib nicht zurück, und du, Hammichel, mit der Pfanne voran!“

Während Moggl mit dem Rückkorbe schweigend nachtrollte, ließ sich die Stimme Hammichels in der breiten, mundvollnehmenden Ausdrucksweise der ächten Söhne Bergzaberns vernehmen, die nicht vermittelst der Augen, sondern der „Aage“ sehen, nie einen Säbel tragen, sondern höchstens einen „Saabel“.

„Was? War ich nicht alsfort voran?“ fragte Hammichel sofort zurück und sah sich trotzig um, indem er sein breites, etwas lüderliches Gesicht zeigte und seine grobe Taglöhnerfigur in dem geflickten Soldatenmantel streckte. „Aber nicht wahr, Musje Schakob, 's muß halt geredt sein!“

(Fortsetzung folgt.)

* Ku-Klux-Klan.

(Schluß.)

Verwerflich ist ein solches gesetzloses Treiben, wie das des Ku-Klux-Klan jedenfalls, und muß auch von der Gesellschaft streng verurtheilt werden, sowohl wegen seiner Gesetzlosigkeit an sich, als auch wegen des Schutzes, den gemeine Verbrecher und Feinde der gesellschaftlichen Ordnung hinter der Maske eines solchen Ordens suchen. Auch insofern, als die Thätigkeit des Ordens sich nicht immer auf die unter Umständen gerechtfertigte Lynchjustiz beschränkt haben mag, müßte eine Unterdrückung des Ku-Klux-Klan von jedem billig denkenden Bürger als nothwendig erachtet werden.

Die Aufgabe, eine gesetzlose Bande zu unterdrücken und ihrem Treiben ein Ziel zu setzen, fällt nach amerikanischen Begriffen dem Staate zu, in welchem die Gesetze verletzt werden. Nur dann, wenn die Staatsregierung alle gesetzlichen Mittel erschöpft hat, ohne zum erwünschten Ziele gekommen zu sein, kann der Präsident der Vereinigten Staaten auf Ansuchen des Gouverneurs Bundesmilitär zu Hülfe schicken. Solche Bestimmungen der Bundesconstitution, die ehemals als ein Muster aller Constitutionen galt, sind zwar sehr geeignet, despotischen Gelüsten der Machthaber, ebenso wie anarchischen Neigungen der Menge, den Weg zu vertreten. Es ereignet sich aber zuweilen in der Geschichte, daß Constitutionen unbeachtet bleiben, oder mit Füßen getreten werden, wenn ihre Bestimmungen unbequem geworden. Es scheint, daß man absichtlich die ganze Angelegenheit übertrieben hat, um die vollständige gesetzliche Gleichstellung der Weißen, besonders die Ertheilung des Stimmrechtes an sie, möglichst lange zu verschieben, um den Gewaltmaßregeln einen Vorwand zu geben, deren man bedarf, um noch vor Eintritt der Amnestie die Fortdauer seiner Herrschaft zu sichern.

Aus allen Südstaaten wurden Gräuelthaten des Ku-Klux-Klan berichtet, daß es den Teufel selber jammerte, und man sich wundern mußte, daß es in Tennessee, Nord-Carolina, Georgia, Süd-Carolina 2c. überhaupt noch Neger gab, die nicht gekukluxt worden waren. Gouverneur Holden, gegen den von Seiten

der Gesetzgebung seines Staats ein Proceß wegen gemeiner Verbrechen schwebte (der mit der Schuldigerklärung und Absetzung Holdens geendet hat), hat den Präsidenten um fernere Truppensendung, nachdem schon ein beträchtlicher Bruchtheil der Bundesarmee den Staat einen ganzen Sommer hindurch vergebens nach Ku-Kluxen abgesucht hatte. Gouverneur Scott von Süd-Carolina hat gleichfalls um Unterstützung seiner Miliz durch Bundestruppen, sah sich aber später genöthigt, seine eigene Miliz aufzulösen, und anzuerkennen, daß mit dieser Maßregel auch die Gesetzlosigkeit ein Ende genommen habe, welche man der Welt gegenüber den Ku-Kluxen in die Schuhe geschoben. Scotts Negermiliz war eben nur zur Bedrückung der Weißen verwendet worden, mit dem besondern Zweck, sie zum Widerstand und zu gewaltsamer Selbsthülfe zu reizen, um so einen Vorwand zur gänzlichen Aufhebung des Rechtszustandes (habeas corpus) zu schaffen.

Die Fälle, in denen die zur Untersuchung eingesetzte Senatscommission die erhobenen Beschwerden wirklich auf den Ku-Klux-Klan zurückführen konnte, waren einestheils sehr gering an Zahl, anderntheils lag fast überall ein Verbrechen des Opfers vor, das die Ku-Kluxe lynchweise geahndet hatten. Wer die oft bestialischen Neigungen des Negers kennt, wird sich gewundert haben, daß nicht mehr Fälle ermittelt worden sind, in denen die nach altamerikanischen Begriffen erlaubte Familienrache herausgefordert worden war. Für Familienschändung muß selbst der weiße Nachbar mit dem Leben büßen, wie viel mehr noch der Neger.

Die meisten der Ku-Klux-Märchen wurden von Correspondenten des radicalen Evangeliums, der New-Yorker „Tribune", der Nachwelt überliefert, welche dabei eine Meisterschaft im Componiren — der gewöhnliche Mensch nennt es „Lügen" — bekundet haben. So erinnere ich mich, kurz nach meiner Rückkehr aus Florida nach Savannah, Georgia, in einer der neuesten Nummern der New-Yorker „Tribüne" die Behauptung gelesen zu haben: in Savannah und anderen Städten Georgia's sei nichts gewöhnlicher, als daß man des Morgens beim ersten Ausgehen in den Gassen die Leichen unglücklicher Neger liegen sehe, welche unzweifelhaft die Opfer einer schwarzen Unthat des Ku-Klux-Klan seien.

Ich habe mich längere Zeit in Savannah aufgehalten und bin daselbst oft des Morgens sehr zeitig ausgegangen, habe aber nur ein einzigesmal eine schwarze Leiche am Markte liegen sehen. Es war die verblichene sterbliche Hülle einer treuen Hundeseele! Solche handgreifliche Uebertreibungen habe ich noch mehrere erlebt.

Zum Schlusse sei noch eine characteristische Aeußerung erwähnt. Am 6. April erklärte nämlich im Repräsentantenhaus der Hr. De Long aus Charleston, einer der hervorragenderen Radicalen: „für die bedauerlichen Zustände in Süd-Carolina seien beide Parteien verantwortlich. Nachdem es so weit gekommen, sei freilich die vorliegende Bill zur Nothwendigkeit geworden, indessen werde sie für die Pacification jenes Staates doch nicht genügen, wenn die republicanische Partei nicht zugleich die politische Entrechtung der Gegner aufhebe." Dieses Bekenntniß eines südlichen Radicalen gibt zu, daß die Mißstände aus der politischen Knechtung des Südens entspringen. So lange Präsident Grant noch verfügt, ist das neue Ku-Klux-Gesetz eine Maßregel des grassesten Proscriptionsfanatismus, und kann, um mit der „New-Yorker Staatszeitung" zu sprechen, „nur als ein revolutionärer Schritt, und zwar als ein Riesenschritt auf der abschüssigen Bahn zum Cäsarismus, betrachtet werden."

Die Alsenz-Bahn.

** Aus der Pfalz, 25. Mai. (Schluß.) Am 24. Mai wurde die Alsenzbahn auch von der Direction und dem Verwaltungsrathe der Pfälzischen Bahnen besichtigt. Ein sonniger Frühlingstag lag über der Landschaft, durch welche die Fahrt ging — vorüber an wogenden Kornfeldern und blumenreichen Wiesen, an Buchenwäldern im Schmucke des ersten, glänzend frischen Grünes, an noch unbelaubten Rebhügeln, durch Tunnels und mächtige Felseneinschnitte, entlang der Alsenz mit ihren vielfachen Windungen und Krümmungen bis in das herrliche Nahe-Thal, welches durch die neue Linie dem größern Theile der Pfalz nun um ein bedeutendes näher gerückt ist.

An den Stellen, wo besondere technische Schwierigkeiten zu überwinden und Kunstbauten erforderlich waren, hielt der Zug. Bei der Station Enkenbach fiel die alte Kirche ins Auge, — als die einzigen Reste eines Klosters der Prämonstratenserinnen, das um die Mitte des 12. Jahrhunderts gegründet und im Jahre 1564, in Folge der Reformation, aufgehoben wurde. Die Kirche selbst wurde 1265 vollendet, hatte die Kreuzform mit drei Schiffen und zeigt in ihrer Grundanlage den gemischten Baustyl jener Zeit, aber theilweise in sehr schönen Formen, besonders an den Fenstern des überhöhten Mittelschiffes. Auf der Station Langmeil tritt der Gebirgszug des blauen Donnersbergs in den Gesichtskreis. Früher, da es noch keine Eisenbahnen gab, ein häufiger Zielpunkt für Ausflüge, wurde er in den beiden letzten Jahrzehnten weniger besucht, obwohl er schon durch seinen herrlichen Baumschlag, durch seine unvergleichlich schönen und schlanken Eschen-, Ahorn- und Buchenbestände, dann durch seine seltene Flora, und jetzt, seit Erbauung des Thurmes auf dem Gipfel, auch durch seine prächtige Rundsicht hundertfältig die Mühe des Besteigens lohnt. Wer aus der Ost-, West- und Südpfalz ihn besuchen will, kann dies von dem freundlich gelegenen Winnweiler oder vielmehr von dem freiherrlich v. Gienanth'schen Werke Hochstein aus durch das Falkensteiner Thal, welches einen Punkt von so eigenthümlicher Naturschönheit bildet, wie in der Pfalz, außer etwa dem Karlsthal bei Trippstadt, kein ähnlicher mehr zu finden ist.

Weiter flog der Zug nach Imsweiler, Rockenhausen, Dielkirchen, Mannweiler mit der Burg Randeck, Bayerfeld-Cölln und Alsenz,

wo die Ruine Landsberg von steiler Höhe aus dem Obermoscheler Thale herüber grüßte, dann nach Hochstätten und Altenbamberg mit den großartigen Trümmern der Altenbaumburg — der Stammburg der mächtigen Rauhgrafen — endlich nach der Station Ebernburg, über welcher, von der Sage und der Geschichte verklärt, die Zinnen der alten „Herberge der Gerechtigkeit“ stolz emporragen. Von ihren Mauern wehten deutsche und bayerische Fahnen und donnerten Böllerschüsse dem Bahnzug einen freundlichen Willkomm entgegen. Nach kurzem Halt ging die Fahrt über die Nahebrücke in die Station Münster am Stein. Hier stiegen die Herren aus, um zu Fuß die prächtige Brücke über die Nahe, sowie den tiefen Einschnitt durch Melaphyr zu besichtigen und sich dann auf die Ebernburg zu begeben. Noch vor 35 Jahren konnte von dieser Franz Weiß singen:

Verödet steh'n die Räume, wo die Gerechtigkeit
Herberge einst gefunden in arger böser Zeit;
Unkraut bedeckt den Boden, Gebüsch der Mauern Rand:
Solch' Ende hat bereitet dem Schlosse Menschenhand!

Unterdessen hat Menschenhand innerhalb der verödeten Mauern eine sehr heimliche und einladende Stätte bereitet: das Gasthaus des Herrn Günther. Es war um halb 2 Uhr, als die Mitglieder der Direction und des Verwaltungsrathes mit den geladenen Ehrengästen, darunter der kgl. Regierungspräsident Herr v. Pfeufer, der preußische Landrath in Kreuznach, Herr Agricola, der Vorstand des provisorischen Comites der Alsenzbahn, Frhr. v. Gienanth, sowie die 17 beim Bahnbau beschäftigten Ingenieure, auf der Burg ankamen. Der Verwaltungsrath trat sodann noch zu einer kurzen Sitzung zusammen, worauf im großen Speisesaale, der heute mit exotischen und einheimischen Pflanzen und mit der Büste unseres Königs besonders geschmückt und dessen gothische Fensternischen mit Tannenreisern eingerahmt waren, das Mittagsmahl begann. Küche und Keller bewährten auch diesmal den alten Ruf des Hauses und trugen, in Verbindung mit dem freundlichen Maitag, der reizenden Aussicht auf den Rothenfels, den Porphyrwall der Gans, auf den Rheingrafenstein und in das liebliche Nahethal, zur Hebung der Stimmung bei. Hier möchte man wirklich mit Horaz sagen:

Ille terrarum mihi praeter omnes
Angulus ridet!

Die Reihe der Trinksprüche wurde von Herrn Director v. Jäger eröffnet. Er wies auf die Bedeutung der neuen Bahnstrecke hin, welche gleichsam den Rhein in das Herz der Pfalz, nach deren erster Fabrikstadt Kaiserslautern, leite und unsere Verbindung mit dem Niederrhein und Holland um 20 Stunden abkürze. Anknüpfend an die historischen Erinnerungen des Ortes, an den Reiz der Landschaft und deren edlen Traubensaft, brachte der Redner mit vielem Humor den alten Namen „Herberge der Gerechtigkeit“ mit der Gegenwart in Beziehung und schloß mit einem Hoch auf Alle, welche das Werk der Alsenzbahn gefördert, insbesondere auf den kgl. Regierungspräsidenten.

In seiner Entgegnung hob Herr v. Pfeufer hervor, daß man mit Recht die deutschen Eisenbahnen die Pioniere der deutschen Einheit genannt, und daß ihnen, namentlich den Pfälzischen Bahnen, ein wesentlicher Antheil an den glänzenden Erfolgen der deutschen Heere in dem glücklich beendeten Kriege gebühre, weßhalb er dem Director dieser Bahnen, Hrn. v. Jäger, ein Hoch bringe.

Der k. Commissär Hr. v. Meyer, und der Vorstand des Verwaltungsrathes, Hr. k. Rath Mahla, drückten sodann den bei der Leitung und Ausführung des Bahnbaues beschäftigten Ingenieuren die Anerkennung aus und brachten denselben Toaste. In Folge einer Anspielung des Directors v. Jäger, in seinem erwähnten Toaste, auf die theure Geldbeschaffung für die Bahn — 22 Procent — ergriff Frhr. v. Rothschild das Wort, um die Cursdifferenz durch die damaligen Zeitverhältnisse und die Zinsgarantie von nur 4 Procent zu rechtfertigen, was hinwieder Hrn. Director v. Jäger Veranlassung zu einer gelungenen Improvisation gab. Außerdem wurden noch Toaste ausgebracht von Frhrn. v. Gienanth (auf die Alsenzbahn, die sogleich als elfjähriges, aber desto kräftigeres Kind in's Leben trete); von Oberstaatsanwalt Lang (auf die Beschaffer des nervus rerum für den Bahnbau); von Hrn. Oberingenieur Basler (auf den Verwaltungsrath) und von Hrn. Landrath Agricola in Kreuznach (auf die tapferen Bayern, die unwiderstehlichen Kampfsgenossen der Preußen und die treuen Glieder des neuen deutschen Reiches).

Um 6 Uhr begab sich die Gesellschaft auf den Bahnhof Ebernburg zurück, von da nach Hochspeyer und dann nach kurzem Halt theils nach Westen, theils nach Osten und Süden — Alle mit der Erinnerung an einen schönen und interessanten Tag.

Die Verbreitung des Menschenfressens.

Hierüber gibt Richard Andree in den „Ergänzungsblättern“ ausführliche Mittheilungen. Danach ist die Gewohnheit, Menschenfleisch zu genießen, verschwunden selbst bei den Irokesen und Algonkinern, bei dem Volke der Hochebenen von Anahuac und den Indianern Peru's, und bei den meisten brasilianischen Stämmen. Endlich wird sie in der Südsee mehr und mehr verdrängt, wo sowohl das Aussterben der Cannibalen selbst, als auch das Vordringen der weißen Ansiedler die Anthropophagie wesentlich beschränken. Noch immer aber ist die Zahl der Cannibalen eine ganz ansehnliche. Die folgenden Ziffern können natürlich nur annähernde sein, aber immerhin geben sie einen Anhaltspunkt für die Kopfzahl der Anthropophagen überhaupt. Es zählen nämlich die Battas (nach Friedmann) 200,000 Seelen, die Cannibalen im Nigerdelta etwa 100,000, die Fan (nach Fleuriot de Langle) 80,000, die Höhlencannibalen im Bassutolande (der zehnte Theil der Gesammtbevölkerung) 10,000, die Niam-Niam etwa 500,000, die Miranhas und Mesayas (nach Marloy) 2000, die anderen südamericanischen Cannibalen 1000, die Eingeborenen Australiens 50,000, die Melanesier (Neuguinea nicht inbegriffen) 1 Million. Danach ergibt sich 1,943,000 als Gesammtzahl der heute noch der Anthropophagie ergebenen Menschen, eine Zahl, die keineswegs übertrieben ist, die aber immerhin noch den 690. Theil der Gesammtbevölkerung unseres Planeten oder 0,14 pCt. darstellt.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 67. Speyer, Dienstag, den 6. Juni 1871.

* Am Kloster.

Träumend steh'n die Klostermauern,
Mild vom Abendgold umglänzt,
Treu, mit freundlichem Bedauern,
Sie der Epheu reich bekränzt.

Längst verwaist ergraut die Stätte,
Nur vom Sturme noch durchdröhnt,
Doch der Wand'rer ahnt, sonst hätte
Hier nur frommer Sang getönt.

Schlanke Bogen, zierumflossen,
Hat der Zeiten Griff getheilt,
Wilde Rosen sind entsprossen,
Wo die Nonnen einst geweilt.

Wo die bleichen, schönen Frauen
Wandelten im Abendschein
Ist die Armuth nun zu schauen,
Lagernd um des Kreuzes Stein.

Nur der Waldbach wird nicht älter,
Rauscht wie sonst sein Bardenlied
Schauernd grüßen sich die Wälder,
Wenn der Mond vorüberzieht.

Mög' der Nonnen Schlaf versöhnen
Vogelsang und Waldgebraus,
Noch im Scheiden muß ich grüßen
Dich, du stilles Klosterhaus.

Johannes Hütt.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von August Becker.

(Fortsetzung.)

Während er weiter schritt, indem er den Stiel der eisernen Pfanne rückte, in welcher das Kienholz brannte, sah ich mich etwas nach dem andern Gefährten um, der mir bis jetzt ganz unbekannt geblieben war. Es war eine kleine plumpe Figur mit großem Kopfe, vorgebeugter Haltung, schleppendem Gange und, so viel ich bemerken konnte, entsetzlich dummem, ja geradezu thierisch-blödem Ausdrucke des Gesichts. Die ganze Gestalt paßte unter den bauchigten Korb, der ihren Rücken belastete, und nicht nur dazu diente, das nöthige Kienholz nachzuschleppen und die Beute der Jagd heimzubringen, sondern auch dazu benützt ward, etwas Proviant zu bewahren. Schakob hatte vier irdene Flaschen, sogenannte Schlotterkrüge, mit ausgewähltem Weine und etwas Brod im Korbe untergebracht, während er selbst, der Forstmann und ich, Jagdflaschen, mit Kirschenwasser gefüllt, trugen, und Hammichel einen fünften Schlotterkrug für sich und den Moggl an der Seite hängen hatte. Aber der arme Moggl, einer jener Halbcretins, wie sie in Bergzabern und Umgegend nicht selten sind, bekam wahrscheinlich von dem Inhalt des fünften Schlotterkruges weniger zu schmecken, als der Hammichel, der vorhin bei der Kapelle wieder einen mächtigen Schluck that, und den Krug so hoch dabei hielt, daß auf frühere ähnliche Versuche zu schließen war. Vielleicht war der Krug auch schon leer, da es den Hammichel von da an mächtig nach dem Korbe Moggls zog. Oefter schaute er lüstern in die Tiefe desselben und ward gegen Moggl immer freundlicher.

In dieser etwas gemischten Gesellschaft bewegte ich mich weiter, der Dinge harrend, die da kommen sollten. Trotz dem Spähen nach den Baumästen über uns, war nicht der Schwanz eines Vogels zu entdecken. Und nach längerem Gehen im Hochwalde gelangten wir in Kleinholz, wo ohnehin nichts zu suchen war. Aber Schakob hatte noch lange den Muth nicht verloren. Während er rüstig voranschritt, konnte Hammichel dem Moggl länger Gesellschaft leisten, wobei die Beiden mehrmals stehen blieben.

„Hammichel, was thust Du da hinten?“ fragte Schakob zurück.

„Ich muß Harzholz auf die Pfanne thun“, war die Antwort.

Aber an dem Gluckſen und Schlottern hinter mir glaubte ich abnehmen zu dürfen, daß Hammichel einen der Weinkrüge aus der „Köitze“ an seinen durstigen Mund gehoben, um seinem Freunde Moggl die Last etwas zu erleichtern. Das wiederholte sich öfter als klug war. Da der Weg in der Dunkelheit etwas langweilig hinzog, wendete ich mich so, daß der Hammichel mit der Leuchtpfanne an meine Seite kam. Ich fragte ihn:

„Das Harzholz in der „Köitze“ des Moggl scheint recht gut zu brennen. Wie oftmal muß Er denn bei solchen Gängen frisches auflegen?“

„Je nachdem“, antwortete Hammichel. „Wenn's recht hart ist, wie das da in der Köitze, hält's besser an, als wenn's nicht so gut ist.“

„Leicht erklärlich“, sagte ich. „Aber man sollte mit dem Harzholze doch sparen, meine ich.“

„Ah, was Herr Lieutenant, mit Sparen kommt man zu nichts. Das ist allsfort mein Grundsatz gewesen, auch wie ich selber noch gedient habe."

„War Er Soldat?"

„Und wie! Schon als kleiner Bursch' hab' ich immer oben hinaus gewollt und keine Tanne an der Peternell war mir zu hoch. Da hatt' ich's mir in den Kopf gesetzt, General zu werden, und ließ mich, 18 Jahre alt, bei den Bayern in Landau engagiren."

„Nun, hat Er da sein Ziel erreicht?"

„'s dauerte mir zu lang, und so probirt' ich's mit den Franzosen."

„Er desertirte doch wohl nicht?"

„Heißen Sie's, wie Sie wollen, Herr Lieutenant, aber wir haben ja nicht weit über die Grenze, und so kam ich eines Tages bei einem Spaziergang nach Weißenburg, in das Nest an der Grenze, und von dort hat man mich nach Straßburg weiter geschafft, wo das Münster ist. Da haben sie mir die rothen Hosen angezogen, und ich ließ mir's gefallen; denn in Frankreich geht's mit dem Avancement schneller, und Manchen, der um einen halben Kopf kleiner ist, als ich, haben sie dort schon zum Marschall gemacht."

„Nun, wie ging's Ihm mit dem Marschallsstab? Hat Er ihn erhalten?"

„Den Stock hab' ich erhalten, aber nicht den des Marschalls", erwiderte Hammichel, der sich bemühte, das Gespräch möglichst hochdeutsch fortzuführen, während wir uns wieder dem Saume des Hochwalds näherten. „Ich sagte den Franzosen, wenn sie mich nicht zum General wollten, sollten sie mich doch zum Corporal machen. Aber 's ralte sich nichts, und so war's wieder nichts mit meiner Gloar in der Fremdenleschion. Zu Straßburg besuchte ich auch einen weitläufigen Vetter — von sieben Suppen eine Nudel — der hatte einen Laden in der Hauptstraße, wo ich oft vorüberkam, bis ich darauf dachte, meine Aufwartung zu machen."

„Der hat Ihn gewiß mit offenen Armen empfangen."

„Ja und wieder gleich zur Thüre hinausgedreht und gesagt, recht höflich: er werde mich immer mit Vergnügen sehen, wenn ich da an seinem Hause vorübergehe."

„Vorübergehe! In der That ein feiner Mann!" sagte ich laut lachend.

Ein vernehmliches „Bst! bst!" tönte aus der Richtung her, wo Schakob vorsichtig ging, da wir jetzt an den Waldsaum gekommen. Aber Hammichel hatte es wohl nicht vernommen und erzählte weiter, da ihn die Beschäftigung mit dem Harzholze, das der Moggl trug, redselig gemacht hatte.

„In dem Alschier drüben war's auch nichts. Ich war's bald satt, mich allsfort mit den Tigerkatzen von Beduinen und ihrem Abtllater 'rum zu beißen. Wie meine Zeit aus war, bin ich wieder heim zu den Bayern."

„Da wird man eine große Freude gehabt haben."

„Na, Herr Lieutenant, darüber möcht' ich Ihnen eine Red' halten!"

„Wenn Du was halten willst, so halt's Maul!" sprach jetzt Schakob mit verhaltener Wuth leise, indem er auf den Hammichel zurannte. „Himmelsappermentl Mordskalb Du, geh' mit der Pfann' voran!"

„Oho, Musje Schakob", sagte Hammichel zurück, während der junge Forstmann in großer Spannung den Hochwald betreten hatte und nun dem Hammichel eifrig winkte, zu kommen. „Oho", fuhr der aber fort, indem er ganz gemach unter die Bäume trat. „Wir sind aus einem Stall, Musje Schakob, und haben einander nichts vorzuwerfen. Das Kalb kann für sich behalten, wer's feil hält!"

„'s Maul halten!" schrie jetzt der junge Forstmann vor Zorn außer sich, so laut, daß es hallend im Walde verklang. Dabei stampfte er heftig auf die Erde und deutete stumm in die Baumwipfel.

Da ging durch die Bäume des Forsts ein furchtbares Geräusch, als ob plötzlich der entsetzlichste Sturm losgebrochen wäre. Ein Lärm, wie ich nie einen gehört, brach los, schwoll zu immer größerer Stärke an, weit, weit hin durch den Bergwald, — ein Sausen und Brausen, Schreien und Kreischen, ein Aufschwirren und Tosen in der stillen Winternacht, daß wir alle erstarrt standen. Rings um uns hörten wir das fürchterliche Rauschen und Geschrei, als ob in dieser dunkeln Adventnacht alle Geister und die ganze Hölle kettenlos wären. Und doch schwankte kein Ast, die Luft war ruhig. Wir standen sprachlos.

Wir horchten noch, ohne zum Worte zu kommen, als der schreckliche Lärm wieder allmählig abnahm, stets schwächer ward, und nach und nach in der stillen Luft und in weiten Fernen versauste.

Schakob und der Forstmann standen wie vom Blitz gerührt, erstarrt. Endlich unterbrach ich selbst die wieder eingetretene unheimliche Stille:

„Was war das?"

„Was es war?" fragte jetzt Schakob mit fast in Zorn erstickter Stimme, denn durch meine Worte war der Zauber, der die Zungen bannte, gebrochen. „Was es war? Herrgott, heilig, Himmel, Hagel, Kreuz — —"

Noch Aergeres kam aus dem Munde des jungen Forstmannes. Der Wald hat kaum wieder solch ein Duett von gräßlichen Flüchen vernommen, als der Schakob und sein Freund da vortrugen. Sie riefen Himmel und Hölle, den Teufel und seine Großmutter an, ihnen den Gefallen zu thun und den Hammichel zehntausend Klafter tief in den „Grundserdboden" hinunter zu schleudern.

Während der Moggl mit offenem Munde theilnahmslos vor sich hinstarrte, hatte Hammichel durchaus nicht im Sinne, sich von den Beiden so geduldig anfluchen zu lassen, sondern schrie dem Forstmann zu:

„Oho! Jetzt soll der Unschuldige wieder die Schuld haben! Wer hat Sie denn so fürchterlich kreischen heißen! Ich soll's Maul halten, und Sie kreischen wie ein Mordbrenner, als ob's keine Böhämmer in der Welt gebe. Jetzt haben wir die Brüh' davon — fort ist die ganze Pastet'."

Nun war mir die Ursache des entsetzlichen Lärms, der über unsern Häuptern hingegangen war, klar:

die in den Wipfeln des Bergwalds schlummernden Böhämmer waren aufgeschreckt worden und davon geflogen. Ich wunderte mich darum gar nicht, daß die beiden erzürnten Böhämmerschützen von ihren Blasröhren den besten Gebrauch machen wollten, der nunmehr noch zu machen war, sie nämlich auf dem Rücken Hammichels entzwei zu schlagen. Nur mit Mühe hielt ich die beiden Fürchterlichen von Thätlichkeiten ab und brachte sie dazu, sich in das Geschehene zu fügen, da es nicht mehr ungeschehen zu machen sei. Sie waren jedoch noch lange ganz trostlos und verhängten über den Hammichel, daß er keinen Tropfen zu trinken bekomme, nahmen ihm auch alsbald den Schlotterkrug ab, den er trug, — aber längst zu spät; der war schon bei der Kapelle auf dem Colmerberg völlig leer geblasen, weswegen Hammichel ihn auch mit Resignation hingab.

Nachdem Kriegsrath gehalten war, ob es nicht am besten, geradezu umzukehren, ermannte man sich endlich zu dem Entschlusse, nicht zu verzichten, sondern mit Ausdauer dem Glücke der Jagd nochmals nachzugehen. Und so that man und drang muthig weiter vor. Da in diesen Wäldern, durch welche wir eben wanderten, doch keine Böhämmer mehr zu treffen, ließ man den Hammichel hinten bei dem Moggl, wo er stets mehr Harzholz auflegte und seines Freundes Last erleichterte, ohne daß sich noch Jemand nach ihm umschaute. (Forts. folgt.)

Die Eisenbahn auf den Rigi.

Seit Jahren beschäftigen sich die schweizerischen Ingenieure mit der Aufgabe, die Ueberschienung der Alpenpässe ihres Vaterlandes möglich zu machen. Der Werkführer der schweizerischen Centralbahn, Herr N. Riggenbach, schlug zu diesem Zwecke eine Zahnstange mit entsprechendem Zahnrade an der Locomotive und den Eisenbahnwagen vor. Die Idee fand in Nordamerika am Mount Washington in einer Bergeisenbahn gelungene Ausführung. Nun vereinigte sich Riggenbach mit den beiden schweizerischen Ingenieuren Oberst Stöff von St. Gallen und Ollivier Zscholke in Aarau, um gleichsam als Vorstudie größerer Unternehmungen, auf den weltberühmten Rigi, nach Riggenbach's Modell eine Bergeisenbahn zu erbauen. Sie hatten zu diesem Zwecke den Berg von allen Seiten vermessen und fanden endlich, daß das bisher so abgelegene Dörfchen Vitznau der günstigste Punkt sei, um das kühne Werk in Angriff zu nehmen.

Am 18. April 1869 erschienen sie im Arbeitszimmer des Regierungsrath Jost Weber in Luzern, des Vorstandes des Bauwesens, und erklärten: „Wir wollen eine Eisenbahn auf den Rigi bauen." Herr Weber sah die Männer verwundert an und glaubte anfänglich, sie seien nicht recht bei Trost. Sie erklärten ihm jedoch ruhig den Plan des Unternehmens und sprachen sich dahin aus, daß sie sich die Ausführung desselben zur Lebensaufgabe gemacht hätten. Durch die Erklärung von der Ausführbarkeit desselben überzeugt, sagte Herr Weber freudig den drei kühnen Männern seine Unterstützung zu und hat sein Wort gehalten. Innerhalb weniger Wochen erfolgte die Ertheilung der Concession von Seite der kantonalen und Bundesbehörden, und im September war durch thatkräftiges Zusammenwirken der Finanzmänner von Basel und der Bank von Luzern das Unternehmen finanziell gesichert.

Im Herbst noch geschah der erste Spatenstich. Rastlos wurde den ganzen Winter über gearbeitet. Der Bau hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Dieselben bestanden besonders in den Felsen-Einschnitten und Steindämmen oberhalb dem Dorfe Vitznau, in dem zweihundert Fuß langen Tunnel vor dem Schnurtobel, in der Eisenbrücke über dasselbe und in dem tiefen Einschnitte bei Eichberg. Der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland verhinderte die Vollendung des Baues im Jahre 1870, indem die Abfuhr der letzten Laufschienen aus den Werken von Ars-sur-Moselle durch die Kriegführenden verhindert wurde. Erst am 21. Januar 1871 konnten dieselben mit großen Kosten herbeigeschafft werden. Am 21. Mai konnte die Einweihung des Werkes vorgenommen werden.

Die Bahn führt vom Ufer des Vierwaldstädtersee's einstweilen bis an die Schwyzer Grenze zum sogenannten „Gätterli" auf der Staffelhöhe hinan. Die Linie derselben bewegt sich möglichst direct zwischen diesen zwei gegebenen Punkten. Sie hat eine Länge von 5,14 Kilometer. Der verticale Abstand zwischen der Station Vitznau und der Station Staffelhöhe beträgt 1118 Meter. Außer einer Horizontalen von 150 Fuß Länge in der Station Vitznau und einer solchen von 130 Fuß auf der Staffelhöhe liegt die Bahn fortwährend in Steigungen, deren Maximum 25 Proc., deren Minimum 6,8 Proc. beträgt. Die durchschnittliche Steigung ist 22 Proc.

Das neue System des Oberbaues besteht seinen wesentlichen Bestandtheilen nach in Folgendem: Die Bahn hat einen Schienenstrang mit der allgemein bei Thalbahnen angewandten Spurweite. Derselbe ist berufen, die Laufräder und somit den Hauptantheil der zu fördernden Last aufzunehmen. Die Schienen sind solid auf Querschwellen befestigt und diese hinwieder an starke Quadersätze versteift, um ein Ausweichen nach unten zu verhüten. Zum Zweck einer ferneren Verbindung nach der Längenrichtung sind die Köpfe der Querschwellen durch Langschwellen gefaßt und an diese verschraubt. In der Mitte zwischen den zwei Schienen ist auf den Querschwellen eine dritte Schiene oder vielmehr eine starke Zahnstange angebracht. Sie ist bestimmt, das Zahn- und Triebrad der Locomotive aufzunehmen und derselben die sichern und continuirlichen Stützpunkte zu bieten, um sich bergwärts emporzuarbeiten oder den Zug mit mäßiger Geschwindigkeit thalwärts zu führen.

Die Gesellschaft hat bis jetzt drei Locomotiven, welche nach den Städten, die dem Unternehmen ihre kräftige initiative Mitwirkung geliehen haben, „Luzern", „Basel", „Bern" heißen. Die Locomotive hat einen

aufrechtstehenden, nach vorne geneigten Kessel, damit bei dem starken Gefäll der Bahn die Abweichung des Wasserstandes möglichst beschränkt werde. Das Zahnrad der Treibachse, welches der Zahnstange entspricht, ist aus Gußstahl. Seine Zähne greifen mit der Genauigkeit eines Uhrwerkes in die Zahnstange ein, und durch die Dampfkraft in Bewegung gesetzt, bringen sie in der Geschwindigkeit einer Zeitstunde, trotz eines Aufenthaltes von 10 Minuten in Freiberg zur Speisung des Dampfkessels, den Lastzug auf der Berg- und Thalfahrt von einer Endstation zur andern. Eine weitere Vorrichtung, um bei der Thalfahrt durch im Cylinder comprimirte Luft die Bewegung zu reguliren, gestattet zugleich durch gänzlichen Luftabschluß, den Zug in jeder Steigung zum Halten bringen zu können. Außerdem hat die zweite Locomotivachse Bremsrollen und gezahnte Räder, vermittelst deren allein schon das sofortige Stillstehen der Locomotive bewirkt werden kann. Eine weitere entsprechende Vorrichtung macht das Entgleisen der Locomotive unmöglich. Dieselbe wiegt im betriebsfähigen Stande 140 Centner und hat 120 Pferdekräfte. Sie arbeitet immer hinter dem Zuge her, mit dem sie nicht zusammengekoppelt, sondern nur mit Puffern verbunden ist. Sie ist im Stande, zwei kleine oder einen großen, mit 54 Personen besetzten Wagen berg- und thalwärts zu befördern. Die Personenwagen sind sehr leicht und geschmackvoll gefertigt. Die kleineren fassen nur 30 Personen. Jeder hat seine Bremsen und sein Zahnrad, in Folge dessen es möglich ist, denselben unabhängig von der Locomotive zu Thal zu führen und selbstständig jeden Augenblick die Bewegung zu hemmen. Güterwagen dienen zum Befördern von Baumaterialien und Gepäck. Die Fortsetzung der Bahn bis auf die Kulm ist nur eine Frage der Zeit.

Zur feierlichen Einweihung der Rigibahn hatten mehr als hundert Gäste sich eingefunden. Zwei mit den Wappen der 22 Kantone geschmückte Dampfschiffe brachten die Festtheilnehmer nach dem idyllischen, in lieblicher Rigibucht gelegenen Dörfchen Vitznau. Die Gäste mußten auf zwei Züge vertheilt werden. Bald fanden sie sich in den bequemen Wagen zurecht. Die Sitze sind amphitheatralisch gebaut und haben bei einer 25procentigen Steigung eine horizontale Lage. Sie gewähren, rückwärts gerichtet, bei der Thal- wie Bergfahrt in ungestörtem Behagen den Hochgenuß der sich immer anders gestaltenden herrlichen Aussicht auf das fruchtbare Gelände, den See und die Hochalpen, die sich von Stufe zu Stufe dem entzückten Blick erschließen. Erst wendet sich die Bahn steil ansteigend vom Dörfchen Vitznau westwärts am Fuß der jäh aufragenden Rothen Wand nach Westen, nachher in gerader Linie wie durch eine Leiter hinauf, durch grüne Kastanien- und Buchenwälder zu dem durch Nagelfluhgestein getriebenen, 200 Fuß langen Tunnel zum wildromantischen Schnurtobel, über dessen 150 Fuß tiefen Abgrund die leichte, steil ansteigende, reichgeschmückte Eisenbahnbrücke sicher hinaufführt. Hier feiert die Bergromantik ihren höchsten Triumph. Ostwärts stürzen Wasserfälle über himmelhohe Felsen in die schauerliche Tiefe; westwärts öffnet sich der Blick auf das schöne Gelände am See, den Kreuzrichter, den Pilatus und die Berner Alpen. Bei der Wasserstation Freiberg befindet sich eine sehr sinnreiche Ausweichstelle für auf- und absteigende Bahnzüge.

Unterhalb des festlich geschmückten, weltberühmten Kurhauses „Rigi-Kaltbad" bot sich bei der Auffahrt ein schreiender Gegensatz zwischen alter und neuer Zeit dar. Zwei schlanke Töchter Albions, mühsam sich vor- und rückwärts neigend, ritten mühselig, aber in streng hergebrachter Uebung den holprigen alten Rigi-Weg hinan. Der vordere Pferdeführer hielt sein keuchendes Thier an dem Zaum, der zweite, hintere, faul wie ein italienischer Lazzarone, hatte sich an den Schwanz des zweiten gehängt und ließ sich nachschleppen. Bald hatte der Eisenbahnzug die Reitergruppe überholt und weit hinter sich zurückgelassen. Dem fremden Reisenden bietet sich auf der Staffelhöhe plötzlich, wenige Schritte vom dortigen Restaurationsgebäude weg, ein überraschender Anblick dar. Rechts oben auf der Höhe Staffel und Kulm, unten im Thal Küßnacht und der Zugersee, das weite schöne Schweizer Land bis hin zum blauen Jura.

Miscellen.

Schon seit längerer Zeit ist Seitens der großh. badischen Regierung bei der schweizerischen Bundesbehörde eine gemeinschaftliche Berathung der Tieferlegung der Hochwasserstände der untern Theile des Bodensee's, des sog. „Untersee's", mittelst Regulirung seines Abflusses in den Rhein angeregt worden. Wie es scheint, haben die bei diesem Unternehmen zunächst betheiligten Kantone Thurgau und Schaffhausen, eine Erschwerung der Schifffahrt für die schweizerischen Ufergelände in Folge der Tieferlegung des Unterseespiegels befürchtend, anfänglich keine große Lust gehabt, auf den Antrag der badischen Regierung einzugehen; wie man jetzt aus Bern „officiellem Vernehmen nach", meldet, sind sie jedoch gegenwärtig andern Sinnes und haben dem Bundesrath ihre Bereitwilligkeit ausgesprochen, eine Conferenz von Fachmännern zu diesem Zwecke zu beschicken.

Charade.

Die beiden ersten Sylben.

Ich zog durch die Lüfte und stürzte hinab
Und fand in den Wogen ein schäumendes Grab;
Ich ziehe noch täglich am Himmel herauf
Und folge der Sonne gesegnetem Lauf.

Die beiden letzten.

Ich hab' in des Faustrechts finstere Nacht
Des Schönen mildernde Fackel gebracht;
Die rohe Gewalt durch Adel versöhnt,
Den strahlenden Ruhm durch Lieder verschönt.

Das Ganze.

Den Händen der Treu' ward ich damals vertraut;
In altem Gerümpel man nunmehr mich schaut.
Es hat die Alles vernichtende Zeit
Dem Untergange mich grausam geweiht.

Auflösung des Anagramms in Nr. 65:
(Phrase — Seraph.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 68. Speyer, Donnerstag, den 8. Juni 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Nun fing es leise an zu schneien, bald aber stärker, daß die Flocken nur so um den Schein der Pfanne taumelten. Dabei ward es auf der Berghöhe empfindlich kalt, als wir jetzt vor dem mit Buchen bewachsenen Bergkegel standen, auf welchem ein Thurm mit gringem Gemäuer anzeigte, daß wir bei der einsamen Ruine Guttenberg angelangt waren. Wir suchten im Schnee nach Fußspuren, ob nicht schon andere Böhämmerschützen hier, am verabredeten Sammelplatze, gewesen seien, — vergeblich. Dabei trieb der Wind die wehenden Flocken wild um die öde Ruine, die geisterhaft vor uns auf der Höhe lag. So standen wir eine Zeitlang beim Scheine unserer Fackel in rauher Winternacht im einsamen Bergwald, wohl wissend, daß wir stundenweit von jeder menschlichen Wohnung entfernt waren. Es war sehr romantisch, aber unangenehm. Mein Sinn für diese winternächtliche Romantik begann zu erkalten, als wir nun rechts die sanfte Halde hoch hinan stiegen und bis über die Knöchel im beschneiten Laube wateten.

Hoch auf der breiten Kuppe eines lang hingezogenen Berges, des höchsten in dieser einsamen Gebirgs- und Waldlandschaft an der französischen Grenze, erhob sich ein aus Balken gezimmerter Thurm schwindelnd in die Luft, — einer jener Telegraphenthürme Napoleons I., welche Paris mit Mainz in Verbindung setzten. Die Leitern standen noch, die in den Taubenschlag oben führten, wo einst der optische Telegraph spielte; aber Niemand von uns hatte Lust, sich hinauf zu wagen. Auch hier trafen wir keine Seele von unseren früheren Jagdgenossen. So viel wir ausschauten, sahen wir weder den Schimmer eines Fackellichts, noch hörten wir einen Laut, welcher auf die Nähe befreundeter Böhämmerschützen gedeutet hätte.

Das Schneegestöber hatte sich etwas verzogen, sogar der bestirnte Himmel sah jetzt klar auf uns herab, — nichts regte sich mehr im weiten Gewälde. Es war eine erhabene Stille. Standen wir doch hier inmitten jener schönen Forste der Mundat, welche einst der Abtei Weißenburg gehörten, wo Otfried, der Mönch vor tausend Jahren seine „Evangelienharmonie" im damaligen pfälzischen Dialecte verfaßte, wobei seine Zelle mit Holz aus diesen Wäldern geheizt, sein Tisch wahrscheinlich mit fetten Böhämmern besetzt war. Was half uns aber diese culturgeschichtliche Reminiscenz oben am hochbeinigen Telegraphen der hohen Derst.

Horch! Das Bellen eines Hundes klang jetzt wie aus einer Weltferne durch die Stille der Nacht an unser lauschendes Ohr. Schakob beschloß, es als eine Art Zuruf aufzunehmen und an der Westseite des Bergrückens hinunter zu rutschen. Dort unten waren Leute oder Häuser, wo wir uns nach den verlorenen Gefährten erkundigen und je nach Umständen in das gastliche Wirthshaus von Böllenborn zurückgelangen konnten. Und so rutschten wir unter manchen Seufzern hinunter in die Tiefe. Es wollte gar kein Ende nehmen, und der Weg war keineswegs eine Lustparthie. Unser Lastesel, Namens Moggl, stöhnte nicht selten kläglich, obgleich ihm sein Freund Hammichel durch häufiges Harzholzaufnehmen die Wucht des Korbes zu erleichtern bestrebt war. Endlich waren wir unten bei einem rieselnden Bach angelangt, der seine Gewässer südlich nach der Lauter an der Grenze trägt. Eine Zeitlang denselben hinan wandernd, stießen wir auf ein kleines Häuschen mit düster beleuchteten Fenstern. Schakob pochte an, bis sich innen an der Scheibe ein schwarzer Kopf zeigte, der erstaunt und furchtsam herausblickte. Schakob winkte, man solle aufmachen, was auch endlich geschah, worauf unser Anführer fragte:

„Sind wir hier im Reichsdörfchen?"

Das wurde bejaht; und Schakob fragte weiter, ob kein Wirthshaus oder sonst ein Haus da sei, wo man sich ein wenig aufhalten könne, — das wurde verneint. Die fernere Frage, ob keine Böhämmerschützen vorübergekommen oder gesehen worden seien, wurde dahin beantwortet, daß allerdings vor einer Viertelstunde solche vorn im Walde gegen die Waldhütte unter den vierzehn Buchen gezogen seien, da man das Licht in der Nacht von Weitem gesehen habe.

Alsbald beschloß Schakob, dahin nachzufolgen, ließ sich den Weg etwas beschreiben, und führte uns dann durch die Häusergruppe des winzigen Dörfchens an die jenseitige Thalseite einen gewundenen tiefeingeschnittenen Holzweg empor, wo wir oft knietief in Schnee sanken. Hammichel brummte bös über das

unnütze Umherlaufen; ihm schwebte die warme Wirthsstube von Böllenborn vor, seine Sehnsucht stand nach den saftigen Knackwürsten und gefüllten Schoppengläsern dorten, statt nach Fortsetzung der Strapazen. Dabei trieb uns ein eiskalter Nordost die Flocken auf den Rücken, da wieder ein heftiges Schneegestöber begonnen hatte.

Endlich jedoch kamen wir hinan auf den Platz des Bergjochs, wo ein Dutzend Waldwege sich in allen Richtungen kreuzten und die vierzehn Buchen ihre Wipfel hoch über eine niedere Hütte erhoben, die von Moos, Baumstämmen, Rinden und Rasen aufgerichtet war. Der Anblick mochte im Sommer den einsam schwärmenden Bergwanderer anheimeln, uns ermüdeten Böhämmerschützen bot diese überschneite Waldhütte einen ungastlichen Anblick; denn auch hier war keine Spur zu finden, daß seit Wochen ein Mensch vorüber gekommen sei, obgleich der nächste Weg in das Lauterthal und nach Schönau vorbeiführt. Offenbar hatte der Mann im Reichsdörfchen unser eigenes Fackellicht gesehen gehabt, und so waren wir uns selbst nachgelaufen.

Der Schneesturm hatte indeß einen Grad erreicht, daß wir rasch nach einander durch den niedern offenen Eingang unter das Dach der dunklen Rasenhütte schlüpften, um nur vor der erstarrenden Kälte geschützt zu sein. Da hockten wir nun drinnen und sahen einander bei dem rothen Fackellichte an, wehmüthig genug. Ein Häufchen Holz, das in einer Ecke lag, gab bald einem knisternden Feuer Nahrung. Hände und Füße daran wärmend, hingen wir trübseligen Gedanken nach. Wir hätten einem Salvator Rosa zu einem wirkungsvollen Bilde dienen können, denn wir sahen einer Räuberbande oder Schmugglern in ihrem Schlupfwinkel nicht unähnlich. Es war sehr malerisch, aber eben nicht besonders behaglich in der einsamen Waldhütte tief in den Forsten der Mundat an der Grenze Frankreichs, im alten Vogesus. Ich fing an zu bemerken, daß die Romantik auch ihre unangenehmen Seiten habe. Alle gaben sich mit mir wohl ähnlichen Betrachtungen hin, als wir so düster um das Feuer der Waldhütte saßen und der Schnee oft in heftigem Gestöber zu dem Eingangsloche hereinwehte.

„Böhämmer!“ brummte der Hammichel mit eigenthümlicher Betonung und mit einem Blicke des Einverständnisses nach mir. Er wollte mir bedeuten, ob ich mit dieser Art von Böhämmerjagd zufrieden sei und sprach immer wieder mit seltsamem Ausdrucke vor sich hin: „Böhämmer!“ Dabei wiederholte er das Wort bei jedem Anlaß so oft, bis der junge Forstmann auffuhr und ihm Ruhe gebot, während Schakob dem armen Moggl den Korb vom Rücken nahm und nach dessen Inhalt langte, der uns nun erquicken und trösten sollte.

Hammichel sah diesen Vorbereitungen scheinbar arglos und unbefangen, dennoch nicht ohne einige erwartungsvolle Aufregung zu. Jeder hatte sich ein Stück Brod geschnitten, auch der Moggl bekam seinen Theil und saß nun gierig schlingend, einem Halbmenschen ähnlich, im Lichte des Feuers. Jetzt hob Schakob mit einigem Selbstgenügen und einem behaglichen Seufzer den ersten Schlotterkrug heraus.

„Es ist das beste Gewächs aus meinem Keller!“ sagte er mit den Lippen schmatzend. „Das wird uns wohlthun! nach all den Strapazen.“

Dabei wog er den Krug in der Hand; vielleicht fand die geübte denselben etwas leicht. Schakob fuhr nun schnell nach dem Pfropf, um ihn herauszuziehen, während Hammichel arglos zuschaute. Der Stöpsel ließ sich erstaunlich leicht abheben.

„Himmelsapperment, der Krug ist ja leer!“ schrie jetzt Schakob mit der Ueberraschung des Schreckens, in höchster Verwunderung.

Er war ganz blaß geworden.

„Ah!“ rief der Hammichel gleich dem entsetzten Forstmann, der das Unbegreifliche nicht glauben wollte.

Zu diesem Letzteren wandte sich nun Schakob:

„Was ist denn das? hast Du etwa einen Schluck —“

„Ich? Keinen Tropfen!“ versicherte der Forstmann im Tone der Wahrheit.

Auch ich schüttelte den Kopf, als mich Schakobs Augen fragend trafen, und nun richtete er den Blick strenge nach dem Hammichel. Da kam er aber schön an. Der jammerte, daß er, der Unschuldige, immer Alles gethan haben solle; es sei nicht mehr zum Aushalten, und er werde seine Lebtage an diese Böhämmerjagd denken. Wahrscheinlich liege alle Schuld an Musje Schakob selbst, der vielleicht in Gedanken den Schlotterkrug verkehrt in den Korb gethan, so daß er ausgelaufen sei; vielleicht aber habe er auch aus Versehen einen rissigen genommen, wobei der Wein natürlich ausrinnen mußte.

Schakob war immer noch bleich, als er jetzt, mit einem Wuthblicke nach dem Hammichel, sagte:

„Der Krug rinnt nicht. Mach' keine Flausen! Aber wart' nur!“

Mit dieser Drohung griff er, von schwarzer Ahnung erfüllt, nach dem zweiten Schlotterkrug. Der lag mit fast abfallendem Pfropf an die harzigen Kienspäne gelehnt im Korbe. Auch er war leer, kein Tropfen mehr darinnen.

Schakob war jetzt ganz weiß geworden, als er aufstand und den Korb untersuchte, ob er noch naß vom ausgeronnenen Weine sei. Keine Spur von Weingeruch oder Feuchtigkeit. (Forts. folgt.)

Die Schreckenstage in Paris.

Ein der „Mainz. Ztg.“ überlassener Brief einer in Paris wohnenden Mainzerin gibt in kleinem Rahmen ein sehr lebendes Bild der Schrecknisse.

Paris, 28. Mai 1871.

Nach einer verhältnißmäßig ruhigen Nacht will ich versuchen, ob es mir möglich ist, meine Gedanken so weit zu sammeln, um Dir einen ausführlichen Bericht zu erstatten, nicht von dem, was geschehen, aber von dem, was ich erlebt. Nachdem ich des Nachts viel Geräusch auf der Straße gehört, erfuhr ich Montag Morgen die angenehme Nachricht, die Truppen seien

bis Passy herein. Unser Boulevard war belebt, aber sehr friedlich; man sah die Nationalgardisten einzeln oder in kleinen Haufen ziemlich entmuthigt daher kommen, man glaubte, die größte Schwierigkeit sei gehoben und dachte nicht daran, sich vor Gefahr zu schützen. So kam Mittag herbei. Nach dem Frühstück sah ich unten an einer Barrikade arbeiten, Estafetten und Offiziere der Commune sprengten hin und her und ehe man wußte, wie und woher sie gekommen, waren an drei verschiedenen Punkten Männer an den Barrikaden beschäftigt und zwar am Musee de Cluny, vor unserm Haus bis an die gegenüberliegende Ecke der rue Soufflot und etwa 100 Schritte weiter oben in derselben Straße. Bald arbeiteten Männer, Weiber, selbst Kinder mit großer Thätigkeit, doch hoffte man jeden Augenblick die Truppen einrücken zu sehen und fürchtete keinen gewaltigen Kampf. Zur Vorsicht, im Fall man das Haus besetzen würde, um aus den Fenstern zu schießen, räumte ich in aller Eile meinen Salon aus, thürmte die Möbel und alle guten zerbrechlichen Gegenstände der Wohnung übereinander und verschloß die Thüre. So kam der Abend herbei. In unsern Räumen war es nicht rathsam zu schlafen; ich trug mit den Mädchen die Kinderbetten in ein Zimmer des sechsten Stockes nach dem Hofe. Die Amme machte sich deßhalb ein Bett auf den Boden, wir irrten unstät wie die übrigen Bewohner im Hause umher. Gegen Mitternacht warf ich mich ganz angezogen auf mein Bett in einem Zimmer im 6. Stock. Das war ein beständiges Klopfen und Werfen mit den Pflastersteinen, die rohen, lauten Stimmen der Arbeiter schallten weithin. An verschiedenen Theilen der Stadt tönte Kanonendonner und außer der Nationalgarde sah man keine Seele auf der Straße. Alle Herren versteckten sich in die Häuser, sonst stellte man sie mit Gewalt an die Barrikaden. An Schlaf war nicht zu denken. Endlich kam der Morgen. Ich sah mit Schrecken, daß man zwei Kanonen auf die Barrikade aufgepflanzt hatte, und besann mich hin und her, wie ich meine Kinder in Sicherheit bringen könnte. Ich versuchte zu meiner Schwester zu schicken, ich wußte gar nicht, wie es dort zuging, aber man konnte nicht durch, die Straßen waren gesperrt.

Nach 6 Uhr lief ich selbst auf die Straße, ob meiner Schwiegermutter Wohnung mehr Schutz böte; als ich an die rue Gay Lussac gelangte, wo auch eine Barrikade errichtet wurde, da kam die Marketenderin der Nationalgarden, ein halb betrunkenes Weib auf mich zu: „Herbei zur Arbeit an die Barrikade!" Ich weigerte mich natürlich, da zog sie ihren Revolver und sprach: „Vorwärts, vorwärts!" mit drohender Geberde. Ich sah, daß ich gute Miene zum bösen Spiel machen mußte, wandte mich an einen verständig aussehenden Nationalgardisten, trug einige Pflastersteine herbei und machte mich auf und davon. Die Lust zum Ausgehen war mir vergangen, ich mußte mich entschließen, im Hause abzuwarten, was der Tag bringen würde. Er verging in Angst und Sorge ohne besonderes Ereigniß. Der Kanonendonner kam immer näher, man sah das Feuer an verschiedenen Punkten ausbrechen. Natürlich blieb man des Nachts wieder in den Kleidern.

Zwischen 3 und 4 Uhr ging ich in ein Zimmer des Vorderhauses. Diesen Anblick werde ich nie vergessen. Ich erblickte ein nahes Flammenmeer und ersah aus der Richtung, daß es die Tuilerien sein mußten. Entsetzt lief ich zurück und holte die andern Hausbewohner herbei. Alle waren starr vor Entsetzen. Es war kein Zweifel möglich, dies herrliche Gebäude stand in Flammen. Nun mußte man auf Alles gefaßt sein. Aengstlich ging man hin und wieder, die Nationalgarden drohten Jeden zu erschießen, der sich am Fenster zeige, man konnte nur heimlich hinausschauen.

Gegen 12 Uhr hatte ich ein unten zubereitetes Frühstück eben mit der Köchin hinaufgetragen, als unser Stubennachbar die Thüre aufriß mit den Worten: „Die Ecole des Mines steht in Flammen." Ein Einwohner des Hauses ist dort Professor, er sagte gleich: „Es liegen dort sehr viele explosible Gegenstände, wir sind in der größten Gefahr!" Sobald er dies gesagt, packten wir unsere Kinder auf und liefen die 8 Treppen hinab in den untersten Keller. Wir waren etwa 5 bis 7 Minuten da, als ein furchtbarer Krach und eine Erschütterung mich glauben ließen, es sei alles am Ende; einen Augenblick nachher war ich ganz erstaunt, uns noch alle auf den Beinen zu sehen. Mein kleiner Junge war sehr erschreckt, beruhigte sich aber bald wieder. Alle Hausbewohner kamen in größtem Entsetzen die Treppen herabgestürmt, einige waren durch Glassplitter leicht verwundet. Was wir für die école des mines genommen, waren die dahinterliegenden Baracken des Luxembourg; die Elenden hatten sie in Brand gesteckt und natürlich flog das naheliegende Pulvermagazin in die Luft.

Eine Stunde später hörte man Kanonendonner und Flintengeknatter vor dem Hause. Die Insurgenten besetzten die Fenster des ersten Stockes und wären weiter gegangen, wenn sich unser Hausherr sowie der Concierge nicht sehr geschickt benommen hätten; sie machten den Hallunken klar, daß das Haus keinen weiteren Ausgang habe und daß sie verloren wären, wenn die Truppen herein kämen. Darauf zogen sie sich zurück. Nach einer Stunde hieß es, die erste Barrikade sei genommen, man athmete ein bischen auf. Nun besetzten die Soldaten die Fenster der oberen Stockwerke, um von da auf die Insurgenten zu schießen. Einer nach dem anderen wagte sich an's Tageslicht, um zu hören, was vorgehe. Die Loge des Concierge war die Grenze unserer Vorposten. Von diesem Schießen, von diesem Geknatter, von diesem Kugelregen hat man gar keinen Begriff. Anfangs war ich ganz betäubt, man glaubte, das Haus würde einem über dem Kopf zusammenstürzen; ich gewöhnte mich daran.

Die Soldaten waren alle sehr muthig und guter Dinge, es war ein schwüler heißer Tag und die armen Menschen waren oft erschöpft, ich holte Wein in Menge herbei, mischte ihn in Eimern mit Wasser und mit Hilfe der Concierge schenkte ich beständig ein; über

200 habe ich wohl so bedient — (ich hatte gerade neuen Wein bekommen) und es war eine Freude, zu sehen, wie artig und dankbar die Leute waren. Wie oft hörte ich „à votre santé!" Dazwischen lief ich in den Keller und sah nach den Kindern. Gegen 7 Uhr war die zweite Barrikade erstürmt, nun kamen auch die Kinder aus dem Keller bis zur Concierge. Gegen 8 Uhr wehte die dreifarbige Fahne auf dem Pantheon, und nun glaubte man, die Gefahr sei vorüber; denn was uns am meisten bedrohte, war, daß man fürchtete, das Pantheon, worin viel Pulver, würde in Brand gesteckt; daß es nicht geschehen, ist ein wahres Wunder. Hätte der Kampf eine halbe Stunde länger gedauert, es wäre geschehen. Ich schaudere, wenn ich daran denke. Die Offiziere stiegen in die Souterrains hinab und entdeckten Leitungen und Vorbereitungen, um Alles in die Luft zu sprengen. Was diese elende Räuberhorde angekündigt und was man für unmöglich gehalten, wollte sie wirklich ausführen. Nach 8 Uhr sagte man mir, ich könnte in das Hinterhaus gehen, wo man mir Zimmer im fünften Stock eingeräumt und könnte meine müden Kinderchen zu Bette bringen.

Kaum war ich oben und beschäftigt, die Kleinen ein Bischen zu ordnen (mein Mann war noch auf der Straße), als ein furchtbarer Knall ertönte, ich sah etwas wie Blitz und Rauchwolke. Eine Bombe war in den neben anstoßenden Hof gefallen. Mein Kind schrie und zitterte jämmerlich, die Amme war außer sich und ich selbst brach fast zusammen. Ich packte die Kinder auf und stürzte abermals die Treppen hinab. Wir waren mit dem Schrecken davon gekommen. Die Insurgenten schleuderten die Bomben von dem Fort de Bicetre, das noch in ihrer Gewalt war. Bis Mitternacht wagte man sich nicht mehr hinauf, ich legte die Kinder auf das Bett der Concierge. Mit meinem Manne ging ich einen Augenblick auf die Straße. Alles voll von Soldaten, die da bivouakirten, dazwischen die Leichen der gebliebenen Insurgenten, weiter unten auf dem Boulevard schlug man sich noch, dies Alles von dem Widerschein der Flammen beleuchtet, denn den Hintergrund dieses grausigen Schauspiels bildete der in Flammen stehende Palais de justice.

Die Sainte Chapelle mit ihrer vergoldeten Thurmspitze war erleuchtet, daß man glauben sollte, sie stehe selbst in Flammen. Es war ein großartig schauerlicher Anblick.

Sonntag Morgen, 29. Mai.

Gestern wurde ich gestört und fahre heute Morgen weiter. Nach Mitternacht wagte man sich in die Zimmer, an Ruhe war nicht zu denken, doch schliefen die Kinder und die Amme. Donnerstag früh um 6 Uhr versprach ich einer armen Frau der Nachbarschaft eine gute Belohnung und schickte sie zu meiner Schwester. Du kannst Dir denken, daß ich aufathmete, als ich Nachricht von ihr hatte; dreimal 24 Stunden waren wir getrennt!

Am Tage konnte man auf dieser Strecke ungehindert circuliren, die Herren gingen alsbald hinüber und herüber und des Nachmittags suchte ich meine Schwester auf. Welch' ein Wiedersehen! — Mein Mann war gefaßt und ruhig; das half mir gar sehr, den Kopf oben halten. Donnerstag und Freitag sah man noch überall die gräßlichen Brände, die Kanonen donnerten und in den Straßen sah es wüst aus. Gräßlich ist auch für uns, daß fast beständig Gefangene in den Luxembourg geführt und dort erschossen werden. Der Garten ist von Soldaten besetzt und dem Publikum geschlossen.

Wie es in meiner Wohnung aussah, läßt sich nicht beschreiben; eine einzige Scheibe war ganz geblieben, alles übrige Glas lag zersplittert auf Boden und Möbel, die Beschläge von Thür und Fenster abgerissen, an zwei Stellen ist der Plafond meines Salons beschädigt, ein Buch in der Bibliothek meines Mannes ist von einer Kugel durchlöchert, Stücke von Persiennes und dem Balcon abgerissen, überall Spuren der Verwüstung, dabei ein furchtbarer Staub und Pulverdunst, bis gestern, da es zu regnen anfing.

Wir können von Glück sagen, daß wir so davon gekommen sind. Freitag Morgen platzte noch eine Bombe neben uns und wir liefen nochmals in den Keller. Die Kanonen donnern noch immer, Belleville und der Père Lachaise kämpfen noch.

Miscellen.

Der Victoria National-Invalidenstiftung ist mit dem Betrage von $1^{1}/_{4}$ Thlr. als Beitrag für die Invaliden des Krieges gegen Frankreich das nachfolgende Schreiben von einem armen Locomotivheizer zugegangen. Die Gesinnung, die aus den Versen spricht, verdient es, daß sie in weiteren Kreisen bekannt werde. Der Brief lautet:

Ein Geschenk Napoleon's.

Man rief mich kürzlich, denkt Euch mein Erstaunen,
Für mich ein Trinkgeld da, — von einem Mann,
Der sicher prüfen wollt der Deutschen Launen,
Drum bot er mir auch das Geschenk wohl an.

Ich hör' zwar auch zu jenen armen Teufeln,
Die leider selbst nicht viel entbehren können.
Ich schein' bestimmt, nur Kohlen einzuschäufeln,
Die leider ach zu schnell nur all' verbrennen.

Per Dampfkraft brachten wir den großen Prahler,
Den Kaiser der Franzosen nach dem Rhein.
An Trinkgeld trug's für mich fünf Viertel Thaler
Bei seiner Rückfahrt netto für mich ein.

Das Geld ist rar, jedoch von Bonapart'
Da nehm' ich nie und nimmermehr Geschenke,
Verfolgt das Schicksal mich auch noch so hart,
Ich wählt' statt Bier das Wasser zum Getränke.

Ich nahm es zwar, doch sei es Euch beschieden,
Denn Euch allein kommt es von Rechten zu,
Euch Streitern sei's, die Ihr nun Invaliden,
Doch mich, mich lasse Bonapart' in Ruh'.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 69. Speyer, Samstag, den 10. Juni 1871.

Pfälzische Sagen.

II.

Der Trunk aus dem Stiefel.

(Rheingrafenstein.)

Von **H. Pfarrius.**

Da droben saßen sie allzumal
Und zechten im alten Rittersaal;
Die Fackeln glänzten herab vom Stein
Und schimmerten weit in die Nacht hinein.

Es sprach der Rheingraf: „Ein Kurier
Ließ jüngst mir diesen Stiefel hier;
Wer ihn mit einem Zug wird leeren,
Dem soll Dorf Hüffelsheim gehören."

Und lachend goß er mit eigner Hand
Voll Wein den Stiefel bis an den Rand.
Und hob ihn mitten wohl in den Kreis
„Wohlan, ihr Herren, ihr kennt den Preis!"

Johann von Sponheim hielt sich in Ruh
Und wünschte den Nachbarn Glück dazu,
Und dieser, Meinhart war's von Dhaun,
Zog scheu zusammen die dunkeln Brau'n.

Verlegen den Bart sich Flörsheim strich,
Und Kunz von Stromberg schüttelte sich,
Und selbst der muthige Burgkaplan
Sah den Koloß mit Schrecken an.

Doch Boos von Waldeck rief von fern:
„Mir her das Schlückchen! zum Wohl ihr Herrn!"
Und schwenkte den Stiefel und trank ihn leer
Und warf sich zurück in den Sessel schwer,

Und sprach: „Herr Rheingraf, ließ der Kurier
Nicht auch seinen zweiten Stiefel hier?
Wasmaßen in einer zweiten Wette
Auch Roxheim gern verdient mir hätte."

Deß lachten sie alle und priesen den Boos
Und schätzten ihn glücklich als bodenlos;
Doch Hüffelsheim mit Maus und Mann
Gehörte dem Ritter Boos fortan.

---

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Schakob richtete sich jetzt hoch auf, mit fürchterlichem Ernste. Dann hub er, den Verdächtigen ins Auge fassend, feierlich an:

„Hammichel, Du hast den Wein gesoffen!"

„Was? Ich?" schrie der jetzt heulend auf. „Hab' ich's denn nicht gesagt, daß ich wieder die Schuld kriege! O, ich hab's ja gesagt! Warum bin ich auch mit, warum! Kann sich denn Musje Schakob nicht schon daheim in den Schlotterkrügen vergriffen und leere in die Kötze gethan haben, während die gefüllten noch daheim auf dem Tische stehen? Was? Kann's etwa nicht sein? wir werden ja sehen, wenn wir heimkommen!"

„Ein Donnerkeil soll Dir in die Gurgel fahren, Du Hallunke!" rief jetzt der wutherfüllte Schakob, indem er die dritte Flasche herausriß, als wolle er sie dem Hammichel an den Kopf werfen. Es wäre vielleicht auch geschehen, wenn das Gluckſen im Kruge nicht angedeutet hätte, daß noch Wein darinnen. Die Flasche war in der That noch zur Hälfte voll, — wahrscheinlich, weil der Hammichel beim letzten Harzholzaufnehmen unterbrochen worden war.

Daß keine leeren Krüge in den Korb gekommen, war somit erwiesen; um jedoch auch die Schuld Hammichels feststellen zu können, wandte sich jetzt Schakob an den Moggl mit der Frage, ob er den Hammichel habe trinken lassen. Nach einiger Zeit brachte dieser mit Mühe und entsetzlichem Zähnefletschen hervor:

„Nä — Musje — Schabock!"

„Schakob heiß ich — Moggl. — Hast Du die Flaschen ausgetrunken?"

„Nä — Musje — Schabock!"

„War der Hammichel an Deinem Korbe? Oefter als einmal?"

Der Cretin nickte bejahend. Auf die Frage, was er da gethan, sagte Moggl:

„Harz — holz — auflegen, Musje Schabock!"

„Hast Du nicht gemerkt, daß er die Schlotterkrüge austrank?"

„Nä — Musje — Schabock!"

Schakob drehte sich verzweifelnd auf einem Fuß herum, indem er sich ungeduldig am Kopfe griff. Der Forstmann aber sprach jetzt:

„Du hast Dir aber auch zu Jagdgehilfen die zwei größten Viehkerle in ganz Bergzabern ausgesucht."

„Na, jetzt fängt der auch noch mit Vorwürfen an!" rief der arme Schakob außer sich.

Er konnte einem dauern. Eine Zeit lang lief er

wild um das Feuer der Hütte her, dann sah er den halbvollen Krug halb trauernd, halb mit Widerwillen an und sagte:

„Soll man aus der Flasche da trinken, wo der Lump da —"

„Nein, das kann man den Herren nicht zumuthen", meinte Hammichel, nach der halbgefüllten Flasche langend.

Aber Schakob warf ihm einen wüthenden Blick zu und gab den Krug dem Moggl, der ihn mit beiden Händen umkrallte. Dann sah Schakob düster, trostlos, zornmüthig in den tiefen Bauch des Korbs, griff dabei in hoffnungsloser Verzweiflung nach der vierten Flasche und siehe — dieser letzte Schlotterkrug war noch voll, unberührt. Mit geballter Faust dem Hammichel drohend, sagte er noch: „Das ist Dein Glück!" dann perlte der Wein in den mitgebrachten Becher und floß labend durch unsere Kehlen, wobei wir nur bedauern konnten, daß so trefflicher Trunk auf so schnöde Weise vergeudet worden. Hammichel sah mit der tückischen Miene eines Fuchses zu; ich zweifle nicht, daß er seinem Freunde Moggl noch den größeren Theil jenes Weinrestes in der Folge abzulocken wußte.

Wir konnten in der offenen Waldhütte nicht die Nacht zubringen. Trieb doch der Schnee in großen Wehen herein, und der erstickende Rauch in der Hütte lud ebensowenig zum Bleiben ein. Nach dem Reichsdörfchen zurück konnten wir jedoch nicht; der Nordost trieb uns, als wir wieder vor die Hütte traten, von dieser Seite eisstarren Schnee ins Gesicht. Aber fort mußten wir; und wir schlugen uns seitwärts in den Wald, um auf Umwegen oder gutes Glück hin Böllenborn oder Birkenhördt hinter Bergzabern zu erreichen. Die Waldstrecke, in die wir kamen, war meinen Genossen nicht mehr so vertraut, wie jene um das Guttenberger Schloß. Wir irrten lange auf unbekannten Pfaden einher, zu einigem Troste wenigstens durch den Wald vor dem eiskalten Schneesturm geschützt, und Schakob immer in der geheimen Hoffnung, vielleicht noch einen Lagerplatz der Böhämmer zu entdecken. Bis jetzt hatten wir noch keine Feder gewonnen. Daß wir so heimkehren sollten, nein! daß wäre eine zu große Blamage gewesen.

Endlich hatten wir uns im Walde so verrannt, daß sich keiner mehr auskannte und nicht einmal die Himmelsgegend mehr bestimmt werden konnte. Der junge Forstmann sah her und hin, Schakob starrte verzweiflungsvoll auf den beschneiten Boden. Hammichel sagte wieder in jenem eigenthümlich bedenklichen Tone: „Böhämmer, Herr Lieutenant. Es ist recht lustig, mit den Herren da auf die Böhämmerjagd zu gehen. Nicht wahr?"

„Ich glaube", fing der Forstmann nach geraumer Zeit an, „ich glaube, wir sind im Wald gegen die Lauterschwan hin, — man heißt's hier am Eselseck."

„Na, da sind wir am rechten Ort, wo wir hingehören", bemerkte der Hammichel zu meiner geheimen Befriedigung, denn ich hatte das unnütze, vergebliche Herumstreunen über Thal und Berg ebenfalls herzlich satt. „Eine recht angenehme, eine recht unterhaltende Jagd, die auf die Böhämmer", fuhr der Hammichel in seinen unliebsam vermerkten Glossen fort. „Wenn Sie nach Landau zurückkommen, Herr Lieutenant, können Sie Ihren guten Freunden erzählen, wie man die Böhämmer jagt."

Schakob wurde gelb und grün dabei und wünschte den Hammichel einmal über's andere zum Henker. Unsere Rathlosigkeit hatte indeß ihren höchsten Grad erreicht, da wir nicht mehr wußten, wohin wir uns wenden sollten, als uns auf ganz unvermuthete Weise ein Ausweg gezeigt wurde.

Während wir nämlich rathlos umherstanden, fing der Moggl an, schreckliche Grimmassen zu schneiden, als ob er uns zum Schweigen auffordern wolle. Dann deutete er mit lebhaft aufgehobener Hand in die Baumwipfel zur Seite. Schakob schaute dahin, das Fackellicht fiel gerade auf sein Gesicht; ein Zucken lebhaftester freudigster Ueberraschung war jetzt auf demselben sichtbar. Auch wir andern blickten empor, und mir war es in der That, als säßen auf den Aesten dichte Reihen schlummernder Vögel, die uns ihre Schwänze zukehrten.

Mit Hand und Kopf winkte Schakob, um dem Hammichel mit der Fackel die geeignete Stelle anzuweisen, von wo die Beleuchtung des nächsten Baumes am besten stattfinden konnte. Mit eigener zärtlicher Hand drückte er den maliciösen Fackelträger einen Schritt vorwärts. Und jetzt — Spannung auf allen Mienen — das Blasrohr an den Mund, um alle Leiden der Nacht an den Böhämmern zu rächen. Ein fürchterliches Blutbad, wie es noch nie erhört worden, sollte unter ihnen beginnen. Es war ein verhängnißvoller Moment.

Plötzlich ein Rascheln neben uns, wo der Hammichel gestanden, — und die dickste Finsterniß umhüllte uns, als wären wir mit Blindheit geschlagen. Das Fackellicht war wie ausgeblasen, der Hammichel völlig verschwunden. Wir Andern starrten entsetzt vor uns hin. Der Hammichel war weg, als hätt' ihn wirklich der Teufel hinweggenommen und dieser Schakobs wiederholten Einladungen in demselben Moment entsprochen, in welchem dem fanatischen Böhämmerschützen der schlimmste Dienst damit geschah. Was Schakob empfand, wie es uns Andern zu Muthe war, als im Augenblicke der Erfüllung sehnlichst erstrebter Jagdfreuden das tückische Schicksal uns mit Nacht und Finsterniß bedeckte, so, daß an den Gebrauch des Blasrohrs nicht zu denken war: das sei mit ewigem Schweigen verhüllt. Eine Zeit lang unheimliche Stille. Endlich ward diese durch eine klägliche Stimme aus der Tiefe unterbrochen:

„O Himmel! Musje Schakob! Musje Schakob!"

Wir standen und hörten. Endlich fragte der Forstmann in die Nacht hinein:

„Bist Du's, Hammichel? Bist Du in eine Erzgrube gefallen?"

„Musje Schakob! Ah! Ah!" klang es von unten. „Was weiß ich, wo ich bin, — in der Hölle nicht, denn da liegt kein Schnee."

„Wo hast Du denn die Pfanne?“ erkundigte sich jetzt auch Schakob mit Besorgniß.

„Was weiß ich!“ rief der von unten ungeduldig, daß man sich nach diesem Geschirr erkundige, während ein theures Menschenleben auf dem Spiele stand. „Ihr habt mich in's Unglück gestürzt, — kommt jetzt und helft und kümmert euch nicht um das alte Eisen.“

Unsere Augen hatten sich auch endlich so weit an die Dunkelheit gewöhnt, daß wir unsere nächste Umgebung wieder zu unterscheiden vermochten. Wir standen offenbar am Rande eines schroffen Felsenabsturzes, der durch Unterholz und Schneelager verdeckt war. Hammichel hatte den Abend über, wie wir wissen, seine Pfanne überflüssig mit Harzholz aus dem Korbe des Moggl beschwert, — kein Wunder, daß er das Gleichgewicht verlor und den ungeahnten Abgrund hinunter stürzte. So sehr er auch sein Unglück verdient haben mochte, war doch Schakob der erste, welcher zu Hülfe kam, indem er uns voran den Fels vorsichtig umging. Als wir unten ankamen, stand der Hammichel jedoch schon wieder aufrecht und rieb sich den Theil des Körpers, der bei solchen unfreiwilligen Fahrten in die Tiefe am meisten zu leiden pflegt. Sonst fehlte, einige Risse ausgenommen, dem Gestürzten nichts, da ihn eine hohe Schneewehe unten noch ziemlich sanft gebettet hatte. So fragte denn Schakob alsbald nach der Leuchtpfanne, was den Gestürzten fuchsteufelswild machte, indem er meinte, sie möge in den Aesten hängen, er habe sie nicht hingehängt, wolle sie auch nicht herunterholen, das möge Musje Schakob nur selbst probiren. Auch hatte er gute Lust, dem armen Schakob alle Schuld an seinem Sturz aufzubürden. Dieser gab denn auch die Hoffnung, wieder zu der Pfanne zu gelangen, gänzlich auf, als er beim Nachsuchen im Schnee nur einige erloschene Kienspäne entdeckte. Die Lichtspenderin mochte wirklich in irgend einem Aste an der Felsenwand hängen, ohne sie standen sich Böhämmer und deren Nachsteller gleich ohnmächtig gegenüber.

Mit der Jagd war's aus, das sah selbst Schakob ein. Wehmüthig sah er nochmals empor in die Baumkronen über uns, dann mahnte er seufzend zum Aufbruch nach irgend einem Ort, wo wir für heute über unsern unglücklichen Feldzug nachdenken konnten.

Für's Erste war denn auch angezeigt, vorsichtig tappend die Thalsohle zu erreichen. Mit blutendem Herzen schlichen wir uns, wehrlos und beschämt, unter dem schwankenden Wiegen der Böhämmer hinweg, die, leise zwitschernd, vielleicht von der Gefahr träumten, der sie entronnen waren.

Als wir endlich unten einen lebhaft rauschenden und murmelnden Bach erreichten, über welchen die beschneiten Bäume hingen, hatte sich Hammichel schon wieder so weit erholt, daß er, dem ermüdeten Moggl in den Korb blickend, zu fragen sich veranlaßt sah, ob die „Köitze“ wohl auch hinreiche, um all die Böhämmer heimzubringen, was den Schakob unmenschlich ärgerte.

Ungewiß, wohin uns der Weg den Bach hinan führen werde, schleppten wir uns mit müden Beinen weiter durch den fallenden Schnee unter den Bäumen hin. Wir hatten keine Ursache, siegesstolz auf unsern Feldzug zurück zu blicken, — wir hatten eine kostbare Trophäe, deren Verlust unsere Zuversicht zerstörte, zurückgelassen in den Wäldern hinter uns. Herzlich sehnten wir uns nach einem Obdache. Wo und wie mochten wir es finden?

Unsere mit so kühnen Hoffnungen begonnene Jagd war zu Ende. Nicht auch das letzte Abenteuer jener Nacht, das mir in unerwarteter Weise aufblühte und verhängnißvoll in mein Leben eingreifen sollte. Alle Erlebnisse jener Adventnacht, welche in ihren Nachempfindungen über das Glück und Leid meiner Zukunft entschied, sind mir für immer lebhaft im Gedächtniß geblieben und erscheinen für mich in einer Bedeutung, die sie für Andere nicht haben können. Mich drängte es jedoch, sie in den Kranz meiner Erinnerungen zu fügen, den ich trotz seiner theilweise grellen Farben neben die andern hänge, welche ihrem Andenken gewidmet sind, die ich geliebt und als einsamer Pilger auf Erden lieben werde, bis mich das Grab mit ihr vereint. (Forts. folgt.)

Die letzten Tage der Pariser Commune.

Unter diesem Titel enthält die Köln. Ztg. Schilderungen der Schreckenstage, welche Paris nach fast zweimonatlicher Belagerung durch die Truppen der rechtmäßigen Regierung in der Woche vor Pfingsten durchlebt hat. Wir entnehmen denselben Nachstehendes.

Paris, 25. Mai.

Unter Kanonendonner und Mitrailleusengeknatter unternahm ich etwa um 9 Uhr meine Promenade. Aufs Gerathewohl richtete ich meine Schritte dieses Mal zum Boulevard und in die Rue Montmartre. Einmal in dieser war ich mehr geschützt. Die Häuser der Straße hatten arg gelitten. Unten lag Infanterie bivouakirend, Kugeln schlugen immer zur Rechten in die Häuser und auf das Pflaster. Schutt und Barrikadenüberreste überall. Im Louvre-Hotel war Wache. Die Läden der Arcaden hatten zum Theil von den Kugeln und Bomben arg gelitten. Ein Geschoß war in den Laden eines der Bijoutiers hineingeflogen und hatte die darin befindlichen Siebensachen auf die Straße geschleudert. Man spazirte hier über die verschiedenen Fetische der lieben Frauenwelt, über zertretene Brochen, Ringe, Ohrgehänge, meist von zweifelhaftem Werth natürlich, als ob's Bohnenstroh wäre; Pferdedünger und Stroh, sowie Matratzen, zum Theil verbrannt, waren die Unterlage und hatten wahrscheinlich den Soldaten zum Nachtlager gedient. Die Straße war öde, die Louvre-Caserne schrecklich zerschossen. Im Vordergrunde stiegen die dicken Rauchsäulen von den Tuilerien auf. Da ich vorsichtig sein wollte, um nicht an die Pumpe oder Eimerkette zu kommen, so näherte ich mich auf einem Umwege dem Palais Royal, schlich mich jenseits der Barrikade an den Tuilerien vorüber — gegenüber dem Platze. Das Palais Royal hat nur im Fond und zur Rechten vom Feuer ge-

litten, der linke Flügel steht noch. Ich ging durch die Rue Richelieu bis zum Theatre Français, dort war wieder eine vorzügliche Barrikade, sogar mit einem Laufgraben und einem mit Wasser gefüllten Vorgraben. Dort, wo der Eingang in die Rue Montpensier ist, lagen Haufen Cadaver. Ein vereinzelter Posten ging auf und ab, hinter der Barrikade in der Rue de Rivoli campirten vielleicht einige Compagnien. Die Sonne schien hier auf den Sand und die Cadaver — es war ein Offizier, ein Oberst, zwei Civilisten, gut gekleidet, zwei Frauen und zwölf Nationalgarden, welche ich gleich zählte, — machten ihre Anwesenheit schon in der Luft bemerkbar. Ich fragte den Posten, wann sie die Barrikade genommen. Er erwiderte: Gestern Morgen elf Uhr. Ich fragte weiter, ob sie denn die Leichen nicht bei Seite räumen wollten, er aber versicherte, daß sie heute Morgen von Versailles aus Bons bekommen hätten, gegen die sie sich Wein und Lebensmittel ausfolgen lassen könnten; da aber die Häuser im Quartier geschlossen und sie nicht wüßten, in welchen Häusern etwas zu finden sei, so interessire sie die Lebensfrage mehr. Seit zwei Tagen hatten er und seine Kameraden kaum mehr als das nöthige Brod gefunden. Da ich rechts den Weg nicht weiter verfolgen mochte, so begab ich mich von hier aus auf den Carousselplatz, um die Tuilerien von dort aus zu sehen: alle Dachgiebel waren in der Front eingestürzt. Die Pavillons de Marsan et de Flore stehen als Ruinen da, die übrigen haben weniger gelitten. Vom Pont de Caroussel aus sieht man die Flammen und den Rauch auf dem linken Seineufer vom Hotel Legion d'Honneur, Cour de Comptes und Conseil d'Etat. Nachdem ich die Brücke überschritten, stieß ich auf Artillerie und Infanterie, welche vorrückte, und schloß mich derselben bis zur nächsten Brücke an, ging beim Palais de l'Institut wieder zum Louvre hinüber, das nur theilweise gelitten hat. Diesseits des Quai war Artillerie und Cavalerie, die Häuser zur Linken hatten furchtbar gelitten, zur Rechten grinsten die theilweisen Ruinen des Justiz-Palastes herüber. Am Pont Neuf war eine enorme Barrikade, das Reiterstandbild Heinrichs IV. stand noch an seinem Platze. Das prächtige Magazin Belle Jardiniere hatte gelitten, das Chatelet und das lyrische Theater waren Ruinen. Beim Justizpalast war wiederum eine sehr hohe Barrikade am Brückenkopf errichtet. Oben stand ein Pompier. Ich kletterte hinauf, um einen bessern Ueberblick zu haben. Die hinter der Barrikade bivouakirenden Pompiers waren aus der Gegend von Chartres. Hinter uns auf dem Boulevard St. Michel war viel Militär, auch einige Bürger. Auf der Insel St. Louis wurde heftig gekämpft, man hörte das beständige Pfeifen der Kugeln, die Bomben, vom Quai Celestine und weiter wohl noch herkommend, schlugen mit gewaltigem Getöse in die Ruinen des Chatelet-Theaters.

Dicke Rauchsäulen stiegen plötzlich vom Hotel de Ville auf. Eine furchtbare Explosion erschütterte die Luft. Kohlschwarze Rauchwolken stiegen aufwärts, es war entweder das Innere des Stadthauses oder die Caserne Napoleon, welche in die Luft flog. Untermischt waren die Rauchwolken mit Tausenden der Explosions-Fragmente, von denen mehrere auf einen eben passirenden kleinen Dampfer der Seine, so wie bis auf die Brücke geschleudert wurden. „Was ist das!" rief der erschreckte Steuermann. „Das Hotel de Ville ist in die Luft gesprungen!" rief ich ihm noch zu. Der Ingenieur und zwei Arbeiter, welche außer ihm an Bord waren, sahen nach, welchen Schaden ihr Fahrzeug erlitten habe, und jubelten schon, daß es gut abgekommen wäre, als, o Himmel! ihr Schicksal es anders bestimmte, denn kaum den Pont Royal passirt, schmetterte eine Bombe in das kleine Eisenfahrzeug hinein, daß Kohlen, Feuer und Menschen hoch in die Luft geschleudert wurden und in eben der Zeit, als ich diese Zeile notire, im Wasserbett der Seine verschwanden, auch das Boot versank in wenigen Augenblicken danach. Die Pompiers neben mir auf der Barrikade machten ein Kreuz und verließen dann den Platz. Drei schreiende Frauen kamen aus dem Justizpalaste auf die Barrikade zu. Sie hatten laisser passers und wollten die Brücke überschreiten, schienen aber völlig den Kopf verloren zu haben. Eine Mutter und Tochter behaupteten, den Vater, eine Frau, ihren Mann zu suchen, die angeblich von den Insurgenten sollten inhaftirt gewesen sein, der eine als vormaliger Sergeant de Ville, der andere als Concierge eines Hauses, in dem eine Waffenniederlage sich befand, die er der Commune habe verheimlichen wollen. In der rauchenden Polizei-Präfectur hatte man ihnen mitgetheilt, daß alle vorgefundenen Gefangenen gestern Nachmittag 4 Uhr schon entlassen worden seien; hiernach hätten die Betreffenden zu Hause angelangt sein müssen. Die Befürchtung lag jetzt nahe, daß die Insurgenten sie entweder mitgenommen oder gar getödtet hätten. Wer konnte den Leuten helfen? Die Pompiers wiesen die jammernden Frauen über die Brücke, wo der Infanterie-General sein sollte.

(Schluß folgt.)

Logogryph.

Quelle bin ich holder Lieder,
Reicher Schätze hin und wieder,
Doch sind diese oft zerronnen,
Mir zu lieb, rasch, wie gewonnen.

Nimm den Fuß mir: deutschem Lande
Deckt' die Grenze ich am Strande
Seines Rheins; doch heut beglückt,
Fühl ich jener mich entrückt.

Auflösung der Charade in Nr. 67.

Hellebarde.

Berichtigung.

In dem Gedichte „Am Kloster" (S. Palatina Nr. 67) möge man in der viertletzten Zeile anstatt versöhnen „versüßen" lesen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 70. Speyer, Dienstag, den 13. Juni 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Siebentes Capitel.

Tischreden.

Noch wanderten wir unglücklichen Böhämmerschützen im fallenden Schnee jener Adventnacht in der Waldschlucht fort, ungewiß in welcher Richtung, den murmelnden Bach zur Seite, wir selbst in trostloser Schweigsamkeit. Denn wenn wir auch eines der armen Gebirgsdörfer erreichten, war noch nicht die Gewißheit eines stärkenden Nachtlagers gegeben. Und nun waren wir schon seit vier bis fünf Stunden unterwegs, bei schrecklichen Wegen über Berg und Thal, im tiefen Schnee, erstarrt, zum Tode ermüdet, und das Alles noch vergeblich, da wir nicht einmal dazu gekommen waren, eine der tausend Lehmkugeln zu verschießen, die wir mitgeschleppt hatten. Noch war uns, außer jenem im Reichsdörfchen, kein menschliches Antlitz in der wüsten Schneenacht begegnet. War es doch möglich, daß wir uns immer mehr in jenen schluchtenreichen Grenzforsten verirrten, die in solcher Nacht selbst von den Schmugglerbanden gemieden sind. Einer verscheuchten, abgehetzten Schmugglerbande sahen auch wir ähnlich, da wir kleinmüthig auf ungebahnten Wegen unter den Bäumen hinschlichen — nicht einmal mehr mit dem Troste des Fackellichts.

Endlich, als wir schon fürchteten, uns immer mehr in den Grenzwäldern verstrickt zu haben, erweiterte sich mit einem Male die Schlucht, rechts hin zu einem verlängerten Thal, links zu einem breiten Grunde, Alles tief verschneit. Der Schnee sah uns nicht mehr mit dem rosigen Anflug des Fackellichts an, sondern mit bleichem, leichenähnlichen, fast bläulichem Schimmer. Wir hielten, um zu berathen, wohin wir uns wenden sollten. Nach einigem Bedenken hob dann unser Forstmann an:

„Mir ist's, als seien wir im Lauterschwaner Thälchen, bei den Bleigruben an der Porzbach. Da kann Erlenbach nicht weit sein und muß hier links drüben liegen, wenn ich nicht irre. Aber dann müßten wir das Bärbelsteiner Schloß und auf der Höhe daneben den Thurm Kleinfrankreich sehen. Der Schnee fällt so dick herab — gehen wir noch einige hundert Schritte in dieser Richtung. Aber gebt Acht, daß wir nicht in die Weiher gerathen!"

Wir gingen also links in den verschneiten Grund, bis hinter dem fallenden Schneeschleier ein öder Thurm aus schwarzem Tannenwald aufstieg und dann auf freistehender Höhe sich die hochemporstarrenden Umrisse von zerfallenem Gemäuer und aufstrebendem Fels zeigten.

„Der Bärbelstein!" rief der Forstmann aufseufzend aus. „Jetzt kenn' ich mich aus, nur frisch vorwärts auf dem Wege."

Ich war der Vorderste und griff mit jugendlicher Kraft mächtig aus, während Schakob und der Forstmann den armen erschöpften Moggl mühsam vorwärts schoben. Hammichel wankte fluchend hinten nach. So war ich weit genug vorangekommen, um meine Genossen, rückwärts blickend, kaum mehr wahrzunehmen. Der in das verschneite Bergfeld eingeschnittene Weg führte um den Bärbelstein, gerad' aus. Schon glänzte mir ein Licht trübe und doch so freundlich entgegen, — dann noch eines, und wieder eines. Die Lichter bewegten sich nicht: kein Zweifel — das Dorf lag vor mir. Der Ruf einer Kuh im Stalle, das Bellen eines Spitzes, der melancholisch in die Schneenacht hereinzitternde Gesang einer Spinnstube waren mir deß willkommene Zeugen. Eigenthümlich berührt von der wehmüthigen Melodie eines früher vielgesungenen Liedes: „Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten", stand ich jetzt bei den ersten Häuschen, zwischen zerrissenen Zäunen und ärmlichen Höfen. Während der Schnee noch immer in dichten Flocken fiel, lauschte ich dem zitternden Gesang, der wie ein Märchen aus früher Kindheit mich anwehte, aus jener Zeit, wo mich noch eine alte Wärterin mit diesem Liede einschläferte und ich dann von dem treulosen Heinrich träumte, dem seine verlassene Braut als Geist erschienen, in der stillen Nacht, wo er nicht schlafen konnte.

Da fuhr ich mit leichtem Schauder auf. Dort auf einem einmündenden Pfade regte sich's — eine menschliche Gestalt. Ihre Umrisse waren im Schnee kaum zu unterscheiden. Sie schwebte näher, in weißem verhüllenden Gewande. Ueberrascht blieb ich stehen. Meine Gefährten waren noch weit zurück, — allein stand ich der gespensterhaften Erscheinung gegenüber. Denn gleich einer Leiche in blendend weißer Hülle

harrte jetzt das Wesen über dem Zaune des Wegs. An eine Sinnestäuschung konnte ich nicht glauben, ebenso wenig aber auch an eine gespenstige Erscheinung, da mir keineswegs Aberglauben anhaftete und die Zeit der Geisterfurcht bei mir längst vorüber war. So fragte ich, als die Gestalt hinter dem Zaun verharrte und starr nach mir hersah:

„Wer da? Was soll das?“

Statt einer Antwort klang jetzt der bebende Ton der Dorfglocke durch die Schneenacht. Die Glocke schlug jedoch nicht die Geisterstunde, sondern acht Uhr in der Nacht. Es muß später sein, dachte ich. Während der Ton verklang, stand mir die weiße Gestalt noch immer gegenüber. Zugleich aber hallte der Spinnstubengesang aus dem Dorfe:

„Zwölf Uhr schlug's, da drang durch die Gardine
Plötzlich eine weiße, kühle Hand.
Da erkannt er seine Wilhelmine,
Die im Sterbekleide vor ihm stand.

Ich will durchaus nicht leugnen, daß das Zusammentreffen des Eindrucks einer Gespensterballade aus meiner Kinderzeit mit einer räthselhaften Erscheinung vor meinen Augen, eine eigenthümliche Regung von Schauer in mir weckte. Dabei durchzuckte mich aber auch die Ueberzeugung, hinter das Geheimniß kommen zu müssen, wenn ich nicht für alle Folgezeit eines jener Beispiele für die Möglichkeit solcher Erscheinungen auf dem Bewußtsein mit herumschleppen sollte. Ich lenkte somit rasch in den Pfad ein, um über den Zaun hinüber zu kommen. Im nächsten Momente konnte ich das Gespenst mit der Hand erreichen, — als eine vermummte, dunkle Männergestalt hinter einem Baumstamme hervor mir in den Weg sprang. Verblüfft wich ich zurück. Mein Erstaunen wuchs aber bis zur höchsten Betroffenheit, als mir jetzt die Stimme der abenteuerlichen, zottigen Männergestalt zurief:

„Nicht so ungestüm, Herr v. Waldenburg! Zurück in den Weg, — Hanns Trapp warnt Euch!“

Hanns Trapp? Wer war Hanns Trapp? Und wie kannte er meinen Familiennamen? — Eben kamen meine Gefährten nach, da auch die beiden Spudgestalten vor mir hinter den Zäunen verschwanden, als habe sie der Schneesturm verweht.

„Nur immer vorwärts, Herr Lieutenant!“ rief mir Schakob zu. „Nun, was steh'n Sie da, als hätten Sie einen Geist gesehen!“

„Vielleicht hab' ich zwei gesehen“, sagte ich nach einer Pause, indem ich mich vergeblich von meiner Verblüffung zu erholen strebte.

„Das wäre im Advent, in einer Geisternacht, wie die heutige, und in der Nähe des Bärbelsteins, wo die weiße Frau umgeht, nicht unmöglich“, meinte der Forstmann ironisch, indem er ebenfalls zum Weitergehen drängte. „Immerhin vorwärts. Möge das ganze Nest voll Gespenstern hocken, müssen wir uns doch unser warmes Plätzchen erobern. Es ist wahrlich auch Zeit, sonst bringen wir den Moggl nicht mehr weiter und wir Alle bleiben im Schnee liegen.“

Ich folgte ihnen schweigend in das Gebirgsdorf hinein. Da und dort warfen die beleuchteten Fenster der Häuschen einen rothen Glast auf den Schnee, der auf den Zäunen und Bäumen hing, indem er sonderbare gespenstige Figuren bildete und fortwährend in tausend Flocken sich höher auf die Dächer der niedern Hütten bettete. Indem wir nun schweigend in's Dorf eintraten und nur noch die weiteren Strophen der Geisterballade irgend woher klangen, fragte ich den Forstmann:

„Sagen Sie doch, wer mag denn Hanns Trapp sein?“

Der junge Mann lachte unmuthig und sagte:

„Wie kommen Ihnen denn plötzlich die Kindereien in den Kopf? Hanns Trapp ist ein Adventgespenst, das — — aber da ist das Wirthshaus! Kommen Sie! Nur die Treppe hinan.“

(Fortsetzung folgt.)

Die letzten Tage der Pariser Commune.

(Schluß.)

Als ich diesen Platz des Schreckens verließ, passirte ich den Square Châtelet. Am Brunnen daselbst bivouakirte Militär und machte wie auf dem Carousselplatz mit den halbverkohlten Holzüberresten des Ministeriums des Innern Feuer an. Einige hatten Decorationen, Andere Garderobestücke, so wie viele sonstige Utensilien über deren Zweck und Gebrauch sie sich vergebens den Kopf zerbrachen. Mehrere in Schmerz und Jammer aufgelöste Frauen lagen neben verdeckten Todten, entweder Garden oder Civillisten. Die Bomben schlugen rechts und links in Gebäude, aber sie hörten es nicht oder wünschten in diesem Moment nichts inniger, als daß auch sie getroffen werden möchten. Es war mir erzählt worden, daß die sogenannte Sainte Chapelle im Palais de Justice erhalten sei, wie auch das Handels-Tribunal und das unvollendete Hotel Dieu noch ziemlich unversehrt erscheinen.

Durch die Avenue Victoria sah ich noch die in Rauch gehüllten Ruinen des ehrwürdigen Pariser Stadthauses. Der Platz beim Square Saint Jacques war arg verwüstet. Die Häuserreihe im Osten war in Flammen, die Ecke der Rue St. Martin eine Ruine. Zur Linken die Ecke des Boulevard Sebastopol, das große Restaurant, das großartige Manufactur- und Nouveaute-Geschäft au Pygmalion, Cafe des Halles und die Nachbarhäuser waren halbe Ruinen, überall schlugen drinnen noch die lichten Flammen auf, doch war die Gegend hier völlig verödet. Ich mußte mich rechts halten, da die von der Bastille kommenden Bomben die linke Seite des Boulevard sehr gefährdeten. An der Ecke der Rue Lombard stand verschiedenes verlassenes Mobiliar, ganze Berge von Modewaaren, wahrscheinlich aus dem Pygmalion gerettet. Der ganze Boulevard Sebastopol war menschenleer, hin und wieder wohl ein Wachtposten bei den Barrikaden. Einige öffneten von innen ängstlich die Thür, wagten hinauszuschauen, und da ich dicht an ihnen vorüberkam, hielten sie mich bittend an, ihnen doch zu sagen, ob die Gefahr bald vorüber sei

und wie es in der Rue Rivoli aussehe. Da ich zur Porte St. Denis wollte, so mußte ich meinen Weg weiter verfolgen; an der Ecke der Rue des Ours begab ich mich, um nicht die hohe Barrikade zu übersteigen, zur halb zerschossenen rauchenden St. Leu-Kirche hinüber. Kaum war ich dort, als ein schauriges Pfeifen mir die unmittelbare Nähe einer Bombe anzeigte, die vom Chateau d'Eau kommen mußte, krachend in's Entresol und von da in den darunter befindlichen Tabakeladen einschlug. Eine dichte Staubwolke hemmte meinen Athem und ich eilte, Gott dankend, daß mich kein Splitter getroffen, zur andern Seite, wo ich einen umherirrenden Offizier mit dem Plan der Stadt unterm Arm antraf, der auf die Pariser Banditen fluchte, indem er sich verirrt und seiner Compagnie oder diese ihm abhanden gekommen war. Wohl konnte ich ihm zur Orientirung dienen, er wollte das Palais des Arts et Metiers und die berüchtigte Kirche Nicolas des Champs haben, wo er sich vor zwei Stunden befunden und wohl Auskunft über seine Leute bekommen konnte. Wir schlugen also die entgegengesetzte Richtung zum Square ein, konnten aber nicht weit kommen, da am Carrefour Turbigo ringsum nicht nur hohe Barrikaden waren, sondern auch das Gewehrfeuer vom Chateau d'Eau so stark war, daß man sich der größten Gefahr aussetzte. Da ich keine Lust hatte, von Neuem Bekanntschaft mit Granaten zu machen, so zog ich vor, hier zu weichen. Der Offizier mußte allerdings die eingeschlagene Richtung verfolgen. Ganz an den Boden gebückt, bewegte er sich dicht unter der Hauptbarrikade vorwärts und ich sah noch, wie er später über die Tonnen und Säcke jenseits des Boulevards kletterte. Ich begab mich in die Rue des Ours, wo ebenfalls viel Schutt von Hausgesimsen und Fensternischen, wie auf dem Boulevard das Trottoir bedeckte.

Wiederum kam ich in die Rue Turbigo, hier lagen mehrere Todte, eine Cantiniere- und zwei Ambulance-Frauen nahe bei einander in einer Blutlache, Steintrümmer neben ihnen, die vermuthen ließen, daß sie von Bombensplittern getroffen waren. Schnell eilte ich wieder links ab zu den Hallen, wo Alles wie ausgestorben war. Endlich bei Saint Eustache angekommen, mußte ich hier die unvermeidliche Rue Turbigo überschreiten, um in die Rue Montmartre zu gelangen. Zwei Granaten jedoch kreuzten wiederum den Weg. Die eine schlug in die Sacristei der rauchenden St. Eustache-Kirche ein, eine zweite zerschmetterte den fünf- oder sechsarmigen Gascandelaber des Platzes, was ein ganz entsetzliches Geprassel wegen der Glassplitter verursachte. Nachdem ein Augenblick Ruhe eingetreten war, huschte ich eiligst hinüber und traf hinter der Barrikade der Rue Montmartre zu meiner großen Freude einen Herrn, der mit einem Fernrohr das ganze Terrain observirte. Natürlich kann das kein Franzose sein. Der Mann mit dem Fernrohr ist, wie ich an seinem Französischen merke, ein Engländer. Obgleich man unter den augenblicklichen Umständen äußerst reservirt ist, so fange ich doch eine Unterhaltung in seiner Zunge mit ihm an. Er ist höchlichst erstaunt, zu vernehmen, daß ich vom Stadthause komme, und äußert, er wolle auch dahin, worauf ich ihm möglichst die Direction beschreibe. Die Rue Montmartre verfolgend, mußte ich mich noch eine Weile der Kette anschließen, welche von der Rue du Jour das Wasser seitwärts der Kirche zuführte. Oben bei der Rue des Jeuneurs schlug wieder eine Bombe ein, daß die Cavalerie wild auseinander stob, die Soldaten sich auf die Erde warfen und die im Duval'schen Local gegenüber zu Tische sitzenden Offiziere durch die eindringenden Steinsplitter vom Mahle aufgeschreckt wurden. Mit gleicher Gefahr passirte man den Boulevard zum Faubourg, da die Batterie Drouot stark feuerte. Die Rue Richer schwamm vom Wasser, denn im Hintergrunde braunte die Mairie des 10. Arrondissements Fauburg St. Martin.

Paris, 29. Mai.

Es ist heute Pfingsten. Nur noch im fernen Osten donnert das Geschütz. Der Bewohner der inneren Stadt eilt hinaus, er will jetzt sehen! Das Quartier Faubourg Montmartre ist ziemlich von Truppen leer. Des Regens und Schmutzes wegen konnte ich während der letzten Tage kaum das Haus verlassen, um so mehr, als man von den Soldaten angehalten wurde, einige Steine von jeder Barrikade mit abzutragen. Der Kampf hatte bekanntlich am 26. und 27. aufs hartnäckigste fortgedauert. Bomben waren von Buttes Chaumont und Père Lachaise fortwährend noch in die Stadt gefallen, und zwar bis zur Börse. Freitag kamen mehrere in die Rue Lafayette und eine schlug unmittelbar neben mir im Hinterhause ein, daß mir die Mauerstücke noch ein Fenster kosteten. Während derselben Nacht war der Kampf so arg, daß das Sausen der Kugeln dem Heulen und Pfeifen des Windes am Meeresgestade nicht unähnlich war. Ich hatte während dieser wie vor zwei Nächten meine bescheidenen Vorkehrungen so weit getroffen, daß ich im Falle eines Vorkommnisses das Wichtigste sofort zur Hand hatte, um den Platz zu räumen. Alles jedoch ging ruhig vorüber, wie auch das ganze 9. Arrondissement keinen einzigen Brandschaden davongetragen hat. Allerdings sind weniger Staatsgebäude darin, dennoch aber wolle man die neue Oper, mehrere Theater, große Magazine, die Mairie, das Conservatoire, Vente Public, Comptoir des Escomptes und viele andere Gebäude wie prächtige Kirchen nicht vergessen. Es mag sein, daß weniger fanatische Führer in diesem Theile der Stadt die Leitung der Zerstörungen hatten. Es haben unter Anderem die Garden eines Bercy-Bataillons die dortigen Magazine ohne große Mühe gerettet, und der Director der Archive und des College Chaptal, sowie der Inspector eines simplen Pfandlocales haben der Aufforderung, die Tricolore mit der rothen Fahne zu vertauschen, einfach nicht Folge geleistet, haben sich jedes Mal ruhig und bestimmt, natürlich ohne Invectiven, den Delegirten gegenüber ausgesprochen und man hat ihnen kein Haar gekrümmt; selbst während der Kampfeswoche hat die Fahne geweht und die Truppen hatten nicht nöthig, ihr Erlösungszeichen hier anzubringen.

Ich unterlasse die Aufzählung der verschiedenen Ruinen, bemerke nur, daß der Platz Château d'Eau, der Grève-Platz und der Bastille-Platz wohl als die Centralpunkte der Zerstörung gelten dürfen. Der Boulevard Voltaire oder Prinz Eugene hat furchtbar gelitten, die prachtvollen neuen Häuser vis-à-vis der Fontaine gegen die Rue Meslay zu sind mehr oder weniger Ruinen. Ein gleiches Bild der grausen Verwüstung ist der Bastillenplatz, von wo aus man die großen Ruinen des Grenier d'Abondance am Boulevard Bourdon sieht. Die Juli-Säule ist unversehrt geblieben. Als wahrhaft prachtvolle Ruinen erscheinen das ehrwürdige, vormals so weltberühmte Stadthaus und das Palais d'Orsay am Quai gleichen Namens. Als ich über die halb zertrümmerten Barrikaden der Avenue Victoria kletterte, da mußte ich mich des 26. April erinnern, als hier mit lautem Kanonendonner die unselige Proclamation der Commune in Scene ging. Die Gebäude gegenüber dem Stadthause: Caisse Municipale und Assistance Publique, sowie die dahinter liegenden Straßen Tacherie und Coutellerie sind mehr oder weniger Ruine.

Das große Café der Avenue, welches nicht ausgebrannt ist, zeigt die Eisenläden und Wände derart von Bomben und Kanonenkugeln zerstört, daß man die seltsamsten Trümmer zu überblicken Gelegenheit hatte. Zersplitterte Kronleuchter und Trumeaux lagen neben den Ueberresten des Comptoirs und zweier Billards, unter denen die halbschwarzen Cadaver von zwei Nationalgarden hervorkamen. Nebenbei standen halbgeleerte Bockgläser unversehrt auf den Marmortischchen. Beim Lyrik-Theater so wie in der Rue de Lille und Bac wurde man zum Pumpen gepreßt, obgleich eine Unmenge Pompiers hier sein müssen. Der Concordeplatz hat gleichfalls arg gelitten. Die Candelaber, das Standbild der Stadt Lille, das eine Bassin mit den Fontainen sind völlig zerstört. Der Obelisk ist erhalten. In der Rue Royale sind die Privathäuser, besonders zu Seiten des Faubourg St. Honoré, nur rauchende Trümmer, und es ist gewiß, daß, wenn man die Verwüstung der letzten Woche an Privat- und Staatswerth auf zwei Milliarden schätzt, dies eher zu wenig als zu viel sein dürfte.

Das Grab Wittekinds.

In dem uralten Herzogthum Engern in Westphalen, befindet sich das tausendjährige Grab des sächsischen Heldenkönigs Wittekind. Seine Gebeine galten früher für wunderthätige Reliquien und sein Grabmahl zu Enger war ein berühmter Wallfahrtsort. Enger liegt im Herzen von Westphalen, es ist von einer herrlichen frischgrünen hügeligen Landschaft umgeben und hat sich die naturwüchsige Culturferne in auffallender Weise erhalten. Ein uralter Gau, auf dem man noch die Fußstapfen seiner Herzoge zu sehen meint! Die Kirche von Enger ist eine der ältesten, die existirt; sie steht auf einem mosigen Hügel, von einer verfallenen Cyklopenmauer umgeben. Sie stammt ganz unzweifelhaft noch aus König Wittekind's Zeiten und ist das einzige Gebäude, welches von seiner einst so stolzen Hauptstadt Enger übrig geblieben ist. Enger ist jetzt nur noch ein Flecken, keine Stadt mehr. Merkwürdiger Weise steht der Kirchthurm, einem Riesen der Vorzeit gleich, ganz allein mehrere Schritte von der Kirche entfernt. Das Grabmal Wittekind's ist ein schöner Sarkophag und trägt ein uraltes Steinbild in Lebensgröße — der Held muß sehr lang gewesen sein! Ein verkrümmter Finger an der rechten Hand gilt für eines der Kennzeichen desselben. Im Jahre 1377 hat Kaiser Karl IV. den Sarkophag aufstellen und das alte Steinbild einfügen lassen, weil die Tumba ganz zerfallen war. Die Gebeine, einmal in ihrer Ruhe gestört, sollten noch oft dasselbe Schicksal haben. Als das Kloster des heiligen Dionysius nach der alten Stadt Herford übersiedelte, nahmen die Mönche die berühmten Reliquien mit dahin und ließen den Sarkophag leer zurück. Sie geriethen nach und nach in Vergessenheit und erst im Jahre 1822 fand der Alterthumsforscher Graf Reisach sie in einer Krypta der Neustädter Kirche in Herford, zusammengepackt mit anderen historischen Merkwürdigkeiten, u. A. mit einem viereckigen Trinkgeschirr, von einem Maurenfürsten an Karl den Großen geschenkt, wie die Inschrift besagt, und wahrscheinlich von diesem als Andenken an Wittekind gegeben. König Friedrich Wilhelm III. ließ die historischen Kostbarkeiten wieder an ihre rechtmäßige Besitzerin, die Kirche zu Enger, zurückerstatten. Dort liegen nun die kleinen Knöchelchen des großen Sachsenherzogs und Königs Wittekind, sauber präparirt, um sie zu conserviren, in einem Glaskästchen aufbewahrt, worin sie den Reisenden gezeigt werden. Die Zurückerstattung von Wittekind's Gebeinen gab Veranlassung zur Erneuerung eines uralten Brauches. Einige der reichen Bauern der Umgegend von Enger stammen vielleicht aus Wittekind's Zeit her, es ist ein wirklicher uralter Bauernadel; sie heißen „Sattelmeier", weil sie, als Wittekind's Kriegsmannen stets mit gesattelten Pferden seines Rufes gewärtig sein mußten; es sind jetzt nur noch sieben Bauernhöfe, deren Besitzer alle die Endsylbe „Meier" an ihrem Namen führen, z. B. Nordmeier, Südmeier u. s. w. Diese besaßen viele Gerechtsame, u. A. auch diejenige, stets bei den Begräbnissen ihrer Fürsten den Sarg zu tragen. Sie ließen es sich deßhalb auch nicht nehmen, den kleinen Glaskasten mit Wittekind's Gebeinen feierlichst einzuholen. Wittekinds Urenkelin, die Kaiserin Mathilde, die Mutter der Ottonen, hat in Enger sein Gedächtniß durch fromme Stiftungen erhalten, wodurch er noch jetzt gewissermaßen als Wohlthäter der Umgegend erscheint. Der naive und kräftige Volksgeist hängt mit rührender Treue an dem altersgrauen Helden und erzählt noch mancherlei Sagen von ihm, voll von Gemüthlichkeit und Naturpoesie. Sein Kampf gegen einen höhern Geist, wie Karl den Großen, seine innige Unterwerfung aus Ueberzeugung unter das Christenthum hat etwas Symbolisches für die innere Geschichte der Menschheit, darum kann sein Andenken nicht vergessen werden.

Miscellen.

○ Frankfurt a. M., 6. Juni. Schon im vorigen Jahre war eine Expedition zur Untersuchung der deutschen Meere ausgerüstet, konnte aber wegen Ausbruch des Krieges nicht ausgeführt werden. Dieselbe soll nun im Laufe des jetzigen Sommers stattfinden. Von Seiten des Marineministeriums ist ein geeignetes Fahrzeug zur Disposition gestellt. Die Untersuchungen sollen sich vorzugsweise erstrecken: auf die Bestimmung der Meerestiefe, auf das Seewasser und zwar auf seinen Gehalt an Salzen und Gasen, auf seine Temperatur und Strömungen, auf die Beschaffenheit des Meeresbodens, auf die Meeresflora und auf die Meeresfauna. An den Untersuchungen sollen drei Fachmänner, und zwar ein Physiker, ein Botaniker und ein Zoologe theilnehmen. Für die obere Leitung und die Verwerthung der wissenschaftlichen Untersuchungen ist eine besondere Commission in Kiel eingesetzt, welche unter dem Vorsitze des Dr. Meyer, aus den Professoren Möbius, Karsten und Hensen besteht.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 71. Speyer, Donnerstag, den 15. Juni 1871.

Zeitgedichte.

Der deutsche Schmied.

Am Ambos steht der alte Schmied
Und schwingt den Hammer und singt sein Lied.

Er steht umlodert von Feuersglut,
Die Funken spritzen wie rothes Blut.

Hell klingt der Ambos, kurz der Spruch:
„Drei Schläge thu ich mit Segen und Fluch!

Der erste schmiedet den Teufel fest,
Daß er den Welschen nicht siegen läßt.

Den Erbfeind trifft der zweite Schlag,
Daß er sich nimmer rühren mag.

Der dritte Schlag ertöne rein,
Er soll für die deutsche Krone sein!"

Am Ambos steht der deutsche Schmied
Und schwingt den Hammer und singt sein Lied.

December 1870. **C. Ferdinand Meyer** aus Zürich.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Wir stiegen einer nach dem Andern hinan. Das Haus sah eben nicht besonders comfortable aus, wie ich wohl bemerken konnte, als wir neben der Dünggrube vorbei die Stufen der steilen Treppe betraten. Dann traten wir in eine übermäßig heiße, niedere Stube, deren Decke von einem schwarzen Querbalken getragen, rauchig über uns lag, während eine blecherne alterthümliche Oellampe ihr trübes Licht an die Wände warf, die mit dem Nachlaß unzähliger Mücken betüpfelt waren. Eine alte Frau saß an einem altmodischen Spinnrade nickend beim Ofen, wie die Hexe im Kindermärchen. Zu dem einschläfernden Surren der Spindel und Schnurren der Katze unterm Ofen zirpte das Heimchen, ohne deswegen der Scene eine anheimelnde Traulichkeit geben zu können.

Wir waren eingetreten, hatten durch starkes Auftreten draußen unsere Stiefelabsätze vom Schnee zu befreien gesucht, und spritzten nun in der düstern Stube unsere Hüte ab, ohne daß sich die alte Frau nur nach uns umgeschaut oder sonst Jemand uns willkommen geheißen hätte.

„Holla, Wirthschaft!" schrie jetzt der Hammichel und klopfte mit dem Prügel, den er nach seinem Sturz im Walde geschnitten, auf den Tisch. „Niemand da?"

Das half. Schläfrig erhob sich von der Ofenbank eine weiße Zipfelhaube und ein rothes Männergesicht — der Herr Wirth, der die Schlafhaube verlegen rückte und ob des nächtlichen Ueberfalles durchaus nicht erfreut schien. Bei der Nachfrage, ob wir bei ihm übernachten könnten, kratzte er sich noch verlegener hinter den Ohren, gähnte zwei-, dreimal, als wollt' er uns verschlingen, und sagte endlich ja, — wenn wir uns mit einem Bett und zwei Strohsäcken hinter dem Ofen begnügen wollten. Das klang nicht sehr verführerisch. Wir mußten uns das noch überlegen und bestellten Wein und etwas Warmes zu essen. Gebackene Eier, die uns in Aussicht gestellt wurden, konnten wir uns gefallen lassen, aber der Wein, der uns vorgestellt wurde, verzog uns den Mund bis hinter die Ohren und preßte uns tiefe stöhnende Seufzer aus. Daß ein solches Getränke wachsen und getrunken werden könne, seit der Rest des Weins von der Hochzeit zu Cana essigsauer geworden, hätten wir nie und nimmer geglaubt. Die Frage, ob wir nicht besser weiter gingen, trat stark an uns heran.

Indessen hatte sich Moggl neben den Ofen gehockt und nickte nun behaglich vor sich hin. Hammichel saß im strohgeflochtenen Großvaterstuhl, streckte seine Füße unter den Ofen, und schwor hoch und theuer, daß ihn sieben Ochsen nicht mehr da wegziehen sollten — er habe das Umherrennen bei dem Hundewetter satt. Schalob und sein forstmännischer Freund saßen auf der harten Bank hinter dem Tische mit Gesichtern, so sauer, als der Wein vor ihnen. Ich aber, noch immer aufgeregt durch mein letztes Abentheuer, rückte der alten spinnenden Frau, die gar keine Notiz von uns zu nehmen schien, etwas näher und wußte trotz ihrer Harthörigkeit zuletzt ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, nur um sie zu fragen, wer Hanns Trapp sei.

Darauf ward mir auch die mit heiserer Stimme gegebene Auskunft, daß Hanns Trapp ein böser wilder Ritter auf dem Bärbelstein gewesen sei, der die geistlichen Herren in Weißenburg an Leib und Gütern arg geplagt und bedrängt hatte, darum aber auch im

Bann sterben mußte und nun sich in den Geisternächten des Advents umtreibe, um die Leute zu schrecken. Sein Grab sei in der verfallenen Kapelle unten an der Lauter, eine Stunde von hier. Dort stehe er in Stein gehauen, ganzer Gestalt im Harnisch, und sei fürchterlich anzuschauen. Sein Schloß und seine Güter seien aber später an die Herren v. Waldenburg gekommen, die sie bis zur Revolution besessen; dann aber seien die großen Wälder an die Frau Räthin gefallen, die deswegen im Prozeß mit dem Staate liege u. s. w.

Also die v. Waldenburg saßen als Herren in dieser Gegend! Waren sie mit der gleichnamigen Familie jenseits des Rheins, der ich entstammte, verwandt? Gewiß nicht. Aber dennoch berührte mich die Mittheilung eigenthümlich, wenn ich sie mit der Ansprache des Schreckgespenstes vor dem Dorfe zusammenhielt. Nun mußte ich auch über die weiße Frau des Bärbelsteins von der Alten vernehmen: Das sei eine stolze Burgfrau gewesen, die bei einer Erstürmung des Schlosses sich nicht ergeben wollte und sammt ihrem Kinde vom Felsen in die brennenden Gebäude stürzte. Nun wandle sie um und habe keine Ruhe im Grabe. Oft sehe man ihr weißes Gewand von der Zinne des Bärbelsteins flattern oder begegne ihr in den dunkeln Felsengemächern, oder höre sie in stiller Nacht lärmend durch das Dorf fahren.

Ich hörte verwundert und wie in einem Märchen befangen der alten Schwätzerin zu, deren Mund, nun einmal in Bewegung gesetzt, nicht mehr stille stehen wollte, während sie eifrig das Rädchen drehte.

„Das Alles kann Euch das Fräulein viel besser erzählen“, sagte sie. „Denn die ist gescheit wie ein Pfarrer und noch ein bissel gescheiter. Die müßt Ihr fragen, Herr, die weiß Alles, wie's früher zugegangen ist, und ist so schön, so jung dabei!“

„Welches Fräulein meint Ihr denn, Großmutter?“ fragte ich neugierig.

Aber bevor die Alte antworten konnte, hatten mich meine unglücklichen Tagesgenossen wieder an den Tisch gerufen, wo sie in verzweifelnder Stimmung mich nach meiner Meinung fragten, was nun zu thun sei.

Ich hatte ihnen eben geantwortet, daß ich das ganz und gar nicht wisse, als die dunkle Stubenthüre aufging und ein hübsches, schlankes Mädchen in halbstädtischer Kleidung hereintrat und auf den Wirth zuging.

Der deutete auf eine leise Frage hin nach uns am Tische. Mit schüchtern gesenkten Wimpern und verschämten Wangen flüsterte jetzt die schlanke Jungfrau:

„Eine Empfehlung von der Frau Räthin und sie läßt fragen, ob die Herren nicht lieber hinüber kommen möchten, wohin sie freundlich eingeladen sind.“

Die Wirkung dieser Anrede auf die unglücklichen, trostlosen Böhämmerschützen war eine wahrhaft zauberische. Schakobs und des Forstmanns düstere Antlitze heiterten sich plötzlich auf, ihre sauern Mienen wurden honigsüß, und ihren beschwerten Gemüthern entrang sich erleichternd ein lauter, fast jubelnder Seufzer.

„Ah, scharmant!“ rief Schakob von der Bank aufspringend. „Eine wackere herrliche Dame, die Frau Räthin! Wir sind ihr sehr verbunden, schönes Kind. Wie heißt man denn? Wie ist denn der Name, mein Engel?“

Damit hatte sich Schakob weit gegen den Engel vorgewagt. Der aber wich mit behender Sittsamkeit einem Griff an's Kinn aus, womit Schakob seiner Dankbarkeit galanten Ausdruck verleihen wollte. Auch schien der Engel Schakob's Frage nach seinem Namen eben nicht für unbedingt nothwendig zu halten. Denn das Mädchen fragte, ohne ihm zu antworten, weiter, ob wir kommen würden, worauf der Auftrag einer Empfehlung an die Frau Räthin und die freudigste Zusage unsererseits erfolgte.

Als nun der Engel nach seiner glücklichen Botschaft sich wieder zurückgezogen, rückten wir an unsern Kleidern und Haaren zurecht, soviel nur gehen wollte; Schakob aber eröffnete mit freudestrahlendem Gesichte dem Hammichel und seinem Freund Moggl, daß sie sich in die Strohsäcke theilen dürften, ebenso unsere Portionen gebackener Eier zu den ihrigen legen und soviel des Weines trinken könnten, als sie vertrügen. Dann schieden wir, um der unvermutheten Einladung mir völlig unbekannter Personen Folge zu leisten.

Meine Fragen auf dem kurzen Wege durch die Dorfgassen wurden von meinen Gefährten nur halb und mit der Phrase beantwortet:

„Machen Sie sich keine Scrupel darüber, wer die Leute sind. Sie werden willkommen und gut aufgehoben sein!“

Wir standen jetzt im fallenden Schnee vor einem Hause, das sich wesentlich von den andern des Dorfes unterschied. Durch ein holländisches Dach à la Mansard gedeckt, von einem geräumigen Oeconomiehof umgeben, erhob es sich frei an der Straßenecke als das vornehmste im Dorfe. Die hell erleuchteten Fenster warfen milden Glanz in die stürmische Schneenacht heraus. Während hier außen alles in Winterschauern lag, mochte innen ein freundliches Leben blühen. Durch die Scheiben blickten anheimelnd die weißen Vorhänge der Fenster, ein Theil der mit Kupferstichen verhängten Tapetenwände und die Schatten von zwei Personen, da wir vorüberkamen. Durch den Hof gelangend, wurden wir vom Kettenhund durch lautes Gebell empfangen, dann im Hausflur durch dasselbe Mädchen begrüßt, welches die Einladung überbracht hatte und nun mit einer Kerze in der Hand vor uns herging.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Pariser Pfingstwoche.

Einzelne Scenen geben ein deutlicheres und lebendigeres Bild aller der furchtbaren Schrecken, welche die Bevölkerung von Paris während des Straßenkampfs durchzumachen hatte, als die beredtesten Schilderungen der Gesammtheit der Ereignisse und Zerstörungen. Die Presse theilt nachträglich eine ganze Reihe derartiger

Scenen mit. Wir geben eine solche wieder, welche am 25. und 26. v. M. stattgefunden hat und von einem Pariser Blatt also erzählt wird:

Hr. B. wohnte gegenüber der Caserne du Prince Eugene in einem derjenigen Häuser, die durch Granaten und Feuersbrunst ganz zerstört wurden. Als der Kampf um die Place du Chateau d'Eau begann, war dasselbe erst von einer Kugel getroffen worden, welche beim Platzen einige Zwischenwände des 6. Stockwerks beschädigt hatte. Aber dies reichte hin, um die Bewohner zu bestimmen, aus allen Stockwerken sich in den Keller zu flüchten. Blos Hr. B., dessen ganzes Vermögen in einigen werthvollen Gemälden bestand, war noch in seinem Zimmer geblieben, um Veranstaltung zur Rettung derselben zu treffen. Er war eben mit dem Einpacken eines der kostbarsten Bilder beschäftigt, als eine Bande Aufständischer hereinstürmte und ihn nöthigte, sich den anderen Bewohnern beizugesellen. Die Eindringlinge schlossen über ihm die Kellerthür zu und drohten, Jedem den Schädel einzuschlagen, der es wagen würde, sie wieder zu öffnen. Die Bewohner erhielten nicht einmal die Erlaubniß, in ihren Wohnungen Lebensmittel für den Fall zu holen, daß ihre Gefangenschaft längere Zeit dauern sollte.

Einige von ihnen bemühten sich, auszuspähen, was die Eindringlinge im Haus trieben. Sie sahen und hörten einen Haufen von Weibern die Treppe hinaufeilen, welche kleine Eimer mit einer Flüssigkeit und große Pinsel trugen. Man bemerkte bald, daß sie die Fußböden und Zimmerwände bestrichen, um sie zum Abbrennen des Hauses vorzubereiten. Als sie ihr Geschäft beendigt hatten, kamen Männer, die das Haus nach und nach in allen Stockwerken in Brand steckten, und mit den obersten begannen. Sie verließen dasselbe dann, wobei sie den in dem Keller Eingeschlossenen zum Abschied höhnisch zuriefen: „Unterhalten Sie sich gut; wenn es Ihnen zu heiß wird, so lassen Sie sich Eis kommen!"

Hr. B. verließ zuerst den Keller und eilte mitten durch die Flammen, welche bereits die Treppe ergriffen hatten, in seine Wohnung. Seine Gemälde waren bereits heiß. Dennoch nahm er 3 bis 4 in die Küche, brachte sie dort unter den Wasserkrahnen, um sie anzufeuchten, wickelte sie dann in nasse Tücher und brachte sie in den Keller hinab. Die anderen Bewohner wollten ebenso ihre besten Kostbarkeiten retten; aber es war bereits zu spät; schon war die Treppe nicht mehr gangbar. Schon Hr. B. war von den Flammen berührt worden und seine Kleider waren an mehreren Stellen angebrannt.

Man wollte sich nun aus dem Hause flüchten, aber die Kugeln und Granaten regneten über den Platz. Zudem hatten einige Aufständische gedroht, Feuer auf die Flüchtigen zu geben, die sich so gezwungen sahen, von neuem in dem Keller Zuflucht zu suchen, wo ihnen der Erstickungstod drohte. Glücklicher Weise ließ der Brand nach, bevor er das Erdgeschoß erreicht hatte, und das Kellergewölbe stürzte nicht ein. Aber man kann sich die Schrecken vorstellen, welche die Unglücklichen, 24 Stunden lang eingeschlossen, unter den brennenden Trümmern ihres Hauses und unter dem Höllenlärm der Kanonen, Mitrailleusen und des Rottenfeuers ausgestanden haben!

Sie waren der Verzweiflung nahe, als plötzlich ein Mann mit pulvergeschwärztem Gesicht von der Treppe sich mitten unter sie stürzte oder vielmehr herabfiel. Es war ein von Versailler Soldaten verfolgter Aufständischer. Erstere drangen hinter ihm in den Keller ein, ergriffen ihn und erschossen ihn auf der Stelle. Hr. B. glaubte sich endlich befreit; er erhob sich und richtete einige Worte an die Soldaten. Diese aber, als sie, aufs äußerste erregt vom Kampf, ihn sahen — blaß, mager, mit Kohlenstaub bedeckt und mit verbrannten Kleidern — riefen: „Das ist Einer von Ihnen! Ergreift ihn!" Hr. B. begriff anfänglich nicht, was sie wollten; aber die Soldaten nahmen ihn beim Kragen, warfen ihn zu Boden und schleppten ihn fort, ohne auf sein Schreien und die Protestationen der entsetzten Hausbewohner zu hören.

Auf der Straße suchte Hr. B. einem Offizier begreiflich zu machen, daß er das Opfer eines entsetzlichen Mißverständnisses sei. Die einzige Antwort, die er erhielt, war: „Bah, so sagen sie Alle. Führt ihn fort!" — „Mit Euch ist es aus", sagten die Soldaten zu ihm und stießen ihn vorwärts. Sie nahmen die Richtung nach der Bank. Bürger, Frauen und Kinder bildeten die Escorte und riefen: „Erschießt ihn! Zum Tod! Geht nicht weiter, das ist der Chef der Bande!"

Einen Augenblick schien der Corporal, welcher die escortirende Mannschaft führte, nicht übel Lust zu haben, diesen Wünschen Folge zu leisten. Er hielt an, berieth sich mit seinen Leuten und stellte Hrn. B., der schon mehr todt als lebendig war, an die Mauer eines Hauses in der Rue Turbigo. Ohne die Dazwischenkunft eines Offiziers, welcher die Menge ausschalt und den Soldaten befahl, ihren Gefangenen vor den Richter zu führen, wäre er hier erschossen worden.

Die Nacht, welche diesem schrecklichen Tag folgte, brachte Hr. B. in dem Hof der Bank auf dem Pflaster zu. Am nächsten Morgen wurde er vor das Kriegsgericht geführt. Dort veranlaßten seine verwirrten Gesichtszüge, das Aussehen seiner unordentlichen, beschmutzten, verbrannten und zerfetzten Kleider, die Zusammenhanglosigkeit seiner Antworten und die Heftigkeit seiner Protestationen seine Richter dazu, das Todesurtheil über ihn auszusprechen! Er war so verstört, daß ihm das Gedächtniß gänzlich versagte. Er konnte sich nicht einmal der Namen seiner besten Freunde, deren Zeugniß er anrufen wollte, erinnern.

Plötzlich bemerkte er eine ihm bekannte Gestalt: einen Kapitän, den intimen Freund eines seiner eigenen Freunde. Er stößt einen Schrei aus, macht sich ihm bekannt und fällt in Ohnmacht. Einige Augenblicke später ist er frei und wird seiner Frau zurückgegeben, welche er in dem Hof der Mairie seines Arrondissements halb wahnsinnig, auf einem Strohbündel und mit beginnender Gehirnentzündung findet.

Chronik des deutsch-französischen Krieges.

März 1871.

1. März. Die Nationalversammlung in Bordeaux nimmt die Friedenspräliminarien an.

— Der Kaiser hält Vormittags auf der Rennbahn von Long Champs am Bois de Boulogne eine Parade über die zum ersten Einmarsch in Paris bestimmten Abtheilungen aller Waffen des sechsten und elften preußischen und ersten bayerischen Armeecorps ab. Nach dem Vorbeimarsch rücken diese Truppen in der Stärke von 30,000 Mann in Paris ein und beziehen in den Champs elysees, Trocabero und darangrenzenden Stadttheilen Quartier.

2. März. Ein durch Anschlag in allen Gemeinden Frankreichs veröffentlichtes Circular des Ministers Jules Simon macht bekannt, daß die französische Nationalversammlung die Absetzung Napoleon's III. und seiner Dynastie bestätigt und ihn für den Ruin, die Invasion und für die Zerstörung Frankreichs verantwortlich gemacht habe.

— Paris wird in Folge des Abschlusses des Friedenspräliminarvertrags von den deutschen Truppen wieder geräumt.

— Die deutschen Armeen erhalten Befehl, dem Vertrage entsprechend, den Marsch hinter die Seinelinie anzutreten.

7. März. Die von den deutschen Truppen vertragsmäßig geräumten Forts auf dem linken Seineufer vor Paris werden von der französischen Militärbehörde wieder in Besitz genommen.

— Der Kaiser und König nimmt auf dem Schlachtfelde von Villiers die Parade über das 12. (kgl. sächsische) Armeecorps, das 1. bayerische Corps und die württembergische Division ab, und verlegt das Hauptquartier nach Ferrieres.

— Die französische Regierung verordnet die Auflösung der Stäbe der Nordarmee, der Vogesenarmee, der 2. Armee, des 15. Armeecorps, des in Havre stehenden Armeecorps, der in der Bretagne, im Departement Ain und Savoyen befindlichen Truppenkörper und aller Instructions- und strategischen Lager.

12. März. Versailles wird von den deutschen Truppen geräumt.

* Literatur.

Wir haben in Nr. 33 der Palatina der bei Herder in Freiburg erscheinenden Bibliothek deutscher Classiker für Schule und Haus Erwähnung gethan, und dieses Werk besonders Denjenigen empfehlen, welche der Jugend wohl das wahrhaft Classische, das ewig Schöne und Reine unserer Nationalliteratur zur Hand geben, sie aber auch gleichzeitig vor den verderblichen Einflüssen so mancher Dichtung bewahren wollen. Ueberdieß kann es nicht Sache Jedermanns sein, vollständige Sammlungen der deutschen Dichter zu besitzen, und schon aus diesem Grunde ist eine mit Umsicht und Kenntniß vorgenommene Auswahl ein Bedürfniß. Zudem gibt Lindemann seiner Sammlung noch Lebensbeschreibungen und erläuternde Bemerkungen bei. Auf Grund der uns vorliegenden Lieferungen der II. Serie können wir unsere Empfehlungen nur wiederholen, wobei wir noch bemerken, daß die beiden letzten Lieferungen dieser Serie auch getrennt zu haben sind, unter den Titeln „Geistliche Dichtungen der Neuzeit" und „Dichterinnen und Dialectdichtungen der Neuzeit".

* Eines der schönsten und gelungensten Erzeugnisse der Typographie und besonders des Holzschnittdruckes ist die Kaisernummer der illustrirten Zeitung „Ueber Land und Meer"; sie gibt darin eine Zusammenfassung und einen Abschluß des Riesenkampfes zwischen Deutschland und Frankreich. Besonderen Werth erhält sie durch eine ausführliche Belagerungskarte von Paris.

Miscellen.

Die „Leipz. Nachr." schreiben: „Es wird unsere Leser vielleicht interessiren, zu hören, welche Preise für den Einzug der Truppen in Berlin gemacht werden. In einem großen Hotel unter den Linden ward für zwei Zimmer vorn heraus gefordert 400 Louisd'or; das Thiergarten-Hotel, an dem die Truppen vorbeiziehen, soll für 4000 Thlr. in einzelnen Zuschauerplätzen vermiethet sein; ein Engländer hat einen Balcon für 200 Pfd. Sterling gemiethet u. s. w. Einzelne Stuben in Hotels (nicht ersten Rangs und nicht an der Einzugslinie) werden für 6—8 Thlr. pro Tag auf die drei Tage, 15., 16. und 17. (also 10—24 Thlr.) angeboten und massenweise gesucht."

Wie hoch die Londoner Armuth dem Londoner Reichthum zu stehen kommt, wurde von Herrn Lambert, einem Inspector des Armenamtes, vor einem Unterhausausschusse auseinandergesetzt. Im vorigen Jahre wurden 1,466,000 L. verausgabt gegen 976,000 L. in 1866. Früher vertheilten sich die Armenabgaben nicht über ganze Stadtbezirke, sondern jeder Pfarrbezirk hatte seine eigenen Armen zu versorgen, und so kam es, daß die Bewohner der reicheren Stadtviertel fast gar keine Armenabgaben zu bezahlen hatten, während die ganze Last auf die armen Bezirke selbst fiel. So z. B. hatte ein Pfarrbezirk in der City nur zwei Arme, die öffentliche Unterstützung erhielten, und diese stellte sich jährlich auf 40 L.; seitdem aber die Armenamtsbezirke erweitert worden sind, hat die nämliche Pfarrei, die auch jetzt nicht mehr als zwei Arme zählt, 1200 L. jährliche Abgaben zu zahlen.

Paris, 6. Juni. Man erfährt noch immer von neuen Verlusten, welche Wissenschaft und Kunst in Folge der Feuersbrünste der Maiwoche zu beklagen haben. So ist in der Wohnung des berühmten Mathematikers Joseph Bertrand das zum Druck reife Manuscript des 3. Bandes seiner „Differenzial-Rechnungen", das Resultat vieljähriger Arbeiten, und die auf mehr als 40,000 Frcs. geschätzte, an Specialien reiche Bibliothek dieses Gelehrten ein Raub der Flammen geworden. Dasselbe Schicksal widerfuhr dem reichen, literarischen und künstlerischen Nachlaß Prosper Mérimé's, welcher in der Wohnung des verstorbenen Dichters aufbewahrt war. Diese Sammlung enthielt werthvolle Antiken, Miniaturen, Aquarelle, inedirte Correspondenzen, endlich zahlreiche Aufzeichnungen und Noten des Dichters der Colomba selbst.

Zur Pocken-Epidemie gibt ein Dr. Cornelius nachstehende Regeln: Den vornehmsten Schutz vor Ansteckung durch übertragbare Krankheiten gewährt peinliche Reinlichkeit und gute Ventilation. Wem die Gelegenheit geboten wird, täglich ein Bad zu nehmen, der versäume dies nicht, der anempfohlene Gebrauch einer Carbolsäure haltigen Seife (Carbolseife) zum Waschen und Baden ist für den, der mit Kranken in Berührung tritt, wohl zu empfehlen, auch der, welcher sich vor einer Infection schützen will, mag dieselbe gebrauchen, indeß sich nicht dem Glauben hingeben, er sei gegen das Pockengift gefeit, wenn er täglich einmal Gesicht und Hände mit Carbolseife wäscht — nur keine Illusionen! Ein halber Schutz ist indessen mehr werth, als gar keiner. Zur Desinfection der Wäsche Pockenkranker ist der Gebrauch der Carbolseife (d. h. das Kochen der Wäsche mit Carbolseife und Wasser) durchaus angerathen, ebenso soll man Bettstatt, Geräthe und Fußboden xc. der Krankenzimmer, wie die Zimmer, in welchen Blatternkranke verstorben, mit Carbolsäure scheuern. Die Kleidungsstücke Pockenkranker sind, falls eine Wäsche mit Carbolseife nicht thunlich, längere Zeit einer Temperatur von mindestens 100 Gr. Celsius auszusetzen. Die Entleerungen Pockenkranker sind durch die bekannten Desinfectionsmittel (Chlorkalk, Carbolsäure-Desinfectionspulver xc.) zu desinficiren. Sehr wichtig ist es, zur Zeit herrschender Epidemien auch die Mundhöhle gehörig rein zu halten, es ist deßhalb Jedem angerathen, täglich dem Mundwasser eine verdünnte Lösung von übermangansaurem Kali zuzusetzen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 72. Speyer, Samstag, den 17. Juni 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Bei diesem Eintritte in ein mir völlig unbekanntes Haus nach den Strapazen der verflossenen Stunden, überkam mich eine eigenthümliche Aufregung, eine seltsame süßbängliche Empfindung, ein ahnungsvolles Gefühl, als sollte dieser Eintritt verhängnißvoll für mich werden. Wie oft war ich schon in fürstliche und königliche Gemächer vor die Großen der Erde getreten ohne irgend welche Erregung, und nun pochte mir fast hörbar das Herz. Und als dem Anklopfen Schakobs eine tiefe Frauenstimme von innen mit: „Herein!" antwortete, war mir's, als vernehme ich einen Schicksalsspruch.

Wir traten nun auch in das hellbeleuchtete, geräumige, freundliche Gemach, aus dem eine wohlthuende Wärme strömte. Eine ältere Frau mit dem Ansehen und der Haltung einer vielvermögenden Matrone empfing uns mit freundlichem Lächeln auf dem vollen Gesichte.

Aber noch ein weibliches Wesen befand sich im Gemach — eine holde, edle Gestalt in allen Reizen der aufblühenden Jungfrau. Ich stand überrascht, verblüfft, da sich das durchgeistigte jetzt rosig angewehte Antlitz nach mir wandte, indem ein verschämtes Lächeln um die Lippen schwebte.

Dieses Antlitz hatte ich schon einmal gesehen; aber der aschblonde, lockig abfallende Scheitel umfloß doch heute ein entwickelteres Angesicht, als damals. Ein schönes Mädchen, nicht halb Kind mehr, stand da vor mir — eine holdselige Jungfrau.

Hedwig! Es ist lange her, daß mir nach der mühseligen Wanderung in stürmischer Schneenacht, die Augen aufgingen für deine wunderbare Schönheit, für den Adel deiner Seele, der aus deinen Augen unter den langen dunkeln Wimpern hervorstrahlte. Und wie ich im freundlichen Kerzenglanz des Hauses dich als eine Fee des Glückes vor mir sah, so ist mir deine Erscheinung in Erinnerung geblieben, und kein Tag hat den Glanz getrübt, der dich verklärte, als du in jener Nacht mit holdem Willkomm mir entgegen tratst.

Hedwigs Gestalt war noch immer zart, hatte aber doch, wie das Antlitz an jungfräulichem Reiz, an lieblicher Fülle gewonnen, welche in dem enganliegenden dunkeln Gewande in anmuthigster Erscheinung hervortrat. Das letztverflossene halbe Jahr hatte die Jungfrau vollendet. Und so stand nun Hedwig da vor dem kühnen Lieutenant, der nie vor einem Frauenblick zurückgeschreckt und nun innerlich bebte vor den zu ihm aufgeschlagenen Augen, — der sich schüchtern und zaghaft dem lieblichen Mädchen im Gebirgsdorf des Wasgau näherte, während er den stolzesten Schönheiten der Residenz zuversichtlich entgegen zu kommen gewohnt gewesen war.

Die alte Dame machte uns nun freundliche Vorwürfe darüber, daß wir nicht gleich im Hause eingekehrt wären. Der Zufall habe ihr entdeckt, daß Böhämmerschützen in's Dorf gekommen, sonst hätte sie vielleicht gar nicht das Vergnügen unserer Gesellschaft genießen dürfen.

„Und doch", fuhr sie in ihren Vorwürfen fort, „sind Sie alle Bekannte unserer Familie. Franz und Hedwig haben mir schon viel von Ihnen erzählt, Herr Lieutenant. Es muß schön gewesen sein damals auf der Madenburg, wo einmal ein Falke aus der Residenz unter die pfälzischen Gänschen fuhr und die Herzen dutzendweise raubte."

Ich sah, daß Hedwig fast schelmisch lächelte, und ich erröthete bis zum Scheitel über die Rolle, welche ich damals vor beobachtenden Augen gespielt haben mußte, — die eines eiteln, thörichten, selbstgefälligen Gecken. Aber Hedwigs Lächeln erlosch gleich wieder, als sie meine Verlegenheit bemerkte.

„In der That", sagte sie, offenbar in der Absicht, meiner Fassung zu Hülfe zu kommen, — „in der That haben Sie das Meiste dazu beigetragen, der Partie den Charakter heiteren geselligen Zusammenlebens zu behaupten. Man hatte sich schon in Gruppen zerstreut und aufgelöst, als Ihre Ankunft der Gesellschaft einen neuen — Mittelpunkt gab".

„Sie beschämen mich, Fräulein", antwortete ich, meine Befangenheit bezwingend. „Ich wurde allenthalben in der Pfalz so liebenswürdig und gastlich aufgenommen, daß ich verwöhnt wurde und mich auch damals sogleich zu Hause fühlte, bis mein Gebahren aufdringlich erscheinen mußte".

„Das gewiß nicht!" sprach jetzt Hedwig mit einem warmen, ernsten, betheuernden Ausdrucke. „Nehmen Sie, was ich sagte, nicht als ein bloßes Compliment".

„Ich will es als Wahrheit nehmen und als Glück empfinden, da ich es jetzt höre", meinte ich mit einer leichten Verneigung, während Hedwig im nämlichen Tone fortfuhr:

„Complimente wissen wir Landleute weder zu machen, noch würden sie in unsere Einsamkeit passen. Das kann Ihnen Vetter Franz, den ich eben kommen höre, noch eindringlicher sagen, und er wird es Ihnen gewiß zur Pflicht machen, heute stets wahr und heiter zu sein".

„Das wird mir äußerst leicht sein, leichter als Ihnen, mein Fräulein!"

„Gewiß nicht".

„Bitte um Entschuldigung, doch!"

„Warum?"

„Weil ich in so liebenswürdiger Gesellschaft nicht anders sein könnte, um angenehm zu erscheinen, woran mir doch wahrhaftig sehr liegt".

Hedwig schien froh zu sein, auf ein so geschraubtes Compliment keine Antwort geben zu müssen, da jetzt nach einigen kräftigen Schritten und hartem Auftreten draußen, die Thür sich öffnete und mein alter Freund Franz Stamm hereintrat, wodurch auch das Gespräch meiner Genossen mit der Matrone seine Unterbrechung fand. Aeußerst überrascht über unser Hiersein, obgleich ich schon damals vermuthete, er habe darum bereits gewußt, reichte und schüttelte er uns die Hände und hieß uns im Elternhaus willkommen. Wir brauchten nicht erst zu sagen, daß wir als Böhämmerschützen kämen, — er setzte das voraus. Und so rief er nach einer warmen Suppe, welche den Gästen wohlthun solle und die auch alsbald aufgetragen ward. Ich erhielt meinen Platz zur Rechten der ehrwürdigen Dame des Hauses; Hedwig saß zu deren Linken mir gegenüber, neben ihr Schakob, dem jungen Forstmann gegenüber, während Franz unten die Tafel abschloß. So saßen wir zu sechsen beim gemeinschaftlichen Abendtische; und daß wir durchfrorene Böhämmerschützen uns an der warmen Suppe wahrhaft erquickten, bedarf nicht erst besonderer Versicherung.

Gleichsam nur nebenbei sprach Franz gegen seine Mutter die Erwartung als etwas selbstverständliches aus, daß nunmehr die gebratenen Böhämmer für die heutige Abendtafel abbestellt sein werden; hieße es doch Sterne an den Himmel heften oder Wasser in den Rhein tragen, wollte man Gästen aus Bergzabern, die sich auf der Böhämmerjagd befänden, noch mit solchen aufwarten.

Wir drei sahen uns dabei heimlich mit bedeutsamen Blicken an. Als nun Franz sich zu mir wandte und es als natürlich hinstellte, daß ich als Gast der Böhämmerstadt der Vögel bereits leidig sein müsse, äußerte ich:

„Es kommt darauf an, ob Sie lebendige Böhämmer oder gebratene meinen. Letztere sollen sehr schmackhaft, fett und pikant sein".

„Sollen sein? Ich verstehe nicht!" antwortete Franz. „Das hieße ja, Sie hätten noch gar keine verkostet. Sie haben es also bisher nur mit den lebenden zu thun gehabt. Wie finden Sie diese?"

„Bis jetzt bitter, sehr bitter!"

Schakob sah mit niedergeschlagenen Augen in den Teller, der Forstmann neben mir rückte seinen Stuhl, während Franz einen Rothen in die Gläser schenkte.

„Aha, ich verstehe!" meinte Franz dabei. „Das Umherlaufen in der Nacht, bis man zum Handkuß kommt. Je saurer die Mühe, um so süßer der Lohn, wenn Sie nun Morgen neben einer gefüllten „Köitze" in die Stadt einziehen. Nicht wahr, es ist doch ein eigener Genuß, so einen um den andern aus der Reihe zu schießen, ohne daß man vom Platze zu gehen braucht".

„Ja, es soll sehr eigen sein!" antwortete ich. „Die beiden Herren da haben mir viel davon erzählt".

(Fortsetzung folgt.)

Die Ruinen von Paris.

Aus Paris, 1. Juni, schreibt man der Allg. Ztg.: Man hätte sich wohl kaum ein tragischeres Ende des an und für sich schon schauderhaften Bürgerkrieges, der während mehr denn zwei Monaten in und um Paris herum gewüthet hat, denken können. Die allbewunderte Weltstadt steht nunmehr so mancher ihrer schönsten Zierden beraubt da, und bietet auf allen Punkten ihres weiten Umkreises ein unbeschreiblich trauriges, ja ergreifendes Schauspiel dar. Die Verwüstungen und Verheerungen, deren Stätte diese unglückliche Stadt geworden ist, lassen sich nicht mit der Feder beschreiben; man muß mit eigenen Augen sehen, um sich davon einen auch nur annähernden Begriff machen zu können. Die Ueberraschung weicht der Bestürzung, die Traurigkeit dem Mitleid, die Empörung dem Ekel, je mehr man von diesen Gräueln sieht.

Die Bewohner jener Stadttheile, welche von der unerträglichen Gegenwart der Communisten befreit waren, konnten schon von Mittwoch voriger Woche angefangen, den nationalen Truppen Schritt für Schritt folgen, und die rauchenden Trümmer anstaunen, welche die Vandalen des Hotel de Ville in ihren letzten Todeszuckungen so unbarmherzig aufhäuften. In jenen Tagen büßte aber so mancher in harter und blutiger Weise seine Neugierde, denn man konnte in gewissen Gegenden der Stadt, und zwar vorzüglich in jenen, wo kurz vorher die Föderirten noch gehaust hatten, ohne fortwährende Lebensgefahr zu laufen, den Kopf nicht vor die Thüre stecken. Erst gestern konnte man, gänzlich der drückenden Last der Lebensunsicherheit entledigt, die traurige Pilgerfahrt beginnen, und das that ich denn auch. Von der Porte Maillot bis zum Pere Lachaise, von den Buttes Montmartre bis zu den Gobelins versammelte sich die Menge auf allen Boulevards, Straßen und Plätzen in zahlreichen Schaaren,

und betrachtete in stummer Wehmuth all die furchtbaren Spuren der barbarischsten Zerstörungswuth, deren sich je eine organisirte Empörung im civilisirtesten Welttheil schuldig gemacht hatte. Wie vielen ist da kein Trost geblieben?

Ich begann meine Rundreise bei der Rue Royal. Diese schöne Straße, welche einerseits von der Magdalenenkirche und andrerseits von dem Concordiaplatze begränzt ist, zählt acht, entweder gänzlich oder größtentheils niedergebrannte Häuser. Die Häusergruppen, welche auf beiden Seiten die Ecke der Rue Royale und der Rue du Faubourg St. Honoré bilden, existiren nicht mehr. Gegenüber ist auch ein ganzes Haus der Raub der Flammen geworden; die Mauern dieses letztern sind wohl nicht zusammengefallen, doch alle in demselben befindlichen Wohnungen sind leer und schwarz. Die Rue du Faubourg St. Honoré ist an diesem Orte von den Trümmern ganz versperrt. In einem dieser Gebäude soll eine Privatgebäranstalt gewesen sein, in welcher zur Zeit des Brandes 32 Wöchnerinnen und neugeborene Kinder untergebracht waren; das Feuer soll alle diese Unschuldigen verzehrt haben! Die später vorzunehmenden Ausgrabungen können allein hierüber genaue Sicherheit verschaffen.

Auf dem Concordia-Platze sieht man eine große Menge von Bruchstücken allerlei Art auf dem Boden liegen: Theile von Statuen, von Balustraden, zerschmetterte Laternen und Gußeisenstücke, die von den schönen Springbrunnen gefallen waren. Die sitzenden Frauenstatuen, welche die bedeutendsten Städte Frankreichs darstellen, haben wenig gelitten; jene welche Lille vorstellt, ist jedoch ganz in Trümmern und von ihrem Piedestal heruntergestürzt. Alle haben noch jetzt ihr Gesicht in die schwarzen Schleier gehüllt, mit denen man sie zur Zeit der zweitägigen Besatzung von Paris bedeckt hatte. Die Tritone und Nereiden der Springbrunnen sind hingegen sehr stark verletzt worden; besonders verstümmelt wurden jene, welche auf der Flußseite des Platzes sind, dem einen fehlt der Kopf oder ein Arm, der andern ein Bein oder ein Fuß, und Alle sind von Kugeln und Projectilen jeder Art reichlich durchbohrt. Der berühmte Obelisk allein steht noch gänzlich unverwundet da, obwohl er gerade ganz genau in der Schußlinie der gegenseitigen Batterien gestanden.

Die Barrikade der Rue St. Florentin, d. h. am Beginn der Rue Rivoli, eine Befestigung von redoutenförmiger Zusammensetzung, ist zusammengefallen; doch sind die in ihrer unmittelbaren Nähe befindlichen Gebäude und Anlagen bei Weitem nicht so beschädigt, wie man es angesichts des äußerst heftigen und dauernden Angriffs dieses Punktes befürchten konnte. Das Palais des Marineministeriums ist so zu sagen gar nicht beschädigt Dahingegen sind die Verheerungen einiger Häuser weiter davon, desto ärger. Das Finanzministerium ist nichts anderes mehr, als eine ungeheure Ruine. Selbst die vordere Façade dieses colossalen Gebäudes ist an mehreren Stellen ganz verfallen. Die Trümmerhaufen, welche von den verbrannten Stockwerken herrühren, reichen beinahe bis an den zweiten Stock hinauf. Nur ein ganz kleiner Theil des Gebäudes ist unversehrt geblieben.

Einen wo möglich noch schrecklicheren Anblick bietet der Tuilerienpalast dar. Der rechte Flügel und das Centrum dieser alten Königsstätte besteht nur noch aus den stärksten Mauern, welche hoch in die Lüfte ragen. Vom Pavillon de Marsan bis zum Pavillon de Flore ist das Dach mit den Fußböden und Zwischenmauern gänzlich eingestürzt. Die äußern Seiten des Gebäudes sind stark verkohlt; hauptsächlich in der Nähe der mächtigen Fensteröffnungen, aus welchen die Flammen ihre zerstörenden Zungen gereckt haben. Man wird schwerlich, was noch übrig bleibt, wieder verwenden können. Wenn im Finanzministerium unzählige wichtige Documente in Flammen aufgegangen sind, deren Verlust von großer Bedeutung ist, so kann man eigentlich dasselbe nicht in Bezug auf die im Tuilerienbrande verschwundenen Gegenstände sagen. Die Kunstwelt hat nicht sehr viel von wirklichem Werthe verloren. Der materielle und historische Werth der daselbst befindlichen Möbel und verschiedener Kleinigkeiten ist wohl in seiner Art unberechenbar und jedenfalls unersetzlich, doch der Verlust im ganzen genommen erträglich. Die Veröffentlichung der „Papiere und Correspondenzen der kaiserlichen Familie" hat bei dieser Gelegenheit Schiffbruch gelitten, denn etwa 50,000 werthvolle Papiere und Manuscripte, welche man zur Geschichte des zweiten Kaiserreichs verwendet hätte, sind natürlich in Asche verwandelt worden. Es ist nur zu wundern, daß man diese Documente nicht schon lange in Sicherheit gebracht hat.

Wie an den übrigen Brandstätten, bemerkt man auch hier noch an manchen Stellen dichte Rauchwolken gen Himmel steigen. Die unschätzbaren Museen des Louvre sind gar nicht von den Flammen berührt worden, obwohl der Brand schon bis ganz in ihre Nähe herangerückt war; denn die dem Palais Royal gegenüber befindliche Bibliothek ist gänzlich verbrannt. Diese in mancher Beziehung werthvolle und merkwürdige Büchersammlung bestand aus etwa 90,000 Bänden, unter welchen man vorzüglich den Verlust einer reichhaltigen Sammlung von Manuscripten, Gebetbüchern, Gedichten und geschichtlichen Werken bedauert, welche den französischen Königen gehört hatten. Die Statuen der berühmtesten Generale der ersten Republik und des ersten Kaiserreichs, welche sich auf der Seite der Rue de Rivoli unmittelbar in der Nähe dieser Bibliothek, oberhalb der großen Thore, die zur Place de Carousssel führen, befinden, sind unberührt, und ein guter Theil der angrenzenden Localitäten hat wenig gelitten.

Die Louvre-Bibliothek grenzt einerseits an das Staatsministerium und andrerseits an die Louvre-Caserne an. Das erstere ist mehr oder weniger unberührt, aber die letztere stark beschädigt worden; eine gewisse Zahl von Truppen konnte aber dort noch untergebracht werden. Es war den Feuerwehrmännern glücklicherweise gelungen, dem Brande hier endgiltigen Einhalt zu thun, was um so wichtiger war, als die Caserne unmittelbar an die Säle des Museums stößt.

Die ägyptischen und die assyrischen Sculpturarbeiten, die Sammlung italienischer Thongeschirre und jene der Pastellgemälde und Sauvageot'schen Collection waren also in großer Gefahr.

Das Palais Royal theilt das Schicksal der Tuilerien; nur der rechte Flügel ist übrig geblieben. Das Théatre Français und die weltberühmten Gallerien welche die langen Gartenanlagen umgeben, wurden von den Flammen verschont.

Die Säulenfaçade des Louvre, schon fühlbar beschädigt im Jahre 1830, ist diesmal bei weitem ärger mitgenommen worden. Die Kirche von St. Germain l'Auxerrois hat gar nicht gelitten; dagegen ist ihr Nachbar, das schöne, mit reichen Schnitzarbeiten versehene Gebäude des Bürgermeisteramtes des ersten Arrondissements, von einem wahren Kugelregen überschüttet worden. Diese beiden Gebäude befinden sich gerade der großen Säulenfaçade des Louvre gegenüber; die Häuserreihe, welche die Mairie von der Rue Rivoli trennt, ist zerstört, nur deren Hauptmauern stehen noch aufrecht.

(Schluß folgt.)

---

* Meteorologische Station zu Dürkheim a/H.

Witterungsbericht über die Monate April und Mai 1871.

April. Bei vorherrschendem Südwestwinde und verhältnißmäßig niedrigem Barometerstande war dieser Monat reich an Niederschlägen. Es regnete an 16 Tagen und die gesammte Regenhöhe betrug 30.4 par. Linien. Der mittlere Luftdruck war 331.'''62, der höchste am 11. Abends 334.'''77 und der niedrigste am 17. Mittags 327.'''54. Die Temperatur war namentlich in der ersten Hälfte des Monats sehr niedrig, so daß das Thermometer an 3 Tagen unter den Gefrierpunkt fiel. Die mittlere Wärme des Monats betrug 7.°84, die höchste war am 19. Mittags 16.°9 und die niedrigste am 7. Morgens — 1.°4. Mittlerer Luftdruck 2.'''79, relative Feuchtigkeit in Proc. 70.25. Nur an einem Tag (7.) war vollständig wolkenfreier Himmel. Am 9. in der Nacht zwischen 11 und 12 Uhr war ein prächtiges Nordlicht sichtbar, und am 29. Nachmittags kam von Westen ein Gewitter.

Mai. Kühl und trocken. Bei constant hohem Barometerstand und vorherrschendem Nordwestwinde betrug der Regen, der an 5 Tagen fiel, nur 8.2 par. Linien. Der mittlere Luftdruck des Monats war 333.'''02, der höchste am 22. Morgens 335.'''78 und der niedrigste am 14. Abends 329.'''31. Das Thermometer war mit Ausnahme der letzten Woche, wo es zweimal (26. und 29.) bis 24.°2 stieg, constant niedrig, so daß die mittlere Monatstemperatur 9.°72 beträgt. Der niedrigste Thermometerstand war am 18. Morgens 2.°3. An 5 Tagen (12. 14. 23. 24. und 25.) vollkommen wolkenfreier Himmel, am 1. und 20. Gewitter. Der mittlere Dunstdruck betrug 2.'''68, die relative Feuchtigkeit in Proc. 60.11.

Im Namen des Ausschusses der Pollichia:
F. Beck.

Miscellen.

München, 11. Juni. Wenn man in den innern Raum des neuen Zeughauses an der Dachauerstraße tritt, glaubt man sich plötzlich in ein französisches Armee-Rüstungs-Depot versetzt und erblickt überall, wo man hinsieht, französische Ausrüstungsgegenstände, Waffen, Geschütze, Fahrzeuge ꝛc. Vor Allem erblickt der Eintretende auf einem großen Platze lange in Breite und Tiefe gezogene Reihen von Feldgeschützen; es sollen deren gegen 450 Stück sein, gezogene 6- und 12-Pfünder. Auf hölzernen und eisernen Depressionslafeten finden wir eine Sammlung schwerer Festungs- und Belagerungsgeschütze; das älteste hier vorhandene Rohr trägt die Jahreszahl 1737; von da an sind alle Jahre und Regierungsformen Frankreichs bis auf den heutigen Tag vertreten. Wir sehen Geschützrohre, welche die bourbonischen Lilien, die Namenszüge Napoleon I. und III., Karl X. und Louis Philipps tragen, wir finden Rohre, die die Embleme der ersten französischen Republik, des Consulates und der 2. französischen Republik tragen. An Belagerungsgeschützen sind 10 schwere Mörser, dann einige Pairhans, mehrere Mörser — gegen 30 — von kleinerem Kaliber und ebenso viele Gebirgskanonen, theils gezogen und auf Laffetten, theils glatt und ohne Laffetten vorhanden. In langen Reihen, eng zusammengeschoben, überblicken wir über 1500 Kriegsfahrzeuge aller Art; zunächst sehen wir über 40 Feldschmieden, gegen 60 vierrädrige Transport-, Munitions- und Proviantwägen, gegen 80 zweirädrige, hohe, auf Federn ruhende Compagnie-, Escadrons- ꝛc. Karren, sowie eine Masse sonstigen Armeefuhrwerks. In einem Schoppen liegen gegenwärtig noch 14,000 Chassepotgewehre (eine größere Anzahl ist schon nach Amberg versandt worden); außer diesen liegen in bedeutender Zahl alte Vorderlader, nach verschiedenen Systemen (Snider à la tabatière, Chassepot) umgeänderte Hinterlader, Artillerie- und Cavalerie-Chassepot-Karabiner und Pistolen hier aufgestapelt. Zu hohen kubischen Haufen sind, nach ihrer Gattung geschieden, Husaren- und Dragonersäbel, die Pallasche der Cuirassiere und Carabiniers, die Bajonnete der alten und Säbelbajonnete (Yataggns) der Chassepotgewehre zusammengelegt. Bei genauer Scheidung der Armeefuhrwerke muß es auffallen, daß nicht auch eiserne Feldbacköfen wenigstens in einzelnen Exemplaren vertreten sind; von der französischen Feldpost ist ein Wagen hier. — Von den Feld- und neueren Festungsgeschützen, den Laffetten und Protzen tragen viele Spuren von deutschen Granaten; einige Geschütze sind an der Mündung zerrissen oder haben andere Theile der äußern Ausstattung verloren.

* Breslau, 13. Juni. Ueber den Brand des Stadttheaters schreibt die „Bresl. Morgenztg." Folgendes: Bald nach 7 Uhr, als kaum die Vorstellung von „Figaros Hochzeit" begonnen hatte, wurde das ziemlich zahlreich anwesende Publikum durch die Nothpfiffe der anwesenden Feuerwehr in Angst und Schrecken versetzt. Kaum waren einige Minuten verflossen, leckten auch die Flammen bereits auf die Bühne. Schauspieler, Bühnenbedienstete, wie Publikum suchten zu entkommen. Einige Herren vom Chor, die ihre Sachen zu retten versuchten, haben sich noch an Stricken herunter gelassen und einige weibliche Personen, welche aus den Fenstern um Hilfe riefen, wurden durch die Feuerwehr, die eine mittelst der Rettungsleiter, gerettet. Man sagt, daß eine Gasexplosion die Ursache gewesen. Bald stand auch das ganze Gebäude bereits in Flammen. Die Flammen griffen, durch einen lebhaften Westwind angefacht, in rasender Wuth um sich, indem sie sich immer tiefer einfraßen und die Zerstörung mit einer Schnelligkeit bewirkten, daß nach Verlauf einer Stunde auch das Foyer von der herabstürzenden Decke in Brand gesteckt, nebst dem Zuschauer-Raum brannte. Kaum waren aus der Restauration im Foyer die Gardinen eilig herabgerissen worden, als nach wenigen Minuten die rothe Gluth durch die Fenster leuchtete. An eine Rettung irgend eines Theiles des Gebäudes ist nicht zu denken; es wird bis auf die Sohle ausbrennen. Jetzt um 9 Uhr Abends entsendet das Feuer aus dem Parterre und Parket dunkelrothe Rauchsäulen und morgen werden wieder schwarze Mauerreste in die Lüfte ragen und Breslau gemahnen, daß der Tempel, darin die Kunst wohnen sollte, abermals in Staub und Asche versank.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 73. Speyer, Dienstag, den 20. Juni 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von August Becker.

(Fortsetzung.)

„Ah so, Sie waren als Anfänger nicht glücklich", meinte Franz. „Trösten Sie sich mit dem Glücke Ihrer Jagdfreunde — es geht da eins in's andere. Nun! wie viel Dutzend hast Du geschossen, Schakob? Und Du?" wandte sich Franz jetzt an den Forstmann.

Jedoch vergeblich. Er erhielt keine Antwort. Er wiederholte seine Frage. Aber Beide beharrten in ihrem Schweigen. So ergriff ich wieder das Wort und sagte:

„Von diesen meinen Jagdfreunden hat einer genau so viel geschossen, als der andere. Rathen Sie nun, wieviel zusammen."

„So dreißig Dutzend!" meinte Franz.

„Mindestens vierzig!" rieth dessen Mutter.

„Weniger", sagte ich und blickte nach Hedwig hinüber.

„Nun, so will ich gleich sehr wenig rathen", sprach das Mädchen, „ich denke fünf Dutzend."

„Noch etwas weniger", sagte ich.

„Ah! Ich fürchte zu beleidigen, wenn ich vier Dutzend sage."

„Fürchten Sie nichts, Fräulein. Sehen Sie die Mienen meiner beiden Jagdgenossen an, — Sie werden sich ermuthigt fühlen, die Zahl sehr niedrig zu greifen."

Hedwig schwieg. Ich sah, wie um ihre Lippen ein Lächeln zuckte, als ob sie eine verhängnißvolle Zahl, die der Wahrheit entsprach, nennen wolle. Aber sie schwieg, und so sagte ich denn selbst:

„Sie vermuthen, wie viel wir zusammen erbeutet haben, und doch schweigen Sie, Fräulein? Heißt daß der Lehre, die Sie gegeben, nachkommen? Heißt es wahr und heiter sein?"

„Sagen Sie es doch selbst und lassen Sie uns nicht länger rathen", meinte Hedwig lächelnd, — ich aber sagte:

„So will ich offen gestehen, daß ich sehr gespannt auf die nähere Bekanntschaft eines todten oder lebenden Böhämmers bin, da mir bis zur Zeit keine Gelegenheit dazu geboten war".

Während sich jetzt Hedwig und selbst die alte Dame die Serviette vor den Mund hielt, da die Armensündergesichter meiner Genossen die Wahrheit nicht mehr verkennen ließen, fragte noch Franz:

„Wie? Ihr habt vor Eurem Gaste die Beute verborgen? Ei, solche Jägerkniffe, dem Fremden die Jagd zu verleiden! Wie kleinlich!"

„Die Krent' auch!" platzte jetzt Schakob heraus. „Wir haben ja keine Feder bekommen! Es war ja züm Todärgern!"

Nun brach das Lachen auf unsere Kosten unaufhaltsam aus, bis wir endlich selber mit einstimmten. Ich hatte dabei eine besondere Augen- und Seelenweide an dem Anblick des lachenden Mädchens mir gegenüber. Ihr Mund stand halb geöffnet — nicht wie eine aufknospende Rose, sondern viel, viel reizender, wie ich noch keinen lieblicheren Mund gesehen; ihr Antlitz leuchtete in verklärter Heiterkeit, ihre Augen sahen so engelsfroh zu mir herüber, — ich hätte närrisch werden mögen, wie ein Harlequin, um nur immer dieses Lachen des Mädchens sehen zu können. Ihre Stimme hörte ich dabei nicht, — aber am Wogen ihres zarten Busens merkte ich, wie sehr sie sich ergötzte, als wir nun die Geschichte unserer Jagd erzählten und die verschiedenen tragikomischen Abenteuer gegenseitig durch kleine Züge ergänzten.

Alle Tischgenossen befanden sich jetzt in bester Laune, so daß die alte Dame den Abend segnete, der so heiter, wie seit lange keiner mehr in ihrem Hause verlief. Der treffliche Wein hatte uns unglückliche Jagdgenossen auch vollständig getröstet, und Franz ging immer lachend ab und zu, um für unsere Gläser immer frische Strömung aus dem Keller zu holen. Und nun wollte er uns noch überbieten und erzählte viel schwierigere Abenteuer einer Böhämmerjagd, welche sich nach seiner Angabe bis in die Grenzwälder hinter Schönau und gegen Bitsch hin ausgedehnt hatte.

„Da zogen wir", so erzählte er, „bei zwei Fuß hohem Schnee und strengster Kälte aus, schlugen aber anfangs dem Wetter ein Schnippchen, — der große Schnee kümmerte uns nicht so viel! Aber nach langem Umherlaufen fanden wir uns aus den dicken Wäldern nicht mehr heraus. Endlich fanden wir Bahn im Schnee und gingen zwei Tage und Nächte auf derselben fort, ohne zu einem bewohnten Fleck zu kommen."

„Das ist ja nicht möglich!" sagte der Forstmann.

„Ihr mußtet in so langer Zeit doch aus den Wäldern hinaus kommen.“

„Oder auch nicht. Wir merkten erst am dritten Tag, daß wir in unsere eigene Fährte gerathen und dieser Bahn nach immer und immer einen breiten und langen Berg umwandelt hatten, bis wir's nach dem vierzehnten Umgang inne wurden. Da war aber auch all' unser Proviant längst aufgezehrt, und wir bekamen solchen Appetit, daß wir unsere Jagdtaschen aufzehrten.“

„Ah!“ machte Schalob. „Da wünsch' ich guten Appetit. Habt Ihr sie nur gerade so verschlungen?“

„Ich röstete mir die meinige — sie war schon etwas spröde — an der Gluth unserer Leuchtpfanne“, fuhr Franz in seiner merkwürdigen Geschichte fort. Nun bekamen wir fürchterlichen Durst; der Schnee war so hart gefroren, daß er sich auch am Feuer nicht schmelzen ließ. Da erzählte einer von uns eine so traurige und rührende Geschichte, daß wir Alle weinen mußten. Die vergossenen Thränen wurden in den Jagdbechern gesammelt, woran wir uns dann labten.“

„So schweige doch mit Deinen Albernheiten“, verwies die alte Dame ihrem Sohne dessen Mittheilung. Dieser aber betheuerte:

„Es ist so gewiß wahr, als ich dabei war. Endlich kam ein ungeheurer Schwarm Böhämmer so dicht an der Erde vorübergeflogen, daß, als einer von uns zufällig in den fliegenden Haufen hineinfiel, der Mann oben liegen blieb und wie der Wind fortgetragen ward. Das merkten wir uns, legten uns, so gut es gehen wollte, auf die vorüberziehenden dicken Schwärme und kamen so rasch und wohlbehalten bei Dahn in bewohnte Gegenden, wo wir sachte, ohne daß es die Vögel merkten, zu Boden rutschten“.

Die Damen fanden diese Münchhauseniade offenbar viel weniger belustigend, als unsere Erlebnisse, die den Stempel der Wahrheit trugen. Indessen wurden noch, als schon längst unser Appetit gestillt war, die gebratenen Böhämmer aufgetragen. Ich verkostete sie zum ersten Male und fand die Speise außerordentlich delikat und pikant. Es waren etwa zehn Stück, welche Franz Nachmittags durch zwei Schrotschüsse erlegt hatte, die er in einen vorüberfliegenden Böhämmerzug abfeuerte. Ich meinte während des Essens, daß die Vögel, nach dem Schnabel zu schließen, zur Finkengattung gehören müßten, was die Einleitung zu einem ernsteren Gespräch über Namen und Naturgeschichte der Böhämmer ward.

Man hatte mir nämlich diese Vögel, welche in manchen Wintern in ungeheurer Anzahl erscheinen, als eine Art Ortolane, Ammern beschrieben, wovon sich auch der Name mit einiger Sprachverrenkung herleiten konnte: Buchammer in Böhämmer verdorben. Heißt doch auch der große Buchenwald im Winkel des Rheins und der Lauter im Volksmunde „Böhwald“, und die öligen Früchte der Buchen machen den Vogel im Winter so fett. „Böheimer“ ist dessen Name schon geschrieben worden, weil man wohl meinte, er komme aus den böhmischen Wäldern, vielleicht auch seiner streunenden Lebensart wegen, da im benachbarten Frankreich die Zigeuner „Bohémions“ heißen.

Endlich einigten sich alle Stimmen dahin, daß es der Bergfink (fringilla montefringilla) sei, ein hübsch gezeichneter Vogel, der in den Birkenwäldern des höchsten Nordens, in Lappland niste und nur in harten Wintern in unermeßlichen Schwärmen zu uns komme, um die Buchenwälder abzuweiden und in den Bergforsten zu übernachten. Seit undenklichen Zeiten suchen die Böhämmer besonders die Bergwälder hinter Bergzabern heim und werden dort in der Weise gejagt, wie auch wir es zu thun im Sinne gehabt hatten.

Gerne hätte ich ein Exemplar gesehen. Da keines mehr ungerupft im Hause war, versprach mir Franz, ein solches bei einem Sägemüller zu ermitteln, der ebenfalls in den Zug gefeuert hatte, damit ich doch ein Stück als Siegesbeute nach Landau bringe, wo die Spottsucht Hartensteins mir drohte.

Ueber diesem Geplauder war die Nacht schon weit vorgeschritten. Schalob hatte durch beständiges Nicken des Kopfes weniger seine Zustimmung zu unsern Aufstellungen, als seine Schlafseligkeit zu erkennen gegeben, während Hedwig mit dem schlanken, hübschen Mädchen, das die Tafel abzuräumen begann, geheimnißvolle Blicke wechselte. So sehr der junge Forstmann sich geneigt zeigte, Hedwigs Aufmerksamkeit auch auf sich zu lenken, schien doch auch bei ihm die Sehnsucht nach dem Bette bald jede andere Empfindung zu überwiegen. Ich allein empfand noch keine Anwandlung zum Schlummer. Der Anblick der holden Jungfräulichkeit mir gegenüber feyte mich gegen jede Anfechtung des müden, erschöpften Körpers und hatte mich mehr erquickt, als Trank und Speise.

Leider konnte ich nicht bleiben, als Franz einen Leuchter nahm, um uns zur Ruhe zu geleiten. Hedwig verweigerte mir zur guten Nacht ihr Händchen nicht. Und als ich den Andern fast trauernd die Treppe hinan folgte, während sie zurückblieb, hielt ich noch immer meine Rechte so, als umschlösse sie die zarten Finger des Mädchens.

Franz hatte meinen Jagdgenossen ein gemeinschaftliches Zimmer mit zwei Betten angewiesen und führte mich eine Thür weiter in ein anstoßendes Schlafgemach. Dann sah er mich wichtig und geheimnißvoll an und sprach leise, bevor er mich verließ:

„Sie haben noch keinen Schlaf, wie ich sehe. Bleiben Sie wach, so lange es geht. Kann ich mich darauf verlassen?“

Ich nickte erstaunt, und stand dann nachdenklich und allein in dem kleinen freundlichen Gemach.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Zum Siegeseinzug in Berlin.

I.

Von den Vorbereitungen zum Siegesfeste entwerfen die Berliner Blätter höchst ausführliche Schil-

derungen. Dem „B. C." entnehmen wir nachstehende Skizze der Einzugsstraße.

Die via triumphalis, der Weg, den die Truppen zurücklegen, erstreckt sich fünf Achtelmeilen lang vom Tempelhofer Felde im Süden der Stadt bis zum historischen Mittelpunkte Berlins, dem Lustgarten. 90 Tribünen, die kleinen ambulanten Podien ungerechnet, säumen sie ein und gewähren für mehr als 100,000 Personen bequeme Sitzplätze. Die erste dieser Tribünen steht dicht am Scheitel des Tempelhofer Berges, die letzte hart am kgl. Schlosse; auf der Strecke vom Brandenburger Thor bis zum Lustgarten sind 22 solcher Emporien errichtet.

Machen wir einen vorläufigen Rundgang durch die Siegesstraße Beim Beginn des städtischen Areals, am Fuße des Kreuzberges, wird der Eingang durch zwei 40 Fuß hohe Säulen bezeichnet, die Fahnen und Waffentrophäen zu tragen bestimmt sind. Vor dem Hauptportale der Kaserne des ersten Dragoner-Regiments erhebt sich eine mächtige Ehrenpforte; im Uebrigen scheint der Schmuck der Belle-Alliance-Straße nur aus fortlaufenden Tribünen bestehen zu sollen, die sich über jedes disponible Fleckchen der Vorgärten ausdehnen. Das Gebäude des Belle-alliance-Theaters ist überaus reich mit Guirlanden und Fahnen geziert.

Bei der Halle'schen Thorbrücke, die eine breite Ausladung nach der Königgrätzerstraße erhielt, beginnt die Thätigkeit der städtischen Decorations-Commission. Schon vom Kreuzberg aus blickt man auf eine Colossalstatue der Berolina, vom Bildhauer Ende gefertigt, 30 Fuß hoch auf mindestens eben so hohem Postamente. Halb vorgebeugt auf dem luftigen Standorte mit flatterndem Gewande, streckt sie den einziehenden Siegern die Hände segnend entgegen; der Kopf ist mit einer Goldkrone geziert. Zu beiden Seiten der Statue ragen mächtige Tribünen empor. Zum Askanischen Platz führt uns ein Spalier von Flaggenmasten, die an der Spitze gleichmäßig den preußischen Wimpel, in der Mitte Fahnen mit den Farben der deutschen Landsmannschaften und den entsprechenden Wappenschildern in Medaillons tragen. Unter einander sind die weiß und roth angestrichenen Masten mit Guirlanden verbunden. — Auf dem Askanischen Platz erhebt sich eine riesige Tribüne, für die Schuljugend aller städtischen Lehranstalten bestimmt.

Durch einen Mastenwald mit Fahnen gelangen wir nach dem Potsdamer Platze. In der Mitte, den Eingang der Leipzigerstraße maskirend, erhebt sich ein kreisrundes, mit Geschützen von Straßburg und Metz garnirtes Postament, einen bekränzten viereckigen Pfeiler mit der Inschrift „Sedan" tragend, auf welchem eine Victoria ruht, dem Sieger Lorbeer und Palme reichend. Das Ganze ist über 70 Fuß hoch. Flankirt wird der kühne Bau von zwei kolossalen sitzenden Figuren auf viereckigen, nach oben verjüngten Postamenten, vom Professor Reinhold Begas componirt. Rechts von der Germania stellt das in träger Ruhe versunkene, aber mit entschlossenem Blick in die Weite schauende Frauenbild Metz dar, links Straßburg, die noch lodernde Kriegsfackel gesenkt, im Grübeln über die Zukunft vertieft. Der Gesichtsausdruck beider Figuren ist außerordentlich charakteristisch. Rings um die Triasgruppe zieht sich reicher architectonischer Schmuck, der dem Architekten Professor Lucae seine Entstehung verdankt.

Die Decoration am Potsdamer Platz bis zum Brandenburger Thor zeigt insofern eine Abwechslung, als je die zehnte Fahnenstange statt des Wappenschildes eine Waffenthat des glorreichen Kriegs aufzählt. Außerhalb des Thores erhebt sich eine Ehrenpforte in den größten Dimensionen. Auf sechs ca. 10 Fuß hohen Postamenten mit vorspringenden Ecken, mit dem Berliner Bär gekrönt, erheben sich hohe schlanke Säulen, auf dem Knauf den preußischen Adler und das Eiserne Kreuz tragend. Sie sind bestimmt, den auf die sechs Hauptschlachten des Kriegs bezüglichen Trophäen als Stützpunkt zu dienen. Das Brandenburger Thor selber ist von oben bis unten mit Guirlanden umwunden.

Wie die Säulen zu dem Baldachin, die sich unmittelbar vor dem Ausgange der Promenade erheben, sind die Säulen an den Straßenübergängen zur Aufnahme bildlicher Darstellungen authentischer Aussprüche des Kaisers bestimmt, ca. 40 Fuß hoch; sie bestehen aus einem würfelförmigen Unterbau auf zwei Stufen, der Säulenschaft selbst ist mit Adlern besetzt, das geschmackvolle Capitäl trägt eine Victoria. Ein Theil der erbeuteten Geschütze und Kugelspritzen ist an den Seiten der Promenaden und der Königgrätzer Straße aufgefahren.

Es sind aufgestellt: 8 Festungsgeschütze, von denen 3 aus den Zeiten der ersten Republik stammen, 422 Feldgeschütze und 84 Mitrailleusen. Die schwere Dame „La Valérie" hat man auf ihrem Ruhelager im Zeughause gelassen.

Zwischen den Kanonen sind Candelaber mit Feuerkörben, dreikantige Säulen zur Aufnahme der Siegesdepeschen, Flambeaux ꝛc. angebracht; auf dem Reit- und Fahrwege, dicht hinter den Geschützen ist eine doppelte Bänkereihe für die Verwundeten und ihre Pfleger hergerichtet, diese Wege selber mit Gascandelabern garnirt. Ebenso sind die Standbilder auf der Strecke vom Königspalais bis zum Zeughause und die Schloßbrückengruppen mit Erleuchtungsapparaten versehen.

Für den Häuserschmuck scheint diesmal die Verzierung der Hausfront mit Wappen, Fahnen und Gedenktafeln an die Schlachten und Transparentbilder sehr beliebt zu sein.

---

* Ein blinder Naturforscher.

Kein Glied der reichen vielgestalteten Thierwelt umgibt wohl ein gleicher Zauber von Wahrheit und Dichtung, wie die Biene und ihr stilles emsiges Wirken. Von jeher der Gegenstand des lebhaftesten Interesses und der unablässigsten Beobachtung blieb trotzdem das Leben der Biene Jahrhunderte hindurch von dem halbmythischen und geheimnißvollen Schimmer umflossen, den schon das klassische Alterthum über dasselbe ausgebreitet hatte, und erst den ernsteren Bemühungen der modernen Naturforschung war es vorbehalten, diesen Nebelschleier mehr und mehr zu lüften und so das eng umschlossene Bienenreich gleichsam wissenschaftlich zu erobern.

Was aber als das merkwürdigste dabei erscheint, ist, daß es ein blinder Forscher war, der zuerst mit der Schärfe des

geistigen Auges diese kleine labyrinthische Welt durchdrang und wenigstens in ihren Hauptzügen die Naturgeschichte der Biene feststellte. Franz Huber ist der Name dieses merkwürdigen, noch zu wenig bekannten Mannes, dem leider schon im Jünglingsalter der funkelnde Augenstern sich für immer umschleierte, dem aber dafür ein um so hellerer, innerer geistiger Strahl leuchten sollte. Am 2. Juli 1750 in Genf unter sehr günstigen äußeren Lebensverhältnissen geboren, erhielt er eine ausgezeichnete, sorgfältige Erziehung. Schon frühe in dem Laboratorium eines Verwandten, der sich viel mit Alchemie beschäftigte, auf die Naturforschung hingelenkt, gab sich Huber mit dem ganzen Eifer eines jugendfrischen Talentes den ernst wissenschaftlichen Studien hin, und inmitten derselben, sowie jedenfalls zum Theile in Folge allzugroßer Anstrengungen war es, wo der schwere Schicksalsschlag ihn überraschte und die düstere Nacht der Blindheit sich auf seine, schon seit lange geschwächten Augen herniedersenkte, ohne ihn jedoch damit der Wissenschaft zu entfremden, welche ihm im Gegentheile fortan als hellstrahlende Sonne am verdunkelten Himmel seines Lebens leuchten sollte.

Die vollständigste Entschädigung und werthvollste Stütze fand er aber in der Verbindung mit einer hochsinnigen, aus sehr angesehener Familie stammenden Jungfrau Aimée Lullin, welche ihm schon vor seiner Erblindung ihr Herz geschenkt hatte und sich nun durch keine äußere Rücksicht abhalten ließ, dem schwergeprüften jungen Gelehrten zum Altare zu folgen, wobei sie in vierzigjähriger Ehe eine ebenso hingebende als ausgezeichnete Gattin blieb. Sie war es denn auch, welche ihm bei seinen verschiedenen Beobachtungen stets ihre treuen Augen lieh und ihm das Gesehene alsdann aufs Genaueste berichtete. Einen ausgezeichneten Gehilfen fand Huber bei seinen Forschungsarbeiten außerdem in seinem intelligenten Diener Franz Burnens, den er die schwierige Kunst der Naturbeobachtung gelehrt hatte, und dem namentlich ein hervorragender Antheil an Hubers Entdeckungen im Reiche der Bienen zukömmt. Ein großer Verlust war es daher für Letztern, als Burnens in einer öffentlichen Anstellung eine anderweitige Versorgung fand, worauf Huber's Sohn, sowie eine Anzahl von Freunden und unter diesen besonders Sennebier dessen Stelle übernahm.

Das Eigenthümlichste und Merkwürdigste bei Huber's Arbeiten ist jedenfalls, daß er sich fast ausschließlich ein Beobachtungsfeld gewählt hatte, das gerade ihm persönlich die größten Schwierigkeiten entgegensetzte, und es scheint hiernach fast, als ob eben diese Schwierigkeiten seine Wißbegierde besonders aufgestachelt und seine Anstrengungen in dieser Richtung um so lebhafter herausgefordert hätten. So beschäftigte er sich eifrig mit verschiedenen anatomischen Fragen, ließ unter seiner Leitung Zergliederungen vornehmen und stellte außerdem bemerkenswerthe Untersuchungen über den Keimungsproceß der Samenkörner an, deren Resultate er in der Schrift „Mémoire sur l'influence de l'air et des diverses substances gazeuses dans la germination de différentes plantes“ veröffentlichte.

Seine hervorragendsten Arbeiten sind aber unstreitig seine bereits erwähnten Forschungen auf dem Gebiete des Bienenlebens, dessen Geheimnisse er zuerst, besonders durch Charles Bonnet auf die Dunkelheiten in der Naturgeschichte der Biene aufmerksam gemacht, in einer Weise ergründete, daß wir ihn wohl mit Recht als den Naturforscher der Biene par excellence bezeichnen dürfen. In sinnreich ausgedachten Bienenstöcken aus Glas wurde mit unermüdlicher Geduld die kleine Welt des geschäftigen Bienenvolkes beobachtet, und was Andere für ihn gesehen und erspähet, das combinirte und verarbeitete sein lebhafter Geist hierauf mit den daraus sich ergebenden Schlüssen zu einem zusammenhängenden Systeme und anschaulichen Naturgemälde, dessen Gesammtheit er zuerst in Briefen an Bonnet unter dem Titel „Nouvelles observations sur les abeilles“ (1792) der Oeffentlichkeit übergab.

Zahlreiche neuere Forscher, wie namentlich der berühmte Zoologe, Professor Siebold in München, der kaum minder verdienstvolle Professor Leuckart und vor Allem der bescheidene und unermüdliche Bienenzüchter und Bienenforscher, Pfarrer Dzierzon in Karlsmarkt in Schlesien, dessen ingeniöse Bienenstöcke seinen Namen in alle Theile der Welt getragen haben, thaten sodann das Ihrige, die noch dunkel gebliebenen Seiten weiter aufzuhellen und Huber's Werk mehr und mehr auszubauen, in welchem uns so heute, Dank den vereinten Anstrengungen, ein sozusagen vollständiges Bild des Bienenlebens vorliegt.

Einen besondern Gegenstand seiner Beobachtungen bildete unter Andern auch die Athmung der Bienen. Neben letztern hatte vorzüglich auch die in ihrer Lebensweise der Biene verwandte Ameise seine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, zu deren näheren Kenntniß er denn auch werthvolle Beiträge durch sein Werk „Essai sur l'histoire et les moeurs des fourmis indigènes“ (Paris 1806) lieferte, das auch in's Englische übersetzt wurde. Seine Correspondenz führte Huber zumeist in gedruckter Form, wobei ihm besonders ein in mechanischen Dingen erfahrener Bediente, Claude Lechet, wesentliche Dienste leistete, den er sich für diesen Zweck herangezogen hatte.

Wie die meisten Gelehrten durch Arbeit und Mäßigkeit, so erreichte auch Huber unter äußerst glücklichen Familienverhältnissen ein hohes, und sogar sehr hohes Alter, stets unermüdlich für die Wissenschaft und für die Erweiterung des Naturwissens arbeitend.

Zur Pflege und Belebung der Naturforschung gründete Huber in seiner Vaterstadt Genf die dortige „Gesellschaft für Physik und Naturgeschichte“, deren Präsident er selbst lange Jahre hindurch war, und die auch heute noch thätig wirkend daselbst fortbesteht. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er sodann bei seiner Tochter in Lausanne, wo er am 21. December 1831, 81 Jahre alt, starb.

Mit der Biene und deren Naturgeschichte wird sein Name stets innig verknüpft bleiben; die zahllosen Sehenden aber, welche sozusagen mit geschlossenen Augen, gleich Blinden durchs Leben gehen, dürften wohl aus seinem Beispiele lernen, die edle Gabe des Gesichtes nach ihrem wahren Werthe zu schätzen, und den reichen Wundern der Natur künftig ein offenes Auge zu leihen.

Emil Sommer.

Miscellen.

Auf der Erde leben etwa 1350 Millionen Menschen; dieselben reden 3064 verschiedene Sprachen; 1100 verschiedene Religionen sind bekannt. Das mittlere Lebensalter eines Menschen schätzt man auf $33\frac{1}{2}$ Jahre; ein Viertel der Menschen stirbt vor dem 7., die Hälfte vor dem 47. Jahre. Von je 100 Personen erreichen durchschnittlich 6 das Alter von 60 Jahren und darüber, von je 500 Personen wird eine 80 Jahre, von je 1000 Personen eine 90 Jahre alt. Jedes Jahr sterben 40 Millionen Menschen, also 110,000 den Tag, 4500 die Stunde, 75 die Minute. Diese 40 Millionen werden aber durch $51\frac{1}{2}$ Millionen Geburten jährlich mehr als ersetzt — es müßten denn Kriege, verheerende Seuchen und andere außerhalb des regelmäßigen Ganges der Natur liegende Ereignisse eine größere Abnahme der Menschenzahl bedingen. Eine Heirath kommt jährlich auf 120 Menschen, jährlich finden also 11,250,000 Heirathen statt.

* Räthsel.

Wie wüst ist die Stadt, worin ich regiert
Und über die Welt das Scepter geführt!
Setze mein Erstes an's Ende hinaus,
So bist Du am Ende, geh' ich Dir aus.
Doch lies mich von hinten, so stell ich schnell
Dir vor einen Feind von Israel! —r.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 69:

Kehle — Kehl.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 74. Speyer, Donnerstag, den 22. Juni 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Achtes Capitel.

St. Thomasnacht.

Ein ereignißreicher, oder doch vielbewegter Tag lag hinter mir. Aber er war noch nicht zu Ende, und die Worte, welche der Sohn des Hauses zu mir gesprochen, deuteten auf weitere Ergebnisse oder konnten doch so gedeutet werden. Für's Erste vermochte ich ihren Sinn nicht zu enträthseln. Nur das fühlte und wußte ich, daß allerdings der Schlaf mich noch lange fliehen werde. Zur erquicklichen Ruhe war ich zu erregt.

Mein Schlafgemach war durch eine offene Thüre mit jenem meiner Jagdgenossen verbunden. Angekleidet trat ich auf die Schwelle, um mit denselben noch der Unterhaltung über die Erlebnisse des Tags zu pflegen. Aber noch während sie sich entkleideten, waren nur kurze brummige Antworten aus ihnen zu locken. Und kaum lagen sie in den Federn, als sie mir beide, gleichsam unter'm Worte, in dumpfen Schlaf versanken. Bald verkündeten mir entsetzliche Töne, Baßgeigenstrichen über'm Steg ähnlich, daß sie ein wirksames Schnarchduett aufzuführen gedachten, und daß ich es mit Virtuosen in diesem Fach zu thun hatte. Die Thüre hinter mir zuwerfend, flüchtete ich in mein Zimmer zurück.

Ein silberner Leuchter auf eingelegtem Tischchen warf helles Kerzenlicht auf die grauen Tapeten des freundlichen Gemachs, auf das blüthenweiße Bett, auf den geheizten Ofen. Vor'm Fenster glitzerte es feenhaft. Ich sah, daß es noch immer schneite. Hie und da — nach düsteren Pausen — rüttelte der Wind am Hausgiebel, ließ die Wetterfahne knarren oder blies gespenstig durch den Kamin herunter, daß die Ofenthüre bebte und der Ofen stöhnte, als stecke eine arme Seele darinnen.

Sobald ich im Auf- und Abgehen innehielt, vernahm ich auch wieder die Sinfonie hinter der Wand, welche von den beiden Schnarchern einem unsichtbaren Publicum von Traumgeistern vorgetragen wurde.

Aber — horch! Da zittert auch mit einem Male ein angeschlagener Clavieraccord harmonisch und gedämpft durch die Dielen des Zimmerbodens. Ich lauschte mit angehaltenem Athem. Es war eine Phantasie über eines jener Schubert'schen Lieder, die der unerkannten Sehnsucht junger Herzen so wunderbar rührenden Ausdruck geben. Ich lauschte, bis die gedämpften Töne mich, wie Frühlingswinde den Rosenstrauch, umwehten und ein ungeahnıes Gefühl von Wonne in mein Herz hauchten. Dabei meinte ich noch durch den Schleier der langen Wimpern in das seelenvolle reine Auge zu schauen, das beim Abendtisch in heiter'm Ausdrucke auf mir geruht hatte.

Mir that es weh, als jetzt die Töne endeten, nur noch der Wind im Kamine pfiff und das Schnarchen der beiden Jagdgenossen durch die Wand dröhnte, oder eine unten zugeschlagene Thür das Haus erschütterte. Mein scharfes Ohr konnte dann noch dumpfe und wieder leise Tritte von unten vernehmen, — endlich nur noch den gedämpften Ton einiger Stimmen. Dann ward's still im Hause. Alles war zur Nachtruhe gegangen.

Aber seltsam! Mich floh noch immer jede Anwandlung zur Ruhe. Mir war es, als könne ich nicht das Lager suchen, ohne noch einmal in das lächelnde jungfräuliche Antlitz geschaut zu haben, dessen Bild mir in der Einsamkeit meines Gemachs immer wieder in die Tiefe des Herzens strahlte und es völlig mit seinem wonnigen Glanze erfüllte. Das waren mir bis dahin völlig unbekannte Empfindungen, mit denen meine Eitelkeiten nichts gemein hatten.

Wieder stand ich lauschend. Aber es war unten alles still geworden. Da sich nichts rührte, seufzte ich selbst laut auf. Darüber mußt' ich innerlich lächeln, und um meine Gedanken anders zu beschäftigen, betrachtete ich eine Lithographie, die hier eingerahmt an der Wand hing. Sie war draußen in Weißenburg gefertigt und stellte einen geharnischten Mann mit Schild und Wappen dar. Dicke, vom Haupte auf die Schultern fallende Locken, die Rechte am Schwert, die Linke an der Scheide, so stand die Gestalt in voller Rüstung. Ich erkannte alsbald, daß die Zeichnung ein Grabmal darstellte, als ich die rings umherlaufende Inschrift las:

„Anno domini 1503 uff den tag vor Simon „und Judä der Aposteln, starb der streng Her „Hans von Drot, Ritter, dem Gott genedig sye. „Amen."

Hanns v. Drot also, — wahrscheinlich der Hanns Trapp des Volksmunds, der nach der Aussage jener Alten im Wirthshause noch jetzt die Adventnächte des Wasgau gespenstig durchwanderte und dessen Grabstein in jener Kapelle an der Lauter zu sehen, — derselbe Hanns Trapp, der mir jene Warnung zugehen ließ, als er mit der weißen Frau in der Schneenacht das Dorf umschlich. Lebhaft stand mir die gespenstige Begegnung jetzt wieder vor Augen, indeß der Wind am Giebel des Hauses rüttelte, die beiden Schnarcher ihre verstimmten Baßgeigtöne durch die Wand ertönen ließen, sonst jedoch Alles im Hause still geworden war.

Aber — hörte ich jetzt nicht ein leises Schleichen im Gange draußen? War es nicht, als ob Jemand in Pantoffeln vorüber schlürfe? Ja, klang nicht ein gedämpftes Kichern von außen? — Wer weilte da noch?

Rasch war ich an der Thüre zum Gange und öffnete so weit, um einen Blick hinaus werfen zu können. Aber es war finster draußen und kalt, nichts rührte sich. Ich mußte mich getäuscht haben, ohne daß diese Ueberzeugung meine Erregung beschwichtigte. Denn ich schritt jetzt nur noch unruhiger im Zimmer auf und ab, ohne an den Schlaf zu denken.

Es dauerte ziemlich lange, als sich mit einem Male Gesang von weiblichen Stimmen, wie aus weiter Ferne oder großer Tiefe, erhob. Das klang seltsam feierlich, ja geisterhaft durch die Stille der Nacht. Es ergriff mich wunderbar, als ich wieder jenes Lied meiner alten Wärterin, vom treulosen Heinrich und der gespenstigen Erscheinung seiner verlassenen Wilhelmine, erkannte. So stand ich und horchte, und summte endlich die zweite Strophe, unwillkürlich und innerlich erschüttert, leise mit:

„Zwölf Uhr schlug's — da drang durch die Gardine —"

Wohl empfand ich etwas vom Geisterschauer der alten Ballade, als der Glockenton, welcher sich in solchen Geschichten immer im rechten Moment vernehmen läßt, dumpf vom Kirchthurm des Dorfes her durch die Schneenacht hallte. Ich sah rasch nach meiner Uhr. Es war erst die elfte Stunde, — und in melancholischer Feierlichkeit klang das Lied zu den ehernen Schlägen der Zeit.

Noch horchte ich. — — Da pochte es leise an die Zimmerthüre, so daß ich in der That schauernd zusammenfuhr.

Vielleicht war, was ich gehört, auch nur der Wind.

Doch nein! das Pochen tönte jetzt ganz deutlich. Zugleich ließ sich eine Stimme vernehmen:

„Schlafen Sie schon, Herr Lieutenant, oder sind Sie noch wach?"

„Nur herein!" rief ich jetzt, — und die Thüre öffnete sich.

„Ah, ich sehe, Sie sind noch munter", sprach die Stimme weiter, indem sich Franz, der Sohn des Hauses, hereinschlich.

Er war im Hauswamse und in Pantoffeln und ermahnte mich, auch in solche zu schlüpfen, die mir schon vorher in's Zimmer gestellt worden waren. Ohne die Absicht dieser Maßregel zu erkennen, folgte ich seiner Mahnung, sah ihn dann erwartungsvoll an, während der Gesang nun plötzlich aufgehört hatte. Mit fragender Miene stand ich so vor ihm:

„Und nun?"

„Nun? wissen Sie nicht, daß heute St. Thomasnacht ist, die längste im Jahre?"

„Ich habe wirklich nicht in den Kalender geschaut. Was soll's aber mit St. Thomas?"

„Bst! Die da innen werden doch nichts hören?"

„Die schlafen wie die Hamster."

„Ja, ich höre sie jetzt schnarchen. Es ist heute eine der heiligen Nächte des Advents, eine rechte Geisternacht."

„Das hab' ich bereits bemerkt", antwortete ich. „Die weiße Frau vom Bärbelstein und der Ritter Hans von Drot hier — in ziemlich lumpiger Erscheinung — haben mich schon vor dem Dorfe daran erinnert. Er ist doch identisch mit dem Warner Hanns Trapp."

„Man sagt es! Hanns von Drot, Trotha, oder Tratt genannt, erhielt als tapferer Marschall des Churfürsten von der Pfalz, in dessen Dienste er aus seiner thüringischen Heimath gezogen, das feste Haus Berwartstein, oder wie wir gewöhnlich sagen, Bärbelstein, und bedrängte von hier aus die Mönche in Weißenburg, deren Abt sein Landsmann und Familienfeind gewesen, bis der Ritter Hanns nach schlimmen und großen Thaten im Kirchenbann starb und sich in der Kapelle am Bremelberg bei der Lauter in Stein gehauen so darstellt, wie hier auf der Abbildung. Da haben Sie in einem Athem Alles, was ich von ihm weiß."

„Aber daß er noch jetzt in Gesellschaft von weißen Damen nächtlich umherirrt —"

„Ist eine Liebhaberei von ihm, die er mit dem Pelznickel oder Pelzmärtel, langen Niklaus, Klaubauf und Knecht Rupprecht im Advent gemein hat. Lassen wir jetzt das!" sagte Franz, der wohl nicht für nöthig hielt, noch weitere Erklärungen zu geben. „Lassen wir das, Herr v. Waldenburg, und folgen Sie mir, wenn Sie Lust am Geistern haben, wie ich mir einbilde. Aber leise, daß Mama nicht gestört werde."

(Fortsetzung folgt.)

---

* Zum Siegeseinzug in Berlin.

II.

Die Siegesfeier selbst am 16. Juni war die großartigste, die je in Berlin und überhaupt in Deutschland stattgefunden hat. Sie war zugleich vom schönsten Wetter begünstigt und ist ohne den geringsten Unfall verlaufen. Die Länge der via triumphalis, etwa $1\frac{1}{2}$ Stunden bei starkem Marsch, hatte die Industrie zur Erbauung von Tribünen in bewundernswürdiger Weise geweckt, und so kam es, daß schließlich Jeder, der für einen guten Sitzplatz $\frac{1}{3}$ Thaler opfern wollte, einen solchen auch bekommen hat. So groß das Hinzu-

strömen der Fremden auch gewesen sein mag, so war es doch in der Phantasie der Landbewohner um Berlin noch weit größer. Die Massen von Landleuten, welche auf allen Eisenbahnstrecken nach Berlin gelangten, hatten zum großen Theil Lebensmittel auf mindestens zwei Tage bei sich, weil überall angenommen wurde, Berlin wäre bereits kahl gegessen.

Schon des Morgens um 6 Uhr füllten sich die Straßen mit den Zuschauern, welche auf den kostenfreien Genuß des Festzuges rechneten und sich deshalb irgend ein erhöhtes Plätzchen sichern wollten. Auch nicht viel anders machten es die Besitzer von nicht numerirten Tribünenbillets; denn als die Beamten des Magistrats um 7 Uhr zu den auf Kosten der Stadt auf dem Pariser Platz errichteten, mit unnumerirten Plätzen versehenen Tribünen kamen, fanden sie diese schon zahlreich, und zwar von einem den höheren Ständen angehörigen Damenpublicum besetzt, welches schon vor Beginn der Controle dort Platz genommen hatte! Man denke: bei einer Sonnenhitze, die sich im Laufe des Tages bis zur Höhe von 24 Grad steigerte, bis zum Nachmittag um 3 Uhr, also 8 Stunden lang ausharren! und das sogar in vielen Fällen ohne auch nur einen labenden Trunk erhalten zu können.

Der eigentliche Zudrang der Massen begann dann um 9 Uhr. Berlin zählt 6- bis 700,000 Einwohner, eine ungeheure Zahl an Fremden war in der letzten Woche schon eingetroffen und ununterbrochen führten noch während des Vormittags alle Eisenbahnen durch Extrazüge und die gewöhnlichen Trains Tausende von Zuschauern von außerhalb heran.

Gegen 9 Uhr begannen die Corporationen, sowie die Innungen und Gewerbe ihre Aufstellung, indem sie mit klingendem Spiel, ihren Gewerks-Bannern und glänzenden Emblemen der mannichfachsten Art nach den ihnen in der Reihenfolge zugewiesenen Plätzen marschirten. Es waren vertreten 16 Vereine, 57 Innungen und Gewerbe, unter denen besonders die Schornsteinfeger mit zierlichen Leitern und Besen allgemeinen Beifall fanden. An die Gewerbe reihten sich die Maschinenbauer aus verschiedenen Fabriken, allein gegen 20,000 an der Zahl.

Zu derselben Zeit erschienen auch die Verwundeten und Invaliden dieses Feldzuges, welche auf den Bänken zur Rechten und Linken der Linden-Promenade Platz nahmen. Mit ihnen hatten auch gleichzeitig ihre Pfleger und Pflegerinnen und alle, welche mit der Krankenpflege in Verbindung gestanden, dort ihre Plätze erhalten. Für die verwundeten Offiziere dieses Feldzuges waren besondere Stühle aufgestellt. Jetzt erschienen auch die Mitglieder der städtischen Behörden, Magistrat und Stadverordnete auf ihrer Tribüne.

Für die fünfzig Ehrenjungfrauen, welche dem Kaiser beim Eintritt in die Stadt einen Lorbeerkranz überreichen sollten, war zur Rechten des Thores ein Podium errichtet. Es waren zu dem Ehrenkreise Töchter aus allen Classen der Bürgerschaft vom Magistrat hierzu erwählt: vom Kaufmanns-, Fabrikanten-, Künstler-, Gelehrten-, Beamten- und aus dem Handwerkerstand. Alle waren gleichmäßig gekleidet: Ein mäßig langes Kleid von weißem Alpaccastoff mit hierzu passendem enganschließenden Schooßjäckchen, viereckig ausgeschnitten mit langem, am obern Theile puffartig aufgenommenen Aermel; Kleid und Jäckchen mit blauem wollenen Stoff besetzt. Diese einfache, aber überaus kleidsame deutsche Tracht (sogen. Gretchen-Tracht) gewann noch dadurch, daß die so unkleidsame französische Mode der Chignons streng verbannt war. Sämmtliche junge Damen trugen ihr eigenes Haar, theils in Zöpfen, theils in Locken geordnet.

Um halb 11 Uhr hatte Alles seine Plätze eingenommen, so daß die Passage von nun an gesperrt werden, und man ein vollkommenes Bild der Aufstellung gewinnen konnte. Dicht gedrängt standen und saßen sie da Kopf an Kopf die lange Strecke hinunter vom Schloß und Lustgarten an bis zum Kreuzberg hin, wo ebenfalls Tausende und Abertausende sich eingefunden hatten, um die Aufstellung der Truppen und die Parade mit anzusehen. Vorn gegen die Straße zu saßen und standen die Gewerke und Corporationen, dahinter dann bis dicht an die Häuser und Mauern das übrige schaulustige Publicum und an den Fenstern bis hinauf in das Dachgeschoß und auf den Dächern, die an vielen Stellen abgedeckt waren; auf den Bäumen Unter den Linden und im Thiergarten standen und hingen bis in die höchsten Aeste hinauf die kecken Zuschauer aus der Classe der Waghalsigen, welche sich auf diese Weise einen Tribünenplatz ohne Bezahlung frühzeitig, ehe die Schutzmannschaft dies verhindern konnte, gesichert hatten. Ueberall ein buntes, lebensvolles, köstliches Bild.

Die Revue auf dem Tempelhofer Felde vollzog sich in der üblichen Weise. Der Kaiser und die Prinzen, schon auf ihrem Wege dahin mit lautem Jubel begrüßt, wurden von den Truppen mit unbeschreiblichem Enthusiasmus empfangen. Der Kaiser setzte sich vor seinem Palais um $10^{1}/_{4}$ Uhr zu Pferde; ihm folgte eine überaus glänzende Suite und darauf in einer langen Reihe offener Hofequipagen die Kaiserin, die Kronprinzessin mit ihren Kindern, die Großherzogin-Mutter von Mecklenburg-Schwerin, die Prinzessinen und Hofdamen. Nach der Revue begann der Einzug und um $12^{1}/_{2}$ Uhr erschien die Spitze des Kaiserzuges im Brandenburger Thor. In der ersten Reihe ritt in jugendlicher Rüstigkeit der greise Feldmarschall Graf Wrangel, an seiner Seite der österreichische General-Feldmarschall Frhr. v. Gablenz und neben diesem der russische General von Meyendorff, der Stallmeister des Czaaren und hierbei sein außerordentlicher militärischer Vertreter. Hinter ihnen ritten die Generale v. Blumenthal, v. Podbielski, v. Stosch, v. Stiehle, darauf die sämmtlichen mobilen Generale und Stabsoffiziere und endlich die Generalgouverneure Feldmarschall Herwarth v. Bittenfeld, Generale Vogel v. Falckenstein, v. Bonin, v. Rosenberg-Gruszczynski, der sächsische Kriegsminister General v. Fabrice. Dann folgten, von brausendem Jubel begrüßt, Fürst Bismarck, General-Feldmarschall v. Moltke, Kriegsminister General Graf v. Roon.

Als der Kaiser aus dem Brandenburger Thore herausritt, begrüßten ihn die in altdeutsche Tracht gekleideten Ehrenjungfrauen, und ihre Sprecherin, Fräulein Bläser, sprach folgendes Gedicht von C. F. Scherenberg:

Heil, Kaiser Wilhelm, Dir im Siegeskranze,
Wie keiner noch geschmückt ein Heldenhaupt!
Heimführst Du Deutschlands Heer vom Waffentanze
So glorreich, wie's der Kühnste nicht geglaubt.
Du bringst zurück in der Trophäenglanze
Die Lande, einst dem Deutschen Reich geraubt.
Durch Dich geführt, errangen Deutschlands Söhne
Germania uns in ihrer alten Schöne.
Nun grüßt der Jubel Dich von Millionen
Aus deutscher Brust in Ost, West, Süd und Nord,
Schlägt's deutsche Herz doch unter allen Zonen
Treu seine warmen Heimathspulse fort.
Und mit den unwelkbaren Lorbeerkronen
Bringst Du die Palme uns als Friedenshort.
O, daß ihr Schatten Dich noch lange labe,
Dein Sämanns-Mühen reiche Aernte habe!

Der Kaiser nahm mit huldvollen Dankesworten diese Ansprache, welche mit der Ueberreichung eines Lorbeerkranzes verbunden war, entgegen und ritt nun weiter bis zu dem Baldachin, unter welchem Magistrat und Stadtverordnete aufgestellt waren. Aus ihrer Mitte trat ihm der Bürgermeister Hedemann entgegen und hielt eine Ansprache, auf welche der Kaiser dankend erwiderte. Dann verneigte er sich und ritt unter dem lauten Lebehoch der Menge weiter.

Wie ist es mit dem Impfen?

Von Dr. W. Löwe.

Genauer gestellt lautet die Frage: Schützt das Impfen überhaupt gegen die Pockenkrankheit, und wenn es selbst bis zu einem gewissen Grade schützt, werden nicht durch das Impfen Nachtheile für die Gesundheit, ja Gefahren für das Leben erzeugt, die am Ende noch schlimmer sind, als die Pockenkrankheit selbst?

Bei der Beantwortung dieser Frage hat derjenige, der sich mit diesem Gegenstande überhaupt ernstlich beschäftigt hat, den Vortheil, daß ihm ein statistisches Material zu Gebote steht, größer und klarer, als bei irgend einer andern Frage, welche epidemische Krankheiten und ihre Wirkungen auf Leben und Gesundheit betrifft. Geimpft sind, seit Jenner vor circa 80 Jahren mit der Entdeckung der Kuhpocken-Impfung auftrat, circa 100 Millionen Individuen und diese 100 Millionen Impfungen sind vorgenommen und in ihrem Verlauf, wie in ihren Wirkungen beobachtet in den weitaus meisten Fällen von regelmäßig dafür vorgebildeten Menschen. Das Ergebniß dieser Statistik ist nun einfach folgendes:

Das Impfen mit Kuhpockenlymphe schützt gegen die Menschenpocken bei allen Menschen, bei denen die Pocken angegangen sind, auf eine gewisse Reihe von Jahren vollständig, bei den meisten Menschen wenigstens auf 7 bis 10 Jahre und bei einer ganz ansehnlichen Zahl zeitlebens. Eine vollständige Sicherung gegen das Anstecken gewährt das Impfen zwar nicht, aber eine ganz absolute gewähren ja auch nicht einmal die Menschenpocken selbst, die Jemand erlitten hat, denn auch da kommen Fälle vor, in welchen die Krankheit sich wiederholt. Auf eine gewisse Zeit schützt aber das Impfen eben so gut, wie die erlittene Krankheit selbst schützt, und wenn das Impfen in gewissen Zwischenräumen wiederholt wird, so ist die höchste Wahrscheinlichkeit, daß der Betreffende geschützt ist. Wenn aber durch ein Versäumen des Wiederimpfens doch eine Ansteckung durch die Pockenkrankheit möglich geworden ist, so sind die Pocken, die dann entstehen, in den meisten Fällen doch viel milder, als die echten Menschenpocken bei demselben Individuum aller Wahrscheinlichkeit nach gewesen sein würden. Der Unterschied zwischen beiden Krankheiten ist so wesentlich und bedeutend, daß die Wissenschaft sie durch besondere Namen unterscheidet, die echten Menschenpocken nennt man „Variolen" und die bei einem geimpften und mit regelmäßigen Impfnarben versehenen Individuum entstandenen haben den abgeschwächten Namen „Varioloiden". Die Varioloiden sind aber nicht blos milder in Bezug auf die Gefahr, der das Leben durch sie ausgesetzt ist, sondern auch viel milder in Bezug auf die Folgen, welche die echten Pocken oft hinterlassen; dauernde Störung der Sinnesorgane, wie Taubheit oder Blindheit, die so häufig in Folge der echten Pocken zurückbleiben, sind nach den Varioloiden außerordentlich selten. Selbst die Narben sind nach den Varioloiden viel geringer, als bei den echten Pocken; in den meisten Fällen bleiben sogar gar keine zurück, sondern nur rothe Flecken, welche nach einiger Zeit verschwinden.

Der Vortheil, den das Impfen gewährt, ist in Bezug auf die Pockenkrankheit selbst also ganz unstreitbar und gerade die neueste Erfahrung, das heißt die, welche die gegenwärtige Epidemie bietet, bestätigt das auf das Allerbestimmteste. Diese Epidemie ist bei uns jetzt in Folge des Krieges in größerer Ausdehnung aufgetreten, als es sonst wohl der Fall gewesen wäre. Kriege führen ja bekanntlich immer in ihrem Gefolge Krankheit und Pestilenz mit sich und so ist es denn auch diesmal mit den Pocken der Fall gewesen. Die Pockenkrankheit war in Frankreich, wo das Impfen der Kinder durchaus nicht allgemein ist, schon sehr verbreitet, ehe der Krieg ausbrach und die französischen Heere, in denen die Revaccination auch nicht stattfindet, haben auf ihrem Wege in die Gefangenschaft den Samen der Krankheit überall ausgestreut. Eine für den Werth des Wiederimpfens sehr wichtige Thatsache ist aber die, daß unsere Soldaten, die mit den französischen Soldaten ja bei der ungeheuren Zahl der Gefangenen, die gemacht sind und die transportirt werden mußten, in vielfache Berührung gekommen sind, und die auch häufig genug in Quartiere gerückt sind, die eben von den Franzosen verlassen waren, verhältnißmäßig in sehr geringer Zahl von der Krankheit ergriffen sind. Die Zahl der Pockenkrankheiten in unserer Armee ist eine in Betracht der gefährlichen Verhältnisse ganz unbedeutende gewesen, besonders aber klein im Verhältniß zu der Zahl der Fälle in der französischen Armee. In dieser verhältnißmäßig kleinen Zahl von Pockenanfällen in unserer Armee finden sich aber auffallend viel ältere Offiziere. Der Grund davon liegt auf der Hand. Die junge Mannschaft wird durchweg wieder geimpft und der Schutz, den man vom Impfen erwartet, hat sich bei ihnen bewährt. Die alten Herren dagegen sind dieser Disciplinvorschrift nicht unterworfen und haben sich seit langer Zeit, ja vielleicht niemals wieder impfen lassen, und so haben sie verhältnißmäßig viel zahlreichere Opfer gestellt, als die unter schlechteren Verhältnissen lebenden und der Ansteckung mehr ausgesetzten jungen Mannschaften. (Forts. folgt.)

Mit dem deutschen Siegesfest begeht Weber's „Freischütz", die deutscheste aller Opern, sein fünfzigjähriges Jubiläum. Am 18. Juni 1821, dem sechsten Jahrestage der Schlacht bei Belle Alliance, fand im königlichen Schauspielhause zu Berlin die erste Aufführung; am 26. December 1826 bereits die hundertste, am 26. December 1840 die zwei- und am 10. März 1858 die dreihundertste Statt. Seitdem ist die Oper noch 87 Mal in den berliner Hoftheatern zur Vorstellung gebracht, und daß sie über den ganzen Erdkreis Verbreitung und dauernde Wirkung gewonnen, ist allbekannt. An Uebersetzungen ihres Textes weist sie fünf englische, drei französische, zwei italienische, je eine holländische, dänische, schwedische, russische, polnische und böhmische auf. Bei der ersten Aufführung, die der Tondichter selber in Berlin leitete, wurde gleich die Ouverture „mit unglaublichem Enthusiasmus" da capo verlangt und von den 17 Nummern der Oper 14 mit rauschendem Beifall überschüttet.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 75. Speyer, Samstag, den 24. Juni 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Ich war bereit, seiner Mahnung zu folgen und trat erwartungsvoll in den finstern Gang hinaus. Er schloß leise die Thür wieder hinter mir, ergriff mich dann an der Hand und tappte sachte voran in der Dunkelheit. Da ich nicht wußte, wohin es ging und was das Alles bedeuten solle, überließ ich mich seiner Leitung ohne eignen Willen, und so kamen wir endlich an eine hölzerne Treppe, die abwärts führte.

„Geben Sie Acht!“ flüsterte Franz. „Die Krenk auf das alte wurmstichige Holz! Die Stiege knarrt und ächzt wie eine Hexe mit Bauchgrimmen. Nur leise, leise!“

Endlich waren wir die Stufen hinunter auf dem untern Gang angekommen und tappten mit unhörbaren Schritten vorsichtig an der Wand entlang, immer in dichter Finsterniß. — Plötzlich vernahmen wir auch flüsternde Stimmen, und standen endlich mit einer Wendung des Ganges vor einer Zimmerthüre, innerhalb welcher sich offenbar mehrere Personen befanden, wie wir aus dem Geräusch, dem Zusammenflüstern und Kichern schließen konnten. Die Thüre hatte ungefähr auf Mannshöhe einen runden Einschnitt, der mit einer kleinen Glasscheibe geschlossen einen Lichtstrahl von der scheinbaren Größe des Mondes in die Finsterniß des Ganges fallen ließ. Franz legte seinen Mund an mein Ohr und lispelte:

„Jetzt nur ganz still. Lassen Sie mich einmal zuerst sehen!“

Damit streckte er sich und hob sich vorsichtig in die Höhe, um durch die Oeffnung hinein zu schauen. Dann wisperte er mir zu:

„Sie sind alle drinnen, die alten und jungen Hexen, und werden nun gleich ihr Werk beginnen. Thun Sie einmal einen Blick hinein. Dann können Sie entweder bleiben und abwarten, oder in Ihre Schlafkammer zurück, je nach Belieben.“

Ich streckte mich, nicht ohne gespannte Neugierde. Meine Augen sahen in ein geweißtes Gemach mit vier Stühlen, einem Tische, einer Kiste und einem Bette in der Ecke, alles sehr einfach, aber äußerst sauber gehalten. Mehrere weibliche Wesen bewegten sich um einen geheizten Ofen herum oder saßen ruhig demselben gegenüber. Ich erkannte theils an den Schatten, theils an den Gestalten, daß vier Personen sich in dem Gemache befanden. Eben konnte ich einem breiten, klugen Gesichte, das jetzt einen geheimnißvollen Anflug hatte, voll in's Antlitz sehen. Es war offenbar eine ältere Köchin oder Haushälterin, und nach ihrer Miene zu schließen, betrachtete sie sich als Hauptperson in dem Drama, das beginnen sollte, während sie noch rasch einige Vorbereitungen traf. Eine resolute Gestalt stand neben ihr, die braunen kräftigen Arme über dem hochgewölbten Busen verschlungen — die Stall- oder Grasmagd, wie mir schien. Dem Ofen gegenüber saßen noch zwei Frauengestalten, von welchen ich die eine als das hübsche, schlanke Mädchen erkannte, das uns im Wirthshause die Einladung der Frau Räthin überbracht und während des Abendtisches die Speisen aufgetragen hatte; die braunen Haare fielen um ihre nachdenkliche Stirn, während sie mit ernstem, erwartungsvollem Blicke und gespannter Miene den Vorbereitungen der ältern Person zuschaute.

Neben dem Mädchen saß eine zarte, jungfräuliche Gestalt, deren Antlitz von mir weggewendet war, während die edlen Linien ihrer Figur sich an der Wand abzeichneten, noch schärfer jedoch auf dem Spiegel meiner Augen, die nun wie gebannt an dieser lieblichen Gestalt hafteten. Sie war in eine Hausjacke gekleidet, die sittig ihre holden Glieder umschloß, während die weißen Vorderarme halb entblößt im Schooße lagen. Franz zupfte mich, als wolle er mich von dem Guckloche drängen, aber ich konnte meine Augen nicht hinwegwenden, bis ich nicht auch das Antlitz gesehen. Jetzt kehrte sich dasselbe halb herüber — ich sah das schöne, edle Profil des Gesichtes, die Lippen bewegt wie von einem Lächeln über das thörichte Beginnen, und doch die Züge voll Spannung und Neugierde, ja — jetzt die ganze Gestalt durchrieselt von Schauer oder Frost, — ich konnt' es nicht unterscheiden.

Es war Hedwig, Hedwig im leichten Haus- und Nachtgewande. Und wie der leise Schauer durch ihre Glieder ging, theilte er sich auch mir mit. Ich trat von der Glasscheibe zurück, nachdem ich eben noch bemerkt hatte, daß mehrere Spinnräder in dem Gemache standen.

„Horch", sprach jetzt Franz leise zu mir. „Die Nane fängt die Beschwörung an."

Wir lauschten. Eine tiefe Stimme, die der ältlichen Weibsperson angehören mußte, begann:

„Nehmt von den Waffeln, Kinder, und eßt so viel beliebt, zu Ehren des heiligen Thomas, dessen Nacht wir feiern. Fräulein Hedwig, Sie müssen auch eine nehmen, — — da ich Sie einmal dazu gebracht, hierher zu kommen, müssen Sie Alles mitthun; dann werden Sie Glück haben. Ich will nur noch die drei Bleikugeln hier in das Pfännlein werfen, dann nehmen wir die Spinnräder vor und spinnen, bis das Blei siedig fließt. Also sprecht mir nach: Im Namen des heiligen Thomas! — Zu Ehren der längsten Nacht im Jahre! — Und die letzte Kugel dem Geiste, der nur helfen soll und nicht genannt sein will! — Horch nur, wie's draußen heult!"

Wir hörten die Kugeln in die kleine eiserne Pfanne am Ofen fallen, während die alte Nane noch ein für uns unverständliches Gemurmel anfügte. Dann entstand ein Geräusch, als ob die Rädlein schnurrten und die Spindeln surrten.

Franz hatte längere Zeit durch das Guckloch geschaut, und nun durfte ich wieder hinein sehen. Alle vier saßen spinnend herum, Hedwig an einem zierlich geformten Rädchen vor einer Kunkel mit feinem Flachse, der durch ein schimmerndes Seidenband gehalten wurde. Ich war angemuthet, als sei ich von einem Märchen umfangen und sehe die Prinzessin spinnend und in Erwartung der Fee, welche alle ihre Wünsche erfüllen solle. Aber welche Wünsche konnte dieses holde Kind, das halb schelmisch, halb in Grauen vor sich hinlächelte, heute haben? —

Als ich so, ungeahnt und ungesehen, ihren unbefangenen Bewegungen folgte, war mir's, als spännen ihre weißen Händchen ein magisches Netz um mein bewegtes Herz.

„Es ist bald Mitternacht, alles still im Hause", fing wieder die Stimme der ältlichen Person an. „Singen dürfen wir nicht mehr, wohl aber von den Geistern der St. Thomasnacht reden, während das Blei heiß wird. Alles schläft, da plaudert sich's gut beim warmen Ofen, wenn es draußen stürmt und Feld und Wald starrt von Eis und Schnee. Das ist eine rechte Nacht für die Geister des Advents, die jetzt draußen um die Fenster schleichen, anderwärts — wie Fräulein Hedwig sagt — eine gewisse Frau Holle, oder Frau Luzei und Bertha, hier die weiße Frau vom Bärbelstein. Ich glaube, Dich schüttelt's, Amyle!? Wenn die Geister uns an der Kunkel sehen, thun sie uns nichts, darauf kannst Du Dich verlassen, sondern bringen uns Glück im künftigen Jahre. Also brauchst nicht so bleich zu werden. Sieh' Dir doch die Käth' an, die sitzt da wie ein Grenadier, mit Backen wie Essigrosen. Die wird ihre Lebtage nicht bleich, auch nicht, wenn jetzt gerade die weiße Frau draußen am Fenster stände und herein — — Horch! Was ist das? Habt Ihr nichts gehört?"

„Heilige Maria und Joseph!" rief es innen in flehendem Tone. „Nane, laß Sie doch die Namen der Geister aus dem Spiel. Man darf sie am wenigsten in dieser Nacht beschreien!"

„Nun, Dir wird es heute noch schlimm gehen, Amyle, wenn Du jetzt schon kreideweiß bist", fing die Stimme der alten Nane wieder an. „Aber habt Ihr's wirklich nicht gehört?"

„Was denn?" fragte eine Stimme, die ich als jene Hedwigs erkannte.

„Es rasselte etwas und brauste, — gewiß fährt die weiße Frau wieder durch's Dorf nach dem Bärbelstein. 's ist ja das ihre Stunde. Und da hinter der Thüre hat sich's auch geregt — aber schaue vor Mitternacht nur ja keine hinaus!"

„Es war der Wind, der den Schnee an's Fenster trieb", sprach Hedwig wieder. „Die weiße Frau hat ihren Umgang heute schon in Gesellschaft Hanns Trapps gemacht und den armen Kindern im Dorfe Aepfel und Nüsse gebracht und Weihnachtsbescheerungen versprochen, wenn sie brav bleiben. Fürchte Dich also nicht, Amyle, es kommt keine weiße Frau mehr."

„Na, sie soll ja den fremden Herrn vor'm Dorf draußen fürchterlich erschreckt haben", sagte jetzt die alte Nane.

„Ich habe nichts davon bemerkt", tönte wieder die seelenvolle Stimme Hedwigs an mein lauschendes Ohr. „Ich denke nicht, daß Herr v. Waldenburg so leicht zu erschrecken wäre."

„Hören Sie", flüsterte jetzt Franz neben mir. „Hedwig hat keine üble Meinung von Ihnen und hält Sie für einen Ritter ohne Furcht und Tadel. Aber der Kuckuck hol' ihr langes Geplauder. Sie sollen drinnen einmal ihre Zauberei anfangen. 's ist verteufelt kühl hier außen im finstern Gange. Sind Sie die Geschichte nicht auch satt?"

„St!" mahnte ich zum Schweigen, während innen fortgeplaudert ward. Wir vernahmen wieder die männliche Stimme der alten Nane, welche jetzt sagte:

„Gut. 's ist mir einerlei. Aber jetzt wird's Zeit, Kinder. Das Blei ist siedend heiß. Nehmt Euch zusammen. Wer soll anfangen?"

„Sie, Nane! Das Alter geht vor!" riefen die Andern, indem sie ihre Räder wegrückten.

„Ich? Was fällt Euch ein. Hat mir die Zigeunertrudel von Schwanheim schon voriges Jahr für ein Stück Speck aus der Hand heraus gelesen, daß auf der weiten Welt sich keiner mehr findet, der solch' eine alte Zahnlücke heirathen möchte."

(Fortsetzung folgt.)

---

* Zum Siegeseinzug in Berlin.

III.

Wenden wir uns nun zum Zuge zurück, so finden wir dicht hinter dem Kaiser die Feldmarschälle der deutschen Armee, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm und den Prinzen Friedrich Karl, welche den Marschallstab führen, und den Kronprinzen von Sachsen, gefolgt wiederum von einer sehr glänzenden

Suite, unter der wir die bayerischen Generale v. d. Tann und v. Hartmann und den württembergischen Kriegsminister General v. Suckow bemerkten. Selbstverständlich wurde auch diesem Theile des Zuges begeisterter Zuruf zu Theil. Dann die Truppen. Diese zogen in ihrer feldmäßigen Kleidung, die Hosen in die Stiefelschäfte gesteckt, ein. Viele trugen Kränze, mit denen ihre Reihen von rechts und links her wahrhaft überschüttet wurden. Im Ganzen hatten die Truppen wohl nicht dasselbe kriegsmäßige Aussehen wie beim Einzuge 1866. Damals lagen zwischen den Schlachten und dem Einzuge nur eben so viel Wochen wie jetzt Monate. Inzwischen sind die gelichteten Reihen wieder ergänzt, die derangirten Kleidungsstücke wieder in die normale Façon gebracht worden. Das Publicum zeigte in der Art seiner Zurufe gute Kenntniß von den Verdiensten der einzelnen Truppentheile. Die gefürchteten Uhlanen, heute durch drei Garderegimenter vertreten, waren Gegenstand besonderer Begeisterung. Die Cuirassiere und Gardes du Corps vermochten trotz des glänzenden Schauspiels ihres Aufzugs gleiche Begeisterung nicht zu erwecken. Dagegen ernteten die beiden Gardedragonerregimenter, welche bei Mars la Tour zu einer so verzweifelten Attaque vorgeführt wurden, stürmische Zurufe, die aus den Reihen heraus durch hochgeschwungene Säbel dankbare Erwiderung fanden. Gleich stürmische Zurufe fanden die am 18. August bei Gravelotte in heißem Kampfe gestandene Gardeinfanterie und das beim Sturm auf Privat fast aufgeriebene Gardeschützenbataillon. Lebhafte Theilnahme erweckten die Sanitätsdetachements, die Deputationen der Aerzte und der Feldpost. Am Meisten Gegenstand der Auszeichnung waren die aus sämmtlichen Regimentern Nord- und Süddeutschlands combinirten Truppentheile, sodann das Bataillon der Königsgrenadiere (7. Inf.-Reg.), welche bei Weißenburg und Wörth im heißesten Kampfe gestanden hatten. Fast allen Truppentheilen folgten kleidsam uniformirte, obwohl sonst nicht gerade den Theatermustern entsprechend aussehende Marketenderinnen und uniformirte Knaben, wie sie zahlreich in Berlin ihren Eltern entlaufen sind und sich den Truppen im Felde angeschlossen haben. Mehrfach sah man Verwundete, welche beim Vorbeimarsch vor dem Kaiser trotz Stock und Krücke dem letzten Gliede ihres früheren Regiments sich anzuschließen strebten. Erst jetzt 5½ Uhr Nachmittags rückten die Truppen, für welche dieser Einzug zwar nicht die kleinste, sicherlich aber die dem Herzen lohnendste Strapaze gebildet hat, in ihre Quartiere ein.

Während des Vorbeimarsches herrschte selbstverständlich unendlicher Jubel, Tücherwehen aus allen Fenstern und von den Dächern, Fanfaren der Musikcorps der Gewerke, Hurrah-Rufe und Hüteschwenken von allen Seiten — so ging es fort bis zu dem Standbild Blücher's, wo der Kaiser den Vorbeimarsch abnahm. Dieser dauerte bis 3½ Uhr. Dann begab sich der Kaiser nach dem Lustgarten, wo die Enthüllungsfeier des Denkmals König Wilhelm's III. erfolgte. Die eroberten Fahnen und Adler lagen auf den Stufen des Denkmals, von denen herab der Feldprobst Thielen eine kurze Ansprache an die Anwesenden hielt. Der Kaiser, die Prinzen und die Generalität wohnten zu Pferde, die Kaiserin und die Prinzessinnen unter dem eisernen Pavillon der Feier bei. Nachdem der Kaiser Befehl zum Präsentiren gegeben, fiel unter dreimaligem Hurrah der Truppen die Hülle, worauf der Choral: „Nun danket Alle Gott" von den auf der Museumstreppe aufgestellten sämmtlichen Musikcorps geblasen wurde. Der Kaiser ritt später noch zu den alten Rittern des eisernen Kreuzes, denen er seine Freude aussprach, daß sie diese Feier noch erleben konnten. Um 4 Uhr war die Feier beendet.

Damit schloß die officielle Feier des Tages, aber die Massen vertheilten sich kaum, sondern füllten die Straßen bis zu den späten Abendstunden, in denen die Stadt in glänzendster Erleuchtung strahlte. Es war kaum möglich, die ähnlichen Veranstaltungen vom März zu überbieten; sie wurden denn auch nur überragt durch die magische Beleuchtung der Denkmäler, des Brandenburger Thors und der öffentlichen Plätze, so wie durch die Anbringung vieler, zum Theil recht sinniger Transparente. Das Gewühl in den Straßen war unbeschreiblich und wälzte sich zu nicht geringem Theil nach dem Dönhofsplatze ab, wo für die Soldaten auf offenem Platze eine Tanzlustbarkeit veranstaltet war. Aber auch in anderen Stadttheilen, in den Vorstädten, in denen die Kasernen liegen, u. s. f. waren Lustbarkeiten für die heimgekehrten Soldaten veranstaltet. Ueber dem Ganzen lag eine gehobene Stimmung, es war in der That ein Sieges- und Freudenfest, angemessen den großen Erfolgen dieses Krieges und den Siegern, welche sie errungen.

Mit den Fremdenquartieren war es allerdings knapp bestellt gewesen; es hielt dießmal beim Siegesfest schwerer, 40,000 Mann Truppen im Wege freiwilliger Meldungen unterzubringen, als bei der Mobilmachung vor dem Kriege über 80,000 Mann. Gleichwohl hat der Magistrat weder damals noch jetzt von dem Recht der Zwangseinquartierung Gebrauch machen müssen. Von den Civilisten haben freilich Hunderte, wenn nicht Tausende bei „Mutter Grün", oder unter den Tribünen, auf Treppen oder sonstwo Schlafstelle suchen müssen. Eine nächtliche Razzia, wie sie von der Polizei wohl in gewöhnlichen Zeiten im Thiergarten angestellt wird, würde sicherlich eine sehr bunte Gesellschaft zusammengebracht haben. An Speise und Trank hat es dagegen in Berlin während dieser drei Tage nicht entfernt gemangelt. Die Wirthshäuser hatten durchweg die gewöhnlichen Preise und auch kaum kleinere Portionen. Das Bier ging nicht aus und war frisch und gut. Die Bezirksvereine waren vollauf beschäftigt mit der Speisung der Truppen. Das Tanzvergnügen auf dem Dönhofsplatze, gleichfalls von einem Bezirksverein beabsichtigt, konnte dagegen nicht stattfinden. Der Tanzboden und die Trinkanstalten erwiesen sich im Verhältniß zu dem massenhaften Andrange der Soldaten als bei Weitem unzureichend.

Vielfach hörte man äußern, die Einzugsfeier sei eine größere Strapaze für die Soldaten gewesen, als sie jemals während des Krieges vorgekommen. Schon

Nachts um 2 oder 3 Uhr mußten die Truppen in ihren Quartieren in der Umgegend Berlins antreten. Nach mehrstündigem Marsche standen sie dann wieder stundenlang auf dem Tempelhofer Felde in der Sonne, bis dort Vormittags die Parade abgenommen wurde. Der Einzug selbst geschah mit vollem Gepäck und dauerte mit dem Vorbeimarsche bis zu fünf Stunden. Während der ganzen Zeit wurde den Truppen keine Erquickung gereicht. Als die Truppen sich vor der Universität zum Vorbeimarsch formirten, erfolgte ein förmliches Butterbrodbombardement auf die Glieder von den Tribünen aus. Die Soldaten griffen hastiger danach als nach den ihnen zugeworfenen Kränzen. In den Seitenstraßen sah man die armen Leute sitzen, welche „ausgespannt" hatten und vor Ermüdung und Hitze nicht weiter konnten. Die Umstehenden erfrischten sie mit Selterswasser und Wein.

Erst um 6 Uhr Abends war Alles in die Quartiere entlassen. Von dieser Zeit an sah man die Soldaten alsbald schaarenweise mit der Liebsten, Freunden und Bekannten promeniren.

Wie ist es mit dem Impfen?

Von Dr. W. Löwe.

(Fortsetzung.)

Auch in der Epidemie, wie sie bei uns jetzt auftritt, zeigt sich dieselbe Erscheinung, d. h. es werden Personen in höherm Alter, Personen in den Fünfzigern und noch höher, diesmal verhältnißmäßig häufig von der Krankheit befallen und zwar ausnahmslos solche, welche entweder niemals revaccinirt sind, oder bei denen die Revaccination, die vor Jahren bei ihnen vorgenommen war, resultatlos geblieben war. Denn das ist doch wohl zu beachten, daß nicht das Impfen an sich schützt, sondern nur dann, wenn an der geimpften Stelle sich auch eine echte Kuhpocke bildet. Wenn richtig mit guter Lymphe geimpft ist und es zeigt sich kein Erfolg, so ist zwar die höchste Wahrscheinlichkeit da, daß jetzt kein Pockenstoff im Körper ist, welcher zu einer Krankheit durch Ansteckung führen könnte. Was aber heute nicht vorhanden ist, kann sich in Jahr und Tag wieder bilden. Die Vorsicht gebietet deßhalb, daß derjenige, bei dem das Impfen nicht anschlägt, nicht so lange mit dem Wiederimpfen wartet, als derjenige, bei dem der Impfstoff gewirkt hat, ohne Gefährdung mit einer neuen Impfung, also 7 bis 10 Jahre warten kann.

Wenn wir jetzt eine so große Ausbreitung der Pocken erleben, so liegt das unzweifelhaft daran, daß das Wiederimpfen von vielen ganz versäumt wird, besonders aber auch daran, daß viele Eltern, theils aus Nachlässigkeit, theils aus einer gewissen Besorgniß, daß das Impfen der Gesundheit des Kindes überhaupt nachtheilig sein könnte, dieselbe zu lange aufschieben. Ein verhältnißmäßig beträchtlicher Antheil der Pockenfälle, die wir haben, fällt doch auf kleine, noch gar nicht geimpfte Kinder. Da die echten Menschenpocken gefährlicher sind, als die Varioloiden, so ist es nicht zu verwundern, daß diese kleinen armen Wesen ein starkes Contingent zu der Zahl der Sterbefälle stellen, die jetzt an den Pocken vorkommen.

Ist denn nun die Besorgniß, welche die Eltern vom Impfen abhält, begründet, daß die Gesundheit, ja das Leben durch das Impfen gefährdet wird?

Die Statistik aus den Erfahrungen der 100 Millionen Fälle beantwortet im Großen und Ganzen auch diese Frage mit „Nein". Die Sterblichkeit ist in den Völkern, in denen seit 80 Jahren geimpft ist, geringer geworden gegen früher, und zwar ist sie geringer geworden von der Zeit an, in der die Impfungen begannen, obgleich die ersten 25 Jahre, in denen zuerst geimpft wurde, in Europa überhaupt und in unserm eigenen Vaterlande ganz besonders für die Gesundheitspflege und für die gedeihliche Entwicklung der Völker in Folge der immerwährenden Kriege sehr ungünstig waren. Die Kriegsfurie tobte in jener Zeit fast ohne Unterbrechung, der Wohlstand wurde zerrüttet und schwere epidemische Krankheiten, noch zuletzt das furchtbare Lazarethfieber forderten Opfer in ungeheurer Zahl. Und doch hat sich schon in den ersten 25 Jahren das Sterblichkeitsverhältniß gebessert. Später als die Bedingungen durch wachsenden Wohlstand und Bildung günstiger wurden, ist das noch mehr hervorgetreten. Aber, sagt man, die Menschen sind doch jetzt kränklicher und schwächer, als sie früher gewesen sind! Allgemein genommen ist das nun sicher ein Irrthum, und die so häufig gehörte Klage entspringt wohl nur aus derselben Gemüthsstimmung, die uns die Vergangenheit überhaupt in rosigem Lichte sehen läßt. Wichtig dagegen ist es, daß jetzt mehr Kinderkrankheiten vorkommen. Das hängt aber mit dem Impfen nur insofern zusammen, als die Pockenkrankheit früher eine Art spartanisches Gesetz ausübte, d. h. die schwächlichen Kinder starben jung an den Pocken und waren dann somit aus der Krankenliste für immer gestrichen. Daß also jetzt mehr kränkliche Kinder am Leben bleiben, das ist eine der Folgen des Impfens, aber doch wohl eine der guten Folgen. Daß wir also jetzt eine Reihe von schwächlichen Kindern großziehen, kann doch wahrlich nicht der Impfung zum Vorwurf gemacht werden. Ganz besonders sind es nun die Skropheln und eine gewisse Nervenschwäche, die jetzt bei den Kindern häufiger sind und als allgemeine Folge dem Impfen zur Last gelegt werden. Daß Skropheln aber ansteckend sind, oder daß man Skropheln, selbst wenn man mit einem Product einer skrophulösen Krankheit und nicht mit dem Product einer durch Impfen entstandenen Kuhpocke, Skropheln erzeugen könnte, wie man etwa Syphilis dadurch erzeugen kann, ist durch die Erfahrung nicht begründet. Gerade in Bezug auf die Skropheln und auf die Nervenschwäche gilt doch das, was oben von den schwächlichen Kindern im Allgemeinen gesagt ist, daß sie nämlich früher durch die Pocken in erster Kindheit fortgerafft sind, ganz besonders. Außerdem ist aber doch noch das zu berücksichtigen, daß auf die Kinder jetzt eine Reihe von geistigen Einwirkungen stattfinden, Einwirkungen durch das Leben der geistig viel bewegteren Familie, durch die Schule und durch die stärkere geistige Strömung der ganzen Gesellschaft überhaupt, die für die Gesundheit schwächlicher Kinder nachtheilige Folgen haben und die in der Zeit des vorigen Jahrhunderts nicht in dem Maße vorhanden gewesen sind.

(Schluß folgt.)

Charade.

(Zweisilbig.)

Die Erste ist ein Wunderbuch,
Enthält die größte Dichtung;
Nie wird sie trotz der Zeiten Fluch
Verfallen der Vernichtung.
Die Zweite kann nie anders sein
Als einzig streng gesetzlich;
Doch tritt man sie zu uns'rer Pein
Mit Füßen oft entsetzlich.
Das Ganze war, vom Blut oft feucht,
Ein Drako grimmig, eisern;
Doch hat man es zuletzt verscheucht
Mit grünen Friedensreisern.

Auflösung des Räthsels in Nr. 73:

Mode — Odem — Edom.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 76. Speyer, Dienstag, den 27. Juni 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von August Becker.

(Fortsetzung.)

„Dann muß die Käth' anfangen!“ ertönten die Stimmen Hedwigs und Amychens.

„Meinetwegen“, sprach die Käth', und daß sie es war, hörte man an dem rauhen Tone, der zu ihrer robusten Gestalt paßte. „Wo ist der Schlüssel?“

„Hier!“ sagte die alte Nane, während wir im finstern Gange uns streckten, um zu schauen, was da vorgehe. „Das ist der Schlüssel“, fuhr die Alte fort, „den ich vor zehn Jahren in der Mittagsstunde des Johannistags in dem Gerölle bei dem öden Thurm im Walde gefunden habe. Er ist rostig, uralt, hat ein Kreuz im Bart, ist also wie gemacht zum Bleigießen. Da stell' Dich her Käth', wo die Schüssel mit Wasser steht, halt' den Schlüssel darüber, nimm das Pfännchen, — so! Und jetzt gieß' und sprich mir nach:

„St. Thomas Abend ist heute,
Schlafen alle Leute,
Schlafen alle Menschenkind',
Die zwischen Himmel und Erde sind,
Bis auf den einz'gen Mann,
Der mir zur Ehe werden kann.
Zeige mir, Du heißes Blei,
Was sein ehrlich Handwerk sei.“

Hohl klang die Beschwörungsformel durch die Thüre in den Gang heraus. Drinnen war es still geworden, — alle Köpfe waren nach der Schüssel mit Wasser geneigt. Dann ließ sich wieder die Stimme der alten Nane hören:

„Schau, eine Schäferschippe — ganz deutlich. Das Schäferjackel entgeht Dir nicht, Käth'.“

„Mein' ich doch, es sei eher ein Mühlrad, als eine Schäferschippe“, sprach die Käthe jetzt. „Es sieht doch rund aus.“

„Ah so! Dir wäre der Mühlpeter lieber. Nun, es kann auch ein Mühlrad sein. Aber jetzt muß eine andere dran. Amyle, komm!“

Ich sah nur noch, wie Amychens hübsches Gesicht erblaßte und wie sie ernst, ja mit Zittern das Pfännchen und den Schlüssel ergriff, um durch dessen Bart das Blei in das Wasser zu gießen. Franz riß jedoch so stark an mir, daß ich ihm weichen und den Einblick in's Zimmer lassen mußte. Ich konnte nur noch hören, wie Amychens bebende Stimme die Zauberformel leise nachsprach und wie dann, nach eingetretener Stille, die alte Nane wieder sagte:

„Eine Flinte! Potztausend, schau' nur. Du kriegst einen Jäger, Amychen.“

„Wenigstens einen Jagdfreund, meine Liebe!“ tönte jetzt Hedwigs Stimme mit liebreichem Ausdrucke, als wolle sie Amychen, das gar nichts sagte, trösten.

Mit Erstaunen aber sah ich jetzt das Gebahren meines Gefährten am Guckfensterchen. Ein tiefer, schwerer Seufzer entstieg seiner Brust, — mehrmals stöhnte er unwillkürlich und schmerzlich. Der Lichtstrahl, welcher auf sein Gesicht fiel, zeigte mir dasselbe in heftiger Erregung, leidenschaftlich, ja vergrämt. Jetzt schien er zu bemerken, daß ich beobachtend nach ihm schaue, und er zog sich rasch in die dicke Finsterniß des Ganges zurück, indem er mir wieder den Platz an der Oeffnung einräumte.

Als ich nun hineinsah, saß Amychen fast verstört auf ihrem Stuhle. Ihr Auge war nachdenklich gerad' aus gerichtet. Ihre Lippen bewegten sich nicht. Aber nicht sie, noch Franz neben mir fesselten länger meine Aufmerksamkeit. Denn jetzt war Hedwig vorgetreten, ihre ganze liebliche Gestalt stand vor meinen Augen, von dem weißen Hausgewande in Unschuld umhüllt. Meine Blicke hielten süße Weide und konnten doch nicht satt werden. Die Lippen anmuthig verziehend, die Augen leuchtend, die Mienen voll Spannung, hielt sie jetzt Schlüssel und Pfännlein über das Wasser und begann — mit lächelnder Bangigkeit — das Zauberwerk gleich den Andern. Mein Herz pochte laut, fast hörbar an die Thüre, an welcher ich lehnte, als jetzt ihre Stimme in der Zauberformel ertönte. Nun war sie fertig.

Amychen war vom Stuhl aufgesprungen und herbeigeeilt, um mit den beiden Andern nach der Figur zu schauen, welche das Blei im Wasser gebildet. Ich strengte meine Augen an, ohne etwas von der Figur sehen zu können, — in wahrer Beklommenheit harrte ich eines Wortes, das mir über dieselbe berichtete. Endlich rief Amychen gerade heraus:

„Wahrhaftig, ein Säbel! Hedwig, sieh' doch!“

Meine Augen hafteten forschend auf Hedwigs Antlitz, das mir voll zugekehrt war. Das Licht fiel hell auf dasselbe, — hoch erglühend bis an den Busen stand sie da, schweigend, ohne sich zu rühren. Aber

eben so plötzlich wich diese Gluth, und das jungfräuliche Antlitz ward blaß bis in die Lippen, als jetzt die alte Nane berichtigend und verweisend sprach:

„Ah pah! Was soll da ein Säbel, wo es doch deutlich eine Elle ist. Was fällt Dir nicht ein, Amyle. 's ist eine Elle, und Fräulein Hedwig bekommt von Gott und Rechtswegen einen vornehmen Kaufmann."

Hedwigs Bewegung bei diesen Worten war unverkennbar. Zwar wußte ich dieselbe nicht klar zu deuten. Aber innerlich ergrimmte ich über die alte Nane, die eine Elle sehen wollte, wo es doch ein Säbel war. Amychen mußte doch bessere und jüngere Augen haben, als diese zahnlückige Hexe mit ihrem breiten Gesichte. Und eben rief das Mädchen wieder eifrig:

„Es ist doch ein Säbel, — Hedwig, schau' doch selbst! Es ist ein Säbel!"

„Ja, ich mein' auch, es ist ein Säbel!" betheuerte nun auch die Käthe. „'s könnte aber auch etwas anders sein, — ein Blasrohr, eine Scheere, oder meinetwegen eine Kaufmamsell. Doch nein! Es muß doch wohl ein Säbel sein! Ja, wie die Offiziere in Landau sie tragen. Gerad' so!"

Während so die Andern über die Figur stritten, welche das Blei im Wasser gebildet, hatte Hedwig noch keinen Blick auf dieselbe geworfen. Mit wahrer Anstrengung rang sie sichtlich nach Fassung und hatte sie auch so weit erlangt, daß sie ruhig scheinen konnte. Das Lächeln war aus ihrer Miene geschieden und hatte einem melancholischen, nachsinnenden Ernste Platz gemacht. Jetzt erst warf sie einen flüchtigen Blick nach der Bleifigur im Wasser — und wieder ging helle Gluth lodernd über ihr Antlitz.

„Ach Gott!" dachte ich. „Sie wird doch den Säbel erkannt haben."

Aber ich hatte nicht Zeit, Gedanken zu hegen oder Empfindungen nachzuleben. Denn die alte Nane, welche die Sache eifrig anfaßte, strebte mit einem neuen Vorschlag dem Streit ein Ende zu machen.

„Gut", sprach sie fast leidenschaftlich. „Die Mitternachtsstunde ist nahe. Auf Schlag zwölf Uhr soll sich Fräulein Hedwig hier auf diesen Schemel stellen —" Damit schob sie etwas an die Thüre her — „er ist von neunerlei Holz, wenn Sie mir nachspricht und dort durch's Guckfensterchen in's Finstere schaut, sieht sie, so wahr heute St. Thomasnacht ist, ihren Zukünftigen — und das wird ein Kaufmann sein. Drauf will ich Gift nehmen."

Amychen erwiderte noch etwas, das ich nicht verstehen konnte, denn der Schneesturm draußen erschütterte das Haus, daß die Thüren klappten. Jetzt aber schlug ein dumpfer Ton an — die Mitternachtsstunde der St. Thomasnacht war gekommen, die Uhr des Kirchthurms schlug zwölf.

„Rasch, Fräulein Hedwig, auf den Schemel!" drängte die alte Nane.

Hedwig schien sich einen Augenblick zu besinnen. Dann nahm ihr Antlitz einen festen, entschlossenen Ausdruck an. Sie schritt jetzt vorwärts und entschwand auf einen Moment meinen Blicken, so daß ich in heißer Aufregung mein Gesicht an die Glasscheibe drückte, um ihre Gestalt mit den Augen erhaschen zu können. Aber ich konnte sie nicht erblicken und hörte nur, während der Glockenschlag noch durch die empörte Luft dröhnte, ihre Stimme mit dem Tone festen Entschlusses der Alten die hergebrachte Formel nachsprechen:

„Das Holz ist neunerlei
Und hat die heil'ge Weih'.
Schemel, ich tret' Dich!
Heiliger Thomas, ich bitt' Dich:
Laß mir jetzt erscheinen
Den Herzallerliebsten meinen!"

Damit war auch schon blitzschnell das Schubfensterchen hinweggeschoben, und ehe ich zurückfahren konnte, erschien vor meinen Augen ein beschattetes Haupt — das Haupt Hedwigs. Nur einen Augenblick schwebte es vor mir. Ein schwacher Aufschrei — dann sank es zurück und war verschwunden.

Stimmen der Angst und des Schreckens erschollen zu gleicher Zeit hinter der Thüre. Amychen schrie gellend auf:

„Um Gottes willen, Hedwig! Liebe Hedwig, was ist Dir? Heilige Maria und Joseph — sie stirbt."

„O mein Gott, o mein Gott!" jammerte es dazwischen. (Forts. folgt.)

Die Ruinen von Paris.

(Schluß aus Nro. 72.)

Das großartige Etablissement der „Belle-Jardiniere" hat nur den Verlust beinahe aller Fensterscheiben zu beklagen, denn es ist unrichtig, daß man dieses ungeheure Kleidermagazin in Brand gesteckt habe. Ebenso hat man auch die am Theatre Lyrique angerichteten Verheerungen bedeutend übertrieben; nur das Dach und das oberste Stockwerk sind von den Flammen verzehrt worden; der Saal und die Scene sind unberührt, deßgleichen das ganze Gebäude des Theatre du Chatelet, dessen völliges Abbrennen beinahe alle Blätter angekündigt haben.

Sobald die nationalen Truppen sich des Hotel de Ville bemächtigt hatten, tagte ein Kriegsgericht in diesem Gebäude in ununterbrochener Weise. Zahlreiche Gruppen von Weibern und Kindern sieht man von Zeit zu Zeit aus demselben kommen, und von Gendarmen escortirt, nach dem Luxemburger Palast ziehen, wo die meisten unter ihnen, der Brandstiftung überwiesen, erschossen wurden.

Von dem Jacobsthurme bis zum Hotel de Ville-Platze sind alle Häuser der Rue Rivoli abgebrannt und in Trümmern. Nur ein oder zwei Gebäude auf der linken Seite sind blos oberflächlich beschädigt worden. Was die kurze aber schöne Avenue Victoria anbelangt, so sind die Nachrichten, welche man bisher über dieselbe ausgestreut hat, auch als falsch zu bezeichnen. Es hieß allgemein, daß die Monumente, welche diese bekannte Straße bilden, alle sammt und sonders ein Raub der Flammen geworden seien. Dem ist glücklicherweise nicht so: die Häuser sind alle intact, nur die Dächer des Gebäudes der Assistance publique und der Annexlocale der Municipalbehörden sind von

den Bomben zerstört worden; der angerichtete Schaden ist hier verhältnißmäßig unerheblich und von außen selbst gar nicht sichtbar.

Nun komme ich aber endlich auf das Hotel de Ville selbst zu sprechen. Der Anblick, welchen die Ruinen dieses berühmten Palastes gewähren, ist wirklich großartig schön in seiner Furchtbarkeit. Von der vorderen Façade sind nur die Mauern des ersten Stockwerks übrig, das Ganze ist schwarz verkohlt und hin und wieder auf dem Punkte, zusammenzustürzen. Die meisten Statuen, welche sich in den dazu gehörigen Nischen befinden, sind jedoch übrig geblieben. Der mittlere Theil, an welchem die große Stadtuhr angebracht war, hat am meisten gelitten. Ungeheure und noch rauchende Trümmerhaufen umgeben das Gebäude von allen Seiten und füllen die weitläufigen inneren Räume aus. Der große Municipalsaal, in welchem so unzählige Feierlichkeiten stattgefunden haben, ist nicht mehr. Die Reiterstatue Heinrichs IV., welche sich über dem Eingangsthore befand, ist verschwunden. Die hinteren Theile des Gebäudes sind theilweise ganz geblieben.

In der Rue St. Antoine ist vorzüglich die St. Paulskirche hart von Geschossen getroffen worden; von da angefangen bis zum Bastilleplatz sind beinahe alle Häuser zertrümmert oder wenigstens gänzlich unbewohnbar gemacht worden. Die in dieser Gegend befindlichen Localitäten der Artillerie-Direction sind gänzlich abgebrannt. Auf dem Bastilleplatz selbst sind wieder mehrere Häuser vollständig in Trümmern, aber die Juli-Säule mit ihrer Freiheitsstatue ist nicht verletzt, obwohl man versichert hatte, daß die letztere von einer Bombe herabgestürzt worden war. Rings herum sind zahlreiche Spuren des mörderischen Kampfes, der in diesen Gegenden während 48 Stunden geliefert wurde, vorhanden. Beinahe alle Fensterscheiben der umliegenden Häuser sind zerbrochen, die Mauern und Dächer durchlöchert oder theilweise zerfallen. Auf dem Boulevard du Temple ist das Innere dreier aneinander stoßenden Gebäude gänzlich verbrannt.

Die am Chateau d'Eau-Platz angerichteten Verheerungen sind ebenso schwer zu classificiren als zu berechnen. Nach dem Hotel de Ville-Platz ist diese Gegend eine jener, welche am schrecklichsten gelitten haben.

In was immer für eine Richtung man blickt, bemerkt man nur Ruinen und vom Feuer geleerte Häuser. Die vier ersten Häuser auf beiden Seiten des Boulevard Voltaire sind von Grund aus zerstört. Die Magasins Reunis, ein ungeheures Gebäude, in welchem alle möglichen Industrieen ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten, ist hingegen nur oberflächlich beschädigt. Die Statue Voltaires ist vielfach verletzt worden. Die dortige Caserne ist auf der Seite, welche gegen den Faubourg du Temple hinsieht, zusammengestürzt. Zwei der Löwen, welche den Springbrunnen zieren, sind zerschmettert, die zwei anderen an mehreren Orten von Kanonenkugeln durchlöchert. Ueberall sind die Bäume, Gaslaternen und Bänke zerbrochen und ihre verschiedenen Bruchstücke bedecken in unregelmäßigen Haufen den Boden. Das Theatre des Delassements Comiques ist durchaus zerstört. Das nebenanliegende Haus erlitt dasselbe Schicksal. Das Ambigue-Theater hat nur einige Bomben erhalten; dahingegen hat das Petroleum seine Schuldigkeit an dem Theater der Porte St. Martin gethan; in gleicher Weise haben die Flammen das große Haus verzehrt, welches sich zwischen diesem Theater und der Porte St. Martin befindet. Der eben genannte Triumphbogen ist nur wenig beschädigt, die Porte St. Denis aber bedeutend mehr.

In La Villette ist so zu sagen kein einziges Gebäude verschont geblieben. Je mehr man sich den Buttes Chaumont nähert, desto ärger und mannichfaltiger werden die Verwüstungen. Man sieht deutlich, daß hier jedes Haus, eines nach dem andern, von den Truppen der regulären Armee erobert werden mußte, und zwar mit den größten Schwierigkeiten und Opfern. Ueberall sind die Hausthüren zertrümmert oder eingestoßen, die Fensterscheiben in Scherben, die Häuserfaçaden von unzähligen Kugeln durchlöchert; man findet kaum eine fußbreite Fläche unberührt.

Die ungeheuern Docks, welche sich in der Nähe der Ringmauern befanden, sind vollständig zerstört; die dichte Asche glimmt noch immer fort, und dicke Rauchwolken erheben sich noch stets in die Lüfte. Der materielle Verlust, an dem hier so viele Handelshäuser betheiligt sind, ist unermeßlich groß. Die Gebäude der Nachbarschaft konnten auch nicht gerettet werden. Beinahe alles, was Gemäuer war, ist zusammengestürzt. Man berechnet auf ungefähr 6 bis 8 Millionen den Werth der Waaren, welche an diesem Ort aufgehäuft waren. Leider befanden sich darunter auch viele Oele und Essenzen, so daß man des Feuers gar nicht Meister werden konnte und dem furchtbaren Brande müßig beiwohnen mußte. Ganze Bäche von feurigen Flüssigkeiten strömten während zwei Nächten in allen Richtungen hin, und bedrohten diesen Stadttheil auf allen Punkten; durch Erdaufhäufungen war man jedoch im Stande gewesen, dem Feuer wenigstens eine Grenze vorzuschreiben, denn an ein Löschen der Feuersbrunst selbst konnte gar nicht gedacht werden.

Belleville bietet beiläufig denselben Anblick wie La Villette. Der Pere Lachaise ist furchtbar verwüstet worden. Zahlreiche Grabsteine sind zerschmettert; viele Gräber geöffnet oder stark von den Bomben beschädigt. Die Föderirten haben an vielen Punkten Laufgräben und Erdwälle errichtet und auf diese Weise sind manche Särge aufgerissen und die Gebeine zerstreut worden.

Die St. Eustachius-Kirche hat am allermeisten gelitten; dort, wo sie die Ecke der Rue Montmartre und des Markthallen-Platzes bildet, ist ein großer Theil des Gemäuers zusammengestürzt. Einige sehr alte farbige Fenster aus dem 14. Jahrhundert sind für die Kunstliebenden verloren gegangen. Die Magdalenenkirche, wo viele den Tod gefunden hatten, ist vielfach beschädigt worden. Der große Triumphbogen hat wohl sehr viele Geschosse erhalten, doch verhältnißmäßig wenig Schaden aufzuweisen; einige Statuen desselben haben mehrere Stücke verloren.

Das am linken Seine-Ufer liegende Paris hat beinahe ebensoviel Ruinen und Trümmer aufzuweisen, als die am rechten Seine-Ufer befindlichen Partieen. Trotzdem daß die regulären Truppen hier in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit die Oberhand gewonnen hatten, waren sie doch schon zu spät gekommen, um den zahlreichen Feuersbrünsten Einhalt zu thun. Die Föderirten scheinen hauptsächlich dem Faubourg St. Germain Brand und Verderben zugeschworen zu haben. Seit dem 18. März hatten die Commune und das Comite Central zu wiederholten Malen exemplarische Strafen den in diesen Stadttheilen wohnenden Ordnungsbataillonen zugeschworen, denn der passive Widerstand, welchen dieselben den Insurgenten-Comite's leisteten, war ihnen viel unangenehmer, als die offenen Protestationen und Auflehnungsversuche, welche in den „reactionären Arrondissements" des rechten Seine-Ufers stattgefunden haben. Der Brand der Paläste des Staatsraths, des obersten Rechnungshofs, des Ministeriums des Aeußern, der Ehrenlegion und so mancher andern Bauten bezeugen hinlänglich die Wuth, der sich die Commune in diesem unglücklichen Stadttheile hingegeben hat. Die Cathedrale von St. Sulpice ist glücklich durchgekommen. Dasselbe ist vom Luxemburger Palast und seinem werthvollen Museum zu sagen. In allen diesen Stadttheilen hat man große Mengen von Torpillen, Lunten und Ansammlungen von explosiblen Substanzen aufgefunden, welche die Föderirten in ihrer eiligen Flucht zurücklassen mußten, ohne daß sie sich derselben zu ihrem großen Leidwesen hätten bedienen können. In einem Theile des Luxemburger Parks befand sich ein Pulverdepot, das die Föderirten in die Luft gesprengt hatten. Das Cluny-Museum ist vollständig unberührt geblieben; die Pariser freuen sich ganz besonders über diesen glücklichen Zufall, denn sie hängen in ganz spezieller Weise an dieser alterthümlichen Kunstsammlung.

Die Gobelins-Manufactur war auf zwei Punkten von den Insurgenten in Brand gesteckt worden; aber den verzweifelten Anstrengungen der Feuerwehr ist es doch nach 36stündigem Brande gelungen, wenigstens einen Theil derselben zu retten. 80 Meter von den Gebäuden sind verbrannt, darunter befanden sich: die dem Publikum eröffneten Galerien, eine Werkstätte mit 6 Maschinen, drei mit Rohstoffen gefüllte Säle, eine Malerwerkstätte und die Stickschule, in welcher sich die prachtvolle Sammlung der Stickarbeiten, die unter Ludwig XIV. begonnen worden war, befand. Das naturhistorische Museum des zoologischen Gartens ist vom Feuer fast verschont geblieben, obwohl dieses mehrmals an verschiedenen Punkten ausgebrochen war.

Die Cathedrale von Notre-Dame, deren Vernichtung von den Föderirten ebenfalls beschlossen gewesen zu sein scheint, ist dem Verderben entronnen. Das eigentliche Hotel der Polizeipräfectur und ein großer Theil der dazu gehörigen Bureaux ist gänzlich abgebrannt. Im Justizpalast hat aber das Feuer noch viel ärger gewüthet. Die sehr schöne Salle des Pas-Perdus ist von Grund aus zerstört. Alle neuen Bauten, welche sich in der Rue de la Barillerie, vom großen Gitter bis zur Sainte Chapellegasse erstrecken, sind nichts als Ruinen. Die Sainte Chapelle selbst, ein wahres Kleinod der Architektur, ist vom Feuer nicht berührt worden.

Wie ist es mit dem Impfen?

Von Dr. W. Löwe.

(Schluß.)

Eine ganz specielle Anklage wird nun gegen das Impfen wegen der Hautkrankheiten gerichtet, die dadurch unmittelbar öfters hervorgerufen werden. Dieselbe ist in soweit begründet, als öfter ein leichter Hautausschlag am Arm in Folge der Reizung, welche das Impfen verursacht, entsteht. In der ungeheuren Mehrzahl der Fälle ist aber der Hautausschlag ganz unbedeutend, geht meist schnell und ohne Folgen vorüber. Bei dem Hautausschlage richtet sich die Besorgniß aber auch nicht eigentlich gegen das Impfen an sich, als vielmehr dagegen, daß der Impfstoff von einem kranken Kinde genommen und daß dabei nicht blos die Kuhpockenlymphe, sondern auch dieser Krankheitsstoff dem Kinde eingeimpft wird. Unzweifelhaft kommen solche Fälle vor. Sie kommen aber nur vor durch die unvorsichtige Benutzung eines Kindes zum Weiterimpfen, das ein vorsichtiger und gewissenhafter Arzt nicht benutzt hätte. Aber auch die angeschuldigten Fälle sind außerordentlich selten. Als Schutz gegen diese Möglichkeit kann man dem Publikum aber nur die alte Regel empfehlen, sich bei der Auswahl dessen, dem sie das Leben und die Gesundheit der Ihrigen anvertrauen, derjenigen Vorsicht zu befleißigen, die sie bei der Gewährung des kleinsten Darlehens nicht aus den Augen verlieren. Wenn sie Jemanden zwanzig Thaler borgen, so erkundigen sie sich nach der Rechtlichkeit und Zuverlässigkeit des Menschen, dem sie es anvertrauen. Wenn sie dieselbe Aufmerksamkeit bei der Wahl ihres Arztes im Interesse des Lebens ihrer Angehörigen verwendeten, die sie dabei in Anwendung bringen, so würden die meisten Fälle, in denen über Leichtsinn und Gewissenlosigkeit der Aerzte geklagt wird, niemals vorkommen. Der falsche Gebrauch eines Mittels kann aber auch niemals ein Grund gegen den richtigen Gebrauch sein, und daß der richtige Gebrauch bei uns die Regel ist, das beweist eben wieder die Statistik. In den letzten Generationen hat die Zahl der Hautkrankheiten sich sehr verringert und die Gefährlichkeit dieser Krankheiten hat abgenommen, Dank der größeren Reinlichkeit und der bessern Hautkultur, die durch das Wachsen von Wohlstand und Bildung herbeigeführt ist. Der junge Arzt, der heute noch die Hautkrankheiten in ihrer Blüthe und in großer Zahl kennen lernen will, findet bei uns hier nur noch mangelhafte Gelegenheit dazu. Er muß sich nach den großen Städten des östlichen Europa's, mindestens bis Wien bemühen, wohin die Hautkranken aus den untern Donauländern kommen, wo der Schmutz noch zu den berechtigten Eigenthümlichkeiten der Völker gehört.

Ich komme also zu dem Schluß: 1. Das Impfen selbst hat in der ungeheuren Mehrzahl der Fälle keine Nachtheile für die Gesundheit im Allgemeinen, geschweige führt es eine Gefahr für das Leben des Geimpften mit sich. 2. Das Impfen schützt, wenn die Pocken angegangen sind, für eine gewisse Reihe von Jahren, meistens 7—10 Jahren, ebenso vollständig gegen die Pocken, als diese selbst gegen Rückfall schützen. 3. Das rechtzeitige Wiederimpfen gewährt ebenso einen Schutz gegen die Krankheit. Aber auch dann, wenn das Wiederimpfen versäumt ist und die Pockenkrankheit eintritt, gewährt die erste Impfung noch den Vortheil, daß die Krankheit in den allermeisten Fällen doch viel milder auftritt und viel seltener nachtheilige Folgen hinterläßt, als wenn niemals eine Impfung stattgefunden hat. Das praktische Resultat ist also: Frühzeitiges Impfen der Kinder und rechtzeitiges Wiederimpfen der Erwachsenen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 77. Speyer, Donnerstag, den 29. Juni 1871.

Zeitgedichte.

Siegeseinzug.

Die Trommeln wirbeln, Fahnen fliegen,
Es jauchzt das Volk in stolzer Lust,
Sie kehret heim von blut'gen Siegen,
„Die Wacht am Rheine", Brust an Brust.

Der deutsche Kaiser hoch zu Rosse,
Rings hinter ihm die Heldenschaar,
Und in dem edlen Kriegertrosse
Der sieggekrönte deutsche Aar.

Trompeten schmettern, Kränze fallen,
Den Helden tönt der Jubelsang,
Und dröhnend durch die Lüfte schallen
Hört man der „Hurrah" Donnerklang.

Das deutsche Reich ist neu erstanden,
In Frieden blüht des Bürgers Glück,
Der Erbfeind in den wälschen Landen
Erlag dem rächenden Geschick.

Links ruft's mit jubelndem Entzücken:
„Mein Freund! Mein Gatte! Bruder! Sohn!"
Ein Blick, ein Kuß, ein Händedrücken
Ist jetzt der Tapf'ren schönster Lohn. —

Doch in dem seligen Umfangen,
Im Rausch, der durch die Stunde weht,
Da sieht man nicht das tiefe Bangen,
Das schmerzvoll dort im Winkel steht.

Ein Weib gebeugt, mit Händeringen
Vermißt den treu geliebten Mann.
Wer wird den Sohn der Mutter bringen,
Der dort die heiße Thräne rann?

Wo bleibt der Vater jenen Kindern,
Die sehnend strecken ihren Arm?
Was kann den Schmerz der Braut hier lindern?
Und was des treuen Freundes Harm?

Nur Eines kann die Wunden heilen,
Nur eine Hoffnung gibt hier Kraft,
Ein Trost nur kann den Schmerz zertheilen,
Ein Zauberwort nur Lind'rung schafft:

„Die deutsche Freiheit, neu geschaffen,
Im Bund mit deutschen Rechtes Macht,
Schirmt deutsche Einheit stark in Waffen,
Und Barbarossa hält die Wacht."

Das wahret treu, ihr deutschen Stämme,
Das ist das heiß erkaufte Gut,
Es ist umwallt durch Leichendämme,
Es ist umströmt von deutschem Blut!

Das war's, wofür die Edlen warben,
Das ihrer Leichensteine Zier,
Das Heiligthum, für das sie starben,
Das ihres Kampfes Siegspanier!

(Nürnb. Korr.) Georg Schönfeldt.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von August Becker.

(Fortsetzung.)

Da war keine Zeit mehr zum Verweilen. Franz drückte auf die Thürklinke, — sie öffnete nicht. Da stemmten wir Beide mit angespannter Kraft uns gegen die Thüre. Sie wich, aus dem Riegel gehoben, und wir drangen in das Zimmer, unter die aufschreienden Frauen stürzend. Als bräche die Hölle auf sie los, stand jetzt die alte Nane, und selbst die Nerven der starken Käthe hielten diese Ueberraschung nicht aus, so daß die Magd mit weit aufgerissenen Augen und Entsetzen im Blick nach uns starrte. Franz stieß sie derb auf die Seite und kam Amychen zu Hülfe, in deren Arme Hedwig gesunken war und noch jetzt regungslos lag. Auch ich hatte mir Bahn dahin gebrochen und stand erschüttert, verstört, bleich im Anblicke der hingesunkenen Gestalt, ohne zu wissen, was zu thun und zu sagen.

Hedwig, deren Augen noch starr auf einen Fleck gerichtet waren, mußte jedoch jetzt auch schon zum Bewußtsein unserer Gegenwart gekommen sein. Denn plötzlich hob sie die schlaff herabhängenden Arme und bedeckte sich das Antlitz mit den Händen, während der Theil desselben, der noch sichtbar war, der Verräther der zurückkehrenden Empfindungen ward, da ihn abwechselnd heftige Gluthröthe und jähe Leichenblässe überflog.

„Wir haben Dich erschreckt, Hedwig!" rief jetzt Franz in brüderlichem Tone. „Liebes Kind, sei ruhig! Sieh doch, nur wir Beide standen außen!"

„Fräulein", sprach auch ich mit bebender Stimme, „wie schmerzt es mich, Sie erschreckt zu haben! Können Sie mir verzeihen?"

Hedwig hatte sich indeß mit Hülfe Amychens auf einen Stuhl nieder gelassen und ließ zuerst eine, dann

die andere Hand von ihrem Antlitze in den Schoos sinken. Heldenmüthig bezwang sie ihre Aufregung und Gemüthsbewegung, ohne jedoch ihrer Verwirrung völlig Meister werden zu können. Ein schmerzliches Lächeln zuckte dann um ihren Mund, als sie die Worte hervorbrachte:

„Seien Sie ohne Sorge, beunruhigen Sie sich ja nicht. Es ist vorüber!“

Sie stockte, ergriff das Tuch, fuhr sich damit über die Stirne und sprach in abgerissener Weise etwas von Ueberraschung, seltsamen Umständen, nächtlicher Stunde. Wieder sich ermannend, fuhr sie gelassener fort:

„Bei aller heimlichen Freude an solchen Volkssitten und Adventgebräuchen ist es doch wohl frevelhaft, mit dergleichen sein Spiel zu treiben. Es soll mir zur Lehre dienen für alle Zeit. Doch, es ist ja vorüber, wohl schon spät in der Nacht, und ich —“

Wieder überflog helle Gluth ihr Angesicht. Offenbar fiel ihr ein, daß ihr Anzug, so sittsam er auch ihre holde Gestalt umschloß, dennoch nicht für die Anwesenheit eines Fremden berechnet war. Das treue Amychen mußte Hedwigs Gedanken errathen haben, denn sie umschlang jetzt deren zarten Wuchs, — beide sprangen mit einander von den Stühlen auf und gleich Rehen auf der Flucht davon, ohne ein Wort oder einen Blick des Abschieds, indem sie in der Dunkelheit des Ganges verschwanden. Das Geräusch einer leise geöffneten und wieder geschlossenen Thür ließ uns errathen, daß die Mädchen in ihr Asyl geschlüpft waren, wo sie über die Erfahrungen und Ergebnisse dieser St. Thomasnacht nachdenken konnten.

Franz und ich hatten nun nichts weiter mehr in dem Zimmer der alten Nane zu suchen. Wir verließen die Verdutzte, froh, daß Alles noch so glücklich abgelaufen, ohne daß die Mutter aus dem Schlafe geweckt worden. Vom Sohne des Hauses geleitet, kam ich denn glücklich in mein Schlafzimmer zurück, wo die Kerze tief herabgebrannt mein Lager beschien, auf das ich mich warf. Noch lange konnte ich die Augen nicht schließen, — nachzusinnen und nachzuempfinden hatte ich so viel, — bis auch mir endlich Ruhe ward.

Als ich erwachte, wußte ich zuerst nicht, wo ich war, denn ich sah durch's Fenster in mährchenhafte Pracht hinaus; ich glaubte, mir sei der Blick in den Crystallpalast einer Fee gegönnt, denn es glitzerte und flimmerte draußen wie lauter gediegenes Silber, das mit Diamanten durchsäet war. Vor dem Fenster breiteten sich nämlich die Kronen einer Baumgruppe herrlich beschneit und umfrostet gleich einer Halle aus, die sich gegen das Fenster öffnete. Einige Vögel piepten und zirpten traurig von den Zweigen. Waren es Böhämmer? Mit einem Satze war ich aus dem Bette und sah hinaus. Ach, es waren nur Spatzen. Ich erinnerte mich nun aller Erlebnisse des verflossenen Abends und öffnete nun die Thüre zu dem Schlafgemache meiner Jagdgenossen. Das war leer, und es konnte also nicht mehr besonders frühe sein. Da es so still im Hause war, faßte mich eine große Bangigkeit um Hedwig. Meine Uhr war stehen geblieben und ich versuchte, ob ich nicht vom Fenster aus nach der Thurmuhr blicken könne. Das konnte ich nicht.

Die silberglänzenden Baumäste ließen einen Blick in die verschneite Dorfgasse zu. Diese war völlig leer. Aber es bildete einen seltsamen Gegensatz zu der Stille und Einsamkeit des Gebirgsdorfes, als eine junge Dame in Mantel, Hut und Schleier mit leichtem Tritt um eine Ecke der Gasse kam und durch den Schnee gegen das Haus herschritt. Der Wind wehte ihr einigemale den Schleier vom Antlitz, das dann gleich der hellen Frühlingssonne hervortrat und mir in's Herz lachte.

Ich erinnerte mich noch, gehört zu haben, daß der Mann und die Jungfrau, welche sich am Morgen nach der St. Thomasnacht zuerst begegnen oder sehen, im künftigen Jahre miteinander vor den Altar träten. Mit dieser Erinnerung sah ich die junge Dame näher kommen, bis ich deutlich Hedwig erkannte, welche in Jugendfrische und strahlend von Lieblichkeit und Anmuth von einem frühen Ausgange zurückkehrte. Wie glaubte ich da, wie gern glaubte ich an die Orakel des Advents. Ich hätte es als eine verleumdende Unmöglichkeit zurückgewiesen, wenn mir damals Jemand gesagt hätte, daß ich schon in wenig Wochen den Verlobungskuß einer Andern empfänge! Mit seligen Augen sah ich das schöne Mädchen gleich einer glückbringenden Fee die beschneite Dorfgasse daherkommen. Ihre Wangen waren lieblich angeweht, und als der gefällige Wind den neidischen Schleier wieder hob, glaubte ich den stillen Glanz ihrer Augen zu sehen, der hinter den Wimpern freundlich leuchtete.

Jetzt war sie so nahe, daß ich mich verbeugte. Mit zwar etwas verschämtem, aber freundlichem Neigen des Hauptes erwiderte sie den Gruß; sie hatte also nach dem Fenster emporgeblickt, wo ich stand. Drauf eilte sie mit flüchtigen Tritten in das Haus ihrer Tante.

Nun hielt es mich auch nicht länger oben. Rasch war ich bei den Damen unten und verplauderte mit der Matrone und ihrer schönen Nichte eine volle Stunde über lauter Kleinigkeiten von der Madenburg und Böhämmerstadt. Des nächtlichen Abenteuers wurde mit keiner Silbe von der Tante erwähnt, und ich empfand es süß, mit Hedwig ein Geheimniß bewahren zu können, dessen Erinnerung sie nicht selten mitten im Gespräche in reizende Verwirrung setzte.

Franz hatte unterdeß mit meinen beiden Genossen einen Jagdgang gemacht, da die Heimkehr nach Bergzabern erst auf Abends bestimmt worden. Mit einem erlegten Hasen kehrten die drei Jäger siegesstolz in's gastliche Haus zurück, wo mir Mittags nochmals das Mahl im Anblicke Hedwigs gewürzt wurde. Sie erschien mir heute in ihrer unverkennbaren Befangenheit fast noch reizender, als gestern.

Der Sägmüller von Weidenthal hatte mir, auf Fürbitte Hedwigs, einen der von ihm durch einen Schrotschuß erlegten Böhämmer überlassen, damit ich ihn als Wahrzeichen mit nach Landau nehme. Eben als ich nach Tisch mich desselben bemächtigen wollte, war mir der Hauskater zuvorgekommen, der sich die

fette Beute auch nicht mehr abjagen ließ. Ich war aufrichtig betrübt, worüber mich Hedwig nicht wenig neckte und mir immer wieder das spöttisch: Gesicht Hartensteins, das mir bei der Rückkehr nach Landau drohte, in's Gedächtniß zurückrief. Zu meiner Betrübniß gesellte sich der Aerger Schakobs über die unbegreiflich hohe Zeche Hammichels im Wirthshause; der Geselle mußte Uebermenschliches geleistet haben in Atzung und Labung seines irdischen Theils. Schakob meinte, es sei kaum zu glauben.

Nun hatte die Stunde des Abschieds geschlagen. Wieder lag Hedwigs weiche zarte Hand in der meinigen. Ich meinte, sie nicht mehr lassen zu können und schloß die lieblichen Finger in meine Rechte. Sollte ich Hedwig wieder sehen? Ich hatte die Zusage eines Besuchs im Thale für die Sommertage geben müssen, und gab sie so gerne. Aber schmerzlich war mir der Moment dennoch, als die holdselige Gestalt nicht mehr vor meinen Augen stand.

Wir hatten eine Beförderung durch den Schlitten abgelehnt und schritten nun den kurzen Weg entlang, der das Dorf mit der Straße nach Bergzabern in Verbindung setzt. Mehrmals wandte ich dabei den Kopf zurück nach dem Dörfchen hinter uns, aus dessen Schornsteinen dicke Rauchsäulen gegen den grauen Winterhimmel aufwirbelten. Die beschneiten Hütten gruppirten sich malerisch um den Schloßhügel des Berwartstein. Mein Umschauen mußte dem jungen Forstmann wohl auffallen, denn er unterließ die Bemerkung nicht, daß ich ein Freund von Schneelandschaften sein müsse. Ich schwieg, und schwieg noch, als wir schon längst auf der Straße aus dem Innern des Wasgau nach Osten durch die dunklen Föhrenwälder wanderten.

Wieder schneite es kalt herab. Manchmal war es mir, als sehe ich einen Schleier von einem mildschönen Antlitze wehen, wie am Morgen. Aber der Schnee, der mir in's Gesicht trieb, erinnerte mich daran, daß ich mit meinen Gedanken schweigend im Gebirge wanderte. Die Spottsucht Hartensteins fürchtete ich nicht mehr, da ich jetzt an den Mißerfolg meiner Böhämmerjagd gar nicht dachte. Selbst, als mich meine Gefährten auf die wunderbaren Felsbildungen hinter uns aufmerksam machten, unterbrach dies meine Träumereien nur kurz. Da, wo die Straße nämlich sich gegen den Lauterschwan und das Landlöchel hinanzieht, öffnet sich rückwärts zwischen den düstern Föhrenwäldern ein Blick seltsamer Art — zuerst auf einen riesigen Geierkopf, der im mächtigen Felsstück vorspringend sich phantastisch auf dem Abendhimmel abzeichnete. Dann erhebt sich mit wirklich täuschender Aehnlichkeit von den dunkeln Berghalden eingerahmt eine colossale Felsstatue Napoleons I. im Sattel. Ueberrascht sah ich dies und hörte, wie dort hinten bei Busenberg und Dahn allerorts noch wunderbarere Gebilde des Sandsteins zu finden. Dennoch konnten mich diese Naturerscheinungen nicht völlig aus einer Traumwelt locken, die mir ahnungsvoll mitten im Schneegetriebe des Advents aufgeblüht war.

Beim Grauen des Abends waren wir nach Birkenhördt hinunter gekommen und erfuhren da, daß die gestern mit uns aus der Stadt gezogenen Böhämmerschützen an der „Peternell" eine überaus glückliche Jagd gemacht hätten und wohl heute Abend wieder da zu treffen seien. Wir waren auch noch nicht weit im Thale gegangen, als uns wandernde Feuer von den dunkeln Berghalden entgegen schimmerten. Da mußten wir, trotz der Einbuße unserer eigenen Leuchtpfanne, dabei sein, stießen auch bald auf Bekannte, die uns den Anschluß gerne erlaubten. Nun sah ich, daß Alles, was ich von Schakob und dem Forstmann über die Böhämmerjagd vernommen, durch die Wirklichkeit noch übertroffen wurde. Ich ward hingerissen von der Abenteuerlichkeit und dem Erfolge dieser nächtlichen Jagd, da Tausende von Böhämmern geschossen wurden. Eine kleine Kiste voll derselben folgte mir andern Tags nach Landau, wo man deren Schmackhaftigkeit erprobte. In Offizierskreisen aber glaubte man von nun an allgemein an die Geschichte von den Böhämmern. (Forts. folgt.)

---

* Das deutsche Friedensfest in Milwaukee (Wisconsin).

Bekanntlich hielten die Deutschen in Nordamerica, nachdem sie in einer ausgezeichneten und großartigen Weise an den Beisteuern für die Opfer des deutsch-französischen Krieges sich betheiligt hatten, nicht minder großartige Friedensfeste ab, die, wie alle derartigen Aufzüge jenseits des großen Wassers, einen ganz eigenen, in Deutschland unmöglichen Character trugen. Denn dort kann sich das deutsche Element dem Einfluß des Americanerthums nicht entziehen und wie die Sprache des dort geborenen Deutschen mit englisch-amerikanischen Ideen sich vermischt, so nimmt auch das sonstige, besonders das öffentliche Auftreten der Deutschen ungemein viel von der Großartigkeit und Eigenartigkeit der amerikanischen städtischen Verhältnisse an. Daß sich darunter vielfach auch etwas von dem eigentlichen Yankeethum mischt, wollen wir unseren Stammesbrüdern in der neuen Welt um so eher nachsehen, als sich dies bei dem gemeinsamen Zusammenleben durchaus nicht, am allerwenigsten von Seiten des überall sich zurechtfindenden Deutschen, vermeiden läßt und weil die Deutschen, zumal bei den letzten Friedensfesten in einer Weise aufgetreten sind, die dem deutschen Namen eine ungemeine Achtung in den Vereinigten Staaten verschafft hat. Die Americaner haben bei dieser Gelegenheit gesehen, in welcher gewaltigen Stärke das deutsche Element ihnen beigemischt ist, in welcher Weise es zugenommen hat und sich noch täglich vermehrt; zudem haben diese großartigen Friedensfeste in manchen Städten den Anstoß dazu gegeben, die Deutschen auch für sonstige Gelegenheiten zu einigen, nachdem sie einmal für den harmlosen Festaufzug in so gewaltiger und Achtung gebietender Einheit und Stärke sich gezeigt haben. Es könnte kommen, daß auch gegenüber manchen unfreundlichen Bestrebungen im Schooße der Union das deutsche Ele-

ment sich noch fest zusammenschließen und sich auch im Wahlkampfe eine vorher ungeahnte, von Seiten anderer Nationen scheel angesehene, Bedeutung zu erringen wüßte. Besonders in dem Staate Wisconsin wohnen die Deutschen in einer solchen Menge, daß, wie dem „Cincinnati Volksfreund" geschrieben wird, der Südwesten von Wisconsin, mit Ausnahme einzelner Gegenden, fast ganz deutsch ist und auch in den übrigen Theilen des Staates das Americanerthum schnell und regelmäßig zurückweicht. Die vorzugsweise deutschen Districte sind für americanische Agriculturverhältnisse schon übervölkert, und schon findet eine starke Auswanderung aus denselben nach Minnesota, Nebraska und Jowa statt. Die jüngeren Söhne der Farmer werden von ihren Eltern mit Geld versehen, um sich dort eine Heimath zu gründen. Dabei hört die Einwanderung aus Deutschland nicht auf. Ueber eine Befürchtung, daß die deutsche Sprache und Sitte in Wisconsin je aufhören könne, lacht man. Es hält schwer genug, auf dem Lande die Kinder Englisch lernen zu lassen. Es gibt ganze, schon seit 25 bis 30 Jahren besiedelte Gegenden, in denen man kein englisches Wort hört und in denen man erst nach Merkmalen suchen muß, die Einen daran erinnern, daß man in America ist. Wenn es so fortgeht — und es ist kein Grund zu einer gegentheiligen Vermuthung da — so werden die Deutschen, welche jetzt wohl schon die Mehrheit haben, zuletzt ganz Wisconsin in Beschlag nehmen.

Bei dieser Lage der Dinge mag es von Interesse sein, eines dieser Friedens- oder vielmehr Siegesfeste näher zu schildern. Wir wählen dazu das Fest in Milwaukee, der größten Stadt des Staates Wisconsin, mit großem Handel und Verkehr, die im Jahre 1860 schon über 45000 Einwohner besaß, nachdem sie 1840 noch ein Dorf von Pelzhändlern und Ansiedlern gewesen war. Die Beschreibung des Festes entnehmen wir dem „Herold", einer in Milwaukee erscheinenden deutschen Zeitung.

Das Friedensfest in Milwaukee wurde am Pfingstmontag gefeiert. Am Samstag war Festvorstellung im Stadttheater und nachstehender Festgruß wurde vorgetragen:

Festgruß.

Willkommen hier, so alt wie jung! Ihr Deutschen hoch willkommen,
Die Ihr den Ruf: „Verbrüderung" vom deutschen Geist vernommen! —
Das deutsche Lied steig' himmelan! hoch, hoch die deutschen Fahnen!
Es soll den Knaben einst als Mann noch dieses Tags gemahnen!
Vor deutscher Treue Sonnenflug fällt Zwist und Wolkenschleier;
Ein Blatt in der Geschichte Buch wird uns're Siegesfeier.

Das Volksfest ist die rechte Art, hier Trost und Lust zu schaffen,
Ein echtes Fest der Gegenwart, der sieggekrönten Waffen.
Den Pflug verließ des Dorfes Sohn, der Bürger sein Gewerbe,
Der König stieg vom Königsthron, der Ritter ließ sein Erbe,
So hat vereint die Wacht am Rhein das deutsche Volk gehalten;
Drum soll das Volk hier einig sein, für's deutsche Volk zu walten!

Dem Feinde war des Truges Lohn, sein Kaiser ging verloren,
Die Sieger zogen lorbeerreich aus seiner Hauptstadt Thoren,
Das war ein Sieg vom deutschen Geist, vom Geist der deutschen Waffen,
Der Moltke heut und Bismarck heißt und Sieg und Glück geschaffen.
Und dieser Geist soll mit uns geh'n auch auf der Fremde Fluren;
So schwört: nie darf die Zeit verweh'n hier deutschen Geistes Spuren!

Und muß zum Kampf der Deutsche zieh'n, was sei des Kriegers Wehre?
Sein Weib, sein Kind, sein Schlachtenlied, sein Gott und seine Ehre.
Als deutsche Siegesfackel glüh' durch Kampf und Schlachtbefehle
Das deutsche heilige Gemüth, die reine deutsche Seele.
So laßt der heiligen Fackel Brand beim Bruderfest uns scheinen;
Uns soll auch fern vom Vaterland, das deutsche Herz vereinen!

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

* Speyer, 22. Juni. Herr Dr. Kuby, kgl. Bezirksarzt und Regimentsarzt à la suite, hat seine Erlebnisse und seine Thätigkeit während des vergangenen Krieges in einer kleinen Schrift geschildert unter dem Titel: „Bericht eines Arztes der freiwilligen Krankenpflege im Kriege von 1870/71." Dem Ganzen ist als Nachtrag eine interessante Schilderung der Cantonnements des 2. bayr. Armeecorps vor Paris, sowie eine Anweisung zur Errichtung von Feldlazarethbettstellen beigegeben. Der Ertrag des Schriftchens ist zur Gründung einer pfälzischen freiwilligen Sanitäts-Abtheilung bestimmt, deren Cadres auch im Frieden evident gehalten werden sollen. Hierüber schreibt der Verfasser: „Es ist bekannt, welche vorzügliche Dienste einzelne freiwillige Sanitätsabtheilungen auf den Schlachtfeldern, in den Feldspitälern und bei den Krankentransporten geleistet haben; eine größere Anzahl hilfsbereiter und tüchtiger Kräfte konnte jedoch nicht zur Verwendung gelangen, da sie nicht organisirt und regimentirt waren. Die freiwillige Krankenpflege wird ihrer großen Aufgabe im Felde nur dann entsprechen können, wenn sie im Anschluß an die militärische Krankenpflege, wie auch durch Subordination unter dieselbe von vorn herein als eine gegliederte, leicht lenkbare Organisation bereit steht. Diese für die Pfalz herzustellen, hat sich der Unterzeichnete zur Aufgabe gestellt, und bittet zunächst die Turn- und Schützenvereine, sowie die Feuerwehren, ferner aber alle Menschenfreunde, denen das Wohl des Soldaten am Herzen liegt, um thatkräftige Unterstützung. Dr. Kuby."

* In Göppingen beabsichtigt man, auf dem Gipfel des zwei Stunden von dort entfernten Hohenstaufen ein Denkmal zu errichten. Der Plan, soweit er bis jetzt besprochen ist, besteht darin, eine Halle mit den Bildern der Hohenstaufen-Kaiser zu bauen, und, daran anstoßend, einen ansehnlichen Wartthurm mit Plattform, Orientirungsscheibe und Tubus, das Ganze in einfachem, aber monumentalem Styl gehalten, und umschlossen von einer Ringmauer mit einem Thorthurm, an welchen die Fremdenwirthschaft sich anlehnen soll. Zu gleicher Zeit wird die Barbarossa-Capelle im Dorf Hohenstaufen, welche über dem schlichten Pförtchen die stolze Inschrift trägt „Hic transibat Cæsar", in würdiger Weise wiederhergestellt und zur Aufbewahrung hohenstaufischer Alterthümer und Denkwürdigkeiten eingerichtet werden.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 78. Speyer, Samstag, den 1. Juli 1871.

Zeitgedichte.

* Willkommen.

(Melodie: „Wir hatten gebauet.")

Willkommen, Ihr Krieger,
Wir drücken die Hand
Euch, ruhmgekrönte Sieger
Im ein'gen Vaterland!

Auf blutigen Wegen
Folgt' euch unser Fleh'n
Um Sieg durch Gottes Segen,
Um Trost in bittern Weh'n.

Wir haben gestritten
Mit euch in der Schlacht,
Wir haben mitgelitten
Die Noth der eis'gen Nacht.

Wir haben bewundert
Den heiligen Muth,
Der, sanken auch viel Hundert,
Siegt' über Gluth und Blut.

D'rum jauchzen viel Tausend:
Ihr Helden willkomm!
Drum trägt euch heimwärts, brausend,
Ein mächt'ger Freudenstrom!

O könnten vergelten
Wir, was ihr gethan!
Nehmt, theure deutsche Helden,
Für Großes Kleines an!

Wie vielen begegnen
Wir nimmermehr hier —
Gott wird im Himmel segnen
Die Treuen nach Gebühr!

Ch. Böhmer.

---

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Zweites Buch.

Ein Idyll im Wasgau.

Erstes Capitel.

Im Ballsaale.

Nun hielten die Schauer des Winters schon seit Wochen alles deutsche Land von den Alpen bis zur Nordsee umfangen. Wie still mochten jetzt auch die Thäler und Höhen des Wasgau's liegen. Durch seine verödeten Wälder brauste der kalte Nord, um die wettergrauen Stirnen seiner Felsen taumelten in wildem Gewirre die weißen Flocken, durch die gebrochenen Fenster seiner Ruinen heulte der Schneesturm, und auf die niederen Hüttendächer seiner versteckten Dörfchen drückte die weiße, kalte Decke des Winters. Das wonnige Sommerleben mit seinem Vogelgesang und dem Jubel naturfroher Spaziergänger war längst den Schauern langer Winternächte gewichen, die gleich schwermüthig auf den tief verschneiten Schluchten und Bergwäldern, wie über der stillen Langeweile der Gebirgsorte brüteten. Nur dann und wann mochten flackernde Kienfackeln in düsterer Tannennacht eine abenteuerliche Vogeljagd beleuchten, — nur da und dort die in Gespenstersagen bebende Stimme einer Alten oder ein wehmüthiges Volkslied der Jungen, aus den düster beleuchteten Fenstern zitternd, von dem traumhaften Leben einer Kunkelstube Kunde geben. Vielleicht flüsterten an den trüben Abenden auch junge Herzen heimlich zusammen von den Orakeln der St. Thomasnacht. — Sonst aber lag der Wasgau mit allen seinen Reizen verhüllt, verödet unter der kalten Schneedecke, und seine Höhen schauten bleich und geisterhaft über das verschneite Land am Oberrhein.

Auch am Lech und an der Isar jagte der Wind hohl und schaurig über die weite Ebene und trieb in heulender Wuth die weißen Flocken über die verschneiten unabsehbaren Felder, um die Scheunengiebel der Dörfer und Höfe, um die Erker und Thürme der volkreichen Städte. Bleigraue Wolken lagerten Tag für Tag über den Straßen der Hauptstadt, und der Himmel schien im wirren Gewimmel blendend weißer Flocken herabsinken zu wollen. Aber tausende von Lampen beleuchteten die belebten Gassen, die lustig im Gestöber umhertreibenden Masken und all' die lärmende Geschäftigkeit. Trompetengeschmetter und Geigenjubel übertönten die Klagelaute des Nordwindes, und durch die Straßen ras'ten mit dem johlenden Schneesturm um die Wette die Schlitten, aus deren Kutschenfenstern ballfrohe, freudenbange, blumenumkränzte Mädchengesichter oder bunte groteske Larven schauten.

Dort vor dem palastartigen Gebäude, dessen hundert Fenster gleichsam freudefunkelnd, hellglänzend in

die stürmische Winternacht herausschauten, hielt eine Wagenburg von Schlitten und Carossen, welche da ihre Inwohner absetzten. Und über die taghell beleuchteten Treppen wogte es hinauf in Gold und Seide, hinauf in den Ballsaal, der zu einem blühenden Feenschloß umgewandelt worden. Da funkelten die Kronleuchter, sprangen die Fontainen von wohlriechenden Wassern, da rankten sich die Guirlanden und Blumengewinde zu duftenden Hainen, und die Schönen selbst wandelten als die holdesten Blumen des Feengartens hin und her auf dem glatten Parket. Wer kümmerte sich von all' denen, ob es draußen schneite und fror, ob der Wind um den Giebel brüllte? Wer hatte da, beim Rauschen der Geigen und Schmettern der Trompeten, im sausenden Galopp noch daran zu denken, daß alle Höhen und Thäler verschneit lagen, — wer gedachte noch des traumhaft melancholischen Lebens in den stillen Hütten der fernen Gebirgslandschaft?

Mit lachenden Mienen saßen die Mütter ringsum im bunten Staat und freuten sich der Lust ihrer Söhne und Töchter, der eigenen Jugend gedenkend. Mit ernstem Blick überschauten die Väter im schwarzen Frack das Gewimmel der glücklichen Jungen und sahen im goldenen Weinglase den Glanz ihrer eigenen Vergangenheit wieder aufblühen. Auch meine Mutter saß dorten bei Eugeniens Mama im traulichen Geflüster und mit schmunzelnden Geberden, indem sie stolz herüberblickten, wo ich mit meiner schönen Cousine im Reigen stand. Auch mein Vater machte sich das Vergnügen, seinem theuern Sohne nachzublicken und bei sich zu berechnen, was ihn meine Urlaubszeit während des Carnevals in der Hauptstadt noch kosten werde. Aber dennoch war er heute ungewöhnlich heiter und gegen Mama und Eugeniens Mutter von einer Liebenswürdigkeit, die ich ihm gar nicht zugetraut hatte, wenn auch seine Galanterie einen sehr altfränkischen Anstrich hatte und nach den Manieren von 1808 duftete, wo die Stutzer sich durch glockentönende Uhrpetschafte gleich Schlittenpferden ankündigten.

Ich selbst war dem wiederholten Ruf meiner Mutter gefolgt und hatte nun des irdischen Glückes in der Hauptstadt schon viel genossen; denn auf allen Bällen, welche Eugenie besucht hatte, war auch ich gewesen und das will viel heißen. In den wenigen Wochen meines Urlaubs hatte ich alle früheren Positionen im gesellschaftlichen Leben mit Sturm zurückerobert, behauptete sie siegreich, ja gewann mehr und mehr an Terrain.

Von jeher war ich höchst empfänglich für Triumphe im Salon und für weibliche Reize, die hier nun beim Kerzenschimmer nur wenig verhüllt, in reicher Auswahl verführerisch um mich her blühten. Ich empfand die ganze Zaubermacht der Frauenschönheit im blendenden Glanze der Balltoilette. Erhalten doch selbst Juwelen erst ihren verklärenden Schimmer, wenn die Diamanten und Perlen einen jungfräulichen Schwanenhals umgeben, wenn der Karfunkelglanz des Rubins auf schneeweißem Busen glüht, wenn der herrliche volle Nacken von perlendurchwobenen Flechten umwallt wird und die weichen Arme mit ihren niedlichen Grübchen von güldenen Spangen umschlossen sind. Und so stand Eugenie, die unbestrittene Fürstin des Balles, heute wieder an meiner Seite, ihre wächsernen Finger in meiner Hand, ihr Busen gehoben, ihr Mund lächelnd, während hundert neidische Blicke nach dem Glücklichen schauten, der seine Bevorzugung wie etwas ganz Natürliches hinzunehmen schien.

Eugenie war die Bewunderung und das Entzücken Aller. Sie nahm denn auch die allgemeine Huldigung hin als einen schuldigen Tribut, ja heute mit etwas mehr Gleichgültigkeit als sonst. Eine gewisse Erschöpfung nach so vielen Ballabenden ließ sich nicht verkennen und gab ihrem sonst so hohen Wesen einen schmachtenden Reiz, der ihr nicht eigen war. Sie war heute viel hingebender gegen mich als sonst, fast zärtlich gegen den Vetter; und wenn ich im Walzer oder Galopp meine Hand fester um ihre Hüften legte, ihre Hand etwas stärker drückte, hatte sie keinen strafenden Blick dafür. Auch hatte ich wahrgenommen, daß mir ihre Augen mit eigenthümlichem Ausdrucke gefolgt waren, wenn ich mit einer gewissen Schönen, die besonders graziös tanzte, mich dahinschwang und die Augen aller umstehenden Paare auf uns zog. Es hatte sie offenbar nachdenklich gestimmt, und mir schien es, sie lege nun ihren Arm beim Tanze etwas inniger um meine Schulter, als vorher.

„Ach, Vetter Heinrich", sprach sie dann wohl auch, „ich tanze doch am liebsten mit Dir, — ich möchte am liebsten immer mit Dir tanzen, wenn es sich schickte. Man findet es schon auffallend, daß wir so oft mit einander tanzen. Aber Du bist heute so nachdenklich und kühl. Wo hast Du denn Deine Gedanken immer? Ich könnte Dir beinahe böse werden."

Ob meine Gedanken dabei wirklich manchmal weit, weit von dem Glanze und Geräusche des Balles weilten?

Das Orchester kündete eine Quadrille aus Motiven der neuesten Oper an, und die Paare reihten sich. Eugenie stand mir gegenüber an der Hand eines alten Bekannten, dem ich keineswegs Freund war. Denn es war jener Kammerherr, Sohn eines verdienten Generals, Pathe Sr. Excellenz des Herrn Kriegsministers, — mit einem Worte: mein früherer Oberlieutenant. Seine rothe Nase reckte sich hochmüthig, fast höhnend in die Luft, als er den Aerger sah, mit dem ich ihm meine Verbeugung machte. Ich hatte erfahren, daß er einer der eifrigsten, aufmerksamsten und ausdauernsten Bewunderer meiner Cousine gewesen war. Ja, als die Rede auf ihn gekommen, hatte Eugenie mit einiger Achtung von seinem männlichen gereiften Wesen, wie sie sich ausdrückte, gesprochen. Aber tanzen konnte er nicht, das wußte ich. Und nun beschloß ich, ihn vor den Augen Eugeniens zu vernichten, welcher Entschluß mir meine volle Gemüthsruhe ihm gegenüber gewährte; mit grausamer Gelassenheit ging ich an mein edles Vorhaben. Er sollte büßen.

Damals tanzte man den Contredanse noch mit etwas mehr Aufwand von Bewegung, Lebendigkeit

und Grazie, als heut' zu Tage, wo die Française zu einem trägen Spaziergange zu Vieren geworden ist. Nun marschirte aber mein Oberlieutenant nur etwas zierlicher und drolliger, als auf dem Exerzierplatze um seine Dame, ging bald im Sturmschritt vor und machte dann sein „Rechtsum" und „Kehrt Euch!" wie im Kasernenhof, nur mit etwas mehr steifer Anmuth.

„Wie offizierlich, wie exerzierlich!" flüsterte ich den Damen zu, und beide bissen sich in die Lippen und hielten das Tuch vor den Mund, als der Oberlieutenant nun cavalier seul vortänzelte, den Arm wie eine Kneifzange an der Seite, die röthliche Nase hoch in der Luft, bis er in reglementmäßigen Schwenkungen sich anschloß.

Ich selbst hatte mit nachlässiger Grazie meine Touren getanzt und bot Gelegenheit genug zum Vergleich, wenn ich dann plötzlich in eine groteske Imitation des Oberlieutenants verfiel, um alsbald aus der Caricatur wieder zu der natürlichen Anmuth und Schönheit der Kunst Terpsichorens zurückzukehren. Alle in der Reihe merkten, was ich beabsichtigte, nur der Oberlieutenant nicht; meine Dame unterdrückte lautes Lachen nur mühsam, bis sie krampfhaft zu husten anfing, Eugenie aber warf mir erbarmenflehende Blicke zu und flüsterte mir einige Male in die Ohren:

„Grausamer Heinrich! Barmherzigkeit, kaltes Herz!"

Aber ich fühlte so wenig Barmherzigkeit, als mein Gegner damals, da er meine Versetzung nach Landau beförderte. Und bald wandten sich alle müßigen Köpfe während der Quadrille, so oft es anging, herüber nach dem lustigen Spiel, das ich mit meinem Oberlieutenant trieb.

(Fortsetzung folgt.)

* Das deutsche Friedensfest in Milwaukee (Wisconsin).

(Fortsetzung.)

Die Vorstellung war aus verschiedenen Gründen nicht stark besucht, um so gewaltiger aber entfaltete sich am Pfingstmontag der Festzug; er hatte eine Länge von mindestens 5 (engl.) Meilen und es dauerte volle 1½ Stunden, bis er an einem gegebenen Punkte von Anfang bis zu Ende vorbeipassirte. Morgens zwischen 8 und 9 Uhr bereits begannen die verschiedenen Abtheilungen sich an den vorher bestimmten Plätzen zu sammeln und formirten den Zug, um sich kurz vor 10 Uhr in Bewegung zu setzen und durch die bestimmten Straßen nach dem Festplatze im Milwaukeegarten zu begeben. Die Straßen der Stadt prangten selbstverständlich, namentlich in den deutschen Quartieren, im schönsten Festschmucke. Wer es irgend machen konnte, hatte an den Straßen, durch die der Zug passirte, sein Haus und den Platz vor demselben, mit grünen Bäumchen, Buschwerk und Guirlanden decorirt. Gar oft konnte man das Wort, welches sich unter den Deutschen America's längst eingebürgert hat, wiederholen hören: „Gerade wie in Deutschland". Aber der Zug selbst war ein Ding, wie man es in dieser Art selbst in Deutschland nie erlebt hat und nie erleben kann. Die Americaner englischer und anderer Zunge, welche in unzählbarer Menge sich als Zuschauer auf den Straßen, an den Fenstern und auf den Balcons der Häuser, an denen der Zug vorbeipassirte, eingefunden hatten, erklärten immer und immer wieder, daß eine so großartige, glänzende und imponirende Demonstration in Milwaukee noch nie stattgefunden habe. Aber die Deutschen selbst hatten nicht erwartet, daß der Zug ein so gewaltiger und großartiger werde. Die Deutschen haben ihrerseits gesehen, was sie selbst zu Stande bringen und leisten können, wenn sie einig sind.

Was die Zahl der Theilnehmer am Festzug anbetrifft, so ist dieselbe sicherlich noch nie in Milwaukee erreicht worden, denn es befanden sich mindestens 5000 Personen im Zuge und wenn wir die Zahl der Pferde zu 1000 angeben, so ist dies in Uebereinstimmung mit wirklicher Zählung. Die Anzahl der Wagen betrug nahezu 170.

An 21 Plätzen und Punkten, die der Zug berührte, waren Triumphbögen mit auf das Fest bezüglichen Inschriften errichtet. Wir heben von denselben nachstehende heraus.

„Groß war der Kampf, wie nie die Welt ihn sah,
Doch neu verjüngt entstiegst du ihm, Germania."

„Heut siehst Du, Bruder Jonathan,
Was der deutsche Michel leisten kann."

„Heil der deutschen Einigkeit!
Dir sei dieser Tag geweiht.
Was deutsche Dichter einst besungen,
Ist durch deutsche Kraft errungen.
Deutschland einig — hier und dort, —
Völkerfrühling, Völker-Hort."

Der Festzug selbst war in 7 Abtheilungen geordnet. An der Spitze marschirte ein Musikchor, darauf folgte eine Reiterdivision, voran die Bürgergarde. Darauf folgten die Metzger und Viehhändler, welche etwa 150 an der Zahl, sämmtlich weiße Schürzen trugen und gar stattlich aussahen. Sie führten eine Standarte mit Inschrift; auf einem folgenden, von den Metzgern ausgestatteten Wagen befand sich ein Prachtexemplar von einem Stier; auf einem zweiten eine Partie prächtiger Schafe.

Eine Abtheilung preußischer Dragoner, natürlich nur maskirt, welche zunächst folgte, zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich.

Der glänzendste Wagen von allen war der von der Theatergesellschaft ausgestattete. Die Gruppe „Barbarossas Erwachen" in einer Felsengrotte des Kyffhäuser war prächtig. Dem alten Kaiser war, ganz der Sage entsprechend, der Bart durch den steinernen Tisch gewachsen.

Zunächst folgten die Turner, welche in starker Zahl ausgerückt waren. Sie führten einen Wagen, auf welchem Columbia, das Sinnbild der Freiheit, thronte; in ihrer Rechten hielt sie ein Schwert, in der Linken ein Schild, worauf die Worte:

Deutsche auf in allen Landen!
Laßt in Eintracht festen Banden
Mann an Mann zusammensteh'n,
Deutschland einig, frei zu seh'n!

Zu ihrer Rechten stand vorn der weiße Pionier mit Büchse und Axt, zu ihrer Linken der Indianer, gleichfalls mit einer Büchse bewaffnet. Zu ihrer Rechten nach hinten stand der Neger mit Spaten und Büchse, als freier Mann, zu ihrer Linken der Chinese mit langem Zopfe, sich fleißig fächernd: die vier sich in der americanischen Republik befindlichen Völkergruppen: „Freiheit für Alle!"

Ein Turnverein führte einen hübsch decorirten Wagen mit sich, auf welchem sich 25 weißgekleidete Mädchen befanden, die deutschen Staaten repräsentirend.

Nach den Turnvereinen kam die Schützengesellschaft mit einem Sechsspänner. Darauf hatten mehrere Schützen Platz genommen. Der Wagen war mit Grün verziert und trug mehrere Scheiben, Hirschgeweihe und andere Embleme mit folgender Inschrift:

„Ob uns der See, ob uns die Berge scheiden,
So sind wir eines Stammes doch,
Und eine Heimath ist's,
Aus der wir zogen.
Das Auge scharf und fest die Hand,
Für's freie deutsche Vaterland."

An der Spitze der 2. Division marschirte eine Capelle. Unmittelbar nach dem Führer des Zuges und seinen Adjutanten marschirten die „Hermannssöhne", welche in ihrer Gesammtheit ausgerückt waren. Ein characteristisches Bild prächtiger Art war „Hermann der Cherusker", in einem Eichenhain mit erhobenem Schwerte stehend, umgeben von seinen germanischen Kriegern. Der betreffende Wagen wurde von 6 Pferden gezogen und trug die Inschrift: „Hermann befreite die Deutschen vom römischen Joche im Jahre 9 nach Christus." Dieses lebende Bild gehörte unstreitig zu den schönsten und besten im Zuge.

Die Logen des Ordens der Druiden führten einen Wagen mit Druiden im Eichenhain mit sich.

Die Mitglieder des Ordens der Harugari waren die nächsten im Gefolge. Auf einem ihrer Wagen stand „Germania" in reichem, geschmackvollem und passendem Costüm.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

* „Die Wacht am Rhein" ist bei Franz Lipperheide in Berlin in einer neuen großen Ausgabe erschienen. Das starke Heft enthält die Lebensbeschreibung des Dichters und die Geschichte des Liedes nebst dazu gehörigen Autographen und Compositionen. Ein besonderes Interesse haben die beigegebenen Uebersetzungen, es sind zwei hebräische, zwei griechische, zwei lateinische, drei französische, sieben englische, drei holländische, eine polnische und eine litthauische. Die letztere ist für die litthauischen Soldaten Preußens zurecht gemacht. Zur Unterhaltung sprachkundiger Leser heben wir von diesen Uebertragungen den Refrain heraus:

Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Er lautet im Griechischen:

Ὦ πατρίς, μή τι φοβηθῇς,
Φρουρὰ τοῦ Ῥήνου ἀσφαλής.

lateinisch

O Patria, ne trepida!
Immota stat custodia!

oder

O patria, quid trepidas?
En fidas nos excubias!

französisch

Ma chère patrie, n'aie pas de chagrin,
Fidèle se tient la garde du Rhin!

englisch

Hence, Fatherland, be of good cheer,
Thy Rhineland Watch stands firmly here.

oder

Dear Fatherland, untroubled be,
Thy Rhine Watch stands firm, true, and free.

oder

Dear Fatherland! No danger thine:
Firm stand thy sons to watch the Rhine.

holländisch

Gerust, o Duitschland, moogt ge zijn:
Een trouwe wacht bewaakt den Rijn!

St. Johann-Saarbrücken, 26. Juni. Man schreibt der K. Ztg.: „Unsere Stadt gleicht fortwährend einem großen Heerlager wegen der ununterbrochenen Truppentransporte. Die Mannschaften passiren theils mit der Eisenbahn, theils kommen sie zu Fuß an und nehmen hier einen kurzen Aufenthalt. Es passiren auch täglich große Transporte nach Frankreich zurückkehrender französischer Kriegsgefangenen. Bei einem solchen am vergangenen Sonntag hat einer der Gefangenen sich gegen einen deutschen Offizier so grober Beleidigung schuldig gemacht, daß er in Forbach standrechtlich erschossen wurde. Am nämlichen Tage wurde ein Zug französischer Gefangenen bei seiner Ankunft in Forbach vom Pöbel mit Steinwürfen empfangen, so daß der den Transport führende Offizier Feuer geben lassen mußte, worauf das Gesindel die Flucht ergriff."

Als ein Mittel, unverschämte Droschkenkutscher in Paris gefügig zu machen, wird von dort folgendes Mittel angerathen: Wenn man einen Droschkenkutscher anruft, um sich mit ihm um den Preis der Fahrt zu einigen — man fährt nämlich jetzt nur unter einem Privatcontract, was auch wahrscheinlich so fortgehen wird, bis die Polizei die Sache in die Hand nimmt — so fasse man sich seinen Mann ins Auge, als ob er ein alter Bekannter wäre, und murmele: Capitän, Major oder Colonel (je nach der Entfernung, die er zurückzulegen hat), wie viel habe ich Ihnen zu zahlen, damit Sie mich da oder dorthin fahren?" Die Antwort ist: „Um Gotteswillen sprechen Sie leiser. Zahlen Sie, was Sie wollen. Seien Sie ruhig, steigen Sie ein und verrathen Sie mich nicht!" Der Mann war natürlich Offizier zur Zeit der Herrschaft der Commune.

Charade.

(Dreisilbig.)

Bedrängt das Ganze Dich
Trägst Du die Letzten gerne,
Daß mit der Ersten sich
Das Ganze auch entferne.

Auflösung der Charade in Nr. 75.

Faustrecht.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 79. Speyer, Dienstag, den 4. Juli 1871.

* Schau' nicht so starr.

(An eine Freundin.)

Schau' nicht so starr in diese Nacht,
Die überfiel Dein glücklich Walten;
So mehrst Du nur des Kummers Macht!
So wachsen nur die Schreckgestalten!

Schau' nach der Sterne ew'gem Licht,
Die über Dir so freundlich funkeln,
Dann schreckt das Grau'n der Nacht Dich nicht,
Und ruhig wandelst Du im Dunkeln.

Dich führt auch durch die Finsterniß
Der Vater — warum solches Grauen?
Er kennt den Weg nach Haus gewiß;
Folg' ihm mit kindlichem Vertrauen!

Ch. Böhmer.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Der Tanz war zu Ende, und ich traf Eugenien bei unsern Eltern, wo sie Bericht über meinen Muthwillen erstattete, dessen Kunde bereits durch den Saal ging und auch schon das Ohr unserer Mütter erreicht hatte. Einige ältere Herren erzählten auch meinem Vater davon und machten in lustiger Weise die karikirten Bewegungen des offizierlichen Quadrilletänzers nach. Mein Vater runzelte etwas die Stirne und murmelte etwas von unangenehmen Folgen, aber ich hörte nicht auf ihn, sondern nur auf Eugeniens zärtliche Vorwürfe, da sie mir einen „bösen Heinrich" um den andern an den Kopf warf, was aber gerade so und fast noch süßer klang, als hätte sie immer nur „lieber Heinrich" gesagt. Auch die Blicke von Eugeniens Mutter ruhten heute mit einem mütterlichen Ausdruck auf mir, wie ich es seither noch nie wahrgenommen. Und da der nächste Walzer wieder mein war, sprachen beide Mütter mit gleicher Zärtlichkeit: „Erhitzt Euch nur nicht zu sehr, Kinder!"

Aber schon schwebten wir dahin wie Apoll und Diana, und jedes Paar warf, bevor es zu tanzen begann, zuerst noch einen Blick auf uns. Dann standen wir eng beisammen, zuwartend in der dichten Reihe. Ich hatte noch immer meinen Arm um Eugeniens Taille geschlungen, ihre schneeweiße Brust wogte vor meinen Blicken, ihre helle blendende Stirne war keine Spanne weit von meinen Lippen entfernt. Und der Knäuel wurde dichter und dichter, da sich die abtretenden Paare hier anstauten, so daß Eugeniens herrliche Gestalt dicht an meine Seite gedrängt war, ja, daß meine Lippen ihre Stirne berührten, als noch immer die Tanzenden hier aufgehalten wurden und an den Knäuel anstießen. Der Andrang wurde stets größer. Eugenie lag jetzt inmitten des vollen Saales gleichsam an mein Herz geschlossen. Sie hätte sich auch mit dem besten Willen nicht loswinden können, — aber ihre Miene, ihre zu mir emporgerichteten Augen verriethen auch nicht, daß ihr diese Ohnmacht gegen den andringenden Strom eine besonders unangenehme Empfindung gewesen wäre. Und als ich ihr im Taumel des Moments tief in's Auge blickte, erröthete sie zwar, aber nicht vor Unwillen. Im Gegentheil empfand ich einen innigen Druck ihrer Hand.

„Wir müssen uns doch durchringen, lieber Heinrich!" wisperte sie dann.

„Mir gefällt es so ganz gut, liebe Eugenie!" versetzte ich lächelnd. „Ich möchte am liebsten gar nicht mehr tanzen."

„Wie Du willst!" flüsterte sie, und wir blieben stehen, von den Paaren im Knäuel weniger beachtet, als von den Argusaugen der Gallerie, von woher sich alle Lorgnons mit uns beschäftigten, ohne daß es mir große Sorge machte.

Während wir aber hier versunken in die Lust des Moments harrten, nahte sich das Schicksal in der Person des Oberlieutenants, der sich wie ein Mineur durch den Menschenknäuel bohrte und seine tranchées offenbar nach uns richtete. Endlich war er so weit vorgedrungen, um, mit giftigem Blicke auf meine beneidenswerthe Lage, Eugenie um eine Extratour bitten zu können. Diese aber, etwas in Verwirrung, wies ihn an mich. Daß ich ihn höflich, eigentlich kühl, aber gründlich abfahren ließ, kann man sich leicht denken. Schweigend zog er sich zurück, vielmehr bohrte er sich wieder durch, wobei er gerade keine schmeichelhaften Bemerkungen über seine zwecklose Belästigung der Paare zu hören bekam. Das Beschämende seines Rückzuges wurde noch durch eine vollständige Niederlage verstärkt, die ihm ein tanzendes Paar beibrachte, das ihn so kräftig anrannte, daß

er auf dem glatten gewichsten Boden wie ein Mörser hinrollte.

Schallendes Gelächter übertönte selbst die rauschende Musik, alle Paare hörten für den Augenblick auf zu tanzen und eilten in die Mitte des Saals, wo der Oberlieutenant lag. Auch Eugenie und ich waren frei geworden und kamen gerade zu der verhängnißvollen Stelle, als der Oberlieutenant sich wieder zu seiner vollen Größe erhob. Ich lachte, was ich nur konnte. Er sah mich von unten bis oben an, ich ihn von oben bis unten und war eher damit fertig, denn er maß einen halben Schuh weniger als ich. Dann ging ich, ohne mich weiter um ihn zu kümmern, durch den Saal der Stelle zu, wo unsere Eltern saßen. Wir hatten uns bei dem Gedränge mühsam durchzuringen. Eugenie lehnte fast zärtlich und mit Hingebung an meinem Arme, und ihr öfter wiederholtes „lieber Heinrich" klang so schmeichlerisch an mein Herz, daß ich sie fragte, ob sie mich denn auch so lieb habe, wie sie sage. Ihre Antwort war, daß sie sich noch fester an mich schloß, und so kamen wir zu unsern Eltern zurück. Eugeniens linker Arm hatte den meinigen umschlungen, ihre rechte Hand lag in meiner linken. Und um beide schloß sich jetzt die Hand von Eugeniens Mutter, die bedeutungsvoll flüsterte:

„Ihr seid glücklich, Kinder! bleibt es!"

Es lautete wie ein Segenswunsch; und was meine Mutter und mein Vater mit strahlenden Gesichtern dazu fügten, machte mir deutlich, daß man uns als Verlobte betrachtete. Es soll denn auch kein Hehl daraus gemacht werden, daß mir Eugenie so reizend und begehrenswerth erschien, als irgend einem meiner Neider, und daß ich jetzt vor Sehnsucht nach dem Verlobungskusse brannte. Die beiden Familien schlossen sich eng zusammen, mein Vater flog freudestrahlend nach Erfrischungen und ich selbst sprang nach dem Buffet, um einen geäußerten Wunsch Eugeniens zu erfüllen. Dorten stehend, fühlte ich plötzlich eine Hand auf meiner Schulter. Ich fuhr herum und sah meinen früheren Oberlieutenant vor mir stehen.

„Herr Lieutenant v. Waldenburg, auf ein Wort!"

„Was wünschen Sie?" fragte ich, nicht etwa zuvorkommend. „Wenn Sie mir etwas zu sagen haben, dann bitte ich um Eile, da meine Zeit theuer ist."

„Dann treten Sie mit mir nur etwas in die Ecke hier."

Bereitwillig folgte ich ihm und fragte dann:

„Und nun?"

Der kammerherrliche Oberlieutenant steckte seine Hand so in den uniformirten Busen, daß der Daumen außen spielte, streckte seine Nase nach mir empor und sagte:

„Sie werden mir hoffentlich eine bündige Erklärung Ihres heutigen Benehmens geben."

„Wie so?"

„Warum lachten Sie vorhin so unbändig?"

„Zweifelsohne, weil mir etwas sehr lächerlich erschien."

Der Oberlieutenant ward citronengelb, selbst seine Nase nahm eine mehr violette und braune Färbung an. Aber dennoch fragte er mit Ruhe, die freilich nur eine erzwungene war:

„Und was sollte der Blick bedeuten?"

„Was der Ihrige. Wir wollten jedenfalls gegenseitig prüfen, ob wir seit unserm letzten Zusammensein gewachsen sind."

Der Oberlieutenant sah mich mit einem vernichtenden Blicke an, der mich jedoch durchaus nicht vernichtete. Dann sprach er mit affectirter Gelassenheit:

„In der That so keck als zudringlich, ich möchte sagen unverschämt!"

„Sie kommen mir nur zuvor, mein Herr", erwiderte ich ruhig. „Es bedarf weiter nichts, um Ihre Nase in Gefahr zu bringen. Bitte, ein kleines Verweilen auf dieser Stelle — mein Freund Haller wird Ihnen seine Aufwartung machen."

Damit eilte ich an das Buffet, ließ mir das Gewünschte geben, und wollte eben zu Eugenie zurück, als Lieutenant Haller, der sich seit meinem Hiersein nicht mehr über das Wort „Böhämmer" zu ärgern brauchte, mir gerade in die Hände lief. Rasch flüsterte ich ihm zu, was ihm zu wissen nöthig war, und verließ ihn mit den Worten:

„Ich bestehe auf krummen Säbeln. Das übrige Arrangement ist Deine Sache!"

Haller verfügte sich zu dem Oberlieutenant, ich zu Eugenien, in deren Anblick der ganze Zwischenfall rasch vergessen war.

Nun merkte ich, daß die Eltern geneigt waren, den Ball schon zu verlassen und den Rest der Nacht im engeren Familienzirkel zu verleben. Auch für mich war der Reiz des Tanzens erschöpft, nur Eugenie sah seufzend auf ihre volle Tanzkarte, machte jedoch keinen Einwand, und so wurde der Vorschlag ihrer Mutter, alsbald aufzubrechen, angenommen. Während wir nun so geräuschlos als möglich hinwegzukommen suchten, hatte Haller noch Gelegenheit mir zuzuflüstern, daß die Angelegenheit in Ordnung sei. Dann entschlüpfte ich mit Eugenien dem Treiben des glänzenden Ballsaales.

Während die Eltern noch bei der Garderobe verweilten, eilte ich mit Eugenien voraus die Treppe hinunter in's Foyer und rief nach dem Wagen. Es war kalt, der Wind trieb die Flocken heulend in die Einfahrt hinein. Eugeniens stolze Figur hing in meinem Arme, ihre Augen weilten funkelnd an meinem Blick. Es war, während wir so auf das Vorfahren des Wagens warteten, ziemlich leer und öde an diesem Platze. Nur ein einzelner Herr, tief in den Mantel gehüllt, weilte dorten an einer Säule lehnend, als ob er ebenfalls auf einen Wagen warte. Die Figur, das Gesicht, von dem eben der Mantelkragen gefallen war, schienen mir bekannt, ohne daß ich wußte, wo mir der Fremde je begegnet war. Ich hatte ihn auch auf dem Balle nicht gesehen. Jedoch — wer wird an der Seite eines Mädchens wie Eugenie darüber nachsinnen, wo er dieses oder jenes Gesicht je gesehen!

Kalt wehte indeß der Wind durch die Thüren herein und wühlte in Eugeniens weiter Seidenrobe, so daß sie alsbald in den Wagen schlüpfte, als dieser vorgefahren war.

Nicht lange stand ich am Schlage. Scharf sah eben der Fremde von der Säule herüber, als ich von dem Vorrechte eines Verliebten, den man von Seiten der Eltern als Verlobten ansah, Gebrauch machte und ebenfalls in den Wagen stieg; ich lehnte den Schlag halb zu, während die Fenstervorhänge nur wenig von dem Lichte des Foyers hereindringen ließen.

Schon lag Eugenie an meiner Brust mit ihrem klopfenden Busen. Ich hatte ihre Wangen, Lippen und Nacken geküßt, und noch immer erschienen die Eltern nicht. Meine Arme umschlangen sie inniger, während von oben das rauschende Orchester in gedämpften Tönen herunter klang wie ferne, ferne Musik.

(Fortsetzung folgt.)

* Das deutsche Friedensfest in Milwaukee (Wisconsin).

(Schluß.)

Der deutsche Buchdruckerverein hatte drei Wagen gestellt. Der erste enthielt eine Druckerei; die Presse war fortwährend im Gange. In Tausenden von Exemplaren wurden patriotische Lieder: „Was ist des Deutschen Vaterland?", „Die Wacht am Rhein" und ein Buchdruckerfestlied unter die Menge geworfen.

Zwei folgende Wagen repräsentirten einen Markt. Auf dem einen befand sich ein großer schwarzer Widder, auf dem zweiten ein vollständiger Metzgerstand, an jeder Ecke ein Hackklotz. Vier Metzgerburschen warfen den Leuten auf der Straße Stücke Wurst, Schinken 2c. zu. Der „Milwaukee-Gärtnerverein" hatte einen geschmackvollen, prächtigen Blumenwagen ausgestattet, auf welchem die „Flora" thronte. Sechs Jungfrauen umgaben sie. Der Sinnspruch am Wagen lautete: „Blüthen dem Frieden". Ein zweiter vierspänniger Wagen enthielt eine wunderschöne, gewählte Blumensammlung.

Alsdann folgten die Wagen von Handels- und Geschäftsleuten, Fabriken u. s. w. Eine Schmiedefirma mit einer Schmiede, ein Fabrikant mit Caffeesurrogat, ein anderer mit einer Dampfmaschine, alle mit dem patriotischen Zwecke des Festes noch gleichzeitig eine handgreifliche und ächt americanische Geschäftsempfehlung verbindend.

Hierauf folgten einige Gesang- und Kneipvereine, die Barbierassociation und die Vertreter des Blattes „Herold" in sieben Wagen. In einem derselben befand sich der Herold der alten Zeit, der frühere Beförderer von Depeschen, auf einem anderen der Herold der Gegenwart, dessen Wagen mit Telegraphenstangen und Apparaten versehen war. Den Schluß bildete der Postwagen mit den gefüllten, mit Adressen versehenen Zeitungssäcken und nebenher gingen Zeitungsträger des „Herold" zu Fuß, welche Extrablätter an die Zuschauer vertheilten.

Neben dem „Herold" nahmen die Brauer die hervorragendste Stelle ein. Einem mit Malz beladenen Wagen folgte ein solcher mit Hopfenballen, dann kam der reich und prachtvoll ausgestattete Thronwagen des „Gambrinus", welcher Monarch in Purpur gekleidet auf dem Thron Platz genommen hatte und aus einem colossalen Glase den ihm von einem Pagen credenzten Gerstensaft trank.

Auf dem folgenden Wagen befand sich eine Maischbütte, eine Anzahl Brauerburschen waren mit dem Einmaischen beschäftigt. Der Wagen mit dem Riesenfaß kam zunächst, dann mehrere andere mit Fässern beladen, und den Schluß bildeten die Caleschen, in welchen sich die Brauereibesitzer befanden.

Den Bierbrauern folgten andere Fabricanten, unter andern einer mit einem vollständigen Sodawasserapparat mit folgendem Spruch:

„Den Ruhm der Deutschen zu besingen,
Seht hier die Sodaquelle springen."

Eine Tabaksfirma führte eine 35 Fuß lange, freilich aus Holz gemachte Cigarre mit im Zuge. Dann kamen wieder verschiedene Vereine und Firmen. Die Bäcker brachten einen Wagen mit einem Backofen, darüber eine enorme Bretzel, welche von zwei Löwen gehalten wurde, nebst der Inschrift:

„Einen Löwen und ein golden Schwert,
Die hat uns der Kaiser Carl verehrt."

Der zweite Wagen enthielt eine Ladung Mehl und trug eine Inschrift, welche andeutete, daß der Teufel das Nachtsbacken erfunden habe.

Nach den Bäckern folgten noch die übrigen Gewerbe. Die deutschen Steinhauer hatten mehrere Sandsteinblöcke und halb vollendete Karyatiden auf einen Wagen geladen und waren eifrig mit Meißeln beschäftigt.

Nach einer Sechspfünder-Kanone folgte ein Wagen, worauf ein deutscher und ein americanischer Soldat in voller Uniform. Sie kreuzten die Flaggen ihrer bezüglichen Vaterländer.

Den Schluß des Zuges bildeten der deutsche Männerverein auf einem vierspännigen Wagen, dann der Piusverein, der St. Bonifacius- und St. Petersverein, sowie viele deutsche Bürger zu Fuß.

Der Festplatz befand sich im „Milwaukee-Garten", zu dem man noch einen gegenüber liegenden Platz beigezogen hatte. Die zwischen beiden durchführende Straße war an beiden Enden durch Pforten, welche sich blos für die ein- und durchpassirenden Wagen öffneten, geschlossen und an sechs verschiedenen Plätzen waren „Ticket-Offices" errichtet, an denen die Besucher des Festplatzes ihre Einlaßkarten lösen konnten. Bäume und Buschwerk, eigens für diese Gelegenheit angepflanzt, sorgten für Schatten und Behaglichkeit und zwei oder drei „Bars" mit der nöthigen Anzahl von „Barkeepern" spendeten Labetrunk in Hülle und Fülle, während eine für die Musik aufgeschlagene Bühne dem Orchester Gelegenheit gab, das Publicum zu unterhalten.

Nachdem die Festgäste alle sich im Milwaukee-Garten versammelt und gehörig erquickt hatten, begannen die Festreden. Nach denselben, die selbstverständlich mit ungeheurem Jubel aufgenommen wurden, vereinigte ein geselliger Ball die Theilnehmer noch bis gegen Morgen.

Am Abende des Montags fand dann eine glänzende Beleuchtung der Stadt und besonders der vorwiegend deutschen Viertel statt. An vielen Stellen wurde zugleich brillantes Feuerwerk abgebrannt, Raketen und Leuchtkugeln stiegen von allen Seiten und nach allen Richtungen in die Höhe und an verschiedenen Plätzen verbreitete bengalisches Feuer seinen blendenden, weißen, rothen oder blauen Glanz. In der Ostwasserstraße war ein großes Freudenfeuer, von alten Kisten und anderem Holzwerk, das man mit Theer getränkt hatte, angezündet, zum Entsetzen der nicht deutsch gesinnten Um- und Anwohner, welche eine allgemeine Feuersbrunst befürchteten. Die Aufzählung der einzelnen, fast zahllosen Transparente und Inschriften würde zu weit führen. Das Ganze verlief zu allgemeiner Befriedigung und Freude.

○ Allgemeiner deutscher Bühnen-Congreß.

Das provisorische Comite des allgemeinen deutschen Bühnencongresses erläßt einen Aufruf an alle Angehörigen der deutschen Bühne (Vorstände, Mitglieder, artistisches und technisches Personal). Es heißt darin, daß eine hervorragende Majorität deutscher Bühnenangehöriger lebhaft das Bedürfniß nach Einigung empfunden habe, welches sich auf fast allen Gebieten des Staatslebens und in vielen bürgerlichen Berufskreisen so erfolgreich geltend macht. Als erster Schritt zur Einigung wird die Einberufung des allgemeinen deutschen Bühnencongresses betrachtet. Der Congreß wird sich mit allgemeinen Grundsätzen der Reform der Bühnenzustände zu beschäftigen haben. Es soll angestrebt werden: 1. Ein Theater-Concessionsgesetz, wonach a) der Director oder Unternehmer eines Theaters sich als Fachmann ausweisen oder einen künstlerischen verantwortlichen Leiter seiner Bühne aufstellen muß, b) der Director eine speciell zur Deckung der Gegenforderungen seiner Mitglieder für den Fall der Nichtzahlung bestimmte Caution stellen soll; 2. ein Disciplinargesetz an Stelle der jetzt gangbaren hundert verschiedenen sogenannten Theatergesetze; 3. die Gründung eines allgemeinen Hilfs- und Pensionsvereins aller deutschen Bühnen, unbeschadet der bestehenden Einzelinstitute und mit obligatorischer Betheiligung. Hiebei soll die jetzt in Berlin in Bildung begriffene „Kranken- und Unterstützungskasse für deutsche Schauspieler" als Basis dienen. 4. Die Umwandlung des einseitigen Rechts der Theaterverträge in ein gegenseitiges, damit nicht nur die Rechte der Bühnenvorstände, sondern auch jene der Mitglieder festgestellt und geschützt werden. Weitere Zwecke sind: a) Die Gründung einer allgemeinen deutschen Theater-Academie resp. von Theaterschulen, aus Staatsmitteln oder aus einem zu bildenden Fonds; b) die Niedersetzung einer Commission von Sachverständigen zur einheitlichen Einrichtung aller klassischen Bühnenwerke; c) die Gründung eines möglichst wohlfeilen allgemeinen Theater-Geschäftsblattes, das aber durchaus keine Recensionen enthalten soll. — Der Congreß soll im Monat Juli d. J. abgehalten, Ort und Zeit noch näher bestimmt werden. Das provisorische Comite besteht aus 20 Mitgliedern, den Bühnen zu Hannover, Cassel, Frankfurt a. M., Mannheim und Mainz angehörend. Dasselbe wird seine Functionen dem vom Congreß zu wählenden „leitenden Ausschuß" übergeben.

Miscellen.

Aepfelweinpoesie. Unter der Pilgerschaar, welche in dem äpfelweinspendenden Bornheim ihr Mekka erblickt, herrscht große Trauer. Der Preis des heilsamen Labetrankes ist seit einiger Zeit erheblich gestiegen. Diese Landescalamität hat folgenden ergötzlichen Briefwechsel hervorgerufen. Einem durch seine trefflichen Leistungen auf dem Gebiete lyrischer Poesie vielberufenen Liebhaber des Bornheimer Nectars schrieb unter dem Titel „Hippokrene" ein Freund folgende Verse:

Ein Dichter sitzt mit trüber Stirne,
Der jubelnd sonst den Wein besang,
Aus dessen rebenduft'gen Liedern
Des Rheinstroms Hauch zum Herzen drang.

Ihm nah'n die Freunde, Sorg' im Auge,
Da er die Treuen völlig mied:
„Sag' an, was düstert dir die Seele"
„Was raubt uns dich, was hemmt dein Lied?"

Und jenem quillt's aus wundem Herzen:
„„Vergällt, dahin ist Sang und Sein""
„„Dem geistesdurst'gen Rheingoldkünder —""
„„Fünf Kreuzer kost der Aeppelwein!""

Die Antwort lautete folgendermaßen:

Du jubelst, daß mein Hirn im Schädel jetzt verrostet,
Dieweil der Aeppelwein fünf ganze Kreuzer kostet —
Du irrst — denn nicht als Labsal trink ich ihn,
Gebrauch ihn weise nur — als Medizin.
Und Medizin steht nie zu hoch im Preise,
Vorzüglich, wenn sie wirkt — so still und leise.
Daß du den Trank nicht magst, ich will dich drum nicht schelten ....
Als Mann von physischem Geschmack, wie er so selten,
Verdammst den Sauren du (ich sag' dir's leis ins Ohr!):
Als Concurrenten nur — von saurem Zwickhumor!

Gauangelloch (Baden). Am 24. Juni, Nachm. 1/2 2 Uhr wurde auf hiesigem Felde ein hier noch nie vorgekommenes Phänomen beobachtet; es war eine Landhose, auch Landtrompe genannt. Eine Wolke senkte sich tief auf die Erde herab und nahm die Gestalt eines umgekehrten, jedoch etwas gekrümmten Kegels an. Alle benachbarten Wolken kamen in rasche wirbelnde Bewegung, als ob sie sich in einem einzigen Punkte vereinigen wollten und traten mit einem nur kleinen Fleck Landes in Verbindung, Alles, was in der Nähe war, mit sich hinein- und emporziehend. Die in der Mitte röhrenförmige Windhose sah von allerlei aufgewirbelten Gegenständen als Klee, Körben, Waschbecken (mit Tabakspflanzen), Grastuch, Holzschuhen, Rechen und Sensen, Baumästen rc. schwarzdunkel aus. Mehrere Bäume, darunter einer von Mannsdicke, wurden ergriffen und mit unwiderstehlicher Gewalt ab- und herausgerissen sammt den Wurzeln, gleich einem Mühlstein herumgewirbelt und eine weite Strecke mitgenommen, wodurch in Kleeäckern eine arge Verwüstung angerichtet wurde. An einer Stelle wurde sogar die Erde aufgewühlt.

Räthsel.

(Viersilbig.)

Die Erste rufst verwundert aus,
Erblickst Du Zweit' am Rhein —
Die Letzten fliegen Dir in's Haus —
Wohl Vögel mögen's sein!

Doch auch noch eine and're Art
Durchschwirret oft die Luft —
Läg' gleich dem dritten Bonapart',
So hast der Sache Duft!

Das Ganze lieben Blätter sehr,
Weil es ihr Sein bedingt —
Ihr seid es selbst — ich sag' nicht mehr —
Die Lösung Euch gelingt!

Auflösung der Charade in Nr. 78.

Zahnschmerzen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 80. Speyer, Donnerstag, den 6. Juli 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Seltsam! Mir war es da mit einem Male, als ginge die Musik plötzlich in eine Melodie über, die mir schon als Kind schauernd an die Seele gezittert, in eine Melodie, die ich dann wieder vernommen in einer Winternacht, weit, weit von hier in einem stillen abgelegenen Thale des überrheinischen Wasgaus. Ich horchte — und mir war es, als kehre das Orchester immer wieder zu den melancholischen Tönen jenes Liedes zurück, das geisterschaurig von dem falschen Heinrich singt. Es berührte mich ganz eigen, fast traurig. Meine Arme ließen ab von der herrlichen Gestalt, die ich umschlungen gehalten, — ich wand mich leise los von ihr, — und sie saß jetzt mit halb unterdrücktem Seufzer schweigsam neben mir im verhängten Wagen.

Noch immer tönte das Orchester gedämpft durch die Wände herab, — da hob ein feierlicher, hehrer Klang an in der stürmischen Nacht, — tiefer, voller Glockenschlag von der nahen Kirche. „Zwölf Uhr schlug's." Mich durchrieselte es, als im nämlichen Momente am Vorhange des Fensters, der uns verbarg, eine weiße Hand sichtbar wurde, als ob sie hereindringen wolle. Zugleich erschien draußen eine Gestalt, die ich nicht erkannte.

„Mach' auf, Heinrich!" flüsterte jetzt eine Stimme neben mir. „Es ist die Mutter."

Die Täuschung, in der ich befangen, war nun freilich dahingeschwunden, denn als ich den Schlag öffnete, stand Eugeniens Mutter außen und sprach, fast mit leisem Vorwurfe:

„Kinder, was macht Ihr? Wollt Ihr Euch unsichtbar machen? Vielleicht habt Ihr gar keinen Raum mehr für mich! Nun, fahrt voran, ich muß Heinrichs Eltern bitten, mich aufzunehmen.

Während sie so sprach, war auch der Fremde im Mantel so weit vorgetreten, daß ich ihm voll in's Gesicht schauen konnte. Offenbar sah er mit einiger Aufmerksamkeit nach dem Wagen, und jetzt erkannte ich auch den vornehmen, hübschen Kopf des schlanken Blondins, der vor vierzehn Monaten bei meinem Abschied von München in unserm Kreise erschienen war, aus dessen Mund ich zuerst von den Böhämmern hörte, und in dessen Etui ich jenen weiblichen Namen gelesen, der mir seitdem nicht ohne Bedeutung geblieben.

Schon hatte sich der Wagen vorwärts bewegt und der Schneesturm umpeitschte seine Fenster. Die Begegnung weckte eine ganze Reihe von Erinnerungen in mir; da sich Eugenie jetzt aber neben mir im Wagen zurecht setzte, rief mir diese Bewegung zum vollen Bewußtsein zurück, wie nahe mir das Schöne lag. Wieder wanden sich ihre weichen Arme um meinen Hals, wieder fanden sich unsere Lippen. Alle Erinnerungen der Vergangenheit schwiegen jetzt in der bräutlichen Lust der Gegenwart. Diese aber genoß ich auch noch, als die wache Dienerschaft des Hauses rasch den Salon heizte und beleuchtete, damit ich im hellen Kerzenglanze vor den Augen der Eltern meine schöne Braut küssen konnte. Eine Stunde der Freude verfloß so in dem engen Kreise, in welchem unsere Verlobung gefeiert wurde. Dann kehrten meine Eltern im Wagen heim, ich selbst aber verließ das Haus zu Fuß, tief in den Mantel gewickelt, um ebenfalls den Heimweg zu suchen. (Forts. folgt.)

Der Comet.

Von **Erckmann-Chatrian.**

(Uebersetzung der „Grenzpost".)

Vergangenes Jahr herrschte in Hüneburg vor der Fastnacht das Gerücht, die Welt werde untergehen. Der Doctor Zacharias Piper von Colmar war es, der zuerst diese anmuthige Nachricht verbreitete; d'rauf las man sie im „Hinkenden Boten" und in hundert andern Kalendern.

Zacharias Piper hatte ausgerechnet, am Fastnachtdienstag werde ein Comet vom Himmel stürzen, der werde einen Schweif von 35 Millionen Meilen haben und dieser Schweif werde aus siedendem Wasser bestehen, der dann auf die Erde falle, den Schnee der höchsten Berge schmelze, die Bäume verdorre und die Leute brate. Es ist wahr, ein ehrlicher Gelehrter von Paris, Namens Popinot, schrieb nachher, der Comet werde allerdings erscheinen, allein sein Schweif bestehe nur aus so leichtem Dunst, daß er keinem Menschen was zu Leide thun könne, es solle also nur ein Jeder ruhig seinen Geschäften nachgehen, er stehe für Alles gut.

Diese Versicherung dämpfte manche Bangigkeit.

Zum Unglück aber haben wir in Hüneburg eine alte Wollespinnerin, die Maria Find im Dreihasengäßchen. Es ist eine kleine kreideweiße Alte voller Runzeln, bei der die Leute sich in schwierigen Lebenslagen Raths erholen. Sie wohnt in einer niedrigen Stube, deren Decke mit bemalten Eiern, blauen und rosa Bändern, vergoldeten Nüssen und tausend andern absonderlichen Dingen verziert ist. Ihr Gewand besteht aus altehrwürdiger Falbelas, ihre Nahrung aus Backwerk, und dies verleiht ihr ein großes Ansehen in der Gegend.

Maria Find nun war ganz und gar nicht der Ansicht des guten und ehrlichen Herrn Popinot; im Gegentheil, sie sprach sich für Zacharias Piper aus und sagte:

„Bekehret euch und betet! denn das Ende ist nah', das Ende ist nah'!"

Da sagten denn auch fast Alle:

„Die Fastnacht machen wir nicht mit; am Fastnachtdienstag wird in Sack und Asche gewandelt!"

Nie hatte man dergleichen gesehen. Der Adjutant und der Platzcommandant sammt den Unteroffizieren der Compagnie in Garnison zu Hüneberg, waren in förmlicher Verzweiflung. Alle Vorbereitungen zum Feste, der große Saal der Mairie, den sie mit Moos und Waffentrophäen decorirt hatten, die Estrade für das Orchester, das Bier, der Kirsch, der „Bischof", den sie voraus befohlen, kurz, alle Erfrischungen waren für nichts und wieder nichts bestellt, da die Stadtjungfern nichts mehr vom Tanzen wissen wollten.

„Ich bin kein böser Mensch", behauptete der Sergeant Duchêne, „aber wenn ich euern Zacharias Piper unter die Finger bekäme, dem sollte es grün und blau vor den Augen flimmern."

Die Allerniedergeschlagensten aber waren Daniel Spitz, der Gemeindeschreiber, Hieronymus Bertha, der Sohn des Postmeisters, der Steuereinnehmer Dujardin und ich. Acht Tage vorher waren wir extra nach Straßburg gereist, um uns Maskenanzüge zu verschaffen; damit nichts gespart werde, gab mir der Onkel Tobias noch fünfzig Franken aus seiner Tasche. Da suchte ich mir bei den Fräulein Dardenai unter den kleinen Arkaden einen Pierrot aus, eine Art weitfaltiges Hemd mit langen Aermeln und zwiebelartigen Knöpfen, so groß wie eine Faust, die vom Kinn bis zu den Hüften herab tanzen; auf den Kopf setzt man sich dann eine schwarze Kappe, das Gesicht wird mit Mehl bestrichen, und vorausgesetzt, daß man dazu noch im Besitz einer langen Nase, hohler Wangen und tiefsitzender Augen ist, macht sich das Ganze prächtig. Dujardin wählte wegen seines dicken Wanstes das Costüm eines Türken mit Bordirungen an allen Nähten, Spitz das eines Polichinell, der aus tausend rothen, grünen und gelben Lappen zusammengesetzt war, einen Buckel hinten, einen Buckel vorn, und auf dem Nacken den großen Dreispitz eines Gendarmen; man konnte nichts Schöneres sehen. Hieronymus Bertha sollte einen Wilden vorstellen, in Papageienfedern gehüllt. Wir waren sicher, daß alle Mädchen ihren Sergeanten durchbrennen und uns in die Arme fliegen würden.

Und nun, nach solchen Ausgaben sollte Alles zum Kuckuck gehen, wegen der tollen Alten oder wegen eines Zacharias Piper? War es nicht, um an der ganzen Menschheit zu verzweifeln? Indessen, was war da zu machen? Die Leute sind immer die gleichen, die Narren behalten stets die Oberhand.

Der Fastnachtdienstag rückte heran. An dem Tag schneite es in einemfort. Man mochte links gucken, rechts gucken, hinauf, hinunter — nirgends ein Comet! Die Jungfern wurden ganz confus davon. Da rannten die Knaben zu ihren Cousinen, zu den Tanten, zu den Taufpathinnen, in alle Häuser und raisonnirten:

„Da seht Ihr nun, daß die alte Find toll ist. Mit Euerm Cometen ist's Unsinn. Kommen überhaupt im Winter Cometen? Kommen sie nicht immer zur Zeit der Weinlese? Also hurtig! Noch ist's Zeit . . . ." und so weiter.

Die Unteroffiziere ihrerseits bombardirten die Küchen und die Köchinnen und sparten nichts an Ermahnungen und Vorwürfen. Da faßten Etliche Muth. Mann für Mann kam mit seiner Alten am Arm, um den großen Saal der Mairie zu betrachten. Die Sonnen von Säbeln und Dolchen und die dreifarbigen Fahnen zwischen den Fenstern erregten allgemeine Bewunderung. Da schlug der Wind um; man erinnerte sich, daß es Fastnachtdienstag war, die Mädchen holten ihre Röcke aus den Schränken und wichsten ihre Schuhe.

Um zehn Uhr war der große Mairiesaal ganz voll. Wir hatten die Schlacht gewonnen, nicht eine Jungfer von Hüneburg fehlte beim Appell. Die Clarinetten, die Trombonen, die Pauken erklangen, die hohen Fenstern glänzten in die Nacht hinaus, gewalzt wurde wie besessen und die Contretänze fehlten ebenfalls nicht. Mädchen und Knaben waren in einem unaussprechlichen Entzücken und den unter Guirlanden wohlversorgten Großmüttern lachte das Herz im Leibe. Man drängte sich im Buffet. Man konnte nicht genug liefern und Papa Zimmermann, der die Wirthschaft führte, darf sich rühmen, in dieser Nacht einen hübschen Schnitt gemacht zu haben. Die ganze Länge der äußern Treppen hinunter stolperten die, die etwas zu tief in's Gläschen geguckt, und draußen schneite es unaufhörlich.

Onkel Tobias hatte mir den Hausschlüssel gegeben, damit ich heimkommen konnte, wann ich wollte. Bis zwei Uhr ließ ich keinen Tanz aus, dann aber hatte ich genug und die Erfrischungen stiegen mir nachgerade in den Kopf. Da ging ich hinaus. Auf der Straße fühlte ich mich wohler und ich begann darüber nachzudenken, was gerathener wäre: ob zu Bette zu gehen oder noch einmal zum Tanz. Einestheils hätte ich gerne noch mehr gewalzt, anderntheils aber war ich schläfrig. Endlich entschied ich mich für's Heimgehen und bummelte unter allerlei Gedanken und zuweilen den Ellbogen am Mäuerchen, die St. Sylvestergasse hinauf.

Etwa zehn Minuten war ich dergestalt in der Nacht gewandelt und eben wollte ich um die Brunnenecke biegen, als ich, zufällig mich umwendend, hinter den Bäumen der Schanze einen blutrothen Mond ge-

wahrte, der durch die Luft daherkam. Noch war er viele tausend Meilen weit entfernt, allein er lief so schnell, daß er in einer Viertelstunde hier sein mußte. Entsetzen erfaßte mich, die Haare standen mir zu Berge und ich sagte zu mir: „Da ist der Comet! Zacharias Piper hat Recht!“ Und ohne zu wissen, was ich that, rannte ich sogleich nach der Mairie zurück, stürmte die Treppe hinauf, rannte alle mir Begegnenden über den Haufen und schrie mit furchtbarer Stimme in den Saal hinein:

„Der Comet! der Comet!“

Sie waren eben im schönsten Tanz: die Pauke brummte, die Knaben stampften mit den Absätzen, schwangen ihre Beine und drehten sich um sich selbst herum, die Mädchen glühten wie Klatschrosen. Sobald aber der Ruf ertönte: „Der Comet! der Comet!“ war es plötzlich still, alle Köpfe wendeten sich nach der Thüre, die Gesichter wurden leichenblaß, ellenlang und die Nasen spitz. Nur der Sergeant Duchêne sprang auf die Thüre zu, packte mich, hielt mir die Hand vor den Mund und sagte:

„Sind Sie ein Narr geworden? Wollen Sie das Maul halten?“

Ich aber that einen Schritt zurück und schrie ohne Unterlaß wie verzweifelt: „Der Comet! der Comet!“

Schon hörte man die Leute wie ein Donnerwetter die Treppe hinunter in's Freie stürmen, die Frauen heulten, kurz, es war ein erschrecklicher Tumult. In wenigen Secunden war der Saal leer. Duchêne ließ mich los und über das Fenstergesimse sah ich nun ganz erschöpft den Leuten zu, wie sie über die Straße rannten; darauf begab auch ich mich fort, ganz toll vor Verzweiflung. Als ich beim Buffet vorbeikam, hörte ich, wie die Aufwärterin Trine Lagoutte und der Korporal Bouquet, welche eben am Rest einer Punschbowle waren, zusammen sagten:

„Wenn's denn aus sein soll, so soll es auch gut enden.“

Draußen auf der Treppe saßen eine Menge Leute auf den Stufen und beichteten einander. Einer gestand: „Ich habe Wucher getrieben;“ ein Anderer: „Ich habe falsches Maß gebraucht; ein Dritter: „Ich habe falsch gespielt.“ Sie sprachen Alle durcheinander und ergoßen sich dann und wann in den gemeinschaftlichen Schmerzensschrei: „Herrgott! erbarme dich unser!“

Ich erkannte unter ihnen den alten Bäcker Fèvre und Vater Lauritz, sie schlugen sich auf die Brust wie arme Sünder. Allein das Alles interessirte mich nicht, ich hatte genug Sünden auf meiner eigenen Rechnung.

Bald hatte ich die eingeholt, die nach dem Brunnen gelaufen waren. Da erst hätte man das Gewimmer hören sollen; Alle erkannten den Cometen und mir schien es, er sei noch einmal größer geworden. Er warf Blitze aus und die finstere Nacht ließ ihn roth wie Blut erscheinen.

Die Menge jammerte in der Dunkelheit in einemfort:

„'s ist aus, 's ist aus! Gott im Himmel! 's ist aus! Wir sind verloren!“

Da kamen auch mir alle die Sünden in den Sinn, die ich seit dem Eintritt in's vernünftige Alter begangen, und ich erschrak vor mir selber. Es lief mir kalt den Rücken herauf beim Gedanken, daß wir nun verbrannt würden, und da just der alte Bettler Balthasar auf der Brücke sich neben mir hielt, fiel ich ihm in die Arme und stammelte:

„Balthasar! Sind wir in Abrahams Schooß, dann hast Du Mitleid mit mir, nicht wahr?“

Der aber antwortete mit Seufzen:

„Herr Christian, ich bin ein großer Sünder; aus Faulheit betrüge ich die Gemeinde seit dreißig Jahren, denn ich hinke nicht so arg, wie man meint.“

„Und ich, Balthasar“, erwiderte ich, „ich bin der größte Verbrecher von Hüneburg.“

Schulter an Schulter goßen wir unsere Thränen aus. So hatten wir etwa eine Viertelstunde beisammen gekniet, als der Sergeant Duchêne athemlos dahergerannt kam. Er war zuerst zum Zeughaus gelaufen und als er dort nichts entdeckt hatte, kam er die Kapuzinergasse herauf und nun schnauzte er uns an:

„Nun, was habt ihr denn zu heulen?“

Sowie er aber den Cometen erblickte, brummte er:

„Donnerwetter, was ist das?“

„„Das Ende der Welt, Sergeant!““ jammerte Balthasar.

„Das Ende der Welt!“

„„Ja, der Comet!““

Da fluchte der Sergeant wie ein Verdammter und schrie:

„Wenn am Ende nur der Platzadjutant da wäre, so wüßte man auch die Consigne.“

Plötzlich aber zog er seinen Säbel, schlich der Mauer entlang und sagte:

„Vorwärts! ich pfeife d'rauf; da muß man recognosciren.“

Allesammt bewunderten seinen Muth, und ich selber, hingerissen durch seine Tapferkeit, schlich ihm nach.

Wir marschirten sachte, ganz sachte, mit weitaufgesperrten Augen den Cometen musternd, der ungeheuer wuchs und Secunde für Secunde Millionen Meilen zurücklegte.

Endlich gelangten wir an die Ecke des alten Kapuzinerklosters; der Comet schien zu steigen; je näher wir ihm kamen, desto höher stieg er; wir mußten hinaufblicken und zuletzt stand Duchêne mit weit in den Nacken zurückgeworfenem Kopfe da. Ich, zwanzig Schritte hinter ihm, schielte den Cometen von der Seite an und fragte mich eben, ob es auch klug sein möchte, weiter vorzurücken, als der Sergeant stillstand und leise in den Bart fluchte:

„Alle Wetter! es ist die Straßenlaterne.“

„Die Laterne? Warum nicht gar!“ fragte ich erstaunt und rückte nun ebenfalls näher.

Wahrhaftig, es war die alte Laterne am Kapuzinerkloster. Sonst zündete man sie nicht an, aus dem Grunde, weil die Kapuziner seit 1798 fort sind und in Hüneburg Jedermann mit den Hühnern zu Bette geht; der alte Nachtwächter Burrhus aber, welcher voraussah, es möchte an dem Abend mehr als Einer ein Gläschen über den Durst trinken, hatte die menschenfreund-

liche Idee, eine Kerze in die Laterne zu stecken, damit die Leute nicht in den Klostergraben purzelten.

Nun unterschieden wir recht gut die Arme der Laterne und die Lichtschnuppe; sie war daumendick; blies der Wind ein wenig, dann fing sie Feuer und warf Blitze aus. Von daher das Marschiren des Cometen.

Nachdem ich diese Entdeckung gemacht, wollte ich den Andern hinten zurufen, als mir der Sergeant in's Wort fiel:

„Wollen Sie gefälligst das Maul halten? Das gäbe eine schöne Geschichte, wenn man erführe, wir hätten gegen eine Laterne gestürmt . . . 't Achtung!"

Nun hieb er mit seinem Säbel die rostige Kette entzwei, die Laterne stürzte unter lautem Gekrach zu Boden und wir machten uns aus dem Staube. Die andern warteten noch lange, aber da der Comet erloschen war, so faßten sie allmählig wieder Muth und trollten sich zu Bette.

---

* Der Einzug des 5. bayer. Jägerbataillons in seine Garnisonsstadt Zweibrücken, 29. Juni 1871.

Von Ph. Keiper.

Wie jüngst in Berlin und in vielen andern Garnisonsstädten Norddeutschlands der Einzug der zurückkehrenden Truppen das Interesse Aller für sich in Anspruch nahm, so auch in kleinerem Maße bei uns in Zweibrücken. Nachdem endlich als Tag des Einzugs der 29. Juni fest bestimmt war, entwickelte ganz Zweibrücken eine frohe Thätigkeit zur Verschönerung und Verzierung der Stadt. Zwar hatten es die Bewohner bei früheren festlichen Gelegenheiten, bei der Feier der Capitulation von Paris, bei der des Friedensschlusses und jüngst beim Durchmarsch des 85. und 86. preuß. Infanterie- und 15. und 16. Husarenregiments an nichts fehlen lassen, aber diesmal sollten die früheren Festlichkeiten noch verdunkelt werden, denn es sollte ja das so liebgewonnene Garnisonsbataillon, bayerische Truppen, lauter pfälzische Kinder, nach einer elfmonatlichen Abwesenheit wieder einziehen. Bald waren alle Vorbereitungen auf's schönste getroffen und der 29. Juni herangekommen. Jeder Bahnzug brachte neue Gäste aus der ganzen Pfalz, auch die Landbevölkerung aus dem Umkreis der Stadt hatte sich zahlreich eingefunden und der Festgäste mögen es an diesem Tage gewiß mehrere Tausende gewesen sein.

Um 1 Uhr Nachmittags setzte sich der Festzug vom Marktplatz aus nach dem Ende der Ixheimer Straße in Bewegung, denn das Bataillon kam von Bitsch, wo es Tags vorher einquartiert war, über Hornbach und Ixheim. Am Ausgange jener Straße war ein sehr schöner Triumphbogen mit der Inschrift: „Unsern tapfern Jägern" angebracht worden. Den Zug eröffnete eine Abtheilung Feuerwehr, dann folgte ein Musikcorps, dann die Schüler der Volksschule, der Gewerbschule und des Gymnasiums, nach ihnen 40 Festjungfrauen in weißen Kleidern mit blauen Schleifen und der Stadtrath; diesem reihten sich die verschiedenen Vereine mit ihren Fahnen an und den Zug beschloß wieder eine Abtheilung Feuerwehr. Am Triumphbogen machte der Zug Halt und wartete auf die Ankunft der Truppen; die Depotcompagnie des 5. Jägerbataillons marschirte mit ihren Offizieren den Kommenden entgegen. Endlich hört man Musikklänge in der Ferne, sieht Bajonnete blitzen; „sie kommen, sie kommen", so erhebt sich ein Freudenruf. Zuvor aber macht das Bataillon vor Ixheim Halt, denn hier vertheilte der neue Major Heß 19 eiserne Kreuze an die tapfersten Offiziere und Mannschaften des Bataillons, auch an einige der Depotabtheilung, die ohne Kreuz aus Zweibrücken aus- und mit demselben nachher einzogen.

Voran ritten die höhern Offiziere des Bataillons; am Triumphbogen angekommen, machte man Halt und aus der Zahl der Ehrenjungfrauen trat Fräulein Löb hervor und überreichte dem Bataillons-Commandanten einen Lorbeerkranz, den er dankend annahm. Nun setzte sich der Zug der Stadt entgegen in Bewegung, das Bataillon folgt, schon nicht mehr im Stande, ordentlich Schritt zu halten, da sich die vielen Verwandten und Bekannten in die Reihen zu den Ihrigen drängten. Welch' freudige Scenen des Wiedersehens erfolgten hier, wie manche Mutter umarmte da innig ihren Sohn, wie manche stand auch abseits und wischte sich eine Thräne aus dem Auge — ihren Sohn suchte sie vergeblich, er liegt weit draußen schon seit dem 13. October 1870 in Bagneux, wo die 5er Jäger zur Ehre der Pfalz so wacker stritten.

Unter anhaltendem Hochrufen der Bewohner und Soldaten, die förmlich mit Blumen überschüttet wurden, so daß bald auf jedem Yatagan ein Blumenstrauß stack, bewegte sich der Zug durch die überall mit Guirlanden, Kränzen, Fahnen, Bildern, patriotischen Inschriften u. s. w. geschmückte Stadt; das Bataillon zog durch den an der Kaserne errichteten Triumphbogen mit den Inschriften „Sedan, Chatenay, Bagneux, Paris" in den Kasernenhof, um dort die Quartierbillets zu empfangen, dann zerstreuten sich die Jäger, denn nach dem Festprogramm erfolgte Nachmittags freiwillige Bewirthung der Soldaten Seitens der Bürger.

Abends vereinigte ein allgemeines Festbankett die lieben Gäste in der Fruchthalle. Ein guter Stoff und die prächtigen Vorträge der Stadt- und Militärmusik erhöhten die allgemeine freudige Stimmung. Unter den verschiedenen Toasten, die bei dieser Gelegenheit ausgebracht wurden, verdienen besonders hervorgehoben zu werden: der kurze, treffende des Herrn Bataillonscommandanten Major v. Heß: „Meine Herren, ohne mich einer Ueberhebung schuldig zu machen, frage ich stolz: Wer kennt nicht die Jäger von Sedan und Bagneux? (Donnernder Applaus folgte diesen Worten) Zweibrücken und die Pfalz darf stolz auf solche Söhne sein. Hoch lebe die Pfalz und Zweibrücken!" Großen Beifall fand ferner der Toast des Herrn Pfarrer Sturz auf unsern König Ludwig und der eines preußischen Majors vom 60. Regiment (wovon ein Bataillon als Besatzung in Bitsch liegt und von dem mehrere Offiziere und Einjährige als Festgäste in Zweibrücken erschienen waren) auf den deutschen Kaiser, „den Vater all' seiner Soldaten".

Da am folgenden Tage, den 30. Juni, das Wetter sich günstig zeigte, vereinigte Nachmittags und Abends noch einmal eine Reunion in dem besonders dazu geeigneten, geräumigen Schmidt'schen Park dahier einen großen Theil der Festgäste. Außerdem wird noch in den nächsten Tagen ein Ball für das Offiziercorps des Bataillons stattfinden und damit die vollständige Feier endigen, die gewiß jedem Theilnehmer immer unvergeßlich sein wird.

Zum Schlusse will ich noch kurz von dem Antheil sprechen, den das 5. Jägerbataillon an dem für die bayerischen Truppen so überaus ruhmvollen Kriege nahm. Das Bataillon war ein Theil der 8. bayr. Inf.-Brigade, zu welcher noch das 4. und 8. Infanterieregiment gehört. Während beide letzteren, ebenso wie das pfälzische 5. Chevauxleger-Regiment nicht ins Feuer kamen, griff das 5. Jägerbataillon dreimal erfolgreich mit seinem Werdergewehr ein, nämlich 1. am Tage von Sedan, wo es unter den Augen des Königs von Preußen den Bahnhof von Sedan mitstürmen half, 2. in dem heftigen Ausfallgefecht vom 13. October, wo das Bataillon allein von Morgens früh bis Mittags 1 Uhr erfolgreich in den verschanzten Häusern und Gärten des Dorfes gegen 10 feindliche Bataillone Stand hielt und 3. bei dem Gefecht von Chatenay. Später lag es zeitweilig auf Fort Montrouge, in Issy, Meaux und in Sceaux. Das Musikcorps verschaffte sich in Meaux wegen seiner vortrefflichen Vorträge einen guten Namen. Auf dem Rückmarsche defilirte das Bataillon in Nancy vor dem General Manteuffel zu dessen großen Befriedigung. Das Bataillon hat im Ganzen verhältnißmäßig geringen Verlust zu beklagen und sich einer bedeutenden Anzahl von Auszeichnungen zu erfreuen, denn außer den 19 eisernen Kreuzen, die am 29. Juni an das Bataillon ausgetheilt wurden, hatten schon vorher viele seiner Glieder das Eiserne und das bayerische Militärverdienstkreuz empfangen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 81. Speyer, Samstag, den 8. Juli 1871.

Zeitgedichte.

* Willkommen!

An die heimkehrenden siegreichen deutschen Krieger.

(Mel.: „Die Wacht am Rhein".)

Vorüber ist der Waffentanz;
Nun ruhen Schwert und Speer und Lanz';
Geschmückt mit Siegesruhm und Ehr'
Zieht wieder heim das deutsche Heer.
„Willkommen!" ruft ganz Deutschland aus,
„Willkommen nun nach Kampf und Strauß."

Als frech der Feind die Räuberhand
Hat ausgestreckt nach deutschem Land,
Da zog't ihr aus — ein einig Heer —
Und schütztet kämpfend Gut und Ehr'! —
Willkommen d'rum im Vaterhaus,
Nun ruhet aus von Kampf und Strauß.

Was habt ihr, Brüder, siegerfreut,
Erduldet doch unsäglich Leid,
Bei Hitz' und Kält', bei Tag und Nacht,
Bis ihr den Feind zur Ruh' gebracht.
Willkommen &c.

Zuerst bei Weißenburg und Wörth
Habt ihr als Helden euch bewährt;
Erprobt hat hier sich euer Muth,
Indem ihr schlugt die welsche Brut.
Willkommen &c.

Bei Rezonville und Gravelotte
Da hieß es: „Siegen oder Tod!"
Hurrah! das war ein schweres Stück —
Doch treu blieb euch des Kampfes Glück.
Willkommen &c.

Es war ein Meisterstück, auf Ehr'!
Als ihr den welschen Empereur
Mit seinen vielen tausend Mann
Gefangen nahmt dort bei Sedan.
Willkommen &c.

Der grimme Feind mußt' täglich seh'n,
Nichts deutscher Kraft kann widersteh'n;
Es fielen seine Städte all'
Zum Opfer euch, trotz Thor und Wall.
Willkommen &c.

Jedweder Tag bracht' neuen Kampf
Und hüllte euch in Pulverdampf.
Ihr schlugt auf's Haupt an jedem Ort
Den Feind im Süd' und West und Nord'.
Willkommen &c.

Zurückgeholt mit tapf'rer Hand
Ist Elsaß und Lothringerland;
Und auch der alte Vater Rhein
Ist frei und deutsch, soll's ewig sein.
Willkommen &c.

Da draußen in der fremden Erd'
Viel tausend ruh'n bei ihrem Schwert.
Die lieben Theuren sie nicht seh'n —
Ach! laßt für sie zum Herrn uns fleh'n:
„Laß, Gott, im ew'gen Vaterhaus
Sie ruhen aus nach Kampf und Strauß."

Lieb' Vaterland, kannst stolz nun sein,
Dich schützte treu die „Wacht am Rhein";
Gerettet ist nun Gut und Ehr',
Gebrochen Deines Feindes Wehr!
„Willkommen!" ruft ganz Deutschland aus,
Willkommen nun nach Kampf und Strauß.

Hördt. Harrecht.

---

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Noch brauste der Wind um die Häusergiebel und durch die Straßen der Hauptstadt, das Schneegestöber jedoch hatte sich theilweise verzogen, als ich so dahinschlenderte durch die verödeten Gassen. Es war eine Stunde nach Mitternacht. An der Stelle, wo der Mond hinter Wolken stand, erschien der Himmel gelichteter. Manchmal sah ich dahin, während der Wind meine Stirne kühlte und in meinem Mantel sich fing.

Als Bräutigam des schönsten Mädchens der Stadt, der vielbewunderten, vielbegehrten Eugenie, strich ich da nach Mitternacht in den Gassen und dachte an mein Glück. Warum aber füllte dies Glück nicht alle Falten des Herzens aus, das der einsame Wanderer durch die Straßen der Hauptstadt trug? — Einigemal war der Mond hell hervorgetreten. Nur noch einzelne Wolken trieben verdüsternd über das helle Licht, verhüllten es jetzt, um rasch wieder zu verwehen. Es war, als ob der Wind den Schleier über einem jungfräulichem Antlitze hebe und fallen lasse in lieblichem Spiel, um dieses bald in seiner vollen Anmuth zu zeigen, bald es wieder geheimnißvoll zu verhüllen.

Ach! Ein solches Spiel des Windes mit einem

neidischen Mädchenschleier hatte auch ich schon beobachtet — es war noch nicht lange her, nur wenige Wochen, am Morgen nach einer Orakelnacht des Advents. Ich dachte daran, — lebendig stand mir wieder der Moment vor der Seele. — Was empfand, was wünschte ich damals? Und jetzt kehrte ich — als Bräutigam — aus der Wohnung Eugeniens heim!

Aber warum dachte ich auch an Scenen, die traumhaft an mir vorübergegangen waren, während mir jetzt die Wirklichkeit des Lebens den vollen Becher ihrer Lust bot! Ich wollte es nicht wieder thun. Als aber auf der andern Seite der Straße eine schlanke, hohe Gestalt im weiten Mantel schritt und ich jenen Fremden wieder zu sehen glaubte, näherte ich mich dennoch dem Unbekannten, in der vagen Hoffnung, mit ihm vielleicht über sie sprechen zu können, deren Namen er in seinem Etui trug. Es sah mich jedoch aus der Verhüllung des Mantels ein völlig fremdes Gesicht verwundert an, und ich suchte keine weiteren Abenteuer mehr, sondern ging nach Hause, um der Ruhe zu pflegen.

Die folgenden Tage brachten manchfache Aufregungen, wie sie sich eben im Gefolge einer Verlobung finden. Indeß wurde mein Handel mit dem Oberlieutenant in einer Weise erledigt, die nicht befriedigender für mich sein konnte. Ich hieb ihm nämlich schon beim ersten Gange seine rothe Nase so geschickt aus dem Gesichte, daß sie mir zu Füßen flog und ich gute Lust hatte, meinen Fuß auf die gefallene zu setzen, sie förmlich unter meine Sohle zu nehmen. Der zugezogene Arzt, der sie rasch aufhob und nach einem höchst eigenthümlichen Verfahren an Ort und Stelle wieder anklebte, erklärte feierlich, daß ich großes Talent zu einem Operateur habe; so was sei ihm noch nicht leicht vorgekommen, daß Einem die Nase mit krummem Säbel so zierlich aus der Physiognomie herausgeholt worden sei. — Der Oberlieutenant ging mir somit auf den nachfolgenden Bällen nicht mehr im Wege herum.

Der Brautstand hatte indeß die Tanzlust Eugeniens nicht so sehr gemildert, als ihr vielmehr einen neuen Schwung gegeben, während ich etwas weniger tanzte, ja manchmal herzlich gern von den Bällen daheim geblieben wäre. Dabei hatte mich eine seltsame Anwandlung überkommen. Manchmal mitten in der lärmenden Lust, wenn das Orchester rauschende Melodieen aus den modernsten Opern zur Quadrille spielte, hörte ich mitten durch wieder jenes alte, melancholische Lied zittern, das meine Gedanken und Empfindungen weit hinweg trug aus dem Ballsaale zu andern Scenen meines Lebens. Einmal, als ich mit Eugenien im Reigen stand, tönte mir die wehmüthige Melodie mit solch' täuschender Lebhaftigkeit an die Seele, daß ich selbst vernehmlich vor mich hinsummte:

„Heinrich schlief — —“

„Was thut Heinrich?“ fragte Eugenie, indem sie mich eigenthümlich scharf ansah. „Wie? Hat Dir's die schwindsüchtige Nähmamsell angethan, die uns gegenüber im Dachstübchen wohnt?“

„Wieso? Was meinst Du damit, Eugenie?“

„Ei, ei!“ lachte sie. „Die könnte mich zur Verzweiflung bringen mit ihrer graulichen Geisterballade, die sie oft bis in die tiefe Nacht hinein fortleiert. Entsetzliches Gejammer — und jetzt klingt es mich noch von Deinen Lippen an. Laß doch das gemeine Lied der Nähmamsell.“

Ohne etwas darauf zu erwidern, tanzte ich mit ihr weiter. Daß mich ihre Bemerkung angenehm berührt hätte, kann ich nicht behaupten. So oft ich ihr nun besonders still zur Seite stand und mein Auge ziellos über das Ballgetriebe schweifte, pflegte Eugenie, an den Anfang der Ballade erinnernd, zu fragen:

„Schläft Heinrich wieder?“

Sie fragte aber auch einmal weiter:

„Siehst Du etwa eine geisterhafte Wilhelmine?“

Damit spottete sie meiner momentanen Anwandlungen, die nun freilich in der Lust des Brautstandes, an der Seite einer so reizenden Verlobten, wie Eugenie es war, immer wieder rasch erstickt wurden.

Indessen kam das Ende meines Urlaubs. Unsere Mütter hatten Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, um mir die Aussicht zu eröffnen, mit nächstem Herbst als Oberlieutenant wieder nach der Hauptstadt versetzt zu werden. Bis dahin wurde die Hochzeit verschoben, damit nicht auch Eugenie die Langeweile einer Kleinstadt erdulden müsse — denn ihr graute schon vor dem Gedanken, sagte sie. Mir selbst aber graute wunderlicher Weise diesesmal viel weniger vor Landau, obgleich ich in der Hauptstadt meinen ärgsten Feind gedemüthigt, das schönste Mädchen als Braut zurückließ — zwei Umstände, die mir den Aufenthalt in der Metropole des Landes doch besonders angenehm machen mußten.

Zweites Capitel.

Auf der Wache.

Nun war es wieder Frühling im Lande geworden und die Gegend um Landau stand in schönster Blüthe. Die hohen Festungswälle lagen hinter blühenden Bäumen, die Schanzen der äußeren Werke in grünen Feldern, welche freundlich die Höhen zu beiden Seiten des Queichgrundes bekleideten. Grüne Felder, grüne Wiesen und Hoffnungen im Herzen des Menschen, sie alle bringt der Lenz. Denn das hat ja des Menschen Herz mit der Natur gemein, daß im Frühlinge, wo alles keimt, treibt, knospet und blüht, auch seine Wünsche, seine Hoffnungen, seine stillen Empfindungen und selbst seine Schmerzen neue Knospen, Blüthen, Blätter und Zweige treiben.

Und auch ich wandelte in der schönen Landschaft vor dem alten Wasgauwald mit den Gefühlen des Lenzes — aber diese Gefühle der Jugendlust, der Verjüngung und Lebenserneuerung waren mit einer Sehnsucht gemischt, deren Ziel mir unbestimmt vor der Seele schwebte, mit ahnungsvollem Bangen, das ich mir selbst nicht zu erklären wußte und das immer wieder im Anblick der Berge im Südwesten von Landau erwachte. Der Gedanke an meine schöne Braut befriedigte diese Sehnsucht nicht und ließ immer wieder

einen Raum im Herzen leer, der kein Genüge fand und unausgefüllt blieb. Ja, statt der Freude an dieser Blüthenpracht, welche mich umgab, überkam mich nicht selten eine Stimmung, die früher niemals in mir Zugang gefunden, eine Wehmuth, der mein jovialer, heiterer Sinn sonst fremd war. Mir war es zu Muthe, wie dem Dichter, der klagt „das Blühen will nicht enden", während es doch enden sollte, und in mir flüsterte es leise: „wer weiß sonst, was noch werden mag."

Das jedoch waren Anwandlungen, die vor dem Ernst des Dienstes wie vor den heitern Briefen meiner Braut aus der Hauptstadt gleich welkem Blüthenstaub verwehten. Beim ersten Tritt hinaus in die Natur, beim Anblick der Wasgauberge, der hohen Madenburg, nisteten sie sich freilich wieder ein.

Nun war der Landauer Maimarkt gekommen. In unabsehbaren Schaaren strömte das Landvolk geputzt und heiteren Sinnes durch die Thore der Stadt herein, hell aufjubelnd, wenn in einem der Wachposten auf den hohen Wällen ein Sohn, Bruder, Vetter oder Nachbarkind erkannt wurde. In Kutschen und Charabancs kamen die Landhonoratioren mit Frauen und Töchtern herein, um zu kaufen, zu sehen und sich sehen zu lassen. Der große Paradeplatz war mit Buden besetzt, zwischen welchen frische Landmädchen und die schlanken Gestalten der weiblichen „Noblesse" aus den Haardt- und Gaudörfern, aus den reichen Wein- und Tabaksorten der Landschaft auf- und abwandelten, gefolgt von müßigen Candidaten und Offizieren, die hier ebenfalls sehen und gesehen werden wollten.

Auch ich ging mit Hartenstein zwischen den Buden auf und ab und wir blieben da und dort stehen, um uns an den lebhaften Bewegungen und dem noch lebhafteren Zungenwerk der jungen Pfälzerinnen zu ergötzen, die da um Bänder handelten, — oder wir strichen an einer Gruppe vornehmerer Töchter des Landes beobachtend vorüber, denn Hartenstein fahndete offenbar nach der blonden Beatrix, mit welcher er damals von der Madenburg weg den Trifels im Sternenglanz zu sehen gegangen war. Wonach fahndete ich? So viele schöne Gestalten und hübsche, heitere Gesichter sich da auch bewegten — ich fand unter ihnen keine Eugenie, und keine — —

Hatte ich, der Verlobte der schönen Eugenie, auf dem Markte der pfälzischen Bundesfestung noch nach einer andern zu suchen? Ich sollte es nicht. Aber die Leere und Unbefriedigtheit in mir verlangte dennoch danach.

Am zweiten Tage hatte ich den Wachdienst am französischen Thore. Hier strömten die Bewohner des pfälzischen Oberlandes herein. Wagen um Wagen rasselte durch die finstere Halle des Hauptwalles in die Stadt hinein, — die Posten auf den Wällen hatten beständig einander zuzurufen, um Ordnung in die Verwirrung zu bringen, wenn ein Stabsoffizier oder ein Artilleriefuhrwerk in entgegengesetzter Richtung durch das Thor kam. Ich lag unter dem Fenster der Wachstube einsam. Keiner meiner Bekannten, auch Hartenstein nicht, besuchte mich heute, denn alle waren beschäftigt, die schönen Töchter der Pfalz in Augenschein zu nehmen, die sich heute auf den Straßen ausstellten.

Eine Stunde lang sah auch ich in die Charabancs und Kutschen hinein, welche da vorüberrasselten, bis ich es müde wurde. Denn so viele hübsche Kinder herausschauten, es war keines darunter, das meine Theilnahme oder auch nur meine Neugierde erregte.

(Fortsetzung folgt.)

Vor einem Jahr.

Es dürfte von Interesse sein, schreibt das Fr. Journal, sich die verschiedenen Daten, welche dem Kriegsausbruche im vorigen Jahre vorausgingen, wieder in's Gedächtniß zu rufen. Am 3. Juli, dem Gedächtnißtage der Schlacht von Königgrätz, brachte das „Bureau Havas" die Nachricht, daß eine Deputation der spanischen Regierung nach Deutschland abgereist sei, um dem Prinzen von Hohenzollern die Krone anzubieten. Der „Constitutionnel" ergänzte diese Mittheilung durch die Angabe, daß der Prinz sich schon bereit erklärt habe, die Krone anzunehmen, und gleichzeitig kündigte der „Gaulois" eine Interpellation wegen der Ausführung des Prager Friedens im gesetzgebenden Körper an. Die kaiserlich französische Regierung war in der rosigsten Stimmung, denn gerade hatte (am 2. Juli) der gesetzgebende Körper mit 174 gegen 31 Stimmen beschlossen, über die Petition der Prinzen von Orleans um Gestattung ihrer Rückkehr nach Frankreich zur Tagesordnung überzugehen. Am 4. Juli griffen sämmtliche Pariser Blätter, am heftigsten der „Constitutionnel", die Regierung an, weil sie es dulde, daß Prim und Bismarck gegen die Interessen Frankreichs intriguirten. An demselben Tage meldete bereits „La Presse", daß der Herzog von Gramont Audienz beim Kaiser gehabt, und daß sofort ein Courier mit Depeschen an Benedetti nach Berlin gesandt worden sei. Am 5. Juli reiste, nachdem ein lebhafter Depeschenwechsel zwischen Paris und Ems stattgefunden, der preußische Gesandte in Paris, Herr v. Werther, von Paris nach Ems; an demselben Tage wurde im gesetzgebenden Körper die Interpellation von Cochery und Genossen wegen der spanischen Throncandidatur eingebracht. Am 6. beantwortete Gramont diese Interpellation mit der Erklärung, die französische Regierung werde nicht dulden, daß eine fremde Macht einen Prinzen auf den spanischen Thron setze und so die Ehre und Würde Frankreichs in Gefahr bringe. Ollivier fügte hinzu, Gramont's Erklärung werde gewiß eine friedliche Ordnung der Angelegenheit herbeiführen, denn „alle Mal, wenn Europa die Ueberzeugung gewonnen habe, daß Frankreich fest entschlossen sei in der Erfüllung seiner legitimen Pflichten, so widersetze es sich nicht Frankreichs Wünschen." Am 9. Juli kam Graf Benedetti in Ems an. Am 12. theilte, nachdem mittlerweile die officiösen Pariser Blätter ihren kriegerischen

Ton immer schärfer angeschlagen, der spanische Botschafter Olozaga in Paris officiell dem Herzog von Gramont mit, daß der Prinz von Hohenzollern auf die Throncandidatur verzichtet habe. Die Pariser Journale meldeten an demselben Abend, daß die französische Regierung sich damit nicht mehr zufrieden geben werde. Am 13. hatte das Auftreten Benedetti's gegen den König Wilhelm in Ems statt; Benedetti war von seiner Regierung beauftragt, zu verlangen, daß der König sich der Verzichtleistung des Prinzen ausdrücklich anschließe und eine Garantie für die Zukunft übernehme. Da diese Forderung nicht erfüllt und Benedetti in Folge seines brüsken Auftretens bei erneuter Nachsuchung einer Audienz nicht empfangen ward, erklärte am 15. Gramont im gesetzgebenden Körper, daß die Kriegsrüstung angeordnet sei, und am 19. wurde in Berlin formell der Krieg erklärt.

Ueber Heubereitung

schreibt Landwirthschaftslehrer Zeeb in Ladenburg der „N. B. L.“: Das fortdauernd regnerische Wetter ist dadurch besonders nachtheilig für die Landwirthschaft, daß schon gemähter Klee 2c. dem Verderben ausgesetzt ist und die Heuwerbung überhaupt eine schwierige wird. Ich halte es deshalb für meine Pflicht, den Landwirthen diejenigen Methoden in Kürze namhaft zu machen, welche jetzt bei der Heubereitung befolgt werden können und zugleich darauf hinzuweisen, auf welche Weise verdorbenes Futter dem Vieh einigermaßen schmackhaft gemacht werden kann.

1. Die Braunheu-Bereitung. Diese Methode ist in Norddeutschland vielfach zu Haus. Wenn das Futter etwas abgewelkt ist, setzt man es auf dem Feld in unten breite, oben spitze, gleichmäßige Haufen fest zusammen; es wird heiß, fängt an zu gähren, das Wasser in den Pflanzen wird durch die in dem Haufen entstehende große Wärme verdampft und das Futter schließlich dürr, so daß es im günstigen Falle vom Haufen weg aufgeladen oder doch bald nach dem Verstreuen eingefahren werden kann. Das Futter bekommt dabei eine dunkelbraune Farbe, schmeckt aber nach Erfahrung dem Vieh gut, ist leicht verdaulich und völlig gesund. Alles gegenwärtig liegende, halbdürre Heu sollte, wenn das Wetter ein wenig ordentlich ist, sofort auf diese Weise vollends gedürrt werden. Hauptsache dabei ist aber, daß die Haufen recht fest aufgesetzt werden.

2. Das Aufpuppen des Klees. Obwohl der Klee bereits meist gemäht ist, will ich doch für künftig von dieser bewährten, mir schon seit 12 Jahren bekannten Methode sprechen. Wenn der Klee auf den Schwaden etwas abgetrocknet ist, bringt man je 2 Arme voll zusammen, macht sie unten auseinander, spitzt das Häuschen oben zu, bindet mit ein paar Halmen die Spitze und — die Puppe ist fertig. Auf diesen Puppen bleibt der Klee stehen, bis er dürr ist; ein paar Stunden vor dem Einfahren wirft man die Puppen um, damit sie immer noch etwas abwelken und dann ladet man sie auf, indem ohne vorheriges Zusammenmachen die Puppen an die Gabel gesteckt werden. Diese Methode ist bei gutem und schlechtem Wetter zweckmäßig, kann aber nur bei Klee mit längeren, starken Stengeln angewendet werden. Die Blätter bleiben hier alle am Futter, man hat nach dem Puppen nichts mehr mit dem Futter zu thun und wenn es auch lang im Regen gestanden, das Wasser läuft außen ab, innen bleibt das Futter gut und behält eine frische Farbe. Dabei wird ein Theil des Bodens schnell vom Futter frei. Ebenso empfehlenswerth ist das Aufhängen des Klees an Gerüsten, sog. Heinzen oder Pyramiden.

3. Das Einmachen des Grünfutters. Wer wasserdichte Gruben, größere Standen 2c. leer hat, der schneide grünes Futter naß vom Felde weg zusammen, trete es recht fest in die Gruben ein und bringe lagenweise etwas Salz dazu. Ist der Behälter voll, so deckt man ihn mit Brettern luftdicht zu und beschwert diese mit Steinen. Es tritt eine Gährung ein, wie bei dem Sauerkraut und nach etwa 4 Wochen kann man dieses Sauerfutter an das Rindvieh verfüttern, das es sehr gern frißt. Milch- und Mastvieh gedeiht gut dabei. Wo schwerer, wasserhaltender Boden ist, kann man auch Gruben in den Boden machen und das Futter mit Erde zudecken.

4. Das Aufbewahren des Heus. Was manche Landwirthe mit Recht regelmäßig bei allem frischen Heu thun, das ist bei beregnetem, angefaultem Futter doppelt zu empfehlen; Tüchtiges Festtreten und Einsalzen in der Scheuer. Das Futter wird auf dem Stock in Lagen fest aufgesetzt und jede Lage mit gewöhnlichem Viehsalz leicht bestreut. Das Salz macht das Futter schmackhafter und nahrhafter für das Vieh. Ganz verkehrt ist es, wenn manche Leute schlecht eingebrachtes Futter auf dem Heuboden locker aufsetzen, damit noch Luft hinein ziehen könne; gerade da, wo Luft zutreten kann, wird das Futter schimmelig, wo es fest sitzt, nicht.

Dies sind einige gut gemeinte Winke aus meiner Erfahrung, deren richtige Befolgung keinen Landwirth gereuen wird. Das Wetter steht nicht in unserer Hand; aber wir müssen dem durch dasselbe drohenden Schaden zu begegnen suchen, soweit unsere schwache, menschliche Kraft es vermag! Indem ich mich zu jeder weitern Auskunft oder auch zur Anleitung an Ort und Stelle gerne bereit erkläre, richte ich noch im Interesse der Sache an die verehrl. Redactionen das Ersuchen, diesen Artikel in ihre Blätter aufnehmen zu wollen.

Miscellen.

Mainz, 5. Juli. Gestern war ein Gastwirth aus München hier, der für die Einzugsfestlichkeiten der tapfern Bayern in München verschiedene Bestellungen machte, so namentlich 8 Centner Rheinsalmen und 3000 Flaschen Veuve Cliquot — da läßt sich gewiß sagen: „Viel und gut!“ (M. A.)

Breslau, 1. Juli. Beim Abräumen des Schuttes in der ausgebrannten Theater-Ruine wurden heute in der Tiefe der Versenkung des ehemaligen Bühnenraumes die Ueberreste eines menschlichen Körpers vorgefunden. Dieser zweite Verunglückte wurde auf dem Rücken liegend vom Schutte bedeckt, vorgefunden. Da nun in Breslau selbst außer dem Maler Weigmann Niemand vermißt worden ist, so kann der heute aufgefundene Verunglückte wohl nur ein Fremder sein, der an jenem Abend vermuthlich bei dem Versuch, sich zu retten, in die Versenkung gestürzt ist und dort seinen Tod gefunden hat.

Charade.

Als ich die Erste kam von fernem Lande,
Und niederstieg in's Thal durch Nacht und Graus,
Da lag mein Dörfchen still, ein Lichtlein brannte,
Das einz'ge noch dort in des Liebchens Haus.

Die Nachtviole duftet von den Beeten,
Vor ihrem Fenster steht ein welker Strauß,
Wie gerne wär' die Zweite ich getreten
Mit hellem Jubelruf in's kleine Haus.

Doch ach! der arme Flüchtling, der verbannte,
Er harret mit der dunklen Nacht im Bund,
Bis auf das Zeichen sie, das wohlbekannte,
Das Ganze flüstert mit verzagtem Mund.

Auflösung des Räthsels in Nr. 79:
A-bonn-enten.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 82. Speyer, Dienstag, den 11. Juli 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

So warf ich mich auf das stöhnende Ledersopha, das mit rothen Kuhhaaren ausgestopft, die müden Glieder der wachhabenden Lieutenants aufzunehmen bestimmt war. Draußen in der langen Thorhalle rasselte es fort und fort; hier innen war es still, denn nur hohl und dumpf klang der Lärm herein. Von dem Sonnenschein, der auf den Wällen lag, drang kein Strahl in dies Heiligthum. Eine beständige Dämmerung herrschte in dem Gemach, das mich jetzt beherbergte. So hatte ich Muße genug, den Band von Walter Scott vorzunehmen, den ich mir als Mittel gegen die Langeweile eingesteckt hatte, und mich tief hinein zu lesen in die interessanten Abenteuer des Lieutenants Quentin Durward von der schottischen Garde Ludwigs XI. Ich war gerade an der Stelle, wo der jugendliche Beschützer der jungen und schönen Gräfin v. Croye mit dem Bastard Dunois und dem Herzog v. Orleans, welche seinen Schützling entführen wollen, ritterlich kämpft. Die Lectüre hatte mich so gefesselt, daß ich Wachstube, Dienst, Maimarkt und Landau darüber vergessen hatte und ganz Quentin Durward war, der mit den Prinzen von Frankreich auf Tod und Leben focht.

„'Rrrraus!“ schrie jetzt der Posten draußen, daß es mir durch Mark und Bein ging.

Ich konnte mich nicht enthalten, ihm ein Donnerwetter an den Hals zu wünschen, griff aber eiligst nach dem Helm, während sich auch unter der Mannschaft der Wache aus einem wirren Knäuel von Gewehren, Beinen und Patrontaschen das Glied vor dem Posten formirte. Der Posten hatte seine Pflicht gethan, denn hoch zu Pferde hielt schon am Eingang des Thores von der Stadt her der inspizirende Stabsoffizier mit musterndem Blick, während der Zug der Wagen von außen her stockte. Ich hörte nach dieser Seite hin den Zuruf der Posten, ich sah auch in der Dämmerung der Thorhalle den vordersten Wagen halten — eine offene Kutsche, in welcher zwei Damen — eine alte und eine sehr junge, saßen — ich glaubte diese Damen zu erkennen, und das Blut drang mir in die Schläfe, — ja, ich erkannte jetzt den jungen Mann auf dem Bocke sehr deutlich. Er winkte mir sogar freundlich zu, die Damen nickten, und die jüngere sah in holder Anmuth auf mich. Aber ach! Auf der andern Seite hielt der inspizirende Oberstlieutenant und machte bereits ein so mißmuthiges Gesicht, daß ich wieder meine gewöhnliche Farbe bekam. Hohl klang mein Commandoruf in die Thorhalle hinein: „Richt't Euch! Schultert's Gewehr! Präsentirt's Gewehr!“

Nun ritt der inspizirende Stabsoffizier näher her und ich trat mit klopfendem Herzen vor. Ja, ich that's mit doppeltem Herzschlag; denn mit Entsetzen faßte es mich an, daß er kam, mir die Parole abzufordern, die mir in diesem Momente jedoch völlig aus dem Gedächtnisse gelöscht war; auf der andern Seite aber war gerade sie, die ich am wenigsten als Zeugin einer dienstlichen Demüthigung wünschte, gegenwärtig im verhängnißvollsten Momente, der mir je gedroht. Der Angstschweiß trat mir auf die Stirne, ich flehte innerlich um Erleuchtung. Aber es war mir, als stünde ein dickes Brett zwischen meinem Gedächtniß und dem, was ich wissen sollte. Ein verzweifeltes Mittel mußte helfen, als jetzt der Oberstlieutenant examinirend nach der Parole fragte, von der ich nichts weiter wußte, als daß sie aus einem Personen- und einem Städtenamen bestand.

Der Lärm, welcher noch immer in der mit Fuhrwerken aller Art gefüllten Halle herrschte, gab mir den Muth zu einem völlig unverständlichen Gemurmel, woran ich die ordonnanzmäßige Formel knüpfte:

„Ich melde dem Herrn Oberstlieutenant gehorsamst, daß sich auf Wach' und Posten nichts Neues ergeben hat.“

„Herr Lieutenant“, sprach jetzt der Inspizirende vom Pferde herab, indem er mich mit forschendem Blicke fixirte. „Wollen Sie nicht die Parole gefälligst wiederholen?“

Der Teufel soll die Parole holen, dachte ich, fing aber, kühn gemacht, noch einmal mit demselben Gemurmel an und schloß wieder:

„Ich melde dem Herrn Oberstlieutenant gehorsamst, daß sich auf Wach' und Posten nichts Neues ergeben hat.“

„Gut!“ sagte jetzt der Inspizirende nach einer bedenklichen Pause, in der mein Herz so mächtige Schläge that, wie die St. Bennoglocke auf den Frauenthürmen zu München. „Es ist gut. Lassen Sie einrücken.

Uebrigens, Herr Lieutenant, rathe ich Ihnen, sich eine deutlichere Aussprache anzugewöhnen!"

„Der Wagenlärm!" wagte ich zu erwidern, indem sich eine Centnerlast von meiner Brust wälzte.

Der Inspizirende machte ein Bewegung, als wenn er zweifelhaft wäre, ob er meine Entschuldigung als triftig anerkennen solle, dann legte er die Hand zum Gruße aus und ritt langsam durch den engen Raum davon, den ihm die Pferde und Wagen in der Thorhalle ließen.

„Bei Fuß! Kehrt Euch! Setzt Gewehr ab!" schrie ich jetzt fröhlich mit empor gehaltenem Säbel, den ich nun klirrend in die Scheide rasseln ließ, um mich nach der Kutsche umzuwenden, deren Insassen Zeugen des Auftritts gewesen waren, welcher ohne meine Geistesgegenwart empfindliche Folgen gehabt hätte.

Aber der Lenker der Pferde hatte diese, sobald es nur geschehen konnte, angetrieben oder antreiben müssen, da die Nachfolgenden drängten; und die Kutsche fuhr schon rasch über den Thorplatz, um in die Marktstraße einzulenken, als ich mich nach ihr umsehen konnte. Nur ein schönes aschblondes Köpfchen neigte sich zu der Kutsche heraus und sah noch einmal nach dem Thore zurück, wo ich stand. Ich glaubte noch ihren lächelnden Gruß zu erkennen, und ich verneigte mich mit der Hand am Helm. Aber jetzt war auch schon das holde Antlitz verschwunden, und die Kutsche rollte um die Straßenecke in die Stadt. Mir war, als ob vor dem Thorplatze alles Licht mit einem Male geschwunden wäre; und doch warf die Nachmittagssonne über die Bäume des Walles herüber glänzenden Schein auf die gegenüberstehende Häuserreihe.

Nun gab es nichts in der Welt, was mich abhielt, entweder langsam vor dem Wachlokale auf und abzuschlendern, oder wieder in die dämmernde Stube zurückzukehren, um mich mit Quentin Durward und der schönen Gräfin Isabelle von Croye zu beschäftigen, die der ränkesüchtige Ludwig XI. dem jungen Schotten anvertraut hatte, um ihm und ihr sichern Untergang zu bereiten. Ach! dachte ich dabei für mich selbst, so liebenswürdig der Dichter die junge burgundische Dame schildert, welche einer durch den kühnen Karl auferzwungenen Ehe ausweichend zu dem König von Frankreich flüchtet, — ein so anmuthiges, edles Wesen Walter Scott aus dieser Erbin von Croye macht: holdseliger kann sie dem Quentin Durward nicht erschienen sein, als mir das liebe Mädchen, das da eben in der Kutsche vorüber gefahren. Mit diesem Gedanken war ich lange da auf und abgeschlendert und warf sehnsüchtige Blicke in die Straßeneingänge der Stadt, um vielleicht ihre flüchtige Erscheinung zu haschen. Aber vergeblich. Noch nie verwünschte ich den Wachdienst so sehr, als heute, wo er mich an das ungefährdete französische Thor bannte, während meine Seele in der Stadt weilte, um nach dem lieblichen Kinde zu suchen, dessen Antlitz ich nur wieder zu sehen brauchte, um zu wissen, wem die unbestimmte Sehnsucht meines Herzens seit Monaten gegolten.

Aber, sagte ich mir jetzt selbst, was sollte mir, dem Verlobten Eugeniens, das Verlangen nach dem Anblicke Hedwigs? War ich nicht der Bräutigam des schönsten Mädchens der Landeshauptstadt? Was konnte mich die Anwesenheit der lieblichen Hedwig in der Garnisonsstadt kümmern? — —

Wenn sie mich aber nun doch kümmerte?

Ich fand am klügsten, besten, pflichtgetreuesten, mich alsbald in die Offizierswachstube zu verfügen, und mich wieder in die Schicksale Quentin Durward's und der jungen Gräfin von Croye zu vertiefen, um allen unnöthigen Ausschweifungen meiner Gedanken zu begegnen. Ich schlug den Band auf, aber nur, um in den bereits gelesenen und in den noch nicht gelesenen Capiteln möglichst auf eine Andeutung zu stoßen, daß der junge Schotte vielleicht sich schon in der Heimath verlobt hatte, als er die sanfte Isabelle kennen lernte. Meine Bemühungen halfen mir jedoch nichts, denn von einer früheren Verlobten Quentin Durward's fand sich keine Spur. Mir däuchte dies jetzt ein großer Mangel des Romans, der mir nicht mehr halb so interessant erschien, als vorher, und der Gardelieutenant Quentin Durward war mir nunmehr nichts weiter, als jeder andere Gardelieutenant auch.

Träge verflossen die Stunden. Der Nachmittag war für mein unruhig klopfendes Herz eine Hölle von Langeweile und Pein. Wenn Hedwig mit ihrer Tante und ihrem Vetter Franz überhaupt heute noch zurückfuhr, geschah es nicht vor Abend; der späte Thorschluß erlaubte ihnen heute ein ziemlich langes Verweilen in der Stadt. Und so ging ich in der Stube auf und ab, ging vor dem Wachlokal langsam hin und her, ließ mir im Weinhaus gegenüber eine Flasche Kästenbuscher holen, um die Zeit zu ertränken, sprach mit dem Unteroffizier und den Soldaten auf der Wache, schaute nach den Passagieren, die aus und eingingen, griff sogar zu der Guitarre, die mit zwei ganzen Saiten an der Wand hing und als ich sie berührte, einen Ton von sich gab, der wie entferntes Zahnweh klang. Endlich fiel mir ein, daß ich zwei Briefe von meiner Braut im Taschenbuche bei mir hatte, die ich nun, mit dem besten Willen, nur an sie zu denken, dreimal durchlas. Ich erinnerte mich dabei der süßen Brautküsse, vergegenwärtigte mir ihre ganze strahlende Erscheinung. Aber hier schrieb sie, ob Heinrich nicht auch in der Pfalz manchmal die schreckliche Geisterballade singe — und wer war nun Schuld, daß die holdselige Gestalt einer Andern wieder an meiner Seele vorüberschwebte, als Eugenie selbst? Warum mußte sie mir auch die Stunde jener Adventnacht in's Gedächtniß zurückrufen, wo ich jenes melancholische Lied seit meinen Kinderjahren zum ersten Male vernommen? (Forts. f.)

Eine französische Stimme über Frankreich.

Eine Pariser Vierteljahrsschrift, welche vorwiegend wissenschaftlich-geschichtliche Aufsätze enthält, die Revue des questions historiques, bringt in dem ersten seit dem Ende des Krieges erschienenen Hefte (Lieferung 18, S. 495) eine Chronique von Leon Gautier worin folgende Geständnisse vorkommen:

„Unser gegenwärtiges Unglück kommt nicht von dem Glück unserer Feinde, sondern von unserer innern Fäulniß. Unsere Laster sind es, die uns tödten. Wenn Preußen gesiegt hat, so hat es das allerdings dem unbestreitbaren Talent des Herrn v. Moltke, aber vor Allem der unbeschreiblichen Unwissenheit aller unserer Generale und aller unserer Offiziere zu danken. Ganz kürzlich sagte mir A. Cochin mit seiner gewohnten Feinheit: „Wir sind ein geistvolles Volk (un peuple d'esprit), welches nicht gearbeitet hat, und wir sind geschlagen von einem Volke, welches keinen Geist besitzt, aber gearbeitet hat." O Franzosen, o Athener, o ihr ganz geistvollen und bezaubernden Leute, beachtet wohl die letzten Worte, die den Schlüssel zu unserm Unglück enthalten! Wir sind das liebenswürdigste und das — trägste aller Völker.

„Die Revue des questions historiques hat ihre Pflicht nicht versäumt. Seit 4 oder 5 Jahren haben wir unsere Leser unaufhörlich auf die Gefahren der Unwissenheit und der Trägheit aufmerksam gemacht, ihnen die Deutschen als Vorbild vorgehalten und ihnen in allen Tonarten zugerufen: „Arbeitet, arbeitet!" Wir haben namentlich auf die Nothwendigkeit einer Hebung der geographischen und historischen Studien hingewiesen. Unsere Stimme muß die eines Predigers in der Wüste gewesen sein; die „Revue" kann nicht viele Leser in unserer Armee gehabt haben.

„Ich werde hier einen sehr empfindlichen Punkt berühren, eine schlecht geheilte Wunde wieder aufreißen, aber es geht nicht anders. Um Alles in wenigen Worten zu sagen: Die Unwissenheit des französischen Offiziers war unbeschreiblich groß. Aus der polytechnischen Schule oder aus Saint Cyr kommen unsere jungen Leute voll Feuer und Licht; das Garnisonsleben löschte es in wenigen Minuten aus. Ein Unterlieutenant von 25 Jahren war in kurzer Zeit eben so verbraucht (usé) wie der älteste Capitän seines Regiments, und das will viel sagen. Fast überall brachten unsere Offiziere sieben Achtel des Tages im Cafe und Theater zu: vor dem Frühstück Absinth, nach jedem Mahle Kaffee und was dazu gehört, zwischen dem Frühstück und Diner Spazierengehen, Billard und Langeweile, des Abends das Theater. Das sind — mit glänzenden Ausnahmen, die man sich so zahlreich denken mag, wie man will — die Offiziere, die wir den Preußen entgegengestellt haben. In der polytechnischen Schule wurden die jungen Leute noch durch die Hoffnung gehalten, eine gute Note beim Examen zu bekommen. So war es dort noch Sitte, zu arbeiten. Aber in der école d'application zu Metz war es anders; der alte Eifer erkaltete dort in merkwürdiger Weise. Ich glaube die Wahrheit nicht zu verletzen, wenn ich sage, daß gewisse deutsche Offiziere, die man nach Metz sandte, um dem Unterrichte beizuwohnen, die fleißigsten waren. Saint Cyr bot kein tröstlicheres Schauspiel: man arbeitete freilich fleißig, um dort einen Platz zu bekommen; aber hatte man diesen erlangt, so erlosch der Eifer. Einige gute Köpfe, welche den Generalstab im Auge hatten, suchten freilich ihren Platz unter den 30 besten Schülern zu behaupten, aber das war auch ungefähr alles. Namentlich wurden in Saint Cyr Geographie und Literatur verachtet und gehaßt. Ein ausgezeichneter Professor, Herr Broutta, hat sich dort viel Mühe gegeben, mit sehr geringem Erfolg. Die höchsten Militärs geben in dieser Beziehung das schlechteste Beispiel. Der Exkaiser gehörte zu denjenigen, welche sich durch die scandalöseste Unwissenheit in der Geographie auszeichneten. Ein Beispiel, für das ich einstehen kann: Einige Zeit nach dem Beginne des Krieges in Mexiko ließ sich Napoleon III. auf der Karte zeigen, wo VeraCruz und Puebla liege! Unter den Generalen gab es nur zu viele, welche die Wissenschaft förmlich verachteten. Als General Frossard in seiner Eigenschaft als Präsident des Generalrathes die Archive der Haute-Marne besuchte, sprach er in meiner Gegenwart die denkwürdigen Worte: „Warum verbrennt man nicht die Hälfte dieser alten Papiere?" Die Archive von Chaumont enthalten aber gerade die reichsten Materialien für die alte Geschichte und Geographie von Frankreich. Und General Frossard gehört zu den Genie-Offizieren und wurde später Gouverneur des kaiserlichen Prinzen! Jene Worte, die ich selbst gehört (ich war Archivar des Departements), erinnern mich an die Aeußerungen eines andern Generals, welcher Inspector der Militärschulen war: „Es ist sehr hübsch von euch, daß ihr arbeitet, meine Kinder; ich für meinen Theil bin ohne das so weit gekommen." Die Regimentsschulen existiren fast nur auf dem Papiere. Auf die Offiziere, welche arbeiteten, zeigte man mit Fingern und behandelte sie als Sonderlinge. Der Krieg von 1870 hat diesen Generalen eine furchtbare Lection ertheilt. Es stand uns ein Volk gegenüber, welches den Krieg wissenschaftlich führt. „Bah, haben wir gesagt, wir haben unsere Mitrailleusen und unsere Zuaven und wir werden am 15. August in Berlin sein!" Das Uebrige weiß man. Am 4. August starb der unglückliche General Douay den Heldentod bei Weißenburg; erst am Tage vorher hatte er sich dazu verstanden, eine Karte anzusehen. Kurze Zeit vor Sedan spazirte einer unserer Generale mit einem meiner Freunde, der mir die Sache erzählt hat, am Ufer eines großen Flusses und fragte: „Wie heißt dieses Wasser?" Es war die Maas. Er wußte nichts davon. Ein Anderer fragte um dieselbe Zeit, wie weit Metz von der Grenze entfernt sei; ein Anderer, ob Thionville am Rhein liege. Ein Anderer fragte bei Neuville seine Soldaten nach dem Namen eines Ortes, wo er den ganzen Tag dem Feinde einen heldenmüthigen Widerstand geleistet hatte.

„In der Nähe von Paris herrschte dieselbe Unwissenheit. Ein Generalstabs-Offizier (freilich von der Nationalgarde) führte ein Marschbataillon, ohne es zu wissen, mitten in die Preußen hinein. Eben zur rechten Zeit machte ihn noch Jemand darauf aufmerksam, der zum Glück eine Generalstabskarte bei sich hatte. Sofort kehrte man um; aber in der Verwirrung hätte man beinahe die Avantgarde vergessen, welche einige Minuten später ohne Zweifel in Gefangenschaft gerathen wäre.

„Die Preußen dagegen kennen die Geographie. Sie haben die Karten nicht nur in der Tasche, sondern im Kopfe. Einer meiner Freunde erzählte mir Folgendes: Die Preußen rücken eines Tages in der Nähe von Amiens in ein ganz kleines Dorf ein, welches nur Eine Straße hat. Sie suchen überall herum. Endlich sagt ihr Anführer zu einem der Einwohner: „Es muß hier einen Querpfad geben, der uns einen Umweg ersparen würde. Ihr habt ihn unkenntlich gemacht; wir müssen ihn wissen.“ Er hatte ganz Recht: der Pfad war da, die Bauern hatten den Eingang desselben unkenntlich gemacht. Während der großen Kämpfe des Generals Faidherbe gegen die preußische Armee zeichneten die in Amiens zurückgebliebenen deutschen Offiziere mit merkwürdigem Geschick alle Positionen, welche ihre Truppen und welche die Franzosen inne hatten. Kein Hügel, keine Unebenheit des Bodens, kein Bach entging ihnen. Sie wußten Alles, und sie sagten den ganzen Verlauf der Schlacht vorher, die am folgenden Tage geliefert werden sollte, und Alles traf zu. Wird man nun noch behaupten, die Geographie und die Karten dienten zu nichts?

„Wie ist zu helfen? Nur durch Ein Mittel: Arbeiten! In jedem College und Lyceum muß fortan gründlicher Unterricht in der physischen und politischen Geographie ertheilt werden, und zwar von einem Fachmann, nicht von einem Grammatiker oder Literaten. In den Ferien müssen die jungen Leute Excursionen nach Deutschland, Italien, Spanien, nach den Alpen, nach den Pyrenäen, überall hin machen. In unseren Militärschulen muß man sich nicht damit amüsiren, die schrecklichen Festungspläne vorzulegen, die fast immer die nämlichen sind; man muß mit eigenen Augen sehen, in den Schulen und Lagern anderer Völker lernen . . . Kurz, wir müssen ordentlich Geographie lernen und nicht mehr so thöricht sein, über den Namen Geographie zu erröthen, weil die alten Soldaten Bonaparte's darüber ihre Witze machten.

Im Verlaufe des Aufsatzes spricht Leon Gautier von der Nothwendigkeit einer Reform des höheren Unterrichts in Frankreich überhaupt. Er sagt u. A.: „Im Unterrichtswesen haben wir Alles neu zu schaffen oder umzugestalten. Man spricht seit einigen Monaten viel von Decentralisation und man kann nicht zu viel davon sprechen. Vor Allem ist der Unterricht zu decentralisiren. Wenn wir nicht das Universitätswesen umgestalten, sind wir verloren. Wir müssen in Frankreich zwanzig Universitäten haben, und zwar bald . . . Dann müssen wir uns von mehreren Mißbräuchen frei machen. Der gefährlichste darunter ist die Rhetorik, die Schönrednerei, welche im College de France, in der Sorbonne, in allen unseren Facultäten so sehr in Mode ist. Die Vorlesungen sind in Frankreich nur Schaustellungen der Beredsamkeit. Der Professor will einen brillanten Kreis von Zuhörern und Zuhörerinnen haben und richtet seinen Vortrag danach ein. Er ist geistreich, wortreich, fesselnd. Wenn er nicht das Glück hat, Damen zu seinen Füßen sitzen zu sehen, wendet er sich an die politischen Meinungen der jungen Leute, die ihn hören. Er sieht es auf seine Wendungen, Malicen, Esprit und Anspielungen ab. Das ist deliciös, aber es nützt nichts. Man geht eben so unwissend wie entzückt aus dem Hörsaal. Das muß anders werden. Die Thore der Universitäten müssen die Inschrift erhalten: „Verbotener Eingang für Schönredner!“ Sonst geht Alles schlecht.“

Miscellen.

Aus Hamburg wird der „B. B.-Ztg.“ geschrieben: „Es wird Zeit, daß wir bald eine Münzeinheit bekommen, denn die Noth in Hamburg mit Kleingeld ist bereits permanent geworden; so werden unsere kleinen Münzen, Sechslinge und Dreilinge, mit einem Agio von 3 Schillingen pro Thaler in den Zeitungen gesucht, denn der Senat läßt bereits seit Jahren keine neue Münzen mehr schlagen. Die eigentlichen Markstücke, in denen zum Theil sogar gesetzlich die Zahlungen geleistet werden sollen, findet man nur noch in Münzsammlungen und mit den Schillingen hilft Lübeck und Mecklenburg — obgleich letztere nur $7^1/_2$ Pfg. statt 9 Pfg. preuß. Werth haben — wacker aus. Ueberhaupt muß man hier ein recht gewandter Numismatiker sein; die americanischen Dollars coursiren neben den dänischen Reichsthalern, den schwedischen Species, den Franzosen, den Pence und vor Allem müssen preußische Thaler und Viergroschenstücke aushelfen. Wenn man hier einen Thaler wechselt, so hat man aller Herren Länder in der Tasche.“

In Stettin ereignete sich am 5. Juli bei Gelegenheit der Pferdeauction nachstehender interessante Zwischenfall. Ein kleiner Grundbesitzer aus der Umgegend, der den Feldzug bei einer der hiesigen Batterieen mitgemacht hat, bemühte sich, das Pferd, welches er geritten und das ihm ein treuer Gefährte in allen Gefahren gewesen, nun aber unter den Hammer kommen sollte, als Eigenthum zu erwerben. Er ließ sich den Besitz so leicht nicht streitig machen und ging bis zu einem Gebot von 75 Thalern mit, als plötzlich einer der mitbietenden Händler ihn mit 100 Thalern überbot. Der Landmann hatte seine ganze Baarschaft darangesetzt, mehr vermochte er indessen nicht zu leisten und thränenden Auges sah er daher seinen alten Freund in fremde Hände übergehen. Aber es sollte dennoch anders kommen. Dem letzten Bieter war inzwischen das Verhältniß seines Concurrenten zu dem erstandenen Thier mitgetheilt worden und einigen Freunden gelang es, ihn zu überreden, sich still vom Schauplatz zurückzuziehen. So kam es, daß der Zuschlag ertheilt und Zahlung geleistet werden sollte, ein Käufer nicht vorhanden war und nochmals zur Versteigerung geschritten werden mußte. Niemand aber schien jetzt mehr bieten zu wollen. „Drei Thaler!“ lautete das erste Angebot, „vier“ das zweite, „fünf“ das dritte — und letzte Gebot. Dasselbe wurde von dem erwähnten Landmanne abgegeben. Niemand überbot ihn mehr und überglücklich zog der Käufer schließlich mit dem erstandenen Thiere von dannen.

Homonyme.

Ihr wißt, mein Freund, Ihr seid mir schuldig,
Und ich verlange jetzt mein Geld.
„Ich bitte, wartet, seid geduldig,
Ich bitt' um's Wort, wenn's Euch gefällt.“

Ach, was um's Wort! hier auf dem Scheine
Da steht das Wort, jedoch getrennt,
„Sogleich zu zahlen“, und ich meine,
Ihr zahlet jetzt und macht ein End'.

Auflösung der Charade in Nr. 81:
Herein.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 83. Speyer, Donnerstag, den 13. Juli 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Endlich, endlich kam der Abend heran, nachdem nur hie und da das Anschlagen des Gewehrs oder der dumpfe Tritt einer Patrouille mich aus meinem Sinnen aufgeschreckt, in das ich immer wieder versank, da es von der Dämmerung in der Offizierswachstube nur genährt worden war. Nun begann es auch außen zu dämmern, und die Besucher des Maimarkts strömten schaarenweis wieder aus den Thoren — heimwärts. Wagen um Wagen rollte jetzt durch die Thorhalle hinaus. Und ich stand bald selbst wieder außen in der Nähe des auf und abschreitenden Postens. Dabei sah ich mit schärferem Blick nach den aus der Stadt kommenden Kutschen, als der Soldat nach der Annäherung einer Patrouille oder Runde.

Schon war es völlig dunkel geworden, und in einer halben Stunde sollte das Thor geschlossen werden, das sich in Landau Niemanden, selbst dem Könige nicht mehr öffnet, sobald die Brücke einmal aufgezogen. Jetzt kam im scharfen Trab eine Kutsche daher, als eben der Zapfenstreich sich zu rühren begann und die Trompeten schmetternd an den milden Himmel der Mainacht bebten.

„Ah, Herr Lieutenant!“ rief mir die wohlbekannte Stimme des gastlichen Franz zu, der mit flüchtigem Gruße die Rosse vorüberleiten und eben in's Thor einlenken wollte.

Jedoch rasch war ich am Kutschenschlage, auf der Seite, wo Hedwig saß, die mir nun mit verschämtem Lächeln die Hand gleich ihrer Tante reichte.

„So hab' ich doch noch das Glück, Sie zu sehen“, sagte ich mit wahrer Empfindung, die auch durch den Ton meiner Stimme klang. „Ich fürchtete schon, Sie nicht mehr sprechen zu können. Sie wollen doch nicht in der Nacht noch den weiten Weg machen?“

„Die Nacht ist schön und mild — bis Bergzabern kommen wir noch jedenfalls!“ sagten Hedwig und die Tante, jene mit leiser, diese mit der kräftigen Stimme einer rüstigen Matrone. Letztere fuhr dann fort: „Sie haben damals ja noch einer glücklichen Böhämmerjagd beigewohnt! O, wir haben noch oft an Sie und den heiteren Abend gedacht.“

„Darf ich das glauben?“ fragte ich, mehr zu Hedwig gewendet, der ich voll in das holde Angesicht sah.

Die Dunkelheit verdeckte ihr Erröthen, aber ich merkte an dem Klange ihrer Stimme, daß sie bewegt war, als sie sagte:

„Wir dachten wirklich oft an Sie.“

„Aber, Herr Lieutenant“, fing die Tante jetzt wieder an, „gedenken Sie Ihres Versprechens und sehen Sie sich unser stilles Thal einmal im Frühlingsschmucke und in der Pracht des Sommers an, damit Sie uns nicht etwa um unsern Aufenthalt bemitleiden. Es lebt sich ganz gut in unserer ländlichen Einsamkeit, nicht wahr, Hedwig.“

„O, es ist so schön da!“ sprach das junge Mädchen herzinnig.

„Gewiß, gewiß ist es schön!“ fügte ich hinzu. „Ich kann es mir denken.“

„Nun, dann kommen Sie nur bald“, rief jetzt Franz vom Bocke herunter.

„Darf ich mir wirklich schmeicheln, willkommen zu sein?“ fragte ich wieder, halb zu Hedwig gewendet und meine Frage eigentlich ganz an sie gerichtet.

„Warum zweifeln Sie, Herr v. Waldenburg?“ fragte jetzt Hedwig zurück, und sah mich mit ihren klaren Augen an, daß ich auch in der Dunkelheit ihren reinen Glanz zu erkennen vermochte.

Ich wollte antworten, als sich eben ein fester Tritt näherte, der in der Thorhalle hohl nachklang.

„Halt! Werda?“ rief der Posten in die Halle hinein, daß es dumpf widerhallte.

„Runde!“ dröhnte die Antwort heraus.

„Was für Runde?“

„Hauptrunde.“

„'Rrrraus!“

Ich konnte nur noch mit der Hand winken, riß den Säbel aus der Scheide und sprang vor den Posten, wo sich das Glied formirte, indem die Soldaten der Wache ihre Gewehre herunter hoben und sich anschlossen. Ich sah noch, da der Wagen wieder halten mußte, wie Hedwig mit Theilnahme auf den militärischen Act blickte, in dem ich eine so hervorragende Rolle spielen sollte. Und nun rief ich laut die Commandoworte in die Thorhalle hinein:

„In's Gewehr! Richt't Euch! Schultert's Gewehr! Präsentirt's Gewehr! — Gefreiter vor mit dem Flügelmann rechts und links — marsch!“

Der Gefreite mit der Laterne trat vor, ich mit ihm und kam dadurch wieder ganz in die Nähe Hedwigs, die sich des ungewohnten Schauspiels freute und weit vorbeugte, wie ich mit Vergnügen bemerkte; denn ein Strahl des Laternenlichts fiel auf ihre lieblichen, in Spannung erregten Züge. Ich konnte nun etwas mehr auf sie achten und sah mit einer warmen Empfindung nach dem schönen, sanften Kinde, das sich jetzt des soldatischen Spiels freute, welches mir selbst noch nie so poetisch erschienen war, als in diesem Augenblicke. Indessen ertönte der rauhe, hohl nachklingende Ruf des Gefreiten:

„Halt! Werda?“

„Hauptrunde!“ dröhnte wieder die Stimme von vorhin aus der Thorhalle, indem der Besitzer derselben näher getreten war.

„Wer macht die Runde?“

„Hauptmann Werner!“

„Parole?“

„Wendel — Würzburg!“ erklang deutlicher, als Nachmittag von meinen eignen Lippen.

„Herr Lieutenant, Runde ist richtig.“

„Avancire, Runde!“ rief ich jetzt in die Halle hinein, und der Hauptmann der Runde trat an mich heran und sprach etwas, wie „Wache in Ordnung“, was seine Zufriedenheit bezeugen konnte. Dann dröhnte seine Stimme wieder:

„Vorwärts — Marsch!“

Und dumpf hallten die Schritte der abziehenden Runde in die Thorhalle des Hauptwalls herein. Ich aber ließ rasch meine Leute die Gewehre absetzen und eilte wieder an den Schlag der Kutsche, die wegen des Thorschlusses nunmehr Eile hatte. Nur noch dem jungen Mädchen konnte ich die Hand reichen, wobei ich zu sehen glaubte, daß sie mich freundlich anlächelte, — die Tante aber und Vetter Franz konnten mir nur noch ihr „Gute Nacht“ mit der Hand zuwinken; ein lautes: „Auf Wiedersehen!“ klang mir noch vom Bocke zu, dann rollte die Kutsche durch das dunkle Thor hinaus in die schöne Mainacht.

Und bald legte sich das mächtige Brückenthor zwischen mich und die, welche da draußen durch die schöne Landschaft fuhren. Einsam lag ich wieder auf dem Ledersopha der Wachstube beim Lampenlicht und blätterte in dem Buche, das mir von des jungen schottischen Abenteuerers Erlebnissen in Frankreich berichtete, an dessen Grenze ich die deutsche Bundesfestung hütete. Deutschland konnte ruhig schlafen. Ich wachte ja, während die Nacht vorschritt. Ich hörte hie und da den gemessenen Schritt einer Patrouille, den Werdaruf des Postens und sein gelassenes „Patrouille vorbei!“ Endlich wurde ich um Mitternacht hinausgerufen, um die Schaarwache zu examiniren, und schlief dann bei einer zweiten Auflage des Kästenbuschers recht selig ein, um wunderschön zu träumen, bis mich das schreckliche „Rrrraus!“ des Postens vor den Oberlieutenant rief, der die Tagrunde führte.

Wenige Tage später aber hatte ich mir, von der Freundlichkeit einiger dankbaren Kameraden unterstützt, denen ich mich in Dienstübernahmen gefällig gezeigt hatte, einen achttägigen Urlaub erwirkt und wanderte ganz allein in leichter Sommerkleidung mit dem umgeschnallten Ranzen und dem Eichenstocke in der Hand durch das nämliche Thor hinaus, wo ich jüngst das Versprechen gegeben, in dem stillen Thale des Wasgau einzukehren, das ich bis jetzt nur unter der Schneedecke des Winters gesehen. Das Wetter war so schön und einladend, die Felder so grün, die Gärten voll Duft, die Bäume voll Vogelsang, der Himmel so blau, mein Herz so weit, und die Wasgauberge lagen so ahnungsvoll da drüben im goldenen Tageslichte: daß ich in Allem dem genügende Entschuldigung für meine Unlust in der engen Festung, für meine Reiselust in der schönen Landschaft fand. Ich wollte ja nicht gerade zum Besuch nach dem Dörfchen am Fuße des Berwartsteins, sondern überhaupt einmal dem alten Vogesus etwas näher in's Antlitz schauen, seine mir noch unbekannten Felsengeheimnisse belauschen und die Wunder genauer betrachten, welche ich erst von Weitem, unter dem Schleier der blauen Ferne geschaut. Und so zog ich, so zog's mich dahin.

Drittes Capitel.

In den Bergen.

„Es ist besonders schön und freundlich hier!“ hatte Hedwig gesagt, als wir im vorigen Sommer von der Madenburg heimkehrend Klingenmünster mit der Burg Landeck vor uns liegen sahen. Ich erinnerte mich dessen, als ich an jenem Maientage wieder in die Gegend kam, die wirklich als eine der freundlichsten, welche ich je gesehen, vor meinen Augen lag. Von dem Flecken im blühenden Thalgrunde, der von Weinbergen, Feldhöhen und Kastanienhainen umkränzt ist, führte mich ein schöner Weg im Angesichte der Madenburg an der alten Kapelle vorüber, die im reinsten romanischen Styl sich wettergrau, als letzter Rest der Benedictinerabtei Dagoberts von Austrasien aus den Weinbergen erhebt, durch einen Kastanienhain an den Südhang eines schroff abfallenden Rebenbergs. So wanderte ich durch die grünende Wingerte in gleicher Höhe mit der Ruine Landeck auf diese los, mich an dem malerischen Anblicke weidend, den die gebrochene Burg mit ihren zahlreichen Eckthürmchen und dem mächtigen Hauptthurme inmitten der freundlichen landschaftlichen Pracht umher gewährt. Endlich umschattete mich in der Bergecke ein Kastanienwald, der auf den ebenen Weg hereinhing, bis ich plötzlich vor der Ruine auf dem Bergvorsprunge stand und ihre gewaltigen Mauern über die Baumkronen ragten.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Sicilien.

Von Dr. Eugen Jäger.

Die Gegend am Aetna.*)

Fahrt nach Catania — die Stadt — Weg nach dem Aetna — Nicolosi — Besteigung des Berges — auf dem Gipfel — Dr. Gemellaro — Weg nach der Küste — Aci Reale — Eisenbahn nach Taormina — das griechische Theater daselbst — Messina.

In wenigen Stunden brachte uns das Dampfschiff von Syrakus nach Catania. Leider war der Aetna verschleiert und der gewaltige Eindruck seines rauchenden Kegels blieb uns mit Ausnahme kurzer Augenblicke versagt. Es ist überhaupt selten, daß dieser ungeheure Berg, der mit seinem Gipfel fast bis zur Region des ewigen Schnees hinauf ragt, ganz wolkenlos ist. Nur an wenigen Tagen zeigt er ununterbrochen die reinen Linien seiner Formen, und bald legt die ungeheure Wasserverdunstung, welche durch die Wirkung der Sonne auf das Meer stattfindet, wieder Nebel und Wolken über sein Haupt.

Je mehr wir uns Catania näherten, desto herrlicher wurde die Ansicht, die sich vor uns entwickelte. Zur Linken liegen die alten lästrygonischen Gefilde, der jetzige piano di Catania, eine weite, in üppigster Fruchtbarkeit prangende Fläche, das Hauptgebiet der sicilianischen Baumwollencultur und von dem größten Flusse der Insel, der Giaretta, befruchtet. Immer leuchtender und schöner erhob sich die Stadt aus dem Meere und immer deutlicher entwickelte sie sich aus dem zarten Duft, der über das grüne Gelände gelagert war, welches Catania in weiten Kreisen umgibt. Aber immer wilder und düsterer erschienen auch die schwarzen Lavamassen, welche die Stadt von allen Seiten umgürten. Rechts und links haben sie sich in die See gestürzt und sind im Kampfe mit diesem stärkeren Elemente unterlegen. Zu großen Massen zusammengeballt, bilden sie Riesenwälle um die Stadt als stete Mahnung an die unterirdische Naturgewalt, die nur leise unter der Oberfläche der Insel schlummert.

Catania ist ein lebendiges Beispiel jener ungeheuren Fruchtbarkeit, die im sicilianischen Boden, besonders in der Aetnagegend, liegt. So oft schon von Erdbeben zerstört, von den Lavaströmen überfluthet, von den wilderregten Wogen des krampfhaft zuckenden Meeres hinweggespült, erblühte es immer wieder von Neuem und ist gegenwärtig die schönste Stadt Siciliens.

Großartige, prächtige Häuser, fast jedes ein Palast, reinliche, gerade Straßen, das fast elegante Aussehen der Plätze zeugen von dem Leben der Einwohner, die sich besonders hervorragender Bildung rühmen. Die überaus reichen Producte der Aetna-Gegend, die vulcanischen und landwirthschaftlichen, werden hier in Menge umgesetzt, und Catania ist der Mittelpunkt des Handels mit Eis und Schnee, der über die ganze Insel getrieben wird. Nur dadurch wird es möglich, das köstliche Sorbetto zu bereiten und Eiswasser zu trinken, ohne welche im Sommer das Leben wie in einem Glutofen wäre.

Catania ist stolz auf seine Naturforscher und Gelehrten und rühmt sich — wie denn jede sicilianische Stadt gerne den übrigen gegenüber ihre Eigenthümlichkeiten und Vorzüge anpreist — höherer Bildung; man sieht hier mit Stolz auf die Schwesterstädte herab, in welchen weniger die feine Lebensweise, als der fremde Kaufmannsstand den Ton angibt, und wo die Zahl der Schiffe und Carossen die Stellung in der socialen Rangfolge bestimmt. Vielleicht daß sich damit auch ein gewisser Anstrich von Neid verbindet, mit welchem die Bildung dem glücklichen reich gewordenen Unternehmer gegenübersteht!

Die römischen Ueberreste in Catania sind zahlreich vorhanden, aber unter den Lavaströmen der verschiedensten Jahrhunderte begraben. Man hat sie theilweise wieder zugänglich gemacht, und wer Lust hat, kann hier unter der Erde im Theater, Odeon oder Amphitheater umher steigen.

Die berühmte Benedictinerkirche von Catania gilt als die größte Kirche Siciliens. Die ausgedehnten Räumlichkeiten des Klosters dienen jetzt Soldaten und Beamten zum Aufenthalte. Kloster und Kirche liegen auf einer Anhöhe und von der Kuppel der letzteren hat man die herrlichste Aussicht über die Stadt, das Meer und die fruchtbare Umgebung, in welcher wie Oasen des Todes und der Verwüstung die Lavaströme liegen, die im Laufe der Zeit gegen die Stadt vorgedrungen sind.

Des Nachmittags verließen wir die Stadt und schlugen den Weg zum Aetna ein. Die Kutscher von Catania wollten uns durchaus nicht zu Fuße gehen lassen; sie drängten sich um uns herum, jeder bot mit lautem Geschrei seinen Wagen an, und es klang ungeheuer komisch, wenn diese Leute mit ihrem qua! qua! — hier! hier! — sich gegenseitig in ihren Preisen zu unterbieten suchten. Da wir aber wegen der zweifelhaften Witterung erst den nächsten Tag daran denken konnten, den Berg zu besteigen, so zogen wir es vor, durch die herrliche Gegend zu Fuß zu wandern. Der Italiener selbst geht blos dann zu Fuß, wenn er muß, und es hat lange Zeit gedauert, bis man in Italien diese Gewohnheit der Fremden zu begreifen angefangen hat. Manchesmal sprachen die Leute ihre Verwunderung darüber aus, daß die fremden Signori, die doch nach ihrer Ansicht alle ohne Ausnahme ungeheuer viel Geld haben, zu Fuß gingen, während sie selbst auf Maulthieren neben uns herritten und ihre Neugierde zu befriedigen suchten.

Die Straße führt langsam bergauf zwischen den schwarzen, aus Lava gebauten Häusern des Borgo, der Vorstadt, hin. Außerhalb Catania liegen die Trümmer einer römischen Wasserleitung und dann zieht sich der Weg durch eine paradiesische Umgebung, die mit außerordentlichem Fleiße wie ein großer Garten angebaut ist, die Abhänge des ungeheueren Aetnakegels hinauf. Bei jedem Schritt öffnen sich die lieblichsten Ansichten und Aussichten. So gelangt man nach mehrstündigem Marsche durch verschiedene wohl-

*) Siehe Palatina, Jahrgang 1869 und 1870.

habende Dörfer nach Nicolosi, der letzten menschlichen Ansiedlung.

So angenehm der erste Theil des Weges war, so traurig ist der Eindruck während der letzten Stunden der Wanderung. Ununterbrochen führt die Straße durch den schwarzen Lavasand, der die herrlichsten Gelände hier überdeckt hat und noch lange nicht zur gänzlichen Culturfähigkeit erschlossen ist. Einzelne Weinpflanzungen versuchen hier ihre Nahrung zu gewinnen, und der dem Aetna eigenthümliche Ginster erhebt sich in kugeligen Formen zu Sträuchern und selbst zu Bäumen in dieser schwarzen Wüste.

Unterdessen aber hatte sich der Berg, der schon von Catania aus mit Nebel bedeckt erschien, immer drohender umzogen, und feiner Regen begann zu fallen.

In Nicolosi fanden wir gute Unterkunft in einem der beiden Gasthäuser, die ziemlich einfach, aber doch mit einem für Sicilien ungewöhnlichen Comfort eingerichtet sind. Doctor Gemellaro, ein äußerst liebenswürdiger und zuvorkommender, leider schon hochbejahrter Herr, macht gewöhnlich den Vermittler zwischen den Fremden und den Führern. Er hat die letzteren auch an eine feste Taxe gewöhnt und dadurch die vorher so häufigen Prellereien und Ueberforderungen von Seiten der Führer wenigstens in engere Grenzen gebannt. „Quel, ch' è di patto, non è d' inganno" meint der Italiener, nur wo ein Uebereinkommen besteht, kann kein Betrug stattfinden, daher die goldene Regel für Jeden, der in Italien reist, überall und Alles vorher genau zu accordiren. Denn „Patti chiari, amici cari", klare Verträge machen Freunde.

Wir besuchten sogleich den freundlichen Doctor, der dort allgemein blos mit dem Namen Cavaliere bezeichnet wird, und er gab uns den Rath, einstweilen Maulthiere und Führer zu bestellen, oder vielmehr durch ihn besorgen zu lassen (denn er hat eine Reihenfolge unter ihnen eingeführt), und uns auf den nächsten Morgen bereit zu halten; möglicher Weise könnte doch der Himmel sich aufheitern, und es sei Schade, hier wieder umkehren zu müssen, ohne den Versuch zur Besteigung gemacht zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Originelles Circular.) Der „Propagateur de l'Aube", ein durch treffenden Witz sich auszeichnendes Blatt, reproduzirt folgendes Circular das seiner Redaction zugekommen sein soll. An der Aechtheit wird wohl Niemand zweifeln!

„L. N. Napoleon & Cie. Specereien, Apothekerwaaren, Quincaillerie und Philosophie."

„Hochgeachteter Herr! Wir beehren uns, zu Ihrer Kenntniß zu bringen, daß das von uns bisher unter der Gesellschaftsfirma „Bonaparte u. Cie." betriebene Geschäft, das infolge betrübender Ereignisse momentan zur Suspendirung seiner Operationen genöthigt gewesen, in Bälde dieselben fortsetzen wird. Wir geben uns der angenehmen Hoffnung hin, daß Sie uns mit Ihrem alten Zutrauen wiederum beehren werden. Wir sind augenblicklich in der Lage, Ihnen, wenn auch zu etwas erhöhten Preisen, alle Artikel zu liefern, die den Ruf unseres Hauses begründet haben und noch stets hochhalten, als: Rettungsapparate, vervollkommnete, zum Gebrauche für Völker. Freiheit mit comprimirter Luft und Verschlußdeckel. Plebiscite (Repetirsystem) in verschiedenen Abarten. Verfassungen mit geheimem Boden. Senate, sprechende, Papa und Mama sagende, zu 30,000 Fr. per Jahr. Budgets mit Ausflußröhre. Steuern mit permanentem Strahle. Justiz in Cautschouk (Wiener System). Sicherheitsketten. Bomben nach den Zeichnungen des „Figaro". Todtschläger mit oder ohne Stadtsergeanten. Complotte mit geheimem Höhrrohr. Literatur, purgirende, schweißerzeugende, nießenerregende. Wahlaustern. Cigarrettenformen. Offizielle Schnecken. Seefische in Generalsformat etc. etc. etc.

Zu diesen Hauptartikeln, die dem Publicum schon jetzt vortheilhaft bekannt sind, haben wir noch einige neue gefügt, als Specialität unseres Hauses. Große Auswahl in: Ehrenhaften Capitulationen. Schwerter, „Sedan" genannt, einzig in ihrer Adhäsionskraft an die Scheide. Kugeln von Saarbrück für Kindstaufen etc. etc. etc.

Unser Haus übernimmt ferner die Läuterung von Petroleum und Gesellschaft, Placirung und Wiedererlangung von Werthsachen, Expeditionen in die Provinz und das Ausland, Ausfuhr von politischen Erzeugnissen; mit einem Wort, von allen Pariser und Code-pénal-Artikeln.

Wir glauben uns mit der Hoffnung schmeicheln zu dürfen, mein Herr, daß Sie Urtheilskraft genug besitzen werden, um unsere Artikel nicht mit denen unserer Concurrenten zu verwechseln. Unser Magazin ist das bestversehene des ganzen Erdkreises.

Unsere Reisenden werden in Kürze ihre Tour antreten und die Ehre haben, sich Ihnen vorzustellen. Haben Sie die Güte, sie mit Ihrer gefälligen Auswahl zu beglücken. Sie werden die Ueberzeugung daraus gewinnen, daß einzig und allein unsere Erzeugnisse Frankreich auf die Bahn des „Nationalen Fortschrittes" bringen können. In Erwartung Ihrer Aufträge bitten wir, mein Herr, die Versicherung unserer ausgezeichneten Hochschätzung genehmigen zu wollen.

L. N. Bonaparte & Cie.

Räthsel.

Wenn Du Erste nimmst verkehrt,
Ward es göttlich einst verehrt,
Wie die Bibel deutlich spricht —
Gold'ne Kälber mein' ich nicht!

Zweite trennt als Landesfluß
Zwei Gebiete — Harte Nuß!
Störte Dich dabei ein — Laut
Hätt'st mein Räthsel gut verdaut!

Dritte ist ein Bischen lahm —
Matt im Reden — gar so zahm —
Werden gern so ekelhaft —
Fehlt's an Saft und auch an Kraft!

Dritt' und Vierte dienen Dir
Um zu suchen — glaube mir —
Dich zu fesseln, nützt Dir, Schatz —
Hoffst vergeblich auf — Entsatz!

Erst' und Vierte sind vereint,
Was als höchstes Gut erscheint,
Mit dem Ganzen noch verwandt,
Doch das ist ja allbekannt!

Eine spinnt es, zart und fein —
Zweite wickelt's auf und ein —
Doch die böse Schwester drei
Schneidet's uns zu früh entzwei! —

Auflösung der Homonyme in Nr. 82:
Nachsicht — Nach Sicht.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 84. Speyer, Samstag, den 15. Juli 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

In dem Hohlwege, der an den Eichenhecken vorüber nach den Wäldern des Treitelsbergs führt, standen jugendliche Waldgänger und lockten mit lautem Ruf das Echo aus den düstern hohen Mauern, die zum offenen Eingange des Hauptthurms auf dessen halber Höhe führen. Der Widerhall antwortete so deutlich und schön, daß, als die Andern lachend weiter gezogen waren, auch ich das Naturspiel versuchte. Ich rief ein Wort gerade gegen den mächtigen Thurm hin. Und seltsam war ich überrascht, als jetzt gleichsam aus dem Eingange zum Thurme, eine laute volltönende Stimme hervorrief:

„Hedwig! — Hedwig! — Hedwig!“

Fast gespensterhaft klang es mich an, dieser dreimal wiederholte Name, der, bei jeder Wiederholung schwächer ertönend, zuletzt in dem Thale unten zu verhallen schien, während noch immer durch die Trümmer ein Gewisper ging, als flüsterten sich unsichtbare Geister den Namen zu und durchsuchten, „Hedwig“ lispelnd, die Ruine. Ich selbst versuchte jedoch das Echo nicht zum zweitenmal, sondern stieg in die grasige Schlucht hinunter, die den Burgfels von dem Vorsprunge des Treitelsbergs abhebt. An den noch wohlerhaltenen Pfeilern der einstigen Zugbrücke vorüber kletterte ich an epheuumranktem Fels und Gemäuer in die Umfassung der dreifach ummauerten Burg hinan. Kinder suchten in dem Geranke der äußern Umwallung nach Süßholz, während ich fast schauernd durch das feste Burgthor einer gewaltig dicken Mauer aus Kropfquadern in den Schloßhof trat. Denn mir war es, als müßte ich da der Erscheinung begegnen, die mir den Namen dreifach entgegen gerufen. Aber es war still und einsam da, nur ein Falkenpaar umflog mit durchdringendem Schrei den mächtigen Hauptthurm aus bossirten Quadern, — nur ein Rothschwänzchen saß wippend auf einer gebrochenen Mauerkante und sah den Fremdling mit klugen Augen an.

Da stand ich nun am Rand des Schloßhofs und sah hinunter auf den schönen Flecken, der im concaven Halbkreise den saftigen Wiesengrund umspannte, und sah weiter hinaus rheinwärts in den reichbevölkerten Klingbachgrund, aus dessen Grün zahlreiche Kirchthürme gleichsam nur eine einzige große Stadt zu verkünden schienen. Die Aussicht reicht bei Weitem nicht an die von der nahen, hohen Madenburg, aber sie ist doch äußerst lieblich und malerisch, und die goldglänzenden Repsfelder der Ebene gaben ihr einen hohen Reiz, der durch die blauen Höhen des Elsasses und des Schwarzwaldes freundlich umfaßt wurde. An einem der westlichen Fenster sah ich in das einsame tiefe Wald- und Wiesenthal hinter Klingenmünster, aus welchem das Klappern und Rauschen der Mühlen schläfrig heraufgtönte. Die hohen Halden, grün von Föhren, Tannen und Buchen, öffnen westwärts einen engen Blick in die nahen Felsenthäler des Wasgau; nur der hohe kahle Felsberg des Lindenboln mit den Resten des Lindelbrunner Schlosses ist sichtbar und ragt wie die Arche Noas über die grünen Bergwälder, indem er den ganzen Hintergrund in einziger Weise ausfüllt. Mein Auge ruhte längere Zeit auf ihm; wußte ich doch, daß er das stille Thal beherrschte, das meinem Auge verborgen hinter diesen grünen Bergen lag, und wohin es mich mit unsichtbaren Fäden zog.

Ohne einen andern Wegweiser, als meine Karte und meinen innern Drang, stieg ich nun um den Kastanienberg, der Landeck trägt, herum zu Thal und überschritt bei dem Mühlenwehr den Klingbach, um auf dem gegenüberliegenden Thalhang an den Steinbrüchen vorüber in den Bergforst des Abtswaldes zu dringen, der sich bis an den Wasgaupaß hinter Bergzabern ausdehnt. Das war der gerade und kürzeste Weg nach dem Dörfchen am Fuße des Berwartsteins. Durch junge Föhren auf sandigem Wege kam ich allmählig hinan auf die Berghöhe beim Abtskopf; Wald- und Bergeinsamkeit, Mühlenrauschen aus der Tiefe, Vogelgesang in tausendfacher Abwechslung, manchmal ein Blick am hohen Treitelsberg vorüber auf die Felsen des Gossersweilerer Thals, und jetzt einer links auf ein friedliches Dörfchen neben mir im grünen Kessel, dann ein vorüberhuschendes Reh, eine aufgeschreckte Waldeule mit leise sausendem Flügelschlage; das waren die Begegnisse der einsamen Wanderung, und sie störten die stillen Träume des Spaziergängers nicht. Und weiter, weiter drang ich vor auf der Höhe des Bergwalds im grasigen Wege und sah rechts hinein auf die stillen Gebirgsdörfer, auf die Felsenthürme und Kämme des Thales von Gossersweiler, die aus den

Bergfeldern sich in mannichfachen Formen und labyrinthischer Verschiebung erheben. Dann sausten wieder die Wipfel der Edeltannen über mir und die weißen Stämme umringten mich gleich den Säulen eines Doms. Endlich aber gelangte ich durch schweigende Waldgründe am grotesken Rappenfels und an dem Hirschberg vorüber bei der Lauterschwan auf die Wasgaustraße, die von Bergzabern in's Dahner Felsenthal führt. Da schaute schon die riesige Felsenstatue Napoleons I. aus der Ferne herein und bald reckte der Geierstein seinen ungeheuern Schnabel mächtig über die Wälder. Ich aber hörte schon die Sägemühle rauschen, in deren Nähe links hinter der Bergecke das Dörfchen sich an den Hügel des Bärbelsteins schmiegt.

Nun faßte mich aber auch mit einem Male eine Bangigkeit, der ich nicht Meister werden konnte. Mit heftigem Herzpochen trat ich um die letzte Ecke und von der Straße ab auf den Weg nach dem Dorfe, das nun in idyllischem Reize im grünen Thalgrunde vor meinen Augen zu Füßen des Schlosses Berwartstein lag.

Die Pappeln des Erlenbachs sausten wie zum Willkommsgruße, und dennoch bebte ich auf dem Wege und meine Kniee wankten, als sei ich mir eines Verbrechens bewußt, das ich begehen wollte. Ich ging immer langsamer — das Dörfchen lag ganz nahe vor mir, so daß ich schon einzelne Stimmen spielender Kinder aus dem Wiesengrün tönen hörte. Jetzt blieb ich stehen, — wäre es nicht besser umzukehren? fragte ich mich selbst. Was wollte ich in dem friedlichen Hause, das mich so magisch anzog, und bei dessen Anblick mich doch ein Zittern und Bangen erfaßte? Was hatte ich, der Verlobte der schönen Eugenie, dorten zu suchen?

Ja, ich fühlte nur zu gut die innere Mahnung der Pflicht gegen meine ferne Braut und gegen das Haus, gegen die Familie, in die ich jetzt eintreten wollte, — vor Allem gegen das holde unschuldige Wesen, dem ich zauberbefangen und zitternd nahte.

Mehrmals blieb ich stehen, und mehrmals war ich entschlossen, zurückzukehren. Die Landleute, welche vorüber kamen, grüßten mich und dachten wohl, ich freue mich des malerischen Anblicks ihrer Heimath, ich könne mich an diesem lieblichen Thälchen am Rande der Felsenwelt des Wasgau nicht satt sehen. Sie konnten nicht ahnen, was in meiner Seele, in meinem Herzen vorging, als ich in banger Unentschlossenheit bald den Fuß vorsetzte, bald ihn wieder zurückzog.

Aber — so beschwichtigte ich meine innern Bedenklichkeiten und Gewissenszweifel — was konnte denn ein harmloser Besuch bei befreundeten gastlichen Personen die Pflichten des Verlobten alteriren? Blieb ich der Bräutigam Eugeniens nicht nach wie vor? Hielt sie sich in der lebenslustigen Landeshauptstadt wohl in einer Abgeschlossenheit, wie ich sie thöricht genug jetzt mir selbst aufzulegen dachte? Lag es nicht in meiner Gewalt, jeder meinem Herzen drohenden Gefahr zeitlich vorzubeugen? Was konnte mich hindern, Hedwig auf einige Stunden in Gegenwart ihrer Tante zu sehen und zu sprechen?

Man wird außerordentlich erfinderisch im Aufsuchen von Gründen gegen die eigene Bedenklichkeit, wenn diese einem Herzensdrang Fessel anlegen will, — man ist ein Cicero an Eloquenz, wenn es gilt, uns selbst zu überreden, daß, was wir gern möchten, völlig unverfänglich sei. Und so beschwichtigte ich meine Aengstlichkeit und schritt weiter.

Aber schon am Friedhofe, als ich das Haus der Tante Hedwigs bereits sehen konnte, hielt ich wieder mit heftigem Herzklopfen und beschloß, um mir die nöthige Unbefangenheit zu geben, nur auf einem Umwege hinzugelangen. Ein Pfad führte da an den Rand des Waldes am Grünberg, wo ich ungesehen hinter den Obstgärten am Hause vorüber kommen konnte. Jedoch, ich kam nicht vorüber, denn bald lauschte ich einigen weiblichen Stimmen, die hell aus dem Blumengarten der Frau Räthin durch die Bäume des Obststückes herauftönten. Das bannte meine Schritte sogleich. Ich sah auch durch die Obstbäume hin den Schimmer von hellen Gewändern, und erkannte, daß ich, ohne bemerkt zu werden, ganz nahe an den eingehegten Blumengarten hintreten konnte, was ich auch alsbald that.

Theils von den Oekonomiegebäuden, theils von den Obstbäumen verdeckt, konnte ich jetzt mit leichter Mühe den umhegten Garten übersehen, der sich von dem Hause am Wege hinzog, in seiner Verlängerung terrassenförmig in eine zweite ebenfalls umhegte Abtheilung abfiel und sich mit einem Gartenhäuschen endigte. Ein reichblühender Birnbaum stand fast in der Mitte der obern Abtheilung des Gartens, unter demselben ein Tisch, an welchem die Tante Hedwigs saß. Zu ihrer Seite auf einem Schemel saß ein Mädchen mit dem Strickstrumpfe und sah manchmal fast scheu nach der Matrone, die mit den Fingern auf dem Tische trommelnd über die Mauer des Gartens auf den Wiesengrund hinausschaute. Auf dem Tische lagen herabgeschneite Blüthen, und noch immer wehten sie aus der Krone des Baumes, der den Tisch nur leicht beschattete. In dem Mädchen auf dem Schemel erkannte ich Amychen, das in jener Thomasnacht die Orakel so schwer aufgenommen, als ob sie kein bloßes Spiel seien. Von Hedwig konnte ich keine Spur entdecken, während ich denen unter'm Baume nahe genug stand, um jede lautere Rede zu vernehmen.

„Siehe doch, Amychen, was Hedwig nur macht", sprach eben die tiefe Stimme der Matrone. „Sie hat sich am Ende doch geirrt, denn wenn er es gewesen wäre, müßte er doch schon längst in's Haus getreten und zu uns herausgekommen sein."

Amychen erhob sich; in demselben Augenblicke kam aus der andern Abtheilung des Gartens ein junges Mädchen hastig die Stufen herauf. Mein Herz pochte heftig, das Blut stieg mir in's Gesicht, als ich das helle flatternde Gewand sah, das die anmuthige Gestalt umfloß, während sie mit rosig angehauchten Wangen, ja erregten Zügen eilig daherschwebte.

„Nun, Hedwig?" fragte die Tante.

„Ich kann ihn nicht mehr sehen. Er muß wieder umgekehrt sein", hörte ich jetzt die Stimme Hedwigs

in leise klagendem Tone, der mir mein ganzes Wesen beben machte.

„Es war irgend Jemand Anders!" meinte die Tante.

„Nein, nein, ich erkannte ihn von Weitem, wenn er auch nicht in Uniform war!" rief sie. „Es müßte ihm denn Jemand sehr ähnlich sehen. Er schien unentschlossen, ob er vorwärts gehen oder umkehren solle, und mit einem Male war er wie verschwunden."

Dabei hatte sich Hedwig auf einen leeren Stuhl nieder gesetzt und hob den Arm, um eine losgewordene Flechte, die um ihren zarten Hals baumelte, wieder anzuknüpfen. Mir schauerte in bangem Entzücken, als dabei der weite Aermel zurückfiel und ihr blüthenweißer Arm bis über das Gelenk sichtbar ward. Zu gleicher Zeit brachte die alte Nane die Kaffeekannen in den Garten und stellte sie auf den Tisch, während Amychen die Tassen zurecht stellte.

(Fortsetzung folgt.)

* Sicilien.

Von Dr. Eugen Jäger.

Die Gegend am Aetna.

(Fortsetzung.)

Während wir es uns im Gasthaus behaglich machten, langte eine große Gesellschaft von Deutschen ebenfalls in Nicolosi an. Sie brachten in ihrem Wagen mächtige Portionen von Speise und Trank mit sich, als hätten sie sich auf mehrere Tage verproviantiren wollen. Als aber die Nebel sich immer tiefer über die Anhöhe herabsenkten, und ein feiner Regen herniederrieselte, packten sie wieder ein und fuhren mit ihrem ganzen Vorrathe nach Catania zurück; der Entschluß zum Umkehren schien ihnen nicht schwer zu fallen und mir wollte es dünken, als sei es ihnen leicht um's Herz in dem frohen Bewußtsein, wenigstens eine Ersteignung des Berges versucht zu haben.

Bei einer solchen Witterung mußten auch wir auf die Hoffnung, vom Gipfel des Aetna den Sonnenaufgang zu sehen, verzichten. Man bricht dabei gewöhnlich des Nachmittags auf, übernachtet in der Casa inglese, etwa 1000 Fuß unter dem Krater, und steigt dann Morgens vollends hinauf. Dieses war natürlich in dem nebligen Wetter und in der stockfinstern Nacht nicht möglich.

Um 5 Uhr Morgens waren Maulthiere und Führer bereit, und sogleich machten wir uns auf den Weg. Das Wetter war hell geworden, der Wind hatte sich geändert und die Wolken hingen tief unter uns über Catania. Wir hatten über die Beinkleider bis zu den Knien herauf eine Art rauhe wollene Gamaschen, sogenannte calzetti, gezogen und uns mit Handschuhen von gleichem Stoffe versehen, die uns oben in der kalten Luft des Berggipfels sehr wohl thun sollten. Der Mond schien noch eine Zeit lang, bis die Sonne aufging und er vor dem leuchtenden Tagesgestirne erblaßte. Wie ein Riesenkegel mit gewaltigen Seitenlinien lag der Berg rein und leuchtend vor uns; der oberste Theil schaute aus dem weißen Schneegürtel hervor, der noch theilweise die Abhänge bedeckte, und spielend trieb der Wind die Dampfwolken des Kraters hin und her. Alles schien den schönsten Tag und den besten Erfolg zu versprechen, und muthig gingen die Maulthiere vorwärts; denn sie wußten, daß bald die Zeit der Fütterung kam. Zwischen den schwarzen Lavamauern, welche die Felder einfassen, über den tiefen Sand, in dem die Thiere bei jedem Schritt einsinken, ging es über diese letzte große Terrasse dem Berge entgegen. Zu unserer Linken hatten wir die beiden aus röthlicher Lava bestehenden Gipfel der Monti rossi, der rothen Berge, welche während einer der furchtbarsten aller Aetnaeruptionen, derjenigen von 1669, entstanden sind. Welcher Feuerregen mag damals über die unglückliche Umgebung ausgegossen worden sein, als die Erde sich hier öffnete und ein ungeheuerer Lavastrom nach Catania sich hinabwälzte, Alles vor sich her verwüstend und ertödtend; 27,000 Menschen wurden damals obdachlos durch dieses furchtbare Naturereigniß.

Diese Monti rossi zeigen sich dem Fremden, der nach Nicolosi kommt, schon von ferne und gehören zu den hervorragendsten Neubildungen des Berges. Sie sind gewöhnlich, wenn man nicht den Aetna selbst besteigen kann, das letzte Ziel der Reisenden, und man kann von ihnen aus wenigstens einigermaßen sich für jenen Verlust entschädigen. Ein in Catania wohnender Deutscher verglich im Fremdenbuch zu Nicolosi den Eindruck, den er auf ihrer Höhe erhielt, mit der Sahara, oder dem Hottentotten-Lande! Da man aber nicht blos die schwarze Sandwüste und die vom Aetna sich herabziehenden Lavaströme übersieht, sondern auch noch den weiten Garten, der sich herrlich bebaut um den südlichen Abhang des Berges legt, so hätte jener Mann seine weise Bemerkung besser für sich behalten. Mit solchen internationalen Fremdenbüchern muß man vorsichtig sein.

Der Gipfel des Aetna kommt wenig zur Thätigkeit, während der Vesuv gegenwärtig in einer fast ununterbrochenen, mehr oder weniger lauten Thätigkeit sich befindet. Der Aetna ist unter den Vulkanen ein Riese, der nur bei besonderen Gelegenheiten der Welt seine Kraft zeigt und eine Anstrengung macht, dann aber auch eine Riesenanstrengung. Bei dem Vesuv kommen die Ausbrüche, seitdem sich in dem alten Krater des Monte Somma der gegenwärtige Eruptionskegel gebildet hat, immer aus dem eigentlichen Krater des Berges; dagegen hat der Aetna die Eigenthümlichkeit, daß er sich mit einer überaus großen Anzahl von kleinen Vulkänchen umgeben hat, welche wie Auswüchse oder Warzen auf dem riesigen Körper des gemeinsamen Vaters sitzen. Besonders auf dem südlichen Abhange stehen sie tausendweise beisammen und haben sich während der verschiedensten Ausbrüche gebildet. Manche derselben wurden wieder durch die Lavaströme zerrissen, die von ihnen ausgegangen sind; manche aber zeigen das vollkommenste Bild eines Kegels mit solcher Reinheit der Linien, daß man meint, sie kämen ganz frisch aus der Werkstätte eines Drechslers. Oben be-

sitzen sie, wenn sie zum Auswurfe vulkanischer Massen gelangt sind, eine jetzt mit Vegetation überwachsene Einsenkung, welche wie ein regelmäßiger kreisrunder Trichter eingedreht ist. Freilich sind solche regelmäßige Formen selten; denn die meisten sind durch vulcanische Eruptionen zerrissen und gespalten, und ihr Material ist weithin über das Aetnagebiet geflogen.

Bald führte unser Weg über einen Lavastrom, der als schwarze, wüste Masse sich in unübersehbare Ausdehnung hier hinstreckt. Kleine Thäler und Berge haben sich in ihm gebildet; Schluchten sind aufgerissen und in wilden unschönen Formen haben sich die feurigen Fluten übereinander geballt, um so zu erstarren. Mit festem sicherem Tritte steigen die Maulthiere über das spitzige eckige Gestein; nichts kann sie abschrecken oder scheu machen. Darin, so wie in dem Umstand, daß die Maulthiere eine weit geringere Pflege und weniger sorgfältige Behandlung erfordern, als die Pferde, liegt der Hauptvorzug derselben, und für ganz Unteritalien bilden sie in den Gebirgsgegenden fast das einzige Beförderungsmittel; selbst der einfachste Bauer schwingt sich auf den Rücken seines Mulo und reitet auf seinen Acker. In der Quälerei dieser Thiere entwickeln die Italiener ein ganz besonderes Talent.

So sicher die Beförderung mit Maulthieren ist, die immer gleichen Schritt halten, wo Pferde die Beine brechen würden, oder nicht von der Stelle zu bringen wären, so unangenehm ist ein solcher Ritt. Immer gleichmäßig und gemessen setzt das Thier Fuß vor Fuß und der einförmige Schritt ermüdet bald den Reiter. Dazu kommt, daß man sein Thier nie außer Acht lassen darf und daß die Maulthiere sehr störrisch und unlenksam sind; bekommt man aber gar ein Thier, das die Gewohnheit hat, auf die Erde sich zu werfen und umher zu wälzen, so kann man seine Aufmerksamkeit keine Minute von ihm verwenden; daher ist ein Trupp Reiter auf Pferden immer munter und läßt seine Thiere in den schönsten Bewegungen sich ergehen; die Maulthiere aber reiten stets hintereinander her, und mürrisch und langweilig, wie das Thier selbst, wird auch endlich die ganze Carawane. Wege, die man auf Maulthieren zurückgelegt hat, gehören daher selten zu den angenehmsten Reiseerinnerungen.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Meteorologische Station zu Dürkheim a/H.

Witterungsbericht über den Monat Juni 1871.

Dieser Monat zeichnet sich aus durch die verhältnißmäßig großen Niederschläge, die der Südwestwind, der die fast ausschließliche Windesrichtung des Monats bildete, herbeiführte. Es regnete nämlich an 17 Tagen und die gesammte Regenmenge erreichte eine Höhe von 41.3 par. Linien. Dabei war der Barometerstand ziemlich constant, er bewegte sich zwischen den Extremen 329'''.88 (am 8. und 19.) und 334'''.01 (am 14.) und erreichte eine mittlere Monatshöhe von 331'''.84. Die Temperatur war fast in der ganzen ersten Hälfte des Monats sehr niedrig, nahm alsdann allmählich zu und erreichte am 17. Mittags ihr Maximum mit 26.°4, sank aber gegen Ende des Monats wieder, so daß in der letzten Woche die mittlere Tagestemperatur nur 10° betrug. Die mittlere Monatswärme war 11.°80, die niedrigste am 3. Morgens 5.°9. Fast den ganzen Monat hindurch war bedeckter Himmel, so daß nur ein Tag (15.) als vollständig wolkenfrei bezeichnet werden kann. Der mittlere Dunstdruck des Monats betrug 3'''.84 und die relat. Feuchtigkeit in Proc. erreichte die Zahl 71.09. Während des Monats entluden sich dahier 3 Gewitter (am 18., 23. und 24.) ohne jedoch von bedeutenden Niederschlägen begleitet zu sein.

Im Namen des Ausschusses der Pollichia:
F. Beck.

Miscellen.

(Was im deutsch-französischen Kriege verdient wurde.) Wir lesen in einem Berliner Blatte: Fürst Bismarck hat als Dotation dafür, daß er die Einigkeit Deutschlands bewerkstelligte, eine Besitzung erhalten, welche eine Million werth ist. Das ist allerdings eine hübsche Summe; dieselbe ist aber doch viel zu klein, wenn man weiß, welch' ungeheuren Nutzen die Privatspeculation aus dem Kriege gegen Frankreich gezogen hat. Die Gebrüder Sobernheim sollen zwei Millionen an ihren Lieferungen verdient haben, obwohl dieselben, da sie eines enormen Betriebskapitals bedurften, wie man sagt, die ihnen geliehenen Gelder bis zu 40 Prozent verzinsten. Ein junger Mann, welcher sich im Dienst eines Lieferanten gegen fünf Thaler täglich Diäten auf dem Kriegsschauplatze befand, kam bald zu der Einsicht, daß es rentabler sei, auf eigenen Füßen zu stehen; er wußte sich auch leicht einen Lieferungsauftrag zu verschaffen und hat trotz einer verfehlten Kaffee-Speculation (er hatte große Vorräthe von Kaffee angekauft, um dieselben an die ausgehungerten Pariser zu verkaufen, die aber der deutschen Speculation den Eingang wehrten) noch 50,000 Thaler nach Hause gebracht! — Die Schlächter Gebrüder Müller in der Neuen Königsstraße, welche noch im Jahre 1867 nicht zu den solventesten Geschäftsleuten zählten, haben durch die Lieferung von Fleisch nach dem Kriegsschauplatz über eine Million Thaler verdient, so daß sie bereits während des Krieges, und zwar zur Zeit der Anfangsperiode desselben, eine halbe Million Schatzscheine zeichnen konnten; die Firma Simon Böhm, welche als Kapitalistin hinter den Gebrüdern Müller steckte, hat vielleicht ziemlich denselben Nutzen gehabt! Einem Buchhalter der Gebrüder Müller, welchem 1 Procent von dem Gewinne des Kriegs-Lieferungsgeschäftes zugesichert worden war, mußten 10,000 Thlr. Tantieme ausgezahlt werden. — Wie hoch müßten sich unter solchen Umständen die Dotationen für Bismarck und Moltke belaufen?

Charade.

(Dreisilbig.)

Künstler nennt das erste Paar,
Mit natürlichen Talenten
Ausgestattet wunderbar,
Doch mit allen Elementen
Schlauer Diebe auch fürwahr.
Meine Letzt' ist höh're Waltung,
Sterblichen von Gott verlieh'n;
Doch, nach menschlicher Gestaltung,
Sieht man bunt durch's Land sie zieh'n.
Stolzen gibt sie stolz're Haltung,
Macht den Armen demuthsvoll,
Gibt der stummen Bitt' Entfaltung,
Bietet da der Ehrfurcht Zoll.
Und das Ganz' ist Werth des Preises
Als das Werkzeug stillen Fleißes;
Doch von seinen hellen Glocken
Laß dich nicht zu sehr verlocken:
Trittst du näher zu ihm hin,
Findest du ein Gift darin.

Auflösung des Räthsels in Nr. 83:

Leb - ens - fad - en.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 85. | Speyer, Dienstag, den 18. Juli | 1871.

Zeitgedichte.

Willkomm!

Zum Einzug der Truppen in München am 16. Juli 1871.

Die Trommeln wirbeln und die Fahnen wehen!
Sie nah'n! Gesegnet sei der Freudentag!
O könnten wir sie Alle wiedersehen
Zur Friedensfeier und zum Festgelag!

Ja, Allen wollen wir von Herzen danken,
Euch Helden, die ihr lebet, die ihr fielt,
Die ihr im Kampfe treu war't sonder Wanken,
Wo jeder fest zum deutschen Banner hielt!

Ihr Bayern nahmt den Löwen euch zum Bilde
Und um ihn reihte sich die tapf're Schaar;
Er schritt voran euch aus dem Wappenschilde;
Wo er erschien, da floh der welsche Aar!

Heil euch! laßt das weißblaue Banner fliegen,
Jahrhunderte mit Lorbeer schon geschmückt!
Kommt! ruhet aus nach diesen neuen Siegen!
Die Thrän' im Auge, Herz an Herz gedrückt!

Wie sollen wir euch danken? Reichen Segen
Wollen wir vom Schlachtenlenker euch erfleh'n:
Er ja war euch Geleit auf allen Wegen,
Er hielt das Banner euch in Sturmesweh'n.

Zuerst erheben wir zu Ihm die Hände,
Der Muth und Tapferkeit geweiht im Krieg;
Dann tretet bei uns ein zur Friedensspende,
Und laßt ein „Hoch" uns bringen deutschem Sieg!

(Bayer. Kurier.) **Franz G. Pocci.**

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

„Ist ein fremder Herr am Hause vorüber!" fragte die Frau Räthin.

„Nein, ich habe Niemand gesehen", antwortete die Nane. „Der Herr Vetter will ja erst in den Hundstagen kommen und wäre sicher auch nicht vorübergegangen, ohne sich bei uns umzusehen."

Die Alte sprach dies mit einem so eigenthümlich grinsenden Blick nach Hedwig, daß es mich kalt berührte, die Tante Hedwigs aber meinte:

„Es ist jetzt nicht von dem Vetter die Rede, Nane. Uebrigens, Hedwig, mußt Du Dich doch wohl geirrt haben. Der Herr Lieutenant hätte nicht gezaudert, einzukehren, es müßten ihn denn Gewissensscrupel abhalten, die ich nicht voraussetzen will und kann, da ich keinen Grund dafür einsehe."

Das war gleichgiltig hingesagt, aber mich traf es doch wie ein strafender Blitz, wie eine strenge Mahnung. Hedwig und ihre Tante kannten meine Verlobung nicht, — ich hätte auch nicht den Muth gehabt, sie darüber aufzuklären. Nimmermehr aber vermochte ich jetzt vor das Antlitz der Damen zu treten, — meine Befangenheit wäre eine unüberwindliche gewesen. Und mit raschem Entschluß, ohne noch einen Blick nach Hedwig zu werfen, da er mich wieder schwankend machen konnte, kehrte ich um, trat in den Rand des Waldes ein, und gewann, am Abhang des Grünbergs hineilend, wieder die Straße.

Jetzt konnte ich nicht vor Hedwig hintreten. Ich war geradewegs von Landau hierher geeilt, hatte mich nicht weiter bei dem, was die Gebirgsnatur in so reichem Maße bot, aufgehalten, mich in dieser wunderlichen Welt nicht umgesehen. Und doch konnte ich erst dann unbefangen in das Haus treten, wenn mich nach mehrtägiger Wanderung der Zufall, der Weg, oder überhaupt der Plan meiner Gebirgstour herführte.

Nicht die Straße nach Dahn verfolgte ich nunmehr, die mich rasch in die großartigsten und imposantesten Gestaltungen der Wasgaufelsen geführt hätte; Dahn, seine Burgen, sein Jungfernsprung, seine Felsenwunder sollten die Schlußsteine bilden. Rasch wandte ich mich von der Straße den Bach hinan an der Sägemühle vorüber nach dem Wirthshause von Weidenthal, wo ich über gebackenen Eiern und einem Glase Bauernweins wieder meine volle Unbefangenheit gewann. Ueber das Bergfeld hin wollte ich gegen das Gossersweilerer Thal vordringen, um von der Nähe zu schauen, was ich von der Madenburg aus im Zauber der Abendröthe gesehen. Der groteske Buhlstein sah mir nach, am Rödelstein kam ich vorüber, beide in meiner Karte als Ruinen verzeichnet, und doch nur nackter Fels. Dagegen erscheint die Ruine Lindelburg dem Auge von unten als bloßer Fels. In den Burgtrümmern auf dem nackten Berge stand ich mitten in einer Welt, wie man sie sich kaum denken kann, geschweige anderswo, als zwischen Queich und Lauter sieht. Ich will sie nicht schildern, diese hundertfachen baroden Formen des Sandsteins, die sich da aus den grünen Bergfeldern,

über den zahlreich in den Schluchten versteckten Dörfchen, aus den Wäldern in ungeheuern Thürmen, gezackten Kämmen und Graten erheben. Sinnverwirrend wirkt der Anblick dieser ausgewaschenen Felslandschaft; und das Auge sucht Ruhepunkte an den Bergen und Burgen am Rande der Ebene draußen, an den Mauern des Trifels, der Madenburg und der Ruine Landeck, — oder wie das meinige an dem stillen Thälchen des Erlenbachs — eine Idylle mitten in der romantischen Wildniß eines felsigen Wirrsals.

Fast erschöpft von Niegesehenem stieg ich von der kahlen Höhe nördlich weiter über das angebaute Feld, an fabelhaft kühnen Felsenthürmen vorüber, die gleich Riesen auf mich einzustürzen drohten, zwischen mächtigen Felsgeschieben hindurch, stets im Angesichte des weiten Thals bis zu den Bergen von Klingenmünster und Annweiler. Erst über Gossersweiler und das hoch an den Felsen gelegene Wernersberg kam ich Abends aus dem ungeheuerlichen Bereiche etwas hinaus. Die Abendsonne vergoldete die blühenden Obstwälder der Gebirgsdörfer und warf seltsame Lichter auf die Steinwände, als ich die Wernersberger Höhe hinunter nach dem Städtchen Anweiler am Fuße des Trifels schritt. Ich ging zuletzt nach dem anstrengenden Marsche in die Tiefe des Wasgaus und zurück ziemlich langsam zu Thal und kam bei anbrechender Nacht in das alte enge Städtchen, auf dessen Straße sich die Jugend des Bockstalls umhertrieb. Im trefflichen Gasthof „zum Trifels" ward mir Erquickung und Ruhe. Weder die blonde Beatrix Hartensteins, noch sonst ein Bekannter von der Madenburg störte diese. Mit aller Muße konnte ich darüber nachdenken, was mich zwischen den Bergen umhertrieb, und deutlicher sagte mir's noch mein Träumen.

In der Frühe beim Waschen fiel mir seltsamer Weise der Ring Eugeniens von dem Finger in das Becken. War es ein Omen, so erschreckte mich dasselbe nicht einmal. Ruhig hob ich den Ring aus dem Wasser und steckte ihn — nicht an den Finger, sondern umwickelt in die Tasche. Er hätte mir ja wieder vom Finger fallen können.

Dann wanderte ich fort auf der Heerstraße die Queich hinan durch das herrliche tiefe Thal, an dem Engpasse vorüber, wo sechs Jahre später das Freischaarengefecht statt hatte, bis zur Mündung des Wellbachs, der rechts aus den ungeheuern menschenleeren Wäldern der Frankenweide hereinrauscht. Von dort an stehen die Felsen coulissenartig hinter einander am Rande des grünen Wiesenthals bis zu den seltsamen Sandsteinnadeln hinter der rothen Bergkirche von Willgartswiesen, hinter dessen Häusern der Fels der Falkenburg wild hereinhängt — ein prächtiges Bild. Ich machte in dem schön gelegenen, reichen Gebirgsdorfe Mittag. Dann wandte ich mich seitwärts am nackten Sandstein vorüber in's Felsenthal von Hauenstein. Von da jedoch, statt an die Queichquelle hin über die „Himmelspforte" in's Dahner Thal vorzudringen, verirrte ich mich in der Felsschlucht der Backelsteinhalde, wo die Uhu horsten, mußte nach Hauenstein zurück und schlug mich am Soldatenkopf vorüber gegen den Höllenberg. Allüberall noch nie gesehene Felsenformen, seltsam über die friedlichen Dörfer hereinhängend, von warnenden Kreuzen oder grünen Föhren gekrönt, die wie Helmbüsche droben wehen. Ganz befangen von dieser neuen Welt irrte ich in den dörferreichen Schluchten hinter dem Gossersweilerer Thal umher, ziellos; denn hier trifft man allerwärts auf Niegesehenes, bis ich im Dimbacher Wirthshaus eine Stunde lang ruhte.

Ich ließ mir Tisch und Stuhl in den Schatten des Hauses stellen und dachte darüber nach, wohin mich noch meine Unruhe treiben werde und wohin ich mich für den Abend wenden sollte. Durch das östliche Felsenthor wäre ich am „Eisenmann" vorüber bald in Gossersweiler gewesen, — aber dort war ich bereits am Tage vorher. Durch die Felsen von Lug konnte ich in anderthalb Stunden unten in Annweiler sein, — aber von dorten kam ich heute. Durch das südliche Felsenthor am „Horn" und „Häuserstein" vorüber wäre nächstdem Lindenboln, Weidenthal, ja, Erlenbach selbst in fünf Viertelstunden zu erreichen gewesen, — aber, war ich heute schon ruhig genug, um dem holden Mädchen ohne Beklommenheit in's Auge zu blicken? Also blieb mir nur noch der westliche Pfad, der am „Wachtfelsen" des „Hackensteins" vorbei mich in kürzester Zeit nach Schwanheim über den Berg brachte.

Finsteres Gewölk schob sich schon über die Schwan-Felsen, als ich in Schwanheim vor ärmlicher Hütte nach dem Wege in's Dahner Thal fragte, wohin ich noch vor Einbruch der Nacht gelangen wollte. Der Tag war heiß gewesen, es konnte für die Nacht ein Gewitter kommen. Rüstig schritt ich vom Dorfe weg den Bergpfad hinan, in die Wälder, die mir bald das ganze Felsenlabyrinth verdeckten. Ich verließ mich dabei mehr auf mein gutes Glück, als auf die erhaltene Beschreibung des Wegs. Die Nacht brach ein, und ich hatte mich in den Bergwäldern gründlich verrannt, während Donner und Blitz mit fürchterlichem Krachen und entsetzlichem Regen mir ein Vorspiel der Gewitternacht gewährten. In der nämlichen Richtung vorwärts durfte ich nicht, das sagte mir mein Gedächtniß, da die Karte hier hinaus gegen die Kaltenbach menschenleere Wildniß zeigte. Aber wie gelangte ich in das vor mir liegende Waldthal hinunter? Ich lenkte vom Pfad ab auf eine sanft sich absenkende Wildbahn. Endlich schien dieselbe wunderlicher Weise in der Luft zu enden. Mit dem Stocke vorsichtig tastend, rutschte mir dieser plötzlich aus der Hand, und erst tief unter mir hörte ich dann denselben durch Baumwipfel fallen.

Mir war klar genug, daß ich auf einer jener so romantisch aus den Bergwäldern ragenden Felswände oder Stirnen stand, die ich von unten heute schon oft genug bewundert hatte. Ich war kaum der Gelegenheit entgangen, ihre Höhe durch einen Sturz in die Tiefe zu messen. Der Felsenabsturz war allerdings nicht so hoch, als jener bei der Zugspitze in den Alpen, aber doch hoch genug, um zwölfmal den Hals zu brechen. Ich wich einige Schritte vom Ab-

grunde zurück und überlegte, ob ich wieder die lange Wildbahn hinansteigen oder an der Seite des Berges zu Thal klettern solle; endlich entschloß ich mich zu letzterem. Zu diesem Behufe zog ich aus einem Holzstoß einen starken Buchenprügel, auf welchem ich rittlings hinunter zu gelangen dachte.

Der Regen hatte mittlerweile etwas nachgelassen, während gegen Südwesten ein zweites Gewitter tobte und drohend heranzog. Gerade über mir jedoch traten die Wolken etwas auseinander und der Mond glänzte mit einem Mal im hellsten Schein hervor. Die Schlucht lag erleuchtet vor mir, ich konnte rasch unten sein. So nahte ich mich dem Bergrand.

„Halt!“ rief jetzt eine laute Stimme, daß es hell durch die Schlucht hallte.

Ich hielt ein und sah mich erstaunt nach dem Rufenden um. Die Stimme mußte von der entgegengesetzten Bergwand gekommen sein. Aber so sehr ich meine Augen anstrengte, so konnte ich doch in dem Gebüsche drüben keine menschliche Gestalt entdecken. Vielleicht hatte ich auch den Ruf einer Waldeule für die Stimme eines Menschen genommen, — ja, ich war dessen so gut als sicher und machte Anstalt zur raschen Fahrt in die Tiefe.

„Zurück, wenn Euch Euer Leben lieb ist“, rief jetzt dieselbe Stimme wieder, die ich als eine menschliche nicht länger verkennen konnte.

Sie kam deutlich von der gegenüber liegenden buschigen Wand der Schlucht, hatte dabei nicht den Klang einer Männerstimme, sondern den Ton eines ausgewachsenen Knaben. Dabei fiel mir ein, daß auch in diesen Bergen stark gewildert werde, und ich konnte möglicherweise einem jungen Wildschützen gegenüber stehen, der mich für einen Jäger hielt. Aus dieser Vermuthung wurde ich jedoch gerissen, als dieselbe Stimme sich wieder vernehmen ließ und zwar etwas weiter unten im Grunde der Schlucht:

„Wollt Ihr denn Hals und Bein brechen? Zurück, und wartet bis ich komme!“

Der Zuruf hatte also den menschenfreundlichen Zweck, mich von einem gefährlichen Unternehmen abzuhalten, was der Ritt auf dem Prügel in die Tiefe allerdings sein konnte. So trat ich denn vom Rande des Berges zurück, während der Mond wieder völlig hinter den Wolken verschwand. Ruhig wartete ich auf dem Platze bis auf Weiteres. Ich horchte geraume Zeit hinunter, ob ich nicht ein Geräusch im Gesträuch an der Bergwand hörte. Ich konnte nichts vernehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Guter Rath für Hagelbeschädigte.

(Aus den Erfahrungen des Directors v. Walz in Hohenheim.)

Die beste Nothwehr gegen Hagelschaden ist und bleibt der Beitritt zu einer sicheren Hagelversicherungsanstalt. Darüber ist schon viel geredet und geschrieben worden und es ist wirklich unerklärlich, daß es in dieser Beziehung noch so viele taube Ohren gibt. Wollen die Landwirthe nicht aufhören, den Erfolg ihrer Opfer, der Mühe und Arbeit eines ganzen Jahres, die Hoffnung auf eine gesegnete Erndte an den Ausgang eines zufällig hereinbrechenden Gewitters zu knüpfen?!

Ist nun aber einmal das Unglück geschehen, so kann man es so einrichten, daß man aus den verhagelten Feldern noch einen möglichst hohen Gewinn zieht. Bei den verschiedenen Pflanzen und in den verschiedenen Zeiten ihres Wachsthum, kann dieß auf sehr verschiedene Weise geschehen.

1. Die Getreidearten: Dieselben haben vor der Blüthezeit eine viel größere wiedererzeugende Kraft, als man gewöhnlich glaubt; bei fruchtbarer Witterung und kräftigem Boden treiben sie neue Sprossen, wenn sie durch Hagel niedergeschlagen sind, freilich in geringerem Grade, je näher die Blüthezeit ist. Nur die Sommergerste treibt auch 8 bis 10 Tage nach der Blüthe noch zahlreiche Nebensprossen; der Winterroggen (Korn) auch noch einige Tage nach der Blüthe. Wird daher die verhagelte Frucht zu dieser Zeit, sobald man sich überzeugt hat, daß zahlreiche Sprossen nachkommen, was in 2, 3 bis 4 Tagen nach dem Hagelschlag gesehen werden kann, abgemäht, vom Felde gebracht und zu Futter getrocknet, so erhält man neben dieser Nutzung eine mehr oder weniger günstige Erndte aus den Nebensprossen, die wenige Wochen später als gewöhnlich eintritt. Dieß ist besonders bei der Gerste zu erwarten.

Hagelt es erst nach der Blüthe, so untersuche man zunächst, ob die Aehren der geknickten Halme in den Boden hineingeschlagen sind, oder ob sie nur auf demselben lose aufliegen und durch den Halm mit der Wurzel noch in Verbindung stehen, wenn jene gleichwohl mehreremale geknickt sind.

In letzterem Falle lasse man das Feld, und wenn kein Halm mehr aufrecht steht, unberührt und man wird bald beobachten, daß die Pflanzen nicht absterben, sondern daß die Saftbewegung, wenn auch etwas kümmerlich, doch vor sich geht, daß die Körner langsam wachsen und daß noch ein mäßiger Ertrag gewonnen werden kann. Im ersten Falle aber, oder wenn gar alles in den Boden hineingeschlagen ist, ist nicht viel mehr zu hoffen und wenn es noch Zeit zu einer zweiten Frucht ist, ist diese am besten am Platze und die untergepflügte Frucht kann der zweiten als Gründüngung dienen.

So verhalten sich: Winterkorn, Winterwaizen und Sommergerste.

Der Hafer macht nach Hagelschlag in kräftigem Boden viele Triebe, so lange er nicht in Rispen steht; wenn diese aber aus der Scheide sind, bis nach der Blüthe, so müssen sie ausgepflügt werden, wenn nicht Klee untergesät ist.

Ist unter Getreide überhaupt rother Klee oder Kleegras, so darf man mit dem Abmähen im Falle eines Hagelschlags um so weniger bedenklich sein, da, wenn auch die Nebenfrucht nicht mehr viele Nachtriebe macht, der Klee um so üppiger nachwächst.

2. Die Hülsenfrüchte wachsen, wenn sie abgemäht sind, nicht mehr nach. Dagegen haben sie sehr

lange, jedenfalls so lange sie blühen, die Neigung, wenn sie verletzt werden, indem die Gipfel abgeschlagen sind, Nebentriebe aus den Blattwinkeln zu treiben, welche noch Blüthen und Früchte tragen.

3. Die Runkelrüben können als junge Pflanzen vom Hagel so zusammengeschlagen werden, daß sie nicht mehr wachsen; so lange ist es aber auch noch Zeit, Nachpflanzungen vorzunehmen; es können aber auch Bodenrüben (Kohlrabi, Kohlrüben), auch Kopfkohl nachgepflanzt werden. Sind die Rübenwurzeln einmal einige Zoll dick, so wachsen die meisten nach der Hagelbeschädigung fort, indem sie zuerst neue Blätter treiben.

4. Die Kartoffeln leiden vom Hagel nur dadurch, daß das Kraut zerfetzt wird. Dieses treibt wieder frisch nach und in dieser Zeit legen die Knollen an Größe nicht zu.

5. Klee, Luzerne und Wiesen. Die beschädigten Pflanzen wachsen nur schlecht oder gar nicht mehr; ja sie stehen ab und werden strohig; deßhalb ist es am besten, sie alsbald abzumähen und zu dürren, wonach der folgende Schnitt um so besser ausfällt.

Nachzusäende Pflanzen. Im Monat Juli reicht es noch zur Saat von Brech- und Stoppelrüben, Wicken und Erbsenfutter, Buchweizen (Haidel) und Spargel und bis zur Mitte des Monats können noch Runkeln mit der Hoffnung auf eine ²/₃ Erndte gepflanzt werden.

Will nach einem Hagelschlag Mitte Juli die beschädigte Frucht untergepflügt, aber keine Nachsaat vorgenommen werden, so kann nach einer verhagelten Winterfrucht im Herbste nochmals Winterfrucht statt Sommerfrucht bestellt werden. Ist die unterzupflügende Frucht eine Sommerfrucht und folgt dann Brache, so kann von Anfangs Juli an der Acker noch mehrmals gepflügt und darauf Reps oder Aböl gesät werden; in beiden Fällen kommt an dem höheren Ertrag der Winterfrucht gegenüber der Sommerfrucht, des Repses gegenüber anderen Brechfrüchten ein Theil des Schadens im künftigen Jahre wieder heraus.

W. Hintz, Kreis-Cultur-Ingenieur.

Miscellen.

* Ein interessanter längerer Aufsatz in der „Köln. Ztg." weist darauf hin, daß die Ausbreitung der Hundswuth wahrscheinlich sehr befördert werde durch den Bau der gewöhnlichen Hundehäuser. In diesen herrsche im Sommer eine Temperatur, welche die zum gesunden Leben so nothwendigen Functionen der Haut unmöglich mache und die chemischen Vorgänge des Stoffwechsels im Thiere krankhaft umgestalte. Durch Zurückhaltung der unter Temperaturerhöhung inwendig producirten gasigen und tropfbarflüssigen Absonderungen entstehe eine Art Selbstvergiftung des Hundes, aus der sich, wenn das so richtig ist, die giftige Wirkung des Bisses bei der Hundswuth leicht erklären würde.

* Berlin. Die „Volksztg." erhält von einem Offizier folgenden Feldpostbrief: Es ist gar nicht möglich, oft genug darauf aufmerksam zu machen, daß deutsche Arbeiter nicht jetzt schon nach Frankreich zurückkehren sollen. Es mögen einzelne Fälle vorkommen, daß die Principale ihre deutschen Arbeiter zurückrufen, und in Comptoiren, wo nur wenige Leute arbeiten, mag es gehen, in den großen Werkstätten weigert sich aber der französische Arbeiter mit dem deutschen zu arbeiten, und es wird ihm unmöglich gemacht, Arbeit zu finden. Kleinen Handwerkern, die ihre Läden wieder öffnen wollten, wurde ihr Handwerkszeug zerschlagen und sie selbst gemißhandelt, und das geschieht in Orten, wo unser Militär liegt. Welchen Gefahren sind die Leute nicht erst ausgesetzt, sobald wir diese Plätze räumen? An den Bahnhöfen von Pantin und Noisy stehen jeden Tag viele Arbeiter, die aus Deutschland voreilig nach Paris gegangen sind, und bitten, ob es nicht möglich sei, sie nach Deutschland zurückzuschaffen, was wir dann leider nicht einmal können. Mir sagten heute vier Arbeiter, die vor wenigen Tagen angekommen waren: „Wenn wir uns von hier bis nach Deutschland das Brod betteln müssen, hier bleiben wir nicht, sie schlagen uns ja todt." Und nun standen die armen Leute rathlos da und wußten nicht, wie zurückkommen. Wenn man wie wir dieses Elend jeden Tag sieht, so kann man nicht genug zur allergrößten Vorsicht rathen."

(Straßenräuber in Berlin.) Bekanntlich wurden seit längerer Zeit Raubanfälle in der Hasenhaide verübt, ohne daß die Räuber ermittelt werden konnten. Jetzt ist es der Criminal-Polizei gelungen, diese Strolche ausfindig und unschädlich zu machen. Ein Bursche wurde von seinem Vater, der Colporteur ist, beauftragt, Zeitschriften nach der Hasenhaide in die Gratweil'sche Brauerei zu tragen. Als er sich seines Auftrages entledigt, gesellte sich ein ihm aus der Schule bekannter Bursche seines Alters zu ihm, der ihn zum Schnapstrinken aufforderte, was er auch that, und dann wieder auf dessen Verlangen in die Haide hinein hinter die Schießstände ging, wo sich beide hinlegten. Bald darauf erschienen vier erwachsene Burschen in Begleitung von Mädchen, die sich zu den beiden gesellten und den Colporteursohn aufforderten, er solle nachsehen, was die Uhr ist. Da dieser die Uhr heraus zu nehmen sich verweigerte, ergriffen ihn die Strolche und und nahmen ihm die Uhr mit Gewalt, während sein bekannter Begleiter davon lief. Auch die Strolche liefen davon; der Beraubte verfolgte aber die Mädchen und hörte die eine sagen, daß einer der Räuber Rühl heiße und die Uhr bei einer Frau, deren Namen sie nannte, in der Wasserthorstraße sofort versetzen werde. Auf diese Anzeige gelang es der Polizei, die Strolche sämmtlich zu ermitteln und die Uhr herbeizuschaffen. Die beiden Häupter Rühl und Schiffner sind trotz ihrer Jugend schon oft bestrafte Subjecte, die ohne Zweifel auch die früher in der Hasenhaide vorgekommenen Raubanfälle verübt haben.

* Ueber die Explosion der Munitionsfabrik in Vincennes am 13. Juli Nachmittags schreibt man der Köln. Ztg. In der Patronen-Fabrik hatte sich eine Unmasse Bomben, Patronen u. dgl. befunden, da man alle Munition, die sich in Paris befand, nach der Niederlage der Commune dorthin gebracht hatte. Die Explosion war daher auch eine furchtbare, und bis 5 Uhr Abends flogen fortwährend Bomben und Kugeln in so großer Anzahl in die Luft, daß an ein Löschen nicht zu denken war. Einige Feuerwehrmänner, die sich in der Nähe der Feuerstätte, die über 10,000 Meter Terain umfaßt, aufgestellt hatten, mußten zurück, da eine Bombe ihre Pumpe zerschmetterte. Die Kugeln und Bomben wurden fortwährend bis auf 500 Meter im Umkreise herum geschleudert. In der Fabrik sind gewöhnlich 1200 Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigt, aber doch konnten sich fast Alle retten. Das Unglück soll dadurch hervorgerufen worden sein, daß eine Bombe zur Erde fiel und zerplatzte. Die Eisenbahn, die von Paris nach Vincennes führt, ist in Folge des Unglücksfalles nicht befahrbar. Sie wurde mit Kugeln überschüttet, und da man annimmt, daß noch nicht alle Bomben zerplatzt sind, so fahren keine Züge mehr. Der Zudrang nach Vincennes ist enorm. Um 6½ Uhr Abends brannte es noch immer stark und das Zerplatzen der Bomben dauerte fort.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 86. Speyer, Donnerstag, den 20. Juli 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

„Folget mir!" sagte plötzlich die Stimme von vorhin so dicht an meiner Seite, daß ich leicht zusammenfuhr und mich nach der Person umwandte, die so geräuschlos und unbemerkt neben mich getreten war.

Ich war aber noch mehr erstaunt, als ich im Dunkel der Nacht nicht einen Mann oder einen Burschen vor mir stehen sah, sondern ein Weib von kräftiger hoher Gestalt, mit bloßem Haar und bloßen Füßen, auf welche ein langes weites Gewand niederfiel. So scharf ich auch nach ihren Zügen forschte, konnte ich doch nur einen schwachen Umriß ihres Gesichtes erkennen, der es aber voll und rund erscheinen ließ, während manchmal ein irrlichtartiger Schein die Stelle ihrer Augen anzeigte.

„Nicht lange schauen, Herr! Treten Sie genau in meine Fußtapfen. Wir müssen eilen. Da hinten blitzt und donnert es — das Gewitter wird bald da sein! Für einen Augenblick die Hand!"

Damit schritt sie mir voran, indem sie genau an der Ecke der Felsenwand das Gesträuch zurückschob und auf einem so versteckten schmalen Pfade hinunter schritt. Natürlich folgte ich. Das Geheimnißvolle, ja Wunderbare der Erscheinung des Weibes im Momente der Gefahr hatte einen eigenthümlichen Reiz in dieser nächtlichen Wildniß, und daß sie nichts Böses im Sinne führte, konnte aus ihrer Mühe, mich von einer gefährlichen Fahrt in die unbekannte Tiefe abzuhalten, wohl geschlossen werden. So ging es rasch abwärts durch das Gebüsch um den Rand des Felsens. Endlich waren wir glücklich unten angelangt, wo die Schlucht sich in ein Wiesenthälchen öffnete, über welches quer ein Pfad lief. Das unbekannte Weib schritt noch immer schweigsam vor mir her. Zurückblickend konnte ich in der Dunkelheit die Umrisse des Felsens erkennen, von welchem wir herunter gekommen waren. Das Weib schien es bemerkt zu haben,, denn sie sprach jetzt mit ihrer volltönenden Stimme:

„Hoch genug für ein Grab an seinem Fuße. Aber Herr, nach Dahn können Sie nicht mehr, wenn Sie nicht gerade unter das furchtbare Wetter kommen wollen. Sehen Sie nur, wie es da hinten leuchtet!"

In der That schien ein gewaltiges Gewitter über den Berghöhen nach dieser Richtung zu stehen und manchmal ließ ein funkelnder Blitz die phantastischen Felsen grell hervortreten, um sie dann wieder in die tiefste Nacht versinken zu lassen. Dazu grollte der Donner schauerlich in den Waldschluchten.

„Aber wohin soll ich mich wenden", sagte ich jetzt. „Im Walde kann ich in einer solchen Nacht wohl kaum Unterkunft suchen."

„Das sollen Sie auch nicht, — Sie sind auch kaum daran gewöhnt, eine Gewitternacht im Walde zuzubringen", sagte sie, indem sie rasch vor mir herschritt, einen buschigen Hang hinan und dann an dessen Seite hin, bis ein hoher Föhrenwald über unsern Häuptern rauschte. Der Strahl des fernen Blitzes warf manchmal grellen Schein in den Forst herein, daß die mächtigen Stämme jäh hervortraten und wieder verschwanden, während ich dem unbekannten Weibe nachschritt. Der Weg war in der Dunkelheit nicht unbeschwerlich; die knorrigen Baumwurzeln, die über ihn liefen, machten mich oft straucheln, indeß die Unbekannte sorglos darüber hineilte.

Da sie vor mir herging, hatte ich noch immer ihr Gesicht nicht gesehen, aber ich glaubte bei dem flüchtigen Schein des Blitzes zu bemerken, daß ihr üppiges Haar, das in losen Flechten um ihren Hinterkopf hing, von der mattschwarzen Farbe war, die das Gefieder der Raben auszeichnet. Ihr rüstiger Gang, die Sicherheit, mit welcher ihr bloßer Fuß auftrat, legten allerdings Zeugniß dafür ein, daß dem Weibe solche nächtliche Gänge im Walde keine ungewohnte Sache waren. Und doch konnte sie keine Gebirgsbäuerin, keine Köhlersfrau sein, — dem widersprach ihre ganze Haltung und der Schnitt ihres Kleides. Während sie nun mit einer Behendigkeit vor mir herschritt, der ich kaum zu folgen vermochte, fragte ich endlich:

„Aber wohin führt man mich denn?"

„Man? Wer ist man?" erwiderte sie. „Sagen Sie immerhin Du, Herr, das bin ich gewöhnt. Wären Sie gestern geblieben, wo Sie waren, hätten Sie heute in finsterer Nacht nicht nöthig, nach der Herberge zu fragen."

Erstaunt horchte ich auf. War es nur Zufall, daß ihr die Anspielung in den Mund kam, oder wußte sie um meine gestrige Umkehr vor dem Hause zu Erlenbach? Bevor ich mich jedoch auf eine Frage in dieser Richtung besinnen konnte, sprach sie weiter:

„Sie sollten Ihrem Glücke nicht ausweichen, Herr! Ich habe nicht in Ihre Hand gesehen, aber ich habe sie vorhin gefühlt, da Sie den Tritt vom Felsen thaten, und könnte Ihnen sagen, wer sie am Altare drücken wird.“

„Aha!“ sagte ich halb für mich. „Ein Heidenweib.“

„Sie scheinen es deßhalb mißachten zu dürfen, was ich Ihnen sage“, fing das Weib vor mir wieder an. „Meinetwegen, aber, Herr, warum heißen Sie mich Heidin?“

„Bist Du keine Zigeunerin?“

„Ja.“

„Nun gut, man nennt euch doch hier zu Lande allgemein Heiden.“

„Dennoch mit Unrecht, — wir sind getauft!“ —

„Ah so!“ sagte ich und mußte innerlich lächeln, da ich mich erinnerte, gehört und gelesen zu haben, daß Zigeuner ihre Kinder überall und wiederholt taufen ließen, wo sie hoffen durften, ein Taufgeschenk zu erhalten. Zugleich war mir die Gewißheit, daß meine Führerin eine Zigeunerin war, in der düstern Nacht kein besonders angenehmer Gedanke, eben so wenig als die Aussicht, in ein Zigeunerlager geführt zu werden, eine besonders tröstliche. Nochmals also fragte ich:

„Und wohin führst Du mich?“

„Seien Sie ohne Sorge“, antwortete die Zigeunerin, die in meinen Gedanken gelesen zu haben schien. „Unsere Leute haben keinen Platz für so feine Herren, wie Sie, Herr Offizier.“

Ueberrascht hörte ich, daß sie meinen Stand erkannt hatte. Aber mir ward Alles klar, als sie hinzufügte:

„Wir sind für solchen Besuch nicht vorbereitet, und Sie sagten uns damals zu Ilbesheim nichts davon, daß Sie uns zwischen den Schwanheimer Felsen heimsuchen würden.“

Wo waren denn meine Sinne gewesen, daß ich nicht auch in der Waldnacht meine Führerin wieder erkannt hatte! An Stimme und Gestalt stand deutlich das junge, schöne Heidenweib vor mir, das damals mit der orakelnden Alten in die Wirthsstube getreten war. Ihre stolze Haltung, ihr rundes ernstes Gesicht, die elastische Ueppigkeit ihrer Formen — Alles war mir plötzlich vergegenwärtigt. Für einen königlich bayerischen Lieutenant, der viel in Zigeunerromantik und für Preciosa geschwärmt, hatte es einen starken Reiz, in der Waldwildniß des Wasgau bei schwüler Gewitternacht eine junge Zigeunerin zur Führerin zu haben. Rasch vorwärts eilend war ich alsbald an ihrer Seite.

„Ei, ei!“ rief ich, „hätte ich nur geahnt, eine so schöne Führerin zu haben.“

Dabei war mein Arm, natürlich nur aus Zufall, in eine sanfte Berührung mit ihrer Hüfte gekommen, die durch das leichte Gewand fühlbar war. Alsbald fühlte ich jedoch mein Handgelenk von einer kräftigen Faust umschlossen, die offenbar weiteren Zufällen steuern wollte.

„Meinen Sie“, sagte dabei die Zigeunerin, „weil ich Hedwig heiße?“

„Hedwig!“ rief ich zurückprallend.

Sie hätte, um sich zu schützen, kein wirksameres Wort sprechen können.

„Ja! wie sie!“ fuhr die braune Schöne fort. „Aber sehen Sie, es tropft schon, wir müssen eilen, da hinunter zu kommen.“

Und behend, wie eine Gemse, eilte sie jetzt vor mir die Waldhöhe hinunter einem Thale zu, aus dem zwei Lichter glänzten und hie und da durch das Windgebrause in den Föhren ein dumpfes Rauschen und Klappern schallte, wie von einer Mühle. Ein greller Blitz, der jetzt aus dem schwarzen Gewölk über das Thal hinzuckte, ließ auch unter gewaltigen Felsen im Grunde die Gebäude und das Wasserwerk einer malerischen Waldmühle für einen Augenblick deutlich erkennen. Dann aber deuteten nur wieder die beiden Lichter in der Finsterniß an, wo die Mühle lag, während das Krachen des Donners mächtig durch das waldige Felsenthal hallte.

Das Geheul eines Kettenhundes kündigte jetzt an, daß wir der Mühle näher kamen, indeß ich mit der Zigeunerin kaum gleichen Schritt zu halten vermochte. Endlich, als wir über die Wiese gekommen waren, klapperte und rauschte die Mühle dicht vor uns, zugleich rauschte aber auch der Gewitterregen auf uns nieder. Meine Führerin blieb plötzlich stehen.

„Er ist noch da!“ fing sie an. „Ich darf Sie nicht weiter begleiten. Gehen Sie in die Mühle und fragen Sie, ob Niemand von Erlenbach da ist. Gute Nacht, Herr!“

„Halt!“ sprach ich jetzt. „Du wirst doch nicht in dem entsetzlichen Regen zurück wollen?“

„Ich wußte, daß ich nicht trocken bleiben würde, als ich Ihnen von Schwanheim weg nachging“, sagte sie, indem sie das Gewand etwas hob, um über die Wiesen zurückzukehren. „Ich hatte Sie erkannt, als Sie im Nachbarhause nach dem Wege fragten, den Sie allein nicht finden konnten. Also adieu! Und sagen Sie Niemanden ohne Noth, wer Sie hierher gebracht hat. Adieu!“

„So bleibe doch!“ rief ich heftig in die Dunkelheit hinein, in der sie schon verschwunden war. Es war mir nicht denkbar, daß sie allein in der fürchterlichen Gewitternacht im Walde verweilen und ohne Zeichen meiner Dankbarkeit von mir scheiden solle. Aber ich konnte nicht das Mindeste mehr von dem armen Weibe entdecken. Sie war verschwunden, als hätte sie die Nacht verschlungen.

(Fortsetzung folgt.)

* Sicilien.

Von Dr. Eugen Jäger.

Die Gegend am Aetna.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir den Lavastrom überschritten hatten, waren wir am Ende der letzten großen Terrasse angelangt und somit am eigentlichen Fuß des Kegels. Die regione coltivata hatten wir damit verlassen und waren in die regione nemorosa oder boscosa eingetreten. Hier standen früher großartige Waldungen und das alte Syrakus holte sich aus ihnen das Holz für seine zahlreiche Flotte. Noch fast bis in die neue Zeit waren die schönsten Wälder von Platanen, Eichen, Kastanien, Buchen, Birken und Fichten hier zu sehen; aber man hat sie fast alle zerstört und nur noch wenige derselben bestehen als geschlossene Waldungen. Weit über die angebauten Felder zerstreut sieht man mächtige, entlaubte Eichenstämme. Dann geht es durch einen Hohlweg, oder auf schmalem Pfade hoch über demselben dahin und endlich gelangen wir zur Casa del bosco, zum Waldhaus. Hier wird gehalten; wir steigen ab, und die Maulthiere werden gefüttert. Auch die Führer verzehren ihr Frühstück, bestehend aus Brod nebst frischen, grünen Bohnen, die sie mit den großen, breiten Schoten verzehren.

Das Waldhaus ist eine kleine Hütte, ziemlich roh aus Steinen erbaut und enthält Stallungen für die Thiere; auch kann man hier zur Noth übernachten. Nach kurzer Zeit ritten wir weiter durch die fleißig angebauten Felder und begegneten einigen Jägern, welche die ergiebige Jagd nicht genug preisen konnten. Bald hatten wir die Grenze der Waldregion erreicht; sie liegt ungefähr 5600 Fuß über dem Meere, und damit betraten wir die regione deserta, auch scoperta genannt, weil hier das Erdreich von Pflanzenwuchs entblößt daliegt. Von hier an hört fast alle Vegetation auf, und schon der letzte Theil der angebauten Zone hat, wie die ganze Aetnagegend, sehr an Wassermangel zu leiden. Das nach Regengüssen vom Bergesgipfel kommende Wasser bildet die einzige Bewässerung der Vegetation, und Quellen gibt es auf den höheren Abhängen des Berges keine. Diese Schwierigkeit der Bewässerung, die mit der Zerstörung der Waldungen zunimmt, legt dem Anbaue in dieser Höhe unübersteigliche Hindernisse in den Weg.

Schon senken sich einige Schneestreifen zu uns herab, und immer störrischer werden die Maulthiere, da es sich immer öfter um die Ueberschreitung dieser Schneestellen handelt. Endlich, als der Schnee immer häufiger wurde, waren die Thiere nicht mehr vorwärts zu bewegen. Wir stiegen ab und überließen sie der Hut eines zu diesem Zwecke mitgenommenen Burschen.

Mit zuverlässigen Stöcken versehen, stiegen wir jetzt zu Fuß weiter in die regione nevosa, die Schneeregion hinauf. Die Umgebung war wild erhaben und die schwarze, mit weißen Schneestreifen durchzogene Wüste, durch die wir vorwärts drangen, machte einen unaussprechlich großartigen Eindruck. Rechts und links erstreckten sich ungeheuere Ströme, die mitten in ihrem glühenden Laufe erstarrt waren, den Berg hinab, und in dem weiten Raum zwischen denselben hatte sich der Lavasand in sanfter Abdachung gelagert. Dadurch war das Steigen lange nicht so mühsam, wie auf gleicher Höhe in den Alpen. Man geht auf dem bald stark, bald schwach geneigten, ziemlich festen Sandboden aufwärts und nur wenn wir über Schneefelder mußten, war der Marsch sehr ermüdend wegen des Einsinkens in die oberflächlich gefrorene Decke.

Diese öde schwarze Wüste, die uns umgab, soweit das Auge blickt, war fast ohne alles Leben. Wenige Vögel verirrten sich hierher, und nur hie und da zog ein Falke seine Kreise hoch in der Luft. Die Vegetation war fast ausschließlich vertreten durch Astragalus siculus, der in halbkugelförmigen Massen zerstreut auf dem schwarzen Sand wächst; über und über ist er mit kurzen, dicken, stachligen Blättern bedeckt. Der Führer nannte diese dornigen Gestrüppe spinosante; doch weiß ich nicht, ob ich seinen halbwilden Dialect richtig verstanden habe. Im Sommer werden die Ziegenheerden hier herauf getrieben, um sich von diesen Pflanzen zu ernähren, und auch unsere Maulthiere fraßen begierig das stachelige Zeug, um sich die Zeit bis zu unserer Zurückkunft zu verkürzen.

Hoch über uns schaute auf einer weit vorspringenden Felsspitze ein schwarzer Steinhaufen herunter, den die Hirten aufgebaut hatten; bis dort hinauf treiben sie ihre Heerden. Der Führer nannte jenen Punkt Torre del Castellucio, was ungefähr ein verfallenes Schloß bedeutet. Hier aber ist es ein Steinhaufen. Bald hatten wir diese Höhe erreicht, und von hier aus wurde ein weiterer Orientirungspunkt in dieser Wüste sichtbar, das sogenannte Castellazzo; es ist wieder ein Steinhaufen, den einige Soldaten in den letzten Jahren hier zusammen getragen haben. Wahrscheinlich aber haben sie ihn blos ausgebessert; denn ohne solche Orientirungspunkte wäre das Ersteigen dieser Höhe überhaupt nicht möglich und gerade das Castellazzo bietet von unten her einen der sichersten Anhaltspunkte für den Weg.

Von hier aus wird der Eindruck des Berges immer wilder und schauerlicher. Zu beiden Seiten erstrecken sich die ungeheuren Massen der Sandanhäufungen und Felsabstürze mit furchtbaren Abgründen. Wir schreiten schweigsam weiter auf dem Sande, der hier oben als eckiges kleines Lavageröll erscheint, sich aber, bis er hinab in die bewohnten Gegenden gelangt, in den feinsten Staub verwandelt.

Endlich gelangten wir so zur Casa inglese, einer kleinen Hütte, welche von englischen Offizieren während der Occupation Siciliens, Anfang dieses Jahrhunderts errichtet wurde. Bis hierher reitet man, wenn man den Berg im Hochsommer ersteigt und der Weg schneefrei ist. Gegenwärtig, Anfang Mai, war die Hütte noch fast im Schnee begraben; aber die starke Last hatte Thüre und Fenster theilweise eingedrückt, und mit leichter Mühe konnte man hinein steigen. Die Strohmatten, welche als Betten dienen, die Tische und Stühle

waren mit einer Schneedecke überzogen. Kein Winter vergeht, der nicht diesem Hause, das in einer Höhe von 9050 Fuß über dem Meere liegt, bedeutenden Schaden zufügt. Hie und da rast auch ein furchtbarer Sturm um den Berg, deckt das Dach ab, oder drückt die Steinwände zusammen. Die Ausbesserung der oft bedeutenden Schäden kostet auf dieser Höhe sehr viel, und gewöhnlich tragen die Fremden dazu bei, indem sie dem Doctor Gemellaro einen Betrag dafür einhändigen; auch wird, wenn ein hoher Herr den Berg ersteigt, diese Gelegenheit nicht versäumt, um eine Beisteuer zu erbitten. So hat Prinz Humbert von Italien vor wenigen Jahren die Hütte auf seine Kosten wieder herstellen lassen.

Von der Casa inglese wurde nach kurzer Rast der letzte anstrengendste Theil des Weges angetreten. Vor uns stieg der Aschenkegel des Vulcans auf, noch 1000 Fuß hoch, die wir jetzt zu erklettern hatten. Eine Zeitlang ging es über die kleine Terrasse, auf welcher der Kegel sich erhebt, über Schnee und einen Lavastrom von 1857. Bald legt sich ein kleiner Strom über denselben, der im vorigen Jahr aus dem Krater geflossen war. Sein Inneres ist noch warm, aber seine Oberfläche ist mit großen und kleinen Schutthaufen und übereinander geschobenen Trümmern bedeckt. Etwas unter der Hälfte des Kegels hörte der Schnee auf, und jetzt begann die anstrengendste Arbeit. Auf wild und locker übereinander liegendem Gerölle, auf den Trümmern von Lavastücken und Asche mußte man sich in die Höhe arbeiten, manchmal die Hände zu Hilfe nehmen, um nicht zu stürzen und bei jedem Schritt wich der lose aufgeschüttete Boden und mit rollendem Gepolter stürzten die Stücke den Abhang hinab. So war das Vorwärtskommen mit ungeheurer Mühe verbunden und die sehr verdünnte Luft in dieser Höhe machte die Ermüdung immer fühlbarer. Der Führer war immer voraus und nannte ein über das andere mal, wohl um uns zu ermuthigen, diesen Weg eine via del inferno, einen Höllenweg.

Aber auch diese Strecke wurde überwunden; immer mehr näherten wir uns den Dampfwolken, die lustig aus dem Krater aufwirbelten. Noch wenige Schritte, abermaliges Zurücksinken in die Asche und endlich stand der Fuß fest auf der harten Lava, die den Kraterrand bildet. Das Ziel war erreicht und mit Genugthuung blickten wir in einen tief sich senkenden Kessel, in das Innere des Berges. (Forts. folgt.)

Die kaiserliche Fischzucht-Anstalt Hüningen bei St. Louis.

Die Fischzucht-Anstalt Hüningen wurde vor etwa 20 Jahren von der französischen Regierung errichtet. Besonders war es Professor Coste, vom College de France in Paris, welcher die französische Regierung zu dieser großartigsten aller Fischzucht-Anlagen veranlaßte. Die Wahl des Ortes ist sonst in mancher Beziehung keine sehr glückliche gewesen, denn die Anstalt ist, weil sie in einer völligen Ebene liegt, sehr wenig zu einer Zucht-Anstalt für Lachse und Forellen geeignet. Das Wasser ist für die genannten Fische zu wenig lufthaltig, weil es eben unmöglich ist, demselben ein genügendes Gefälle zu geben. Als Sammelort und Brut-Anstalt hat Hüningen jedoch eine nicht zu unterschätzende Bedeutung gehabt. Fast keine Fischzucht-Anstalt in ganz Deutschland und Frankreich hat bisher ohne die Unterstützung von Hüningen zu existiren vermocht, überall ist von Hüningen aus das erste Material für kleinere Anstalten geliefert worden. Hierbei erlaube ich mir für Laien in der Fischzucht die Bemerkung einzuschalten, daß der Hauptschwerpunkt der Central-Anstalt Hüningen darin beruht, daß ein frisch befruchtetes Ei nur einen sehr kurzen Transport zu ertragen im Stande ist, ein circa 3—4 Wochen angebrütetes Ei hingegen auch den weitesten Transport ohne Schwierigkeit übersteht. Selten wird wohl ein Ort für das Sammeln von befruchteten Eiern so günstig gelegen sein, als gerade Hüningen. Aus dem kaum eine Meile entfernten Basel ganz allein kann die Anstalt circa drei Millionen Lachseier und fast eine Million Forelleneier beziehen. Auch die übrigen Eier von Edelfischen, wie Lachsforellen, Seeforellen, Selbstlinge, Aeschen, Huchen und Felchen sind theils aus der Schweiz, theils aus dem südlichen Deutschland leicht bis hierher zu transportiren. In Bezug auf das Sammeln, Anbrüten und Versenden von Eiern hat nun in der That Hüningen auch bisher Bedeutendes geleistet. Millionen von Eiern sind alljährlich mit der größten Bereitwilligkeit überall hin völlig unentgeltlich versendet worden, wobei nicht zu übersehen ist, daß die Anstalt die Eier selbst zu einem ziemlich hohen Preise ankaufen mußte (ca. 3 Frs. pro 1000). Die Vorkehrungen für die Anbrütung sind wahrhaft großartig. Wenn sämmtliche Brut-Apparate, Brut-Tische und Brut-Canäle richtig benutzt werden, so kann die Anstalt zu gleicher Zeit gegen sechs Millionen Edelfischeier zur Entwicklung bringen. Während der ganzen Brutperiode hingegen kann die dreifache Anzahl, also achtzehn Millionen angebrütet werden. 18 Millionen Lachs- und Forelleneier wiegen 18 Ctr., in Kisten zu 3—4000 Eiern verpackt wiegen sie gegen 8—900 Ctr.; der Ankauf der frisch befruchteten Eier verursacht eine Ausgabe von 15,000 Thlr., beim Versandt haben sie einen Werth von 36,000 Thlr.

Die Unterhaltung der Anstalt hat der französischen Regierung jährlich ca. 17,000 Thlr. gekostet. Unter deutscher Verwaltung werden die Ausgaben nicht annähernd so bedeutend sein dürfen, weil die Anstalt nicht, wie bisher, ihre Producte verschenken, sondern gegen eine, wenn auch nur geringe Summe verkaufen wird. Ein Preis soll deßhalb festgesetzt werden, damit man mehr darauf rechnen kann, daß die gelieferten Producte auch richtig verwendet werden. Immerhin wird die Anstalt, soll sie anders ihren Zweck, gemeinnützig zu wirken, nicht völlig verlieren, einer Staatsbeihülfe von 5- bis 6000 Thalern bedürfen. Nehmen wir nun den schon höchst ungünstigen Fall an, daß von 4 Millionen versandten Eiern nur 10 Procent zu eßbaren Fischen werden, so gibt dies 400,000 Fische. Eine dreijährige Forelle nur zu 1 Fr. pro Stück gerechnet, so macht dies die Summe von 1,200,000 Fr. oder 320,000 Thlr., für ein Jahr also mehr wie 100,000 Thlr. Bei andauerndem Betriebe werden unsere Gewässer hingegen alljährlich um 320,000 Thlr. bereichert. Die hier angenommenen Zahlen entsprechen jedoch kaum der Wirklichkeit, denn der Verfasser kennt Fischzüchter, welche mehr als 30 Procent eßbare Fische aus angebrüteten Eiern erzogen, auch ist der Preis zu niedrig gegriffen. Die Anstalt wird sich ferner die Aufgabe stellen, den Rheinstrom wieder mit Lachsen zu bevölkern und zu diesem Zwecke jährlich 2- bis 300,000 junge Rheinlachse in diesen Fluß aussetzen. In Basel verkauft man kaum fingerlange Forellen-Setzlinge mit 25 bis 30 Centimes pro Stück. Rechnet man einen jungen Rheinlachs auch nur zu 25 Centimes, so macht dies für 200,000 schon die Summe von 50,000 Fr. oder 13,330 Thlr. Durch eine jährliche Besetzung des Rheines mit 200,000 jungen Sämlingen bietet hiermit die Anstalt vollständigen Ersatz für die zu ihrer Unterhaltung verwendeten Ausgaben. Wenn nun gar die Anstalt dahin kommt, eine großartige Zuchtanstalt zu sein, so wird sie einen großen Theil ihres Laichs aus ihren eigenen Beständen entnehmen können und dadurch die Staatsbeihülfe unbeschadet des gemeinnützigen Zweckes, noch viel geringer sein können. (L'Alsacien.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 87. Speyer, Samstag, den 22. Juli 1871.

Fest-Prolog

zu Ehren der aus dem Felde zurückgekehrten bayerischen Truppen verfaßt und gesprochen auf dem
kgl. Hof- und National-Theater zu München
am 16. Juli 1871
von **Ernst Possart**, kgl. bayer. Hofschauspieler.

Wenn Gott der Herr, um für ein Volk zu zeugen,
So ungeheurer That Vollendung schafft,
Daß sich Jahrhunderte in Reihe beugen
Vor einem Hauche seiner Schöpferkraft:
Dann blickt der Mensch in ehrfurchtsbangem Schweigen
Empor zu jener höchsten Weltenmacht:
Ob das ersehnte Glück sein wahrhaft Eigen,
Ob es ein Traum, der ihm entgegenlacht?
Vollbracht sieht er durch des Geschickes Walten,
Was kommenden Geschlechtern vorbehalten.

Noch hören wir die Segenswünsche schallen,
Euch Scheidenden voll Inbrunst nachgesandt,
Noch tönt der Abschiedsgruß durch diese Hallen,
Der Schwur für König und für Vaterland;
Ein winzig Jahr: In ungezählten Siegen
Schlagt Ihr den Feind; die Stadt am Seinestrand
Sieht im Triumph Germania's Fahnen fliegen
Und den Cäsarenthron bricht Eure Hand;
Zwei Ländern sprengt Ihr hundertjähr'ge Ketten,
Dem deutschen Reich ein Brudervolk zu retten.

Nun kehrt Ihr heim, den Frieden uns zu geben! —
Heil Euch, die Ihr nach ächter Bayernart,
Im heil'gen Freiheitskampf mit Blut und Leben
Den Ruhm der höchsten Tapferkeit gewahrt.
Treu Eurem Wappenschild mit Löwenzügen
Schriebt Ihr es ein in der Geschichte Buch,
Daß Euer Heldenmuth von Sieg zu Siegen
Bavaria's schlachterprobte Fahnen trug!
Euch Löwen in dem Krieg sei denn im Frieden
Auch unsr'es Dankes Löwentheil beschieden.

Heil dem erlauchten Feldherrn, der die Krone
Des ersten Sieges Eurem Haupt bescheert,
Dem ritterlichen Hohenzollernsohne,
Dem Helden Heil von Weißenburg und Wörth!
Der mit dem Schwerte zweier Königreiche
Des Südens Hoffnung auf die Wahlstatt trug,
Und siegreich mit dem ersten deutschen Streiche
Den Drachen in der eignen Höhle schlug!
Dem Helden Friedrich Wilhelm kühn und hehr,
Des Reiches erstem Ritter Preis und Ehr'!

Doch zwiefach hohen Ruhm gilt es zu wahren,
Den Ruhm, der jener Königsthat gebührt,
Die mit Borussia's sieggewohnten Schaaren
Auch Bayerns Helden in den Kampf geführt.
Mehr als auf blut'gem Feld des Feindes Horden:
Ihr schlugt getreu in König Ludwig's Geist
Am Main die Brücke zwischen Süd und Norden,
Das ew'ge Band, das uns kein Feind zerreißt.
Mit deutscher Kraft auf deutschen Geistes Pfaden
Heißt Ludwig's Sieg: ein Sieg von Gottes Gnaden.

Dies Werk — nicht braucht es der Verklärung Zungen,
Noch Glanz und Schimmer von der Dichtung Strahl,
Was Ihr vereint dem deutschen Volk errungen
Ist in sich selbst ein hohes Ideal!
Nicht Würden können Ludwig's Glanz vermehren,
Vergänglich nicht sei Friedrich Wilhelm's Lohn,
Es ragt ein ewig Denkmal Euch zu Ehren
Im Hochgefühl der deutschen Nation:
Den Erstlingskranz der neuergrünten Eiche
Weiht Euch die Menschheit in dem jungen Reiche.

Und wenn des Friedens ernstbewußtes Walten
Mit Dauer krönt, was Kampf und Sturm vereint,
Dann wird zur Blüthe duftend sich entfalten,
Was frühlingsknospend heut' uns noch erscheint.
Und was Jahrhunderte geträumt, gesungen,
Des deutschen Reiches alte Herrlichkeit,
Dann wird sie Wahrheit, durch die That errungen,
Dann kehrt sie heim, die große goldne Zeit,
Wo Fürstenweisheit und der Völker Sitten
Den Sieg des ew'gen Friedens sich erstritten.

So grüßen wir die weihevollen Stunden,
Die heut' auf's Neu', in fürstlich hohem Sinn
Des deutschen Reiches Lieblinge verbunden,
Als dieses Festes herrlichsten Gewinn.
Ja, Ihr seid unser! Und vertrauend legen
Wir unser junges Glück in Eure Hand!
Heil Eurem Freundesbund! Mit heißem Segen
Krönt ihn das neu vereinte Vaterland!
Ludwig und Friedrich Wilhelm! Siegreich Paar,
Jung Deutschlands Hoffnung! Heil Euch immerdar!!

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker**.

(Fortsetzung.)

Im Hofe der Mühle, vor der ich stand, bellte jetzt der Kettenhund wüthend, während der Regen auf mich niederfloß. Die Unmöglichkeit, meine Führerin zurückrufen zu können, sah ich nachgerade ein und wandte mich somit an die Hausthüre. In demselben Augenblicke öffnete sie sich und eine Männerstimme fragte in die Nacht hinaus:

„Ist Jemand da? Wer ist da?"

„Ein Verirrter", sprach ich.

„Wie? Woher kommt man denn?"

„Von Annweiler und Schwanheim", antwortete ich, indem ich unter die Dachtraufe trat, um mich vor dem Regen zu schützen.

„Aber wohin will man denn?" fragte der Mann weiter.

„Ich wollte nach Dahn!"

„Das ist freilich noch weit bei dem Wetter."

Und damit schien der Mann wieder zurück in's Haus zu wollen.

„Aber kann ich da kein Obdach finden?" rief ich jetzt. „Ist Niemand von Erlenbach da?"

„Von Erlenbach? Allerdings. Nur herein jetzt in's Trockene."

Ich stand nicht an, alsbald der Einladung zu folgen, während der Mann in's Haus hinein nach Licht rief. Eine Magd erschien mit einer Lampe, welche ihren Schein auf meine nassen Kleider und die weiße Jacke des Müllers warf, der neben mir stand. Ehe noch weitere Reden gewechselt werden konnten, trat aus der Tiefe der Ganges, pustend und seine Aermel abstäubend, ein anderer Mann.

„Jetzt wäre ich fertig, und nun muß das Wetter losbrechen", sagte derselbe mit einer Stimme, die mir bekannt schien.

„Da ist Jemand", fing der Müller wieder an, „der nachfragt, ob kein Erlenbacher da sei."

Die Gestalt des Mannes trat näher. Es war Franz Stamm, Hedwigs Vetter, der natürlich ebenso erfreut, als erstaunt war, mich hier in der Bärenbrunner Mühle zwischen den Felsen von Schindhardt in der Einsamkeit des Gebirgs und unter den Schauern einer Gewitternacht zu finden. Er hatte mir bald erklärt, daß er Rücksichten halber auch manchmal auf der Bärenbrunner Mühle mahlen lasse, heute mit Getreide in diese Wildniß gefahren und nun fertig sei, so daß nur das Gewitter die Heimfahrt verzögere. In der Wohnstube konnte ich nun meine Kleider trocknen, bis das Gewitter ausgetobt hatte. Dann sträubte ich mich nicht, mit Franz heimzufahren. Hatte mich doch gleichsam das Schicksal ihm unversehens in die Hände geführt, — das Schicksal in Gestalt einer Zigeunerin.

Kaum hatte sich das Gewitter hinter die Felsen und Wälder verzogen, als ich auch schon neben Franz auf einem Charabanc saß, in dessen Wagenkorb die Mehlsäcke lagen. Das Mondlicht trat hie und da aus dem nacheilenden Gewölk hervor und beschien die abenteuerlichen Formen der Felsenriffe des Kahlenbergs, des Pferchfelds und Löffelbergs, durch deren Felsenfenster und Löcher der nächtliche Himmel auf Thal und Wald schaute, während uns das Pferd auf sandigem Wege aus diesen gewaltigen Steingerippen des Gebirgs hinaus auf die Straße bei Busenberg zog, wo der gigantische Drachenfels, der Heidenfels und Buhlstein uns begleiteten, bis wir in das freundliche Thälchen von Erlenbach einlenkten.

Wie muthete mich jetzt dessen sanfter Character heimisch an, nachdem ich so lange zwischen ungeheuerlichen Gebirgserscheinungen umher geirrt! Das Mondlicht glänzte auf dem Wiesengrund in tausend Tropfen, die Umrisse des Bärbelsteins traten malerisch hinter dem Dörfchen hervor, und wieder hämmerte es in meiner Brust, als wir den kurzen Weg von der Straße nach dem elterlichen Hause meines Freundes zurücklegten.

Man war noch wach innen, als wir langsam um die Ecke in den Hof fuhren. Klavieraccorde als Begleitung zu einem Duett tönten durch das Fenster und zwei liebliche Stimmen sangen mit tiefem Gefühl:

„Hoffnung flüstert
Mir still im Herzen:
Einst wird jeder Wunsch erhört!
Doch ich fühl' es,
Fühl' es mit Schmerzen:
Wer ihr traut, der ist bethört!"

Jetzt aber, bei dem Geräusch des Wagens kamen die Sängerinnen mit Licht heraus in den Hausflur. Die Schläge meines Herzens verdoppelten sich, als ich vortrat. Denn ich stand vor Amychen — und vor Hedwig, die in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit auf die Treppe getreten war. Hedwigs freudiger Ausruf bei meinem Anblicke, ihr holdes Erröthen ob der Ueberraschung, gab mir die glückliche Ueberzeugung, daß ich im Hause willkommen war.

Viertes Capitel.

In Wies und Wald.

Im wunderschönen Monat Mai, von dem die Dichter unaufhörlich singen, ohne daß das Lied von ihm je ausgesungen werden kann, an einem Morgen im Mai wachte ich auf in dem friedlichen Hause, das mir Abends vorher wieder seine gastlichen Thore geöffnet hatte. Mein Zimmer hatte zwei Fenster, eines gegen die Straße und gegen die Dorfwiesen hin und eines in den Garten. Ich öffnete die Fenster, frischer duftiger Maienhauch drang herein. Ich sah hinaus und jauchzte fast auf vor Freude. Vor mir lag das Wiesenthal des Erlenbachs, die Häuschen des Dorfes wie in Blüthen gebettet, denn alle, alle Bäume standen in weißem Flor, der nur den Weiden und Pappeln am Bach und bei der Mühle fehlte, die gerade vor meinen Augen lustig drauflos klapperte. Wo ich nur in der Nähe hinsah, glänzte Alles in den schönsten Farben des Frühlings, während von Norden und Westen her die gigantischen Felsen des Buhlsteins, Rödelsteins, der Heidenfels und die in den Sandstein geschrotete Burg Drachenfels gleich Ungeheuern der Vorzeit in den Frieden des Thals blickten. Das nächtliche Gewitter war wie ein Reinigungsbad über die reizende Frühlingslandschaft hingegangen, und die Sonne glänzte jetzt in Millionen Perlen, die über Wiesen und Bäume ausgestreut waren. Wie Schnee lag es auf dem Schlehdornzaun des Mühlgartens unten am Wege, wo Kinder Schlüsselblumen pflückten, während der Rain weiterhin von Maßliebchen übersäet war, — und auf den Wiesen nah und fern leuchteten wie

Goldklumpen im höchsten Farbenglanz die Schmalzblumen, als ob sich die Sonnenstrahlen in den grünen Grund eingewoben hätten.

Am Bache hin hoben sich blendend weiße Linnenstreifen von dem Sammt der Wiesen ab. Die kräftige Käthe ging dort auf und ab, laut singend, als wollte sie damit den Müllerburschen herauslocken, den ihr das Orakel der St. Thomasnacht als künftigen Mann verkündet hatte. Bald bückte sie sich nieder, um das Linnen zu glätten, bald lief sie mit der Gießkanne auf und ab und sang immer wieder mit überlauter Stimme, als ob sie's all' den Finken und Grasmücken in den Bäumen und Hecken zuvorthun wollte:

„Jetzunder fängt das Frühjahr an,
Ich geh' durch Wies und Wald,
Da steig' ich auf den Weidenbaum
Und fall' in's grüne Gras."

„Käth'!" rief es jetzt unten aus dem Hause hinüber, und ich erkannte die alte Nane an der Stimme. „Kommst Du denn nicht weiter! Wann bringst Du denn den Klee heim für die Milchkühe? Mach voran, Du Faule!"

„Ja! gleich!" schrie die Käthe herüber, so laut, daß man's selbst in der klappernden Mühle hören konnte. Aber der Mühlbursche ließ sich dennoch nicht herauslocken, wenn auch die Käthe noch einmal die Gießkanne im Bache füllte, indem sie sang:

„Ach, wenn es nur mein Schätzel wüßt',
Daß ich gefallen wär',
Da thät er gleich ein' weiten Sprung,
Bis daß er bei mir wär'."

Jetzt kicherten helle Stimmen hinter der Gartenmauer, ich konnte nur einen Streifen eines lichten Gewandes sehen. Rasch war ich am Fenster, das nach dem Garten ging und sah, daß Amychen und Hedwig über die Gartenmauer nach der singenden Magd hinüber schauten und wohl ihre Lust an deren Gebahren hatten. Blau- und weißblühender Flieder legte sich als duftiger Vorhang vor das Fenster, so daß ich von den Mädchen nicht gesehen ward, während ich ihnen zuschaute, wie sie einander auf die Käthe aufmerksam machten, welche noch immer nicht aus der Nähe der Mühle kommen konnte und also fortsang:

„Das Gäßle, das ich 'gangen bin,
Das Gäßle geh' ich noch,
Das Schätzel in der Mühle drinn',
Das Schätzel hab' ich noch."

„Käth'!" rief jetzt das Amychen hinüber.

„Was?" tönte es schallend herüber.

„Gib' Dir keine Müh', er ist nicht daheim, ist vorhin am Bach hinunter in's Dorf."

Eine kleine Weile dauerte es, dann sah man die Käthe mit dem Grastuche unter'm Arm und die Sichel in der Hand den Wiesenpfad hinan gegen die Kleeäcker gehen, wobei sie sang:

„Jetzt ist er 'gangen wanderen,
Ich wünsch' ihm Löcher in d' Schuh, —
Jetzt hab' ich wieder ein' Anderen,
's ist auch ein braver Bu'."

Die Mädchen unten an der Mauer lachten herzlich, und mir klang dieses Lachen an die Seele, wie der Sang der Amsel drüben in den Erlen, wie das Lied des Buchfinks, der dort auf dem höchsten Ast des blühenden Birnbaums saß im rothen Hochzeitskleide und seinen Jubel aus voller Brust herüber schmetterte. Jetzt wandten sich die beiden Mädchen wieder in die Mitte des Gartens zurück, indem sie um den Tisch unter dem Birnbaume Stühle und Fußschemel ordneten, da der Boden noch etwas feucht war. Hedwig verlor sich bald hinter den Rosenstöcken und den Syringenbüschen, auch Amychen bückte sich nach den würzig duftenden Gelbveigeln und Levkojen. Manchmal riefen sich die Mädchen etwas zu, hierauf sangen auch sie, erst die eine, dann die andere:

„Wo ist denn das Mädchen, das mich so lieb hat?
Es ist draußen im Garten, bricht Röslein ab.

Komm' zu mir in Garten, komm' zu mir in Klee,
Und klag' mir Dein' Jammer, und klag' mir Dein Weh.

Was soll ich Dir klagen, herztausiger Schatz?
Wir beide müssen scheiden und haben kein' Platz."

(Fortsetzung folgt.)

---

* Sicilien.

Von Dr. Eugen Jäger.

Die Gegend am Aetna.

(Fortsetzung.)

Der Krater, der sich natürlich stets verändert, ist ein weiter tiefer Schlund, von ungeheueren Lavawänden umgeben, die meist senkrecht in die Höhe ragen. Auf der dunklen Grundfläche wechselten rothe und weiße Streifen, besonders aber immer wiederkehrende Schwefelablagerungen. Der Boden dieses grausigen Schlundes war eine wilde, wüste Felsmasse, durch die vulcanischen Kräfte übereinander gethürmt; diese Lavablöcke, die sich gegenseitig in die Höhe getrieben hatten, sahen aus wie ein versteinertes Meer. Ueberall quollen mächtige Dampfwolken hervor, und der wechselnde Wind trieb sie bald gegen uns her, bald wieder von uns hinweg. Eigentlicher Rauch, das heißt mit feinen Kohlentheilen gemengte Dünste, war nicht zu bemerken. Was der Krater ausbließ, war Wasserdampf, mit Dämpfen von Salmiak und Schwefel vermengt. Wenn der Wind uns in diese Masse hüllte, so befanden wir uns in einer vollständigen Schwefelathmosphäre und mußten ihr stets mit Eile zu entrinnen suchen.

An vielen Stellen hätte man leicht in den Krater hineinsteigen können; denn der Boden und die Wände waren seit der letzten Eruption gänzlich erstarrt. Aber der Schnee, der theilweise die Wände bedeckte, war von unten her aufgethaut, während er von oben her noch gefroren erhalten wurde. Dadurch bildete sich eine dünne Decke, welche blos an wenigen Punkten den Boden berührte. Bei jedem Schritte abwärts hätte man durch diese Masse hindurchbrechen müssen, und außerdem war große Gefahr vorhanden, von den stets umher treibenden Schwefeldämpfen eingehüllt zu werden. Schon nach wenigen Minuten hätte dieß Be-

wußtlosigkeit und Erstickung zur Folge haben müssen. Auch das Umherwandern auf dem Kraterrande war uns durch den stets wechselnden Wind versagt.

Nach außen war der Rand des Kraters durch die unaufhörlich wirkenden und verändernden Kräfte bis weit hinab strahlenförmig geborsten und in den Spalten, aus denen überall Rauchwolken emporstiegen, hatten sich die schönsten Kristalle von Salmiak, Kupfersalzen und Schwefel gebildet. Auch der Bimsstein, der überall umher lag und in diesen Spalten zu Tage stand, war meist stark mit Schwefel durchdrungen. Das Aufsuchen schöner Stücke wird jedoch sehr durch die Hitze erschwert, welche in der Nähe solcher Spalten und besonders im Innern derselben herrscht. Die Schuhsohlen, die schon auf dem Marsche durch den feinen, scharfkantigen Sand und über die Schneefelder stark gelitten hatten, hätten solchen Angriffen nicht lange Widerstand leisten können.

Leider war die Aussicht vom Aetna, die zu den herrlichsten gehört, uns durch dicke Wolkenmassen verschlossen. Je mehr wir uns der Spitze des Berges genähert hatten, desto dichter zogen sich die Nebel um uns zusammen und bald standen wir mitten zwischen denselben, bald hatten sie sich tief unter uns gelagert. Nur gegen Osten war es heller, und wir sahen deutlich die weite, scharf in das Meer sich senkende Küste von Calabrien und den steilen Abfall von Ost-Sicilien mit dem hochliegenden Felsenneste Taormina. Aber gegen Südwesten und Norden war Alles versperrt durch die Wolkenwände, und besonders in dem naheliegenden Ochsenthal, dem wildesten Lavaschlund des Aetnas, hatten sie sich festgesetzt; von dort her zogen sie drohend gegen uns heran, oder ergossen sich eilig weithin über die Felsklippen der Lavaabhänge.

Es war jetzt ein Uhr Nachmittags. In der Frühe um 5 Uhr waren wir von Nicolosi aufgebrochen, hatten um ½9 Uhr die Maulthiere verlassen und waren um 11 Uhr bei der Casa inglese angelangt. Nach einer kleinen Rast daselbst waren wir um 12 Uhr auf dem Gipfel, so daß wir den ganzen Weg in 7 Stunden zurückgelegt hatten.

Das Hinabsteigen zur Casa inglese ging rasch von Statten. Lavatrümmer und Asche kamen bei jedem Schritte in Bewegung, und stets begleitet von dem rollenden Gepolter der einzelnen Stücke, ging es mit beschleunigter Geschwindigkeit abwärts. Als wir auf der ersten Terrasse angekommen waren, wendeten wir uns nach links, wo auf einer freien Fläche noch ein Stück Mauer und die Grundlinien eines ehemaligen Thurmes zu sehen sind. Das Volk nennt diese Ueberreste den Philosophen-Thurm; nach einer Ueberlieferung soll sich hier Empedokles, der Philosoph von Girgenti, aufgehalten haben, ehe er als Sohn der Götter seinen Tod im Aetna gesucht hat; nach Andern aber habe Kaiser Hadrian diesen Thurm errichten lassen, als er auf seiner langjährigen Reise durch das römische Reich vom Aetna aus den Sonnenaufgang habe sehen wollen. Das Mauerwerk ist mit Mörtel zusammengefügt, und könnte in seiner gegenwärtigen Gestalt wohl römischen Ursprungs sein.

Das Ochsenthal, val de' buoi, das von hier aus sich nach Osten zieht, konnten wir leider wegen der Nebel, die uns auf Schritt und Tritt umgaben, nicht besuchen. Es ist ein schauerlicher, etwa 4000 Fuß tief senkrecht abfallender Lavaschlund, der in einer Erstreckung von mehreren Miglien bei der Eruption von 1669 aufgerissen wurde und eine öde, von zackigen, schroffen Wänden gebildete Wildniß vorstellt. Es ist blos vom Fuße der Ostseite des Aetnas her zugänglich. Bei dem Wege an der Ostküste hin kann man in das Thal hineinblicken, ist aber doch zu weit entfernt, um Näheres wahrnehmen zu können.

Das erste organische Wesen, das uns bei dem Hinabsteigen begegnete, war der Senecio Etnensis, der als kleines verkrüppeltes Pflänzchen im schwarzen Lavasand sein kümmerliches Dasein fristet. Endlich hatten wir die unbarmherzigen Nebel hinter uns, und immer deutlicher erschienen die herrlichen Landschaften zu unsern Füßen. Vor uns lag Catania, und wir konnten deutlich die langen Häuserreihen erkennen, die sich gegen den Aetna hin erstreckten, die vielen Ortschaften, welche den südlichen Abhang des Berges bedecken und die kleinen Vulcänchen, die zu den verschiedensten Zeiten sich aus den Eingeweiden der Erde erhoben haben. Manche derselben sind ganz klein und ihr Krater hat kaum einige Meter im Durchmesser, während wieder andere kleine Gebirge bilden, bald in der regelmäßigsten Kegelform, bald furchtbar auseinander gespalten und zerrissen.

Leider konnte der Blick, nachdem wir wieder die Maulthiere erstiegen hatten, nicht mehr mit der erwünschten Muse auf diesen herrlichen Bildern weilen. Das beschwerliche Abwärtsreiten auf dem Gerölle und in den steilen Schluchten und Spalten der Lavamassen, sowie in den halsbrecherischen Wasserrissen nahm alle Aufmerksamkeit in Anspruch. Gegen 5 Uhr waren wir wieder in Nicolosi angekommen und erholten uns nach der immerhin nicht unbedeutenden Anstrengung einer Aetna-Ersteigung bei einem Mahle, dessen Reichhaltigkeit unserem mitgebrachten Appetit entsprach.

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

(Dreisilbig.)

Der ersten Beiden bunte Pracht
Dir jetzt allorts entgegen lacht!
Und manche Dritte, schattig kühl,
Des müden Wandrers lockend Ziel —
Erglänzt in ihrem Farbenschein,
Und ladet dich zur Ruhe ein.
Der Mann, den dir mein Ganzes nennt,
Im Deutschen Land ihn Jeder kennt,
In Bayerns Stadt nahm jüngst er wahr,
Wie man dort ehrt' die Heldenschaar. tz.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 88. Speyer, Dienstag, den 25. Juli 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Eigenthümlich, wehmüthig, fast schmerzlich berührt von dem kunstlosen Volksliede lehnte ich jetzt am Fenster, während Hedwig einige Zeit meinen Blicken durch Gebüsch verhüllt war. Ich hörte nur ihre Stimme, da sie leise vor sich hinsummte, was Amychen lauter sang. Plötzlich aber trat ihre Gestalt mir gerade gegenüber und zwar so, daß ihr Antlitz zu mir empor gerichtet war. Rasch verbeugte ich mich, was sie lächelnd erwiderte.

„Fürchten Sie nicht, Fräulein Hedwig", fragte ich, mich über das Gesims beugend, „so frühe im Garten nach der Gewitternacht sich erkälten zu können?"

„Ach, es ist ja ein wunderschöner, sonniger Morgen", erwiderte sie. „Wir auf dem Lande sind nicht so verzärtelt und wagen uns schon heraus."

„Fast klingt das wie ein Vorwurf, dem ich mich nicht aussetzen möchte", sagte ich in heiterem Tone. „Haben Sie nichts gegen mein Kommen, so würde ich bald an Ihrer Seite sein."

„Sie sollen willkommen sein", sprach sie unbefangen, setzte aber gleich hinzu: „denn das Frühstück wartet auf Sie!"

„Ah so, da bitte ich um Entschuldigung", rief ich noch und eilte dann an die Treppe, die hinunter in den Hausflur führte. An dem Wohngemach vorüberkommend, machte ich noch der Frau Räthin mein Compliment. Die Thüre stand offen, das freundliche, tapezirte Gemach war mit feinem weißen Sande bestreut, große Büsche von Syringen und Goldlack in schönen Vasen auf Tisch und Pult verbreiteten einen herrlichen Wohlgeruch. Die Matrone saß am Pulte vor einer Menge Papiere. Als sie mich bemerkte, nahm sie die Brille ab und kam mir entgegen.

Nach den gewöhnlichen Fragen, ob ich wohl geschlafen, ob mir die verflossene Wetternacht nicht geschadet und so weiter, entschuldigte sie sich, daß sie den Kaffee schon früher getrunken, also dem Frühstücke unter dem Birnbaume draußen nicht beiwohnen könne; der leidige Prozeß mit dem Staate, den ihr der selige Rath wegen der Waldenburg'schen Wälder hinterlassen, verdamme sie dazu, viel in alten Papieren kramen zu müssen. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß der verstorbene Gemahl der Matrone während der Revolution bei dem letzten Herrn v. Waldenburg auf Berwartstein Gerichtsrath gewesen und von diesem die großen Wälder in der Gegend erworben habe, deren rechtlicher Besitz nun durch den Staat bestritten werde, was zu einem langjährigen Prozesse geführt habe. Die alte Dame erklärte mir, daß ihr mein Familienname aufgefallen sei, und wenn ich auch kein Verwandter der ausgestorbenen Freiherrn sein könne, habe sie doch des Namens wegen sogleich Theilnahme für mich empfunden, als sie durch ihren Sohn Franz, — der den Geschäften auf den Feldern nachgehe und also mir auch keine Gesellschaft für den Morgen leisten könne, — von mir gehört hatte. Ich empfand großen Dank für ihr freundliches Interesse an meiner Person und bat, sich durch meine Anwesenheit nur nicht stören zu lassen. Und als sie nun hinzusetzte: „Sie müssen sich schon für einige Stunden mit den Mädchen unterhalten, — Hedwig und ihre Freundin, Schulmeisters Amychen, warten Ihrer im Garten!" da war ich auch schon bereit, dahin zu eilen, wo ich die Mädchen finden sollte. Und rasch war ich bei denselben.

Unter dem blühenden Birnbaum, von dem der rothbrüstige Fink sein hohes Lied in den Morgen hineinjubelte, ward nun zu Dreien ein Mahl gehalten, wie ich es bis dahin noch nie genossen hatte. Ob der Kaffee so ausgezeichnet, die Butter so vortrefflich, der Honig so ungemein süß war, daß ich an der Tafel der Götter zu sitzen meinte! O, es hätte Alles sehr mittelmäßig sein können, und es wäre mir doch Nectar und Ambrosia gewesen, da es von dem feinen, weißen Händchen gereicht wurde und da ihr tiefblaues, von langen Wimpern verschleiertes Auge weihend über dem Tische weilte. Der Biene, die dorten in dem Kelche der Lilie schwelgte, konnte es nicht wohliger zu Muthe sein, als mir. Die ganze Welt war vergessen, — für mich war der Tisch, an welchem wir saßen, der Garten, der uns umblühte, das friedliche Thälchen am Fuße des Berwartsteins die schönste reichste Welt. Die reine innere Lust, welche mich erfüllte, ward zur äußeren Heiterkeit, die selbst Amychens Befangenheit verscheuchte, so daß wir bald wie drei Kinder in harmloser Freude lachten und scherzten.

Manchmal öffnete die alte Nane das Küchenfenster und rief irgend etwas heraus, worauf bald Hedwig,

bald Ammchen sprang, um eine Tasse in Empfang zu nehmen oder ein Rahmtöpfchen zuzutragen. Sonst störte uns nichts, nicht einmal eine in mir auftauchende Erinnerung oder ein böser Gedanke.

Keines von uns hatte Lust, das Frühstück besonders zu beschleunigen. Endlich aber sprang Hedwig auf, einem prächtigen Trauermantel nach, der graziös und mit leichtem Eulenflug um die Blumenbeete schwebte. Als ob der Schmetterling wisse, daß er nicht gefangen, sondern nur betrachtet werden solle, wiegte er sich kokett auf den Blumenkelchen und that dem schönen Mädchen öfter den Gefallen, länger still zu sitzen, um in seiner Farbenpracht bewundert zu werden. Jetzt weilte er wieder auf einer hochrothen Tulpe. Hedwig winkte leise, und ich schlich mich an ihre Seite.

„Soll ich Ihnen den schmucken Burschen fangen?“ fragte ich flüsternd, um ihn nicht zu verscheuchen.

„Ach nein!“ wisperte sie, und ihr weißes Händchen legte sich für einen Augenblick auf meinen Arm, als ob sie diesen zurückhalten wolle. „Lassen Sie ihn doch sich seines kurzen Lebens freuen.“

Nur um ihr Händchen noch länger auf meinen Arm zu bannen, that ich, als wolle ich dem koketten Insect dennoch an die Freiheit.

„Nein! nein! berühren Sie ihn nicht!“ bat sie jetzt flehentlicher. „Sie streifen ihm den Farbenduft ab. Wie können Sie dem armen Thierchen seine Freiheit mißgönnen? Ach, Ihre Grausamkeit verräth Ihren Stand!“

„Nun, Ihre Fürbitte rettet ihn!“ sagte ich ablassend. „Aber sehen Sie da die Kohlmeise, wie sie gierig vom Ast blickt. Geben Sie Acht, Ihr Schützling hat an dem Vogel da einen grimmigeren Feind als mich!“

Aengstlich blickte Hedwig auf, der gelbgrüne Vogel rückte lüstern näher, und als der Schmetterling aufflog, stürzte sich die Kohlmeise flatternd auf ihn los. Hedwig sprang jedoch mit ihrem Tuche dazwischen und scheuchte den geflügelten Wegelagerer mit aufgeregter Miene und lebhaften Bewegungen zurück. Der Schmetterling war für den Augenblick gerettet und schwebte nun über die Gartenmauer; aber der lüsterne Vogel folgte ihm vorsichtig, und Hedwig machte selbst die Bemerkung, daß sie ihn seinem Schicksale überlassen müsse, was sie fast traurig machte. Erst meine Bewunderung der blühenden Anemonen, der Narzissen und Tulpen, der dreifarbigen Stiefmütterchen und anderer Pfleglinge ihrer Hand beruhigte sie wieder, indem ihre Aufmerksamkeit auf ihre Lieblingsblumen gerichtet wurde, die sie mir nun zeigte. Dann führte sie mich zu ihren Rosen, die erst in schwachen Knospen standen.

„Ach, das wird Ihnen gefallen, wenn einmal alle meine Rosen blühen!“ sagte sie jetzt.

„Zur Rosenzeit werde ich längst nicht mehr hier sein!“ antwortete ich jetzt.

„Nicht?“ fragte sie fast betroffen.

„Nein, mein Urlaub läuft leider in wenigen Tagen schon ab!“

„Nimmt man denn das so streng? Sie werden aber doch wieder kommen?“

„Ach, wenn es von mir abhinge, würde ich gleich da bleiben.“

Sie stand jetzt nachdenklich, ihre Augen sahen wie verloren über den Garten hin. Mit einem Male warf sie das Köpfchen auf, ihre tiefblauen Augen richteten sich unter den langen Wimpern hervor auf mich, und nun sprach sie:

„Wenn Sie so kurze Zeit bei uns verweilen wollen, müssen wir die flüchtigen Stunden benützen. Kommen Sie, kommen Sie:

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

So summend eilte Hedwig mit schwebendem Schritte vor mir her. Meine Augen hingen an ihrer holden Gestalt mit innigem Wohlgefallen, auch dann noch, als sie mit Bewegungen voll natürlicher Anmuth mit Ammchen den Tisch abräumte und das übrig gebliebene Brot rasch in kleine Stückchen schnitt.

„Die Brosamen auf dem Rasen sind für unsern guten Freund da oben auf dem Birnbaum, für den Buchfink, der uns alle Morgen wachtrompetet. Das geschnittene Brot aber ist für unsere geflügelten und vierbeinigen Hausgenossen. Kommen Sie in den Hof und sehen Sie, wie zutraulich die Thierchen sind.“

Damit hüpfte sie wieder vor mir her durch die Gartenthüre in den weiten Hof, der warm von der Sonne beschienen vor uns lag. Ein graues Kätzchen schlich über das von der Haustreppe her führende Trottoir und rieb die geschmeidigen Glieder zärtlich an Hedwigs Rocksaum. Von allen Seiten aber liefen wackelnde Gänse, watschelnde Enten, springende Hennen und Küchlein, zwei stattliche Hähne, und vom Taubenschlag des Scheunengiebels flogen sanfte Tauben herbei, als sich Hedwigs Gestalt im Hof zeigte. Es gackerte, piepte, schrie in allen Tonarten, und dazu klang Hedwigs liebliches Lachen, als sie dem Federvieh das zerstückelte Brot vorwarf und sich Alle drauf losstürzten.

„Wie sie thun“, sagte das Mädchen zu mir, „als ob sie ausgehungert wären.“

Dann bückte sie sich und streichelte einzelne Lieblinge mit der weißen Hand, während ein Täubchen mit schillerndem Kragen auf Hedwigs Arm flog. Nun streichelte ich selbst das zarte Thierchen, das so sanft und anmuthig um sich sah.

„Welch' ein Reiz in dieser harmlosen Zutraulichkeit des schönen Geschöpfs“, sagte ich. „Es ist ganz von Anmuth und Liebenswürdigkeit übergossen, dieses sanfte Täubchen.“

„Das sind auch ihre einzigen Waffen“, erwiderte Hedwig und drängte das Thierchen von ihrer Hand, da sich jetzt ihr größter Liebling, ein weißes Lämmchen, mit drolligen Sprüngen nahte.

Sie herzte das glückliche Wesen und hob es auf ihren Arm. Ich konnte nicht anders, ich mußte es gleich darauf auch umschließen und an meine Brust

drücken, so daß die weiche Wolle, welche eben noch ihre Wange berührt hatte, auch die meinige kitzelte. Dann aber wehrte sich das Lämmchen und sprang von meinem Arm auf den Boden unter die geflügelte Schaar hinein.

„Nicht wahr, es ist ein herziges Ding?“ fragte Hedwig mit strahlendem Blicke.

„Ach, ein liebes Geschöpf, ich könnte fast traurig werden, daß es sich gegen meine Liebkosungen wehrte!“ antwortete ich, und Hedwig entschuldigte ihr Lämmchen:

„Es ist noch nicht an Sie gewöhnt! Nun darf es aber mit uns auf die Wiesen!“

Ammchen war eben mit zwei Gießkannen aus dem Hause gekommen und reichte die zierlichere, grünangestrichene Hedwig. Diese sagte jetzt heiter:

„Kommen Sie auf die Bleiche! Da können Sie Blumen pflücken und mein Lämmchen weiden sehen!“

(Fortsetzung folgt.)

* Sicilien.

Von Dr. **Eugen Jäger.**

Die Gegend am Aetna.

(Fortsetzung.)

Im Allgemeinen ist der Aetna nicht viel schwieriger zu ersteigen, als der Vesuv. Ist es Sommer, so kann man ja bis zur Casa inglese reiten und hat von dort noch eine Stunde bis zum Krater; ebenso reitet man beim Vesuv in das sogenannte Atrio di cavallo, eine große Einsenkung hinter der alten Kraterwand des Monte Somma und kann von dort ebenfalls in einer Stunde den Gipfel erreichen. Freilich reitet es sich leichter und schneller den kleinen Vesuv hinauf, wo der Weg gar nicht zu fehlen ist und stets im besten Zustande erhalten wird, während beim Aetna der eigentliche Weg blos bis zum Waldhaus führt und von dort nur schwache Spuren des Maulthierpfades zu entdecken sind. Das Ersteigen des Vesuv wird noch dadurch erleichtert, daß auf dem eigentlichen Kegel des Vulcans die Lavablöcke zu einer Art Fußweg zusammen gelegt sind, und man daher nicht so dem fortwährenden Zurückrutschen ausgesetzt ist, wie am Aetna. Doch ist der letzte Theil des Vesuvs, der eigentliche Aschenkegel, der durch die fortwährend ausgeworfene äußerst feine Asche sich bildet, nur mit ungeheuerer Mühe zu erklettern, und diese kleine Strecke erfordert fast eben so viel Anstrengung als der ganze Weg. Selbst passionirten Bergsteigern möchte ich rathen, beim Aetna den ersten Theil auf dem Maulthiere zurückzulegen; das Steigen in der verdünnten Luft auf dieser bedeutenden Höhe über der Meeresfläche strengt Brust und Lunge ohnedieß stark genug an und ermüdet mehr als man glaubt.

Noch galt es aber mit den Führern in die Reihe zu kommen. Doctor Gemellaro hat sie zwar an eine bestimmte Taxe gewöhnt, die auch vollständig hinreichend ist. Trotzdem kommen sie dann noch mit unzähligen Nachforderungen, und je freundlicher man sie vorher behandelt hat, desto mehr halten sie sich dazu berechtigt, einen Fremden auszubeuten. Dabei ergingen sie sich in hyperbolischen Versicherungen über die Freigebigkeit Sämmtlicher, die bereits vor uns den Berg erstiegen hätten. Als uns die Sache doch endlich zu arg wurde, und Alles nicht hinreichte, ihre offenen Hände zu schließen und die Schlingel aus dem Zimmer zu bringen, da warf ich ihnen das geflügelte Wort in die verblüfften Gesichter: Siete tutti ladri, „Ihr seid alle Spitzbuben!“ Dieses wirkte, sie sahen ein, daß sie zu weit gegangen waren und ließen uns in Ruhe.

Den nächsten Morgen machten wir noch einmal dem liebenswürdigen Doctor Gemellaro unsern Besuch. Er besitzt eine sehr reichhaltige Sammlung von Mineralien der Aetnagegend, und Vieles darunter ist auch für Nichtgeologen von Interesse. Gern wird man dem freundlichen Herrn Etwas übergeben zum Unterhalt der Casa inglese. Leider ist er schon ziemlich bejahrt, und es wird wohl bald eine Zeit kommen, wo nicht mehr so viel Ordnung am Aetna herrscht und die Fremden schutzlos den Zudringlichkeiten und Ueberforderungen der Führer preisgegeben sein wird; denn bis jetzt scheint der alte Herr noch keinen Nachfolger zu haben, der seine Stelle als „Wächter am Aetna“ einnehmen könnte.

Am Morgen nach der Aetnabesteigung wanderten wir durch die herrlichste Gegend nach der Küste. Auf einer sehr gut erhaltenen Straße, die stets am Abhange des Berges und zwischen den kleinen Eruptivkegeln hindurch führt, auch mehrere Lavaströme durchbricht, gelangt man rasch von Dorf zu Dorf und wer nach der Entfernung frägt, erhält zur Antwort: una camminata, ein Spaziergang. Stets hat man dabei den Seitenblick auf den Aetna, dessen herrlich abfallende Linie in riesiger Erhabenheit die Gegend beherrscht. Das Land ist mit außerordentlichem Fleiße angebaut, und die Bevölkerung wohnt hier sehr dicht zusammen. Zeuge dessen ist die große Anzahl wohlhabender Ortschaften, welche sich gegen Süden, gegen Westen und gegen die Küste hin auf dem Aetnaabhang angesiedelt haben. Die Hauptursache liegt neben der hohen Fruchtbarkeit der vulcanischen Gegend besonders in der Vertheilung von Grund und Boden; nirgends in Sicilien gibt es eine größere Anzahl von kleinen Bauerngütern als am Aetna, und so wohnt hier eine viertel Million Menschen auf einer Oberfläche von kaum 20 Quadratmeilen; nirgends ist aber auch die Sicherheit für Reisende und Bevölkerung größer als hier, und schon dieser Umstand könnte die Aufmerksamkeit der Regierung auf den eigentlichen Kernpunkt der sicilianischen Frage hinweisen. Für Sicilien liegt die sociale Frage und deren Beantwortung darin, daß man auf dem Wege der Gesetzgebung für die Verkleinerung des großen Grundbesitzes, für dessen Vertheilung unter selbstständige, freie Bauern sorge, sowie für Mannichfaltigkeit der Beschäftigungen durch Hebung von Industrie und Gewerbe. Der Besitz von Eigenthum erzeugt die Achtung vor dem Eigenthum Anderer und daher ist die Aetnagegend noch nie, oder nur höchst selten der Schauplatz von Räuberbanden gewesen.

Die Namen der Ortschaften erinnern uns, daß wir auf altem classischen Boden wandern; schon vor Homers Zeiten kamen griechische Seefahrer hierher. Wenigstens sieben Dörfer und Städtchen in dieser Gegend beginnen mit dem Namen: „Aci" und rufen uns die Mythe von der Nymphe Galathea und dem schönen Schäfer Acis in das Gedächtniß, welche hier in den Küstenhainen ihrer Liebe lebten. Endlich aber zerstörte der Riese Polyphemos, den die Nymphe verschmäht hatte, beider Verhältnisse; er überraschte sie einst und zerschmetterte den zärtlichen Schäfer unter einem Felsblock. Aber die Nymphe verwandelte sein hervorquellendes Blut in einen frisch sprudelnden Bach, in dessen Fluthen sie ihren Aufenthalt nahm.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Hermanns-Denkmal.

Der Bundesrath hat in der Sitzung vom 11. Mai d. Js. beschlossen, im Hinblick auf den fast einstimmigen Beschluß des Reichstages vom 5. Mai ds. Js., betreffend die Petition des Vereins für das Hermanns-Denkmal, den Reichskanzler zu ersuchen, in geeigneter Weise nähere Erkundigungen über den Stand der Sache und die Lage der Verhältnisse einziehen zu wollen. In Folge dessen ist der königlich preußische Geheime Baurath Giersberg mit der Berichterstattung über das von dem Bildhauer v. Bandel im Teutoburger Walde errichtete Hermanns-Denkmal beauftragt worden.

Nach dem desfallsigen Bericht ist der in Sandsteinquadern hergestellte Unterbau auf dem bei Detmold gelegenen Berge Grotenburg, 800 Fuß über der Ebene, seit dem Jahre 1846 vollendet. Die Kosten dieses Baues beliefen sich bis dahin auf 46,281 Thlr., welche von den Vereinen in Detmold aufgebracht worden sind. Der massive Unterbau hat eine Höhe von 92' bayerisch oder 85½' preuß. Maß. Dieses Bauwerk, das seit seinem 25jährigen Bestehen eine gute Probe seiner Solidität abgegeben hat, zeigt nur wenige unerhebliche Mängel, deren Beseitigung mit geringen Kosten (300 Thlr.) erreicht werden kann.

Auf dem Unterbau soll die Figur Hermanns, nach dem in Gips ausgeführten Modelle in Kupfer getrieben, aufgestellt werden. Der Detmolder Verein hat seit 1862 die Förderung der Arbeiten zur Vollendung des Denkmals, namentlich der Herstellung der Statue von Kupfer und des für den inneren Halt derselben erforderlichen Eisengerüstes, in die Hand genommen. Die über dieses letztere vorliegenden Pläne und Vorschläge sind als eben so sinnreich und tüchtig anerkannt worden. Die einzelnen Theile der in Kupfer getriebenen, im Neunfachen der natürlichen Größe hergestellten Figur sind im Wesentlichen vollendet, ebenso die Eisentheile des inneren Gerüstes.

Die Kosten für Vollendung des Standbildes sind zu 34,208 Thaler berechnet und es werden, nachdem von dem Vereine zu Hannover für die eben genannten Metallarbeiten 18,354 Thaler aufgebracht worden sind, noch 15,854 Thaler fehlen. Die Kosten würden sich noch vermehrt haben, wenn nicht durch die Liberalität der Fürstlich lippischen Regierung aus den Landesforsten das zur Herstellung des Zimmergerüstes, in welchem die Metalltheile des Standbildes bis zur Höhe des Kuppelkranzes gehoben werden sollen, erforderliche Holz gratis verabfolgt worden wäre. Die Kosten der noch erforderlichen Arbeiten bis zur gänzlichen Vollendung des Monuments werden sich voraussichtlich auf 15,300 Thaler belaufen, und es wären demnach, da der Verein für das Hermanns-Denkmal zu Detmold über eine Summe von 5300 Thaler verfügt, zur Herstellung des Monuments noch weitere 10,000 Thaler erforderlich. Die Gesammtkosten des Denkmals würden sich hiernach auf ungefähr 80,000 Thaler belaufen. Die Herstellung desselben zu diesem verhältnißmäßig geringen Kostenbetrage ist hauptsächlich dadurch ermöglicht, daß der Bildhauer v. Bandel seine eigenen Leistungen bisher kostenfrei zur Verfügung gestellt hat.

Nach Anhörung des Ausschusses für Rechnungswesen hat der Bundesrath in der Sitzung vom 9. Juli d. J. beschlossen, die Bundesregierungen zu ersuchen, sich dahin einverstanden zu erklären, daß die zur Vollendung des Hermanns-Denkmals im Teutoburger Walde erforderlichen 10,000 Thlr. aus Reichsmitteln bezahlt werden und ihre Erklärungen in möglichster Bälde dem Reichskanzler-Amte abzugeben. (Reichs-Anz.)

Miscellen.

* Unter dem Titel „Kriegslyrik" fällt ein Mitarbeiter der N. Fr. Pr. ein herbes, aber sicher treffendes Urtheil über die Sündfluth von Poesie, mit welcher der verflossene Krieg Deutschland überschwemmt hat. Er schreibt: „He is rhymer, but no poet", so soll Milton's kurzes Urtheil über die Fähigkeit des jungen Dryden gelautet haben. Wie oft war man versucht, mit diesem Richterspruche Nummer Eins bis Neunundneunzig aus der unabsehbaren Schaar deutscher Barden zu kennzeichnen, die seit dem Juli vorigen Jahres zu der Fahne der kriegerischen Poesie schworen! Der Hundertste erst war ein Dichter von Gottes Gnaden, und vielleicht ist selbst diese Rechnung noch zu hoch gegriffen. Zwar die Lieder, welche uns Freiligrath gesungen, werden noch lange im Herzen des Volkes nachhallen, und die männlichen Verse von Julius Grosse haben ein gleiches Anrecht auf unsere Erinnerung; aber von der übrigen poetischen Waare, welche diese bewegte Zeit erzeugte, fuhr so manches Stück selbst unter berühmter Flagge, das wir ohne Bedauern auf der Reise von dem Autoren-Schreibpulte bis zum Buchhändlerladen hätten versinken sehen mögen. Wohl vermögen Kunst und Routine viel, und kleinen Gegenständen können auch kleine Mittel genügen, aber vom Theetische des warmen behaglichen Zimmers aus, die friedliche Pfeife im Munde, vom würdevollen Schlafrock geschützt, das Gewühl der männermordenden Feldschlacht, das Grauen des tausendfachen Todes, die Fanfaren schwer errungenen Sieges und das stille Sehnen klopfender Heldenherzen: all Dieß Zug um Zug in Schrift zu bannen, mag sich Jeder dreimal besinnen, dreimal aber, das Geschriebene der Welt zu schenken.

Räthsel.

Vom Mütterchen, das längst begraben ward
Mich tragend als das letzte Angedenken,
Stand an dem Traualtar ein Mägdlein zart,
Nicht ahnend, wie sich die Geschicke lenken.

Sie sah nur Dornen auf den Weg gestreut
Und hatte schwer und vielfach auch zu tragen,
Denn, eh' der Jahre viertes sich erneut',
Mußt' sie des Gatten frühen Tod beklagen.

Doch blühte ihr ein Trost und wuchs heran,
Ein Söhnepaar frisch, wie die jungen Eichen;
Da kam der Krieg und rief von stiller Bahn,
Vom Mutterherzen sie zum blut'gen Reigen.

Die Mutter lag vor mir mit feuchtem Blick
Und ließ zum Schlachtfeld die Gebete eilen —
Nur Einer kehrt' mit mir als Held zurück,
Der And're mußte mich mit Vielen theilen.

Auflösung der Charade

in Nr. 84: Fingerhut, in Nr. 88: Blumenthal.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 89. Speyer, Donnerstag, den 27. Juli 1871.

Zeitgedichte.

* **Geleitswort**

zu dem Sr. Maj. dem Könige von Bayern gewidmeten Werke: „Gedenktafeln mit den Portraits und Biographieen der im Kriege gegen Frankreich gefallenen bayerischen Offiziere."

Da schauen sie euch an, so frisch und froh,
So still und ernst, als wie voreinst im Leben,
Das ihnen allzu frühe schon entfloh,
Für's große Vaterland dahin gegeben.
O die ihr mitgekämpft den ries'gen Streit,
Betrachtet in der Ehrfurcht heil'gem Licht
Dies Todtenbild, und ehrt es allezeit! —
Vergeßt die lieben Kameraden nicht!

Erhabner König, sieh' auch Du sie an
Mit Deines Dankes wehmuthsvollen Blicken!
Wie hat's auch Deinem Herzen wehgethan,
So viele Helden in den Tod zu schicken! —
O Bayernland, wo ist ein deutsches Heer,
Deß' Stirn der Lorbeer reicher noch umflicht?
Bei der Lebend'gen heitrer Wiederkehr —
Vergiß die Opfer Deiner Todten nicht!

Und ach, ihr Väter, Mütter und ihr Frau'n!
Ihr Kinder, Brüder, Schwestern und ihr Bräute!
Dürft ihr nur auf dem Bild den Liebsten schau'n
Jetzt bei der Heimkehr Jubel und Geläute —
O weint nur der Ergebung Thränen d'rein,
Ob eure Herzen auch ein Schwert durchsticht!
Gleich euren Todten wollet Helden sein!
Vergeßt zum Vaterland die Liebe nicht!

Oscar von Redwitz.

---

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Und mit heiterer Geschäftigkeit ging Hedwig wieder vor mir her über den Weg, die blühende Schlehdornhecke entlang, an der ihr Lämmchen naschte, und dann auf einem Steg über den Mühlkanal an den breiteren seichten Bach, der sich zwischen den Weiden, Pappeln und Erlen das Thälchen hinunter durch das Dorf zog. Ich bemerkte, daß dorten wieder ein etwas schwanker Steg zu passiren war, und war auch in demselben Augenblick, wo die Mädchen das Brett betreten wollten, mit einem behenden Sprung am andern Bachufer mitten in dem glänzend gelben Teppich der Wiesenblumen. So betrat ich von der entgegengesetzten Seite den schwankenden Steg und brachte ihn mit Fleiß etwas in schaukelnde Bewegung, damit den Mädchen meine zur Stütze dargebrachte Hand um so willkommener erscheine.

Amychen hatte sich zuerst herüber gewagt, — das schlanke Mädchen war mit ziemlich sicherem Schritt an das Bachgestade gelangt, das ich behauptete. Nun aber trat ich etwas weiter auf das Brett hinein, so daß es sich in der Mitte tief niederbog. Hedwig ging mit vorsichtiger Befangenheit, gleichsam mit lächelnder Angst vor.

„Ach! ach, ach!" kam von ihren Lippen, indem sie, ohne sich zu zieren, rasch meine dargereichte Hand ergriff, die ich nun über ihren Fingern als über süßer Beute schloß.

„Fürchten Sie sich nicht, Fräulein", sagte ich und trat noch so weit zurück, daß das Brett emporschnellte und Hedwig unwillkürlich in meinen bereitgehaltenen Arm sank, der in seliger Zuckung sich um ihre Gestalt schloß und das Mädchen leicht in das blumige Gras herüberschwang.

Es war nur das Werk eines Augenblicks und meine Hülfe dem erröthenden Mädchen durch die Noth aufgezwungen. Verschämt eilte sie jetzt von mir weg zu Amychen, während ihr Lämmchen leicht über den schwanken Steg schritt. Ich hatte nun weiter nichts zu thun, als zuzuschauen, wie die beiden Mädchen Wasser am Bach schöpften und dann leichtfüßig an den Linnenstreifen hinliefen, um sie in der Sonne zu begießen, wobei das Lamm seiner schönen Herrin auf Schritt und Tritt nachlief in den grünen Pfaden zwischen den Linnen.

Es war ein ungemein freundlicher Anblick in der grünen, blühenden Welt ringsum. Da fehlte nichts zu einer reizenden Geßner'schen Idylle, — ein saftiger in Grün, Weiß und Gold schimmernder Wiesengrund am Weidengestade des Bachs hinter dem Dorfe, sanft ansteigende grünende Feldfluren von den Halden der Bergwälder umfaßt, über welche phantastische Felsengrate und Hörner hereinschauten, eine rauschende Mühle, warmer Sonnenschein über Allem, sogar das blöckende unentbehrliche Lämmchen fehlte nicht. Nur waren die beiden schönen Mädchen dorten keine Doris, keine Daphne und Chloe, sondern sahen mit ihren

leichtgeschürzten Gewandsäumen und den zurückgestülpten Aermeln, während ihres lieblichen leichten Geschäftes, viel holder und anmuthiger aus, als je eine Geßner'sche Schäferin mit zuckersüßen Reden und Blicken; und ich selbst war eben auch kein rosenrother, sentimentaler Schäfer, sondern ein freudig angeregter junger Mann, dem es inmitten der maienfrischen Natur umher unendlich wohl war, wohler als es ihm je im glänzendsten Salon der Residenz gewesen.

Jedoch, ich gedachte nicht der Salons und ihrer conventionellen Welt, während ich dorten am blühenden Bachsaume saß, bald den Mädchen die Kannen im Bach füllte, bald ihnen mit leuchtenden Blicken nachsah, wie sie scherzend ihre Arbeit verrichteten. Um die Zinnen des Bewartsteins hinterm Dorfe kreiste der Weih, vom nahen Waldrande her orakelte der Kuckuck, in den Föhren drüben rukste die Wildtaube, aus dem gelben Flor ringsum schnarrte die Wiesenralle, und Wachtelruf tönte lieblich aus den nahen Fluren. Vor mir im Erlenbusch schlug der Weidenzeisig sein Stimmchen auf, und ein zierliches Bachstelzenmännchen watete durch den Bachschlamm herüber und tänzelte gerade auf die Linnenstreifen los, um mit dem Schwänzchen wippend auf einem derselben der ganzen Länge nach hinunter zu spazieren. In komischem Aerger fuhren die Mädchen auf dasselbe los, scheuchten es auf und mußten dann sehen, wie es sich auf die andern Linnenstreifen setzte, um seinen Spaziergang von Neuem zu beginnen. Denn Bachstelzen hüpfen bekanntlich nicht, sondern setzen die Beinchen wie Menschenkinder aus.

„Was haben Sie denn gegen das zierliche Kerlchen?“ fragte ich jetzt Hedwig. „Lassen Sie doch auch ihm seine Freude an dem weißen Linnen im Grün.“

„Ei, nein doch!“ rief sie in Eifer. „So geschniegelt es dahin stelzt und auf und abmarschirt wie auf der Parade, ist es doch so unnütz und widerlich —“

„Wie ein Lieutenant, nicht wahr“, ergänzte ich aufspringend, und das Mädchen lachte fröhlich. „Warum aber wollen Sie es vertreiben?“

„So sehen Sie doch, was es für rothe Kratzfüßchen auf die Linnenstücke macht!“

Ich eilte an Hedwigs Seite, bückte mich neben sie hin in's grüne Gras und sah nun auf ihr zartes Fingerchen, wie es auf die rothen Abdrücke der Vogelzehen deutete, die wie Runenzeichen und Buchstaben auf den Linnen sich reihten. Nun erhielt ich die Belehrung, daß diese Bachstelzen immer aus dem rothen Schlamm des Bachs auf die Linnenstreifen flögen und daher wahrhaft unausstehliche Vögel seien, so elegant und anmuthig sie auch dahin tänzelten.

„Mir scheint“, sagte ich, indem mein eigner Zeigefinger den Bewegungen des Fingers meiner holden Erklärerin folgte, „mir scheint, das Bachstelzchen wollte hier einen Liebesbrief schreiben. Wenn man's nur lesen könnte!“

„Hedwig!“ rief es jetzt laut vom Hause drüben und das Mädchen erhob sich rasch neben mir, um hinüber zu horchen. Es war die Stimme ihrer Tante, die nun weiter fragte: „Kommt denn die Käth' noch nicht heim? Die Kühe brüllen nach ihrem Klee. Sieh' doch, wo sie nur steckt!“

Die Mädchen stellten nun ihre Kannen in das Gras auf der Bleiche, und ich folgte ihnen über die Wiesen den Rain hinan auf einen Feldweg, der uns durch Korn- und Weizenfluren gegen den Waldrand hinaufleitete. Dort in einer Vertiefung breitete sich ein blühender Kleeacker aus. Tausend Bienen und Hummeln summten um die rosenrothen Blüthenköpfchen des Klees, von welchem nun auch das Lamm kostete, während selbst die Mädchen mich aufforderten, an den süßen Kelchen zu saugen. Die Käth' war noch immer nicht zu sehen, dagegen ein grauer Schäferrock und schwarzer Rundhut, der sich am Waldrande über das Feld hinbewegte; und jetzt erst schauten wir auch die hoch emporgehobenen Lenden der starken Käthe, die eifrig im Klee grasend mit dem Oberleibe gegen den Boden gebückt ihr Gesicht nicht sehen ließ.

Die beiden Mädchen sahen sich im gegenseitigen Einverständnisse über die Lage der Dinge an. Der davonschleichende Schäferjakel war Schuld an dem langen Verweilen der Käthe im Klee, von dem die Minnesänger so begeistert zu singen wissen.

„Käth'“, rief Amychen der Magd zu. „Bist Du noch nicht fertig?“

„Gleich!“ sagte die Grasmagd, ohne ihr Gesicht aus dem Klee zu erheben. „Ich habe nur noch eine Handvoll zu schneiden!“

„Hat Dir der Schäferjakel geholfen, da es so schnell gegangen?“

„Ich muß doch Jemand haben, der mir meinen Laken aufhilft!“ sagte die Käthe, und Hedwig erklärte mir, daß dies eine Bürde (Last, Tracht) aufeinander geschichteten Grases oder Klees bedeute, die von den Mägden auf dem Kopfe heimgetragen werde. Sie setzte hinzu, daß ich die Wucht eines solchen „Lakens“ selbst erproben könne, wenn ich nachher der Käthe „aufhelfen“ wolle. Zu der Magd gewandt, fragte dann Hedwig in einer Anwandlung neckischer Laune:

„Also doch eine Schäferschippe, Käthe, kein Mühlrad.“

„Ja, Fräulein Hedwig“, antwortete jetzt die Magd, sich mit rothem Gesichte aufrichtend. „Es kann bei mir gerade so gut eine Schäferschippe gewesen sein, als bei Ihnen ein Säbel!“

Hedwigs Antlitz glühte bei dieser Erinnerung hoch auf. Ich hatte Mitleid mit ihrer Verlegenheit und schien in den Anblick der Gegend, besonders der gegenüberliegenden Felsen versunken, während die derbe Magd ihre Tracht vollends mit den Schnüren des Grastuchs zusammenknüpfte und mich dann frischweg aufforderte, ihr „aufzuhelfen“. Es galt dabei, die schwere Kleelast der Magd auf den Kopf heben zu helfen, eine Gelegenheit für die Galanterie der Bauernbursche, die sie sich selten entgehen lassen. Ich stellte mich zu der ungewohnten Aufgabe so ungeschickt an, daß Hedwig herzlich lachen mußte, und dadurch ihrer Befangenheit entrissen wurde, während Amychen herbeisprang und mit ungeahnter Gewandtheit die schwere

Last der Käthe „aufhalf"! Diese schritt jetzt hochaufgerichtet, mit ungebeugtem Nacken unter der Last den Pfad hinunter gegen das Dorf, — sie erschien in der Ferne wie ein Grenadier mit einer ungeheuern Bärenmütze auf dem Haupte. An einem Bande, das ihr Hedwig reichte, nahm sie das Lamm mit heim.

„Wir sind hier am Drachenfelsenpfad", fing Hedwig jetzt an. „Waren Sie schon auf dem Drachenfels? Nicht! Ei, wenn es nicht schon bald Mittag wäre, würden wir Sie hinführen. Der mächtige Fels dort hinten ist nämlich völlig ausgehöhlt in Kammern, Gemächern und Burgställen, mehrere Stockwerke hoch — noch merkwürdiger als unser Berwartstein. Er war das Ganerbenschloß des Wasgau, Franz von Sickingen Mitbesitzer, drum zogen auch nach des Helden Fall die verbündeten Fürsten vor den Drachenfels und nahmen ihn ein, worüber noch ein Landsknechtslied existirt. Franz von Sickingen weilte viel in dieser Gegend; auch die Herren auf den Dahner Schlössern waren seine Bundesgenossen und verloren ihre Burgen. Drinnen bei Schönau an der Grenze steht eine Stammburg Sickingens, die Hohenburg, die seiner Mutter gehörte. Sickingens Mutter war ja eine Puller von Hohenburg, nicht wahr?"

Während Hedwig so fragte, waren wir schon geraume Zeit in den nahen Wald eingedrungen und wanderten auf einem beschatteten Pfade fort. Ich drückte ihr mein Erstaunen über ihre Geschichtskenntniß aus, worauf sie mir ganz unbefangen erwiderte, daß das Interesse an einer Landschaft dahin führe, auch über ihre Vergangenheit etwas zu lernen.

Die beiden Mädchen gingen Arm in Arm neben mir her, ein liebliches Bild im grünen, sausenden Walde, aus dessen Zweigen und Aesten die kleinen Waldvögelein mannigfalt jubilirten.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Sicilien.

Von Dr. Eugen Jäger.

Die Gegend am Aetna.

(Fortsetzung.)

Bei Aci St. Giovanni blickt man durch das äußerste Thor hinaus auf das Meer, dann geht es einen steilen Abhang — wieder eine Stufe der Aetnaerhebung — hinab in eine der herrlichsten Landschaften, durch Aci St. Lucia nach Aci reale, dessen Kuppeln und Thürme uns schon von ferne entgegen blicken.

Bei Aci reale liegen in dem weiten jonischen Meere, nahe an der Küste, drei einsame Basaltfelsen, Fariglioni genannt. Sie heißen in der Sage die Cyklopenfelsen, denn der gräuliche Polyphem soll sie dem abreisenden und ihn verspottenden Odysseus nachgeworfen haben. So trifft man fast bei jedem Schritt an der Ostküste Siciliens auf homerische und altgriechische Erinnerungen.

Die Wanderung nach Aci reale war entzückend schön; aber um so unangenehmer überraschte uns die Wahrnehmung, daß wir in dem letzt erwähnten Städtchen einige Stunden warten mußten, ehe der nächste Zug nach Taormina fuhr. In dieser wohlhabenden und sehr gewerbfleißigen, besonders der Hanfbearbeitung hingegebenen Stadt leben 24,000 Einwohner dicht beisammen gedrängt, ohne daß sich nur ein einziges Wirthshaus finden ließ, das für unsere doch schon sehr sicilianisch gewordenen Begriffe erträglich war. Leider hatten wir versäumt, uns mit Lebensmitteln vorzusehen und mußten daher mit dem allereinfachsten Mahle zwischen gackernden Hühnern und lustig umherspringenden Stallhasen in einer großen unsauberen Stube vorlieb nehmen. Nicht einmal der Wein, den man uns vorsetzte, war der Art, um uns mit unserer Lage zu versöhnen. Endlich nahte die Stunde der Abfahrt, und das vorher verschlossene und öde Bahnhofgebäude oder eigentlich der hölzerne Schuppen, der dessen Stelle vertrat, füllte sich mit lärmenden Beamten, schreienden Jungen, umherlungernden Müßiggängern und einigen wenigen Reisenden.

Eine Eisenbahn in Sicilien! Wenn es auf Projecte ankäme, die man schon in Menge gemacht hat, so müßte die ganze Insel bereits mit dem schönsten Netze überzogen sein; der Italiener ist ja ein Projectenmacher und Phantast, aber die Ausführung hinkt immer langsam nach, wenn sie überhaupt kommt. Mangel an Geld, und vor Allem an Energie, sind die Hauptfehler, und dann ist der Verkehr noch so gering, die Concurrenz der leichten und billigen Schiffsgelegenheit mit der Eisenbahn zu bedeutend, um hier große Linien von hoher Rentabilität bauen zu können und fremde Kapitalien anzulocken. Die Regierung thut nicht viel, der Sicilianer noch weniger, und so hat man außer der von Messina nach Syrakus führenden Linie nur noch die von Palermo nach Termini führende Bahn. Die übrigen Linien, besonders die durch das Innere der Insel werden noch lange auf sich warten lassen.

Die Fahrt durch die Lavaströme, welche vielfach das Meer erreichten und dort seltsame Klippenformen gebildet haben, dann durch die herrlichste, in üppigster Fruchtbarkeit prangende Gegend verging rasch, und bald hielt der Zug an dem kleinen Dörfchen Giardini, das entsprechend seinem Namen in einer gartengleichen Umgebung liegt. Es ist die herrliche Pianura di Mascali, die vom fiume freddo, dem kalten Fluß, durchströmt wird und einen einzigen großen Garten von Mandelbäumen, Feigen und Maulbeeren, Limonen und Orangen bildet.

Von hier führt ein steiler Fußpfad und eine weit sich umher windende Fahrstraße den Berg hinauf nach dem hochberühmten Taormina. Wir sind hier an der Stelle, wo die ersten griechischen Ansiedler unter dem Athener Theokles in Sicilien landeten. Hier in Naxos wurde den heimischen Göttern der erste Altar errichtet und das erste Opfer gebracht. Erst später zogen sich die Einwohner der durch Dionys von Syrakus zerstörten Stadt von der Küste weg auf die Bergfläche und gründeten dort um ihre frühere Akropolis die Stadt Tauromenium. Diese erhielt eine bedeutende Ausdehnung, wozu ihre sichere Lage hoch oben, ver-

bunden mit der günstigen Handels- und Schifffahrtsgelegenheit nicht wenig beigetragen haben mag. Bald wurde sie eine der wichtigsten Städte Siciliens, litt aber furchtbar während der Sclavenkriege. Die Römer hatten den Boden der Insel zu großen Grundstücken zusammengelegt, die den ersten Anstoß gegeben haben zu jenen geschlossenen Besitzungen, die theilweise heute noch bestehen. Damals war Sicilien allerdings die Kornkammer Italiens, die Nährmutter Roms, das Land war meilenweit mit Weizen bebaut, und Hunderttausend von Sclaven schmachteten auf den Gütern der Reichen und lebten geringer als die Thiere des Feldes. Da empörten sie sich und schlugen, 200,000 an der Zahl, ein römisches Heer nach dem andern. Hier in dem hochgelegenen Taormina leisteten sie lange Zeit Widerstand, bis sie endlich auch aus dieser festen Stellung vertrieben wurden. Später standen sie noch einmal auf; aber wiederum wurde der Aufstand in Blut erstickt und Sicilien in das innerste Mark getroffen.

Gegenwärtig ist Taormina ein elendes Städtchen mit einigen Resten von Burgen und Mauern aus den Araber- und Normannenzeiten. Den Ersteren machte die Eroberung dieser Stadt ungeheuere Schwierigkeiten und der Halbmond wurde hier am spätesten aufgepflanzt. Auch den Normannen verursachte die Eroberung dieses hochgelegenen Bergnestes gewaltige Arbeit. Eine einzige enge Straße, von der sich kleine Nebengäßchen abzweigen, durchzieht die Stadt, deren Einwohner meist in sehr ärmlichen Verhältnissen leben. Einige normännische Gebäude sind noch vorhanden und verrathen ihren Ursprung durch die eigenthümliche Gothik, und die selbst bei den Kirchen nicht fehlenden Zinnen der Dächer. Die römischen Ueberreste beschränken sich hauptsächlich auf einige Trümmer, die man einem Wasserbehälter zuschreibt und eine große Anzahl von Gräbern.

Was aber für das mühsame Hinaufsteigen auf dem steilen Felspfade reichlich entschädigt, ist das griechische Theater, unbestritten der schönste Punkt Siciliens und vielleicht der ganzen bewohnten Erde.

Ich will versuchen, so weit ich es vermag, dem Leser eine schwache Schilderung davon zu geben.

An der Nordseite von Taormina, wo die hinter der Stadt aufsteigenden Felsen eine Terrasse bilden und dann steil in das Meer stürzen, erstreckt sich ein schmales Vorgebirg weit hinaus in die See. Es wurde von jenem für alles Schöne so empfänglichen Volk benutzt, um ein Theater anzulegen, indem man die Sitzstufen in den harten Kalkstein meiselte und wo nöthig noch durch Mauerwerk nachhalf. Aehnlich wie bei dem Theater zu Syrakus war die Einrichtung äußerst einfach. Halbkreisförmige Sitzreihen erhoben sich hinter- und übereinander, und vor denselben liegt die Orchestra und die Bühne. (Forts. folgt.)

Das stärkste Kriegsschiff,

das je auf dem Wasser schwamm, ist in England am 12. Juli vom Stapel gelaufen. War schon bisher die Schönheit der Schiffslinien, durch die sich die altmodischen hölzernen Fregatten und Corvetten auszeichneten, den Anforderungen der neumodischen schweren Bepanzerung geopfert worden, so waren die Thurmschiffe doch mit Masten und Segeln ausgestattet, waren des sichtbaren Rumpfes nicht gänzlich bar und erinnerten zum mindesten an die älteren graziösen Schiffsformen, wogegen der eben vom Stapel gelassene Kriegsdampfer neuester Bauart, „The Devastation", kaum über den Wasserspiegel hervorragt, mit Ausnahme zweier Signalstangen nichts Mastartiges auf dem Deck zeigt, überaus grimmig und häßlich aussieht und den Namen einer schwimmenden Batterie weit eher als den eines Fahrzeuges verdient.

Da die englische Admiralität jedoch gerade diesem Modelle unter unzähligen anderen den Vorzug gab und Fachmänner sich viel von ihm versprechen, so ist es von Wichtigkeit, die Aufmerksamkeit darauf zu lenken.

Dieses Fahrzeug besitzt, wie bemerkt, keine Masten, ist somit gänzlich auf seine Dampfmaschinen angewiesen. Die Nachtheile dieser Einrichtung liegen auf der Hand, insoferne das Fahrzeug hülflos Wind und Wogen preisgegeben wäre, wenn erst sein Kohlenvorrath das Ende erreicht hätte. Es besitzt dagegen den Vortheil, daß es durch eine böse See nicht zum Ueberschlagen gebracht werden kann, wie dem unglückseligen „Captain" geschehen, der durch die Last seiner schweren Masten aus dem Gleichgewichte gerieht und mit dem größten Theile seiner Bemannung in die Tiefe fuhr. Und außerdem überragt es sämmtliche bisher gebauten Kriegsschiffe durch die Wucht seiner Panzerung, das heißt durch seine Widerstandskraft gegen die moderne Artillerie, durch seine ungeheure Offensivkraft und durch seine Fähigkeit, gewaltige Kohlenmengen mit sich zu führen. Es kann von diesen nicht weniger denn 36,000 Centner an Bord nehmen, die zu einer fünfundzwanzigtägigen Expedition hinreichen würden, selbst wenn seine Dampfmaschinen ununterbrochen arbeiten müßten und es Tag und Nacht je 11 Knoten per Stunde zurückzulegen hätte. Solche Resultate wurden bisher bei keinem anderen Kriegsschiffe angestrebt und setzen dieses neue riesige Mord-Instrument in den Stand, nicht blos zur Hafen- und Küstenvertheidigung verwendet zu werden, sondern auch den Gegner auf offener See aufzusuchen, woferne er sich nicht auf gar zu entlegenen Punkten befände. Ein österreichisches Kriegsschiff dieser Gattung könnte zum Beispiele das ganze adriatische Meer wiederholt durchkreuzen, um es von feindlichen Fahrzeugen zu säubern, ohne frische Kohlen einzunehmen und sich allzusehr um Wind und Wetter zu kümmern. Hilflos wie ein Floß wäre es allerdings, wenn seiner Maschine Menschliches passirte; doch dem ist dadurch vorgebeugt, daß der ganze Rumpf mit den stärksten Eisenplatten bepanzert und mit 2 besonderen Maschinen ausgestattet wurde, durch welche zwei von einander vollständig unabhängige Schrauben in Bewegung gesetzt und erhalten werden können. Beide Maschinen arbeiten zusammen mit 5600 Pferdekraft, und die Panzerung ist an ihren stärksten Stellen volle 14 Zoll dick. Weitere Details wären hier nicht am rechten Platze. Deßhalb sei nur noch bemerkt, daß der englische Marineminister Göschen beim Stapellauf anwesend war und das Schiff mit dem sonderbar klingenden Zuruf: „Success to the Devestation", auf Deutsch: „Gut Glück der Verwüstung", dem flüssigen Elemente übergab.

Homonyme.

Mein Wort ist klein, doch vielfach sein Bedeuten,
Man trifft's von Holz, von Sand und auch von Stein;
Man kann am schnellsten dort sein Gut vergeuden,
Man berget es am sichersten dort ein.
Der Jugend ist's ein Gräu'l und dem Verbrecher,
Dem müden Wanderer ein Hochgenuß;
Die schönste Zeit verpraßt auf ihr der Zecher,
Der Schiffer ihre Näh' stets meiden muß.
Wer nennt mir dies Chamäleon?
Wer sich bedenkt, wird's rathen schon!

tz.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 90. Speyer, Samstag, den 29. Juli 1871.

* Das Segensmeer.

Wie wogt die Frucht, das Segensmeer
Weit über Berg und Thal!
Die Blicke fliegen drüber her —
Und fort ist Sorg' und Qual.

Der Herr hat oft schon gnadenreich
Dein zagend Herz beschämt,
Und doch, wenn er nicht half sogleich,
Hast Du dich stets gegrämt.

Und wär' dies Meer des Reichthums dein:
Du wirst nicht reich und still,
Bis Du sein gläubig Kind willst sein,
Und nur willst, was er will.

Ch. Böhmer.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Das hohe Morgenconcert des Lenzes hatte noch nicht geendet, — der Mittag, als die stille Waldzeit, war noch nicht da. Aber er rückte doch allmählig heran, als wir die östliche Halde erreichten, wo das Thälchen mit dem Dorfe wieder vor uns lag und jenseits der Thurm Kleinfrankreich düster aus den Tannen ragte, während der Fels der Ruine Berwartstein sich über dem schönen Dorfhügel mit seinen grünen Fruchtfeldern und blühenden Obstbäumen erhob. Ein reizendes Gemälde im engen Rahmen.

Die Mädchen weideten sich sichtlich an meiner bewundernden Freude über ihre heimathliche Landschaft, da wir aus der grünen Halle niederblickten auf das friedliche Thal, als schon die Rauchsäulen der Zeit vor Mittag aus den Hütten unten stiegen. Dabei tummelte sich noch immer das fröhliche Waldleben um uns in den leise sausenden Kronen der Föhren und im Gebüsch des Unterholzes, daß wir oft ganz verloren auf den Gesang der Drossel und den Ruf des Kuckucks lauschten und die Zahl seiner Rufe zählten, oder dem Klopfen des Spechtes in der Tiefe des Forstes horchten, bis der Schrei des Thurmfalken, der drüben um den öden Thurm von Kleinfrankreich kreiste, dies lauschige Zuwarten unterbrach.

Die Mädchen hatten sich am Wegrain niedergelassen und ich neben Hedwig, so daß ich ihr edles Profil vor Augen hatte. Es ward allmählich stiller in der grünen Halle, — auch die Mädchen waren schweigsam geworden und sahen träumerisch hinaus. Was bewegte ihre Herzen, was die Seele Hedwigs, daß jetzt ein leises Lächeln über ihre vergeistigten Züge flog, aber rasch wieder erstarb und einem ernsten, ja wehmüthigen, fast trauernden Ausdrucke Platz machte? — Nur die Wildtaube gurrte jetzt noch tief im Walde, über welchen die Mittagssonne hereinbrannte, nur ein Eichhorn schaute neugierig von dem Ast der Föhre nach der schweigsamen Gruppe unten. Und siehe, dort blickt über die Stauden jetzt ein Reh herüber, springt erschreckt in die Höhe, seine aufschnellenden Läufe knacken zusammen, ein kurzes Rauschen und das scheue Thier ist verschwunden. Wir stillen Menschen dorten an der Waldhalde hätten Dir nichts gethan, Du flüchtiges Reh.

Das Geräusch hatte die Mädchen aus ihrem träumerischen Sinnen geweckt. Ammchen erhob sich zuerst von dem blumigen Wegrain und sagte:

„Es muß bald Mittag sein! Es wird gleich läuten!"

„Die Vöglein sitzen alle in ihren Nestern, — keines läßt sich mehr hören!" sagte ich. „Es wäre schön, sie jetzt in ihrem Familienleben belauschen zu können."

„Wenn es nicht schon Mittag wäre, würde ich Sie an ein Nestchen führen, das ich entdeckt habe", meinte Hedwig. „Jedoch, es ist Zeit, daß wir aufbrechen."

Rasch führte uns der Pfad an den Waldrand und über einige Aecker am letzten einsam stehenden Häuschen des Dorfes in's Thal. Dort ging ein Weg über den Bach zum Bärbelstein hinauf, und Hedwig schlug mir vor, ich möge noch vor dem Essen die Burg besteigen, während sie beide jetzt heim müßten. Lächelnd setzte sie hinzu:

„Vielleicht begegnet Ihnen in der Mittagsstunde oben die weiße Frau."

Ihr Vorschlag leuchtete mir ein. Rasch kam ich den Hügel hinan in die Trümmer von Berwartstein, während die Mädchen den Bach entlang heimeilten, nicht ohne daß ich ihren, durch das Grün leuchtenden, lieblichen Gestalten noch lange nachschaute.

Oben in den Ruinen begegnete mir die weiße Frau weder in den dunkeln Höhlen des Felsens noch

in den gebrochenen Gemächern über demselben, während die Mittagsstunde von dem Thurm der Kirche herauftönte und die Glocken nah und fern läuteten. Wo ich mich aber in der Ruine hinwandte, ich mochte in die finstern Felsengemächer oder in das Lauterschwaner Thälchen mit seinen Weihern hinunterblicken, schwebte dennoch die Erscheinung einer Frauengestalt vor mir, eine holde, liebe Gestalt, und wollte nicht weichen. An der gebrochenen Ringmauer saß ich und sah hinunter nach dem gastlichen Hause, — und dort im sonnigen Hofe und Garten schwebte sie wieder — leibhaftig. Ich sah ihr helles Gewand leuchten, — und das Herz schwoll mir — nicht mehr in Freude — in tiefer Wehmuth. Wie ein klaffender Riß durch die Brust zuckte in mir die Erinnerung. In bitterm Schmerze ward mir Klarheit über meine Gefühle.

O mein Gott! mein Gott! — ich war ja der Verlobte einer Andern.

Fünftes Capitel.
Ein Geheimniß.

Wohl fühlte ich damals, in jenen Maientagen, die ich in dem gastlichen Hause verbrachte, daß eine Neigung in mir aufblühte, ja schon sich voll entfaltet hatte, die von Allem, was ich bis dahin empfunden, von Grund aus verschieden war. Verschieden von den Tändeleien des jungen Lieutenants, verschieden von den momentanen Aufwallungen des lebhaften Jünglings, verschieden von den Eitelkeiten des Bevorzugten in den Salons, und eben so verschieden von dem Wohlgefallen, das der Vetter an der reizenden glänzenden Erscheinung seiner Cousine, an dem hohen Wesen seiner Braut gefunden. Zum ersten Male erfüllte mich die Empfindung einer reinen, warmen Neigung zu einem Wesen voll Unschuld, Herzensgüte, Gemüthstiefe, zu einem Wesen, dessen äußere Anmuth und Schönheit nur der Abglanz einer inneren, seelischen Schönheit war, wie sie mich aus jedem Zuge ihres Antlitzes, aus dem lieben verschleierten Auge in ungeahnter, überwältigender Holdseligkeit anstrahlte. Ich fühlte nur zu wohl, daß es Liebe war, was ich empfand, was schon jetzt mein ganzes Wesen mit unendlicher Wonne und unendlichem Schmerze erfüllte, so oft ich allein war. Denn der Zauber ihrer holden Erscheinung war mächtig genug, alle bitteren Empfindungen vor ihrem Anblicke entfliehen zu machen.

Freilich überfiel mich auch zuweilen mitten in der Heiterkeit ihres Umgangs ein Trübsinn, der wolkenartig über die Lauterkeit meiner Gemüthsstimmung flog und oft mit leidvollem Befremden von Hedwig bemerkt wurde. So schaute denn auch ihr schönes Auge fragend zu mir auf, als wir Nachmittags mit Vetter Franz und der Tante einen Spaziergang den Bach hinunter gegen das Lauterthal unternahmen. Ein freundliches Thal, in welches der Berwartstein und der finstere Thurm Kleinfrankreich nachblickten, zu beiden Seiten grüne Waldhalden, ein mit Blumengold durchwirkter Wiesenteppich und ein sanft murmelnder Bach zur Seite; was braucht es mehr, um in liebenswürdigster Gesellschaft heiter und glücklich zu sein. Zumeist vergaß ich auch über dem munteren Geplauder allen Schmerz der Erinnerung. Dann mahnte mich aber wieder ein zufälliges harmloses Wort an so Vieles in Vergangenheit und Gegenwart, an meine Pflichten gegen die Braut in der Ferne, gegen das holde Mädchen an meiner Seite, gegen die gastfreundliche Familie, die mich so liebenswürdig aufgenommen, und an die Verpflichtung gegen meine eigne Manneswürde. Was hielt mich denn ab, noch heute zu gehen und dem Zauber auszuweichen, der mich mehr und mehr unter diesen tiefblauen, geistigen Augen umfing? Was hinderte mich denn, offen zu erklären, wozu ich ohnehin schon verbunden war, daß ich der Verlobte meiner schönen Cousine Eugenie sei? — Aber, ich sah Hedwig in ihrer unschuldsvollen Zutraulichkeit, und ich vermochte das Wort nicht hervorzubringen, das Klarheit in unsere Beziehungen gebracht hätte. Ich hörte ihre liebe Stimme, und es war mir nicht möglich, mich eher aus dem Gehörkreis derselben zu entfernen, als bis ich mußte. Nur zu Einem hielt ich mich für fähig: meine Gefühle als das Geheimniß meines Herzens zu bewahren.

„Sie sind nicht so heiter, wie Vormittags", sprach Hedwig einmal, indem sie mich mit unbefangener Theilnahme ansah. „Drückt etwas auf Ihr Gemüth, o, so vergessen Sie es. Möcht' ich doch singen, wie damals, als ich noch in die Schule ging:

Wie lieblich, wie wonnig, ist Alles umher!
Am Hügel wie sonnig, wie schattig am Wehr.
Allüberall bieten sich Freuden uns an,
Zu schmücken hienieden die irdische Bahn!"

Sie sprach die Verse des Kinderliedchens halb singend, indem sie mitten in den goldnen Blüthenschmuck der Wiese sprang, und sich die größten der glänzend gelben Blumen pflückte, um sie sich an den Hut zu stecken. Und ich konnte nicht anders, als ihrem Rathe zu folgen, nicht im Hinblick auf den stillen Naturreiz umher, sondern im Anschauen des holden Wesens, dessen Erscheinung in dem freundlichen Thale einen verklärenden Glanz über dessen lenzfrische Anmuth warf.

Da, wo das Thal mit seinem Bache in das breitere der Lauter mündet, liegt malerisch im blühenden Grunde das Gebirgsdorf Niederschlettenbach; wir durchschritten es, um die Kapelle an der Thalstraße zu besuchen, die zunächst dem Erzhäuschen steht. Der blaue Himmel schaut durch das verfallene Dach auf den steinernen Marschall des Pfalzgrafen, Hans v. Drot, der hier begraben ward, — in voller Rüstung stand er da an der Wand, der gefürchtete Ritter vom Berwartstein, der die „Pfaffen von Weißenburg" so sehr plagte. Als wir aus der Kapelle wieder auf die Straße traten, zeigte mir Hedwig ein Seitenthal, durch welches man, wie sie erklärte, an Eisenbergwerken vorüber nach dem höchsten Berge der Gegend, über welchen die Grenze laufe, komme. Auf den Kuppen dieses Berges, erzählte sie weiter, stünden drei Ruinen, — auf der deutschen Seite Wegelnburg, wo die Schlangenjungfrau auf ihre Erlösung harre, wie schon

in Grimms Sagenbuch zu lesen, — auf der französischen Seite Hohenburg, woher Sickingens Mutter stammte, und die Burg Lindenschmidt, des Rodensteines der Vogesen. Aber in jenen Wäldern bei Schönau stünden noch mehr merkwürdige Burgen, auch der Wasgenstein des Heldenbuchs, wo Herr Walther seine Braut Hilgunt verbarg und die verfolgenden Helden des Königs Gunther schlug. Schließlich meinte Hedwig:

„Sie sollten sich einmal da hinein wagen, — wäre es auch nur, um die verwunschene Prinzessin auf der Wegelnburg bei Rothweiler zu erlösen.“

„Warum wurde sie verzaubert?“

„Weil — weil sie so grausam gegen ihre — Liebhaber war“, antwortete Hedwig, in reizender Verlegenheit, stockend, verwirrt.

„Sehen Sie“, versuchte ich zu scherzen, „das kommt davon!“

Jetzt sah sie mich voll an, als wolle sie mich um den Sinn meiner Worte und deren Beziehung fragen, — aber sie fragte nicht, und ich hätte auch nicht gewußt, was ich antworten sollte.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Sicilien.

Von Dr. **Eugen Jäger.**

Die Gegend am Aetna.

(Fortsetzung.)

Die Römer haben das Theater später vergrößert und mit Zuthaten versehen, so daß die ursprüngliche Anlage gänzlich verändert wurde; doch hat man neuerdings unter der Backsteinumhüllung der Scene noch die mächtigen Quadern des ursprünglich griechischen Baues wieder aufgefunden. Unter allen Völkern besaßen die Griechen das feinste Gefühl für die Schönheiten der Natur und besonders für die großen edlen Züge in derselben; daher gestattet bei ihren Theatern die Scene meist einen freien Blick in die Umgebung. Kein Theater Griechenlands und der Welt aber vermag sich eines so großartigen Hintergrunds zu rühmen, wie das von Taormina. Da saßen die Bürger der Stadt, die Gastfreunde mit ihren Gästen, wohl 10,000 an der Zahl — denn so viel hatten Platz auf dem geräumigen Halbrunde der Stufen — und blickten auf die Bühne, wo die Flötenspieler mit den Gesängen des Chores wechselten, wo die Sagen der Väter in dem edelsten Gewande hochtragischer Poesie in ernstem Gange vor ihnen wieder aufstanden. Von diesen Stufenreihen aus blickten sie nach rechts auf die wildzerrissenen, braunen Felswände des Gebirges, das kühn ansteigend sich über der Stadt hebt; sie blickten auf ihre reiche Stadt, auf die weite Hügelfläche, welche mit blühenden Gärten und Wohnhäusern bedeckt war, und höher hob sich des Griechen Herz, wenn er seine zweite Heimath überschaute, die er zu einer der mächtigsten Städte geschaffen hatte; gerade aus aber und mitten über der Scene löst sich die sanftanschwellende Linie des Aetna von den langsam sich senkenden Vorbergen los. In majestätischem Flusse der Formen steigt sie zu der Riesenpyramide empor, deren schneebedecktes rauchendes Haupt in leuchtender, ruhiger Klarheit gen Himmel sich erhebt; nach links senkt sich dieselbe herrliche Linie, mehrmals durch kleine spitze Kegel unterbrochen, gegen die im Früchteschmuck prangende Ebene, und gegen die See, die tief unten am Fuße der steilen Klippen und der Vorgebirge aufschäumt. Da blickt man weit an der Küste entlang nach Süden bis zu den Cyklopenfelsen hin, die dort als einzelne Lavatrümmer im Meere sich erheben, und deren einer ein einäugiges Menschenantlitz zeigt, wie ein Stein gewordener Polyphem. Da mußten in dem Herzen jenes empfänglichen Volkes alle Triebe des Schönen und Ewigen sich entfalten, wenn es von solchem Standpunkte aus in diese Umgebung blickte, wo Ernst und Milde, Kühnheit und Zartheit der Formen so harmonisch in einander fließen und überall nur große, erhabene Linien die Eindrücke beherrschen.

Wie kleinlich erscheinen unsere modernen Theaterdecorationen, die meist für große und kleine Kinder berechnet sind, im Vergleiche mit der einfachen Großartigkeit und unnachahmlichen Majestät des Bildes vom Theater zu Taormina.

Wenn aber gar der Aetna sich in feurige Wolken hüllte, wenn die Lava in flüssiger Gluth seinen Abhang herniederströmte und dumpfe Donner in den Eingeweiden des Berges ertönten — gab es da eine bessere Mahnung an das dunkle Walten des unerbittlichen Fatums, um die Zuhörer mit den Gefühlen zu erfüllen, welche die Tragödien der großen griechischen Dichter durchziehen, jenes Fatums, dem auch die classische Blüthe der Hellenen selbst endlich zum Opfer fiel! Wie oft mögen von hier aus bei einem solchen Naturschauspiele die Verse Pindars declamirt worden sein.

Aetna, der auf schneeigem Haupt
Scharfen Frost im ganzen Jahr hegt;
Aus den Schlünden speit er Bäche
Lauteren Feuers empor,
Das unnahbar Alles verschlingt;
Tags ergießt sein glühender Strom des gerötheten Rauches
Wogen und in den dunklen Nächten wälzt
Wild prasselnd die Purpurglut Felssteine weit
Auf der See tiefgründigen Spiegel hinaus.

Die Römer haben das Theater vollständig verändert, die Cavea, der Zuschauerraum, wurde durch Mauerwerk erhöht, so daß jetzt ungefähr 40,000 Menschen darin Platz haben konnten. Sie haben ferner durch Herstellung von Präcinctionen mehrere Abtheilungen übereinander geschaffen für die verschiedenen Stände, besonders nachdem Cäsar angeordnet hatte, daß die Frauen und Männer getrennte Plätze haben sollten. Ganz oben war die Terrasse für das niedere Volk, und noch sieht man die Spuren der Treppen, welche ehemals von außen hinaufführten, so wie eine Cavea, wohl die für die Frauen bestimmt gewesene, mit Säulen geschmückt; in der vorderen gegen die Bühne abfallenden Begrenzungsmauer dieses Raumes sind 34 Nischen angebracht, in welchen, wie man meint, tönende Gefäße, entsprechend den verschiedenen Grundtönen der

Musik, aufgestellt waren, so daß beim Anschlagen eines Tones das betreffende Gefäß mitklang.

Das Theater zu Taormina vermag uns auch den Unterschied zwischen dem griechischen und römischen Geiste zur Anschauung zu bringen. Die Griechen hatten die Scene sehr niedrig gehalten, damit der Blick frei darüber hinaus schweifen und die großartige Umgebung der ewig schönen Natur auffassen könne; die Römer aber, denen die Natur stets fremd blieb, die lieber ihren praktischen Staatszwecken oder realen Vergnügungen nachgingen, statt sich mit Idealen zu beschäftigen, bauten sich dieses griechische Theater um und machten daraus ein römisches mit vielen gewölbten Gängen, mit Säulen und Marmor. Die großartige Einfachheit der griechischen Scene, den unvergleichlichen Blick auf den Aetna, auf die blühende Ebene und das Meer, ersetzten sie durch einige Säulenstellungen mit dazwischen liegendem Gebälke, so daß die Scene bis zur Höhe der obersten Zuschauer reichte und die ganze Aussicht verdeckt war. So schufen sie eine von Pracht glänzende Schaubühne, stellten Götterbilder in die Nischen und schmückten das Ganze auf die kostbarste Weise; aber es war kein griechisches Theater mehr, sondern ein riesenhafter Prunksaal.

Der gegenwärtige Custode des Theaters ist ein gutmüthiger, geschwätziger Alter, der gänzlich mit seinem Gegenstande verwachsen ist und sich sehr vortheilhaft von den gewöhnlichen Custoden unterscheidet. Er sprach ein sehr klares, leicht verständliches Italienisch und erzählte uns mit einem nahezu komischen Eifer die Geschicke seiner Vaterstadt, des Theaters und seiner eigenen Person; als kleiner Knabe sei er in einem, in der Nähe liegenden Kloster in die Schule gegangen; statt aber bei den frommen Vätern Lesen und Schreiben zu lernen, habe er mit seinen Kameraden es oft vorgezogen, sich in die Ruine des Theaters zu setzen und die Inschriften und Marmorverzierungen, die damals noch unbewacht umher lagen, spielend zu zerstören. Lang und breit sprach er über das Theater und citirte große Stellen lateinischer Schriftsteller aus dem Kopfe. Sein Latein war aber sehr schwer verständlich, weil er es italienisch aussprach. Da nun im Italienischen kein Wort mit einem Consonanten endigt, so schlagen sie bei den lateinischen Endsilben meist noch einen Vocal — ein halbstummes E — nach, und dieses erschwert sehr das Verständniß. Seine eigenen Verdienste um das Theater und die Ausgrabungen unterließ er nicht, uns in das gehörige Licht zu stellen; was vor ihm geschehen war, war Alles Nichts, und selbst die Kenntnisse und der Eifer des Directors der Ausgrabungen in Palermo fanden kaum Gnade vor seinen Augen. Wir erfuhren durch ihn, daß schon 1663 eine Abbildung des Theaters gefertigt wurde, daß dann 1773 ein gewisser Andrea Gallo von Messina ein Buch über das Theater geschrieben habe, und frohlockend zeigte er uns die Unrichtigkeiten jener beiden Bearbeitungen, und wie sie durch ihn entdeckt und berichtigt worden seien. Er erzählte uns ferner, daß im vorigen Jahrhundert ein adeliger Italiener aus Catania, durch die Lage dieses herrlichen Punktes bewogen, hier ein Zimmerchen eingerichtet und mit Erlaubniß der Regierung bis zu seinem Tode auf dieser einzig schönen Stelle gewohnt habe.

Das Theater liegt, wie schon erwähnt, auf einer schmalen Felskante, die gegen die See vorspringt. Gegen Süden hat man die Stufenreihen eingeschnitten, auf der Nordseite dieses Vorgebirges aber zieht sich die neue Fahrstraße von Giardini nach Taormina in schlangenförmigen Windungen herauf. Sie berührt viele griechische, römische und saracenische Grabanlagen, und gerade zu Füßen sieht man neben der Straße ein Mausoleum in der Form eines Würfels und die Grundmauern eines arabischen Grabmales mit runden Umfassungslinien. Ueberall in dieser Gegend sind die Ueberreste von Badeanlagen und Tempeln, Statuen und Inschriften, von Mosaikböden und anderen Sachen gefunden worden. (Schluß folgt.)

Miscellen.

Halle. (Meteorfall.) Am 16. d. M. Abends um 8 Uhr bei noch vollkommener Tageshelligkeit ist bei Leipzig und bei Halle, an beiden Orten zu fast momentan gleicher Zeit, ein großartiges, farbig erglänzendes Meteor lichtstrahlend niedergefallen. Eine auf die freilich nur nach dem Augenschein abgeschätzten Bahnelemente sich gründende constructive Verfolgung der Flugbahnen hat zu der sehr wahrscheinlichen Vermuthung geführt: daß von Nordosten her eine große Meteormasse in Mitteldeutschland einfiel, alsdann in einer Höhe von wenig mehr als zwei geographischen Meilen senkrecht über der Gegend zwischen Bitterfeld und Delitzsch gewaltsam in zwei Theile sich auseinandertrieb, von denen der eine, der größere, nach Süden bis Leipzig, der andere nach Westen bis in die Gegend von Halle selbstständig sich fortbewegte. Die Substanz der Meteore war eine dunstige im Zustande glühenden Verbrennens. Das Leipziger Meteor war schweifsternartig gestaltet und von brillant glänzender grüner Färbung; das Hallische war kopfförmig mit einem langgedehnten, konischen, aber etwas eckigen, roth und grün schimmernden Schweife. Beide Meteore haben den Erdboden nicht berührt, sondern zerstoben noch in freier Luft. Die Endgeschwindigkeit war eine retardirende, wie dies wegen der stets wachsenden Widerstandsfähigkeit der untern Luftschichten bei dunstartigen Meteoren nicht anders sein kann, und sie mochte in den letzten Stadien kaum noch zwei Decameter in der Secunde betragen. Spuren von Rudimenten oder irgendwelche Wirkungen sind unweit der Niederfallstelle auf dem Erdboden nicht entdeckt worden; auch ward zu keiner Zeit ein Geräusch wahrgenommen.

(Gegen den Bienenstich). Gleich nach erhaltenem Stich bringe man so schnell als möglich nur etwa einen Tropfen gewöhnlichen Oels auf die gestochene Stelle, ohne dasselbe einzureiben. Es dauert oftmals keine Minute, so ist der Schmerz vergangen.

Die technische Direction des Tunnels durch den Mont Cenis hat der Regierung die officielle Anzeige gemacht, daß das ganze Werk bis zum 15. September vollendet sein werde.

Aus dem Staate Zacatecas (Mexico) kommt die Kunde von einer fürchterlichen Katastrophe. In dem Silberbergwerk zu Quebradilla, einer der drei großen Silberadern in dieser berühmten Region, brach ein Feuer aus, welches den Erstickungstod von über 100 Bergleuten zur Folge hatte.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 91. Speyer, Dienstag, den 1. August 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Ich hatte längst gemerkt, daß in Hedwig viel historischer oder romantischer Sinn lebte und daß sie in der Vergangenheit dieser Grenzlandschaften des Wasgau wohl bewandert war. Sie hatte mir selbst schon gesagt, daß Geschichte und Sage diese Gegend verkläre und ihr so lieb mache. Nun erzählte mir, als wir wieder nach dem Dorfe zurückgingen, Hedwigs Tante, daß ein trefflicher Institutslehrer diese Neigung des jungen Mädchens gepflegt und sie etwas tiefer in die Geschichte unseres Volkes, dessen Cultur- und Sprachschätze eingeführt habe, als es gewöhnlich geschieht, da selten besonderer Sinn dafür mitgebracht werde.

Dieser ernstere Sinn des Mädchens gab ihrem Wesen wohl auch jene Gemüthstiefe, die bei jeder Gelegenheit hervorbrach und Hedwig ungleich höher stellte, als all' die modernen Frauen ihres Alters, die mir im jungen Leben schon aufgestoßen waren.

Als wir wieder das Dorf durchschritten hatten, und nun die Lauter entlang auf der Heerstraße nach Weißenburg fortwanderten, konnte ich die Bemerkung machen, daß wie immer so auch bei Hedwig ein inniger, bewußter Patriotismus sich mit dem geschichtlichen Sinne verband. Sie gestand mir offen: nur deswegen habe sie eine gewisse Sympathie für den Militärstand, weil sie hoffe, daß in jedem jungen Offizier der Gedanke lebe, das schöne Grenzland des Wasgaus nie mehr in die Hände der Franzosen gelangen zu lassen und Weißenburg, wo Mönch Otfried schon vor tausend Jahren deutsch dichtete, sammt dem ganzen Elsaß einst wieder den ländergierigen Nachbarn abzugewinnen.

Eine schöne Begeisterung leuchtete dabei aus ihrem Antlitze, ihre Augen glänzten, so daß sich mir ihre Bewegung wie ein elektrischer Funke mittheilte, als sie mich darauf aufmerksam machte, daß das schöne Lauterflüßchen, an dessen Gestade wir dahinwanderten, kaum eine Stunde weiter hinaus die französische Grenze berühre und daß sein lauterer Spiegel in Weißenburg schon die Rothhosen wiederstrahle, statt die Uniform deutscher Soldaten.

Wir gingen jedoch nicht weit auf der Heerstraße die Lauter entlang, deren Thal hier waldumfaßt nicht mehr jenen wilden Character wie weiter oben bei Dahn trägt, wo sich die gewaltigsten und abenteuerlichsten Formen der Sandsteinfiguration des Wasgau in der Lauter spiegeln. Da wo am Fuße eines prächtig bewaldeten, hohen Berggipfels links der Porzbach aus dem Forste hereinrauscht, wendeten wir wieder nordwärts der Heimath zu.

Den patriotischen Bemerkungen Hedwigs, die durchaus nichts Unzartes hatten, noch ihrer weiblichen Anmuth schadeten, ward durch den herrlichen Weg unter mächtigen Buchen und Föhren, stets am brausenden Bach hinan, bald ein Ziel gesetzt. Bei einer besonders malerischen Windung des Bachs bricht rechts ein anderer herein; Hedwig machte mich aufmerksam auf den Weg durch die Buchen hinan zur Waldhütte, wo ich einst mit Schakob und den andern Gefährten bei jener Böhämmerjagd ein Obdach in stürmischer St. Thomasnacht gefunden. Die Erinnerungen, welche damit geweckt waren, beschäftigten mich innerlich und äußerlich, da ich auch die lustigen Neckereien der alten Dame und des Vetters Franz anzuhören und zu erwidern hatte.

Hedwigs holde Gestalt schwebte dabei immer an meiner Seite und vor meinen Augen durch die grüne Dämmerung der hohen Waldhalle, die ihre Wölbung über unserm Pfade und über dem vorüberrauschenden Bache zusammenschlug, während rechts herein immer wieder neue Quellen und Bäche stürzten. Wo ich in jener Winternacht müd' und abgehetzt mit den andern Jagdgesellen im Schnee dahin gewatet, schritt ich jetzt an der Seite des holdseligen Mädchens durch die Waldpracht des Lenzes, von tausend Vogelzungen angesungen, die wie zum Empfange der Mai-Königin jubilirten. All' mein Leid war wieder vergessen, und ich genoß des wonnigen Augenblicks. Schon hatte sich das Wiesenthal gegen die Lauterschwan hin geöffnet und in den Weihern desselben spiegelten sich die Waldsäume, die grauen Mauern des öden Thurms und der Ruine Berwartstein, während der Schloßhügel, von Büschen blühender Obstbäume geschmückt, seine grünen Felder zeigte. Das stille Thal lag in friedlicher Pracht, voll Sonnenschein. Selbst die alte Dame war vom Geiste der Natur angeweht und sah mit leuchtenden Augen auf uns junge Leute und die

blühende Wiesenaue. Hedwig aber begann wieder leise zu summen:

„Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!"

Nun fiel Franz mit kräftiger Stimme ein:

„Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch."

Auch mich faßte Göthes Mailied mächtig, ich schloß mich den Sängern an:

„Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust!
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Lust!

O Lieb', o Liebe!
So golden schön —"

Ich mußte innehalten. Das selige, trunkene Stammeln des Dichters überwältigte mich so, daß ich meine innere Bewegung zu verrathen fürchtete, als ich hinter Hedwigs engelgleicher Gestalt über den Wiesenpfad schritt und an den blühenden Schlehdornzäunen vorüber in das gastliche Haus zurückkam.

Mein Herz war voll. Ich suchte die Einsamkeit in meinem Zimmer. Als ich dorten träumerisch am Fenster stand, warf schon der Abend sein mildes Licht von den westlichen Felsen her in das Thälchen, auf das Dorf, über welchem die Schwalben hoch im Sonnenstrahl spielten und zwitschernd hin und her flogen. Die Blüthenkronen der Bäume, zwischen welchen die Häuser sich versteckten, waren von einem röthlichen Goldschimmer angehaucht, und glänzend zogen sich die gelben Blumenteppiche über den saftigen Wiesengrund. Das Blühen wollte nicht enden, und es sollte doch enden, — „wer weiß sonst, was noch werden mag", kam mir wieder unwillkürlich in den Sinn.

Ja! Was sollte daraus werden! — Es drängte in mir nach irgend einer Entscheidung.

Nicht lange hielt ich's oben im Zimmer aus, und langsam ging ich am Garten vorüber, den Weg entlang, der mich zur Heerstraße führte. Ich überschritt dieselbe und stand vor der Sägemühle im Thälchen, deren schneidendes Geschnarre und Geräusch mich aus meinen Träumen störte. Einige Männer, in den runden Hüten der Gebirgsbauern jener Gegend, standen bei den Baumstämmen, die da neben dem Wege auf dem mit Sägespänen bestreuten Raume lagen. Eben nahmen sie Abschied von dem Sägemüller, der mich beim Hinankommen durch ein Lüpfen seiner Mütze grüßte.

„Guten Abend", sagte er. „Wollen Sie noch einen Spaziergang machen?"

Damit stellte er sich mit pfälzischer Zutraulichkeit mir in den Weg, offenbar in der freundlichen Absicht, mit mir zu plaudern.

„Ich hab' gehört", fuhr er fort, „daß Sie wieder im Thale sind. Nun, haben Sie damals mit dem Böhämmer, den mir Fräulein Hedwig für Sie abgeschmeichelt hat, Ehre eingelegt?"

„Ach nein!" sagte ich, indem ich mich der Gefälligkeit des Sägemüllers erinnern konnte. „Die Katz' holte ihn."

„Soll doch die Katz' die Krenk kriegen", rief der Mann. „Ich gab den Böhämmer nur Fräulein Hedwig zu Gefallen her, denn das ist ein Frauenzimmerchen, dem man nichts abschlagen kann. Meinen Sie nicht auch?"

„Da haben Sie Recht", war meine Antwort. „Fräulein Hedwig ist wohl beliebt in der Gegend?"

„Beliebt? Ei, die wird von Jedermann verehrt, wie ein Engel. Was sag' ich — ein Engel! Wenn unser Herrgott lauter solche Engel im Himmel hätt', wär's Sterben kein Leid. Was sie nur an den armen Kindern im Dorfe thut, besonders auf Weihnachten, im Winter, wo es manchmal schmal hergeht bei uns im Gebirg! Schade daß — —"

Der Mann hielt inne, als ob er zuviel gesagt habe, und klopfte seine Pfeife aus. Ich erinnerte mich, dieselben Worte schon früher aus dem Munde der stolzen Julie zu Bergzabern vernommen zu haben.

„Und was ist denn Schade?" fragte ich, nachdem ich vergeblich gewartet hatte, daß der Sägemüller seine Rede fortsetzen würde.

„Das arme Mädchen hat frühzeitig seine Eltern verloren", meinte er.

„Das ist allerdings ein unersetzlicher Verlust für's ganze Leben. Aber Hedwig hat doch an ihrer Tante eine zweite Mutter gefunden."

„Ja, aber es ist doch nicht das, was Eltern sind," erwiderte der Sägemüller etwas vorsichtig, wie mir schien. „Und dann, wissen Sie doch, daß Hedwig schon so gut wie versprochen ist."

„Hedwig verlobt?" rief ich betroffen aus und konnte meine Bestürzung nicht verhehlen.

„Ja, Herr, — es scheint Ihnen das etwas Neues zu sein."

„Das erste Wort, das ich davon höre!" sagte ich, indem ich mich zwang, ruhig zu scheinen. — „Und — — wer — mit wem ist sie denn verlobt?"

„Mit ihrem Vetter, der steinreich ist. Aber man sagt, sie hätte einen Andern lieber! Ich weiß es nicht, will es auch nicht gesagt haben, — 's ist auch wahrscheinlich bloßes Gerede."

In demselben Augenblick wurde der Sägemüller in den Hof abgerufen, und ich stand allein da mit einer Neuigkeit, die centnerschwer auf meinem Bewußtsein lag, wie ein Alp auf meinem Herzen lastete. Jetzt erst fühlte ich so recht, wie theuer mir der Gedanke an sie schon geworden war. Hedwig, die ich über alles liebte, die mir schon jetzt das Höchste auf Erden war, — sie die Verlobte eines Andern, ihres Vetters! Wer konnte dieser Vetter sein, wenn es nicht Franz war? Jedoch hatte ich von einem solchen Verhältniß zwischen den beiden Verwandten noch nicht das Mindeste bemerken können, — Hedwig war stets so liebreich unbefangen gegen Franz gewesen, daß er kaum der ihr aufgedrungene Verlobte sein konnte. Wer war es dann?

Da zuckte mir eine Erinnerung durch den Kopf, während ich von der Sägemühle wieder zurück gegen

das Dorf schritt, als die Dämmerung schon hinter den Bergen bemerkbar wurde. Eine hohe elegante Gestalt schwebte mir vor, jener Blondin, in dessen Etui ich den Namen gelesen, der mir seitdem so theuer geworden war. War mir doch sei Anblick vom ersten Moment ein unangenehmer gewesen, obgleich ich damals mir keine Rechenschaft darüber zu geben wußte, was mir den artigen jungen Pfälzer zuwider machte.

Freilich hatte ich nicht volle Sicherheit, daß er es war, an dessen Leben das Schicksal Hedwigs gekettet werden sollte. Daß es noch manche andere Hedwig geben konnte, war mir klar. Aber mochte der Verlobte sein, wer nur immer, — der Gedanke war mir entsetzlich, die holde, reine, sanfte Hedwig von zwei Molochsarmen erdrückt zu denken, weil das Schicksal ihr die Güter der Erde versagt hatte. — Und wer war nun derjenige, dem das Mädchen lieber ihre Hand böte? (Forts. folgt.)

* Sicilien.

Von Dr. **Eugen Jäger.**

Die Gegend am Aetna.

(Schluß.)

Ueber Taormina liegt das Städtchen Mola, von den Saracenen hoch auf die senkrechten Felswände hinaufgebaut. In jenen wilden Zeiten war es eine Art Citadelle und gab manchmal Veranlassung zu den waghalsigsten Kämpfen. Nach einer mühsamen Wanderung über die Klippen des Maulthierpfades genießt man von dort oben eine herrliche Aussicht auf die fruchtbare Ebene, die sich zu Füßen des Beschauers hindehnt; aber sie steht doch an Großartigkeit und imponirender Majestät weit zurück hinter dem erhabenen Naturbilde in den Ruinen des Theaters. Wer dieses einmal in sich aufgenommen hat, dem wird weder vor- noch nachher etwas Aehnliches begegnen.

Die Fahrt von Taormina nach Messina dauert nicht lange. Man hat zur Rechten stets das Meer und die gegenüberliegende calabrische Küste, links aber die steilen, kahlen Berge, aus welchen tief eingeschnittene Thäler hervorbrechen. Die Abhänge sind sehr fleißig angebaut, und wie Zauberbilder ziehen die Limonen- und Orangengärten, mit goldenen Früchten behängt, an uns vorüber; dazwischen kommen alte, wettergraue Olivenbäume, herrliche Weinpflanzungen und Maulbeeren. Die Seidenzucht wird hier stark betrieben, und fast jede Familie hat ein Zimmer mit Seidenwürmern. Wie ganz anders ist doch diese Westküste der Insel gegenüber der öden und trostlosen Südküste, wo das Leben sich nur in wenigen und noch dazu äußerst abstoßenden Städten zusammenzieht. Hier haben wir ein herrliches, friedliches Leben, ungemeine Fruchtbarkeit des Bodens, Mannigfaltigkeit der Farben und Formen, dort immer dieselbe Einförmigkeit, dieselbe Oede, und aus den Ruinen sprechen stets dieselben Schauer der Vergangenheit.

Wo die kurzen Seitenthäler aus den Bergen hervorbrechen, haben sich sogenannte Fiumaren (wörtlich: Ueberschwemmungen) gebildet, weite Kiesflächen, die nur im Frühjahre, oder nach starken Gewittern mit Wasser, dann auch in ungeheuerer, Alles hinwegreißenden Menge sich füllen. Sie sind als traurige Folgen der Waldverwüstungen das einzig Störende in dem ununterbrochenenen Bilde von Leben und Fruchtbarkeit auf dieser Fahrt.

Je mehr man sich Messina nähert, desto besser wird die Cultur, desto hübscher erscheinen die von Weinlaub umrankten Häuser der Bauern und Pächter, und zuletzt scheint die ganze Landschaft aus den Sommerhäusern und Gärten der reichen Kaufherren der großen Handelsstadt zu bestehen.

M e s s i n a, die zweite Hauptstadt Siciliens, möchte gar zu gerne die erste Rolle spielen. Palermo ist geschichtlich der Mittelpunkt der Insel, und von jeher haben Punier, Araber, Normannen, Hohenstaufen, Spanier und Bourbonen es zum Sitz der Regierung gemacht. Dort steht auch der Dom, in welchem die Könige gekrönt wurden und in seiner Nähe die alte Königsstadt Monreale; aber im Handel gelten historische Erinnerungen nichts; für ihn haben bloß die Gegenwart und deren Combinationen Werth und Interesse; daher die ständige Eifersucht zwischen Messina und Palermo, und in diesen Kämpfen hat sich Messina schon vielfachen Schaden zugezogen; daher aber auch das lebhafte Verlangen, die Handelshauptstadt Siciliens auch zur politischen Landeshauptstadt zu machen. Dieses Streben ging sogar schon so weit, daß man dem Könige eine Million anbot, wenn er Sicilien in zwei Provinzen, Messina und Palermo, mit zwei Vicekönigen trennen wolle.

In Messina gibt der reiche Kaufherr den Ton an, und in dem von ihm abhängigen Pöbel hat sich eine rohe, gewaltige Masse gebildet, welche aber durch die Hafenfestung und die drei hoch über der Stadt gelegenen, ebenso malerischen als festen Bollwerke in Schranken gehalten werden kann. Die Bedeutung der Stadt vermöge ihrer Lage an einer der wichtigsten Seestraßen Europas zieht unsere Schritte bald auf den stets mit Masten gefüllten Hafen, an dessen Quai Magazine für die Schiffsbedürfnisse mit Matrosenkneipen abwechseln. Alle möglichen Schiffsvorräthe, alle möglichen Genüsse für die Matrosen und Capitäne sind hier zu haben und in allen Sprachen Europas angekündigt. Besonders häufig sind griechische, englische, französische, deutsche und russische Inschriften und Schilder.

Die Stadt ist regelmäßig gebaut, hat aber außer dem Dome kein Gebäude von allgemeinerem Interesse. Der Dom ist eine großartige Säulen-Basilika mit romanischem Gepräge und besitzt, wie so viele italienische Kirchen, auch im Innern die Spielerei eines Meridians. Man hat eine lange mit Marmor ausgelegte und mit den Bildern des Thierkreises bezeichnete Linie auf den Fußboden der Kirche gezogen, und jeden Tag zur Mittagszeit bescheint die Sonne durch eine kleine im Gewölbe angebrachte Oeffnung einen andern Punkt dieser Linie. Die Außenseite des Domes

zeigt drei hübsche gothische Portale und ist in italienisch-gothischer Weise mit schwarz und weiß abwechselnden Marmorstreifen bekleidet.

Das Volk von Messina gilt für heißblütig und jähzornig, und besitzt einen hartnäckigen Stolz. Schon zu wiederholten Malen sind diese Eigenschaften in furchtbarer Weise ausgebrochen und haben schrecklich gewüthet. Hier brach sich zuerst der Angriff Karls von Anjou, als er die Opfer der sicilianischen Vesper rächen wollte. Mit einer Raserei ohne Gleichem stürmten die Franzosen zu wiederholten Malen die Stadt; aber die Messinesen wehrten sich hartnäckig, Peter von Aragonien kam ihnen zu Hilfe, die Schiffe der Franzosen wurden zerstört und sie selbst geschlagen.

In der Meerenge von Messina steigen die Strömungen von Ebbe und Flut höher an und werden überdieß noch sehr oft durch widrige Winde beeinflußt. Für die gegenwärtige Schiffahrt hat dieses allerdings fast gar keinen Einfluß mehr; aber Segelschiffe leiden noch manchmal darunter, und in älteren Zeiten haben die vielen hier vorkommenden Unglücksfälle Veranlassung zu den abenteuerlichen Gefahren der Scilla und Charybdis gegeben, sowie zu dem Taucher, den uns Schiller in so romantischem Lichte darstellt. Immer noch ist in diesen Gegenden, wo Unter-Italien und Sicilien nur durch diese schmale, kaum eine Stunde breite Wasserstraße getrennt sind, der Wechsel der Witterung, des Luftzuges und der Beleuchtung sehr schnell.

Auch die Fata Morgana, jene zauberische Fee, ist hier zu Hause und treibt ihr Spiel in den unmittelbar über dem Meer liegenden Luftschichten. Bei drückender Hitze, wenn starke Verdunstung des Wassers und heftige Bewegungen der Luft sich vereinigen, dann erscheinen die Fahrzeuge aus dem Wasser herausgehoben und schwimmen in der Luft, oder über einem ruhig dahinfahrenden Schiffe bildet sich plötzlich ein zweites, dessen Körper umgekehrt in der Luft segelt, so daß die Masten beider Schiffe sich mit den Spitzen berühren, und das Spiegelbild alle Schwankungen des wirklichen mitmacht. Sie neigen sich hin und her, scheinen sich zu berühren und zu entfliehen. Im Jahre 1663 schien sogar Messina, von dem gegenüber liegenden Reggio aus gesehen, in der Luft zu schweben und umgekehrt.

Damit nehmen wir Abschied von Sicilien, dem merkwürdigsten Theile Italiens. Die drei großen Gebiete der alten Welt reichen hier sich die Hände; von den ersten sagenhaften Anfängen der Geschichte bis zu der gewaltig kreisenden Neuzeit sind unendlicher Glanz und unsägliches Elend über dieses gesegnete Eiland gezogen und kein großes Volk des Alterthums und Mittelalters gibt es, das nicht hier mit unvertilgbaren Spuren einen Theil seiner Geschichte uns überliefert hat. Sicilien ist, meint Göthe mit Recht, der Schlüssel zu Allem, und Italien ohne Sicilien macht gar kein Bild in der Seele. Sicilien ist das potencirte Italien und verhält sich zu den oberitalienischen Gegenden, wie diese zu Süddeutschland.

Miscellen.

Der „N. Fr. Pr." schreibt man aus Graz über eine Jagd auf einen Wildschützen Folgendes: „Vor einigen Tagen erhielt der Revierförster von Schladming die Nachricht, daß ein Raubschütze, nach dem man schon lange fahndete, sich in einer vom Orte sechs bis sieben Stunden entfernten Almhütte aufhalte. Er ließ sogleich Gendarmerie requiriren, und in Begleitung mehrerer Jäger machte sich diese auf den Weg. Der Mann, gegen den man auszog, war einer der gewandtesten und gefährlichsten Wilderer. Allnächtlich zog er mit seiner Büchse durch den grünen Wald, und die Rehe merkten es immer wohl, wenn er dagewesen war. Man mochte ihm noch so sehr auflauern, mochte das Revier, in dem er jagte, noch so eng umstellen — als wäre er in die Erde versunken, war er dann doch stets verschwunden, wenn man den Kreis zusammengezogen und jeden Winkel des Waldes durchsucht hatte. Und wenn es auch gelang, sich seiner zu bemächtigen, so nützte das doch wenig, denn bald hatte der kräftige und schlaue Wilderer seinen Feinden wieder „eine Nase gedreht". Dreimal durchbrach er die Gitterfenster des Arrestes, und einmal, als man ihn erst in das Gefängniß escortirte, sprang er, obwohl seine Hände gefesselt waren, über eine hohe Felswand herab und entkam so seinen Wächtern. Man kann sich denken, daß die diesmal gegen ihn ausgesendete Truppe mit aller Vorsicht an das Ziel rückte. Vor der Almhütte angelangt in welcher sich der Wildschütze aufhalten sollte, pochte der Führer der Abtheilung an die versperrte Thüre und verlangte Einlaß. Aber der Mann innen wußte wohl, wer ihn stören wollte, und hütete sich, die Thüre zu öffnen. Plötzlich hörte man ein starkes Krachen und mit gezücktem Hirschfänger erschien die Gestalt des Raubschützen auf dem Dache; er hatte dieses mit seinen starken Schultern durchbrochen und sah sich nun von hier aus nach einem Auswege um. Nur einen Augenblick des Zauderns und dann sprang der Mann mit voller Wucht vom Dache auf den zunächst stehenden Gendarmen herab, um diesen im Falle niederzureißen und in der Verwirrung zu entfliehen. Aber sein Sprung war zu kurz gewesen und statt den Gendarmen zu Boden zu werfen, drang ihm die Spitze des Bajonnets in die Seite und er sank selbst zu Boden. Dennoch entriß er sich noch einmal den Händen seiner Angreifer, die ihn schon erfaßt hatten; trotz der Wunde in der Seite eilte er geflügelten Laufes den Abhang des Berges hinab. Hinter ihm die Gendarmen und die Jäger. Diesmal aber ging's wirklich zu Ende: vor dem Fliehenden liegt ein Sumpf, er glaubt, ihn leichten Fußes durcheilen zu können, aber der Morast hemmt seine Schritte, immer tiefer und tiefer sinkt er — da langen die Hände der Verfolger nach ihm, er wehrt sich noch mit allen Kräften, endlich aber erlahmt er — er ist gefangen."

Charade.

(Zweisilbig.)

Die Erste an der Zweiten
Mit gutem Takt beschreiten,
Ist eine schwere Kunst.
Es gilt, sich fein zu schmiegen,
Sich fremder Laune fügen,
Zu wahren Ehr' und Gunst.
Doch wird es dir zu enge
Im prunkenden Gedränge,
So eil' dem Ganzen zu:
Es wird dir Mittel schaffen,
Dich Allem zu entraffen,
Was störend deiner Ruh.
Land, Städte, Fluren dehnen
In wechselvollen Scenen
Vor dir im Fluge sich.
Und sinkt die Nacht dann nieder,
Begrüßt auf's Neue wieder
Das Ganze freundlich dich.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 92. Speyer, Donnerstag, den 3. August 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Die Abendglocken läuteten, als ich wieder am Garten des Hauses anlangte. Die Leute gingen still betend an mir vorüber, bekreuzten sich und vollendeten ihr Tagewerk. Drüben auf den Wiesen schimmerten die hellen Gewänder Amychens und Hedwigs, welche das Linnen auf der Bleiche aufrollten und nun heiter schäkernd über den Bach herüber kamen. Mir ging es mitten durch das Herz, als ich ihre helle Stimme hörte und dann ihre Gestalt näher und näher kam. Jetzt rief sie mich scherzend an:

„Wir rechneten darauf, daß Sie uns beistehen würden, Herr v. Waldenburg. Auch Franz half uns heute nicht!“

Ich hörte sie traurig lächelnd an und sie ging von meinem stillen Wesen betroffen vorüber in's Haus.

Wer war der, dem sie ihre Hand lieber darböte, als ihrem reichen Verlobten?

Das Abendmahl wurde im Garten unter dem Birnbaume eingenommen. Die Luft war mild und die Stunde einladend zu freundlichem Geplauder. Aber ich war einsilbig, ja still. Meine schweigsame trübe Stimmung mußte Allen auffallen. Innerlich voll Unruhe und peinigender Ungewißheit war ich äußerlich stumm oder doch wortkarg. Ich hätte so viele Fragen zu stellen gehabt. Aber, wie durfte ich mich um die Familienverhältnisse des Hauses kümmern, das mich gastlich aufgenommen, während ich selbst meine Eigenschaft als Verlobter als ein Geheimniß mit mir herumtrug, in das ich Niemand dringen lassen wollte! Das Bewußtsein unredlicher Zurückhaltung vermehrte nur noch meine Befangenheit und den Trübsinn, den Hedwigs freundliche Ansprachen nicht verscheuchen, nur vermehren konnten. Sie selbst ward nun auch schweigsam und verfiel zuletzt in ein bängliches Nachsinnen, während ihre Augen oft forschend auf meinen Mienen zu weilen schienen, als ob sie die Ursache meiner Verstimmung ergründen wolle. Eine innere Unruhe schien sie zu quälen.

So verfloß die Zeit am Abendtische, bis die Tante meinte, ihr Gast leide doch wohl an den Nachwehen der gestrigen Strapazen in der Gewitternacht und werde sich frühzeitig auf sein Zimmer zurückziehen wollen. Dahin ging ich im Unmuth über mich selbst, denn mir waren Hedwigs leidvolle Blicke, mit denen sie sich von mir verabschiedete, nicht entgangen. Oben drückte ich nun die Syringen und Gelbveigel, welche von ihr gepflückt an meinem Fenster standen, an meine Lippen, während die Klänge ihres Klaviers in wehmüthigem Adagio heraufklangen. Ueber die Dorfwiesen vor dem Fenster hatte sich ein leichter Nebelschleier gebreitet, den der Mond, hinter dem Grünberge aufsteigend, verklärend durchleuchtete.

Schon lange hatte Hedwigs Spiel aufgehört, — sie war wohl zur Ruhe gegangen. Ich konnte noch immer nicht schlafen. Unruhig ging ich vom Fenster hinweg und wieder an dasselbe. Es trieb mich hinaus in die stille Nacht, in die Einsamkeit des Gebirgs, — das Zimmer war für meine widerstreitenden Empfindungen zu enge.

Leise schritt ich über die Treppe hinunter. Die Hausthüre war nicht verschlossen, das Hofthor noch offen. Ich kam auf die Dorfgasse und zwischen den Zäunen hin bald an die Stelle, wo mir in jener Winternacht die weiße Frau mit Hanns Trapp — Hedwig mit Franz — erschienen war. Der Mond versilberte die blühenden Bäume am Schloßhügel und zeichnete ihre Schatten in's grüne Feld, durch welches ich hinanstieg der Ruine entgegen, die vom Monde bestrahlt, ihre Linien in die Luft zeichnete. Was ich oben wollte, weiß ich nicht, — es zog mich nur wohl dahin, wo ich schon in der Mittagstunde einen schmerzlichen Moment verbracht hatte.

Der Weg führt allmählig um den Hügel, bis hinan, wo ein schmaler Gürtel von Wald und Busch die Ruine und den Burgfels unmittelbar umsäumt. Von dorten hatte ich einen reizenden Blick in das Lauterschwaner Thälchen, das der Porzbach bewässert. Das Mondlicht glänzte nur verschleiert in den Weihern am Waldsaume, — die Elfen und Nixen schienen dort eben sich zu sammeln, da der heulende Eulenruf von dem öden Thurm auf dem gegenüberliegenden Berge sie aus ihrem Verstecke rief. Am Fuße des hoch in die Luft ragenden Schloßfelsens hin kam ich in den Burgzwinger, wo aufgestörte Fledermäuse mich leise umschwirrten. Durch die Fenster des Hauptgebäudes oben, in schwindelnder Höhe auf der Platte der Felssäule, warf der Mond weiße geisterhafte Lichter, während mich unten die Eingänge zu den finstern Ge-

mächern im Bauche des Felsens schon von weitem unheimlich angähnten. Mich fröstelte.

Nicht dorthin zog es mich, sondern wieder an das gebrochene runde Eckthürmchen der Ringmauer, wo ich schon Mittags gesessen und auf das Haus niedergesehen hatte, in welchem sie weilte, die ich liebte, mit der ganzen Gluth meines liebefähigen jungen Herzens liebte — wie ich noch keine geliebt und — o, ich fühlte es nur zu sehr — keine mehr lieben konnte.

Ein bleicher Nebelflor schwebte noch immer über dem Dorfe unten, als hier oben schon der Nachtwind frischer durch die jungen Föhren strich, bald geisterhaft sauste und dann in den Hecken des Schloßzwingers wehte, wie Gewisper und Geflüster unsichtbarer Wesen. Durch die Fenster oben auf dem Fels heulte es leise und stöhnend, wie wenn die weiße Burgfrau des Bärbelstein um die hohen Zinnen klagend wandle.

Ein leises Rieseln lief mir über den Rücken, als ich empor und hinter mich schaute, da der Wind fast menschenähnlich in den Hecken der Felsenritzen klagte.

Stand dorten — an der jungen Birke — nicht eine weiße Gestalt? — Nein, es war wohl ein zweiter Birkenstamm. —

Ich sah nochmals hin — die weiße Gestalt hob sich jetzt schärfer ab, — ja, sie bewegte sich, sie schwebte deutlich über den Schloßhof gegen den Burgfels hin. Ich griff an meine Stirne, ob ich nicht träume.

Nein, es war keine Täuschung mehr möglich — ich sah mit klarem Bewußtsein die Erscheinung einer Frau in weißen Gewändern, um welche das Mondlicht floß. Jetzt sah ich sie noch im Schatten des Felsens — dann war sie verschwunden.

Vom Dorfe herauf dröhnte eben in langgezogenen Tönen des Nachtwächters Horn. Dessen Stundenruf hatte ich überhört, aber der laute melancholische Klang seines Hornes drang zehnmal durch die stille Nacht herauf; die Geisterstunde war somit noch nicht eingebrochen. Im Dorfe unten herrschte wieder tiefe Stille; die Müdigkeit nach einem Arbeitstage hatte schon alle seine Bewohner zur Ruhe geladen. Dann tönten, gleichsam als Widerhall aus der Ferne, ähnliche Klänge, verschollen und verloren durch die Luft über die einsame Gebirgswelt hin.

So lange, bis der letzte Ton verhallt war, stand ich auch dorten in dem Ringthürmchen, ohne Laut, ohne eine Bewegung. — Ich will nicht leugnen, daß ich hier in der ungewöhnlichen Stunde, an ungewöhnlichem Orte von der Erscheinung gespensterhaft angeschauert war. Bald jedoch kehrte mit meiner Besonnenheit auch meine Entschlossenheit zurück. Ich bebte nur noch in dem Gedanken, hier in den öden Ruinen, unterm Schleier der Nacht ihr zu begegnen, die ich über Alles liebte und die mir — wie ich annehmen zu dürfen glaubte — auch nicht ungewogen war, ja nach ihrer Augen stiller Sprache mir gewogen sein mußte.

Wenn sie es nun war, die hier im wilden Getrümmer als weiße Frau umherschlich? So deutete ihr Hiersein auf ein Geheimniß. Und durfte ich in dieses dringen? — Und wenn sie es nicht war, welches Geheimniß barg sich unter der geisterhaften weißen Gestalt?

Todtenstille herrschte um die Ruine und über den Bergen ringsum, die ihre schwarzen Häupter zum Nachthimmel aufreckten. Nur der Wind strich noch stöhnend durch die Felsenlöcher und Heckenbüsche der zerstörten Burg, als ich vorsichtig meinen Standort verließ und nach der Stelle vorging, wo ich die Gestalt verschwinden sah. Schon gähnten mich finster die Eingänge zu den Felsenkammern an, und die in Stein gehauene Treppe zur Höhe auf die Plattform bot sich meinem Fuß, als mir war, ich höre ein dumpfes Gemurmel und Geflüster, das aus dem Innern des Felsens zu kommen schien. Es mußten zwei Stimmen sein.

Mit Herzklopfen schlich ich vorwärts und kam auch ohne zu straucheln an das finstere Felsenthor. Da innen sprachen deutlich Menschenstimmen. Aber sie klangen hohl, seltsam, gespensterhaft. Das konnte jedoch die Wirkung des Schalles in diesem Felsenraum sein. Ich wagte mich weiter vor. Ich wußte von Mittags, daß in einem dieser Gemächer sich eine natürliche Säule von dem Boden bis zur Wölbung erhob, — an diese suchte ich leise tastend zu gelangen, und erreichte sie, wie mich die Berührung mit der Hand lehrte. Dicke Finsterniß lag dumpf um mich, aber auch jetzt eben so dumpfe Stille. Nur von der Wölbung niederfallende Wassertropfen brachten einen metallischen Klang hervor, der fast feierlich durch den hohlen Raum hallte.

Lange horchte ich, ohne das Mindeste zu hören, als die Accorde, welche die fallenden Tropfen anschlugen, und schon vermuthete ich, daß das Geräusch derselben jenes menschenähnliche Gemurmel und Geflüster hervorgebracht habe, das mich hereingelockt. Da vernahm ich mit einem Male den hohlen Klang einer männlichen Stimme, deren Worte ich nur mit Anstrengung vernehmen konnte:

„Es war nichts! Der Wind strich draußen durch die Hecken und trieb Laub herein.“

„O Gott!“ seufzte eine, ebenfalls dumpfklingende weibliche Stimme. „Wenn es doch Jemand wäre. Ich verginge vor Scham und Angst.“

Es war nur ein Geflüster und ich mußte die Worte halb errathen.

„Zu dieser Stunde wagt sich Niemand auf das Schloß“, sprach die männliche Stimme wieder. „Hanns Trapp und die weiße Frau scheuchen jeden zurück. Sei also ruhig, — wir brauchen uns nicht vor Andern zu fürchten. Und auch vor Gott nicht, wir thun kein Unrecht!“

„Ist es kein Unrecht, daß wir Deine gute Mutter hintergehen“, erwiderte weinerlich die weibliche Stimme, und ein leises Schluchzen war aus der Finsterniß vernehmbar, das mir das Herz umgewendet hätte, wenn es nicht gegen Mitleid in diesem Augenblicke gewappnet gewesen wäre: „O Gott, mein Gott, Franz, daß ich ein armes Mädchen bin! Nie wird es Deine Mutter zugeben, und daß Du mich lieb hast, steht nur Deinem Glück im Wege.“

„Meinem Glück stehst Du im Wege?“ fragte der Mann. „Du willst wohl sagen, ich dem Deinen. Ich soll Dich wohl lassen, damit Du ihn heirathen kannst.“

„Franz, Franz, wie kannst Du das sagen! Nie!

Nie!" sprach das Mädchen und ihr „Nie!" klang hallend wie ein Donner an mein Ohr.

„Und auch ich — das weiß der liebe Gott, der in unsere Herzen sieht — auch ich werde keine Andere nehmen, als Dich, und müßt' ich noch lange warten", bekräftigte der Mann, dessen Stimme in dem Bauch des Felsens so fremd klang, als die des Mädchens.

„Ach, drück' mich nicht so, Franz! Ich glaub' Dir ja! Wir wollen Alles Gott anheimstellen, — er wird's noch wohl machen, wenn wir ihn auch in Nacht und Finsterniß immer vor Augen haben. Aber jetzt haben wir wieder genug geplaudert, — ich muß heim. Komm!"

„Bleib' doch noch ein wenig, mein liebes Kind!"

„Nein! Du hast versprochen, sobald ich gehen will, mich zu lassen! Sonst komm' ich nie mehr! Du weißt ohnehin, wie viel es mich kostet, hinterm Rücken Deiner Mutter mit Dir zusammen zu kommen. O, ich thue gewiß großes Unrecht."

Damit mußte sich das Mädchen schon erhoben haben, denn ich hörte jetzt zwei leise Tritte auf dem Felsenboden; dann dröhnten zwei festere und lautere an mir vorüber; und nun huschten zwei Gestalten, die des Hanns Trapp und der weißen Frau, durch den Ausgang der Höhle hinaus in den Schloßhof, wo sie rasch entschwebten, ohne daß ich sehen konnte, wohin.

Auch ich verließ den düstern Raum. Meine Schritte klirrten und dröhnten wie auf metallenem Boden, und hallten noch hohl nach, als ich aus dem Bauch des Felsens hinausstieg unter den mondhellen Himmel. Das Licht des glänzenden Nachtgestirns lag magisch über den Ruinen und den Thälern unten. Vom Thurme Kleinfrankreich heulte es schauerlich herüber in klagendem Eulenruf. Durch die Föhren vor der Schloßmauer sauste es leise, als ich dem unten ruhenden Dorfe entgegenschritt, aus dem jetzt kein Laut drang. Mein Schatten im Mondlicht begleitete mich den Hügel hinunter bis vor das stille in Frieden ruhende Haus meiner Gastfreunde, an dessen Giebel der Silberglanz des Mondes lag. War Franz daheim? War — — Hedwig daheim? Mir bebte das Herz, wenn ich daran dachte, daß sie der Gegenstand von ihres Vetters Liebe, wenn auch seiner keuschen, frommen Liebe sein möchte!

Ich zögerte noch, das Hofthor zu öffnen, als Franz mit der Jagdtasche an der Seite rasch daher kam.

„Ah!" sagte er scheinbar unbefangen, „auch noch außer dem Hause? Ich war wieder vergeblich auf dem Anstande in der Porzbach drüben. Es kam nichts!"

„Schade!" erwiderte ich einsilbig, und folgte ihm dann schweigend in's Haus, dessen Eingänge er sorgfältig verschloß. (Fortsetzung folgt.)

Ein Straßenkampf in Newyork.

Ueber den blutigen Crawall in Newyork vom 12. Juli und dessen Veranlassung berichtet die N.-Y. Handelsztg.: Wie früher, wollte auch diesmal am 12. Juli der protestantische Orden der irischen Orangemänner den Jahrestag der Schlacht am Boyne, in welcher Jakob der Zweite von Wilhelm von Oranien geschlagen und dadurch die Herrschaft Englands über Irland festgestellt wurde, mit einem Umzug nebst Fest im Freien feiern. Im vorigen Jahre gab diese Feier Anlaß zu einem Ueberfall durch die irischen Katholiken, und es kam dabei zu Blutvergießen. Diesmal hatte der katholische Orden der „Hibernier" beschlossen, daß die Demonstration seiner protestantischen Landsleute gewaltsam unterdrückt werden solle. Zu diesem Zwecke wurde militärisch organisirt, bewaffnet, exercirt, zu vielen Tausenden. Man nahm einander in Eid und Pflicht. Der kaum verhüllte Plan ging dahin, mit voller Bewaffnung in einzelnen Trupps, wie zum Scheibenschießen, auszurücken, sich an einem bestimmten Punkt zu treffen und alsdann nach verabredetem Plan, unter gemeinschaftlichem Oberbefehl, zu handeln. Am Sonnabend konnte in der Stadt sich Niemand mehr verhehlen, daß die Lage sehr bedenklich geworden. Die katholische Geistlichkeit ermahnte am Sonntag ihre Pfarrkinder ernstlich, den Umzug der Protestanten in keiner Weise zu stören. Die Sache lag so, daß dieser irische Pöbel einer Gesellschaft die friedliche Ausübung eines Rechts, welches nie angetastet worden, nicht gestatten wollte, und das Publicum war sich klar darüber, daß eine solche Anmaßung unter keinen Umständen geduldet werden dürfe. Diese Erkenntniß verriethen auch die Anordnungen der Behörden. Desto schmerzlicher wurde man überrascht, als am Dienstag eine Ordre des Polizeichefs Kelso erschien, welche die beabsichtigte Demonstration verbot und Newyork für diesen Tag gewissermaßen in Belagerungszustand erklärte. Diese Ordre erregte große Entrüstung, und so heftig äußerte sich die Verstimmung, daß der Polizeichef sich veranlaßt sah, gegen Abend seine Ordre zu widerrufen und die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Am Nachmittag erließ der Gouverneur Randolph von New-Jersey eine Proclamation des Inhalts, daß die Procession der Oranier in Jersey City unter allen Umständen, nöthigenfalls mit Aufbietung der ganzen bewaffneten Macht des Staates, geschützt werden solle, und daß Leute, welche etwa aus benachbarten Staaten nach Jersey kommen würden, um den Frieden zu stören, sich eines energischen Empfanges versichert halten könnten. Man darf wohl annehmen, daß dieses Beispiel den Gouverneur Hoffmann zur Nachahmung anspornte. Er erklärte, daß jede Gesellschaft, welche am 12. durch die Straßen zu ziehen wünsche, dazu die Erlaubniß habe. Im vollsten Umfange werde sie von den Militär- und Polizeibehörden beschützt werden. „Ich erkläre hiemit, daß alle bürgerliche und militärische Gewalt, welche in meinen Händen ruht, aufgeboten werden soll, um den öffentlichen Frieden zu erhalten und auf alle Gefahr hin jeden Versuch zur Friedensstörung zu unterdrücken." So war denn die Stunde der Entscheidung herangekommen — gerade acht Jahre nach den blutigen Ereignissen von 1863, an welche Newyork immer nur mit Schauder und Grauen zurückdenken wird. Aufgeboten und zum Kampf gerüstet war die ganze Newyorker Polizeimannschaft und die Miliz. Zum Beistande im Nothfall bereit waren die

Kriegsschiffe im Hafen und die Bundestruppen in der Nähe. Zum Kampf gerüstet wurde auch in dem Hauptquartier der beiden irischen Parteien. Es herrschte eine ernste Stimmung. Die Polizei wurde, vollständig bewaffnet, bei ihrem Hauptquartier versammelt und alle Anstalten zu ihrer sofortigen Verwendung nach jeder Richtung hin getroffen. Die Miliz, unter dem Commando des Generals Shaler, war gleichfalls kampfbereit. Newyork befand sich im Kriegszustande. Die Straßen wurden durchzogen von Banden, welche nichts Gutes verhießen. Gestalten und Physiognomien kamen zum Vorschein, welche man nur zu solchen Zeiten sieht. Schon früh fielen verschiedene Conflicte vor. Versuche wurden gemacht und vereitelt, Zeughäuser zu stürmen. Der Brennpunkt der Ereignisse aber war das Hauptquartier der Oranier, an der Ecke der 29. Straße und der 8. Avenue. Hier hatte sich eine ungeheuere Menschenmenge versammelt, und hier waren, neben einem Peloton Polizisten, die Regimenter aufgestellt, welche der Procession zur Escorte dienen sollten.

Ein New-Yorker Berichterstatter erzählt in der Allg. Z.: 15 Minuten nach 3 Uhr setzte sich der Zug in Bewegung. Voran das 7. Regiment, dann die Orangemänner in Carré, eingeschlossen vorn von einer Doppelreihe Polizisten zu Fuß, an den Seiten vom 22. und 9. Regiment, an der Rückseite wieder von einer Doppelreihe Polizisten zu Fuß und einer Reihe berittener Polizei. Auf diese folgte das 84., dann das 6. Regiment, und den Zug schloß wieder eine starke Abtheilung Polizei. Wie eine Verbrecherbande wurde das Häuflein Orangemänner escortirt von 3000 Mann Militär und Polizei. Als der Zug in die achte Avenue einbog, flogen von einem gegenüber liegenden Neubau Steine auf die Leute, und eine Katzenmusik entstand, daß sie Steine erweichen konnte. An der südöstlichen Ecke, 28. Straße, schoß ein Kerl vom Vorbau aus seine Pistole ab und verschwand dann durch das Fenster des ersten Stockes. Fort marschirten wir wieder im langsamen Schritt bis zur 26. Straße. Da hörte ich ein plötzliches Dröhnen, als ob Orsini'sche Bomben geplatzt wären, meine 84er gaben auch schon ringsherum blindlings, ohne Commando, eine Salve, und kaum, daß ich mich umsah, sah ich mich auch schon allein mitten auf der Straße, sah an gegenüberliegender Ecke sechs blutige Körper Mann an Mann liegen, sah auf dem Trottoir hinter mir ein Mädchen im Alter von vielleicht zwölf Jahren erschossen, sah nebenan einen Soldaten vom 6. Regiment fürchterlich im Gesicht zerschossen, der nur von seinen Kameraden getödtet sein konnte, sah, daß die 84er und 6er nach Deckung sich seitwärts in die Büsche schlugen, und sah endlich, daß ich von einem Halbdutzend dieser heldenmüthigen wie Espenlaub zitternden Marssöhne belagert wurde, die auch Deckung suchten — unter dem Alpaca meines Regenschirmes! Und dabei schleppten und zerrten sie mich in einen Keller. Allein diese Zufluchtsstätte war wegen Ueberfüllung, besonders mit Offiziersepauletten, nicht zugänglich. Wir eilten zwei Häuser weiter und siehe da: Schaufenster ohne Läden. Ein Kolbenstoß, krach! und wir saßen in einer vollständigen Damenweißgarderobenausstattung. Wären die Irländer nicht gleich ihren Vorbildern, den Franzosen, nur Maulhelden und Ausreißer, und wären sie ein klein wenig besser organisirt, dann hätte der Tag ihnen gehört, und Newyork wäre heute halb in Schutt, halb in Asche. Die Bestürzung in der Miliz rührte daher, daß, wie der Polizeicapitän Mac Donald amtlich berichtete, der Commandeur der Compagnie A vom 84. Regiment betrunken (!) war, als er das Polizeihauptquartier verließ, und daß diese Compagnie die erste war, welche feuerte. Diese wilde Bestürzung dauerte etwa zwei bis drei Minuten; dann ertönte das Trommelsignal, und die Ordnung in den Reihen der Miliz wurde bald hergestellt. Da blitzte es hell auf, zwei Salven erfolgten an der 25. und 27. Straße, und ein regelmäßiges Gewehrfeuer kam von der 23. Straßenecke herauf. Der Kampf war im Gange. Ich eilte nach halbstündigem Aufenthalte bei einem Verwandten auf den vorigen Kampfplatz zurück, der von dem Zuge, von Militär und Polizei jetzt frei war, aber einen entsetzlichen Anblick darbot. Gegen 40 bis 50 Todte lagen da noch in derselben Stellung, wie sie von den Kugeln hingestreckt waren. Das Blut rann von den Trottoirs in den Rinnstein, und auf dem Fahrdamm waren Blutlachen zu sehen. Manche herzzerreißende Scene spielte sich da ab, und mancher Fluch, manches Verdammungsurtheil wurde gegen die Stadtbehörden, Polizei und Miliz ausgestoßen. Die Todten wurden auf Fleischerwagen und anderes kleine Fuhrwerk gelegt und unbedeckt nach den Polizeistationen gebracht. Die Verwundeten, die in einer Anzahl von mehr als hundert sich einfanden, schleppten sich theils selbst nach ihren Wohnungen oder wurden in den städtischen Spitälern untergebracht. Von den Todten und Verwundeten, welche von der 20. bis 30. Straße in den Häusern sich vorfanden, — und es muß deren eine beträchtliche Zahl sein, denn die Fenster und Dächer waren mit Zuschauern überladen, und die Häuser waren mit Kugeln wie übersäet — wird man wohl nie etwas erfahren. Als Sieger hatten dann die Orangemänner ihren Zug fortgesetzt und ihn ohne weiteres bedeutendes Blutvergießen zu Ende gebracht. Die Polizei „knüppelte" die Menschenmenge vor sich her und führte aus dem blutigen Zuge 60—80 Gefangene heim, die alle mit ausgezeichneten Revolvern und langen Messern bewaffnet waren. Die Verluste der Miliz beliefen sich auf 6 Mann und mehrere Verwundungen. Außer dem Hauptmassacre in der 8. Avenue kamen noch einige Gräuelthaten vor. Abends befürchtete man allgemein Brandstiftungen. Es wurde vom Pöbel versucht, einen Waffensaal zu plündern, doch die Polizei kam zuvor. Starke Polizei- und Militärpatrouillen durchzogen den ganzen Abend und einen Theil der Nacht hindurch die Straßen und verhinderten jedes Zusammenrotten. Der Pöbel hatte eine große Plünderung im Sinn; allein ihm fehlte die Organisation.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 93. Speyer, Samstag, den 5. August 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von August Becker.

(Fortsetzung.)

Sechstes Capitel.

Im Bergwalde.

So friedlich das Mondlicht auf dem Dörfchen und dem Wiesengrunde vor meinem Fenster lag, so einlullend die Mühle drüben rauschte, so schläfrig der Wasserstrahl des Brunnens in den vollen Trog fiel, — ich fand keinen Frieden in der Stille der Nacht, mich lullte das Rauschen nicht in Schlummer, ich weilte schlaflos auf meinem Lager. Schon längst fand ich kein kühles Plätzchen mehr im Kissen, auf das ich mein heißes Haupt legen konnte.

War sie es gewesen, die dort oben in der öden Ruine unter der Maske der weißen Frau umhergeschlichen, um ein Stündchen heimlicher, frommer Liebe zu leben? — Und wenn sie es war — was geht es dich an! — So sagte ich mir hundertmal, aber es beschwichtigte meine Aufregung nicht. Und hundertmal hatte ich schon zu mir gesagt: Es ist ja gut so! das kann dich heilen von dieser Neigung, dich, den Bräutigam einer Andern, heilen von der Liebe zu der Braut eines Andern, zu der Geliebten eines Andern! — Aber in tiefem Harm empfand ich, wie schwer mir die Ergebung, die Entsagung ward, welche schon meine Pflicht forderte. Als ich um die Zeit des Hahnenschreis endlich in einen unruhigen Schlummer sank, da durchwandelten die Gestalten des Hanns Trapp und der weißen Frau von Berwartstein noch meine Träume.

Andern Morgens trat ich wieder hinaus in den Garten unter den Birnbaum, wo die ganze Familie um den Kaffeetisch versammelt war. Die Tante saß in einem breiten Lehnsessel da und wiegte sich wohlig und behaglich in demselben, indem sie über den Garten hin auf die blühende Flur schaute. Ammchen trat ab und zu, etwas bleich und bang, indem sie oft scheu nach dem Antlitze der Matrone blickte, um einen Wink zu erhaschen. Auch Franz saß da und plauderte mit seiner Mutter über Wirthschaftsangelegenheiten. Er empfing mich heiter, aber mit einem forschenden Blicke.

Auch Hedwig trat jetzt mit den Tassen heran — wie ein Sonnenstrahl ging mir's durch das Gemüth bei ihrer Erscheinung, welche in all' der Reinheit, Anmuth und Schönheit vor mich trat, die ihr eigen war. Sie grüßte mich freundlich, ja liebreich, — mein Blick brachte sie wohl etwas in Verlegenheit, aber nicht in Verwirrung. Mein Auge weilte auf ihrer zarten Gestalt, auf ihren Bewegungen voll natürlicher Grazie, auf ihren Mienen und allem Ausdrucke ihres Antlitzes, wenn sie mit den verschiedenen Personen am Tische plauderte, — und mein Herz wollte sie freisprechen. Nun setzte sie die Tassen nieder und schenkte aus der silbernen Kanne den köstlich dampfenden Trank, indem sie eine einladende Bewegung machte. Franz holte sich seine Tasse, — ich war zerstreut genug, es zu vergessen. Da wechselte sie einen bedenklichen Blick mit ihrem Vetter, — ich hatte es wohl bemerkt, und empfand es bitter. Die Tante reichte mir jetzt die volle Tasse herüber und mahnte mich, den Trank warm zu kosten, er werde mich stärken und auffrischen.

„Sie befinden sich nicht wohl?" fragte jetzt Hedwig mit theilnahmsvollem Tone über den Tisch herüber. „Ich habe das schon gestern wahrgenommen, und dennoch ließen Sie in der Nacht das Fenster Ihres Schlafgemachs offen."

„Bemerkten Sie das?" fragte ich mit unbegreiflicher Unzartheit.

Und Hedwig erröthete merklich, indem sie sagte:

„Allerdings bemerkte ich es, da ich in der Frühe von der Bleiche kam."

Mir wollte Benehmen und Antwort verfänglich scheinen. Ich blieb still, und als später Franz seinen Geschäften nachging und die Mädchen sich in dem Hause verloren, suchte ich die Einsamkeit, indem ich über die blühenden Fluren gegen den Heidenfels hin wanderte und nach einer Stunde die merkwürdige Burg Drachenfels erstieg, die mit allen ihren Gemächern in einen ungeheuern Fels, denselben, der aus der Ferne die Statue Napoleons I. bildet, geschrotet ist. Ich erstieg im Innern des Felsens die verschiedenen Stockwerke bis hinauf zur schwindelnden Höhe der Plattform, um da in eine Welt zu schauen, noch fast wunderbarer, grotesker, als vom Lindenbol'n, denn man blickt tiefer hinein in das Dahner Thal, und ringsum lagern sich auf jedem Berg, jeder Wald- und Feldhöhe die Steinbildungen, wie Riesenburgen,

Feenschlösser, Dome und ganze Städte. Aber meiner Seele blieben diese Bilder fremd; die war unruhig bewegt von Licht und Schatten, wie diese Felsenlandschaft selbst, über welche heute Wolken zogen.

Dennoch hatte mich der Spaziergang zerstreut, und wenn ich auch heimgekehrt beim Mittagstisch nicht heiter sprach, so gab doch der Drachenfels einen ausreichenden Stoff für die Unterhaltung, von welcher sich die alte Dame so angeregt fühlte, daß sie den Vorschlag zu einer künftigen Sonntagspartie nach Dahn selbst machte.

Der Nachmittag war heiß und schwül, wie vor einem Gewitter. Zum Theil brachte ich ihn in meinem Zimmer zu, wo ich über meinen Spaziergang Notizen in's Taschenbuch schrieb, und dabei die Briefe Eugeniens mehrmals durchlas, um meinen Gedanken eine bestimmte, die pflichtmäßige Richtung zu geben

Ich fühlte mich, wenn auch nicht getröstet, so doch ziemlich beruhigt und ergeben, als ich dann wieder das Freie suchte und den Bach entlang schlenderte, um den öden Thurm von Kleinfrankreich zu besteigen, der, gegenüber von Berwartstein, finster aus dem Walde ragt und dessen Zinnen von dichtem Gebüsch umrankt sind. Es war dorten nur öd' und düster; schläfrig sausten die Bäume um den alten Riesen, der mit den hohlen Augen seiner engen Fenster auf das freundliche Thal niedersah, dessen Schrecken er einst war. Mich trieb es wieder zu Thal, und ich schlenderte in der gewitterschwülen Nachmittagsstunde mit Empfindungen dahin, in welche sich Sehnsucht, Wehmuth und Verdrossenheit gleichmäßig theilten. In den Weihern am Fuße des Thurmbergs hinter dem Berwartstein lärmten die Frösche und quakten mir widerlich nach, als ich über die sumpfichte Wiese steigend auf den Weg kam, der zwischen dem Grünberg und dem Schloßhügel von Berwartstein hin zum Dorfe führt, derselbe, den ich gestern in Gesellschaft mit wonnigeren Gefühlen gewandelt war, und derselbe, den ich in jener Winternacht gegen das Dorf hin gegangen, als mir die weiße Frau zum ersten Male im Schneegetriebe erschienen.

Was würde ich ihr sagen, wenn sie mir jetzt begegnete, dachte ich, als ich so träge und doch nicht ruhig dahinschritt auf dem blumigen Wegrain. Heiß brannte die Sonne auf die grünen Kornäcker des Schloßhügels, heißer noch auf den Waldrand zur Rechten, der, von einem mit Haidelraut, Ginster und Gebüsch bewachsenen Saum begrenzt, sich längs des Weges hinzog. Es war still im Walde. Der Fink allein ließ manchmal sein melancholisches Gezirp hören und die Goldammer tremulirte noch melancholischer von dem Wipfel einer vereinsamten Eiche. Nur eine Grasmücke schien lustiger gestimmt, indem sie sich fröhlich tirilirend vom höchsten Zweig eines Buchengebüsches in die Luft erhob, dann sich überstürzte und herzhaft kreischend wieder auf ihren Zweig niederflog. Sie that es so lange, bis sie meine Aufmerksamkeit in dem Maße erregt hatte, daß ich erst spät die Gestalt einer jungen Dame bemerken konnte, welche vom Dorfe her kam.

Ein Blick genügte, um mir zu sagen, wer es war. Und hätte ich sie auch nicht gleich erkannt, so würde mir doch das heftige Herzklopfen in meiner Brust verrathen haben, wer da mir einsam nahte.

Hedwig trug einen Sommerhut mit breiter Krämpe, die beim Gehen auf und abwiegend ihrem Gesichtchen Kühlung zuwehte, welche gewiß wohlthätig empfunden ward, denn Stirn und Wangen glühten, da sie näher kam. Das blaue Band des Strohhuts schloß ihre zarte Schläfe ein und fiel noch über die liebliche Wölbung ihrer Brust herab, die leise wogte, als ich ihr gegenüber stand. Ihr Lächeln, das ihre Verwirrung so reizend machte, sagte gerade nicht, daß ihr die Begegnung eine unangenehme war, wenn sie auch bei meinem Gruße die Augen zu dem Weidenkörbchen, welches an ihrem Arme hing, niedersinken ließ.

Ich selbst empfand, daß der Augenblick irgend einer Entscheidung gekommen war und wußte anfänglich kaum das rechte Wort zu finden, das gleichsam eine Brücke bauen sollte zu dem andern Ufer, über dessen eigentliche Beschaffenheit ich noch im Unklaren war, ob es schon besetzt und von wem besetzt war. Jedenfalls aber wollte ich die Gelegenheit nicht entgehen lassen.

„Sie sind auf einem einsamen Spaziergange begriffen, mein Fräulein", sprach ich endlich, nachdem das Schweigen uns beiden peinlich zu werden anfing.

„Nicht so ganz auf einem Spaziergange", antwortete sie. „Es kann auch ein Geschäftsgang heißen, da ich dem Vetter Franz, der mit den Knechten im Walde arbeitet, das Vieruhrbrod und Wein zu bringen habe."

„So!" sagte ich gedehnt und kühl. „Ich hatte schon um die Erlaubniß, Sie begleiten zu dürfen, bitten wollen."

„Und haben Sie", fing nach einigem Zögern Hedwig an, „haben Sie Ihren Vorsatz geändert?"

„Ich fürchte aufdringlich zu erscheinen und im Walde nicht willkommen zu sein."

Sie sah mich an, als verstehe sie mich nicht und suche vergeblich nach dem Sinne meiner Worte. Dann hob sie fast leidvoll an:

„Sie können doch wohl selbst nicht glauben, Herr v. Waldenburg, was Sie voraussetzen. Sie sind seit gestern Morgen nicht mehr so heiter, wie ich gehofft hatte, daß Sie bei uns sein werden. Sind Sie wirklich unwohl? Oder hat Sie etwas verdrossen — von mir? Ich bin mir doch nichts bewußt!"

Sie sah mich dabei mit so treuen Augen an, daß ich bei mir dachte, wenn dieser Spiegel einer reinen Seele trügen kann, so gibt es keine Wahrheit mehr in der Welt. Aber Gewißheit mußte ich jetzt haben. Und so sehr mich der unschuldige Ausdruck ihres Leids über mein verstimmtes Wesen auch rührte, wollte ich doch vorsichtig nach den Saiten ihres Herzens tasten, die mich vielleicht den Grundton ihrer innersten Empfindungen vernehmen ließen. So sagte ich denn, gleichsam nur beiläufig:

„In der That fühle ich mich nicht so ganz wohl! Ich ging noch gestern spät am Abende aus und kam

erst in der Nacht heim. — es schauerte mich etwas in der kühlen Frische."

„Ach, thun Sie es doch nicht mehr", sprach sie jetzt zutraulich theilnahmsvoll. „Gehen Sie doch lieber am Tage spazieren — kommen Sie nur gleich mit, — es ist viel gesünder!"

Damit machte sie eine vertrauliche, einladende Bewegung mit dem schönen Köpfchen, der ich nicht widerstreben könnte; und ich ging neben ihr her den Weg entlang, den ich gekommen war und der mir jetzt ganz anders, viel schöner erschien.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Zweikampf mit Gott.*)

Erzählung nach ungarischen Familien-Ueberlieferungen.

Von **Maurus Jókai.**

Ein Sonnenuntergang in der Einöde.

Ringsumher, soweit das Auge reichte, dehnte sich kahle, eintönige Fläche dahin. Auf den Feldern herrschten drei Pflanzen vor, die der ungarische Volksmund „Hundsmilch", „Teufelskarren" und „Königskerze" benennt, während die Botaniker sie als „Euphorbium", „Eringium" und „Verbascum" bezeichnen.

Die erste dieser Pflanzen schien anzuzeigen, daß dies Stück Boden seine Söhne nährt, als ob es Hunde groß säuge; die zweite nahm dasselbe für den Teufel in Beschlag; und die dritte, die „Königskerze", erhielt vielleicht dadurch ihre Bezeichnung, daß, wo sich diese mannshohe Staude, gleich einer lodernden Fackel voll von gelben Blumen, einfindet, zwar reicher Boden vorhanden ist, den man jedoch schon seit vielen Jahren nicht pflegte.

Die Klette überzog alle Wege, daher auf denselben kein Wagengeleise zu bemerken war. Von Gebäuden war nichts sichtbar, als die Mauern einiger Ruinen mit hohlen Fenstern und aus dem hohen Grase blinkten die weißen Knochen gefallener Thiere.

Die Hügel hatte der Wind zerwühlt; er hatte die Gegend ringsum mit feinem weißen Flugsande verweht, welcher die Gräser, die er ereilte, überstieg, die Gesträuche, ja die Bäume mit den Wipfeln begrub und immer weiter vordrang, zu dem Rande des Sumpfes, wo er mit dem Schlamme neuen Kampf begann, bis dieser sich mit seiner moderigen Vegetation zurückzog. Ihrer zwei beherrschen diesen Boden: zur Windzeit der Flugsand, zur Regenzeit der Sumpf.

Am blaßgelben, kranken, bleichsüchtigen Himmel ließ sich strahlenlos die Sonne herab, eine glanzberaubte Kugel. Am ganzen Horizonte nicht Eine Wolke. Nur fern in Osten zeigte sich irgend ein Phänomen; doch auch das war keine Wolke. Es war etwas in Gestalt eines riesigen römischen S, mit scharfem, schwarzen Umrisse, den das Abendroth nicht vergoldete. Diese in den Lüften segelnde Masse wechselte fort und fort die Form, je näher sie kam; und immer größer werdend, nahm sie die Zickzackzeichnung eines griechischen Σ an, gestaltete sich dann wieder zur endlosen Schlange, zog sich zusammen gleich einer Schildkröte, und dehnte sich zuletzt aus, Schweif und Flügel entwickelnd, wie ein Drache der Schreckensfabel.

Ringsum, so weit der Blick reichte, war kein Thurm, nur sehr fern dunkelte ein Waldstreifen und aus seiner Mitte schaute ein kleines, weißes Haus hervor. In der Richtung auf dieses weiße Haus zu trabte durch die von Ginster und Schierling überwucherte Einöde ein zerstreuter Reitertrupp, einer in den Hufspuren des andern. Trotzige, ausgedorrte Figuren; ihr Costüm allerlei von den Trödelmärkten der ganzen Welt zusammengeschleppter Plunder: Panzer aus wallonischem Büffelleder, mottenzerfressene, verbrämte, altungarische Rückenfelle, tatarische Panzerhemden, Sammetpelze mit abgeschabten Aermeln und abgerissen herabhängenden Goldschnüren, türkische Hosen in gespornten Stulpenstiefeln, Sturmhauben und Tschackos aus Bärenhaut. Die Waffen waren auch darnach: Pistolen und kettenumwundene Streitkolben, krumme Säbel und dreischneidige Dolche, der gebogene Axtstock und der lange Speer. Die Physiognomie paßte zu den Kleidern und zu den Waffen: alte, cordianbraune, finnisch-esthnische Züge mit langen, verwahrlosten Schnurrbärten und struppigem Kinn; unter ergrauten, zotteligen Brauen hervor funkelnde, dunkle Augen, und in Knoten geflochtene dichte Haarbüschel; kurzgeschorene Köpfe, eckige Wangen, blitzende Tatarenaugen; kürbisrunde, türkische Schädel. Ein Menschentrupp wie eine wandernde Karavane zwischen Bokhara und Samarkand.

Das Bild, welches wir unseren Lesern zeigen, ist der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zwischen der Theiß und der Donau entnommen und zwar aus der Zeit der glorreich herrschenden Königin Maria Theresia.

Der von uns geschilderte Landstrich war vollständig verwüstet. Zuerst der äußere Krieg und dann die innere Zwietracht hatten ihn niedergemäht. Die Völker des Reiches ruinirten sich untereinander. Die kaiserlichen Söldner hieß man „Labanzen", die der ungarischen souverainen Fürsten, der Rákóczy und Anderer nannten sich „Kuruzen". Die Kuruzen steckten die Labanzen in Brand, die Labanzen die Kuruzen; dann stürzten sich auf diese die „Raizen" — Serben, griechischen Glaubens — und brannten beide nieder. Schließlich machten die Kaiserlichen Front und vertilgten alle Drei. Sie schlugen die Kuruzen bis in die Türkei hinüber, die Raizen nach Rußland, die Labanzen trieben sie nach allen Theilen der Welt. Derart blieb dann nur, oder blieb auch nicht, zurück, wer das Feld hatte pflügen sollen, und all' die Grundstücke lagen brach, herrenlos, von Menschen nicht bewohnt. Das war es, was die Pflanzenstengel der „Königskerze" beleuchteten.

Die wandernde Caravane dagegen, welche die Pußta durchtrabte, ist einer der Söldlingshaufen, welchen die siegreich ausruhende Partei von sich abgeschüttelt hat.

*) Aus dem „Salon".

Sie rauben nunmehr auf eigene Faust. Was sollten sie auch sonst machen? Zu arbeiten gibt es nichts, und Keinen, für wen zu arbeiten wäre; zu bedauern nur, daß es nicht einmal mehr Einen gibt, von dem Etwas zu rauben wäre!

In jenem weithin blinkenden weißen Hause wohnt der adelige Herr Gabor von Kondah: und vielleicht lohnt es sich noch, ihm am späten Abend einen Besuch abzustatten.

Er war zwar selber ein Bandenführer gewesen; vielleicht gerade der Hauptmann dieser vagabundirenden Horde. Doch, was liegt daran? Die Wölfe fressen sich auch untereinander auf. „Du bist Herr, wir sind arme Burschen. Du bist allein, wir sind unser viele. Du bist wohlgenährt, wir sind hungrig.“ Das ist der Codex.

Doch bevor die Reiter die Wohnung im Walde erreichten, mußten sie noch mit jener Erscheinung kämpfen, welche von Oben herab näher und näher kam. Sie war bereits über den ganzen Himmel hingewachsen und hatte eine Form wie im arabischen Märchen der kolossale Vogel Roch, dessen beide Flügel vom Aufgang bis Niedergang reichen. Es war ein schwarzer, undurchsichtiger Klumpen, der einen Strahl weder einsog, noch aussandte. Zuletzt begann er, sich auf die Erde niederzulassen, herabrollend wie schwarze Schlacke, wie geballter Rauch, der belebt ist. Und bei der Annäherung ließ er ein betäubendes Brausen vernehmen, als zischte ein Meer kochenden Oeles, als drehe man da oben Millionen und Millionen schnurrender Kreisel.

Eine Heuschreckenwolke ließ sich nieder. Auch die Heuschrecke hatte sich eingestellt. Das fabelhafte, bepanzerte Insect, auf dessen glashäutigen Flügeln mit hebräischen oder chaldäischen Buchstaben (die sie verstehen, werden es sagen können) der Volkssage nach geschrieben steht: „Man schickte mich; ich kam; ich ward aus dem Staube verfluchter Erde!“

Nach wenig Minuten gab es keine Sonne mehr am Himmel und kein Licht mehr auf Erden, es entstand Nacht und Dunkelheit. Ein Wolkenbruch von schwirrenden Insecten ergoß sich auf die Erde; ein märchenhafter Schreckensspuk, an dem jedes Atom ein eigenes Leben führte und zugleich angriff. Mit einem auf die Fläche ausgebreiteten Mantel, sowie mit Hülfe ihrer Hüte suchten die Reiter sich zu decken; umsonst! Die schwirrenden Massen verfingen sich in ihren Haarflechten, in den Mähnen ihrer Pferde, die sich wüthend aufbäumten, so daß es den Reitern schwer wurde, sich in ihren Sätteln zu halten. Das Heuschreckenheer fiel immer dichter und dichter; in ganzen Bündeln umsummte es ihre Köpfe; die Pferde wieherten, die Reiter fluchten, doch in dem schwindelerregenden Meeresbranden war weder Roßgewieher noch Gotteslästerung mehr vernehmbar. Die Hengste galoppirten ohne Führung vorwärts in die pechschwarze Finsterniß; die Reiter suchten nur noch ihre Augen zu decken; sie stolperten in tiefe Gräben hinein, sie wühlten sich durch Dorngesträuch, sie versanken in Morast, sie stiegen aus den Sätteln; bis sie endlich nach einer langen Stunde widerwärtigen Kampfes aus der zur Erde gesunkenen Heuschreckenwolke herauskamen und wieder den Himmel in der Abenddämmerung sahen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

* Rapperswyl am Züricher See. Die Direction des polnisch-historischen Museums zu Rapperswyl hat den Blättern verschiedener Länder folgendes Schreiben zukommen lassen:

Schloß Rapperswyl in der Schweiz, den 24. Juli 1871. Mitten unter allen seinen Mißgeschicken bleibt für Polen eine tröstliche Thatsache, es ist die seiner unbestrittenen Lebensfähigkeit, die ein hundertjähriges Märtyrerthum nicht ertödten konnte. Seiner Freiheit und Unabhängigkeit beraubt, bewahrt es beide in jenen moralischen Regionen, wohin sein Patriotismus sich geflüchtet hat. Seiner Museen und Bibliotheken systematbisch beraubt, hat es auf gastlichem Boden eine sichere Zufluchtsstätte für seine Penaten gefunden, und so ist in der Nähe des internationalen Denkmals, das den hundertjährigen Kampf Polens verewigt, ein altes Schloß wieder hergestellt und in ein National-Museum umgewandelt worden. Die Freunde Polens in Europa und Amerika nehmen den regsten Antheil an diesem patriotischen Unternehmen und von allen Seiten werden historische und künstlerische Gaben eingesandt. Das Museum besitzt werthvolle Sammlungen von Autographen, Acten, Documenten, Münzen und Medaillen: Kunstgegenstände, Alterthümer, die in Polen aufgefunden wurden, polnische Fahnen aus verschiedenen Zeiten. Die Bibliothek enthält wichtige geschichtliche Materialien und wird mit jedem Tag reichhaltiger; es sind seltene Ausgaben und Documente, die sich vorzugsweise auf die schwedischen Kriege beziehen, eingetroffen. Polen ist in diesem Heiligthum in geschichtlicher, wissenschaftlicher, literarischer und künstlerischer Beziehung vertreten; man findet daselbst Malereien, Kupferstiche, Lithographien, Bildhauereien und diese Kundgebungen des polnischen Geistes sind nicht die wenigst interessanten. Obwohl das Museum speciell Polen geweiht ist, so empfängt es dennoch historische Gegenstände, die auf andere Völker Bezug haben. Hunderte von Reisenden aller Länder besuchen dieses Museum, das verflossenen 23. October am Tage der Einweihung dem Publicum geöffnet wurde, und das Urtheil ist einstimmig, daß keine günstigere Localiät dafür gewählt werden konnte. Museum und Denkmal liegen in einer der schönsten Gegenden der Schweiz, an den Ufern des Zürich-Sees, mit weitem Panorama der Alpen. Die Stadt Rapperswyl hat ihre prachtvolle Terasse für das Denkmal und ihr altes Schloß für das Museum freigebig dargeboten.

Wie bekannt, hat sich die Carbolsäure als ausgezeichnetes Mittel zur Zerstörung der Ansteckungsstoffe bei allen ansteckenden Krankheiten der Menschen und Thiere vorzüglich bewährt. In neuester Zeit ist es gelungen, die Carbolsäure mit Seife zu verbinden, und diese Carbolseifen sind nicht nur zur Reinigung der Hände von Aerzten und Krankenwärtern, welche mit ansteckenden Krankheiten zu thun hatten, zweckmäßig verwendet worden, sondern sie haben sich auch zur Abwehr aller Fliegen und Bremsen, welche Perde und andere Thiere im Sommer oft ganz toll machen, ganz gut bewährt. Auch zur Reinigung von üblen Wunden und Geschwüren, sowie zur Vertreibung von Ungezieser aller Art gibt es kein besseres Mittel.

Auflösung des Räthsels in Nr. 88:

Kreuz.

Auflösung der Homonyme in Nr. 89:

Die Bank.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 94. Speyer, Dienstag, den 8. August 1871.

Pfälzische Sagen.

III.

Sickingens Würfel. *)

Von **Laurian Moris.**

Auf Landstuhl saß der tapfre Ritter
Und sinnend schaut' er in das Thal;
Es dufteten die Fichtenwälder,
Umglänzt vom Abendsonnenstrahl.

Er schien wohl Manches zu erwägen,
Die Blicke waren finster schier,
Denn morgen sollt' der Kampf beginnen
Gen seinen harten Feind von Trier.

Und als er lange stumm gesessen,
Ging er zum hohen Würfeltisch,
Da faßt' er den gewalt'gen Becher
Und schüttelte die Würfel frisch.

„Will sehen, was sie Gutes deuten,
Und wie Fortuna spricht, das Weib;"
Und polternd flog in leichten Händen
Der riesenhafte Zeitvertreib.

Der Tisch war eine Felsenplatte,
Die an der Veste sich erhob,
Die Würfel waren Quadersteine,
Zum Spielen wohl ein wenig grob.

Er spielte wie mit kleinen Nüssen,
Und warf sie kreuz und warf sie quer,
Und zählte die gefall'nen Punkte
Von allen Seiten hin und her.

„Kein Glück!" sprach er in finsterm Tone,
„Nun, einmal noch sei es versucht!
Doch wenn die gleichen Augen fallen —
So sei das wüste Spiel verflucht."

Und wieder schüttelt' er die Steine
Mit furchtbar rasselndem Gemisch,
Und warf; — es drohte zu zersprengen
Der eisenstarke Würfeltisch.

Und wieder fand er sich verloren! —
„Wohlan denn nun zum letztenmal!
Was eins und zwei mir schnöd verkündet,
Bestät'ge drei, die heil'ge Zahl."

Er warf die Steine durcheinander,
Sie fielen kreuz, sie fielen quer,
Er zählte die gefall'nen Punkte
Von allen Seiten hin und her —

Doch wieder fand er sich verloren! —
Da, von des Trotzes Muth entflammt,
Schmeißt er mit starker Hand die Würfel
Den Berg hinunter, insgesammt.

Noch sieht sie aufgestellt der Wand'rer
Jenseits der Straß' in Thales Grund;
Daß sie dem Ritter wahr gesprochen,
Zeugt trauernd der Geschichte Mund.

*) Bei Landstuhl.

---

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

„Wo waren Sie denn in der Nacht, wenn man fragen darf?" setzte Hedwig nun das Gespräch fort. „Am Buhlstein? In der Porzbach? Ah, es muß da in einer mondhellen Nacht, am grauen Felsen oben oder am rauschenden Bach, allerdings reizend sein."

„Ich war an einem unheimlicheren Ort", antwortete ich, indem ich neben ihr hergehend ihr Mienenspiel beobachtete.

„An dem finstern Thurm droben?" fragte sie weiter.

„Nein!" sagte ich. „Ich stattete der weißen Frau des Berwartsteins einen Besuch ab."

„Sie waren droben in der Nacht und haben sich nicht gefürchtet? Und — — trafen Sie die weiße Dame?"

„Ja!"

„Wirklich? Sie bejahen ganz ernsthaft!"

„Die weiße Dame und ihren Ritter Hanns Trapp!" versicherte ich allerdings sehr ernst, da ich Hedwigs Betroffenheit bei den letzten Worten durchmerkte.

Bei meiner Erklärung verfärbte sie sich und ward blaß bis in die Lippen. Ich sah es, und der Angstschweiß trat mir auf die Stirne, das Herz pochte träge und in arger Beklommenheit in meiner Brust. Mit gesenktem Haupte ging sie einige Schritte neben mir her. Dann sah sie mich ängstlich an, während ich bei mir gelobte, noch heute Abend das Thal zu verlassen und die Wunde meines Herzens heimlich durch die Welt zu tragen.

„Herr v. Waldenburg", begann sie dann mit be-

bender Stimme, „sagen Sie mir offen: glauben Sie an Gespenster?“

„Nein!“ erwiderte ich sehr bestimmt.

Eine Pause trat ein, Hedwig rang sichtlich mit einem Entschlusse, der ihr schwer fiel. Dann fragte Sie mit einem Male:

„Und was halten Sie nun von den Erscheinungen?“

„Sie wollen wohl fragen, ob ich sie erkannt habe.“

„Und haben Sie das?“

„Ich glaube ja!“

„Um Gotteswillen“, fuhr sie auf. „Bewahren Sie das Geheimniß, — reden Sie mit Niemanden davon.“

„O sorgen Sie nicht“, sagte ich düster, „sorgen Sie nicht, Fräulein, ich werde es bewahren!“

„Aber — Herr v. Waldenburg, denken Sie doch ja nicht schlimm von beiden“, fuhr jetzt Hedwig eifrig fort, indem ihr Antlitz hohe Gluth übergoß. „Franz ist brav!“

„O ich zweifle nicht!“ sagte ich, nach Athem schnappend. „Aber —“

Was ich sagen wollte, weiß ich nicht. Hedwig starrte mich seltsam an, dann aber sagte sie fast beleidigt, indem sie ihre Schritte beschleunigte:

„Zweifeln Sie nicht, mein Herr Lieutenant, daß sie seiner werth ist. Ich kenne sie besser als irgend Jemand. Glauben Sie mir, wenn sie auch ein armes Mädchen ist, stellt sie ihr innerer Werth doch hoch über Viele, die mit allen Gütern der Erde überschüttet sind. Sie ist meine liebste, meine Herzensfreundin. Gott möge den Sinn meiner guten Tante dahin lenken, daß Franz und Amychen noch glücklich werden.“

Ich war einige Schritte zurückgeblieben und sah mit leuchtenden Augen nach der holden Gestalt, die jetzt mit gebeugtem Haupte dahinschritt. Als ob die Sonne mir alle ihre Strahlen in den Busen fallen lasse, war mir's zu Muthe. Nun eilte ich an ihre Seite und ergriff ihre Hand, die sie mir widerstrebend ließ, während sie mit aufgerichtetem Haupte mich ansah. Thränen des Schmerzes und Verdrusses schwammen dabei auf dem Spiegel ihrer tiefblauen Augen. Ich hätte sie aufküssen mögen, aber ich durfte nur sagen:

„Zürnen Sie mir nicht, Hedwig! Nein, seien Sie mir nicht böse. Ich war in einem Irrthume befangen, — sehen Sie nicht, wie froh ich jetzt bin! Möchte der Himmel Franz und Amychens Liebe segnen und jeder frommen, treuen Neigung lohnen!“

Zuerst sah sie mich erstaunt, dann mit einem warmen Lächeln an. Der rosige Anflug ihrer Wangen färbte sich dabei tiefer, — sie ahnte wohl die Natur meines Irrthums. Und nun ging noch von ihrem Auge ein beglückender Strahl aus, dann wandelten wir froh und heiter den Waldweg hinan, da wir unvermerkt unter die Bäume gekommen waren. Ich hatte um ihr Körbchen so lange gebeten, bis sie es mir mit freundlichen Blicken überließ. So waren wir, ohne zu wissen wie, an die Stelle des Waldes gekommen, wo Franz eine Cultur vorbereiten ließ.

„Ah“, rief dieser. „Das ist lustig. Sie tragen Ihren Korb mit einer Miene, als sei es eine Siegestrophäe. Sind denn die Körbe, welche Hedwig austheilt, solch' süße Last?“

„In der That“, entgegnete ich, auf den Scherz eingehend, „die Körbe, um welche man so lange bitten muß, tragen sich leicht!“

Hedwig stand indeß da mit purpurglühendem Antlitze. Franz wußte jedoch, wie er ihr in's Gleichgewicht helfen konnte. Er nahm mir das Körbchen vom Arme, schaute hinein und lachte.

„Hoffentlich muß ich nicht die Erfahrung Schakobs in der Waldhütte machen! Da kein Hammichel nachfolgte, greif' ich einigermaßen getrost nach den Flaschen!“

„Seien Sie unbesorgt!“ sagte ich heiter. „Wir trugen keine Leuchtpfanne mit, um Harzholz auflegen zu müssen.“

„Nun“, meinte Franz, pfiffig und schelmisch mich anblickend, „Ihre Augen leuchten dafür so sehr, daß ich fast dennoch bange für meinen Trunk hätte, wenn ich nicht mit Vergnügen bemerkte, daß die Flaschen nicht geöffnet worden sind.“

Die Reihe des Erröthens war nun an mir. Franz reichte indeß den Arbeitern einen Weinkrug hin, während er seine eigne Flasche entpfropfte, mit den Lippen schmatzend den Becher füllte und ihn Hedwig darreichte, die ihn mir kredenzen sollte. Sie nippte blos, ich aber schlürfte rücksichtslos den Wein, den ihre Lippen berührt hatten, als wär' es ein Göttertrunk. Dann weilten wir nicht lange mehr an der Stelle.

„Es gibt schönere Plätzchen auf dem Grünberg, als dieses“, sagte Franz. „Lassen Sie sich auf dem Rückwege von meinem Bäschen dahin führen und dabei erzählen, warum sie noch einigermaßen dazu genöthigt ist, Körbchen auszutheilen.“

Schon waren wir, Hedwig und ich, auf einem andern Wege in den Wald vorgedrungen und hatten noch kein Wort gewechselt, als wir auch das Geplauder des Vetters mit den Arbeitern nicht mehr vernehmen konnten. Wir gingen auf der Höhe des Bergs zwischen hohen sausenden Föhren hin, unter denen eine schwüle harzigte Atmosphäre waltete, während sich über den Glanz der Sonne ein weißer dunstiger Schleier gebreitet hatte und schwere schwarze Wolken hinter den Felsen und Bergen im Südwesten aufstiegen. Was kümmerten uns die Wolken in der Ferne!

Wir gingen noch immer schweigend, doch nicht trauernd, neben einander her auf den weichen Nadeln des Waldwegs, unter dem sausenden Nadeldach hin, an den hohen Stämmen vorüber, die sich röthlich grau einer hinter dem andern erhoben, bis ihre Massen tief in der lichten Waldhalle das weitere Vordringen des Auges schlossen. Es war so still, so feierlich, fast bänglich still um uns. Manchmal hörte selbst das Rauschen und Flüstern in den Nadelkronen auf und der Wald schien athemlos lauschend zu flehen. Die Vögel schwiegen alle, selbst der Buchfink hatte seine fröhliche Fanfaren verlernt und ließ nur sein

schwermüthiges, einschläferndes, trauriges Zirpen hören, zu welchem noch der zitternde Gesang des Goldammers kam, der mit einem gedehnten mahnenden Ton endigt.

Ganz im Gegensatz zu dieser über dem Forste schwebenden Stimmung, war über uns beide zwar auch eine ängstliche Bellommenheit gekommen, aber diese hatte nichts schmerzliches, sondern etwas süß wonniges, das ich eben so sehr in Hedwigs holden Augen schwimmen sah, als es mir in der Brust lebte. Sie suchte nach Blumen, um ihren Sommerhut damit zu schmücken; ich pflückte ihr die schönsten im Walde. Endlich an einem Kreuzpfade blieb sie, als ob ihr plötzlich etwas einfiele, stehen, und schaute mich an. Dann hob sie den Finger und sagte mit kindlicher Wichtigkeit:

„Wir müssen einen kleinen Umweg machen, — folgen Sie mir. Ich muß Ihnen etwas zeigen!"

Damit hatte sie den Seitenpfad eingeschlagen, der in grünlaubiges Unterholz hinein führte, da hier auf dem Joch des Berges die Föhren nur noch in einzelnen mächtigen Exemplaren hervorragten. Wie ein Reh eilte das Mädchen vor mir her, bis ich sagte:

„Und was soll ich denn Schönes hier sehen?"

„Wissen Sie nicht mehr, was ich Ihnen versprochen?" fragte sie, indem sie sich nach mir umwandte. „Wirklich, Sie erinnern sich nicht mehr!"

Ich stand und zeigte mein Nachdenken, indem ich mich mit der Hand am Kopfe griff.

„Ei, ei, Sie sind vergeßlich, Herr v. Waldenburg. Wenn Sie Alles so leicht vergessen können, wie das, so — — nun, das beleidigt Sie doch nicht?"

„Warum meinen Sie das?"

„Weil Sie mit einem Male so roth geworden — — ach, und jetzt werden Sie gar wieder bleich! Was haben Sie doch? Was regt Sie denn so auf?"

Ich fühlte nur zu wohl, daß mich ihre Worte getroffen hatten. Allerdings hatte ich Vieles, was hinter mir lag, ja Alles in jenem Augenblick vergessen, wo ich nur sie sah, die in frommem Vertrauen mit mir durch den Wald strich, ohne zu wissen, daß sie mit dem Bräutigam einer Andern ging, ohne zu ahnen, wie tief mir ihr eignes Bild im Herzen saß. Nun stand sie wieder vor mir mit lieblicher Sorge und warmer Theilnahme in Blick und Miene, zugleich mit dem Kummer, daß sie selbst durch ihre Worte mich in Aufregung versetzt haben könnte. Sie sah dabei so lieb, so engelschön aus, daß bald jede Erinnerung, jeder Schatten der Vergangenheit vor dem Lichte ihrer Augen dahinschwinden mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Zweikampf mit Gott.

Erzählung nach ungarischen Familien-Ueberlieferungen.

Von **Maurus Jókai.**

(Fortsetzung.)

Die einsame Waldwohnung war der Heerstraße zugekehrt; auch letztere war mit Gras überzogen. Eine Umwallung aus gebrannten Ziegeln, rostförmig aufgeschichtet, war gleichfalls zerstört. Der Thorflügel hing neben der Angel; der große weite Hof war wüst. Es gab also auch hier nichts, was durch Thor und Mauer abzusperren gewesen wäre.

Der Vordertheil des Hauses begann mit einem gewölbten Bodengang, dessen Pfeiler durch Eisenstangen auseinander gehalten und getragen wurden. In glücklicheren Zeiten pflegte man diese Eisenstangen mit den Gewinden des türkischen Maises zu schmücken. Jetzt waren sie leer.

Die Thür des Hauses war nur angelehnt; die Klinke hatte nachgegeben. Man konnte durch die Vorhalle nach des Hausherrn Stube gelangen, ohne um Einlaß zu bitten.

Auch dort gab es nicht viel zu sehen; alte Schränke ohne Schloß und Riegel, wackelige Stühle, an denen entweder ein Theil der Lehne, oder ein Bein fehlte und ein Eichentisch, das war der ganze herrenhafte Glanz.

Das Abendroth leuchtete noch durch das Fenster, als die Besucher der Pußta durch die offene Stubenthür unerwartet hereindrangen. Voran der verwitterte Haidebewohner mit den in Flechten gewundenen Haaren; ihm nach der Wallone, dann die Uebrigen.

Der Herr des Hauses saß an dem Eichentische, in der Hand ein Messer mit Hirschgeweihgriff, vor sich einen angeschnittenen Laib Schwarzbrod und einen schwarzen Rettig.

„Gelobt sei Jesus Christus!" sprach der greise Labanz, mit höhnischer Unterwürfigkeit die Mütze rückend.

„Lobe ihn, wem es beliebt!" erwiderte gleichgiltig der Herr des Hauses und erhob sich nicht einmal.

Es war ein schöner, hochgeschossener Mann, von heldenhafter Gestalt. Seine Gesichtszüge drückten Hohn, Troß und Leidenschaft in wunderbarem Widerspruch aus.

Da er seine Gäste eintreten sah, erglühte sein Antlitz aus Scham und aus Zorn; da sie ihn ansprachen, war er bereits bleich geworden. Er hatte Lust zu scherzen.

„Verlangts Euch nach Gästen, gnädiger Herr?" frug mit heimtückischer Unterwürfigkeit der alte Räuber, den zerzausten Schnurrbart nach beiden Seiten hin streichend.

„Ich sehe Euch herzlich gern, Gevatter" erwiderte der edle Herr, wiewohl er sich noch immer nicht vom Stuhle rührte. „Beliebt mit mir zu speisen? Das Abendbrod steht bereit."

„Was ist das wohl?" gab der alte Labanz zurück, indem er sich dem Tische nahte. „Wie? Schwarzbrod und Rettig? Also damit lebt ein gnädiger Herr?"

„Mit dem, was da ist, Gevatter. Uebrigens ist auch das der letzte Laib Brod, der sich im Hause befindet."

„Wie kann das sein?"

„Das kann leicht sein. Die Heerde trieb der serbische Räuber fort; mit dem Borstenvieh flüchtete der Schweinhirte, der Schaafhirt mit den Schaafen,

und Keiner kehrte zurück. Dann kamen die Heuschrecken, und die fraßen auch noch den letzten Strohhalm auf."

Der edle Herr erhob sich, das Fenster zu öffnen, um nach dem leeren Hof zu weisen.

Der alte Labanz geberdete sich wie Einer, der sich die Thränen trocknet, und begann im weinerlichen Ton zu jammern.

„O, mein gnädiger Herr, mein guter Herr! Also Du mußtest zu so traurigem Loose kommen?" Und in großer Theilnahme sank er dem edlen Herrn um den Hals, umfaßte seine Schultern, während ein anderer von den Gesellen dem Herrn zu Füßen fiel und sie in Treue bis an die Kniee umklammerte.

Herr Gabor nahm die Kriegslist zu spät wahr. Aus der zärtlichen Umarmung ward nichts weiter, als daß, da er endlich von seinen Fäusten Gebrauch machen wollte, man ihm schon Hände und Füße gebunden hatte und ihn dann in den Armstuhl niederdrückte.

Darnach jedoch begannen sie anders mit ihm zu sprechen.

„Nun, Du Betrüger! Derart willst Du uns zum Narren halten? Du sahst schon von fern, daß wir kamen und da Du bedacht hast, daß Du uns nicht ausschließen könntest, so stelltest Du hier den Tisch voll mit schwarzem Brod und mit Rettig und sprichst uns vom Hungertode. Nun warte, wir wollen Dich gleich mit Deinem Eigenen tractiren. Burschen, brecht in den Keller ein, in die Speisekammer!"

Die Burschen beeilten sich dem Befehl nachzukommen, kehrten jedoch nach kurzer Zeit mit der Nachricht zurück, im Keller befänden sich nur dumpfige Fässer, in der Kammer blos ranzige Töpfe und verhungerte Fliegen.

Die Horde der Labanzen war wüthend, als sie diese Entdeckung gemacht.

„Also deshalb schleppten wir uns müde hierher, um gleichfalls Hungers zu sterben?"

„Nehmt doch, was da ist!" höhnte der Gebundene.

„Nicht einen Schluck Wein, nicht einen Bissen Brod!" wüthete der alte Räuber weiter.

„Durchaus unwahr! Dort auf dem Tische liegt noch Brod!"

„Was?" rief in seinem höchsten Ingrimm der alte Labanz, nahm den Brodrest, der auf dem Tische lag, schlug ihn gen Boden, und zertrat ihn mit dem Stiefelabsatze. Das Manichäerheer — so heißt es in der Bibel — erfand Schimpfnamen sogar für das Brod.

Doch der Gebundene lachte noch um so mehr.

„Lach' nur, lache!" rief der Labanze; „ich werde Dir mit dem spitzen Eisen eine Lection geben, daß Du daran denken sollst!" Hierbei zog er aus dem Gürtel ein krummes Messer, und kehrte es mit der Spitze gegen die Augen des Geknebelten, indem er zähneknirschend fragte: „Nun, wo liegt der Schatz? Wo liegt der große Schatz?"

Der gebundene Herr lächelte nun nicht mehr. Sein Antlitz gewann die frühere Blässe zurück.

„Schätze? Deren hab ich gar viele!"

„Her mit ihnen!"

„Wollt Ihr Gold oder Silber?"

„Beides!"

„Ich habe beides."

„Wo ist es?"

„Hier in der Tischlade, zieht sie heraus."

Ihrer Drei auf einmal sprangen darnach, rissen die Lade auf, fuhren aber staunend zurück, als sie den Kasten leer sahen.

„Da ist nichts; nichts, als ein Stück feuchtes Papier!"

„Lies es!" sagte der Geknebelte.

Der alte Labanze schüttelte mit dem Kopfe. „Lesen? Nun, wir leben ja jetzt nicht in der Zeit des Königs Mathias Corvin, der für vierzigtausend Studenten eine Akademie zu Ofen erbaute, selber nachsehen ging, wie man in der Dorfschule lehrte und den Meister von Zinkota mit dem Doppelhumpen decorirte. Gut steht's, vermag jetzt der Bischof zu lesen!"

„Wer versteht sich von Euch auf Geschriebenes?"

Der Labanze im Panzer aus Büffelleder verstand sich darauf. Er war bei Mönchen erzogen worden. Diesem übergaben sie die Schrift. Als er mit dem Lesen zu Ende war, schlug er sich den Helm vom Kopfe, stürzte auf den geknebelten Herrn los, schnitt in Einem Augenblicke die Stricke von den Händen desselben, küßte im nächsten Augenblicke diese Hände, fiel vor ihm in's Knie, schnellte dann aber doch gleich wieder empor, um vor Freuden im Zimmer herumzuspringen, wobei er die Schrift über dem Kopfe schwang. Er schien toll geworden zu sein.

Ein guter Schlag in den Rücken brachte ihn wieder zu sich. (Forts. folgt.)

Miscellen.

* München. Die von Münchener Damen veranstaltete Sammlung von Handschriften und Bildnissen zum Besten des Invalidenfonds, von welcher früher berichtet worden, ist, wie man der „A. Z." schreibt, mittlerweile sehr bedeutend geworden. Die Dichter unserer classischen und romantischen Epoche wie die der Gegenwart, die Philosophen von Wolff an, Naturforscher, Staatsmänner, Historiker, Theologen, Künstler und Schauspieler sind alle in der Art vertreten, daß es möglich wird, besondere Mappen nach solchen Kategorien anzulegen und zugleich durch die Doubletten noch werthvolle vermischte Albums herzustellen. Ein Aehnliches gilt von den Photographien berühmter Zeitgenossen, die mit deren eigenhändiger Unterschrift und meistens mit einem Denkspruch versehen sind. Die Feldherren und Staatsmänner aus dem großen Krieg haben das Unternehmen auf das Freundlichste gefördert. Von Streicher in Wien war unter Anderm das Manuscript der Sonate in F-dur von Mozart eingesandt, von Mendelssohn in Berlin, der in der Literaturgeschichte bekannte Brief Lessing's an seine Eltern, von Frau Boisserée Künstlerbriefe aller Art. Noch ist Manches in Aussicht, und Sendungen von Bildnissen und Handschriften sind immer willkommen. Bis zum October wird dann die Entscheidung getroffen, wie das Ganze für seinen edlen Zweck am Besten zu verwerthen sei, ob durch Verloosung, oder zum Theil auch durch Verkauf.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 95. | Speyer, Donnerstag, den 10. August | 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von August Becker.

(Fortsetzung.)

„Beunruhigen Sie sich durchaus nicht, Fräulein Hedwig", sagte ich gefaßter, „das sind flüchtige Anwandlungen, die uns den Genuß des freundlichen Spazierganges nicht verderben sollen. Aber kommen Sie doch meinem Gedächtnisse zu Hilfe und offenbaren Sie mir, was Sie mir zeigen wollten."

„Ei, haben Sie denn nicht gestern verlangt, die Waldsänger einmal in ihrem Familienleben belauschen zu können?" fragte sie zurück.

„Ah, Sie versprachen mir ein Nestchen zu zeigen."

„Ja, ich weiß eines ganz in der Nähe. Aber", setzte sie mit aufgehobenem Finger hinzu, — „Sie dürfen es Niemanden verrathen!"

„Nein, das thue ich nicht."

„Aber gewiß nicht."

„Da haben Sie meine Hand darauf!" sagte ich, und sie gab mir ihr liebes, feines, weißes Händchen mit Lächeln her.

Ich drückte es nicht mehr, als ein freundschaftliches Gelöbniß nöthig erscheinen ließ. Und nun schwebte sie wieder weiter durch das grüne Unterholz, bis sie wieder inne hielt und zu mir sagte:

„Hier herum ist's! Etwas sachte, wir müssen leise sein! Kommen Sie!"

Damit trat sie zwischen die Hecken vom Pfade ab in's Gras, schob leise die hemmenden Zweige hinweg und schlich voran. Ich wollte ihr helfen Bahn brechen, aber meine Hand machte in dem Gebüsch beim Zurückbiegen der Zweige ein Geräusch, so daß ihr Zünglein mit einem leisen „St!" sich zwischen den Zähnchen und Lippen hervorwagte. Dabei hatte sie im Eifer des Moments, und um ferneren Störungen durch mich oder meine Hand vorzubeugen, diese unwillkürlich ergriffen und flüsterte mir zu:

„Nur stille! Sie dürfen es sehen, aber nicht anrühren! Bei Leibe nicht!"

„Ich thu' es nicht, Hedwig!" flüsterte ich lächelnd und folgte ihr noch einige Schritte durch das Gras in's Gebüsch.

Mir war's dabei zu Muthe, wie einem Seligen, der von einem Engel in's Paradies eingeführt wird. Meine Augen schwammen vor Rührung über diese holde, vertrauensvolle Unschuld des schönen Mädchens, dessen Anblick jeden argen Gedanken weit hinweg aus meiner Seele scheuchte.

Endlich blieb sie stehen und sah mit vorgestrecktem Haupte in einen Buchenstrauch hinein. Sie ließ meine Hand los, hielt ihren Zeigefinger über die Lippen und wisperte fast unhörbar:

„Sehen Sie, da ist's!"

„Wo?"

„Ei, da, da — zwischen dem Stämmchen und dem Zweige!"

„Wahrhaftig", flüsterte ich. „Sitzt nicht der Vogel drinnen?"

„Ja, freilich!"

„Was ist's denn?"

„Eine Amsel. Wenn sie wegflöge, könnten Sie die Eierlein sehen! Aber nicht wahr, wir wollen das Thierchen nicht verscheuchen!"

„Das wär' Sünde! Sehen Sie nur, wie es herüberschaut — ganz zutraulich!"

„Ach, es weiß, daß wir ihm nichts zu leide thun. Ich hab' es schon öfter belauscht, und da sah es mich immer so freundlich an mit seinen schwarzen, goldsaumigen Aeuglein, als wollt' es mir etwas sagen."

„Und was hätt' es Ihnen wohl zu sagen gehabt?" flüsterte ich in dem leisen Tone, mit welchem unser Gespräch geführt ward.

Statt der Antwort Hedwigs ging ein dumpfes, dröhnendes Rollen und Grollen über und durch den Wald hin, so laut, daß Hedwigs zarte Gestalt neben mir zusammenschauerte und merklich bebte. Ich sah erstaunt auf. Ueber uns lag schwarzes Gewölk; es hing schwer und drohend herab, als wolle es jeden Augenblick niederfallen. Unbemerkt von uns war das Wetter heraufgezogen und stand nun drohend über dem Berge. Feierlich rollte der Donner, langsam über die Bergwälder in die Ferne hinaus.

„Um des Himmelswillen, wir müssen heim!" rief jetzt Hedwig, die sich heftig verfärbt hatte. „Sehen Sie nur, wie es daher braust!"

Sie flog auf den Pfad zurück, ich ihr nach. Nachdem sie einen Augenblick unschlüssig stehen geblieben, schlug sie die über's Bergjoch führende Wildbahn ein, indem sie mir in sichtlicher Angst zurief:

„Eilen Sie, daß wir in die Buchen und von dort vielleicht noch heim kommen!“

Damit schwebte sie flüchtig den Pfad entlang zwischen den Hecken hin, wie eine vom wilden Jäger gejagte Waldnixe. Stürmisch stäubte es jetzt über den langen Bergrücken her, daß Hedwigs leichte Sommergewänder flatterten, — es brauste und tobte im Walde, so daß ich fürchtete, der Wind werde mir die zarte Gestalt von meiner Seite hinweg entführen.

Da biß es mir giftig in die Augen, — jäh zuckte ein gelbblaues Licht durch den verdüsterten Wald, grell die vom Sturme gebeugten Bäume beleuchtend. Rasch wandte ich mich nach Hedwig um, sie stand da, dem Sturme widerstrebend, mit den Händen vor den geblendeten Augen. Zugleich fuhr es schmetternd mit wildem Krach aus dem Gewölk durch den empörten Bergforst. Ich hörte Hedwig ängstlich aufschreien, — sichtlich wankten ihre Knie, sie konnte nicht weiter, während uns schon große Tropfen in's Gesicht schlugen. Und nun brauste und strömte der Wolkenguß herab, — wenige Schritte vor uns lag das schützende Buchendach.

Da war ich auch schon an des Mädchens Seite, das sich kaum mehr aufrecht halten konnte. Mit rascher Entschlossenheit hob ich die Widerstrebende auf meinen Arm, während sie das Gesicht bedeckte und heiße Thränen durch die Finger quollen.

„O Gott!“ jammerte sie leise.

„Hedwig“, sagte ich. „Ich bitte Sie, Fräulein, nur keine unzeitige Empfindlichkeit. Der Moment entschuldigt Alles!“

Ich trug sie mit Leichtigkeit davon; während sie es willenlos geschehen ließ, hielt sie sich so weit von mir ab, daß der Regen ihr in's Gesicht und an die Schläfen schlug. Laut pochte er an die Stämme der Föhren, rauschte durch die Nadelkronen auf den weichen Boden.

„Bergen Sie Ihr Antlitz an meiner Schulter“, bat ich innig. „Hedwig, thun Sie es nur diesmal!“

Sie that es, nicht gleich, aber doch allmählig, vom Wetter gezwungen. Und nun hatte ich sie auf meinen Armen, nun lag sie an meiner Brust: wer hätte mir sie noch entreißen können! Ich fühlte die Schläge ihres Herzens, empfand das heiße bange Wogen ihres jungfräulichen Busens, ich hörte ihr leises Schluchzen! — O du gütiger Gott, jauchzte es in meinem Innern, daß du im Donner des Wetters deine Menschen so entzücken kannst, so beglücken willst! Ein heiliges Gelöbniß aber füllte mir die Brust aus, diese in meine Hände gegebene Seelenreinheit nicht einmal durch einen Hauch zu trüben oder trüben zu lassen. Und der selige Gedanke durchzuckte mich, — welcher Gedanke? O mein Gott, mein Gott! durfte ich, der Verlobte Eugeniens, den beglückenden Gedanken auch nur fassen!

Nicht minder heiß, als die Thränen der Scham und Angst, welche über Hedwigs Wangen flossen, quollen mir jetzt die des Schmerzes in die Augen, als ich meine süße Last rasch dahin trug und mit ihr nun das schützende dichte Buchendach erreichte. Oben klopfte, rauschte und rieselte der Regen, hier unten stand man sicher. Jetzt mußte ich Hedwig zu Boden lassen, — meine Arme mußten sich von der holden Gestalt lösen, — und ein heftiges Weh faßte mich bei dem Gedanken an: Auf ewig! Nie mehr sollte ich das süße Mädchen an meine Brust schließen, auf meinen Armen, an meinem Herzen tragen dürfen! Die ganze Bitterkeit dieser trostlosen Aussicht überkam mich, als ich sie niederließ an dem bemoosten grauen Felsen unter den Buchen. Ich mußte mich abwenden, um meine unmännliche Rührung zu verbergen. Und als ich sie bemeisternd, mich wieder umsah, saß Hedwig zusammengesunken, den Kopf auf die Hand gestützt, — — ein schönes Bild der schamhaften Unschuld, [illegible] jungfräulicher Verwirrung. Ihr Arm trug noch immer [illegible] das leere Weidenkörbchen, das sie krampfhaft festgehalten hatte. So saß sie auf dem bemoosten Steine.

All' meine Selbstbeherrschung [illegible] aufbietend, um ruhig und gelassen zu erscheinen und so auch [illegible] ihr die nöthige Ruhe und Sicherheit zurückzugeben, wand[illegible] ich mich wieder zu dem Mädchen, indem ich sagte:

„Hier sind wir sicher! Beinahe kein Tropfen [illegible]ringt [illegible]stig durch das Blätterdach, und horchen Sie nur, wie lu[illegible] sich das Gepoch und Geklopf des Wassers anhört, [illegible] es ist das eine Musik, die weniger wässerig klingt, als die mancher Componisten, die ihre Begeisterung beim Weine, statt im Gewitterregen holen.“

Sie fuhr mit dem Tuche über die bleiche Stirn und seufzte, ohne mich anzuschauen:

„Ach! Wenn wir nur daheim wären!“

„Das Gewitter ist bald vorübergezogen, — sehen Sie nur, hinten im Gebirge wird es schon wieder etwas hell“, tröstete ich.

Aengstlich hob sie jetzt das Köpfchen, indem sie etwas die seidenartigen aschblonden Flechten, welche feucht geworden waren, von der Schläfe zurückstrich. Sie sah über den Rücken des Bergs hin durch die Bäume nach Westen; dort zeigte sich wirklich wieder ein weißer Streif des lichten Himmels.

„Aber es wird noch lange dauern“, sprach sie dann, noch immer meinen Augen ausweichend. „Regnet es denn noch so sehr?“

„Hören Sie nur! Wir wollen nicht durchnäßt zu Ihrer Tante zurückkommen! Uebrigens ist es doch merkwürdig!“ sagte ich, um ihre Aufmerksamkeit auf Anderes zu lenken und ihren bangen Sinn zu zerstreuen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Zweikampf mit Gott.

Erzählung nach ungarischen Familien-Ueberlieferungen.

Von **Maurus Jókai.**

(Fortsetzung.)

„Was steht in jener Schrift? Wirst Du rasch sprechen?“

„Was darin ist? Gold und Silber! Sie enthält die Schätze des Darius, die ja in Ungarn ver-

graben sein sollen! Sammetgewänder in ganzen Ballen und Gelage nach Wochen. Ein paradiesisches Leben bis an den Tod! Wein, wie ihn Pfaffen trinken und für jeden Tag ein hübsches Mädchen! Feuer, Flammen, Blut, Kuß, Geld, Wein, Krieg, Schmausereien — Alles!"

„Der ward wahnsinnig!"

„Hört nun auf mich!" sprach sich mächtig erhebend Gabriel von Kondah und streifte die gelösten Bande ab: „Was jener tollgewordene Bursche schreit, all' Das befindet sich in dem Briefe und all' Das ist Euch gegeben. Dieses Blatt Papier ist ein Bevollmächtigungsschreiben unserer allerglorreichsten Königin, durch das ich betraut bin, einen Reitertrupp zu werben. Der Krieg ist ausgebrochen; unser Monarch zieht zu Felde gegen den König von Preußen und den Kurfürsten von Bayern. Wir haben Brief und Siegel, daß wir auf eigene Faust in jene Länder einbrechen sollen, und während die Hauptheere Aug' in Auge Krieg führen, haben wir hinter dem Rücken des Feindes dessen Städte zu brandschatzen. Beliebt es Euch, mit mir zu kommen?"

Der Räubertroß stürzte sich nun freudejauchzend auf seinen ehemaligen Hauptmann! sie hoben ihn auf ihre Schultern, und die Säbel ziehend, schworen sie, mit ihm sogar in die Hölle zu ziehen.

„Nein, in's Paradies!" jauchzte der alte Labanze. „Bayern ist das Paradies! Ich kenne es. Nicht mit Unrecht sagt man bei uns daheim: „Wir leben, wie der Herr Gott in Bayern!"

* * *

Nach drei Tagen bevölkerte sich der Wald von Tschatard. Von allen Seiten eilten Reiterschaaren herbei. Waffen und Rosse brachte Jedermann mit sich. Schon gab es Ochsen am Spieße und Wein in ganzen Fässern — wer wußte, durch wessen Güte! Die Räuber bewirtheten bereits den Hausherrn, sie brachten ihm sogar ein Pferd herbei. Darauf ging's hinaus in die Welt.

Als der abenteuernde Trupp neben dem Wald von Tschatard dahinzog und hinaus auf die Pußta Kumaniens gelangte, sah er schwarzen Boden vor sich.

Und dieser Boden bewegte sich, als ginge die Erde vorwärts.

Plötzlich begann sich der schwarze Boden zu erheben, und langsam hob er sich in die Lüfte empor. Es war der Heuschreckenschwarm, der von Osten gen Westen zog.

Und nach Ablauf einiger Tage sahen auch die guten Bayern jene wundersame Wolke, welche in Gestalt eines großen S daherkommt, dann das griechische Σ nachahmt, dann einer Schlange gleicht, dann einem Drachen, oder dem Vogel Roch des arabischen Märchens.

Was aber erst hinter der Wolke noch nachkommen wird!

* * *

Und eben damals sammelte an den Borden eines entferntern europäischen Flusses eine zweite schöne, und in der Liebe vielbewanderte Herrscherin — die Zarin Elisabeth — ihre Kosaken und Baschkiren, und theilte auch ihnen Vollmachtsbriefe aus, um die Fluren der schönen Mark Brandenburg zu verwüsten.

Die Kenner der Kriegskunst finden, daß es sehr gut ausgedacht war, den König Friedrich II., nachdem er den Oberbefehlshaber der Oesterreicher, Daun, 1760 bei Gotterberg fast schon umschlossen hielt, dadurch aus seiner Stellung zu locken, daß man durch einen verwegenen Einfall hinter seinem Rücken Berlin und Potsdam fortnehme.

Der Plan der Verbündeten gelang. Tottleben, Tettenborn, Lasch nahmen Berlin ein; über die Beute jedoch geriethen sie einander in die Haare. Die Kosaken raubten nur für sich, und von aller in Berlin gemachten Beute kamen auf Lasch nur zweihunderttausend Thaler. Potsdam dagegen hatte das Glück, daß es Paul Anton Eszterhazy, der zweite Fürst aus jener Familie, besetzte. Aber ein noch größeres Glück war es für Gabor von Kondah, daß er nicht unter Eszterhazy diente; denn der Fürst hatte seinen Truppen alles Plündern verboten, und er selbst trug von Potsdam nichts mit sich fort als ein Bildniß des Preußenkönigs und dessen Flöte.

Doch um so mehr Weh stand dem Schlosse der Königin bevor. Nach Schönhausen kamen des Kondah seine Horden, und unter Lasch war es Lagerparole, daß es Pflicht sei, den Feind zu verderben. Leider fanden die Braven, deren Bekanntschaft wir am Anfang unserer Erzählung gemacht, im Schlosse der Königin nicht die goldenen und silbernen Schätze, die dort immerhin hätten sein sollen!

Sie erbrachen jede Thür, rissen jede verdächtige Wand ein: nirgend kam der Schatz zum Vorschein. Der Schloßhauptmann war nirgend zu finden.

Im Parke der Königin gab es einen künstlichen Teich, in dem man bei Friedenszeiten Gold- und Silberfische hielt. In der Mitte dieses Teiches stand eine achteckige chinesische Pagode. Ein verdächtiges Ding!

Auf dem ganzen Teiche war kein Kahn; man hatte sie alle unter Wasser gesetzt.

Ein schwacher Schutz für die Pagode. Kondah sprang zu Pferd in den Teich, ihm nach seine Spießgesellen, und sie schwammen der Pagode zu. Sie bahnten sich mit einem Stoß den Weg und traten hinein.

In dieser Pagode versteckt fand sich der Schloßhauptmann, der Ritter von Brandt.

Er trat den Einbrechern entgegen.

„Was beliebt den Herren Helden?" fragte er.

„Wo sind die Schätze der Königin?"

„An einem Orte, zu welchem kein Mensch dringen kann."

„Nun, dann werde ich hindringen, denn ich bin ein Teufel! Wo sind sie?"

„Brandt sagt das nicht!"

„Nicht? Genossen! Legt Feuer an oder treibt ihm Eisenstifte unter die Nägel, dann wird er es schon sagen!"

„Wisset, meine Herren Helden", erwiderte der Alte, „daß ich bereits einmal im Feuer war. Das Schloß gerieth in Brand, und mein Kind war drinnen.

Ich stürzte hinein, um es zu retten. Ich ergriff es. Meine Kleider lohten, die Haut an mir ward versengt, die Nägel sprangen mir von den Händen, doch verlor ich mich nicht selber. Ich riß meine Tochter aus dem Feuer. Versucht doch, ob Ihr mich nachgiebiger finden werdet!"

„Also Du hast eine Tochter?" rief Konday. „Dann wett' ich, daß Du eingestehen wirst!"

Aus dem Innern der Pagode hörte man dumpfes Schluchzen. Konday stieß auch diese Thür ein und trat über sie hinweg.

Im Innern des Häuschens sah er eine junge Frau knieen, die ihr kleines Söhnchen an den Busen drückte.

Es war die Tochter des Schloßhauptmanns und ihr Mann diente bei den Ziethen'schen Husaren.

Die junge Frau war schön und von interessanten Zügen.

Konday schritt auf sie zu, und ihre Hände ergreifend, fragte er:

„Wo befinden sich die königlichen Schätze?"

Die Frau stotterte: „Das weiß ich nicht!" Das junge Weib hatte in den Ohren ein paar kostbare Ohrgehänge: schwarze Perlen, eingefaßt in Diamanten.

Konday griff nach einem der Ohrgehänge und wiederholte seine Frage:

„Wollt Ihr sagen, wo die königlichen Schätze sind?"

„Ich kann es nicht sagen!" ächzte die Frau.

„Nicht?"

In selbem Momente riß Konday roh das eine Ohrgehänge mit der schwarzen Perle dem jungen Weibe vom Ohre los, daß ihr sofort das Blut über den Nacken strömte.

Die junge Frau, als sie das Blut sah, erschrak so sehr, fiel so sehr in Verzweiflung über Das, was ihr ebenfalls noch bevorstand, daß sie das Kind von sich stieß und sich durch's Fenster der Pagode in den Teich stürzte. Vergeblich eilte man ihr nach. Sie kam nicht wieder empor an den Wasserspiegel.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Das Schillerhaus in Marbach.) Wir lesen in der Augsb. „Allg. Ztg.": „Etwas über eine Stunde von der württembergischen Garnisonsstadt Ludwigsburg mit seinen gradlinigen Straßen und seinem hübschen Schloßgarten entfernt, liegt, wie bekannt, an dem sanft ansteigenden Ufer des Neckars auf einem freundlich grünenden Rebenhügel Marbach, des großen Schiller kleiner Geburtsort. Das einstöckige Häuschen, worin der hohe Geist das Licht der Welt erblickte, mit nur drei Fenstern nach der Straße, selbstverständlich mit einer Gedenktafel versehen, steht beiläufig auf der halben Höhe des Berges in einer Fronte mit anderen Gebäuden, von denen es durch die angedeuteten Eigenschaften sofort eigenthümlich absticht. In der beschränkten Flur erblickt man vor allem die wohlgetroffene Colossalbüste Schillers; der Führer öffnet die Thür des einzigen ebenerdigen Gelasses, welches, mit einigen historisch merkwürdigen Möbeln garnirt, das regste Interesse erhält. Minder anmuthend, ja fast störend, wirkt jedoch die Besichtigung der beiden Zimmer des ersten Stockwerks, zu welchen eine dunkle Treppe emporführt. Dieselben sind nämlich fast ganz unmöblirt, und sehen im höchsten Grad unwohnlich und unbewohnt aus. Auch der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen wird dem Besucher zugemuthet, indem ihm unter anderem, wohlverschlossen in einem Glaskasten, der Hut, welchen Schiller als Karlsschüler trug, aus einem Schranke hervorgeholt und vorgewiesen wird. Dies kann unmöglich anders als verstimmend wirken; der anfängliche Eindruck verfliegt und man verläßt das Haus gleichgültig, wenn nicht ärgerlich. Mögen diese Zeilen zu einer Aenderung in den angedeuteten Mängeln Anregung geben! Würde beispielsweise eine durchgängige Ausstattung mit, wenn auch nicht Schiller'schen, Möbeln und Geräthschaften jener Zeit, in welche sich der Beschauer bei dem Betreten der Behausung so gerne zurückversetzt fühlt, nicht vom größten und nachhaltigsten Eindruck sein, wenn dadurch diese, wie manche neu erstandene des verschütteten Pompeji das Ansehen erhielte, als sei sie eben erst von ihren Bewohnern verlassen worden."

Der Obstbau in Belgien. Nicht oft genug kann die Aufmerksamkeit auf die außerordentlichen Vortheile hingerichtet werden, welche ein reichlicher Obstbau für die Landwirthschaft herbeiführt. Er eröffnet Quellen des Wohlstandes, welche, weit entfernt, sich zu erschöpfen, wie die mineralischen Reichthümer des Landes, an Ergiebigkeit fast unbeschränkt gesteigert werden können, und welche benutzt werden können, ohne daß die sonstigen Agriculturen vernachlässigt zu werden brauchen. Der Obstbau kann vollständig neben dem Feld-, Wiesen- und Waldbau betrieben und gleichzeitig mit jenen ausgenutzt werden. Für Belgien z. B. hat der Obstbau eine ungeheure Wichtigkeit, denn er liefert dem Lande die reichsten Erträgnisse. In den letzten Jahren stieg der Export von Obst bereits auf durchschnittlich 25 Millionen Kilogramm, welche einem Werthe von beinahe 8 Millionen Francs entsprechen. Von dieser Ausfuhr kamen allein auf England 24 Millionen Kilogramme im Werthe von circa 7 Millionen Francs. Von welchem anderen Productionszweige hätte ein gleicher, verhältnißmäßig reichlicher Ertrag erzielt werden können, der zum großen Theile sonst nicht verwendbaren Arbeitskräften, Frauen und Kindern, zu Gute kommt? Die Ausfuhr anderer Agricultur-Producte hat dabei nicht im Geringsten gelitten.

Jemand hatte gewettet, einen grammatisch richtigen Satz zu bilden, welcher mit einem fünffachen „Die" beginnen sollte. Der Satz lautet: „Die, die die, die die hilflos umherirrende Tugend beschützenden Edlen irrende Ritter nennen, für Irre halten, irren nicht."

Logogryph.

In Arbeit stehen wir bei Dir, dem Meister,
Deß Werkstatt zu den wunderbarsten zählt,
Der Factor ist Dein Geist, der oft mit dreister
Zumuthung uns nach seiner Laune quält.

Wir haben, mag er schlafen, träumen, wachen,
Bei Tag und Nacht kein Viertelstündchen frei,
Jedoch, gefiel's uns einmal, Strike zu machen,
Wär's bald mit seiner Herrlichkeit vorbei.

Versetz ein Zeichen, — Deine Blicke sprühen,
Von Lust nach meinem schönen Vaterland;
Der Dichter preist im Lied mein dunkles Glühen;
Gar Mancher nimmt als Kühlung mich zur Hand.

Auflösung des Räthsels in Nr. 91:

Bahnhof.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 96. Speyer, Samstag, den 12. August 1871.

* Westricher Kornkasten.

Regimenter sind in Reihen
Stolz und prächtig aufgestellt;
Da muß Land und Volk gedeihen!
Wo die führt der Herr ins Feld!

Hei! wie ihre Waffen blinken
Hell und blank im Sonnenschein!
Und sie doch so friedlich winken
In das weite Land hinein!

Finst're Feinde, die belagert
Und gequält manch' Herz schon lang,
Daß manch' Antlitz abgehagert
Starrt' in dunkle Zukunft bang:

Sind vor ihrem Wink entflohen,
Und die Augen neu erhellt
Schau'n mit freien, dankesfrohen
Blicken auf zum Himmelszelt.

Die ihr nur beehrt mit Witzen
Unsern Westrich, kommt und schaut:
Euch auch helfen diese schützen
Vor dem Feind, vor dem euch graut.

Kommt und ziehet ab die Hüte
Vor dem ächten deutschen Fleiß,
Der, belohnt durch Gottes Güte,
Solche Reih'n zu stellen weiß!

Ch. Böhmer.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von August Becker.

(Fortsetzung.)

Erst nach einer Weile sah sie zu mir herüber, freilich nur halb und fragte schüchtern und leise:

„Was ist merkwürdig?"

„Daß bei einem Gewitter im Walde jedesmal eine Hedwig meine Führerin ist."

Wieder erst nach einer Weile fragte sie sanft:

„Jedesmal? — Wann denn noch?"

„Jüngst in der Nacht, da ich Ihren Vetter Franz auf der Bärenbrunner Mühle traf."

„Da führte Sie — eine — Hedwig?" fragte sie fast unvernehmlich. Dabei färbten sich ihre lieblichen, blassen Wangen so sehr, daß ich darüber nachdachte, was sie empfinden mochte. Stand vielleicht die Frage in ihrer holden Seele, ob ich auch diese Hedwig auf den Armen getragen? Unbefangen antwortete ich:

„Ja, eine, die Ihren Namen trug, mein Fräulein!"

Sie schien jetzt nachdenklich. Endlich hob sie das Köpfchen und sah mich wieder voll an.

„Ich dachte doch, der Name sei in dieser Gegend ziemlich selten", sagte sie. „Wer mag denn das gewesen sein?"

„Wenn Sie dieselbe nicht kennen, sprach doch meine Führerin mit Liebe von Ihnen."

Wieder saß sie in Nachdenken versunken, indem sie das schöne Haupt neigte.

„Ah", rief sie dann aus. „Gar wohl die Zigeuner-Hedwig von Schwanheim?"

„Getroffen, mein Fräulein!" erwiderte ich. „Sie kennen dieselbe also."

„Ja", sagte Hedwig, indem ihre Befangenheit sich nur mehr in ihren nachdenklichen Mienen bemerkbar machte. „Wir sind so zu sagen Taufschwestern."

„Wie so?"

„Als mich meine Eltern draußen in Weißenburg taufen ließen, kam ein Heidenweib mit einem kleinen vierjährigen braunen Kinde daher und bat, man solle ihr Mädchen mit mir taufen lassen, was auch geschah, indem man dem armen Weibe ein Pathengeschenk gab. Seitdem die Bekanntschaft. Man darf sich mit den Zigeunern übrigens nicht zu tief einlassen, — es ist ein zudringliches Volk."

„Haben Sie mit Ihrer Taufschwester eine unangenehme Erfahrung gemacht?"

„Nein, das nicht. Sie ist eine Ausnahme, — ein dankbares, treues, gutes Geschöpf."

„Das freut mich zu hören!" meinte ich. „Und nun dürfen Sie sich auch freuen, Fräulein, denn sehen Sie — der Regen hat aufgehört."

„Aber es fallen ja jetzt erst große Tropfen herunter?" sagte sie, in das grüne Blätterdach emporschauend, indem sie sich von ihrem Sitze erhob.

„Das ist die Wirkung des Nachzüglers, des Windes, der durch die Wälder dem Gewitter nachstreicht. Er schüttelt jetzt die nassen Wipfel, während es draußen nicht mehr tropft."

„So wollen wir denn auch rasch heimeilen. Die Tante wird in Sorgen sein!"

„Das hat jetzt keine so große Eile mehr!" versetzte ich, indem ich mich bückte, einige bethaute Waldblumen pflückte und Hedwig anbot: „Den Kranz Ihres

Strohhuts hat der Wind verweht. Sie sollen jedoch nicht ohne freundliche Erinnerung an diesen Spaziergang bleiben."

Mit lächelnder Miene nahm sie die Blumen und schmückte damit ihren Sommerhut, als wir rasch durch die Buchen hinaus auf die Föhrenhalde schritten. Nach Westen hin war der Himmel wieder ganz licht, die Sonne schien und malte einen prächtigen Regenbogen in dem gewitterschwarzen Osten. Ueber den Thälern hinten dampfte es feucht, erquickende Kühle durchwehte jetzt statt der Schwüle den Föhrenwald und der Harzgeruch zog wohlthuend und stärkend aus der Tiefe des Forsts an unsere Brust. Auf dem jungen Stangenholz und auf all' den tausend Erdbeer- und Heidelbeerstauden glitzerten die Tropfen, während wieder alle Vogelzungen des Waldes um uns tönten, als ob sie ein Brautpaar begrüßen wollten. Hedwigs Antlitz war etwas heiterer geworden, wenn auch eine gewisse Verschämtheit übrig geblieben war, die sie jedoch nur noch holder kleidete. Nur einmal, als ich fragte, was Vetter Franz gemeint haben könne, warum sie noch Körbe austheilen müsse, kam sie in große Verwirrung, verfärbte sich und eilte ohne Antwort den Pfad hinunter dem Dorfe zu.

Die Tante stand auf der Treppe und sah uns aus dem Walde herunterkommen. Als wir näher gekommen waren, sagte sie:

„Hedwig, Hedwig — was denkst Du, so lange bei einem Gewitter auszubleiben!"

„Wir machten einen Umweg, Tante!" sagte Hedwig entschuldigend.

„So! So! Der Herr Lieutenant war mit Dir! Hm! Hm! Hättest Du doch lieber keinen Umweg gemacht!" sprach die Tante sehr mild, aber mir wär' es lieber gewesen, sie hätte nicht so mild gesprochen.

Siebentes Capitel.

Scheiden und Meiden.

Auf meinem Zimmer erinnerten mich die Briefe Eugeniens, welche noch offen auf dem Tische lagen, an den Zwiespalt, der sich immer klaffender zu einem Abgrund öffnete. Eine bittere Stunde war über mich gekommen, bis sich mein Schmerz unter den Klängen von Hedwigs Piano in Sehnsucht nach ihrem Anblicke auflöste.

Beim Abendtische traf ich sie jedoch nicht, — sie habe sich etwas erkältet, erklärte die Tante. Sie und Franz sprachen heiter und fröhlich mit mir, ohne meine Verstimmung verscheuchen zu können. Bevor ich mich selbst wieder auf mein Zimmer zurückzog, ging ich einigemale um das Haus und schlenderte in der frischen Abendluft auf und ab. Erquickend angeweht, ward ich doch nicht erquickt. Immer wieder sah ich mit pochendem Herzen nach dem Fenster von Hedwigs Zimmer. Es war zugelehnt, die weißen Vorhänge herabgelassen. Was konnte mir der herrliche Maiabend bieten, wenn ich sie nicht sah. Aus dem nahen Walde erhob sich in wunderbarem Schlage das hohe Lied der Nachtigall; an den blühenden Bäumen surrte und summte es, Maikäfer umschwärmten mich und taumelten wie trunken von Frühlingslust an mich an. Und jetzt, jetzt — ach, die Vorhänge am Fenster bewegten sich, wurden zurückgeschoben, die Fensterflügel wurden etwas geöffnet, und Hedwigs Gestalt bog sich, von einem weißen Gewande umschlossen, über das Gesims, als ob sie auf den Nachtigallenschlag hören wolle. Wie glücklich machte mich dies ihr Erscheinen am Fenster, und wie kurz war dieses Glück! Sie hatte mich gesehen in dem Dämmerlichte des Abends, sie hatte mich erkannt. Einen Augenblick lehnte noch ihr Haupt wie in Wehmuth am Fenster, dann schloß sie es und verschwand hinter den Vorhängen, die neidisch ihre Gestalt verdeckten.

So lange ich auch noch auf und ab ging, ich konnte von Hedwig nichts weiter mehr bemerken. So zog ich mich zuletzt in das Haus zurück, das auch sie umschloß. Noch lange horchte ich, ob nicht ihr Klavier ertönen würde. Aber es blieb Alles still. — Morgen! Morgen darfst du sie wieder sehen! tröstete ich mich jetzt selbst und suchte den Schlummer, um von ihr zu träumen. Träumen! Strafe und Lohn gibt der Traum, wo das Leben sie nicht bietet, und die, welchen das Glück ihres Lebens verwehrt ist, dürfen wenigstens von ihm träumen.

Als ich am andern Morgen erwachte, war es noch frühe am Tage und erst wenige Leute rüsteten sich im Dorfe, in's Feld zu ziehen. Auch unten im Hofe war die alte Nane schon wach und eben daran, mit der Käth' und den Knechten zu schelten, als ich durch's Thor schritt, um einen Morgenspaziergang zu machen. Wieder blickte ich zu Hedwigs Fenster empor, — es war noch verschlossen; die Vorhänge herabgelassen hingen blüthenweis vor dem heiligen Mysterium eines jungfräulichen Schlafgemachs. War sie schon wach? oder träumte sie noch, — und was, von wem? Der Gedanke verfolgte mich durch's Feld, bis ich erheitert im Anblicke der thaufrischen Aue, über welche der Morgenwind strich, wieder heimwärts ging. Die Linnenstreifen lagen schon begossen auf der Bleiche, Hedwig mußte also jetzt wach sein. Aber wo weilte sie? Ich sah umher nach ihrem leuchtenden Gewande und konnte sie nicht entdecken, als ich vom Felde her gegen die blumige Wiese schritt.

„Zwischen Weizen und Korn,
Zwischen Hecken und Dorn,
Zwischen Bäumen und Gras,
Wo geht's Liebchen?
Sag' mir das!"

Nicht einmal Amychen war da, um mit ihr von Hedwig plaudern zu können.

Als ich nun zurück zum Hause und in den Hof kam, ging die Käth' in Stall und Scheuer aus und ein und sang mit heller Stimme jenes Lied, welches mir am ersten Morgen aus dem Munde Amychens und Hedwigs entgegen getönt war:

„Wo ist denn das Mädchen, das mich so lieb hat?
Es ist draußen im Garten, bricht Röselein ab.

Komm zu mir in Garten, komm zu mir in Klee,
Und klag mir Dein' Jammer, und klag mir Dein Weh!

Was soll ich Dir klagen, herztausiger Schatz?
Wir beide müssen scheiden, und finden kein' Platz.

Geh', hol' mir mein' Mantel, geh', hol' mir mein' Stock!
Jetzt muß ich marschiren, muß sagen: B'hüt Gott!"

Indeß war die alte Nane mir entgegen getreten und sagte mir mit einem seltsam verschmitzten Gesichtsausdrucke:

„Die Herrschaften warten schon im Garten."

„Und wenn sich zuweilen die Falschheit schleicht ein,
So woll'n wir halt denken, es muß schon so sein!"

sang die Käthe wieder aus dem Stalle kommend, während ich nach dem Garten eilte.

Dort stand wie gewöhnlich der Kaffeetisch unter dem Birnbaum zum Frühstück gedeckt. Die Tante saß den Rücken mir halb zukehrend; sie trommelte auf der Tischplatte, indem sie über den Garten hinaus in's Feld blickte. Augenscheinlich wartete sie mit dem Kaffee, der in der silbernen Kanne auf dem blendend weißen Tischtuche stand, während Franz schon emsig mit seinem Frühstücke beschäftigt war. Er schien besondere Eile zu haben. Amychen saß etwas abseits, indem sie mit ängstlichen, furchtsamen und besorgnißvollen Blicken bald nach der Matrone, bald nach Hedwig sah, die traurig und blaß der Tante gegenüber saß. Jetzt überflog Hedwigs Antlitz tiefe Purpurgluth. Die Tante warf einen Blick auf die verrätherische Röthe und wendete nun den Kopf um, nach mir.

„Ah, Herr Lieutenant!" sagte sie, sich höflich im Stuhle verneigend. „Schon vom Spaziergange zurück?"

„Wie Sie sehen, meine liebe Frau Räthin!"

„Nehmen Sie Platz, bitte! Haben wohl Appetit mitgebracht, — Amychen, schenk' dem Herrn Lieutenant ein!"

Warum forderte sie nicht Hedwig dazu auf? Diese saß wieder sehr blaß auf ihrem Stuhle, — ihre Blicke wichen mir aus und irrten auf dem Stuhle und im Grase umher. Ja, waren ihre lieben holden Augen nicht geröthet? Und warum die Förmlichkeit, mit der mich die alte Dame plötzlich behandelte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Zweikampf mit Gott.

Erzählung nach ungarischen Familien-Ueberlieferungen.

Von **Maurus Jókai.**

(Fortsetzung.)

Der alte Schloßhauptmann erhob seine Hand gegen Konday.

„Sei verflucht!" rief er, „lebend und noch in der Hölle! Sei verflucht siebenmal, Du und alle Deine Nachkommen, weil Du mir die Tochter ermordet! Hast Du ein Weib, das Du liebst, bekommst Du ein Kind, das Du anbetest, schlage Dich Gott in ihnen!"

Konday lachte.

„Thor!" rief er. „Ich habe Niemanden, den ich lieben könnte; aber sollte mir's doch einmal einfallen zu heirathen, so schwöre ich Dir, daß meine Braut dieses Ohrgehänge am Hochzeitstage tragen soll. Uebrigens weiß ich jetzt genug. Deine Tochter verrieth mir's, wo die Schätze der Königin sind! Hier sind sie, am Grund des Teiches! Lasset das Wasser ab!"

Er traf es. Als der Teich trocken gelegt war, stießen sie auf einen viereckigen Stein, der die Grube verdeckte, wo die Schätze der Königin verborgen waren. Die Tochter des alten Brandt lag noch auf dem Steine und ihre Hände hatten sich in den Eisenring festgeklammert.

Man erzählt noch heute, daß vierundzwanzig Wagenladungen von Gold und Silber aus dem Grunde des Teiches hervorgeholt wurden. Die Beute stieg bis zu einer Million damaligen Geldes, welches Konday voraus wegschickte.

Zwei Tage darnach kam die Kunde, daß König Friedrich II. mit seinem ganzen Heere gen Berlin heranrücke, und so packten denn Kosack und Labanz zusammen, und der hierhin, der dorthin, schlugen sie sich aus Brandenburg, ihre Wege durch niedergebrannte Mauern bezeichnend. Die geraubte Million war bereits an sicherem Orte.

Immerhin jedoch war noch ein Uebelstand dabei: für die ungeheure Beute gab es zu viele Theilhaber. Die ganze Horde wollte reich daran werden. Es schien rathsam, sich mit dieser auf wohlfeile Weise abzufinden.

Der schönste Ausgleich ergab sich dadurch, daß Held Gabor seine Leute bei der Torgauer Schlacht mitten in's Labyrinth der preußischen Regimenter hineinführte, wo dann nur noch die Frage blieb, ob er entweder allein sich retten, oder ob man auch ihn zugleich mit seinem Haufen zusammenhauen werde? Es geschah das Erstere. Seine berittene Brigade gerieth bei den Siptitzhügeln zwischen die Ziethen'schen Husaren, rechts ein Teich, links ein Teich und vor sich die Berge. Es war eine wahre Löwengrube, in welcher so lange gekämpft werden mußte, bis die eine Partei darniederlag. Aus dem bis in die Nacht dauernden grimmigen Kampfe entrann blos Konday selbst auf wunderbare Weise. Er sprang zu Pferd in einen der Teiche und durchschwamm ihn glücklich. Vom andern Ufer des Wassers sah er nun zu, wie man seine Spießgesellen zusammenhieb. Einige wollten ihm zwar das Wagniß nachmachen und durch den Teich waten. Aber der Grund war voll Wassergras. Nur ein Einziger gelangte gleichfalls an's jenseitige Ufer. Es war der hochbeinige wallonische Kamerad; allein dort angekommen, verfing auch sein Roß sich in dem dichtverwebten Teichgrund, der es verschluckte. Der Mann selbst zappelte noch lange, bis ihn die Gnomen des Morastes bei den Füßen erfaßten und immer tiefer hinabzogen. Der Versinkende schrie nach seinem Hauptmann um Hülfe. An einer ihm zugeworfenen Trense hätte man ihn aus dem Moor ziehen können. Aber Konday that nichts dergleichen, und als er die schlammige Fluth über dem Haupt des Ertrinkenden hatte zusammenschlagen sehen, ging er weiter. Auch der letzte seiner Kameraden war abgefunden; sie waren alle gestorben. Er selbst stellte nun den einzigen Besitzer jener gebrandschatzten Million dar, jener mit

Silber gefüllten Frachtwagen. Keine Kugel traf ihn, kein Schwerthieb. Er kehrte heim, ein glücklicher Soldat, bedeckt mit Ruhm und beladen mit Reichthum.

* * *

Der lange, sieben Jahre dauernde Krieg des Preußenkönigs endete mit dem Frieden zu Hubertusburg am 15. Februar 1763, nachdem er mit der Schlacht bei Lowositz am 1. October 1756 begonnen hatte. Alles ruhte aus auf seinen Lorbern und Ordenszeichen.

Die niedergebrannten Ortschaften Deutschlands baute man wieder auf; die verlassenen Pußten Ungarns bevölkerten sich. Auf dem Terrain zwischen der Donau und Theiß weideten wieder Rinderheerden, Schafheerden und wilde Pferde. Und wenn Jemand am frühen Morgen aufbrach an den Ufern der Donau und zu Wagen reiste bis in den späten Abend hinein, und andern Tags wieder vom Morgen bis an des Tages Abend, und er frug die Hirten, die ihm in den Weg kamen, wessen Rinder, Schafe, Pferde sie wohl hüteten? so hörte er zwei Tage lang stets dieselbe Antwort:

„Seiner Gnaden, des Grafen Gabor Konday Eigenthum!“

Also Graf! Dynast! Der von des einen bis an des andern Flusses Ufer herrschende Grundbesitzer!

Nun, damals konnte man in Ungarn leicht zu Grund und Boden kommen. Dreißig Jahre lang waren die Besitzthümer nicht geordnet worden. Ein Theil der Eigenthümer war während des Krieges ausgewandert, und wer als blonder Jüngling um das Jahr 1733 fortgezogen und nach dreißig Jahren als alter, grauhaariger Mann wiedergekommen war, der sollte wohl lange nach Zeugen suchen, die seine Identität hätten feststellen können. Und dann hatte er die geistlichen Capitel zu suchen, die seine Besitztitel hüteten, wofern diese nicht gleichfalls durch Feinde verbrannt waren. Von Vielen kamen nur die Enkel zurück, die noch sagenhaft hörten, daß diese Pußta, jenes Dominium einst ihren Vätern eigen gewesen. Jetzt saß ein Anderer darauf, ein mächtiger Herr, und zu processiren ging schwer an. „Neoacquistica“ hieß das Gesetz, das neue Erwerbungen regelte. Daneben konnte noch Besitz ergreifen, wer der Mächtigere war. Das Eigenthum notorischer Rebellen nahm der Fiscus zu kurzer Hand und dotirte damit die verdienstvollen Krongetreuen, die sich im Kriege ausgezeichnet hatten. Die in fernen Landen Niedergelassenen, welche dem richterlichen Aufruf nicht gefolgt waren, verloren als Nachkommen für eine Kleinigkeit den nie gesehenen Besitz. Pußten von zehntausend Morgen vertauschten sie für einen mit Seide gestickten Marderpelz. Und fand sich doch ein Mensch, der auf seinem Rechte bestand und dem sich ausbreitenden Dynasten nicht aus dem Wege gehen wollte, so hatte er so viel Aerger, so viel Verfolgung zu dulden, indem man beim Jagen seine Saat zertrat, seine Hirten todtschlug, seine Feldhütten in Brand setzte, ihn selbst mit Processen überzog, ja exequirte und durch Einquartirung erdrückte, daß er endlich dem Erbe seiner Ahnen entfloh und sein Eigenthum dem mächtigen Herrn zurückließ, der inmitten seiner ungeheuren Besitzthümer wie ein kleiner König dort im Castell zu Tschatard wohnte. (Forts. folgt.)

Miscellen.

München, 7. Aug. (Post-Sparkassen.) Vom Ministerialassessor Jodlbauer im Handelsministerium ist, wie ich höre, der Gedanke angeregt worden, das in England seit längerer Zeit bestehende Institut der Post-Sparkassen mit entsprechenden Modificationen auch bei uns einzuführen. In England nämlich nimmt jede der im ganzen Lande zerstreuten Posterpeditionen Spareinlagen an, die nicht über ein gewisses Maximum hinausgehen dürfen, deren Minimum aber sehr niedrig gestellt ist, um den ärmeren Classen die Möglichkeit zu geben, auch kleine Ersparnisse sofort nutzbringend anzulegen, und dieselben der Versuchung, sie zu verschleudern, die bei längerer Ansammlung sich oft einstellen würde, thunlichst zu entziehen. Der Weg zur Post ist nirgends weit, jedenfalls in den meisten Fällen näher als zu einer Sparkasse; die hierin liegende Erleichterung des Einlegens ist ein nicht zu unterschätzender Factor für die Pflege des Sparsinns; die Erfahrung lehrt es täglich, daß mancher Gang zur Sparkasse durch die Entfernung oder durch andere Schwierigkeiten vereitelt und dann bei allerlei Anlässen das erst Zurückgelegte doch verbraucht wird. Diese Vorzüge der englischen Einrichtung will nun Hr. Jodlbauer auf Bayern übertragen, zugleich aber eine Reihe lästiger Förmlichkeiten, welche in England daran geknüpft sind, dadurch vermeiden, daß der 4proc. Zins, welcher den Posteinlagen gewährt werden soll, nicht für jede einzelne Einlage besonders berechnet wird, und daß die Einlage nicht beliebig gekündigt werden kann, sondern daß der Einleger sich durch Einlegung eines bestimmten Betrags das Recht erwirbt, nach Ablauf einer bestimmten Zeit eine runde, die Zinsen einschließende Summe zurückzubekommen; z. B. er legt 8 fl. 22 kr. ein und erhält nach fünf Jahren 10 fl. zurück. Das Sparbuch, welches er als Beleg in die Hand bekommt, ist auf den Inhaber gestellt und kann, wie andere Inhaberpapiere, verkauft werden. Die Rückzahlung erfolgt bei jeder Posterpedition. Nach Hrn. Jodlbauers Plan soll die Post übrigens dieses Geschäft nicht auf eigene Rechnung betreiben, sondern eine Bank es in die Hand nehmen und die Post nur den Verkauf der Sparbücher und die Rückzahlungen gegen eine angemessene Provision vermitteln. Der Gedanke ist gewiß ein glücklicher und verdient umsomehr Beachtung, als seine Verwirklichung sich in England schon trefflich erprobt hat; in den Details der Ausführung, auf die wir hier nicht eingehen können, wäre vielleicht noch dieses oder jenes zu ändern, aber im großen und ganzen dürfte sich das Project sehr empfehlen. (Allg. Ztg.)

Paris, 4. Juli. Die „Amtszeitung“ veröffentlicht ein Rundschreiben des Ackerbauministers Victor Lefranc an die Präfecten, welches sich mit einer seit einigen Jahren in den Weinstöcken wüthenden Seuche, einer in der Wissenschaft unter dem Namen Philloxera vastatrix bekannten Blattlaus, beschäftigt. Eine aus gelehrten und erfahrenen Practikern zusammengesetzte Commission, welche die Sache geprüft hat, empfiehlt den Weinbauern folgende Verhaltungsmaßregel: Sie sollten jeden Setzling, welcher in seiner Wurzel von dieser Blattlaus behaftet sei, ohne weiteres ausreißen, den Boden gründlich aufwühlen, um alle Wurzeln bloßzulegen, Reben und Wurzeln an Ort und Stelle verbrennen, und die von diesen Blattläusen heimgesuchte Erde so einer tüchtigen Ausschwendung unterziehen. Wenn das Insect sich auf den Blättern zeigt, so legt es dort förmliche mit Eiern gefüllte Nester; alle diese Blätter müssen ebenfalls abgerissen werden. Im Herault ist diese einfache Methode bereits mit dem besten Erfolg beobachtet worden.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 97. Speyer, Dienstag, den 15. August 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Franz hatte rasch sein Frühstück beendet, wechselte mit Hedwig und Amychen einen geheimen, bedenklichen Blick, sah dann auf seine Mutter und verabschiedete sich schnell, indem er dringende Geschäfte vorgab. Mir schien jedoch eher, daß es ihm hier unter den Augen seiner Mutter nicht recht geheuer war. Wir tranken ziemlich schweigsam unsern Kaffee, Hedwig zwang sich sichtlich dazu und hätte ihn wohl lieber stehen gelassen. Es war gar nicht heiter am Tische dorten, und doch schmetterte der Buchfink so lustig wie immer seinen Gesang vom Baum in die Morgenluft, und die Sonne blickte freundlich durch die blühenden Zweige auf das Tischtuch. Von Zeit zu Zeit aber tönte das Lied der Käthe, das sie immer wieder von vorn anfing, aus dem Hofe herein in abgerissenen Strophen, während das breite Gesicht der alten Nane lauschend am Küchenfenster sichtbar war.

Was hatte es nun denn wohl gegeben, oder was war im Anzuge? Fragend sah ich umher und konnte keine Antwort erhalten, als trübe Mienen von Seiten Amychens und Hedwigs und einen scharfen, fast herben Ausdruck in den Zügen der Tante. „Hm! hm!“ und „So, so!“ ließ diese mehrmals hören, aber daraus war wenig zu entnehmen.

Nur einmal rang sich, wie unbewußt und unwillkürlich eine Reihe von Worten über die gepreßten Lippen der Tante, während sie noch immer auf dem Tische trommelnd über den Garten hin auf einen Fleck sah. Ich meinte zu verstehen:

„Es ist nicht ganz so, wie es sein sollte!“

Was wollte die ernste Matrone damit sagen? Hatte sie eine Spur von den heimlichen Zusammenkünften ihres Sohnes auf dem Berwartstein? Die Aengstlichkeit Amychens schien darauf zu deuten, und auch der sorglich wehmüthige Ausdruck Hedwigs stimmte damit. Aber so manches wollte nicht mit dieser Annahme stimmen, und nicht ohne Herzklopfen saß ich da, lange unfähig, das drückende Schweigen zu unterbrechen, während die alte Dame nur hie und da ihr starres Hinausschauen unterbrach, um einen forschenden Blick nach mir, wie mir schien, nach meiner Hand zu werfen.

Endlich ward mir jedoch die Last der schwülen Stille an dem Tische zu drückend, — ich mußte reden und hören, was die Stimmung so verschlimmert hatte.

„Bitte tausendmal um Entschuldigung, wenn ich mich irre“, fing ich also an, entschlossen der Sache auf den Grund zu kommen, — „aber mir will es scheinen, als würde die Unterhaltung heute ziemlich unvernehmbar geführt.“

„Meinen Sie“, sprach die alte Dame mit einem halben Schmunzeln, einem sogenannten grünen Lächeln. „Nun, vielleicht ist sie eine mehr innerliche, als äußerliche.“

Wohl hatte ich bemerkt, daß Hedwig leicht zusammen gebebt war, als ich die Stille unterbrach, und nun in banger Erwartung beklommenen Herzens da saß.

„Jedenfalls kann es aber keine besonders heitere sein“, sagte ich, — „ich müßte denn die stumme Schrift auf den Stirnen nicht zu lesen wissen.“

„Angenehm ist sie allerdings nicht“, meinte die alte Dame und legte einen besonderen Nachdruck auf das „nicht!“, den sie noch mit einem bedeutsamen Kopfnicken verstärkte.

„Und darf ich nicht meine Verwunderung darüber ausdrücken, daß man eine so wenig angenehme Unterhaltung so lange führt?“

„Sie mögen sich immerhin verwundern“, sagte die alte Dame, „dennoch wird sie kaum eher abgebrochen werden können, als die Ursache der Verstimmung nicht gehoben ist.“

„Und darf ich diese nicht wissen?“

Die alte Dame sah mich, wie durch meine Kühnheit verblüfft, an. Dann starrte sie wieder, auf dem Tische trommelnd, in das Weite hinaus; endlich fand sie sich bewogen, zu sagen:

„Ich hatte — sehen Sie — einen kleinen Verdruß mit Hedwig.“

„So!“ sagte ich bedauernd, während das Mädchen noch unruhiger zu Boden sah.

„Nach Ihrer Miene zu schließen“, fuhr die Matrone fort, „bezweifeln Sie, daß Hedwig mir Verdruß machen könne. Sagen Sie aber selbst, ob es nicht verdrießlich ist, daß sie die für ihren Vetter Carl bestimmte Stickerei gar nicht mehr vornehmen will, während dessen Ankunft schon für den künftigen Monat bevorsteht.“

Hedwig senkte ihr Haupt immer tiefer. Ich aber erlaubte mir zu sagen, daß ein Vetter gewiß auf Stickereien nicht so versessen sein werde, um zu wünschen, daß dem Bäschen ihretwegen Verdrießlichkeiten erwachsen.

„Doch ist es in diesem Falle etwas anders“, meinte die Matrone mit ernster Miene und bedeutsamem Kopfnicken. „Ein Vetter, der noch etwas bessers werden soll, denkt nicht so gleichgültig in solchen Dingen.“

Hedwigs Brust — ihr Angesicht konnte ich nicht mehr sehen — entrang sich ein leises Stöhnen. Mir selbst flirrte es vor den Augen, ich sah in einen leeren Raum hinaus.

„Sie verstehen mich doch, Herr Lieutenant“, sagte die Frau Räthin.

„O sehr!“ stöhnte ich, und glaubte dabei in sehr heiterem Tone zu sprechen.

„Ihnen hat man ja auch zu gratuliren, Herr von Waldenburg“, fuhr jetzt die Alte in verändertem Tone und nur so wie beiläufig fort, obgleich ich nachher stark die Vermuthung hegte, daß sie damit erst den eigentlichen, den Haupttrumpf ausspielen wollte.

Jetzt bemerkte ich, daß sowohl Amychen als Hedwig die Köpfe plötzlich aufrichteten und ihre Blicke mit Spannung nach mir hefteten. Ich selbst hatte die letzten Worte kaum verstanden und setzte eine verwirrte Frage entgegen, denn ich sagte:

„Dazu wollen Sie mir gratuliren?“

„Sie müssen mich recht verstehen, Herr Lieutenant, — Sie sind ja im gleichen Falle mit meiner Nichte.“

„So“, sagte ich, noch immer völlig mechanisch, ohne zu wissen, was ich sagte. „Woher wissen Sie denn das?“

Die Matrone kam bei dieser bewußtlosen Frage in starke Verwirrung, äußerte aber dann, was sie offenbar (mit Verlaub zu sagen) log:

„Wir hörten es jüngst in Landau.“

„Was denn?“ fragte ich weiter wie geistesabwesend, während die Spannung Hedwigs den höchsten Grad erreicht haben mochte.

„Nun, Sie werden doch nicht leugnen wollen, daß Sie verlobt sind“, versetzte die alte Dame fast mit herbem Erstaunen.

Jetzt verstand ich sie vollkommen. Und mir war, als finge der Boden unter mir zu wanken an. Während ich eben noch blaß und bleich drein schaute, übergoß es mich jetzt, wie mit Feuersgluth und warmem Blute. Mein Blick begegnete dem Auge Hedwigs, es war starr auf mich gerichtet. Ihr Antlitz aber war so blaß, so leichenblaß, so bleich geworden! Selbst aus ihren Lippen war alles Blut gewichen, da sie in meinem Erröthen das Eingeständniß dessen sah, was sie vielleicht bis jetzt nicht geglaubt hatte.

„Also nehmen Sie noch nachträglich unsere Gratulation, Herr Bräutigam“, hub die alte Dame unbarmherzig, mit kalter grausamer Höflichkeit wieder an, indem sie nach Hedwig einen bedeutsamen Blick warf. „Wir konnten nicht eher gratuliren, da Sie, aus Gründen, die mir nicht bekannt sind, unterlassen haben, uns von Ihrer Verlobung zu unterrichten.“

Ein Pause peinlichster Verlegenheit trat ein. Offenbar hatte die alte Dame einen doppelten Zweck im Auge gehabt, den nämlich: ihrer Nichte, deren aufkeimende Liebe ihr wohl kein Geheimniß geblieben, noch eine rechtzeitige Mahnung und Warnung zu geben, zugleich ihrem Gaste aber eine wohlverdiente Lection zu ertheilen, — und dieses Letztere war ihr gründlich gelungen. Ich muß einen erbarmungswürdigen Anblick dargeboten haben. Und die Bitterkeit meiner Empfindungen wurde noch durch den Anblick Hedwigs gesteigert, da sie so bleich, so ruhig und stille da saß, als sei alles Leben ihr entflogen. Nun war auch bei mir die Röthe der Scham und Verlegenheit einer Bläße der Zerknirschung gewichen. Vergebens rief ich all' meine sonstige weltmännische Sicherheit, meine Geistesgegenwart zurück; ich wußte mich nicht mehr zu fassen, mir nicht zu helfen. Dabei empfand ich nur zu sehr, daß die alte Dame aus kluger Berechnung so handelte, um ihrer jungen unerfahrenen Nichte die Augen zu öffnen über den Abgrund, an dessen Rand sie mit ihrer aufkeimenden Neigung getrieben wurde, durch mich geführt wurde.

Die Matrone allein behauptete dabei ihre Fassung und Sicherheit. Wenn sie mir nicht zu Hülfe kam, vermochte ich mich nicht mehr zu sammeln. Sie hatte uns Beide lange schweigend beobachtet. Dann sprach sie mit veränderter, sogar weicher Stimme:

„Hedwig, willst Du nicht dem Herrn Lieutenant noch eine Tasse einschenken? Thu' es, Kind! es möge unserm verehrten Gaste eine freundliche Erinnerung an die eigene Braut in der Ferne sein.“

Das Mädchen erhob sich schweigend, mit wankenden Knieen. Die silberne Kanne zitterte heftig in ihrer Hand. Ich hörte den beklommenen Athemzug ihrer bedrängten Brust. Ich fühlte, daß ich um jeden Preis mich aufringen und stark machen mußte, um dem holden leidenden Wesen neben mir aufzuhelfen, zu Muth und Kraft in dieser Noth, zur Ergebung in dem Schmerz des Augenblicks.

„Verehrte Frau Räthin“, fing ich also mit leiser Stimme an. „Ich bekenne mein Unrecht. Sie haben vollkommen Recht, sich über den — Mangel an Vertrauen zu beklagen.“ Ich hätte beinahe Mißbrauch des Vertrauens gesagt, und fuhr dann fort: „Nur bedenken Sie, daß, wenn ich Sie durch Anspruchnahme Ihrer Gastfreundschaft belästigte, mir nicht einfallen durfte, Sie alsbald auch mit meinen Familienangelegenheiten und persönlichen Verhältnissen zu behelligen.“

„Und doch durften Sie auf unsere Theilnahme rechnen, Herr v. Waldenburg“, sagte die alte Dame mild. „Und Sie werden mir hoffentlich nicht zürnen, wenn ich die Sache berührte, um — Klarheit in die Situation zu bringen, wenn Sie wollen.“

„Gewiß, verehrte Frau“, antwortete ich nur flüsternd, indem ich mich zu ihr vorbeugte. „Sie handelten klug und weise.“

„Aber hart, grausam dürfen Sie vielleicht hinzusetzen“, erwiderte sie ebenfalls leise. „Jedoch ist das

Leben so, daß man oft die rauhe Seite herauskehren muß, so ungern es auch geschieht. Doch lassen wir das jetzt, mein bester Herr v. Waldenburg. Der Morgen ist so schön. Trinken Sie Ihre Tasse vollends aus, und dann wollen wir einen Spaziergang machen, wenn es Ihnen gefällt, und zu Mittag daheim auf das Wohl Ihrer lieben Braut trinken."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Zweikampf mit Gott.

Erzählung nach ungarischen Familien-Ueberlieferungen.

Von Maurus Jókai.

(Fortsetzung.)

Dieses Schloß war ein Muster französischen Baustyls, mit Statuen und Thürmen, die Wappen und das Eisengitter im Feuer vergoldet, jedes Portal mit Holzreliefs, jede Tapete Seide und die Plafonds reich gemalt wie eine Kirche. Der Gäste wartete nicht mehr schwarzes Brod und schwarzer Rettig, sondern ein stets gedeckter Tisch und ein stets gefüllter Keller. Das Schloß war ein Sammelplatz für die lustigen Genossen des halben Reiches.

Die huldvolle Königin hatte sich vorgenommen, sie wolle den wilden Helden zähmen. Schon zuvor hatte sie ihn mit Gnaden überhäuft: er ward Oberster, Graf und Ritter des Kriegerordens.

Man berief Gabriel Konday nach Wien an den Hof. Er bekam den Excellenztitel, man machte ihn zum Reichsbaron Ungarns. Es blieb nur noch übrig, daß man ihn vermähle.

Er war jedoch kein sonderlicher Freund des weiblichen Geschlechts. Das Weib war ihm gleich einem Becher. Hast Du ihn geleert, so schleudre ihn an die Wand! Held Gabor verlangte nicht aus demselben Glase zweimal zu trinken.

Aber die huldvolle Königin Maria Theresia war eine große Zauberin in diesem Fache. Sie wob damals viele Ehen zwischen Ungarn und Deutschen. Den rebellirenden Löwen band man mit Goldfäden, mit seidenen Haaren. Er zerbrach Eisen; doch diesen zarten Fesseln gab er sich gefangen.

Am Hofe der Königin befand sich ein vornehmes Fürstenfräulein, die Enkelin einer alten deutschen Familie aus dem Geschlechte Derer von Tyssenburg, von mütterlicher Seite mit den Kaunitz verwandt: Prinzessin Agathe. Sie war eine classische, statuenähnliche Schönheit, ein Kopf, bei dessen Bildung der Schöpfer vielleicht darauf bedacht gewesen, was die Herren von feinem Urtheil und großer Kunstkennerschaft wohl etwa dazu sagen würden? Es fehlte denn auch nichts als das Leben. Die Prinzessin war eine schöne Maske, die mit der Außenwelt kein Gefühl gemein hatte. Sie liebte und sie haßte nicht, sie schmachtete nicht, sie langweilte sich nicht, sie glänzte blos.

An diesem Glanze hatten sich schon viele Falter die Flügel versengt. Weshalb sollte nicht auch Gabriel von Konday durch ihren Anblick geblendet werden?

Die Königin wünschte, daß aus ihnen ein Paar werde. Die schöne Frau gefiel Konday, und es gefiel ihm auch die Herzogskrone über dem Doppelwappen. Prinzeß Agathe sagte nicht Ja, nicht Nein, sie freute sich nicht, noch weinte sie. Die Verlobungsgeschenke des Bräutigams erheiterten ihr Antlitz nicht, die Diamanten und Perlen warfen keinen Reflex von Licht darauf, doch auch keinen Schatten. Gabriel bat sie, daß sie zum Schwur vor dem Altar mit dem einen Ohrgehänge sich schmücken möge, zu dem er das zweite nicht besaß. Eine schwarze Perle war drinnen, die ein Talisman sein sollte. Sie nahm es in Empfang, trug es bei der Vermählung. Als sie vor dem Altar standen — die Königin selbst war mit anwesend — sagte die Braut keinen Buchstaben von der ihr vorgelesenen Schwurformel nach, obgleich der Primas von Ungarn bei der Ceremonie zu Sanct Stephan in Wien fungirte; und als er sie frug: „Liebst Du Deinen Mann?" mußte die Königin statt der schweigenden Jungfrau antworten. „Natürlich liebst Du ihn, wie denn nicht!" und Ihre Majestät selbst drückte die schöne Braut bei den Schultern auf den Betschemel an Seite des Bräutigams nieder, als ihnen der Segen ertheilt werden sollte.

Trotzdem war aber Alles in Ordnung, die Ehe geschlossen und Konday führte seine schöne Angetraute heim in sein Kastell zu Tschatard. Innerhalb eines Jahres erfolgte die Zeit, daß Gabor von Konday durch einen Extracourier bei Ihrer Majestät der Königin in Wien anfragen ließ, ob die Monarchin erlaube, daß sein erstgeborner Sohn, zu Ehren ihres Kronprinzen, auf den Namen Joseph getauft werden dürfe?

Die huldvolle Königin gestattete nicht nur dies, sie schickte dem Neugeborenen auch ein prachtvolles Taufgeschenk und hatte das Gratulationsschreiben allerhöchst eigenhändig unterfertigt.

Als Gräfin Agathe noch lag, rief sie eines Tages ihren Gemahl zu sich, und ihre schönen alabasterweißen Arme um seinen Nacken schlingend, sagte sie ihm:

„Jetzt gestehe ich es denn, daß ich Dich liebe; Du bist meine Seligkeit, ich bete Dich an!"

Und dabei gab sie ihm so viel Küsse auf das Antlitz und die Lippen, genug, um aus einem Menschen einen Engel und aus einem Engel wieder einen Teufel zu machen!

Denn Prinzeß Agathe liebte ihren Mann nicht; sie haßte, sie verabscheute ihn vielmehr. Und als sie ihm gestand, sie liebe ihn, als sie sich ihm glühend an die Brust drückte und ihn küßte, da nahm sie die erbarmungsloseste Rache an ihm, deren nur ein Weib fähig ist . . . Sie hatte den Tod ihm Herzen! Sie wußte, daß sie den Tag nicht überleben würde und wollte ihren Mann an ihrem Sarge in Verzweiflung zurücklassen.

Konday dagegen fühlte sich nach diesem Geständniß im siebenten Himmel. Er dünkte sich ein Halbgott; er spürte etwas wie einen Sieg im betäubten Gehirn: einen Sieg über menschliche und übermenschliche Mächte. Es war wie ein Rausch und er dauerte bis an den Abend. Da, am Abend bereitete ihn der Arzt darauf vor, daß er auf das allergrößte Unglück gefaßt sein müsse: die Herzogin werde sterben!

Gabriel von Konday hätte den Arzt nach diesen Worten erdrosseln mögen; dann aber warf er sich ihm vor die Füße. Doch der Arzt konnte nichts mehr thun.

Bei Gott sei Barmherzigkeit, sagte er, der Mensch vermöge nicht mehr zu helfen. Konday stürzte zu seiner Frau; bereits erkannte sie ihn nicht mehr, sie kämpfte mit dem Tode.

Konday konnte es nicht ertragen, das Röcheln zu hören, das verzerrte Antlitz zu schauen. Er rannte nach seiner Waffenkammer und rief dem Gesinde zu, daß, wer die Thür öffne mit der Nachricht vom Tode der Herzogin, den schieße er nieder.

Und was er versprach, pflegte er zu halten. Die Pistole lag dort fortwährend auf seinem Tische.

Andern Tags mußte man ihm doch irgendwie die Unheilkunde bringen. Aber Niemand wagte dies. Zuletzt trat ein kaminheizender Zigeuner vor, er wolle wohl hineingehen und den Herrn mit der Nachricht aufwecken.

Der brauchte nicht geweckt zu werden, denn er hatte die ganze Nacht nicht geschlafen.

„Nun! was soll's!" schrie Konday dem zur Thür hereinlugenden Zigeuner entgegen.

„Ich komme von der Frau Herzogin."

„Sahst Du sie?"

„Ich sah sie wohl, doch sie sah mich nicht."

„Sie ist gestorben?" schrie der hohe Herr.

„Nun schieße der gnädige Herr sich selber vor den Kopf", sagte der Zigeuner; „denn Eure Gnaden waren es ja, der das Wort ausgesprochen!"

Die schöne Frau war in der That gestorben.

Jetzt empfand Konday doch zum erstenmale Etwas durch sein Herz gehen, wie den Stich eines Messers; unheilvolles Weh eines Mannes, der sein Weib als Leiche vor sich liegen sieht — das Weib, das ihm gesagt hat: Ich liebe Dich!

Aber trotzdem! — Niemand sollte sehen, was ihm im Innern so weh that.

Blieb ihm ja doch noch ein Wesen zurück nach der Todten, dem sie all' ihre Liebe vererbt hatte: das Kind! Es war so schön wie die Mutter, mit ebenso großen blauen Augen und ebenso goldfarbigem Haar.

(Fortsetzung folgt.)

Der alte Wein.

Es gilt nicht nur den Laien, sondern auch manchen Weinproducenten und Händlern als eine ausgemachte Thatsache, daß jeder Wein mit jedem Jahre an Güte ununterbrochen zunehme, dieß ist aber ein Vorurtheil und der Wein sagt es uns selber, wann er das richtige Alter d. h. seine höchste Güte erreicht hat. Was den Wein zum edelsten aller Getränke macht — ist die „Blume" — das „Bouquet", jener eigenthümliche, ungemein zarte Duft, der nur dem Weine eigen ist. Er entwickelt sich durch chemische Vorgänge im Weine in den ersten Jahren seines Lebens. Alles was wir über die Körper wissen, welche das „Bouquet" bilden, ist, daß sie in ungemein geringer Menge auch in den duftendsten Weinen vorkommen (etwa nur ein Vierzigtausendstel des Gewichtes), daß sie sich im Weine durch die Einwirkung der Luft entwickeln und daß sie ungemein flüchtig sind. Mit dem Bouquet darf aber nicht der „Weingeruch" verwechselt werden, der sich in jedem Weine, auch im ordinärsten Krätzer vorfindet, und vom Oenanth-Aether (Weinfusel-Oel), einem schwer flüchtigen Körper, herrührt. Wir müssen annehmen, daß die Bildung des Bouquets die Folge einer Verbindung gewisser Stoffe im Weine mit Sauerstoff aus der Luft, also einer Oxydation sei; diese schreitet fort und fort bis zu einem gewissen Punkte, wo die Zunahme des Bouquets aufhört. Wann dieser Zeitpunkt wohl eintritt? Ich weiß es nicht, muß ein ehrlicher Chemiker sagen, hier wird die Theorie grau, und die goldene Praxis tritt in ihr volles Recht. Der Weinbauer muß durch aufmerksames Beobachten die Individualität seines Weines studiren, um den Zeitpunkt der höchsten Bouquet-Entwicklung kennen zu lernen, denn dieser hängt von dem Alkohol- und Säuregehalt, von der Temperatur des Kellers, der Größe der Lagerfässer und wahrscheinlich noch von manchen anderen Umständen ab. Ist aber dieser Zeitpunkt einmal eingetreten und will man den Wein auf dieser hohen Stufe erhalten, so gehört er von jetzt an in einen Behälter, in welchem er vor Sauerstoffzutritt und vor Verdunstung bis zum Augenblick des Genossenwerdens geschützt ist, d. h. in die Flasche. Denn die dem Weine bis jetzt nützliche Thätigkeit des Sauerstoffes verwandelt sich von nun an geradezu in eine feindliche: die bis zu einem gewissen Grade oxydirten, duftenden Stoffe werden weiter oxydirt und in Folge dessen — geruchlos. Vergleicht man einen sehr alten Wein mit einem vier- bis fünfjährigen aus derselben Quelle in Bezug auf die chemische Zusammensetzung, so findet man vorerst, daß der alte eine viel tiefere Goldfarbe hat, einfach darum, weil im Laufe der langen Jahre aller Gerbstoff durch Oxydation in die dunkel gefärbten Körper übergegangen ist, welche die Farbe des Weines bedingen; der Alkoholgehalt hat sich durch Verdunstung verringert. Die feinen Bouquetstoffe sind verflüchtigt, nur der gemeine, wenig angenehm riechende Oenanth-Aether ist wegen seiner geringen Flüchtigkeit getreulich zurückgeblieben. Der Säuregehalt ist natürlicherweise durch die fortgesetzte Verdunstung der Flüssigkeit beträchtlich gestiegen.

Baden bei Wien. Dr. Joseph Bersch.

Miscellen.

Nach einer statistischen Darstellung über das Reichsland Elsaß-Lothringen nach den definitiven Bestimmungen des Friedensvertrags vom 10. Mai 1871, in dem neuesten Heft von Petermann's geographischen Mittheilungen besteht das Gebiet beider Provinzen aus folgenden Theilen:

		Hektaren	Einw.
I.	Departement Unterrhein . . .	455,034	588,970
II.	Vom Departement Oberrhein . .	350,600	473,305
III.	„ „ Vogesen . . .	21,500	21,637
IV.	„ „ Meurthe . . .	198,500	120,100
V.	„ „ Mosel . . .	421,200	393,753
	Zusammen	1,449,800	1,597,765

Homonyme.

Als Arabiens Klöster einst besucht ich,
Wählte ich das Wort mir als Motiv,
Einen Priester zu beschreiben sucht' ich,
Wie er ging und betete und schlief.

Kaum war endlich der Artikel fertig,
Schickte ich ihn zur Redaction,
Dachte schon, in wenig Tagen werd' ich
Lesen ihn gedruckt im Feuilleton.

Doch er kam nicht; — als ich ging und fragte
Nach dem Manuscript am höheren Ort,
Brummt der Redacteur mich an und sagte:
„Im Papierkorb liegt getrennt das Wort!"

Auflösung des Logogryphs in Nr. 95:
(Organe — Orange.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 98. Speyer, Donnerstag, den 17. August 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Hedwig saß noch immer still und bleich wie eine Todtenbraut. Ich trank aus der Tasse, die sie mir eingeschenkt, setzte sie nieder und sprach dann:

„Wollen Sie mir erlauben, Frau Räthin, daß ich meinen Vorsatz, mit dem ich heute erwachte, ausführe. Ich habe schon zu lange Ihre edle Gastfreundschaft genossen und darüber den Zweck meines kurzen Urlaubs nicht ganz erreicht, diese interessante Felsenlandschaft völlig kennen zu lernen. Das Schönste der Gegend bleibt mir ja noch zu sehen: das Dahner Thal.“

„Sie wollen fort? Aber heute doch nicht?“ fragte etwas betroffen die alte Dame, während Hedwig noch immer kein Wort sprach.

„Ich muß die Zeit benützen und habe Eile, wenn ich noch Alles sehen und zu rechter Zeit in Landau sein will. Kam ich doch heute mit der Absicht herunter, Ihnen für Ihre edle Gastfreundschaft zu danken und — Abschied zu nehmen!“

Hedwig war zusammengezuckt und beugte ihr Antlitz nieder; es schnitt mir durch die Seele. Die Tante sah nachdenklich und fast bekümmert vor sich hin. Dann sprach sie:

„Sie würden mir eine Freude machen, Herr v. Waldenburg, wenn Sie noch blieben. Doch muß ich Ihren Entschluß ehren und darf nur hoffen, daß Sie nicht in Unfrieden und nur mit freundlichen Erinnerungen scheiden.“

„Sie dürfen dessen versichert sein“, antwortete ich mit warmem Gefühle.

„Und Sie besuchen uns doch bald wieder?“

„Vielleicht bald wieder“, sprach ich mit Nachdruck.

„Mit Ihrer Braut?“

Aber ich war schon auf dem Wege in's Haus. Im Hofe sang noch immer die Käthe ihr Lied:

Was soll ich Dir klagen, herztausiger Schatz?
Wir beide müssen scheiden, und finden kein' Platz.

Geh', hol' mir mein' Mantel, geh', hol' mir mein' Stock!
Jetzt muß ich marschiren, muß sagen: B'hüt Gott!“

Ich sprang die Treppe hinan und hatte rasch meine Reisetasche mit dem Wenigen gepackt, das ich mitgenommen. Eines der Gelbveigelein in der Vase am Fenster nahm ich mit. So gerüstet kam ich wieder in's Haus hinunter an der alten Nane vorüber. Ich griff in die Tasche und gab ihr ein reichliches Geschenk, auch etwas für die Käth'. Die alte Nane ward dabei ganz roth und verlegen.

„Ach“, sagte sie, „wenn ich das gewußt hätte, daß der Herr Lieutenant so gut ist, hätte ich nichts davon gesagt.“

„Wovon?“

„Ei, was in den Briefen steht!“ erwiderte die Alte, und mir war nun klar, woher die Räthin ihre Kenntniß meiner Verlobung hatte. Die Briefe Eugeniens, welche Tags vorher einen ganzen Nachmittag lang offen in meinem Zimmer gelegen waren, hatten die Lecture der alten Nane gebildet. Das war nun nicht mehr zu ändern, und ohne ein weiteres Wort ging ich in den Garten, um mich von den Damen des Hauses zu verabschieden. Draußen im Hof sang die muntere Grasmagd noch immer fort:

„Mein allerfeinst Liebchen, nimm mich in Dein' Schutz!
Jetzt woll'n wir erst lieben, den Leuten zum Trutz.

Den Leuten zum Possen, den Leuten zum Trutz.
Ich will mein' Schatz lieben, wenn's mich auch nichts nutzt.“

Bald hatte ich von Amychen Abschied genommen, das traurig da stand. „Grüßen Sie mir meinen Freund Franz!“ hatte ich ihr zugeflüstert und wandte mich nun zu der Frau des Hauses. Sie zeigte tiefe Bewegung, als ich ihr die Hand reichte, die sie mir warm drückte, indem sie sagte:

„Also doch! Nun leben Sie wohl, Herr v. Waldenburg, — behalten Sie uns in gutem Andenken, wie wir Sie.“

Ich ließ ihre Hand fahren und sie wandte sich etwas ab, vielleicht um eine Rührung zu verbergen, die sie nicht kundgeben wollte, vielleicht auch, um mir Zeit zu lassen, von Hedwig Abschied zu nehmen, den sie uns ungestört lassen wollte.

Hedwig hatte sich aufgerichtet. Sie stand da mit einer Hand auf den Tisch gestützt. Ihre ganze Gestalt bebte, als ich mich jetzt näherte, ihr Anblick wollte mir das Herz umwenden. Jetzt griff ich nach ihrer zitternden Hand, ich umschloß sie innig. Einen Augenblick lang standen wir so schweigend, meine Augen auf ihre leidvollen Züge geheftet, während sie sich halb abwandte und den Blick zu Boden senkte.

„Hedwig!" sagte ich endlich. „O zürnen Sie mir nicht. Es würde mir die Bitterkeit des Scheidens noch unendlich steigern, wenn Sie mich gehen ließen, ohne den Trost, daß Sie mir nicht böse sind. Es war Unrecht von mir — aber doch nicht so unrecht, als es scheint. Könnten Sie in mein Herz sehen, Hedwig. Vielleicht, o vielleicht darf ich es noch beweisen, was — — — o Hedwig! Wie glücklich war ich in diesen Tagen und wie unglücklich! So leben Sie wohl, Hedwig! — erinnern Sie sich meiner ohne Groll. Hedwig, leben Sie wohl!"

Am ganzen Leibe bebend stand sie da und rang mit ihren Empfindungen. Aber sie konnte die großen Thränen nicht zurückhalten, die durch ihre langen zarten Wimpern quollen. Ihre Miene wechselte krampfhaft, ihr Busen wogte in schmerzlicher Beklemmung, ihr Mund kräuselte sich harmvoll und die Lippen zuckten in tiefem Weh. Und nun flüsterte sie — sie brachte kaum die Worte hervor — sie flüsterte das Scheidewort:

„Leben Sie wohl, leben Sie wohl und — seien Sie glücklich!"

Ich konnte mich nicht mehr halten vor Schmerz und stürzte, ohne mich wieder umzusehen, zum Garten hinaus in den Hof. Die Schlußstrophe von Käthens Lied tönte mir noch nach:

„Ach Scheiden, ach Scheiden! Wer hat dich erdacht?
Der hat so viel Leiden uns Beiden gebracht."

Rasch war ich um das Haus herum auf dem Wege nach der nahen Heerstraße. An der Gartenmauer hörte ich ein krampfhaftes Schluchzen und sah empor. Hedwig stand dorten von den Armen ihrer Tante aufrecht gehalten. Und nun hörte ich — vielleicht zum letztenmale ihre Stimme — in einer tiefen Klage.

„O Tante! Tante! Tante!" jammerte sie in herzzerreißendem Tone, mit aufgehobenen Händen.

Es lag ein unergründliches Weh, Vorwurf und Verzweiflung in diesen Worten, und die Tante empfand dies, denn ich hörte sie noch in merklicher Erschütterung sagen:

„Mein Kind, es mußte sein! Ich that's mit schwerem Herzen. Aber besser zu früh als zu spät. Ihr Beide werdet mir noch darum danken!"

Ich eilte weg, um so rasch als möglich in die Einsamkeit zu kommen, wo Niemand die Ausbrüche meines Schmerzes sehen konnte. Noch von der Straße aus, die sich dorten weit vorbiegt, sah ich nach dem Hause zurück. Noch konnte ich das helle Gewand Hedwigs, ihr Tuch vor den Augen erkennen, als sie dorten an der Gartenmauer stand und mir nachsah. Und dann war ich allein auf der Straße im Gebirge, allein mit meinem Weh.

Achtes Capitel.

Ein letztes Wort.

Am Drachenfels und Geyerstein vorüber, zwischen den seltsamsten Bildungen des Sandsteins und den abenteuerlichsten Gebirgsgestaltungen hin kam ich nach Dahn in's grüne Thal der Lauter, die sich hier durch die prächtigsten, wunderlichsten Naturscenen windet. Ich stand auf der Spitze des Jungfernsprungs, der in gewaltigen Massen über den schönen Flecken hereinhängt; ich strich in den Felsenhöhlen der drei Dahner Schlösser umher und scheuchte die Fledermäuse dorten auf; ich stand vor dem trichterförmigen Kerker im Bauch des Burgfelsens, wo der wilde Räuber Stophes von Dahn seine Gefangenen verfaulen ließ, und sah von da in die tiefe Wildniß von Wald und Sandstein hinein; ich wanderte von den Ruinen zwischen den colossalen Geschieben und grotesken Formen des Gebirgs hin bis zu der Michaelskapelle unter einem ungeheuern Dom von zerklüftetem und gespaltenem Fels. Meine Sinne sahen das Alles wohl und staunten. Aber meine Seele war nicht mit dabei und weilte in einem sanfteren Thale. Und ich ging an der Lauter entlang hinan bis zum einsamen Posthause an der Kaltenbach, das von dem ungeheuern Teufelstisch — einer gewaltigen Felsenplatte auf zwei geborstenen Pfeilern — überragt ist. Die Posthörner klangen in dem grünen Thalkessel, wo von allen Seiten her die Quellenbäche der Lauter, die den ungeheuern Wäldern der Frankenweide entspringt, zusammenrauschen. Fort wollte ich mit dem Postwagen durch's Annweilerer Thal nach Landau hinaus, und es reute mich wieder. So wanderte ich im herrlichen Thale zwischen Wald und Feld und Wiesen hin zurück nach Dahn mit der sanften Lauter, von der mir Hedwig einst in schöner Begeisterung gesprochen, da wir mit einander an ihrem Ufer gegangen. Und nun lenkten meine Schritte von Dahn südlich durch die Felsenklamm in weite stille Wälder ein, wo nichts meinen Schmerz störte, dem ich leben wollte.

Stundenlang war ich fortgewandert, keine Seele begegnete mir. Nur ihre zarte holde Gestalt schwebte neben mir her mit bleichem Antlitze und thränenschweren Augen. Sie blickten mich klagend und vorwurfsvoll an, diese lieben, sanften Augen! O, ich empfand die stumme Anklage derselben mit wildem Weh, als ich so einsam durch die Wälder der Vogesen schritt. Ich empfand, was sie sagen wollten, und ich konnte, ich wollte mich nicht mehr vertheidigen, sondern nur noch dulden und büßen, was ich verschuldet, da ich in der reinen jungfräulichen Seele die zarte Blüthe ihrer Liebe sich entwickeln sah, ohne sie nicht schon im Keime durch ein erklärendes Wort erstickt zu haben.

Und wieder versuchte ich, mich selbst aufzurichten. Ich las die Briefe Eugeniens, rief mir ihre reizende Erscheinung in's Gedächtniß zurück, jenen Moment auf dem Balle und während der Heimfahrt. Vergeblich! Was waren mir die Triumphe im hauptstädtischen Leben, der leere Glanz und Schein ohne inneren Gehalt! Ich hatte seitdem ein anderes Leben und Lieben ahnen lernen, meine Hoffnungen und Wünsche gingen nach andern Richtungen, meine Seele machte andere Ansprüche. Eugenie konnte als der Gegenstand aller Huldigungen meine Eitelkeit befriedigen, aber — was war sie meinem Herzen?

Endlich trat ich aus dem Walde, und in einem wasserreichen Thale lag ein Gebirgsdorf vor mir. In

einer kleinen Stunde den starken Surbach entlang könne ich in Schönau an der Grenze sein, hatte ich mir sagen lassen, und wanderte durch das blühende Thal bis zu den Weihern der pochenden Eisenhämmer von Schönau. Und wieder irrte ich von dorten in den tiefen Grenzforsten umher über Berg und Thal, kam an stillen Waldhöfen und rauchenden Kohlenmeilern vorüber zur einsamen Ruine Blumenstein, und von dort durch dichten Bergwald in hohes Haidekraut und wild verschlungenes Gehölz, wo mir nicht einmal mehr ein Grenzwächter begegnete. Schon war ich, ohne es zu wissen, auf französischem Boden, als ich auf zwei mächtig aus dem Walde ragende Felsen stieß, auf welchen Ruinen sichtbar waren. Die Felsen waren durch einen Spalt getrennt, der eine grüne Schlucht bildete, wie sie Mönch Ekkehard im Waltharisliede schon vor tausend Jahren lateinisch beschrieben. Ich stand vor dem Wasgenstein, wo Herr Walther die mit ihm von Hofe König Etzel's entflohene Braut barg, als er von König Gunther, Hagen und den andern Helden bis hieher verfolgt und angegriffen worden. Lebhaft vergegenwärtigte ich mir den Moment, wie der junge Königssohn im Felsenspalt stehend einen um den andern niederschlug, bis man ihn ruhig ziehen lassen mußte auf dem Passe durch den Wasgenwald nach Lothringen, auf der heutigen Heerstraße nach Bitsch, die tief unten im Thale als weißer Streif aus dem Walde blinkte. —

Ach! Ich konnte hier nicht um sie kämpfen, die ich über Alles liebte, und suchte den Weg durch die Wildniß auf jene Straße, die längs der deutschen Grenze durch die Bergwälder läuft. Bald sah mir die einsame Ruine Lützelhard von wildem Gesteine nach, da ich an der auf Felsennadeln thronenden Arnsburg vorüberkam und die Freundsburg in ihrer Einöde besuchte. Der ungeheuere Fels, auf dem sie thront, lag bald wieder hinter mir, und nun zeigten mir französische Douaniers in ihrem Elsasser „Dütsch" den Weg zur pfälzischen Grenze zurück, da schon der Abend hereinbrach.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Zweikampf mit Gott.

Erzählung nach ungarischen Familien-Ueberlieferungen.

Von **Maurus Jókai.**

(Fortsetzung.)

Als man die Mutter begrub, verbrachte Konday den ganzen Tag bei seinem Kinde. Die Amme sagte von ihm, es sei ein kleiner Engel.

„Engel!" brauste der Vater auf. „Ich will dem Himmelreiche keinen Engel erziehen. Mein Sohn soll werden, wie ich bin. Nicht wahr, Du kleiner Vagabund?"

Und das Kind lächelte. Der kleine Vagabund!

Eines Tages jedoch sagte die Amme dem gnädigen Herrn, es dürfte aus dem kleinen Grafen Joseph doch ein Engel werden. Er leide an einem Halsübel und . . .

Nun gerieth der Graf ganz außer sich und ließ den Arzt auf seine Stube fordern.

„Mein Sohn ist todtkrank", sagte er mit vor Erregung zitternder Stimme. „Hier auf dem Tische steht eine Chatoulle voll Gold, und daneben liegt eine Pistole voll Blei. Bringen sie meinem Sohne Genesung, so gehört dies Gold Ihnen; stirbt er, dann folgen Sie ihm nach!"

Der Arzt wäre der Alternative gern entflohen, doch man ließ ihn nicht fort. Man bewachte ihn wie einen Gefangenen. Tag und Nacht hatte er keinen Frieden.

Aber auch des Kindes Vater nicht. Er ging Tag und Nacht in seinen großen, widerhallenden Sälen hinauf und herunter. Setzte er sich, oder legte er sich, so ließ es ihm keine Ruhe. Auch das sollte er jetzt erfahren, welch' einen Stachel man im Herzen trägt, wenn man ein geliebtes Kind im Sterben liegen sieht!

Am dritten Tage um Mitternacht sagte ihm der Arzt, der selbst sehr bleich war, er möge seine Aufregung beherrschen, in der Krankheit des Kindes sei jetzt die Krise eingetreten. Möglich, daß es innerhalb einer Stunde todt sei.

Konday fluchte.

„O Herr, betet lieber!" stotterte der Arzt.

„Beten?" schrie der Magnat und rannte nach seiner Waffenkammer. Der Arzt entfloh und verschloß sich.

Konday dagegen riß zwei Pistolen vom Schragen, und unbedeckten Hauptes, nur halb bekleidet, stürzte er aus dem Hause, nach dem Parke hin und ihm nach das Gesinde.

Draußen herrschte in jener Nacht ein gräßliches Unwetter. Der Blitz schlug zickzack herab in den nahen Wald und die zerrissenen Wolken glänzten gespenstisch in seinem Scheine.

„Gott! Gott!" rief, als er in den Wald gekommen war, der sinnlose Vater, „wo bist Du, Gott? Willst Du kämpfen, so komme denn; kämpfe mit mir, aber nicht mit einem armseligen Kinde! Ich bin ein Mann! Ich schaue Dir in's Auge, ich trotze Dir! Schlage mich!"

Die Blitze durchkreuzten sich am Himmel, als hätten sie sagen wollen: „Schweige, Du Wurm!"

„Hierher schlage! Haue hierher! Blitze auf mich herab, wie ich nach Dir hinauf!"

Und dabei eine der Pistolen nach dem Himmel richtend, schoß er gegen eine der Wolken.

Im selben Momente jedoch schlug aus eben jener getheilten Wolke ein blendender Feuerstrahl hervor und zerschmetterte unter erderschütterndem Donner die Linde, welche über dem Haupte des Rasenden ihre Aeste ausstreckte.

Das Gesinde fiel entsetzt in's Knie und bedeckte sich die Augen. Er jedoch beim Lichte des lohenden Baumes that noch einen Schritt vor, und die zerzausten

Locken schüttelnd, wendete er sein trotzig Antlitz dem Himmel zu und rief:

„Der traf mich nicht! Nun denn, noch Einen!"

Und damit gab er seinen zweiten Schuß ab gegen den Himmel.

Dann jedoch schlug er sich mit den Fäusten an die Brust:

„Hierher schieße! Schleudre hierher! Treffe doch mich, bist Du der Herr, bist Du Gott!"

Das Gewitter aber verzog sich jetzt, es blitzte auch nicht mehr; es schwieg, beruhigte sich. Der Gußregen hörte auf, der Wind legte sich. Die Bäume rauschten nicht, es ward tiefe feierliche Stille.

Der Rasende taumelte zurück in's Castell; Niemand wagte, ihm zu folgen. Als er, am Geländer sich festhaltend, die Treppe hinaufging, traf er den Arzt. Das Antlitz desselben strahlte vor Freude.

„Herr! dem Himmel sei's gedankt, die Krankheit wendet sich der Besserung zu. Euer Sohn hat sie überstanden!"

„Ha!" rief der jubelnde Vater aus: „Ich habe gesiegt!"

Das Kind war wirklich gerettet. Es wuchs empor; es wurde aus ihm ein Mann. Es ward gerade solch' ein Mensch aus ihm, wie sich ihn der Vater gewünscht hatte, zu welchem er ihn erzog. Wild, flatterhaft, furchtlos, tollkühn.

So gefiel er dem Vater. „Es ist Blut in ihm! Mög' er sich austoben! Er vollbringt Narrenstreiche? Das steht der Jugend gut! Er verschwendet Geld? Er hat ja genug! Er beugt sich vor Niemandem? Ganz wie sein Vater! Er ist unbeständig in der Liebe? Möge er die Welt genießen!"

Im Alter von vierundzwanzig Jahren hatte der Junge schon seinen Ruf. Von Wien bis an die türkische Grenze. Der Vater war darob entzückt.

Es war ein Junge von schönem, feinem Gesicht, als er das vierundzwanzigste Jahr angetreten hatte. An seinem Geburtstag rief ihn der Vater zu sich.

„Mein Sohn! Du bist großjährig. Ich denke, Du solltest nun heirathen."

„Ich auch."

„Graf Lobkowitz hat eine sehr schöne Tochter."

„Ich weiß es."

„Ich habe Dir diese zur Frau bestimmt."

„Gut."

Kondayglaubte, er habe einen sehr nachgiebigen Sohn.

„Jetzt bitte ich Dich nur noch um Eins. Es ist eine Grille, jedoch mich bindet ein Schwur. In unserer Schatzkammer befindet sich ein einzelnes Ohrgehänge, das einen Talisman hat. Seine Geschichte kenne nur ich und beichte sie nicht. Als ich mich mit Deiner Mutter vermählte, bat ich sie, dies Ohrgehäng zu tragen. Und ich lebte sehr glücklich mit ihr, so lange sie noch lebte und ward glücklich in Dir. Jetzt bitt' ich Dich, gieb auch Du meiner künftigen Schwiegertochter diesen Talisman zu tragen."

„Gut."

Der Jüngling nahm das Ohrgehäng in Empfang Dann bestimmten sie den Tag, an welchem Graf Joseph seine Frau heimführen werde. Sein Vater, Graf Gabriel, konnte nicht mit ihm gehen, denn das gab die Gicht nicht zu. Doch er bereitete sich, ihn mit fürstlichem Pomp zu empfangen.

Graf Joseph ließ alle Vorbereitungen geschehen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Leinwandproben. Um reine Leinenstoffe von solchen zu unterscheiden, die mit Baumwolle gemischt sind, hat man verschiedene Proben. Die beste ist die mikroskopische. Wenn Flachsfaser 300mal vergrößert wird, so erscheint sie wie lange, massige Röhren mit einem engen Kanal in der Mitte, während die Baumwollfaser flache, bandähnliche, schraubenförmig gewundene Cylinder darstellt. Die Untersuchung mit Vitriolöl oder verdünnter Schwefelsäure paßt für eine geübte Hand, doch muß vorher alle Schlichte aus dem Zeuge entfernt werden. Die Fasern werden auf eine Glasplatte gelegt und dann die Säure darauf getropft. In kurzer Zeit löst sich die Baumwollfaser auf, während die Leinenfaser unverändert bleibt oder doch nur die feinsten Fasern angegriffen werden. Die Oelprobe ist nicht minder eine gute und untrügliche. Wenn Flachsfaser mit Olivenöl gerieben wird, so wird sie durchscheinend wie Oelpapier, während die Baumwolle unter gleichen Umständen weiß und undurchsichtig bleibt. Elsner's Verfahren besteht darin, daß er die Zeugfasern einige Zeit in verschiedene rothe Farbenbrühen taucht, worunter die von Cochenille und Krapp die besten sind. Der Farbstoff wird nämlich mit Alkohol versetzt. Die Cochenillentinctur färbt die Baumwolle hellroth, die Flachsfaser violett. In Krapp wird die Baumwolle hellgelb, reiner Flachs gelbroth. Will man vollständige Sicherheit haben, so muß man stets mehrere Proben anstellen.

Warum bleiben so manche Briefe durch die Post unbestellbar? Ueber diese Frage hat Pastor Hüser in Alexisbad nachstehenden Aufsatz veröffentlicht. Wenn man weiß, daß in Deutschland eine große Menge Ortschaften ein und denselben Namen führen, so wird man gewiß den Bestimmungsort auf der Adresse so genau und vollständig bezeichnen, daß ein Irrthum nicht wohl möglich und die Post nicht veranlaßt wird, den Brief als unbestellbar bei Seite zu legen. — Um das Vorstehende recht deutlich zu machen, habe ich mir die Mühe gegeben, aus dem sechs Bände starken topographisch-statistisch-historischen Amts-, Post-, Reise- und Zeitungs-Lexikon von Deutschland von Dr. Eugen Huhn, welches Werk ich besitze, einige Auszüge zu machen von einigen Ortschaften, welche einen und denselben Namen führen. Nach Angabe dieses Lexikons sind in Deutschland vorhanden von den Ortschaften, die den Namen führen: Mühlhausen 37, Mühlheim 18, Moos 142, Mühlbach 58, Mühlberg 48, Neudorf 339, Neuendorf 96, Berg 256, Burg 91, Friedrichsdorf 30, Friedrichsthal 43, Himmelreich 20, Himmel 2, Hölle 18, Höllengrund 4, Neuenkirchen 25, Oberhausen 26, Oberhof 52, Waldhausen 24, Tiefenbach 52, Tiefenthal 22, Waldenburg 7, Steinhausen 19, Stadel 50, Ullensdorf 26, Viehhausen 27, Weißenbach 45, Reit 60, Rheit 86, Rabenstein 22, Rohrbach 25, Roth 53, Fischbach 58, Freiberg 18, Freiburg 5, Sophienhof 47, Holzhausen 90, Horst 89, Johannisberg 23 u. s. w. u. s. w. Will man also seine Briefe sicher an den Adressaten gelangen lassen und den Postanstalten nicht unnütze Mühe, Last und Arbeit machen, so muß man den Bestimmungsort sehr genau bezeichnen, doch nicht blos das Land oder die Provinz dazu schreiben, sondern die nächste Stadt oder den nächsten Postort. Zugleich muß aber auch die Schrift selbst deutlich, richtig und leicht leserlich geschrieben sein. Ein einziger ausgelassener oder falscher Buchstabe ist sehr oft die einzige Ursache, daß der Brief schlechterdings nicht bestellt [illegible]den kann.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 99. Speyer, Samstag, den 19. August 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Mehrere Tage waren so seit meinem Abschiede von Erlenbach vergangen, der morgige war der letzte meines Urlaubs. Und noch hatte ich den Fleckenstein, die merkwürdigste dieser vielen Burgen bei Schönau, nicht besucht. In der Dämmerung erstieg ich jetzt den Hügel mit seinen Obstbäumen, aus welchen sich eine gewaltige, regelmäßige Felsensäule erhebt, in die das Schloß hinein gebohrt ist. Ich habe anderswo solche kühne Bauten nicht wieder gesehen, wie sie sich im Grenzlande des Wasgau in und aus dem Sandsteinfels zu erstaunlicher Festigkeit entwickeln. Aber ich vermag hier in keine nähere Schilderung einzugehen.

Vor mir lag ein hoher bewaldeter Berg, — von dessen Kuppen, in der Dämmerung noch erkennbar, starre Felsenriffe und drei Burgen über die Waldnacht emporragten. Von den Fleckensteiner Hofleuten ließ ich mir den Weg da hinauf beschreiben, denn ich hörte, daß ich in jenen gebrochenen Mauern auf der steilen Waldhöhe nichts weniger vor mir habe, als die Geisterburg des Ritters Lindenschmidt, dann die Hohenburg der Mutter Sickingens, und die Wegelnburg der verwunschenen Prinzessin, von der mir Hedwig erzählt hatte.

An den Berghängen führte mich der Weg hoch hinan durch stillen Wald. Leise flüsterten mir die Baumwipfel in der schönen Maiennacht die Trostsprüche der Natur zu, während mich schmerzliche Sehnsucht emportrieb. Endlich hatte ich hoch oben das Joch zwischen den Kuppen und grünen Buchen erreicht, wo der Markstein steht, der die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich bezeichnet. Durch feuchte Buchenhallen drang ich empor bis in die Thore der Hohenburg, deren geringe Reste hoch über dem Walde den im Osten aufsteigenden Mond begrüßten. Es trieb mich weiter zur Burg Lindenschmidts, von dem seinerzeit allerorts, wie heute noch in Rothweiler unten, gesungen ward:

„Es ist nit lang, daß es geschah,
Daß man den Lindenschmidt reiten sah
Auf seinem hohen Rosse,
Er ritt den Rheinstrom auf und ab,
Hat sein gar wohl genossen!“

Aber die Geister, welche das Felsennest hüteten, ließen mich den Weg nicht hinan finden, verstrickten meinen Fuß mit Dornen und Ranken und führten mich, so oft ich von Neuem gegen den Burgfels vordrang, nicht weiter in dieser undurchdringlichen Wildniß. Ich kehrte endlich um zum Grenzstein auf dem hohen Joche und wandte mich auf der deutschen Seite zur Wegelnburg hinan, um dorten die Mitternachtstunde zuzubringen. Gleich Ungeheuern der Vorwelt stehen da neben dem Pfade die Felsen in dem Walde; auf einem derselben, „dem Krötenstuhl“, ist in solcher Stunde die gelbe Haarlocke der Prinzessin zu finden, die ihrer Erlösung harrt. Endlich erreichte ich die Felsenspitze des Bergs, von welcher der gebrochene Thurm weithin über alles Gebirg und Land schaut. Die Fernsicht von der Wegelnburg ist ja eine der großartigsten am Rheine; denn über die waldige Vogesenfirne sieht man tief nach Lothringen hinein, wo die Felsenfestung Bitsch den Blick fesselt, nach Norden über die ungeheuern Wälder im Herzen der Pfalz bis zum fernen Donnersberg, und nach Süden über das Elsaß hin will man sogar die Schweizeralpen erkennen. Als ich endlich durch das Dornengewinde hinauf hinter den Thorbogen gelangt war in eine finstere Halle, wo ich auf Kohlen trat, umfloß Mondschein geisterhaft die wenigen Mauerreste. Das Gewälde unten rauschte eine hehre Symphonie, die der Schöpfer selbst componirt hatte und von seinen unsichtbaren Dienern in stiller Mitternacht über der schlummernden Welt aufführen ließ. Ich horchte, lauschte und träumte. Meine Augen irrten nicht in der Ferne, sondern weilten in nordöstlicher Nähe über einem lieblichen Thale, das sich dorten zur Hälfte öffnete. Dorten schlummerte sie jetzt, die Holde, ahnte wohl nicht, daß ich wachend und ihrer gedenkend auf der hohen Geisterburg saß, von der sie mir erzählt hatte.

„Wäre es auch nur, um die Jungfrau auf der Wegelnburg zu erlösen, solltet Sie sich in das Schönauer Gebirg wagen!“ hatte sie damals gesagt. Und jetzt saß ich in der Mitternachtsstunde hier oben, und die Prinzessin kam noch immer nicht, so oft ich auch im Mondlichte ihr weißes Gewand zu sehen meinte, während es doch unten rauschte, als ob Geisterhände das Gezweige vertheilten. Aber Dein Bild, Hedwig,

Deine zarte Gestalt umschwebte mich auch in dieser Stunde; ich sah, wie Dein Auge stille weinte, sah Deine im Schmerz gerungenen Hände. Und laut rief es in mir: „Dich, Dich allein will ich erlösen, Du Theuere, Dich erlösen aus aller Noth! Dich erringen oder keine!“

Ich war aufgesprungen. Ein fester, klarer, unabänderlicher Entschluß war plötzlich über mich gekommen und riß mich aus meinem Sinnen und Träumen, — ein Entschluß, dem kein Opfer, kein Hinderniß mehr zu groß däuchte. Ich wollte handeln, handeln für sie, um mir das Glück meines Lebens zu erkämpfen. Noch lag die Nacht dämmernd über dem weiten Gebirg, aber der erste Morgenhauch des noch ungebornen Tags durchschauerte mich erfrischend; der Wind, welcher über die schwarze Waldnacht hinrauschte, wehte mich erquickend an. Rücksichtslos wollte ich nach dem Preise ringen, — und dieser Gedanke brachte mir die ganze Schnellkraft meines Wesens wieder. Fast fröhlich brach ich auf und wanderte zu dem Markstein auf dem Bergjoche zurück, der mich an ihre schöne vaterländische Begeisterung erinnerte. Dann ging es tief hinab zu Thal durch das Bergmannsdörfchen Nothweiler, wo Alles in tiefem Schlummer lag. Nach einer Stunde überschritt ich schon die Lauter bei dem Erzhäuschen und der Kapelle des Marschalls Hanns v. Drot, wo sie erst jüngst mit mir geweilt. Auch in Niederschlettenbach war Alles still, denn der Sonntagsmorgen lag noch der Nacht im Schooße. Und nun ging ich den wohlbekannten Weg am Erlenbach hinan; ich erkannte auch in der dämmernden Mondnacht die Stellen, wo sich Hedwig auf jenem Spaziergange die Wiesenblumen gepflückt, um ihren Hut zu schmücken. Am Thurme Kleinfrankreich oben schlugen die Nachtigallen aus dem Gebüsche, während ich mit Herzklopfen die gebrochenen Zinnen des Berwartsteins begrüßte. Und nun stand ich schon vor den ersten Häuschen des Dorfes.

Was wollte ich jetzt hier? Nur an dem Hause vorübergehen, wo sie schlummerte, nur noch einmal nach ihrem Fenster sehen. Schon brach die Morgendämmerung an, schon lichtete sich der junge Sonntagmorgen. Aber im Dorfe regte sich noch nichts, auch nicht in dem Hause, vor dem ich jetzt mit unbeschreiblichen Empfindungen stand. Nur der Hahnenschrei kündigte den Tag an, sonst war Alles still im Hause. Tiefe Wehmuth hatte mich wieder überkommen. O, daß ich vorüber mußte und sie nicht sehen durfte. Ich stammelte und flüsterte in den frischen Morgen hinein mit dem Dichter:

„Geh' ich einsam durch die stillen Gassen,
Schweigt das Dorf, als wär' es unbewohnt;
Aus der Ferne rauschen nur die Wasser,
Und am Himmel zieht der bleiche Mond.

Bleib' ich lang vor jenem Hause stehen,
Drinn das liebe, liebe Liebchen wohnt,
Weiß nicht, daß sein Treuer ferne ziehet,
Stumm und harmvoll, wie der bleiche Mond.

Breit' ich lange sehnend meine Arme
Nach dem lieben, lieben Liebchen aus,
Und nun sprech' ich: Lebet wohl, ihr Gassen!
Lebe wohl, du stilles, stilles Haus!

Und du Kämmerlein im Haus dort oben,
Nach dem oft das warme Herze schwoll,
Und du Fensterlein, d'raus Liebchen schaute,
Und du Thüre, d'raus sie ging, leb' wohl!“

So ging ich in tiefer Erschütterung des Wegs und merkte erst im Angesichte des Berwartsteins, daß es derselbe Pfad, den ich mit ihr noch zuletzt an jenem Nachmittag gewandelt war. Die Nachtigallen des Grünbergs sangen ihre letzten Klagen, und schon erwachten die heiteren Sänger des Tags, als ich dem Weg folgend den Berg hinanschritt. Bald war ich an dem Platze, wo wir den Vetter Franz getroffen hatten, und nun war es mir vertraute Bahn. Ich ging langsam dahin und weilte an jeder Stelle, von der ich ihr eine Blume gepflückt. Perlenschwer vom Morgenthaue standen die Pflanzen umher, als ich den Pfad erreichte, den sie mich geführt, um mir das Amselnest zu zeigen. Bald war ich dorten und schaute mit verklärten Augen in die Buchenzweige, welche von ihrer Hand zurückgebogen, das Nestchen gezeigt hatten. Freundlich flöteten mich die Amseln an, die in der Nähe ihre Morgenhymne sangen. Und so lebendig stand die Scene vor mir, daß ich das Mädchen vor mir zu sehen wähnte.

Da hörte ich auf dem Pfade leise Tritte. Ich sah zurück. O Himmel, wer kam langsam daher mit gesenktem Haupte und mit dem weißen Tuche in der Hand, das sich oft zu den Augen hob? Wer kam daher im thauigen Waldgrase, umstrahlt vom Lichte des Sonntagsmorgens?

„Hedwig! Hedwig!“ rief ich außer mir und stürzte auf sie los.

Ein Schrei entrang sich ihrer Brust. Sie starrte mich an; dann bedeckte sie mit den Händen ihr Antlitz, um ihren Augen das Blendwerk zu verhüllen, das sich ihr vorspiegelte. Ich war aber schon zu ihren Füßen, — sie sah, es war kein Trug ihrer Sinne, wer da vor ihr lag. Nun preßte sie die Hände bebend an ihre Brust, ihre ganze Gestalt zitterte, wankte, und sie wäre in das Gras niedergesunken, wenn ich sie nicht aufspringend, mit den Armen aufgefangen hätte.

Bewußtlos lag sie einen Moment in meinen Armen.

„Hedwig!“ rief ich. „Hedwig, erschrecken Sie nicht! Fürchten Sie nichts von mir. Ich will Ihnen nichts davon sagen, wie ich Sie liebe, wie ich Sie allein liebe, keine Andere auf Erden! O Hedwig, seien Sie stark in dieser Stunde.“

„O Gott!“ hauchte sie aus gepreßtem Herzen, indem sie wieder das Angesicht verhüllte. „O mein Gott!“

„Weinen Sie nicht, Hedwig! O, mein Engel, mein heiliges, frommes Kind, warum erschrecken Sie vor mir! Warum scheuen Sie vor dem zurück, der jetzt so glücklich ist! Hassen Sie mich denn? Ist Ihnen mein Anblick zuwider?“

Ein schwaches erstorbenes Lächeln schwebte jetzt um ihren Mund.

„O sagen Sie mir Hedwig, daß Sie mich nicht hassen", flehte ich.

„Wie kann ich es!" kam jetzt leise von ihren Lippen.

„Hedwig, Du meine Seligkeit!" jauchzte ich. „So sage mir, daß Du mich liebst, wie ich Dich liebe."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Zweikampf mit Gott.

Erzählung nach ungarischen Familien-Ueberlieferungen.

Von **Maurus Jókai.**

(Fortsetzung.)

Am festgesetzten Tage, als bereits das feierliche Hochzeitsgeleite beisammen war, ließ sich der alte Graf im Großvaterstuhl bis in die Vorhalle hinabtragen, um dort die Braut zu empfangen; er wollte, sobald der Sechsspänner vorfahren werde, bis zu den Marmorstufen ihr entgegengehen.

Das Gespann hielt; aus dem vergoldeten Wagen stieg zuerst der junge Graf und nach ihm, mit blitzenden Augen und rothen Wangen eine schöne, braune — Zigeunerin mit einem Kinde auf jedem Arm.

„Hier, das ist meine Gattin . . .", sprach Graf Joseph, dem gräflichen Vater die Mutter beider Kinder vorstellend.

„Was, was ist das?" röchelte der Alte und wollte sich auf die Füße stellen, fiel aber zurück in den Stuhl.

Sein Sohn Joseph wies wortlos auf das eine Ohrgehänge, welches die Zigeunerin trug.

„Du nahmst Dir diese zum Weib?" schrie ihn der Vater starren Auges an.

„Die Mutter meiner beiden Kinder!" erwiderte Graf Joseph trotzig.

„Panduren!" brüllte der alte Magnat, vor Wuth im ganzen Antlitz glühend, „ergreift mir diese Dirne und ihre Brut, bindet ihnen einen Stein in's Genick und werft sie in den Fischteich!"

„Vater! Dies Weib, diese Kinder sind die meinen!"

„Sie sind die eines Hundes! Werft sie in den Teich!"

Die Panduren wußten, daß sie zu gehorchen hatten und stürzten auf das Weib, nach ihrem langen Haar, nach den Kindern langend.

In diesem Augenblick erwachte in dem erbleichten Jüngling jenes Blut, das nach dem Himmel geschossen: das Blut seines Vaters!

Er entriß dem einem der Panduren die Pistole. Es ertönte ein Knall; der Vater fiel blutend im Armstuhl nach vorwärts . . . Kann Gott a u ch mit Pistolen schießen? . . .

Unter dem ersten Schauder der Schreckensthat floh Jedermann, dahin und dorthin. Die Hochzeitsgäste, die Panduren, das Weib mit seinen Kindern. Der Vatermörder flüchtete sich in's Castell.

Der Alte war tödtlich getroffen. Aber er hatte noch volle drei Tage zu leben, um Alles zu sehen, was darnach folgte.

Er mußte es schauen, wie das Gerichtspersonal des Comitats daher kam, die bewaffneten Panduren, um den Mörder zu suchen; und wie sie auf ihn stießen, da er sich in eine der Nischen des Castells verkrochen hatte. Der junge Mann wehrte sich wie ein Rasender. Sie warfen ihn aber vor des Vaters Augen zu Boden und banden ihn; sie schlugen ihm in's Gesicht, schmiedeten ihm Eisen an Hände und Füße. Wie klirrten die Ketten, als sie ihn an den Haaren dahin zogen über den Marmorestrich der Gänge! Und wie lange klang noch sein Wehruf nach! Der Jammer jenes Sohnes, um den der Alte Gott zum Zweikampf herausgefordert hatte, den er wie sein Augenlicht gehütet, den er so sehr geliebt — und der ihn nun gemordet! und dessen Kopf sie ihm nun in's Grab nachrollen werden! Jenes schöne, blonde Haupt, das so sehr dem seiner Mutter gleicht, das, in drei verschiedenen Lebensstufen gemalt, im Schlafgemach des Vaters aus vergoldeten Rahmen lächelt: als Säugling, als Knabe, als Jüngling. Und jetzt werden sie ihn nochmals abconterfeien: als zum Tode Verurtheilten, um das Bild nach damaligem Strafverfahren während dreier Tage vor der Hinrichtung öffentlich auszustellen!

Aber auch Das war noch nicht genug für das Sterbebett des Alten.

Nicht minder mußte er sehen, wie am dritten Tag die Reichsvormundschaft die künftige Wittwe seines Sohnes im Castell installirte, sammt ihren Kindern, als eben dieses Castells nunmehrige Erbbesitzer! Das Gesetz erkannte die Zigeunerin als rechtmäßige Gattin an und dasselbe Gesetz wird sie demnächst zur Wittwe machen.

Und erst als das schöne, fahlbraune Weib vor dem Sterbebett stehen blieb, die lange, seidene Schleppe nach sich ziehend, ihre Kinder in beiden Armen emporhob, und kokett das Perlengehänge im Ohr: da erst starb er!

Ein halbes Jahr danach warfen sie ihm das schöne, blonde Haar des Sohnes in die Gruft nach.

Gott vermag auch mit dem Schwert zu hauen.

Trotzdem war der Zweikampf mit Gott noch nicht beendet. Ein ganzes Jahrhundert sah seine Fortsetzung, durch hunderterlei Verwandlungen des Mißgeschicks, durch allerlei Wahnsinn, durch ein Duell, unerschöpflich in den Erfindungen der Leidenschaft und der Verrücktheit, mit Allem und gegen Alles, was Ruhe, was Friede war, was da liebte, was als Gesellschaftsordnung galt, oder was als Gesetz existirte, gleichviel ob im Herzen oder auf Pergament geschrieben.

Nach Jahren kam Schloß und Herrschaft in die Hände der beiden Kinder der Zigeunerin. Sie waren Zwillinge. Ihr Vater und ihr Großvater waren trotzige, gewaltsame Menschen gewesen, doch hatten sie nicht Gegenparteien von gleichem Range, jetzt stießen die Enkel auf ebenbürtige Gegner: auf einander.

Die zwieträchtigen Brüder gründeten zwei feindselige Familien. Und so viel Glieder das Geschlecht hatte, so viel Feinde standen sich gegenüber.

Es war ein Wettkampf, ein olympisches Preisringen in der Kunst, sich gegenseitig zu verderben. Wer das allerböseste zu erdenken wußte, der war classischer Sieger. Bei jedem Zornaufflammen griffen sie zur Pistole, zur Büchse. Sie schossen aufeinander, gegenseitig auf ihr Gesinde, auf ihre Beamten. Das fiel ihnen so leicht, als anderen Menschen ein Zorneswort entfährt, und eines Jeden Dasein begleitete jene unwiderrufliche Kugel, die ihr Ahn nach dem Himmel abgeschossen.

Und in diesem Kampf zerklüftete sich der fürstliche Besitz.

Den vierten Nachkommen bereits verblieb nichts als das pomphafte Castell zu Tschatárd, und auch dies nur, weil sich kein Käufer dazu fand. Es taugte nur für große Herren.

Zwei Urenkel drückten sich darin möglichst neben einander zusammen. Einer nahm das erste Stockwerk in Beschlag, der Andere die ebenerdige Wohnung. Derjenige, der oben wohnte, grub einen Abzugscanal in die Wölbung des unter ihm Wohnenden, und drohte seinen jüngern Bruder mittelst Spülicht zu ersäufen, gleich einer Feldmaus. Der Untenhausende dagegen ließ einen Schlot nach dem obern Stockwerk durchbrechen und räucherte so den ältern Bruder gleich einem Fuchs aus.

Oder sie setzten sich zusammen, Karten zu spielen, und des einen Tages verlor der eine Bruder all' sein Recht auf's Castell, nebst den Kleidern an seinem Leibe, und dann trieb der Aeltere den Jüngern barfuß aus dem Hause; und andern Tags, nachdem der Jüngere Geld geschafft, gewann wieder dieser des Aeltern Eigenthum, und dann trieb er diesen im Hemd hinaus in den Schnee.

Ihr Mißgeschick nahm allmählig die Trauerkleidung des Humoristischen an. Als man sich nicht mehr vor ihnen fürchtete, als ihnen Niemand mehr zürnte, begann man über sie zu lächeln.

Das war der allerhärteste Schlag des Schicksals!

Nie ward in der Familie ein Mädchen geboren, deren Wiegengabe es gewesen wäre: zu lieben, Frieden zu stiften, zu sühnen. Stets waren nur männliche Nachkommen da, stets nur Hasser, Raufer, Zerstörer ... durch vier Generationen!

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

München, 15. Aug. Der berüchtigte Räuber Pascolini, welcher vor mehreren Jahren durch oftmaliges Ausbrechen aus Gefängnissen und Zuchthäusern so viel von sich reden machte, ist gestern Abend abermals aus dem Zuchthause in der Au entsprungen. Während er im Hofe des Zuchthauses unweit der Eingangspforte, die nicht verschlossen gewesen zu sein scheint, mit Arbeit beschäftigt war, und die beiden anwesenden Aufseher einen Augenblick ihn nicht beobachteten, ging er, wie der „A. Abdztg." erzählt wird, schnurstracks auf das Eingangsthor zu und durch dasselbe fort, ohne daß er von den Aufsehern bemerkt oder dem wachhabenden Posten (da öfters Sträflinge allein aus- und eingehen) zurückgewiesen worden wäre. Bis jetzt konnte man seiner noch nicht habhaft werden. (Der „Südd. Tel." berichtet: Pascolini, welcher, wenn wir uns recht entsinnen, eine dreißigjährige Zuchthausstrafe zu verbüßen hat, wußte sich von dort beschäftigten Civilarbeitern einen Hut und eine Schürze (Schaber) ohne deren Wissen zu verschaffen und mit diesen und seiner Züchtlingshose bekleidet, nachdem er sich der Züchtlingsjacke entledigt hatte, ging er unter der Maske eines Arbeiters ganz ruhig an dem nichts ahnenden Posten vorbei aus dem Thore.

Aus Oesterreich, 14. Aug. Eine Wiener Buchhandlung hat kürzlich das österreichische Strafgesetzbuch in Versen herausgegeben. Anbei eine kleine Probe aus dem 232 Paragraphe enthaltenden Werke: §7. Besondere Bestimmungen über die Zurechnung bei Verbrechen durch Druckschriften.

Ward ein Verbrechen durch Druckschrift begangen,
Hat, vom Verleger angefangen,
Verfasser, Buchhändler, Redacteur,
Herausgeber, Drucker, Translateur,
Ueberhaupt wer nur daran gerochen,
Ein und dasselbe Verbrechen verbrochen.

(Die Dampferexplosion in Newyork.) Der Telegraph hat bereits die Nachricht von der schrecklichen Katastrophe, welche am 30. Juli im Newyorker Hafen stattfand, dem Continent übermittelt. Der explodirte Dampfer war mit ca. 400 Personen besetzt, welche die Sonntagsruhe in nahen Staten Island genießen wollten. Im Augenblick der Abfahrt flog das Schiff mit gewaltigem Krach in die Luft, die meisten seiner Passagiere weit hinwegschleudernd. Der Dampfkessel war explodirt, flog sammt dem Schornstein in die Luft und riß das ganze Deck mit sich fort. Wer nicht über Bord geworfen war, wurde in den Kielraum des Schiffes mit Wagen, Pferden, Tischen und Bänken &c. geschleudert und dem aus dem Kessel strömenden heißen Wasser und Dampf preisgegeben. Die Verwirrung und das Entsetzen war fürchterlich, herzzerreißend das Schreien und Wimmern der Sterbenden und Verwundeten. Aerzte und Ambulanzen waren bald zur Stelle und wurde sofort mit der Rettung begonnen. Wagen auf Wagen mit Todten und Verwundeten passirte auf dem Wege zu den Spitälern. Die Todten wurden in die Morgue gebracht, wo sich eine unabsehbare Menschenmenge eingefunden hatte. Am Sonntage wurden im Ganzen 34 Todte und 120 Verwundete gefunden; von den Letzteren kommen nach der Ansicht der Aerzte kaum ein Viertheil mit dem Leben davon. Am Montag Morgen war das Ufer schon in aller Frühe von Menschen bedeckt, die theilweise aus Neugierde kamen, mitunter aber auch um noch einen lieben Angehörigen zu suchen.

Charade.

(Zweisilbig.)

Willst du geachtet durch das Leben wandeln?
Stets halte deine Erste rein!
Und lass' allein bei deinem Thun und Handeln
Die Erste deine Richtschnur sein.

Willst du dir einen Freundeskreis erwerben?
Stets bleibe dir die Zweite fern!
Sie wird zum Fluch sonst und Verderben,
Und rächt sich oft am eignen Herrn.

Auch wenn zum Ganzen man die beiden eint —
Verwerflich ist's, was d'raus entsteht!
Was er besitzet ihm geringer scheinet,
Als das, dem er entgegen geht. tz.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 100. Speyer, Dienstag, den 22. August 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Noch hielt ich sie in meinen Armen und sah ihr in die gesenkten Augen, in das hocherglühende Angesicht. Sie wehrte mit den Händen ab, aber ich flehte inniger, und sie sprach jetzt mit leisem Geflüster:

„Hassen kann ich Sie nicht, — lieben darf ich Sie nicht. O drängen Sie nicht, haben Sie Erbarmen mit einem armen Mädchen!"

Ich ließ sie los aus meinen Armen und wir standen uns im Morgenglanze auf dem grünen Bergjoche gegenüber.

„Hedwig", fing ich nun an. „Nicht umsonst hat uns das Schicksal in dieser Stunde hier zusammengeführt. Ich will nicht wieder von hier scheiden, bis zwischen uns Klarheit herrscht. Bevor ich mich weiter erkläre, beantworten Sie mir zwei Fragen: Sehen Sie freudig der Ankunft Ihres Vetters entgegen, um seine Braut zu werden?"

„Herr v. Waldenburg", antwortete Hedwig jetzt mit großer Seelenstärke, „Sie hätten vielleicht die Frage unterlassen sollen. Nachdem sie aber einmal gestellt ist, kann und will ich sie nicht unbeantwortet lassen: Nie werde ich gutwillig seine Braut werden. Nie kann ich einem Manne die Hand reichen, der meinem Herzen fremd ist."

„Und nun, Fräulein Hedwig, erlauben Sie mir die zweite Frage: Wem würden Sie nun freudig Ihre theure Hand reichen?"

Ihr zarter Busen wogte stürmisch und wieder färbte sich ihr liebes Antlitz in Purpur. Erst nach einigem Zögern sagte sie mit fast ersterbender Stimme: „Niemanden!"

„Hedwig, nein — Ihre Antwort ist entscheidend für uns Beide. Das Glück meines Lebens hängt daran: Ihre Antwort wirft mir meine Schicksalsloose. Hedwig, könnten Sie, wollten Sie mich lieben, wenn ich — frei wäre?"

Sie stand wieder zitternd vor mir und antwortete nicht. Jetzt näherte ich mich ihr und ergriff ihre Hand, die sie mir ließ. Und nun fing ich nochmals an, nach dem zu fragen, was ich aus ihrem Munde hören wollte:

„O Hedwig, Sie können mir mit ihrer Antwort eine Hölle und einen Himmel geben! O sagen Sie es, was Niemand hört als der allmächtige Gott über uns, und was mich aufrichten kann in der Pein des Zweifelmuths: Könnten Sie mich lieben, wenn ich frei wäre?"

„O, Sie haben kein Mitleid und wissen doch schon, was ich sagen müßte, wenn ich es sagen dürfte!"

Das sprach sie in holdester Verwirrung, die noch schöner war durch den Schmerz, der sich mit aussprach. In mir aber jauchzte es laut auf.

Näher zog ich sie an mich und sagte mit gehobener Stimme:

„So fühl' ich mich frei von dieser Stunde an!"

„O mein Gott — und — Ihre Braut?"

„Ich habe nur eine Braut, das bist Du, meine holde Hedwig!"

„Sie wird sich härmen, — o sie wird — —"

„Sich trösten!" fiel ich dem jammernden, bebenden Mädchen in die Rede, indem ich es an meine Brust zog. „Eugenie wird sich leicht trösten, während Du, meine einzige, einzige Hedwig freudlos, wie ich selbst, im Leben stündest, wenn ich nicht einer höhern Pflicht folgen wollte, als der, die mich seither fesselte. Vertraue mir, bald komme ich, um Dich zu werben. So lange harre aus: Doch nein! Versprich nichts. Ich will kein Versprechen von Dir, bis ich frei und freiend vor Dir und Deiner Tante stehe."

Hedwig wehrte sich nicht mehr gegen mich, als ich jetzt ihre reine Stirne küßte, aber es durchschauerte sie bänglich, da ich meinen Arm um ihre holde Gestalt legte. Ach, die reine jauchzende Freude unserer Herzen war noch gebannt durch die Pflichten der Vergangenheit, die erst gelöst werden mußten. Unsere Seligkeit war eine in Wehmuth und Beklommenheit getauchte, aber sie kündete sich doch in den Blicken Hedwigs an, welche den meinigen begegneten. Ihre Wange, ihren Mund hatte ich noch nicht zu küssen gewagt, während wir jetzt so traut dahinschritten über das grüne Bergjoch, wieder jenen Buchen entgegen, die uns jüngst Schutz gegen das Wetter gewährt hatten.

Wir sahen hier weder Gebirg noch Thal, ringsum hemmte der Wald die Aussicht. Aber helle Morgenglocken, die den Sonntag verkündeten, tönten wunderbar herauf, als wollten sie über den jungen Bund Segen läuten und ihn mit ihren Klängen weihen.

So kamen wir unter die Buchen, deren grüne Halle erfüllt war von Morgenglanz und Vogelsang. Wie war mir zu Muthe, als die Heißgeliebte so an meiner Seite wallte, als mein Arm, um ihre liebe Gestalt geschlungen, die Holde an meine Seite preßte! Was wir sprachen? Nicht viel vernehmbares, — aber wenn unser Mund einsilbig war, sprachen unsere Herzen um so beredter durch die Augen.

Jedoch auch diese Stunde ging zu Ende, und wir mußten scheiden. Weinend und mit bangen Ahnungen lag Hedwig an meiner Brust. Jetzt küßte ich ihr die Thränen von den Wangen, während auch die meinigen flossen. Wir hielten uns lange und immer wieder umschlossen, als sei es das letztemal für's Leben.

Nun sprang sie schluchzend davon durch die grüne Halle. — Aber mein Ruf: „Hedwig! meine einzige geliebte Hedwig!“ hemmte ihre Schritte, und wieder umfing ich sie und küßte ihre Wange und Mund.

Heftig weinend hing sie an meinem Halse mit kummervollen schweren Ahnungen. Heftiger umschloß ich ihre zarte bebende Gestalt.

Dann aber mußte ich sie doch ziehen lassen. Und als sie schon meinem Blicke entschwunden war, flüsterte ich noch lange unter Thränen:

„Lebe wohl, mein frommes, holdes Mädchen! Lebe wohl! Meine Hedwig! Lebe wohl!“

Drittes Buch.
Kampf und Frieden.

Erstes Capitel.
Entschlüsse.

Tage und Wochen vergingen in der engen Festung, — fast ein Tag wie der andere, entweder im Garnisonsdienst, oder daheim auf meinem Quartier in Plänen und Hoffnungen für die Zukunft. Früher war mir Landau langweilig erschienen, oder war ich's, — ich weiß nicht, was mehr! Jetzt erschien mir die Stadt an Zerstreuungen allzureich, so daß ich mich zusammen nehmen mußte, um mich nicht in denselben zu verlieren. Nun war ich freilich gewappnet gegen jede Verlockung durch ein Gefühl, das mein ganzes Wesen ausfüllte und mir alles andere leer und nichtig erscheinen ließ. Ich verlor keine Zeit mehr am Trinktisch, kein Geld mehr im Spiel und führte zum Erstaunen meiner Kameraden plötzlich ein ganz zurückgezogenes Leben. Man zerbrach sich den Kopf über diese Veränderung in meinem Wesen, über diesen Wechsel in meinem Treiben. Vergeblich. Ich hatte für das Geheimniß meines Herzens keinen Vertrauten. Nur beim Mittagstisch fiel es Hartenstein auf, daß ich den Verlobungsring, der früher meine Hand geschmückt, nicht mehr trage, und er stellte eine Reihe von Vermuthungen darüber an, und fand, daß es mit der reichen Braut seine eigene Bewandtniß haben müsse, was Grund genug für einen armen Lieutenant gab, bei verlorenen Aussichten auf ein Vermögen sich einzuschränken.

So drang er denn auch nicht weiter in mich, sondern ließ mich meine Wege gehen und wählte sich nunmehr zu seinen Ausflügen in die Umgegend einen Artillerieoberlieutenant von unbedeutendem Aeußern und höchst unglücklichem Wuchse, neben dessen Figur die Hartensteins in den Augen der schönen Töchter der Landhonoratioren sich vortheilhaft abhob, wessen er sich in meiner Gesellschaft eben nicht rühmen durfte. Der Tausch war also für ihn höchst vortheilhaft und das sah er ein, denn er benutzte den kurzgewachsenen Artillerieoffizier täglich als Folie seiner stattlichen Person, indem er mit dem neuen Freunde aus den Thoren ritt. Nun, es war ihm zu gönnen.

Die Welt ist weit verbindlicher, als gewöhnlich angenommen wird. Man hat in der That wenig Ursache zu den häufigen Klagen über sie. Lebt man flott, vergnügt, zur Geselligkeit aufgelegt, so wird man auch von ihr aufgesucht und geliebkost; zieht man sich im Unglück oder in bedrängter Lage zurück, um allein zu sein, so läßt sie Einen allein. Das ist doch Alles, was man verlangen kann. Nun fühlte ich mich weder unglücklich, noch in jener Lage, die man bedrängt heißt, — aber ich schien doch sowohl das Eine als das Andere, und hatte somit den Vortheil der Unglücklichen und Bedrängten — allein für mich, für meine Lebenspläne, für meine Liebe leben zu können.

Zwar hatte ich seit Wochen nicht das Mindeste mehr von Hedwig und ihren Verwandten vernommen. Hatten wir uns doch bei jenem Abschied in den Buchen des Grünbergs gelobt, keinerlei Correspondenz hinter dem Rücken der Tante zu unterhalten, sondern treulich und geduldig zu warten, bis mir vergönnt sei, mit offener Stirne und freier Hand um Hedwig zu werben. Aber unser Verkehr war dennoch ein belebter, wenn er auch nur auf die Gedanken der Liebe beschränkt blieb, deren Vermittlung den Lüften anvertraut ward, die mich vom nahen Gebirge umwehten, so oft ich mir an schönen Sommerabenden den Spaziergang um das Glacis der Festung gönnte. Freilich konnte ich das Abendroth über den Bergen nicht sehen, ohne den nagenden Schmerz des Heimwehs nach dem stillen Thale, wo sie weilte. Dennoch war ich kein thatenloser, blos träumerischer und in Sehnsucht sich auflösender Verliebter, der in unnützen und feigen Klagen die Zeit versäumte, die zum Handeln nothwendig war. Diese meine Liebe war im Gegentheile der Jungbrunnen für meine Thatkraft und Denkungsart. Als ein leichtfüßiger, schon etwas blasirter Lieutenant war ich hineingestiegen, als ein Mann mit aufgefrischtem Lebenstriebe und erneuter sittlicher Kraft trat ich heraus.

Wenn man nun erwartet, ich werde über große Thaten, heroische Anstrengungen zu berichten haben, wird man sich freilich getäuscht finden. Das Heldenzeitalter ist vorüber, — was aber die Gegenwart aufgibt, ist oft nicht leichter zu verwirklichen, wenn auch nicht der Glanz des Ruhms die dunkeln Herzenswege bescheint, auf denen wir zum Ziele vordringen. Ich that einfach, was meine innere Pflicht war, und diese legte mir, einem in und mit der Welt er-

zogenen Lieutenant, größere Anstrengungen auf und forderte höhern Muth, als die äußere Dienst- oder Ehrenpflicht, die mir vielleicht befiehlt, dem Gegner die Nase zu spalten auf die Gefahr hin, mir selbst den Schädel spalten zu lassen.

Fest stand es in meiner Seele, den Bund zu zerreißen, dem die innere Weihe fehlte, und dem ich im Herzen nicht mehr angehörte. Ich wußte, daß ich damit kein Lebensglück zerstörte, kein Herz brach, keine Blume knickte. Was mir die Aufgabe allein erschwerte, das war der Gedanke an meine Eltern, — an die Freude meiner Mutter, daß die schöne reiche Erbin ihre Schwiegertochter werden solle, — an die Beruhigung meines Vaters über die Zukunft seines theuern Sohns. Aber — was mir künftig an Sorglosigkeit abging, ersetzte meiner Liebe Glück hinlänglich, und als Glücklicher konnte und wollte ich den Eltern ein um so liebevollerer und zärtlicherer Sohn sein. Dennoch trübte der Gedanke an meine Eltern die Stunde, in der ich am Pulte saß, um die entscheidenden Zeilen abzufassen.

Ein Brief, den ich um dieselbe Zeit von der Mutter erhielt, und dem auch einige Sätze von Eugeniens Hand beigefügt waren, erleichterte mir den Schritt sehr. Eugenie wollte von einer Hochzeit im Herbste noch nichts wissen, — sie wollte noch die Freuden eines Carnevals „mit Wonne und Unbefangenheit" genießen, was durch eine Heirath leicht vereitelt werden konnte, wie sie neckisch versicherte; ohnehin habe Heinrich schon im Brautstande geringere Tanzlust gezeigt, und könnte leicht als Gatte gar nichts mehr von Bällen wissen wollen oder doch nur als Brummbär mitgehen, wozu der Herr Lieutenant große Anlagen zeige. Dabei fragte sie, ob es denn in der Pfalz auch so hübsche ländliche Tanzunterhaltungen gäbe, wie jetzt in den Lustorten bei der Hauptstadt, oder ob „Heinrich noch immer schlafe". Meine Mutter hatte mir Vielerlei zu schreiben, darunter auch, daß der Herr Kriegsminister neuerlich von einer Zurückversetzung in ein hauptstädtisches Regiment für den Herbst nichts wissen wolle, wodurch ohnehin die Hochzeit für das laufende Jahr eine Sache der Unmöglichkeit sei, da Eugenien nicht zuzumuthen, in die ferne Grenzfestung überzusiedeln. Beiläufig las ich aus dem Briefe meiner Mutter noch die interessante Nachricht, daß Eugenie eine Einladung der Generalin v. X., den Hochsommer auf deren Landgute zuzubringen, angenommen habe; das las ich deßhalb mit besonderer Theilnahme, weil mein früherer Oberlieutenant, der Kammerherr und Pathe des Herrn Kriegsministers, auf demselben Landgute seines Onkels, des Generals, seinen Urlaub zu verbringen pflegte. In aller Unschuld berichtete noch meine gute Mutter, daß der Kammerherr, mein früherer Oberlieutenant, wegen der Nase nichts nachtrage, da sie jetzt besser sitze, als früher, ja, daß er gegen Eugenie sogar noch freundlicher sei als sonst, was für seinen gutmüthigen Character zeige; auch tanze Eugenie jetzt besser mit ihm, da er noch eigens Tanzstunden genommen und große Fortschritte gemacht habe. (Forts. folgt.)

Ein Zweikampf mit Gott.

Erzählung nach ungarischen Familien-Ueberlieferungen.

Von **Maurus Jókai.**

(Fortsetzung.)

Die Ebene weist jetzt bereits ein anderes Bild auf, dort, zwischen der Donau und der Theiß. Es weiden nicht mehr Hürden und Gestüte im grenzenlosen Freien; Alles ist bebaut, cultivirt. Es zeigt sich ein herrliches Mosaik von licht- und dunkelgrünen Tafeln, neben denen rosafarbige Würfel und gelbe Vierecke bunt hervorstechen. Hier und da ein grellrother Streifen, ein veilchenblauer Saum; Tabaksblüthen, Reps oder Saatfelder von Oelpflanzen. Dazwischen kreuzen sich Eisenbahnzüge, zeigen sich Wirthschaftsgebäude zerstreut, in grünen Rahmen Obstgärten. Handelswege verbinden die Dörfer, die Städte, Macadam, Chausseebauten und mitten aus der reichen Saat ragen immenser Fabriken rauchende Schornsteine empor, diese Riesen der modernen Mythologie, in denen die Seele der neuen Schöpfung haust.

Jetzt gibt es dort zwischen Deutschen und Ungarn einen andern ewigen Kampf; den Kampf der Industrie. Es ist dies ein Krieg, in welchem der Sieg beiden Parteien zu Gute kommt.

Es ist das Ende vieler Illusionen der Ahnenzeit. Die Ritterburgen wurden zu ehrwürdigen Ruinen, der Adelswappen rühmt sich Niemand mehr, der Unterthan wurde frei, die Privilegien hörten auf; die Klöster liegen verwüstet, dafür stehen Schulgebäude, und den Fluß durchfurchen Dampfer. Auch die alte Bewirthschaftung ist vorüber; Maschinen säen, ernten, dreschen rings umher. Die wilden Gestüte, die wilden Hürden sind in Stallungen untergebracht, an Stelle von Räuberhorden gibt es rechnende Consortien.

Auch das Castell zu Tschatard kam auf die Trommel. Die letzten zwei Verwandten zogen es sich richtig gegenseitig unter dem Fuße weg, noch ziemlich zu Anfang des Jahrhunderts. Jetzt ward es auch bereits zur Fabrik. Ein schlesischer reicher Industrieller hatte das Schloß gekauft, ein gewisser Siebelmann. Dessen Sohn sitzt jetzt drinnen. Der Schloßthurm, der zu nichts mehr diente, seitdem er nicht mehr den Flaggenstock des Wappenbanners zu tragen hatte, war längst schon abgetragen und man hatte aus seinen Ziegeln den hohen Schlot erbaut.

An Stelle des Schloßthurms der Schornstein! Und an Stelle des Schlosses eine Zuckersiederei! Statt des Wappens ein Firmenschild und vor dem Herrenpark die Eisenbahn. Es war dies ehemals das verbotene Gehege. Und obendrein existirte der Herrschaftspark nicht einmal mehr; es wäre sonst besser gewesen. Der Besitzer der Fabrik von Tschatard hätte dann direct bis an den Bahnhof der Station gelangen können, während er jetzt — des dazwischen liegenden Waldes wegen — einen halbtägigen Umweg machen muß, um auf Nebenstraßen seine Waaren nach der Station zu schaffen.

Dieser Fabrikbesitzer, der alle umliegenden Herr-

schaften bereits erworben hatte, würde überdies für den Wald jeglichen Preis gezahlt haben. Doch er erhielt vom Eigenthümer die Antwort, der Wald sei Fideicommiß, also nicht verkaufbar. Dann wollte der Fabrikherr doch wenigstens die Erlaubniß erlangen, einen Weg durch den Wald schlagen zu dürfen bis hin zur Eisenbahn. Der Eigner verweigerte aber auch das. Bei Fideicommissen ist nicht einmal Ein Baum schlagbar.

Und jener Eigenthümer war Tiburh von Kondah, der letzte männliche Nachkomme der einst so mächtigen Familie. Dieser Wald seiner Vorfahren war nunmehr sein einziger Besitz. Er gibt keinen Strohhalm davon her, und seine Wohnung ist jenes weiße Haus, in welchem vor bald einem Säculum sein Urgroßvater Gabor die „Labanzen" mit schwarzem Brod tractirte. Der Urenkel sah noch nie so viel Gäste bei sich. Es kommt Niemand bei ihm zu Besuch. Das Unglück hat keine guten Freunde. Was er thun mag? Wie er dort in des Waldes Mitte lebt? Das wußte Niemand. Das ganze Waldgebiet war mit Holzpfählen umzäunt und vor jedem Eingang befand sich eine Holztafel mit der Aufschrift: „Verbotene Jagd".

Das Jagen aber macht großes Vergnügen.

Oft wandern leidenschaftliche Nimrode nach ganz entfernten Gegenden, wenn sie dort eine besondere Gattung von Wild wissen. Die rauhe Zeit in den Wildnissen am Draufluß, wie die Schneestürme in den Waldungen der Marmarosch, treiben nicht selten in irgend einer Fischerhütte oder in der Höhle eines Ziegenhirten Personen zusammen, die aus allen vier Ecken des Reiches stammen und die bis dahin sich noch nie gesehen hatten.

Derart trafen sich auch eines Tages zu Ende October in einer verlassenen Hütte der Marmarosch vier Jäger aus dem Herrenstande, die nach einander der unversehens losgebrochene Schneesturm dorthinein verschlagen hatte und die Alle zusammen Auerhähne jagen wollten, welche in Ungarn schon so selten sind, daß es sich wohl lohnt, an dreißig Meilen ihretwegen zurückzulegen.

Die Herren machten Feuer an, holten aus ihren Jagdtaschen die Proviantreste hervor, reichten sich auch den großen rundbauchigen Weinkulacs umher und vergnügten sich prächtig, während draußen der Sturmwind wüthete. Der Eine von ihnen war ein ergrauter Mann, der Andere von athletischem Körperbau, der Dritte rund und dick, der Vierte dagegen ein schlanker junger Mann mit aufgewichstem Schnurrbarte. Jedes Gesicht zum Malen.

Wenn unser ungarischer Urahn, Almosch, der gerade zwischen jenen Hügeln seit tausend Jahren begraben liegt, erwacht wäre und die Viere so zusammen gesehen hätte, er würde sie gewiß im Tone der Sage von den sieben Heerführern als greisen Kund, als starken Huba, als beleibten Zuard und als geschmeidigen Leventa angesprochen haben.

Nachdem die Jäger sich im volksthümlichsten ungarischen Idiom die lustigsten Geschichten erzählt und durch kernige Anecdoten sich gegenseitig erheitert hatten, sagte der Eine:

„Nun, das ist brav, daß in dieser elenden russnakischen Wüstenei sich durch Zufall vier solch' urechte eingeborene Ungarsleute zusammenfanden, welche die Heimathssprache so kräftig sprechen. . . . Mögen sie nun auch unter sich ihre geehrten Familiennamen angeben."

Der ergraute Mann sagte etwas zögernd:

„Ich heiße Brauenfels."

Der Andere setzte nun schon aufgeheiterter hinzu:

„Mein Name ist Kahlenberg."

Lächelnd erwiderte der Fragende:

„Sehr gut, ich bin Trautenau."

Nunmehr konnte der junge Mann sich kaum noch halten.

„Mich nennt man Otto Siebelmann."

Und ein allgemeines Gelächter erfolgte.

Die drei ersten waren schon längst in Ungarn bekannte Namen: ungarische Grundbesitzer seit einem vollen Jahrhundert, angesehene Familien, politische und nationale Parteiführer. Der Vierte freilich galt noch als neuer Mensch. Doch auch er hatte schon Wurzel geschlagen. (Forts. folgt.)

Miscellen.

✧ Das Kutschkelied. Vor wenigen Tagen ist mir eine Broschüre zu Gesicht gekommen, welche von Wilhelm Ehrenthal verfaßt und bei Brockhaus verlegt, das vielbesprochene Kutschkelied zum Gegenstande hat. Da das Titelblatt die vielversprechende Aufschrift trägt „Forschungen über die Quellen des Kutschkeliedes im grauen Alterthume rc." so griff ich sehr gierig darnach; hoffend, ich würde etwas Neues über dieses Lied finden, das so folgenschwer für meine Vorfahren gewesen ist, und vielleicht auch Einfluß auf meine Lebensverhältnisse hat. Nachdem jedoch kaum 3 Blätter durchgelesen waren, sah ich mich leider sehr getäuscht. Die ganze Broschüre ist fast weiter nichts, als eine Reclame der Leipziger Buchdruckerkunst. Von wahrhaft historischer Forschung ist auch keine Spur vorhanden. Nachdem der hochdeutsche Text angeführt und eine plattdeutsche Bearbeitung angefügt ist, kommt eine griechische, lateinische, hebräische Uebersetzung; auch Keilschrift, Hieroglyphen, Sanskrit, Arabisch, Runentext und Altfranzösisch, Provencalisch und Mittelhochdeutsch kommen zum Vorschein. Daran reihen sich Uebersetzungen in das Holländische, Dänische, Englische, Russische, Polnische, Litthauische, Oberwendische, Italienische und Französische. Wie leicht zu sehen, ist das Ganze, das übrigens nicht uninteressant zu lesen ist, eine gelehrte Spielerei zum Besten des Invalidenfond.

Doch jetzt auch etwas wahrhaft Historisches. Dieses Lied mit etwas Variationen und auch anderer Melodie wurde schon im Jahre 1857 von mir und einigen Freunden in einem hannöverschen Seminare in den Mußestunden gesungen, und zwar deshalb, weil sich daran für mich eine traurige Erinnerung knüpfte. Mein Großvater nämlich, ein sehr reicher Bauer im Hannöver'schen, soll sehr viele Anlage zum Spott gehabt haben, und um die französischen Beamten zu ärgern, sang er einst im Wirthshause: „Wat krabelt denn da im Busch herum rc." Jerome Napoleon führte damals in Cassel sein Schlaraffenleben und die französische Polizei chicanirte die armen Unterthanen. Der boshafte Sänger wurde also sofort denuncirt, ein Jahr lang eingesperrt bis zum Sturze der Franzosenherrschaft; auf seinen Hof legte man eine Einquartierung von 30—40 Reitern, welche fast den totalen Ruin desselben herbeiführten. Was Wunder, wenn den Nachkommen das Lied in gutem, d. h. bösem Gedächtnisse blieb.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 101. Speyer, Donnerstag, den 24. August 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

„O, das freut mich ungeheuer, liebe Mama!“ schrieb ich in Rücksicht auf diese Nachrichten an meine Mutter. Den ernsten Brief an Eugenie, den ich begonnen hatte, legte ich jedoch hinweg und antwortete in ihrer Weise: Es sei Schade, daß sie nicht beim Ballet engagirt worden, und ob sie nicht lieber einen Tanzmeister heirathen möchte! In diesem Falle brauche die Hochzeit weder aufgeschoben noch aufgehoben zu werden. Indessen schlafe Heinrich nicht, sondern wache darüber, daß sein künftiges Haus kein Redoutensaal werde. Dann wünschte ich ihr viel Vergnügen auf dem Landgute der Generalin, und sie möge ja sich nicht zu sehr an der Nase des Oberlieutenants stoßen, da dieselbe leicht wieder herabfallen könnte.

Darauf erhielt ich mit einem sehr ernsten Schreiben meines Vaters, einen trostlosen Jammerbrief meiner Mutter, die mich ihr armes unglückliches Kind, ihren Schmerzenreich nannte und mir verkündete, daß Eugenie ihr Bedauern ausdrücken lasse, mit ihrem Vetter einen „ihrer besten Tänzer“ zu verlieren, wenn auch sonst wenig an ihm zu verlieren sei. Das war ein unfreundlicher Abschied, wurde von mir jedoch höchst freundlich aufgenommen und erwidert, indem ich Ring, Haarlocke und was mich sonst noch an Eugenien erinnerte, in äußerst feines und zartes Papier einwickelte und auf die Post trug, wo ich ein ähnliches Päckchen in Empfang nahm. Nun ließ ich es mir angelegen sein, den Brief meines Vaters in würdiger Weise zu beantworten und meine Mutter zu trösten, — es ging mir von Herzen, und die würdevolle Antwort meines Vaters sagte mir, daß es den Weg zu seinem Herzen gefunden hatte, ja, daß er erstaunt war, einen Ernst und Lebensanschauungen in mir zu entdecken, für die er mich unzugänglich gehalten hatte. Er nannte mich in dem Briefe nicht seinen „theuern Sohn“, sondern seinen „lieben Jungen“, aus Gründen, die mir wohlbekannt waren, denn ich hatte meine Lebensweise so einzurichten begonnen, daß seine Kasse dabei nicht mehr in's Spiel kam. Meine Mutter konnte freilich die reiche, schöne Schwiegertochter noch lange nicht verschmerzen, — aber auch für diese ihre Wunde sollte die Zeit noch ihren Balsam bringen.

Für's Erste hatte ich noch unterlassen, eine deutliche Andeutung von meiner Liebe oder bestimmter Pläne für die Zukunft einfließen zu lassen. Ich selbst aber beschäftigte mich um so angelegentlicher mit denselben. Aus Verschiedenem hatte ich geschlossen, daß Hedwig kein reiches Mädchen sei. Nur zu wahrscheinlich reichte ihr Vermögen nicht einmal hin, die bei Offiziersheirathen nothwendige Caution zu stellen. Nun traten Entsagungen und Opfer an mich heran, die ich nicht mit schwärmerischen Augen als winzig klein und nichtig betrachten konnte; im Gegentheile mußte ich ihnen prüfend und mit dem rechten Maßstabe entgegen sehen. Der Ernst des Lebens sah mir streng in's Antlitz. Und was mir noch vor Kurzem als baare Unmöglichkeit gedäucht, das sagte ich in festem, männlichem Entschluß zu mir selbst:

„Du mußt deine Epauletten ablegen! Mußt aus der Uniform!“

Und was dann? Im bürgerlichen Leben das Fortkommen suchen und der Geliebten einen Heerd gründen. Womit das geschehen sollte, war nun der Gegenstand meiner Prüfung und Untersuchung. Ich ließ meine Fähigkeiten und Talente in Gedanken defiliren, — ich hielt Revue über meine Eigenschaften und Geisteskräfte. Aber die Armee dieser Gattung, welche ein bayerischer Lieutenant aufmarschiren lassen kann, flößt keinen besonderen Respect ein und ist leicht zu übersehen. Es war auch bei mir ein ziemlich buntschediger Haufen, mit dem sich für's Erste die Schlacht des Lebens nicht schlagen oder wagen ließ.

Da kamen vor Allem meine geselligen Talente: ich konnte tanzen, fechten, reiten, wollte aber weder als Tanz-, Fecht- oder Stallmeister mein Haus gründen, noch durfte ich es auf den Sand meiner Unterhaltungsgabe bauen.

Nun meine künstlerischen Talente. Ich vermochte etwas besser zu singen, als ein Bänkelsänger, ohne deswegen Ansprüche auf eine Cantorstelle erheben zu dürfen; auch konnte ich eine Guitarre leidlich stimmen und darauf herumklimpern, hatte auch früher das „Heil Dir im Siegeskranz“ passabel auf dem Klaviere spielen können, jedoch nie einen Triller zuwege gebracht, und stand auch sonst mit dem Fingersatz in Feindschaft, war somit für einen Musiklehrer verloren.

Im Dichten hatte ich es schon einmal mit Hülfe des Reimlexikons bis zur ersten Strophe eines wunderschönen Sonetts gebracht, das Fragment blieb; sonst kamen mir besonders Nachts sehr schöne poetische Gedanken, die ich im Dunkeln zu Papier brachte, — bei Tag war aber dann jedesmal weder Erinnerung noch sonst eine Spur der herrlichen Dichtungen zu entdecken, die der Welt verloren gingen, weil ich regelmäßig den Bleistift beim Niederschreiben verkehrt genommen haben mußte. Ohnehin hat es nichts Verlockendes, im bayerischen Vaterlande unter die Dichter zu gehen, man müßte denn zeitweilige Hungercuren als unerläßlich und besonders gedeihlich für das häusliche Wohlbefinden erachten. Nun blieb mir noch mein Talent zum Malen übrig; meine kleinen Bilder gefielen mir immer sehr gut, Andern desto weniger, — ich selbst hätte denn auch meine violetten Berglandschaften fürstlich honorirt, sonst wäre jedoch sicher Niemand so kunstfreundlich gesinnt gewesen.

Auf eine ergiebige Freundschaft mit den Musen mußte ich also verzichten. Nun hätte ich noch viel Geschick zu einem Jäger, sehr wenig jedoch zu einem Forstmann gehabt. Meine Mathematik stand im Verhältniß zu meinem Latein, und vom Englischen und Französischen wußte ich gerade so viel, um keinen Sprachlehrer abgeben zu können.

Die Musterung meiner Fähigkeiten war fertig und das Resultat trostlos und kläglich. Hätten damals die Erfindungen für die leidende Menschheit schon solche Fortschritte gemacht und Eingang gefunden, wie jetzt, würde ich möglicher Weise Ziegelmehl, Kreide oder Schmirgel, als untrügliche Mittel gegen Zahnweh, als Hühneraugenpflästerchen, Wanzenpulver, Haarbeförderungssalbe oder als Pillen gegen die Bleichsucht verwendet haben. Ich kam jedoch nicht auf solche Ideen und stand rathlos.

Glücklicherweise fiel mir noch ganz zuletzt etwas ein, und zwar — die holde Zuflucht so vieler Talente — die Post. Ich wunderte mich, daß ich nicht früher daran gedacht. War doch der Busenfreund meines Vaters General-Director des Verkehrs, ein Oheim von mir Oberpostrath, — da konnte es nicht fehlen. Mit Ernst prüfte ich meine Kenntnisse, blieb Nächte lang über den Büchern, um die Lücken derselben auszufüllen, und ging dann an den entscheidenden Brief, der meinen Eltern die Wünsche und Hoffnungen ihres Sohnes kundgab. Ich schrieb ihnen von meiner Liebe zu Hedwig, schilderte ihnen das Mädchen meiner Neigung, von dessen Hand mein Lebensglück abhing, machte sie mit meinem Entschlusse bekannt und bat den Vater, mir beizustehen. Vertrauensvoll und mit zuversichtlichem Ernste stellte ich ihm die Entscheidung anheim, mich zu einem fleißigen Beamten und glücklichen Menschen zu erheben, oder mich zu dem Elendesten auf Erden zu machen. Dann fügte ich bei, daß ich es für meine Pflicht halte, bevor ich um die Hand Hedwigs anhalte, die Einwilligung meiner lieben Eltern zu erflehen.

Die Spannung, mit welcher ich die Antwort erwartete, trieb mich die nächsten Tage unruhig umher. Die Zeit, innerhalb welcher ein Brief da sein konnte, verstrich — und meine Unruhe stieg. Stundenlang stand ich am Fenster, um nach dem kommenden Postboten zu schauen; jeder Tritt vor meinem Zimmer machte mich in Erwartung schauern; ich ging auf die Post, um nach dem anlangenden Schreiben zu fragen — Alles vergeblich. Tag um Tag verging, Woche um Woche, und die Ungewißheit wurde immer unerträglicher, die Pein wuchs zur Verzweiflung. Konnte nicht der erwartete Vetter Hedwigs indeß im Thale angekommen, ohne daß sie etwas Weiteres von mir gehört? Konnte ihr Vertrauen in mich durch mein langes Ausbleiben nicht wankend gemacht, ihre Zuversicht erschüttert werden und das Zureden ihrer Verwandten auf die Bedrängte wirken? Und wenn der Vetter, den sie seit ihrer Kindheit nicht mehr gesehen, wenn er ein liebenswürdiger, einnehmender Mann war, etwa wie jener schlanke Blondin, den ich in München getroffen? Der Gedanke preßte mir das Herz krampfhaft zusammen. An ihrer Liebe, an ihrer Standhaftigkeit zweifelte ich nicht. Aber, sie war ja ohne Nachricht von mir, sie konnte mich durch mein früheres Verlöbniß gefesselt wähnen, sie konnte sich vergessen glauben, dann dem Einfluß ihrer Umgebung und des Umgangs mit einem gebildeten jungen Manne ausgesetzt sein, bis ihr Widerstand gebrochen.

„Doch nein! nein!" sagte ich dann zu mir selbst, „das thut meine Hedwig nicht!" und rief mir jedes ihrer Worte, jeden Blick, jede Miene in's Gedächtniß zurück, um mich in der Pein jener Wochen gegen die Verzweiflung zu wappnen.

Ueber meine Eltern war ich aber nachgerade heftig erzürnt, daß sie mir diese Hölle durch ihr Schweigen bereiteten. Ich konnte es nicht länger ertragen und setzte mich hin, um meinem Unmuthe in einem Briefe entschiedenen Ausdruck zu geben. Da brachte mir mein Bedienter einen Brief herein, — er war von meinem Vater. In fieberhafter Spannung und mich mehrmals verfärbend nahm ich ihn entgegen, und konnte ihn vor Beklommenheit nicht sogleich öffnen. Barg er doch mein Schicksalsloos. Heftig zitterte das Schreiben in meiner Hand, als ich endlich das Siegel erbrach. Und mit Herzklopfen las ich:

„Mein Sohn! Freude war es nicht, was ich über Deinen letzten Brief empfunden. Wider meinen Wunsch tratst Du in die Armee ein, wie mir scheint, aus kindischer Freude an dem glänzenden Elend, das sich mit dem Portepée gürtet, und aus Eitelkeit. Ich ließ Dich gewähren, versöhnte mich sogar mit Deinem Stande, als Dir die Hand Eugeniens zugleich die Mittel bieten zu wollen schien, Deinen eiteln Neigungen zu fröhnen. Mit dem Bruch des Verlöbnisses schwand die Sicherheit Deiner Zukunft, wurden viele Hoffnungen Deiner Familie zernichtet, ging die Freude Deiner Mutter unter. Nun willst Du Deinen Abschied nehmen, auf Alles, was Dir sonst theuer war, verzichten, ein neues Leben beginnen, Deine Laufbahn von vorn anfangen. Freude war es nicht, was ich dabei empfand, es war Wehmuth, wenn auch kein

Schmerz. Ich sehe aus dem Ton Deiner Briefe, daß es Dir Ernst ist, daß Du ein Anderer geworden. Ich zweifle nicht an Deinem guten Willen, — ich will Dich auch nicht entmuthigen durch Zweifel an Deiner Ausdauer. Es muß jedenfalls ein starker Zauber obwalten, der den eiteln, vergnügungssüchtigen, kostspieligen Jungen, meinen theuern Sohn, in einen ernsten, strebsamen, gesetzten Mann verwandeln konnte. Wenn diese Hedwig ist, wie Du sie schilderst, so kommt es nur noch auf Dich an, um glücklich zu werden, — und zum Glücke ist Reichthum nicht die erste Bedingung, obgleich immer eine höchst angenehme Zugabe. Du kennst die Vermögens- und Familienverhältnisse des Mädchens noch wenig, ich möchte jedoch darüber bald etwas Näheres hören; verschiebe bis dahin Dein Abschiedsgesuch, wenn Du nicht mit einem Male ein fanatischer Verehrer des Postwesens geworden bist. Du bist noch jung und hast noch Zeit, um Dich in's Joch der Ehe zu beugen. Hältst Du aber für Dein Glück nothwendig, es bald zu thun, so wünsch' ich nur, daß Beständigkeit Dein ferneres Leben leite, schon um des armen Mädchens willen, das meine Tochter werden soll und mir als solche willkommen ist, auch wenn ich ihrem Gatten zu einer Stelle bei der Post verhelfen müßte. Es soll Dir, wenn Du Dich nur eines frommen Weibes würdig zeigst, am Segen Deiner Eltern nicht fehlen, und Du weißt, daß Du keinen opferwilligeren Freund auf Erden hast, als Deinen treuen Vater."

Da saß ich nun in tiefer Rührung. Ich drückte den Brief an meine Lippen und sprach:

„O mein Vater! Mein lieber Vater, ich gelobe Dir von heute unwandelbare Liebe und Deiner würdig zu werden."

Erst jetzt bemerkte ich, daß meine Mutter auf die Rückseite folgende Zeilen geschrieben:

„Mögest Du glücklich werden, mein Heinrich, mein Schmerzenreich, und ich will das Vergangene vergessen lernen, indem ich Dich bitte, das liebe Kind, Deine Hedwig zu grüßen und zu küssen im Namen derjenigen, die ihr gerne eine zärtliche Mutter werden will."

„Ihr guten, treuen Eltern!" rief ich, und die Freude über die Einwilligung wollte lange nicht aufkommen gegen die Rührung, mit welcher ich mich der Eltern erinnerte. Es war schon am späten Abend, als ich noch im Dunkel meines Zimmers weilte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Zweikampf mit Gott.

Erzählung nach ungarischen Familien-Ueberlieferungen.

Von **Maurus Jókai.**

(Fortsetzung.)

In dieser Geschichte ist ein jedes Wort historisch wahr, wenn auch nicht trocken geschichtlich erzählt. Es liegt eine eigenthümliche Zauberkraft im Boden Ungarns, auf dem die Blumen im Sande des Freiheitsmärchens sprossen und, wenn abgeschnitten, vom Blute tropfen; im Händedrucke des ungarischen Mannes, im funkelnden Blicke der Ungarfrauen; in jener freien, großen Luft der unbegrenzten Haiden des Flachlandes; im allgemeinen Schmerz um die Vergangenheit, und in der Unverzagtheit energischer Hoffnung auf die Zukunft; im ungarischen Volksliede und in dem der Liebe.

Die oben angeführte Thatsache soll weder als Compliment für Ungarn gelten, noch als solches an Ungarns Deutsche adressirt werden — sie ist einfach Statistik, und diese allein kommt bei vorliegender Geschichte in Betracht.

Nachdem die vier Jäger ausgelacht hatten, erzählten sie sich gegenseitig, wie sie hierher gelangt. Die Gutsbesitzer waren mit dem Dreschen bereits zu Ende, der Zuckerraffineur konnte mit der Arbeit noch nicht beginnen lassen, die Rübe war noch im Boden. Sobald es an deren Einholung gehe, dann habe er nicht Tag noch Nacht Ruhe; bis dahin aber sei ihm Zeit gelassen, auf Auerhähne zu lauern. Und er setzte hinzu:

„Freilich, daheim bei mir im Flachlande, da hätte ich viel näher einen Wald, in dem die Auerhähne noch in ganzen Strichen zu finden sind!"

„Auerhähne? Bei Dir?" frug der alte Herr kopfschüttelnd. „Ich wüßte keinen solchen Ort, so genau ich unser großes Ungarn von einem Ende zum andern kenne. Wo wäre denn das?"

„Im Walde von Tschatard."

„Ah, das läßt sich hören!" riefen nun alle Drei auf einmal. „Ja, dort könnte es sogar auch noch Auerochsen geben!"

Dann erzählten sie sich, was sie vom Hörensagen über den Herrn des Waldes von Tschatard wußten. Mit dem dürfte es nicht gut sein, auf Büchsenschußweite zusammenzutreffen!

„Man sagt, er schösse Jedermann nieder, der seine Schwelle beträte. Er hungert lieber, als daß er einen Holzspan aus dem Walde verkauft. Er lebt nur von Wildfleisch, Brod ist nie im Hause. — Der Wein, den er für Wildhäute umtauscht, ist ihm nicht berauschend genug, er setzt ihn auf Körnern des schwarzen Bilsenkrautes an. Ein Glück, daß er stets allein ist, wenn er trinkt. Ein toller Mensch!" So sprachen Alle durcheinander.

„Trotz alledem muß ich den Wald von ihm bekommen!" bekräftigte Siebelmann. „Wenn durchaus nicht anders, so nehme ich seine Tochter zur Frau!"

Darauf erfolgte allgemeines Gelächter.

„Eine Hexe mit eiserner Nase, wie's im ungarischen Märchen heißt. Ein Fräulein mit einem Rüssel!"

„Was liegt mir daran! Ich heirathe sie dennoch! Ich bin Unternehmer. Ich muß einen Weg mitten durch den Wald von Tschatard haben!"

Die Jäger erwiderten hierauf, er sei ein Teufelsjunge. Dann legten sie sich auf ihre Bauernpelze, auf ihre Bunda, und der Eine überließ es dem Andern zu träumen, was ihm beliebe.

Eine Woche nach jenem Zusammentreffen in der Marmarosch ritt Otto Siebelmann dem geheimnißvollen Walde zu, und als er an den ersten Grenzpfahl gelangte, band er sein Roß daran, gab einem der rübensammelnden Leute den Auftrag, er möge auf das Roß achten, und ging dann hinein, den Fußsteg entlang, in den Wald.

Als er so vorwärts drang unter den verwachsenen Bäumen, deren Zwischenräume Nachtschatten und Brombeersträuche ausfüllten und zusammenschlossen, kam ihm das auch in Ungarn so volksthümliche Märchen vom „Dornröschen" in den Sinn. Aus dem Laube guckten neugierig, aber ohne Furcht, Rehe und Hirsche nach ihm, auf den Zweigen gurrte die wilde Turteltaube, der Auerhahn balzte, indem er den Schweif wie einen Fächer ausbreitete, und Goldfasane zogen ihre Schleppe lang dahin. Aus dem Astloch irgend eines morschen Baumes lugte, wie aus einem Fenster, eine ganze Familie von Wieseln heraus, und auf dem runden Rasenplatz lauschte mit gespitzten Löffeln der aufrechtsitzende Hase, als früge er: „Nun, wer ist denn das, der daher kommt?" Keines der Thiere schien vor dem Annähernden zu bangen.

Siebelmann war mit keiner andern Waffe versehen, als jenem Handbeil, dem ungarischen Fokosch, und auch das hatte er blos zur Wehr für den Fall mitgenommen, daß der Sonderling oder Hunde ihn angreifen würden.

Der Wald stand in der That in üblem Ruf. Sogar die rübenlesenden Arbeiter winkten Siebelmann, er möge auf sich Acht haben, Graf Tiburty Kondav erschieße Jedermann, der seinen Wald betrete.

Er hätte freilich gerade auf das Haus zugehen können; doch that er dies nicht, weil er durch Leute, die den Grafen Tiburty kannten, im Voraus war aufmerksam gemacht worden, daß derselbe das Thor schließe, sobald er Jemanden nahen sehe. Darum zog Siebelmann auf Umwegen durch den Wald, um von rückwärts an das einsame Haus zu kommen und gewissermaßen dort einzufallen.

Während er so durch die Irrwege des Waldes sich Bahn brach, war es Abend geworden. Jedoch der Mond schien prangend durch das Laub. Endlich gelangte Siebelmann in eine Waldlichtung und betrachtete das vor ihm liegende Haus.

An der dem Walde zugekehrten Front befand sich eine lange Veranda, völlig von wildem Wein umrankt, dessen Blätter der Herbst schon gelb und roth gefärbt hatte.

Unter dieser Veranda saß eine weibliche Figur. Vor ihr stand ein Tischchen, auf dem eine Zither lag und anscheinend ein Notenheft. Der Mond übergoß dies Wesen mit seinem Silberglanze.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

* Gegen die Cholera. Der vereidigte chemische Sachverständige Dr. Ziurek in Berlin theilt bezüglich der Desinfection Folgendes mit: „Nach den von mir im Auftrage der Behörden ausgeführten umfassenden Desinfectionsversuchen haben sich als wirksamste Desinfectionsmittel Chlorkalk, übermangansaure Salze und Carbolsäure erwiesen. Aus dem Ergebniß weiter geführter praktischer Versuche, so wie aus den Vergleichungen der Wirksamkeit, des Preises und den sonstigen technischen Bedingnissen eines in größerem Umfange verwendbaren Desinfectionsmittels kann ich zur Desinfection von Aborten, Waterclosetgruben, Senkgruben, öffentlichen Bedürfnißanstalten, Canälen als bewährtestes Mittel die Carbolsäure in Verbindung mit Kalk empfehlen. Folgende Darstellung ist die zweckmäßigste: 100 Gewichtstheile gebrannter Kalk werden mit nur so viel Wasser besprengt, als zur pulverförmigen Ablöschung des Kalks erforderlich ist. Unter das von 100 Gewichtstheilen gebrannten Kalk erhaltene (vollständig erkaltete) Pulver werden fünf Gewichtstheile Carbolsäure, die in dünnem Strahle darauf gegossen werden, gut untergemischt und das Pulver durch ein Sieb geschlagen. Die Anwendung des Pulvers geschieht durch Aufstreuen und Untermischen; der Erfolg ist ein sofortiger. Es ist dafür zu sorgen, daß die Gruben entleert werden und dann die Desinfection der neuen Massen regelmäßig geschieht. Für einen Kubikfuß Masse reichen 2 Loth des Pulvers aus."

Als erstes Hausmittel gegen Cholera würde Seitens der belgischen Regierung vor einigen Jahren Folgendes empfohlen: Sobald man Leibschmerzen und Uebelkeit verspürt, beeile man sich, die Wohnung aufzusuchen. Man gehe sofort zu Bette und lege heiße Teller — in ein Tuch gewickelt — auf den Leib und einen heißen Krug zu Füßen, trinke heißen schwarzen Thee mit kräftigem Rothwein, besser noch kräftigen heißen Rothwein mit Ingwer. Sobald sich nun die Hauptsache, der Schweiß, einstellt, ist die größte Gefahr vorüber und meistens ist die Krankheit im Keime erstickt. Der Kranke kann in jedem Falle mit Ruhe den Besuch des Arztes — der in Epidemiezeiten nicht immer gleich zur Hand sein wird — erwarten. Man sorge vor Allem für einen gesunden und kräftigen Magen und vermeide kaltes Bier, unreife Früchte, unverdauliche saure Speisen, Gurkensalat 2c., überhaupt schütze man durch Leibbinden 2c. den Leib und Magen gegen Erkältungen und nähre den Magen durch kräftige Speisen und kräftigen Rothwein. Frische Luft und penible Reinlichkeit sind unerläßliche Bedingungen am Körper wie in der Wohnung.

Homonyme.

Es bat ein junger Medicus
Sein Liebchen einst um einen Kuß,
Da schlägt sie sanft die Augen nieder:
„In Deinem Antlitz ist zuwider
Ein Etwas mir, ich küsse nur,
Seh' ich vom Etwas keine Spur."
Wenn schon nichts And'res übrig blieb,
Was thut man nicht der Lieb' zulieb?

Das Etwas schwand, und 's Liebchen bot,
Zum Kuß das holde Antlitz roth,
Da sprach der Doctor: „Um die Lippen
Schwebt Dir ein Wer, und dran zu nippen,
Kann ich mich fast entschließen nur,
Seh' ich von Jenem keine Spur."
Nennt mir das Was, nennt mir das Wer,
Das Beiden macht das Küssen schwer.

Auflösung der Homonyme in Nr. 97:
(Derwisch — Der Wisch.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 102. Speyer, Samstag, den 26. August 1871.

* Wie die Saat, so die Frucht.

Ihr streut den Waizen aus und senkt den Kern, das Reiß
Vertrauensvoll zum Schooß der feuchten Erde nieder,
Und euch und euern Kindern gibt millionenweis
Die Erd' die ausgestreuten Saaten wieder.

Ihr pflanzet Lieb' und Duldung in des Nächsten Herz
Und pflegt die edle Tugendsaat mit Gottvertrauen;
Der Keim gedeiht — die Ranken treiben himmelwärts
Und werden Euch einmal für ew'ge Zeiten bauen.

Doch streut Ihr Haß und Neid, Verderben aus,
So blüht auch diese Drachensaat und wird gedeihen!
Doch wird den Sä'mann, sein Geschlecht und Haus
Die eig'ne Saat dem Untergange weihen!

D'rum pflanzet edle Frucht, die nützt und nährt,
Streut Lieb' und Duldung aus auf allen euren Wegen,
Baut, wo ihr weilt, der Tugend einen Heerd
Und eure Müh' trägt euch und euern Kindern Segen.

Germersheim. **Julius Hügenell.**

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Endlich aber sprang ich auf. Hedwig war jetzt der Impuls, der mich forttrieb durch die Gassen der Stadt. Zu ihr! Zu ihr! jauchzte es in mir. Ich eilte zu Hartenstein und rief ihn an:

„Hast Du noch so viel Freundschaft für mich übrig, daß Du mir morgen Deinen Schweißfuchs anvertrauen willst?"

„Ha, der Melancholicus!" rief Hartenstein mir erstaunt entgegen. „Der Einsiedler! Und wie verändert! Du leuchtest ja ganz, Waldenburg. Hast Du das große Loos gewonnen? Hast Du das Quadrat des Kreises gefunden? Das perpetuum mobile entdeckt oder ein neues Pulver erfunden? Oder hast Du gar einen Orden erhalten?"

„Nichts von all' dem, Freund! Frage nicht lange, Du sollst morgen, wenn ich zurückkomme, Alles erfahren."

„Schau, schau! Ei, ei!" machte Hartenstein pfiffig, denn er begleitete seine Worte mit einem leisen Pfeifen.

„Na, wirst Du mir den Schweißfuchs überlassen?"

„Frage nicht lange, sondern hol' ihn Dir!" meinte jetzt Hartenstein, und als Dankbarer schied ich von ihm.

Eine unerträglich lange Nacht hielt mich in den Mauern der Festung zurück, da ich deren für Jedermann verschlossenen Thore nicht mit dem Kopfe durchrennen, noch über Wall und Graben springen konnte, auch keine Flügel hatte, so sehr ich sie wünschte. So widerwärtig hatte ich das Festungsleben nie empfunden, als in jener Nacht, wo der Sternhimmel nur ein paar Ellen breit zwischen den rußigen Dächern hereinschaute. Ich meinte ersticken zu müssen. Als wollte es gar nicht Tag werden, schlich die Zeit ihren Schneckengang, und doch war es nicht die längste Nacht im Jahre, sondern eine der kürzesten desselben, denn wir befanden uns im Hochsommer. Zuletzt schlummerte ich doch noch ein.

Da hatte ich einen seltsamen Traum. Mir war's, als klettere ich auf dem ungeheuern Felsenriff, das sich über das Dahner Thal erhebt, auf dem Jungfernsprung, und sehe senkrecht unter mir die Häuser des Fleckens, vor mir aber Hedwig gegen die Spitze des Felsens fliehend. Ich folgte ihr mit ausgebreiteten Armen, sie aber floh, und floh bis an den äußersten Rand, da, wo jetzt das Kreuz steht, und stürzte sich, als ich sie schon beinahe erreicht hatte, von der Felsenspitze in die grausige Tiefe. Die Lüfte füllten ihr Gewand und trugen sie sanft auf die Wiesen der Lauter nieder. Ich aber stürzte ihr nach in den Abgrund, schwebte über dem Häuschen unterm Fels, und fiel, und fiel. — Da wachte ich auf und lag in Angstschweiß gebadet auf der Matratze. Der junge Tag sah licht und hell durch die Fenster.

Ich hatte die Sage vom Jungfernsprung, wie ich sie in Dahn gehört, nur nachgeträumt. Dennoch schauerte es mich bei der Erinnerung an den Traum. Bald jedoch war ich auf, zu Pferde und sprengte durch die finstere Halle des französischen Thores über die Brücke hinaus in die Flur, wo mich der klare warme Schein der sommerlichen Morgensonne umfing. Und wie der Vogel den Thau, schüttelte ich alle Schauer der Nacht vom Gemüth und sprengte hoffnungsfreudig in's herrliche Land hinein gegen die Berge.

Zweites Capitel.
Ein wilder Ritt.

Durch Felder, Weinberge und Wiesengründe des offenen Landes vor den Wasgaubergen fand ich den Weg nach Klingenmünster, über dessen Kastanienwäldern finster der Thurm von Landeck ragt, der mir einst widerhallend den theuern Namen entgegen gerufen. Im tiefen Wald- und Wiesenthal hinter dem Flecken sprengte mein Roß weiter an den Mühlen vorüber, durch die kleinen Gebirgsorte, an der Quelle des Klingbachs, dem Narrenbrunnen vorbei, auf sandigem Wege durch das Waldgebirge. Der Schweißfuchs Hartensteins griff rüstig aus, und dennoch erschien er meiner vorauseilenden Sehnsucht als träge Schildkröte.

Wo mochte ich die Holde überraschen? — Wird sie den wüthend einhersprengenden Reiter schon von ferne erkennen? — Wie wird sie freudig erschrecken, aufjubeln, mir entgegen eilen, an die Brust sinken! Wie wird sie unter meinen Küssen erröthen, wie mit klopfendem Busen an meinem Herzen liegen! Wie wird sie meinen trunkenen, stammelnden Worten lauschen, mit denen ich in Schwüren ewiger Treue und Liebe um sie freie!

Ach! es hüpfte und wogte mir im Busen, als ich mir das Alles ausmalte, und mich in die Bilder, die sich meinem Auge vorspiegelten, völlig versenkte. Und immer wieder trieb ich mein Roß an über Höhen und Tiefen, durch die nun der Waldweg lief. Aus einer Schlucht rechts sah der Rödelstein malerisch herein, — ich beachtete ihn nur als Meilenstein, der mir sagte, daß ich dem Ziele nahe war.

Nun trieb ich mein Pferd in die Gassen von Vorderweidenthal hinunter ohne Aufenthalt durch das Dorf. In meiner Brust hämmerte und pochte es stürmisch. Ich wäre fast vom Pferde gesprungen, um wie ich wähnte, rascher voranzukommen.

Dort ragte schon der Buhlstein über den Wald. Nur noch um die nächste Ecke, dann sah ich auch den Bärbelstein, und hier an meiner Seite floß der Erlenbach in's traute Dörfchen hinunter. Wie stolz machte es mich, ihr sagen zu dürfen, daß ich Stand, Glanz und Reichthum hingeworfen als werthlose Güter, um ihr angehören zu können! Wie freute ich mich, ihr meiner Mutter Gruß, meines Vaters Segen zu überbringen!

Jetzt knarrte und schnurrte schon die wohlbekannte Sägemühle vor mir, — nur noch einige mächtige Sätze meines Renners, und ich mußte schon vom Hause, wo Hedwig wohnte, gesehen werden.

„Oho! Gemach! Die Krenk' auch, — man reitet doch nicht über Wagen und Gäul' hinaus!" rief jetzt eine Stimme.

Die Straße war nämlich bei der Sägemühle durch einen Wagen mit zwei Pferden, sowie durch Leute gesperrt, welche da geschnittene Bretter und Sägeklötze aufluden.

„In Kuckucks Namen, Platz da!" schrie ich ungeduldig vom Sattel herunter. „Des Königs Wege müssen frei bleiben."

„Nur gemach, 's pressirt nicht so stark!" entgegnete dieselbe Stimme wieder. „Sie könnten auch einen Augenblick halten oder absteigen, Herr Lieutenant, um einem alten Bekannten die Hand zu geben."

Ungeduldig wandte ich das Gesicht nach dem Sprecher um, der seine Hand nach mir streckte.

„Na, kennen Sie mich denn nimmer — den Schakob von Bergzabern, — ha, ha, ha, ha! Das ist gut. Haben doch so manchen Schoppen mit einander getrunken und auch eine Bouteille vom Besten, den der Hammichel übrig gelassen, damals auf der Böhämmerjagd."

„Ha! ha! hi! hi!" lachte noch eine andere Stimme, und ich erkannte nun wirklich meinen Gastfreund von Bergzabern, den frommen Knecht Hammichel, der mit seinem Herrn hier Bretter und Klötze auflud.

„Ha, ha, ha, ha! hi, hi!" lachten die Beiden wieder in Erinnerung all' der Abenteuer, die wir zusammen in jener Winternacht durchlebt.

Das Zusammentreffen mit meinen damaligen Jagdgefährten wäre mir zu jeder Stunde und an jedem Orte ein angenehmeres gewesen, als dorten im Anblicke des Bärbelsteins, in dem Momente, wo ich auf Schwingen der Sehnsucht zu der Geliebten flog. Ich mußte dem Schakob nothwendiger Weise die Hand reichen und anhören, daß sich die Leuchtpfanne, welche damals verloren gegangen, im Frühjahre richtig im Walde gefunden habe und zwar von einem Raben als Nest benützt.

„Aber wo kommen Sie denn her, Herr Lieutenant?" fragte der Gute nunmehr. „Ihr Schweißfuchs verdient heut' seinen Namen. Die Krenk! der raucht und dampft ja, als käm' er aus dem Schwitzbad'. Sie müssen ja fürchterlich gejagt sein! Das arme Thier!"

Ich bemerkte jetzt wirklich, daß mein Pferd arg zugerichtet war, indem ich es schonungslos angetrieben, so daß es nun da stand und an allen Gliedern bebte. Ich klopfte ihm den Hals und sprang aus dem Sattel, um es näher zu besehen, während ich heimlich dem Schakob sammt dem Hammichel eine Reise in's Pfefferland wünschte.

„Wo wollen Sie denn hin?" fragte der Schakob weiter. „Ah, nach Erlenbach, — kann mir's denken, war vorhin auf einen Augenblick da, — 's ist eben Besuch da."

„Besuch?" fragte ich zurück. „Wer denn?"

„Na, die Vettern sind kommen!"

„Die Vettern?" fragte ich, und ich fühlte, daß ich erblaßte.

„Nun ja, Sie werden 's so gut als ich und noch besser wissen. Thun Sie doch nicht so. Hab' ich doch gehört, daß Sie im Frühjahre auf Besuch da waren, Herr Lieutenant. Und da hat's Ihnen ja schon der Sägmüller gesagt, wie's steht!"

Ich war mit einem Male ganz ruhig und hörte nur noch, wie der Hammichel seinem Dienstherrn sagte, daß der eine Herr, der ältere, schon wieder abgereist sei und vorhin auf der Straße fortgefahren wäre. Dann hatte ich meinen Entschluß gefaßt.

„Hammichel", sagte ich zu dem Knechte. „Will Er mir nicht mein Pferd etwas in der Sonne auf- und abführen? Er versteht ja, Pferde zu behandeln."

„Will's meinen! War Schwolischeh in Landau gewesen, Herr Lieutenant, und was für einer!" erwiderte Hammichel, indem er die Ziegel ergriff.

„Gut", meinte ich gelassen. „Es soll sein Schaden nicht sein. Ich bin gleich wieder da. Wenn nicht, kann Er das Pferd nach Erlenbach hineinführen."

„Ich kann einstweilen allein fortfahren, da jetzt ohnehin aufgeladen ist", sagte noch Schakob. „Gib nur fein Obacht auf das schöne Thier, Hammichel! In einer halben Stunde kannst Du nachkommen!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Zweikampf mit Gott.

Erzählung nach ungarischen Familien-Ueberlieferungen.

Von **Maurus Jókai.**

(Fortsetzung.)

Siebelmann begann wieder an das Märchen vom „Dornröschen" zu denken. Die Waldfee, in schneeweißem Kleide, welcher das Blondhaar wie flüssiges Gold auf die Schultern floß! Ihr zauberisch-bleiches Antlitz schwelgte im Mondlicht. Ihre feinen, weißen Finger entlockten den Saiten der Zither ein schwärmerisches Lied. Sie sang weichen, sympathischen Tones dieselbe Melodie oder deren Variationen . . . dann fuhr sie mit den Fingern tastend über das Notenblatt dahin nnd schien Etwas darauf zu notiren, doch ohne darauf zu sehen, was sie notirte. Vielmehr sah sie mit halbgeöffneten Lippen zum Monde empor, während sie schrieb, als wollte sie das leise Klirren seiner Lichtstrahlen zu Papier bringen.

Und was für Otto das Erfreulichste war, jenes weibliche Wesen schien seine Annäherung gar nicht zu bemerken. Zwar dämpfte das hohe Gras das Geräusch seiner Schritte, doch seine Gestalt hob sich voll im Mondschein hervor. Sie konnte sie nun wohl sehen.

Mit lautem „Guten Abend" beeilte er sich, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Bei diesem Laute schreckte das weibliche Wesen auf, und nun dem Nahenden sich zukehrend, erwiderte sie freundlich den Gruß.

Otto hatte sich die „Hexe mit der Eisennase" anders vorgestellt. Doch vielleicht war sie nicht die Rechte.

„Ich bin Otto Siebelmann, der Nachbar, und suche den Herrn Grafen", sagte er höflich.

„Mein Vater ist nicht daheim", entgegnete die junge Dame in sanftem Ton.

Siebelmann kam es vor, als schaute das holde Wesen ihn lächelnd an, so, wie man nur Bekannte zu empfangen pflegt. Er mußte also irgend ein Gespräch beginnen.

„Comtesse genießen den schönen Mondscheinabend?"

„Mondschein?" erwiderte sie staunend, wo ist er?"

„Ach!" entfuhr unwillkürlich dem erstaunten jungen Mann.

„Ich sehe nichts davon", setzte das junge Mädchen die Rede fort — und lächelte dabei wieder.

Otto schreckte zurück. Diese Augen, so voll von schönem Ausdruck, sahen nicht! Dies Mädchen war blind. Und das macht sie nicht einmal traurig. Sie lächelt, indem sie dies zugesteht.

„Doch nur die Außenwelt sehe ich nicht", sprach das Mädchen tröstend, als wolle sie Jemanden erheitern, den sie durch ihre Worte betrübt habe. „Ueber die Außenwelt hinaus ersehe ich um so klarer eine ganze innere Welt!"

„Wohl eine sehr schöne?"

„Sehen auch Sie diese Welt, die ohne Sonne und Mond doch voll von Licht ist, und in der es lebt, ohne daß sich Gestalten zeigen? Ich denke mir, wenn man das Auge schließt und allein bleibt, so muß Jedermann sie sehen."

„Comtesse sind hier in der That ganz einsam."

„Wenn mein Vater nicht daheim ist, dann bin ich allerdings völlig allein."

„Und fürchten Sie sich nicht?"

„Weshalb? Ich thue ja Niemanden Etwas!"

„Aber bangt Ihnen nicht vor schlechten Menschen?"

„Also gibt es schlechte Menschen in der Welt?"

Diese Frage war von einem so unschuldig aufrichtigen Blick begleitet, daß Otto die Jungfrau zu beneiden begann, die offenbar so sehr blind war!

„Und wird Ihnen, Comtesse, die Zeit nicht lang, wenn Sie so ganz allein sind?"

„Nein. Den ganzen Tag über habe ich die Arbeit für's Haus, und wenn es ringsum still wird, dann weiß ich, daß es Abend ist; ich nehme mein Instrument und so sind wir zu Zweien. Es spricht mit mir, ich spreche mit ihm. Ich spreche ihm Gedichte, es gibt die Melodie hinzu und aus Beiden wird Eins. Das macht mir große Wonne."

Und dann, um sich in ihrem Vergnügen nicht stören zu lassen oder damit auch der Fremde die Wonne theile, griff sie in die Saiten der Zither und spielte ein Lied darauf, das sie selbst ersonnen, und sang dazu in sanftem Mollton die Worte des tiefsinnigen Gedichts.

Otto schaute sich staunend die noch kinderhafte Erscheinung an, die Niemand hier behütete, als einzig die Sterne. Er hätte ihr bis in den Morgen hinein zuhören können!

Jedoch nahende Schritte unterbrachen den Genuß. Das Mädchen kannte die Schritte wohl, denn freudig sprang sie auf, und als ob sie sehen könne, als ob sie nicht blind wäre, lief sie mit sicherm Schritt dem Kommenden entgegen. Und diesen umhalsend, stotterte sie: „Mein Vater!"

Der Anlangende war ein noch junger, gleichfalls blonder Mann, den man eher für den Bruder, als für den Vater des Mädchens gehalten hätte. Er hatte schöne, regelmäßige Züge; nur seine Augen schielten etwas, wie eben bei allen männlichen Nachkommen der Familie Kondah.

Er hatte ein langes, ledernes Futteral in den Händen. Gewiß ein Pistolenkästchen!

„Nun, jetzt geht es an mein Ende", dachte Otto bei sich. Er harrte an der Veranda des Nahenden und trat dann vor.

„Herr Graf, ich bin Ihr Nachbar, Otto Siebelmann. Ich wollte mit Ihnen zusammentreffen und brach in Ihren Park ein; auf die Gefahr hin, daß Sie mich etwa als Jäger erschießen."

„Ich? Schießen?" frug erstaunt Graf Tibury. „Mein Herr, in diesem Hause gibt es keine Schießwaffe!"

Das war mit offener, aufrichtiger Miene gesprochen. Der Graf reichte seinem Gast die Hand dar.

„Zur Wehr gegen Räuber dürfte wohl in so einsamer Wohnung eine Büchse nicht überflüssig sein!"

Graf Tibury zuckte mit den Achseln.

„In meinem Hause gibt es kein Geld. Ich sage das ohne alle Bitterkeit."

Diese Aeußerung gab Siebelmann die gewünschte Gelegenheit, um auf den Zweck seines Besuches hinüberzuleiten.

„Und ich besuche Sie doch in einer Geldangelegenheit", sagte er.

„Ich ahne es! Doch wir sprechen später davon. Zuvor nehmen Sie das Abendbrod mit uns."

Der Graf flüsterte seiner Tochter einige Worte in's Ohr, worauf diese sich entfernte.

Wieder dachte Otto bei sich: „Nun werde ich von dem Bilsenkrautwein trinken müssen!" und es lief ihm kalt über den Rücken.

Der Graf führte seinen Gast in die Stube und bat ihn Platz zu nehmen.

Es war ein einfach möblirtes Zimmer. Der Graf öffnete einen altväterischen Schrank und nahm aus dem mitgebrachten Futteral allerlei kleine Phiolen, die er in den Schrein ordnete, worauf er dessen Flügel schloß.

„Gestatten Sie, daß ich mir vorher die Hände spüle; ich hatte mit allerlei Gift zu thun."

Otto horchte erschrocken auf: „Allerlei Gift?"

Doch diesmal sollte Siebelmann nicht lange in der bänglichen Erwartung bleiben, ob man ihm dies Gift zum Trinken reichen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

* Einem Artikel des „Milit.-Woch.-Bl." zum ersten Jahresgedächtniß der drei Schlachten bei Metz (14., 16., 18. August) entnehmen wir die Mittheilung, daß bei Colombey 73 Offiziere und 1081 Mann, bei Vionville-Mars la Tour 230 Offiziere und 3022 Mann, bei Verneville-St. Privat-Gravelotte 271 preußische, 17 sächsische, 22 hessische, im Ganzen 310 deutsche Offiziere und 3903 Mann (davon 3536 Preußen, 200 Sachsen und 159 Hessen) den Heldentod gestorben sind.

Der deutschen Marine steht, wie der „B. Ztg." aus Danzig geschrieben wird, demnächst eine, wenn auch nicht umfangreiche, doch sehr interessante und bedeutsame Vermehrung bevor. Es handelt sich um drei auf der Devrient'schen Schiffswerft erbauten Boote, die den Zweck haben, im Seekriege unter die feindlichen Schiffe Torpedos zu bringen und sie so in die Luft zu sprengen. Die Boote sind ganz aus Eisen gebaut, kaum ein Cubikzoll Holz befindet sich in den Fahrzeugen; sie haben eine längliche Form, sind etwa 60 Fuß lang und 6—7 Fuß breit. Das Ganze sieht wie ein Fisch aus. Das Deck ist nicht glatt, sondern rund, um für feindliche Kugeln keinen Zielpunkt zu gewähren. An Bord ist während der Operation natürlich kein Mensch auf den ganz flach gehenden Booten zu sehen; gesteuert werden sie, ganz abweichend von jedem andern Schiff oder Fahrzeuge, ganz vorn, und über dem Steuer befindet sich an Deck eine kleine Erhöhung, um dem Steuermann das Stehen möglich zu machen, und gleichzeitig in dieser Erhöhung eine zollgroße Oeffnung, die dem Steuernden als Ausguck dient. Die Eisenplatten, die zur Verwendung gekommen, sind natürlich in Hinsicht auf die Gefahr, der diese Fahrzeuge, deren Operationsfeld in unmittelbarster Nähe der feindlichen Schiffe liegt, fortwährend ausgesetzt sind, so dick gewählt, als dies unbeschadet der Schnelligkeit geschehen konnte.

* Hamburg, 20. Aug. Der „Hamburger Correspondent" schreibt: In den letzten Tagen ist in Antwerpen ein Congreß der Geographen aller Staaten versammelt, um über die wichtigsten Fragen auf diesem Gebiete Ansichten auszutauschen und Beschlüsse zu fassen. In der Generalversammlung vom 16. Aug. legte Herr Friederichsen eine Arbeit Dr. Neumayer's vor, über die beste Weise die Süd-Polar-Regionen zu erforschen. Die Ideen Dr. Neumayer's über diese wichtige Frage sind schon genugsam durch verschiedene Aufsätze und Vorträge bekannt. Seit mehr als zehn Jahren beschäftigte sich dieser Gelehrte mit den Studien der Erforschung der antarktischen Regionen und suchte auch schon den thatkräftigen Eifer einzelner Regierungen in diesem Sinne wach zu rufen. Der Congreß würdigte die vorgelegte Arbeit ganz besonders, indem der Präsident des Congresses, Admiral Ommaney, in der besagten Sitzung erklärte, daß bis jetzt im Congresse keine so interessante und wichtige Frage angeregt und besprochen worden sei. In Folge dieser Aufnahme stellte Herr Friederichsen folgenden Antrag: „Der Congreß hält es für geboten, die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt sowohl, wie die der Regierungen aller seefahrenden Nationen auf die Erforschung der antarktischen Regionen zu lenken, damit der Venusdurchgang im Jahre 1874 uns nicht unvorbereitet finde in Bezug auf die Kenntniß der geographischen, physikalischen und klimatologischen Verhältnisse des Indischen Oceans, dessen südliche Theile besonders für die Beobachtung des Venusdurchganges geeignet sind." Obgleich uns das Resultat der Berathungen über diesen Antrag noch nicht vorliegt, so ist doch an der Annahme desselben von Seite des Congresses nicht zu zweifeln. Mittlerweile freuen wir uns, daß es deutschen Gelehrten vorbehalten war, eine der wichtigsten Fragen auf dem Gebiete der Geographie in würdiger Weise auf die Tagesordnung des Congresses zu bringen.

Ein neues Material für Papier. Das britische General-Consulat in Havana bemerkt in seinem Jahresbericht für 1870/71, daß es sich der Mühe lohnen würde, wenn die englischen Papierfabricanten den in Cuba im Ueberfluß vorhandenen faserigen Pflanzen und Bäumen ihre Aufmerksamkeit zuwendeten. Von dortigen Fabricanten seien erfolgreiche Experimente mit den Fasern des Bambusrohres und einiger der einheimischen Parasitpflanzen Cuba's gemacht worden. Das Consulat will wissen, daß man sich in Jamaica bereits mit der Zubereitung der Faser des Bambusrohres zur Papierfabrication in America beschäftigt. Diese schöne Pflanze, oder besser gesagt, dieser Baum wächst in Cuba so reichlich, daß der Ankauf und die Zubereitung höchst billig zu stehen käme. Die Bambusrohr-Faser übertrifft, wie man sagt, jede andere Faser, die in der Neuzeit zur Papierfabrication benutzt worden.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 103. | Speyer, Dienstag, den 29. August | 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Nun verabschiedete ich mich von Schakob und ging die wenigen Schritte von der Sägemühle bis zur Bergzabern-Dahner-Straße neben meinem edeln Rosse und seinem Führer her. Meine Lippen waren zusammengepreßt, ich wußte nicht, was ich denken solle. Auf der Straße angekommen, unterbrach ich das Schweigen.

„Hammichel, wer sind denn wohl die beiden Herren, die in Erlenbach angekommen sind?"

„Hm!" machte der Hammichel, „der Eine soll ja das Fräulein vom Hause heirathen. Hat's gut vor, der, — ich thät's, mein Seel', auch. 's ist ein gar hübsch' Mädchen das! Nur ein bissel zu fein für unser Einen — wie Briefpapier! Sehen Sie, Herr Lieutenant, da heißt man's am Narreneck, — möcht wissen warum."

Ich war froh, daß der Mensch fortplauderte, während ich neben dem Pferde herging, das er nun auf der Straße auf und abführte.

„Aber, Herr Lieutenant, was thun Sie auf dem Grünberg?" rief er mir dann noch nach. „Warum müssen Sie denn am Narreneck hinan? Bleiben Sie doch unten auf dem Wege, wenn Sie in's Dorf wollen. Da geht's ja als gradaus der Nas' nach, — dort liegt ja Erlenbach, das Nest!"

Ich hörte nicht weiter auf ihn, sondern trat in den Wald ein und ging an dessen Saum, wieder wie damals bei meiner Gebirgspartie im Mai, hinter dem Kirchhof vorüber. Was ich dabei dachte, weiß ich nicht mehr. Vielleicht fand ich nothwendig, die überraschenden Nachrichten von dem eingetroffenen Besuche erst zu überdenken, — vielleicht war ich nicht in der Fassung, so rasch bei veränderten Verhältnissen in das Haus zu treten, — vielleicht auch wollte ich recognosziren und hoffte, möglicher Weise Hedwig zu entdecken, sie allein sprechen zu können.

So schlich ich dahin. Ein Vetter, der ältere, war also schon wieder abgereist, — der junge noch da. Wie sollte ich das deuten? Ein entsetzliches Bangen hatte sich in mir eingenistet. Aber ich bot alle Erinnerungen an Hedwigs holdes, reines Bild auf, um das böse Gefühl zu verscheuchen, — und es gelang mir, wenn es sich auch immer wieder einschleichen wollte. O, ich vertraute ihrer Liebe, ihrer Treue, ihrer frommen, edeln Seele. Und so kam ich endlich, wie damals, in den Obstgarten hinter den Oekonomiegebäuden. Die Bäume blühten diesmal nicht, sondern hingen voll grüner, noch unreifer Früchte. Auch sang kein Vogel auf den Zweigen. Der Himmel zeigte jenen halbdurchsichtigen Schleier, wie ihn manchmal der Höhenrauch bildet. Mächtig pochte mein Herz, als ich so hinter dem Hause, wo ich mein Glück suchte, durch das Gras schlich, um in den Blumengarten sehen zu können, der durch eine Mauer abgetrennt war. Die Hühner und Gänse, welche von Hedwig damals gefüttert wurden, weideten hier im Grase, während ich beklommenen Herzens dahin schritt.

Jetzt hörte ich eine Stimme, die mir alles Blut in die Wangen trieb, und dann eine andere, die es wieder heraus peitschte. Nur konnte ich nichts verstehen und noch nichts sehen. Nun aber kam ein Gewandsaum hinter den Bäumen zum Vorschein, — ich beugte den Kopf etwas weiter vor.

Wankte mit einem Male der Boden unter mir? Ging die Welt windschnell um mich, wie um ihren Pol? Glühte und zitterte Luft und Himmel, oder war ich wahnsinnig geworden?

Es wäre kein Wunder gewesen, wenn Wahnsinn mich umnachtet hätte. Alles Blut war mir im Herzen zusammen gelaufen, der letzte Tropfen aus meinem Antlitz gewichen, die Adern stockten, und mich überkam es, wie der kalte Tod. O, es war ärger als der Tod, — es war die Hölle mit ihrer grausigsten Qual. Erstarrt, mit weit aufgerissenen Augen stand ich da und sah durch die Bäume in den Garten hinein, wo ich einst so glücklich gewesen, und wo mich jetzt ein Trugbild der Hölle äffen zu wollen schien. O, es war kein Trugbild, es war Wirklichkeit, was ich sah. Und was war es denn Entsetzliches, was ich schaute?

Für jeden andern gar nicht entsetzlich, für mich der fürchterlichste Anblick meines Lebens.

Ein junges, liebliches, schönes Mädchen mit aschblonden Haaren stand dorten unter dem wohlbekannten Birnbaum und zwar an die Brust eines hochgewachsenen Mannes gelehnt, dessen intelligenter Gesichtsausdruck im Verein mit den blondgelockten Haaren

ein Bild männlicher Schönheit abgab. Das Mädchen war Hedwig, — der junge Mann — o, ich erkannte ihn nur zu wohl — war jener Blondin, aus dessen Etui am Abende meines ersten Abschieds von München ich den Namen des Mädchens gelesen hatte, das er jetzt mit dem Arme umfaßt hielt.

Ich riß meine Augen auf, um den Ausdruck ihres Gesichtes zu erkennen. Hätte ich eine Spur von Unmuth, Schmerz, Trauer, Verzweiflung darinnen entdeckt, so würde ich über die Mauer gesetzt sein, um die Geliebte den Molochsarmen zu entreißen. Aber ihre Augen leuchteten glücklich, suchten den Blick des schönen Blondins, lachten ihm freundlich zu, und ihre Gestalt schmiegte sich innig an seine Seite, während seine Blicke mit Wohlgefallen auf ihr ruhten. Sie deutete auf dies und jenes und er lauschte ihren Worten.

Die Hände krampfhaft auf die gequälte Brust geklemmt, zähneknirschend, in entsetzlicher Pein stand ich da. Meine Beine schlotterten, Knie und Alles in mir knickte ein. Kalter Schweiß stand mir auf der Stirne. Und jetzt, als sich der glückliche Vetter niederbeugte und ihre Stirn küßte, als sie — o Gott im Himmel — seinen Kuß erwiderte, da stöhnte es — wie eine arme Seele in ihrer Qual — hinter der Mauer, welche den Garten umschloß; und die Glücklichen hörten es nicht.

Ich hätte aufschreien mögen vor Schmerz, daß die Luft erbebte, aber ich konnte nur stöhnen und leise wimmern. Das Piepen der Hühner um mich her klang lauter, als der Ausdruck meines grenzenlosen Schmerzes in jener peinvollen Stunde. Ich rang nach Athem, ich schnappte nach Luft, und die Luft umher erschien mir glühend und erstickend. Ich brach in's Knie und rang die Hände, als der Glückliche jetzt das Mädchen wieder in's Haus führte, während sie noch immer plauderte und erzählte.

Jetzt war ihre Stimme verschollen, der Garten leer und öde, — nicht so verödet, wie mein Leben vor mir lag. Ich rang nach Stärke und hob mich mit riesiger Willenskraft auf die wankenden Beine. Dann verließ ich bleich und still den Platz, wo ich den qualvollsten Moment meines Lebens erduldet, — nicht ein einziges Mal sah ich mehr zurück. Und so kam ich langsam hinter'm Friedhof vorüber am Waldsaum hin und stand bald unten an der Straße neben meinem Pferde, das mir entgegen wieherte.

Lautlos griff ich es am Zügel. Ich sprach nichts, ich dachte nichts.

„Aber um Gotteswillen, Herr Lieutenant, wie sehen Sie denn aus?“ fuhr der Hammichel auf.

Ich mochte allerdings verstört aussehen. Aber ich antwortete nicht, sondern stieg auf mein Pferd.

„Ist Ihnen das Gespenst vom Bärbelstein, die weiße Frau erschienen?“ fragte der Hammichel wieder.

Ich antwortete nicht. Aber „ha! ha, ha!“ scholl es aus dem Walde heraus. Es war nur das Echo meines eigenen entsetzlichen Gelächters.

„Herr Lieutenant, das Trinkgeld!“ sagte jetzt der Hammichel, indem er mich scheu ansah.

Das hatte ich vergessen und warf ihm jetzt die volle Börse zu.

„Jetzt weiß ich doch, warum man's hier am Narreneck heißt“, sagte der Hammichel noch, die Börse einsteckend. Dann ging er, sich scheu umsehend, seines Wegs.

Ich aber ließ mein Pferd laufen, wohin es wollte. Es schlug den Weg ein, den wir gekommen waren. An der Sägemühle stand der Müller und lüpfte die Mütze, indem er wie damals in den Weg trat, um mich wohl wieder an den Böhämmer zu erinnern, den er mir damals im Winter abgetreten. Beinahe hätte ich ihn überritten. Mein Pferd sprang, sich bäumend zur Seite und flog davon, — gleich viel wohin, ich achtete des Weges nicht. Nur so viel merkte ich, daß ungeheure, graue Gestalten um mich her tanzten, auf mich niederzustürzen droheten, ohne daß ich auswich. Auch der Himmel lag jetzt grau über mir, aber nicht so grau und düster als es in meiner Seele war. Der Wind strich um mein Gesicht und spielte mit der Mähne meines Rosses, dann pfiff er leise heulend über dürre Bergfelder. Kein Laut drang sonst an mein Ohr, nur manchmal ein klägliches Aechzen, ein Stöhnen und Wimmern. Ob die Föhren am Wege so ächzten, ob der Wind in den Nadelkronen so stöhnte, ich wußte es nicht.

Plötzlich blieb mein Pferd stehen und zitterte wie Espenlaub unter mir. War ich an einem Abgrund angelangt, — unversehens auf einen der Felsberge gekommen und hielt nun an einem jähen Absturz? Nein, das hätte den Reiter heute nicht aufgehalten. — Ich spornte mein Pferd und es wollte nicht weiter. Ringsum standen wieder die grauen Ungeheuer, hoch, überhängend, drohend. Mächtige Felsthürme stand rechts und links und schienen den Weg zu sperren, — heulend pfiff der Wind um ihre scharfen Kanten. Von ihnen her aber scholl wieder ein gräßliches Gelächter:

„Ha! ha! ha!“

„Wer ruft da? Wer lacht?“ schrie ich in die Felsen hinein.

Das Echo antwortete mir wie im Spott. Ich hatte meine eigne Stimme, mein eignes Lachen nicht erkannt. Und dieses Lachens Widerhall hatte mein Roß erschreckt.

Eine Zeit lang hielt ich so. Wo ich mich befand, wußte ich nicht. Als ich aber zurück sah, erkannte ich den Kahlenberg und Fels, der die Ruine Lindelbrunn trägt. Der Himmel hatte sich mit grauem Gewölk überzogen, das der Wind gespenstig über das Gebirge hintrieb. Vor mir kreuzten sich mehrere Wege. Als mein Pferd ruhiger geworden, gab ich ihm den Sporn, und mit angstvollen Sprüngen setzte es weiter.

„Zurück da!“ schrie es jetzt neben mir.

Ein braunes Weib hing meinem Rosse in den Zügeln, eine andere stand daneben mit dem im Winde spielenden schwarzen Haar, wie eine der Hexen Macbeths.

„Zurück, zurück, Herr Lieutenant!“ schrie die er-

stere wieder und drängte mein Pferd durch das Haidekraut auf den gebahnten Weg.

Jetzt erkannte ich die Zigeunerinnen, die alte und die junge, die mir von Hedwig prophezeit hatten. Ich war nicht in der Stimmung, ihre Erscheinung ruhig zu ertragen. Die Reitgerte aufhebend, stieß ich meinem Pferde die Sporen in die Weichen und sprengte davon mit dem Rufe:

„Verfluchtes Hexenpack!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Zweikampf mit Gott.

Erzählung nach ungarischen Familien-Ueberlieferungen.

Von **Maurus Jókai.**

(Fortsetzung.)

„Ich bin Homöopath", fügte der Graf hinzu. „Doch bitte ich Niemanden davon zu sagen. Denn wenn es die Behörde erfährt, so verbietet sie es mir. Ich habe ja kein Diplom!"

„Aber die Kranken, die Sie curiren, verrathen diese Sie nicht?"

„Das sind Bauern, also gute Bewahrer von Geheimnissen. Zudem curire ich meistens nur Kinderkrankheiten und Viehseuchen. Es sind dies die beiden schwersten Geißeln der Gegend. Im vorigen Jahr rettete ich in drei Dorfschaften die Kinder vom Scharlach. Es wird drei Jahre sein, daß ich die orientalische Rinderpest von hier abwendete. Doch — Sie kommen nicht deswegen zu mir. Es war irgend eine Geschäftssache, die Sie zu mir führte. Es ist eine Seltenheit, daß ein Mensch im ordentlichen Rock hier herein tritt. Ihnen bangte wohl, als Sie hierher kamen, nicht wahr?"

„Ich leugne es nicht. Ihre Abgeschlossenheit gibt zu vielen Gerüchten Anlaß. Ich komme in jener Angelegenheit zu ihnen, Herr Graf, in Betreff welcher mein Vater schon mit Ihnen correspondirte — jedoch erfolglos. Ich sagte mir: Ei was! ich gehe selbst zu ihm hin, wir wollen mit einander sprechen. Ich liebe es, Aug' in Auge mit Jedem zu sein, mit dem ich eine Sache abzumachen habe. Ich wiederhole daher meinen Antrag. Könnte ich den ganzen Wald von dem Herrn Grafen erwerben, so gäbe ich 120,000 Gulden dafür. Wollen Sie ihn nicht verkaufen, dann bäte ich, einen Weg durch den Wald legen zu dürfen bis an die Eisenbahn, sechs Klafter breit. Für diese Abtretung mögen der Herr Graf einen Preis bestimmen, wie Ihnen ein solcher beliebt. Kein Preis wird mir zu hoch sein; denn ich bedarf des Weges für mein Geschäft."

„Mein junger Herr Nachbar!" erwiderte der Graf Tibury, indem er den Angeredeten einlud, ihm zur Seite Platz zu nehmen. „Sie waren aufrichtig gegen mich. Ich werde noch aufrichtiger gegen Sie sein. Die, welche Ihnen gerathen, nicht zu mir zu kommen, weil in mir ein toller Wüthrich hause, sagten Ihnen die Wahrheit. Er haust in mir. Ich bin es selber. Aber ich halte diesen Dämon mit erzenen Händen in mir nieder. Ich habe meine Ferse stets auf seinem Kopfe. Manchmal will er mich abwerfen, doch ich lasse es nicht zu, ich trete ihn hinab. Mich quält Durst nach Wein, jedoch außer Wasser ist niemals etwas Trinkbares auf meinem Tisch. Ich bin eine erbarmungslos befehlsüchtige Natur, ich vergönne mir jedoch kein Gesinde, ich und meine Tochter richten Alles allein aus. Ich bin ein leidenschaftlicher Jäger, mein Wald, mein Park sind voll des prächtigsten Wildes und ich habe keine einzige Waffe im Hause, esse auch niemals Speise, an der Blut klebte. Ich sehe jeden Tag den verhängnißvollen Besitz, auf dem einst meine Ahnen schrankenlos herrschten, vertheilt unter die Bauern, von Einwanderern in Beschlag genommen, und ich besuche tagtäglich die Hütten der Dorfbewohner, der Ansiedler, um ihre kranken Kinder zu curiren. Ich bin noch der Besitzer eines Urwaldes, für dessen Werth ich wieder ein großer Herr werden könnte, und ich dulde bei mir im Hause keinen Groschen, greife nicht nach Geld, das man mir aufdringt, und lebe arm genug, entbehre Vieles!"

Otto Siebelmann zuckte nun seinerseits die Achsel über all' Das, was ihm sicher als ein noch zurückgebliebenes Symptom von Narrheit erschien.

„Ich gestehe Ihnen noch mehr. Sie werden sehen, daß ich nichts hinzusetze, nichts verschweige, und Sie selbst müssen dann sagen: dies Besitzthum ist in der That nicht verkaufbar. Ich bin der letzte Nachkomme einer fluchbeladenen Familie. Das weiß Jedermann. Längst ist es Eigenthum der Volkssage, daß mein Geschlecht es ist, dessen Ahn einstmal Gott zum Zweikampfe herausrief! Er forderte ihn seines sterbenden Sohnes wegen heraus. Ein gräßlicher Gedanke; doch ihm liegt ein Vaterherz zu Grunde. Er büßte dafür. Der Sohn, als er erwachsen war, und, um seine eigenen Kinder gegen die Hartherzigkeit ihres Großvaters zu schützen, erschoß seinen Vater. Ein noch entsetzlicherer Gedanke; doch auch diesem liegt ein Vaterherz zu Grunde. Sie köpften den Vatermörder und dann begruben sie ihn hier in diesem Walde. Sie vergruben ihn im Geheimen, ohne Wahrzeichen; nur die Rinde eines alten Baumes bewahrte seinen Namen auf einem silbernen Schildchen. Die Rinde wuchs über dieser Platte längst schon zusammen; Niemand weiß, wo mein zweitältester Ahne ruht. Und so könnte es kommen, daß der erste Baum, den Sie hier im Walde fällen ließen, an seinen Wurzeln den Todtenkopf hängen hätte, der mir zuriefe: „Ich mordete, ich starb, ich verfluchte mich Deinethalb und Du läßt mich nicht einmal in der Erde ruhen!" Lachen Sie mich nicht aus! Ich fürchte mich vor keinerlei Schreckensspuck, aber ich fürchte mich vor mir selber! Jenen Zweikampf, den mein Ahn gegen Gott begann, seine Nachkommen führen ihn noch fort! Es kam ein Schlag nach dem andern. Gott schlug sie mit eigenen Händen. Bereits in der Geburtsstunde fanden sie in ihrer Wiege das „Cartell" und mußten ihm Folge leisten. Nie zuvor ist in unserer Familie ein Mädchen geboren worden, stets waren es nur Männer.

Ich bin der letzte meines Stammes. Doch der Zweikampf dauert noch fort. Jetzt bereits nur noch von der einen Seite. Denn ich wehre mich nicht, ich schlage nicht zurück. Ich ertrage mit Geduld, mit müden Armen mein Geschick, ich halte mein Haupt dem Streich entgegen. „Er" aber schlägt fort. Es wird vielleicht bald enden. — Mein Kind ist ein Mädchen. Gott wird nicht mit einem Mädchen weiter kämpfen. Und noch dazu mit einem blinden Mädchen!"

Siebelmann wendete sein Antlitz ab.

„Nun wissen Sie, weßhalb ich den Wald nicht verkaufe. Käme Geld in meine Hände, ich würde zum eben solchen Verschwender, die Menschen und Gott empörend, als die andern vor mir waren, ich würde den letzten Tausender verzetteln, wie sie die Millionen verzettelt haben, und meine Tochter würde zur Bettlerin — zur blinden Bettlerin! Nun wissen Sie, mein Herr, daß man von mir aus diesem Walde nicht einen Strauch kaufen kann, nicht ein Vogelnest, am Wenigsten ein faustgroßes Stück Boden!"

Siebelmann war besiegt.

(Fortsetzung folgt.)

Weltausstellung von 1873 in Wien.

Noch nie ist die Veranstaltung einer Weltausstellung territorial so begünstigt gewesen, wie dies bei jener des Jahres 1873 in Wien der Fall sein wird. Man hat nemlich den Prater hiezu gewählt. Weder in Paris noch in London ist ein Raum von gleicher Ausdehnung und ähnlichen landschaftlichen Reizen in solch' unmittelbarer Nähe der belebtesten Stadttheile zur Verfügung gestanden, so daß er den hier in Ausstellungsangelegenheiten anwesenden Mr. Scott-Russell zu der richtigen Aeußerung veranlaßte, „seine zahlreichen im Jahre 1873 nach Wien kommenden Landsleute würden uns um den Windsor-Park Wiens beneiden." Nirgends war die Communication günstiger, als hier, wo der Ausstellungsplatz seiner ganzen Länge nach zu beiden Seiten von Wasserstraßen bespült wird, die Eisenbahnlinien in das Centrum des Ausstellungsplatzes münden und ein wohldurchdachtes Netz bestehender, zu erweiternder und neu herzustellender breiter Straßenzüge den Verkehr möglichst erleichtern wird.

Der Prater ist schon seit 1866 von dem Gemeinderathe als der geeignetste Platz für eine Weltausstellung erkannt worden. Später wurde für diesen Zweck speciell die Schützenfestwiese in's Auge gefaßt. Es erwies sich indessen bei genauer, im Juni 1870 vorgenommener Prüfung der Bodenbeschaffenheit das für das Schützenfest benützte Plateau sowohl aus räumlichen Gründen wie auch mit Rücksicht auf die Elevationsverhältnisse des Bodens als ungeeignet. Der Kaiser hat nun seinen Privatbesitz im Prater zur Verfügung gestellt und die Benützung der anderen anstoßenden hofärarischen Pratergründe gestattet. Der somit für das Ausstellungsgebäude gewonnene Platz ist hoch gelegen und schon von der Natur gegen jede Ueberschwemmungsgefahr geschützt. Der auf diese Weise gegen jede Wassergefahr gesicherte Platz für die Ausstellung beginnt bei dem dritten Caffeehause und erstreckt sich bis zu Stadlauer Damm der Staatseisenbahn. An der linken Seite der Hauptallee gelegen, ist er einerseits durch diese und die vom dritten Caffeehause zur Feuerwerks-Allee führende Straße, durch die Feuerwerksallee selbst, ferner den Donauregulirungs- und den Stadlauer Eisenbahndamm begrenzt. Der gesammte Ausstellungsplatz ist somit vierundeinhalb Mal so groß, als die Schützenfestwiese, die nur 506.409 Quadratmeter umfaßt. Er ist größer als die Plätze, welche den vorangegangenen Weltausstellungen zur Verfügung standen. Es umfaßte nämlich der Ausstellungsplatz in

London (Hydepark)	1851	81.591	□Meter
Paris (Champs Elysées)	1855	103.156	"
London (Brompton)	1862	186.125	"
Paris (Champ de Mars)	1867	441.750	"
während er in Wien (Prater)	1873	2,330.631	"

beträgt.

Das Hauptgebäude der Ausstellung 1873 allein ist nahezu 950 Meter lang und hat somit eine Ausdehnung, die der Länge der ganzen Jägerzeile vom Praterstern bis zur Ferdinandsbrücke gleichkommt. — Der Prater mit seinem üppigen Baumschmuck wird das Gebäude wie ein Rahmen umgeben und die Reize desselben erhöhen. Während das Marsfeld in Paris nur künstliche Baumpflanzungen erhalten konnte, wird der Ausstellungsplatz im Prater ein Bild wirklicher Naturschönheit zur Anschauung bringen. Es ist einleuchtend, daß der Prater daher nicht, wie vielleicht hie und da befürchtet werden mag, durch die Ausstellungsarbeiten verwüstet werden wird, er soll vielmehr ohne Beeinträchtigung seiner herrlichen Naturreize von sachkundiger Hand geschmackvoll verschönert und in einer der Bedeutung seines Namens würdigen Weise cultivirt werden. Die gesunden Bäume werden geschont und nur in so weit ihre Entfernung unerläßlich ist, vermittelst der verbesserten französischen Transplantations-Maschine versetzt werden. Die so erzielte Verschönerung des Praters wird nicht ohne Rückwirkung auf die Stadt bleiben und gewiß zur Aufnahme der Idee führen, die Praterstraße wieder mit Bäumen zu bepflanzen, in deren Schmucke sie uns alte Kupferstiche noch zeigen. (Birlb.)

Miscellen.

* Der Historische Verein der Pfalz hat das zweite Heft seiner „Mittheilungen" ausgegeben. Der Verein zählt 590 ordentliche Mitglieder und 4 auswärtige Ehrenmitglieder. Seine Einnahmen betrugen an ordentlichen Beiträgen und einer außerordentlichen Schenkung 1229 fl., die Gesammtausgaben 1070 fl. 3 kr., es bleibt mithin ein Einnahmsüberschuß von 158 fl. 57 kr. Die dem Kreis gehörenden Alterthumsstücke, die, welche Eigenthum der Stadt Speyer sind, und die, welche dem Vereine gehören, sind unter dem Namen „Historisches Museum der Pfalz" zu Einer Sammlung vereinigt und unter die Verwaltung einer besonderen Commission gestellt. Das Heft enthält noch fünf größere Aufsätze geschichtlichen Inhalts: 1. A-B-C-Buchstreit in der ehemaligen fürstl. nassauisch-weilburgischen Herrschaft Kirchheimbolanden. 2. Ein Ganerben (=Miterben)-weisthum von Hanhofen. 3. Der Kriegsschaden, welchen die freie Reichsstadt Speyer im 17. und 18. Jahrhundert durch die Franzosen erlitten hat. 4. Eine Relation über die erbärmliche Einäscherung und Verwüstung der Freyen Stadt Speyer von dem Hochfürstl. Speyerischen Statthalter und Dombechanten Heinrich Hartard von Rollingen. Dieselbe ist am 15. Juni des Jahres 1689 zu Kirrweiler verabfaßt. 5. Die Beschreibung eines Friedensfestes, welches am 21. Mai 1652 auf Befehl des Pfalzgrafen Georg Wilhelm zu Trarbach abgehalten worden ist.

Von Herrn Blanchard, Mitglied der Academie der Wissenschaften, finden wir in dem Hefte der Revue des deux Mondes vom 15. October 1870, eine Abhandlung über die in der historischen Zeit ausgestorbenen Thiere. Da erzählt das Mitglied der Academie der Wissenschaften (S. 680), daß der Auerochs außer in Litthauen auch noch im Kaukasus, und zwar, wie sein Gewährsmann, Prof. Brand in Petersburg berichtet, in einer localité du nom „Rubeln" vorkomme.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 104. Speyer, Donnerstag, den 31. August 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Das junge Heidenweib hatte die Zügel loslassen müssen und stand nun am Wegrand zwischen Ginster- und Haidekraut, und sah mir mit dem Arme winkend nach, als habe sie etwas Dringendes von Wichtigkeit zu melden. Doch ich hatte kein Begehren mehr nach ihren falschen Orakeln und jagte an den Felsenwänden hin über Höhen und Tiefen des Bergfelds. Müde und matt schleppte sich endlich mein Pferd über kahles Feld hin. Hinter mir starrten die Felsen von Gossersweiler in langer Reihe, aus dem Felde ragte das Gestein des „Engelmanns" und „Käshafens" hoch in die Luft; rechts blickten die gewaltige Säule des Hunnenfels und die Blöcke des Lebersteins aus dem Bergwalde, links die beiden Hansteine; gerade vor mir aber zog sich zwischen den Vorhöhen des Rehbergs und des Treitelbergs ein schöner Wiesengrund zu Thal, über welches in erhabener Umfassung hoch oben, gleich einer morgenländischen Bergstadt, die ausgedehnten Ruinen der Madenburg hereinschauten. Der Anblick riß mich wieder aus meiner Stumpfheit, nicht wegen des schönen landschaftlichen Bildes, sondern wegen der Erinnerungen, die bitter über mich hereinstürmten. Dort oben in jenen Ruinen hatte ich sie ja zuerst erblickt, die ich so sehr geliebt, der ich Alles geopfert, und der ich so unendlich vertraut hatte.

Zwei große Tropfen rollten mir über die Wangen — die ersten Thränen. Ich dachte an mein verlornes Leben, an meine Eltern. Ich stieg von dem Rosse herunter und führte das erschöpfte langsam bergab. Bergab ging es ja auch mit mir, — nein, in jähem Sturze war ich aus dem Himmel in die schwarze Hölle geschleudert, deren Qualen an meinem Leben nagten. Treu und Glauben waren also dennoch ein leerer Schall! O, nimmer hatte ich's mir denken können, was ich mit eignen Augen gesehen.

Wie gern hatte ich Alles meiner Liebe zum Opfer gebracht, — mit welchem Ernste hatte ich die Hindernisse beseitigt, wie treu hatte ich es gemeint! Mit welchen freudigen Empfindungen hatte ich den verhängnißvollen Ritt unternommen, — — und wie kehrte ich jetzt zurück! — Was ich litt, war unbeschreiblich. Ich fühlte, daß nicht blos eine Saite in mir sprang, daß ich ein zerrissenes Instrument war, die Enttäuschung war zu plötzlich, zu groß. In meiner Ehre, meiner Liebe, meinem Vertrauen und in allen meinen Gefühlen verletzt, wußte ich doch nicht, wie es mir gelingen sollte, ihr Bild aus meinem blutenden Herzen zu reißen. „O, Hedwig! Hedwig! Hedwig!" jammerte ich in den trüben Tag hinein. „Was soll aus mir nun werden!"

Und der ganze unsägliche Schmerz kam wieder über mich, und damit Scham, Zorn, Wuth und Verzweiflung. So ritt ich in das Thal des Kaisersbachs in's offene Land hinaus und merkte es kaum. Das Roß hielt endlich erschöpft in dem Wirthshause am Fuße der Calmit, wo es gefüttert wurde, während ich ein Glas um das andere in mich hineinschüttete, ohne die Scherzreden der hübschen Wirthstochter auch nur zu hören, geschweige zu beantworten. Auf ihre Frage, ob ich denn die prophezeite Hedwig noch immer nicht gefunden, sah ich sie so finster an, daß sie erblaßte. Ohne mich an die Zeche zu erinnern, ließ sie mich dann weiter reiten, und als ein Verzweifelnder ritt ich endlich durch das Thor in die Festung ein, aus der ich in der Frühe mit stolzen Hoffnungen und gehobenen Gefühlen ausgeritten war, — mit dem Tod im Herzen kam ich heim. —

„Zum Teufel auch, was ist das? Was hast Du denn gemacht?" rief mich Hartensteins Stimme an, als ich vor dessen Stallthüre abstieg. „Wie das Pferd schäumt und sich daher schleppt! Du hast es zu Schanden geritten, Waldenburg."

„Laß den Schaden schätzen, ich ersetz' ihn!" erwiderte ich düster und leicht gereizt. „Komm mir aber jetzt nicht mit solchen Lappalien."

„Lappalien! Oho, Kamerad, Du hast's nicht mit einem Pferdeausleiher zu thun! Was soll das Alles bedeuten!"

Ich winkte mit der Hand und ging schweigend davon. Mein Aussehen mochte ihm sagen, daß jetzt nicht gut mit mir rechten war. Kopfschüttelnd sah er mir nach, sagte aber nichts weiter.

Drittes Capitel.

Nur ein Schuß.

Und kopfschüttelnd sahen mir meine Kameraden

von da an noch öfter nach und wußten sich meine Art nicht zu erklären.

So wenig ich einen Vertrauten meiner Liebe gehabt, so wenig suchte ich jetzt einen für meinen Schmerz. Was ich litt, hörten nur die Wände meines Zimmers in stillen Nächten. Das Bewußtsein, von Hedwig betrogen zu sein, drängte mir oft alles Blut in's Gehirn, so daß ich ebenso der Raserei als der bittersten Wehmuth nahe war. Ich hätte sie so grenzenlos geliebt und konnte sie mir auch jetzt noch gar nicht so treulos denken, als sie doch meinen sehenden Augen erschienen war. Ich hatte ihr wie dem Himmel selbst vertraut, und ihre frommen, holden Augen, die mir das Gelübde ewiger Liebe stumm ablegten, sollten gelogen haben! Wie ein Heiligthum, das kein unreiner Hauch treffen durfte, hatte ich sie damals auf den Armen und seitdem im Herzen getragen, — und nun umschlossen ihre weißen Arme einen Andern, wallte ihr zarter Busen an fremder Brust: O, ich glaubte darüber wahnsinnig werden zu müssen.

Ihre Liebe hatte mich zu einem bessern Menschen gemacht, mir den Glauben an Tugend und Unschuld, Seelenreinheit und Treue verliehen. Jetzt war dieser Glaube zerstört und all' die Tugenden eines jungfräulichen Herzens waren vor meinem Geiste verweht und zerstoben wie die Blüthen des Lenzes. Damit waren aber auch alle meine Lebenshoffnungen vereitelt, ich selbst im Innersten geknickt. Was an Glauben noch in mir war, wurde hinaus gepeitscht, meine männlichen Vorsätze als lächerliche Sentimentalitäten und Thorheiten aufgegeben. Manchmal rief es wild in mir nach Rache, manchmal reute es mich, daß ich nicht in jenem peinvollen Momente vor die Falsche getreten war, um sie unter meinen Blicken erbeben zu machen, um ihr unter den Augen des Andern die Treulosigkeit vorzuwerfen. Aber nein, sie sollte, sie durfte nicht wissen, daß ich gekommen war mit liebefreudigem Herzen, — sie sollte den Triumph nicht haben.

Nun wurden die Bücher, die mir während des Frühlings meiner Liebe so vertraut und theuer geworden waren, hinweg geschleudert. Ich stürzte mich in's Treiben der Menschen und führte mit einem Male ein wildes Offiziersleben. Gegen meine Soldaten ward ich ein harter strenger Vorgesetzter, gegen meine Standesgenossen ein gereizter Kamerad, der wie eine Pulvertonne in ihrer Mitte weilte. Ganze Nächte saß ich jetzt am Trinktisch und suchte im Wein Betäubung und Aufregung. Ich fing an zu spielen, spielte verwegen, leichtsinnig. Mit einem Worte, ich war auf dem besten Wege, zu Grunde zu gehen.

In Offizierskreisen hieß es jetzt:

„Was ist mit dem Waldenburg?"

„Er hat Schulden, die ihn verzweifeln lassen!" meinten Einige.

„Der Bruch mit seiner Braut in München ging ihm doch nahe, — sie war sehr reich!" munkelten die Andern.

Noch hatte ich es nicht vermocht, meinen Eltern, die sich über mein Zögern und Schweigen wunderten, das wahre Sachverhältniß mitzutheilen. Scham und Mitleid mit ihnen hielten mich davon ab. Unterdeß erhielt ich von ihnen die Nachricht, daß meine frühere Braut, die schöne Cousine Eugenie, die zerhauene Nase des Oberlieutenants, der unterdeß Hauptmann geworden, sehr soldatisch und interessant zu finden beginne; in der That habe ich meinem Gegner durch jenen Säbelhieb keinen geringen Dienst geleistet, da die angeklebte Nase etwas gebogen sitze und ihrem Besitzer einen kühnen, männlichen Ausdruck gebe. Ich sei, fügte der Brief hinzu, somit selbst schuld, wenn ich demnächst zu hören bekomme, daß Eugenie die Frau eines königlichen Kammerherrn und Baronin geworden sei, welcher Titel ihr um so besser munde, als der freiherrliche Gatte ihr auch für den Ehestand alle Freuden des Carnevals zusagen wird.

Aus der geringen Aufregung, mit welcher ich alle diese Neuigkeiten empfing, konnte ich wohl schließen, daß die Liebe zu Hedwig jede andere Neigung für immer aus meinem Herzen gewiesen. Um so bitterer empfand ich ihren Verlust, die Enttäuschung durch sie, die mein Lebensglück gewesen.

So vergingen Tage und Wochen. Meine Freude an der Natur hatte aufgehört und hatte einer unüberwindlichen Scheue vor einem Spaziergange durch das französische Thor Platz gemacht. Ich konnte die Berge drüben nicht mehr sehen ohne die bittersten Gemüthsbewegungen. Nur bei trübem, regnerischem Wetter, wann der Nebel das Gebirg verdeckte, ging ich hinaus nach der Stelle, wo während der französischen Revolution zwei königlich gesinnte Offiziere der Garnison erschossen wurden, oder besuchte das Grab tapferer deutscher Soldaten auf den Außenwällen, über welchem die Ulmen ein traurig Lied flüsterten. Dann trank ich wohl auch meinen Kaffe im „Melac" zu Queichheim und ließ mir die unheimliche Geschichte vom letzten Scharfrichter von Landau erzählen; der wurde nemlich Nachts in dieses Wirthshaus berufen, von da mit verbundenen Augen in einem Wagen entführt, bis ihm in einem schwarzverhängten Saal vor einer reichen Versammlung ein Schlachtopfer zugeführt ward, an dem er sein Amt verrichten mußte. Darnach ward er wieder mit verbundenen Augen zurückgebracht und gab sein Erlebniß, das nie aufgeklärt wurde, zu Act.

Solche melancholische Erinnerungen hatten noch einen gewissen Reiz für mich, drum ging ich wohl auch öfter durch's deutsche Thor nach Nußdorf hinauf, wo auf der Kirchweih 1525 der Bundschuh beschworen ward und der Bauernkrieg begann, der so viele Rundköpfe dem Henkerbeil überlieferte. Am liebsten irrte ich zu Pferd oder zu Fuß im Sturm und Regen auf dem Horst umher und hatte meine Freude an dem Heulen des Windes auf der Haide.

Nun war bereits der Herbst über das Land gekommen, und der Spätjahrsmarkt lockte wieder Tausende von Umwohnern in die reiche, belebte Stadt. Wieder flanirten die Offiziere zwischen den Buden umher, um den schönen Pfälzerinnen in die Augen

zu schauen. Lebhafter als sonst war ich an die Scenen des Maimarkts erinnert, wie ich auf der Thorwache Hedwig zum ersten Male seit der St. Thomasnacht wieder gesehen und in's Gebirg eingeladen wurde. Frisch lebte der Schmerz in mir und nagten Verzweiflung und Scham in meinem Herzen. Hartenstein, der sich mir trotz unseres Zwistes wegen seines Pferdes, wieder mehr angeschlossen hatte, beredete mich Abends zu einem Gang in die Gärten, wo getanzt wurde und sich gute Gesellschaft fand. Ich trank, wie jetzt gewöhnlich, etwas mehr als gut war, während wir uns an einen Tisch gesetzt hatten, neben welchem ein anderer mit Damen und Herren, die ich nicht weiter beachtete, besetzt war. Nur eines der Mädchen, eine schöne hohe Gestalt mit sehr hübschen Zügen und kastanienbraunem Haare wollte mir bekannt dünken. Ich bemerkte, während sie lebhaft mit einem jungen Mann plauderte, der uns den Rücken kehrte, daß sie Eugenien ähnlich sah.

Die Wirkung des Weins hatte mich bald in ein ziemlich lebhaftes Gespräch mit Hartenstein über die Vorzüge der Pfälzerinnen verwickelt, und ich sprach laut und heftig in keineswegs artigen Worten Hohn und Verachtung des weiblichen Geschlechtes aus, was sich allerdings an diesem Orte — nicht schicken wollte. Hartenstein mahnte mich, gemäßigter zu sein, da die Gesellschaft bereits aufmerksam geworden und mehrere Blicke nach unserm Tische gerichtet seien. Aber ich war bereits in dem Eifer und Zustande, wo mich das „nicht soviel!" kümmerte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Zweikampf mit Gott.

Erzählung nach ungarischen Familien-Ueberlieferungen.

Von **Maurus Jókai.**

(Fortsetzung.)

„So erlaube der Herr Graf wenigstens mir persönlich, einen Fußweg — bis an dieses Haus hier!"

Der Graf reichte ihm die Hand.

„Wir werden Sie stets herzlich gern sehen."

Ein anmuthig rufender Ton unterbrach das Gespräch.

„Meine Tochter Cäcilie", lächelte der Vater mit wonnestrahlendem Auge.

Comtesse Cäcilie rief sie zum Abendtische. Es war auf der Veranda gedeckt. Ein Festmahl, zu dem man bei Ovid die auf Erden wandelnden Götter erharrte:

Honig, Brod, dicke Milch.

Jegliche Speise, an der jemals Blut geklebt, und jeglicher Trank, in dem Feuer schlummert, war von diesem Tische verbannt.

Vater und Tochter saßen nebeneinander auf einer schmalen Bank mit Rückenlehne. Otto sah, wie sehr sie sich liebten, wie glücklich Eines durch das Andere sei. Er beneidete sie.

Cäcilie ließ kindlich schmeichelnd die feinen Finger über ihres Vaters Antlitz gleiten.

„Ich sehe hier innen in mir. Ich sehe Dich so gut, daß es mir wohl gelänge, Deine Büste zu modelliren, wenn ich Wachs hätte."

„Nun, Comtesse, ich will Ihnen solches Wachs, wie man es zum Bossiren zu benutzen pflegt, bringen", sagte Otto.

„Schönsten Dank!"

Der Abendtisch war zu Ende, es war spät geworden. Der Gast nahm Abschied und bereitete sich zum Gehen. Als der Graf erfuhr, daß Siebelmann sein Pferd am fernsten Ende des Waldes zurückgelassen hätte, bot er sich selbst zum Führer an. Nachts konnte man sich leicht in den Irrgängen verlaufen.

Doch kaum hatten sie sich dem Parkende zugewandt, als ein kleines Bauernmädchen ihnen verzweifelnd nacheilte und schweren Athems den Grafen bat, er möge ihm irgend eine Medizin für sein Brüderchen geben, das am Ersticken sei.

Otto tröstete den Grafen, er möge nur zurückgehen, er selber dürfte den Weg, auf dem er hierher gekommen, nun auch wieder leicht zurückfinden. Er erinnere sich, es komme ein Bächlein, dann eine Brücke und von da ab lasse sich nicht mehr irre gehen.

Damit wünschten sie einander gute Nacht; der Graf ging nach seinem Hause zurück; Otto in den Wald hinein.

Aber dort, mitten unter den Bäumen, machte er doch die Erfahrung, daß der Mensch um Mitternacht sich nicht so gut orientiren könne wie bei Tage. Er ward gewahr, daß er sich in dem Waldlabyrinth derartig verirrt habe, um zuletzt gar nicht mehr zu wissen, wohin es nach vorwärts gehe. Schließlich gelangte er an den Bach. Er brauchte jetzt nur noch die Brücke zu finden. Aber die Brücke kam nicht. Der Bach floß noch immer dahin. Otto dachte, daß es noch das Klügste sei, dem Laufe des Baches zu folgen. Aber trotzdem kam die Brücke nicht, und der Bach hörte nicht auf zu fließen. Dann plötzlich wurden die Bäume seltener. Otto betrat eine Lichtung, und da erst sah er, daß er zu jenem Haus zurückgelangt war, von dem er Abschied genommen.

Die Situation war lächerlich. Nun hineinzugehen, gestehen zu müssen, daß er nach halbstündiger Wanderung wieder dahingekommen sei, von wo er ausgegangen! Im Hause wird man sich überdies vielleicht schon zur Ruhe begeben haben. Trotzdem ging er näher. Er hatte keine andere Wahl.

Gelehnt an eine Säule der Veranda stand, von einem Nachtglanze überstrahlt, die feenhafte Tochter des Hauses — bewegungslos. Mit gesenkten Augen. Sie schaute ja jetzt in ihre eigene Welt! Wie bedauerlich durch eine Anrede sie daraus zu verscheuchen!

„Verzeihung Comtesse!"

„Ah, Sie sind es wieder!" Sie kannte bereits den Ton seiner Stimme.

„Zu meiner Beschämung muß ich gestehen, daß ich mich nicht aus dem Walde zu finden weiß. Ich kehrte, gegen meine Absicht, zurück und jetzt bin ich gezwungen, des Grafen Güte in Anspruch zu nehmen, daß er mich wenigstens bis zum Bache geleite."

„Mein Vater ist nicht daheim", sagte das Fräulein, „er ist zu dem kleinen kranken Kinde gegangen und das Dorf liegt weit von hier ab. Ich aber werde Sie bis an jenen Scheideweg führen."

„Sie, Comtesse?" frug betroffen der Jüngling.

„O wohl, ich kenne ja jeden Pfad und Gang unseres Waldes so gut; ich kenne jeden einzelnen Baum."

„Aber in so später Nacht!"

„Welch' ein Unterschied ist es für mich, ob es Nacht oder Tag sein mag? Folgen Sie mir nur. Ich will Sie geleiten."

Damit wand sie sich einen schmalen weißen gestrickten Shawl um, eilte von der Veranda herab und ging dem Waldwege zu. Otto folgte ihr.

Das Mädchen schwebte vor ihm mit so sicherer Ortskenntniß, so feenhaft leichten, elastischen Schrittes dahin, als sähe sie durch das Dunkel hindurch; alle die Stellen, an denen man vorbei mußte, nannte sie im Voraus.

„Hier ist ein Jasminstrauch, welcher dies Jahr schon zum zweiten Male blüht; dort kommt der hohle Baum, in dem eine ganze Familie von Hauswieseln wohnt; sie erkennen mich sofort, wenn ich hier des Weges gehe; hören Sie sie fein pfeifen? Hier schlug eine große Linde die Wurzeln quer über den Weg; achten Sie gut, daß Sie nicht darüber stolpern!"

„Aber fürchten Sie sich nicht?"

„Vor was?"

Otto staunte dies holde Wesen an, das nicht wußte, was es heißt, sich Nachts zu fürchten, im einsamen Walde, allein mit einem Manne!

„Hier nun kommt das Brücklein. Gott mit Ihnen! Von hier finden Sie sich schon weiter, bis an die Pfähle der Umzäunung."

„Aber wie werden Sie zurückgelangen von hier durch den dunklen Wald allein?"

„Für mich ist der Wald stets gleichmäßig hell, und allein bin ich immer."

„Doch mir bangt um Sie, daß Ihnen irgend ein Leid zustoßen könnte, bevor Sie das Haus erreichen."

„Nun wohl, dann will ich irgend ein Lied singen bis ich an unser Haus komme, und Sie bleiben hier an der Brücke, so lange Sie das Lied hören. Wollen Sie?"

Otto war durch den Vorschlag ganz bezaubert. So ging denn das Mädchen zurück in den dunkeln Wald, ein Lied voll Gefühl singend. Otto an das Brückengeländer gelehnt, horchte, und sah ihr nach, wie die Willigestalt im Walde verschwand. Der Sang tönte noch lange fort und endete mit einem fröhlichen kinderhaften Auflachen. Dies Gelächter war das Zeichen, daß die Sängerin das Haus erreicht hatte.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Das Handlungshaus Ferdinand Flinsch. Gedenkbuch zu dessen fünfzigjähriger Jubelfeier am 20. April 1869. Herausgegeben von W. Süs. Mit 10 Illustrationen. Imperial-Quartband. Frankfurt a. M. 1870. Selbstverlag des Herausgebers. In der deutschen und ausländischen Presse ist das Handlungshaus Flinsch kein unbekannter Name. Seine Verdienste um die vaterländische Industrie, insbesondere um die Papierfabrication, haben vielfache Anerkennung gefunden. Es ist interessant und dankenswerth, wenn in obiger Festschrift eine Geschichte der Wirksamkeit dieses Hauses dargeboten wird, das die Tüchtigkeit seiner Glieder aus unscheinbaren Anfängen zum ersten Rang emporgeführt hat. Hr. Süs, selbst ein Procurist des Hauses, war am ersten zu einer Darstellung berufen und befähigt. In der Einleitung gibt er uns zuerst eine kurzgefaßte Geschichte der Papierfabrication. Das Baumwollenpapier ist zuerst im neunten Jahrhundert aus Asien nach Europa gekommen; im zwölften Jahrhundert hatten die Araber bereits die Drahtform für die Herstellung des Papiers erfunden. In Spanien wurde die Papierfabrication von den Mauren schwunghaft betrieben. Schon 1221 verordnete Kaiser Friedrich II. zu Urkunden nicht mehr Pergament, sondern Papier zu verwenden. Die Fabrication gewann immer größere Ausdehnung, mit ihr der Verbrauch, und statt der Baumwolle begann man frühzeitig Lumpen zu verwenden. In Deutschland wurde sodann um das Ende des dreizehnten Jahrhunderts das Linnenpapier erfunden. Man hat urkundliche Nachrichten über den Fabricanten Christian Stromer, Rathsherrn zu Nürnberg, der im Jahre 1390 eine große Papiermühle besaß. Um diese Zeit waren bereits anstatt der Mühlen in Deutschland die Stampfen erfunden worden. Die erste Papiermühle in England gründete im Jahre 1588 ein Deutscher, Namens Spielmann. Im dreißigjährigen Krieg ward mit so viel anderem, auch die deutsche Papierfabrication fast überall zu Grunde gerichtet, und die Niederländer gewannen nun den vornehmsten Rang in der Papierfabrication. Sie ersetzten in ihren Papiermühlen die deutsche Stampfe durch den Malmer, den dann auch die Deutschen einführten; diese nannten ihn den „Holländer", und so heißt er bis heute. Im vorigen Jahrhundert erfand ein Franzose Namens Robert die Papiermaschine, welche das „Papier ohne Ende" liefert. Die fortschreitenden Verbesserungen im Einzelnen aufzuführen, ist hier nicht der Ort.

Mit dem neuesten Aufblühen der Papierfabrication in Deutschland ist der Name Flinsch unzertrennlich verbunden. Ferdinand Traugott Flinsch, geboren 1792 in dem ehemals sächsischen, jetzt preußischen Dörfchen Blankenberg an der Saale, war der Sohn einer Familie, die von ihren Vorfahren her eine kleine Papiermühle betrieb. In der ärmlichen Dorfschule erzogen, fühlte er schon als Knabe das Ungenügende des Unterrichts, und war seitdem beständig bestrebt, mit eigener Kraft zu einer tüchtigen wissenschaftlichen, gewerblichen und commerciellen Ausbildung zu gelangen. Er ist der eigentliche Begründer der Bedeutung, die sich das Haus Flinsch erwarb. Hierbei standen ihm seine drei Brüder, Johann, Karl und Heinrich, insbesondere der Letztgenannte, sowie späterhin seine Söhne und Neffen getreulich mitwirkend zur Seite, und so ist das Haus im Laufe der Jahre an die Spitze der deutschen Papierfabrication und des Papierhandels getreten. Dasselbe, in mehrere unter einander eng verbundene Zweige getheilt, besitzt gegenwärtig Geschäfte in Frankfurt a. M., Leipzig und Berlin, Papierfabriken zu Blankenburg an der Saale, Kospuden bei Leipzig (diese stammt aus dem Jahre 1575), zu Penig bei Leipzig, zwei Fabriken zu Freiburg im Breisgau; ferner Schriftgießereien zu Frankfurt a. M. und St. Petersburg; endlich eine Maschinenfabrik zu Offenbach. — Am 20. April 1869 beging die Firma Ferdinand Flinsch den Erinnerungstag ihres fünfzigjährigen Bestehens. Aus Anlaß dieser Jubelfeier ist das Süs'sche Gedenkbuch erschienen, das auch als Beitrag zur Geschichte eines der wichtigsten deutschen Industriezweige einen allgemeineren Werth hat. (Frkf. Ztg.)

Auflösung der Charade in Nr. 99.

Ehrgeiz.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 105. Speyer, Samstag, den 2. September 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Mit einem Male wurde hinter mir ein Stuhl gerückt. Ich bemerkte nur noch, daß sich der Herr neben dem schönen Mädchen vom Tische erhob und hinter meinen Sitz trat.

„Herr Lieutenant v. Waldenburg, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen widerspreche!" ließ sich jetzt eine Stimme vernehmen.

Erstaunt und begierig, den kühnen Interpellanten näher kennen zu lernen, sah ich auf. Kaum hatte ich ihn in's Gesicht gefaßt, als mir alles Blut zu Haupt schoß und dann wieder zurückstürzte, so daß Todtenblässe folgte. Ich erhob mich langsam, mit gepreßten Lippen und verzerrten Mienen.

Der Blondin, welchen ich an der Seite Hedwigs gesehen, stand vor mir. — Ich betrachtete ihn vom Augenblicke an als vom Schicksal in meine Hand gegeben. Und ich wollte die Gelegenheit benützen, ihn nicht mehr lassen.

„Aaahhh!" machte ich voll Hohn. „Sie wollen mir widersprechen. Sie sind gerade der geeignete Mann dazu, — in der That!"

Mehrere junge Candidaten, Beamte und Kaufleute ergriffen die Gelegenheit, allmählig hinzuzutreten und einen Kreis um uns zu bilden.

„Also reden Sie, Mann", fuhr ich fort. „Was haben Sie zu sagen?"

„Wenn Sie die Unterredung in diesem Tone führen wollen — lieber gar nichts!" erwiderte der Blondin zurücktretend.

„Halt, mein Herr!" sprach ich jetzt mit gepreßten Lippen und gekniffenem Munde, indem ich dem hochgewachsenen jungen Manne die Hand auf den Arm legte: „Sie verlassen den frei gewählten und so keck gebotenen Kampfplatz etwas zu frühe für einen Mann von Ehre."

„Mein Herr Lieutenant, ich suche keine Händel und weiche ihnen an diesem Orte gerne aus!" versetzte der Blondin, indem er tief erröthete.

„Etwas zu spät bemerkt!" sprach ich mit scharfem Hohn. „Sie selbst waren derjenige, der sich in eine Unterhaltung mischte, die ihn nichts anging, und mit Widerlegungen drohte, die nun ausbleiben. Was ist das für ein Benehmen."

„Ich muß wiederholen", versetzte der Blondin in Verlegenheit, „daß ich auf mein Vorhaben verzichte, da ich es nicht in dem Tone ausführen kann, der von Ihnen beliebt wird. Und was die Unterbrechung betrifft, so geschah sie in aller Höflichkeit."

„Das nennen Sie höflich! Ich fand es sehr unhöflich!" fuhr ich fort, mich voll Rachsucht in dem Gedanken weidend, meinen Gegner nicht mehr auszulassen. „Ja", setzte ich hinzu, „sehr, sehr unartig, beinahe frech!"

Jetzt verfärbte sich der junge Mann und mußte sichtlich an sich halten. Dann aber sagte er:

„Ich sollte Ihnen darauf wirklich mit einer Unart begegnen, wozu ich mich hier und Ihnen gegenüber nicht verleiten lassen werde."

„Sie sind also auch dickhäutig!" meinte ich jetzt lachend. „Bevor ich Sie loslasse, geben Sie mir aber eine ganz bestimmte Erklärung auf eine ganz bestimmte Frage: was soll das heißen, daß Sie sich mir gegenüber keiner Unart schuldig machen wollen?"

„So beleidigend auch Ihre Ausfälle sind, soll Ihre Frage bestimmte Antwort erhalten. Ich erkläre Ihnen offen, daß Sie unter allen Männern derjenige sind, mit dem ich am wenigsten in Streit kommen möchte."

Der Blondin hatte dies nicht ohne Würde und mit einer gewissen Wärme gesagt. Ich aber erwiderte geradezu:

„Das ist nun bei mir der entgegengesetzte Fall, und ich will sehen, bis wohin Ihre staunenswerthe Nachsicht reicht, wenn ich Sie hiermit für einen eben so unverschämten als zweideutigen Menschen erkläre."

Der Blondin war jetzt ganz bleich geworden, während seine Augen funkelten und an mir herunter sahen. Indeß trat jener junge Rechtscandidat dazwischen, den wir damals auf dem Trifels getroffen.

„Gut, schon zu viel, meine Herren!" sagte er. „Ich werde Ihnen, Herr Lieutenant, jedenfalls meine Aufwartung machen, entweder im Auftrage dieses Herrn hier oder — aus eigenem Antriebe. Die Sache ist hiermit für diesen Ort bereinigt."

Ich verbeugte mich gegen den Sprecher und ging an meinen Platz zurück, um jedoch mit Hartenstein gleich darauf den Saal zu verlassen. Im Fortgehen bemerkte ich noch, daß mein Gegner mit dem Rechtscandidaten eifrig in einem anstoßenden Zimmer sprach.

Es hatte mir wohlgethan, mich etwas entladen zu können, ich glaubte es noch mit besonderer Zurückhaltung und Gelassenheit gethan zu haben und sagte während des Heimgangs zu Hartenstein:

„Ich will doch sehen, ob der fischblütige Kerl das Cartell schickt. Wenn nicht, so treff' ich ihn wieder, — wenn dennoch, so lade ich Dich ein, als mein Secundant zuzusehen, wie ich ihn über'n Haufen schieße. Was sagst Du?“

„Mit Vergnügen!“ war Hartensteins kurze Zustimmung. —

In der That brauchte ich nicht lange zu warten, als es an meine Thür klopfte und jener Rechtscandidat eintrat. Ich empfing ihn mit all' der zuvorkommenden Aufmerksamkeit, welcher der Ueberbringer einer Herausforderung in Ehrenhändeln beanspruchen darf.

„Nach der Unterredung in den „Gärten“, nahm er das Wort, „wird es Ihnen nicht auffallen, Herr Lieutenant, mich bei Ihnen zu sehen. Ich komme im Auftrage des Herrn Baumann. —“

„Baumann heißt der Herr, so!“ fiel ich ein.

„Carl Baumann, Fabricant — mir als Ehrenmann bekannt, sonst würde ich mich dem Auftrage nicht unterzogen haben, Sie in seinem Namen um Zurücknahme der Ausdrücke zu ersuchen, welche Sie im Laufe der Unterredung gebrauchen zu müssen glaubten.“

„Ich würde Ihnen gerne Ihren Auftrag erleichtern“, antwortete ich jetzt, „ich bin Ihnen gewiß in jeder andern Hinsicht zu gefallen, nur in dem besonderen Falle kann ich nichts von dem zurücknehmen, was ich gesagt. Gar nichts.“

„Das vereinfacht die Sache wesentlich. Sie kann so schnell als möglich und ohne Aufsehen zu erregen abgemacht werden. Herr Baumann ist der Beleidigte, hat somit die Wahl der Waffen und wählt natürlich Pistolen.“

„Wie viel Gänge?“

„Wir lassen es bei einem bewenden.“

„Nur einen Schuß? Nun, es genügt. Ich spreche mit jenem holländischen Offizier, der nach der Einnahme Landaus über den Thoren der Stadt das Sonnenhaupt mit Ludwigs XIV. stolzer Devise: „Nec pluribus impar“ las und darunter schrieb: „Unus sufficit!“ Einer genügt. Nur ein Schuß. Gut! Weiter?“

„Zehn Schritt Barrière. Wenn es Ihnen recht ist, machen wir die Sache schon morgen Nachmittags vier Uhr ab und zwar in dem Wäldchen bei den Dreihöfen.“

„Das Detail wird mein Secundant, Baron Hartenstein, mit Ihnen verabreden“, erwiderte ich. „Lassen Sie mich Ihnen noch meine Genugthuung darüber aussprechen, daß mein Gegner diesen Austrag der Sache gewählt hat.“

„Was berechtigte Sie, dies zu bezweifeln?“

„Sie haben wohl selbst bemerkt, daß dieser Herr Carl Baumann nicht besonders eifrig sich zeigte, Genugthuung zu fordern. Ich darf wohl Ihnen den Dank ausdrücken, daß Sie ihn dazu vermocht, die Sache ehrenhaft auszutragen.“

„Ich weiß nicht“, meinte der Cartellträger, indem er mich fixirte, „ich weiß nicht, ob Sie das Recht haben, das vorauszusetzen, jedenfalls habe ich aber nicht die Pflicht, auf eine solche Frage zu antworten. Nur um einer völlig falschen Beurtheilung meines Auftraggebers vorzubeugen, lasse ich mich zu der Erklärung herbei, daß Herr Baumann — ein durchaus rechtlicher und hochachtbarer junger Mann von guter Familie — allerdings ein principieller Gegner des Duells ist und in der That sich erst zu der Forderung entschloß, als ein Anderer die Sache auf sich nehmen wollte. Es fällt ihm offenbar schwer, sich gerade Ihnen gegenüber stellen zu müssen. Zudem ist er Bräutigam eines höchst liebenswürdigen Mädchens, und in solcher Lage ist man eben nicht duellwüthig. Es müssen aber noch ganz besondere Gründe — leider spricht er sich nicht deutlich aus — ganz eigene Verhältnisse obwalten, die ihm den Entschluß erschwerten, Ihnen mit der Waffe in der Hand entgegen zu treten.“

„Das ist möglich!“ lachte ich in bitterm Hohne. „Ich kann mir wohl denken, daß er lieber jedem Andern gegenüber stände, als mir. Bei mir ist's das gerade Gegentheil, — ich sehe ihn so gerne im Bereiche meiner Kugel, daß Ihr Freund wohl thun wird, seinen Schuß gut anzuwenden, denn meiner wird nicht verloren sein, was Sie ihm meinetwegen sagen können, — er hat ja den ersten Schuß.“

Der Cartellträger erhob sich vom Stuhle und sah mich forschend an, als sei er ungewiß, ob hinter meiner Zumuthung sich nicht etwas Verfängliches berge, das zurückgewiesen werden müsse. Jedoch verabschiedete er sich dann ohne weitere Bemerkung außer den Worten:

„Was sonst noch obliegt, kann ich mit Ihrem Secundanten verhandeln! Herr Lieutenant, adieu!“

Ich war wieder allein. Mit wahrer Sehnsucht harrte ich der Stunde des Zweikampfs, wo ich ihn, den ich unter den Menschen am meisten hassen zu müssen wähnte, vor der Mündung meiner Waffe sehen sollte. Der Gedanke war mir ein großes Labsal. Wollte der Zufall meinen Tod, so war das eine ziemlich gleichgültige Sache, seit ich ohnehin den Tod im Herzen trug und das Leben keinen Werth mehr hatte, nachdem ich Hedwig an der Brust eines Anderen gesehen. Wenn er mich jedoch fehlte, so schoß ich ihn dann mitten aus der Luft des Lebens und der Liebe heraus, und das däuchte mir viel wichtiger.

So verhärtet in meiner Selbstsucht, die nicht zu entsagen vermochte, sah ich dem Zweikampf entgegen. Der Gedanke an Hedwig, an ihren Jammer rührte mich nicht, sondern stählte mich nur noch mehr in meiner blutdürstigen Gier, die wenigstens insofern nicht einseitig egoistisch war, als ich mit derselben Genugthuung an den eigenen Tod dachte.

Wenn ich mich in jene Tage zurückversetze, schaudert mir noch heute. Welches entsetzliche Unglück, ganz abgesehen von dem Verluste eines Menschenlebens,

welche fluchwürdige und in ihren Folgen gräßliche That ich zu begehen entschlossen war, wurde mir erst später klar. Unbewußt und nur von rachsüchtiger Verblendung getrieben, stand ich im Begriffe, mein und Hedwigs Lebensglück unwiederbringlich in schauerlichster Weise zu zerstören und mich mit einem Fluche zu beladen, der mir tausend Höllen schon auf Erden bereitete, der mich zum Elendesten auf Erden machte, der mir Qualen auflud, gegen welche die der Verzweiflung an Hedwigs Treue noch milde waren. Ich will darüber hier nichts weiter andeuten, bis ich zu erzählen habe, wie mir selbst die Augen geöffnet wurden, über welchen Abgrund mich die Gnade des Allmächtigen hinübergehoben, als ich verblendet gegen mein eignes Lebensglück wüthete. Denn als sich das Dunkel meines Verhängnisses lichtete, stand ich entsetzt über den Abgrund hinter mir.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Zweikampf mit Gott.

Erzählung nach ungarischen Familien-Ueberlieferungen.

Von **Maurus Jókai.**

(Schluß.)

Otto gelangte in Sinnen verloren zu seinem Rosse. Diesem zu Füßen schlief der Rübensammler; er mußte schon lange so geschlafen haben. Am andern Tage ging Siebelmann wieder nach dem Haus im Walde, ebenso am nächsten Tage, überhaupt Tag für Tag. Er fand stets irgend einen neuen Anlaß.

Cäcilie versuchte die Modellirung in Wachs, diese den Blinden so liebe Beschäftigung. Sie knetete ihres Vaters Büste. Die Macht der Phantasie, welche ihre Finger lehrte, Züge wieder zu geben, die ihre Augen nie gesehen, war erstaunlich. Die Fingerspitzen der Blinden sind sehend.

Otto ging jeden Tag hin, und Cäcilie fürchtete sich immer noch vor Nichts und Graf Tiburn fürchtete sich gleichfalls noch vor Niemandem, als vor sich selber.

Eines Nachmittags verweilte Otto wieder einmal dort unter der Veranda. Seinethalb mochte man den Zucker sieden wie man's konnte: die Süßigkeit Einer Stimme hätte er jetzt für keine Welt voll Syrup vertauscht!

Cäcilie war mit dem Büstchen zu Ende.

„Sehen Sie doch!" sagte sie und hielt ihm in der Hand das Wachsmodell entgegen. „Ist es so gut? Was sagen Sie dazu?"

„Vortrefflich!" erwiderte Otto; und wie wenn es die Aufgabe seiner Augen gewesen wäre, zu sprechen, und die seiner Lippen zu schauen, drückte er einen glühenden Kuß auf die ihm ohne Mißtrauen hingestreckte Hand.

Darauf stieß das Mädchen einen leichten Schrei aus und im Schreck entglitt ihrer Hand das Wachsbüstchen . . .

Am selben Abend, als Graf Tiburn von seinem ärztlichen Rundgange heimkehrte, sagte ihm Cäcilie:

„Vater, ich fürchte mich, so allein zu Hause zu sein!"

Sie hatte bereits gelernt, sich zu fürchten!

Andern Tags kam Otto wieder dahin; schon früh am Morgen.

Doch kaum erblickte er Cäcilie, als er vollständig in Verwirrung gerieth. Die Comtesse trug an diesem Tage nur ein Ohrgehänge. Siebelmann sprach sie in einem Tone an, der durch sein Beben die ganze Aufregung seines Innern verrieth.

„Comtesse haben den andern Ohrring verloren?"

In Cäcilien's Ohr glitzerte jener Talisman mit der schwarzen Perle, die von einem Diamantring umschlossen war.

„Nein. Dieser Ohrring ist eine Familienreliquie, die wir als Vermächtniß behüten; die weiblichen Mitglieder unseres Geschlechtes sind verpflichtet, ihn alljährlich an einem bestimmten Tage zur Erinnerung zu tragen. Und heute ist jener Tag. Einst trug meine Mutter das Gehänge!"

Otto beeilte sich, so rasch als thunlich Abschied zu nehmen.

Doch am Nachmittage bereits kehrte er wieder zurück. Er fand den Grafen Tiburn zusammen mit Cäcilien.

„Mein Herr, Sie waren bisher so gut gegen mich, daß Sie mir jegliches Geheimniß anvertrauten. Ich that nicht desgleichen. Jetzt erbitte ich Eines von Ihnen: sagen Sie mir, was hat es mit dem Einen Ohrring, in welchem die schwarze Perle sitzt, für eine Bewandtniß?"

Das Antlitz des Grafen Tiburn verdüsterte sich. Einige Secunden schien er mit sich zu kämpfen, dann begann er:

„Wohl, mein Herr. Mögen Sie auch Das noch wissen. Mein Urahn, im siebenjährigen Kriege, war der Anführer eines Freicorps. Im Kriegswüthen erstürmten sie Schönhausen, bei Berlin, in Preußen. Dort waren die königlichen Schätze verborgen. Der Schloßhauptmann wollte den Platz nicht verrathen, an dem sie sich befanden; da riß mein Urgroßvater der Tochter des Schloßhauptmannes jenes Eine Gehänge aus dem Ohr, um sie zum Geständniß zu zwingen. Die Entsetzte suchte in Verzweiflung den Tod am Grunde des Sees. Seitdem trägt jedes weibliche Glied der Familie Kondan, welche Herrin des Geschlechtes war, bei der jährlichen Wiederkehr jenes Tages dies vereinzelte Ohrgehänge, vormals aus Trotz gegen das Schicksal, jetzt aus Buße dafür. Das ist die Geschichte des Ohrgehänges mit der schwarzen Perle."

„Ich danke Ihnen!" sagte Siebelmann. „Ich werde diese Geschichte ergänzen. Das andere Stück zu diesem vereinzelten Ohrgehänge ist in meinem Besitze. Meine Urgroßmutter war jene junge Frau, die Tochter des alten Brandt, die im Teiche von Schönhausen ihren Tod fand. Hier habe ich das zweite Stück der Reliquie!"

Damit zog er aus der Brusttasche hervor eine Maroquinkapsel, in welcher der zweite jener Ohrringe lag, das Gegenstück zu dem, welches die Comtesse trug.

„Und jetzt, Herr Graf, nachdem sich die beiden Stücke des Schmuckes zusammengefunden, mögen sie vereinigt bleiben. Da Sie aber kein Geschenk anzunehmen pflegen und jenes Eine Ohrgehänge nach allem Rechte eigentlich auch mir gehört, so bitte ich, geben Sie mir das ganze Paar — und deren Trägerin dazu!"

Der Graf ergriff die Hand seiner Tochter.

„Verstehst Du Etwas davon?"

Das Mädchen schluchzte und zitterte.

„Ah, also Das war's, vor was Du Dich gefürchtet?"

Siebelmann neigte sich der reizenden Erscheinung entgegen.

„O Cäcilie, sehen Sie doch nun auch mich!"

Cäcilie fuhr zart mit den Spitzen ihrer feinen Finger dem Jüngling über's Antlitz. Und vielleicht hörte es wirklich sonst Niemand als die Geister und der Geliebte, als sie flüsterte:

„Ich sehe Dich!"

Und dann schlug sie die Augen nieder und endete nicht, ihn anzusehen in jener innern Welt, in der Alles so schön ist, Alles so glänzend, obgleich in ihr weder Sonne noch Mond leuchten.

Das Tagesgestirn sank am Himmel hinab; es spann sich über ihnen im Bogen der reine, heitere goldige Himmel aus, ohne Wolken.

Tiburg von Konday, die Hände faltend, sah nassen Blickes empor zum Firmament.

Aus goldigem Abendhimmel funkelte ein heller Stern auf ihn hernieder, wie des Himmels waches Auge, wie ein Leitstern unendlicher Barmherzigkeit.

Der Zweikampf mit Gott hatte sein Ende erreicht!

Miscellen.

Aus Berlin wird der Allgemeinen Zeitung geschrieben: Dem Vernehmen nach werden bei erneuten Mobilmachungen strengere Bestimmungen in Bezug auf das Marketenderwesen, das allerdings während des letzten Krieges vielfach zu großem Unwesen ausgeartet war, Platz greifen. Diese Bestimmungen sollen hauptsächlich bezwecken, den Truppentheilen in Bezug auf die Wahl der von ihnen als Marketender zu engagirenden Persönlichkeiten die größte Vorsicht und die Vornahme eingehender Nachforschungen hinsichtlich des Charakters und der Zuverlässigkeit derselben zur Pflicht machen; dann aber soll auch das Verhältniß des Marketenders zu einem mehr präcisirten und bindender als früher gestaltet werden. In Folge dieses Grundsatzes hätte der betreffende Marketender auch stets mit dem Truppentheil zugleich seine Mobilisirung zu bewerkstelligen. Beim Beginn des letzten Krieges machte sich ein sehr großer Mangel an Marketendern fühlbar und noch bis Ende August v. J., also gerade in einer Zeit, wo die Truppen die größten Strapazen zu erleiden hatten, und wenn auch nicht gerade auf den Marketender angewiesen, so doch deren Aushilfe oft dringend bedürftig gewesen waren, konnte man diese Species der Armee sehr wenig vertreten sehen. Erst als der Erfolg sich unzweifelhaft für uns herausgestellt hatte und die Art und Weise der Entwicklung des Feldzugs auch dem kleinsten Handel reichen und gefahrlosen Gewinn versprach, rührte es sich in Tausenden von habgierigen Seelen und in eben dem Maße, wie vordem Mangel, trat bald Ueberfluß an dergleichen Händlern hervor. Der größte Theil der Bewohner der Grenzdistricte, hauptsächlich der Gegend von Saarbrücken und Saarlouis, etablirte sich als Marketender, doch auch andere Provinzen stellten bedeutende Contingente. Schon der Umstand, daß diese Leute sich erst nach einem Zeitpunkte mobilisirten, wo Risico und Gefahr kaum mehr vorhanden waren, kennzeichnete dieselben als gewöhnliche Geldschneider ohne alle patriotischen Motive. In der zehnwöchigen Periode der Belagerung von Metz hatten sich unzählige solcher Marketender eingefunden, die sich unter die Aegide irgend eines Truppentheils stellten und mit dessen Autorisation und thätiger Hilfe ihr lucratives Geschäft begannen, welches, bei dem Umstande, daß die Bezugsquellen an Waaren nicht weit entfernt waren, und da die Truppentheile auch meist Mannschaften zur Hilfe beim Transport gaben, ein sehr einfaches und gefahrloses war. Als aber Metz gefallen war, und die Armee sich wieder zum Weitermarsch in Bewegung setzte und einem keineswegs vorherzusehenden Schicksal entgegen ging, verschwanden auch die meisten dieser Parasiten der Armee mit ihrem Raub, und viele Truppentheile, die nur im Hinblick auf die künftigen Märsche und das dann allerdings eintretende Bedürfniß der Marketender sich solche noch während der Belagerung angeschafft hatten, sahen sich nun schmählich von denselben verlassen.

---

* Der während des Krieges in Genf gegründete Verein für Verwundete und Kriegsbeschädigte in Deutschland hat nunmehr einen Bericht über seine Thätigkeit veröffentlicht. Die gesammelten Beiträge an Geld betrugen zusammen 22,428 Frs. Außerdem wurden dem Ausschuß zahlreiche Gaben an Leinen, Hemden, Strümpfen, Flanell und wollenen Gegenständen überhaupt, Kleidern, Charpie, Wein, Compots, Liqueuren, Chokolade u. s. w. übermittelt, so daß es möglich wurde, 72 Kisten der genannten Dinge an die verschiedenen Lazarethe in Deutschland abgehen zu lassen. Beträchtliche Beiträge waren aus Genf selbst geflossen. Um bei der Vertheilung der Gelder und Gaben in möglichst praktischer Weise zu verfahren, hatte sich das Comité zunächst an die verschiedenen Kriegsministerien der deutschen Staaten gewandt. Diese wiesen dasselbe an die Hilfsvereine im südlichen Deutschland, die Genf und dem Kriegsschauplatz am Nächsten lagen. So erhielten neben den Sendungen in natura die Hilfsvereine von München 1000, Stuttgart 1000, Mannheim 1500, Karlsruhe 2000, Hanau 300, St. Ingbert 250, die Verwundeten und Gefangenen von Pau 500 Frs. Nach Mannheim gingen überdieß 3 Wagenladungen Eis im Werthe von 1031 Frs. Aus den südfranzösischen Lazarethen in Lyon, Dijon und Pau hatte der Verein deutsche Verwundete nach Genf transportirt, wo sie in seinem Ambulanzlocal und im „Hospital cantonal" verpflegt wurden.

Hohes Alter der Pflanzen. Ueber das höchste Alter, welches einzelne Pflanzengattungen erreichen können, liegen nach einer Zusammenstellung von M. Tandon folgende Angaben vor: die ältesten Palmen sind 200—300 Jahre, Cercis 300 Jahre, Ulmen 335 Jahre, Cypressen 388 Jahre, Epheu 448 Jahre, Ahorn 516 Jahre, Lärchenbäume 576 Jahre, Kastanien 626 Jahre, Citronenbäume 646 Jahre, Platanen 720 Jahre, Cedern 800 Jahre, Nußbäume 900 Jahre, Linden 1076 Jahre, Tannen 1200 Jahre, Eichen 1400 Jahre, Oelbäume 2000 Jahre, Taxus 2880 Jahre, die Mammuthsbäume in Californien nach Mield 5000 Jahre (bei 37' Durchmesser und 450' Höhe), eine Adonsonie und ein Drachenbaum je 6000 Jahre. Der Nestor der Drachenbäume (Dracaena Draco) der auf der Insel Teneriffa auf der Villa de la Orotara stand, den Humboldt, als er ihn 1799 maß, 74 Fuß am Grunde seines Stammes fand, ist 1868 am 2. Januar bekanntlich dem Sturm erlegen, dem er so lange getrotzt. Zu den vorgenannten Pflanzen sind dann noch die Wellingtonien zu rechnen, welche ein Alter von 3000 Jahre und vielleicht noch darüber erreichen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 106. Speyer, Dienstag, den 5. September 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Es war ein windiger Septembertag. Nach einander bewegten sich zwei Kutschen durch das deutsche Thor und fuhren die Speyerer Straße entlang, bis sie bei Bornheim auf den Horst gegen die drei Höfe einlenkten, die dorten in einer Bucht der fetten Wälder jener Queichniederung liegen. Der Wind seufzte in den Rispengräsern der Haide und in den Bäumen. Ruhig und heiter stieg ich aus dem Wagen auf den Waldweg heraus, — ich wäre es weniger gewesen, wenn ich nur eine leise Ahnung darüber gehabt hätte, was ich noch später über den jungen Mann erfahren sollte, dem ich den Tod geschworen. Hartenstein hob das Pistolenkästchen aus dem Wagen und wir gingen an den bestimmten Platz.

Gleich darauf langte auch mein Gegner mit dem Rechtscandidaten an. Er war bleich, sah aber mit Gelassenheit den Vorbereitungen zum Kampfe zu. Die Sitte verbietet bei solchen Gelegenheiten eine andere Unterhaltung, als die Besprechung der Secundanten unter sich und dann jedes der beiden mit seinem Clienten. Hartenstein kam denn auch, nach einem Wechsel von Reden mit dem gegnerischen Secundanten, um mir einen Vorschlag zur gütlichen Beilegung der Sache zu übermitteln; ich möge nur irgend ein entgegenkommendes Wort fallen lassen, so wolle man von jeder weiteren Genugthuung abstehen.

Ich stampfte ungeduldig mit dem Fuße und schüttelte den Kopf, indem ich die Hand erhob.

„Macht voran!“ sagte ich noch drängend zu Hartenstein. „Haltet Euch nicht mit unnützen Förmlichkeiten auf!“

Hartenstein überbrachte meine Antwort. Ich stand schon auf meinem Platz, mein Gegner trat auf den seinigen. Sie Secundanten traten bei Seite.

„Gegner den ersten Schuß. Sie zählen!“ rief jetzt Hartenstein, indem er sich gegen den Rechtscandidaten verbeugte.

Alsbald commandirte dieser:

„Eins!“

„Zwei!“ rief Hartenstein rasch darauf, und der Rechtscandidat fügte eben so schnell das verhängnißvolle „Drei!“ hinzu.

Nach kurzer Zeit knallte des Gegners Pistole, — ich stand unversehrt, als sich der Rauch verzogen hatte; natürlich, denn der Pistolenlauf war in schräger Richtung über meinem Kopf hingehalten worden.

„Ihre Großmuthspinselei würde ich mir verbitten, wenn es noch Zeit wäre!“ sprach ich laut genug, um verstanden zu werden. „Sie sollen für diese bagatellmäßige Behandlung büßen! Hartenstein commandire!“

„Eins!“

„Zwei!“

„Drei!“

Ich schoß. Einige Secunden lang stand noch mein Gegner starr auf seinem Fleck. Dann stürzte er zu Boden.

Bei dem zweiten Schusse kam von den Dreihöfen her ein Militärarzt, der sich dorten während des Duells unter irgend einem Vorwande aufgehalten hatte. Schon aber war der Rechtscandidat dem getroffenen Freunde beigesprungen, und auch Hartenstein und ich eilten zu dem Blutenden im Grase. Mit dem Schusse war plötzlich all mein Groll gegen den jungen Mann gewichen, den ich vorher so sehr gehaßt hatte. Ich streckte die Hand aus und bat um seine Verzeihung. Mit schwachem Lächeln hob er die seinige und reichte sie mir, während das bleiche Licht der Herbstsonne auf sein Antlitz fiel.

„Hedwig“, sagte er leise, „Hedwig soll nicht erfahren, was hier vorgegangen! Hedwig läßt Sie grüßen!“

Ich verfärbte mich, als ich aus diesem Munde in diesem Tone den Namen hörte, dessen Klang mir immer noch das Theuerste und Liebste auf Erden vergegenwärtigte. Ich war erschüttert über die begangene That und hielt noch immer die Hand meines Opfers, bis mich der Arzt verdrängte.

„Ei, ei!“ sagte dieser, „das ist nun so, so!“

Damit begann der Doctor die Untersuchung, bis er den armen jungen Mann, den meine Kugel getroffen, in einen der Wagen bringen ließ. Schwach fiel das bleiche Haupt des Getroffenen herab, und seltsam! ich meinte das Antlitz Hedwigs selbst zu sehen, so wie es in jenem Momente mich blaß und verstört angestarrt hatte, als die Tante von meiner Verlobung gesprochen.

Die herbstliche Abendsonne warf schräge, bleiche

Strahlen von den Bergen her über den Horst und seine kahle Fläche.

Ich war jetzt lange nicht mehr so ruhig und heiter, als ich es vor dem Duell gewesen. Wehmuth, Angst und Beklommenheit überkamen mich, als ich zur Stadt zurückkehrte. Die Befriedigung meiner Rache hatte mir kein Glück zurückgebracht, hatte mich nicht über den Verlust meiner höchsten Lebensfreude getröstet, sondern mir nur einen neuen Stachel in's gequälte Herz gesetzt, das nach wie vor zuckte unter dem brennenden Schmerze der Enttäuschung, unter den namenlosen Qualen, deren Raub es geworden war.

Viertes Capitel.
Krank und genesen.

Um wie viel lieber hätte ich die Kugel des Gegners empfangen! So heiß mein Rachegefühl gelocht hatte, jetzt war es mir ein quälendes Bewußtsein, dasselbe befriedigt zu haben. Nicht mehr mit Genugthuung vermochte ich an den Schmerz zu denken, den ich Hedwig bereitet, sondern mit peinigenden Selbstvorwürfen. Bis zu dem Zweikampfe war ich als der Gekränkte ihr gegenüber gestanden, jetzt hatte ich Rache an ihr geübt, sie in blutiger Weise verletzt, die Rollen waren vertauscht — und was hatte ich für Gewinn davon!

In der That konnte ich nicht mehr mit Befriedigung an Hedwigs Gram, an ihre Thränen denken, sondern die Vorstellung ihres Schmerzes, des Leids dieses holden, jungen Mädchens schnitt mir in die Seele. Zugleich begann ich die entschuldigenden Gründe für Hedwigs Untreue näher in's Auge zu fassen und zu würdigen. Ohne alle Nachrichten von mir, dem Verlobten einer Andern, wohl auch ohne jedes Vertrauen in die Festigkeit und Beständigkeit meines Charakters, die sich bis dahin eben nicht besonders bemerkbar gemacht hatten, — gebunden durch das Interesse und die Uebereinkunft in der Familie, gedrängt von ihrer Umgebung, und endlich bestimmt durch den Eindruck der Persönlichkeit ihres Verlobten, der dem überraschten Mädchen, statt in widerwärtiger Gestalt, in der gewinnenden Persönlichkeit eines höchst einnehmenden, liebenswürdigen und gebildeten jungen Mannes entgegentrat: wie entschuldbar erschien mir jetzt ihr Benehmen!

Aber damit war mein eigner Schmerz, meine Qual ob ihres Verlustes nicht gemildert. Die milden Erscheinungen meines Wehs traten allerdings jetzt zurück vor einer tiefen Schwermuth, die sich in mein Gemüth, mein Empfindungsvermögen einfraß. Gänzliche Hoffnungslosigkeit begleitete die Erschöpfung nach den Aufregungen der letzten Wochen. In mein Herz war eine Leere, eine Oede eingezogen, die ich schaurig empfand. Ich sah den Quell meiner Liebe versiegt, und mein Leben elend im Sande verrinnen.

Und den Qualen der Seele erlag auch endlich der Körper. Seit dem Duell war ich nicht mehr ausgegangen und weilte krank auf meinem Zimmer. Ich hatte nur noch gehört, daß sich mein schwer verwundeter Gegner in dem zwei Stunden entfernten Edesheim verpflegen lasse, in Edesheim, wo ich auf meiner Reise nach Landau beim Mittagstisch zuerst jenes schöne Mädchen getroffen, das Eugenien so ähnlich sah, das nämliche Mädchen, wie ich mich mit einem Male erinnerte, an dessen Seite mein Gegner vor unserm Streite in den „Gärten" gesessen war. In bitterer Ironie zuckte es um meinen Mund, indem ich mich dabei jener Tage erinnerte, wo der Name Hedwig mir schon Theilnahme eingeflößt hatte, als ich noch die Wichtigkeit, welche er für mich bekommen sollte, nicht ahnen konnte. Ich gedachte des Lenzes, in dem unsere Liebe duftig aufgeblüht war, — und nun war es Herbst geworden — ich sah es an den zwei Bäumen, welche mein Fenster nach dem Hofe beschatteten. Das Laub zeigte nicht die kühle frische Farbe des Frühlings, sondern hing erblichen, vom Wetter gefärbt und gelichtet an den Zweigen. Und den ächzenden Aesten entriß der Wind ein fahles Blatt um das andere, um es dahin zu führen, wohin meine Lebenshoffnungen geschwunden waren.

Der Arzt trat ein und befühlte meinen Puls. Wie gewöhnlich sagte er dabei nur:

„Ei! Ei!"

„Was fehlt mir denn eigentlich, Herr Doctor?"

„Ei, ei!"

„Kann ich denn nicht einmal bald wieder in's Freie?"

„Ei, ei! Das ist nun so, so!"

„So reden Sie doch, Sie bringen mich ja mit Ihren ungelegten Eiern in Verzweiflung. Wann kann ich aufstehen und in's Freie?"

„Das ist nun so, so. Morgen, wenn Sie wollen!"

„Gut. Das werde ich auch thun."

„Ei, ei!"

„Haben Sie nichts über das Befinden meines Gegners gehört?"

„Das ist nun so, so!"

„Ja, wie denn?"

„Ei, ei! Kümmern Sie sich um Ihr eignes Befinden, Herr v. Waldenburg. Das ist nun so, so!"

„Gut, ich werde morgen aufstehen und aus diesem finstern Nest hinaus in die Freiheit mich wagen."

„Ei, ei! Ganz kluger Gedanke! Zerstreuen Sie sich, Herr v. Waldenburg. Machen Sie sich so stark, als es Ihr Befinden erlaubt. Das ist nun so, so!"

Damit war der Arzt wieder zur Thüre hinaus. Von seiner Erlaubniß machte ich Gebrauch und ging vor die Stadt, jedoch nie mehr durch das französische Thor nach der Seite des pfälzischen Wasgau, sondern stets nur nach der Haardtseite, in deren Weinbergen die Weinlese bevorstand. Es war die Zeit großer Jagden in den Haardtwäldern, bei Elmstein und Johanniskreuz gekommen. Nun hatte ich mich wieder körperlich so weit erholt, daß mir der Arzt mit „Ei! ei!" und „So, so!" anrieth, der Einladung zu einem großen Treibjagen zu folgen, die auch an Hartenstein gerichtet war.

Es war Mitte October. Stürmischen Wochen waren freundliche, heitere Herbsttage gefolgt. Milder

Sonnenschein lag verklärend über der herrlichen Haardt und malte goldene Lichter in die herbstliche Flur. Da gingen wir, Hartenstein und ich, gleich nach dem Mittagstische in voller Jagdrüstung durch das deutsche Thor und wanderten hinaus durch die Felder, den Weinbergen und dem blauen Gebirgswall der Haardt entgegen. Rüstig ging es die Höhen hinan, stets in der Richtung der St. Annakapelle, die hoch von einem Vorsprunge des Teufelsberges über die fernblinkenden Winzerorte Gleisweiler und Burrweiler in die weite Rheinebene hereinschaute.

Unser Plan war der. Wir wollten den Kaffee in dem Bade bei Gleisweiler trinken, dann durch das Thal der Heimbach nach der schönen Ruine Scharfeneck wandern, die ich noch nicht kannte, und von dorten Abends über den Roßberg nach dem Modenbacher Hofe hinunter steigen; dieser Hof unseres Jagdfreundes sollte uns Obdach für die Nacht gewähren, welche dem Jagdmorgen in den tiefen Wäldern voranging.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gase als Heilmittel.

In verschiedenen Curorten, z. B. in Lippspringe, Langenbrücken, Neundorf, Eilsen, hat man schon seit einiger Zeit die in den natürlichen Mineralquellen enthaltenen Gase in sog. Inhalationszimmer geleitet und dort von Kranken mit entschiedenem Vortheil einathmen lassen. Da das den Mineralquellen entweichende Gas aber fast nie ein einzelnes Gas ist, sondern meistens aus einer Verbindung mehrerer Gase besteht, so war man seither außer Stande, über die medicinische Wirkung der einzelnen Gase genauere Kenntnisse zu sammeln. Außerdem kam das angewandte Gas durch seine Leitung in ein Inhalationszimmer, welches doch mit athmosphärischer Luft erfüllt war, nur sehr verdünnt zur Anwendung. Zuverlässige Beobachtungen über die Heilwirkung der einzelnen, möglichst unvermischten Gasarten sind daher spärlich und schon dadurch getrübt, daß die Gase wohl selten als alleiniges Curmittel zur Anwendung gelangten, weil die gleichzeitige Benutzung anderer Arzneimittel, Bäder u. s. w. bei ihrem Gebrauche wohl nie ausgeschlossen war. Dr. Jochheim in Darmstadt gebührt das Verdienst, viele Gasarten rein, unvermischt und ohne gleichzeitigen Gebrauch anderer Heilmittel bei zahlreichen Kranken angewendet zu haben, wodurch ihm die Gelegenheit geboten wurde, die Heilwirkung jedes einzelnen Gases genauer kennen zu lernen und den Wirkungskreis eines jeden ausfindig zu machen. Dr. Jochheim entnimmt die Gase keiner Mineralquelle, sondern stellt sie in chemischer Reinheit selbst dar, und wandte seither am meisten Sauerstoffgas, Wasserstoffgas, Stickstoffgas, Kohlensäuregas und Schwefelwasserstoffgas an. Viele Jahre hindurch fortgesetzte Beobachtungen und Untersuchungen haben ihm gestattet, die Wirkung der einzelnen Gase festzustellen, und ausgezeichnete Heilerfolge mit denselben haben ihn veranlaßt, ein Gascabinet zur Anwendung dieser Gase zu errichten.

Das kleine, elegant eingerichtete Cabinet, welches nur wenige Personen zu gleicher Zeit aufnimmt und ganz luftdicht verschlossen werden kann, ist mit einem durchlöcherten und mit einem Teppich bedeckten Boden versehen, durch welchen das für den speciellen Krankheitsfall geeignete Gas in feinst zertheiltem Strome eingeführt wird. Da diese Gase nun meistens leichter sind als die athmosphärische Luft, so stellen sie einen feinen Gasregen dar, welcher den Kranken von unten nach oben überströmt und an der Decke des Cabinets durch einen Gaskrahnen seinen Abfluß findet. Die atmosphärische Luft wird auf diese Weise zum größten Theile aus dem Gascabinet verdrängt, die durch das Athmen verbrauchte Luft entfernt und dem Kranken für die Dauer seiner Sitzung ein fortdauernd an ihm vorbeiziehender Strom einer künstlichen, heilsamen Luft zugeführt. Eine Sitzung dauert durchschnittlich 2 Stunden täglich, ist mit keinerlei Beschwerden verbunden und gestattet dem Kranken, zur Unterhaltung zu lesen oder zu schreiben. Der Aufenthalt in der künstlich bereiteten Atmosphäre des Gascabinets hat sich besonders bei einer der am weitest verbreiteten und verderblichsten Krankheiten, bei der Tuberculose, bei der beginnenden Lungenschwindsucht bewährt, wo außerordentlich günstige Resultate erzielt wurden. Bei dieser Krankheit wird die athmosphärische Luft des Gascabinets durch Einführen von Stickstoffgas verdrängt, und der Erfolg der Sitzung ist schon in der ersten halben Stunde auffallend. Die Herzschläge werden seltener, der Puls sinkt um 5, 10 bis 15 Schläge in der Minute, jeder Schmerz in der Brust schwindet, der Hustenreiz hört auf, die Haut wird blaß, entzündliche Zufälle werden beschränkt, fieberhafte Zustände gedämpft, die Kranken athmen tiefer als sonst, ohne alle Beschwerde, sie fühlen sich wohl, wie neugeboren und, wenn die Krankheit nicht schon zu weit vorgeschritten ist, werden sie durch Fortsetzung dieser Gascur am schnellsten und sichersten geheilt. Die athmospärische Luft besteht aus 79 Raumtheilen Stickstoffgas, 21 Raumtheilen Sauerstoffgas und etwas Kohlensäuregas und Wasserdampf.

Wahrscheinlich ist bei vielen Brustkranken das Sauerstoffgas der athmosphärischen Luft ein schmerzerregender Reiz für die kranken Lungen, und die so günstige Wirkung einer an Stickstoff reicheren Luft beruht wahrscheinlich auf Verdrängung des reizenden Sauerstoffgases. Auch Nervenschmerzen, halbseitiges Kopfweh (Migräne), nervöses Herzklopfen werden durch den Aufenthalt in einer an Stickstoffgas reicheren Luft schnell gemildert und bei fortgesetzter Anwendung derselben bald ganz beseitigt. Das vielen Brustkranken so feindliche Sauerstoffgas wurde indessen bei vielen Engbrüstigen, welche keine entzündliche und fieberhafte Erscheinungen darboten, mit großem Nutzen angewendet. Einathmungen von Wasserstoffgas verursachen ein Gefühl eigenen Wohlbehagens, der Puls wird schwach, alle Schmerzen verschwinden, es entsteht eine Neigung zum Lachen, zur Heiterkeit und zum vielen

Sprechen, wobei die Stimme ungewöhnlich hell und wohlklingend wird. Viele Brustkranke, an hartnäckiger Heiserkeit, an Entzündung der Lungen und des Kehlkopfs, an Rheumatismus und Lähmung Leidende hatten schon der Anwendung dieses Gases ihre Heilung zu verdanken. Durch Anwendung des Kohlensäuregases wurden sehr günstige Resultate erzielt bei Lähmungserscheinungen, bei allgemeiner Muskelschwäche, bei vielen Gehör- und Kehlkopfskrankheiten. Das Schwefelwasserstoffgas heilte viele Krankheiten der Luftwege.

Miscellen.

* München. Unter der Aufschrift „Offices of Marriages London, 1856 amtlich registrirt" bietet neuerlich wieder ein angeblicher John Schwarz in öffentlichen Blättern seine Dienste für Vermittlung „internationaler Ehebündnisse" mit dem Beifügen an, daß Damen sich an die Frau Directorin Schwarz wenden sollen. Um Leichtgläubige vor Schaden zu bewahren, ist wohl die Bemerkung am Platze, daß vor Benützung dieses Instituts als einem schwindelhaften Unternehmen dringend zu warnen ist; zur Begründung dieser Warnung sei angeführt, daß z. B. unterm 24. März v. Js. vom Polizeirichter Ellisson in London ein Haftbefehl gegen diesen John Schwarz wegen Erpressung erlassen worden ist.

Ueber die Lage der französischen Kriegsgefangenen in Deutschland hat Graf Damas nach eigener Anschauung einen Bericht veröffentlicht, welcher die nachdrücklichste Widerlegung der Unwahrheiten enthält, die von französischen Blättern über das Loos jener Gefangenen verbreitet waren. Eine Pariser Correspondenz der „Times" (angeblich aus der Feder des Vicomte de Calonne) gibt nun einen Auszug aus jenem Bericht und fügt demselben nachstehende, in französischem Munde besonders beachtenswerthe Bemerkung bei: „Wenn wir an die Schwierigkeiten denken, mit welchen die Regierung in Versailles zu kämpfen hatte, als sie die 30,000 Gefangenen des Bürgerkrieges unterzubringen und zu unterhalten hatte, so ist es unmöglich, sich den Gefühlen der Achtung vor der Militärverwaltung in Deutschland zu entziehen, welche plötzlich 700,000 Gefangene zu beherbergen, zu verpflegen, zu kleiden und zu wärmen hatte, Leute, welche vollständig hilflos, geschwächt und beinahe vor Hunger sterbend anlangten. Ich glaube, wenn diese traurigen und doch wieder tröstlichen Thatsachen in Frankreich besser bekannt wären, so würde die Regierung darin Manches finden, was hartnäckige Köpfe zu einer richtigen Erkenntniß der Dinge leiten müßte und den Haß der Gegenwart weniger gefährlich für den Frieden der Zukunft machen würde."

Berlin, 30. Aug. In mehreren Theilen der Monarchie ist seit einiger Zeit die Tollwuth unter den Hunden in ziemlich starker Verbreitung aufgetreten und in Folge des Bisses in mehreren Fällen auch bei Menschen unter unglücklichem Ausgang zur Erscheinung gekommen. Die Behörden haben Anlaß genommen, darauf hinzuweisen, daß bei allen verdächtigen Fällen als die erste und wichtigste Maßregel zur Abwendung eines unglücklichen Ausganges die eindringliche Aetzung (Kali causticum) zu empfehlen ist, unter dem Hinzufügen, daß das Verfahren nach 12 oder 24 Stunden oder durch einen Laien angewandt keine Sicherheit bietet und auch die fernere Behandlung der Wunde nur von einem Arzte geleitet werden darf. Nachdrücklich ist davor gewarnt, gerade kleine unscheinbare Verletzungen, als kleine Hautrisse, Hautabschürfungen, zu übersehen oder zu unterschätzen, da diese gefährlicher sind, als größere blutende Wunden. (N. Z.)

Wien, 28. August. Die Weltausstellung von 1873, berufen, auf so manchen Gebieten des geistigen und socialen Lebens Reformen anzubahnen, wird auch die Pflanzstätte eines Institutes sein, welches, die Aus- und Fortbildung der Kleingewerbe und Arbeiterkreise bezweckend, unmittelbar nach dem Schlusse der Ausstellung in Mitte der gewerbfleißigen Bezirke Neubau, Schottenfeld, Mariahilf, Gumpendorf, Fünfhaus, Sechshaus und Rudolfsheim ins Leben gerufen und den Namen „Athenäum" führen soll. Die zahlreichen Sammlungen von Rohstoffen aller Art, Muster, Modelle, Zeichnungen, Bücher u. s. w., welche bei Weltausstellungen in Fülle herbeiströmen und den in London und Paris gemachten Erfahrungen zufolge, von dem Aussteller zurückgelassen, an Den übergingen, der sich eben zuerst um sie beworben, — sie werden im Jahre 1873 dem neuen Fortbildungs-Institute zu Gute kommen. Auf Anschauung gegründeter Unterricht, ununterbrochen sich ergänzende und erneuernde Mustersammlungen, daran sich knüpfende Vorträge u. s. w. werden das heimische Kleingewerbe in stetiger Kenntniß der neuesten Leistungen und Fortschritte des Auslandes erhalten. Freiherr v. Schwarz legte bereits den Grundstein für die Bibliothek des künftigen „Athenäums", indem er eine von ihm seit dem Jahre 1845 gesammelte, das gesammte Gebiet der Ausstellungsliteratur umfassende Collection von 500 Bänden, in ihrer Art vielleicht ein Unicum, welche inzwischen in dem Ausstellungsbureau als Hilfsmittel für die Arbeiten benutzt werden soll, nach dem Schlusse der Ausstellung dem Athenäum als Geschenk bestimmte. Dem letzteren sollen in gleicher Weise auch die Denkschriften zugeführt werden, welche jetzt schon bei der Leitung der Ausstellung in nicht unerheblicher Menge aus dem In- und Auslande einlaufen.

Krankheit der Maulbeerbäume. In neuerer Zeit scheint der Maulbeerbaum in Italien einer Krankheit zu verfallen, welche die Seidenzucht ernstlich bedroht. Baron Gesseri (Castel Pietri bei Trient) schreibt darüber an den Herrn Prof. Justus v. Liebig: „Seit einigen Jahren hat sich in unserer Landschaft eine Krankheit der Maulbeerbäume entwickelt, die immer mehr um sich greift; sobald der Baum davon angegriffen wird, stirbt er nicht allein ab, sondern steckt auch die benachbarten Bäume an, und zwar so, daß in einem Felde die noch vorhandenen Bäume absterben, während überdies das Feld für dieselbe Species unfruchtbar wird. Die Krankheit befällt zuerst die Wurzeln, auf welchen sich mit dem Mikroskope ein sehr feiner Pilz wahrnehmen läßt. Sie begann in den südlichen Theilen des Landes und pflanzt sich jetzt nach Norden fort. Das Befallenwerden der Bäume von der Krankheit scheint unabhängig zu sein von Feuchtigkeit oder Trockenheit des Standortes."

* Charade.

Hat wer das erste Wort zu eigen,
Magst Du vor ihm es nur verschweigen;
Am Wenigsten ihm wohlgefällt,
Verlangst von ihm Du, daß er's hält.

Manch großes Werk für alle Zeiten
Schuf uns Herr Meyer mit der Zweiten.
Die Dritte ist mit Oel sehr fein,
An Kirchweihfesten lädt sie ein.

Das Ganze steht in Ehren sehr,
Denn ohne es geläng' es schwer,
Die schönen Stoffe aufzubringen,
Nach denen Herrn und Damen ringen.

Auflösung der Homonyme in Nr. 101:
(Das Schnupfen — Der Schnupfen.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 107. Speyer, Donnerstag, den 7. September 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Freundlich leuchtete die Herbstsonne auf unsern Weg durch die Weinberge. Das Dorf Gleisweiler war schon durchschritten, und die Thalmulde öffnete sich, aus deren Mitte sich ein schöner Neubau, von hohen Kastanienbäumen umschlossen, erhob. Das war das Badgebäude. Von den Kastanien fiel Blatt um Blatt im Sonnenlichte flimmernd, die süße Frucht lag braunschimmernd zwischen dem fahlen Laube neben dem Wege. Die Fontaine warf ihren Krystallstrahl fröhlich rauschend in die blaue Luft, während das Wasser niederfallend ein Becken füllte, in welchem ein Schwan stumm seine Kreise zog. Die meisten Gäste waren wohl schon entflogen, es war still hier. Nur unter den Bäumen des entgegengesetzten Randes der hochgelegenen Schlucht des Teufelsberges wanderten zwei Frauengestalten langsam hin.

Ihr Anblick verursachte mir eine eigenthümliche Gemüthsbewegung, die ich seit lange nicht mehr empfunden. Die Eine, von hohem stattlichem Wuchse, hatte die Andere von zarterer Figur unterm Arm gefaßt, als müsse sie dieselbe aufrechthalten. Ohne uns zu bemerken, schritten die jungen Damen dahin, während ich öfter hinüber schaute. Die Größere in heller Seidenrobe war brünett, wie Eugenie, — die Andere im einfachen schwarzen Gewande aschblond, wie — Hedwig. Ja, wie Hedwig, so zart, so anmuthig, so lieblich. Ihr Gesicht vermochte ich noch nicht zu sehen, aber nach der ganzen Erscheinung, in der etwas Nonnenartiges lag, das mir besonders anziehend erschien, und nach dem blendend weißen Halse unter den weichen Flechten zu schließen, konnte dem Antlitze nichts von weiblicher Schönheit fehlen. Mir fing das Herz leise zu pochen an, als wir uns dem Platze vor der Colonnade des Badegebäudes näherten, wo wir die langsam Dahinschreitenden treffen mußten. Wir kamen den Damen ziemlich nahe, — in der größeren hatte ich bereits die schöne Louise von Edesheim erkannt, die auch in den „Gärten" von Landau hinter mir gesessen war. Nun hob auch die andere das gesenkte bleiche Haupt, und ich sah in ein liebliches, engelschönes, blasses Angesicht, in zwei langbewimperte, tiefblaue Augen, denen die Thränen keine seltenen Gäste sein mochten.

Ich stand wie im Traume. Es war Hedwig, meine noch immer heißgeliebte, betrauerte Hedwig.

Auch sie mußte mich erkannt haben. Jähe Röthe ging einer Todtenblässe vorher, ihr ganzer Körper zitterte so, daß ihre Begleiterin sie stärker faßte, um sie aufrecht zu erhalten. Mir aber war es, als müßte ich sie, lautaufschreiend, bei Namen rufen. Hartenstein verbeugte sich vor den Damen, während sie jetzt rasch um das Gebäude eilten und verschwanden. Ich war starr, bewegungslos gestanden und folgte jetzt mechanisch meinem Freunde unter die Colonnade.

Der Kaffee war bald gebracht. Hartenstein fragte den Kellner, wer die beiden Damen gewesen. Dieser antwortete ziemlich zerstreut:

„Welche Damen?"

„Nun, die vorhin da vorüberkamen, — die hohe Brünette in dem grauen Seidenkleid und die hübsche Blondine, die wie eine Nonne dreinsieht!"

„Ach so! Sie meinen die Dame, welche mit dem Herrn hier ist, der im Duell den Schuß bekommen hat —"

„Und die Andere?"

„Ist auf Besuch gekommen — von Edesheim herüber. Kommt öfter. — Gleich!" rief der Esel von einem Kellner in das Gastzimmer hinein und verschwand auch hinter der Glasthüre mit der Kaffeekanne, ohne sich wieder zu zeigen.

Hartenstein drängte zum Weitergehen, ich wankte neben ihm drein um den Bergvorsprung herum; so oft ich auch zurücksah und meine Augen nach den Fenstern an der Fronte des Badegebäudes richtete, konnte ich doch keine Spur von derjenigen entdecken, die von meinen Blicken und meiner Seele gesucht war. Wir lenkten in das Waldthal des Heimbachs ein und stiegen hinein in den Bergwald, immer höher durch die jungen Föhren, bis die Herbstpracht des Laubforsts uns umfing, — und noch hatte ich nichts gesprochen, aus Furcht mit einem unwillkürlichen Worte das Geheimniß meines Herzens, das tiefe Weh zu verrathen, von welchem meine Brust angefüllt war. Hartenstein war an meine schweigsame, melancholische Stimmung schon gewöhnt. Als wir nun durch den farbenprächtigen Laubwald schritten, hub er an:

„Seltsam, Waldenburg. Mein' ich doch das

hübsche, blonde Mädchen mit dem leidvollen Ausdrucke schon irgendwo gesehen zu haben."

„Du weißt ja nicht, ob's nicht eine Frau ist", brachte ich nach einer Pause hervor.

„Das glaub' ich nun nicht, sie gemahnt eher an eine Nonne", meinte Hartenstein. „Aber gleich viel. Ist uns dieses liebliche Antlitz nicht damals bei der lustigen Partie auf der Madenburg vorgekommen? Ja, halt doch! Auf Parole! Sie begleitete jene stolze Römerin aus den tabernis montanis, die schöne Tochter der Böhämmerstadt, an deren Rocksaum Du Dich zu historischen Forschungen nach Bergzabern ziehen ließest. Ist's nicht so?"

„Ich glaube!" sagte ich düster, aber in einem Tone, der die Fortsetzung dieses Gesprächs nicht wünschte.

Wir waren damit auf einen Bergvorsprung nach Westen hin gelangt und standen vor den grauen Resten eines schönen mittelalterlichen Schlosses, dessen vier Thürme mächtig aus dem Gebüsche ragten.

„Das ist Scharfeneck", sagte Hartenstein, „die Burg, welche der siegreiche Fritz von der Pfalz den Kindern seiner geliebten Clara v. Detten schenkte, deren Nachkommen noch als Fürsten von Löwenstein fortblühen. Sieh, über die Zugbrücke dorten stürmten die Haufen im Bauernkriege in's Schloß; einer der trunkenen Gesellen stürzt in den tiefen Burggraben und steht wohlbehalten wieder auf, was die Kerle für ein Zeichen des Himmels hielten, daß die Burg zerstört werden müsse, trotz ihres vorherigen Versprechens, sie zu schonen, wenn man die Thore der Burg öffne. Und sie wurde ausgebrannt, wie das Kloster Eußerthal drüben und all die Schlösser im weiten Umkreise."

Während Hartenstein dies erzählte, sah ich mich auf Scharfeneck etwas um. Die Ruine ist nicht der Rheinebene, sondern dem Westen zugewendet. Zu ihren Füßen zieht sich vor dem Queichthale her das Ramberger Thal in die weiten, einsamen Wälder hinter dem Weinlande der Haardt, jenseits über dem Dorfe ragt die Ruine Ramberg, aus dem Forste nördlich die von Modeneck. Dorthin zeigte Hartenstein, da an ihrem Fuße der gastliche Hof unsers Jagdfreundes in der Bergeinsamkeit liegt. Meine Augen jedoch schweiften südwestlich über die drei Burgen des Trifels hin in das verschleierte Felsenland des Wasgau, wo meine Liebe so reich aufgeblüht war, um so bald unterzugehen. Während Hartenstein noch einige Sagen der Burg erzählte und dann zum Aufbruch mahnte, sagte ich:

„Mein Bester, ich werde Dich allein ziehen lassen müssen, ich kehre um. — frage mich nicht warum."

„Aber — was fällt Dir ein! Die famosen Weine unsers Freundes, die herrliche Nacht in der Gebirgseinsamkeit, die Jagd in der weiten Waldpracht des Herbstes, — denk Dir nur, hoch oben am Schänzel, wo 1794 der preußische General Pfau unter den Bajonetten der Sansculotten fiel! „Je ne me rends pas à des voleurs!" hatte er noch auf die Aufforderung sich zu ergeben gerufen."

„Er war ein Held, das hat ja auch sein österreichischer Kamerad, Graf Wurmser, in einem Denkmal dort oben anerkannt", erwiderte ich. „Aber es gibt morgen keine Franzosen dort zu bekämpfen, sondern wehrlose Kinder des Waldes, arme Rehe, und dazu fühl' ich mich nicht aufgelegt. Ich kehre um!" —

„In der That", sagte Hartenstein nach einer Weile, „Du könntest uns durch Deine Sentimentalitäten noch die Jagd verderben. Ich lasse Dir Deinen Willen. Adieu! Freund! Verirr' Dich nicht im Walde!"

Und wir schieden, — unsere Wege trennten sich, rasch waren wir einander im Walde aus dem Gesichte geschwunden. An den Rand des Heimbachthales hatte ich mich bald wieder zurück gefunden, und nun zog es mich hinaus aus den Wäldern, die mir nichts bieten konnten. Und was wollte ich? Nur noch einmal sie sehen, die dort außen weilte, so nahe, so nahe, und doch so unerreichbar für mich! Die Sehnsucht nach ihrem Anblicke war eine so brennende geworden, daß ich flüchtig den Waldhang hinunter setzte. Ich wollte sie nur noch ein einziges Mal sehen, und dann meinen Harm forttragen, wohin es dem Schicksale gefiel. An der Papiermühle vorüber durch die Weinberge stand ich wieder vor der Bergmulde, aus der das Badgebäude so stattlich als freundlich blickte. Die Schlucht öffnet sich südwestlich nach der Rheinebene hin, welche hinter den Weinbergen von den letzten Strahlen der herbstlichen Abendsonne schwach beleuchtet im Dufte verschwamm, als ich da mit Herzpochen hinausschritt. Von den zwei Frauengestalten sah ich nichts. Wieder saß ich unter der Colonnade bei einem Glase Wein, ohne der Abendkühle zu achten, auch ohne viel von der lieblichen Aussicht über das Rheinthal hin zu sehen. Schon dämmerte es und ich saß noch immer in Sehnsucht wartend, bis die Liebliche sich zeige.

Zwei Herren kamen jetzt in die Colonnade herein, der eine leicht auf einen Stock gestützt. Ihnen folgten zwei Damen — ach, sie war's! Alle vier setzten sich auf die Bänke in der Colonnade, um noch einige Minuten lang die Aussicht in die Ebene zu genießen. Noch hatte mich Niemand bemerkt, und ich rührte mich nicht in meiner Ecke.

„Weißt Du denn auch gewiß, Hedwig", fragte jetzt die Stimme eines der Herren, „daß er es war?"

„Ach, er war's, lieber Karl!" sprach jetzt Hedwigs Stimme, die alle Saiten meines Herzens erbeben machte. „Nicht wahr, Luise, Du erkanntest ihn auch. Er sah so bleich und abgezehrt aus, ärger als Du, Karl. Gewiß litt er auch."

Nun sah ich nichts mehr als ihre heiß überquellenden Augen, da zwei große Thränen in denselben glänzten. Das Herz schwoll mir im Busen. Sie hatte mich noch nicht ganz vergessen, sie dachte noch meiner an der Seite ihres „lieben Karl!" — Nun ließ sich eine andere Männerstimme vernehmen, die mir wohlbekannt war, denn es war die meines Freundes Franz Stamm.

„Wenn ich nur dagewesen wäre, ich hätte ihn sicher angehalten!“ sprach er. „Ich hätte hören müssen, was denn mit ihm ist. Ich hätte erfahren müssen, ob es ihm denn nicht weh thut, uns Alle so tief dadurch gekränkt zu haben, daß er auf Dich schießen konnte, Karl!“

Jetzt hielt es mich nicht länger in meiner Ecke. Zur Ueberraschung der kleinen Gesellschaft, die sich allein wähnte, trat ich vor. Hedwig stieß einen schwachen stöhnenden Schrei aus, die Herren sahen mich erstaunt an.

„Herr Lieutenant!“ sagte dann Franz kühl und langsam.

Ich machte mich stark, indem ich ihm die Hand hinreichte, die er zögernd ergriff. Dann sprach ich:

„Mein Freund, allerdings haben Sie ein Recht darnach zu fragen und zu hören, wie tief mich das Vorgefallene schmerzt. Und Sie mein Herr“ — wandte ich mich hierauf an meinen verwundeten Gegner — „wenn Sie wüßten, wie leid mir mein Betragen gegen Sie schon gethan und immer thun wird, würden Sie mir eben so von Herzen verzeihen, als ich darum bitte.“

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Entstehung, Verbreitung und Verhütung der Cholera.*)

Schon vor mehreren Monaten drangen beunruhigende Nachrichten über die Fortschritte, welche die Cholera in neuester Zeit auf russischem Gebiete gemacht hatte, nach den westlichen Gegenden Europa's herüber und seit einigen Wochen haben die hieran für Deutschland geknüpften Befürchtungen sich erfüllt: die Cholera hat in den östlichen Provinzen Preußens bereits festen Fuß gefaßt. Ich will es nun versuchen, ein richtiges Verständniß der einschlägigen Verhältnisse herbeizuführen, und ich glaube um so mehr ein williges Ohr zu finden, wenn ich meine Ueberzeugung von vornherein dahin ausspreche, daß es einer wohlgeleiteten, mit der privaten Hygieine Hand in Hand gehenden öffentlichen Sanitätspflege wohl gelingen dürfte, die Seuche, wenn auch nicht zu vertilgen, so doch in ihrer räumlichen Verbreitung auf ein gewisses Maß zu beschränken.

Die Cholera gehört zur Gruppe derjenigen Krankheiten, welche, wie Blattern, Scharlach, Masern u. a., der Einwirkung einer bestimmten, specifischen Ursache auf den menschlichen Organismus ihre Entstehung verdanken, einer Ursache, welche sich in ihrer Wirkungsweise auf den menschlichen Körper den eigentlichen Giften so ähnlich verhält, daß sie mit dem Namen eines „Krankheitsgiftes“ belegt worden ist. Trotz der sorglichsten Untersuchungen sind diese Krankheitsgifte selbst, ihrem Ursprunge und ihrer Natur nach, bisher unbekannt geblieben, bei einzelnen derselben kennt man nur das Vehikel, an welches sie gebunden sind (so bei den Blattern der in den Blatterpusteln enthaltene Eiter, bei der Cholera höchst wahrscheinlich die durch den Krankheitsprozeß hervorgerufenen Darmausscheidungen), man ist aber nur durch die specifische Wirkung, welche jedes dieser Krankheitsgifte auf den Organismus äußert, berechtigt und gezwungen, ihre Realität und spezifische Verschiedenartigkeit anzunehmen und bezüglich ihrer Natur mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit vorauszusetzen, daß sie nicht luftförmige (gasige), sondern flüssige oder feste und organische, vielleicht selbst organisirte Körper, resp. animalische oder vegetabilische Organismen von winzig kleiner Größe darstellen. Die Identifizirung der eigentlich sogenannten Gifte und der Krankheitsgifte erscheint aber nicht nur mit Rücksicht auf die Aehnlichkeit der durch beide Kategorien von Krankheitsursachen hervorgerufenen Krankheitsformen, sondern auch bezüglich des Verhaltens gerechtfertigt, welches die einzelnen Individuen beiden Gruppen von Schädlichkeiten gegenüber erkennen lassen. — Es ist eine bekannte Thatsache, daß ein und dasselbe Gift in gleicher Quantität auf verschiedene Individuen verschieden heftige, unter Umständen nur sehr geringfügige oder auch wohl gar keine Wirkungen äußert; der Grund hierfür ist offenbar in dem verschiedenen körperlichen Verhalten, in der verschiedenen physiologischen „Stimmung“ einzelner Individuen zu suchen, und zwar erscheint dieselbe von Alters- und Geschlechtsverhältnissen, von dem Kräftezustande des Organismus im Allgemeinen, von gewissen Schwächezuständen oder Erkrankungen einzelner Organe ꝛc., zum Theil auch von der Gewöhnung abhängig, eine Thatsache, für welche die tägliche Erfahrung in der Wirkungsweise von Opium, Tabak, Alkohol, selbst Arsenik und anderen Giften zahlreiche Beweise liefert, und welche sich in gleicher Weise auch in dem Verhalten der einzelnen Individuen den einzelnen Krankheitsgiften gegenüber bemerklich macht. Wir sehen, wie ein und dasselbe Krankheitsgift, auf eine Gruppe von Individuen einwirkend, bei einzelnen derselben schwere, bei anderen leichtere, bei dem Reste gar keine Krankheitserscheinungen hervorruft, und auch hierfür ist der Grund unzweifelhaft in dem Umstande zu suchen, daß den einzelnen Individuen, je nach ihrem körperlichen Verhalten eine mehr oder weniger große, resp. eine ganz mangelnde Geneigtheit, Prädisposition, von dem Krankheitsgifte afficirt zu werden, zukommt.

Eine Vergleichung des Wirkungsvermögens und der Verbreitungsweise der einzelnen Krankheitsgifte ergibt wesentliche Verschiedenheiten, deren Kenntniß für das Verständniß der vorliegenden Frage durchaus geboten erscheint. Einige Krankheitsgifte (so namentlich das den sogenannten Wechsel- oder Malariafiebern zu Grunde liegende Gift) erschöpfen sich mit ihrer einmaligen Einwirkung auf den Organismus und vermögen daher von diesem aus nicht mehr inficirend auf andere Individuen einzuwirken, andere (wie das Blattern-, Scharlach-, Masern-, Choleragift u. a.) reproduziren sich innerhalb des Organismus, in welchem sie ihre vergiftende Wirkung entfaltet haben, und können somit vom erkrankten Organismus ausgeschieden und auf andere, gesunde Individuen übertragen, fortdauernd

*) „Nationalzeitung.“

krankheiterzeugend wirken; eben die aus diesen Krankheitsgiften hervorgehenden Krankheiten hat man bisher mit dem Namen der contagiösen oder ansteckenden bezeichnet. — Fortgesetzte Beobachtungen aber haben weiter den Beweis geliefert, daß diese im Organismus reproducirten, von Individuum zu Individuum übertragbaren Krankheitsgifte sich in Bezug auf ihre Wirkungsfähigkeit verschieden verhalten, daß einzelne derselben, wie beispielsweise Blatterngift, schon im Organismus zu ihrer vollen Entwickelung gelangen und sich daher schon unmittelbar nach ihrer Ausscheidung aus demselben wirksam zeigen, andere dagegen, wie speciell das Choleragift, nach ihrer Abscheidung aus dem Körper erst einer gewissen Veränderung, einer Metamorphose — bildlich gesprochen — einer Keimung oder Reifung — bedürfen, um wirksam zu werden. Diese Metamorphose des Krankheitsgiftes ist von gewissen, in der Atmosphäre, im Boden, sowie überhaupt in der ganzen, den Menschen umgebenden Außenwelt gelegenen Einflüssen abhängig, und so lange diese äußeren Bedingungen für ihre Metamorphose fehlen, bleibt das Krankheitsgift unwirksam; während noch die der ersten Gruppe angehörigen Krankheiten behufs ihrer Entstehung und Fortpflanzung nur der Gegenwart des Krankheitsgiftes und der für dasselbe empfänglichen Individuen bedürfen, ist die Verbreitung der zur zweiten Gruppe zählenden Krankheitsformen noch von gewissen in der äußeren Natur gegebenen, gleichzeitig wirksamen Momenten abhängig, welche sich übrigens, wie es scheint, bei den verschiedenen Krankheitsgiften verschieden verhalten. (Forts. folgt.)

„Deutsche Mode."

Dieser Tage fand in Berlin die erste ordentliche General-Versammlung des Vereins „Deutsche Mode" statt. Dortige Blätter bringen hierüber folgenden Bericht:

Die Tendenzen des Vereins sind bekanntlich darauf gerichtet, alle deutschen Gewerbe, welche im Dienste der Mode wirken, möglichst von den Einflüssen des Auslandes zu emancipiren — eine Art friedlicher Ligue antifrançaise. Außer den in Berlin wohnenden Mitgliedern des Vereins hatten sich zahlreiche auswärtige, so wie eine Anzahl von Gästen eingefunden, u. A. Herr Dr. Schwabe, Director des statistischen Bureaus der Stadt Berlin, und Herr Dr. Bruno Meyer, Redacteur der „Deutschen Warte", welche beide sich lebhaft an den Debatten betheiligten. Die Verhandlungen wurden mit einem Hoch auf das geeinigte deutsche Vaterland eingeleitet. Der Director des Vereins, Herr Emil Kuhn, Redacteur des „Illustrirten Moden-Journals", hielt eine Begrüßungsrede, in welcher er kurz die Principien des Vereins entwickelte, und erstattete alsdann den Geschäftsbericht, aus welchem wir entnehmen, daß die Vereinsmitglieder sich aus ganz Deutschland, so wie aus Deutsch-Oesterreich recrutiren. Aus dem von Herrn Meerwald erstatteten Kassenbericht ergab sich, daß die finanzielle Lage des Vereins trotz seines kurzen Bestehens eine so glänzende ist, daß der Verein bereits ein großes, elegantes Vereinslocal miethen, so wie zur Gründung der Fachschule und zum Engagement von Lehrern (mit Gehalten von 600—1500 Thlr.) schreiten konnte. Die Versammlung schritt sodann zur Berathung der verschiedenen Anträge, beschloß auf den Antrag des Hrn. Maurer die Bildung von Sectionen für jeden einzelnen Zweig des großen Reiches der Mode und ließ diesem Beschlusse die That folgen. Auf Antrag des Herrn Meerwald wurde der Unterschied zwischen wirklichen und außerordentlichen Mitgliedern aufgehoben, und demnach ist jetzt die Angehörigkeit an den Verein Jedermann unter gleichen Rechten gestattet. — Hierauf folgte die Berichterstattung über die Berathung des Curatoriums, welche dasselbe in Betreff der Herbst- und Winter-Moden gepflogen, sowie die Publicirung der betreffenden Beschlüsse. Nachdem man sich sodann für die Aussetzung von Prämien für gute Musterzeichnungen entschieden, votirte die Versammlung ihren Anschluß an den Verein für Musterschutz. Mit Beifall wurde die Mittheilung des Dr. Schwabe aufgenommen, daß er, als Mitglied der Verwaltungsbehörde der deutschen Gewerbe-Museen, dahin zu wirken suchen werde, daß alle Gewerbe-Museen (etwa 18 in Deutschland) ihre Sääle für die zu errichtenden Fach-Musterzeichenschulen öffneten. Ein Antrag des Hrn. Emil Kuhn, nach Berlin einen allgemeinen Congreß deutscher Herrenkleidermacher zu berufen, fand einstimmige Annahme, und es soll dieser Congreß im August 1872 stattfinden.

Die Kreuzzeitung bemerkt hiezu: „Wenn die „Mode" nichts taugt, so ist immer besser, sie bleibt eine von außen eingeschleppte Thorheit, als daß sie in Berlin unter allerlei großartigen parlamentarischen Zurüstungen ausgeklügelt wird. „Deutsche Trachten", die nicht mit jeder „Saison" wechseln, — das billigen wir; aber „deutsche Moden", — das eröffnet uns die Aussicht, daß das alte Geschäft nur unter neuer, national-deutsch angestrichener Firma fortgesetzt werden, und auch künftig eine „Mode" die andere ablösen soll, bis man nach Erschöpfung aller möglichen und unmöglichen Formen endlich wieder zu der ersten halb vergessenen zurückgreift. Fort zuerst mit der Modesucht — das Uebrige würde sich schon finden auch ohne „Congresse" von Schneidern oder, wenn das nicht modern genug klingt, von Kleiderkünstlern.

Miscellen.

Unter den vielfachen Heilmitteln gegen die Cholera wurde vor mehreren Jahren auch das Chlorwasser, und zwar in verdünntem Zustande, an erster Stelle genannt. — Der Oberstabsarzt Dr. Dyes zu Hildesheim hat dieses Medicament zuerst vorgeschlagen und damit seinen Angaben nach die wunderbarsten Erfolge erzielt. Er reicht von einer Mischung, welche aus drei Theilen Chlorwasser und einem Theile destilirten Wassers besteht, in 24 Stunden vier bis sechs Mal Anfangs einen Theelöffel, nach erfolgter Abnahme der Krankheit nur noch einige Mal täglich einen halben Theelöffel voll, und läßt zwei Minuten nach dem Einnehmen etwas Wasser nachtrinken, damit die etwas scharfe Medicin im Magen nach erfolgter Wirkung verdünnt werde. Bei stärkerer Verdünnung des Chlorwassers vermindert sich dessen Wirkungskraft wesentlich. Die Darreichung dieses Heilmittels allein genügt aber nicht zur Heilung der Cholera. Es ist vielmehr außerdem noch wohl zu beachten, daß die Cholerakranken in miasmenfreie Räume gebracht werden, und daß die Krankenzimmer scharf gelüftet werden müssen, wenn man glückliche Resultate erzielen will. Bei Wechselfieber und Typhus erkannte man längst, daß Luftveränderung, d. h. Versetzung in reine (miasmenfreie) Luft heilsam sei; dasselbe ist bei der Cholera wie bei allen miasmatischen Krankheiten der Fall. Wer einen Cholerakranken freiwillig in einem mit Miasmen erfüllten Zimmer beläßt, gleicht demjenigen, welcher einen durch Kohlendunst in Scheintod Versetzten in dem dunstigen Zimmer liegen lassen und daselbst Heilmittel anwenden wollte. Die beiden unteren Stockwerke der mit Miasmen erfüllten Häuser eignen sich zur Aufnahme von Cholerakranken entschieden gar nicht. Die höheren Stockwerke eignen sich besser, die luftigen Hausböden am besten zur Aufnahme dieser Kranken. Für Cholerakranke eignen sich hochgelegene Gartenhäuser, Zelte von geölter Leinwand oder Segeltuch, und am besten scharf ventilirte und kleinzellige hölzerne Baracken, welche frühzeitig einzurichten sind, damit beim etwaigen Ausbruch der Cholera zur Aufnahme solcher Kranken Alles bereit ist. — Die Krankenzimmer müssen insbesondere scharf gelüftet werden, doch sind die Kranken gegen jeden directen Zug zu schützen. Die Ventilation der Zimmer wird durch starke Heizung der Oefen vermehrt.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 108. | Speyer, Samstag, den 9. September | 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker**.

(Fortsetzung.)

Mein Gegner erhob sich rasch auf seinem Stocke und griff nach meiner Hand, indem er, sie kräftig drückend, sprach:

„Bitte, kein Wort mehr darüber, Herr Lieutenant Es soll vergessen sein!“

Jetzt kehrte ich mich nach der Seite, wo Hedwig saß. Meine Stimme zitterte, als ich, mich ihr nähernd, sagte:

„Und darf ich mich auch noch an Sie — Sie wenden?“ Ich wußte ja nicht, ob ich Frau oder Fräulein sagen durfte. Ich war tief erschüttert, als ich hingerissen vom Schmerz des Augenblicks fortfuhr: „O Hedwig! Können Sie vergeben? Wenn Sie wüßten, wie mir jeder Augenblick des Kummers, den ich Ihnen verursachte, auf der Seele brennt, Sie würden einem Unglücklichen von Herzen vergeben.“

Wie es gekommen, daß sich ihre Hand in die meinige gefunden, wußte ich nicht. Aber ich umschloß wieder in einem Augenblick seligen Schmerzes das zarte, weiche Händchen. Ein leiser Druck sagte mir, daß sie verziehen, aber ihr Angesicht war abgewandt. Konnte sie meinen Anblick nicht ertragen, oder wollte sie ihre bewegte Miene, ihre Thränen verbergen? Nur zu wohl fühlte ich jetzt, daß ich abbrechen mußte, um nicht von der heftigsten Gemüthsbewegung überwältigt zu werden. Ich wagte es, ihre Hand mit meinen Lippen zu berühren, — dann ließ ich sie los und stürzte fort in die Nacht hinaus.

Auf mir unbekannten Wegen eilte ich fort durch Weinberge und Dörfer, in denen schon die Lichter brannten, und dann auf's öde Feld hinaus. Kühl strich der Nachtwind um meine Stirne, als ich mich endlich auf einer Feldhöhe neben einem Hohlwege fand. Ich wußte nicht, wo er hin führe. Wußte ich es doch auch von dem Wege meines Lebens nicht. Am liebsten wäre es mir gewesen, es hätte gleich da an dem Marksteine ein Ende genommen, vor dem ich stehen geblieben war.

Wilder Verzweiflungsschmerz hatte mich gefaßt. Schwarz lag Alles vor mir. Die glitzernden Sterne des Nachthimmels sandten keinen Strahl in die Hölle herab, die in mir tobte. Ach, ich fühlte es nur zu sehr, — ich konnte nicht entsagen; mir mangelte die Kraft, das Leben zu ertragen, ohne sie.

Und war es denn nicht rasch geschehen! Fühlte ich nicht den kalten Lauf meiner Büchse in meiner krampfhaft geballten Faust! Hier war ich allein in der Nacht, — nur ein Druck mit dem Fuße, und es war Alles vorbei!

Alles? Und der Gram meiner Eltern?

„O mein Vater! O meine Mutter!“ schrie es jetzt in mir auf, während ich hingesunken war.

Meine Stirn lag von meinen Händen verhüllt an den kalten Markstein angelehnt. Ich durfte ja hier, einsam, allein, ungesehen, auf weitem Felde in der Nacht mich meinem grenzenlosen Schmerze hingeben, — ich durfte schluchzen, jammern, klagen. Der Nachtwind stöhnte mit mir und trug meinen Jammer nicht weit. Und da lag ich — wie lange, weiß ich nicht — und wimmerte in die Nacht hinein:

„O Hedwig! Hedwig, warum wartetest Du nicht! O, meine armen, unglücklichen Eltern!“ — —

Da legte sich eine Hand sanft auf meine Schultern, und eine Stimme sprach theilnahmsvoll:

„Herr von Waldenburg, stehen Sie auf von dem kalten Boden, — ich bitte.“

Ich erhob mich rasch. Es war Franz, der mir wohl in die Nacht hinein gefolgt, als ich fortgestürzt war. Er hatte meine Hand gefaßt, drückte sie warm und innig.

„Nicht so traurig, — nur nicht verzweifeln!“ fing er dann mit mehr Gefühl an, als ich ihm zugetraut hätte. „Es ist für jede Wunde ein Kräutlein gewachsen, auch für die Ihrige.“

„Für die meinige nicht“, sagte ich leise und düster.

„Vielleicht doch. Kommen Sie, gehen wir den Hohlweg hinunter, — er führt Sie nach Godramstein, von wo Sie das deutsche Thor vor dessen Schluß noch leicht erreichen. Ich begleite Sie eine Strecke, bis Sie nicht mehr fehlen können.“

So nahm er mich unter den Arm und wir schritten weiter. Da er schwieg, fing ich an:

„Sie waren Zeuge eines vielleicht unmännlichen Schmerzes, der mich nach so vielen Aufregungen übermannt hatte. Es ist jetzt vorüber, ich bin gefaßter, — hoffentlich vergessen auch Sie, lieber Freund, was

Sie gesehen. Es erfährt wenigstens nie ein Dritter davon?"

„Da können Sie ruhig sein", antwortete Franz gelassen. Uebrigens haben Sie sich desselben nicht zu schämen, — auch Andere haben schon solche Stunden gehabt."

„Sie doch nicht, Franz. Ich weiß es, lieber Freund, Sie lieben ein Mädchen, das Ihrer Liebe werth ist und Sie wieder liebt, — was soll das bischen Armuth, das bischen Zuwarten heißen, wenn Beide ausharren!"

„Hm! Sie verstanden mich!" sagte Franz. „Ja, ja, es hat mir so etwas geträumt, daß Sie in einer gewissen Nacht auf dem Bärbelstein gewesen. Gut, wir wollen gegenseitig unsere Geheimnisse bewahren. Aber, lassen Sie sich doch nun einmal sagen, und Sie müssen mir schon jetzt erlauben, so zu fragen: Warum waren Sie doch von je so unfreundlich gegen Vetter Carl? Schon in München nahmen Sie ein abstoßendes Benehmen gegen ihn an, und dann trieben Sie ihn in Landau noch zum Duell, das doch keine Sache für uns Geschäftsleute ist. Wie konnten Sie ihm nur die Kugel in den Leib schießen! War er denn je unfreundlich gegen Sie?"

„Gewiß nie!" sagte ich traurig.

„O, Sie haben uns tief gekränkt, Herr Lieutenant. Vor Allem aber Hedwig, die beinahe verzweifelte!"

„Mein Gott!" rief ich. „Und doch geschah es nur aus dieser unglückseligen Liebe für sie."

„Aus Liebe? Schöne Liebe das. Ich will Sie nicht verletzen, Herr Lieutenant, aber Sie haben doch alles Unglück selbst verschuldet. Wenn Sie Neigung zu meinem armen Bäschen fühlten, hätten Sie unserer Einladung nach Erlenbach damals nicht folgen sollen, denn wir wußten nicht, als wir Sie einluden, daß Sie verlobt waren. Als Sie jedoch einmal da waren, wäre es Ihre erste Pflicht gewesen, uns mit Ihrer Verlobung bekannt zu machen, Ihre zweite — Alles zu vermeiden, was einem so unschuldigen, unerfahrenen Mädchen, wie mein Bäschen, eine Neigung einflößen konnte. Wissen Sie, wir sind nur schlichte Leute, wir können Ihnen auch keine Vorschriften über Lebensart und Takt geben, aber es ist das nun einmal so meine Empfindung, daß es nicht recht von Ihnen gehandelt war. Sie hätten uns und Sich viel Kummer ersparen können und säßen jetzt nicht in einem unseligen Zwiespalt zwischen einer jungen Neigung und einem älteren Verlöbniß, das Sie nicht brechen können."

„Das ich nicht brechen kann? Es ist längst gebrochen!" rief ich.

„Es ist gebrochen? Es existirt nicht mehr? Dann weiß ich gar nicht mehr, was ich denken soll", meinte Franz. „Doch erlauben Sie mir nun eine Zwischenfrage: war Ihre Braut Ihnen aufgedrängt, war sie alt, häßlich oder zu arm?"

„Von allem das Gegentheil", erwiderte ich. „Sie war sehr jung, sehr schön, sehr reich."

„Hm! Dann war es wohl das überaus reizende Mädchen, das auf jenem Balle unsern Carl so entzückt hat, daß er sich nicht satt an ihr schauen konnte. Da er bald Hochzeit hält, darf man ja davon reden. Sie gleicht der Luise auffallend, nicht wahr?"

Die letzte Frage hatte ich überhört und sagte jetzt wieder mit zitternder Stimme:

„Die Hochzeit hat also noch nicht stattgefunden?"

„Nein! Er muß erst völlig gesund werden. Aber Herr Lieutenant", fuhr Franz fort, — „sagen Sie doch, da wir einmal in der Offenherzigkeit begriffen sind, warum haben Sie denn die Verlobung mit einem so schönen und reichen Mädchen aufgelöst?"

„Ach, Franz — das sollten Sie doch wissen, daß mir für meine Liebe kein Hinderniß zu schwer, kein Opfer zu groß sein konnte. Ich habe Alles und hätte noch viel mehr für sie dahin gegeben!"

„Für wen? Meinen Sie Hedwig?"

„Wie können Sie noch so fragen!" kam es stöhnend aus meiner Brust.

Franz ließ eine kleine Pause eintreten. Dann fragte er:

„Aber um's Himmels willen, wenn Sie frei waren und Alles für mein Bäschen gethan, warum kamen Sie denn nicht wieder? Glauben Sie mir, ich weiß es, mit welcher Sehnsucht Sie erwartet wurden?"

„Ich kam — zu spät!"

„Sie kamen zu spät? Hol' mich gleich des Teufels Großmutter, wenn ich Sie verstehe."

„Ach, Franz!" seufzte ich bitter auf. „Drängen Sie mich nicht. Soll ich denn wieder all die Qual und Marter jenes entsetzlichen Augenblicks durchempfinden, wo ich sie in den Armen eines Andern, — ihres Bräutigams sehen mußte?"

„In den Armen ihres Bräutigams? — Wer hat Ihnen denn von einem Bräutigam erzählt?" fragte jetzt Franz, indem er stehen blieb und mich in der Dunkelheit scharf anblickte.

„Nun fang' ich an, Sie nicht zu verstehen", meinte ich darauf. „Ich sah nur zu deutlich sie, die ich über Alles liebte, an der Brust Ihres Vetters Karl."

„So! So! — Gut! — Aber wer Ihnen von dem Bräutigam gesagt hat, das möcht ich doch wissen."

„In der That, Sie sind seltsam, Franz. Noch im Moment, wo ich kam, um mir Hedwigs Hand zu erbitten, hört' ich's an der Sägemühle von unserm Freund Schakob von Bergzabern und dem sogenannten Hammichel, die nur sagten, was der Sägemüller bestätigen konnte."

Franz war einen Augenblick still. Dann hörte ich ihn mit dem Fuße stampfen; und nun kam folgender Herzenswunsch von seinen Lippen:

„Ei, so wollt' ich doch, daß ein Himmelheiligthagelkreuzdonnerwetter den Schakob sammt seinem Hammichel und den Esel von Sägemüller obendrein in die siedig' Höll' 'nunterschlagen thät'! Die haben was Schönes angerichtet. Die Kreuz' sollen Sie allesammt kriegen! O hätt' ich sie nur da, die Mordskameele! — 's ist ja Alles verlogen!"

„Was? Wie?“ rief ich, fast erschreckend vor der aufblitzenden Hoffnung. „Hedwig wäre nicht Braut?“

„Keine Spur!“ schrie der noch immer ingrimmige Franz.

„Ihr Vetter Karl wird sie nicht heirathen?“ rief ich halb außer mir.

„Der heirathet doch wahrhaftig nur seine Luise und nicht seine eigene Schwester! Was für Sachen!“

„Schwester! O Gott! — Hedwig seine Schwester!“ schrie ich wie im Wahnwitze. „Franz, Franz, lieber, herziger Franz — machen Sie mich nicht närrisch! Sagen Sie die Wahrheit. Ist Hedwig wirklich seine — seine wirkliche Schwester?“

„Nun wenn Sie so genau unterscheiden wollen — nur seine Halbschwester.“

Mir schwindelte, ich taumelte, ich nahm ihn um den Hals und rief:

„Guter, lieber Franz, ist es denn wahr, ist es nicht Täuschung?“

„Na, ich werd's doch wissen!“ sagte der Gute und hob wieder die Faust: „Aber wart' nur, ich reiß' dem Sägemüller seine grauen Borsten aus, wenn ich heimkomme, und der Schakob soll mir nur nicht mehr in's Haus! Mit der Bekanntschaft haben Sie doch lauter Unglück gehabt — Böhämmerjagd und —“

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Entstehung, Verbreitung und Verhütung der Cholera.

(Fortsetzung.)

Diese hier in kurzen Zügen entwickelte Lehre von der Natur und Verbreitungsweise der sogenannten Krankheitsgifte gehört der neuesten Zeit an, und wenn dieselbe in Folge der für die Forschung unendlich großen, vor Allem aus der absoluten Unbekanntschaft mit den Krankheitsgiften selbst hervorgehenden Schwierigkeiten vorläufig zum großen Theile nur noch hypothetischer Natur geblieben ist, so hat sie immerhin doch schon manche werthvolle Aufschlüsse über den Verbreitungsmodus der einzelnen hierher gehörigen Krankheiten, und damit bestimmte Gesichtspunkte für eine wirksame Bekämpfung resp. Verhütung derselben geboten, und die folgenden Zeilen sollen eben zeigen, welche Resultate die Forschung in Bezug auf die vorliegenden Fragen für die Cholera ergeben hat.

Die Heimath, d. h. der ursprüngliche Herd des Choleragiftes ist Indien, und das Auftreten der Krankheit außerhalb dieses Gebiets ist stets und unter allen Umständen an eine Verschleppung des Krankheitskeimes durch den menschlichen Verkehr von Ort zu Ort bedingt; es liegt keine sicher constatirte Beobachtung vor, welche die Annahme einer selbstständigen Entstehung der Cholera außerhalb ihrer Heimath rechtfertigte, und wenn es auch nicht in allen Fällen gelungen ist, diesen Verbreitungsmodus durch Verschleppung des Choleragiftes durch den persönlichen oder sachlichen Verkehr zu voller Evidenz nachzuweisen, so liegt der Grund hiefür lediglich in der oft großen Schwierigkeit, die tausendfachen, eng verschlungenen Verkehrsfäden mit Sicherheit zu verfolgen, vor Allem darin, daß das Krankheitsgift nicht nur in den zur vollen Entwickelung gelangten Krankheitsfällen, sondern auch in den leichteren, unter dem Namen der Cholera-Diarrhoee oder Cholerine bekannten Krankheitsformen vom Organismus ausgeschieden wird, und daß eben diese Fälle sich der öffentlichen Aufmerksamkeit am allerleichtesten zu entziehen vermögen. So unzweifelhaft demnach die Verbreitung der Cholera zunächst lediglich von einer Verschleppung des Krankheitsgiftes abhängt, so sicher ist, den zuvor entwickelten Thatsachen gemäß, die Empfänglichkeit für dasselbe an gewisse körperliche Zustände des Individuums geknüpft. Die Erfahrung lehrt eben, daß von einer Gruppe von Individuen, auf welche das Choleragift einwirkt, nur in einem Theile derselben — und zwar in dem für die Erkrankung prädisponirten — das Gift seine Wirkung entfaltet und der Ausbruch der Krankheit erfolgt, und wenn man auch keineswegs in allen Fällen die jene Prädisposition bedingenden körperlichen Zustände nachzuweisen vermag, so kann man im Allgemeinen doch so viel mit Sicherheit aussagen, daß Alles, was das Gleichgewicht der organischen Functionen stört und damit die Widerstandsfähigkeit des Organismus gegen die auf ihn einwirkenden Schädlichkeiten herabsetzt, die Empfänglichkeit für das Gift steigert, daß namentlich krankhafte Zustände desjenigen Organes, in welchem das Choleragift seine erste Wirkung äußert (des Darmkanales), dem Gifte selbst gewissermaßen einen für seine Einwirkung besonders geeigneten Boden schaffen und daß diese Momente daher für das Individuum die Gefahr, von der Krankheit ergriffen zu werden, erhöhen. Eine höchst auffallende Erscheinung in der Geschichte der Cholera, welche die Aufmerksamkeit der Beobachter von jeher in hohem Grade gefesselt und gerade vorzugsweise zu den sich widersprechenden Ansichten derselben über die Uebertragbarkeit und den Verbreitungsmodus der Krankheit beigetragen hat, bildet der Umstand, daß trotz nachgewiesener, zuweilen selbst massenhafter Einschleppung des Krankheitsgiftes durch Cholerakranke an bestimmte Orte die Seuche daselbst keine weitere, zum wenigsten keine epidemische Verbreitung erlangt, sondern sich auf eben jene vereinzelten Fälle beschränkt hat und sodann erloschen ist. Es ist das große Verdienst des um die Bearbeitung der Lehre von der Choleraverbreitung überhaupt hoch verdienten Prof. Pettenkofer, in diese Cardinalfrage Licht gebracht und nachgewiesen zu haben, daß das Choleragift zu denjenigen Krankheitsgiften gehört, denen, wie zuvor gezeigt, nicht eine absolute, sondern nur bedingte Wirkungsfähigkeit zukommt, welche eben von dem Einflusse gewisser äußerer Agentien und einer durch dieselben herbeigeführten Metamorphose des Giftes abhängig erscheint. Am ausgesprochensten macht sich in dieser Beziehung der Einfluß der Temperatur geltend; in ihrer Heimath, wie außerhalb derselben kommt Cholera epidemisch, d. h. in allgemeiner Verbreitung, fast nur in der wärmeren Jahreszeit vor und erlischt fast immer mit Eintritt kalten Wetters; sehr selten haben Choleraepidemien den Winter über-

dauert und in diesen seltenen Fällen waren die Winter zumeist durch besondere Milde ausgezeichnet, die Epidemien aber in ihrer Extensität immer sehr beschränkt. — Ein zweites, hier in Frage kommendes Moment bildet der Boden; zu allen Zeiten und an allen Orten ist die Cholera in ihrem epidemischen Vorherrschen vorwiegend an einen porösen, durchlässigen, d. h. dem Zutritte von Feuchtigkeit und Luft zugängigen Boden gebunden gewesen und hat, wie es scheint, unter diesen Umständen an solchen Orten eine besonders starke Verbreitung erlangt, wo der Boden reich an organischem Niederschlag, besonders animalischen Auswurfstoffen ist, und diese, unter dem Einflusse von Feuchtigkeit und Wärme, sich in einem Zustande lebhafter Zersetzung befanden — Verhältnisse, welche übrigens keineswegs als specifische Förderungsmittel der Cholera-Genese angesehen werden dürfen, sondern, wie es scheint, die Wirksamkeit aller jener Krankheitsgifte wesentlich bedingen und fördern, deren Wirkungsfähigkeit von gewissen Metamorphosen abhängt, die sie erfahren müssen, um überhaupt inficirend zu wirken, wie die Geschichte der sogenannten typhösen Fieber, des Gelbfiebers und andere lehrt.

(Fortsetzung folgt.)

* Pfälzische Literatur.

* Bei Gottschick-Witter in Neustadt ist vor wenigen Tagen eine Karte erschienen, die wir allen Freunden pfälzischer Geschichte — und deren gibt es in jeder gebildeten Familie unseres Landes — gar nicht genug empfehlen können; es ist dieß nemlich die äußerst sorgfältig und sauber ausgeführte „Uebersichtskarte der Pfalz nach dem politischen Territorialbestande im Jahre 1792" bearbeitet von Prof. Rau und Forstamtsassistent Ritter. Vielleicht war kein Theil des alten deutschen Reiches mehr von der Alles hemmenden Plage der Zersplitterung heimgesucht, als die Pfalz; denn wir finden auf dem kleinen Raume nicht weniger als 44 verschiedene Herren angegeben; das Land war hiedurch in nicht weniger als 125 kleinere und größere Gebiete getheilt, die sich in die vielfach zerrissenen und unzusammenhängenden beiden Hauptgebiete von Kurpfalz und Pfalz-Zweibrücken hineinschoben. Kurpfalz allein besaß auf dem linken Rheinufer 18 getrennte, auf dem nunmehr bayerischen Boden liegende Gebiete; die Herzöge von Pfalz-Zweibrücken hatten ihre Besitzungen in 10 einzelnen Stücken auseinanderliegen und das Gebiet des Speyerer Hochstiftes setzte sich aus 9 kleinen Theilen zusammen. Dazu gab es in der heutigen Pfalz damals noch 15 Gebiete, welche zwei, drei und sogar vier Herren gemeinschaftlich waren, sogenannte Condominien. Am buntesten sieht die Karte aus in dem bei Landau liegenden Gebiete. Annweiler war kurpfälzisch, Albersweiler gehörte den Grafen von Löwenstein-Wertheim, dann kam man wieder in das Kurpfälzische bis Landau, das dem Könige von Frankreich gehörte; von dort gegen Speyer durchschnitt der Reisende das Gebiet der Freiherrn v. Dalberg, (Essingen), kam dann in das Kurpfälzische (Oberhochstadt), von dort in das Gebiet des Johanniterordens (Niederhochstadt), dann wieder in das Kurpfälzische (Zeiskam), dann wieder in das Johannitergebiet (Ober- und Niederlustadt), dann in das Kurpfälzische (Weingarten und Schwegenheim) und durch das Hochstift Speyer in das Gebiet der freien Reichsstadt. Nicht weniger als 8 Landesgrenzen nebst den dazu gehörigen Plackereien hatte man so auf einer Reise von Landau nach Speyer zu überschreiten. Es ist keine der geringsten Wohlthaten der französischen Revolution, die Pfalz von dieser Ueberwucherung des sonst im politischen Leben gewiß berechtigten Individualismus befreit zu haben. Die vorliegende Karte ist sehr belehrend, und bei dem großen Fleiße der Bearbeitung und bei der sehr hübschen Ausstattung können wir den Preis (1 fl. 48 kr.) durchaus nicht zu hoch finden. Möge diese Karte die verdiente weite Verbreitung finden.

Miscellen.

Der Wintergarten auf dem Dache des königlichen Palais in München wird in den „Reiseplaudereien" von Franz Wallner folgendermassen geschildert: Wir müssen hoch steigen, auf die Plattform des Palastes, bis dieser wunderbarste aller Gärten der Welt sich uns erschließt. Durch die fast überreichen, aber wunderbar geschmackvollen Arbeitszimmer des jungen Bayernkönigs, in je Roth, Blau oder Gold in wirklich fürstlicher Pracht strahlend, treten wir in diese Zufluchtsstätte der Romantik. Die Wunderwelt der Tropen, die ganze Farbenpracht des tiefen Südens leuchtet uns entgegen wie ein Traumbild, das verkörpert vor uns liegt. Das Himalayagebirge, unter Leitung Schlagintweits von einem talentvollen Schüler Piloty's gemalt, liegt vor uns, an dessen Fuße ein auf Glas gemaltes Wasserbecken in wechselnder Beleuchtung einen zauberischen Effect hervorbringt. Die ganze Pflanzenpracht des Aequators liegt vor uns ausgebreitet, riesige Bananen, zierliche und hohe Federpalmen, umrankt von farbenglühenden Orchideen, ein Meer von Blumen und seltenen Gräsern, seltenen Schlingpflanzen und anderen Kindern der Sonne, von kreischenden Papageien und zarten Colibris bevölkert, blendet den verwirrten Blick. — Inmitten der Feenlandschaft liegt ein See, der 70 Fuß lang, 40 Fuß breit und 4 Fuß tief ist, auf dessen ultramarinblauen Wogen, welche durch eine verborgene Maschinerie im sanften Wellenschlag sich bewegen, stolze Schwäne auf- und niederziehen, und reichverzierte Kähne sich wiegen. Am Ufer entlang finden wir ein prachtvolles Zelt von blauer Seide in reicher Stickerei von Gold starrend, während in einiger Entfernung eine lauschige Binsenhütte und ein prächtiger indischer Kiosk zur Ruhe einladen. Die Wassermasse des Sees kann in der Tiefe mit elektrischem Licht und am Rande mit zahllosen Flammen erleuchtet werden, ebenso der auf Glas gemalte Wasserspiegel am Fuße der schneebedeckten Bergeshöhen. Die Sängerin, Fräulein Scheffsky, wird manchmal befohlen, in der Ferne sanfte Lieder ertönen zu lassen, an den Ufern des Zauberflusses. Es liegt in der Gewalt des Maschinisten, denselben im Sturm, in wilden Wogen aufzuregen, oder im sanften Morgenlicht erglänzen zu lassen. Das Ganze ist eine Erfindung des genialen Hofgärtners Effner. Der Weg in dieses Märchenland ist nur sehr wenig Auserwählten sichtbar. — — —

Wasserglas ist als billigstes und bestes Waschmittel für Hauswäsche sehr zu empfehlen, und leistet Unglaubliches. In einer Mischung von 20 bis 30 Theilen 40 bis 50° R. warmen Wasser mit 1 Theil Wasserglas legt man die Wäsche Abends hinein, und bearbeitet sie des Morgens mit einem Stock, nachdem man die Brühe vorher mit etwas warmen Wassers wieder aufgewärmt hat, dann legt man die Wäsche zum Ablaufen über ein Brett oder Stock, und findet an der schmutzigen Brühe, die zurückbleibt und abläuft, daß der größte Schmutz bereits aus der Wäsche entfernt ist, was davon noch in der Wäsche sitzt, läßt sich leicht durch etwas Seife entfernen. Es ist nun rathsam, die Wäsche nochmals mit einer schwachen Wasserglaslösung (auf 50 Theile 36—40° R. warm, nimmt man 1 Theil Wasserglas) zu behandeln, und dann mit reinem warmen Wasser auszubrühen. (Noch einfacher geschieht dies in der Waschmaschine.) Die auf diese Weise erhaltene Wäsche ist blendend weiß und bedarf der Bleiche nicht, dazu ist das Verfahren wesentlich billiger und einfacher als das gewohnte mit Seife und Soda.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 109. Speyer, Dienstag, den 12. September **1871.**

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Was aber lag mir an Schakob und seiner Bekanntschaft! Ich wußte mich noch immer nicht in alle diese Lösungen so unheilvoller Conflicte zu finden, und schon taumelte ich in Entzücken, das freilich in Wehmuth getaucht war, da ich meine Leiden nicht so rasch vergessen konnte. In tiefen Herzensseufzern löste sich die Qual vom beklommenen Gemüthe. Und nun erinnerte ich mich mit wahrem Entsetzen an die Möglichkeit, der Mörder des Bruders der Geliebten zu sein. Wie viel hätte gefehlt, wie viel durfte die Kugel tiefer eindringen, um mich als fluchbeladenen, elenden Mörder unter dem Himmel irren zu sehen! — Franz riß mich aus den schauderhaften Vorstellungen.

„Hören Sie einmal“, fing er wieder an, „das waren böse Mißverständnisse, verwünschte Irrungen, die so leicht das schrecklichste Ende nehmen konnten. Man darf gar nicht daran denken, und das wollen wir auch nicht. Wenn ich mir nur in's Gedächtniß zurückrufe, was Hedwig gelitten hat, schaudert mir. Sie hätten das arme Kind sehen sollen, wie es, den Kopf matt auf die Hand gestützt, im Garten saß und hinaus sah gegen die Straße — Tag für Tag. Und Niemand kam. Endlich kam der, den sie nicht sehnsuchtsvoll erwartete, mit ihrem Bruder. Es war unser Vetter Karl Brinkner, steinreich, aber ein seltsamer Kauz, der sich schon von Hedwigs Eltern das Kind zur Frau versprechen ließ und nun kam, von der Jungfrau das Jawort zu holen. Er war auch zufrieden, als er es nicht erhielt, und erzählte, als eigne Erlebnisse, nach wie vor Anecdoten, die schon unser Großvater von seiner Großmutter gehört. Dann richtete er sich die paar Häärchen auf dem Scheitel zusammen und fuhr ab. Hedwig aber verlebte einige glückliche Tage mit dem Bruder, dessen ausgebreitete Geschäftsreisen ihn lange abgehalten hatten, sein Schwesterchen zu besuchen. Dann kam das unglückliche Duell, das Carl nicht verhindern konnte. So sehr man es vor Hedwig geheim hielt, kam sie doch dahinter, daß Sie der Gegner waren. Sie hätten sie sehen sollen, wie sie in die Knie sank und ihr Gesicht verzweiflungsvoll in ihren Händen barg, wie ihr die Haare aufgelöst über die Schultern fielen und der Körper zusammengeknickt gleich Espenlaub zitterte.“

„O halt ein, Franz!“ rief ich erschüttert. „Und jetzt, jetzt?“

„Sie schwärmt für den Gedanken, den Schleier zu nehmen.“

„O mein Gott! Und wenn ich — komme?“

„Weiß nicht, was sie sagen wird. Aber kommen Sie bald. — Da liegt Godramstein, — ich muß nach Gleisweiler zurück. Eilen Sie, daß Sie noch vor Thorschluß die Stadt erreichen.“

Fünftes Capitel.

Auf der Höhe.

Wie war die Nacht so lang! Wie träge schlichen die Stunden! Mir bangte, daß von heut auf morgen noch die Welt einstürzen könnte, so mißtrauisch war ich ob des schwindelnd hohen Glücks, zu welchem ich blitzschnell aus den schwärzesten Schatten der Unterwelt emporgestiegen war.

Ich wußte nicht mehr, wie ich den Schneckengang der Stunden in jener Nacht beschleunigen sollte. Ich nahm alle meine Bücher wieder vor, die mir treu geblieben waren; keines vermochte mich zu fesseln. Ich griff zum Kalender und suchte nach dem Namen Hedwig. Das unterhielt mich wie die köstlichste Lectüre. Lange, lange fand ich ihn nicht und schon fürchtete ich, er finde sich gar nicht in dem elenden Almanach, als ich zu meiner Ueberraschung endlich fand, daß der nächste Tag, der auf diese Nacht folgte, den Namen Hedwig trug. Das machte mich ganz glücklich, und so schlief ich ein.

Am frühen Morgen schon ging ich aus den Thoren. Es war wieder ein heiterer, frischer Octobertag. Um Landau herum war schon Weinlese, in den besseren Weinbergen an der Haardt jedoch noch nicht. Fröhlich wanderte ich in den Feldern hin und her, nur noch von der Ungeduld und Unruhe der Erwartung geplagt. Das Badhaus von Gleisweiler hatte ich schon längst in's Auge gefaßt, eben so die hohe St. Annakapelle an dem Abhange des Teufelsberges. Endlich, als ich die Stunde für schicklichen Besuch

herangenaht glaubte, schlug ich den Weg in die Bergmulde hinter Gleisweiler ein und schritt mit pochendem Herzen auf das Badgebäude los.

Als ich unten nach Herrn Fabricant Baumann fragte, führte man mich über die Stiegen empor nach einer Reihe von Zimmern. Ich pochte an eine Thüre und man rief Herein! Als ich eingetreten war, bemerkte ich, daß in dem Salon eine Art Familienrath abgehalten wurde. Denn da saß nicht blos der Bruder Hedwigs, sondern auch Franz, dann Luisens Mutter und Hedwigs Tante, die Frau Räthin. Der Bruder Hedwigs erhob sich nicht ohne einige Anstrengung und ging mir dann ohne Krückenstock entgegen, um mir nicht gleich beim Eintritt das unglückselige Duell in's Gedächtniß zurückzurufen. Franz verhielt sich ruhiger, die beiden Damen aber saßen mit mehr Gravität da, begrüßten mich mit mehr Förmlichkeit, als mein warmes Herz verlangte. Mir fing es an, beklommen zu Muthe zu werden. Ich hatte gehofft, nur Hedwig bei ihrem Bruder zu treffen, jetzt war weder sie selbst noch Luise hier zu sehen. Dafür war ich den prüfenden, ernsten Blicken der beiden alten Damen ausgesetzt.

Zum Glücke begrüßte mich Hedwigs Bruder etwas herzlicher und lud mich zum Niedersitzen ein. Die Frau Räthin fragte ziemlich kühl nach meinem Befinden, und meine Befangenheit stieg, als ich merkte, daß man von mir eigentlich eine Erklärung meines Besuches erwarte. Zum Glücke gab das schöne Wetter ein sehr interessantes Thema für die Unterhaltung, und bei dieser Gelegenheit erfuhr ich auch, daß dieses Wetter die Frau Räthin verlockt habe, aus dem still gewordenen Gebirgsthälchen mit Franz da herauszufahren in's Weinland, um einmal auch das neue Bad zu sehen und den Namenstag Hedwigs mitzufeiern. Hedwig aber denke noch gar nicht daran, daß heute ihr Namenstag sei.

Ich sah mich dabei mehrmals um, ob denn ihre liebliche Gestalt nicht in's Zimmer trete. Die Tante aber verweilte jetzt, was mir sehr lieb war, bei ihren Reden von Hedwig. Das Mädchen, sagte sie seufzend, denke überhaupt jetzt an nichts mehr, als an ihre Schwärmerei für das Kloster. Was daraus noch werden solle? Auch singe sie auf ihrem Clavier, das man ihr hierher gebracht habe, fast gar nicht mehr, und wenn je einmal, dann nur ein gewisses Lied, das man früher nicht von ihr gehört habe. Das singe sie aber so ganz traurig, daß es einem das Herz umwenden könne.

„Kennen Sie das Lied nicht, Herr v. Waldenburg?“ wandte sich dann die Tante direct an mich. „Die Composition habe ich schon früher gehört. Es ist eine getragene Melodie, eine Art Lied ohne Worte. Nun hat aber Hedwig Strophen dazu gefunden und unter die Noten gesetzt. Vielleicht errathen Sie den mir unbekannten Dichter. Es muß dort auf dem Notenpult obenauf liegen.“

Ich wandte mich um, und sah das Heft liegen. Alsbald ergriff ich dasselbe, und meine Augen weideten sich an den weichen Schriftzügen Hedwigs. Die letzte Nummer des Heftes mußte wohl das Lied enthalten, von dem die Tante sprach.

„Wollen Sie es nicht laut vorlesen, Herr v. Waldenburg?“ fragte sie jetzt.

„Mit Vergnügen!“ erwiderte ich und las folgende von Hedwigs Hand niedergeschriebene Strophen, zuerst ziemlich ruhig, dann immer bewegter:

O mein Lieb! O mein Lieb!
Daß du mich verlassen,
Ob ich dir auch treu verblieb; —
Ach, wie kann ich's fassen!
Deinem Wort im blüh'nden Thal
Lauscht' ich unerfahren,
Als im Garten wir beim Mahl
Einst so glücklich waren.

Ach, vorbei! Längst vorbei
Ist das Blühn und Prangen.
's war ein wunderschöner Mai!
Alles ist vergangen.
Kommst Du nochmals doch zurück,
Hast mir Lieb geschworen!
Ach, vorbei ist alles Glück,
Seit die Treu verloren.

Weißt du noch? Weißt du noch,
Wie wir Morgens wallten
Auf des Berges grünem Joch,
Bis die Glocken schallten?
Da wir still und treu vereint
In die Buchen kamen:
Weißt du noch, wie du geweint,
Als wir Abschied nahmen?

Ganz leise hatte ich die letzte Strophe gelesen, bis mir die Stimme in wehmüthiger Ergriffenheit unter Thränen ganz erstarb. Ich hatte mein Gesicht ab und gegen das Clavier gewandt, auf dessen Tasten meine Hände mit dem Hefte niedergesunken waren.

Im Zimmer war eine Pause eingetreten. Hinter mir schluchzte Jemand leise. Dann nahten mir Schritte.

„Lieber Herr v. Waldenburg“, sagte eine weiche zitternde Stimme, in der ich die der Tante Hedwigs kaum wieder erkannte. „Trösten Sie sich. Hedwig wußte es nicht besser!“

Die Matrone hatte meine beiden Hände erfaßt, indem sie fortfuhr:

„Hedwig weiß es jetzt noch nicht anders, als daß sie verlassen ist. Es wird ihr die schönste Bescherung an ihrem Namenstage sein, wenn Sie es ihr selbst sagen, wie falsch das sei.“

„Und wo find' ich sie denn?“ fragte ich.

„Fragen Sie dorten bei ihrem natürlichen Vormund, ihrem Bruder.“

Ich eilte auf diesen zu, auf halbem Wege kam er mir entgegen. Unsere Hände fanden sich und ich sagte:

„Sie haben mir schon so großmüthig verziehen. Nun können Sie mich zum Glücklichsten auf Erden machen, wenn Sie mir sagen, daß es Ihnen keine Pein ist, mich als Gatten Ihrer Schwester zu sehen.“

„Nicht blos keine Pein, sondern eine große Freude, mein lieber Herr v. Waldenburg“, sagte der edle Mann. „Aber Hedwig hat selbst über ihre Hand zu

verfügen, — Sie müssen zusehen, ob Sie ihr den eingebildeten Schleier abzuheben vermögen."

„Ach, wo ist sie? Wo ist sie?"

„An einem Orte, wo sie gerne verweilt, seit sie hier ist. Vielleicht weil man von ihm aus die Blicke bis in die Straßen einer gewissen Bundesfestung vordringen lassen kann. Franz wird die Freundlichkeit haben, Sie dahin zu begleiten. Grüßen Sie mir meine Luise, die auch mitgegangen ist. Nun aber erlauben Sie mir nur noch eine Frage. Haben sich Ihre Eltern über die Auflösung des Verhältnisses zu der schönen reizenden Tochter der Hauptstadt getröstet?"

„Getröstet und geben ihren Segen zu dem weihevolleren Bunde. Hier — —" sprach ich und suchte aus meinem Taschenbuch den betreffenden Brief meines Vaters hervor, den ich dem Bruder Hedwigs überreichte — „lesen Sie selbst, damit volle Klarheit zwischen uns herrsche. Lesen Sie, indeß ich meinem Glück entgegen eile." —

„Gemach, gemach!" rief hinter mir auf der Treppe mein Franz, „Sie wissen ja noch gar nicht, wo ich Sie hinführen soll."

„O kommen Sie rasch!" entgegnete ich fröhlich, und nahm ihn unterm Arm. „Es geht in den Himmel!"

„Wenigstens ihm nah' genug! Es wird für mich ein saurer Weg werden. Der Tausend! Da müssen wir gleich links den Berg hinan!"

(Schluß folgt.)

Ueber Entstehung, Verbreitung und Verhütung der Cholera.

(Fortsetzung.)

Eine Erklärung des Wirkungsmodus der hier genannten Potenzen auf das Krankheitsgift liegt sehr nahe; es macht sich hier das allgemeine Gesetz geltend, daß ein in Zersetzung (Gährung oder Fäulniß) begriffener organischer Stoff diesen Zersetzungsprozeß anderen organischen Stoffen, welche mit ihm in dauernde Berührung kommen, mittheilt, und daraus eben erklärt sich der Umstand, daß alle jene Krankheitsgifte, und mit ihnen das Choleragift, auch unabhängig von den genannten Bodenverhältnissen überall da die für die Erlangung ihrer Wirkungsfähigkeit nothwendige Metamorphose erfahren, wo durch anderweitige Zersetzungsvorgänge derselbe Prozeß in ihnen angeregt wird. — Eine von der Wissenschaft bis jetzt noch nicht überwundene Schwierigkeit für die Erklärung bieten jene Fälle, in welchen trotz Gegenwart des Krankheitsgiftes und der für die Entwickelung desselben nothwendigen Bedingungen die Krankheit dennoch nicht zu einer epidemischen Verbreitung gelangt; wahrscheinlich spielt in vielen derartigen Vorkommnissen der Zufall die Hauptrolle, während in anderen Fällen im Boden oder in anderen Umständen begründete, bisher unbekannt gebliebene Einflüsse die Entwickelung des Choleragiftes hindern oder dasselbe von vornherein unwirksam machen mögen.

Es fehlt selbstverständlich nicht an Theorien, welche auch über diese eines exacten Nachweises bedürftige Erscheinung Aufklärung zu geben geeignet sein sollen, und am bekanntesten unter denselben ist die von Pettenkofer in ingeniöser Weise entwickelte, sogenannte Grundwassertheorie, der zufolge Cholera sich epidemisch nur auf einem durchlässigen Boden zu entwickeln vermag, der durch das aufsteigende Grundwasser oder (wie Pettenkofer später zugegeben hat) durch athmosphärische Niederschläge zuvor vollkommen durchfeuchtet und alsdann nach Sinken des Wassers, resp. Abnahme der Bodenfeuchtigkeit, der Einwirkung der Luft wieder zugängig geworden ist; eine unbefangene Beurtheilung der Thatsachen aber lehrt die Unhaltbarkeit dieser, wie aller anderen bisher aufgestellten Theorien, und es erscheint daher, wo es practische Bedürfnisse gilt, gerathen, den Maßstab für das Handeln nicht in derartigen Theorien, sondern in constatirten Thatsachen zu suchen. An diese den Ursprung und die Entwickelung des Choleragiftes betreffenden Untersuchungen reiht sich naturgemäß die Frage, in welcher Weise, resp. auf welchen Wegen das wirksam gewordene Krankheitsgift vorbereitet und auf den menschlichen Organismus übertragen wird.

Nach Allem, was über den Krankheitsverlauf bekannt geworden ist, unterliegt es wohl kaum noch einem Zweifel, daß das Choleragift seine erste Wirkung auf die Schleimhaut des Darmkanals entwickelt, mag es unmittelbar vom Munde aus durch Hinabschlucken oder, was weniger wahrscheinlich, durch die Athmungs- und Circulationsorgane dahin gelangen; jedenfalls muß das Gift denjenigen Stoffen beigemengt sein, welche der Mensch durch den Mund aufnimmt, also der athmosphärischen Luft oder den Speisen und Getränken; die Erfahrung spricht dafür, daß bald diese, bald jene den Träger des Choleragiftes abgeben und somit die Einführung desselben in den Organismus bedingen. — Das in den Choleraauswürfen enthaltene Krankheitsgift gelangt mit denselben in die Closets, an die Wände der Ableitungsröhren derselben und in die Senkgruben, von diesen aus oder auch direct in den Boden, oder in die von den Cholerakranken benutzte Leib- und Bettwäsche; unter dem Einflusse der zuvor besprochenen Potenzen erfährt das Gift an der einen oder andern der hier genannten Oertlichkeiten, und zwar, wie es scheint, innerhalb zwei bis drei Tagen diejenigen Veränderungen, welche seine Wirkungsfähigkeit bedingen und kommt so mit dem aufsteigenden Luftstrome in die Athmosphäre, und alsdann direct bei der Aufnahme von Luft durch Mund und Nase oder, nachdem es sich zuvor auf Speisen oder Getränke niedergeschlagen, mit diesen in den Organismus. Eine sehr mächtige, in weitem Umfange wirksame Quelle für die Choleravergiftung bildet aber das aus inficirten Flüssen, Quellen oder Brunnen gewonnene Trinkwasser, indem das Gift entweder durch directes Hineinschütten von Choleraauswürfen in Flüsse oder Bäche gelangt, aus welchen das Wasser für Küchenzwecke unmittelbar genommen oder durch Wasserleitungen fortgeführt wird, oder indem es vom Boden her in die Brunnenkessel

dringt; hieraus erklärt sich die Gefahr, welche aus einer Anlage der Brunnenkessel in der unmittelbaren Nähe von Senkgruben bei durchlässigem Boden resultirt, indem unter diesen Umständen mit dem flüssigen Inhalte der Senkgruben die das Gift enthaltenden Choleraauswürfe aus den Reservoirs in den Boden und von hier aus in den Brunnenkessel gelangen können; andererseits aber läßt sich recht wohl begreifen, wie Schwankungen in der Bodenfeuchtigkeit resp. im Grundwasserstande eine solche Aufsaugung des mit Choleraauswürfen durchtränkten Bodens fördern und, bei der Abhängigkeit, in welcher die Füllung der Brunnenkessel vom Grundwasserstande steht, unter gewissen Umständen ein schnelles Abfließen des Grundwassers gegen die Brunnen begünstigen und damit zu einer um so intensiveren Vergiftung des Brunnenwassers Veranlassung geben können. Die ausgezeichneten Arbeiten englischer Aerzte und Ingenieure über die Cholera-Epidemien der Jahre 1854 und 1866 in London geben über die durch Beimischung von Choleraauswürfen herbeigeführte Vergiftung des Trinkwassers und des davon abhängigen Auftretens der Krankheit in den von einzelnen Wassercompagnien versorgten Stadttheilen, Straßen, Häusern und selbst einzelnen Wohngelegenheiten höchst werthvolle Aufschlüsse und auch anderweitige in Deutschland, Frankreich u. a. gemachte Beobachtungen liefern zu dieser Lehre von der Verbreitung der Cholera durch Trinkwasser wichtige Beiträge.

Ich habe mich bemüht, in den vorhergehenden Zeilen die wichtigsten Gesichtspunkte über den Ursprung, die Entwickelung und Verbreitung der Cholera in gedrängter Kürze zusammenzustellen; auf eine weitere, namentlich durch Thatsachen belegte Ausführung derselben mußte ich und konnte ich um so eher verzichten, als es mir wesentlich darauf ankommt, zu zeigen, welche Angriffspunkte die Cholera in ihrer Entstehungs- und Verbreitungsweise der öffentlichen und privaten Hygieine für eine Bekämpfung der Seuche bietet und in welcher Weise die hieraus abstrahirten Maßregeln gegen die Krankheitsverbreitung am wirksamsten ins Werk gesetzt werden können.

Behufs einer wirksamen individuellen allgemeinen Vorsorge gegen Cholera kommen, den zuvor entwickelten Thatsachen entsprechend, folgende Gesichtspunkte in Betracht: 1. Verhütung der Einschleppung des Krankheitsgiftes; 2. Beseitigung einer etwa bestehenden individuellen Prädisposition und vorsichtige Lebensweise zur Verhütung der Ausbildung einer solchen; 3. Zerstörung des Krankheitsgiftes und möglichste Beseitigung derjenigen Momente, welche die weitere Entwickelung der Metamorphose desselben fördern; 4. Verhütung der Infection des Trinkwassers mit dem Choleragifte und Abschluß verdächtiger Räume, Brunnen und Wasserleitungen; endlich 5. Vorsicht in der Behandlung der mit Choleraauswürfen besudelten Gegenstände, sowie der von Cholerakranken gebrauchten Leib- und Bettwäsche.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

München, 5. Sept. Das bayerische Nationalmuseum wurde, wie man der „Allg. Ztg." berichtet, in jüngster Zeit durch zwei Musikinstrumente bereichert, die ihrer Entstehung und der daran haftenden nationalen Erinnerung wegen allgemeines Interesse beanspruchen dürften. „Zwei Soldaten vom k. bayer. Infanterieregiment „Kronprinz", 8. Compagnie, erheiterten während der Belagerung von Paris ihre Kameraden durch ein improvisirtes Duo auf der Guitarre und Geige, die der eine der Concertanten mit eigener Hand aus Cigarrenschachteln mittelst Taschenmesser, Glasscherben und Leim gefertigt hatte. Eine auf den Instrumenten angebrachte Photographie stellt beide Krieger in dieser Unterhaltung dar. Sobald die ausgewählten Waffenstücke als Zeugen dieses großen Krieges der deutschen Nation durch gütige Vermittlung des k. Kriegsministeriums angekommen und mit der chronologisch geordneten, nunmehr bald vollendeten Sammlung von Waffen in dem genannten Museum vereinigt sein werden, wird dieses friedliche Bildchen, welches diese zwei Instrumente gewähren, neben dem furchtbaren Ernst und der gewaltigen Größe erst die rechte Wirkung erlangen. An und für sich unbedeutend, werden diese Guitarre und Geige in solchem Zusammenhange dem denkenden Menschen nicht werthlos erscheinen.

Warschau. In Rußland ist ein großer Scandal geschehen, der alle höheren Gesellschaftskreise in Aufregung versetzt hat und von den Organen der Tagespresse mit Entrüstung besprochen wird. Der Sprosse einer der ältesten und angesehensten russischen Adelsfamilien, Fürst Schachoffskoj, hat in seiner Eigenschaft als Präsident der ständischen Verwaltung des Gouvernements Pskow nicht blos sämmtliche seiner Verwaltung anvertraute Gubernialfonds und außerdem 12,000 Rubel Silber zur Linderung des Nothstandes bestimmte Unterstützungsgelder unterschlagen, sondern auch öffentliche Documente und von ständischen Verwaltungs-Commissarien erstattete Berichte gefälscht und falsche Wechsel in Umlauf gesetzt. Diese Unterschlagungen und Fälschungen, so umfangreich und verderblich in ihren Folgen sie auch sind, haben dennoch die an derartige Verbrechen gewöhnte russische öffentliche Meinung weniger empört, als der nachträglich bekannt gewordene Umstand, daß der Vorstand der ständischen Gubernialverwaltung Bedenken trug, den fürstlichen Betrüger zur gerichtlichen Verantwortung zu ziehen, und schon entschlossen war, die unterschlagenen Gelder durch eine Repartirung auf die Gouvernements-Insassen wieder aufzubringen und dadurch die Sache zu vertuschen. Nur der Zufall fügte es, daß der Staatsprocurator von dem verübten Verbrechen Kenntniß erhielt, und dieser besaß Muth genug, gegen den fürstlichen Betrüger die gerichtliche Untersuchung einzuleiten.

Homonyme.

Saß und schrie mit voller Lunge
Zugehall'nen Ohr's der Junge,
Weil er soll am nächsten Morgen,
Was das Wort erheischt, besorgen.
Und der Morgen kam, die Hörer
Stutzten, zornig rief der Lehrer:
„Schweig! ich seh' es, zu den schlechten
Merkern zähl' ich Dich mit Rechten."

Eine sonst verhältnißlose
Köchin im Hotel zur Rose
Sollt' für's nächste Festdiniren
In der Küche debutiren.
„Böse Kost" — Frau Wirthin dachte,
Und vom Wort Gebrauch sie machte:
„Denn mit ungeschickten Mägden
Ist kein ew'ger Bund zu flechten."

Auflösung der Charade in Nr. 106.
Maulbeerbaum.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 110. Speyer, Donnerstag, den 14. September 1871.

* Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau von August Becker.

(Schluß.)

Die freundliche Bergwiege, in der das Bad Gleisweiler liegt, ruhte bald vom Glanze der Herbstsonne erfüllt in der farbereichen Tiefe hinter uns; von den Kastanien rauschten fahle Blätter und reife, süße Früchte fielen in das Laub, durch das wir emporwateten. Ich zog an Franz wie ein Postpferd, bis wir endlich aus dem Kastanienwald hinauf zu einer Waldhöhe kamen, von der ich die St. Annakapelle hoch oben über den Weinbergen von Burrweiler blinken sah, während die ganze oberrheinische Ebene sonnenhell zu ihren Füßen lag.

Da müssen wir hinauf!" sagte Franz, indem er nach der Kapelle deutete. „Es ist da recht schön im Sommer, wenn die Wallfahrten sind zu dem heiligen Berge der St. Anna. Aber mein Freund, man läuft nicht so dabei den Berg hinan."

„Ei, führt der Weg da in die Bucht und dann hinan?"

„Ja, an der Klause vorüber zur Fröhlichslust!"

Ohne ein weiteres Wort eilte ich von ihm fort. Wie oft hatte ich die St. Annakapelle von dem Teufelsberg herab in die weite Ebene blicken sehen, ohne zu ahnen, welche selige Wallfahrt auch ich noch da hinauf unternehmen würde. Mit solcher Lust ist noch keiner der tausend Wallfahrer, die allwöchentlich im Spätsommer da hinauf wallen, hinan gelangt zu der herrlichen Höhe, als ich an jenem Herbsttage. Ich hatte das Kapellengut erreicht und sah Niemanden. Ich schaute nicht in's herrliche Land hinaus, das vom Taunus bis in's Breisgau unten lag, — mein Blick hing nicht an den düstern Mauern der Rietburg drüben, nach welcher einst ein kühner Raubritter die Kaiserin selbst schleppte, als sie nach dem Trifels vorüber reiten wollte, — auch nicht an der malerischen Kropsburg, wo sonst die Dalberge gewohnt und jetzt Bettler thronen, — auch nicht am Hambacher Schloß, noch auf all den Reizen der weinreichen Haardt, sondern nur auf der schmucklosen Wallfahrtskapelle selbst, die sich da vor mir in die blaue Herbstluft abzeichnete.

Als ich mich jetzt mit klopfendem Herzen dem Eingange zuwenden wollte, trat eine hohe Frauengestalt aus demselben. Sie erkannte mich alsbald, — es war die schöne Luise, die Braut von Hedwigs Bruder.

„Ah!" rief sie leise und legte den Finger an den Mund. „Es ist schön, daß Sie kommen. Ich hoffte es sehr, und es ist Zeit!"

„O Fräulein, wo ist Hedwig?" sprach ich außer mir, wenn auch flüsternd.

„Hier innen", wisperte Luise und deutete auf die Kapelle. Ich wollte hineinstürmen, aber die schöne Braut Carls hielt mich am Arme. „Nicht hier an diesem Orte, — sie betet!"

„Sehen darf ich sie doch!" flehte ich.

„Kommen Sie, aber leise. Hedwig scheint alle Hoffnung aufgegeben zu haben. Still, dort kniet sie!"

Ja, dort kniete sie in der stillen Halle, dort lag sie hingesunken die zarte, holde Gestalt, vom schwarzen Seidengewand umschlossen. Gleich einer Braut des Himmels lag sie hingegossen, das blonde Haupt tief auf die Stuhllehne hingebeugt, — während ihre Gestalt bebte in tiefem Schmerze. Ihre Thränen flossen, aber man hörte kein Schluchzen.

Ich selbst konnte kaum mehr an mich halten. Luise führte mich zurück von dem Eingange.

„Dort", sagte sie, „verweilen Sie noch etwas hinter der Sakristei. Sie wird gleich herauskommen. Ueberraschen wir sie nicht zu frühe."

Luise hatte Recht, — jetzt kam Hedwig mit langsamem Schritte und leisen Tritten aus der Kapelle an meinem Verstecke vorüber. Ich sah ihr in das liebliche, bleiche, durchsichtige Antlitz, von dem sie sich die Thränen trocknete, und ich meinte vergehen zu müssen vor Schmerz und Wonne. Sie hatte mich nicht bemerkt, sondern ging mit gesenktem Haupte nach einer nahen Bank, auf die sie sich niederließ. Das Köpfchen auf die Hand gestützt saß sie da und schaute in der Richtung von Landau in die Tiefe. Auf ihrem Busen glänzte ein goldenes Kreuz, — so sah ich sie vor mir wie eine Braut des Himmels, während Luise wieder zu ihr getreten war.

„Hedwig", sprach sie. „Meinst Du nicht, daß er heute wieder kommt."

„Er kommt nicht mehr", erwiderte das Mädchen mit schwacher Stimme und hoffnungslosem Tone.

„Wenn er nun doch käme", fuhr Luise fort

„Wenn er heute käme, um Dir zu Deinem Namenstage zu gratuliren?“

„Ist mein Namenstag? Ach, was wird es ihn kümmern, — dachte ich doch selbst nicht daran! Luise, flöße mir nicht falsche Hoffnungen ein“, fügte Hedwig traurig hinzu.

„Das thu' ich nicht, Hedwig. Franz hat ihn gestern noch in der Nacht getroffen. Denk Dir nur, er hat seine Verlobung mit dem schönen Mädchen in München rückgängig gemacht.“

Hedwig schaute die Freundin an, als zweifle sie an deren Worten.

„Und warum denn?“ fragte sie dann leise.

„Einer Andern zu Liebe, die ihm theurer ist.“

Hestig fing an heftig zu zittern.

„Dir zu Liebe!“ fügte Luise hinzu; und Hedwig zitterte noch stärker.

„Ach, Luise, Du täuschest mich. — Warum kam er denn nicht?“ fragte sie nach einer Pause, und die Thränen flossen ihr wieder über die Wangen, als sie ihr Gesicht in die Hand legte und unter heftigem Schluchzen an das Geländer der Bank lehnte.

Keine Macht der Erde hätte mich länger zurückzuhalten vermocht. Ich war in wenigen Sätzen an der Bank und umschlang des Mädchens Kniee.

„Hedwig! Hedwig, meine holde, fromme Braut! Ich war nicht treulos, Hedwig! meine einzige, geliebte Hedwig.“

Ein schwacher Aufschrei entrang sich ihrer Brust. Dann sah sie in Thränen auf mich nieder, als könne sie nicht glauben, was ihr wiederfuhr. Aber in meinen Armen, an meiner Brust, an welcher ihr Busen wallte und ihr Herz pochte, lernte sie daran glauben. Ihre Arme hatten mich jetzt umschlungen, ich hielt sie fest an mich gepreßt. So vergingen Minuten und wir hatten kein weiteres Wort gesprochen, hatten uns noch nicht losgelassen. Die Welt unten ahnte nicht, welches Glück die Herbstsonne auf jener blauen Höhe beschien, und wir wußten nichts von der Welt. Selbst Luise, welche mit überquellenden Augen auf uns schaute, war von uns vergessen. Hedwigs Antlitz ruhte glühend an meinem Halse, den ihre Arme umschlangen.

Endlich aber ließ ich sie etwas mehr los, um ihr Angesicht zu suchen, ihre Wangen, ihre Lippen, ihre Augen zu küssen. Trunken vor Seligkeit fing ich immer wieder von Neuem an, und als Hedwig zu wehren begann, stammelte ich:

„Nur noch diesen, im Namen meines Vaters, nur noch einen für meine Mutter, die Dich ja tausendmal grüßen und küssen läßt!“ —

„Na! Na! Na! Na! soll denn das kein Ende nehmen? Ist das Tausend noch nicht voll?“ ließ sich jetzt des Vetters Franz Stimme vernehmen, indem er neben Luise schon geraume Zeit die in ihr Glück Verlornen betrachtet hatte.

Jetzt flog Hedwig aus meinen Armen auf Vetter und Freundin zu.

„Franz, Luise“, rief sie. „Er liebt mich doch! Er liebt mich dennoch! O daß Amychen wüßte, daß er mich noch liebt.“

„Ja, wir sehen es!“ sagte Franz, während Luise lächelnd meine Hedwig umschloß. „Also meine Gratulation zum Namenstag der glücklichen Braut unsers Freundes! Nun aber rasch in's Badhaus hinunter, wo wir mit Ungeduld erwartet werden.“

Und wir flogen hinunter, Hedwig von meinen Armen umfangen, halb getragen. Wir flogen hinunter und meinten doch himmelauf zu fliegen. Schon im Kastanienhain kamen uns der Bruder, die Tante und Luisens Mutter entgegen. Der Umarmungen, der jauchzenden Worte und Freudenthränen gab es so viele, daß ich sie nicht alle herzählen könnte. Und wie sollte ich es zu schildern vermögen, das Glück, das mich und meine holde Braut an jenem schönen Herbsttage beseelte! —

„Lieber Bruder“, sagte endlich Luisens Bräutigam zu mir, „hier den Brief Deines Vaters, des herrlichen Mannes. Aber sage mir doch, warum willst Du Deinen Abschied einreichen? Ah, Du erröthest. Ich kann mir es denken. Wenn Du aber sonst keine Bedenklichkeiten gegen den Offiziersstand als Gatte hast, so behalte die Epauletten nur immer. Deine Braut kann nicht blos die Caution, sondern noch etwas Erkleckliches darüber stellen.“ Das sagte er mit einem bedeutsamen Lächeln und fuhr fort: „Ich muß als seitheriger Verwalter ihres Vermögens, das am besten wissen. Und wenn auch Reichthum allein nicht glücklich machen kann, so ist es doch eine angenehme Zugabe — wie Dein prächtiger Vater schreibt. Jetzt entschuldige — ich will Deinen Eltern sogleich eine Einladung zu meiner Hochzeit zusenden.“ — —

Und noch strahlten schöne Herbsttage über der Weinlese an der Haardt, als auch meine Eltern schon in der Pfalz waren, und sich des reichen Landes, noch mehr aber ihrer holden Schwiegertochter und des Glückes ihres Sohnes freuten. Meine Mutter war völlig darüber getröstet, daß Eugenie Baronin geworden; ihr „Herzenstöchterlein“, wie sie Hedwig nannte, war ihr so lieb geworden, daß ich ordentlich eifersüchtig ward. Und so war und blieb es auch, als meine Gattin mir nach der Hauptstadt gefolgt war, da der Herr Kriegsminister jetzt zu einer Beförderung in eines der hauptstädtischen Regimenter die Hand bot. Noch öfter haben wir die Pfalz und die gute Tante zu Erlenbach besucht, die, seit Hedwig fort war, in ihrer Einsamkeit eine innige Zuneigung zu Amychen gefaßt hatte, so daß sie ihr, als Franz sein Glück davon abhängig machte, gerne die Rechte einer Schwiegertochter in ihrem Hause und Herzen einräumte. Sie hatte das bis zu ihrem Tode nicht zu bereuen.

Meine Hedwig war auch im großstädtischen Leben glücklich. Die Vorführungen der Werke unserer großen Dichter auf dem Theater, die classischen Odeonsconcerte und die Schöpfungen der Kunst, an denen die Stadt so reich, machten ihr Leben auch außer dem Hause zu einem genußreichen. Ihre Freude an der Natur ließ sie bald die Schönheiten unseres Hoch-

landes, der Thäler und blauen Seen dorten empfinden und lieben. Welche herrliche Sommer verlebten wir mit unsern Eltern in der grünen Almenwelt!

Mir aber ward an ihrer Seite das Loos eines der Hochbeglücktesten dieser Erdenwelt. Und als sie nach einer schönen Reihe von Jahren von mir Abschied nahm, um zur ewigen Heimath einzugehen, war sie noch so hold, so fromm, so gut, wie da ich sie zum ersten Male an mein Herz geschlossen. Sie war mir gestorben, aber nicht verloren. Wo ich mich hinwende, wandelt ihre Erscheinung mit mir, ungetrübt und rein, hold wie im Leben. Sie wandelt mit mir auf die höchsten, eisgekrönten Spitzen meiner Lieblingsberge in den Alpen, wohin sie mir lebend nicht folgen konnte, und schwebte neben mir im heftigsten Kugelregen eines unglücklichen Krieges, wo ich den Tod nicht gesucht, aber auch nicht gemieden habe. Und sie ist mir auch heute noch die Trösterin in einsamen, schmerzlichen Stunden. Sie hat die ewige Ruhe und ist glücklich, — und ich bin nicht unglücklich.

Ueber Entstehung, Verbreitung und Verhütung der Cholera.

(Schluß.)

Es kann selbstverständlich nicht meine Aufgabe sein, hier des weiteren alle diejenigen Maßregeln ausführlich zu besprechen, welche geeignet erscheinen, den aus den genannten Gesichtspunkten hervorgehenden Folgerungen zu genügen; ich muß mich darauf beschränken, einzelne Momente hervorzuheben, um bestehende Mißverständnisse zu beseitigen, oder solchen, die aus den vorliegenden Mittheilungen etwa entstehen könnten, vorzubeugen. Die wirksamste, eine wahrhaft radicale Maßregel gegen die Verbreitung der Cholera wäre die Verhütung der Einschleppung des Krankheitsgiftes durch Cholerakranke, wie eine solche denn auch in der That durch die Anlage von Sperren und Quarantainen in Vorschlag gebracht und hie und da versucht worden ist. So viel sich von einem idealen Standpunkte für die Maßregel sagen läßt, so wenig spricht die Erfahrung für die Wirksamkeit der Sperre und Quarantaine, soweit dieselben eben ausführbar sind, ohne dem allgemeinen Verkehre unheilbare Wunden zu schlagen; ein absoluter Schutz durch Sperren wäre allenfalls nur für kleine Inseln mit wenigen Häfen und anderweitig schwer zugängige Küsten denkbar; schon die Einführung einer Quarantaine in einem großen Hafen dürfte, Angesichts der unendlich schwierigen Controle der leichteren und leichtesten Cholerafälle bei Ankunft zahlreicher verdächtiger Schiffe, in ihrer Wirksamkeit sehr problematisch sein und vollkommen illusorisch werden diese Maßregeln da, wo der Verkehr nicht blos zu Schiffe, sondern auch und wesentlich zu Lande und namentlich auf Schienenwegen besteht; hier hört jede Controle, jede Möglichkeit einer Absperrung oder der Anlage von Quarantainen auf. Die an Stelle dieser von einzelnen Staaten oder Städten eingeführte Durchräucherung der aus Choleragegenden zugereisten Fremden oder zugeführten Effecten ist ebenso barbarisch als albern, und so müssen wir uns, bezüglich des zuerst genannten Punktes, vorläufig mit dem Wunsche begnügen, daß durch die auf die Verhütung von Verschleppung der Cholera gerichteten Anstrengungen von Seiten der Engländer in Indien nicht sowohl eine Verhütung der Einschleppung der Krankheit von Indien nach anderen Gegenden der Erdoberfläche, als vielmehr, was jedenfalls leichter ausführbar, eine Ausschleppung der giftigen Seuche aus ihrer Heimath angestrebt werde. —

Bezüglich des zweiten Punktes, Berücksichtigung der individuellen Prädisposition, will ich nur auf das allgemein verbreitete Mißverständniß hindeuten, welches das Auftreten von Cholera in Individuen an Erkältungen, Magenüberladungen, den Genuß gewisser auf die Verdauungsorgane besonders intensiv wirkender Nahrungs- und Genußmittel und an ähnliche Schädlichkeiten knüpft; alle diese Einflüsse können mannigfache Krankheiten erzeugen, niemals werden sie zum Ausbruche von Cholera Veranlassung geben, wenn das betreffende Individuum nicht gleichzeitig vom Choleragifte inficirt wird, aber sie steigern die Prädisposition desselben für die Erkrankung in der oben angedeuteten Weise und erhöhen damit die Gefahr der Erkrankung an Cholera zur Zeit einer Epidemie.

Besonders wichtig ist das richtige Verständniß dessen, was in Bezug auf den dritten Gesichtspunkt für eine wirksame Prophylaxe gegen Cholera gefordert werden muß und erreicht werden kann; es handelt sich dabei einmal um Beseitigung derjenigen Momente, welche das Gedeihen oder die weitere Entwickelung des Krankheitsgiftes fördern, und sodann um eine Zerstörung dieses Giftes selbst. Gegen die in erster Beziehung wirksamen Einflüsse der Temperatur, der Bodendurchfeuchtung, des Standes und der Schwankungen des Grundwassers, des Gehaltes des Bodens an Faulstoffen, und andere ähnliche, hierbei in Betracht kommende Momente sind wir absolut machtlos, nur nach einer Richtung hin vermögen wir eine wirksame Thätigkeit auszuüben: wir können der Anhäufung thierischer Abfallstoffe, besonders excrementitieller Natur entgegentreten und die Zersetzung dieser da, wo sie bestehen, unterbrechen oder doch beschränken. Ob es gerathen ist, zur Zeit des Vorherrschens von Cholera, oder selbst zur Zeit eines drohenden Ausbruches derselben an die Räumung von Senkgruben und ähnlichen Reservoirs zu gehen, ist eine Frage, welche, meiner Ansicht nach, mit der äußersten Vorsicht behandelt werden muß; jedenfalls erscheint es geboten, derartige Maßregeln so frühzeitig als möglich vorzunehmen, damit bei Ausbruch der Seuche die mit jener Umwühlung der Faulstoffe unvermeidlich verbundene Steigerung der in denselben vor sich gehenden Zersetzungsprozesse sich bei weiterer Verbreitung der Cholera nicht mehr fühlbar machen. Unter allen Umständen, mag eine derartige Räumung vorgenommen oder unterlassen sein, gebietet es die Vorsicht, die in jenen Reservoirs stattfindenden Zersetzungsvorgänge durch solche Mittel zu beschränken oder auch wohl ganz zu unterdrücken, welche erfahr-

ungsgemäß Gährungs- und Fäulnißprozesse aufheben, also durch sogenannte desinficirende Mittel (Chlorkalk, Karbolsäure, übermangansaure Salze u. s. w.), und die Anwendung dieser Mittel ist um so bestimmter geboten, als sie gleichzeitig dazu dienen, der zweiten Aufgabe zu genügen, d. h. auf die in die Senkgruben u. s. w. kommenden Auswürfe selbst in der Weise zu wirken, daß eine weitere Veränderung des in diesen enthaltenen Choleragiftes hintangehalten, also die Entwickelung des eigentlichen Krankheitsgiftes verhindert wird. Gerade diese Rücksicht bildet, meiner Ansicht nach, einen der Kernpunkte der ganzen Cholera-Prophylaxe, gerade in dieser Beziehung ist die Aufmerksamkeit des großen Publicums vorzugsweise wach zu rufen und demselben aufs dringendste zu empfehlen, in allen, den leichtesten, wie den schwersten Fällen, von Cholera nicht blos die von den Kranken abgeschiedenen Auswürfe auf's Gründlichste zu desinficiren, sondern in den zur Aufnahme derselben bestimmten Gefäßen stets ein Desinfectionsmittel bereit zu halten, in derselben Weise die mit den Auswürfen beschmutzten Gegenstände (bes. Wäsche) einer strengen desinficirenden Reinigung zu unterwerfen und dieselbe Vorsicht bei der Reinigung von Choleraleichen zu beobachten.

Bezüglich des vierten Punktes endlich bedarf es kaum der Erwähnung, daß die öffentlichen Behörden die Wasserversorgung einer Stadt oder Ortschaft zur Zeit des Vorherrschens von Cholera schon in benachbarten Orten und noch mehr nach Ausbruch der Krankheit am Orte selbst mit der ängstlichsten Umsicht zu überwachen, verdächtige Brunnen oder Quellen geradezu zu schließen, und für gutes Trinkwasser zu sorgen haben; der privaten Hygieine ist es dringend zu empfehlen, den Gebrauch des Wassers aus solchen Brunnen zu meiden, welche in durchlässigem Boden in der Nähe von Senkgruben angelegt sind, vor Allem natürlich dann, wenn in die betreffenden Gruben Choleraauswürfe geschüttet sind; man lasse sich durch die anscheinende Reinheit und Frische solchen Brunnenwassers nicht täuschen und gebe sich nicht jenem allgemein verbreiteten Irrthume hin, der nur aus dem Geruche und Geschmacke seine Schlüsse auf die Qualität des Trinkwassers zieht.

* Schutz gegen Cholera.

Aus roher Salzsäure wird durch Zusatz von gemahlenem Braunstein Chlorgas entbunden, und es übertrifft diese Mischung sowohl durch ihre intensive, als nachhaltige desinficirende Wirkung alle bis jetzt für diesen Zweck in Anwendung gekommenen Mittel. Beide Materialien sind zudem sehr billig, und ihre Anwendung ist höchst einfach. Auf 1 Pfund Säure genügen 2 Eßlöffel voll Braunsteinpulver, welches man immer erst bei der Anwendung unter Umrühren der Säure zusetzt. Da der Chlorentwickelungsprozeß ein stetiger (und viel ergiebiger als bei Chlorkalk) ist, so werden dadurch nicht bloß die festen und flüssigen Substanzen, wie Stuhlausleerungen u. dgl. unschädlich gemacht, sondern das in der umgebenden Luft sich verbreitende Chlorgas reinigt auch diese von schädlichen Beimengungen, ohne in solcher Verdünnung besonders zu belästigen. Es dürfte dieses Mittel, bei welchem die zerstörende Wirkung des Chlors in statu nascenti eine ganz besonders kräftige ist, alle übrigen Desinficirungsmittel überflüssig machen.

Nach der Ansicht des Einsenders tragen die Fliegen zur Verbreitung des Cholera-Contagiums ganz wesentlich bei, weil sie dasselbe auf die Menschen zu übertragen vermögen, indem sie den nur für Menschen gefährlichen Krankheitsstoff in sich aufnehmen, und beim Einbohren ihres Saugrüssels in die Haut (Stechen) wieder abscheiden. Dadurch erklärt sich auch die räthselhafte Erscheinung, daß oft die robustesten und scheinbar am wenigsten prädisponirten Persönlichkeiten, trotz aller Sorge für Schutz vor Ansteckung, plötzlich von der Cholera ergriffen werden, daß ferner im Spätsommer wo die Fliegenplage am größten ist, auch die Cholera am ärgsten wüthet, und daß endlich bei eintretender Kälte mit dem Verschwinden der Fliegen auch die Cholera nachläßt.

Obiges Desinficirungsmittel vermag aber nicht nur das Cholera-Contagium zu zerstören, sondern hält auch die Fliegen, welche den wässrigen Choleraausleerungen sehr geneigt sind, ferne, da sie sich nicht in die mit Chlorgas geschwängerte Luftschichte wagen. B.

Miscellen.

Nürnberg, 11. Sept. Soeben ist aus der hiesigen Erzgießerei, Gebrüder Lenz und Heroldt, die Erzstatue Theodor Körners im Guß vollendet hervorgegangen. Das Modell der Statue, welches den Dichter und Helden in geistvollster characteristischer Auffassung darstellt, ist von Prof. Dr. Hähnel in Dresden gefertigt und bis in die geringsten Einzelheiten auf das Trefflichste wiedergegeben. Die Statue wird am 23. September d. J., dem 80. Geburtstag Theodor Körner's, in seiner Vaterstadt Dresden vor der Kreuzschule feierlich aufgestellt werden. (N. Corresp.)

Berlin, 5. Sept. Der kleine americanische Strauß im Zoologischen Garten hat seinen Appetit auf Goldschmuck noch nicht gestillt. Seit dem ersten Medaillon, welches er durch den Schlund in den Magen wandern ließ, verschluckte er noch ein zweites, gab es jedoch in der vorigen Woche auf demselben Wege wieder von sich, wie das erste. Ob das Bildniß in dem Medaillon etwa „bezaubernd schön" war, läßt sich freilich nicht mehr erkennen, die Kapsel selbst aber ist unverletzt. Man sollte denken, daß derlei Vorfälle Andern zur Warnung dienen müßten, allein erst am 2. September wurde dem Vogel wieder mehrfach Gelegenheit geboten, sein Gelüste nach Schmucksachen zu befriedigen und sich zwei Ohrringe und ein Stückchen Goldkette zu langen.

Die in Brussa anwesenden Aerzte suchten den Statthalter Ali Riza Pascha zu veranlassen, daß er den seit Jahrhunderten in der Stadt angehäuften Schmutz beseitigen und die Chane und andere öffentliche Gebäude desinficiren lasse. Ohne auf diese Vorschläge einzugehen, erließ der Pascha folgende Verordnungen: 1. der Verkauf der Forellen ist untersagt; 2. wenn die Epidemie noch heftiger wird, haben alle Behörden ihre Thätigkeit einzustellen, um den Beamten die Flucht zu erleichtern.

Eine sehr traurige Katastrophe hat am 1. September zu Dietenheim in Württemberg sich zugetragen. In diesem Orte wird nämlich der Kirchthurm restaurirt und kommt dabei ein sog. „fliegendes Gerüst" zur Anwendung. Fünf Knaben im Alter von 8 bis 13 Jahren ließen sich durch einen Maurer an diesem Gerüste bis zur Höhe des Thurmes ziehen. Als sie oben angekommen waren, brach das Seil des Gerüstes und letzteres sammt den Knaben stürzte nach der Tiefe. Während des Falles schlug das Gerüst auf einem Vordache auf und leerte die Knaben aus, so daß diese zuerst auf die Erde fielen und von dem nachfallenden Gerüste bedeckt wurden. Vier der Knaben sind bereits ihren schrecklichen Verletzungen erlegen. Vor der Hausthüre des „Gasthofes zur Rose" stand die Mutter und sah mit an, wie ihre beiden Söhnchen in der schrecklichen Katastrophe umkamen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 111. Speyer, Samstag, den 16. September 1871.

Mein Freund Peildorf.*)

Von Ernst Volmar.

Erstes Capitel.

Der Leser möchte wissen, wer M. K. ist.

In Wiesbaden angekommen, wohin mich ein vor der Hand noch schüchtern auftretender rheumatischer Anfall gewiesen hatte, fiel mir zunächst, und zwar schon am Bahnhof, mein ehemaliger Studiengenosse und Corpsbruder Peildorf in's Auge, der sich, wie ich gehört, in der angenehmen Lage befand, als Badearzt Liebling der fashionablen Damenwelt und dabei noch unverheirathet zu sein.

Mein Freund hatte früher, zur Zeit unserer gemeinschaftlichen Studien in Bonn, den ruhmreichen Namen des den Damen gefährlichsten Corpsseniors mit so viel Selbstbewußtsein getragen, daß ich mich nicht im Mindesten gewundert hatte, als mir unterwegs schon meine Reisebegleiterinnen, zwei liebenswürdige junge Damen mit ihrer Mama, wahre Wunderdinge von seinen Erfolgen erzählten. Sie hielten ihn übrigens zu gleicher Zeit für einen Spötter, der unter der Maske der Schwermuth viel Grausamkeit verberge. Mit einem Wort, der Badedoctor sei die eigentliche Anziehungs- und Heilkraft des Badeortes.

Ich betrachtete mir nun, während ich, meinen Schein in der Hand, mit dem einen Auge aus den zahlreichen, zierlich mit Messing beschlagenen Koffern den meinigen aufsuchte, mit dem andern meinen Mann, und mußte mir wohl sagen, daß seine Erscheinung mit seinem Ruf im besten Einklang stehe. Seine Figur hatte sich, ohne die Elasticität, die ihn vor einigen Jahren als vorzüglichen Turner, Fechter und Tänzer ausgezeichnet hatte, verloren zu haben, kräftiger ausgebildet, und die weltmännische Ruhe der Formen und Bewegungen verlieh ihm, wie man es auf den ersten Blick mit Leichtigkeit zu beurtheilen vermochte, eine gewisse vornehme Ueberlegenheit. Seine Kleidung war, ohne jede Gesuchtheit in Schnitt und Farbe, vollkommen modern, sein Gesicht endlich — Gott weiß, durch was, vielleicht durch den etwas bräunlich gewordenen Teint — verdüstert, aber gerade darum doppelt anziehend. Statt des frühern Schnurrbartes trug er jetzt einen wohlgepflegten Vollbart, der die Männlichkeit seiner Erscheinung erhöhte.

Ich hatte meinen Koffer schon gefunden und war im Begriff, meinen Freund zu rufen und ihm um den Hals zu fallen, bemerkte jedoch noch zur rechten Zeit, daß er eine stumme Comödie aufführte, die vielleicht nicht für Zuschauer berechnet war. Ich nahm meinen kleinen Koffer selbst zur Hand, stellte mich in einiger Entfernung auf dem Perron auf und wartete eine günstigere Gelegenheit zur Begrüßung ab.

War die schmächtige, blonde Dame, welche eben mit einem überaus melancholischen Lächeln ein spitzenbesetztes Taschentuch auf die schwimmenden Augen drückte, eine Patientin Peildorfs, so schien er jedenfalls die Kranke vor der Heilung aufgegeben zu haben, vielleicht weil er die Krankheit für weniger gefährlich hielt, als die Dame selbst es wünschen mochte. Wenigstens bemerkte ich, selbst aus einiger Entfernung, einen ironischen Zug auf seinen Lippen, der bedeutend von den ernsthaft gemeinten Thränen der hübschen Dame abfiel, welcher er die Hand zum Abschied reichte; ja, ich hätte darauf schwören mögen, daß er ihr in Gedanken dazu sagte: „Trösten Sie sich, schöne Dame. Curire ich Sie nicht, heilt Sie vielleicht mein Nachfolger. In kritischen Fällen führt oft ein Wechsel der Luft oder auch der — Aerzte, kurzum „Veränderung", eine günstige Wendung herbei. Nur um Alles in der Welt, nehmen Sie nichts von der tragischen Seite!" —

Die bildhübsche Dame stieg nun auf den Tritt des Wagens, sich noch mehrmals unter Thränen mit demselben sanften, verzweifelten Lächeln rückwärts nach Peildorf wendend, der indessen, als ginge ihn das nicht im Geringsten mehr an, sich im Besitz aller Sinne und voller Vernunft eine Cigarre ansteckte und dabei mehr zerstreut als absichtlich nach einer entgegengesetzten Richtung starrte.

Eine hagere, zur Thür herauslangende Männerhand hob hierauf die Schöne in den Wagen hinein, zugleich gelang es mir auch, den Eigenthümer dieser Hand zu betrachten, dessen Gesicht sich hinter den Fensterscheiben ungefähr ausnahm, wie ein vertrockneter Chesterkäse unter der Glasglocke.

Der Schaffner schlug die Thür zu, der Zug flog hinweg, und als ich mich nach Peildorf umsah, um ihm meine Gegenwart bemerkbar zu machen, war er längst wieder im Gespräch mit meinen Reisebegleiterinnen,

*) „Das neue Blatt".

die scheinbar zwecklos Arm in Arm auf dem Perron gelustwandelt hatten. Ich mußte meinen Freund um seine gesellschaftliche Leichtigkeit, seine Haltung und die ungezwungene Sicherheit, mit welcher er auftrat, beneiden, als habe er das echte Lebenselixir erfunden.

Als er mich endlich gewahrte, ließ er die Damen mit einer anmuthigen Verbeugung stehen und kam dann in raschen Schritten auf mich zu. Wir schüttelten uns die Hände ohne großes Wortgepränge. „Brav, daß Du da bist!“ rief er und musterte mich zugleich mit einem prüfenden Blick vom Kopf bis zu Fuße, als brenne er darnach, die Diagnose festzustellen. „Und noch besser“, fuhr er fort, „daß Du gesund bist, denn wie ich sehe, Du brauchtest zu Deiner Herstellung nur hierher zu kommen und anstatt des Actenstaubes die frische Reiseluft zu athmen. Hast Du Dein Absteigequartier schon gewählt?“

„Ich werde in den „Vier Jahreszeiten“ absteigen“, sagte ich, „mich aber zugleich bemühen, eine Privatwohnung zu finden, da mir das unruhige Hotelleben im höchsten Grade lästig ist.“

„So solltest Du sans façon mein Gast sein. Ein Bett ist bald aufgeschlagen, und meine Haushälterin —“

„Nicht um die Welt!“ fiel ich ein. Denn abgesehen davon, daß ich bei Dir von der Gesellschaft des Genius loci so ziemlich absehen müßte, da Du den Tag wenig zu Hause sein wirst, möchte ich selbst meine eingewachsenen Junggeselleneigenheiten auch nicht den allernothwendigsten Rücksichten auf die Gastpflichten opfern. Ich will vor Allem Ruhe haben und habe die gegründetste, auf Erinnerungen früherer Zeiten gestützte Befürchtung, in Deiner unmittelbaren Nähe nur Unruhe zu finden.“

„Gut denn, darüber also später!“ rief Peildorf lachend. Dann trennten wir uns mit der Verabredung, uns nach einer Stunde in meinem Hotel zu treffen, während welcher Zeit Peildorf in seiner Eigenschaft als Arzt die Fürstin Alice besuchen wollte, die zum Gebrauch der Bäder sich in Wiesbaden befand.

Er erschien sehr pünktlich in meinem Zimmerchen im obersten Stockwerk. Ich hatte gerade Toilette gemacht und fühlte den lebhaftesten Wunsch in mir, nach der ermüdenden Reise meine Glieder in Bewegung zu bringen und bis zur Essenszeit einen nicht zu langen Spaziergang zu machen.

Peildorf war mit Bereitwilligkeit dabei und so schlenderten wir denn Arm in Arm auf einem Spazierweg einher, der um die Stadt führt.

Der Wagen der Fürstin Alice fuhr an uns vorbei. Peildorf machte Front und die hohe Dame grüßte huldvoll.

Unmittelbar nachher folgte eine Equipage, in welcher zwei Damen mehr lagen, als saßen. Auch diese Damen grüßten Peildorf und es schien mir, als ob die jüngere, ein auffallend schönes, charakteristisches Gesicht, mit einem verstohlenen Lächeln und Blinzeln der Augenlider nochmals rückwärts gesehen hätte. „Die Gräfin Lorris und ihre Tochter aus Paris“, erwiderte Peildorf auf meine Frage kurz und kalt.

„Ein schönes Geschöpf!“

„Das finden so Viele, daß ich mich dem allgemeinen Urtheil anbequemen muß“, war die trockene Erwiederung. — „Das Mädchen sollte bald heirathen“, fügte er nach einer kurzen Pause bei, „und es ist möglich, daß dies nicht allzu lange mehr auf sich warten läßt. Ihr Vater ist todt und ihre lebenslustige Mutter, die ihre besten Kräfte bald verpufft haben wird, ist im Besitze von Millionen —“

„Eine Partie für Dich, Herr Badearzt!“

„Gewiß“, lachte Peildorf. „Wenn mir nur nicht gewisse Schönheiten ein unüberwindliches Vorurtheil dagegen einflößten, an ihrer Seite den Ehemann zu spielen.“

In der ganzen Art Peildorfs, in seinem Sprechen, im Ton seiner Stimme lag noch immer das übersättigte Etwas, das mich gleich Anfangs an ihm befremdet hatte. Sein Wesen hatte etwas Treibhausartiges, Künstliches, zu einer falschen Lustigkeit Geschraubtes; ich wußte, mit einem Worte, nicht recht, was ich aus ihm machen sollte. Als den Grundton seiner Stimmung glaubte ich einen versteckten Ueberdruß voraussetzen zu müssen, welchen er überhören lassen wollte, indem er die Menschen und Zustände unbekümmert um ihren innern Gehalt in ihren lächerlichen Aeußerlichkeiten mit beißendem Witz angriff, und so seinem Zuhörer den Genuß einer unaufhörlichen, gänzlich schonungslosen Satyre verschaffte.

Das Badeleben schien sich gerade auf dieser reizenden Promenade concentrirt zu haben und zeigte in den seltsamsten und verschiedenartigsten Erscheinungen ein ziemlich vollständiges Mosaikbild der wunderlichen großen Welt. Peildorf kannte die meisten der Gäste und nannte sie mir mit Namen, indem er zugleich in flüchtigen, aber scharfen Umrissen den Kreis zeichnete, innerhalb dessen sich ein Jeder bewegte.

„Das ist der Graf Larosée, der frühere französische Bevollmächtigte bei der weiland neapolitanischen Regierung. Er befindet sich erst seit gestern hierselbst, so daß ich ihn genauer noch nicht kenne; betrachte Dir aber die Figur, sie ist merkwürdig genug.“

Neugierig besah ich mir den Mann. Es war eine echte Diplomatengestalt, in der Kleidung auf's Aeußerste modisch, einen breiten Streifen von Ordensbändern auf dem Oberrock. Der Kopf und das Gesicht fielen durch Originalität auf und machten einen Eindruck, der die Blicke unwillkürlich längere Zeit festhalten mußte. Seine Gesichtsfarbe war blaß, die Stirn hoch und schmal und als er sich vor einigen vorübergehenden Damen verneigte und hierbei den Hut tief abnahm, bemerkte ich, wie das kurzgeschorene, bürstenartige graue Haar, die Schläfen freilassend, in der Mitte der Stirn in einem spitzen Winkel zusammenlief. Unter der schmalen, leichtgebogenen Nase bedeckte ein schwarzer, wohlgepflegter Schnurrbart die Lippen und hing über die Mundwinkel hinab. Das war unbedingt die jugendliche Erscheinung eines ältern Mannes, der sein Alter nicht gern errathen lassen will. Wären die breiten, schlaffen Ränder unter den müden grauen Augen nicht gewesen, so hätte man anstatt des an-

gehenden Sechzigers einen Dreißiger zu sehen geglaubt. Er trug den Typus der Gattung, für welche die Pariser das Wort viveur gefunden haben; Menschen, für die es weder Illusionen gibt, noch Gewissensbisse, und die, ohne besondere Bösartigkeit, in ihrem Genußleben einen schrankenlosen Egoismus entwickeln.

Während mir Peildorf noch seine satyrischen Randglossen über die Gattung, zu welcher wir diesen Mann zählten, mittheilte, wurden indeß meine Blicke bereits von einer neuen und noch originellern Erscheinung angezogen. Es war ein kleiner, wohlbeleibter Herr mit rundem Köpfchen und rosigem Gesicht, aus dem zwei gutmüthige braune Augen mehr blinzelten als leuchteten. Auf dem Kopfe trug er einen Quäkerhut mit breitem Rand, unter welchem das Gesicht beinahe verschwand. Er steckte in einem kaffeebraunen Rock, dessen Schöße ihm über die Knie reichten und unter welchem gelbe Nankinghosen und eine gleichfarbige Weste sichbar waren. Seine Wäsche war äußerst fein und der Hals in übergroßen, starkgesteiften Vatermördern von amerikanischem Schnitt ängstlich eingezwängt. Im Knopfloch prangte eine rothe Nelke, die er zuweilen förmlich graziös zwischen Daumen und Zeigefinger nahm, lächelnd betrachtete und dann in den Bereich seiner runden Nase führte. Plötzlich stand er still, zog seine schwere, goldene Uhr aus der Tasche seiner Beinkleider und regulirte sie nach der Uhr eines öffentlichen Gebäudes, das links vor uns lag.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mont Cenis-Tunnel.

Ueber den Mont Cenis-Tunnel bringt die „Schweiz. Grzpst." eine zusammenfassende Correspondenz, die wir, obgleich schon Manches über dies riesige Unternehmen von uns mitgetheilt worden ist, eben dieser Eigenschaft halber nachstehend wiedergeben. Dieselbe lautet: Am 17. d. wird in der Nähe von Turin ein Fest begangen werden, das an Größe nur mit der Durchstechung der Landenge von Suez verglichen werden kann. Ich meine die Einweihung des großen Alpentunnels, der zwischen Modane und Bardonneche den Freiusberg durchschneidet.*) Das riesenhafte Unternehmen ist nun vollendet. Die Einweihung der neuen Bahn soll eine der größten Feierlichkeiten des Jahrhunderts werden und die technische Direction des Baues, sowie die Stadt Turin haben alle möglichen Anstalten getroffen, damit der gebührende Glanz nicht mangle. Die Feste sollen drei Tage dauern; außer der Fahrt durch den Tunnel und einem Bankel von 1200 Gedecken, das die technische Direction den Eingeladenen in Bardonneche geben wird, beleuchtet die Municipalität die ganze Stadt, gibt den Eingeladenen im Carignanopalast ein großes Diner und dem Volk einen öffentlichen Ball auf dem Castellaplatz; darauf folgt die Enthüllung des Paleocapa-Denkmals, die Eröffnung der Blumenausstellung, des Communalschießens und des großen neuen Viehmarktes. Schon sind zu dem Feste sämmtliche Minister, die Mitglieder des Senats und der Abgeordnetenkammer, zahlreiche Behörden der verschiedenen italienischen Städte, das diplomatische Corps in Florenz, eine Anzahl wissenschaftlicher und industrieller Autoritäten und, wie ich höre, die Mitglieder der Versailler Regierung geladen worden.

Die Hauptbeförderer des colossalen Unternehmens werden jedoch an dem Tage, an welchem die Locomotive siegreich durch die Tiefe der Alpen führen wird, nicht zugegen sein können; denn sie sind sämmtlich gestorben: König Karl Albert starb im Exil, der große Staatsmann Graf Cavour verschied an dem Tag, an welchem er die Arbeiten der Durchbohrung besuchen wollte; ihm folgte der ausgezeichnete Ingenieur und Minister Paleocapa, der, obgleich blind, doch den Fortgang des Baues mit warmem Interesse verfolgte, und endlich der Ingenieur Sommeiller, das Haupt des Baupersonals.

Die Kosten des ganzen Unternehmens betragen ungefähr 68,700,000 Fr., von denen anfänglich Frankreich nur 19 Millionen auszahlen sollte, laut dem Vertrag, welcher zwischen der italienischen und der französischen Regierung zu Paris am 7. Mai 1862 stipulirt wurde, als die politischen Umstände Italien zur Abtretung Nizza's und Savoyen's an Frankreich zwangen und dergestalt die zu erbauende Bahn eine internationale geworden war. Nun muß man aber wissen, daß in Wirklichkeit jeder Meter des Baues über 500,000 Franc kostet, während nach jenen 19 Millionen der Meter nur auf 300,000 Franc zu stehen gekommen wäre. Mit allem Fug und Recht wurde in dem genannten Vertrag ein Zusatz eingebracht, nach welchem Frankreich sich verpflichtete, an Italien vom 1. Januar 1872 ab eine Prämie zu zahlen, falls Italien mit seinem Baupersonal und Material das Werk vor 25 Jahren vollendet hätte. Die Prämie beträgt 500,000 Frcs. für jedes Jahr Abkürzung von jener Frist. Obgleich das Werk viel früher fertig wurde, als man zu hoffen gewagt hatte, ersieht man nach kurzer Berechnung, daß der Subventionsbeitrag Frankreichs nur circa 27,000,000 Frs., also weit weniger als die Hälfte der Gesammtkosten beträgt.

Der Tunnel selbst hat wahrhaft riesenhafte Verhältnisse; er liegt 3,873 Fuß über dem Meeresspiegel und hat eine Gesammtlänge von 12,848,$_{92}$ Metern. Auch die Bahnstrecke, welche den Tunnel mit der Susaschen Eisenbahn verbindet, ist durch ihre Tunnels (die zusammen über 6560 Meter betragen), ihre kühnen Viaducte und ihre steilen Abhänge ein bewundernswerther Bau. Eigentlich wurde in jenen 13 Jahren der Dauer des Baues ein Tunnel von einer Gesammtlänge von 13,446,$_{32}$ Metern durchbohrt, sofern der geradlinige Tunnel in Kurven endigen mußte, um sich mit den Bahnstrecken zu verbinden und nicht an einen steilen Abhang zu gelangen; man erbaute jedoch einen ganz geraden Tunnel, und zwar mit derselben Genauigkeit wie den übrigen Theil, und verzichtete auf

*) Da der Redacteur der Pfälzer Ztg. der Eröffnungsfeier beizuwohnen gedenkt, so hoffen wir darüber eine Originalmittheilung bringen zu können. Red. d. Palatina.

die krummlinigen Tunnelköpfe, damit man die Richtungslinie der Gallerie von Außen gut controliren konnte. Die falschen Tunnelköpfe betragen mit einander 597,40 Meter, so daß die Durchbohrung, wie bereits erwähnt, eine Gesammtlänge von 13,446,32 Metern hat.

Miscellen.

Lasinsky †. Die Düsseldorfer Künstlerschaft hat einen ihrer ältesten Genossen verloren, der mit Lessing, Schirmer, Scheuren, Schulten u. a. zu den ersten gehörte, welche die Landschaftsmalerei in Düsseldorf in selbstständiger Weise pflegten und derselben als Bahnbrecher erfolgreich voranschritten. Johann Adolph Lasinsky starb den 6. September nach längerem Kränkeln. 1809 in Simmern geboren, bezog er 1827 die Düsseldorfer Academie und arbeitete auf derselben bis 1837, in welchem Jahre er nach Koblenz übersiedelte. Von dort zog er später nach Köln, wo er das Panorama der Stadt malte und kehrte 1854 nach Düsseldorf dauernd zurück. Wir nennen von seinen Werken nur die Burg Eltz in Abendbeleuchtung (1831), den Oberstein an der Nahe (1834) und „den Wachtthurm am zugefrorenen See" (1835), die durch drastische Wirkung fesselten, sowie einen Cyklus größerer Landschaften aus den hohenzollern'schen Landen, die er in späteren Jahren im Auftrag des Fürsten von Hohenzollern ausführte.

Warschau, 7. Sept. (Tiger und Wölfe.) Ein schreckliches Ereigniß, von dem die Moskauer Zeitungen berichtet haben, erhält das russische Publicum seit 14 Tagen in Aufregung. Im Gouvernement Moskau im Kreise Podol wurden mehrere Leichen von Kindern und Frauen aufgefunden, die von einem wilden Thiere angefressen und theilweise zerrissen waren. Bald darauf wurde die Auffindung einer größeren Anzahl auf gleiche Weise zugerichteter und verstümmelter Leichen aus anderen benachbarten Kreisen desselben Gouvernements, namentlich aus den Kreisen Moskau, Carycyn, Sierpuchowo und Dmitrowa gemeldet. Etwa 2 Meilen von Moskau fand man an verschiedenen Stellen 13 menschliche Skelete, die vom Fleisch fast ganz entblößt waren und nur hin und wieder frische Blutspuren zeigten. Man kann sich denken, welchen erschütternden Eindruck diese schnell aufeinander folgenden Hiobsbotschaften auf die Einwohner des Gouvernements machten. Der geheimnißvolle Mörder bewegte sich mit unerhörter Schnelligkeit und gleichsam im Fluge von einem Ort zum andern und sogar von einem Kreise nach dem anderen und überall hinterließ er blutige Spuren seines schnellen Durchganges. Anfangs vermuthete man, daß Wölfe plötzliche Hetzjagden auf Menschen unternommen hätten, bis endlich aus der Stadt Carycyn die Nachricht eintraf, daß der blutgierige Feind dort in der Küche gesehen worden sei. Der Beschreibung nach mußte man denselben für einen Tiger halten. Inzwischen wurde des schreckliche tigerähnliche Thier auch im Kreise Podol gesehen und es wurde bald darauf festgestellt, daß es wirklich ein Tiger war. Nähere polizeiliche Nachforschungen ergaben nun, daß dieser Tiger ein Zögling des zoologischen Gartens in Krakau war, den die Gartendirection an die Besitzerin einer Menagerie, Frau Heidenreich, verkauft hatte, der noch auf der Reise nach Nischnei-Nowogrod unweit Moskau aus dem Käfig entsprungen war. Frau Heidenreich hatte sich vor Strafe gefürchtet und deßhalb unterlassen, der Polizei von der Flucht des Tigers Anzeige zu machen. Im Kreise Podol wurde bald darauf auch eine Hyäne gesehen, die aus dem Thiergarten des Fürsten Wiaziemski entsprungen war. Zum Glück wurde das gefährliche Raubthier schnell erlegt, noch ehe es Schaden angerichtet hatte. — Aus dem Gouvernement Poltawa wurde gemeldet, daß Mitte August das Dorf Kaliwerska mehrere Tage und Nächte hindurch von einem Rudel Wölfe belagert wurde, so daß die Einwohner nicht wagen durften, ihre Häuser zu verlassen. Die wüthenden Raubthiere, die dadurch gereizt worden waren, daß Einwohner des Dorfes Wölfen ihre Jungen weggenommen und getödtet hatten, ließen von der Belagerung erst dann ab, als es ihnen gelungen war, zwei Kinder, einen in der Wiege liegenden Säugling und einen zehnjährigen Knaben, aus dem Dorfe wegzuschleppen und im Walde zu tödten.

New-York, 23. Aug. (Die Auswanderung nach Amerika.) Friedrich Hecker schreibt aus Summerfield in Illinois unterm 11. Aug. an den „Baltimore Wecker": „Bei den schlechten Zeiten und Mißernten bin ich trotz allem sauren Schweiße und mehr als menschlicher Arbeit in der Lage, noch zu andern Mitteln als Haue und Pflug greifen zu müssen, um zu schwimmen. Mein Schwager Tiedemann hat mir nun vorgeschlagen, im Spätherbst und Winter das Feld der „Lectures" (Vorlesungen) zu betreten" ꝛc. Durch dieses offene Geständniß Hecker's, der jetzt über 20 Jahre in Amerika als Farmer zugebracht hat, finden jene überschwänglichen Berichte, welche theilweise von der amerikanischen Regierung, in der Mehrzahl aber von Agenten der Landgesellschaften über die Einträglichkeit und die Vortheile des Landbaues in Amerika verbreitet werden, ihre beste Widerlegung. Wie mancher kleine Grundbesitzer hat schon sein bescheidenes Loos in Deutschland freiwillig aufgegeben, verführt durch Vorspiegelungen: in Amerika sich mit leichter Mühe und wenig Geld ein Grundstück gleich einem Rittergut erwerben zu können, das ihm nicht nur ein sorgenfreies, sondern sogar ein luxuriöses Leben gewähren werde, und mußte sich nachher sagen: „Trotz allem sauren Schweiße und mehr als menschlicher Arbeit muß ich noch zu andern der Farmerei fern liegenden Mitteln greifen, um schwimmen zu können!" Hat man doch mit ungemeiner Dreistigkeit in Broschüren und Flugblättern selbst Minnesota und die nordwestlichen Districte als ein Paradies zu schildern versucht. Warum geben diese „Philanthropen" keine Beschreibung von den ungeheuren Unbilden der Witterung und der Heuschreckenplage, von der jetzt diese Gegenden heimgesucht sind? Ist doch erst neulich Senator Morton aus Deutschland mit der Entdeckung heimgekehrt, daß die Bevölkerung dort selbst glücklicher, behaglicher und angenehmer lebe, als die americanische! Kräftige junge Männer und Dienstmädchen in den Wanderjahren mögen immerhin ihr Glück in America versuchen, aber Familien, die ihr leibliches Auskommen zu Hause haben, finden hier die Rosen weit dorniger als in Deutschland. Die von einer hiesigen Schwindelcompagnie für Untercalifornien in Mexiko angeworbenen Colonisten sind vor Kurzem in sehr zusammengeschmolzener Zahl und in dem mitleidwerthesten Zustand dort angekommen, so daß sich der Gouverneur genöthigt sah, sie mit Nahrung und Obdach zu versehen. Daß aber die mexikanische Regierung besser ist, als ihr Ruf, bewies sie dadurch, daß sie auf diese traurige Erfahrung hin den Vertrag wegen Colonisation von Untercalifornien mit der Gesellschaft Newyork aufhob. Schon unterwegs hatten viele der angeworbenen Colonisten, worunter ziemlich viele Deutsche, die Flucht ergriffen, andere waren der schlechten Behandlung erlegen. Es ist nicht bekannt, daß die deutsche Gesandtschaft wirksam zu Gunsten der Unglücklichen eingetreten wäre; alles, was man erfuhr, besteht in einer consularischen Warnung vor Auswanderung dahin. Das hiesige norddeutsche Consulat zeigte lobenswerthen Eifer in der Zurückweisung der in einigen amerikanischen Blättern erhobenen Beschuldigungen gegen die deutschen Truppen in Frankreich wegen Mordbrennerei und gegen die deutschen Armeelieferanten wegen Unterschleifs; ähnlicher Eifer für das Wohl und das Recht betrogener deutscher Auswanderer wäre nicht minder rühmlich.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 112. Speyer, Dienstag, den 19. September 1871.

Mein Freund Peildorf.

Von Ernst Volmar.

(Fortsetzung.)

„Dies ist", sagte Peildorf, „nach meiner Ansicht der unverbesserliche Optimist, wie er im Buche steht. Der Mensch ist wirklich glücklich, oder wenn er es nicht ist, hat er die Ueberzeugung es noch zu werden, was dasselbe sagen will. Du siehst ihn vom frühen Morgen bis Abends spät seine rothe Nelke, ohne die er nie gesehen wird, spazieren tragen, immer höflich grüßend, immer lächelnd und immer in Athem gehalten, wie Einer, der noch auf irgend Etwas hofft. Wäre er fertig mit sich, so müßte er phlegmatischer sein, zumal er, wie man sagt, in sehr guten pecuniären Verhältnissen lebt; denn diese pflegen ja auch dem von Natur unbehaglichsten Temperament eine gewisse Sänftigung und Bequemlichkeit zu geben, welche dem kleinen beweglichen Menschen völlig abgeht. Er ist, wie es scheint, unverheirathet, es ist aber möglich, daß er auf Freiersfüßen geht; das möchte ich aus seinem Geschmack an Blumen schließen."

„Für einen Freier scheint er mir ziemlich alt zu sein", bemerkte ich.

Peildorf verzog die Lippen.

„Doch wohl nicht alt genug, um bei den Damen unmöglich zu sein. Für ihn bleibt sein Geld immer jung, ohne je von seiner Anziehungskraft einzubüßen. Herr Johann Gottlieb May aus St. Louis, wie er sich in das Fremdenbuch eingezeichnet hat, könnte hier Partien machen, wie sie mancher brave Jüngling im Mondschein vergebens erseufzt."

„Gut denn", sagte ich, „nun aber, lieber Freund, da ich mit Vergnügen Deinen Darstellungen fremder Menschen gefolgt bin, zu welcher Gattung bekennst Du selbst Dich denn?"

„Wäre ich wirklich so schwer zu durchschauen, daß mein Freund einer solchen Frage bedürfte?"

„Vielleicht bin nur ich nicht Menschenkenner genug, um Dich zu errathen —"

„So ist es besser, es bleibt dabei", sagte Peildorf ablenkend. „Wir Aerzte werden leicht hingerissen, uns zu Dingen zu bekennen, die wir in der That in unserer Praxis keineswegs befolgen. Wir offenbaren uns daher richtiger durch unser Thun als unser Reden, und darum lasse mich von mir selbst so viel als möglich schweigen!"

„Nur Eins möchte ich noch fragen: Warum bist Du noch nicht verheirathet? Aus purer Feindschaft etwa gegen die Ehe?"

Peildorf stand still, als wolle er sein höchstes Befremden über meine Frage ausdrücken.

„Heirathen!" sagte er mit einem zuversichtlichen, kurzen Lachen, „das fehlte noch. Ich glaube, ich habe noch lange Zeit zum Pointiren, bevor das mißliche: rien ne va plus erschallt."

Indessen weiß ich nicht, wie es kam, aber seine zuversichtliche Sprache flößte mir keinen unbedingten Glauben ein und schien mir vielmehr übertrieben zu sein, so daß ich fast vermuthete, mein Freund habe bereits mit Heirathsgedanken zu kämpfen gehabt.

„Wer war denn die Dame?" fragte ich ihn, „von welcher Du auf dem Bahnhof Abschied nahmst und die so lebhaften Antheil an Dir zu nehmen schien? Erwiderst Du ihr Interesse?"

„Bis zu einem gewissen Grade sicherlich", sagte Peildorf sarkastisch. Hierbei nahm er seinen Medicinalkalender aus der Brusttasche und zeigte mir den Namen der Mrs. Bloundell, unter welchem sich das Verzeichniß seiner ärztlichen Besuche befand. „Hier steht, wie Du siehst, mein Interesse an der schönen Dame Schwarz auf Weiß. Ein menschliches und rührendes Interesse, wie Du siehst, das ich ihr hie und da mit einem bedeutungsvollen Blick und einem homöopatisch verabreichten Druck beim Befühlen des Pulses zu errathen gab. Dieses Alles ist Geschäftssache und nichts weiter."

„Indessen", fuhr er fort, „bin ich, aufrichtig gesagt, kein Betrüger. Ich belüge Keine, und die Worte: „Liebe und Ewigkeit" sind seit meinem zwanzigsten Jahre nicht mehr über meine Lippen gekommen. In der That bin ich zu geschmackvoll, um von dergleichen Dingen zu reden, und weiß, wie lächerlich sich so hohe Worte, neben meinem weltlichen Gesicht gedacht, ausnehmen müßten. Du fragtest mich nach der Ehe, lieber Freund, ich glaube, ich habe zu viel von Dem, was ich Frauenverstand nennen möchte, um zu heirathen. Die Ehe ist eine Erfindung für junge Leute, die noch Illusionen zu verlieren haben."

„Lästere nicht!" rief ich, „es gibt mehr als eine Frau die im Stande wäre, Dich zu einer Abbitte zu zwingen, mehr als eine —"

„Keine — keine!“ fiel Peildorf ein.

Ich sah ihn von der Seite scharf an. „Wirklich Keine?“

„Keine!“ wiederholte er, indem er mir einen vollen Blick zuwarf, der mich indessen gleichwohl nicht vollkommen überzeugte.

Wir waren im Verlauf des Gesprächs einen einsamen, steinigen und sonnigen Weg gegangen und Peildorf bog nun mit einer scharfen Wendung in eine nicht eben breite, mit Gärten eingerahmte Passage ein. Dieselbe lief parallel mit einer der städtischen Straßen, deren Häuser mit ihrer Rückseite freundlich aus dem Grün der Gärten herausschauten. Ich glaubte zu bemerken, daß Peildorf langsamer ging als vorher.

„Welchen Weg führst Du mich denn?“ fragte ich endlich, verwundert über die nicht geringen Umwege, die wir schon gemacht hatten.

„Wahrhaftig!“ rief Peildorf mit heuchlerischem Erstaunen, indem er sich umsah. „Ich weiß eigentlich selbst nicht, wie wir in diese Gegend gerathen sind. Wir werden übrigens bald an Ort und Stelle sein, wo wir uns restauriren können. Wie! War der Weg nicht allerliebst?“

„Nicht eben, wie mir deuchte, und wenn Du etwa eine unerklärliche Vorliebe zu Gunsten sonniger Feldwege und staubiger Landstraßen hast, so theile ich dieselbe nicht und machen ihr meine versengte Nasenspitze und meine engen Stiefel sogar einen empfindlichen Widerspruch.“

Peildorf antwortete nicht. Der Richtung seiner Augen folgend, hob sich mein Blick zur zweiten Etage der Rückseite eines weißen Hauses empor, das um etwa fünfzig Schritte hinter der mit einem niedrigen Gitter versehenen Einfassungsmauer zurückstand und durch einen im englischen Styl gehaltenen parkähnlichen Garten von einem dazu gehörigen Pavillon getrennt wurde, der dicht an der Passage lag.

Es läutete in diesem Augenblick vom nahen Kirchthurm die Mittagsstunde.

Peildorf blickte nach einem geöffneten Eckfenster der zweiten Etage, das im Innern des Zimmers einen reichen Blumenflor und einen großen messingenen Käfig zeigte, in welchem dem erschreckend lauten Gekreisch nach ein Papagei sich seines Lebens zu freuen schien. Während Peildorf forschend in die Höhe sah, konnte ich mich nicht erwehren, einen flüchtigen Blick durch die gothischen Fenster des Pavillons zu werfen. Ich sah in einen anscheinend reich möblirten Raum, an dessen Wänden einige wunderliche, alte Portraits hingen. Das Zimmer schien übrigens, so behaglich es auch aussah, unbewohnt. „Wer mag der Glückliche sein“ rief ich, „dem dies kleine Paradies gehört?“

„Pavillon und Haus gehören der Marchesa Gorgo.“

„Eine Italienerin?“

„Nicht ganz, aber beinahe; ihr Mann wenigstens war ein Cavalier am bourbonischen Hofe zu Neapel. Und wie man in der hiesigen Gesellschaft erzählt, soll sie eine Sängerin gewesen sein, die den armen Teufel zuerst plünderte und nachdem er sich aus Bekümmerniß dem Trunke ergeben und seinen schwachen Verstand vollends eingebüßt, noch auf seinem Todtenbette heirathete, um zu seinem Gelde auch noch seinen Titel zu erlangen.

Hier wurde Peildorf unterbrochen. Ein kleiner Junge, mit verschmitztem Gesicht wand sich wie ein Aal durch das Gebüsch bis zu uns hin, streckte uns mit der einen Hand einen Brief ohne Adresse und die andere geöffnete Hand entgegen, die um ein Trinkgeld zu bitten schien. Als der Junge uns zögern sah, rief er: „So nehmen Sie doch, der Brief ist ja für Sie! Ich habe Eile und kann nicht warten!“

„Von wem ist der Brief!“ rief Peildorf, die weiße nur lose zusammengeklebte Enveloppe in der Hand wiegend.

„Von dem Fräulein da drüben! Von wem denn sonst? Sind Sie etwa nicht Stundenschlag Zwölf? Ich habe den Auftrag, dem Herrn, der um den Stundenschlag zwölf hier vorbeigeht und am Gitter stillhält, den Brief abzugeben.“

„Sonderbar!“ rief Peildorf erregt, warf dem Jungen ein Geldstück zu und riß ungeduldiger, als ich von ihm erwartet hätte, die Enveloppe auf. Ich sah ihm mit Erstaunen zu.

„Es ist möglich“, wandte er sich zu mir, indem er den Brief hastig aus seiner Umhüllung befreite und auseinanderfaltete, „es ist möglich — Du mußt entschuldigen — eine junge Dame, nämlich dort bei der Marchesa — sie könnte wirklich meiner Hilfe benöthigt sein und sich eines solchen Weges bedienen — ich glaube — ich glaube mich berechtigt“, sagte er, während er schon las, und blieb dann mitten im Satze stecken.

Dann sah ich ihn plötzlich erröthen, und indem er den Brief erhob, wandte er sich mit einem erzwungenen Lächeln an mich und sagte:

„Denke Dir, der Brief ist nicht an mich, der ist an einen Andern; — das ist komisch.“

Meine Neugierde war auf's Höchste angespannt; ich sah auf den Brief in seiner Hand und fragte: „Nun — aber die Dame, die ihn geschrieben hat, ist sie die richtige?“

Plötzlich nahm Peildorf den Brief in beide Hände, zerknitterte ihn gewaltsam und rief in gewaltigen Zorn ausbrechend, mit dem Gesichtsausdruck, welcher schon auf der Universität bei außergewöhnlichen Anlässen seine Kameraden in Schrecken gesetzt hatte: „Von einer Heuchlerin ist der Brief, von einer listigen, verdammten Creatur, die alle Welt täuscht und die auch mich mit erheuchelter Würde getäuscht hat. Hier siehst Du“, wandte er sich hohnlachend an mich, „eine der Frauen, wie sie sich dem ersten Besten, der ihr in den Weg gelaufen sein mag, an den Hals wirft.“ Mit diesen Worten überreichte er mir den Brief, auf welchem ich die folgenden Worte in zierlich sorgfältiger Handschrift las:

„Heute früh sprach ich, vorsichtig tastend mit Tante über die zwischen uns verabredeten Dinge, stieß aber, wie dies bei ihrem lebhaften Widerspruch gegen Alles, was von mir ausgeht, oder was mich zu berühren scheint, vorauszusehen war, auf eine nicht geringe Abneigung. Sie sah mich, während ich ihr unter Herzklopfen in möglichst gleichgiltigem Tone den Vor-

schlag machte, den Pavillon während der Badesaison zu hohem Preise zu vermiethen, um dadurch die durch diese und jene Unregelmäßigkeiten unzulänglich gewordenen Wirthschaftsmittel zu verbessern, scharf an, indem sie die Lorgnette aufsetzte und dazu bemerkte, ob ich ihr Interesse oder das meine mit dem hübschen Plane zu fördern gedenke? Ich erröthete ungeschickter Weise und dies gab den Ausschlag; sie sagte triumphirend: Nein, und fügte bei: sie wolle keinen Herrn, ob jung oder alt, in ihr Haus aufnehmen, das schicke sich schon meinetwegen nicht &c.

„Nun bleibt uns, wie Sie sehen, nichts übrig, als Geduld zu haben und eine andere Gelegenheit aufzusuchen, um das zu fördern, was wir wollen. — Es ist möglich, daß die Tante, die jetzt noch etwas leidend ist, schon in wenigen Tagen wieder ausgehen kann, und vielleicht findet sich dann auf einem Spaziergang oder sonst wo eine schickliche Gelegenheit zu einer Anknüpfung. Glauben Sie mir, daß ich von ganzem Herzen mit Ihnen einverstanden bin, daß ich Ihre hochherzige Gesinnung achte und würdige und daß ich nichts sehnlicher wünsche, als daß dieselbe durch einen glücklichen Erfolg belohnt werde, woran ich nicht zweifle. Tante mag freilich einige Eigenheiten besitzen, die Den abschrecken könnten, der ihr Herz nicht kennt, aber die Thatsache, daß sie mir, der alleinstehenden, mittellosen Waise Obdach und Schutz gewährte, gibt mir eine Bürgschaft, daß sie Ihrer Bitte nicht entgegentreten wird. Die Sorge um meine Zukunft berührt mich nicht. Der Himmel ist mit dem Muthigen und es ist mir, als müßte mit dem Gelingen nicht nur eine äußere, sondern auch eine innere Befreiung für mich hervorgehen.

Ganz die Ihre M. K.

„Nachschrift.

„Es ist wegen etwaiger Mittheilungen das Beste, wenn Sie vorläufig jeden Mittag um zwölf Uhr hier vorbeigehen. Der kleine Ueberbringer wird, so oft Sie uns auf der Promenade sehen können, um zwölf Uhr mit der Nachricht am Gartenthor stehn. Ich weiß keinen andern Weg, da die Nachrichten durch die Stadtpost Ihnen vielleicht in den meisten Fällen nicht früh genug in die Hände kommen würden."

Peildorf sah mich von der Seite an, während ich den Brief las, und erwartete, was ich sagen würde. Bevor ich antworten konnte, tauchte plötzlich die Gestalt vor uns auf, der wir vorher auf der Promenade begegnet waren und die mir von Peildorf als Herr May aus St. Louis bezeichnet worden war. Er zog vor dem Herrn Doctor gemüthlich und freundlich lächelnd den breitschirmigen Hut und setzte ihn erst, nachdem er mehrere Schritte an uns vorübergehüpft war, wieder auf. Mit Erstaunen aber sahen wir, daß er, anstatt den Weg weiter zu verfolgen, an dem Gitterthor verweilte und so auffallend um sich sah, als ob er hier mit Bestimmtheit Jemanden zu erwarten habe.

Wir hatten, während der Brief von uns gelesen wurde, einige Augenblicke mitten auf der Passage Halt gemacht und waren dann langsam weiter gegangen, indem wir von Zeit zu Zeit unwillkürlich zurückblickten, als müsse uns die Lösung des Räthsels noch in dieser Stunde zu Theil werden. Als May stehen blieb, sah mich Peildorf plötzlich durchbohrend an, und ich brach das Stillschweigen, welches zwischen uns geherrscht hatte, mit den Worten: „Nun? hältst Du etwa diesen seltsamen Helden für den richtigen Adressaten Deines Briefes?"

Inzwischen hatte sich Herr May, wie es schien, nach fruchtloser Ausfahrt zur Rückreise wieder entschlossen und kam zögernd seinen Weg zurück wiederum an uns vorbei. Indessen machte er diesmal einen großen Bogen, mit welchem er uns, so breit es die Straße erlaubte, umschrieb, offenbar ängstlich durch die Gewaltsamkeit, mit welcher Peildorf sich plötzlich umwandte, stehen blieb, und ihn von oben bis unten maß, als ob er ihm bemerklich machen wollte, daß ihm sein Hiersein befremdlich und unberechtigt erscheine.

Herr May sah sich dann auch nicht mehr um, sondern bog in den nächsten Weg ein, der nach der Stadt zurückführte. Peildorf war noch immer so sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, daß er es gar nicht für nöthig zu halten schien, mir Aufklärungen zu geben und mir über das Geschehene seine Gedanken mitzutheilen. Ich blieb also, während wir stumm neben einander nach der Stadt gingen, da mein Freund plötzlich behauptete, seine Sprechstunde zu haben, auf meine eigenen Vermuthungen angewiesen, und dachte mir ungefähr, daß die Marchesa eine Nichte mit den Anfangsbuchstaben M. K. bei sich habe, welcher mein Freund den Hof mache, und von welcher er befürchte, daß sie mit Herrn May aus St. Louis Briefe wechsle. — — — —

(Fortsetzung folgt.)

Ein Hauseinsturz in Berlin.

Berlin, 15. Sept. Ein erschütterndes Ereigniß, ohne Zweifel hervorgerufen durch die unglaubliche Fahrlässigkeit, mit welcher jetzt in Berlin bei vielen Bauten, vorzüglich aber bei Umbauten, Ladenvergrößerungen &c. verfahren wird, hat alle Gemüther in die größte Aufregung versetzt. Seit dem unglücklichen Häusereinsturz in der Wasserthorstraße ist ein gleich schrecklicher Fall, dessen Umfang sich augenblicklich in seiner ganzen Größe noch nicht übersehen läßt, nicht wieder dagewesen. Zufällig selbst Zeuge des traurigen Ereignisses, berichten wir darüber, so weit ein genauer Bericht im Augenblick, wo unsere Feuerwehr noch mit unermüdlichem Eifer beschäftigt ist, möglich ist. Es war gestern kurz vor 1 Uhr Mittags, als die zahlreichen Personen, die um diese Zeit gerade die Oranienstraße und den Moritzplatz passirten, plötzlich durch jenes scharfe, weithin tönende und eindringliche Getöse zerbrechender Balken, klirrender Scheiben und stürzender Mauern erschreckt wurden. Ein kurzer Blick genügte, um das Haus, aus welchem jenes Krachen und Bersten ertönte, zu erkennen: es war das vielen Berlinern wohlbekannte, der Rentiere Drenske gehörige Haus in der Oranienstraße 52, in dessen Hintergebäuden sich das

Vergnügungslocal „Odeon“ befindet, aus dem in dichten Wolken der Staub hervorquoll; ein zweiter Blick genügte, um sofort erkennen zu lassen, daß sämmtliche 4 Stockwerke im Innern zusammengebrochen waren, denn durch den fast undurchdringlichen Staub hindurch vermochte man ab und zu durch die Fenster der ersten Etage bis hinauf auf das Dach zu sehen. Wie viele Unglückliche mochten unter diesem Trümmerhaufen begraben sein oder doch entsetzlich zwischen den geborstenen Balken und zerbröckelten Mauern mit verstümmelten Gliedern schmachten. Glücklicherweise war die Feuerwehr bald nach 1 Uhr zur Stelle und nahm sofort mit aller Energie die Rettungsmaßregeln in die Hand. Ein Eindringen in das parterre gelegene Geschäftslocal des Leinwandwaarenhändlers Jacoby jun. war selbst der Feuerwehr eine Unmöglichkeit, so häuften sich die Trümmer, auch schien es andererseits bedenklich, von da aus die Bergungsmaßnahmen in Angriff zu nehmen, weil alsdann die etwa nachstürzenden Bruchstücke den in ihnen Schmachtenden neue Verletzungen hätten zufügen können. Und so wurden denn die Leitern der Feuerwehr ins erste Stockwerk eingeschlagen; nicht achtend der immer nachstürzenden Balkenstücke und Ziegeln, drangen die Mannschaften ein und begannen von da aus, denn so hoch lagen die Trümmer, die Unglücksstätte zu räumen. Da flogen Sophas und Spiegel auf die Straße herab, da kam niedliches Kinderspielzeug, Puppen und Wiegen, da folgte die zerbrochene Nähmaschine der fleißigen Hausfrau; Ziegel und Balken, Dielen und Stützen, Tische und Schränke, Betten und Wäsche, Kleidungsstücke und Bücher waren in ihrem Gefolge, kurz Alles, was in drei größeren Haushaltungen vorhanden ist, mußte denselben Weg durch das Fenster gehen. Aber immer und immer noch nicht wurden jene unglücklichen Opfer gefunden, zu deren sofortiger Beförderung die Krankenwagen längst bereit standen. Als wir den traurigen Ort nach fünf Uhr verließen, hatte man erst die schrecklich verstümmelte Frau des in der ersten Etage wohnenden Kassirers Pinkart (Bruder des Pächters der Gralweil'schen Bierhallen) aus den Kellerräumen geborgen. Nach ihrer erfolgten Rettung vermochte sie noch zusammenhängend zu sprechen, doch verlor sie bald darauf die Besinnung. Gesicht und Kopf waren entsetzlich beschädigt, ebenso beide Arme. Vermißt werden noch mehrere Maurer, die in dem Jacoby'schen Geschäft arbeiteten, ebenso mehrere Frauen und Kinder, über deren Verbleib bis dahin noch nichts festgestellt werden konnte. Wunderbarer Weise gelang den Handlungsdienern des parterre gelegenen Geschäfts ihre Rettung. Instinctiv die Todesgefahr, die über ihnen schwebte, ahnend, hatten sie, als das Gepolter und Krachen über ihren Häuptern ertönte, den nächsten Weg nach der Straße gewählt. Der Ladentisch versperrte den Weg zur Thür, und so sprangen sie, nicht achtend die Schnittwunden an Händen und im Gesicht, durch die großen, ¼ Zoll dicken Spiegelscheiben des Schaufensters und entrannen dadurch dem sicheren Verderben.

Die Veranlassung zu diesem Unglück ist ohne Zweifel, wie wir schon bemerkten, die Leichtfertigkeit, mit der ein Umbau im Laden des Jacoby'schen Geschäfts vorgenommen worden ist. Die Hinterwand des Ladens sollte behufs einer Vergrößerung des Locales weggenommen und durch einen gewölbten Bogen ersetzt werden. Bei dem Abbruch der Mauer, zu der noch gar nicht der polizeiliche Bauconsens ertheilt war, und der auch wahrscheinlich gar nicht gestattet worden wäre, weil auf der Mauer das Hauptgewicht der inneren Mauern ruhte, sind nicht genügende Stützen angewendet worden, und als nun gar an den Grundmauern gemeißelt wurde, vermochten die Balken den großen auf ihnen lastenden Druck nicht mehr zu tragen, so daß die Katastrophe eintrat. Freilich auch das Material, das bei dem Hause zur Verwendung gelangt war, zeigt sich von einer Beschaffenheit, die es erklärlich macht, daß das Unglück so schnell erfolgen konnte. Wir sahen Hauptbalken, die auf die Straße fallend, fast in Atome zersplitterten, weil sie vom Wurm durchweg zerfressen, ja verfault waren, doch hätten sie ohne den Umbau sicher noch lange gehalten, nie aber hätte das Unglück so großen Umfang nehmen können. Daß es unserer Ansicht über die Ursachen des Einsturzes, die übrigens einer näheren Untersuchung nicht vorgreifen will, nicht an Begründung fehlt, beweist schließlich noch die sofort erfolgte Verhaftung des Maurermeisters Werner, der den Bau übernommen hatte, und derjenigen Gesellen, welche glücklicher Weise, da es noch Mittagszeit war, nicht auf der Unglücksstätte verweilten. (Sp. Ztg.)

---

* Meteorologische Station zu Dürkheim a/H.

Witterungsbericht
über die Monate Juli und August 1871.

Juli. Warm und feucht. Der Himmel war im Allgemeinen um die Hälfte bedeckt, vollständig nur an einem Tage (1.), aber auch nur an einem Tage (22.) vollständig wolkenleer. Der Regen, den der vorherrschende Südwestwind brachte und der an 12 Tagen fiel, erreichte die Höhe von 21.1 par. Linien. Der mittlere Luftdruck betrug 332'''.77, die beiden Extreme waren 336'''.88 (6.) und 327'''.41 (27.). Die Wärme nahm gegen die Mitte des Monats zu und erreichte am 18. Mittags bei Ostwind ihr Maximum mit 27°.4, nahm alsdann wieder ab und fiel schon am 22. auf ihr Minimum 9°.4. Die mittlere Monatswärme betrug 15°.84. Der mittlere Dunstdruck war 4'''.98, die relative Feuchtigkeit in Proc. 66.82. Gewitter wurden 6 verzeichnet, am 1., 3., 10., 11., 19. und 29.

August. Auch dieser Monat brachte bei vorherrschendem Südwestwinde warme und feuchte Tage. Die gesammte Regenhöhe betrug 33.8 par. Linien, wovon fast die Hälfte (16'''.6) am 31. aufgezeichnet wurde, in Folge einiger schwerer Gewitter, die sich in der Zeit von 5½ bis 10½ Uhr Morgens dahier entluden und große Ueberflötzungen verursachten. Der Barometerstand war beständig hoch, der mittlere betrug 333'''.83, der höchste war am 28. 337'''.64 und der niedrigste am 18. 330'''.84. Die mittlere Monatswärme war etwas geringer als im vorhergehenden Monate, sie betrug 15°.30 und schwankte zwischen den Extremen 26°.0 (18.) und 6°.8 (29.). Der mittlere Dunstdruck war 5'''.17, die relative Feuchtigkeit in Proc. 72.71. Nur an 2 Tagen (12. und 30.) vollständig wolkenfreier Himmel.

Im Namen des Ausschusses der Pollichia:
F. Beck.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

// Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 113. Speyer, Donnerstag, den 21. September 1871.

Mein Freund Peildorf.

Von Ernst Volmar.

(Fortsetzung.)

Zweites Capitel.

Eulenspiegel am Roulette.

Ich hatte mich von Peildorf getrennt, erwartete ihn indessen, da er mich besonders darum gebeten, schon gegen fünf Uhr Abends an einem Tischchen im Curgarten, wo mir eine preußische Regimentsmusik angenehm in die Ohren schmetterte und mich in einen Zustand gelinder, einem leichten Champagnerrausch ähnlicher Betäubung versetzte. Ich kann es auch nur dieser Betäubung zuschreiben, daß ich die Flasche Hochheimer, welche vor mir stand, so rasch leerte, als sei mir dazu eine äußerst kurze Präclusivfrist gesetzt worden. Endlich stand ich auf und schlenderte durch den Spielsaal. Hier aber wurde mir ein Anblick zu Theil, welcher mich längere Zeit fesselte. Ich sah nämlich Herrn May dort, welcher beharrlich auf Noir pointirte und dann, wenn der Croupier mit gleicher Beharrlichkeit jedesmal rief: Rouge perd! und dem glücklichen Gewinnenden mit dem zierlichen Stäbchen wiederum ein paar Goldstücke zuschob, anstatt immer fröhlicher zu werden, immer sauersüßer dreinsah. Ich lächelte und dachte: Das scheint ein echter Eulenspiegel zu sein, welcher lacht, wenn es bergauf und weint, wenn es bergunter geht! Und als nun Herr May endlich mit seinem gewonnenen Gelde in der Tasche den Saal verließ, folgte ich dem Sonntagsspieler nach auf den Fußpfad am Rande des Teiches, wo wir dem Spiele der Schwäne zusahen, welche sich mit ziemlichem Anstande in ihrer eleganten Umgebung behaupteten.

Herr May schien mich gleichfalls bemerkt zu haben und es kam mir vor, als liege es in seiner Absicht mit mir zu reden. Um ihm das Entgegenkommen zu erleichtern, setzte ich mich auf eine Bank in seine Nähe und richtete meine Blicke mit ermunternder Guthmüthigkeit auf ihn.

Nun begann er langsam und wie zufällig Schritt vor Schritt, indem er unaufhörlich die Schwäne betrachtete, sich nach meinem Sitzplatze zu bewegen. Als er denselben ungefähr erreicht hatte, drehte er sich plötzlich um, drückte den Knopf seines Stöckchens an seine verlegen lächelnden Lippen, nickte zweimal entschlossen mit seinem Köpfchen und setzte sich, um Erlaubniß bittend und den Hut abnehmend, neben mich auf die Bank, aber so ängstlich an das äußerste Ende, daß ich es im ersten Augenblicke nicht für möglich hielt, daß er sich im Gleichgewichte erhalten werde.

„Schönes Wetter heute!“ sagte er, zierlich die Lippen spitzend, „nur etwas zu warm!“

„Da haben Sie recht“, sagte ich, „indessen was schadet das? An Abkühlung fehlt es ja doch in der Welt gerade nicht!“

Bei diesen Worten begann Herr May soweit näher zu rücken, daß ich über sein Schicksal auf der Bank vorläufig beruhigt sein durfte. — „Ah, das ist sehr schön, — sehr schön ausgedrückt, mein verehrter Herr, und sehr wahr — sehr wahr! Sie rauchen?“ Mit diesen Worten streckte er mir ein ganz vorzügliches Etui entgegen, dessen Leder noch knackte, und welches ganz mit Cigarren gefüllt war. Da mir der Mann zu gefallen begann, nahm ich die Cigarre an, und bot ihm dagegen eine von den meinigen.

„Ich — ich — rauche nicht“, sagte er schüchtern und fügte hinzu: „Wenn Sie es nicht übel nehmen wollen, bester Herr —!“

Ich mußte lächeln. „Und Sie sind so gut versehen? Ist das vielleicht eigenes Fabricat?“

„O — bewahre — aber sie sind gut. — Es ist Zufall — reiner Zufall — wie es so manchmal geht! Aber bitte, Sie rauchen doch? Beim Rauchen soll ja der Mensch ganz merkwürdig aufthauen, wie die Raucher sagen.“

„Sie sind zu gütig“, sagte ich, indem ich die Cigarre — ein wirklich gutes Gewächs — ansteckte. „Und dafür mache ich Ihnen denn auch ein Compliment, das mir aus der Seele kommt. Ich sah und beobachtete Sie vorhin an dem Roulette und bewunderte die Gleichgültigkeit, ja die geradezu feindselige Verachtung, mit der Sie Ihren Gewinn behandelten.“

Ich sah Herrn May im Strahl der Abendsonne erröthen, wie einen ertappten Schulknaben.

„Ah so, — das haben Sie also bemerkt?“ sagte er etwas leiser. — „Ja sehen Sie, lieber Herr, das hatte seinen ganz besonderen Grund. Sonst — Sie begreifen — bin ich als geborner Kaufmann, der überdies lange in Amerika lebte, dem Gelde geradezu nicht feindlich gesinnt — aber hier — ja, das war etwas Anderes.“

„Darf ich unbescheiden nach dem besonderen Grunde fragen, der wirklich mein Interesse erregt?"

Herr May erröthete noch stärker als vordem und betrachtete mit fragendem Blicke die rothe Nelke in seinem Knopfloche. Seine Stimme bekam plötzlich einen beinahe rührenden Klang. Er schaute mich einen Augenblick mit seinen gutmüthigen braunen Augen forschend an und gestand dann, indem er den Kopf senkte und auf die über dem Knopfe seines Stockes kreuzweise gefalteten Hände stützte, daß er leider etwas abergläubisch sei und seinen Gewinn für ein schlechtes Zeichen gehalten habe.

Ich kämpfte mit einer innerlichen Heiterkeit, indem ich bedachte, daß der durch Peildorf gestörte Briefwechsel mit M. K. in der E—straße dem armen Liebenden wahrscheinlich die Veranlassung zu dieser schwarzen Deutung gegeben habe. Ich beobachtete seine Züge so scharf, als es das Zwielicht gestattete und sagte: „Ich glaube, das Zeichen gilt nur für Verliebte?"

„Sehr richtig", sagte er mit dem runden Köpfchen melancholisch nickend. „Sehr richtig. Ich bin allerdings der getreue Ritter einer Dame — die — hm, hm, ja, sehn Sie — wenn Sie es nicht übel nehmen wollen — es ist ein Jugendtraum, der sich bis zum heutigen Tage frisch erhalten hat und an dessen Erfüllung nicht allein meine Zukunft — von der Zukunft darf ich so wie so nicht sprechen — aber doch meine ganze Vergangenheit hängt. Ja, diese wäre ohne seine endliche Verwirklichung ganz nutzlos, ganz zwecklos, weil jede Stunde meines Lebens an diesen Gedanken geknüpft, ja eigentlich, wenn ich mich so poetisch ausdrücken darf, von ihm durchdrungen war. — Ich würde Ihnen — Sie sehen so rechtschaffen und wohlwollend aus — gern die ganze Geschichte erzählen, wenn sie nicht besser, vor der Hand wenigstens noch ein Geheimniß bliebe!"

„Und nun? Sie haben die Verwirklichung Ihrer Pläne schon siegreich in Angriff genommen?"

„Ja, und nun — gebe der Himmel, daß sich das Wort erfülle! Zwar bin ich noch lange nicht am Ziele, leider Gottes, aber ich meine, wer es sein Leben lang treu und redlich gemeint hat, der kann doch unmöglich zum Schlusse so grausam betrogen werden. Nicht wahr, mein lieber Herr?"

„Ich möchte Ihren Glauben an eine Gerechtigkeit im Leben um keinen Preis stören, indessen —", ich zögerte hier.

„O, bitte, sagen Sie mir Alles, was Sie denken — Alles."

„— Indessen ich meine, daß jeder Vernünftige im Roulette des Lebens nicht blos auf eine Farbe, wie Sie vorhin gethan, sondern auch auf die andere setzen sollte, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, mit einem Coup bankerott zu werden. Inzwischen, da Sie mir auf mein ehrliches Gesicht hin ein solches Vertrauen geschenkt haben, möchte ich Ihnen ein Gleiches erwidern und Ihnen daher aussprechen, daß ich die feste Ueberzeugung habe, Sie werden die Ihnen entgegenstehenden Hindernisse überwinden und die Tante sagt zuletzt zu Allem: Ja und Amen."

Von meiner Vermuthung ausgehend, daß Peildorf in Herrn May seinen Nebenbuhler habe, wollte ich das glückliche Zusammentreffen benutzen, um wo möglich im Interesse meines Freundes Recherchen über die Zustände in dem Hause der Marchesa zu erheben. Ich sah mich indessen sehr getäuscht, wenn ich glaubte auf einen unvorbereiteten Gegner zu treffen. Vielmehr überzeugte ich mich an dem geringen Grade von Ueberraschung, welcher sich in Herrn Mays Gesicht malte, als ich mich so plötzlich mit seinen Angelegenheiten bekannt zeigte, daß im Gegentheil er mich nur angeredet hatte, um seinerseits sich über das Schicksal des Briefes, der in der That an seine Adresse gerichtet gewesen war, zu vergewissern.

„Sie lösen mir —", sagte er, „mit Ihren Worten, die Zunge, mein lieber Herr, indem Sie mir so ohne Umschweife verrathen, daß Sie wirklich den Brief gelesen haben, der —", hier erröthete mein Mann auf's Neue und stärker als zuvor — „der, wie soll ich sagen? so zu sagen an mich gerichtet war. Ich weiß wohl", fügte er schnell hinzu, „der Brief hatte keine Adresse und Sie durften ihn wohl eröffnen. Denn, wie würden Sie und der Herr Doctor fremde Briefe lesen — nehmen Sie mirs nicht übel, daß ich nur davon spreche — wenn es nicht ein Mißverständniß wäre. Nein, ich bitte Sie, lieber Herr, Sie durften ja den Brief wohl in die Hand nehmen und auch lesen, das weiß ich sehr wohl und habe durchaus nicht die Absicht, Ihnen zu nahe zu treten. Aber, nicht wahr, Sie haben den Brief?"

„Ja, Herr May, indessen beruhigen Sie sich; es wird kein Mißbrauch damit getrieben werden. Leider habe ich den Brief nicht selbst in Händen, aber er soll Ihnen, wenn Sie es verlangen, zugestellt werden. Wie können Sie übrigens an Ihrem Erfolge zweifeln? Er enthielt gute Nachrichten für Sie!"

Herr May seufzte. „Nicht so ganz, leider!"

„Woher wissen Sie das?"

„Ich habe die Schreiberin seitdem gesprochen."

„Um so besser für Sie; das ist wohl mehr werth, als ein Brief."

„Ja, und da ich den Inhalt kenne, darf der Brief getrost zerrissen werden. Ich vertraue Ihrem Worte, lieber Herr" — ich nannte ihm meinen Namen und Stand — „verehrter Herr Assessor. Bitten Sie nur den hochgeehrten Herrn Doctor, denselben zu verbrennen, und sagen Sie ihm — sehen Sie, ich würde ihm das selbst sagen, wenn ich nur die große Ehre hätte, dem Herrn Doctor vorgestellt zu sein, sagen Sie ihm, es sei nichts als ein Mißverständniß und ich bitte sehr — recht sehr um Verzeihung!"

Mit diesen Worten empfahl sich der kleine Mann plötzlich und ich mußte mein Verlangen, Näheres von ihm zu hören, einstweilen beschwichtigen. Ich dachte mir, unsere Bekanntschaft könnte meinem Freunde in der Folge vielleicht noch sehr nutzenbringend sein, und wollte daher auch nicht weiter auf ihn eindringen, damit er sich nicht zurückgeschreckt fühle und auch in mir einen entschiedenen Gegner sehe. Uebrigens gefiel mir Herr May keineswegs schlecht, zumal ich fast zu zweifeln

begann, ob er wirklich der Rival meines eleganten Freundes sein könne, und mir vorstellte, die Geschichte mit dem Briefe dürfte sich zuletzt auch auf andere Weise aufklären.

Unterdessen wurden allmählich die Gaslaternen angezündet und das wahrhaft feenhafte Lichtmeer stach die letzten Sonnenstrahlen so völlig aus, daß sie sich baldigst hinter die grünen Wipfel zurückzogen. Nach wenigen Minuten — ich hatte mich wieder nach dem Platze vor dem Curhause gewendet — sah ich Peildorf, den Hut tiefer als gewöhnlich auf die Stirn gedrückt, mit verstörter und zerstreuter Miene auf mich zukommen. Ich sah ihm sofort an, daß etwas Bedenkliches in ihm arbeiten müsse. Obgleich er sich offenbar nach mir umsah, wäre er, ohne mich zu erkennen, an mir vorübergegangen, wenn ich ihn nicht durch ein kräftiges „Hollah, da bist Du ja endlich!" auf meine Gegenwart aufmerksam gemacht hätte. Er hielt nun, nachdem er auf dem schmalen Wege, der auf den Platz mündete, schon in einen fast bedenklichen Zusammenstoß mit meiner Person gekommen war, in seinem Laufe inne, und sagte tonlos: „Ah — gut — entschuldige, ich ließ Dich etwas warten."

„So ziemlich. Indessen verschmerzte ich Deine Abwesenheit durch ein interessantes Begegniß, das in Deiner Gegenwart wahrscheinlich etwas von seiner Gemüthlichkeit eingebüßt haben würde."

„So!" sagte er zerstreut. Ich nahm seinen Arm und wir schlugen unter den Klängen der Musik den entlegensten und wenigst beleuchteten Weg ein, auf welchem uns nur hie und da ein zärtliches Pärchen begegnete. Peildorf war merkwürdig geistesabwesend und bemerkte nicht einmal den scheuen Blick meiner liebenswürdigen Reisegefährtinnen, die uns am Arme ihrer gefühlvollen Mama auffällig oft und gerade an den einsamsten Passagen begegneten, wo man sie schlechterdings kaum übersehen konnte. Es that mir herzlich leid, daß sie trotz des leisen Ruckes, den ich Peildorf gab, mit meinem Gruße vorlieb nehmen mußten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wunder des Yellowstone.*)

Der Yellowstone und Columbia, wovon der erstere in den Missouri und der letztere in den stillen Ocean mündet, sind durch die Kette der Felsengebirge von einander getrennt, und entspringen beide in einer Entfernung weniger Meilen von einander. Beide nehmen ihren Ursprung in den Bergen, welche Idaho von dem neuen Territorium Wyoming trennen, aber die Quellen des Yellowstone sind nur von Montana aus zugänglich.

Die Quelle des Yellowstone ist in einem prachtvollen, beinahe neuntausend Fuß über dem Meeresspiegel gelegenen See zu suchen. Auf seinem dreizehnhundert Meilen langen Lauf nach dem Missouri hat er einen Fall von ungefähr siebentausendzweihundert Fuß. Sein oberer Lauf fließt durch tiefe Schluchten und Engpässe hindurch und wird durch ungeheure Wasserfälle und entsetzliche Stromschnellen unterbrochen, die aber gerade durch ihre Großartigkeit einige der erhabensten Naturerscheinungen des Erdballs bieten. Das ganze Gebiet ist vulcanischer Natur, reich an heißen Quellen, Schmutzvulcanen, ungeheuren Schwefelbergen und Geisern, die noch zahlreicher und großartiger sind, als die vielgerühmten Geiser Islands.

Tower Creek, ein Nebenfluß des Yellowstone, ist ein Bergstrom, der durch eine etwa vierzig Yards breite Schlucht fließt. Gerade unterhalb unseres Lagers fiel er perpendiculär über eine glatte Seitenfläche von hundertundzwölf Fuß Höhe, und bildete dadurch einen der herrlichsten Wasserfälle der Welt. Etwas oberhalb von diesem Fall bricht sich der Strom in eine große Zahl von Kanälen, von denen ein jeder ein gewundenes Bett durch die harte Masse des Felsens sich gebahnt hat, bis an den Rand des Abhanges hin, wo sich alle wieder vereinigen und den Fall bilden. Die zahllosen Formen, in welche der Fels durch den Andrang der ungestümen Gewässer gewunden ist, verleihen der Landschaft ein ungewöhnliches Interesse. Wahre Thürme von solidem Muschelkalk, mit Tafelstein auf der Spitze, und dabei schon gerundet und polirt, und von tadelloser Symmetrie, erheben ihre dünner und dünner zulaufenden Formen zur Höhe von achtzig bis hundertundfünfzig Fuß, allenthalben auf dem Plateau oberhalb des Falles. Einige gleichen Schloßthürmen andere Kirchthürmen, und noch andere steigen schlank und mächtig wie die Minarets einer türkischen Moschee empor. Einige der erhabensten dieser Formationen, die wie Schildwachen bis dicht an den Rand des Wasserfalles vorgeschoben sind, sind einem gewandten und abenteuerlichen Kletterer zugänglich. Aber die auf einem dieser schmalen Gipfel erreichte Stellung, mitten unter dem Aufruhr der Wogen und in einer Höhe von zweihundertundfünfzig Fuß über dem kochenden Strudel, erfordert einen festen Kopf und unerschütterliche Nerven. Die Aussicht, welche die Waghalsigkeit der That belohnt, entschädigt reichlich für die Gefahren. Unterhalb des Falles braust der Strom in zahlreichen Schnellen und mit wahrhaft entsetzlicher Schnelligkeit durch eine düstere Kluft seiner Vereinigung mit dem Yellowstone entgegen. Sein Bett ist mit ungeheueren Steinen angefüllt, über die die Fluthen mit rollendem Gebrüll wegbrausen.

Weniger als eine Meile weiterhin befindet sich ein entsetzlich aussehendes Thal, das ganz und gar mit Schwefeldämpfen angefüllt ist, die von sechs oder acht sehr großen thätig kochenden Quellen ausgeströmt werden und welche die Athmosphäre so erfüllen, daß die Möglichkeit der Erstickung sehr nahe liegt. Wenn man vorsichtig in das Bassin eindringt, findet man die ganze Oberfläche der Erde mit dem verhärteten Schwefel bedeckt, der aus den Dämpfen der Quellen niederschlägt. Einzelne Massen heißer Dämpfe werden durch hundert natürliche Oeffnungen im Boden emporgestoßen, und bei jedem Loch, das man beim Durchschreiten macht, strömen sie ebenfalls heraus. Die Quellen sind ebenso diabolisch anzuschauen, als wie der Hexenkessel im Macbeth und es bedürfte blos der

*) Westermann's Monatshefte.

Anwesenheit der Hekate und ihrer gespenstischen Schwestern, um jene grausige Phantasie des Dichters zu verwirklichen. Diese Quellen befinden sich alle im Zustande heftigen Siedens und schleudern ihren flüssigen Inhalt drei bis vier Fuß hoch empor. Die größte hat einen Kessel von zwanzig bis vierzig Fuß im Durchmesser. Ihr grünlich gelbes Wasser ist mit Blasen bedeckt, die beständig emporsteigen, bersten und schwefeliges Gas aus verschiedenen Theilen ihrer Oberfläche emporsenden. Die mittlere Quelle siedet und brodelt wie ein kochender Kessel. Entsetzliche Dampfmassen entsteigen ihr unaufhörlich; in ihrer Nähe befindet sich eine andere, nicht so große, aber ihrem Aeußern nach noch höllischere. Ihr Inhalt, etwa von der Consistenz der Oelfarbe, ist in einem beständigen lärmenden Aufkochen begriffen. Ein hineingesteckter Stock wird bald mit einer bleifarbigen, einen Viertelzoll dicken Masse bedeckt. Nichts fließt aus dieser Quelle, anscheinend kocht sie nieder. Eine vierte Quelle, welche dieselben physischen Eigenthümlichkeiten aufzeigt, ist theilweise von einem überhängenden Felsstück bedeckt. Man versuchte ihre Tiefe zu ermessen, aber der Grund war außerhalb des Bereichs des längsten Pfahles, den man finden konnte. Steine, die hineingeworfen wurden, vermehrten die Bewegung des Wassers. Es sind noch mehrere andere Quellen in der Gruppe, die allerdings klein sind, aber dieselben Eigenthümlichkeiten aufweisen.

Es ist nicht gerathen, sich ihnen zu nähern, da die sie umgebende Schwefellage an vielen Stellen unter dem Gewichte der Schritte nachgibt und aus den dadurch geschaffenen Bruchstellen augenblicklich eine kleisterartige Schwefelmasse hervordringt.

Der große Wasserfall des Yellowstone befindet sich am oberen Ende einer der merkwürdigsten Schluchten der Welt, einer fünfzig Meilen langen und von ein- bis fünftausend Fuß tiefen Schlucht, zwischen vulcanischen Felsen. In seinem Fall durch diese wunderbare Schlucht fällt der Fluß fast dreitausend Fuß tief. An einer Stelle, wo der Durchbruch des Stromes durch eine Bergkette passirt, soll sie mehr als eine senkrechte Meile tief sein, und der in Schnellen und Wasserfällen gebrochene Strom erscheint nicht breiter als ein Bandstreifen. Das Gehirn wird vom Schwindel ergriffen, wenn man in diese tiefe feierliche Einsamkeit herniederschaut. Entsetzt schreckt man vor dem schwindelnden Abgrunde zurück, froh, die feste Erde wieder unter den Füßen zu fühlen, und wagt es höchstens in liegender Stellung, kaum das Gesicht vorsichtig über den Rand vorgeschoben, hinunterzustarren. Die Stille ist entsetzlich; tief, tief, immer tiefer und tiefer sieht man den Fluß zu der Dünne eines Fadens zusammengeschrumpft, seine kleinen Schaumwellen aufwerfend, und mit dem Trotz eines Pygmäen die Felswände, die ihn eingezwängt halten, peitschend. Jeglicher Zutritt zu seinen Ufern ist versagt, und die düstern grauen Felsen werfen ihren unheimlichen Schatten über ihn.

Miscellen.

Das schöne Indianerdorf Pottawatomie am Meosho-Flusse im Staate Kansas war kürzlich der Schauplatz eines ungemein aufregenden Ereignisses. Mehrere verwegene Indianer waren an einem schönen Morgen bei der Abwaschung eines ungeheueren Elephanten, Namens „Emperor", Zeugen gewesen. Der Elephant gehörte dem Director einer Kunstreitergesellschaft, Namens John Robinson, welcher dort eine Vorstellung geben wollte. Nach Einbruch der Nacht schlichen die Indianer an die Stelle, wo der Elephant mit einer Kette an einen starken Pfosten gebunden war, lösten seine Fesseln, bestiegen seinen Rücken und zogen mit ihm im Triumphe in das Dorf, gefolgt von schreienden nackten Jungen ihres Stammes und von halb furchtsamen Weibern, welche ihre Säuglinge auf dem Rücken trugen. Mr. Robinson war in einem Hotel eingekehrt und besprach sich eben um Mitternacht mit einem zu seiner Gesellschaft gehörigen Thierwärter, als plötzlich ein schreckliches Geheul entstand, dem eine Reihe von Entsetzensrufen, Gekreisch und anderer Lärm folgte, der geradezu fürchterlich war. Im Nu waren im Hotel alle Thüren offen, alle Schläfer wach und überall zeigten sich entsetzte Gesichter. Frauen und Kinder äußerten die höchste Angst und zu ihren Männern und Vätern flüchtend, riefen sie bleich und zitternd: „Was gibts?" „Sind wir von Indianern angegriffen?" „Werden sie hierher kommen?" „Ach, wir werden alle ermordet!" Und der rasende Lärm von früher nie gehörten Schreckenstönen dauerte fort und war geeignet, auch das muthigste Herz mit Furcht zu erfüllen. Nur Herr Robinson verlor nicht die Geistesgegenwart. Er vermuthete sofort, daß einige seiner Thiere losgekommen seien, und befahl seiner Mannschaft, mit ihm zu kommen. Als man aus dem Hotel geeilt war, glaubte man zuerst, das ganze Indianerdorf stände in Flammen, denn es war nahezu Tageshelle darüber ausgebreitet. Aber diese kam von einer Unzahl von brennenden Fackeln, mit denen die Indianer aus ihren Hütten gekommen waren. Der Lärm und das Getöse schienen jeden Augenblick lauter zu werden und man hörte jetzt, daß es aus dem rein indianischen Theile des Dorfes kam, das auch von vielen weißen Ansiedlern bewohnt wird. Als Robinson und seine Leute herbeieilend um eine Straßenecke bogen, gewannen sie einen Anblick, den sie niemals wieder vergessen werden. Da sahen sie die immense Masse des alten Elephanten „Emperor", auf seinem Rücken hockten ein halbes Dutzend indianischer Krieger, wild schreiend und gestikulirend gegen ihre unten das Thier umgebenden Genossen, während in Intervallen von einer halben Minute ein entsetzliches Gebrüll die Nachtluft erzittern machte. Um die Scene erhoben sich Säulen von Rauch und Staub in die von den zahllosen Fackeln erhellte Luft und dabei hörte man fortwährend das schrille Trompeten des Elephanten, wie es dieser bei Schmerzen oder in großer Wildheit vernehmen läßt. Um die Scene noch entsetzlicher zu machen, lagen Indianerzelte in Menge zerrissen und zerstampft auf dem Boden. Als Robinson und seine Leute ganz nahe kamen, sahen sie, wie der „Emperor" mit seinem Rüssel eben einen Wigwam total demolirte, und mehrere indianische Weiber und Kinder lagen von den säulenförmigen Füßen des Kolosses zerstampft als Leichen da. Ein ganzes Zelt flog wie ein Spielball in die Luft empor. Dabei Alles in dichte Staubwolken gehüllt. Weiber und Kinder flohen nach allen Richtungen ganz nackt, während dämonisch heulende Wilde in einiger Entfernung standen und einen Hagel von Pfeilen auf den Elephanten abschossen. Die Gesellschaft der Kunstreiter zertheilte sich und verbot den Indianern das Schießen mit Pfeilen. Robinson jagte die auf dem rasenden Thiere Sitzenden herab und es gelang ihm das wahre Wunder, den Elephanten trotz der ungeheuren Schmerzen, die er fühlen mußte, zu beruhigen und wegzuführen. An hundert Pfeile wurden dem Thiere aus dem Fleische gezogen und dieses war ganz überströmt mit Blut. Einer überaus sorgfältigen Pflege und dem Umstande, daß die Pfeile nicht tief hatten eindringen können, dürfte sogar die Erhaltung des „Emperor" zu danken sein.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 114. Speyer, Samstag, den 23. September 1871.

Mein Freund Peildorf.

Von Ernst Volmar.

(Fortsetzung.)

Ich erzählte nun Peildorf das ganze Gespräch mit seinem Nebenbuhler, vom Anbieten der Cigarren an — hier lachte Peildorf grimmig auf — bis zu dem Versprechen, das ich ihm bezüglich des Briefes gegeben hatte und setzte hinzu, daß sein Rival ein zwar äußerlich etwas absonderlicher, sonst aber gar nicht übler Kauz sei, der mir viel Vergnügen gemacht habe.

„Ich danke Dir!" höhnte Peildorf mit einer Modulation seiner ausdrucksvollen Baritonstimme, die mir im grellsten Widerspruch zu dem harmlosen Gefühl der Dankbarkeit zu sein schien. „Auch ich", fuhr er fort, „bin beneidenswertherweise heute Nachmittag durch diesen wandelnden Pudding in Chocoladensauce noch einmal an meine schmähliche Niederlage erinnert worden. Du kannst Dir leicht vorstellen, daß ich darnach brannte, mich kopfüber in die Situation zu stürzen, und so machte ich den Weg in die E—straße, um bei der Marchesa meinen täglichen Krankenbesuch zu machen, den ich Vormittags verabsäumt hatte. Ich will Dir nämlich kurz sagen, was Du schon errathen haben magst, und was zu verschweigen überflüssig ist: daß der Brief von heute Morgen von der Hand einer jungen Person herrührt —"

„M. K." — schaltete ich ein.

„Welche ich bei der vortrefflichen Marchesa täglich gesehen, die ihre Tante ist, und bei der sie eine Art von Gesellschafterin spielt, und ich will auch hinzusetzen, daß ich mich für die junge Person, Gott weiß, aus welchem Grunde, vielleicht aus einem verfehlten Mitleid, beinahe interessirt hätte. Es lag mir nun natürlich hauptsächlich daran, das Mädchen ins Auge zu fassen, um mich an ihrem Anblicke zu beruhigen und meine Zweifel zu vernichten. Nun denke Dir, daß ich den chocoladebraunen Gegenstand meiner frommen Wünsche mir nochmals begegnen sehe. Du mußt wissen, daß an der E—straße, neben dem weißen Hause der Marchesa, ein Cigarrenladen liegt, aus welchem er heraustrat, um sich eilig an der entgegengesetzten Seite der Straße aus meinem Bereiche zu entfernen. Argwöhnisch, wie ich war, eile ich in den Laden, um zu sehen, was der Bursche dort getrieben, und habe das Vergnügen, gerade noch zur rechten Zeit zu kommen, um den Zipfel eines mir bekannten Kleides zur andern Thür des Ladens hinausfliegen zu sehen!"

„Zum zweiten Male M. K.", bemerkte ich.

„Ich wollte wissen, was vorgefallen, obschon es mir bereits ohne Weiteres klar genug war. Denn es befand sich Niemand im Laden als ein kleiner Junge und zwar derselbe, der uns als Postillon d'amour den Brief irrthümlich in die Hände gespielt hatte. Derselbe sah erschrocken genug aus und erst nachdem ich einen Gulden an seine Bestechung gewandt, machte er ein pfiffiges Gesicht, daß sich der große Mund schief über die knallrothen Backen zog und rückte mit der Sprache heraus. Der Brief sei an unsern Pudding gerichtet gewesen und Fräulein Mathilde —"

„M. K. —" sagte ich.

„Nun ja denn — M. K. und wenn Du es absolut noch genauer wissen willst — Mathilde Knobelmann —", er betonte den Namen möglichst sorgfältig, als wolle er mir recht ausdrücklich zu Gemüthe führen, wie wenig Ursache er habe, besonderes Gewicht auf den Besitz einer Dame zu legen, die einen solchen compromittirenden Namen führe. Dann fuhr er fort: „Nun also, sie hat den Brief geschrieben und nachdem derselbe sein Ziel nicht erreicht hatte, hat sie sich zu helfen gewußt, und in dem Laden mit unserm Pudding das ungestörte Stelldichein gehabt, um das ihn der Teufel beneidet haben mag. Unter diesen Umständen verging mir die Lust, meinen Besuch zu machen, wie Du Dir denken kannst. Wie? Ist die Sache nicht verwickelt?"

„Du verlangst ein Urtheil von mir, bevor ich über den Thatbestand genau unterrichtet bin", antwortete ich, „wie z. B. hast Du mit der jungen Dame gestanden — was hat sie sich von Dir gedacht?"

Peildorf besann sich einen Augenblick und sagte dann: „Es ist wahr, ich habe mich dem Mädchen von der Gemüthsseite noch nie genähert und ich büße vielleicht für diese meine Ehrlichkeit, die mir nun ein für alle Mal verbietet, mich den Frauen anders zu zeigen, wie als Mann, d. h. als ein von ihnen gänzlich verschiedenes Wesen."

„Und Du glaubst also", fragte ich, „auf ein junges Mädchen, das die Welt nicht kennt, und noch

in der Morgendämmerung lebt, durch ein Benehmen Eindruck zu machen, welches Du vielleicht erfahrenen Frauen gegenüber für wirksam erachtet hast? Vielleicht sehnt sich die junge Dame aus ihrer Stellung bei der Marchesa weg und möchte gern einen Peildorf als Retter begrüßt haben, wenn ihr dieser nur Vertrauen einzuflößen im Stande gewesen wäre."

„Ich sollte mich also", entgegnete Peildorf erregt, „nach Deiner schönen Ansicht als etwas Anderes verkaufen als was ich bin? Nein, mein Freund. Ich will keine Frau, die nicht im Stande ist, einen Mann zu nehmen, wie er ist. Uebrigens, was rede ich? Es hat mir ja ferner gelegen als fern, überhaupt nur an dieses Mädchen weiter zu denken, und wenn ich mich recht besinne, ist es schließlich nichts als eine verletzte Eitelkeit, die mich hier lang und breit über einen Mißerfolg zürnen läßt, wo ich einen Erfolg weder im Ernste gewünscht, noch unter irgend welchen denkbaren Umständen benutzt haben würde. Es handelt sich, mit einem Worte, um ein vermögensloses junges Mädchen, das nicht einmal eine Schönheit ist, und Du kennst mich genau genug, um zu wissen, daß ich erstens ein junges Mädchen niemals unglücklich machen und zweitens niemals eine Partie machen würde, um die mich nicht auch die Welt beneidete."

Es war schon ziemlich spät geworden. Das Concert war zu Ende. Peildorf gestand mir, daß er durch die alberne Geschichte um sein Mittagsbrod gekommen sei und bestellte nun beim Kellner ein Souper für, wie mir schien, mindestens drei gesunde Esser, mit welchem er, da ich, während des langen Wartens auf ihn schon soupirt hatte, zu meinem nicht geringen Erstaunen allein vollständig reine Tafel machte. Er unterließ dabei nicht, mir zu verschiedenen Malen, und zwar nach jedem Gang aufs Neue zu erklären, daß jede Gemüthsbewegung und besonders der Aerger einen ganz außerordentlichen Reiz auf seine Magennerven ausübe, so daß sein Appetit in's Unglaubliche gesteigert werde. Ich fand diese Aeußerung seines Kummers so überaus gesund und ihn darum so beneidenswerth, daß ich mich im Stande sah, ihm aufrichtig Glück zu wünschen, mit einer so vernünftigen Leibesverfassung behaftet zu sein. Seine Stimmung wurde nun auch, Dank dem Weine, den er in anerkennenswerther Quantität ziemlich rasch hinuntergestürzt hatte, etwas besser. Er beleuchtete in geistreicher Weise die scandalöse Chronik der diesjährigen Badewelt und gestattete mir dadurch einen Blick in manche Untiefen des gesellschaftlichen Lebens, in welche ich bis dahin selten so unmittelbar hineingeblickt hatte. Nicht minder anziehend waren seine Bemerkungen auf ernsterem Gebiete und besonders über den Stand seiner Wissenschaft. Immerhin aber wäre es einem Uneingeweihten, der noch niemals einen Blick in das Laboratorium des Seelenlebens gethan, schwer möglich gewesen, aus allem Gehörten sich eine richtige Vorstellung von der widerspruchsvollen Persönlichkeit meines Freundes zu machen.

Ich war von seiner endlich überschäumenden Heiterkeit schon etwas angesteckt worden, als er plötzlich wie aus heiterm Himmel wieder von der jungen Person, d. h. also von Mathilde Knobelmann, zu sprechen anfing und mir dadurch verrieth, daß ihn dieselbe weit mehr beschäftigte, als er sich den Anschein geben wollte. Ja zuletzt, als ich, um ihn zur Preisgebung seiner innersten Gedanken zu veranlassen, Partei gegen das mir gänzlich unbekannte Mädchen nahm, gerieth er bei ihrer Beschreibung in eine förmliche Begeisterung, die sehr wenig zu seiner angeblichen Gleichgültigkeit gegen sie paßte.

„Ich glaube", sagte ich heiter, „Du bist nahe daran, mir mehr zu verrathen, als Du verrathen willst."

Diese Bemerkung störte seine Laune und ließ ihn seine Lobrede abbrechen. Rasch stand er auf, setzte, nachdem er sein Souper bezahlt, den Cylinderhut mit einer entschiedenen Geberde auf den Kopf, steckte beide Hände, den Stock unter dem Arme, in die Taschen seines grauen Sommerpaletots und rief in einem wahren Cäsarstyle: „Es ist heute schlechterdings mit Dir nichts anzufangen, gehen wir hinaus!"

Wir gingen, da wir uns noch nicht zur Ruhe begeben wollten, die erleuchteten Alleen entlang; ein frischer Wind strich durch die rauschenden Bäume, und dann und wann zuckte in der Ferne ein Leuchten am wolkenverhängten Horizont. Peildorf schwieg beharrlich und ermunterte dadurch mich, der ich mit egoistischen Gedanken weniger beschäftigt war, um so mehr zum Plaudern. Indem ich mich nun innerlich mit Gedanken über ihn und seine möglichen Schicksale trug, begann ich ihm zuzureden, sich seines Seins und Wirkens doch ruhiger zu freuen und sich mit dem ihm so reichlich Gegebenen zufriedener zu bezeigen, als er es thue. Und hierbei erinnerte ich ihn an die jugendliche Freudigkeit, mit welcher er seinen Beruf ursprünglich aufgefaßt, und suchte ihm begreiflich zu machen, daß in seiner sogenannten Ehrlichkeit, mit welcher er alle Phrasen abweise, doch auch eine irrthümliche Lebensauffassung liege, und daß er sich mit derselben wesentlicher Güter des Lebens entschlage. Ich stellte ihm auch vor Augen, wie ihm, dem bedeutenden Arzte, in der Zukunft ein Name gesichert sei, der seinen Ehrgeiz befriedigen und ihn dazu beitragen lassen werde, die Segnungen der Wissenschaft über den ganzen leidenden Theil der Menschen auszubreiten.

Ich kam mit meinen Ermunterungen übel an.

„Was helfen uns Worte", sagte er, „wie „Segnungen der Wissenschaft"? Die Wissenschaft ist ein Capital, das den Bevorzugten gehört und die Segnungen sind seine Zinsen, die ihnen zufallen. Ich möchte wohl wissen, welche Vortheile Deine leidende Menschheit dem allgemeinen Fortschritte verdankt, was dem Elenden auf dem Stroh die großartigen Erfindungen der Eisenbahnen, Telegraphen, der submarinen Kabel oder gar der Chassepot- und Zündnadelgewehre anders bringen können, als eine Vermehrung seines Elends, und sei es nur durch die Verschärfung der Contraste? Lieber doch gar nichts thun, nicht einmal darüber nachdenken, als an Worten zum Helden werden und nichts erreichen!"

Ich wollte Einwendungen machen, aber er unterbrach mich lebhaft.

„Gib mich auf und lasse mich, da nun einmal die Welt auf den Egoismus eingerichtet ist, auch Egoist sein, und so mein Glück finden. Ja, auch ich —", und seine Stimme klang bewegter — „bin nicht immer empfindungslos gewesen und war es, glaube ich fast, vor Kurzem weniger als je. Das ist jetzt vorbei. Ich habe mich überzeugt, daß ich etwas suchte, was nicht zu finden ist, weil es nicht existirt. Ja, ich habe vor Kurzem in ein paar rührende Augen geblickt und auch ich habe geglaubt, es gebe eine himmlische Seele, und dieselbe ruhe in solchen großen unberührten Augen, und sie bewegten mich und schienen auch in mir Verwandtes aufzuregen. Und dann war es mir oft, als müßte ich über das Menschliche, Kleinbegrenzte hinausstreben, die engen Begriffe erweitern, etwas Weltbewegendes vorwärts treiben und zur Noth von einem erhabenen Standpunkte herunter dreinschlagen können, wo und wann es mir gerade gefällt. Nun, ich bin jetzt fertig damit, laß mich also in Ruhe, das ists, was ich brauche."

Ich versuchte noch einmal mit einer Abhandlung zu Worte zu kommen und ihm das Unberechtigte seines theoretischen Egoismus dadurch nahe zu legen, daß ich ihm ausführte, wie schon der Trieb der Selbsterhaltung uns lehre, im Interesse unserer eigenen Existenz in der Gesammtheit aufzugehen und uns in ihr zu befestigen, und daß die Gesammtheit, die uns schütze, auch Forderungen an uns zu stellen habe. Aber ich erlangte nichts weiter, als daß er höhnisch dazwischen rief: „Welch ein Gemeinplatz, mein Bester, welch ein Gemeinplatz!"

„Möglich", schloß ich verzweifelnd, aber es liegt in der Natur der Sache, daß jede große Wahrheit ein Gemeinplatz wird. Nur die Affectation bleibt originell — wie Du!"

Wir standen vor meinem Hotel und ich sah Peildorf unter dem Scheine der Gaslichter mit den Achseln zucken. Seine Nasenflügel bewegten sich und um den Mund zuckte es wetterleuchtend. Er reichte mir die Hand zum Abschiede und ließ sie ohne Druck wieder fallen, eine verständliche Andeutung, daß er seine tragische Stimmung von mir nicht verstanden fühle.

„Vale!" rief er lakonisch und verschwand dann im Schatten der Häuser.

(Fortsetzung folgt.)

Perlen und Korallen im rothen Meere.*)

„Ueber das Sammeln der Perlmuschel im rothen Meere erzählt C. B. Klunzinger, daß es ein wichtiger Erwerbzweig für die Beduinen der Küste sei. Diese begeben sich, so berichtet er, von Gueh und Safadje mit ihren Barken in den Sommermonaten, wo beständige Nordwinde wehen und das Meer warm ist, längs der Küste nach Süden und kehren im Spätherbst, zur Zeit der Arbainie, d. h. der ungefähr 40-tägigen Periode, wo Süd- und Südostwinde häufig sind, mit voller Perlmutterladung zurück. Das Aufbringen der Perlmuscheln geschieht hauptsächlich durch Tauchen, worin diese Beduinen und besonders ihre schwarzen Sclaven wahrhaft bewundernswürdig sind. Zum Beweis erzählt Klunzinger Flogendes: Einst, während meines Aufenthaltes in Kosser, scheiterte ein von Dschedda kommendes arabisches Schiff dicht vor einer Kosser nahen Bucht (scherm); der Capitän (reis) hatte sich aber die Stelle gemerkt, wo die Geldbeutel, die für die Kaufleute des Städtchens bestimmt waren, etwa liegen mußten. Die Eigenthümer brachten sofort einige solcher Beduinentaucher auf und versprachen ihnen einen guten Lohn. Bald waren die meisten Schätze gehoben bis auf einige Packete, die von den Tauchern als in einer Felsenritze liegend gesehen wurden; auch sie wurden durch submarine Anwendung eines Brecheisens bis auf einen kleinen Rest zu Tage gezogen.

Die gesammelten Perlmuscheln werden an das Ufer gebracht, dort öffnen sie sich bald durch die Gewalt der Sonne und der schnell eintretenden Fäulniß. Die weiche Masse wird sorgfältig auf Perlen untersucht und dann ausgenommen. Die Schalen werden sofort auseinandergelegt und einzeln auf der Barke aufgeschichtet, daher man durch diese Gelegenheit selten eine schöne vollkommene ganze Perlmuschel erhält. Der Werth ist verschieden nach der Größe der Muscheln, er ist in stetigem Zunehmen begriffen, je mehr diese Muscheln bei dem unrationellen Betrieb abnehmen.

Den Werth der Perlen kennen die Beduinen nur zu gut, ja sie überschätzen ihn und man kann daher Perlen oft billiger in Europa kaufen, als dort. Am billigsten erhält man sie zuweilen unter der Hand durch die Sclaven, die sie beim Finden verbergen und hinter dem Rücken ihrer Herren verkaufen. Zoll nimmt die Regierung nicht viel daraus ein, da sie die Perlen nicht leicht zu Gesicht bekommt. Eine schöne Perle ist immerhin eine große Rarität und man kann lange warten, bis man z. B. ein gleiches Paar der so werthvollen Verlockenperlen bei einander hat. Der Hauptplatz für ihren Handel am Rothen Meere ist Dschedda. Die ganz kleinen werden von den Eingeborenen gern zerstoßen als Augenpulver gebraucht. Die Perlen der Tridacna sind häufig, aber trüb und werthlos; sie werden von den Beduinen, äußerlich getragen, als Mittel gegen die Steinkrankheit gerühmt. Perlen von Pinna kamen nicht mehr vor.

Was nun die Korallenfischerei im rothen Meere betrifft, so betrifft dieselbe vorzugsweise die schwarze Species. Die gewöhnlichen Korallen, wie Asträen, Madreporen, Milleporen u. s. w. holt sich nur der Naturforscher, indem er sie einfach bei Ebbe auf der Klippe abklopft oder abmeißelt oder er läßt sie sich von Tauchern holen, denen man nur die gewünschten Stöcke zu bezeichnen hat. Große Korallenblöcke werden oft auch von den Einwohnern mit dem Stemmeisen von dem Abhange losgelöst, hauptsächlich die massiven Asträen und Porites, auf ein Boot geladen und

*) Westermann's Monatshefte.

in den Hafen gebracht. Sie dienen als Baumaterial und besonders zum Kalkbrennen. Schon Forskal sagt, viele Häuser in Dschedda bestehen aus Madrepora (Goniastraea) solida.

Die eigentliche Korallenfischerei bezieht sich aber auf die schwarze Koralle (Antipathes). Die bekannte rothe Edelkoralle (Isis nobilis oder Corallium rubrum) kommt nicht im Rothen, sondern im Mittelmeer vor; eine verwandte Isidee, Mopsea erythraea, wird indeß, von dorther rührend, von Ehrenberg angeführt. Die ebenholzartige hornige Masse der Antipathes wird von den Arabern viel zu Dreherarbeiten, besonders zu Rosenkränzen gebraucht. Ihre Sträucher wachsen aber in großer Tiefe und scheinen ziemlich selten zu sein. Einst wurde mir gemeldet, an einem gewissen Orte vor der Klippe sei eine schwarze Koralle tief unten zu sehen, keiner der Taucher des Ortes war im Stande, so weit auch nur hinabzubringen. Ein Matrose aus Dschedda unternahm es, sie zu holen. Mit der gewöhnlichen Methode, daß die Taucher sich einfach mit dem Kopf voran ins Wasser stürzen und abwärts rudern, ging es nicht. Einen complicirten Apparat oder gar eine Taucherglocke oder einen Taucherhelm kennt man dort zu Lande nicht. Er versah sich einfach mit einem schweren Eisen, das er an seinem Fuß hängte, um schnell hinabzukommen. Unten angelangt, hängte er sich das Gewicht aus, sägte den Korallenstock ab und kam, wenn ich mich recht erinnere, mit Hilfe des Seiles seines Gewichtes, das oben gehalten wurde, nach einer langen bangen Pause wieder an die Luft und brachte — einen alten abgestorbenen mit allerlei Unrath überzogenen Strauch mit abgebrochenen Zweigspitzen hervor.

Miscellen.

In Uettingen, bekannt durch das im Jahr 1866 dort vorgefallene Gefecht, sind den zurückgekehrten Kriegern (20 an der Zahl), unter denen auch der Rittergutsbesitzer v. Wolfskeel sich befindet, 10 Morgen gerotteten Waldbodens zur lebenslänglichen Benutzung überlassen und das ganze Stück Feld „der Siegesacker" genannt worden. In der Mitte hat man eine Friedenseiche gepflanzt und feierlich eingeweiht.

Berlin. Der schon gemeldete Einsturz des Hauses in der Oranienstraße Nr. 52 ist in seinen Einzelheiten erschütternder und größer als man zuerst annahm. Drei Frauen wurden gräßlich verstümmelt als Leichen aus den Trümmern hervorgezogen; ein Tanzlehrer und seine Ehefrau sind so schwer verletzt, daß an ihrem Aufkommen gezweifelt wird; andere Personen sind mehr oder weniger verwundet.

Aus Schlesien, im Sept. Eine veritable Räuberhistorie, der es auch an Romantik nicht fehlt, wird aus unserer Provinz berichtet. Wie das „Liegnitzer Stadtblatt" nämlich meldet, stieg am 13. d. M., Abends, mit dem von Liegnitz nach Bunzlau weiterfahrenden Schnellzuge, auf der entgegengesetzten Seite des Perrons, das Dunkel der Nacht benutzend, ein frecher Räuber in dem Moment, als sich der Zug in Bewegung setzte, in das Damen-Coupé 2. Classe und forderte dort unter den rohesten Drohungen das Geld, Gold- und Silbergeschmeide von sämmtlichen mitreisenden Damen. Nachdem diese, vom Schrecken überwältigt und das Unmögliche einer augenblicklichen Hilfe einsehend, ihm all' ihr Hab' und Gut überlassen, entfernte sich der Freche wieder in dem Augenblick, als der Zug in Bunzlau anhielt, auf demselben Wege, wie er in das Coupé gekommen. Den mit besonderer Umsicht und auf das Schleunigste eingeleiteten Ermittelungs-Recherchen der Bahnhofsverwaltung Bunzlau gelang es jedoch, diesen gemeingefährlichen Verbrecher in einer Weichenstellerbude zu erwischen und in sicheres Gewahrsam zu bringen. Das geraubte Gut wurde noch vollständig bei ihm vorgefunden.

Heidelberg, 21. Sept. Gestern wurden die Studirenden, welche die Beschädigungen fremden Eigenthumes auf und über der Neckarbrücke sich zu Schulden kommen ließen, in eine theils vier-, theils sechswöchentliche Gefängnißstrafe, die auf der Festung zu erstehen ist, verurtheilt. Der Umstand, daß keine boshafte oder rachsüchtige Absicht, sondern lediglich jugendlicher Muthwille zu Grunde lag, hatte in Verbindung mit Angetrunkenheit eine Milderung bewirkt, weßhalb das Vergehen auch vom Schöffengerichte abgeurtheilt und nicht vor das Forum des Kreisgerichts gebracht wurde. Der Ersatz des angerichteten Schadens ist selbstverständlich. Er ist in diesem Falle bedeutend, und wird in Verbindung mit der mehrwöchentlichen Haft den jugendlichen Thätern manchen Stoff zum Nachdenken bieten. Sämmtliche hier befindliche Gemälde des Künstlers Anselm von Feuerbach, sind zu einer besonderen Ausstellung vereinigt worden. Während der vorigen Nacht sank das Thermometer hier auf 3 Grad über Null. Bei dieser kälteren und unfreundlichen Witterung mindert sich die Frequenz der fremden Reisenden zusehends.

Der Orkan, welcher am 21. Aug. die dänische Insel St. Thomas in Westindien heimsuchte, hat 400 Häuser der Stadt zerstört und 3000 Menschen obdachlos gemacht. Die Zahl der Todten wird auf 28, der Verwundeten auf 60 angegeben. Die schwersten Stöße kamen zwischen 4½ und 5 Uhr Nachmittags aus Nordwesten; das Heulen des Windes, das Prasseln der einstürzenden Häuser, das Sausen der durch die Straßen gewirbelten Steine, Zinkplatten, Bleiröhren werden als „entsetzlich" bezeichnet. Um 5 Uhr trat plötzlich Windstille ein; es war das Centrum des Cyklons, das über die Insel hinwegging. Rings um dieselbe lagerte die finsterste Wolkennacht; das Barometer sank auf seinen niedrigsten Stand 28,40 englische Zoll. (Am 20. Morgens hatte es 30,18 Zoll gestanden.) Nach einer halben Stunde fing es in schweren Böen aus S.-W. zu S. wieder zu stürmen an, und das Barometer stieg plötzlich; um 7 Uhr stand es bereits 29,50 englische Zoll, die Heftigkeit des Windes hatte nachgelassen. Um Mitternacht war das Barometer auf 29,70 und am 22. Aug., Vormittags 8 Uhr, auf 30,20 englische Zoll gestiegen. Der Wind wehte mit Regenböen aus Südost und hielt so den ganzen Tag an. In der Nacht vom Montag (21.) zum Dienstag (22.) war die ganze Stadt finster, da die Straßenlaternen zerbrochen und viele Laternenpfeiler umgestürzt waren. Alles war mit Trümmern, Steinen, zersplitterten Balken, Ziegeln, Zinkplatten, Bleiröhren, Baumstämmen bedeckt; auch ganze Bäume waren entwurzelt. Zum Glück lagen nicht viele Schiffe im Hafen, so daß dort wenig Schaden angerichtet wurde. Die englische Bark „Duke of Wellington" verlor, am Hafeneingange liegend, beide Anker und strandete am Water Island; die Mannschaft rettete sich; als der Wind sich drehte, wurde die Bark abgetrieben und ging zu Grunde. Von den Nachbarinseln ist St. Croix verschont geblieben; dagegen wurden St. Jean und Tortola verwüstet. Dieser Cyklon scheint, wie aus der längeren Dauer der centralen Windstille zu schließen, eine größere Ausdehnung als der von 1867 gehabt zu haben, welcher letztere aus Osten wehte. Man will auf St. Thomas sich glücklich preisen, wenn nicht, wie im Jahre 1867, dem Orkan ein Erdbeben folgt.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 115. | Speyer, Dienstag, den 26. September | 1871.

Mein Freund Peildorf.

Von Ernst Polmar.

(Fortsetzung.)

Drittes Capitel.

Wir fahren auf Abenteuer aus.

Erst einige Tage nachher — ich lag gerade hinter geschlossenen Rouleaux im Negligé auf meinem Sopha und hielt Mittagsruhe, als Peildorf bei mir eintrat. Seine Haltung erschien mir nachlässiger, seine Gesichtsfarbe, welche die Damen so anziehend fanden, vielleicht durch die halbe Beleuchtung, etwas gelblicher als sonst, und seine Augen und Wangen eingefallen; ein Umstand, der mich auf die Vermuthung brachte, daß seine Galle unterdessen stark in Mitleidenschaft gezogen worden sei.

Er reichte mir nachlässig die Hand, welche ich ebenso nachlässig drückte, indem ich ihn bat, es sich auf einem der Sessel bequem zu machen. Er setzte sich zerstreut mir gegenüber und ich wartete mit Muße ab, wann er mit Erzählen beginnen werde.

„Ich bin ihnen heute früh, und zwar in der Trinkhalle, begegnet", begann er endlich.

„Ah!" rief ich gespannt und richtete mich so plötzlich in die Höhe, daß er, von meiner lebhaften Theilnahme ermuthigt, Anregung zum Weitererzählen gewann.

„Ich bin ihnen begegnet — ihr und der Marchesa! Sie sah zur Seite und wollte mich nicht bemerken, während die Marchesa mich befremdet ansah, jedenfalls weil ich sie in den letzten Tagen vernachlässigt habe. Ich bin nämlich, wie ich Dir vielleicht schon gesagt habe, der Badearzt der Fürstin Alice, und die Marchesa brennt vor Begierde, den Auserwählten der kleinen Badegesellschaft der Fürstin beigezählt zu werden. Sie hat zwar auch mit der Gräfin Lorris deswegen unterhandelt, doch steht die Gräfin als eine excentrische Dame bei der strengen Fürstin nicht hoch genug in der Gunst, um sie zu einer Beschützerin der Marchesa Gorgo zu erheben. Nun bin ich der Einzige, an den sie sich wie an einen Strohhalm klammert. Sie ließ mich auf Grund ihres Podagras im Tage zwei Mal kommen und wog dann, d. h. vorläufig noch mit Worten, trotz ihres sprüchwörtlichen Geizes meine Besuche mit Gold auf. Ich war boshaft genug, mich für ihren Egoismus zu rächen und mir den Scherz zu erlauben, sie kränker zu sprechen als sie wirklich ist. Ich untersagte ihr zu ihrem tiefsten Verdruß jede Aufregung, jede Gesellschaft, alles Ausgehen oder Ausfahren. Sie bildete sich schließlich selbst ein, meiner als Arzt aufs Nöthigste zu bedürfen, gewöhnte sich an mich, gab vor, keinen Tag mehr ohne meinen Besuch leben zu können, versicherte, bei meinem bloßen Erscheinen eine Erleichterung ihrer Leiden zu finden, und engagirte mich als ihren Leibarzt; natürlich immer unter Betonung meiner Aufgabe als ihres Vermittlers bei der Fürstin. Der jungen Person wegen, die mir im Anfang wirklich gefiel, unterzog ich mich der Rolle; Du kannst Dir aber denken daß ich in den letzten Tagen des nöthigen Humors dazu vollständig entbehrte.

„Die Marchesa scheint sich nun wegen meiner Vernachlässigung an mir rächen zu wollen, indem sie, ohne meine specielle Erlaubniß abzuwarten, wieder gesund wird, wodurch ich einigermaßen meines Amtes entsetzt wäre. Welche Unverschämtheit! Selbst seinen Kranken kann man nicht trauen, und sie werden gesund, ohne uns um Erlaubniß zu fragen."

„Die Frau gefällt mir!" lachte ich. „Sie scheint Dir wenigstens gewachsen zu sein . . . Und nun?"

„Ja, und nun habe ich einen etwas verwickelten Plan zur Wiedererlangung des Terrains entworfen, zu dessen Ausführung Du mir behülflich sein mußt. Verstehst Du? Ich muß nämlich befügen, daß ich heute entschlossen bin, um jeden Preis, koste es, was es wolle, um Mathilden zu kämpfen. Ich denke, Du begreifst mich — es ist am Ende doch ein Ehrenpunkt, man darf sich nicht aus dem Felde schlagen lassen, ohne wenigstens den Kampf versucht zu haben."

„Und wie heißt Dein Plan?" — fragte ich.

Ein schalkhafter Zug irrte flüchtig um seine Lippen. „Erst versprich mir, sofort in meinen Wagen einzusteigen, mit mir zu fahren, ohne Widerrede mich zu begleiten, wohin ich auch gehe, und mir, was ich auch Wunderliches anfangen und sagen möge, in keiner Weise zu widersprechen, noch, wenn Du erstaunt sein solltest, von Deinem Erstaunen das Geringste zu verrathen. Mit einem Worte, mein Vorschlag geht dahin, daß Du Dich mir auf ein bis zwei Stunden mit Leib und Seele verkaufst, daß Du hingehst, wohin ich Dich führe; daß Du redest, wo ich nicht will,

daß Du schweigst; und schweigst, wo ich nicht will, daß Du redest; und so mir gehörst, daß Du, ohne zu wissen, worum es sich handelt, mit dem bloßen Instinct des Gehorsams, überall das Richtige sagst und thust. Wenn Du bedenkst, daß der Herr, dem Du Dich auf diese Weise auf zwei Stunden ergibst, Dein bester Freund ist, wirst Du die Sache nicht so gefährlich finden, als sie aussieht, und ich verspreche Dir zur Belohnung, daß die Seite Deines Gedächtnisses, die Du mit diesem Abenteuer beschreibst, eine der lustigsten werden soll, die darin zu lesen sind!"

„Ich verstehe nichts; warum denn so geheimnißvoll? Da ich meine einmal gegebenen Versprechen auch zu halten pflege, glaube ich einen Anspruch darauf machen zu dürfen, über die Sache, für die ich eintreten soll, doch wenigstens unterrichtet zu sein."

„Nein, mein Freund, dazu kenne ich Deinen Biedersinn zu gut, der überall moralische Bedenken findet, wo es gilt, die Menschen mit denselben Waffen zu bedienen, die sie gegen uns gebrauchen. Es ist gut, jede Verantwortlichkeit des Streiches von Deinen Schultern zu nehmen, um auf alle Fälle Deine Bedenklichkeiten zu pariren. Vertraue meiner Erfahrung und glaube mir, ich kenne die Welt besser als Du, und bin jedenfalls nicht schlechter als die Meisten, wenn ich mir die Schwächen Anderer zu Nutzen mache. Sei mein Freund, das ist Alles, was ich von Dir verlange."

Ich war in keiner geringen Verlegenheit, da ich nicht gern blindlings mich verbindlich machen wollte. Andererseits war es mir wenigstens ebenso unangenehm, mich dem Freunde auf so lebhafte Bitten ungefällig zu zeigen. Ich widerstand, nachdem ich ihm forschend ins Gesicht gesehen und auf demselben einen Ausdruck trüber, gutmüthiger Heiterkeit wahrgenommen, nicht länger, und warf mich in meinen Gesellschaftsanzug, der, wie er sagte, in seinen Plan gehörte.

Währenddessen sah sich Peildorf in meinem engen Stübchen um, und fragte dann mit Betonung, ob ich mir eigentlich noch immer hier gefalle.

„Nicht sonderlich!" entgegnete ich. „Der Raum ist so klein, daß es mir immer vorkommt, als ob meine Kleider zu eng wären, so lange ich mich hier befinde. Und Nachts habe ich beängstigende Träume, als würde ich mit meinen eigenen Shlips erdrosselt!"

„So!" sagte er befriedigt und maß die Diele mit langen Schritten, deren drei von einem Ziele zum andern führten. Darauf setzte er sich wieder und hielt mir eine längere Rede, indem er mich nochmals daran erinnerte, ihn in keiner Richtung zu durchkreuzen, ihm nicht zu widersprechen und mich mit ihm in vollständiger Uebereinstimmung zu halten.

Der Wagen fuhr nicht zu rasch über das Pflaster einiger Nebenstraßen und wendete sich dann nach der S—straße, in welcher das Haus der Marchesa lag. Zahlreiche Equipagen begegneten uns, die nach dem in der Nähe der Stadt gelegenen, eine herrliche Aussicht gewährenden Hügel fuhren, wo am heutigen Abend ein Monstreconcert mit Feuerwerk und einer italienischen Nacht stattfinden sollte. Auch wir gedachten Abends hinzugehen, um uns den fremden Hof und die gesammte Badegesellschaft in bengalischer Beleuchtung anzusehen. Peildorf sah gerade nach der Uhr, um unsere Zeit nach diesem Vorhaben zu bemessen, als wir zum dritten Male Herrn May in der Nähe des weißen Hauses und zwar vor dem dort befindlichen Laden bemerkten, wie er sich wiederum eilig die Straße hinunter entfernte. Ich mußte unwillkürlich über den Wuthausbruch lachen, in welchen Peildorf bei dieser Wahrnehmung verfiel, und zog ihn, als er auffuhr, wie wenn er aus dem Wagen springen und sich auf den Unglücklichen stürzen wolle, mit Gewalt zurück, so daß er unsanft auf dem Sitzpolster wieder anlangte.

„Ist es nicht", rief er aus, „als wolle uns der Mensch noch mit Vorbedacht und Ueberlegung verhöhnen? Aber warte, Du wirst noch Deinen Meister erkennen, und zwar noch in dieser Stunde!"

In diesem Augenblicke hielt der Wagen vor dem Hause der Marchesa Gorgo an und Peildorf hieß mich aussteigen: „Hier sind wir am richtigen Orte", sagte er, „und es ist auch die richtige Zeit. Das Gesicht, welches Du eben aufsetzest, ist auch das richtige; behalte diesen sanften, etwas nebelhaften Ausdruck bei, der gleichsam Alles im Voraus bestätigt, was ich sagen und thun werde, und ich zweifle nicht, daß uns unser Dir noch unbekanntes Vorhaben vortrefflich gelingen soll!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Mont-Cenis-Tunnel,

der in der Reihe der Weltwunder moderner Mechanik und Baukunst an eine der ersten Stellen getreten ist, wurde am vorigen Sonntag mit einem dem großen Werke nur entsprechenden Festgepränge eröffnet. Die Durchbohrung der in die Schneeregion aufragenden Wasserscheide der grajischen Alpen zwischen den Seitenthälern des Po- und des Rhonegebiets, zwischen dem Thal der Dora Riparia in Piemont und dem Thal des sich in die Isère, den bedeutendsten linken Nebenfluß der Rhone, ergießenden Arc in Savoyen, hat dreizehn Jahre ununterbrochener Arbeit und 65 Mill. Fr. gekostet. Nach dem weltbekannten Mont-Cenis ist der Tunnel eigentlich nur aus Courtoisie benannt, denn er geht nicht durch den Mont-Cenis, sondern durch einen Nebenberg desselben, den Mont-Frejus, in der Länge von 12,235 Metern, also über drei Stunden, und in der Breite von 180 Fuß. Die Sohle des Tunnels, der sich nach der Mitte zu von beiden Seiten, aber nicht im gleichen Maße, erhöht, liegt nahezu in der Meereshöhe des Brennerpasses, und die noch über dem Tunnel liegende Bergmasse ist noch 3500 Fuß hoch. Ueber diesen Berg zieht jetzt seit der Abtretung Savoyens die französisch-italienische Grenze hin; die Einfahrt in den Tunnel vom Po-Thal her bei Bardonneche liegt auf italienischem, die Ausfahrt bei Modane auf französischem Gebiet. Damals, als die erste Mine auf der Seite von Modane gesprengt wurde, am 31. August 1857, war Victor Emanuel

noch Landesherr auf beiden Seiten des Mont-Cenis; es war aber damals, als er den Beginn des Werkes mit seiner Gegenwart verherrlichte, schon Prinz Napoleon an seiner Seite, sein späterer Schwiegersohn, und der Krieg von 1859 so wie der französische Kriegslohn, Savoyen und Nizza, bereits in Verabredung gezogen. Am 14. November 1857 wurden die ersten Minen auf der Seite von Bardonneche gesprengt. Von da an bis 1860 dauerten die Vorarbeiten, die Anlegung von Canälen, Werkstätten, die Maschinenproben und die Aushöhlung des Tunnels mit den bis dahin gewöhnlichen Mitteln: Haue, Meißel und Pulver.

Am 12. Januar 1861 begann auf der Seite von Bardonneche, am 25. Januar 1862 auf der Seite von Modane die Anwendung der von einem der leitenden Ingenieure des ganzen Werkes, Germano Sommeiller, erfundenen Bohrmaschine, deren Triebkraft zusammengepreßte Luft war. Diese Maschine trieb den überaus harten Bohrer der Maschine stoßweise in den Felsen, so daß mit großer Schnelligkeit eine Anzahl Bohrlöcher von 80 Centimeter Tiefe siebartig in die Felswand gebohrt war, die dann mit Pulver gefüllt und gesprengt wurden. Solche Sprengungen erfolgten je nach der Härte des Gesteins und dem Fortschritt der Arbeit zwei, drei, vier Mal im Tage, so daß die Aushöhlung des Tunnels täglich von beiden Seiten um 1½ bis 4 Meter, je nach der Schwierigkeit der Arbeit, vorrückte.

Die zusammengepreßte Luft, die in eisernen Röhren vom Eingange des Schachtes bis zur Bohrmaschine geleitet wurde, diente in ihrem Entweichen zugleich zur Lüftung des Tunnels und zur Verwehung des Pulverdampfes; die Zusammenpressung der Luft wurde in den Werkstätten an den Tunneleingängen durch Wasser- und Dampfkraft bewirkt. Die Zahl der beim Baue beschäftigten Arbeiter war natürlich nicht zu allen Zeiten gleich, sondern richtete sich nach dem Bedarf; 1867 betrug sie 4000. Außerdem war immer eine entsprechende Anzahl von Pferden zur Herausschaffung des gesprengten Gesteins aus dem Tunnel in Verwendung. Die Gesammtmasse des vom 31. August 1857 bis zum Weihnachtstage 1870, an welchem der Durchstich vollendet war, herausgeschafften Gesteins und Gerölls beträgt mehr als 800,000 Kubikmeter, ungefähr 400,000 Ladungen für Eisenbahn-Schotterwägen. Der ganze Tunnel ist bis auf eine geringe durch Quarz gebrochene Strecke ausgemauert; die Dicke der Mauer beträgt 70 bis 80 Centimeter und nahm 120,000 Kubikmeter behauenen Steines und 16 Millionen Ziegelsteine, sowie 200,000 Centner Kalk in Anspruch. Es ließe sich mit diesem Material eine Mauer von Susa bis Florenz herstellen.

Zur Sprengung des Gesteins werden 3½ Millionen Bohrlöcher gemacht und darin mehr als eine Million Kilogramme (à 2 Zollpfund) Pulver verbraucht. Diese Pulvermasse hätte 223 Millionen Gewehrpatronen oder 50,000 Schüsse auf den Tag während der 13 Baujahre gegeben.

Am Weihnachtstage des vorigen Jahres war, wie gesagt, der Durchbruch des Berges vollendet. An diesem Tage, gerade als es am Turiner Rathhausthurm 5 Uhr schlug, langte daselbst, von Bardonneche kommend, folgende electrische Depesche an den Ingenieur Sommeiller an, der die Vollendung des Werkes nur um einige Monate überleben sollte: „Aus der Tiefe des Tunnels. — In diesem Augenblicke, 4 Uhr 25 Minuten, drang die Sonde durch die letzte Scheidewand von vier Metern, gerade im Mittelpunkte des Tracé's. Wir sprachen mit einander durch die Oeffnung: der erste Ruf war: „Es lebe Italien!" Kommet morgen. Grattoni."

Um 5 Uhr Morgens des nächsten Tages fuhr eine Gesellschaft von ungefähr 40 Personen, aus Ingenieuren, Vertretern der italienischen Presse und dem Director der Eisenbahnen von Oberitalien bestehend, mit der Eisenbahn nach Susa. Während des Weges gedachte man des Ingenieurs Medaille aus Bardonneche, der die Terrainverhältnisse der Gegend genau kannte und schon 1841 den Vorschlag gemacht hatte, die Straße des Mont-Cenis aufzugeben und die Alpen in der kürzesten Strecke zu durchbohren, d. h. den zwischen Bardonneche und Malano liegenden Frejusberg zu durchschneiden. Damals schien das Project tollkühn, denn die Anwendung von Schachten war wegen der erheblichen Tiefe (1600 Meter unter der Spitze des Berges) unmöglich und man kannte noch keine geeigneten Mittel, um einen Tunnel von seinen Endpunkten anzugreifen. Es fiel auch der Bau der wichtigen und ebenfalls schwierigen Eisenbahn von Turin nach Genua dazwischen. 1845 wurde dann der belgische Ingenieur Heinrich Mauß mit dem Studium eines Alpendurchstichs in Savoyen beauftragt; er erfand auch eine Bohrmaschine, mit der Versuche noch im selben Jahre angestellt und bis 1850 fortgesetzt wurden; sie bewährte sich nicht.

Endlich trat Ingenieur Sommeiller, der schon 1846 mit seinem Collegen Grandis zu Eisenbahnstudien auf Staatskosten in's Ausland geschickt worden war, mit einer Erfindung auf, die in allen Hinsichten als die Lösung des Problems betrachtet wurde. Er erfand eine Bohrmaschine, die durch comprimirte Luft in Bewegung gesetzt werden sollte. Die auf sehr hohem Druck comprimirte Luft zwingt den Bohrer der Maschine, dem Felsen Stöße zu versetzen, was mit erstaunlicher Schnelligkeit Bohrlöcher von 80 Centimeter Tiefe bewerkstelligt. Durch Freilassen der comprimirten Luft konnte man im Innern des Tunnels in beliebigen Triefen stets frische Luft erhalten. Der Mangel an nöthiger Lüftung war ein Uebelstand, der an allen bis dorthin erfundenen Maschinen haftete. Im Jahre 1850 theilte Hr. Sommeiller den Ingenieuren Grandis und Grattoni seine Idee mit, bei einer fixen Maschine die comprimirte Luft anzuwenden, um die geneigten Ebenen von Bussala ersteigen zu können. Beide ergriffen die neue Erfindung mit Feuereifer und darauf entstand zwischen den drei genannten Ingenieuren eine intime Verbindung; mit einander arbeiteten sie ein Project aus, das sie der Regierung vorlegten, und welches 1855 von einer von dieser aufgestellten Com-

mission bei Coscia, in der Nähe von Genua, geprüft wurde und nach deren Urtheil höchst günstig ausfiel. Die Proben kosteten, wie der dabei anwesende General Menabrea erzählt, über 300,000 Lire, aber sie fielen entscheidend aus. (Schluß folgt.)

Miscellen.

Mecklenburg-Schwerin, 19. Sept. Die erste Sitzung der in Rostock tagenden Naturforscher-Versammlung, welcher auch der Großherzog beiwohnte, wurde am 18. ds. Mts. eröffnet. Den Glanzpunkt der Sitzung bildete die Rede des Prof. Dr. Möbius aus Kiel. Derselbe war an die Stelle des Prof. Dr. Virchow getreten, der bisher durch einen Krankheitsfall in seiner Familie zu großem Bedauern seiner vielen Freunde behindert war, hier zu erscheinen und den angekündigten Vortrag zu halten. Der Redner berichtet über die im Juli und August d. J. auf dem Raddampfer „Pomerania“ angestellten Forschungen in der Ostsee. Die Mittel zu diesen Untersuchungen verdanken wir vornehmlich dem Minister v. Selchow und dem Contre-Admiral Jachmann. Nachdem bereits zwei Vorfahrten in die Nordsee angestellt worden, um die Instrumente und sonstiges Material zu prüfen, sei die Expedition am 6. Juli von Kiel aus erfolgt. Die Untersuchungen der Ostsee, welche sich auf Tiefe, Salzgehalt, Gasgehalt, Strömung und Temperatur erstreckt und nebenher auch demnächstige Vorschläge zur Verbesserung der Seefischerei bezweckt hätte, wäre an beiden Küsten der Ostsee, bis zum kurischen Haff hinauf, vorgenommen. Die größte Tiefe, welche sich an der kurischen Küste und zwischen Gothland und der schwedischen Küste finde, sei 120 Faden, die geringste Tiefe von Rügen ab nach Westen, in entsprechender Entfernung vom Lande, 10 Faden gewesen. Der Salzgehalt im östlichen Theile der Ostsee sei geringer, wie im westlichen Theile (Abstand von 3,9 bis $3^1/_3$). In der Ostsee gebe es eine untere und eine obere Strömung. Die untere habe ihre Richtung nach Osten, resp. Süden, die obere nach Westen, resp. Norden. Die Temperatur falle auf dem Meeresgrunde an seinen tiefsten Stellen auf 3°, ja sogar auf $^2/_3$° Réaumur. Der Redner sprach noch über die Beschaffenheit des Meeresbodens und des Pflanzen- und Thierlebens und gab ein anschauliches Bild von den Resultaten dieser Untersuchungen. Gestern Abend war die große Festtafel. Die ganze Stadt ist im Festgewande. Aus den Sectionsverhandlungen hebe ich hervor, daß in der Section für öffentliche Gesundheitspflege und Medicinalreform beschlossen worden ist, beim Reichskanzleramt, eventuell beim Reichstage, Schritte zu thun, um die Petition, betreffend die dringende Verpflichtung des Staates, die Organisation der öffentlichen Gesundheitspflege unverzüglich in die Hand zu nehmen, welche im Februar 1870 Seitens zahlreicher Aerzte, ärztlicher Vereine, städtischer Vertretungen u. s. w. an den Reichstag gerichtet ist, wieder in Erinnerung zu bringen.

Die zwölfte (Schluß-) Lieferung der „Lieder zu Schutz und Trutz“ bringt die erste richtige Aufklärung über den Verfasser des Kutschke-Liedes. Es ist kein Anderer, als der Präpositus (Superintendent) Pistorius zu Basedow in Mecklenburg, der, nachdem er in der Kreuzzeitung vom 14. August 1870 gelesen, daß ein angeblicher Füsilier Kutschke auf dem Vorposten von Saarbrücken den anrückenden Franzosen gegenüber gesungen:

„Was kraucht denn da im Busch herum?*)
Ich glaub', es ist Napolium!“

auf die Idee kam, Dies als Anfang eines soldatischen Volksliedes zu benützen, welches zuerst in den „Mecklenburg'schen Anzeigen“ vom 22. Aug. 1870 abgedruckt war, jedoch nur in vier Strophen, während die fünfte: „Und die franzö'sche Großmaulschaft“ auf der Redaction des „Rheinischen Courier“ in Wiesbaden hinzugefügt worden ist.

*) Im wirklichen Kutschke-Lied heißt es: „Was kraucht dort in dem Busch herum?“

Neustadt-Eberswalde, 21. Sept. Am 20. d. M. ereignete sich auf dem hiesigen Bahnhofe folgender höchst traurige Unglücksfall. Ein älterer Mann, anscheinend ein Forstbeamter, hatte Angehörige zu dem $2^1/_2$ Uhr nach Berlin fahrenden Zuge begleitet. Dieselben hatten im Coupé Platz genommen und er winkte ihnen freundlich Lebewohl zu. Indem der Zug sich in Bewegung setzt, wirft man aus dem Coupé dem Manne noch etwas zu. Er fängt es und tritt dabei etliche Schritte zurück auf ein anderes Bahngeleise, ohne zu bemerken, daß in demselben Augenblick der für Stettin bestimmte Berliner Zug langsam dahergefahren kommt. Derselbe ergreift jenen, wirft ihn um und rädert ihm im Nu beide Beine dicht unter dem Knie derart ab, daß man, als der Unglückliche in Sicherheit gebracht wurde, das eine Bein im Stiefel nebenher trug, während das andere nur noch durch etliche Fasern mit dem Leibe verbunden war. Ein entsetzlicher Anblick! Der Verunglückte konnte von den Anwesenden nicht erkannt werden.

Vom Jahrmarkte von St. **Cloud** berichtet des Times-Correspondent unter Anderem über ein Kriegsspectacelstück, welches unter dem Titel „Garibaldi unter den Mauern von Dijon“ vor dem versammelten Publikum aufgeführt wurde. Das Stück begann, indem Garibaldi auftrat und seinen Francstireurs eröffnete, „daß, sintemalen die Mobilgardisten mehrerer Orte beim Herannahen des Feindes schimpflich ausgerissen seien, die Vertheidigung eines gewissen Waldes der tapferen Legion von Kämpfern der Freiheit unter seinem Oberbefehle anvertraut sei.“ Während er noch mit dieser Rede beschäftigt war, erschien plötzlich der Feind selbst auf der Bühne und wurde alsbald, trotz seiner Ueberzahl, von Garibaldi und seinen Tapferen überwunden und niedergemacht. Dieses hochtragische und glänzende Ergebniß wurde mit einem mächtigen Ausbruche, nicht des Beifalls, sondern des Gelächters begrüßt. Die Idee, daß eine Anzahl Franzosen eine Abtheilung Preußen in so prompter Weise abfertigen sollte, hatte für die Zuschauer etwas Unwiderstehliches, und sie schienen diese Parodie auf ihre eigene Tapferkeit im höchsten Grade ergötzlich zu finden. Kurz nachher kamen die eben erst umgebrachten Preußen wieder auf die Bühne und zwar mit Garibaldi, den sie in nicht näher bezeichneter Weise eingefangen hatten. Der alte Krieger schwenkte eine grün-rothe Fahne über seinem Haupte, erklärte sich entschlossen, eher zu sterben, als seinen Grundsätzen untreu zu werden, und wickelte sich zu diesem Zwecke bereits die Fahne um den Leib, als plötzlich wunderbarer Weise eine Anzahl Schüsse aus dem Walde fallen, welche ihn retteten, indem sie seinen Feinden wieder alle den Garaus machten. Die Preußen waren sehr gut dargestellt und trugen in der That die abgelegten Uniformen der Truppen, welche noch vor Kurzem den Ort besetzt hielten und auch jetzt nur einige Meilen entfernt waren. Kaum haben sie den Rücken gewendet, so erwacht der Harlekin-Instinkt der Besiegten; sie schlüpfen in die Uniformen der Sieger und führen gleich eine Burleske über ihr eigenes Unglück aus.

Der „Newyork Herald“ hält einen eigenen Berichterstatter, dessen Aufgabe es ist, General Grant in ähnlicher Weise überall hin zu folgen, wie jene berühmte Kunstenthusiastin, die in den vierziger Jahren den Clavier-Heros Liszt auf Schritt und Tritt verfolgte und aus diesem Grunde mit dem Spitznamen Madame „Hinterlist“ belegt wurde. Unser „Hinter-Grant-Mann“ nun stöberte unter anderen hochwichtigen, den Präsidenten betreffenden Vorfällen vor einigen Tagen den folgenden, wörtlich im Herald zu lesenden auf: „Hier machte der Präsident gerade lange genug Halt, um eines der Streichhölzer aus seiner kleinen goldenen Büchse zu nehmen und dasselbe zu entzünden. Aber der Wind, der durch die Säulenhalle in den Hof hineinwehte, in welchem wir standen, blies es aus, und der Präsident sah sich genöthigt, ein zweites Streichhölzchen heraus zu nehmen und anzuzünden.“

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 116. Speyer, Donnerstag, den 28. September 1871.

Mein Freund Peildorf.

Von Ernst Volmar.

(Fortsetzung.)

Viertes Capitel.

Thee oder Chocolade.

Mathilde Knobelmann in eigener Person öffnete uns die Thür. Sie fuhr, als sie Peildorf gewahrte, ein wenig zurück und warf den nicht hübschen, aber edelgeformten Kopf, um den schlicht und anmuthig zwei natürliche blonde Zöpfe geschlungen waren, mit einem merkwürdigen Ausdruck ihrer großen stahlgrauen Augen empor. Peildorf stellte mich ihr vor, indem er bemerkte: ich wünsche ihre Tante zu sprechen, worauf sie uns eintreten ließ und uns mit einer einladenden Handbewegung Platz zu nehmen veranlaßte. Dann verschwand sie mit der Bitte an uns, einen Augenblick zu verharren, da die Marchesa bald erscheinen werde, durch eine rothe Sammetportière in das Boudoir der alten Dame, die sich in etwas nervösem Tone nach dem Besuche zu erkundigen schien: „Konntest Du nicht sagen, daß ich ihn nicht empfange, ihn nicht mehr sehen wolle?“

Ich sah auf Peildorf. Er saß, den Blick auf die Portière geheftet, auf einem kleinen gestickten Sessel vor dem Arbeitstischchen am Fenster und spielte mit einer Scheere und einem allerliebsten kleinen Fingerhut, der vor ihm lag. Plötzlich erschreckte mich eine kreischende Stimme hinter meinem Rücken: „Signora Marchesa! Tante, Sie irren sich!“ Ich fuhr von meinem Stuhl auf, während Peildorf auflachte. Die Stimme gehörte dem Papagei im Messingkäfig, der, von Blumen umgeben, am Eckfenster stand.

Inzwischen wurde es mir in Gedanken an die Unklarheit, in welcher ich mich über die Rolle, die mir zuertheilt war, befand, doch einigermaßen unheimlich und ich sah mich, um mich zu zerstreuen, im Zimmer um. Ich bemerkte, daß ich mich in einem ziemlich großen Raume befand, dessen bunte, geschmacklos glänzende Ausstattung, die Sucht ins Auge zu fallen verrieth. Die prachtvollen, zum Theil vergoldeten Möbel, die weder in Farbe, noch Styl zusammenpassen wollten, schienen auf der Auction erstanden zu sein, und beim Anblick einiger kronenverzierten Stuhllehnen verstärkte sich mein Verdacht, daß die Möbel vielleicht einst die Gemächer eines depossedirten Fürsten geschmückt haben könnten. An den Wänden hingen in reichen Rahmen wunderliche Portraits in mittelalterlich deutscher und spanischer Tracht.

Peildorf, der meinen Augen gefolgt war, stand auf und zog mich ans Fenster. „Apropos“, sagte er leise, „es schadet durchaus nicht, wenn Du Dich bei der Alten gelegentlich nach der Bewandtniß dieses Trödelkrams erkundigst. Hier ist z. B. dieses Bild, in der Mitte über dem Sopha, welches offenbar einen Scharfrichter in mittelalterlicher Tracht darstellt und auf dem Jahrmarkte gekauft ist. Die Marchesa hält dasselbe nichtsdestoweniger für das Portrait ihres Urahns. Es ist hier ihre Schwäche und es ist gut, wenn Du sie gewinnst. Und noch Eines. Schaue um Gotteswillen nicht plötzlich so blöde und verwundert drein, Du spielst hier eine Lustspielrolle und wirst die komische Alte gleich erscheinen sehen. Wie hat sie Dir übrigens jetzt gefallen?“

„Ich kann mir denken, daß sie Dir gefällt“, sagte ich.

Ein leises Geräusch ließ sich hören. Mathilde stand hinter uns und maß Peildorf, der sich rasch umgewendet, mit einem kalten und stolzen Blick. Ich bemerkte, daß sie die Absicht hatte, Peildorf etwas zu sagen, und trat, um nicht zu stören, einen Schritt zurück.

„Es ist ein Brief in Ihre Hände gekommen, der nicht für Sie bestimmt war, Herr Doctor“, begann sie leise und hastig. „Der Brief, an sich bedeutungslos, kann durch eine Indiscretion in Gegenwart der Signora die schlimmsten Folgen haben. Sie werden Madame kein Wort davon verrathen: ich, ich bitte Sie darum!“

„Da ich annehme, daß Sie Grund haben, das Geheimniß gern bewahrt zu wissen“, erwiderte Peildorf mit feinem Sarkasmus, „so bin ich, der ich mit Freuden in Ihrem Dienste stehe, gern bereit, dasselbe mit mir in das Grab zu nehmen. Dagegen bitte ich Sie Ihrerseits, wenn ich Ihre Pläne durchkreuzt haben oder noch durchkreuzen sollte, zu meinen Gunsten anzunehmen, daß der Schein trügt und wir manchmal anders sind, als wir scheinen.“

Eine jähe Röthe der Scham oder der Sorge, mißverstanden zu werden, flammte auf Mathildens Wangen, während sich ihre Augen feuchteten. Der fast bittende und doch hohe Blick, mit dem sie bald Peildorf, bald

mich peinlich verwundert ansah, rührte mich tief. Welcher zarte Stolz, welcher jungfräuliche Adel lag auf diesen halbgeöffneten unschuldigen Lippen! Ich fühlte mich aufs Neue in meiner Vermuthung bestärkt, daß dem Briefe nicht die Bedeutung zukomme, welche mein mißtrauischer Freund dahinter suchte. Und trotz ihrer schlichten Erscheinung in dem grauen abgetragenen Kleidchen, das der zarten Gestalt fast faltenlos sich anschmiegte, schien sie mir etwas Eigenes, Hoheitsvolles in ihrem Wesen zu haben, welches jeden anmaßenden Gedanken von ferne verscheuchte.

Es ließ sich nun ein unverkennbares Geräusch wie von schlürfenden Pantoffeln und dem Rauschen eines Seidenkleides vernehmen. Mathilde legte, Peildorf nochmals streng in's Auge fassend, den Finger an die Lippen und trat einige Schritte bis in die Mitte des Zimmers zurück.

Der Papagei rief von Neuem: „Signora Marchesa! Schöne Marchesa!“ und die Herrin des Hauses trat ein.

Es war eine Dame, deren Alter schwer zu ermitteln war. Sie trug den phantastisch frisirten Kopf hochmüthig nach hinten, eine Haltung, welche ihr ebenso sehr von dem Wunsche, eine vornehm überlegene Miene zu zeigen, wie durch eine praktische Nothwendigkeit vorgeschrieben wurde. Denn es war der fetten und ungewöhnlich kleinen Person nur auf diese Weise möglich, uns gleichzeitig ins Auge zu fassen und mit den Blicken ihrer unruhigen kleinen grauen Augen die hohe Gestalt meines Freundes zu bemessen. Das Gesicht war stark mit Rosa und Weiß geschminkt. Ein ungeheurer Chignon, welchen die kleinen Hände Mathildens soeben frisch aufgebaut haben mochten, thronte auf ihrem Kopfe und ließ auf der einen Seite ein paar schmachtende Locken auf die Schulter niederfallen. Eine grellgrüne seidene Atlasrobe, deren lange Schleppe noch einige Ellen hinter ihr auf dem Fußboden lag, umhüllte die runde Gestalt. Die stark beringte kurze Rechte hielt einen Palmenfächer, mit welchem sie sich emsig und nervös Kühlung fächelte. So stand die Marchesa Gorgo im Bewußtsein ihrer Größe vor uns.

Wie lächerlich ich aber auch diese Figur finden mußte, so war mir selbst doch verlegen genug zu Muthe. Es kam mir vor, als dürfte mir in dem versprochenen Lustspiel zuletzt die Rolle Desjenigen zugedacht sein, über den die Anderen lachen. Peildorf machte mit dem größten Ernste eine so ungeheuer tiefe Verbeugung, daß ich beinahe erschrack, und stellte mich mit höchster Feierlichkeit vor, worauf die Signora in die Kissen ihres Sophas niederfiel, indem sie uns zugleich mit einer königlichen Handbewegung zum Sitzen einlud. Eine große gelbe Angorakatze sprang plötzlich von den Kissen am Boden, wo sie bis jetzt geschlummert zu haben schien, auf den Schooß ihrer Herrin, machte es sich da bequem und nahm die Liebkosungen der beringten Hände mit einem schnurrenden, häuslichen Wohlbehagen in Empfang.

Peildorf unterbrach zuerst die feierliche und beklemmende Pause.

„Gnädigste und liebenswürdigste Signora“, sagte er mit einer mir völlig fremden, weichen und doch scherzhaften Betonung, „ich bemerkte heute früh zu meinem tiefsten Schmerze, daß ich aus Ihrer Gnade gefallen bin. Darf ich fragen, ob mir Hoffnung übrig bleibt, dieselbe wiederzugewinnen?“

Das Gesicht der Dame nahm einen eigenthümlich gereizten Ausdruck an. „Ich hatte Sie zu meinem Hausarzte gemacht, Herr Doctor, und es war festgesetzt in unsern Bedingungen, wie Sie wissen, daß Sie mir täglich einen Besuch abstatten sollten, wie dies mein leidender Zustand durchaus verlangt. Sie haben mich vernachlässigt, seit mehreren Tagen herzlos vernachlässigt und lassen mich zu Bette liegen; ich wage nicht, ohne Ihren Rath aufzustehen, und wahrhaftig, ich bleibe gewissenhaft im Bette, bleibe im Bette, obschon ich wieder gesund bin, und versäume so den großen Ball im Cursaal, wo mich die Gräfin Lorris in den Kreisen, denen ich durch meine Geburt angehöre, einzuführen beabsichtigt hatte. Ach, es ist traurig, Herr Doctor! Ich bin eine hilflose Wittwe, die man ungestraft mißhandeln kann. Hätte ich mich heute nicht aufgerafft, um dem Concert unter den Colonnaden beizuwohnen, ich läge noch zu Bette, nicht wahr, Mathildchen?“

„Signora, seit drei Tagen“ — fiel Peildorf reumüthig ein.

„Seit einer Ewigkeit! Nein, entschuldigen Sie sich nicht; Sie haben grausam, abscheulich an mir gehandelt. Sie haben kein Herz, Doctor, kein Herz — Mathilde, meine Bonbonniere — nicht diese da, kleine alberne Person — die mit dem Bilde Seiner Majestät des Königs von Neapel, der sie mir zum Geschenk zu machen geruhte — Sie haben — ja, was wollte ich denn sagen — Mathilde, mein Fußpolster — Gott wie langsam Du bist! Eine wahre Geißel — Ja, Sie haben verdient, daß ich Sie Ihrer Stellung zu mir und meinem Hause rücksichtslos enthebe!“

„Wäre das möglich, gnädigste Signora!“ rief Peildorf zerknirscht. „Wissen Sie nicht, daß mich diese Verbannung des angenehmsten Stoffes meiner Unterhaltungen mit der Fürstin Alice berauben würde? Gestern erst erkundigte sich die hohe Dame angelegentlich nach Ihnen.“

Die Marchesa lehnte sich vornehm in die Sophaecke zurück und betrachtete einige Augenblicke Peildorf lauernd durch ihre goldene Lorgnette. „Und was erwiderten Sie da?“

„Ah, Madame, Sie setzen mich in nicht geringe Verlegenheit. Die Wahrheiten wirken so ganz anders, wenn man sie Dritten gegenüber, als wenn man sie in's Gesicht sagt, wo sie leicht in den Verdacht einer faden Schmeichelei gelangen. Nur so viel: ich bestätigte Alles, was die liebenswürdige Gräfin Lorris zu Ihren Gunsten schon gesagt hatte.“

„Und dann?“ fragte die Marchesa sich spreizend.

„Mir wars, als ob die Fürstin hinter ihrem Fächer lächelnd überlege oder überlegend lächle. Was von Beiden richtig ist, weiß ich wirklich nicht zu sagen! Es ist ja so schwer, im Herzen schöner Damen zu lesen!

Ich glaube jedoch, daß Sie nicht mehr weit von Ihrem Ziele entfernt sind. Warum sollten Sie nicht so gut, oder besser hoffähig sein, als die Baronin Nirgendheim oder die Gräfin Türlütü?"

Die Marchesa fächelte sich aufgeregt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mont-Cenis-Tunnel.

(Schluß.)

Graf Cavour, der blinde Arbeitsminister Paleocapa sowie der jetzige Finanzminister Sella und die Professoren Ignazio Giulio und Gastaldi, Mitglieder der obengenannten Commission, boten im italienischen Parlament Himmel und Hölle auf, damit dasselbe die Durchbohrung des Alpentunnels bewillige. Am 29. Juni 1857 wurde der Gesetzentwurf über die Ausführung des Werkes in der Kammer fast mit Einstimmigkeit genehmigt, worauf dann das Werk, wie oben erzählt, noch in demselben Jahre in Angriff genommen wurde.

Die riesenhaften Verhältnisse des Tunnels und die Bahnstrecke, welche denselben mit der früher bis Susa reichenden Eisenbahn verbindet, sind bewundernswerth. Der rechtlinige Tunnel hatte anfangs eine Länge von 12233,55 Metern; man konnte jedoch von dieser ganzen Länge keinen Gebrauch machen, sofern derart die Locomotive auf beiden Tunnelöffnungen an steile Abhänge gelangt wäre. Andererseits mußte aber der Tunnel diese rechtlinige Richtung haben, um dieselbe von außen gut controliren zu können. Um den Tunnel mit den Bahnstrecken zu verbinden, welche er vereinigen soll, war es nöthig, denselben in Curven zu endigen; um jedoch die erwähnte Controlirung zu bewerkstelligen, verzichtete man Anfangs auf jene krummlinigen Theile und erbaute zwei falsche Tunnelköpfe, und zwar mit derselben Genauigkeit, als den übrigen Theil des Tunnels. Demgemäß hat man in Bezug auf den Alpentunnel eigentlich drei verschiedene Längen: 1. die der anfänglichen rechtlinigen Gallerie, welche von 12233,55 Metern ist; 2. die des rechtlinigen benutzten Tunnels, die ungefähr 11638,15 Meter beträgt; 3. die des Tunnels mit den beiden Curven, 12848,92 Meter lang. Die falschen Tunnelköpfe betragen 597,40 Meter, so daß eigentlich in den 14 Jahren der Dauer der Arbeiten eine 13446,32 Meter lange Durchbohrung bewerkstelligt wurde.

Die Natur der Felsen war vor dem Anfange des Baues von den Herren de Beaumont und Sismondi geprüft und es stellte sich heraus, daß ihre Voraussetzungen ziemlich richtig waren. Von Italien nach Frankreich gehend, begegnete man im Tunnel folgendem Gestein: Zuerst kam eine Strecke von Kalkschiefer mit subkrystallinischen Abarten von Talkschiefer, Glimmerschiefer und Nestern von weißem Quarz durchzogen, in schiefliegenden Straten von 20 bis 30 Grad nach Nordwesten, von einer Länge von ungefähr 9394 Metern; dann waren Straten von krystallinischem Krystall zu durchschneiden, die zum Theil aus Anidrit, Carneol, Chlorit und Serpentinschiefer bestanden und die Steigung der vorhergehenden hatten in einer Länge von 356 Metern; 388 Meter bestanden aus massivem Quarz, mit Nestern von Anidrit, in höchst senkrechten Schichten liegend. Der übrige Theil des Tunnels ging durch Massen von Sandstein und schwarzem Schiefer mit Spuren von Anthrazit aus dem Anthrazitboden von Savoyen, fast senkrecht und gewunden.

Man weiß, wie viele Einwendungen von allen Seiten in Betreff der Lüftung des Tunnels nach der Vollendung desselben aufgebracht wurden. Die sogenannten Mäßigen waren der Meinung, daß die Temperatur in Mitte des Tunnels über 200 Grad (Celsius) Wärme betragen würde; die Optimisten berechneten die Temperatur nur nach der Tiefe in verticalem Sinne (1600 M.) und meinten, dieselbe würde nicht weniger als 40—50 Grad betragen. Ingenieur Giordano hat in verschiedenen Punkten des Tunnels Thermometer aufgestellt und die Wärme der aus den Felsen dringenden Gewässer bemessen. Zu 500 Meter Entfernung vom Tunneleingange war die Temperatur der Felsen von + 14° und die der Luft von + 10.50; nach einer Strecke von 6450 Metern stieg erstere bis auf + 29½ und letztere bis auf 30.10. Bei der Probefahrt am 12. d. M. hat die Temperatur nach der Durchfahrt nur 25° Celsius = 20 Reaum. betragen. Die auf dem Tunnel ruhende Felsenmasse hat einen Durchmesser von 1600 Metern, so daß die Temperatur für jede Tiefe von 50 Metern 1 Grad (Cels.) steigt.

Die Gesammtkosten des Baues des Tunnels kommen bis auf 65 Millionen Francs. Der Gesetzentwurf des 15. August 1857, welcher der sardinischen Regierung die Erbauung des Tunnels bewilligte, hatte die Ausgaben zu 41,400,000 Francs berechnet, von denen 20 Millionen nach Vollendung der Arbeiten auf die Victor-Emanuel-Bahn fallen sollten. Außerdem verpflichtete sich Frankreich nach der Abtretung von Nizza und Savoyen in einer internationalen Convention, an Italien nach vollendetem Baue 19 Millionen zu zahlen und eine jährliche Prämie von 500,000 Frcs., falls die Vollendung vor 25 Jahren stattfände, unter der Bedingung, daß Italien das Werk mit seinem Baupersonal und Material bewerkstellige. Obgleich das Werk viel früher als vor 25 Jahren fertig wurde, als man zu hoffen gewagt hatte, ersieht man nach kurzer Berechnung, daß der Subventionsbeitrag Frankreichs nur ungefähr 27,000,000 Francs, also weit weniger als die Hälfte der Gesammtkosten beträgt.

Obgleich die während des Ganges der Arbeiten stattgefundenen Verunglückungen an sich selbst sehr erheblich sind, so können dieselben in Hinsicht der langen Dauer des Werkes und der großen Anzahl von betheiligten Handwerkern gewissermaßen unbedeutend genannt werden. Auf mehr als 3000 Arbeiter hat man nur 50 Unfälle zu beklagen.

Die Begegnung der Arbeiter fand, wie gesagt, zu Weihnachten des vorigen Jahres statt, und zwar 7079 Meter von der Bardonnecher und 5156 Meter von der Modaner Seite entfernt. Am 25. December

Nachmitags brach der Bohrer durch. Am andern Mittag traf auf die an Sommeiller nach Turin gemeldete Kunde die oben erwähnte Gesellschaft von Betheiligten, Fachmännern und Anderen in Bardonneche ein. Hier wurde die Gesellschaft von den Ingenieuren Granotti und Capello empfangen; nach einem reichlichen Male stiegen sie in einen großen Waggon und in Begleitung einer Musikbande fuhr man in den Schooß der Alpen. Je tiefer man eindrang, desto mehr stieg die Wärme, allein dieselbe war durch die in den Tunnel strömende Luft der Compressionsapparate ganz erträglich. Ringsum standen die halbnackten Bergmänner, die in dem fahlen Lampenscheine Dämonen gleichsahen. Nachdem eine Strecke von 7077,30 Metern durchfahren worden war, langte man bei der die beiden Theile des Tunnels noch scheidenden Scheidewand an; durch die darin befindliche Oeffnung konnte man den Leuten, die sich auf der andern Seite befanden, die Hand reichen. Ein letzter Sprengschuß öffnete eine weite Bresche; die Explosion löschte alle Lichter aus; ein starker Zug trieb die Rauchmassen nach der italienischen Seite herüber und der Wind, der von Modane herblies, wirbelte den Sand vom Boden auf. In der Dunkelheit und unter allgemeinem Husten und Keuchen strömte die begeisterte Menge entgegen. Auf allen Seiten erscholl der Ruf „Es lebe Italien", die Musikbanden stimmten die Natonalhymne an und diese Klänge widerhallten durch den ganzen Tunnel.

Damals war im Tunnel nur eine Strecke von ungefähr 6000 Metern mit Mauerwerk bekleidet und doppeltem Geleise belegt. Nun ist aber der ganze Tunnel, so wie die Bahnstrecke, welche denselben mit dem italienischen Eisenbahnnetze verbindet, vollendet.

Durch den Mont-Cenis-Tunnel steht nun das französische Eisenbahnnetz mit dem italienischen in Verbindung; auch die englische Post nach Ostindien, die während des letzten Krieges über den Brenner ging, früher aber und seit dem Kriege wiederum in Marseille eingeschifft wurde, kann jetzt die Eisenbahn ununterbrochen von Calais bis Brindisi benützen und wird es auch thun. Die Mitte des Tunnels ist von Paris 705, von Genf 213, von Turin 94, von Venedig 527, von Florenz 561 und von Rom 932 Kilometer entfernt. Von Wien hat man über den Semmering 1293, über den Brenner 1204 Kilometer zurückzulegen bis zur Mitte des Mont-Cenis-Tunnels.

Miscellen.

München, 24. Sept. Hermann Lingg hat einen Band: Erzählungen in Versen, vollendet, die rechtzeitig für den kommenden Weihnachtsmarkt erscheinen dürften. Es sind acht Novellen: der Schüler des Paracelsus, der Junker von Bergun, Astorga, der Zieler, Madrisa, Semiramis, Melusine und Tagebuchblätter. Einzelne derselben sind schon durch den Druck bekannt geworden, im weiland Morgenblatt der Bayerischen Zeitung, in der gleichfalls eingegangenen Wochenausgabe der Allgemeinen Zeitung und im Salon. Die ganze, seltene Gabe des großen Dichters leuchtet auch durch die Zeilen des neuen Bandes, und Stellen von unnachahmlicher Schönheit finden sich darin. Wenn wir wählen dürften, gäben wir dem Junker von Bergun und der Semiramis den Vorzug. Räumlich das größte ist der Schüler des Paracelsus, ein Gedicht, in welchem die eigenthümliche Art Lingg's zu schaffen am meisten sich ausprägt. Der Schüler wendet die Lehren des Meisters auf's Leben an, aber enttäuscht wird er schließlich ein Gegner des Paracelsus. (Nürnb. Korr.)

Im Kriegsarsenal von Woolwich ist eine curiose Sendung eingetroffen: zwei Hinterladegeschütze aus Bronze, welche, wiewohl in allen ihren Theilen wohl erhalten, offenbar aus dem Mittelalter stammen und von dem englischen Consul auf Rhodos an das Kriegsministerium geschickt worden waren. Diese Geschütze und mehrere andere derselben Art waren von einem Taucher in der Nähe von Rhodos auf dem Meeresboden entdeckt und Anfangs für den Metallwerth zum Einschmelzen verkauft worden. Bald jedoch entdeckte man, daß die Geschütze wahrscheinlich einer Periode noch vor der Schlacht von Crecy — wo bekanntlich die ersten Kanonen gebraucht worden sein sollen — angehören müssen. Das Merkwürdigste ist, daß mehrere von ihnen Hinterlader sind. Diese sind etwa fünf Fuß lang und auf eine Kugel von vier bis fünf Pfund berechnet. Am unteren Ende haben sie eine ziemlich große Kammer mit einem Ventil, welches vermittels einer Handhabe ein- und ausgehoben werden kann. Das Ventil enthält eine Höhlung, welche offenbar für die Patrone bestimmt war. Ob die Kugel ein Theil der Patrone war, oder aber separat in die Mündung gestopft wurde, ist nicht festgestellt, scheint aber wahrscheinlich, da das Kaliber des Geschützrohrs größer ist, als das der Kammer. Außer den beiden Hinterladern traf ein Vorderladergeschütz in Woolwich ein, welches an der nämlichen Stelle entdeckt wurde und von den gewöhnlichen Geschützen des vorigen Jahrhunderts wenig verschieden scheint. Wie verlautet, ist bereits viel Dinte und Papier wegen dieses Fundes verschrieben worden, und die Weisen von Woolwich werden jetzt ihre Köpfe zusammenstecken, um festzustellen, ob es sich wirklich um mittelalterliche Reliquien oder aber um einen schlauen Humbug handelt.

Anagramm.

Auf hoher Alpe röthet schon die Firne
Der gold'nen Morgensonne erster Strahl,
Und vor die Hütte tritt die schmucke Dirne
Und schickt den hellen Jodler in das Thal:
Es pocht das Herz, es kreuzen sich die Hände,
Und durch die grauen Nebel forscht der Blick,
Da schallt ein „Juchhe!" durch die Felsenwände,
Ein frischer Jäger nahet seinem Glück.

Den Sonntagsmorgen kündigt das Geläute,
Und durch das Dickicht schleicht ein feiner Mann;
Das Eichhorn scheut vor seinem bunten Kleide,
Der Heher kreischt, die Amseln schlagen an.
Er aber spannt den Hahn an blanker Wehre
Und spähet rechts und links durch das Revier:
„Dir hab ich mir erjeben heut uf Ehre"
Seufzt er — „o Jöttliche beschütze mir!"

Wer war die Dirne, und wie ist ihr Name?
Zwei Worte sind's — wenn man von jedem trennt
Ein Zeichen und sie eint, dann ist's die Dame,
Der Herr von Strizow macht sein Compliment.

Auflösung der Homonyme in Nr. 109:
Aussagen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 117. Speyer, Samstag, den 30. September 1871.

Mein Freund Peildorf.

Von Ernst Volmar.

(Fortsetzung.)

„Feindschaften, Doctor, pure Intriguen und Neid! O, ich bin, obgleich eine schutzlose, unglückliche Wittwe, mehr wie sie Alle, und das können sie mir nicht verzeihen, mir! Und darum verfolgt man mich, schwärzt man mich bei der Fürstin an, verleumdet man mich! O, was ich darum gäbe, sie Alle, Alle zu demüthigen, sie Alle im Staube vor mir liegen zu sehen, vor mir, deren Gemahl über tausend Ahnen hatte, über tausend Ahnen, denken Sie sich!"

Peildorf neigte leicht sein Haupt und verrieth eine stumme Bewunderung der tausend Ahnen. Er hatte damit die Marchesa zu versöhnen gewußt und beherrschte wieder die Situation. Er erzählte nun nach einer geschickten Einleitung, daß sein bester und nächster Freund, von dessen baldiger Ankunft er der Signora gesprochen, eingetroffen, und somit niemand Anderes, als ich an seiner Pflichtversäumniß schuld gewesen sei. Ich erstaunte nicht wenig, denn erstens hatte Peildorf der Marchesa kaum von meiner Ankunft sprechen können, da dieselbe für ihn ganz unverhofft erfolgt war, und zweitens war ich weit davon entfernt gewesen, ihn von der Ausübung seiner Pflichten zurückzuhalten. Ich murmelte einige sinnlose Worte zwischen den Zähnen, worauf Peildorf freundschaftlich seine Hand auf meinen Arm legte und mir vermittelst eines Druckes die Warnung zukommen ließ, ihm ja nicht zu widersprechen, sondern ihn ruhig gewähren zu lassen.

Er erzählte nun geläufig von den mannigfachsten Ausflügen, die er schon mit mir in der Umgegend gemacht habe, und nannte dabei Vergnügungsorte, von deren Vorhandensein ich noch keine Ahnung hatte. Ich müsse jetzt jedoch mit dem regelmäßigen Gebrauche der Cur beginnen, und dazu die Ruhe und den Comfort genießen, der in einem geräuschvollen, überfüllten Hotel nicht zu finden sei. Er erinnere daher die Marchesa in meinem Interesse an ihr liebenswürdiges Anerbieten, mir für die Zeit meines hiesigen Aufenthaltes ihren Gartenpavillon miethweise zur Verfügung zu stellen.

„Ich hätte Ihnen versprochen?" fragte die Marchesa erstaunt. „Impossibile! — Non capisco come . . . ich — ich hätte Ihrem Freunde meinen Pavillon vermiethet?"

„Mein Gott!" rief Peildorf, die natürlichste Sicherheit heuchelnd. „Sie hätten das vergessen? Es wäre mir dies wirklich peinlich, sehr peinlich." Und er drehte sich dabei mit einer bekümmerten Miene den Schnurrbart, während er zugleich den nicht geringen Miethzins nannte, welcher von der Signora angeblich selbst festgestellt worden sein sollte. — Pause! Der Moment war kritisch genug und keiner war wohl von dieser Ansicht durchdrungener als ich. Peildorf schien das erste Wort der Marchesa überlassen zu wollen, welche mit halb geschlossenen Augen, als schlage sie in dem Buch ihrer Erinnerungen nach, nach der Decke starrte. Ich konnte nicht umhin, einen Seitenblick auf Mathilden zu werfen, die mit rückwärts auf die Brüstung gestemmten Händen am Fenster gestanden hatte und in unwillkürlicher Erregung vorgesprungen war und mit gespanntem Gesichtsausdruck fragend bald auf Peildorf, bald auf die Marchesa sah.

„Sonderbar! Wahrhaftig sonderbar!" stieß endlich die Marchesa unzusammenhängend heraus. „Ja — jetzt — ich erinnere mich wieder dunkel, nein, deutlich! Ja, ja, wir sprachen ja kürzlich davon. Wie konnte ich das nur wieder so schnell vergessen — mein Gedächtniß — lieber Doctor! Die Reihe zu verzeihen ist nun an Ihnen. Mein armes Gedächtniß ist vom Tode meines Gemahls so tief erschüttert worden. Ich liebte ihn so sehr; ach, wir liebten uns sehr — es war eine wahre Musterehe, meine jungen Freunde, eine Ehe, wie man sie selten sieht. Mein armer, theurer Marchese! Philemon und Baucis, sage ich Ihnen, Philemon und Baucis!"

„Tante, Sie irren sich!" rief wieder der Papagei dazwischen, aber die Signora, die schon an diese Unterbrechungen gewöhnt zu sein schien, ließ sich diesmal in ihrem Redestrom nicht stören.

„Gewiß", fuhr sie fort, indem sie ihre Locken ordnete, „ich erinnere mich nun wieder gut. Mathilde, haben wir nicht die letzten Tage über diesen Plan gesprochen?"

„Nein, liebe Tan — nein Signora!" rief Mathilde mit einem entrüsteten Blicke auf den Doctor.

„Ich war es, die Ihnen zuerst und allein den Vorschlag machte und die sie gebeten hat, einen ältern Herrn aufzunehmen, der sich schon mehrmals mit der Bitte, ihm den Pavillon zu vermiethen, im Hause gemeldet. Sie haben es rundweg abgelehnt — unter Gründen — unter Gründen —“ Mathilde schwieg und preßte die Lippen zusammen; die Art, wie Peildorf sich hier herausnahm, ihre Absichten mit Herrn May zu durchkreuzen, schien sie aufs Aeußerste zu erregen.

Die Signora antwortete ihr mit einem triumphirenden Lachen. „Weißt Du nun Grund und Gründe? Ja, was sagst Du nun dazu, daß ich ohne Deine gütige Erlaubniß die Sache schon vor her mit dem Herrn Doctor abgemacht habe?“

Ich bemerkte nun, dem warnenden, fast niederschmetternden Blick Peildorfs standhaft trotzend, daß es mir sehr schmerzlich und unangenehm sein müßte, mit meiner Dazwischenkunft einen Wunsch des gnädigen Fräuleins zu durchkreuzen, und daß ich eine egoistische Absicht nicht aufrecht halten wolle, welche die gute Meinung, die ich den Damen von mir geben möchte, verringern könnte.“

Ich hatte jedoch mit diesen Worten die Marchesa in ihrer Caprice nur befestigt. Sie zeigte sich nun zu meiner Verwunderung förmlich erpicht darauf, das Wort, das sie gegeben habe, einzulösen und schon darum, um dem „schlauen und tyrannischen Geschöpfe“, als welches sie Mathilde ohne Anstand bezeichnete, eine Lection darüber zu geben, daß sie freilich als Wittwe schutzlos, aber darum noch lange nicht von ihr zu leiten sei.

Bei diesen Worten wandte sich Mathilde der Thür zu, um mit ihrer Arbeit in der Hand das Zimmer zu verlassen.

„Wie sie trotzt! Doctor! Nein, dieser Trotz! O ich bin sehr unglücklich, ich versichere Sie — die störrische Person bringt mich noch unter die Erde! — Geben Sie mir schleunigst mein Riechfläschchen, Mamsell! Ja, meine Herren, dies ist der Lohn, den ich für Wohlthaten ernte, die ich schon Jahre lang an diese Undankbare verschwende! O wie viele bittere Erfahrungen hat mein armes unglückliches Herz schon gesammelt, und dies Herz wird brechen, und Niemand trägt die Schuld daran als sie, ja sie, die undankbare Person! Aber ich weiß, was Sie von meinem Tode wollen, beerben wollen Sie mich! Nicht wahr, so gestehen Sie es doch! Haben Sie doch auch zu dieser Wahrheit den Muth, Sie, die Sie immer „wahr“ sein wollen. Hierher, Prinzessin, wenn ich bitten darf! Es geht nicht aus diesem Zimmer, hören Sie? Ich will Sie lehren, mir mit solcher Miene zu trotzen. Hierher!“

Mathilde kam gelassen von der Thür zurück und setzte sich auf ein Tabouret neben dem Pianino, indem sie ihre Arbeit wieder aufnahm.

Peildorf fühlte offenbar wider seinen Willen eine Art von Bewunderung für das Mädchen, von der er sich beleidigt glaubte, und die mit so überlegener Ruhe die ungerechten und tactlosen Scheltworte der alten Frau über sich ergehen ließ, an welche sie Bande der Pietät und Dankbarkeit knüpften.

Unzufrieden bemerkte die Marchesa den Eindruck, den Mathilde auf denselben ausübte und sagte dann mit einem boshaften Blick auf dieselbe, indem sie neckisch drohend gegen Peildorf den Finger erhob: „Wir stellen Vergleiche an, lieber Doctor? Ach, die Wahl macht Ihrem Geschmack alle Ehre. Die junge Lorris, mit welcher die Welt Sie schon seit längerer Zeit verlobt, ist ein reizendes Geschöpf — von hoher Familie, von Rang und Reichthum; beneidenswerthe Partie; wann werden Sie Ernst aus der Sache machen? Offen gestanden, ich begreife es nicht, wie eine Dame von so hoher Stellung wie die Gräfin ihre Tochter einem Arzte geben mag, aber die Liebe, die Liebe! Doctor, Sie sind ein bewundernswerther Mensch! Die junge Gräfin Clemence brennt für Sie, und die Mama begreift und billigt diese Liebe. Wissen Sie, daß die Gräfin ihren Einfluß aufbieten will, um Ihnen irgendwo bei Hofe eine glänzende Lebensstellung zu verschaffen? Sie können mir glauben! Lassen Sie sich das Glück nicht zwischen den Fingern durchfließen, glauben Sie Ihrer Freundin, die das Leben von der schwärzesten Seite kennt, das Mädchen hat Freier genug, und könnte leicht in die Versuchung kommen, ihrer süßen Liebe zu vergessen.“

Mathilde warf auf Peildorf einen neugierigen Blick, der ein wenig allzusehr den Vorsatz verieth, seine Erklärungen, welcher Art sie auch sein möchten, mit Gleichgiltigkeit, wenn nicht mit Verachtung anzuhören.

Peildorf that, als gehe ihn die Sache möglichst wenig an, und versuchte sogar ein Gähnen zu verbergen. Nach einer Pause, in welcher er die Herrschaft über sich selbst gewonnen, sagte er ernst, doch so, daß die Art und Weise die Marchesa, mit welcher er sich um keinen Preis entzweien wollte, nicht verletzen konnte:

„Glauben Sie mir, gnädigste Marchesa, daß die Welt, welche mit solchem Gleichmuth zwei Menschen, die sich kaum kennen, verbindet, mit eben diesem Gleichmuthe zwei Menschen wieder zu trennen im Stande ist. Das Gerücht spielt mit uns allen nach seiner Willkür, es bedient sich unserer als seiner Träger oder als seiner Gegenstände, und ich kann in diesem Falle nur hoffen, daß es mich und die Comtesse so schnell wie möglich wieder fallen lassen wird.“

„Aber die Hauptsache, die Hauptsache!“ fiel die Marchesa ein. „Wir sind ja ganz davon abgekommen! Also der Herr Assessor werden den Pavillon unter den ausgemachten Bedingungen miethen?“

Ich verneigte mich, indem ich mich meines Gelöbnisses „stummen Gehorsams“ erinnerte, obschon ich nicht sonderlich erfreut war, eine so theure Wohnung zu erhalten.

„Und einziehen wollen Sie?“

„Morgen“, antwortete Peildorf für mich, — „wenn es der gnädigsten Frau Marchesa recht ist!“

„Gut!“ sagte die Marchesa vornehm, mit einem halb mitleidigen, halb gönnerhaften Blicke zu mir gewendet. Sie werden von Morgen ab meinen Pavillon zu dem verabredeten Preise bewohnen. Mein Bedienter wird das Nöthige besorgen und Sie bedienen.“

Ich verbeugte mich, da ich den Zeitpunkt des Abschiednehmens herangekommen glaubte, indem ich mich vom Stuhle erhob, aber die Marchesa streckte die Hand abwehrend nach mir aus.

„Sitzen Sie, sitzen Sie! Der Herr Doctor, sehen Sie, hat auch nicht solche Eile. Mathilde, meine Chocolade!“

„Chocolade, Tante?“

„Nun, was fragst Du noch? O, Du tödtest mich noch mit Deinen Fragen! Geh und hole mir die Chocolade, sag ich Dir!“ Dann fuhr sie, während Mathilde hinaus ging, zu uns gewandt fort: „Die Gräfin wird sogleich vorfahren, wir werden mit einander das Feuerwerk ansehen; so lange haben Sie noch Zeit und dürfen mich unterhalten.“

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Mont-Cenis.

E. J. **Turin**, 21. Sept. Erstaunt wird der Leser bei vorstehender Ueberschrift sich fragen: Warum über und nicht durch diesen in den letzten Tagen so viel genannten Berg? Allein die Sache ist sehr einfach: Wenn der über 12 Kilometer lange Tunnel bereits am 17. dieses Monats feierlich eingeweiht wurde, so wird es immerhin noch mehrere Wochen dauern, bis Alles vollendet und besonders bis die Anschlußstrecke auf der französischen Seite ganz vollkommen fahrbar sein wird. Die Italiener sind bekanntlich Meister in der Veranstaltung von Festen, Beleuchtungen, Banketten mit schönen Redensarten und hochtönenden schwulstigen Worten und suchen mit Eifer jede Gelegenheit auf, zur Entfaltung dieses nationalen Talents. Man lud daher die Franzosen ein, von denen aber blos eine officielle Persönlichkeit erschien, der Minister Lefranc, dann fuhr man gemeinschaftlich durch den Berg, fiel sich in die Arme, aß und trank, und ließ sich gegenseitig hoch leben, wie das bei diesen heißblütigen und ruhmsüchtigen Nachbarn, wenn sie friedlich beisammen sind, nicht anders sein kann. Aber das Ganze war doch eigentlich für nichts, denn die Eisenbahn ist eben noch nicht fahrbar. Nach wie vor bleiben Waaren und Personen auf die amerikanische Eisenbahn angewiesen, die 1868 nach dem System Fell neben der von Napoleon I. erbauten Poststraße hergerichtet wurde und schon seit 3 Jahren ohne bemerkenswerthen Unfall ihren Dienst leistet. Auch ich mußte mich ihrer bedienen und hatte bereits in Genf diese Nothwendigkeit erkannt. Auf dem französischen Consulate dort erkaufte ich mir mittelst Erlegung von 10 Frs. die Erlaubniß nach Frankreich zu dürfen. Unter strömendem Regen fuhr der Zug des Morgens um 6 Uhr von jener bei solchem Wetter so unschönen Stadt ab und Dank einer ganz auffallenden Langsamkeit in der Besorgung sämmlicher Dienstzweige kamen wir erst des Nachmittags gegen 4 Uhr nach St. Jean de Maurienne. Die Fahrt ist bei hellem Wetter reizend schön und besonders bemerkenswerthe Punkte sind der Eintritt nach Frankreich, wo die Rhone in engem Bette ihre hellblauen Wogen schäumend zusammendrängt, während hoch oben das Fort de l'Ecluse das Thal sperrt. Eben so reizend ist die Fahrt an dem Felsenufer des savoyischen See's von Bourget hin.

Hinter St. Jean de Maurienne sollte aber das Ungemach beginnen. Fahrplanmäßig soll der Zug bereits um 9 Uhr Abends in Susa jenseits der Alpen eintreffen, allein auf die Hoffnung, den Berg noch bei Tageslicht überschreiten zu können, mußten wir Verzicht leisten. Unheilverkündend schäumte die Arc, mit grauem Schmutze beladen, zwischen dem Eisenbahndamm und den jenseitigen ganz kahl abgeholzten Bergabhängen hin; bald sollten wir erfahren, was es heißt, nach einem kaum zwölfstündigen Regen in einem Gebirge zu reisen, wo der Mensch in sinnloser Kurzsichtigkeit die Wälder abgetrieben hat und wo seither für die Wiederaufforstung wenig gesorgt worden. Zwei Maschinen, die eine schleppend, die andere drückend, brachten den schweren Zug langsam und immer langsamer die stark geneigte Schienenfläche hinauf und endlich hielten wir auf der freien Bahn im strömenden Regen. Angstvoll schallte der wiederholte Ruf der vorderen Locomotive in die Berge und das Nebelmeer hinein. Bald erfuhren wir, daß vor uns ein Wildbach über den Damm gegangen war und denselben hoch mit Schutt überdeckt hatte. Noch vor etwa sechs Wochen war hier eine Brücke gewesen, welche die Bahn über den Wasserlauf leitete. Aber der Bach hatte diese zerstört und ihre Trümmer lagen in Gestalt von eisernen Trägern und zerbrochenen Verbindungsstücken noch umher. Wild und unheimlich schoß das tobende Ungethüm — halb Wasser, halb Schlamm — aus seinem Felsenthal hervor, donnernd und rasselnd wälzten sich die Steinblöcke übereinander fort in der wüthenden Fluth, bis es endlich den Anstrengungen zahlreicher Arbeiter gelang, Wasser und Schuttmassen abzuleiten, damit wir, vorsichtig fahrend, die unterwühlte und nur nothdürftig unterstützte Strecke passiren konnten. Man hat es nicht einmal der Mühe Werth gehalten, diesem Wildbach, der doch bei jedem längeren Regen mit Sicherheit zu erwarten ist, ein steinernes, sorgfältig ausgepflastertes Rinnsal zu geben, wie die praktischen Schweizer es thun. So finden seine Schuttmassen bei ihrer Fortbewegung unter dem Eisenbahndamm hindurch zu starken Widerstand und müssen sich stets hier ablagern. Zu der großartigen Bedeutung der Eisenbahn durch den Mont-Cenis will es durchaus nicht passen, wenn man die Sicherheit der einzigen französischen Zufahrtslinie von einem nachlässig behandelten Wildbach abhängig macht. Von unbedingter Zuverlässigkeit des Betriebes kann unter diesen Umständen, zumal da die Erdarbeiten dieser nördlichen Zufahrts-

strecke blos eingeleisig sind, so lange keine Rede sein, als dieser Mißstand nicht gründlich beseitigt wird.

Eine volle Stunde hatte dieser Zwischenfall unserer Verspätung noch beigefügt und endlich rollten die Wagen langsam unter strömendem Regen in den Bahnhof von St. Michel, dem Endpunkte der gewöhnlichen Bahn. Von hier beginnt einstweilen noch die Bergfahrt mittelst Locomotive und Wagen nach dem Fell'schen System.

St. Michel liegt bereits, gleich den vorher gehenden Stationen, zwischen hohen, steil, mitunter senkrecht zu schwindelnder Höhe aufsteigenden Bergen und Felsenwänden. Dennoch gedeiht hier noch die Rebe und Nußbäume kommen fort, während sonst schon Alles, besonders bei solchem Wetter, einen hochalpinen Charakter trägt.

Das Fell'sche Eisenbahnsystem besteht bekanntlich darin, daß zwischen den beiden Außenschienen noch eine dritte liegt, welche von der Maschine und den Wagen vermittelst wagrechter Räder gefaßt wird. Hiedurch ist es möglich starke Steigungen und Gefälle (1: 12), sowie Curven von kleinem (15 Meter) Halbmesser ohne Gefahr zu bewältigen. Bremsvorrichtungen dürfen natürlich nicht fehlen. Das System ist sicher und zuverlässig, aber seine Leistungsfähigkeit ist gering, wenn auch immerhin bedeutender als die der Rigibahn, bei welcher ein noch größerer Theil der bewegenden Kraft auf sichere Ueberwindung der noch stärkeren Steigungen verwendet werden muß. Von der geringen Leistungsfähigkeit des Systemes Fell sollten wir bald einen Begriff bekommen.

Allmählig wurde eingestiegen. Allein erst um ½7 Uhr des Abends, schon in der Dämmerung, fuhren wir ab. Viele Engländer, die nach dem Süden gingen, befanden sich auf dem Zuge und das Verladen ihres zahllosen Gepäckes wollte kein Ende nehmen. Der Zug bestand aus einem innen und oben fast überladenen Gepäckwagen, einem Wagen dritter Classe, einem Wagen, der zweite und dritte Classe enthielt und drei Wagen erster Classe; im Ganzen sechs Wagen, von denen aber einige doppelte Länge besaßen und auch doppelt gerechnet werden. Man kann den ganzen Zug hindurchgehen. Außer dem schweren Gepäck befanden sich auf dem vollständig gefüllten Zuge kaum 70 Personen, während ein einziger württembergischer Wagen dritter Classe allein schon die gleiche Anzahl fassen kann.

Solange die Dämmerung noch nicht der völligen Nacht gewichen war, konnte man während der Fahrt fast stets die Schienenlinie sehen, welche zu dem großen Mont-Cenis-Tunnel hinführt. Sie machte den Eindruck der Großartigkeit und Solidität und es scheint auch dafür gesorgt zu sein, daß die Massen weniger plump erscheinen, als dieß bei anderen Linien manchmal der Fall ist. Aber noch wenige Stellen waren fertig und fast nirgends konnte man bereits die Böschungen bemerken; überall ist noch die vorletzte und letzte Hand anzulegen und über dieser Arbeit werden noch Wochen vergehen. Von der ungeheuern Thätigkeit, die während der letzten Jahre Tag und Nacht hier herrschte, war natürlich nichts mehr zu bemerken. Wohl standen noch die Baraken und Maschinengebäude, aber Alles war dunkel und todt. Vor Modane hatte sich ein Dorf gebildet, les fourneaux genannt, weil hier die gewaltigen Maschinen standen, welche die comprimirte Luft lieferten für die Bohrmaschinen im Berge; hier wurden auch die abgenutzten Werkzeuge erneuert und so befand sich auf dieser Stelle während langer Jahre der Mittelpunkt der technischen Thätigkeit auf der Nordseite. Von hier verläßt auch die Tunnelbahn das Thal des Arc und wendet sich südöstlich gegen den Berg Frejus, welchen das Riesenwerk des Tunnels durchsetzt. Wir aber fuhren der alten Straße nach über den Mont-Cenis.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Ueber die Tödtung eines 80jährigen Mannes durch Bienen veröffentlicht Herr Bürgermeister Stangenbach zu Hundsangen bei Wallmerod in Nassau Folgendes: „Der Mann war bei den Bienen aufgezogen und konnte ungenirt bei diesen sitzen, ohne daß ihn auch nur eine einzige berührte. Am 19. August c. hebt er noch jeden Korb auf, tarirt den Inhalt des Gewichts und erklärte alle Schwärme für gut. Gegen 9 Uhr dieses Tages aß er mit Handwerkern, welche gegenwärtig in seiner Behausung arbeiteten, Käse, seine Lieblingsspeise, trank einen Schnaps dazu und ging dann wieder zu dem Bienenstande mit einer Hacke, um den Rasenweg zu säubern. Jetzt kamen aus 6 Schwärmen sämmtliche Bienen an den alten Mann, daß er nicht wußte, was er anfangen sollte. Die anwesenden Leute wußten keinen Rath, bis endlich ein Nachbar hinzu kam und den alten Mann aus dieser Gefahr brachte, ohne selbst von mehr als zwei Bienen gestochen zu werden, während die Bienen dem alten Manne 80 Schritte weiter folgten. Die Schuld, weßhalb der Mann von den Bienen angefallen worden ist, mag wohl der Käsegeruch gewesen sein; daß derselbe aber durch die Bienenstiche getödtet worden sein sollte, glaube ich nicht, will auch kein Urtheil fällen, indem ich dieses Sachverständigen überlasse. Der Mann war schon lange ganz hinfällig. Ich bemerke hierbei noch, daß die Bienen, von denen hier die Rede ist, der einheimischen deutschen Race angehören.

In einem, allem Anschein nach von K. Simrock verfaßten Schriftchen, welches das demnächstige Erscheinen einer neuen Ausgabe von Sebastian Brand's Narrenschiff ankündigt, wird behauptet, daß unser „Carneval" (car naval) von dem Schiffskarren (Schiff auf einem Wagen), welcher mit Narren befrachtet, nach einer ehemaligen Volkssitte sowohl zu Wasser als zu Lande umherzog, seinen Namen habe. Diese Herleitung hat nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit für sich. Abgesehen davon, daß es kaum zulässig ist, Car von Karren abzuleiten, verbindet der unbewußt thätige, sprachbildende Geist nie verschiedenen Sprachen angehörige Worte, es müßte denn sein, daß das Fremdwort in den Sprachschatz aufgenommen wäre, was sich von naval nicht behaupten läßt. Ueberdies ist „Carnaval" gegenüber der Benennung „Carneval" ganz ungebräuchlich. Die gewöhnliche Erklärung, daß Carneval von den italienischen Worten carne vale (Fleisch, leb' wohl: wegen der Fastenzeit), verweis't auf einen wahrscheinlichen Ursprung und gibt einen natürlichen Sinn.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 118. Speyer, Dienstag, den 3. October **1871.**

Mein Freund Peildorf.

Von Ernst Volmar.

(Fortsetzung.)

Ich fragte nun nach Mathilde und ob diese eine Verwandte der Frau Marchesa sei.

„Verwandte!“ rief sie verächtlich. „Gütige Vorsehung! Betrachten Sie dort meine Ahnen und fragen Sie sich, ob das arme Kind meine Verwandte sein kann! Nein, Sie gehört zum Proletariat, aber ich habe sie, weil sie gute Anlagen verrieth, erzogen, natürlich aus bloßem Mitleid, wofür sie mich jetzt zu Tode quält. Sie nennt mich Tante, aber das leide ich nur, weil sie ja doch noch ein Kind ist. Ja, ich hätte sie vielleicht adoptirt, denn sie hat einen abscheulichen Namen, und es ist mir nicht lieb, Personen um mich zu haben, die dergleichen Namen führen, wobei man sogleich an arme Leute denken muß. Glauben Sie wohl, sie heißt Mathilde Knobelmann und will diesen Namen nicht ablegen, weil sie für ihn schwärmt. Sie will nichts Erlogenes, sagt sie. Sie will bleiben, was sie ist! Denn sie thut gerade wie eine Prinzessin und ist doch mittellos! gänzlich mittellos!“ Die Marchesa rieb sich bei diesen Worten wie vergnügt die Hände.

„Sie sollten das Mädchen im Interesse ihrer Gesundheit verheirathen!“ fiel Peildorf ein.

„Verheirathen! O gütige Vorsehung! Wer würde sich für das Ding finden, das mein Gnadenbrod ißt, und nie etwas besitzen wird. Denke nur Keiner, daß sie Geld hat oder mich beerbt! Denn ich vermache ihr in meinem Testament nur so viel, als sie gerade braucht, um nicht zu verhungern. Das ist schon viel, daß ich dies thue. Die Gräfin sagt mir, sie begreife meine Gutmüthigkeit nicht und wie ich das Kind verziehe.“

In diesem Augenblicke kam Mathilde Knobelmann mit der Tasse Chocolade zurück und bot sie ihrer Tante dar.

„O Himmel!“ kreischte diese auf, „was muß ich sehen! Ich habe Thee bestellt und da bringt sie Chocolade!“

„Tante, Sie irren sich!“ erwiderte Mathilde.

„Was, ich irre mich? O Himmel, nun hören Sie, das ist ihre stehende Redensart, die schon der Papagei von ihr gelernt hat. O schweige, Du böses Ding! Ich bestellte Thee so sicher, wie ich in den Himmel zu kommen hoffe! Nun, meine Herren, ich rufe Sie zu Zeugen. Habe ich Chocolade oder Thee bestellt?“

Diesmal zuckte es flüchtig um Mathildens Mundwinkel. Ihr großes, klares Auge ruhte herausfordernd auf Peildorf, als wollte es fragen: „Nun, warum nehmen Sie nicht wider mich Partei?“ Aber Peildorf schwieg noch.

Indessen stieß die Signora die Tasse unwillig bei Seite: „Ich mag nun Dein Getränk nicht und habe es nicht bestellt! So sagen Sie ihr doch wenigstens, meine Herren, ob ich Chocolade oder Thee bestellt habe? Bei meiner Seligkeit, ich will es wissen!“

Das junge Mädchen hatte uns halb den Rücken zugewandt und schaute zum Fenster hinaus in den tiefblauen Himmel hinein. Ich sah von der Seite den Glanz dieses räthselhaften Auges, dessen geheimnißvolle, von Gram und Freudlosigkeit erfüllte Tiefen so verlangend und sehnsüchtig das Lichtmeer auftranken. Unterdessen nahm Peildorf seinen Hut von der Console, verbeugte sich gezwungen lächelnd vor der Marchesa, indem er ihre Hand an seine Lippen führte, und der unglückliche Liebhaber, welcher genau seine Chancen abzuwägen verstand und sich bewußt war, daß Mathilden zu Hilfe kommen sich für immer aus dem Hause verbannen heiße, brachte es wirklich über sich, der alten Dame zu bestätigen: „Sie haben in der That Thee bestellt, aber seien Sie groß, gnädigste Signora, verzeihen Sie!“

Die Signora schlug ihm vergnügt und triumphirend mit dem Fächer auf die Wangen. „Ihnen zu Liebe, mein bester, mildherzigster Doctor! Ah, ich glaube, ich bin ein wenig stark für Sie enthusiasmirt, wenn Sie mich nicht allzusehr vernachlässigen wollten. Die Gräfin wird gleich hier sein und bringt Clemence mit. Begleiten Sie uns! Die Comtesse wird entzückt sein, daß ich Sie gefesselt habe!“

„Unmöglich, Signora“, sagte Peildorf, indem er sich plötzlich schnell zum Abschied erhob; „ich möchte mich nicht von meinem Freunde trennen und“, fügte er langsam und, wie es schien, mit der Absicht bei, von Mathilden verstanden zu werden, „so schmeichelhaft es mir wäre, in Ihrer Gesellschaft, meine Gnädigste, aufzutreten, so möchte ich dem Gerücht, dessen Sie vorhin erwähnten, nicht dadurch Nahrung geben, daß ich zugleich mit der Comtesse dort erscheine. Vielleicht werden mein Freund und ich die Ehre haben, den Damen später daselbst zu begegnen.“

Die Signora machte beifällig eine verabschiedende Verbeugung und wir entfernten uns.

„Du siehst, mein Freund", sagte Peildorf, „an Herrn May wäre ich hiermit gerächt. Er mag jetzt sehen, wie er in seinen Pavillon kommt! Und auch dem Mädchen habe ich eine Lehre gegeben, die sie mindestens zwingen wird, mir mehr Beachtung zu schenken, als sie bisher gethan hat. Sie sieht zum wenigsten, daß ich nicht der Mann bin, über den man sich lustig macht, und daß ich weiß, was ich will."

„Und was soll nun werden?" fragte ich.

„Nun, mein Freund, vorläufig bist Du im feindlichen Lager und ich habe durch Dich meinen Fuß daselbst. Was nun auch geschehen mag, es wird nichts mehr ohne uns geschehen, und das zu wissen, genügt vorläufig. Es gilt nun vor Allem, sich über die Personen und Vorgänge im weißen Hause gründlich aufzuklären und den Feind anzugreifen, sobald wir seine schwächste Stellung erkannt haben!"

Fünftes Capitel.

Herr May auf gefährlichen Wegen.

Nachdem wir die Straße wiederum erreicht hatten und nun schweigend eine Zeit lang neben einander hergingen, begann ich zu überlegen, in wie kurz angebundener Weise Peildorf über mich verfügt hatte. Wenn ich mir vorstellte, wie ich eine freundliche und stille Wohnung innigst gewünscht, so mußte ich mir sagen, daß ich Peildorf Dank schuldig sei; denn der Pavillon eines herrschaftlichen Hauses in einer der besten Straßen und zugleich mitten im Grünen war eine Errungenschaft von sehr seltener Art. Andererseits aber konnte ich mich auch des minder angenehmen Gefühls nicht ganz erwehren, daß mich Peildorf, ganz ohne mich um meine Einwilligung zu bitten, hier offenbar für seine egoistischen Zwecke benutzen wollte. Dabei schien mir sein Verhältniß zu Mathilden ein im Grunde verfehltes. Wenn ich mir dachte, wie er noch vor wenigen Tagen über seine eigenen Gefühle für sie ganz im Dunkeln gewesen war und wie eigentlich erst der Gedanke, daß ein Anderer im Begriff stehe, sie vor seinen Augen hinwegzuführen, den Anstoß zu seinen heutigen Bestrebungen gegeben hatte, so wurde es mir völlig zweifelhaft, in wie weit es sich dabei um ein wahres Gefühl überhaupt handle. Dazu kam, daß ich auf Seiten Mathildens eine entschiedene Abneigung, wenn nicht noch schlimmer, sogar Gleichgiltigkeit, gegen ihn bemerkt zu haben glaubte.

Dann aber verwandelte sich Peildorfs Bild plötzlich vor meinem geistigen Auge und ich fragte mich, indem ich alle die Sonderbarkeiten, die mir sein Benehmen gezeigt, in Eins zusammenfaßte, ob ich nicht hier mehr als einer flüchtigen Laune, einer wirklichen Leidenschaft gegenüberstehe, wie sie die zu einer solchen angelegten Naturen, unter welchem Aushängeschild sie ihr wirkliches Wesen noch so lange verborgen gehalten haben, plötzlich zu ergreifen und aus der ganzen Gewohnheit ihres Daseins gewaltsam loszulösen pflegt, und es überkam mich das Gefühl einer erhabenen Ironie, indem ich einen Mann von so weltlicher Verfassung, wie Peildorf, die reiche, hochadelige Erbin verschmähen und vor dem anspruchslosen Aschenbrödel in den Staub sinken sah. Indessen, da ich Mathilden nicht nur mit Augen gesehen, sondern auch mit der Seele erfaßt hatte, begriff ich ihn mit der Seele und wünschte ihm fast Glück zu seiner Enträthselung dieses Wesens, das ihm zunächst durch das Befremdende, vollkommen Eigenartige, durch den Stolz, die Ruhe, die Selbstbeherrschung, die Unschuld und vollständig anspruchsloseste Mädchenhaftigkeit aufgefallen sein mußte. Der uneinzuschüchternde Widerstand, verbunden mit der unberechneten Zurückhaltung, der Abstand, welcher ihr Wesen von der sogenannten „Liebenswürdigkeit" trennte, die nicht müde wird, mit verbindlichem Lächeln die Wahrheit zu verschlucken, fesselte auch mich aufs Lebhafteste. Ich hatte das Mädchen nur Weniges und sehr Unbedeutendes sprechen hören, aber es war unmöglich, das Wenige zu hören, ohne zugleich von dem Klang ihrer Stimme wunderbar berührt zu werden, denn aus dieser Stimme sprach eine Seele, die dunkel in sich verschlossen die reichsten Schätze der Welt, die Schätze eines tiefen und mächtigen Gemüthes barg.

Endlich fuhr Peildorf aus seinen Träumen auf. „Nun, was sagst Du zu ihr?" fragte er mich plötzlich. Ich erklärte ihm mit warmer Theilnahme, wie sehr mich der Anblick Mathildens erfreut habe, und ich glaube, der Ausdruck meines Antheils war um so herzlicher, je tiefer ich übrigens in meinen innersten Gedanken überzeugt war, daß ihn Mathilde nicht liebe, eine Ueberzeugung, welche ich ihm indessen sorgfältig verschwieg.

„Und nun sage mir aber", schloß ich, „was ist an dem Gerücht, welches Du so lebhaft bekämpft hast, und wonach Dir die Comtesse Clemence näher stehen soll, als ich es mir im Augenblick mit Deinem sonstigen Verhalten zusammendenken kann."

„Es ist richtig, daß ich der Comtesse den Hof gemacht habe und daß sie, als ein excentrisches Geschöpf, mir lebhaft entgegengekommen ist. Mein Gott, die Comtesse hat noch eine jugendliche, lebensfrohe Mutter, die sich von der beständigen Gegenwart einer erwachsenen Tochter ein wenig bedrückt fühlt und darum jedem Heirathsplan für Clemence von vorn herein geneigt ist. Nun ist Clemence selbst zu Heirathsgedanken nicht besonders aufgelegt und es hält für uns Durchschnittsmänner schwer genug, ihr zu gefallen, da sie sich über Alle lustig macht und Alle zu übersehen glaubt. Nun aber ist Alles vorbei und mir Alles verleidet. Ich will", fuhr er fort, indem er sich nach mir umwandte, mir in die Augen sah und mir auf einen Augenblick die Hand reichte, „ich will jetzt, lieber Freund, alle Verstellung zwischen uns fallen lassen, ich brauche sie auch nicht mehr, nachdem Du Mathilden gesehen hast und mich begreifst. Ich will Dir sagen, wenn das Liebe ist, daß Einem ein anderes Wesen theurer wird, als man sich selbst ist, so sage, ich liebe Mathilden; ich will nicht widersprechen. Und was konnte mir da nun eine Weltdame — Du verstehst mich", sagte er, indem er plötzlich abbrach und er-

schüttert durch seine eigenen Worte, die zum ersten Male in seinem Leben das Wort Liebe in einem Tone, der aus dem Herzen kam, gesprochen hatten, nicht weiter reden konnte.

Wir waren inzwischen den Eisenbahndamm entlang gegangen und ich bemerkte in diesem Augenblick auf dem Schienenterrain eine wohlbekannte Gestalt mit einer Botanisirtrommel an der Seite, welche, den Eisenbahndamm überschreitend, mitten auf dem Schienenwege stehen geblieben war, grüßend den Hut schwang und mit offenem Munde nach uns hinstarrte. Ich hatte aber kaum Zeit, diese Bemerkung zu machen, als sich zugleich die verwirrende Vorstellung meiner bemächtigte und mir einen plötzlichen Schwindel einflößte, daß dieser Mann verloren sei, da eine kurze Strecke hinter ihm eine einzelne Locomotive heranbrauste, welche er in seinem thörichten Hinstarren nach uns gänzlich übersehen haben mußte. Unwillkürlich erhob ich beide Arme in die Luft und stieß einen lauten Schrei aus, um ihm ein Signal zu geben. Der Mann sah sich auf meinen Ruf auch sofort um, zu meinem Entsetzen bemerkte ich aber, daß er, anstatt sogleich den einen Schritt seitwärts zu thun, der ihn retten konnte, zusammenschrack und dann planlos und in gänzlicher Verwirrung auf dem Schienenwege selbst vor der Locomotive die Flucht ergriff.

Gleichzeitig indessen war auch schon Peildorf, kaltblütiger als ich, mit raschen Schritten auf den Mann zugeeilt und ergriff ihn gerade zu rechter Zeit noch mit energischem Griff beim Kragen, indem er ihn mit einem unsanften Ruck auf die Seite riß, so daß der kleine Mann, losgelassen, vom Schienenterrain in den daneben befindlichen Graben rollte, wohin ihm sein Lebensretter unfreiwillig nachfolgte und, über ihn stolpernd, sich in brüderlicher Umarmung neben ihn hinlegte.

Peildorf war jedoch gleich wieder aufgesprungen, wendete sich mit einem etwas gezwungenen Lächeln zu mir hin, indem er die körperliche und geistige Bewegung innerlich zu bemeistern suchte und sich bemühte, so auszusehen, als sei nichts vorgefallen. Inzwischen raffte sich auch Herr May — denn wir brauchen nicht mehr zu sagen, daß er es war, der im Graben lag — mit größerer Schwierigkeit wieder auf, und wenn es Peildorfs Absicht war, seinem Dank zu entgehen, so war Herr May, der so etwas ahnen mochte, offenbar entschlossen, dieselbe zu vereiteln. Denn als mich Peildorf beim Arm nahm und mit einer gewissen Ungeduld in entgegengesetzter Richtung hinwegzuführen begann, entging uns Beiden nicht, daß uns Herr May, sobald es ihm gelungen war, sich wieder auf die Füße zu stellen, mit eiligen Schritten nachhinkte.

„Du hast bemerkt“, sagte Peildorf zu mir, „wie der Mensch vorwärts lief, um der Locomotive ja nicht zu entgehen. Es ist dieses sinnlose Vorwärtslaufen“, fügte er mit der Miene des Arztes hinzu, „das beständige Merkmal des gänzlichen Verlustes der Geistesgegenwart, bei schwachen Seelen die unausbleibliche Folge des Anblicks der Gefahr.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Mont-Cenis.

(Schluß.)

Um 9 Uhr befanden wir uns in Lanslebourg. Die Umwohner sprechen das s aus, als wenn es hieße Lancelebourg. Hier beginnt die eigentliche Bergbahn und wir erhielten eine andere Locomotive. Die Leute in der Restauration suchen die Fremden während der wenigen Wochen die ihnen noch gegeben sind, tüchtig auszubeuten. Von Lanslebourg ging es nun in die dunkle Nacht hinein den Berg hinauf, längs der Straße hin, deren gar zu schwache Krümmungen manchmal durch Tunnels abgeschnitten waren. Hart an dem schwindelnden Abgrunde hin bewegte sich der Zug mit großer Schnelligkeit und Sicherheit, und es war für ängstliche Gemüther ein Glück, daß die Nacht das wilde Thal bedeckte, damit sie nicht die Gefahren schauen konnten, an denen sie vorübereilten.

Aber unser Zug, obwohl sicher nicht groß, war doch zu schwer für die Verhältnisse der Bahn und mehrmals mußte die Maschine halten und frischen Athem schöpfen, da ihr die nöthige Dampfspannung ausging. So gelangten wir endlich nach einer zweistündigen Fahrt auf die Paßhöhe. Bei minderer Belastung hätten wir eigentlich von Lanslebourg bis herauf nur eine Stunde brauchen sollen. Oben befanden wir uns auf einer Höhe von 6,500 Fuß. Tiefe Nacht herrschte um uns her; aber um so lauter klang das Lärmen der Locomotive und der Zugführer. Die Maschine verließ uns auffallender Weise und fuhr rückwärts. Endlich nach langem unheimlichem Warten in der Ungewißheit kam ein Zugführer und lud uns zum Aussteigen ein; die Maschine fahre wieder abwärts um die drei letzten Wagen zu holen, die man auf einer Wasserstation — ich glaube sie heißt auch Les Eaux — unterwegs habe zurücklassen müssen, da es unmöglich war, den schweren Zug ungetheilt auf die Höhe bringen zu können. Das war eine schöne Aussicht, hier oben noch lange warten zu müssen.

Es war abscheulich kalt und gerne gingen wir nach der einige Schritte entfernten Cantine, dem Schutzhause la frontière, wo uns ein geheiztes Zimmer und ein Imbiß erwartete. Fast konnte man meinen, man betrete eine italienische Räuberhöhle. Allein die Wirthin mit ihrem vollen runden Gesichte, konnte ihre französische Abkunft nicht verleugnen. Auch sprachen selbst die anwesenden Italiener hier so viel als möglich noch französisch. Für einen Schoppen abscheulich sauern Wein nebst italienischer geräucherter Wurst, die man aber für Saucisson ausgab und Brod à discretion zahlte ich 75 cts., was für die Höhe und da ich den Ausländer doch nicht verleugnen konnte, nicht viel zu nennen war.

Endlich nach langem Harren in der Wirthsstube, kamen die übrigen Wagen an. Es war bereits ein Uhr Morgens vorüber und nun ging es eine lange Strecke fast wagrecht fort. Es war ein wohlthuendes Gefühl, als die Wagen wieder einmal horizontal standen, aber es sollte nicht lange dauern.

Aus der nächsten Station, la grande croix, kam

ein italienischer Carabiniere in den Zug, um nach den Pässen zu sehen. Der meinige besaß nun allerdings kein italienisches Visa, allein der Mann schien dies nicht zu merken. Auch war er überhaupt sehr mild und selbst der geringste Vorweis genügte ihm. Zwei italienische Schlingel aber, die gar nichts bei sich hatten, nahm er mit hinaus, und meinte, sie hätten sich wohl noch nicht bei der Aushebung gestellt. Die Kerle zeigten indessen, ganz entgegen dem Benehmen eines deutschen Burschen in einem solchen Falle, die vergnügteste Miene der Welt, lachten der Obrigkeit in das Gesicht und ließen sich nur auf strengen Befehl hinaus führen. Es dauerte aber keine Minute, da kamen sie wieder herein und wollten sich ausschütten vor Lachen. Die hohe Obrigkeit scheint am Mont-Cenis wenig Respect mehr zu genießen.

Von dem See, der auf der Paßhöhe liegt und dem Hospize, das die Wanderer verpflegt, war bei der Dunkelheit nichts zu entdecken. Bald befanden wir uns in der tollsten Jagd nach abwärts und mit einer angsterregenden Geschwindigkeit fuhr der Zug die Abhänge hinunter. Die Curven waren so stark, daß die Wagen hin und her geworfen wurden wie auf einer holperigen Landstraße. Ohne die horizontalen Räder, die uns auf der Mittelschiene festhielten, wären wir unfehlbar in die Abgründe hinuntergeflogen, an denen wir in rasender Eile vorübergeführt wurden. Lange Zeit ging es unter Schutzdächern hin, welche die Lawinen und Bäche über die Bahn führen, dann kamen endlich wieder Bäume zum Vorschein, gespenstisch huschten einzelne Häuser vorüber und immer breiter, bewohnter und bebauter wurde das Thal. Aber die Nacht, die noch darüber lag, ließ uns die Schönheiten dieser Fahrt nur ahnen.

Des Morgens um 4 Uhr waren wir in Susa. Hier hat die Bergeisenbahn ein Ende und ein gewöhnlicher Zug führte uns nach Turin.

In wenigen Wochen wird die Straße über den Mont-Cenis verödet sein und nur noch wenige Wanderer werden sich derselben bedienen. Die Waaren und Reisenden, die zwischen Italien und Frankreich, zwischen England und dem Mittelmeere verkehren, werden durch den Berg eilen, auf einer Linie, deren einziger Nachtheil wohl nur in der Eingeleisigkeit der Zufahrten bestehen wird. Die Fell'sche Bahn wird abgebrochen werden und für andere Pässe, die keine Aussicht auf die kostspielige Durchbohrung haben, ergibt sich dabei eine vortheilhafte Gelegenheit, das rollende Material einer über den Berg gehenden Bahn zu kaufen. Dieses System hat allerdings, ebenso wie das System der Rigibahn, keine Zukunft in Bezug auf einen großen, mit andern Linien concurrirenden Güter- und Kohlenverkehr. Die Herstellung der nöthigen Sicherheit und die Ueberwindung der Steigungen und Curven kosten zu viel, die Leistungsfähigkeit ist daher gering und die Abhängigkeit von der Witterung sehr bedeutend. Daher ist bei internationalem Güterverkehr die Durchbohrung des Passes, mit Anlage einer gewöhnlichen Gebirgsbahn immer noch das richtigste. Doch möchte sich z. B. für den Splügen die Fell'sche Bahn wenigstens zum Transport der Personen und der Post empfehlen. Auch der Gotthard könnte dieselbe noch einstweilen benutzen, bis auch er nach etwa 10 Jahren durchbohrt sein wird.

Miscellen.

Der Tiger, welcher in den Moskau benachbarten Kreisen so viel Unheil angerichtet hat, ist am 6. Sept. in dem Ssukowo'schen Morast bei Petschatniki von dem bekannten Moskauer Jäger und ausgezeichneten Schützen, Herrn Rabeneck, getödtet worden. Die Bauern warfen sich unter Thränen Herrn Rabeneck um den Hals und dankten ihm für die Befreiung von dieser Gefahr. Das Thier hatte in den letzten Tagen noch drei kleine Mädchen und ein erwachsenes zerrissen. Herr Rabeneck hatte folgendes Mittel gebraucht, um das Raubthier anzulocken. Er hatte in der Nähe der Stelle, wo es zuletzt gesehen worden, warmes Ochsenblut ausgießen lassen und sich dann in den Hinterhalt gelegt. Der Tiger ging auch dem Blutgeruche nach und wurde von dem kühnen Jäger erschossen.

Ueber die eigentliche Entstehung der gelblichen Flecken an den Tabaksblättern. Unter den meisten unserer Tabakshändler und Cigarrenconsumenten herrscht bis heute noch ein Zweifel über den Ursprung der natürlichen gelblichen Flecken, womit viele Tabakssorten behaftet sind, besonders die Maryland-, Java-, Florida- und Cabannasblätter. Die Einen wollen diese sogenannten Rostflecken vom Effecte des Hagelschlags, Andere von Insectenstichen, vom Act der Fermentation oder Gährung, von stockenden Säften, vom Bodensande, oder auch vom Einfluß der Luft ableiten. Manche Raucher, die der Meinung sind, daß diese natürlichen Flecken von Insectenstichen herrühren, halten deswegen nur gefleckte Cigarren für gut, weil sie solche aus gereiften Blättern verfertigt glauben, während grünliche scheinbar unreife, die gleichen Flecken zeigen. Einige Cigarrenfabrikanten bespritzen ihre Cigarrendeckblätter künstlicher Weise, nämlich durch chemische Aetzmittel, allein ein jeder Tabakskenner weiß solche künstlich nachgemachte Flecken von den natürlichen beim ersten Anblick genau zu unterscheiden, weßhalb auch blos ordinäre Pfälzer und Nürnberger Cigarren bespritzt werden.

Es wird daher nicht uninteressant sein, zu erfahren, daß die erwähnten natürlichen Flecken, nach Aussage von Plantagebesitzern aus der Havanna nichts anderes, als durch die Sonnenhitze schnell getrocknete Thautropfen sind, welche durchaus keinen Einfluß auf die Güte des Tabaks ausüben, und blos der falschen Meinung oder des bessern Aussehens wegen diese Tabake vor andern ungefleckten im Preise erhöhen. (Wagner's Handbuch der Tabak- und Cigarrenfabrikation. Weimar, Voigt, 1871). — Wahrscheinlich wirken die Thautropfen gleich Brenngläsern auf ihre Unterlage.

*Charade.

(Zweisilbig.)

Was mit dem Körper eng verschwistert,
Sich treulos dann nur von ihm trennt,
Wenn Todesnacht den Blick umdüstert,
Ist, was die erste Silbe nennt.

Doch, wo sich bei des Schicksals Walten,
Ein Volk vereint zum ew'gen Bund,
Die eig'ne Kraft frei zu erhalten,
Macht Dir die zweite Silbe kund.

Wohl kann die Schönheit schnell entzücken,
So, daß man Welt und Zeit vergißt,
Doch ewig nie das Herz bestricken,
Wenn sie nicht auch das Ganze ist.

Auflösung des Anagramms in Nr. 116:
Die Anna — Diana.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 119. Speyer, Donnerstag, den 5. October 1871.

Mein Freund Peildorf.

Von Ernst Volmar.

(Fortsetzung.)

Hier hatte uns Herr May erreicht und nöthigte uns schon aus Höflichkeit, uns nach ihm umzusehen.

„Wie es sich auch verhalten mag", sagte der kleine, gutmüthige Mann, indem er Peildorf mit schüchterner Zudringlichkeit anging, „so bin ich Ihnen mein Leben schuldig, und Sie dürfen nicht so stolz sein, meinen demüthigsten Dank gar nicht annehmen zu wollen!"

„Ich habe nichts gethan", entgegnete Peildorf, „was ich nicht selbst meinem schlimmsten Feinde gegenüber jeden Augenblick wieder thun würde, und habe Ihren Dank nicht verdient, da ich mir denselben nicht habe verdienen wollen. Der Tod ist unser Aller gemeinsamer und schlimmster Feind, und unser Interesse, ihn zu bekämpfen, ist ein gemeinsames."

Ich weiß nicht, warum mir Herr May leid that, als er in sichtlicher Gemüthsbewegung die große Dankbarkeit, die er gegen den Doctor empfand, an den Tag legen wollte und bei Peildorf, der ihm sogar die Hand entzog, nach welcher er vergeblich mehrere Male fahndete, einer eisigen Kälte begegnete. Auch hielt ich die Gelegenheit für günstig, dem Geretteten das Geheimniß seines Verhältnisses zu Mathilde zu entlocken, da ich nicht daran glauben konnte, daß dasselbe, wie Peildorf annahm, ein Liebesverhältniß sei. Jedenfalls schien mir der kluge Peildorf sehr unklug zu handeln, wenn er die Gelegenheit versäumte, seinen Rivalen in so günstiger Lage auszukundschaften, um geeigneten Falls von seinen Schwächen Vortheil zu ziehen. Ich sagte daher: „Kommen Sie mit uns, Herr May! Wir haben alle Drei zusammen jetzt Etwas erlebt und es wird uns nicht gereuen, wenn wir auf einen so glücklichen Vorfall ein Glas Wein zusammen trinken!" Zugleich flüsterte ich Peildorf, der anfing, Ungeduld zu zeigen, zu: „So sei doch zufrieden, wir horchen den Alten ein wenig aus!"

Wir kehrten nun alle Drei auf die Landstraße zurück, waren aber kaum daselbst angelangt, als ein neuer Zwischenfall unser beginnendes Gespräch unterbrach. Ein vorüberfahrender Wagen hielt flüchtig an und mehrere Damen riefen, sich vorbeugend, nach Peildorf. Es war die Gräfin Lorris mit ihrer Tochter, welche mit der alten Marchesa im Wagen saßen.

Während nun Peildorf an den Wagen herantrat, sah ich zu meinem Erstaunen Herrn May mit weit aufgerissenen Augen nach der Marchesa hinüberstarren und in jäher Weise die Farbe wechseln. Dann griff er krampfhaft nach einer rothen, verwelkten Nelke, die offenbar schon vorhin in dem Staube des Grabens gelegen und nachher von ihm in dem Knopfloch seines braunen Rockes wieder befestigt worden war, faßte dieselbe mit der Hand, als wolle er sie emporhalten, und taumelte gegen mich, der ich ihn bestürzt auffing. Mit Schrecken glaubte ich zu bemerken, der alte Mann sei von einem Schlaganfall betroffen, und war hocherfreut, als der Wagen davon fuhr und Peildorf zu uns zurückkam. Indem öffnete auch Herr May wieder die Augen, richtete sich wieder auf und stammelte: „Es ist nichts — es geht schon wieder, Gott sei Dank, entschuldigen Sie!"

„Sie müssen sich vor Gemüthsbewegungen hüten", sagte Peildorf sarkastisch. „Ich", fuhr er zu mir gewandt fort, „habe die Damen fahren lassen, da man Diejenige, die ich suchte, nicht mitgenommen hatte. Es ist die Geschichte von dem armen Mädchen, das zu Hause sitzt und Erbsen aus der Asche liest, während die Andern tanzen. Komm, mein Freund, der Rest des heutigen Abends gehört Dir."

„Und Herr May geht mit!" sagte ich; „das ist die Verabredung und meine Bedingung, vorausgesetzt, daß er will."

„Eine Frage vorher, meine Herren"' sagte May tieferschüttert, „diese Frau, die der Herr Doctor grüßte, es war —"

„Die Marchesa Gorgo, die Sie ohne Zweifel kennen sollten", erwiederte Peildorf rauh; „ich dächte, Sie ständen mit ihrer Pflegetocher in Correspondenz, oder irre ich mich?"

„In der That, es ist wahr, Sie haben den Brief; aber was Sie vermuthen, es ist nicht richtig. O, mein Herr, Sie wissen nicht Alles, ach, ich würde Ihnen so gern Alles erzählen, ich habe solches Vertrauen zu Ihnen, wenn Sie nur hören wollten!" stammelte er, immer verlegener werdend, während Peildorf sich unmuthig abwandte.

„Laß uns ihn anhören", raunte ich dem Freunde zu; „was gebe ich für eine Tactik, die den Feind aus thörichtem Grimm nicht aushorchen will!"

Dann wandte ich mich zu May und bat ihn, bei uns zu bleiben und uns über die vielen Zufälle, die uns seit dem confiscirten Brief bis zu diesem Augenblick gewaltsam mit einander in Beziehung bringen wollten, beim Glase Wein freundschaftlich aufzuklären.

Sechstes Capitel.

Herr May erzählt seine Geschichte.

Herr May wohnte in dem großen, neu eingerichteten Hotel Stern; ich nenne hier absichtlich einen erdichteten Namen. Wir waren auf seine Einladung ihm dorthin gefolgt, weil das Hotel einen freundlichen Garten hatte, und saßen um einen kleinen Tisch unter der Veranda, welche reichlich mit Blumen und Laubwerk bekleidet war. Herr May, welcher uns erzählen sollte, was es mit seinem Brief für eine Bewandtniß hatte und in welchen Beziehungen er zu dem Hause der Marchesa stehe, hatte nach dem dritten Glase Wein (er trank seiner schlagflüssigen Constitution wegen nur wenig) erklärt: dies könne nur in Form seiner Lebensgeschichte vor sich gehen, und erzählte:

„Mein Vater war ein Pastor im Württembergischen, ein recht guter, milder, freundlicher und gottesfürchtiger Mann, der gar kein Vermögen, aber den guten Willen hatte, seine beiden Söhne rechtschaffen zu erziehen und was Ordentliches lernen zu lassen. Wir sollten eigentlich Theologie studiren, aber, um es ehrlich zu sagen, wir hatten Beide keine rechte Lust dazu, sondern wollten lieber Kaufleute werden und der Vater gab dann, so viel es ihm auch kostete, seine Lieblingspläne auf. Mein Bruder, der zehn Jahre älter war als ich — es war eine Schwester dazwischen gestorben — ging nach Amerika, wohin es ihn schon in frühester Jugend mächtig gezogen hatte, und ich, als ich endlich aus der Schule war, kam in die Kreisstadt in ein großes Specereigeschäft. Es war ein sehr stattliches Haus, welches meinem Principal gehörte. Dasselbe lag am Marktplatz und es befand sich in demselben neben unserem Laden noch ein großes Putzgeschäft an der andern Seite des breiten Hausflurs. Das Haus war drei Stockwerke hoch und hatte nach hinten zwei Flügel, zwischen welchen der Hof lag, der mit Kisten und Tonnen gefüllt war. Ich bewohnte ein Mansardenstübchen des linken Flügels, während im rechten Flügel gegenüber ebenfalls zwei Ladenmädchen aus dem Putzgeschäft die Stübchen bewohnten. Ich hatte immer die innigste Freude, wenn die eine davon, ein lustiges hübsches Ding frühmorgens ihr Fensterchen aufmachte, um sich nach dem Wetter zu erkundigen; eine Erkundigung, welche die Wirkung äußerte, daß sie je nachdem ein helles oder ein dunkles Kleidchen anzog und mehr oder weniger lange nach mir freundlich hinüber lachte, der ich damals, obgleich einige Jahre jünger als sie und vollkommen unbärtig, ein leidlicher Junge war, an dem ein Mädchen wohl seine Freude haben konnte. Sie trällerte oft stundenlang bei offenem Fenster so laut in die Luft, daß es ein Vergnügen war, und ich begleitete sie an schönen Abenden von meinem Stübchen aus mit der Flöte. Besonders ein Liedchen gefiel uns am Besten und sie sagte mir zu dieser Zeit: sie würde die Melodie niemals in ihrem Leben vergessen und wenn wir einmal wieder zusammentreffen sollten, so möchte ich nur den ersten Reim singen und sie wieder den zweiten, und so fort und so würden wir uns auch nach Jahren wiedererkennen. Hoch oben auf dem Dache war eine vom Boden aus zugängliche Verlischung, zu welcher eine hölzerne Treppe führte und hier fanden wir uns oft spät am Abend im Sternenschein, während es unter uns auf dem Marktplatz todt und finster aussah. Die Freundin, ein etwas blödsinniges Ding, mußte dann Wache halten und uns vom Boden aus Signal geben, wenn etwa Gefahr im Anzuge war. Dann zogen wir die Schuhe aus und gingen leise die steile Treppe hinunter, an deren Fuß sich unsere Wege trennten. Ja, das war eine schöne liebe Zeit, wo ich so feurig und so inniglich liebte. Ich hatte eine kleine Bibliothek und tauschte auch mit meinen Freunden gegenseitig Bücher aus, womit ich meiner kleinen Flora tausend heimliche Freuden verschaffte. Am liebsten las sie die Ritter- und Räuberromane, die damals in der Mode waren. Auch hatte sie eine große Vorliebe für rothe Nelken, deren Geruch ihr besonders angenehm war, und ich verfehlte in der Sommerzeit keinen einzigen Tag, ihr, wenn sie am Morgen von ihrem Stübchen herunterkam, ein Sträußchen zu überreichen. Davon nahm sie dann eine Nelke und steckte sie mir in das Knopfloch und ich hatte den ganzen Tag über meine Freude daran. Und auch an dieser Nelke im Knopfloch hat sie geschworen, ihren Jugendgeliebten aus Tausenden wieder zu erkennen. Manchmal kam sie auch in unsern Laden und kaufte sich Mandeln oder Rosinen für einen Dreier. Ich lockte sie dann hinter das große Oelfaß, wo die Düten hingen und gab ihr noch einen herzhaften Kuß drüberein, indem ich ihr zugleich die Düten so stark anfüllte, daß sie alle die Putzmamsells im Nachbarladen bewirthen konnte. Was über den Werth des Dreiers ging, ersetzte ich mit meinem Taschengelde.

Unterdessen wurde es Spätherbst und die Baronin, die den ersten Stock unseres Hauses bewohnte, kam von ihren Landgütern zurück, wo sie den Sommer zugebracht hatte. Als mein Mädchen eines frühen Morgens wieder so laut in die Wolken hinaufsang mit ihrer lieblichen Stimme, kam ein Lakai der Baronin zu ihr herauf, um sie zu der gnädigen Frau herunter zu bitten. Sie zog ihr bestes Kleidchen an und gehorchte dem Befehl. Die Baronin hatte ihr den Vorschlag gemacht, sie als Kammerjungfer zu sich zu nehmen und nebenbei, da sie selbst kinderlos und überdies sehr musikalisch war, von guten Lehrern zur Sängerin ausbilden zu lassen. Ich war, wie sie mir das Alles Abends auf dem Belvedere erzählte, gar nicht recht zufrieden damit, es war mir, als entrücke sie sich mir dadurch und ich müßte sie nun verlieren.

Es kamen viele Besuche, auch Herren vom Militär zu der alten Baronin und bei dem Gedanken ergriff mich eine schwere Beklommenheit. Aber die Kleine, ich sage die Kleine, weil sie, obwohl ich selbst nicht groß bin, ziemlich viel kleiner war als ich, klatschte fröhlich in die Hände, küßte, umarmte mich mehrere Male, lachte über meine Befürchtungen und schwur mir ein über das andere Mal die unerschütterlichste Treue. Bei dieser Gelegenheit vernahm ich zum ersten Male, daß sie eine jüngere Schwester habe, die sich etwas Höheres dünke als sie, weil sie Clavierlehrerin sei, obschon sie doch Kinder derselben Eltern wären. Auch sei ja ihr Vater nichts weiter und noch dazu ein Trunkenbold, und sie freue sich jetzt unbändig, der Schwester einmal zu zeigen, was sie könne. Es that mir leid, mein Mädchen in diesem Tone von ihrem Vater und ihrer Schwester sprechen zu hören und ich schloß ihr daher jedesmal, wenn sie anfing, den Mund mit einem Kusse. Sie erzählte mir endlich auf mehrmaliges Befragen über ihre Schwester, daß sie mit derselben nicht mehr zusammenkomme und nannte mir verschiedene Gründe, welche die Schwester ins schlechteste Licht setzen mußten und die ich damals mit traurigem Herzen und wahrer Andacht glaubte.

Schon die folgende Woche zog sie aus ihrem Mansardenstübchen zu der Baronin in den ersten Stock hinunter und ich sah sie von da ab immer seltener. Ich hörte ihre Stimme wohl noch häufig, wenn sie in Begleitung des Claviers Uebungen bis in die schwindligste Höhe hinauf machte, und hörte sie immer voller und lauter tönen, aber der eigentliche Spaß, den ich früher daran hatte, war mir verdorben; durfte ich sie ja jetzt nicht einmal mehr mit meiner Flöte begleiten!

Dabei sah ich sie von Woche zu Woche immer weniger, immer seltener, ja sie schien mir zu meinem großen Schmerze nach und nach auszuweichen, und wenn ich sie um die Veränderung befragte, da trug sie eine vornehmthuende Miene zur Schau, die mich ernstlich beunruhigte, besonders wenn sie dazu sagte, sie habe das volle Recht verändert zu sein, so viel es ihr beliebe. Die Befürchtung, sie möchte Pläne für die Zukunft hegen, die mit mir in keinem Zusammenhang mehr ständen, marterte mich Tag und Nacht.

Sie trug sich nun mit den abgetragenen und wieder aufgeputzten Kleidern der Baronin wie eine Prinzessin, hob dabei den Kopf immer trotziger in die Höhe, und unterhielt mich, wenn wir einmal zusammenkamen, stundenlang mit den Complimenten, die ihr dieser oder jener Lieutenant über ihre Taille, ihre Schönheit, ihr kleines Füßchen gemacht, und wie man sie nur die „kleine Prinzessin" nenne und wie ihr der Herr Major So und So versichert habe, daß sie eine ganz vornehme Haltung habe, wie er sie auf dem Fleck heirathen würde, wenn seine Familie nicht leider adelige Vorurtheile hätte, die es ihm verböten, seinem Herzen zu folgen.

(Fortsetzung folgt.)

Tunnel zwischen Dover und Calais.

Nachdem der französisch-deutsche Krieg das Project einer Tunnelverbindung zwischen Dover und Calais in den Hintergrund gedrängt hatte, verspricht dasselbe in nächster Zeit von Neuem wieder die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, denn, wie „Daily News" mittheilt, warten die Freunde des Unternehmens augenblicklich hauptsächlich nur noch auf eine förmliche Concession seitens der französischen Regierung. In einem längern Aufsatze gibt das genannte Blatt einen Rückblick auf die Geschichte dieses Projects, welchen wir nachfolgend im Wesentlichen mittheilen:

Zu Lebzeiten Lord Clarendons waren die französischen Behörden im Begriffe, die Concession zu ertheilen, und richteten an das englische Ministerium des Auswärtigen die Frage, ob die britische Regierung einen Einwand zu erheben habe. Es fand eine Berathung zwischen Lord Clarendon und dem Unterhausmitgliede Lord Richard Grosvenor, dem Vorsitzenden des internationalen Comites zur Berichterstattung über die Rathsamkeit einer Tunnel-Anlage zwischen England und Frankreich, statt, als deren Ergebniß in einem officiellen Schreiben vom auswärtigen Amte der gediegene und achtungswerthe Charakter des besagten Comites bezeugt wurde. Die Sache verschleppte sich etwas und dann brach der Krieg auf dem Continente aus, während dessen die Ausführung des Projectes zwar unmöglich war, die interessirten Parteien aber weitere Information und weiteres Material sammelten. Dieses internationale Comite war im Jahre 1867 auf den Vorschlag des Kaisers Napoleon gebildet worden, um „Pläne für eine Tunnel-Anlage zwischen England und Frankreich zu organisiren". Im Juni 1868 hatte das Comite nebst seinen Ingenieuren eine Unterredung mit dem Kaiser Napoleon, welcher die Sache nach Vorlegung des Berichtes und der Pläne an seinen Minister für öffentliche Arbeiten überwies. Dieser hinwiederum beauftragte eine Specialcommission mit Untersuchung der Frage in ihrer ganzen Tragweite, und nachdem die verschiedenen Berichte alle für den Plan günstig ausgefallen waren — die Kosten wurden damals auf ungefähr 10 Millionen Sterling und die Bauperiode auf neun bis zehn Jahre veranschlagt — wurde die oben erwähnte Anfrage an die englische Regierung gestellt, ob sie einen Grund gegen die Ertheilung einer Concession zur Ausführung des Planes vorzubringen habe.

Vor etwa einem Monat beantwortete dann die englische Regierung eine abermalige Anfrage seitens der Behörden der französischen Republik, und augenblicklich wird die förmliche Concession mit ausschließlichen Rechten und Privilegien für die Erbauer des Tunnels erwartet. Abgesehen davon, daß Mr. John Hawkshaw — der nämliche, auf dessen Bericht hin der vorige Vicekönig von Aegypten die Anlage des Suezcanals gestattete — der erste ist, dessen Name die Vorschläge zu der beabsichtigten Tunnelanlage unterzeichnet, sind die Ansichten der Sachverständigen

über die Ausführbarkeit des Unternehmens ungewöhnlich entschieden und gewichtig. Die Ingenieure weisen auf Whitehaven und Northumberland hin, woselbst Gallerieen unter dem Meere angelegt worden sind, die in ihren vielfachen Windungen einige Male so lang sind, wie die Entfernung zwischen England und Frankreich. Auch die Theorieen über die Schwierigkeit in der Ventilation eines Tunnels von zwanzig englische Meilen sind leicht beseitigt, und man hält die Thürme oder Luftröhren, welche inmitten des Canals errichtet werden sollten, nicht einmal mehr für nöthig. Der Temperaturunterschied zwischen den beiden Enden eines Tunnels ist die größte Sicherheit für dessen gute Ventilirung und viele Autoritäten behaupten, daß die vorgeschlagenen Luftthürme, weit entfernt die Ventilation zu fördern, den Zweck, um dessentwillen sie angelegt wurden, vollständig vereiteln.

Man muß nicht voraussetzen, daß das internationale Comite, oder diejenigen seiner Mitglieder, welche bei der zu bildenden Actiengesellschaft, während der gezwungenen Wartezeit von zwanzig Monaten müßig gewesen seien. Nachdem die Ausführbarkeit des Projectes außer Frage steht, haben sie sich mit den Einzelnheiten zu möglichst rascher und billiger Vollendung des Werkes beschäftigt. Zwischen Dover und Calais liegt unmittelbar unter der Meeresoberfläche eine Kreidelage von 800 Fuß Tiefe. Kreide kann so leicht durchbohrt werden, wie guter Thon; als geologischer Beweis für seine Consistenz werden die Brunnen in Harwich, Dover und Calais angeführt, während eine neue Tunnelbohrmaschine, deren Arbeit das internationale Comite Monate lang an den Kreideschichten von Snodland in der Nähe von Rochester beobachtet hat, das Uebrige beweist. Diese Maschine bohrt innerhalb 24 Stunden ein Loch von 7 Fuß Durchmesser und 18 Yards Länge. Da dem so ist, kann die erste Durchbohrung in einem Jahre — anstatt in fünf, wie man anfänglich berechnet hatte — hergestellt werden, und die Erweiterung und Vollendung des ganzen Tunnels wird nur zwei bis drei Jahre länger in Anspruch nehmen. Ein Vorschlag, welcher sehr viel Anklang findet, geht dahin, zwei Bohrwege und zwei Tunnels anzulegen, damit die Züge stets den nämlichen Weg in dem nämlichen Tunnel zurücklegen. Man hält dies nicht für kostspieliger, da zwei Tunnels natürlich nur je halb so breit zu sein brauchten, als ein einziger. Auch die Kostenanschläge, welche, wie oben gesagt, anfangs etwa 10 Millionen Lstr. in Aussicht nahmen, haben sich durch die neue Bohrmaschine und durch das Gelingen des Mont-Cenis-Tunnels bedeutend verringert. Der letztere — so sagt man — hat 250,000 Lstr. für die (engl.) Meile gekostet, doch gab es hier fast überall harten Felsen und Sprengoperationen, während bei einem Material, welches sich beinahe wie Käse aushöhlen läßt, die Kosten natürlich bedeutend geringer sein werden.

Dies sind die Ansichten der betheiligten Sachverständigen. Man meint, daß die erwartete Concession von Seiten der französischen Regierung binnen Kurzem ertheilt werden wird.

Miscellen.

(Heilung der Trunksucht.) Dr. Lindair empfiehlt in einem längeren Schreiben an Dumas in Paris, welches sich über Trunksucht und Säuferwahnsinn verbreitet, in der Behandlung Trunksüchtiger folgendermaßen zu verfahren: der Trunksüchtige muß 1. darauf verzichten, zwischen den Mahlzeiten irgend welches weinige oder alcoholische Getränk zu sich zu nehmen; 2. er soll vor Tische als Getränk sich eines etwas starken Aufgusses von schwarzem Thee bedienen; 3. er soll, wenn er tagüber nicht mehr dem Gefühl des Durstes zu widerstehen vermag, einige Schlucke von sehr starkem kaltem und gezuckertem Thee trinken (warmer Thee bringt Transpiration hervor); 4. zur Abendmalzeit soll er Wein, mit leicht arsenicalischem Mineralwasser verdünnt, trinken; 5. er soll täglich frische oder getrocknete Weintrauben genießen (im Herbste also eine Traubencur gebrauchen). Schon nach wenigen Tagen werden alle üblen Symptome der Trunksucht gemildert, in einigen Wochen verschwunden sein. Es ist wahr, daß die moralische Kraft des Kranken seine definitive Stellung verbürgt, indeß die sich einstellende physische Verbesserung macht ihn zunächst wieder zum Herrn seiner selbst, er wird lernen sich zu beobachten und wahrscheinlich auch siegreich seine Leidenschaft zu bekämpfen. Den Blutkörperchen Trunksüchtiger fehlt der normale Gehalt an Kali und dieses soll durch den Genuß der Weintrauben wiedergegeben werden. — Uns liegen Erfahrungen vor, nach welchen bei einigermaßen gutem Wetter Trunksüchtige durch den häufigen Genuß von sehr starkem Kaffee, namentlich bei sich einstellendem brennenden Durste sich das Trinken abgewöhnten und wieder zu Menschen wurden. Offenbar wirkte in beiden Genußmitteln, Kaffee und Thee dasselbe Princip, nämlich Coffein. (Indst.-Bl.)

Ein berühmter Arzt wurde in angetrunkenem Zustande zu einer vornehmen Patientin gerufen. Er traf sie im Bette, setzte sich, zog seine Uhr und begann, ihre Pulsschläge zu zählen. In seiner Angetrunkenheit konnte er damit nicht zu Stande kommen und, seine Uhr einsteckend, murmelte er, sich selbst Vorwürfe machend, in den Bart: „Wahrhaftig, richtig betrunken!“ Dann verordnete er der Dame, im Bette zu bleiben, er werde am anderen Tage wieder vorsprechen. Aber schon am anderen Morgen erhielt er ein eigenhändig zu eröffnendes Schreiben von der Dame: „Lieber Doctor, Sie hatten Recht, ich kann's nicht leugnen. Aber, ich bitte Sie, sagen Sie keinem Menschen ein Sterbenswort, in welchem Zustande Sie mich getroffen, und nehmen Sie gefälligst einliegendes Honorar (eine 10-Pfund-Note) für Ihren Besuch.“

Einen trübe, zäh oder lang gewordenen Wein behandelt man am besten dadurch, daß man ihn absticht, um ihn mit der Luft in Berührung zu bringen, und zur besseren Vertheilung durch ein Säckchen von Beuteltuch laufen läßt. Alsdann setzt man jedem Stück = 1200 Liter wenigstens ¼ Pfund reines Tannin in Wein gelöst zu, und vermischt durch Umrühren. Durch das Tannin soll alles Trübe ausgeschieden und niedergeschlagen werden. Wenn nach 4 Wochen der Wein noch nicht ganz hell ist, so prüft man ihn, ob er noch Tannin enthält, und wo nicht, so muß noch etwas Tannin zugesetzt werden, und alsdann mit Hausenblase geschönt werden. Auch bei jeder Schönung von gesundem Wein dürfte es rathsam sein, vorher jedem Stück Wein etwa 2 Loth in Wein gelöstes Tannin zuzusetzen, weil dadurch die Schönung viel vollständiger geschieht, und der Wein schneller glanzhell wird. — Aber ja hüte man sich, das unreine Tannin, welches im Handel vorkommt und noch Harz und Aether enthält, dem Weine zuzusetzen, weil dadurch der Wein leicht Geruch und Geschmack bekommen könnte, sondern es muß das chemisch reine (?) sein.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 120. | Speyer, Samstag, den 7. October | 1871.

Pfälzische Sagen.

IV.

Die Wolfskirche bei Bosenbach.

(Westricher Sage.)

Es rauscht im Wald am Bergeshang,
In's Thälchen springt ein Reh',
Sein Auge irrt umher so bang,
Als ob's um Hilfe fleh'.

Es bebt und zittert wie vor'm Tod
Und athmet tief und schwer —
Was bracht' es in so große Noth,
Wo kommt das Thierchen her?

Da rauscht und schnauft es hinter ihm,
Als stürzte durch den Wald
Der Wind mit wildem Ungethüm;
Ein Wolf springt von der Hald'.

Sein Auge sprüht, er lechzt nach Blut —
Ein Sprung — flugs trennt der Bach
Das Reh von seines Mörders Wuth,
Der aber schnauft ihm nach.

Am Berge drüben macht es Halt,
Die Kraft will ihm vergeh'n,
Zu weit und hoch ist dort der Wald —
Um's Rehlein ist's gescheh'n!

Schon schnappt nach ihm das Ungethüm,
Noch einmal rafft sich's auf,
Ein Kirchlein schlummert hell vor ihm
Und winkt: herauf, herauf!

Und durch die Thür, die off'ne springt
Bis zum Altar das Thier,
Wo todtmüd es zu Boden sinkt;
Wer wehrt des Mörders Gier? —

Wo bleibt der denn? Er guckt hinein
Und flieht dann mit Geheul,
Als spräng' der Jäger hinterdrein,
Als zischt um ihn der Pfeil!

Ch. Böhmer.

Mein Freund Peildorf.

Von **Ernst Posmar.**

(Fortsetzung.)

Sie verrieth immer mehr den Gefallen an diesem vornehmen Verkehr, was mich in tiefster Seele schmerzte, um so mehr, als ich vom Bedienten der Baronin zu hören bekam, daß sie sich Alle über das „eingebildete" und leider auch sehr ungebildete Ding lustig machten. Sie täuschte sich natürlich um so eher, als sie des Singens wegen häufig genug in die Gesellschaft hineingezogen wurde, wo dann die Complimente über ihre Stimme wenigstens einen Anstrich von Wahrheit bekamen.

Ach, mir war es aber, wenn ich diese Dinge betrachtete, als fließe sie mir durch die Finger durch, als bliebe mir von ihr nichts mehr zurück, so war sie verändert, so wenig war von Dem, was sie mir früher so lieb gemacht, zurückgeblieben.

Ich wurde recht traurig und mager dabei, was sie aber gar nicht zu bemerken schien.

Eines Abends, da ich mit meinen Kameraden ein wenig Zerstreuung im Theater gesucht hatte, kam ich später als sonst nach Hause und traf meine Flora, als ich in den Flur trat, just, wie sie einen langen Officier umarmte und küßte. Ich dachte, der Schlag würde mich treffen, so schwoll mir das Herz. Sie schmollte und weinte, als ich ihr hernach die heftigsten Vorwürfe über diese Unanständigkeit machte, versicherte mir, es sei der Kuß nichts Schlimmes gewesen, stampfte mit dem Fuße auf den Boden und schwur bei ihrer Ehre, daß sie sich nicht länger von mir tyrannisiren lassen wolle. Sie habe mich und meine Predigten herzlich satt.

Da drehte sich aber sofort das Blättchen und die Reihe zu weinen kam nun an mich. Ich bat sie wegen meiner Ungezogenheit fast kniefällig um Verzeihung und beredete sie dann unter heißen Liebesthränen, mit mir nach Amerika zu meinem Bruder zu entfliehen, wo wir uns trauen lassen wollten. Das Abenteuerliche des Vorschlags gefiel ihr und bestimmte sie jedenfalls mehr als ihre Liebe zu mir, darauf einzugehen. Wir flohen, nachdem wir allmählich heimlich so viel wie möglich von unserm Besitz in Geld umgetauscht, wobei ich bemerkte, daß das Mädchen für ihre Verhältnisse erstaunlich viel erspart hatte und für ihr jugendliches Alter einen sehr ausgebildeten ökonomischen Sinn besitzen mußte.

Wir waren Abends spät in der nächsten größern Stadt angelangt, wo wir übernachteten. Schon am nächsten Tage indessen hatte uns mein Principal, ein rechtschaffener Mann, mit der Extrapost eingeholt. Mein Principal redete uns so eindringlich ins Herz und sprach so ernst und überzeugend von dem Unglück,

dem wir Beide in die Arme laufen wollten, von meinen Kindespflichten gegen meinen alten Vater und den Pflichten der Dankbarkeit, die das Mädchen gegen die Baronin zu erfüllen habe, daß Flora zu meinem großen Schmerze zugab, unvernünftig gehandelt zu haben und wieder zurück begehrte, während ich unter einem Thränenstrom darauf schwur, sie um jeden Preis, ob früher oder später, erringen zu wollen. Ungeachtet der energischen Vorstellungen meines Principals schwur ich ihr in seiner Gegenwart auf Leben und Tod und beim Andenken an meine selige Mutter, sie zu heirathen, sobald es in meiner Macht stehe und sollten wir Beide dabei schon alt und grau geworden sein.

Nachdem wir auf diese Weise zurückgebracht worden waren, machte ich mich bei der ersten günstigern Gelegenheit zum zweiten Male, diesmal allein, aus dem Staube und floh mit dem Gelde, das mir Flora gegeben, mit dem ersten besten Schiffe nach Amerika, wo ich meinen Bruder aufsuchen und Reichthümer erwerben wollte, um Flora dann zu heirathen. Mit mir auf dem Schiffe war zugleich ein junges Mädchen aus derselben Stadt, in der ich gewohnt, das sich unter dem Schutze einer alten Tante in Newyork als Clavierlehrerin eine Existenz gründen wollte. Das gute, liebe, sanfte Mädchen hatte Vertrauen zu mir gefaßt, sprach mir von ihrem väterlichen Hause, von ihrer Vergangenheit und ihren Hoffnungen für die Zukunft. Sie hoffte sich in Newyork so viel erwerben zu können, um ihrem alten verkommenen Vater die Mittel zur Gründung eines neuen Geschäfts zu verschaffen, um sein gesunkenes Ehrgefühl und seinen Muth wieder zu heben. Und nun denken Sie sich mein Erstaunen, als sich im Verlaufe des Gesprächs ergab, daß sie die Schwester meiner Flora war. Sie zeigte, als ich mich ihr eröffnet hatte, großes Interesse für uns Beide, und beschwor mich, auf Flora, der ich doch wohl schreiben würde, einen guten Einfluß auszuüben. Auf mein Befragen über ihre gegenseitige Entfremdung wich sie entschieden aus und sagte auf mein Zureden nichts weiter, als daß ihre Charaktere nie übereingestimmt hätten, da Flora ein lebenslustiges Geschöpf, sie selber aber von jeher etwas ernsten Charakters gewesen sei. Eine Eigenschaft, welche Flora unterdessen wohl abgelegt haben werde und die früher häufig zu unangenehmen Erörterungen Anlaß gegeben habe, sei ihr großer Hang zum Vergnügen und auch die Sucht, mehr zu scheinen, als sie war, wodurch sie schon der verstorbenen Mutter viel Kummer bereitet habe. Das junge Mädchen machte einen so wohlthuenden Eindruck auf mich und zog mich durch ihre sanfte Ruhe, den milden Ernst mit dem sie das Leben und die Menschen betrachtete, so unwiderstehlich an, daß ich mich ordentlich in der Welt geborgen fühlte, die sie mit mir theilte. Sie tröstete mich mit sanften, liebevollen Worten über meine Trennung von Flora, richtete mich auf, wenn ich muthlos werden wollte, und war, wenn ich mich so ausdrücken darf, so recht mein guter Engel.

In Newyork angekommen, erlitten wir Beide sehr unangenehme Enttäuschungen. Am Tage nach unserer Ankunft machten wir uns auf den Weg, um unsere Verwandten aufzusuchen. Der Erfolg war ein recht trauriger. Die alte Tante Mathildens, so hieß die Schwester Floras, war vor vierzehn Tagen mit Hinterlassung eines kleinen Vermögens, das zu einem Viertheil Mathilden zukommen sollte, gestorben, und mein Bruder war auf einer längern Geschäftsreise nach Südamerika begriffen, so daß wir Beide vor der Hand vollständig verwaist in der fremden Weltstadt standen.

Es war ein Glück, daß meiner schwesterlichen Freundin das Erbe ihrer Tante ohne große Schwierigkeiten ausgezahlt wurde, da sie sich hinreichend zu legitimiren vermochte. Auch ich machte mich, nachdem meine Mittel erschöpft waren, auf den Weg zu dem großen Geschäftshause meines Bruders, um mir vor der Hand eine kleine Summe ausbezahlen zu lassen. Aber sein Procurist zeigte sich mißtrauisch und verweigerte mir bis auf eingelaufene Ordre meines Bruders die Gewährung meines Gesuchs. Meine Lage wurde von Tag zu Tag kritischer. Mein Geld war verzehrt und das Haus, indem ich mit Mathilden abgestiegen war, verlangte die Zahlung der Rechnung. So sehr es mich schmerzte und mir widerstrebte, die Hilfe meiner Freundin anzunehmen, ich konnte der Nothwendigkeit nicht länger entgehen und sie zwang mir ihr kleines Vermögen unter dem Vorwande, es zu verwalten und unter Zinsen bei mir selbst anzulegen, mit so bittenden einschmeichelnden Worten auf, daß ich unter Thränen der Rührung bis auf Weiteres meinen Bedarf aus ihrer Kasse deckte.

Das Unglück wollte es, daß ich vor Aufregung und Sorgen um meine Zukunft und die Zukunft Floras ernstlich krank wurde, und zwar noch bevor die Anweisung meines Bruders eingetroffen war. Ich lag tage-, ja wochenlang im heftigsten Fieber und Mathilde wich nicht mehr von meinem Bette. Ich sah einmal in einem kurzen Augenblicke wiederkehrender Besinnung das arme Kind beim Fußende meines Bettes knieen und leidenschaftlich weinen. Ein anderes Mal fühlte ich, während ich zu schlafen schien, wie ihre Lippen sanft meine Stirn und meine Hände berührten, und es war mir, als segne mich kühlend und lindernd der Hauch eines lieben Engels vom Himmel. Wie groß war nach all der Aufopferung ihre Freude, als ich langsam wieder genas. Ich hörte nun, daß mein Bruder wieder eingetroffen sei, sich täglich nach mir erkundige, und auch für alle meine Bedürfnisse Sorge getragen habe. Sobald der Arzt erlaube, werde ich ihn sehen und in sein Haus übersiedeln, wo schon — der Bruder war unverheirathet — Wohnung für mich eingerichtet sei.

Auch einen versiegelten Brief aus Europa legte sie mir auf meine Bettdecke. Ich griff, da ich sofort die Handschrift Floras erkannte, mit fieberhafter Hast darnach und verschlang ihn förmlich mehrere Male hinter einander. Die gute Mathilde stand dabei, schaute mir forschend ins Gesicht und wandte sich von mir weg. Es schien mir, als sei sie bewegt, und als suche sie diese Bewegung vor mir zu verbergen, aber egoistisch wie die Freude oft macht, dachte ich an nichts

weiter wie an Flora und unsere Zukunft, die ich mir über alle Maßen schön ausmalte.

Flora schrieb mir, daß es ihr gut ginge, daß sie sich nach mir sehne, daß ich ihr bald etwas recht Schönes schicken solle, und daß es gut wäre, wenn ich ihr das geliehene Geld in nicht allzulanger Frist wieder erstatte. Ja, sie könne jetzt noch weit mehr gebrauchen, da die Baronin mit dem Gedanken umgehe, sie nach Paris zu schicken, wo sie zur Opernsängerin ausgebildet werden solle, was natürlich viel Geld koste, wenn sie standesgemäß auftreten wolle.

Die übrigen Seiten waren mit Sticheleien gegen ihre Schwester ausgefüllt, welche ich, wie sie schrieb, von ihrer richtigen Seite erst durch Erfahrungen kennen lernen werde, und mit Aufzählungen von Vergnügungen, die sie unterdessen genossen, und von Complimenten, die ihr gemacht worden waren. Der Brief freute mich und that mir weh zugleich. Es schien mir, als sei ich ihr so gar nicht mehr nöthig zu ihrem Glück. Und doch war dieser erste Traum meines Lebens so schön, daß ich bei mir gelobte, daran für alle Zukunft festzuhalten, weil alles Andere, schlüge dies fehl, für mich ja nur eine Täuschung werden müßte. Und dann war ja Flora noch so jung, so unerfahren, und es schien mir, wenn ich mir die Sache so recht überlegte, wieder so natürlich, daß sie sich in ihrer Lebensstellung so gut gefiel und so viel Geschmack fand an den kleinen Schmeicheleien, die sie zu hören bekam. Warum war ich auch ein so eifersüchtiger Mensch, daß ich es ihr mißgönnte?

Ich hatte nun meinen guten Bruder, der mich treuherzig in die Arme schloß, wiedergesehen. Er bot mir sofort eine Stelle im Geschäft mit einer Antheilnahme am Gewinn, so daß ich Flora in kürzester Frist nicht nur das Vorgestreckte, sondern noch weit darüber, sammt dem erforderlichen Reisegelde, zuschicken konnte, indem ich sie mit den sehnsüchtigsten Worten beschwor, Alles im Stiche zu lassen und zu mir zu kommen, der ich ihr, als meiner Frau, gewiß eine befriedigende Lebensstellung geben wolle.

Ich erwartete Flora mit einer Ungeduld, die ich Ihnen kaum beschreiben kann. Da sie nicht gleich schrieb, hoffte ich von ihr überrascht zu werden, und begrüßte die Ankunft jedes Schiffes mit neuer Hoffnung; aber, Du lieber Gott, es war umsonst. Nach längerer Zeit erhielt ich einen Brief, worin sie mir ausweichend antwortete. Sie sei zu höheren Dingen geboren, sie wolle berühmt und gefeiert werden, wie es ihr gezieme. Sie gebe mich indessen nicht frei, sondern hoffe vielmehr, daß sie gerade durch mich und meine Hilfe das Ziel erreiche, das ja auch für mich ehrenvoll sei, wenn wir uns später einmal heiratheten. Es war mir, als ob mein Herz mitten entzwei gerissen würde; aber der Mensch überlebt so viel, warum nicht auch das erste große Weh, das ihn bis zur Erschütterung traf! Ich ging wie ein Schatten herum, und wenn ich dennoch unausgesetzt arbeitete, so war es nur für meinen Jugendtraum, für Flora. Meine einzige Freude bestand darin, an sie zu denken, oder ihr irgend etwas zu schicken, was ihr irgend Freude machen mußte, und alles Andere, wärs auch das Schönste und Beste gewesen, blieb im Schatten und berührte mich nicht.

Ich hatte meinem Bruder die gute Mathilde ans Herz gelegt, mit der Bitte, sich bei seinen Bekannten dahin zu verwenden, ihr als Lehrerin im Clavierspiel und den Elementarfächern eine ruhige und sorgenlose Stellung zu verschaffen. Ich wollte sie am liebsten in irgend einer Familie untergebracht wissen, die ihr einen Anschluß, eine Heimath gewähren könnte. Ich hatte natürlich auch ihr das Geliehene längst zurückerstattet, aber es war mir nicht möglich gewesen, ihr bis zu dem glücklichen Wendepunkt, wo sich die Stellung fand, eine kleine Unterstützung meinerseits aufzunöthigen. Sie wies meine Bitten sanft, aber fest zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Blicke in die Pariser Revolution.*)

Die Verbrüderung am Morgen des 18. März.

I.

Wenn Du, geehrter Leser, je die einst einzig dastehende Weltstadt besucht und den verschiedenartigen, mannigfachen Charakter, die einzelnen Bestandtheile dieses großartigen Capharnaums, den schlagenden Gegensatz von Armuth und Reichthum, von übertriebenem Prunk und schlichter Einfachheit, von stetigem, nie aufhörendem Geräusch und ungetrübter Ruhe, welche das eine Quartier mit dem andern verglichen, bietet, wenn Du das einigermaßen studirt hast, so wird Dir wohl vor Allem die seltene Beschaffenheit, das originelle Wesen des ungefähr am nordöstlichen Winkel der Stadt sich erhebenden Hügels von Montmartre aufgefallen sein.

Wenn man diese steile Höhe mit aller Anstrengung der Lungen, als gälte es einen kleinen Rigi zu erklimmen, bestiegen hat, so denkt man sich unwillkürlich 40 oder 50 Meilen von der Hauptstadt oder besser von dem Boulevard des Italiens entfernt. Die stillen Abhänge des Hügels sind mit kleinen breitbedeckten Häuschen aus Holz und Backstein bebaut, jedes Häuschen hat seinen kleinen Garten und vor der Thür ein paar Bäume und eine Bank, auf welcher während des Tages die Mütter stricken und flicken und wo der Vater sich Abends von den Mühen der Arbeit ausruht.

Es ist leicht zu bemerken, daß der Verkehr zwischen Nachbarn, in Paris sonst vollständig unbekannt, hier ein höchst reger ist. Die Leutchen, meist stille Arbeiter oder kleine Rentiers mit bescheidenen Ansprüchen, leben der eine beim andern und die Kinder spielen in Gruppen auf den Straßen, unbesorgt um Wagen und Omnibusse, welche auf diesen Höhen zu den unbekannten Dingen gehören. Dieser Eindruck einer Provinzialstadt wird auf dem Plateau oben

*) „Salon".

noch prägnanter; kleine, ganz enge Straßen, so eng, daß die Dächer der Häuser sich beinahe berühren, durchkreuzen sich; die Häuser sind schwarz und schmutzig; das Gas erhellte die Gegend noch nie und müssen sich die nachtwandelnden Bewohner mit den Oellampen der guten alten Zeit zufriedenstellen. Einige große, wohlgepflegte Gärten, die modernen Besitzer beginnen sie schon Parks zu nennen, stören einzig die Symmetrie der Häuserreihen; als Belustigungsorte bieten sich dem Bewohner oder dem Besucher ein paar Dorfschenken mit Schaukelbank, jeu de bagues, und einigen von zärtlichen Pärchen mit Vorliebe aufgesuchten Gartenlauben. Das Menu ist echt ländlich: Schinken-Ommelette und das bei den Franzosen aller Stände so beliebte Kaninchen-Ragout (civet de lapin) und dazu als Verdauungsmittel der Petit Bleu oder für die Vornehmeren die rothpetschirte Bordeauxflasche. Eine dieser Schenken hat ein gewisses Renommée errungen, nicht etwa weil dort der Koch nie eine Begriffsverwirrung zwischen Kaninchen und Katze platzgreifen ließ oder weil der kleine Blaue nicht so sauer schmeckt wie seine Collegen über der Gasse; wohl aber, weil die Schenke unterhalb einer Windmühle angebracht (es gab vor Kurzem deren drei auf der betreffenden Anhöhe) und man von diesem culminanten Punkte aus das ganze Panorama der Stadt genoß und weil die Speisenden dem Mechanismus einer arbeitenden Mühle mit der ganzen naiven Neugierde, die der Pariser für alles Fremdartige zeigt, zusehen durften. Die Einwohnerschaft von Montmartre bildete, wie gesagt, ein kleines abgeschlossenes Völkchen, lebte für sich und schaute mit scheelen Augen auf die Besucher aus dem Innern von Paris, welche hier die excentrischen allbekannten Moden zur Schau trugen, ihren geschwätzigen Launen und spöttischen Bemerkungen über das veraltete Aussehen und die Lebensart der „Eingeborenen", wie sie sie nannten, freien Lauf ließen. Herr Haußmann selbst, dieser Bulikenzerstörer, hatte den ehrwürdigen Particularismus des Montmartre geschont; vielleicht war es blos die Zeit, die ihm mangelte, um auch hier die Execution vorzunehmen, einen Tunnel durch den Berg zu graben, die schmutzigen Häuser niederzureißen, die schmalen Stege durch eine breite Steintreppe zu ersetzen wie am Trocadero und oben einen Square oder irgend eine Anstalt aufrichten zu lassen. Welche auch die Gründe gewesen sein mögen, die den allmächtigen Seinepräfecten gelenkt haben: er ließ dem Montmartre seine Windmühlen, seine Oellampen, seine kleine Dorfkirche, seinen mit Kastanienbäumen umrahmten Hauptplatz, seine Schenken und Schaukelbuden und sogar die halsbrecherischen Stege. Jedoch um die Rechte der Neo-Architektur zu wahren, gleichsam als eine Geßler-Stange, ließ er auf der Spitze oben einen viereckigen, im abscheulichsten japanesischen Styl erbauten Thurm aus rothen Ziegelsteinen mit allerlei Verzierungen aufbauen. „La Tour Solferino" hieß das Geschenk, welches die „Eingeborenen" nicht übermäßig erfreute. Dieser Thurm blieb unbestiegen und unbenutzt, bis die Belagerung herannahte; da diente der Thurm einem Admiral als Beobachtungsort; aber auch als solcher leistete er nicht viele Dienste.

Bis in die neuesten Zeiten blieb also Montmartre eine Enclave inmitten von Paris, und der Ruhebedürftige mochte mit Recht der Person eines der lustigsten Vaudevilles des Palais-Royal nachsagen: „Ich will Buße thun, mein Haupt mit Asche bedecken und mich nach Montmartre zurückziehen." Schmähliche Ironie! Diese ruhige Stätte wählten die internationalen Wühler, um daraus die Wiege des fürchterlichsten Aufstandes, der einen großen Staat je erschüttert hat, zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Vor kurzer Zeit wurde im Newyorker Postamt ein Unterschleif von 147,000 Dollar entdeckt, welchen der Assistenz-Postmeister Norton begangen hat. Die Regierung verliert jedoch nichts durch diesen Unterschleif, da der Grundbesitz des genannten Beamten den entwendeten Betrag vollständig deckt. Ein noch bedeutenderer Unterschleif wird aus Washington gemeldet, wo der zweite Zahlmeister der Vereinigten-Staaten-Armee, Major John L. Hodge, sich schuldig bekannt hat, nicht weniger als 400- bis 500,000 Doll. unterschlagen zu haben. Der Verbrecher wurde nach Fort Mc. Henry gebracht und wird vor dem Militär-Gerichte seinen Proceß zu bestehen haben.

Der americanische Finanz-Minister Boutwell, der sich oft schon verrechnet, hat einen wahren Schilda-Streich ausgeführt, indem er für das Newyorker Zollamt einen Riesen-Geldschrank anfertigen ließ, ohne früher Messungen in genanntem Gebäude vornehmen zu lassen. Der Geldschrank ist nun angelangt und kann nur dann ins Gebäude gebracht werden, wenn eine Hauptmauer eingerissen wird.

Homonyme.

Ein jeder Stern am weiten Himmelsbogen
Bewahrt sein eigen mich unwandelbar,
Und ob Dein Taschenührchen aufgezogen,
Durch mich nimmt stets Dein lauschend Ohr es wahr.

Wer mich nicht fest hat, zeigt ein schwankend Wesen
Und ist entweder kränklich oder alt,
Doch führ' ich Dich — wie's im Roman zu lesen —
Dann bin ich leblos, finster, schmal und kalt.

Dort, wo sie grünt: die Rebe süßen Weines,
Eh' auf der Flur der junge Tag erwacht',
Hast Du im Wäldchen an dem Strand des Maines
Als Studio mich manch Dutzendmal gemacht.

Auflösung der Charade in Nr. 118:

Geistreich.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 121. | Speyer, Dienstag, den 10. October | 1871.

Mein Freund Peildorf.

Von Ernst Volmar.

(Fortsetzung.)

Endlich kam der Tag, wo sie in ihre neue Stellung bei einer angesehenen Familie eintreten sollte. Natürlich durfte ich sie nun nicht mehr jeden Tag sehen. Es war ein recht schmerzlicher Abschied und erst in diesem Augenblick fühlten wir, was wir uns in den schweren Zeiten geworden waren. Wir flogen uns gegenseitig mit bitteren Thränen ein Mal über das andere in die Arme, und versprachen uns, treu und fest zu einander zu halten, und wie echte Geschwister, Eins um des Andern Wohl und Wehe uns anzunehmen, was auch kommen möge.

Leider war die Familie, in welche Mathilde eingetreten war, im höchsten Grade streng gesinnt, und es gelang Mathilden seltener, sich frei zu machen, um sich in Begleitung und unter dem Schutze ihres Bruders ein kleines Vergnügen gewähren zu lassen, sei es, daß ich sie ins Theater oder sonst wohin zu einer unschuldigen Zerstreuung führte. Wenn aber doch endlich der ersehnte Tag herankam, wie froh waren wir da, wie Viel plauderten wir von der Heimath, von unserm Leben dort, vom Marktplatz, von der Kirche und ihren steinernen Aposteln, von Flora, von ihrem Vater, der nun durch das kleine Erbe der Muhme und die reichlichen Unterstützungen Mathildens wieder emporgekommen, und kurzum, von Allem, was uns lieb und theuer war! Ja, hauptsächlich plauderten wir von Flora, die leider immer seltener, kürzer und oberflächlicher schrieb, so sehr ich sie auch ermahnte, sich mir doch ja so aufrichtig wie möglich in langen Briefen zu offenbaren. Wenn ich oft ganz muthlos verzweifeln wollte, dann hob mich die gute Mathilde wieder tröstend empor, und so hatte ich recht reiche Gelegenheit, das goldene Herz und den vorzüglichen Charakter des lieben Mädchens zu erproben. Oft schien es mir, wie durch einen dämmerigen Traum hindurch, als wäre an Mathildens Seite ein Glück viel höherer Art, wie neben Flora zu finden. Aber ich verbannte stets so rasch wie möglich diesen Gedanken, und kräftigte mein Herz im Festhalten an dem, wozu es sich zuerst erklärt, damit es sich vor Allem selber treu bleibe. Ich fühlte, daß ich zur Noth Floras Untreue mit Kraft und Liebe würde ertragen können, daß ich aber untergehen müßte, wenn ich den Halt an mir selbst verlöre. Und so verscheuchte ich die Schwäche und den Groll gegen Flora.

Auch mein Bruder empfand eine hohe Verehrung für Mathilden, ja er bot ihr sogar seine Hand an, die sie jedoch ausschlug. Auf meine Frage nach dem Grunde sah sie mich traurig an, reichte mir die Hand und sagte mit einem seelenvollen Tone, der mir noch heute ins Herz schneidet: „Lieber Johann, Du hast mir ja bis heute vertraut, vertraue auch jetzt meiner aufrichtigen Liebe und Dankbarkeit zu Dir und zu Deinem Bruder, wenn ich auch sagen muß: Ich kann nicht; ich darf nicht! Sieh, der Mensch ist oftmals am unbegreiflichsten dann, wenn er so recht aus seinem verborgensten Herzenswinkel herauslebt, der eben keinem andern Auge zugänglich und eben darum ein kleines Heiligthum ist, das uns an seine Gesetze bindet.“

Meine Augen waren dabei übergegangen wie die ihrigen und eine große Wehmuth überfiel mich. Ich weiß auch nicht, welcher Geist mir die Worte eingab, ja es war mir, als sie draußen waren, als habe sie ein ganz Anderer als ich hinter meinem Rücken gesprochen, so erschreckt war ich. Ich sagte nämlich, indem ich ihr die Hand dazu drückte: „Sag' einmal, Mathilde, würdest Du auch mich ausschlagen, wenn ich Dich bitten dürfte, meine Frau zu sein?“

Sie wurde da ganz blaß und wieder roth, nahm mir ihre Hand weg und sagte ganz kurz und rauh, indem sie sich umdrehte und sich etwas zu schaffen machte: „Ja!“

Und nach diesem „Ja“ war es mir wieder plötzlich, als sei mir eine Centnerlast vom Herzen gefallen.

Dabei wurde sie leider von Monat zu Monat blasser, ja sie flößte mir die größte Unruhe ein. Anfangs schwieg sie beharrlich auf meine Fragen oder suchte mit irgend einem harmlosen Scherze abzulenken. Ich fürchtete, daß sie vielleicht in ihrer Stellung sich unglücklich fühle, daß sie unfreundlich behandelt werde; sie versicherte mir aber das Gegentheil, sie fühle sich vollkommen wohl und habe auch das innere Bewußtsein ihren Platz auszufüllen, ja sie verlange nichts weiter, als mich, ihren Bruder, immer recht heiter und fröhlich zu sehen und in seiner Nähe verbleiben zu dürfen. Ich kann Ihnen, meine lieben Herren, gar nicht beschreiben, wie mich der Anblick des Mädchens jedesmal von Neuem rührte, wie es mich zu ihr hinzog

und wie ich mich wieder, durch ihre natürliche Würde mehr noch, wie durch meine unerloschene Leidenschaft zu Flora, zur Beherrschung meiner übrigens so andächtigen Gefühle für sie gezwungen sah.

Einmal zeigte ich ihr einen Brief von Flora, der eben angekommen war, und in welchem sie mir erzählte, daß sie nun nach Paris reise, worauf sie sich sehr freue; daß ihre Stimme immer besser werde, daß ihr schon eine Menge von Anträgen gemacht worden seien, die sie aber meinetwegen ausgeschlagen habe; daß sie nach Ruhm dürste und nichts versäumen wolle, um bald die Bühne zu beherrschen und die Welt in Erstaunen zu setzen. Mit der Heirath müßten wir nun noch Geduld haben, da eine verheirathete Künstlerin sich viel schwerer Bahn breche: aber sie liebe mich ja, und was wir denn noch weiter wollten? Das Leben sei ja lang, und das Warten diene nur dazu, unsern Reichthum zu vergrößern. Im Postscriptum fügte sie die Bitte um eine ganz beträchtliche Summe bei, welche sie zu ihrer Ausstattung verwenden wolle.

Mathilde las den Brief, in welchem sie mit keinem Worte noch Gruße erwähnt war, mehrere Male und schien mir dabei sehr nachdenklich, verrieth aber erst nach wenigen Tagen ein Wort von Dem, was sie sich beim Lesen gedacht hatte. Es versteht sich von selbst, daß ich Flora am gleichen Tage noch die Summe zuschickte, obgleich mich dies einige Opfer kostete, indem ich meinem Bruder, der so wie so mit meiner Verlobung nicht einverstanden war und mir täglich darüber Vorstellungen machte, damit zur Last fallen mußte.

Das nächste Mal nun, wie ich mit Mathilden zusammentraf, sprach sie mir von ihren Plänen. Sie versicherte mir, daß sie seit Langem an einem tiefen Heimweh leide, und daß sie gern nach Europa zurückreisen möchte. Sie wolle sich und ihre pedantische Natur überwinden, sich mit Flora aussöhnen, um sie mir vor schlimmen Fährlichkeiten zu behüten, die in der ungeregelten Künstlerlaufbahn und dem Leben mitten im Strome an sie herantreten könnten, mit einem Worte, sie wolle als Gesellschafterin zu ihrer Schwester ziehen und mir meine Braut zu schirmen und zu schützen suchen. Ich drückte beistimmend dem guten, lieben Geschöpfe in tiefer Rührung die Hand. Sie sah mich dabei an, so freudig und stolz, und dabei so schmerzvoll, daß mir ein über das andere Mal, wie ich sie so ansah, die Augen übergingen. Nach wenigen Wochen reiste sie ab und ließ in meinem Herzen eine Leere zurück, die ich Ihnen nicht beschreiben kann. Es war mir plötzlich, als ob ich Flora nicht mehr lieben könnte, eigentlich nie recht geliebt hätte, und als ob Mathilde der bessere Theil meines eigenen Wesens sei. Aber ich beherrschte das Gefühl mannhaft, und dachte an meine Pflicht, an mein gegebenes Wort, von dem mich nichts in der Welt mehr entbinden konnte. Ach, ich litt gewiß recht viel dabei, glauben Sie es mir!"

Siebentes Capitel.

Herr May führt in seiner Geschichte fort.

Herr May trank nachdenklich ein Glas Wasser und wischte sich die Augen; dann sah er uns wehmüthig und fragend an: ob er wohl fortfahren solle?

„Nun, Herr May, fahren Sie fort", sagte Peildorf, „wir hören!"

„Wenn Ihnen die Geschichte nur nicht uninteressant ist!"

„Keineswegs", sagte ich, „das ist ja ein ganzer Roman, aus dem Comptoir eines Geschäftshauses. Auch sind Sie in Ihren Mittheilungen so wahrhaft aufrichtig, daß wir uns Ihnen ernstlich verpflichtet fühlen müssen, da ja Alles Wahre schon wegen seiner Seltenheit interessant ist."

Herr May fuhr fort:

„Ich muß hier noch nachholen, daß mein Vater von meiner Flucht und meinem Verlöbniß mit Flora sofort durch meinen frühern Principal in Kenntniß gesetzt und davon aufs Tiefste betroffen worden war. Der alte Mann empfand es schmerzlich, nun von seinen beiden Söhnen getrennt, einsam dastehen zu müssen, und beschwor mich in den liebevollsten Worten, zurückzukehren, das unselige Verhältniß abzubrechen und an seinem treuen Vaterherzen Vergebung zu finden. Sie begreifen gewiß, warum es mir nicht möglich war, seinem Wunsche nachzukommen. Ich wußte nur zu sehr, wie viel Gewicht meine Flora darauf lege, daß ich reich werden sollte, und dies Ziel konnte ich nur in Amerika erreichen. So lebte denn der arme Mann noch einige Jahre unter Kummer und Verlangen nach seinen Kindern einsam weiter, bis er in Folge von Altersentkräftung in den Armen Mathildens starb, welche die letzten Wochen seines Lebens an seinem Krankenbette in unermüdlicher Pflege thätig war.

(Fortsetzung folgt.)

Blicke in die Pariser Revolution.

Die Verbrüderung am Morgen des 18. März.

(Fortsetzung.)

Die Odyssee der Kanonen in der Nacht vor dem vermeintlichen Einzug der Deutschen, 26. auf 27. Februar, ist sattsam bekannt. Unter dem Vorwande, die Geschütze außerhalb des Bereiches der einziehenden Armee zu bringen, zogen Tausende von Männern, Weibern und Kindern nach den verschiedenen Forts, wo die Stücke aneinander gekoppelt lagen, spannten sich vor die Kanonen und Mitrailleusen und zogen mit dieser Bürde hauptsächlich auf den Montmartre. Niemand widersetzte sich ihrem Vorhaben, weder die Masse der Einwohner, welche nur den Schutz vor ferneren preußischen Gelüsten darin sah, noch die Regierung, welcher es nicht ganz unlieb gewesen sein mag, den Prussiens einen Schabernack zu spielen und einen Theil des auszuliefernden Kriegsmaterials zu „retten". Um aber damals anzunehmen oder die leiseste Ahnung zu hegen, daß diese Rüstungen ihr viel mehr, als dem äußeren Feinde gälten: davon hatte die Regierung bei ihrer Kurzsichtigkeit keine Ahnung, noch weniger die Menge, welche den Bespannten den Beifall und Jubel zollte.

Anfang März, nach Abzug der deutschen Armee aus den von ihnen inne gehabten Quartieren, verweigerte die Behörde der Vorstädte die Wiederherausgabe der Stücke; denn damals gab es in Paris zwei Behörden: die rechtmäßige, d. h. die des militärischen Gouverneurs und des Polizeipräfecten, welche sich über alle Viertel der Stadt bis zu den volkreichen Vorstädten von La Villette, Belleville, Menilmontant ꝛc. ausdehnte; an den Marksteinen dieser Quartiere aber erstarb sie, um hier dem Centralcomite der Nationalgarde freies Spiel zu lassen. Wer waren die Leute, aus welchen das Comite sich zusammensetzte, woher kamen sie? Niemand wußte darüber Auskunft zu geben. Wie Minerva, leider ohne die Weisheit dieser Göttin, waren sie plötzlich bewaffnet und wenn auch nicht mit dem Helm, so doch mit dem galonnirten Käppi auf dem Kopf aus dem Gehirn der aufwallenden Hauptstadt entsprungen. Ihr Sitzungslocal war eine finstere, dunkle, höhlenartige Bude in der Rue de Flandre. Am Eingang vor einem mächtigen, felsenfesten Gitter, würdig ein Bagno zu schließen, stand ein Wachtposten; so verwilderte, thierische Gesichter, wie die, welche hier mit dem Schießprügel auf- und abgingen, sind mir noch nie vorgekommen. Jeder Eintretende mußte von diesen Proletariern eine Musterung von Kopf bis Fuß sich gefallen lassen, damit man ihm ansehe, ob er keinen Mouchard oder gar einen Prussien vorstelle. Nach dieser Revue ging es unter Begleitung eines bewaffneten Citoyen durch eine enge, pfützige Passage bis zum Eingang einer finstern Räumlichkeit, wo früher Volksversammlungen abgehalten wurden und namentlich Rochefort große Triumphe feierte. An diesem Eingang blicken uns zwei gezogene Siebenpfünder entgegen; sie sind zum Gruße ungebetener Gäste und zum Schutze der darin Weilenden aufgefahren. Nach Umgehung dieser Hindernisse, welche allerdings den schmalen Eingang nicht erweiterten, ging's fünf Stufen tief; und ein eigenthümlicher, eben nicht mit Veilchen- und Jasmindüften geschwängerter Hauch wehte dem Eintretenden entgegen.

Man mußte bedächtig vorgehen, denn auf dem Boden lagen die abenteuerlichsten Gestalten ausgestreckt und mit dem geladenen Gewehr zwischen den Beinen ruhten sie aus. Zwei Lämpchen erhellten spärlich die Räumlichkeit, die im Uebrigen ziemlich groß war. Im Hintergrunde endlich, auf einer Bühne, die ungefähr dem Schaubrette eines Seiltänzertheaters ähnlich sah, saßen die berühmten Mitglieder um einen Tisch oder besser gesagt, um ein auf Stelzen ruhendes langes Bret. Die hintere Wand war mit Waffen aller Art und jeden Kalibers überfüllt, es fehlten nur die Todtenköpfe; die ganze Scenerie hatte etwas Romantisches an sich, wenn man aus der Dunkelheit des Saalbaues hervortretend plötzlich des erleuchteten Winkels und derer ansichtig wurde, die da oben beriethen und thronten.

Im Halbkreise saßen die Maires geheimnißvoll; die Meisten in abgenutzter Nationalgarde-Uniform, einige in Blouse oder im Kittel, und discutirten eifrig mit einander. An einem Nebentische saß der Schriftkundigste unter ihnen und verfertigte allerhand Bons auf phantastische Lieferungen in einer ebenso phantastischen Ortographie.

Die Zugänge, welche zu der Estrade führten, waren abgesperrt, Garde du Corps einer sonderbaren Sorte hielten hier Wache; vier, fünf Kerls, in rothen Hosen, blauem Mantel und Gott weiß wo gestohlenen Stiefeln, übrigens total betrunken, entfernten jeden Profanen vom Allerheiligsten; wer einen der Dictatoren der Vorstadt zu sprechen wünschte, mußte Queue machen wie vor Kurzem bei den Bäckern und Fleischern; erst nach vielfachem Ceremoniell wurde ihm Audienz ertheilt.

Als ich mit einem der Citoyens zu sprechen endlich Gelegenheit fand, war das Comite gerade mit der Aburtheilung eines freilich costümlosen Nationalgardeoffiziers beschäftigt. Einer der Assessoren, dem die Pfeife ausgegangen war, rieb ein Streichhölzchen an dem Fasse, auf welchem er saß; „zum Donnerwetter!“ schrie ihm der Präsident zu, „v . . . . . Kerl! willst Du, daß wir Alle in die Luft springen,“ — das Faß war ein Faß Pulver; und als später eine kleine Nebenkammer geöffnet wurde, sah ich darin massenhafte Vorräthe von Vollkugeln, Granaten, Shrapnels ꝛc. aufgespeichert, hundertmal Material genug, um das ganze Viertel in die Luft zu sprengen. Von hier, diesem Vulcane in einem Schlupfwinkel, wurde ein gutes Drittel von Paris, wie auch die Häuser in den Vorstädten durchsucht, alle Waffen und Munition requirirt und in Sicherheit gebracht und streng darauf geachtet, daß die Kanonen auf dem Montmartre ja nicht der Regierung, welche schon verschiedene Versuche gemacht hatte, wieder in deren Besitz zu gelangen, ausgeliefert würden. Jedermann war höchst begierig, zu erfahren, wer eigentlich die mysteriösen Leiter wären, die alle Fäden in der Hand hielten, und sich so gut Gehorsam zu verschaffen wußten. Aber die Masken blieben bis zum Tage, wo das Centralcomite seine Höhle in der Rue de Flandre verließ und in die vergoldeten Räume des Hotel de Ville seinen Einzug hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Weltverkehr zur See und die Physik der Erde.

Ein Vortrag von Dr. Georg Neumayer.

Ueber diesen Gegenstand hat unser pfälzischer Landsmann Professor Dr. Georg Neumayer am 23. September letzthin in der dritten allgemeinen Sitzung der 44. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Rostock einen Vortrag gehalten. Schon in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Section am 21. September hatte Dr. Neumayer über die physikalischen Verhältnisse der Länder am Südpol gesprochen und seinen Vortrag durch eine Karte erläutert. Diese Karte machte zum ersten Male den Versuch, in die Strömungen des Wassers in jenen Gegenden einiges System zu bringen. Zu diesem Zwecke war es durchaus erforderlich, zwischen Oberflächen und Unterströmung in der Darstellung zu unterscheiden, so daß man auf den ersten Blick ersehen kann, mit welcher dieser Gattungen man es zu thun habe. Die Unter

strömungen wurden, da sie durch directe Beobachtungen nur in höchst seltenen Fällen ermittelt werden können, durch die Lagerung und Richtung des Treibeises bestimmt, wie sich diese aus den Katalogen über diesen Gegenstand für die verschiedenen Breiten ergeben. Auch die übrigen Treibproducte, Seetange und Algen, wurden in der Karte nach ihren Hauptfundplätzen verzeichnet und dienen gleichsam zur Bekräftigung der auf anderem Wege erhaltenen Resultate. Ein Gleiches läßt sich von den Isothermen sagen, die ebenfalls in der Karte eingetragen sind. Ferner befindet sich in der Karte der Packeisgürtel verzeichnet, sowie sich die Lage desselben aus den Journalen der verschiedenen Entdeckungsreisenden ermitteln läßt.

In seinem Vortrage über den „Weltverkehr zur See und die Geophysik in ihrer Wechselwirkung" am 23. September begann Dr. Neumayer damit, daß die deutsche Wissenschaft bisher den maritimen Bestrebungen zu wenig Aufmerksamkeit erwiesen habe und dieß sei der Grund für das Zurückbleiben unserer Nation auf diesem Gebiete; denn wir seien hierin, den Errungenschaften anderer Nationen gegenüber, entschieden zurückgeblieben. Dr. Neumayer fährt dann fort:

„Die wissenschaftlichen Fragen, welche in enger Beziehung zu dem Weltverkehr zur See stehen, sind außerordentlich zahlreich. Man könnte fast behaupten, daß die Wechselwirkung zwischen dem Verkehr zur See und der Geophysik, von einem größeren, allgemeinen Standpunkte aus besprochen, einen höchst bedeutenden Platz einnimmt, in Beziehung auf die Förderung der wichtigsten Fragen auf diesem Gebiete. Allein ich habe mir das Gebiet enger begrenzt und mir zunächst die Aufgabe gestellt, zu zeigen, wie vor Allem unser Augenmerk darauf gerichtet sein müsse, im Betriebe des Weltverkehrs zur See, daß die von der Natur gebotene Kraft, der Wind, ausgenützt werde, daß die Einflüsse der Luftströmungen, des Luftdruckes und der Temperatur gründlich erkannt und in Rechnung gebracht werden müssen, wenn man vom Standpunkte der Handelsinteressen und der Nationalwohlfahrt sich eine Anwartschaft auf den vollständigen Erfolg erwerben will. Ferner werde ich zeigen, daß diese Ausnutzung der Luftströmungen von der größten Tragweite für die Entwickelung der Geophysik, der Kenntniß der physikalischen Verhältnisse unseres Erdkörpers ist. Diese wenigen einleitenden Worte mögen genügen und ich schreite nun zur Besprechung des Gegenstandes selber.

Seit den Tagen, als auf Befehl Ludwigs XVI. von Frankreich jene Expedition nach den Aequatorialgegenden ging, mit welcher die Namen eines De Borda und eines Le Verdun für alle Zeiten innig verbunden sind, war bis vor etwa 30 Jahren nichts Wesentliches geschehen, um den Verkehr zur See zu erleichtern oder was dazu hätte dienen können, ihm einen kräftigeren Aufschwung zu geben. Jene Expedition hatte nämlich vor Allem die Tauglichkeit der Chronometer (Uhren) zur Bestimmung der Länge auf der See zu prüfen, sowie dieser Commission gelehrter Männer die Aufgabe gestellt wurde, die Methoden der Längenbestimmung mittelst Mondbistanzen eingehend zu prüfen, mit einem Worte überhaupt die damals üblichen Methoden der Bestimmung der Position zur See einer gründlichen Discussion zu unterwerfen. Damals und noch lange nachher begnügte man sich damit, in sicherer und vollkommener Weise die Positionen des Schiffes zu bestimmen und den Cours für die nächsten Bestimmungsorte auszulegen. Allein das, worauf es, wie ich Ihnen zeigen werde, wesentlich ankommt, die Berücksichtigung der physikalischen Verhältnisse, die Kenntniß der Strömung des Oceans und der Luft, — finden wir nur höchst mangelhaft gepflegt. Um die Sachlage zu veranschaulichen, möge es mir gestattet sein, folgendes Gleichniß aus dem Alltagsleben anzuführen. Es ist ein Leichtes, den nächsten Weg von einem Orte zum andern zu bestimmen, die allgemeine Richtung anzugeben: allein, sobald wir uns nicht darum kümmern, ob nicht irgend welche Hindernisse im Wege sind, die etwa die Reise verzögern, den Weg verlängern müssen, so haben wir entschieden gegen die ersten Grundsätze gehandelt, die bei dem Anlegen der Straßen für den Verkehr zu Lande überall ganz und gebe sind. Wenn der Wind in gewissen Gegenden z. B. von Südosten kommt, und der Cours zwischen zwei Punkten ebenfalls südöstlich ist, so war dies damals, wie heute allerdings höchst unbequem, allein man suchte kaum noch Mittel zur Abhülfe und beging gegen Sicherheit und Schnelligkeit der Reise die größten Verstöße. Lassen Sie uns auch hier wieder die Sache an einem Beispiele vollständig klar machen und wählen wir hierzu eine der größten Reisen, welche wir überhaupt auf unserer Erde haben, das ist die Reise von Europa nach Australien! Diese Reise wurde am Ende des vorigen Jahrhunderts in einer Weise gemacht, deren Kennzeichnung ich nicht in das Bereich unserer heutigen Besprechung ziehen möchte, dennoch will ich dies hier in aller Kürze thun. Man segelte nämlich so ziemlich jeden der Haupthäfen auf dem Course an; lief zuerst in Rio de Janeiro ein und dann legte man zur Einnahme von Wasser auf dem Cap der guten Hoffnung an, bis man endlich nach Australien kam. Eine solche Reise nahm denn auch am Ende des vorigen Jahrhunderts 190—200 Tage in Anspruch. Allein diese Gattung einer Reise mag als längst überwundener Standpunkt hier nur vorübergehend berührt werden, und ich erlaube mir zu einem schon vorgeschritteneren Stadium der Entwickelung unserer Kenntnisse in dieser Beziehung in meiner Erörterung überzugehen. Sie wissen, daß jenseits des Aequators im Atlantischen Ocean das Gebiet der Südostpassate ist. Wenn man nun in früheren Jahren von Europa nach Australien segelte, so bekümmerte man sich wenig darum, in welcher Länge man die Linie kreuzte und suchte sodann von fernen Punkten aus auf dem loxodromischen Course um das Cap der guten Hoffnung herum nach Australien zu kommen. Bedenken Sie nun, daß wir, nach dem was ich so eben anführte, dort die beständigen Südostwinde haben, so werden Sie auch begreifen, daß wir auf dem bezeichneten Course beständig gegen ungünstige Winde aufzukreuzen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die directen Steuern in Bayern betrugen im Jahre 1868 10,275,576 fl. oder 2 fl. 7,8 kr. auf den Kopf, die indirecten Steuern 5 fl. 31,1 kr. auf den Kopf, also im Ganzen 7 fl. 38,9 kr. auf den Kopf der Bevölkerung. Anderwärts betrugen die Gesammtsteuern auf den Kopf: Britisches Reich 24 fl. 21 kr., Frankreich 18 fl. 14 kr., Niederlande 16 fl. 54 kr., Österreich 10 fl. 47 kr., Belgien 10 fl. 24 kr., Italien 9 fl. 46 kr., Dänemark (netto) 9 fl. 16 kr., Preußen 8 fl. 38 kr., Rußland 5 fl. 31 kr., Württemberg 5 fl. 26 kr., Baden 5 fl. 19 kr. und Sachsen 4 fl.

Ein Moabiter Hauswirth erhielt die vertrauliche Mittheilung, daß sein Miether im ersten Stock gesonnen sei, heimlich aus seiner Wohnung zu entweichen, ohne natürlich die noch schuldige Miethe zu zahlen. Der Hauswirth, welcher in Berlin wohnt, hat nichts Eiligeres zu thun, als sich mit seinem Parterre-Miether in seinem Hause in Moabit in Verbindung zu setzen und ihn zu bewegen, ihm ein Zimmer zu ebener Erde abzulassen, was er sofort bezieht und nun Tag und Nacht auf der Lauer liegt, um das heimliche Entweichen seines Bel-Etagen-Miethers zu verhindern, der, wie er zuverlässig erfahren, schon Alles zur schleunigen Flucht gepackt hat. Am Freitag erhält er von Spandau ein Telegramm von seinem dort dienenden Sohne, worin derselbe ihm mittheilt, daß er bei einer Schießübung schwer verwundet worden sei. Sogleich reist der besorgte Vater nach Spandau, findet aber seinen Sohn wohl und munter vor. Nun erst fallen ihm die Schuppen von den Augen. Er fährt sofort nach Moabit zurück, trifft aber leider zu spät ein, denn in seiner Abwesenheit waren dreißig, sage dreißig Personen erschienen, die im Nu die Möbel auf einen Möbelwagen geladen hatten und damit fortgefahren waren.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 122. Speyer, Donnerstag, den 12. October 1871.

Mein Freund Peildorf.

Von Ernst Volmar.

(Fortsetzung.)

Ich habe aber jetzt der Zeit vorgegriffen, und muß bis zu dem Momente zurückgehen, wo Mathilde bei ihrer Schwester in Paris eintraf, und sehr kühl aufgenommen wurde. Flora hatte sich auch vorher mit der Baronin aus Gründen entzweit, welche sie ihrer Schwester nicht mittheilte, die Mathilde jedoch bald errathen zu müssen glaubte. Ein nach Paris versetzter Gesandtschaftsattaché, der Flora täglich besuchte, brachte, wie mir die gute Mathilde in ihrer zarten und doch halb verzweifelten Redeweise mittheilte, eine so leichtfertige Umgebung in die Nähe der jungen Mädchen, daß es zwischen den Schwestern bald zu einem offenen Bruch kommen mußte. Als eines Tages Mathilde Flora unter Thränen beschwor, das aufreibende Leben aufzugeben, das ihrer Kunst wenig nützen könne, dafür aber ihre Gesundheit und ihren guten Ruf, den sie für mich erhalten müsse, untergrabe, wurde sie von ihrer Schwester, die von ihrer Umgebung schon lange gegen die Bußpredigerin aufgereizt worden war, mit dem Schimpfnamen einer Spionin aus dem Hause gestoßen.

Ich schrieb Briefe über Briefe an Flora, bekam jedoch keine Antwort mehr, und ich habe die Vermuthung, daß dieselben von Denen, die ein Interesse an unserm Bruche hatten, unterschlagen wurden und ihr nach der Trennung von Mathilde gar nicht zu Gesicht gekommen sind. Das sanfte Mädchen beschwor mich nun, von meinem Vorhaben abzustehen. Die Ehe mit Flora müßte auf beiden Seiten eine unglückliche werden. Sie habe kein Recht, ihre Schwester und deren Leben zu verurtheilen, aber sie glaube ein Recht zu haben, mich vor dem Falle in einen Abgrund zu bewahren. Ich antwortete ihr zurück: Ich sei freilich unter solchen Verhältnissen genöthigt, meine Wünsche zu vertagen; es sei mir nicht möglich, Flora zu einer Zeit zu meinem Weibe zu machen, wo sie mitten im Strudel fröhlichen Jugendgenusses verloren sei und mich vergessen habe, aber ich hegte die Hoffnung zu Gott, daß, wenn auch noch so spät die Zeit kommen würde, wo wir uns in Liebe wiederfänden, und wo auch sie die ursprüngliche Stimme des Herzens wieder vernähme, und so unser vom Himmel beschlossener Bund sich verwirkliche. Mathilde gründete sich nun als Lehrerin einer Schule in ihrer Vaterstadt eine geachtete Stellung. Wir schrieben uns recht häufig und theilten uns in geschwisterlichem Vertrauen unsere Gedanken, unsere Ansichten und alle die tausend kleinen Dinge mit, die der Tag mit sich bringt. Von ihrer Schwester hörte sie leider nicht viel, als daß sie in Italien irgendwo ein Engagement als Soubrette angenommen habe. Volle fünfzehn Jahre nach unsrer Trennung, Mathilde mochte vielleicht fünf- bis sechsunddreißig Jahre alt geworden sein, bat sie mich um meine brüderliche Zustimmung zu einer Heirath mit einem ältern, vermögenslosen, aber tüchtigen Manne, welcher Lehrer an derselben Schule mit ihr sei und Knobelmann heiße. Ich war aufrichtig erfreut, sie nun nicht mehr so allein in der Welt zu wissen, und bat sie dringend, ihre Ausstattung von mir anzunehmen, was sie jedoch entschieden ablehnte, indem sie ordentlich scherzhaft von ihren beträchtlichen Ersparnissen schrieb. Nach zwei Jahren bekam sie ein Töchterchen, welches nach ihr Mathilde getauft wurde, und ihr Herz und ihre Zeit schienen nun so befriedigt und in Anspruch genommen zu sein, daß die Briefe leider immer seltener wurden. Nach zwölf Jahren starb sie mit ihrem Manne in demselben Jahre, ohne daß es mir mitgetheilt worden wäre. Meine jährlichen Briefe blieben seitdem natürlich ohne Antwort. Was soll ich Ihnen noch von mir sagen? Ich lebte, ohne eigentlich zu leben und den Tag und seine Freuden zu genießen, so traurig weiter in die Zukunft hinein. Ich bin nun sechsundfünfzig Jahre alt, und ich kann wohl sagen, daß es seit meinem zwanzigsten keinen Tag und keine Stunde gab, wo ich das Ziel, dem ich zustrebte, aus den Augen verloren hätte, und ich müßte heute mein Leben als ein verlorenes betrachten, wenn der Grundstein, auf dem es aufgebaut wurde, schließlich unter ihm wegezogen würde. O, meine lieben Herren, dies Leben war ein freudloses, einsames und schweres, voll Enttäuschung und Kummer, aber ich werde mit ihm versöhnt sein, wenn es zum Schlusse noch seinen Jugendtraum zu verwirklichen vermag!

Voriges Jahr starb dann mein Bruder, der wie ich unverheirathet geblieben, aber glücklicher war als ich. Ich verkaufte unser ganzes Geschäft, von welchem ich in St. Louis eine Filiale errichtet, welcher ich selbst vorstand, während mein Bruder in Newyork geblieben

war, und zog mich mit meinem Vermögen nach Europa zurück, um sie aufzusuchen und ihr jetzt, wo Alles vorüber und das Alter seine Läuterung an ihr vollzogen hat, Schutz und Freundschaft entgegenzubringen. Es gelang mir nicht leicht, sie ausfindig zu machen. Erst seit vier Wochen bin ich auf ihrer Spur und seit drei Wochen bin ich hier, um die Gelegenheit aufzusuchen, unsere Bekanntschaft zu erneuern. Leider war sie bis jetzt so leidend, daß sie das Bett hüten mußte und keinen Fremden bei sich empfangen konnte.

Nun, meine Herren, Sie werden schon lange errathen haben, daß meine Flora niemand anders als die Marchesa Gorgo ist. Sie hat die kleine Mathilde Knobelmann nach dem Tode der Eltern zu sich genommen und diese ist es, welche mir den Brief geschrieben, den Sie kennen. Ich soll, da meine Flora mich ohne Zweifel nicht auf den ersten Blick erkennen wird, vorerst incognito in dem Pavillon wohnen und unsere Bekanntschaft allmählich einleiten. Und wenn es mir dann gelingt, ihr mit einem recht treuherzigen Blicke die alte Liebe im Herzen zu erwecken, die ich selbst empfinde, dann, meine lieben Herren, ist mein Lebenszweck erfüllt. Und nun, Herr Doctor, sagen Sie mir recht ehrlich, warum Sie, ohne mich zu kennen, Groll gegen mich hegten, und was Sie gegen einen Menschen, der wie ich Niemandem in der Welt übel will, so verstimmt hat, daß Sie — ich habe es wohl bemerkt, verhehlen Sie es nicht — nur mit Widerwillen und weil ihr Freund so gut war, mir hierher gefolgt sind?"

Achtes Capitel.

Der Mond als Nachtwächter.

Wir hatten die Auflösung der Geschichte, während May erzählte, längst errathen, waren aber trotzdem, so zu sagen, nachträglich überrascht, wie Einem Dies begegnet, wenn man sich der Bedeutung einer Sache später bewußt wird, als man die Sache selbst erfährt.

Peildorf reichte, nachdem sich der vermuthete Rivale vor seinen Augen in den väterlichen Freund Mathildens verwandelt hatte, Herrn May mit sichtlicher Freude die Hand entgegen und rief aus: „Sie sind, ob ich gleich Ihre Ansichten nicht in jedem Punkte theile, ein wackerer Mensch, Herr May, ein Mensch, der mir wahre Zuneigung einflößt. Lassen Sie uns Freunde sein. Ich kann Ihnen in meiner jetzigen Bewegung nur so viel sagen, daß ich mich von Ihrer Freundschaft geehrt und gehoben fühle. Sie haben mir gezeigt, daß es doch Menschen gibt, die außerhalb eines egoistischen Gesichtskreises stehen, daß die Fahne des Ideals noch einige Gläubige hat, die etwas für sie einzusetzen verstehen, und was Sie mir damit geben, ist viel!"

Herr May schaute Peildorf mit überschwänglicher Glückseligkeit in die Augen und wischte sich eine Thräne weg. Dann sagte er lächelnd zu mir: „Muß Ihr Freund nicht selbst wahrhaft lieben können, um mich so zu verstehen und zu billigen?"

„Verzeihen Sie!" rief Peildorf ernster. „Ich verstehe Sie wohl und verstehe Sie mit wahrer Erhebung, kann aber trotzdem Ihre Absichten nicht billigen, weil dieselben leider in ihrem Falle sich nur schlecht belohnen würden!"

„Ach!" seufzte Herr May aufs kläglichste.

„Hat Ihnen Mathilde keine Andeutungen über den Charakter ihrer Tante gegeben?"

„Nur die besten! Nur die besten!" rief Herr May überzeugt; „das heißt, sie sprach mir wohl von einigen Eigenheiten der Tante, die sich gewiß verlieren würden, wenn sie nur erst Jemanden hätte, der sie mit seiner Liebe und Erfahrung schützen und leiten könnte, und sie nicht mehr so allein dastände in der Welt, da sie ja doch in den Jahren ist — begreifen Sie wohl, meine Herren — wo berechtigte Ansprüche" — hier verlor sich das Ende des Satzes in ein undeutliches Räuspern Herrn Mays. „Und warum sollte ich sie nicht glücklich machen, meine Herren! Ich habe ja so guten Willen dazu. Sehen Sie, und ein gutes Herz hat sie doch. Große Summen vertheilt sie an die Armen und Waisenanstalten. Ja, sie hat Feinde, es ist wahr, aber, Du lieber Gott, wer hätte die nicht! Sogar oft recht unverschuldeter Weise. Habe ich nicht auch Sie, Herr Doctor, zum Feinde gehabt und habe Ihnen doch mit Wissen nie etwas zu Leide gethan? Ja, es mag sein, meine arme Flora mag gefehlt haben, aus Leichtsinn, aus Unerfahrenheit, aus Eitelkeit. Die Welt hat sie mir verdorben, aber glauben Sie mir doch, ihr Herz ist gut, ihr Herz ist gut, das meint auch Mathilde."

Der alte Dämon der Skeptik regte sich wieder in Peildorf. Die leidenschaftliche, nervöse Anspannung der letzten Tage rächte sich nun, nachdem er aus der Erklärung Mays Beruhigung über Mathilde geschöpft hatte, mit einer starken Reaction. Mathilde ohne Hindernisse war ihm plötzlich wieder ein ganz gewöhnliches Wesen geworden, ausgestattet mit dem kleinlichen weiblichen Egoismus „wie sie Alle".

„Sie vergessen, daß Mathilde Gründe hat, Ihnen über die Marchesa nicht die Wahrheit zu sagen! Mathilde ist genöthigt, in ihrer jetzigen Lage Befreiung um jeden Preis zu wünschen, und wenn sie dieselbe von Ihnen erwarten kann, wird sie sich um Ihr Glück oder Unglück, lieber Herr, wenig kümmern!"

„Das ist Unrecht", fiel ich ihm in die Rede, „was Du da sagst, mein lieber Freund, und hoffentlich nicht aus Deiner Ueberzeugung geredet. Du sagst mir, daß Du Mathilde liebst und in demselben Augenblicke beinahe lästerst Du sie, indem Du ihr egoistische Berechnungen unterschiebst."

„Sie lieben Mathilde? O mein Gott!" rief Herr May, „mein Herr Doctor, nehmen Sie es mir nicht übel, wenn mich das ganz außerordentlich freut. Ah", fuhr er wärmer werdend und gleichsam erleichtert fort, „da gehen ja unsere Wege zusammen und begleiten sich unsere Interessen."

„Ich bedaure", sagte Peildorf, „Ihrer Ansicht nicht zu sein! Ich halte es sogar für meine Pflicht, Ihnen hier entgegen zu treten. Sie haben uns Ihr Vertrauen geschenkt, ich schenke Ihnen das meine, wenn ich Ihnen nun offen bekenne, daß ich, so viel ich kann,

Ihre Absichten in Bezug auf die Marchesa durchkreuzen werde, indem ich nur Ihr Wohl ins Auge fassen will. Die Marchesa ist gegenwärtig keine Frau mehr für Sie, wenn Sie es jemals gewesen ist. Ich halte mich an Thatsachen! Sie erwähnten Ihrer Mildthätigkeit, nun, ich sage Ihnen aus begründeter Kenntniß, diese Mildthätigkeit ist nur eine officielle. Noch niemals, das ist meine Ueberzeugung, hat die Marchesa aus freiem, menschlichem Antriebe ihre Hand zu Wohlthaten geöffnet. Wenn sie wohlthut, geschieht das, um ihren Namen mit der Fürstin X. und der Gräfin Y. zusammen gedruckt zu sehen. Das Alles half ihr nichts. Ihre Vergangenheit schloß ihr die Thüren. Sie maltraitirt Alle, die von ihr abhängen und vor Allen Mathilden. Fragen Sie dieselbe auf ihr Gewissen, ich weiß es!"

(Fortsetzung folgt.)

⊕ Friedrich Magnus Schwerd. *)

Auf der 44. Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte in Rostock wurde in der zweiten allgemeinen Sitzung am 22. September 1871 auch des in Speyer verstorbenen Professors Schwerd Erwähnung gethan. Der Schriftführer der Versammlung verkündigte nämlich, daß in der physikalischen Section der Beschluß gefaßt worden sei, es solle die von Speyer ergangene Aufforderung: „Die Naturforscherversammlung möge sich an der Sammlung von Beiträgen zur Errichtung eines Gedenksteines für den hochverdienten Professor Schwerd betheiligen" der Bedeutung der Sache entsprechend, durch die Generalversammlung zum Beschlusse erhoben werden. Ueber diesen Beschluß der Section ergriff Herr Professor Neumayer das Wort und sprach:

„Hochgeehrte Versammlung! Es könnte beinahe als überflüssig erscheinen, wenn ich zur näheren Begründung des Antrages des Herrn Wand hier das Wort ergreife. Allein wir beide sind Schüler des verewigten, unvergeßlichen Mannes gewesen, dessen Andenken auch von dieser Versammlung dadurch geehrt werden soll, daß sie die Betheiligung von Seite ihrer Mitglieder und Theilnehmer an den Beiträgen zur Errichtung eines Gedenksteins durch einen Beschluß sanctioniren. So ist es wohl natürlich, daß ich, wenn auch nur in kurzen Worten, der Verehrung, die ich für den Lehrer, für den wahrhaft großen Forscher fühle, einen Ausdruck verleihe. Friedrich Magnus Schwerd konnte, gemäß seiner streng sachlichen Arbeiten auf einem, nur den mit mathematischen Kenntnissen Ausgerüsteten zugänglichen Gebiete, nur in engeren Fachkreisen bekannt werden, während in diesen sein Ruf weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinausreicht. Von ihm kann man in Wahrheit sagen, daß er nie etwas veröffentlichte, das nicht die Wissenschaft um ein Tüchtiges bereichert hätte. Das Schreiben um des Schreibens willen oder aus Ehrsucht war seinem Wesen vollkommen fremd. Als man in Europa damit begann, die Triangulationen zu vervollkommnen und namentlich die Basisarbeiten die Gelehrtenkreise beschäftigten, da erschien von dem unbekannten Professor in Speyer eine Arbeit, betitelt: „Die kleine Speyerer Basis", worin nachgewiesen wurde, wie man mit einer Basislänge von nur 1000 Metern durch exacte Methode der Messung und des Calculs, Resultate zu erzielen vermöchte, welche mit jenen aus größeren, viel größeren Basislängen abgeleiteten ebenbürtig wären. Bessel, der ja in Pendelbeobachtungen und Basisarbeiten eine große, vielleicht die größte Autorität war, drückte einem Freunde gegenüber seine Freude über diese Arbeit Schwerd's begeistert aus, indem er sagte, hier sei die Arbeit eines außerordentlichen Kopfes, der unter allen Autoren über diesen Gegenstand am klarsten gedacht und geschrieben hätte. Kurze Zeit nachher sehen wir Schwerd auf einem andern Felde thätig. Er errichtete ein kleines Observatorium und stellte sich eine für seine Mittel riesige Aufgabe: die gründliche Katalogisirung der nördlichen Circumpolarsterne. Die Instrumente waren, nach unsern heutigen Begriffen, höchst unbedeutend, das Observatorium kaum mehr, als eine Bretterhütte. Da arbeitete nun der rastlose Mann ohne Aufsehen zu erregen, Jahre hindurch, bis ihm sein Arzt die Beobachtungen für alle Zeit untersagte, denn in Folge der bei solchen Beobachtungen nöthigen Rückwärtsbeugung des Kopfes drohte ihm die Gefahr einer Gehirnerkrankung. Damals kannte man noch nicht die gebrochenen Fernröhre unserer Tage. Jene Arbeiten sind so werthvoll, daß sie heute noch als die besten ihrer Art gelten, weßhalb sie vor einigen Jahren auf Kosten der österreichischen Regierung vortrefflich reducirt herausgegeben wurden. Nun, nach einem halben Jahrhundert, mußte man auf sie wieder zurückgreifen, so wie man auch bei den neuen geodätischen Operationen der europäischen Gradmessung wieder die Arbeit über die „kleine Speyerer Basis" berücksichtigen mußte. Wie vortrefflich diese wissenschaftlichen Leistungen unseres Schwerd auch waren, seine wahre Bedeutung errang er sich auf dem Gebiete der Optik, die er mit Leidenschaftlichkeit betrieb. Kaum hatte Frauenhofer seine Entdeckungen jener Erscheinungen bekannt gegeben, die man unter dem Begriffe der „Beugung des Lichtes" zusammen faßte, so wiederholte Schwerd sämmtliche Experimente, erweiterte dieselben und gab auf Grundlage der Undulationstheorie und in streng mathematischer Form eine erschöpfende Erklärung derselben. Diese Untersuchungen über die Beugung des Lichtes sind es, die ihn auch in weiteren Kreisen bekannt machten. Noch am Abende seines Lebens beschenkte er die astronomische Forschung mit einem von ihm erfundenen und selbst construirten vortrefflichen Photometer.

Alle diese Arbeiten verdienen im vollsten Sinne das Prädicat der Classicität und verkünden in jeder Zeile, daß ihr Autor ein Talent ersten Ranges war, den nur seine Bescheidenheit und die Liebe zur unge-

*) Zur Vervollständigung des Artikels in Nro. 52 der Palatina.

störten Pflege der Wissenschaft an ein Provinzial-Lyceum zu fesseln vermochte. Was ihn und seine Arbeiten besonders charakterisirt, ist die Leichtigkeit und Gründlichkeit, mit welchen er bei der Kargheit der ihm zugemessenen Mittel im Experimente, in der Beobachtung und im Calcul Herr der Schwierigkeiten wurde, die sich ihm entgegenstellten.“

Der Weltverkehr zur See und die Physik der Erde.

Ein Vortrag von Dr. Georg Neumayer.

(Fortsetzung.)

„Sie alle wissen, daß der nächste, der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten auf der Oberfläche einer Kugel der größte Kreis, den man durch diese beiden Punkte zu legen vermag, ist. Das ist einer der ersten Grundsätze der Geometrie und dennoch bedurfte es, so unglaublich dies auch klingen mag, einer langen Zeit, ehe dieser Grundsatz, so elementar er auch ist, zur praktischen Anwendung in unserer Navigation gelangte. Von dem entstellten Bild unserer Erde, wie uns dasselbe durch die Mercatorskarten gegeben wird, ausgehend, konnte man von dem Gedanken nicht loskommen, daß man, um den kürzesten Weg zu nehmen, die gerade Linie wählen müsse. Wollen wir einmal unter Annahme dieses Grundsatzes unsern Cours von Cap St. Roque nach Vandiemensland feststellen, so müssen wir bedenken, daß der größte Kreis, der zwischen diese beiden Punkte gelegt werden kann, da diese Punkte 180 Grad von einander entfernt sind, nahezu durch den Südpol gehen muß. Der kürzeste Weg wird also nach Süden und nicht nach Südosten, wie früher allgemein angenommen, führen. Es ist nun zwar nicht möglich, diesen Weg zu verfolgen, denn derselbe würde uns in die antarctischen Regionen führen, allein jedenfalls ist diejenige Linie, die sich demselben am meisten nähert, die kürzeste. Und nun gehen Sie auf den Beginn der Erörterung unseres Beispiels zurück: Weßhalb sollen wir denn gegen ungünstige Winde nach Südosten zu segeln, wenn unser nächster Weg nach Süden zu geht? Der ungünstige Südost wird dann mit einem Male zum günstigen Wind und überdies segeln wir auf der kürzesten Linie der Region, also mit einem günstigen Südostwinde nach Süden, dem westlichen Winde zu, um dann unter stets günstigem Winde ohne jeglichen Anstand nach Australien zu kommen. Wir hatten uns also durch Unkenntniß unsern Weg sowohl mathematisch wie auch physikalisch verlängert. Das sogenannte nach dem größten Kreise wurde zu Anfang der fünfziger oder Ende der vierziger Jahre als Norm aufgestellt. Der loxodromische Cours wurde nicht mehr als der Normalcours angenommen, sondern es trat an seine Stelle der größte Kreis, wenn auch in der Ausübung nicht immer strenge daran festgehalten werden kann.

„Im Jahre 1842 und 1843 faßte der bekannte Lieutenant Maury in den Vereinigten Staaten den Entschluß, die physikalischen Verhältnisse, wie sie auf dem Ocean sich darstellen, einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen, da die bezeichneten Uebelstände seinem Scharfblick nicht entgangen sein konnten. Als Resultat dieser Untersuchungen stellte sich dar, daß die meisten Routen zum Beispiel von Europa nach Australien, oder Indien und China nicht in der besten Weise zurückgelegt würden, d. h. daß man überall Verstöße gegen die dargelegten Grundsätze nachweisen konnte. Die Strömungen der Luft und des Meeres wurden von nun an bei Niederlegung eines Courses in Erwägung gezogen und mit Rücksicht auf den Normalcours der relativ kürzeste Weg bestimmt. Die hiezu nöthigen Anhaltspunkte leitete man aus den bereits vorhandenen Journalen wirklich ausgeführter Reisen ab.

„Allein es konnte Maury nicht entgehen, daß alles Material, das auf diese Weise erhalten werden konnte, von einer untergeordneten wissenschaftlichen Bedeutung sei, daß die Beobachtungen über Winde, Luftdruck, Temperatur u. s. w. nicht genügten, um darauf wissenschaftliche Schlüsse zu gründen. Er ging daher einen Schritt weiter und erklärte es als durchaus unerläßlich, daß mit dem Einhalten der neuen Route zu gleicher Zeit ein System tüchtiger meteorologisch-nautischer Beobachtungen ins Leben gerufen werden müßte; es gelang ihm, ein Centralobservatorium in Washington für diese Zwecke zu gründen und demselben eine vollständige wissenschaftliche Grundlage zu geben. Nun wurden Journale entworfen, die von der ganzen Welt, von allen Nationen angenommen werden mußten; es wurden Normen der Beobachtungen niedergelegt, Instrumente construirt, nach einem und demselben Princip und deren Constructionen nach guten Normalinstrumenten bestimmt, damit die Resultate unmittelbar vergleichbar würden. Kurz, es wurden alle Momente, die da von Bedeutung und maßgebend sein konnten, nach einer Schablone festgestellt. Diese Schablone gelangte im Jahre 1853, wo auf Veranlassung Maury's eine Conferenz in Brüssel zusammentrat, zur allgemeinen Annahme; man entwarf einen Operationsplan, dessen Lösung der einschlagenden Fragen von allen Nationen befolgt werden sollte. Unter den Staaten, die sich an diesen Bestrebungen betheiligten, ist außer Amerika auch England und Holland zu nennen. Auch andere Nationen erklärten sich zur Mitwirkung bereit; allein der Erfolg hat gezeigt, daß mit Ausnahme der genannten Staaten die Betheiligung an diesem großen Werke nur eine schwache war. Besonders aber war es Deutschland nicht gestattet, in diesem Falle thätig mit einzutreten. Die Zerfahrenheit unseres Vaterlandes zu jener Zeit und der Mangel an wissenschaftlich gebildeten Seeoffizieren vereitelten jeden Versuch, der gemacht wurde, um auch uns bei diesem großartigen Unternehmen betheiligt zu sehen.

„Nun lassen Sie uns einmal prüfen, welcher Art die Erfolge waren, die durch dies Vorgehen Maury's erzielt worden sind. Eine Reise nach Australien — um bei unserm Beispiele zu bleiben — war in früheren Jahren und unmittelbar vor dem Beginne der neuen Aera, etwa von einer Dauer von 124 bis 136 Tagen; ich selbst habe sie noch im Anfang der fünfziger Jahre in 130 Tagen zurückgelegt. Das würde, bei einer Entfernung von 11,600 Meilen, etwa eine mittlere Geschwindigkeit für die ganze Reise von 3³/₄ Meile in der Stunde ergeben. Die nach neuen Grundsätzen ausgeführte Reise wurde herabgebracht bis auf 88 Tage; ja es gelang sogar, dieselbe — und nur unter Benutzung des Windes — auf 70 Tage herabzubringen; so daß uns also allein die, durch wissenschaftliche Grundsätze geregelte Ausnutzung einer von der Natur gebotenen Kraft in den Stand setzte, die frühere mittlere Geschwindigkeit von 3³/₄ auf 6 und 6,5 Seemeilen in der Stunde zu erhöhen. Das ist denn doch in der That eine großartige Errungenschaft, von welcher nur sehr Wenige gründlich unterrichtet sind und wofür namentlich in unserem Vaterlande noch immer ein volles Verständniß fehlt. Ich könnte Ihnen nun bei einer jeden einzelnen der großen Weltreisen, worunter ich vor Allem auch Europa-Indien, Europa-China verstehe, zeigen, wie ähnliche, wenn auch vielleicht nicht ganz so bedeutende Reductionen durchgeführt wurden. Allein es würde mich dies zu weitführen, weßhalb ich Sie bitte, diese Thatsachen auf Treue und Glauben anzunehmen.

(Fortsetzung folgt.)

* Charade.

(Dreisilbig.)

Flüchtig meine ersten Silben schwinden,
In dem reißend wilden Strom der Zeit;
Meine dritte nützt nur dann dem Blinden,
Wenn ein Andrer ihm die Augen leiht;
Die entschwund'nen ersten einst zu finden
In dem Ganzen, spät uns noch erfreut.

Auflösung der Homonyme in Nr. 120:
Gang.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 123. Speyer, Samstag, den 14. October 1871.

Mein Freund Peildorf.

Von Ernst Volmar.

(Fortsetzung.)

Peildorf konnte nicht weiter reden, denn zu unserm Erstaunen sahen wir unsern neuen Freund unter seinen Worten wie geknickt zusammenbrechen und Thränen über seine Wangen strömen.

„Halt ein!" sagte ich, „ist das Deine Weisheit, großer Menschenkenner, daß Du einem Liebenden Deine ungünstigen Meinungen über den Gegenstand seiner Neigung einzuflößen trachtest? Weißt Du nicht, daß Du nur unheilbar verletzest, anstatt zu heilen? Hier gibt es nur Eine Wahl. Entweder, wir stehen unserm neuen Freunde bei, in den Besitz seiner Verehrten zu gelangen, oder wir verlassen ihn, ohne uns um ihn zu kümmern! Das Letzte wollen wir nicht und können wir nicht. Dein eigenes Interesse ist dabei im Spiele, daß wir ihm helfen. Also laß uns mit ihm zusammen gehen und nicht versuchen, einer Neigung entgegenzutreten, welche die Grundbedingung einer ganzen Existenz bildet."

Herr May schaute mich mit einem dankbaren Blicke an, während Peildorf sarkastisch lächelte. „Du bist sehr liebenswürdig, mein Freund", sagte er, „mir in diesem Augenblicke ad oculos zu demonstriren, daß die Liebenden blind sind. Ich hätte das freilich am besten wissen sollen!"

Dann wandte er sich mit einem komischen Ausdrucke von Herzlichkeit zu May, indem er ihm die Hand bot und sagte: „Schlagen Sie ein, lieber Leidensbruder, wenn Sie wirklich unheilbar sind. Sind Sie es?"

„Ach ja, Herr Doctor, wenn Sie es mir nicht übel nehmen wollen, nennen Sie mich nur unheilbar. Sie sind ein großer Spötter und haben mich soeben sehr betrübt; doch es ist klüger, wenn Sie an mir alten Manne nichts mehr bessern wollen. Es ist ja nicht von gestern, was ich plane, es ist ja mein Leben von Anfang und soll es bis zum Ende bleiben. Und nun wollen Sie, wie Ihr guter Freund sagt, mit mir zusammengehen?"

„Wenn ich aufgebe, mich Ihnen zu widersetzen, wird sich das Zusammengehen ganz von selber finden! Nur bin ich Ihnen zunächst schon in den Weg gekommen, denn der Pavillon, welchen Sie, um sich Ihrer Verehrten zu nähern, miethen wollten, ist seit einigen Stunden im Besitze meines Freundes. Aber das hat ja nichts zu sagen, da wir alle Drei einander beizustehen gedenken."

Herr May horchte auf und war nicht wenig erstaunt, als er hörte, mit welcher Geschwindigkeit sich Peildorf in den Besitz des Terrains gesetzt hatte, von welchem aus May die Marchesa hatte zurückgewinnen wollen. Unglücklicherweise fiel es ihm aber nun ein, sich in breiten Lobeserhebungen über Mathilden, die ihm als das Kind seiner langjährigen Freundin fast wie sein eigenes erscheine, zu ergehen. Und hierbei erwähnte er namentlich, wie Mathilde erst kürzlich die Bewerbung des reichen Besitzers des neuen Hotels, in welchem May wohnte, abgelehnt habe, einestheils, weil sie ihn nicht geliebt und anderntheils, weil sie ihre Tante, welcher Herr Stern wenig zugethan gewesen, nicht habe im Stiche lassen wollen. Herr May in seiner Einfalt bedachte nicht, daß meinen ehrgeizigen Freund schon der bloße Gedanke, mit dem Hotelbesitzer möglicherweise um die Hand Mathildens in Concurrenz zu treten, empfindlich berühren könnte. Peildorf brach sichtlich verdrießlich das Gespräch sofort ab, indem er einen nothwendigen Krankenbesuch vorschützte, da er versprochen habe, sich, so spät es ihm auch werde, noch heute Abend bei einer Dame einzufinden, deren Tochter ein hitziges Fieber habe. Er verließ uns daher rasch und lehnte jede Begleitung ab. — Ich blieb noch einen Augenblick mit Herrn May zusammen und that ihm den Gefallen, das Lied anzuhören, welches, seiner Jugendverabredung zufolge, neben der Nelke, zwischen ihm und der Marchesa das Erkennungszeichen bilden sollte, und ich werde es nie vergessen, wie wunderlich und rührend zugleich mir der Alte vorkam, als er, während seine komische Gestalt bei dem hellen Gaslichte von dem wilden Rebenlaub wie bekränzt erschien, mit halber Stimme die Verse vor sich hinsummte:

„Mond, einsamer Wächter der Nacht,
Schlafe nicht und halte Wacht!
Und Dein klarer Silberschein
Blink' auf meinem Ringelein!

Ringlein, das sie mir geschenkt,
Sage, ob an mich sie denkt?
Und, o Mond, Du Trost der Nacht,
Gib auf ihre Treue Acht!"

Neuntes Capitel.

Ich horche verschiedene Leute aus.

Am nächsten Tage bezog ich meinen Pavillon, der im Geschmack des ersten französischen Kaiserreichs glänzend, aber bei näherem Zusehen etwas defect möblirt war, und in dem sich sogar eine kleine, nicht übel gewählte belletristische und schönwissenschaftliche Bibliothek befand, die, wie mir der Bediente, ein verschmitzter alter Italiener, in gebrochenem Deutsch erzählte, von Fräulein Mathilde zusammengestellt worden war, und bei welcher sie oft ganze Nächte lesend verbracht, bis die Marchesa dahinter gekommen sei und sich gegen die unnütze Verschwendung von Licht gründlich verwahrt habe.

Der Bediente lachte boshaft, indem er seinen Blick auf seinen schmutzigen, zerlumpten Anzug warf, der mit dem eleganten Anstrich des Hauses in bedeutendem Widerspruch stand. Offenbar tobte er innerlich einen kurz vorher gehabten Aerger aus, der ihn, wie es bei heftigen und ungebildeten Menschen oft geschieht, zu gefährlichen Vertrauensergüssen verführte. „Geizig", sagte er bissig lachend, „geizig wie der Teufel in der Kirche! Schlechte Wirthschaft das, schlechter Lohn! Werden auch bezahlen können für diese Mausefalle! Pfui! Pfui! Wurde eben geohrfeigt, weil ich gestern zwei Kartoffeln zu viel gegessen! — Bitte um ein Trinkgeld! Sollen die Mausefalle jeden Tag aufs Schönste aufgeräumt bekommen! Marchesa ist mir noch meinen ganzen letzten Lohn schuldig und wenn ich mahne, heißts: Schweig, elender Strick, ich will Dich an den Galgen bringen, wo Dir Dein Lohn wird! Galgen, Hoho! Aber nicht ohne Gesellschaft, Frau Marchesa!"

Paolo blickte, während er unter diesen Worten mit dem Staubwedel über die weißlackirten, mit vergoldeter Structur versehenen Möbel fuhr, mehrere Male nach mir auf, als wolle er mir Gelegenheit geben, meine Meinung oder wenigstens Neugierde zu äußern. Er war ein hagerer Mensch, etwa in den Fünfzigen. Sein Gesicht hatte einen entschieden italienischen Typus mit verschlagenen Augen, gelblichem, fettigem Teint, schmalen Lippen und gelben häßlichen Zähnen. „Warum sehen Sie mich so an?" sagte er nun herausfordernd. „Ich war früher ein hübscher Kerl, das ist wahr, als ich noch im Dienste des Marchese war. Jetzt hol's der Henker! Man wird alt und gefällt Keiner mehr. Dieser verfluchte Geiz unserer Signora, ich verhungere und gehe in Lumpen, wenn ich nicht auf dem Kutschbock sitze: das ruinirt die schönste Gestalt, puh —" Er spuckte, als sich das Gesicht der Marchesa gegenüber im Eckfenster zeigte, in völliger Ungenirtheit auf den Fußteppich. Ich fragte, ob er der einzige Bediente sei, worauf er abermals auflachte.

„Hunderte sind ihr davon gelaufen, und da ließ sie mich immer wieder kommen und wenn ich am Ende der Welt war; und ich dachte mir, daß es die beste Art ist, selig zu werden, wenn man sein Fegfeuer auf Erden abmacht. Gewohnheit, Signor, Anhänglichkeit!" Er zwinkerte dabei bedeutungsvoll mit den Augen, während er nach dem Eckfenster schielte, wo die Marchesa noch zu sehen war.

„Und wie viel Dienstboten habt Ihr außerdem?" fragte ich.

„Nun, wir haben nur eine Köchin. Und dann ist Fräulein Mathilde da. Die war noch ganz klein, als sie zu uns kam. Jetzt ist sie groß geworden, und muß wieder einbringen, was sie gekostet hat. Sie besorgt die Schlafzimmer, bügelt, frisirt und näht. Und ich besorge das Haus, den Garten, den Stall und die Pferde; denn wo die Augen der Leute hineinsehen, da soll es schön sein und gut aussehen. So ists, Signor!"

Paolo war, wie man sieht, offenherzig genug, um mir sofort einen Einblick in die Verhältnisse zu gestatten.

Als Peildorf, der seinen Morgenbesuch bei der Marchesa gemacht hatte, durch den Garten nach dem Pavillon kam, blinzelte mir der Bediente zu. „Sagen Sie Diesem da, daß er sich an mich wenden könne, wenn er mich braucht. Er zahlt anständig. Ich wünschte, daß Einer der Marchesa Fräulein Mathilde vor der Nase wegschnappte. Die ist aber klug und schlau wie der Teufel. Nun, Sie wissen, durch die Hand eines Dritten läßt sich Manches vermitteln."

Ich verabschiedete Paolo mit einem Trinkgelde. Er nickte mir ein paarmal grinsend zu und verschwand.

(Fortsetzung folgt.)

Blicke in die Pariser Revolution.

Die Verbrüderung am Morgen des 18. März.

(Fortsetzung aus Nr. 121.)

II.

Der sonst so ruhige Montmartre gewährte also zu Anfang März einen sonderbaren Anblick. Wenn man denselben betreten wollte, kamen an allen Abhängen Nationalgardisten zum Vorschein und wehrten jeden weiteren Annäherungsversuch an die Barrikaden und aufgeworfenen Schanzen energisch ab.

Ueberall, ob höflich ob grob, je nach ihrer natürlichen Anlage und je nach der Stimmung, die der Morgentrunk in ihnen erweckt hatte, redeten die Gardisten den Eindringling mit „Citoyen" an und vermerkten es sehr übel, wenn ihnen nicht in demselben Tone geantwortet wurde. Auf den Terrains um den Hügel herum war ein kleines Lager errichtet und die Compagniefähnchen flatterten lustig in der Luft; öfters ertönten Musikklänge, denn viele Bataillone hatten ihre Capellen, und darunter nicht ganz schlechte. Aber auf demselben Dorfplatze und inmitten der Gärten waren

etliche fünfhundert Stück Kanonen und Mitrailleusen aufgefahren. Die meisten jungfräulich, denn sie waren gerade noch einige Tage vor dem Waffenstillstand gegossen oder in Folge der eingegangenen Contracte, troß des Waffenstillstandes und nach Ablauf desselben, wohl schon für den „Krieg de la Revanche“ geliefert. Mehrere dieser Stücke waren gegen Paris in Batterie gekehrt und wenn der Hausbesitzer in der Rue Lafitte oder Rue de la Chaussee d'Antin, bei hellscheinender Sonne die Schlünde gegen seine Fenster gewendet sah, mußte ihm ganz eigenthümlich zu Muthe werden. Aber das waren vollständig philisterhafte Ansichten, die Masse der Pariser Welt betrachtete das Ding als ein Schauspiel, Wagen und Prozessionen bewegten sich bis zum Fuße des Montmartre, Schaaren junger Schönen in eleganten Aufzügen erklommen den steilen Hügel und verschmähten nicht mit den rauhbärtigen Prätorianern des Centralcomite's zu coketiren, um die eisernen und stählernen Dinger näher beschauen zu dürfen.

Die Gandins, welche wieder in Blüthe kamen, gafften Stunden lang den Stock unterm Arm und den Monocle im Auge dem Treiben zu; eine Promenade nach dem Montmartre war das Vergnügen à la Mode, und in den besten Häusern erzählte man sich mit Stolz, wie grob man von den Gardisten oben angefahren werde, und wie man mit ihnen politisirt und zusammen über Trochu, Jules Favre, Badinguet und Bismarck geschimpft und in der Weinschenke auf's Wohl der „Sociale“ angestoßen hatte, natürlich Alles des Spaßes wegen.

Indeß verbreiteten sich über die Auftritte auf dem Montmartre in der Provinz die abenteuerlichsten Berichte, es war nicht selten in Departementalblättern die Nachricht zu finden, daß Paris in Blut schwimme, und als ich einige Tage vor dem Ausbruch in Rouen war, wollte mir Niemand glauben, daß in Paris keine Schlacht stattfinde. Man lachte über diese Enten, sie sollten aber bald zur Wahrheit werden.

III.

Am Morgen des verhängnißvollen 18. März wurde ich am frühen Morgen, es mag sechs Uhr gewesen sein, durch den Trommelwirbel geweckt, der durch die Straßen rasselte. Eine solche Allarmirung hatte an sich nichts Besonderes; denn die dem Centralcomite ergebenen Chefs der Nationalgarde betrachteten es als einen Zeitvertreib, ihre Bataillone einzuberufen und inmitten der Nacht oder beim Morgengrauen ganze Quartiere in Aufregung zu bringen.

Man war den Spectakel gewöhnt; an diesem Morgen aber nahm er so gewaltige Proportionen an, daß etwas Außerordentliches vorgefallen sein mußte.

Rasch kleidete ich mich an und trat auf die Straße; kleine Gruppen von zehn bis zwölf Männern und Weibern steckten die Köpfe zusammen, kaum geöffnete Läden und Marchands de vin machten ihre Buden eilig zu und aus den Hausthüren traten bewaffnete Männer hervor.

Als ich die Rue des Martyrs hinaufging, traf ich ein sonderbares Schauspiel: Soldaten aller Waffengattungen entwaffnet und viele mit entblößtem Haupte gingen Arm in Arm mit Bürgern oder Nationalgardisten, andere marschirten in Reih und Glied auf, den Kolben nach oben und brüllten: „Vive la Republique“; die Umstehenden stimmten in das Geschrei ein. So kamen Liniensoldaten und Chasseurs, die meisten von elendem und verkommenem Aussehen; in einer Gruppe erzählten Artilleristen, wie sie ihren Chefs den Gehorsam verweigert und die ihnen anvertrauten Kanonen dem Volke ausgeliefert hätten. Dazu beklagten sich die Soldaten bitter, wie schlecht sie behandelt würden, wie sie während der kalten Witterung im Luxemburggarten hätten bivouakiren müssen und seit zwei Tagen schier nichts gegessen hätten. Klagen über Hunger habe ich während des ganzen Feldzugs immer und immer aus dem Munde eines jeden Soldaten vernommen, nicht etwa weil der Franzose im Felde unersättlich ist, sondern weil er mit seinem Proviant nicht umzugehen versteht, ihn vergeudet oder fortwirft, und daher, wenn, wie es sehr oft geschieht, eine Verspätung in der Ankunft des Verpflegungsmaterials eintrifft, vollständig hilflos und der herben Noth preisgegeben dasteht. Jetzt war aber doch der Feldzug zu Ende, die Armee mitten in der Stadt, und trotzdem konnte sich die Intendantur über ihre Nachlässigkeit nicht erheben, und kümmerte sich am wenigsten um das Wohl des Soldaten. Lange Tage nach der Capitulation, nachdem der Proviant schon massenhaft hereinströmte, sah man noch auf den Plätzen den Vaterlandsvertheidigern das ekelhafte Pferdefleisch vertheilen und öfters blieb auch dieser Leckerbissen aus.

Diese kleine Ursache hat große Wirkungen hervorgebracht; denn die Desertion der Truppen am Morgen des 18. März ist vielfach der schlechten Verpflegung und den Gefühlen des Hasses, welche diese den Truppen ihren Oberen gegenüber einflößte, zuzuschreiben. Mit knurrendem Magen und fröstelnd sandte man sie gegen den Montmartre, das Entgegenkommen der Nationalgardisten mit dem Geschrei Vive la ligne, vivent nos frères! machte sie wankend, und als die Weiber mit Brod und allerlei Speisevorrath an die Gruppen herankamen, da war die Verbrüderung abgeschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Weltverkehr zur See und die Physik der Erde.

Ein Vortrag von Dr. Georg Neumayer.

(Fortsetzung.)

„Es ist nun gang und gebe geworden, diese Errungenschaften in Zahlenwerthen auszudrücken, d. h. anzugeben: wie viel Millionen Pfund Sterling dadurch erspart würden, daß man ein Schiff z. B. nicht 136 Tage, sondern nur 88 Tage auf See läßt. Man hat sich bemüht, dem Handelsstand, der ja zunächst bei der Sache interessirt ist, die Vortheile in einer ihm geläufigen Weise an das Herz zu legen. Ich werde auf die aufgestellten großartigen Rechnungen nicht eingehen, es ist

mir vollkommen genügend, wenn ich Ihnen die Versicherung geben kann, daß es gelang, die mittlere Geschwindigkeit bis zu einer Höhe von 6, 7 und 8 Seemeilen zu steigern; ja, daß man durch gründliche Studien Geschwindigkeiten zu erzielen vermochte, die jener von Dampfschiffen auf größeren Reisen sehr nahe kommen. Und dennoch hören wir stets die Ansicht aussprechen, daß die Dampfschiffe die Segelschiffe auf allen Routen baldigst verdrängt haben würden! Diese Ansicht beruht in der That auf einer vollständigen Unkenntniß der Sachlage und findet namentlich ihre Vertreter in den Reihen Jener, denen jede wissenschaftliche Forschung ein Buch mit sieben Siegeln ist und die stets zu dem Auskunftsmittel greifen, welches den unmittelbaren Erfolg sichert, ohne Rücksicht auf die Zukunft. Der Gedanke des unverwerthet Lassens der uns von der Natur gegebenen Kräfte vermag sie darin nicht zu beirren.

„Ich verschone Sie mit weiteren Beispielen und mit einem großen Zahlenaufwand, die nur dazu dienen könnten, das Gesagte weiter zu beleuchten und komme nun zu einer andern Frage, die ich noch zu erörtern habe. Sie könnten mir sagen: ja, die dargelegten Errungenschaften sind auf Rechnung der neuesten Construction der Schiffe zu setzen! Wollen wir sehen, wie es sich damit verhält. Sie haben Alle schon, meine Herren, von den renommirten Klipperschiffen gehört, die in 103 Tagen von Californien nach Boston zu segeln vermochten, eine Entfernung von 14,000 englischen Meilen. Die Schärfe der Wasserlinien dieser Schiffe, ihre enorme Bemastung und Segelmenge gewährt denselben allerdings große Vortheile in Bezug auf Schnelligkeit; allein ich habe sämmtliche Errungenschaften der Navigation von dem Standpunkte der veränderten Schiffsconstruction einer Discussion unterworfen, um hierüber Klarheit zu erhalten. Es kann mir nicht einfallen, die Methoden auseinanderzusetzen, welchen ich hiebei folgte. Allein das Resultat kann ich Ihnen nicht vorenthalten, es ist einfach folgendes: Jene so viel gerühmten Klipperschiffe, sie vermochten den Ocean nicht viel schneller zu durchschneiden, als Schiffe, die, wenn auch nicht vollständig nach der alten Form construirt, doch vielmehr einer Mittelgattung angehörten, bei welcher die Vortheile der Klipper gewahrt, ihre vielen Nachtheile aber beseitigt worden waren. In der That hat man ja auch die Klipperschiffe längst wieder verlassen; man kehrte zu vollen gehaltenen Schiffen zurück, und die vortrefflichen Schiffe im englischen, australischen und englisch-indischen Handel haben die Construction von Fregattschiffen und haben mit jener in Beziehung auf Segelcapacität so über die Maaßen gerühmten Gattung nur das gemein, daß Segellage und Wasserlinien in höchst flauen Booten noch Steuerkraft genug gestatten, um das Schiff durch die Calmen-Regionen zu bringen. Noch einmal muß ich den Satz, welchen ich anführte, wiederholen. Es sind die Errungenschaften auf dem Gebiete des Seeverkehrs nicht etwa die Folge verbesserter Construction der Schiffe, sondern die nothwendigen Folgen klarer Erkenntniß der physikalischen Verhältnisse der Meeresfläche, wie sich dieselbe aus den Forschungen der letzten 20 Jahre ergab.

„Im Jahre 1865 wurde eine Zusammenstellung sämmtlicher Barometerbeobachtungen gemacht, die man bereits nach dem neuen System ausgeführt hat; und es ergab sich, daß die damals zur Verfügung stehende Gesammtsumme der Beobachtungen über Winde und Barometer in verschiedenen Theilen der Erde schon nahe an $1\frac{1}{2}$ Millionen betrug, daß es daher möglich war, die allerbeweglichsten, wenn ich so sagen darf, unsichersten Elemente der Welt der Discussion zu unterwerfen. Man hat endlich für dieselben auf diesem Wege Anhaltspunkte für die Feststellung exacter Werthe gefunden. Es ist Ihnen einleuchtend, daß es mit Bezug auf den Wind für den Seemann von der größten Bedeutung ist, wenn man die Areale, auf welchen die verschiedenen Winde in einer oder der andern Jahreszeit wehen, mit Bestimmtheit zu begrenzen vermag. Allein in Bezug auf den Barometerstand könnte Ihnen diese Bedeutung doch fraglich erscheinen. Um Sie auch darüber aufzuklären, so finden wir in den alten Journalen, die durchzusehen ich Gelegenheit hatte, daß Capitäne in der Nähe des Cap Horn häufig in ihre Journale schrieben: „ich erwarte einen schweren Sturm, denn das Barometer geht unerhört herab.“ Der Sturm kam aber nicht, im Gegentheil, der Capitän trieb sich oft wochenlang in der Nähe des Cap herum, bei vergleichsweise leichtem Winde und höchst unangenehmer Witterung ausgesetzt, die Krankheiten der Mannschaft und Verlust an Segeln u. s. w. zur Folge hatte. Er verstand eben die Winke nicht, die das Barometer gab, da er von der Voraussetzung ausging, der normale Barometerstand zeige beim Cap, wenn verglichen mit solchen anderer Gegenden, keine beträchtlichen Unregelmäßigkeiten. Heute wissen wir das besser, die große Zahl der Barometerstände, und die Beobachtungen, welche wir constatirt haben, haben uns endlich in den Stand gesetzt, die Normale für den Barometerstand zu constatiren, d. h. zu sagen: an dieser oder jener Stelle des Oceans steht das Barometer eben nicht höher als so und so hoch. Wenn z. B. das Barometer am Cap Horn und an der Meeresfläche 29",1 steht, so bedeutet dies ebensoviel, als wenn es auf niederern Breiten 30",0 steht; es war nun mit einem Male klar, daß der Luftdruck zu den normalen Verhältnissen zählt. Ferner dachte man, es sei diese Erscheinung am Cap Horn eine ganz isolirte; man könne an anderen Gegenden der Erde etwas ähnliches nicht entdecken. Die Untersuchung hat gezeigt, daß dies vollständig irrig ist; der mittlere Barometerstand zwischen 55 und 60° und weiter nach dem Südpole hin und um die Erde herum ist beträchtlich niedriger, als in gleichen Breiten der nördlichen Hemisphäre. Ueber 60° südlicher Breite hinaus fehlen aber die Angaben, weil der Weltverkehr dort aufhört. Allein soviel kann ich Ihnen als ausgemachte Sache sagen, daß in den bezeichneten Breiten der Süd-Erdhälfte der Luftdruck um soviel verringert ist, als ob man sich tausend Fuß über die Meeresfläche erhoben hätte. Was der Grund dieser Erscheinung ist, vermag ich nicht vollständig anzugeben; nur soviel sei gestattet zu sagen, daß dies der Gegenstand fernerer Untersuchungen sein wird, da noch nicht alle beeinflussenden Momente ermittelt sind, unter denen übrigens der vollständig oceanische Charakter der südlichen Hemisphäre, namentlich gegen die Pole hin, eine hervorragende Rolle spielt. Die dadurch bedingte Auflockerung der Atmosphäre muß nothwendiger Weise einen geringern Luftdruck zur Folge haben, der, wenn nicht verstanden, das Urtheil des Seemannes irre leiten müßte. Ich habe nur dies eine Moment aus den vielen herausgegriffen, denn genau ebenso nun verhält es sich mit der Temperatur des Wassers und der Luft, mit der Spannkraft der Wasserdämpfe u. s. w.

„Sie haben Alle von den Wirbelstürmen und deren Verheerungen gehört. Sie wissen, daß sie im Norden vom Aequator nach Nordwesten sich auf ihrem Zuge bewegen und in höheren Breiten nach Nordosten umbiegen. Im Süden sind diese Marschrichtungen beziehungsweise Südwest und Südost. Auch diese höchst verderblichen Phänomene hat man durch gründliche Untersuchungen, ich möchte fast sagen unschädlich gemacht. Ich kann natürlich nicht darauf eingehen, dies auseinanderzusetzen; ich will nur soviel sagen: man kennt die Curve, welche sie verfolgen, man kennt das Gesetz der Drehung, welchem sie gehorchen, und man vermag nun aus alledem und an der Hand des Barometers fast sämmtliche Phänomene der Art, wenn auch nicht vollständig zu vermeiden, jedoch nahezu unschädlich zu machen. Welch' eine reiche Fülle an Gut und Menschenleben ist auf diese Weise durch das Walten und Wirken der Wissenschaft der Welt gesichert worden.

(Schluß folgt.)

Berichtigung.

In dem Gedicht: „Die Wolfskirche bei Bosenbach“ (Nr. 120 der Palatina) finden sich zwei sinnstörende Druckfehler: In der dritten Strophe soll es statt Ungethüm Ungestüm, in der fünften statt schlummert schimmert heißen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 124. Speyer, Dienstag, den 17. October 1871.

Mein Freund Peildorf.

Von Ernst Polmar.

(Fortsetzung.)

Inzwischen war Peildorf eingetreten. Er nahm den Hut vom Kopf, warf sich nachlässig in die Sophaecke und stützte den Kopf in die Hand. An seinem mißvergnügten Gesichte sah ich, daß er mit seinem Besuche bei der Marchesa unzufrieden war. Er erzählte mir, daß Mathilde sofort aus dem Zimmer geschickt worden sei und fuhr dann fort:

„Nun aber war dies nicht einmal das Schlimmste! Denn höre nur weiter, zumal das Folgende auch Dich betrifft. Sie trug mir nämlich auf, Dir zu sagen, daß sie Anfangs gar nicht habe vermiethen wollen, weil sie die Herren kenne und wegen Mathildens Ruf sehr besorgt sei, sie hoffe aber, daß Du keinen Versuch der Annäherung an Mathilde machen würdest, da sie auf keinen Fall einen Herrn im Hause dulden könne, der sich mit dem Mädchen befasse. Sie lauerte dabei unter ihren Augenlidern hervor, und es ist einleuchtend, daß die Warnung mir so gut gelten sollte, wie Dir!“

„Das ist allerdings seltsam!“ sagte ich.

„Und es gibt hierbei“, fuhr er fort, „noch einen Umstand, der mich beunruhigt. Seit wenigen Tagen verkehrt bei der Marchesa der Graf Larosée, derselbe, den ich Dir schon auf der Promenade zeigte, und es gibt geheimnißvolle Beziehungen zwischen ihm und der Marchesa, hinter die ich kommen möchte.“

„Du fürchtest doch nicht etwa auch in dem Grafen einen Rivalen?“ versetzte ich kopfschüttelnd.

„Nein, aber mit dem Grafen verkehrt ein junger Engländer dort und ich weiß schlechterdings nicht, welchen Zweck die Beiden bei ihrem Verkehre verfolgen können!“

„Wir wären also“, sagte ich lächelnd, „den einen Rivalen in Herrn May los geworden, um in einem jungen Engländer sofort einen zweiten zu erwerben.“

„Scherze nur über mein Mißtrauen! Ich kann nur wünschen, daß Du damit Recht behältst!“

„Und was willst Du nun thun?“

„Du siehst, daß ich in der allergrößten Verlegenheit bin. Es wäre mir das Alles natürlich höchst gleichgiltig, wenn ich schon etwas höher in der Gunst Mathildens stände. Jetzt aber, da es gilt, mir dieselbe erst zu erwerben, indem ich von aufrichtigen Gefühlen für sie beseelt, mich ihr zeigen will, wie ich wirklich bin, ist mir jede Störung durch Dritte höchst unbequem. Vor Allem möchte ich nun die Marchesa anderswie interessiren. Da käme mir deßhalb Herr May sehr gelegen, obschon ich, offen gestanden, wenig Hoffnung habe, daß er heute mehr Einfluß auf die Marchsa gewinnen wird, als er früher besessen hat. Die Marchesa geht gänzlich in der Bewunderung ihres eigenen Adelthums auf und würde von der Stufe, die sie damit in ihren Augen einnimmt, gutwillig niemals wieder heruntersteigen. Inzwischen mag sich zwischen Beiden doch ein Verhältniß ergeben und jedenfalls werden wir durch Herrn May festern Fuß im Hause fassen!“

„Herr May hat mich schon gebeten, ihn zunächst als Fremden bei seiner Flora einzuführen. Er hofft dann mit geschickter Heraufbeschwörung gemeinsamer Jugenderinnerungen sein Bild in der ursprünglichen freundlichen Beleuchtung vor ihren Augen wieder zu erwecken. Er hat da Blumen und Lieder, von denen freilich besonders die letzteren abgeschmackt genug sind!“

„Gut, führen wir ihn demnach so schleunig wie möglich ein und nennen wir ihn, bis sich die Erkennung ergibt, meinetwegen Herrn Juni. Willst Du ihm sagen, daß er sich auf morgen bereit hält, mein Bester?“

„Ganz gewiß; ich selbst bin neugierig, der Erkennungsscene zwischen den beiden seltsamen Persönlichkeiten beizuwohnen.“

„Nun, dann würde es Dir ohne Zweifel auch recht sein, wenn Ihr mich bei derselben gar nicht zugegen hättet? Denn ich gestehe, daß ich die Einführung am liebsten Dir allein überließe.“

„Ich bin auch bereit, mit ihm allein hinzugehen.“

„Und noch Eins. Was war das gestern, was May von Herrn Stern und seinen Bewerbungen um Mathilde sagte?“

Ich mußte lächeln, als ich die schnell geweckte Eifersucht des neuen Liebhabers merkte.

„Nun, lache nur“, sagte er. „Da ich mich einmal meiner Rolle als Verliebter vor Dir nicht mehr schäme, brauche ich auch die Symptome dieser Krankheit nicht mehr ängstlich zu verbergen. Du wirst mir einen großen Gefallen erweisen, wenn Du Dich — Du hast ja Muße — ein wenig um diese Angelegen-

heit bekümmerst. Versuche den Mann zu sprechen, er wird ja mit seinen Aeußerungen, wenn Du es geschickt anfängst, nicht zurückhalten. Ueberdies hast Du dort im Hotel die ganze Gesellschaft beisammen; es wohnen dort außer May auch der Graf und der Engländer, die Du ohne Zweifel sehen wirst. Dies wollte ich Dir nur sagen und muß jetzt eilen, meine Besuche zu machen. Auf Wiedersehen!"

Und rasch, wie er gekommen, empfahl er sich und überließ mich meinen Gedanken.

Indessen besann ich mich nicht lange, sondern beschloß, vor Allem in das Hotel Stern zu gehen. Ich trat in den großen Speisesaal mit den langen, zur Tafel feierlich gedeckten Tischen und setzte mich an ein Fenster, welches nach der Veranda hinaussah, wo wir gestern Abend erst mit Herrn May gesessen hatten.

Ich hatte mir vorgenommen, zunächst womöglich mich mit dem Wirthe zu befreunden und diesen über das vorgesetzte Thema abzuhören, bevor ich mich nach Herrn May erkundigte. Nachdem ich mich niedergelassen und eine Flasche Rüdesheimer bestellt, trat auch der jugendliche Wirth in ganz schwarzem, feinem Anzug, von welchem nur die glänzende Wäsche und die schwere goldene Uhrkette leuchtend abstachen, mit vollem, rundem, blassem Gesicht, das von beiden Seiten mit röthlich blonden Bartcotelets umrahmt war, in den Saal, offenbar, um sich nach dem interessanten Gast umzusehen, der schon am frühen Morgen für seine einzelne Person eine ganze Flasche Rüdesheimer von der besten Sorte bestellt hatte. Die Wirthe wissen, daß derartige einsame Gäste ihr Glas Wein gern mit ihnen leeren und dabei von Diesem und Jenem plaudern. In würdevoller Haltung schritt er, ein unbestimmtes Lächeln auf den Lippen, durch den Saal auf mich zu, begrüßte mich zugleich herablassend und respectvoll, indem er mich offenbar von gestern Abend wieder erkannte und nach meinen Wünschen fragte. Da ich aber in diesem Augenblick den Kellner bereits mit dem Bestellten in der Saalthür erscheinen sah, nahm ich die Gelegenheit wahr, ihm in schmeichelhafter Weise meine Zufriedenheit über die schnelle Bedienung zu äußern. Wir sprachen dann, während er dem Kellner befahl, die weißen Fensterrouleaux nach der Sonnenseite niederzulassen, zunächst über den Wein, gleichsam, um uns zu sondiren, einige gleichgültige Worte, welche indessen ihren Zweck insofern nicht verfehlten, als sie ganz ungezwungen den Augenblick herbeiführten, in welchem Herr Stern bei mir Platz nahm.

Sofort lenkte sich auch das Gespräch auf Herrn May, in dessen Gesellschaft er mich am Abend vorher gesehen hatte, und dann waren wir plötzlich bei der Marchesa angelangt, nach deren hiesigem Aufenthalt ich mich erkundigte. Herr Stern antwortete erst vorsichtig; als ich ihn aber weiter herauslockte, indem ich ziemlich eingeweiht über die schlechten Eigenschaften der Marchesa sprach, fing er an vertraulicher zu werden, und ich entnahm aus seinen Erzählungen zu meinem Ergötzen, daß die Marchesa, welche mehrere Monate bei ihm gewohnt, bevor sie die Villa gekauft, ihm bis heute ihre Rechnung nicht bezahlt hatte. Statt dessen hatte Herr May diese Rechnungen nachträglich im Namen der Marchesa ausgeglichen, und als ich weiter forschte, konnte ich wohl bemerken, daß der Wirth dafür hielt, daß unser guter Herr May zu dieser Handlung einen Auftrag von der Marchesa wohl schwerlich gehabt haben möchte und eigentlich ein echt americanischer Sonderling sei, welchem die Marchesa ihres adeligen Titels wegen imponire. Ganz ungezwungen kam nun auch das Gespräch auf Mathilde und ich hörte genug, um im Stande zu sein, die etwaigen Besorgnisse Peildorfs völlig aufzuheben. Der Wirth hatte, als die Marchesa bei ihm wohnte, die häuslichen Tugenden Mathildens erkannt und da er bereits mit Heirathsgedanken umging, in ihr die vortrefflichste Vorsteherin seines großen Hotels zu finden gehofft. Zugleich war ihm nicht unbekannt geblieben, wie viel Mathilde von der Marchesa zu leiden hatte, und so mochte er glauben, sie werde wohl zugreifen, wenn ihr ein bürgerlich anständiger Mann mit der Heirath eine gesicherte und unabhängige Lebensstellung biete. Von Liebe in dem Sinne, wie Peildorf dieses Wort begriff, war selbst auf seiner Seite so wenig zu finden gewesen, daß er, nach der Ablehnung seines Antrags, unbedenklich an einer andern Thür angeklopft hatte, wo ihm ein freundliches „Herein!" zugerufen worden war. Er rühmte seine junge Frau, die ihre Lage vollständig beherrsche und bei aller Arbeitsamkeit zugleich die lustigste Frau von der Welt sei.

(Fortsetzung folgt.)

Blicke in die Pariser Revolution.

Die Verbrüderung am Morgen des 18. März.

(Fortsetzung.)

Auf meiner weitern Wanderung hatte ich Gelegenheit, dies bestätigt zu sehen; während die Leute namentlich auf den äußeren Boulevards, die am Fuße des Montmarte liegen, Zusammenrottungen bildeten, während Straßenprediger die Menge über die Schwäche der Regierung und über die Heiligkeit der Sache, die soeben den Sieg errungen hatte, belehrten: standen die Soldaten abwärts und bissen mit wahrem Heißhunger in das verabreichte Brod, Andere boten den Vorübergehenden die Bestandtheile ihrer Ausrüstung feil! Es war an diesem Morgen ein Leichtes, ein Chassepot um 6 oder 7 Franken, ja sogar um viel weniger zu erstehen. Von den Patronen gaben die Wackeren eine Handvoll für ein Glas Schnaps oder Wein her.

Der Anblick der äußeren Boulevards wurde immer belebter und belebter, die Ereignisse, welche sich dort zugetragen hatten, sind historisch bekannt. Die Truppen waren herangekommen, ein Theil hatte auf den äußeren Boulevards und in den umliegenden Straßen Aufstellung genommen, Kanonen gegen den Berg aufgefahren, während andere Detachements bis auf die Spitze der Anhöhen hinaufgedrungen waren und

sich anschickten, die ominösen Kanonen wegzuschleppen. Aber man hatte nur eins vergessen: Pferde mitzunehmen, um die Geschütze vom Fleck zu bringen; Eilboten wurden ausgesandt, um die unerläßlichen Zugthiere herbeizuschaffen, mittlerweile jedoch bekamen die Bataillone der Nationalgarde Zeit, sich zu sammeln, die Allarmtrommel wirbelte auf allen Straßen und ehe die Pferde bei der Hand sein konnten, waren über 10,000 Bewaffnete am Platz. In diesem Momente fand die Verbrüderung statt, die längst bearbeiteten und überdies übel gestimmten Truppen fielen ihren Brüdern um den Hals, schossen auf die Gendarmen und auf ihre eigenen Offiziere; der Streich war mißlungen und die Pariser Generale hatten das Talent gehabt, nach abgeschlossenem Frieden eine neue Schlacht . . . . zu verlieren. Der ganz kurze Kampf oder, besser gesagt, der Schußwechsel hatte bei der Place Blanche an der Einmündung mehrerer durch die galanten Quartiere nach dem Innern der Stadt führenden Straßen stattgefunden. Hier lag inmitten einer Blutlache ein schönes Araberpferd, die hungrigen Soldaten hatten sich schon daran gemacht, und schnitten mit Hacken, Säbeln, Bajonetten. Messern &c., bis Jeder ein Stück Fleisch von den Lenden, dem Rückgrate oder den Schenkeln hatte. Am Eingang einer kleinen hölzernen Bude standen viele Leute, ich näherte mich der Gruppe; auf dem Boden, der mit einer Streuschichte übersät war, lag der Cadaver eines jungen Cavalerieoffiziers, von drei Kugeln getroffen. Sein Dolman und seine Kniehosen waren mit Blut bespritzt; die Soldaten hatten ihn erschossen, weil er ihnen ihren Verrath in scharfen Ausdrücken vorhielt. Es war das erste Opfer dieses Aufstandes; wie viele tausende sind ihm gefolgt!

Als das berüchtigte Comite der Rue de Flandre den Angriff auf den Montmartre und dessen Abwehr erfuhr, hatte es sich eiligst nach dem dem Operationsfelde näher gelegenen, von den Grisetten gröberen Calibers aufgesuchten Balllocal „Le Chateau Rouge" verpflanzt. Dieses Chateau Rouge bietet einen großen Garten, wo mehr oder weniger brillante Nachtfeste gegeben werden, einige künstliche Grotten und einen in der Mitte mit allerlei Wällen und Gräben umgebenen Bau, der das Aussehen eines Blockhauses hat.

Viele der Comitemitglieder hatten sich am Morgen, als sie den Angriff erfuhren und dessen günstigen Ausgang nicht vorauszusehen vermochten „verzogen"; jetzt kamen aber alle wieder heran und constituirten sich in Permanenz.

Bald wurde ihnen der unglückliche General Lecomte vorgeführt, den seine eigenen Truppen den Insurgenten ausgeliefert hatten.

Er war ein vier und vierzig- bis fünfzigjähriger Mann von hoher Gestalt und ziemlich energischen Zügen, zugespitztem Bart und gestutztem Haar nach der militärischen Mode. Er behielt eine sehr gleichgiltige Haltung, seine Begleiter aber schrieen, drohten und schimpften unaufhörlich auf ihn; am aufgebrachtesten waren die Soldaten und wollten ihn gleich niedermachen.

Das Käppi war dem General vom Kopfe geschlagen, die Uniformknöpfe heruntergerissen und in diesem Zustande führte man ihn vor das Comite.

„Erschießt ihn, erschießt ihn", tönte es von allen Seiten des Saales; und mehrere Mitglieder des saubern Tribunals schienen ziemlich geneigt, diesem Rathe gemäß zu handeln, um so mehr, da die blutige Forderung der Massen immer stürmischer wurde.

Da erhob sich aber ein junger Mann mit ziemlich aristokratischem Aussehen und in Nationalgarde-Uniform, er stieg auf einen Tisch.

„Bürger!" rief er aus, „Ihr wollt diesen Verräther dem Tode weihen?"

„Ja, ja, zum Tode, zum Tode; freilich hat er diese Strafe verdient, da er auf Weiber und Kinder das Feuer commandirte."

„Nun, wenn er einmal dahin ist, was habt ihr davon? Seien wir froh, daß wir endlich einen der galonnirten Taugenichtse in Händen haben, lassen wir ihn nicht aus und behalten ihn als Geißel. Wie viele edle Patrioten schmachten nicht in ihren Kerkern und werden von ihren Kriegsgerichten verurtheilt; nun, wir haben jetzt Gefangene, sagen wir ihnen: Aug' um Aug', Zahn um Zahn, lasset ihr die Unseren nicht los, so behalten wir die Eurigen, wird diesen ein Haar gekrümmt, dann haftet uns das Wohl und Wehe dieser hier."

Die Rede des jungen Mannes, dessen Namen ich nicht ermitteln konnte, rief einen großen Eindruck hervor; der Gedanke, den General als Geißel aufzubewahren, wurde gebilligt und der Unglückliche nach einer der Grotten im Garten abgeführt und dort streng bewacht. Mit demselben Gleichmuthe, den er vor seinen Richtern gezeigt hatte, zündete sich der General eine Cigarre an und gab einem der Gardisten ein Goldstück, mit der Bitte, ihm etwas zum Dejeuner zu holen. Der improvisirte Kerkermeister ging in eine kleine Garküche am Ende der Straße, wo gewöhnlich die Kutscher und Lastträger der Umgegend ihre Mahlzeiten einnehmen und holte dort ein verdächtiges Beefsteak mit ein paar in Schweinefett gerösteten Kartoffeln, einen Teller Salat, ein Stück Käse und einen Liter Wein. Es war dies das letzte Frühstück des armen Generals, welcher, als ich gegen zwölf Uhr den Chateau Rouge verließ, des traurigen Schicksals, welches seiner harrte, noch nicht gewärtig war.

Indeß wurden immer neue Gefangene, meist Gendarmen und Polizeiagenten im Garten und im Hofe eingebracht; letztere wegen der berüchtigten Cassetete-Feldzüge im Juni 69 und im Februar 70, bei welchen sie sich besonders hervorthaten, im Andenken des Volkes sehr übel angeschrieben, hatte man alle Mühe vor Mißhandlungen zu bewahren und ich bin nicht sicher, daß einige nicht an Ort und Stelle zerfetzt wurden.

(Schluß folgt.)

Der Weltverkehr zur See und die Physik der Erde.

Ein Vortrag von Dr. Georg Neumayer.

(Schluß.)

„Ich kann die Reihe der Betrachtungen, die ich Ihnen vorzuführen mir vorgenommen hatte, unmöglich schließen, ohne vorher auf etwas eingegangen zu sein, dem ich eine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet habe, und welches eine Gattung von Phänomenen berührt, die in der That für den Seemann von höchster Wichtigkeit sind, nämlich die Strömung des Weltmeeres. Sie Alle haben von dem Golfstrom gehört, Sie kennen seinen Verlauf. Eine kurze Beleuchtung der Oberflächenströmung in höheren Breiten der Hemisphäre dürfte für Sie doch von Interesse sein. In dieser Beziehung vermochten gleichfalls die wenigen wissenschaftlichen Expeditionen nur wenig zu leisten und auch in diesem Falle verdanken wir die festgestellten Resultate einzig und allein dem Seeverkehr unter wissenschaftlicher Leitung. Die Schiffsjournale über Reisen nach der südlichen Hemisphäre geben uns über die Treibeisverhältnisse der hohen Breiten Aufschluß. Abgesehen nun davon, daß dies den Verkehr unendlich erleichtert, gibt es uns auch die entschiedensten Anhaltspunkte für die Bestimmung der Strömungen des Oceans. Es ist hier nicht der Ort, auf diese Sache näher einzugehen, nur soviel sei gesagt, daß wir daraus erkennen, daß an den Ostküsten der südlichen Continente (wie in der nördlichen Hemisphäre) Ströme warmen Wassers abgewiesen und nach Süden geleitet werden, während die Westküsten kalte Strömungen bespülen. Die thermischen Beobachtungen, auch nur aus tüchtig geführten Schiffsjournalen entnommen, bestätigen dies auf's Vollkommenste. Beobachtungen dieser Art sind aber um so schwieriger und verdienstvoller, da die in jenen Gegenden herrschenden beständigen Westwinde die Haupterscheinungen verwischende Oberflächenströmung erzeugen und weil sie uns die Uebereinstimmung der gleichen Erscheinungen in beiden Hemisphären demonstriren.

„Ich habe schon angedeutet, daß wir in Deutschland lange Zeit, so tüchtig wir auch immer in der Ausübung des astronomischen Theiles der Seefahrtskunde gewesen sein mögen, in dem Bestimmen unserer Course, wenig oder keine Rücksicht genommen haben auf die herrschenden physikalischen Verhältnisse. Noch im Jahre 1860 war es mir unmöglich, die Resultate aus den Journalen unserer Schiffe, die nach Australien reisten, zu berücksichtigen, weil sie den damaligen Standpunkt der Wissenschaft nicht einnahmen und daher, hätte ich sie benutzt, die Resultate in irriger Weise beeinflußt haben würden. Es ist dies, wie ich ebenfalls schon anführte, nur die Folge der Zerfahrenheit unseres Vaterlandes gewesen; es war eben auch in diesem wichtigen Punkt kein gemeinsamer Standpunkt zu finden, keine gemeinsame Organisation zu erzielen. Es ist übrigens nur billig, daß ich hier constatire, daß es nicht an Männern fehlte, die unserer Wohlfahrt den durch Nichtbeachten der gekennzeichneten Erfolge zugefügten Schaden gerne erspart hätten und von Zeit zu Zeit warnend auftraten. Ich selbst habe im Jahre 1855 an Alexander von Humboldt ein Promemoria eingereicht, worin ich ganz besonderes Gewicht darauf legte, daß wir, die wir die Gründer der meteorologischen Wissenschaft, Dove und von Humboldt, zu den unserigen zählen, schlechterdings bei dem rein Theoretischen stehen geblieben seien und uns nicht bemühten, dasselbe auch in die Praxis überzuführen. Ich bat Humboldt, er möge in dieser Sache wie in so vielen anderen Dingen zum Segen unserer Schifffahrt seinen Einfluß äußern. Aber auch ihm gelang es nicht, hier entschieden einzugreifen und so verblieb es beim Alten.

„Von Australien zurückgekehrt, habe ich auf's Neue erklärt, und zwar mit durch eine 8jährige, in einem Central-Punkt des Weltverkehrs erworbene Erfahrung erhöhtem Nachdruck, welche großen Verluste für uns und unsern Verkehr, unsern Handel aus der Nichtbetheiligung an den Arbeiten zur Förderung der physikalisch-nautischen Wissenschaft entspringen; doch auch damals war dies vergeblich. Mittlerweile wurde der Norden Deutschlands geeinigt, und es gelang meinem Freunde von Freeden, in Hamburg ein Institut zu gründen, welches sich die Lösung der genugsam bezeichneten Frage zur Aufgabe stellte. Seit 1867 besteht die Norddeutsche Seewarte, die es sich nur zur Aufgabe stellte, nicht etwa ein Lehrinstitut zu sein, sondern die wissenschaftliche Leitung bei der Lösung der Hauptaufgaben des Seeverkehrs in die Hand zu nehmen. Dieselbe gab daher den Capitänen Segelrouten nach den neueren Grundsätzen, gab Aufklärung über das Verhalten des Thermometers und Barometers, — sie bemühte sich, um kurz zu sein, die großen nur allzu fühlbar gewordenen Lücken auszufüllen. Allein, da auch jetzt die Mittel nur spärlich zugemessen wurden, so konnte die Seewarte das nicht erstreben, was andere Institute in England, Holland und Amerika erreichten. In der That mußte die vorzüglich wichtige Abtheilung des Instituts, welcher die Bearbeitung wissenschaftlicher Fragen auf dem Gebiete des Seeverkehrs zufallen sollte, vertagt werden bis zu jenen Momenten, wo es durch die Einigung unseres Vaterlandes ermöglicht wurde, auch das Vollkommenste, Beste und Tüchtigste anzustreben. Es wurde ein neuer Entwurf zur Organisation der deutschen Seewarte angefertigt und dem Bundesrathe unterbreitet. Dieser Entwurf sichert, wenn durchgeführt, unserer Nation auch in dieser Beziehung eine ihrer Größe würdige Stellung und wollen wir nur hoffen, daß unsere Reichsregierung baldigst eine deutsche Seewarte auf Grund der Erfahrungen, die wir bereits gemacht haben, in's Leben rufen werde.

„Ich kann meinen Vortrag nicht schließen, ohne noch einige Betrachtungen daran zu knüpfen. Man hört so außerordentlich häufig von der Wichtigkeit des Bestrebens, eine große Flotte zu gründen, reden — und ich glaube, nicht immer mit dem besten Verständniß der hier vorzüglich maßgebenden Frage. Man denkt zunächst daran, colossale Schiffe zu bauen, sie zu armiren und die Leute zu ihrer Bemannung und Bedienung tüchtig einzuüben; allein das, worauf es vor Allem ankommt bei derartigen Bestrebungen, wird nur allzuselten mit Nachdruck betont. Das ist die gründliche, durchgreifende wissenschaftliche Bildung der Offiziere, denen diese Schiffe anvertraut werden sollen. Ein gediegener wissenschaftlicher Geist ist von dem Wesen eines tüchtigen See-Offiziers nicht zu trennen. Denn es ist ja gerade die schöne Prärogative des Seemannes, daß er im Frieden die Aufgabe hat, wissenschaftlich zu wirken und zu schaffen in allen Theilen der Welt, daß er Karten verfertigt, daß er wissenschaftliche und physikalische Untersuchungen anstellt, die nur zum Besten des Handels und Verkehrs sowohl seiner eigenen Nation als der Welt überhaupt gereichen können. Es beruhet entschieden — die Geschichte zeigt es — die Stellung einer Nation zur See vor Allem und wesentlich darauf, wie sie die Wissenschaft zu hegen vermag in ihrer Flotte, sie beruht darauf, daß sie eine tüchtige maritime Literatur zu schaffen vermag, wodurch der Handel zur See tüchtig, sicher und schnell erhalten zu werden vermag. Und so wollen wir denn damit abschließen, daß wir aufrichtig wünschen: es möge die deutsche Flagge nicht allein als ein Symbol der Macht und Größe unseres Vaterlandes in fernen Meeren sich entfalten, sondern es möge dieselbe auch leuchten als das Banner und zum Segen echt deutscher Wissenschaft auf dem Gebiete der Nautik und Hydrographie." (Allgemeiner Beifall.)

Miscellen.

Im Hotel Drouot zu Paris fand am 30. v. M. eine kleine aber bizarre Auction statt; es kamen nämlich 24 Stück leere Austernschalen zu Versteigerung, welche von dem einzigen Dutzend Austern stammten, das während der Belagerung in die Stadt gelangen konnte und von einem Restaurant mit 100 Frcs. bezahlt wurde. Wer diese 12 Stück Austern und zu welchem Preise verzehrte, ist nicht bekannt geworden, aber die leeren Schalen, von denen eine jede mit einer Erinnerungs-Etiquette versehen war, erstand ein reicher Amerikaner, Mr. Harry Stuart, zum Preise von 32 Fr. per Stück.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 125. Speyer, Donnerstag, den 19. October 1871.

*** Herbstabend.**

Tiefblau und still ragt das Gebirg, umflossen
Von bleichem, goldenen Verklärungslicht,
Der mild verklärte Himmel hält umschlossen
Die öde Welt — still lächelt ihr Gesicht.

Wie Leichenhöfe sind die weiten Fluren
Und mich umhaucht's, wie kaltes Todesweh'n,
Ich wandle überall auf Todesspuren —
Doch ist vom Todesschrecken nichts zu seh'n.

Sanft schlummert die Natur, die lebensmüde,
Von Arbeit, Freud' und Sturm geht sie zur Ruh',
Und durch die Stille wehet linder Friede
Als letzter Gruß dem müden Kinde zu.

Ch. Böhmer.

Mein Freund Peildorf.

Von **Ernst Volmar.**

(Fortsetzung.)

Inzwischen füllte sich der hohe Speisesaal mit Gästen, die hin und wieder gingen, sich ungezwungen begrüßten und an den Tischen Platz nahmen. Hier sah ich auch die ältere Gräfin Lorris am Arme eines Herrn hereintreten, in welchem ich sofort den Grafen Larosée wiedererkannte, wie ich ihn bei meiner Ankunft auf meinem Spaziergang mit Peildorf gesehen hatte.

Der Wirth bestätigte mir, daß ich in der That den ehemaligen Bevollmächtigten bei der neapolitanischen Regierung vor mir sehe, und fügte sogleich hinzu, daß derselbe in sehr interessanter Weise bei ihm Erkundigungen über die Marchesa eingezogen habe. Hinter dem Grafen erschien Clemence, offenbar mit dem von Peildorf gefürchteten jungen Engländer.

In diesem Augenblick kam auch Herr May in den Saal, erkannte mich mit sichtlicher Freude und streckte mir beide Hände zum Gruße entgegen. Er trug seinen chocoladefarbenen Rock und die mir wohlbekannten carrirten Beinkleider.

Ich beschloß, die Tafel mitzumachen, und ließ mir und Herrn May absichtlich in nächster Nähe des Grafen Larosée und seiner Gesellschaft Plätze anweisen. Ich gestehe, daß es mir viel Vergnügen machte, dem bald sich entwickelnden, in französischer Sprache geführten Gespräch zu folgen. Besonders freute mich der semmelblonde junge Engländer, der, wie sich bald ergab, in Indien geboren und erzogen war, und den einerseits der Respect vor seinem diplomatischen Vorbilde, dem Grafen, und andererseits seine ungeheuchelte Bewunderung vor seiner Tischnachbarin, der jungen Comtesse Lorris, beständig von zwei Seiten in Anspruch nahmen, so daß er häufig vor Verlegenheit, nach welcher Richtung er sein Gehör schenken sollte, weder den Einen noch die Andere verstand.

Der Graf theilte zunächst aus dem Schatze seiner Erfahrungen Dasjenige mit, was ihm offenbar das Interessanteste war, die Geschichte mehrerer Krankheiten, welche er insbesondere in Italien durchgemacht hatte und über die er sehr sonderbare Ansichten vortrug. Auch versäumte er nicht, hierbei sehr merkwürdige Rathschläge an seine Zuhörer zu ertheilen, wie sie sich bezüglich ihrer Gesundheitspflege zu verhalten hätten, so daß ich bedauerte, daß Peildorf nicht zugegen war, um für seine Praxis daraus Nutzen zu ziehen. Endlich verbreitete er sich ziemlich weitläufig über das Thema der Familienveredelung und stellte hierbei auf, daß der Adel an verschiedenen Orten durch zu nahe Heirathen so sehr entartet sei, daß es Standespflicht werde, bei der Auswahl der Frauen in das Bürgerthum hineinzugreifen und den alten Familien das gesunde Blut des Volkes zuzuführen. Ueber dieses Thema redete er ganz allein. Obschon nun der Graf im Allgemeinen nicht bestürzt zu werden pflegte, wenn er sich plötzlich ganz allein reden hörte, so merkte er dieses Mal doch, daß es genug sei, und lenkte auf die Politik im Allgemeinen ab. Hiernach war von Hofgeschichten die Rede und hier bedauerte besonders Comtesse Clemence die Depossedirung des Herzogs. Sie hatte es sich so hübsch gedacht, an dem kleinstaatlichen Hofe zu verkehren und das französische Uebergewicht geltend zu machen, und die Anwesenheit der Fürstin Alice war doch nicht im Stande, für einen residirenden Hof Ersatz zu bieten.

Plötzlich nahm aber das Gespräch eine bedenkliche Wendung. Von der Fürstin Alice kam man auf die Marchesa, welche sich durch ihre Bemühungen, sich der Fürstin zu nähern, zum Gegenstand des allgemeinen Gelächters gemacht zu haben schien. Mir wurde sehr bange für May, der, sobald der Name seiner Angebeteten genannt wurde, erzitterte und sich auf seinem Stuhl unruhig hin- und herbewegte. Die Gräfin vorzüglich erging sich in Spott und Hohn und zeigte

ihr ganzes Uebergewicht über die aristokratischen Gelüste der Marchesa, so daß es mir unwillkürlich zum Bewußtsein kam, wie sehr der falsche Stein dem echten schmeichelt. Der Graf verrieth, daß er die Marchesa aus Neapel kenne, wo er mit ihrem Mann freundschaftlich verkehrt habe; was ihre Person betraf, so wollte er nähere Beziehungen zu ihr nicht zugestehen. Der Gräfin schien es indessen Vergnügen zu machen, ihn mit der Marchesa zu schrauben und es kam mir zugleich vor, als ob ihre Anspielungen nicht so ganz ohne wirkliche Unterlage seien. Doch waren verschiedene Anecdoten, die sie über die Marchesa zu Besten gab, der Art, daß der Graf, selbst wenn seine Beziehungen zur Marchesa ganz harmloser Art gewesen wären, offenbar vorgezogen haben müßte, jedes nähere Verhältniß zu derselben in Abrede zu stellen. Zuletzt sagte die Gräfin boshaft: „Die Marchesa ist übrigens sogar eine strafrechtlich interessante Person, wenigstens, wenn das Gerücht die Wahrheit redet, daß sie bei Gelegenheit nichts Geringeres als falsche Wechsel gemacht haben soll!"

Ich glaubte zu träumen, ja es schwindelte mir vor den Augen, als ich unmittelbar auf diese Worte der Gräfin neben mir einen Stuhl rücken hörte und Herrn May sich erheben sah.

Er schlug mit seiner Messerklinge ans Glas, daß es klingelte. Aller Blicke waren plötzlich wie ebenso viele durchbohrende Pfeile auf ihn gerichtet; offenbar fühlte er schon die Spitzen in seinem Fleische, denn er war gänzlich erblaßt und der Angstschweiß trat ihm aus den Poren. Zugleich nahmen seine Augen einen verschwimmenden Ausdruck an, als erblicke er vor sich anstatt der wenigen wohlfrisirten Köpfe ein unendliches Meer auf- und niederschwingender Wogen, auf denen er hilflos schaukle. In der That, ich konnte nicht länger zweifeln, der Mann wollte reden und war entschlossen, sich von diesem Vorsatz durch keine äußere oder innere Gewalt abbringen zu lassen. Und schon hörte ich mit peinlichem Erstaunen seine Stimme von Verlegenheit und Gemüthsbewegung zugleich durch den Saal zittern:

„O, meine Damen und Herren!" begann er, indem er sein Französisch in der breitesten mitteldeutschen Mundart vortrug, „zürnen Sie einem freien Amerikaner von deutschem Gemüth und deutscher Sinnesart nicht, wenn er Sie mitten in Ihrem Gespräch zu unterbrechen und allein das Wort zu ergreifen wagt. — Aber ich fühle einen innern Drang zum Reden und ich glaube einem solchen Drang nicht widerstehen zu dürfen — da er vielleicht von Gott kommt, der Sie durch mich an Ihre Christenpflicht erinnern will. Denn es ist gar nicht recht, lieblos gegen seine Nächsten zu sein und — wir dürfen ja auch nicht lieblos von ihnen reden. — Das ist ja ewig wahr und wer daran erinnert, kann nichts Unrechtes thun. — Mit tiefem Schmerze — ich muß es wohl sagen — wenn Sie es nicht übel nehmen wollen — höre ich an offener Tafel nun schon seit längerer Zeit nichts als die härtesten und lieblosesten Spöttereien über eine alleinstehende Frau und es hat sich kein Einziger zu ihrer Vertheidigung erhoben, und doch hat Keinem von Ihnen die arme Frau ein Leid zugefügt, und Keiner von uns kann wissen, ob er in dem großen Hauptbuch Gottes ein besseres Conto hat, als die Frau, die er hier verurtheilt. Und ich erlaube mir, zu muthmaßen, daß ich Niemanden beleidigen kann, wenn ich Das ausspreche, wozu es mich drängt, daß wir, wenn wir uns stark fühlen, den Schwächern mit Milde und Schonung betrachten sollen, damit Gott, der stärker ist als wir Alle, auch an uns Milde und Nachsicht übe; und so will ich Sie bitten, meine Worte nicht übel zu deuten und wenn Sie etwas Richtiges darin finden — mit diesem Gespräche inne zu halten — denn ich — ich kenne die Frau, von der Sie reden, und ich will es offen aussprechen, daß ich, was auch von anderen Seiten gesagt werden möge, niemals aufhören werde, als die beste und edelste Dame von der Welt zu verehren — die Marchesa Gorgo."

Herr May setzte sich und führte mit zitternder Hand das Wasserglas an die Lippen, indem er sorgsam vermied, irgend einem auf ihn gerichteten Blick zu begegnen. Eine allgemeine Stille war während seiner Worte eingetreten und dem verlegensten aller Menschen war es offenbar gelungen, seine Verlegenheit für einen Augenblick auf die Andern zu übertragen.

Der Graf brach zuerst das Schweigen und sagte so laut, daß May es hören mußte:

„Ist das nicht eine neue Auflage des Don Quixote, meine Damen? Sie werden gern ihm zu Liebe die Dulcinea ruhen lassen."

Herr May, von dem Vergleiche offenbar nicht geschmeichelt, erhob seine braunen, feucht gewordenen Augen und sah den Grafen vorwurfsvoll an; der junge Nabob aber stand gutmüthig auf, ging auf ihn zu und drückte ihm die Hand mit den Worten: „O! Sie sein ein aufrichtig braves Mann, ich thu' Dich begreifen!" Er begleitete diese Worte mit einem schmachtenden Blick auf Comtesse Clemence. Herr May benutzte diese Gelegenheit, um aufzustehen, verbeugte sich links und rechts gegen die Gesellschaft und war ersichtlich von einem Alp befreit, als er sich in meiner Begleitung aus dem Saale entfernen konnte, in welchem er so unvermuthet für seine Dame eine Lanze hatte brechen müssen.

Auf einer Bank im Garten, hinter grünem Laub versteckt, setzten wir uns nieder. Hier sammelte sich May bald, athmete mehrere Male tief auf und schien mir offenbar mit dem Geschehenen und seiner eigenen Haltung dabei durchaus nicht unzufrieden.

„Sehen Sie", sagte er, „wie sie Alle über meine Flora herfallen und wie sie allein in der Welt dasteht, wenn ich mich ihrer nicht annehme. Ja, es ist meine Pflicht, ihr Beschützer zu sein! Ich muß für ihre Ehre kämpfen und ihr ihren Feinden zum Trotz das Leben zum Paradiese machen, und unangefochten wie eine erhabene Königin soll sie auf Alle, die ihr übel wollen, herabsehen dürfen! Nun fürchte ich auch nicht mehr, wie sie mich aufnehmen könnte, nachdem ich weiß, wie schutzlos sie in der Welt steht. Morgen, morgen schon muß ich sie wiedersehen, es darf nicht noch ein Tag

nutzlos vergehen; lieber Herr, stehen Sie mir bei, daß ich meine arme Flora wiedersehe!"

Ich versprach ihm, was er und wir ja auch wünschten, und er ließ mich allein. Auch ich hatte die Absicht, jetzt nach Hause zu gehen und schritt durch den Garten dem Hotel zu, als ich noch einen Augenblick durch den Anblick unserer Tafelgesellschaft zurückgehalten wurde, die eben jetzt durch die breite Glasthür des Speisesaals in den Garten kam. Der Graf Larosée führte die Gräfin Mutter, die eine Cigarette zwischen den Zähnen hielt, während Comtesse Clemence mit dem Nabob ein Fangspiel begann und sich hinter einem hohen Rosenstrauch fangen ließ. Ich war in die Laube zurückgetreten und wurde von der Gesellschaft schwerlich bemerkt oder beachtet, während ich ihr Treiben bequem überschauen und zum Theil ihren Gesprächen folgen konnte.

Meine Aufmerksamkeit wurde endlich, nachdem sich die Damen entfernt, einer Unterredung zwischen dem Grafen und dem Nabob zugelenkt, welche ungefähr folgenden Verlauf nahm.

Der Graf mußte dem Nabob irgend etwas über die Comtesse Clemence gesagt haben, was den leidenschaftlichen und, wie mir schien, gutherzigen jungen Mann in helle Empörung versetzte.

„Und wenn ich Ernst machen wollte?" fragte er mit der entschlossenen Kühnheit der raschen Jugend.

„Pah!" erwiderte der Graf gedehnt, ruhig und überlegend. „Sie sind ein Narr, lieber Charles, und ich bin es meinem Freunde, Ihrem Vater, der Sie unter meine Obhut stellte, schuldig, Sie vor einem Ernste zu bewahren, der für diesen Zweck sehr übel angebracht wäre. Ich will Ihnen meine Meinung sagen, Sie brauchen das Geld der kleinen Lorris nicht und, glauben Sie mir, daß ich Denjenigen, der dieselbe heirathet, nur in dem einen Falle entschuldigen werde, wenn ich ganz bestimmt weiß, daß er auf keine andere Art zu Geld kommen kann."

„O, Sie sind eine steinerne Natur und das Feuer der Leidenschaft hat Sie niemals erweicht. Ich liebe Clemence und Sie höhnen mich, weil ich sie heirathen möchte! Und wenn sie mich will, werde ich sie heirathen, Ihnen zum Trotz. Und was Sie mir soeben sagen, halte ich für Gottlosigkeit, das gilt in meinen Augen nichts, darauf werde ich nicht hören!" Der Nabob begegnete seinem Mentor bei diesen Worten mit einem fast ungeduldigen, finstern Blick. Es schien ihn zu ärgern, daß der Graf versuchte, sich zwischen ihn und sein junges, wenn auch vielleicht flüchtiges Gefühl zu drängen. Der Nabob hatte noch zu viel inneres Feuer, um nicht von der Berührung des kalten Wesens des Grafen dann und wann einmal aufzuschrecken. Der Graf indessen fuhr in seinen Ermahnungen fort, indem er seinen Arm begütigend auf die Schulter des Nabobs legte:

„Sie träumen noch von einem Glücke, Charles, und wissen noch nicht, daß es in dem Sinne, wie Sie es träumen, kein Glück für uns Menschen der Gesellschaft geben kann. Ich, mein lieber Charles, erkenne es als meine liebste Aufgabe, Ihr Führer zu sein und Sie gleich einem Arzte gesund aus den jugendlichen Krisen Ihrer Entwickelungsepoche herauszuführen und auf den Platz zu stellen, den Sie Ihrem Rang und Reichthum nach zu beanspruchen haben. Ich will mich freuen, so lange ich sehe, daß Sie sich mit der Comtesse unterhalten, aber warnen muß ich Sie, junger Freund, vor den aufgespannten Heirathsnetzen und betrüben wird es mich stets, wenn ich bemerken muß, daß Sie mit Ihrer Herkulesnatur sich zum Spielball der Launen eines abenteuerlichen Frauenzimmers hergeben."

„Monsieur Charles, ich erwarte Sie!" rief in der Ferne eine helle Glockenstimme und Monsieur Charles ließ seinen weisen Mentor am Wege stehen.

(Fortsetzung folgt.)

Blicke in die Pariser Revolution.

Die Verbrüderung am Morgen des 18. März.

(Schluß.)

Gegen 5 Uhr Abends ging ich mit einem Garibaldianer-Offizier, der auf seine Camicia rossa und seinen langen Degen nicht wenig stolz war, von Neuem den Buttes zu; am Fuße lagerten die Nationalgardisten, um zu wachen, damit die am Morgen gefahndete Beute ihnen nicht entrissen werde. Ueberall waren Posten ausgestellt und hemmten den Verkehr auf sehr lässige und, wie es bei dieser Waffe Sitte ist, brutale Weise.

Auch uns wollte man den Weg versperren, aber mein Gefährte gerieth in Feuer, pochte auf sein rothes Hemd, auf seinen Patriotismus, auf Garibaldi und schließlich stimmten die Schildwachen und alle Umstehenden electrisirt in den Ruf Vive Garibaldi! ein . . . . und wir konnten durch.

Da hörten wir, obwohl Alles am Platze ganz ruhig aussah, und nicht der mindeste Conflict augenscheinlich zu befürchten stand, zwei Schüsse, einen nach dem andern fallen. „Pah!" meinte ich, „ein betrunkener Nationalgardist, der sich amüsirt," und wir gingen weiter, hie und da von irgend einem Rothhemdler angehalten, der meinen Begleiter mit Begeisterung und in lieblich klingendem Florentiner Idiome begrüßte, was aber meinem Freunde nicht zu statten kam, da er vom Italienischen blos den Anzug und die heiße Liebe zu Garibaldi besaß, sonst aber von Hause aus ein biederer Elsässer war.

Als wir uns in das kleine Straßengewühl eben einlassen wollten, hielt uns abermals eine Schildwache an, und von Neuem versuchte der Garibaldianer seine Redekunst; es bildete sich ein kleiner Auflauf, und gut unterrichtete Neuigkeitskrämer erzählten die Begebenheiten des Tages.

Plötzlich sahen wir mehrere Gardisten mit sehr bestürzter Miene und in hastigem Gespräche die holperige Straße herunterkommen.

„Sie haben Unrecht gehabt, sie ohne Urtheil zu erschießen," sagte der Eine.

„Ja, das ist eine schlimme Sache," meinte der Andere; „aber verdient haben sie es doch."

„Geschehen ist geschehen!" Beide schritten von dannen.

Ihnen folgte eine der unvermeidlichen Marketenderinnen in kurzem galonnirten Rock und eng anliegender Tunika, sie sah bleich und verstört aus wie eine Leiche, der dreispitzige Hut saß ihr auf den Augen und sie vermochte kaum zu reden.

„Was gibt es?" frug ich sie.

„O!" sagte sie, „sie haben da die zwei Generäle erschossen" und wies auf ein benachbartes Haus.

„Wie, erschossen?" sagte ein Hauptmann, der des Weges kam, „wen?"

„Den General Thomas und den General Lecomte."

Mit Grausen erfüllt, erwiderte der Hauptmann: „Mit Mördern mag ich nichts zu schaffen haben, ich mische mich nicht mehr in die Geschichte," warf den Degen von dem Gurt und wollte gehen.

„Dummkopf," mahnte ihn ein Lieutenant, „glaubst Du, man macht Revolution mit Orangeblüthenwasser? Das sind Wohlfahrtsmaßregeln, wie man denselben nicht ausweichen kann."

„Uebrigens", fügte ein dritter Offizier hinzu, „haben nicht wir den Mord begangen; wir wollten die Beiden vor ein Kriegsgericht stellen, aber die Soldaten wollten es nicht und schossen sie gleich nieder."

Die zwei Schüsse also, die ich beim Besteigen der Buttes gehört hatte, bedeuteten eine doppelte Execution; und dennoch zweifelte ich an der grausamen That. Der General Cl. Thomas war ein alter Republikaner, er hatte für die Sache unter Louis Philippe gelitten, hatte Gefängniß und Exil überstanden, war nach dem 2. December von neuem in die Verbannung gewandert und hatte trotz aller Schattenseiten während der Belagerung seine Pflicht und Schuldigkeit gethan. Wie konnten Diesen die Republikaner erschießen?

Und dennoch war es geschehen.

Einige Schritte von dem Orte, wo wir standen, war ein lieblich aussehendes Haus in einer Straße mit lieblich klingendem Namen, Rue des Rosiers, die Rosenstockgasse. Allerlei Gesträuche und Beeren kletterten die weißen Mauern empor, die Fensterscheiben, so nett und so blank, schienen nur geschaffen, um die hellen Sonnenstrahlen wiederzuspiegeln oder einen freundlich blickenden krauslockigen Kinderkopf durchblicken zu lassen.

Wenn man den Gang, der hellgrün angestrichen war, durchschritt, befand man sich in einem großen Garten, der im Sommer köstlichen Schatten, im Herbst reiche Ernte von allerlei Früchten bieten mußte. Wir waren erst im Anfang des Frühjahrs, aber der Lenz hatte sich mild angekündigt, die Bäume waren mit Knospen bedeckt und ein paar Hollundersträuche blickten empor.

Hinter den Bäumen und Sträuchen befand sich eine Mauer, hier war die Mordthat vollbracht worden; hier lagen das Gesicht zur Erde ausgebreitet die beiden Opfer, Lecomte in der Generalsuniform, der andere weißbärtige Cl. Thomas in grauen Civilkleidern. Ich erkannte wohl die hohe mächtige Gestalt mit den strengen Zügen, wie ich ihn vor wenigen Wochen auf einem Vollbluthengst dahersprengen sah, denn er wußte, wie gut er sich zu Pferde ausnahm, und liebte es sich so zu zeigen. Eine dritte Person, deren Gesicht gar nicht zu erkennen war, lag neben den Beiden ausgestreckt; plötzlich aber schnellte die vermeintliche Leiche empor.

„Ich bitte, meine Herren", flehte er, „ich bin der Generalstabschef des General Lecomte; verrathen Sie mich nicht, man hält mich für todt." Wir halfen dem Erschrockenen über die Mauer und er entkam; die Mörder waren wie von Gewissensbissen geplagt und zerstoben, als fürchteten sie den Anblick ihrer Opfer.

„Jetzt", meinte ich zum Garibaldianer, „jetzt ist die ganze Bewegung hier aus: diese Mordthat wird fürchterlich gesühnt werden. Die ganze Nationalgarde wird aufstehen und diese Höhle hier heimsuchen.

Er erwiderte mit einem skeptischen Lächeln und das skeptische Lächeln behielt Recht; die That ließ die Bevölkerung kalt und am folgenden Tage waren einige Unbekannte die unumschränkten Herren von Paris.

Miscellen.

München, 7. Oct. Die dritte ordentliche Generalversammlung der Mitglieder des allgemeinen Unterstützungsvereins für die Hinterlassenen der kgl. bayerischen Staatsdiener und der hiemit verbundenen Töchtercasse findet zu München am 27. November d. J. statt. Die Ergebnisse der Rechnung des allgemeinen Unterstützungsvereins für die Hinterlassenen der k. bayerischen Staatsdiener für 1870 sind folgende: Einnahmen 288,264 fl., Ausgaben 288,222 fl., Activrest 42 fl. Unter den Einnahmsposten erscheinen die Beiträge der Vereinsmitglieder mit 73,417 fl., Zinsen von angelegten Capitalien mit 55,375 fl., der reine Anfall an Wittwen- und Waisenfondsbeiträgen mit 93,633 fl. und die Hälfte des reinen Anfalles an geheimen Raths- und Kanzleitaxen mit 36,602 fl. Unter den Ausgabeposten entziffern die Unterstützungen für Wittwen und Waisen von Vereinsmitgliedern die Summe von 31,760 fl. Der Verein besaß am Ende des Jahres 1870 ein Vermögen von 1,548,741 fl.; mehr gegen das Vorjahr um 254,137 fl. Die Einnahmen der mit dem allgemeinen Unterstützungsverein verbundenen Töchterkasse betrugen im Jahre 1870 70,275 fl., die Ausgaben 69,510 fl., daher Activrest 765 fl. Unter den Einnahmsposten sind aufgeführt: die Beiträge der Vereinsmitglieder mit 16,551 fl., die Zinsen von angelegten Capitalien mit 11,716 fl., die Hälfte des reinen Anfalles an geheimen Raths- und Kanzleitaxen mit 36,602 fl. Unter den Ausgabsposten entziffern die Präbenden und Unterstützungen für unversorgte Doppelwaisen von Vereinsmitgliedern die Summe von 1322 fl. Der Vermögensstand der Töchterkasse betrug am Schlusse des Jahres 1870 345,765 fl., gegen das Vorjahr mehr um 68,612 fl. Die Verwaltungskosten haben sich für beide Vereinsabtheilungen auf den geringen Betrag von 245 fl. beschränkt. (Allg. Ztg.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 126. Speyer, Samstag, den 21. October 1871.

.* **Ein Westricher Thälchen im Herbst.**

Wie schön, Du stilles Wiesenthal
Bist Du ihm Sterbgewand,
Als hätt' der Sommer noch einmal
Dir Grüße zugesandt!

Noch glänzt im frischen dunklen Grün
Des Gartens Obstbaumwald,
Und unter falben Sträuchern blühn
Noch Blumen mannichfalt.

Wie schimmert durch den Schleier mild
Das sinn'ge Angesicht;
O Du der Wehmuth erns̈tes Bild,
Verklärt von Hoffnungslicht!

Leis singt Dich Deiner Sänger Chor
In ruh'gen Schlummer ein —
Ach, gehst Du aus dem Grab hervor,
Wie schön wirst Du dann sein!

Ch. Böhmer.

Mein Freund Peildorf.

Von **Ernst Volmar.**

(Fortsetzung.)

Zehntes Capitel.

Der Nelkenstrauß.

Ich theilte Peildorf noch an demselben Tage das Ergebniß meiner Unterredung mit Herrn Stern mit und suchte ihn zugleich zu überzeugen, wie wenig Ursache er habe, in dem Bengalesen einen neuen Nebenbuhler zu fürchten. Dieser sei vielmehr in Clemence ernstlich verliebt und so möge sich der Verkehr mit der Marchesa erklären, welche ja ihrerseits die Gräfin mit ihrer Tochter häufig genug bei sich sehe. Indessen drängte Peildorf, nun ungesäumt am nächsten Tage Herrn May bei der Marchesa einzuführen, damit wir auf diese Weise alle Drei als treue Verbündete jederzeit die Schritte Mathildens und der Marchesa überwachen könnten und das feindliche Terrain seiner ganzen Breite nach einnähmen.

Ich erwirkte von der Marchesa mit Leichtigkeit die Erlaubniß, ihr meinen „interessanten Fremden", den Amerikaner Herrn Juni, vorzuführen und Herr May verfehlte seinerseits nicht, sich am andern Morgen rechtzeitig bei mir einzustellen. Er erschien in einem blauen Frack mit goldenen Knöpfen, dazu mit weißer Halsbinde und abermals in carrirten Hosen. Das Wunderbare seiner Erscheinung wurde außerdem noch durch einen schwarzen Hut erhöht, der einen äußerst schmalen Rand und dagegen einen Deckel vom übertriebensten Umfange besaß, im Uebrigen aber nur von mäßiger Höhe war. Im Knopfloche prangte eine frische rothe Nelke und in der Linken hielt er einen großen Strauß, welcher lediglich aus diesen Blumen bestand. Sein bartloses rundes Gesicht war von Aufregung geröthet und sah aus den gesteiften Vatermördern heraus, wie eine Erdbeere aus einer Schale voll Milch.

Als wir eintraten, saß die Marchesa vornehm, wie eine vergoldete Abendwolke, in gelbseidenem Kleide in ihrem Sophawinkel und musterte uns beim Hereintreten durch ihre goldene Lorgnette. Sie erhob sich kaum, streckte mir jedoch herablassend zwei Finger zum Kusse entgegen, während sie Herrn Juni, dem „Amerikaner", wie sie ihn in der Folge nur noch anredete, gnädig zunickte.

Mays Augen waren weit aufgerissen; er war purpurroth und wankte wie ein Betrunkener. Ich ergriff ihn nun, da er an der Thür verharren zu wollen schien, bei der Hand und führte ihn der Marchesa zu. Die eine Hand auf dem Herzen, beugte er sich fast bis zur Erde vor ihr nieder und streckte ihr mit der andern den Nelkenstrauß entgegen, den sie lächelnd annahm. Der Eindruck, den sie auf den „Amerikaner" machte, schien ihr sichtbar zu schmeicheln. Sie lächelte ihm ermunternd zu, als er ihre Rechte ergriff und mit einem geheimnißvollen Schauern küßte.

Die eifersüchtige Angorakatze hatte sich knurrend und den Rücken bäumend von ihrem Kissen unter der vergoldeten Marmorconsole erhoben und sprang nun, ihre Altersvorrechte geltend machend, ihrer Herrin auf den gelbseidenen Schooß.

„Die beste, vielleicht die treueste Zuneigung, die mir im Leben zu Theil geworden!" hauchte die Marchesa elegisch, indem sie dem trunkenen Herrn Juni mit trübem Lächeln seine Nebenbuhlerin zeigte.

Eine Thräne schwamm in seinem Auge.

„O, sagen Sie das nicht!" rief er mit Nachdruck. „Sie zerreißen damit das Herz Ihres treuest — Ihres —", er hustete und stockte, eingedenk seines Vorsatzes, die Wiedererkennung nicht künstlich zu übereilen — „Ihres Bewunderers, der, wenn Sie es ihm nicht übel nehmen wollen, jetzo von der unvergleichlichen Schönheit Ihres Wesens wie geblendet vor Ihnen

steht! O, himmlische Marchesa, wie vortrefflich haben Sie sich erhalten! Wie alt, wie verwittert stehe ich Ihnen gegenüber da! Kaum darf ich es wagen — o — o erlauben Sie, daß ich schweige; ich fühle mich so ergriffen — so —"

Er fiel erschöpft in den Lehnstuhl mit dem fürstlichen Wappen.

Die Marchesa lächelte hocherbaut und fächelte sich. „Man hält sich ewig jung", sagte sie, „wenn man sich in den höheren Sphären bewegt. Ja, ich habe das Talent der großen Welt, die Jahre mit Lächeln kommen und gehen zu sehen!"

Herr May bog sich, die Hände flach auf die Knie legend, vorn über und sog sich mit allen Gefühlsfasern an seinem Jugendtraume fest, der so bezaubernd und verlockend in der Sophaecke lag.

„O", sagte er nach einer Pause, die beredt sein Ergriffensein aussprach, „so schön, so erhaben, so frisch! Ist's ein Blendwerk, ein Traum? Ja, Frau Marchesa, Sie sind schöner, ich möchte, wenn Sie es nicht übel nehmen wollen, sagen: bezaubernder geworden bei Ihren sechzig Jahren, als Sie es in früheren Zeiten waren, wo Ihre Jugend noch in frischem Glanze stand, und wo Sie eine — eine für Ihre Jahre völlig überraschende Klugheit entwickelten."

Eine gewöhnliche Frau, die sechzig Jahre alt geworden ist, prahlt gern mit ihren Jahren und den Ansprüchen an das Matronenthum, das für die fliehende Liebe Würde verleiht. Eine Frau wie die Marchesa dagegen, mußte von jeder Anspielung auf ihre Jahre betroffen und erschüttert werden und die Bewegung verrieth sich in einem plötzlichen Aufspringen vom Sopha.

Der arme May bemerkte seinen Fehler, wurde roth und kam ins Stottern. Eine zitternde Bewegung seiner Hand bat um Verzeihung. „Du lieber Gott", stammelte er betrübt, „nehmen Sie es mir nicht übel. Ich habe Sie so lange im Herzen herumgetragen, daß ich mir schließlich einbildete, so viel Schönheit könnte wirklich nur mit meinem Herzen altern."

Die goldene Lorgnette wurde zu Hilfe gerufen und es trat eine Pause ein, während welcher wir uns gegenseitig erwartungsvoll gespannt mit den Augen begegneten. May erwartete mit klopfendem Herzen den ersten Ausbruch des Erkennens und der Freude der Marchesa. Er hielt den Athem zurück und hatte die Arme etwas ausgespannt, um beim ersten Zeichen der Marchesa seinen Bräutigamspflichten Genüge zu thun und sie in seinen Armen zu empfangen.

„Seltsam!" rief endlich die Marchesa. „Sie kennen mich also? Und woher?" Seit wann? Ich kann mich an Ihr Gesicht durchaus nicht erinnern!"

„Was ich Ihnen so gern verzeihe", erwiderte trostlos und beschämt Herr May, indem er zu Boden blickte und seine Handflächen gegeneinander legte. „Ja, ja, ich habe mich sehr verändert für Einen, der nicht bis in das Herz zu sehen vermag, das sich immer ganz gleich geblieben ist. Du lieber Gott, wie dürfte ich es auch anders verlangen! Aber ich weiß, es braucht nur Weniges, um Ihnen die alte goldene Zeit aus der Vergangenheit hervorzuzaubern!"

Ich war aufgestanden und setzte mich neben Mathilde, die damit beschäftigt war, ein Stickmuster aus der Modenzeitung durchzuzeichnen. Ich sah ihr zu, um May und die Marchesa einer freiern Bewegung zu überlassen, da ich in Folge der deutlichen Anspielungen Herrn Mays nicht länger zweifelte, daß der Augenblick des Erkennens nahe bevorstehe. Die arme Mathilde war vor Theilnahme an der Entwicklung dieser Angelegenheit, die auch sie so nahe anging, sehr aufgeregt.

„Sie fürchten?" sagte ich leise.

Sie nickte mit dem Kopfe, legte den Finger auf die Lippen und bedeutete mich, zu schweigen.

Inzwischen war es Herrn May gelungen, die Marchesa, nachdem ihr erster Verdruß über die unritterliche Erwähnung ihres Alters sich erschöpft hatte, einigermaßen zu interessiren. Der Umstand, daß er sie in früheren Zeiten gekannt haben wollte, schien sie indessen nur zu der Annahme zu veranlassen, daß „der Amerikaner" sich in den ausgewähltesten Kreisen bewegt haben müsse, und sie folterte ihn daher mit unaufhörlichen Fragen über seine Verhältnisse und Bekanntschaften, die er sehr unvollkommen und ängstlich beantwortete. Indessen nahm sie sehr bald Veranlassung, weitläufig von sich selbst zu sprechen und erzählte von ihrer hohen Abkunft, ihren glänzenden Jugenderinnerungen und dem Hause ihres Vaters, der ein französischer Edelmann gewesen, während sie von mütterlicher Seite aus einer deutschen Fürstenfamilie stamme. Endlich sprach sie von ihrer Ehe mit ihrem theuren unvergeßlichen Marchese und bedauerte den Untergang der Legitimität in Italien, die indessen unzweifelhaft bald in ihrem alten Glanze wieder erstehen werde.

Der arme May hörte athemlos mit offenem Munde zu, und trocknete sich den Schweiß von der Stirn, während die Marchesa in der Pause ihr Riechfläschchen an die Nase führte. Seine Verzückung wuchs von Minute zu Minute, und schon begann er den Worten der Geliebten Glauben zu schenken, obschon sie ihm Dinge erzählte, die er besser wußte und gründlich hätte widerlegen können, wenn er bei Verstand gewesen wäre. Aber lieber glaubte er an die Confusion seines eigenen Gehirns, als an die Möglichkeit, daß die Erzählungen seiner Geliebten ein bloßes Lügengewebe seien. Ohne sich Rechenschaft über die in ihm aufsteigenden Sturmwirbel zu geben, die seine Erinnerungen, seinen Verstand, sein ganzes Wesen willenlos im Kreise drehten und in die Lüfte entführten, gab er sich vollständig und ohne zu grübeln mit dem Reste seines reichen Gefühls der Bewunderung für seine so vornehme, von der Welt mehr wie er geschulte und gebildete, sechzigjährige Geliebte hin. Er war in der Verfassung, einen Eid darauf abzulegen, daß seine Flora wirklich das sei, wofür sie sich ausgab; er hätte in diesem Augenblick Jeden zum Duell gefordert, der ihm gesagt hätte, dieses geschminkte, aufgeputzte, himmlische Weib, dieser scherzhafte, launige Einfall der Schöpfung, sei eine Comödiantin, die Eins mit ihrer Rolle geworden sei und weiter nichts. (Fortsetzung folgt.)

Handel und Gewerbe von Paris im October 1871.

Die der radicalen Partei angehörigen Mitglieder des Pariser Gemeinderaths, Lockroy, Allain-Targé, Murat, Mottu, Jobbé-Duval, Cantagrel, Ranc, Loiseau-Pinson, Bonvalet, Braleret und Vauthier haben aus eigenem Antriebe eine kleine Enquête über die gegenwärtige Lage des Handels und der Gewerbe von Paris unternommen und das Ergebniß derselben in einer an ihre Collegen gerichteten Note niedergelegt, welche gleichzeitig in der ersten Nummer der „Municipalité", eines Organs für städtische Interessen, erschienen ist. Das Actenstück stellt die Lage der Pariser Industrie als eine schwerbedrohte dar. Es sei wohl richtig, führt es aus, daß es vielen Gewerben an Bestellungen nicht fehle; doch blieben dieselben noch immer weit unter der Höhe, auf die man sich nach einer so langen Unterbrechung der Verbindungen mit Frankreich und dem Auslande hätte Rechnung machen dürfen. Der Grund dieser Erscheinung liege einmal an der unter der Gunst jener Unterbrechung in bedenklicher Weise erstarkten fremden Concurrenz und zweitens an dem noch immer auf Paris lastenden Belagerungszustande, welcher kein Vertrauen aufkommen lasse, und jedes Geschäft auf längere Frist mit auswärtigen Plätzen verhindere. Lägen übrigens umfassendere Bestellungen vor, so könnten sie in Folge des Mangels an Arbeitern, deren viele in den letzten Ereignissen getödtet, gefangen genommen oder sich versteckt zu halten gezwungen seien, nicht ausgeführt werden. In allen Werkstätten klage man über den Mangel an Arbeitskräften, in Folge dessen sich die Bestellungen statt nach Paris nach England, Belgien, den Vereinigten Staaten und Deutschland wendeten. Dazu trete und damit hänge zusammen als drittes Moment eine in beunruhigenden Verhältnissen zunehmende Auswanderung, welche gerade für die geschicktesten Arbeiter am Verlockendsten sei. Ein hoher Beamter hätte die Zahl der Arbeiter, welche durch Tod, Flucht, Gefangenschaft und Auswanderung seit einem Jahr der Pariser Industrie entrissen worden seien, auf mehr als 100,000 geschätzt. „Im Juni 1869 trug die städtische Mauth 8,505,076 Fr., im Juni 1871 trug sie nur 6,330,052 Fr. ein. Im Juli stellte sich das Gleichgewicht allerdings so ziemlich her; doch muß man in Betracht ziehen, daß damals Paris zum ersten Male seit der Belagerung sich wieder unter normalen Bedingungen mit Wein, Kohlen, Futter u. s. w. versehen konnte.

Der Bericht wendet sich dann einzelnen Gewerben zu. Von den Hotels und Restaurants können sich die Luxus-Locale noch am wenigsten beklagen, obgleich ihre Einnahmen noch immer weit hinter jenen der letzten Friedensjahre zurückbleiben; in den Restaurants der mittleren Classen, für welche die Speiseanstalten à prix fixes im Palais-Royal als Typus gelten können, hat das Geschäft erst mit Mühe zwei Drittel von dem Erträgnisse erreicht, das es in den entsprechenden Monaten früherer Jahre abwarf, und noch schlimmer stellt sich das Verhältniß in den Wirthshäusern für die arbeitenden Classen. — Das Schuhmacherhandwerk von Paris ist bekanntlich, was wenigstens die Luxusartikel betrifft, das bedeutendste der Welt und eine recht eigentliche Pariser Industrie, da die Concurrenz einiger französischen Provinzstädte, wie Nantes und Bordeaux, kaum in Betracht kommen kann. Diese Industrie beschäftigte in gewöhnlichen Zeiten nicht weniger als 34,000 Arbeiter, wovon etwa 10,000 Belgier und Deutsche waren; die Belgier gelten für besonders geschickt und anstellig, während die Deutschen mehr für die grobe Arbeit verwendet wurden. Von den 24,000 französischen Schustergesellen von Paris sind nun in den letzten Ereignissen — eine wahrhaft erschreckende Thatsache! — 12,000 getödtet, gefangen genommen worden oder flüchtig. Auch müssen alle größeren Fußbekleidungsgeschäfte Bestellungen zurückweisen, die sich nun zur großen Gefahr für das Pariser Gewerbe nach London und Belgien wenden, wo man sich auch alle Mühe gibt, französische Arbeitskräfte anzuwerben. Das Schneiderhandwerk von Paris machte in gewöhnlichen Zeiten jährlich für 15—18 Millionen Geschäfte mit Paris und für 30—36 Mill. mit dem Auslande; dies Jahr dürfte die erstere Ziffer höchstens auf 10, die letztere höchstens auf 16 Millionen gehen und auch hier fällt die Erbschaft des Restes London und Brüssel zu. Von 30,000 Schneidergesellen fehlen 10,000 und die Auswanderung lichtet die Reihen der Verbliebenen noch mit jedem Tage. 5000 Deutsche, die man vor dem Kriege beschäftigt hatte, kommen jetzt zurück, und man kann nicht umhin, sie wieder aufzunehmen, da es an französischen Arbeitern fehlt. Die Folgen sind hier um so trauriger, als in diesem Gewerbe oft die Frau mit dem Manne arbeitet, in Abwesenheit des letztern also die ganze Familie brodlos wird. — In der Leinwäsch-Industrie, in der Handschuh-, Hut- und Miederfabrication, im Posamentirgewerbe u. s. w. ist das Verhältniß ein ganz analoges; nur das Putz- und Blumengeschäft hat nicht gelitten, aus dem einfachen Grunde, weil hier nur Frauen beschäftigt werden. Gleichwohl hat das Ausland auch mit dieser Industrie zu concurriren gesucht: ein Brüsseler Haus z. B. erhielt aus Newyork eine Bestellung von künstlichen Rosen in Höhe von 50,000 Frs. eine Bestellung, die unter andern Umständen sicher nach Paris gegangen wäre, und auch in Berlin hat das Mode- und Blumengeschäft seit dem Kriege einen gewissen Aufschwung genommen. Wenn die Fremden noch lange von Paris fern gehalten würden, könnte die Herrschaft des Pariser Geschmacks auch auf diesem Gebiete Gefahr laufen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Der Mörder der Instituts-Vorsteherin Fräulein von **Paschwitz** in **Erlangen** ist ein daselbst in Arbeit stehender Schuhmachersgeselle aus Meiningen, ein noch junger Mensch, der sich nach seiner Verhaftung rückhaltlos als Thäter bekannte und jede Mitschuld der verhafteten Magd in Abrede stellte. Derselbe schlich sich Abends 8 Uhr in das Haus, in welchem Fräulein Paschwitz wohnte, wartete, bis diese und ihre Magd zu Bette gegangen waren, und drang dann in das Wohnzimmer, öffnete den Secretär, an welchem der Schlüssel steckte, und nahm mehrere Zehnguldennoten, eine goldene Uhr und eine Lorgnette und dergl. an sich. Während dessen erwachte das im Nebenzimmer wohnende Fräulein von Paschwitz, stand auf und machte Licht. Als sie den fremden Mann erblickte, eilte sie in die Küche und rief um Hilfe. Der Dieb ging ihr nach und hielt ihr den Mund zu, um sie am Schreien zu verhindern, und wurde so zum Mörder, denn nach kurzer Gegenwehr sank die unglückliche Dame zu Boden und gab kein Lebenszeichen mehr von sich. Der Thäter verließ hierauf das Haus, indem er das über der Hausthür befindliche Oberlicht aushob und durch dasselbe entschlüpfte. Schon um 7 Uhr des andern Morgens kaufte er sich ein Paar Lackstiefel um 10 fl., dann besuchte er die Kirchweihe in Fürth, kehrte hierauf nach Erlangen zurück und setzte seine Arbeit fort.

Weimar, 9. Oct. Die Wagner-Vorstellungen in Baireuth scheinen in der That eine Wirklichkeit werden zu sollen. Noch im Laufe des Herbstes werden die Arbeiten zum Bau des Theaters, das diesem Zwecke dienen soll und von Semper entworfen ist, in Angriff genommen werden, während der Theater-Maschinist in Darmstadt, Brandt, an die Ausführung der Maschinerieen geht, die bei allen Wagner'schen Opern, zumal aber in dem Bühnenfestspiel „Der Ring der Nibelungen", das allein in Baireuth zur Aufführung gebracht werden soll, eine so große und wichtige Rolle spielen. Im Frühjahr 1873 soll der Bau des Theaters und die scenische Einrichtung der Bühne vollendet sein, so daß alsdann die Proben beginnen und in einem der Sommermonate die Aufführungen selbst Statt finden können. Die Auswahl der Künstler, Sänger wie Musiker hat Wagner sich vorbehalten; er wird ihnen die Rollen einstudiren und beansprucht zu diesem Zwecke, daß die Künstler sich zwei Monate vor den Aufführungen in Baireuth einfinden. Wenn irgendwo, so scheint hier eine bedenkliche Klippe, an welcher das ganze, durchweg im Styl Wagner'scher Rücksichtslosigkeit angelegte Unternehmen, wenn nicht scheitern, so doch bedenklich Havarie leiden könnte. Werden die Künstler ersten Ranges, welche Wagner im Auge hat, Neigung zu einer künstlerischen Villeggiatura in dem stillen Baireuth haben, während überall die musikalische Saison noch in voller Blüthe steht, und werden die Intendanten, Directoren u. s. w. ihren ersten Kräften einen so langen Urlaub bewilligen, der die Thätigkeit ihres eigenen Kunstinstituts in erheblicher Weise schädigen würde? Die Aufführungen selbst finden an vier unmittelbar auf einander folgenden Abenden. — 1 Vorabend und 3 Hauptabende — statt und werden in den beiden nächstfolgenden Wochen zwei Mal wiederholt werden. Die Gesammtkosten sind auf 300,000 Thlr. veranschlagt; die Beschaffung derselben hat Wagner einem Vereine von Freunden übertragen. Bereits sind in Berlin, Wien, München, Mannheim, Leipzig Localcomites zusammengetreten, welche den Betrieb der Patronatsscheine übernommen haben. Bekanntlich ist zur Beschaffung der Geldmittel der Plan angenommen worden, daß 1000 Patronatsscheine ausgegeben werden à 300 Thlr. Der Besitz eines solchen Scheines sichert einen Platz für sämmtliche Aufführungen, doch können auch drei Theilnehmer einen Schein und damit das Anrecht auf einen Platz für je eine der drei Serien der Aufführungen erwerben.

Berlin. Die Strousberg'schen Rumänier haben bereits wieder ein Opfer gefordert, was natürlich den Herrn Doctor und Großspeculanten ganz ungerührt lassen wird. Der Tischlermeister B. hier, hatte als Vormund der Kinder seines verstorbenen Bruders die von diesen ererbten Gelder auf sein in der Ritterstraße gelegenes Grundstück eintragen lassen. Da erschien der glänzende und so großen Reichthum verheißende Prospect des Herrn Strousberg, und auch B. ließ sich davon verblenden und kaufte von den so verlockenden Rumäniern. Das Geld zu dieser Speculation erzielte er aus dem Verkaufe seines Grundstücks. Nichts war natürlicher, als daß er nunmehr vom Vormundschaftsgericht zur gerichtlichen Deponirung der Mündelgelder aufgefordert wurde. Niemand mochte indessen die werthlosen rumänischen Obligationen kaufen und so sah sich B. genöthigt, Alles zu Geld zu machen, was er besaß, um das Vormundschaftsgericht zufrieden zu stellen. Der Verlust, den er bei diesem Verkaufe erlitt, beträgt über 5000 Thaler; ein Schlag, der ihn so hart traf, daß er heute — im Irrenhause sich befindet.

Paris, 8. October. Herr Richard Wallace, der bekannte englische Philanthrop, hat sich der städtischen Verwaltung von Paris erboten, auf seine Kosten in den verschiedenen Quartieren der Stadt öffentliche Brunnen herstellen zu lassen, welche mit dem Wasser der Dhuys, das ungleich gesünder ist, als das Seine-Wasser, gespeist und der Bevölkerung unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden sollen. Diese Brunnen würden an den belebtesten Kreuzwegen angelegt und mit einer entsprechenden Anzahl von Trinkbechern ausgestattet werden. Herr Léon Say hat dieses Anerbieten natürlich mit wärmstem Dank angenommen.

Petroleum als Pilztödter. Reibemeister theilt in dem Wochenbl. d. A. d. Landw. Versuche mit, aus welchen hervorzugehen scheint, daß durch Verdunsten des Petroleums parasitische Pilze oder deren Sporen getödtet wurden. Er tränkte 60 Ellen Baumwollendocht mit Petroleum und befestigte den Docht zwischen Kartoffelreihen nahe über der Erde. Die so umzäunte Kartoffelstaudengruppe erhob sich gegen Ende August inselförmig und gesund grünend aus dem sonst abgestorbenen Kartoffelfelde. Er konnte die Beobachtungen im September nicht fortsetzen. Auch Beobachtungen bei der Seidenraupenzucht deuteten auf die erwähnte Wirkung des Petroleums hin.

---

* Arithmogryph.

1 2 3 4 5.

Ein tapferes Völkchen wohnet dort,
Der Freiheit stets ein treuer Hort.

1 2 3 4.

Es gilt nicht mehr als Scheidewand,
Die schmählich war für's deutsche Land!

1 2 3.

Alljährlich kehre ich zurück,
Und bunt ich dann die Erde schmück';

2 3.

Man kann mich mancher Fehler zeih'n,
Doch nicht für hurtig mich verschrei'n.

1.

Von vielen Brüdern stumm und laut,
Man stets mich als den Ersten schaut. tz.

Auflösung der Charade in Nr. 122:
Tagebuch.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 127. Speyer, Dienstag, den 24. October 1871.

Mein Freund Peildorf.

Von Ernst Volmar.

(Fortsetzung.)

Da ich ihn indessen wieder auf die Bahn der Wirklichkeit führen wollte, wagte ich die kecke Frage, wo er die Marchesa kennen gelernt habe. Die Marchesa unterstützte mich, indem sie sich mit Erstaunen erinnerte, daß er diese Frage bisher noch nicht beantwortet hatte, und erzählte zugleich, daß ihre Bewunderer alle ein gutes Gedächtniß hätten. Es folgten einige Complimente, die ihr vor grauen Zeiten zu Theil geworden waren.

Diese Kundgebung der Eitelkeit war ein neues befriedigendes Erkennungszeichen für May. Sein Kopf erhob sich, sein rosiges Gesicht glänzte wie ein Freudenfeuer am Johannistag. Sie war es also doch; in dieser kunstvollen, neu wiedergegossenen Form war sie doch die Flora von ehemals. Ganz konnte sie sich nicht verleugnen, und ohne Eifersucht begrüßte er mit Glückseligkeit dies Durchbrechen ihres alten, ihm befreundeten Elementes.

Er rückte sammt seinem Fauteuil mit dem Landeswappen in ihre Nähe und ergriff ihre Hand.

„Sehen Sie mich an", sagte er mit bebender Stimme. „Sehen Sie mich an, Frau Marchesa, Zug für Zug — wer bin ich?"

Die Marchesa zog ihre Hand mit einer unbehaglichen Bewegung zurück. „O, gütige Vorsehung!" rief sie, „wie kann ich das wissen? Habe ich Ihnen nicht schon das gesagt, daß ich mich weder ihres Gesichtes, noch Ihres Namens entsinne?"

„Und Sie erinnern sich auch nicht", fuhr Herr May unerbittlich fort, „wen Sie einst zu heirathen beabsichtigten und wer Sie einst entführte?"

„O pfui! Wahrhaftig! Eine Entführung? Beim allmächtigen Himmel, ein solches Abenteuer ist mir nie in meinem Leben begegnet! Herr, Sie vergessen, mit wem Sie reden! Mein seliger Mann Marchese Gorgo, heirathete mich unter dem Segen der beiderseitigen Familien! Herr Amerikaner, jetzt fange ich an, mich zu besinnen, daß ich Sie überhaupt nie gekannt habe!" Die Marchesa schien trotzdem, vielleicht in Erinnerung zweifelhafter Liebesabenteuer, unbehaglich berührt und fächelte sich mit einem außergewöhnlichen Eifer.

Es war ein eigener Augenblick. Mathilde hatte leise das Zimmer verlassen. Ich stand am Fenster mit gekreuzten Armen, den Rücken gegen das Grün der Bäume gewandt, den Blick unbeweglich und gespannt auf die Marchesa gerichtet, die außer einem unbehaglichen Erstaunen nicht die geringste innere Erschütterung verrieth. Ihre kleinen grüngrauen, rothangelaufenen Augen trugen eine unangreifbare Sicherheit zur Schau, wie die wohlverproviantirte und mit Munition versehene Festung sie selbst mitten im Sturm und Kugelregen und der Feuerröthe bewahrt. Mays Gemüthsbewegung schwankte zwischen der überschwänglichsten Begeisterung und der größten Beschämung und Furcht, die ihn zurückhielt, seine Maske fallen zu lassen, bevor er von Seiten der Marchesa eine Ermunterung dazu bekäme. Jetzt hob er plötzlich den Kopf aufwärts, sah mit zuckenden Lippen und überströmenden Augen schüchtern in das Gesicht der Marchesa und begann zuerst leise mit gebrochener Stimme, dann immer lauter zu singen, indem er mit seinem Zeigefinger den Tact dazu in der Luft schlug:

„Mond, einsamer Wächter der Nacht,
Schlafe nicht und halte Wacht!
Und Dein klarer Silberschein
Blink' auf meinem Ringelein!

Die Marchesa schüttelte den Kopf und schielte mit einer verstohlenen Geste, zu welcher sie Zeigefinger und Stirn gebrauchte, zu mir hinüber, um sich zu versichern, daß sie doch im schlimmsten Falle nicht ohne Hilfe sei.

„Mir stehen die Haare zu Berge", sagte sie schaudernd. Ihr Fächer fiel ihr nieder auf den Fußboden, wo May ihn aufhob, um ihr denselben mit einem inbrünstigen Kusse auf ihre Fingerspitzen wieder zu überreichen. „Die Melodie hat Sie erschüttert, bewegt, nicht wahr? Sie kennen sie wieder, die lieben, lieben Töne, die lieben Worte! O, auch ich habe dieses Liedchen während meines Lebens in einem treuen Herzen gehegt! Halten Sie denn nicht länger zurück, Sie sehen, wie mich die Ungeduld verzehrt! Ja, Sie erinnern sich! Wie könnten Sie auch anders! Wie könnte ihr sechzigjähriges Herz vergessen haben — —"

„Es ist genug!" rief die Marchesa, indem sie sich bei dem verhängnißvollen Worte „sechzigjährig" majestätisch erhob. „Herr Assessor", wandte sie sich zu mir,

„ich erwarte von Ihnen, daß Sie mich von der Gesellschaft eines Unverschämten befreien!"

Herr May war gleichfalls aufgesprungen und hüpfte im Zimmer auf und ab. „O!" rief er dumpf, „das ist hart, sehr, sehr hart! Aber Du lieber Gott, man kann es ihr nicht übel nehmen, nicht wahr, armes Blümchen? Sie hat auch Dich nicht wieder erkannt, und doch siehst Du Deiner Schwester so ähnlich, die ich vor vielen, vielen Jahren in meinem Knopfloch trug. Ach ja, wir sind Beide vergessene Posten und mein Liebchen dazu! Tröste Dich! Tröste Dich!"

Ich legte meine Hand auf seine Schulter und bedeutete ihn damit, daß wir gehen wollten, da die Marchesa unsere Gesellschaft offenbar nicht mehr wünsche. „O Himmel", rief er, „daß mir Das geschehen mußte! Daß ich die unglückseligen sechzig Jahre nochmals erwähnte! Es war so unschicklich! Und doch, wenn sie es wüßte, wenn sie es wüßte, wie gerade diese sechzig Jahre sie mir theuer machen! — Ei, ei, Kätzle!" sagte er wehmüthig, als er der großen Katze, die quer vor seinen Füßen herschritt, fast auf den prächtigen Schwanz getreten war: „Sieh Dich vor, Kätzle!" Dann hob er das knurrende Ungeheuer, das den Rücken bäumte und das Haar borstengerade emporstreckte, auf seinen Arm und küßte seinen haarigen Kopf. „Dich liebt sie doch, Du glückliches Ding, nicht wahr? O, wäre ich Du! Du hast sie sicherlich nie gekränkt! Aber mir — mir Unglückseligem kann sie nie verzeihen!"

Die Marchesa war eitel und einfältig genug, sich durch den Paroxismus des Amerikaners geschmeichelt zu fühlen und trat ihm wieder mit gönnerhafter Herablassung näher. Sofort ließ er die Katze fahren, nestelte seine Nelke aus dem Knopfloch und bat sie, als Zeichen, daß sie ihm verzeihe, diese unvergängliche Blume seines Herzens, ihr eigenes Sinnbild, von ihm anzunehmen. Aber: „Nur nicht dieses garstige Unkraut! sagte sie, die Nase in die Höhe richtend, indem sie seine Hand zurückwies. „Und nun, kleiner Freund, wenn Sie mich nicht böse machen wollen, gehen Sie nach Hause und kommen Sie morgen vernünftiger zu uns zurück."

Diese gnädigen und zugleich bestimmten Worte thaten ihre Wirkung. Ich athmete förmlich auf, als ich sah, daß sich May mit freudestrahlendem Gesicht in der That zum Weggange anschickte. Die Marchesa verabschiedete ihn kurz, aber nicht unfreundlich. An der Thür, und während ich mit der Marchesa noch einige Worte wechselte, schlich er auf den Zehen nochmals ins Zimmer zurück und hob seinen großen Nelkenstrauß, der unter den Tisch gefallen war, auf, indem er ihn mitten auf den Tisch niederlegte. Dann verließen wir zusammen das Zimmer.

Ich hatte gehofft, auf Herrn May werde der tragikomische Verlauf seiner Zusammenkunft mit der Marchesa einen heilsamen Einfluß üben und eine Krisis herbeiführen, die seine Genesung vorbereiten müsse. Draußen angelangt, hatte ich mich aber leider zu überzeugen, daß genau das Gegentheil der Fall war. Der gnädige Abschied der Marchesa und vor allem die Erlaubniß, wieder vor ihr erscheinen zu dürfen, hatte alle trüben Eindrücke gänzlich bei ihm verwischt. Noch im Hause erging sich May mir gegenüber in überströmender Beredsamkeit. Daß sie ihn nicht wieder erkannt, ja, daß sie ihren ersten Jugendroman offenbar vollständig und bis auf die letzte Spur vergessen hatte — beschäftigte ihn weder, noch beunruhigte es ihn. Sie hatte ihm ja freundlich gelächelt, sie hatte ihm seine groben Verstöße verziehen, als er, der alte, jämmerliche Thor, mit der größten Unschicklichkeit zweimal von ihren sechzig Jahren gesprochen, und sie, die herrliche, große Künstlerin, mit seinen elenden Krämermanieren beleidigt hatte! Er durfte wiederkommen! Um wie viel besser wollte er sich dann benehmen! Wie wollte er ihr zeigen, was sie an ihm haben werde, einen zuverlässigen Freund, eine Stütze ihres Alters! „Und endlich", schloß er geheimnißvoll, als wir aus der Hinterthür des Hauses in den Garten traten, um uns nach meiner Wohnung zu begeben, „und endlich, liebster Freund, vergessen Sie ja nicht den Nelkenstrauß! Den habe ich sorglich dort gelassen, den wird sie sehen und betrachten, wenn sie allein ist! Der muß ihr Allerlei von mir und unserm schönen Jugendglück erzählen, daß sie an den Gottlieb von damals zurückdenken muß! O, Sie wissen gar nicht, welchen Nachdruck ich bei unserer vormaligen Trennung auf den Nelkenstrauß, als unser ewiges Erkennungszeichen, gelegt habe, wie sie, das junge, unschuldige Kind, mir mit Thränen geschworen hat, mich, wo und wann es auch sei, daran wiederzuerkennen: „An der Nelke werde ich Dich erkennen!" sagte sie, „und wenn Du alt und grau geworden wärst unterdessen — —!"

In diesem Augenblick öffnete sich das nach dem Garten gelegene Fenster des Salons der Marchesa, welchen wir soeben verlassen, über unseren Köpfen, und in weitem Bogen flog der Nelkenstrauß zu uns herab und fiel gerade vor unseren Füßen zu Boden. Ich blickte nach Herrn May, der tief erröthete. Dann bückte er sich, ohne mich anzusehen, hob seinen Strauß von der Erde auf, preßte ihn einen Augenblick an seine Lippen und verbarg ihn, während Thränen seinen Augen entstürzten, sorgfältig an seinem Busen. Während wir weiter schritten, wandte ich mich um und sah die Marchesa, die uns offenbar nicht bemerkt hatte, noch an dem geöffneten Fenster stehen, aus welchem sie soeben den Nelkenstrauß, dessen symbolische Bedeutung ihrem Gedächtniß völlig entschwunden, als ein unnützes und verwerfliches Unkraut, ihrem Jugendgeliebten und einstigen Entführer ohne jedes ahnende Mitgefühl in grausamer Vergessenheit vor die Füße geworfen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Handel und Gewerbe von Paris im October 1871.

(Schluß.)

Die Bijouterie von Paris zerfällt in zwei gleichbedeutende Zweige, in die Fabrication echter und falscher Schmucksachen; auf beiden Gebieten besaß

Paris eine übrigens sehr eingeschränkte Zahl von außerordentlichen Arbeitern, um welche sich die bedeutenderen Häuser förmlich rissen; auch von diesen hat ein Theil den verlockenden Anerbietungen des Auslandes nicht widerstehen können und einem der ersten Häuser, welches vier solcher Künstler besaß, sind drei davon nach England entführt worden. Für echte Schmucksachen wird insbesondere auch in America eine ernstliche Concurrenz gemacht. Die Möbel-Industrie und die mit ihr verwandten Gewerbe sind bekanntlich ebenfalls eines der Hauptelemente des Wohlstandes von Paris. Ihr Sitz ist hauptsächlich im 11., 12. und 20. Arrondissement und sie beschäftigen mehr als 60,000 Arbeiter, wovon 20,000 allein auf die Kunst-Tischlerei entfallen. Diese letztere setzt in der Regel etwa 100 Millionen jährlich um; sie exportirt nach den Departements und außerdem namentlich nach Südamerica, wo sie aber seit den letzten Ausstellungen, welche die französischen Zeichnungen und Modelle aller Welt preisgaben, auf eine nicht unempfindliche Concurrenz der Vereinigten Staaten stößt; anderwärts hat sie mit der deutschen und belgischen Industrie zu kämpfen. Auch in diesem Gewerbe fehlt es jetzt an Arbeitskräften. Unter den 20,000 Kunst-Tischlergesellen zählte man 3000 Deutsche; alle sind nicht zurückgekehrt, aber sie kommen doch wieder und die Arbeitgeber müssen, von Bestellungen gedrängt, diese Arbeiter nicht nur aufnehmen, sondern ihnen den Platz französischer Arbeiter anweisen, welche verhaftet oder geflüchtet sind. Einer der bedeutendsten Fabricanten des Faubourg St. Antoine schrieb an die Herren Lockroy und Genossen: Erwirken Sie, daß man uns unsere Arbeiter zurückschicke! Wir sehen mit Schrecken den October herannahen; Sie wissen, daß dies unsere gute Saison ist, und wir können nicht absehen, wie wir den Ansprüchen genügen könnten. Eine besondere Erwähnung verdient die Lage der Holzschnitzerei, dieser so interessanten Pariser Industrie; hier fehlt es durchaus nicht an Arbeitern, aber diese haben wiederum nichts zu thun, weil die Tischler mit ihren Erzeugnissen im Rückstande sind. Die Fabricanten benutzen diese Conjunctur, um den Lohn zu drücken, und so verdient der Arbeiter nur noch 5 bis 6, statt wie ehedem 10 und 15 Frs. per Tag. Die Marmor-Industrie klagt wiederum über die zunehmende Auswanderung nach Belgien und America.

Im Baugewerbe werden dieselben Klagen über den Mangel an Arbeitskräften laut. Maurergesellen müssen in Masse aus dem Centrum Frankreichs herbeigerufen werden. Blei- und Zinkgießer, Dachdecker u. s. w. sind in Paris gar nicht mehr zu finden. Man muß, klagen die Baumeister, unerschwingliche Löhne zahlen und hat doch nur schlechte Arbeiter. Auch für die Straßenpflasterung ist man gegenwärtig lediglich auf den Beistand der Provinz angewiesen. Die Vergolder-Industrie war bisher eine der blühendsten von Paris; die größeren Häuser allein machten einen Umsatz von 18 Millionen und neben ihnen bestanden noch etliche Hundert kleinere Fabricanten, die noch immer ein ansehnliches Geschäft machten. Man zählte 4000 Ciselirer, 2500 Drechsler, Gießer, Montirer u. s. w.; die Namen Barbodienne, Ringault, Denière sind weltberühmt. Seit den letzten Ereignissen fehlen dieser Industrie 1500 Arbeiter. Die Mechaniker und Eisengießer haben sich eher über Mangel an Arbeit, denn an Arbeitern zu beklagen. Eine Industrie, die in der letzten Zeit einen beachtenswerthen Aufschwung nahm, war die Fabrication von Nähmaschinen; ihre Ausfuhr bezifferte sich auf Millionen jährlich. Ihre einheimische Kundschaft bestand meistens aus unbemittelten Arbeiterinnen, welche den zwischen 200 und 500 Frcs. variirenden Preis der Maschine in kleinen Monatwechseln von 20 oder 30 Frcs. bezahlten. Diese Kundschaft ist durch die letzten Ereignisse vollständig versprengt; die Zahlungen gehen nicht ein und die ganze Industrie ist eine der am Empfindlichsten betroffenen, so daß viele Fabricanten ihre Werkstätte schließen müssen. Einer derselben hat in seinem Portefeuille 400,000 Frcs. solcher kleiner Wechsel von 20 und 30 Frcs.; er würde sie gern für ein Viertel ihres Werthes hergeben. Die Schildermalerei ist schlechterdings zum Tode verurtheilt. Man findet in diesem Augenblicke absolut keinen Arbeiter, der Buchstaben, Symbole u. dgl. zu malen verstünde. Die Pariser Buchdruckerei beschäftigt ungefähr 3500 Arbeiter. Nur etwa 40 von diesen waren in den letzten Ereignissen compromittirt und 4 wurden erschossen. In Folge des Belagerungszustandes aber, welcher die Zahl der öffentlichen Blätter einschränkt und auch vor anderen literarischen Unternehmungen abschreckt, vegetiren 3000 Buchdrucker mit einem Lohne von höchstens 3 Frcs. täglich und 500 sind ganz ohne Arbeit. Diese Thatsache läßt wieder auf die schlimme Lage der Schriftsteller schließen, wie denn auch die Künste und namentlich die Theater-Unternehmungen so trübe Zeiten, wie die jetzigen, seit Menschengedenken nicht erlebt hätten.

Dies der wesentliche praktische Inhalt der Denkschrift, welche, wenn auch sehr dilettantisch gehalten, immerhin eine Reihe beglaubigter und charakteristischer Thatsachen an's Licht bringt. Die Verfasser enthalten sich ausdrücklicher Conclusionen, in jeder Zeile legen sie aber dem Gemeinderath den Wunsch nahe, auf die Aufhebung des Belagerungszustandes und den Erlaß einer allgemeinen Amnestie hinzuarbeiten. (Frkf. J.)

Miscellen.

§ Von der alten Grenze. Aus einer Actensammlung der reformirten Kirche zu Bergzabern, die Protocolle von den Jahren 1695—1755 enthält, wird Nachstehendes entnommen, was besonders für Organisten von Interesse sein dürfte. Das betreffende Original beginnt:

„Demnach eine Orgel bekanntermaßen nur zu dem ende in einer Kirche aufgerichtet, daß sowol dem gesange eine beyhülfe beschehe, alß auch daß demselben desto mehrere anmuth beygebracht werde. Als hat man bei Presbyterio beschloßen, daß ein zeitlicher Organist, welchem seine besoldung derer 30 fl.

Jährl. alleinig aus dem Allmosen zahlt wird, nachfolgender weise die Orgel beständig schlagen solle.

Erstl. soll er das gewehnliche Praeludium auf eine kurtze gantz langsaame und anmuthige weise, sowohl Sontags Vor- als nachmittages wie auch der Mittwochspredigt beständig schlagen. Jedoch solchergestalten, damit der sogenanndte Tubbahs sowol im praeludio, ferner währendem gesang als auch bey dem außgang beständig getretten und also gehöret werde.

Zweytens. Weilen allhiesige gemeinde, wie bekandt von langen Zeiten hero eines gantz langsaamen gesangs gewohnet, und nicht mehr wiederum davon loszubringen ist, als solle er im schlagen sich deßfals ohnfehler nach der gemeinde richten. Mithin auch bey ende einer jedtlichen Zeilen in etwas pausiren ehe die andere Zeile angefangen wird. Und wann ein vers zu ende, soll er sodann etwas länger pausiren, wiedrigenfals in dem gesang eine unaußbleibliche confusion entstehet.

Drittens. Wann auch in einer Zeile 2 biß 3 Noten, wie in den Psalmengesängen und geistl. liedern oftmahlen zu geschehen pflegt, in einem Ton gehen, so soll er nicht auf solche 2 biß 3 Noten liegen bleiben, sondern eine jegliche Note insbesondere greiffen oder schlagen und derselben ihren a parte gehörigen Ton geben, wiedrigensfalls sowol der cantor als auch die gantze gemeinde in dem gesange ebenmäßig confus gemacht wird.

Viertens. Bey dem außgang soll er, und zwar so lange, biß die gemeinde gantz, sowol Weiber als Männer sambtlich auß der Kirche gegangen, einig und allein nur diejenige christliche gesänge und lieder, wie solche der ordnung nach in demjenigen Schlagbuche, so zu Hanau getruckt, folgen, auf eine ebenfalls langsaame und anmuthige weiße schlagen. Also, daß wo er den anfang mit denen alten Psalmen Davids und andern gesängen machet (dann Lobwassers Composition nur vor und nach der predigt gesungen und geschlagen wird) Er auch der ordnung nach so fort die nachfolgendte geistliche gesänge und lieder ohne einen eintzigen auß zu lassen, schlagen solle; gleich wie solche alle sambt theils von den alten Theologis, theils auch von dem Verf. Neander componiret seynd, es mögen nun Buß- Glaubens- Christlichen wandels- Trost- und Sterblieder seyn. Nur die specificirten eintzigen „festtags- und Kirchengesänge“ außgenommen, als welche bekandtermaßen, nur vor und nach der Predigt gesungen und geschlagen werden. Wann nun solche gedachte gesänge und christliche lieder biß zu ende geschlagen worden, so soll er vom Ersten wieder den Anfang machen und der ordnung nach solchergestalten continuiren, bis zu ende gedachten Schlagbuchs.

Wie dann fünftens der Christlichen Billichkeit, daß in der Kirche, wo nur Christl. sachen tractiret werden, durchaus nichts anderes als gemeldte geistliche gesänge und lieder sollen und müssen tractirt werden. Dann die sogenandte Musicalische Griffe, Läufe, Fugen und dergleichen phantasien, sie mögen nahmen haben wie sie wollen, als welche nur zur eitelkeit, durchaus aber nicht in die Kirche gehören, kann ein Organist nach gefallen in seinem Hauße oder sonsten wo spielen.

Diese gemeldte geistliche gesänge und lieder sollen nun allweg deßwegen auch nach der ordnung des schlagbuches geschlagen und gespielt werden, damit die sambtliche gemeinde auch bey dem außgang wie billig allezeit verstehen möge, was man eigentlich schlage.

Diese gemeldte presbyterialverordnung hat man sogleich als ein immerwährendes gesätz hiemit von Wort zu Wort, dem presbyterial Protocoll inseriren lassen. Und hat man solche dem Praeceptori Spies als Organisten zu dem ende zugefertigt, um sich darnach ohne einige Weigerung oder außnahme pflichtmäßig und zwar beständig zu achten.

Bergzabern, den 22. January 1734.

Nun folgt das Verzeichniß der Lieder.

Wien, 9. Oct. Der berühmte Ingenieur Mr. Scott-Russell weilt seit einigen Tagen wieder in Wien, um einen mehrwöchentlichen Aufenthalt zu nehmen und während desselben an den Arbeiten für die Ausführung der großen „Rotunde“ des Ausstellungsgebäudes mitzuwirken. Während seiner kurzen Abwesenheit von Wien hat Mr. Scott-Russell die Hafenplätze Calais und Dover besucht, wo große auf den internationalen Verkehr bezügliche Verbesserungen in Vorbereitung sind, um in Zukunft große Eisenbahnzüge mit Personen und Frachten direct zwischen London und Paris verkehren lassen und somit die directe Beförderung der Reisenden von London nach Wien und anderen Städten ohne Wagenwechsel bewerkstelligen zu können. Die englischen Commissäre der Hafenstadt Dover haben vom englischen Parlament bereits die Vollmacht erhalten, den Hafen vergrößern und tiefer legen zu dürfen. Der Hafen von Calais ist gegenwärtig nicht tief genug und zu weit im inneren Lande gelegen, um dem erwähnten Zwecke dienen zu können. Mr. Scott-Russell hat nun einen Plan ausgearbeitet, nach welchem in Calais ein neuer, ganz aus Eisen construirter Hafen angelegt werden soll. Dieser schon vor Ausbruch des letzten Krieges angenommene Plan ist nun auch von dem gegenwärtigen Minister der öffentlichen Arbeiten genehmigt worden, der die unverweilte Ausführung desselben auch gutgeheißen hat. Diesem Plane zufolge wird der neue Hafen von Calais kreisförmig aus Eisen und Cement mit einem Umfange von 1 Kilometer und 1000 Fuß Durchmesser tiefer in die See gebaut und durch eine Eisenbahnbrücke mit dem festen Lande verbunden werden. Sind diese beiden Häfen einmal fertig umgebaut, was auch bis zur Eröffnung der Weltausstellung in Wien, 1. Mai 1873, ausgeführt sein dürfte, wird die Fahrt über den Kanal in folgender Weise stattfinden. Zwei Züge verlassen London zur selben Stunde, einer von Viktoria und der andere von Cannon Street. In Dover angekommen, fahren dieselben an Bord eines großen 40 Fuß breiten und 400 Fuß langen Dampfschiffes. Dieses Schiff wird in Folge seiner Dimensionen, welche jenen des „Great-Eastern“ nahekommen werden, von der See wenig bewegt werden, wodurch auch die Passagiere der Seekrankheit minder unterworfen sein werden. In Calais werden die auf dem großen Dampfer befindlichen beiden Züge durch Locomotiven von dem Deck des Schiffes an den Hafen und von da über die Eisenbahnbrücke an's Land gebracht. Ein Zug wird dann südlich über Paris nach Wien, der andere über Brüssel, Köln, Frankfurt &c. nach Wien abgehen. Diese beiden direct von London nach Wien durchfahrenden Züge sollen mit allem Comfort der amerikanischen Trains versehen werden, so daß die Passagiere alle Bequemlichkeiten, um schlafen, sich erfrischen und umkleiden zu können, genießen werden, ohne daß ein Aufenthalt nöthig sein wird.

(Verfälschung des Bieres.) In einem Vortrag über Bierfabrikation in der Leipziger polytechnischen Gesellschaft bemerkte Herr Böding, daß vielfach die Meinung verbreitet sei, als habe die neuere Chemie eine Menge Mittel zur Verfälschung des Bieres geliefert, und als seien reine, gesunde Biere deßhalb jetzt seltener als ehedem anzutreffen; seinen Erfahrungen nach gehören aber Fälschungen des Bieres zu den großen Seltenheiten. Alkohol setze dem Biere kaum ein Brauer zu, welcher zu rechnen verstehe; nur beim Exportbier, insbesondere dem für den Export zur See bestimmten, finde ein solcher Zusatz statt, weil er nothwendig sei. Viel werde von Hopfensurrogaten gefabelt; aber der unangenehme bittere Geschmack, den manche Biere zeigen, rühre entweder von falscher Behandlung des Hopfens her oder sei der gerade angewendeten Hopfensorte eigenthümlich. Ein Irrthum sei es weiter, die obergährigen Biere für geringer und weniger stark zu halten, als die untergährigen. Es stamme diese falsche Meinung zum großen Theil wohl von dem Umstande her, daß man bei uns gegenwärtig meist nur in der für die Bierbrauerei ungünstigen Jahreszeit obergährige Biere herstelle. Es sei aber möglich und nicht unwahrscheinlich, daß diese Biere noch eine große Zukunft haben. (Deutsche Ind.-Ztg.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 128. Speyer, Donnerstag, den 26. October 1871.

Mein Freund Peildorf.

Von Ernst Folmar.

(Fortsetzung.)

Elftes Capitel.

Der Leser gewinnt die Ueberzeugung, daß die Geschichte mit zwei Heirathen ablaufen wird.

Wir glaubten inzwischen allerseits die Entwickelung der Dinge so gut eingeleitet zu haben, daß wir, und besonders Peildorf, nicht wenig bestürzt sein mußten, als die Marchesa in den nächsten Tagen unsere Besuche sehr kühl aufnahm und Mathilden während derselben geschickt zu entfernen wußte. Dazu kam, daß uns Mathilde mit diesem Verfahren ihrer Tante einverstanden zu sein schien, indem sie uns, trotz der Gelegenheiten, die sich ihr boten, uns im Garten zu begegnen, völlig unsichtbar blieb. Endlich ließ sich die Marchesa einige Male durch Paolo vor uns verleugnen, der durch seine verschmitzten Grimassen verrieth, daß er uns in höherm Auftrage belüge. So fanden wir uns plötzlich auf die sanfteste und zugleich unerklärlichste Weise vor die Thür gesperrt und beobachteten das weiße Haus hundert Mal im Tage, ob es sich uns nicht wieder öffnen würde. Umsonst! Es schien eingeschlafen zu sein und uns vergessen zu haben; Niemand erschien an den Fenstern nach der Gartenseite; selbst Coco, der Papagei, war von dort verschwunden. Wir ergingen uns vergeblich in Muthmaßungen, was es mit dieser unserer Aussperrung für eine Bewandtniß haben möge.

„Es ist unmöglich“, sagte Peildorf, „daß es von der Marchesa ausgeht. Ich stand wiederum in ihrer höchsten Gunst. Hier muß ein Dritter sich eingemischt haben.“

Und nun zeigte er sich über Mathilden äußerst gereizt, die nicht den geringsten Versuch mache, sich uns zu zeigen, obschon sie wisse, daß er hier bei mir sitze und seine Praxis ihretwegen vernachlässige.

„Wenn Sie meines Gefühles werth wäre, das ich für sie habe, so hätte sie dasselbe längst geahnt und die Hindernisse durchbrochen, die sich zwischen uns zu drängen scheinen. Sie müßte wissen, daß es mir vor Allem peinlich sein muß, in solcher Unthätigkeit zu leben, nichts thun zu können, um zu ihr zu gelangen, nicht einmal zu wissen, wer und was uns trennt. Sie müßte meine Ehre schonen, meine Ehre als Mann, die durch diese Unthätigkeit geschädigt zu werden droht; denn ein Mann muß um jeden Preis handeln, handeln, und darf kein Schicksal über sich ergehen lassen, zu dessen Gestaltung er nicht durch seine eigenen Thaten mindestens einen Beitrag gegeben hat. Sie schont also nicht einmal meine Ehre!“

Zum Ueberfluß ermittelten wir bald, daß das weiße Haus, wenn es auf seiner Rückseite, welche wir von meinem Pavillon betrachteten, eingeschlafen zu sein schien, an der Straßenseite ein ungewöhnlich aufgewecktes Leben verrieth. Abgesehen von den Gräfinnen Lorris führten hier unser Mann mit der künstlichen Jugend, der Graf Larosée, nebst dem Mann mit der natürlichen semmelfrischen Jugend, dem Bengalesen, einen täglich regern Verkehr.

„Ha!“ sagte Peildorf, „ich bin also abgedankt weil man jetzt den Grafen hat, der uns vielleicht bei der Fürstin einführen kann. Nun, ich bin weit davon entfernt, gutmüthig abzudanken, und habe dies, so tief sank ich bereits, zunächst durch ein Manifest kund gethan, ganz wie die abgesetzten Könige, ein Manifest an Mathilde, welches, wenn nichts Anderes, doch wenigstens mein Schicksal beschleunigen wird. Sieh' hier den Brief. Ich habe es für nöthig gehalten, an Mathilde zu schreiben!“

Mit diesen Worten überreichte er mir den folgenden Brief, von dem ich mit wachsendem Erstaunen Kenntniß nahm. Derselbe begann:

„Mein sehr verehrtes Fräulein!

„Ich würde sagen „theuerstes“, wenn Sie mich zu einer größern Zuversicht zu mir selbst aufgemuntert hätten! Ist es Ihnen jemals begegnet, in ein Eisenbahncoupé zu steigen, welches Sie, während der ganze Zug besetzt war, durch einen glücklichen Zufall leer fanden und in welchem Sie sich mit dem wonnigen Bewußtsein zurechtrückten, die lange nächtliche Fahrt hindurch, die Sie vorhatten, ungenirt sich ausbreiten und wie zu Hause schlafen zu können? Und haben Sie die Locomotive pfeifen hören und mit stiller Fassung den Ruck erwartet, der das Anziehen der Dampfkraft begleitet? Und wunderlicher Weise von diesem Rucke nichts verspürt, obschon sich der Zug, nach dem Schnauben, Stöhnen und dem dumpfen Rollen zu urtheilen, welches Sie vernahmen, offenbar mit wachsender Geschwindigkeit zu entfernen begann? Und

hat Ihr Wohlbehagen plötzlich einer beunruhigenden Vermuthung Platz gemacht, und haben Sie diese beunruhigende Vermuthung, als Sie aufsprangen und den Kopf zum Fenster hinaussteckten, ihrem ganzen Umfange nach bestätigt gefunden? War der Wagen, den Sie „glücklicher Weise leer" fanden und der ganz am Ende des Zuges stand, abgehängt, und saßen Sie wirklich „glücklicher Weise allein" in demselben und sahen, wie in der Ferne Ihr Zug davonbrauste, während sich auf dem Perron die Menschenmenge soeben verlief, die den Bahnhof bei der jedesmaligen Ankunft und Abfahrt eines Zuges mit vorübergehendem Leben zu erfüllen pflegt? Dann, mein Fräulein, und nur dann, wissen Sie, wie mir zu Muthe ist, während ich in dem Pavillon meines Freundes sitze und den Kopf zum Fenster hinausstecke und nach dem weißen Hause blicke, und dann bin ich Ihrer Theilnahme gewiß!"

Hier hielt ich inne und sah fragend nach meinem Freunde auf. Derselbe hatte sich eine Cigarre angezündet und stand nachlässig an den Kamin gelehnt, während er den Dampf vor sich hinblies und durch denselben mit gespannter Aufmerksamkeit nach mir hinsah.

„Es ist die Abschrift", sagte er, auf meine stumme Frage antwortend, „das Original ist bereits in den Händen Mathildens! Vollendete Thatsache, Freund!"

„Aber, mein Lieber, entschuldige den Ausdruck, das sind ja Narrenspossen!" rief ich erregt. „Soll das die Einleitung Deiner Bewerbung sein, so stehe ich nicht für den Erfolg!"

„So lies doch erst weiter", sagte er. „Es kommt ja besser! Ich mußte doch allmählich einleiten, verstehst Du, und durfte nicht gleich mit allem sentimentalen Jammer kommen. Du pflegst ja nicht vorschnell zu urtheilen, sonst wärst Du ja ein schlechterer Richter, als Du so schon sein magst. Also lies zu Ende!"

„Ich habe wenig Hoffnung nach einem solchen Anfang!"

Ich las weiter:

„Ich werde nun nicht die bemerkenswerthe Unschicklichkeit begehen, bestes Fräulein, Ihnen fernere directe Mittheilungen über die Empfindungen zu machen, die mir in dieser Lage nur natürlich sind. Ich möchte vielmehr mit Ihnen gleichsam um die Ecke reden, in der Hoffnung, von Ihnen auch so verstanden zu werden. Ich kann mir kaum vorstellen, daß Sie nicht wenigstens einige Romane gelesen haben sollten und verweise Sie daher auf diejenige Liebeserklärung Ihres Lieblingshelden, welche Ihnen am Besten gefallen hat, und welcher ich dann in keiner Weise etwas hinzusetzen noch abdingen will. Ich erkläre mich vielmehr mit Allem, was Sie dort entzückt haben mag, von vornherein gänzlich einverstanden, und will es hiermit als von mir ausgegangen und an Sie gerichtet angesehen wissen. Wollen Sie mich nun glücklich machen und mir antworten, so darf ich Ihnen versichern, daß Paolo bereits in meinem Solde steht, und Sie diesem den Brief ohne Gefahr anvertrauen können.

Ihr Sie verehrender Peildorf."

Peildorf hielt noch immer seine Blicke durch die blauen Dampfwolken auf mich geheftet. „Nun? Hast Du zu Ende gelesen? Bist Du noch unzufrieden?"

„Dieser Brief, lieber Freund, ist die erste Dummheit, die ich von Dir gesehen habe. Sage selbst, welche Wirkung Du von Deinem abgehängten Eisenbahnwaggon erwarten kannst?"

„Du meinst, sie wird nicht antworten?"

„Nein, das wäre noch nicht einmal das Schlimmste! Meines Erachtens wird sie diesen Brief als eine Beleidigung betrachten müssen, so leichtfertig ist der Ton, den Du annimmst, so fern von jeder wahren Empfindung! Ich bin erstaunt, und könnte, wenn es möglich wäre, nach diesem Briefe weniger gut von Dir denken, als früher. Nicht einmal Ernst zeigst Du ihr. Was soll sie Dir glauben? Und Das wegschicken, ohne es mir vorher zu zeigen, ohne Dir rathen zu lassen! Nun, ich weiß nicht mehr, was ich Dir sagen soll! Thust Du doch die wichtigsten Schritte ganz allein und ohne mich zu fragen!"

„Mein Gott!" rief Peildorf verzweifelt, indem er seine Stellung verließ und sich in einen Sessel warf, „bist Du denn blind? Bist Du denn ganz blind? Siehst Du nicht, daß es nur die Furcht ist, die mir die Hand geführt, und mir diesen Styl eingeflößt hat, der Dir so mißfällt; die Furcht, mit jeder ernsteren Erklärung ein für allemal zurückgewiesen zu werden; die Furcht, durch den Ernst einen Ernst herauszufordern, der meine Hoffnungen darniederschlagen müßte? Bin ich wirklich ein Esel gewesen, so hat mich meine wahre, meine innige, meine aufrichtige Empfindung zum Esel gemacht."

Und die Thränen schossen dem wunderlichen Menschen aus den Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Brand von Chicago.

(Nach der „Saturday Review".)

Chicago, das abgebrannte, war noch vor vierzig Jahren einer der kleinsten unter den kleinen indianischen Handelsposten, eine Hüttengruppe der Blaßgesichter zwischen den Wigwams der Pottawatomie. Es war gebaut auf einen Damm mitten in den Sümpfen, wo Tausende von Stinkthieren und Bisamratten der Büchse oder Falle des Jägers zur Beute fielen, und wo Wolf und Panther auf einander trafen. Zehn Jahre später war es schon zu einer holzgebauten Prairiestadt von 5000 Einwohnern herangewachsen. Seine Bevölkerung wuchs mit reißender Schnelligkeit, indem sie sich ungefähr alle vier Jahre verdoppelte, bis sie nach den neuesten Berechnungen die Höhe von nicht weniger als 300,000 Seelen erreichte. Der größere Theil der Stadt, ein Grundgebiet von mehreren engl. Quadratmeilen Ausdehnung, ist jetzt ein Haufen Asche, und 100,000 Menschen sind nach den Berichten ohne Obdach und hilflos. Sonntag Nachts, am 8., ging ein Bursche in einen Stall um eine Kuh zu melken, und nahm eine Kerosenlampe mit sich.

Die Kuh stolperte über die Lampe, welche den Schuppen in Brand setzte. Die flammende Fluth strömte über das Holzgetäfel des Bodens, tränkte die Planken mit dem entzündlichen Oel und setzte sie gleichzeitig in Flammen; die Flammen ergriffen die nächsten Häuser, und ein starker Wind, welcher sich erhob, verbreitete den Brand weiter und weiter. Den ganzen Montag über brannte das Feuer heftig, einige Straßen riß man auf, in der Hoffnung seinem Fortschritt ein Ziel zu stecken, aber es fuhr fort sich auszubreiten bis die heftigen Regengüsse am Dienstag Morgen anfingen es zu löschen. Zu Mittag war man seiner Herr, und noch vor Abend war es im Norden wie im Süden der Stadt in Wirklichkeit erloschen. Es ist ausgemacht, daß der größere Theil von Süd-Chicago und das ganze Nord-Chicago zerstört sind. Fünfhundert Personen sind vermuthlich zu Grunde gegangen, und den Verlust an Eigenthum schätzt man auf 300 Millionen Dollars. Ein allgemeiner Schrecken scheint die Stadt, welche Nachts von den Flammen überfallen wurde, aus Rand und Band gebracht zu haben. Die Leute — so erzählen uns die Telegramme — kamen von Sinnen vor Aufregung, und viele wurden zu Tode zertreten, während andere in den Flammen umkamen. Der hungerige und obdachlose Pöbel, rein toll durch die Schrecknisse des Brandes, ließ einen Aufstand befürchten, und mehrere Leute, welche mitten in der Plünderung ergriffen worden waren, wurden auf der Stelle erschossen oder gehängt. Jetzt ist die Stadt in Belagerungszustand erklärt worden unter dem Commando des Generals Sheridan.

Das reißende Wachsthum Chicago's gibt einen erheblichen Grund für die Schnelligkeit seiner Zerstörung. Eigentlich war die Stadt eine große Gruppe von hölzernen Schuppen und, in dem Augenblick wo die Flammen dieser Herr wurden, in dem Uebergangsstadium vom Holz- zum Stein- und Ziegelbau. Sie konnte sich brüsten mit breiten Straßen, mit großen Magazinen und Wohnhäusern zu beiden Seiten, mit langen Reihen schöner Häuser in dem eleganten Viertel, das dem weiten See zugewandt ist. In den neuen Theilen der Stadt waren die riesigen Kolosse der Steingebäude, ebenso glänzend und mächtig als nur je in Newyork, Paris oder London. Alle die großen öffentlichen Gebäude, die Kirchen, Theater und Hotels waren von Stein. Aber ein großer Theil der Stadt war noch aus Holz gebaut. Die steinernen Straßen — und selbst die besten unter ihnen — waren durchbrochen und untermischt mit hölzernen Hütten. Und nicht nur ein großer Theil der Häuser bestand aus brennbaren Stoffen, auch die Straßen selbst waren mit Holzblöcken gepflastert, und die Fußwege bestanden fast alle aus hölzernen Planken. Man hat ausgerechnet, daß nicht über 60 Meilen von den ungefähr 600 Meilen Gassen mit Steinen gepflastert waren. Vor wenigen Jahren waren diese hölzerne Trottoirs durch die Feuchtigkeit des Sumpfbodens aus ihrer Lage buchstäblich herausgeschwemmt. Um einer Wiederkehr dieser Unannehmlichkeiten vorzubeugen, wurden sie in einer beträchtlichen Höhe oberhalb des Bodenniveaus befestigt; die Folge davon war ein starker Luftzug unter ihnen, welcher unfehlbar den Flammen Vorschub leisten und eine blasebalgartige Wirkung in der ganzen Länge der Hausfluren hervorbringen mußte. Mehr noch, in einigen Fällen befand sich zwischen den Grundflächen der Häuser und dem wirklichen Boden ein bedeutender Zwischenraum in Folge der künstlichen Erhebung der Gebäude, die in den letzten Jahren immer mehr Platz gegriffen hatte. Hotels und Magazine wurden unter Anwendung von Winden ohne die geringste Unterbrechung des gewöhnlichen Geschäftsgangs oft mehrere Fuß hoch gehoben. Im Jahre 1856 traf man Anordnungen, die ganze Stadt von 2 bis zu 5 Fuß höher zu heben. Diese Thatsachen erklären einigermaßen den auf den ersten Blick staunenerregenden und fast unglaublichen Umstand, daß eine Stadt, gebaut am Rand eines großen Sees und von drei Flußarmen durchschnitten, gänzlich den Flammen preisgegeben werden konnte. In dem letzten Stoß von Zeitungen aus Chicago, der ankam, las man wiederholte Anspielungen über Wassermangel und manche allzu eifrige Zeitungsschreiber haben sich zu dem Schluß hinreißen lassen, als habe es an Wasser gefehlt, das Feuer zu löschen. Das ist ein offenbares Mißverständniß. Der Mangel bezieht sich allein auf das Trinkwasser, welches, um frisch in die Stadt hereingepumpt zu werden, eines zwei Meilen langen Tunnels in den See bedurfte. Es ist nach der Lage von Chicago unmöglich, daß, was die Löschung des Feuers betrifft, ein Mangel an Wasser stattgefunden hat, wenn anders Mittel und Wege vorhanden waren es anzuwenden. Offenbar hatten es die Einwohner versäumt, genügende Vorkehrungen wider das Feuer zu treffen, und die Stunde, wo der Brand begann, und die Schnelligkeit, mit welcher der Wind ihn ausbreitete, waren weitere Ungelegenheiten. Wenn man die eigenthümliche Bauart der Stadt und vor allem die unterhöhlten Holzwege in Betracht zieht, so kann man sich nur wundern, nicht daß das Feuer so unaufhaltsam und zerstörend wirkte, sondern daß die übrigen Feuersbrünste in früheren Jahren nicht in gleicher Weise schrecklich waren.

Die Amerikaner, welche Freunde von Superlativen sind, haben sich gewöhnt, Chicago als eine der neuesten, größten, reichsten und lasterhaftesten Städte in der Welt zu beschreiben. Es machte das größte Geschäft in Mehl, Schweinefleisch, Rindfleisch u. Bauholz, durch seine Magazine floß ein großer Fluß oder besser Strom von Getreide, welches die hohen Krahnen von der einen Seite aus den Schiffen aus- und auf der anderen Seite in die Eisenbahnwagen einluden. Das Schlachten und die Bereitung der Schweine für den Markt wurde von Maschinen so schnell und vollkommen besorgt, daß ein Schwein, welches quiekend zu dem einen Ende hineingekommen war, in wenigen Minuten an dem andern Ende geschabt und verpackt wieder herauskam. Chicago verdankt seine Erfolge lediglich der commerciellen Gunst seiner Lage, als das Centrum einer Reihe von Seen und eines Netz-

werkes von Eisenbahnen. Es ist, mit Ausnahme von Milwaukee, der einzige zugängliche Hafen in einem weiten Gebiete, das mehrere tausend Quadratmeilen des reichsten Ackerbodens der Welt umfaßt. Gelegen an der Südspitze des Michigan-Sees, ist es zugleich der Knotenpunkt der Eisenbahnen von Wisconsin, Jowa, Illinois und Indiana, und der nächste Punkt für den Wassertransport der Producte aus den meisten dieser Staaten. Dreißig Eisenbahnlinien laufen hier zusammen, und 250 Züge gehen täglich hin und wider; sein Handel repräsentirt eine Fracht von 400,000 Schiffstonnen. Hierher ward zur Vertheilung nach allen Seiten das überflüssige Getreide des Westens gebracht, das Rindvieh von den Prairien, unzählige Schweine, von den Farmern gemästet; hierher wurden ganze Wälder von Bauholz geflößt. England hat ein directes und persönliches Interesse sowohl an der reißenden Entfaltung Chicago's, als an der Katastrophe, die es so eben betroffen hat. Es war der englische Kornfreihandel, der mit dazu beitrug, es zu dem zu machen, was es noch vor wenigen Tagen war, und die Wirkung des Brandes werden wir sicher im Winter an einer Steigerung der Brodpreise merken. Wahrscheinlich sind die Berichte über den Umfang der Zerstörung wie die über den Brand von Paris übertrieben, es muß indessen eine ungeheure Menge von Getreide und anderen Waaren zu Grunde gegangen sein. Ende September lag in den Magazinen eine große Menge Getreide, das auf den Transport nach Newyork und Europa wartete, während die Läden sich für den Winter mit den Waaren aus Manchester, Leeds, Birmingham und andern englischen Städten versehen hatten.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß die glückliche Elasticität Chicago's auf lange Zeit selbst durch diese schreckliche Katastrophe herabgedrückt werde, aber der Verlust an Leben, bis jetzt nur zum Theil bekannt, ist offenbar sehr groß. In dieser Hinsicht allein ist das Unglück nicht wieder gut zu machen. Der Handel von Chicago wird sich in Gemäßheit des Einflusses der Lage gänzlich wieder heben, und die Stadt selbst, obwohl sie viele schöne Gebäude enthielt, kann bald wieder besser und schöner auferstehen. Ein Brand dieser Art muß natürlich viel Unglück im Gefolge führen, aber es ist zu glauben, daß keine andere Stadt in einem Brande ihren Vortheil so finden kann, oder so fähig ist, ihre Verluste zu ersetzen, als Chicago.

Miscellen.

Die „Prager Ztg." macht über das Gebäude der Wiener Weltausstellung 1873 folgende Mittheilungen: Dem ganzen Werke liegt das Pavillon-System zu Grunde, welches allein es ermöglicht, einem Gebäude von solcher Ausdehnung auch die erforderliche Mannichfaltigkeit zu geben und schon in seiner äußeren Erscheinung seine innere Eintheilung zum Ausdruck zu bringen. Durch dieses System wird es dem Publicum möglich gemacht, die ganze Ausstellung zu besichtigen, ohne in einen bereits besuchten Raum zurückzukehren, ein Umstand, der auch zur Erleichterung der Communication wesentlich beitragen wird. Das projectirte Ausstellungsgebäude, dessen Grundgedanke sich in einer alten, von van der Nüll und Sicardsburg 1847 entworfenen Skizze vorfindet, hat eine Länge von 905 Meter und eine Breite von 205 Meter. Es besteht aus einer die ganze Länge des Gebäudes durchschneidenden Hauptgallerie, an welche sich zu beiden Seiten Quergallerien anschließen. Der Mittelpunkt des Gebäudes wird die große „Rotunde" bilden, durch welche die der Jägerzeile gleiche Länge der Hauptgallerie in der Mitte unterbrochen wird. Diese Rotunde wird der größte, ohne Stützen bedeckte Raum sein, den man bisher kennt; sie erhebt sich im Centrum des Baues mit einem Durchmesser von 102 Meter und einer Höhe von 79 Meter aus Eisen construirt. Die Hauptgallerie wird eine Breite von 25 Meter, jede der Quergallerien eine Breite von 15 Meter, eine Länge von 75 Meter haben. Letztere werden durch 35 Meter breite Höfe getrennt, die zur Aufnahme solcher Gegenstände bestimmt sind, welche in unbedecktem Raum exponirt werden können. Die Gesammtfläche des bedeckten Raumes wird 107,000 Q.-M. betragen. Oestlich vom Rondeau der Prater-Allee wird sich en face der Haupt-Gallerie das Gebäude für die Kunst-Ausstellung erheben, für eine Wandfläche von 6995 Q.-M. berechnet. Aus dem Kunstausstellungsgebäude werden die bedeckten Gallerien in ein großes Glashaus und kleine zur Aufnahme besonderer Pflanzenausstellungen und Aquarien dienende Pavillons führen. Für die Maschinenausstellung wird parallel mit dem Donau-Regulirungs-Damme eine eigene Halle in der Länge von 890 M. und Breite von 28 M. errichtet. Der Donau-Regulirungs-Damm selbst wird zur Ausstellung hydraulischer Maschinen benutzt werden. Das ganze Bauproject ist vom Architecten Karl Hosenauer entworfen, dem auch die Oberleitung des Baues übertragen wurde.

Reinigung der mit Petroleum verunreinigten Glasgefäße. Von F. Stolba. Die zweckmäßigste Methode, Glasgefäße, welche früher Petroleum enthielten, der Art zu reinigen, daß auch der Geruch vollkommen beseitigt wird, ist folgende: Um zunächst das Petroleum zu beseitigen, bringt man in das Gefäß dünne Kalkmilch in der Menge von etwa 50—100 Kubikcentimetern, und schüttelt tüchtig. Man reinigt gleichzeitig die ganze Oberfläche des Gefäßes mittelst eines in Kalkmilch getauchten Lappens und entleert nach einer 5—10 Minuten dauernden Einwirkung. Das Petroleum bildet mit der Kalkmilch eine Emulsion und läßt sich so leicht beseitigen. Sollten durch Verdickung einzelne Theilchen am Glase sehr fest haften, so fügt man Pyrop hinzu, wodurch beim Schütteln dieselben sehr leicht abgelöst werden. Nun bringt man zur Beseitigung des Geruches nach einmaligem Ausspülen mit Wasser dieselbe Menge von Kalkmich ein, gleichzeitig aber einige Messerspitzen Chlorkalk, schüttelt wieder, und läßt etwa eine Stunde einwirken. Man wäscht mit der entleerten Flüssigkeit die Oberfläche des Gefäßes ab, spült mit Wasser gehörig aus und läßt abtropfen. Der Erfolg ist ein derartiger, daß ich so gereinigte Gefäße zur Aufbewahrung von Bier verwenden konnte. Wenn man mit warmen Flüssigkeiten operiren kann, so wird die Arbeit ungemein gefördert.
(Dingl. Journ.)

* München, 17. Oct. Das Münchener Reichsarchiv bewahrt folgende Inschrift aus dem Jahre 1565:

Heten wir alle ainen gelauben,
Got vnd den gemainen nutz vor
augen, Guten friden vnd ain
recht gericht, Ain Eellen ain
mahs vnd ain gewicht, Ain
Münhs vnnd guet gellt,
So stundt es woll in aller
Waiten Welt, Steinhausser
anno Domini. M.
D. LXV.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 129. Speyer, Samstag, den 28. October 1871.

Mein Freund Peildorf.

Von Ernst Volmar.

(Fortsetzung.)

Während wir auf diese Weise wenig Fortschritte machten, ging es Herrn May besser. Die Marchesa hatte sich durch seine zur Schau getragene Anbetung wirklich geschmeichelt gefühlt und er war von unserer Verbannung nicht mitbetroffen worden. So verkehrte er denn jetzt immer noch als Herr Juni, oder vielmehr als „der Amerikaner" — die Marchesa nannte ihn niemals anders — regelmäßig im weißen Hause, und schwamm in einem Meere von Glückseligkeit. Leider war er ein zu schlechter Beobachter, um uns irgend etwas Zuverlässiges über die dortigen Vorgänge zu berichten. Dazu kam, daß ihn die Marchesa stets fern hielt, so oft sie von dem Manne mit der künstlichen Jugend und ihren sonstigen Bekanntschaften aus der großen Welt besucht wurde. Sie wußte sogar jedes vertrauliche Zusammentreffen zwischen ihm und Mathilden zu verhindern, und so konnte er uns nichts weiter über das arme Kind mittheilen, als daß sie sichtlich leide und immer blasser werde. Zuletzt und je mehr May in der Gunst der Marchesa vorrückte, wurde er selbst gegen uns zurückhaltender. Der Grund wurde uns klar genug, als es uns gelang, Paolo zu eingehenderen Aeußerungen zu veranlassen. Aus dessen boshafter Darstellung ging hervor, daß die Marchesa den Amerikaner auf die mitleidloseste Art beherrsche und daß er sich dafür in steigender Anbetung vor Entzücken fast aufzulösen drohe. Es wurde ihm unter immer größerer Vertraulichkeit vergönnt, mit ihr Piquet oder Triktrak zu spielen, ihre Schneider- und andere Rechnungen zu bezahlen, ihren Weinkeller zu füllen, kleine Diners zu veranstalten und die gnädige Herrin mit Geschenken zu überschütten. Er ließ ihre alte Equipage neu lackiren, mit himmelblauem Damast aufpolstern und mit dem Wappen des seligen Marchese versehen. Paolo selbst erschien in einer neuen blauen Livrée mit silbernen Tressen, in welcher der Mensch aussah wie eine grüngelbe Salzgurke in einem Gefäße von meißner Porzellan. Endlich schenkte er ihr sein eigenes photographisches Bildniß in größtem Format, auf welchem er sich in phantastischer Haltung mit gebieterischem Ausdrucke in den Zügen darstellte, und auf der linken Brustseite im Knopfloche einen utopischen Orden zeigte, über dessen möglichen Erwerb er nicht die geringste Auskunft zu geben vermocht hätte. Bei solchen Erfolgen zweifelte Herr May länger nicht an der endlichen Verwirklichung seines Jugendtraums, und behielt sich vor, beim ersten schicklichen Anlaß mit der Sprache und der Wahrheit vor seiner alten Geliebten herauszurücken.

Inzwischen näherte sich Peildorf an neutralen Orten mit planmäßiger Absicht dem Grafen Larosée, um, wenn möglich, von diesem selbst zu erfahren, was es mit seinem Verkehr bei der Marchesa auf sich habe. Daß der Bengale in Clemence verliebt sei, davon hielt er sich theils auf meine Versicherung hin, theils durch verschiedene eigene Wahrnehmungen überzeugt. Wenn ihm also ein fremdes, feindliches Element bei Mathilden entgegenstand, wie er sich einzubilden fortfuhr, so könnte dies am Ende der Graf selbst sein. Indessen, der Graf ließ sich schwer herauslocken. Alles, was er über die Marchesa und Mathilde äußerte, war so vollständig tact- und maßvoll, so sehr in unnahbaren Grenzen gehalten, daß Peildorfs Furcht und Mißtrauen dadurch zwar nicht beseitigt, aber doch einigermaßen gemindert wurde. Er glaubte nämlich, und vielleicht nicht mit Unrecht, daß, wenn der Graf unehrenhafte Pläne gegen Mathilde in der That verfolge, es seiner Scharfsichtigkeit unmöglich entgehen könne; ein Ton bei der Nennung ihres Namens, ein Blick hätte ihm, dem eifersüchtigen Liebhaber, die Seele des Grafen verrathen müssen. Daß aber der Graf etwa reelle Heirathsabsichten auf das familien- und vermögenlose Mädchen verfolge, dieser bloße Gedanke erschien ihm gänzlich als eine Lächerlichkeit, indem er allein sich solcher Absichten für fähig hielt.

Endlich war er so keck, dem Grafen, unter dem Scheine größter Vertraulichkeit, zu klagen, daß ihn die Marchesa, er wisse nicht weßhalb, aus ihrem Hause entfernt habe.

„Was wollen Sie?" sagte der Mann mit der künstlichen Jugend. „Was wollen Sie? Die Damen, und gerade die liebenswürdigsten, sind alle von dem Augenblicke an unberechenbar, wo sie selbst etwas zu berechnen haben. Ich will Ihnen gegenüber ganz offen sein. Die Dame ist zu klug, um nicht zu wissen, was sie thut. Ich bin der Meinung, daß sie ihre Verantwortung gegenüber ihrer jungen Schutzbefohlenen sehr streng auffaßt; aber wie könnten Sie ihr eine

Laune übelnehmen, die Ihrer Eitelkeit so zart schmeichelt? Die Frauen haben nun einmal jenen unbezahlbaren Instinct für Herzensgefahren, mögen dieselben ihre eigene Person oder eine andere bedrohen, und ich — beneide Sie vielleicht sogar um die Ihnen geltende Aengstlichkeit der Marchesa, während ich — alter Seladon — bah — natürlich bin ich zu ungefährlich, um mir die Thür zu verschließen."

Es war Peilsdorf, als ob in diesem Augenblicke ein heftiges Feuer aus den sonst so matten, in sich gekehrten Augen seines Gegners blitze, und er sagte sich hierauf, daß, wenn er einen Nebenbuhler zu fürchten habe, dieses in der That der Graf sei. Er hatte somit annähernd erfahren, was er wissen wollte, nämlich daß er Mathildens wegen aus dem Hause verbannt sei, und daß höchst wahrscheinlich die unmittelbare Einmischung des Grafen selbst seine Entfernung veranlaßt habe. Zu seiner Bestärkung in dieser Ansicht der Dinge trug nicht wenig bei, was wir von Herrn May hörten, daß die Marchesa den Grafen offenbar aus früheren Beziehungen der beiden Personen zu einander ganz merkwürdig zu fürchten scheine und sich seinem Willen in allen Dingen unterwerfe.

Peilsdorf litt übrigens unter diesen Verhältnissen außerordentlich. Seine Liebe, die mir anfangs noch mehrfache Zweifel über ihre Stärke und Tiefe eingeflößt, hatte sich zu einer Leidenschaft entwickelt, die ihn völlig erschöpfte. Ich sah ihn abwechselnd in dem Zustande äußerster Aufregung und gänzlicher Ermattung. Mathilde antwortete auf seinen Brief nicht und er mußte sich bald überzeugen, daß dies kein Verzögern, sondern ein gänzliches Unterlassen sei. So klagte er sich wegen seines Briefes auf's wildeste an. Sein Zustand machte mich selbst wegen seiner Gesundheit besorgt. Seine von mir früher so beneidete Eßlust hatte ganz abgenommen, er behauptete stets, gegessen zu haben, wenn er kam, und ich sah ihn niemals mehr essen, so lange wir auch zusammenbleiben mochten. Bei dem geringsten Anlaß und so oft er nur mit einem Worte seine Empfindungen berührte oder Mathildens Namen aussprach, sah ich, wie er die Thränen, die in seine Augen springen wollten, mit Gewalt unterdrückte. Das Traurigste dabei war die gänzliche Fruchtlosigkeit dieses Kampfes, der sich in seinem Innern vertobte, da es an jeder Gelegenheit, sich nach außen zu wenden, mangelte. Wir mußten lediglich warten, bis irgend ein Zufall es uns wieder ermöglichen würde, in Thätigkeit zu treten.

Eines Abends — es mochte gegen sechs Uhr sein — saß ich allein im Garten vor meinem Pavillon. Ich konnte mich in der letzten Zeit hier um so ungestörter der Ruhe hingeben, als die Marchesa ihre Wohnzimmer nach vorn verlegt hatte, offenbar um sich jeder Beobachtung unsererseits zu entziehen. Dafür waren nun aber auch wir jeder Beaufsichtigung vom weißen Hause aus völlig entrückt. Ich muß offen gestehen, daß die Gedanken, mit welchen ich mich angenehm beschäftigte, vorzüglich Mathilden galten. Ich sah sie im Geiste, wie ich sie vor kurzer Zeit noch fast täglich gesehen, zwischen den Blumen, die sie pflegte, durch den Garten schreiten. Sie hatte den anmuthigsten Schritt, den ich je bei einer Dame bemerkt, und ich wußte, wie sehr sich Peilsdorf an demselben begeistert hatte. „Denn," sagte er, „da die Frauen in der Regel schlecht gehen, so ist dies das Zeichen, daß sie zu der natürlichen Aristokratie ihres Geschlechtes gehört!" Ich beneidete Peilsdorf um sie. Dann fiel mir aber plötzlich wieder ein, wie wenig Ursache ich eigentlich habe, ihn zu beneiden. Hatte ihm doch Mathilde bisher nicht das geringste Zeichen ihrer Gunst gegeben! Hatte doch selbst ich mich größerer Freundlichkeit von ihrer Seite zu erfreuen gehabt als er! Ich verirrte mich von diesem Punkte aus in einige Nebengänge meines Herzens, von deren Vorhandensein ich bis dahin wenig Ahnung hatte. Ja, ich gestehe, daß ich bereit war, mich für nicht sehr tadelnswerth zu halten, wenn ich, bei der offenbaren Hoffnungslosigkeit seiner Liebe zu ihr, vielleicht ein wenig an mich dächte. Denn das süße Bild, welches in meiner Phantasie, jetzt den Weg hier vor mir durchkreuzte, und jetzt sich dort bei der Laube niederließ, und mit den schönen Augen sehnsüchtig in den Abendhimmel blickte, bezauberte mich ein wenig und verwirrte meine Einsicht. So sehr ich mir aber auch Mühe gab, diese Gedanken fest zu halten, so gelang mir dies doch kaum eine Zeit lang, und jenes unschönere Gefühl eines, wenn auch durch die Freundschaft gemilderten Neides wurde bald wieder stärker. Daß er sie liebte, daß er sie so ganz mit jener feurigen, leidenschaftlichen Gewalt liebte, wie ich dergleichen in meinem Alltagsleben nie gesehen, schien mir ihm schon ein höheres Anrecht auf sie zu geben, als ich mit meinen gemäßigteren Empfindungen beanspruchen könne. Es schien mir, als ob ich im Wetteifer der Liebe schon aus diesem Grunde zurückbleiben müßte. Und dann — gegen mich war Mathilde allerdings freundlich gewesen, mich hatte sie nicht wie ihn vermieden; aber das sah der Gleichgiltigkeit sehr ähnlich; ja, wenn sie ihn mit Mißtrauen und selbst mit Groll betrachtete, so war er besser daran, wie ich; denn der Haß und die Liebe berühren sich und schlagen je nachdem in einander um, die Gleichgiltigkeit aber bleibt immer dieselbe und lächelt heute, wie sie gestern lächelte, und morgen lächeln wird.

Während ich in dieser Weise meinen Gedanken nachhing, kam plötzlich Herr May aus der Hinterthür des weißen Hauses mit eiligen Schritten und in sichtlicher Verwirrung auf mich zu. Seit er glücklicher Liebhaber geworden war, hatte er, offen gestanden, in meiner Zuneigung wesentlich eingebüßt, und mein Gesicht mochte nur wenig freudige Ueberraschung zeigen, als er vor mich trat.

„O, Herr Assessor, Herr Assessor!" rief er schon aus einiger Entfernung, wir sind Alle verloren, Mathilde heirathet den Grafen!"

Ich sprang überrascht von der Gartenbank empor.

„Das wäre!" sagte ich. „Sie scherzen wohl nur?"

„O nein, es ist durchaus kein Scherz, wenn Sie es mir nicht übel nehmen wollen, es ist die Wahrheit, nichts als die Wahrheit. Jetzt in diesem Augenblicke ist der Graf gekommen und macht ihr seinen Antrag, und ich weiß, daß sie ihn annimmt. Die Tante hat ihr gesagt, daß ihr, der Tante, ganzes Lebensglück daran hängt, und das Kind wird gehorchen, das Kind wird gehorchen!"

„Das Kind wird nicht gehorchen, Herr May", sagte ich, „Mathilde kann den Grafen nicht heirathen, weil sie Peildorf liebt!"

Ich weiß selbst nicht, wie ich plötzlich zu dieser Behauptung kam, die ich so eben in meinen Gedanken noch so sehr bekämpft hatte.

„O, Sie glauben auch, daß sie ihn liebt? Gerade das hab' ich ihr auch gesagt. Aber sie hat geweint und will nichts von ihm wissen. Er hat ihr auch geschrieben, und sie will nicht antworten. Aber Flora ist ihr zu Füßen gefallen und hat sie unter Thränen angefleht, sie nicht unglücklich zu machen und nicht Nein zu sagen, wenn der Graf sie fragt. Und sie sagt: sie sei der Tante Alles schuldig, und selbst wenn sie Peildorf liebte, dürfte sie die Bitten ihrer Pflegemutter nicht verachten. O, nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Assessor, aber mein Herz ist zerrissen und ich bin verloren! Denn wenn der Graf Mathilden heirathet, ist meines Bleibens im Hause auch nicht mehr!"

„Nun", sagte ich, „fassen Sie sich, Mann! Bevor das Alles, was Sie hier verkündigen, geschieht, ist Peildorf noch da und ich glaube, der Herr Graf würde sich die Erlaubniß zu seiner Heirath mit Mathilde erst bei diesem einzuholen haben! Und nun seien Sie einen Augenblick vernünftig und setzen Sie sich und erzählen Sie! Sie haben sich unrechter Weise seit einiger Zeit vor uns versteckt und die Dinge ohne uns so weit kommen lassen. Jetzt holen Sie nach, was Sie versäumt haben, erzählen Sie kurz und vollständig von Anfang bis zu Ende, was im Hause geschehen ist und geschieht, damit ich Alles weiß, bevor Peildorf, den ich erwarte, kommt, und wir mit rascher Ueberlegung das Richtige, was hier zu thun ist, feststellen und ausführen können."

(Fortsetzung folgt.)

Das neue Reichstagsgebäude

wurde bekanntlich im Laufe dieses Sommers auf eine überraschend schnelle Weise erbaut und ist bereits vom Reichstage bezogen. Der erste Spatenstich zu dem ganzen Bau geschah am 5. Juli, nachdem vorher Hals über Kopf die Porzellan-Manufactur aus den vordern Baulichkeiten des Grundstückes entfernt worden war. Fürst Bismarck hatte dem Director der Manufactur erklärt, wenn er nicht bis zum 5. Mittags geräumt hätte, werde er die Feuerwehr kommen und das ganze Porzellanlager zum Fenster auf die Straße werfen lassen. Das half! und man konnte nun mit den Arbeiten beginnen. Zuerst wurde der Grund zu dem Neubau auf dem ersten Hofe des Grundstückes ausgeschachtet und während dieser Zeit die vorderen Mauern der den Hof begrenzenden Seitengebäude abgebrochen; ebenso wurden zwei neue Mauern aufgeführt, welche mit den stehengebliebenen hinteren Mauern der alten Gebäude nun den neuen Sitzungssaal bilden. So hat man es möglich gemacht, in einer Zeit von 14 Wochen eine der umfangreichsten und bedeutendsten Bauten der Neuzeit herzustellen. Eine nicht minder wichtige Aufgabe für die ausführenden Baumeister war die Beschaffung einer Ventilation, welche es möglich macht, das Gebäude nach so kurzer Zeit und trotz der in allen Neubauten vorhandenen Feuchtigkeit ohne Nachtheil für die Gesundheit der Abgeordneten zu benützen. Dies hat man glücklich dadurch erreicht, daß man die Wände nicht direct mit Tapeten beklebte, sondern sie mit Holzgetäfel versah, welches einzelne Pilaster darstellt. Die Raumflächen zwischen diesen Pilastern werden durch Leinwand ausgefüllt, auf welche wiederum Papier geklebt wurde, das nun mit tapetenartiger Malerei versehen ist. Auf diese Weise gelang es, zwischen dem eigentlichen Mauerwerk und der im Saale sichtbaren Wandfläche einen freien Raum zu schaffen, durch den eine vollkommene Circulation der zur Heizung des Hauses verwendeten warmen Luft möglich wird und daß durch diese Circulation alle sich etwa noch aus den Wänden entwickelnde Feuchtigkeit abgeführt wird.

Der Bau selbst ist in äußerst eleganter comfortabler Weise ausgeführt. Durch das Hauptportal gelangt man zunächst auf eine Freitreppe mit vergoldetem Geländer in ein von Säulen getragenes Vestibul, welches zur Linken zu den Bureaux der Post und Telegraphie, zur Rechten zur Restauration und zu den Garderoben führt. Diese letzteren werden von dem Sitzungssaal durch einen geräumigen mit Glasdach versehenen Lichtcorridor getrennt, der auch rechts und links in schmalere Corridore ausläuft, von denen derjenige rechts zu dem Sitzungssaale des Bundesraths, derjenige links zu den Arbeitssälen der Stenographen führt. Der Sitzungssaal selbst ist in dunkelbrauner Farbe gehalten. Dem Eingange gegenüber, an der südlichen Seite des Saales befindet sich der Präsidentensitz, rechts und links von demselben die Plätze der Schriftführer; vor demselben die Rednertribüne und zur Seite nach rechts und links in zwei Etagen übereinander die Sitze der Mitglieder des Bundesraths. Vor der Rednertribüne befindet sich der Stenographentisch, welcher das Centrum des Hauses bildet und von dem nun radienartig im Halbkreise die einzelnen Plätze der Mitglieder angebracht sind. Dieselben sind so eingerichtet, daß sich zwischen je zwei Plätzen ein Gang befindet, der bis zur äußersten Wand des Saales geht. Die Plätze steigen dann aufwärts bis zu einer Breite von fünf in einer Reihe, dann aber trennt sich diese Reihe wieder, so daß in der nächstfolgenden Reihe wiederum zwei Plätze mit einem dazwischen gelegenen neuen Gang geschaffen werden. Auf diese Weise ist es möglich, daß die Abgeordneten zu jeder Zeit ihre Plätze einnehmen und verlassen können, ohne ihre nebensitzenden Collegen zu belästigen.

Die Sitze sind von mit brauner Wachsfarbe gestrichenem, antik gehaltenem Eichenholz und mit hellbraunem Sitz- und Rückpolster versehen. Vor einem jeden Sitz befindet sich ein gleichfalls aus Eichenholz hergestelltes Schreibpult mit einem verschließbaren Kasten und Dintenbehälter versehen. Die Tribünen nehmen den oberen Theil der südlichen, westlichen und östlichen Wandungen des Sitzungssaales ein. Diejenigen an der östlichen Seite sind zur Kaiserloge, zu den Diplomatenlogen, welche zur rechten und linken Seite der Kaiserloge sich befinden, sowie zu der Journalistentribüne bestimmt, welche letztere die Hälfte des ganzen Raumes auf dieser Seite einnimmt. Die Tribünen treten logenartig von der Wandung des Sitzungssaales zurück und werden von elegant decorirten Pilastern mit korinthischen Capitälen getragen, die gleichzeitig auch die Stützen des Plafonds bilden. Der letztere bietet durch die einen großen Theil der Dachfläche einnehmende Glasbedachung auch gleichzeitig das Licht für den ganzen Sitzungssaal. Der Plafond ist so construirt, daß er sich selbst trägt. Die Mitte bildet eine Glasbedachung in mattgeschliffenem Glase. Unter dem Plafond befindet sich noch ein zweites Glasdach und zwischen beiden Dächern der Beleuchtungsapparat. Dieser besteht aus großen gußeisernen Platten, die auf einem Räderwerk ruhen, welches es ermöglicht, diese Platten während des Tages von der Lichtfläche zu entfernen. Jede Platte enthält 48 runde ca. ¾ Fuß im Durchmesser große Oeffnungen, in denen je ein Gasbrenner angebracht ist; über dem letztern befindet sich ein Reflector, welcher das Licht der Flammen nach unten zuwirft. 680 solcher Flammen sind auf diese Weise oberhalb des Daches anzubringen. Der Zweck, welcher durch diese Beleuchtungsconstruction erreicht werden soll, ist der eine, eine intensive Beleuchtung des Saales ohne die dadurch sonst hervorgerufene drückende Hitze in denselben einzuführen. Außer dieser Beleuchtung befinden sich an den einzelnen Pilastern noch 24 große geschmackvolle Gasampeln, die namentlich zur Beleuchtung der Tribüne dienen.

Gegenüber dem Präsidentensitz befindet sich die Parlamentsuhr auf schwarzem Marmor, das Zifferblatt und Zeiger in Gold ausgeführt. Hinter dem Sitzungssaal, von diesem nur durch einen schmalen Corridor getrennt, befinden sich die Arbeitszimmer des Reichskanzlers, des Präsidenten, des Bundeskanzleramts, der Präsidenten des Reichstages und der Schriftführer. Dicht daran grenzt der Sitzungssaal des Bundesrathes, ein geräumiger Salon, der an den Wänden die Wappen der sämmtlichen Bundesstaaten, sowie in geschmackvoller Composition mit dem Reichsadler arabeskenartige Verzierungen aufweist. Oberhalb dieses Sitzungssaales befinden sich zwei Abtheilungs- und ein Commissionszimmer, während die übrigen Abtheilungszimmer in der Bel-Etage des Vordergebäudes hergerichtet sind. Auch diese stehen an Eleganz den ganzen übrigen Baulichkeiten nicht nach. Die nach hinten hinaus gelegenen Zimmer des Vordergebäudes, sowie die überhaupt neben dem Arbeitszimmer des Reichskanzlers u. s. w. gelegenen Räume sind zu Commissionszimmern hergerichtet, während ein Seitenflügel der alten Baulichkeiten jetzt zu den Bureaux eingerichtet ist. (Volksztg.)

Miscellen.

Darmstadt, 25. Octbr. Ueber die Entstehung des Theaterbrandes hat man Folgendes in Erfahrung gebracht. Gestern sollte eine Vorstellung — „Pechschulze" — stattfinden. Dem bestehenden Reglement zufolge soll die Beleuchtung der Soffitten zuletzt angezündet werden, um bei dem nach 5 Uhr eintretenden Zunehmen des Gasdrucks eine Feuersgefahr zu verhüten. Diese Vorschrift scheint nicht beachtet worden zu sein, denn eine in der Nähe des Vorhangs befindliche Soffitte fing zuerst Feuer. Der Beleuchter Mietz fiel dem Brande zum Opfer. Er schien die Entzündung der Soffitte zuerst bemerkt zu haben. Angehörige des Theaters, welche, als man die ersten Spuren des Brandes wahrnahm, aus dem Hause flohen, sahen ihn, wie er sich an einer Flugmaschine in die Höhe ließ, vermuthlich in der Absicht, die brennende Soffitte oben auf dem Speicher, an den Punkten, wo sie befestigt war, abzuschneiden und weiteres Unglück zu verhüten. Es gelang nicht, der große Vorhang fing Feuer, und Mietz selbst scheint umgekommen zu sein, denn seit dem gestrigen Abend wird er vermißt. Man vermuthet, daß ihn, als er auf dem Speicher angekommen, die Kräfte verließen und er in die Tiefe stürzte. (Er wurde inzwischen todt und halb verbrannt aufgefunden.) Bühne und Zuschauerraum sind vollständig ausgebrannt und bieten mit ihren zerbröckelten Mauertrümmern, dem zahlreichen durchglühten Eisenwerk, unter welchen insbesondere der bald nach Ausbruch des Brandes herabgestürzte mächtige Kronleuchter in seinen Trümmern einen ungemein traurigen Anblick gewährt, ein grauenvolles Bild der Verwüstung. Von der Garderobe ist ein nicht unbedeutender Theil gerettet worden, allein der Gesammtschaden ist jedenfalls ein sehr beträchtlicher, weit über 500,000 fl., obwohl die Umfassungsmauern bei dem Neubau zu verwenden sein werden. Das Feuer lodert zur Stunde manchmal noch hoch auf, so daß immer noch mehrere Spritzen in Thätigkeit sind. Mit der Aufräumung des Schuttes wird man erst in einigen Tagen beginnen können.

Einfluß des Futters auf die Qualität des Schweinefleisches. Der „N. l. Ztg." entnehmen wir Folgendes: Grundsätze des Engländers Beewer. — 1. Das beste Fleisch an Geschmack, das schwerste Gewicht desselben ergeben mit Milch genährte Schweine. Dieser steht die Fütterung mit Körnern, Mais, Gerste, Hafer und Erbsen am nächsten. 2. Kartoffeln geben ein lockeres, leichtes, geschmackloses, bei dem Kochen viel verlierendes Fleisch. 3. Das Fleisch von mit Kleie gefütterten Schweinen ist gelb, ohne Substanz, schlecht im Geschmack. 4. Oelkuchen und Oelsaaten erzeugen ein lockeres, fettiges Fleisch, von einem unangenehmen Geschmack. 5. Bohnen ein hartes, unverdauliches, unschmackhaftes und 6. Eicheln ein leicht wiegendes, hartes, ungesundes Fleisch.

Charade.

(Dreisilbig.)

Ein Mädchen an der Dritten saß,
Vertieft mit ganzem Herzen
In den zwei Ersten und vergaß,
Zu achten auf die Kerzen.
Der Vorhang fing zu brennen an,
Laut schrie das Kind, das blasse;
Zum Glücke schritt ein Kriegersmann,
Ihr Liebster, durch die Gasse.
Der flog herbei mit kühnem Muth,
Erprobt an mancher Schanze,
Und trug das Mädchen aus der Gluth —
Sagt, war das nicht das Ganze?!

Auflösung des Arithmogryph in Nr. 128:

Maina, Main, Mai, Ai (das Faulthier), a.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 130. Speyer, Dienstag, den 31. October **1871.**

Mein Freund Peildorf.

Von Ernst Volmar.

(Fortsetzung.)

Herr May nahm nicht ohne einiges Widerstreben auf einem Gartensessel Platz und auch ich setzte mich wieder.

Wenn ich aber glaubte, es sei eine leichte Aufgabe, Herrn May nun zum weitern Sprechen zu veranlassen, so irrte ich mich. Nur mit schwerer Mühe entriß ich ihm die Wahrheit gleichsam stückweise und kam da allerdings hinter eine nicht sehr reinliche Geschichte. Die Marchesa hatte in der Zeit ihrer Blüthe in Neapel in Beziehungen zu dem Grafen gestanden, die sie mißbraucht hatte, indem sie, um den reichen Schmuck zu kaufen, welchen sie noch heute besaß, Wechsel ausgestellt und mit dem Accepte des Grafen versehen hatte, ohne diesen um seine Erlaubniß zu fragen. Sie mochte vielleicht glauben, der Graf werde sich durch diese Vertraulichkeit von ihrer Seite geschmeichelt fühlen; und gewiß durfte man bei der wunderlichen Person wenigstens hinsichtlich ihrer strafrechtlichen Zurechnungsfähigkeit gerechte Bedenken hegen. Der Graf indessen hatte die Wechsel zwar richtig eingelöst, aber er war nicht der Mann, der einen Vortheil, welchen er einmal über einen Nebenmenschen errungen, je wieder aus der Hand gegeben hätte. Er drohte ihr zuerst, um sie zu erschrecken, er werde die Wechsel sogleich den Gerichten übergeben, und sie schwebte seitdem, wenn sie ihn nur erblickte, stets zwischen Tod und Leben, nachdem er ihr auf ihre Thränen und auf ihr inständiges Flehen nur zugestanden hatte, daß er die Wechsel vorläufig noch aufbewahren wolle, um sie sofort gegen sie zu gebrauchen, wenn sie ihm durch ihr Betragen die mindeste Veranlassung biete. Wie er nun zu seinen Absichten auf Mathilde gekommen war, konnte Herr May nicht sagen. Hier vermochte ich aber aus meiner Kenntniß des Grafen mir die Sache hinlänglich zurechtzulegen. Ich erinnerte mich noch sehr wohl der Ansicht über bürgerliche Heirathen, die der Graf früher an der Wirthstafel mit so viel Sicherheit vorgetragen hatte, und in der That, es schien mir, wenn es eine wünschenswerthe Frau für den Mann mit der künstlichen Jugend geben könnte, müßte es Mathilde sein, wobei dieser Mann die Genugthuung hätte, etwas ganz gegen die herkömmlichen Ueberlieferungen zu thun, die er, so sehr er sie Andern zur Richtschnur geben wollte, für seine Person verachten zu dürfen glaubte. Das Uebergewicht, welches er nun über die Marchesa besaß und die Erniedrigung, der diese sich durch ihr flehentliches Bitten vor Mathilden preisgegeben, hatten das arme Mädchen gänzlich verwirrt und ihr die Heirath mit dem Grafen fast als eine Sache ihrer Pflicht gegen die Marchesa gezeigt; und so mochte es kommen, daß sie ernstliche Kämpfe mit sich bestanden, in Folge deren sie ihre Einwilligung zu der heutigen verhängnißvollen Zusammenkunft mit dem Grafen gegeben hatte. Man denke sich nun, daß mitten in diese Kämpfe hinein, die ihr ganzes Innere schmerzlich in Anspruch nahmen, nun jener zweideutige und unglückselige Brief Peildorfs fiel, und es wäre, obschon ich es weit von mir wies, wenigstens zu erklären gewesen, wenn Mathilde jeden Halt verlöre und ihrem mißverstandenen Pflichtgefühl zum Opfer fiele.

Die ganze Gefahr dieser Lage war mir augenblicklich klar. Vor Allem mußte ich Mathilde sehen, bevor Peildorf käme. Ich ertheilte daher May den strengen Befehl, sofort, wenn der Graf das Haus verließe und ohne Rücksicht darauf, wie die Zusammenkunft mit dem Grafen ausgefallen sei, Mathilde herzubringen. Er meinte zwar, sie werde sich Peildorfs wegen sträuben, ich stellte ihm indessen die kategorische Forderung, diese ihre Besorgnisse zum Schweigen zu bringen und ihr jedenfalls zu sagen, daß Peildorf nicht zugegen sei.

Nach wenigen Augenblicken schon kehrte May zurück und führte Mathilden bei der Hand. Ein flüchtiger Blick, den sie, bevor sie näher trat, zögernd umhergleiten ließ, überzeugte mich, daß sie wissen wollte, ob Peildorf in der Nähe sei, und ihre Haltung verrieth mir, daß sie dann entschlossen war, sofort wieder umzukehren.

„Ich bin allein, mein Fräulein, mit unserm Freunde May“, sagte ich, ihr höflich entgegenkommend.

„Ich danke Ihnen, mein Herr, daß Sie nach mir gefragt haben. Ich habe Sie so lange nicht gesehen und so Manches inzwischen erlebt, daß es mir wohlthut, Sie wieder zu sehen, und mich von Herzen freut.“

„Du darfst ihm Alles sagen, Thildchen", warf May ein; „er ist von Allem unterrichtet."

„Wenn Sie mir gestatten wollen, verehrtes Fräulein, an Ihrem Schicksal Theil zu nehmen, werden Sie mich glücklich machen. Herr May hatte die Güte, mir zu sagen, daß Sie den Grafen Larosée erwarteten."

„Er hat mich soeben verlassen", sagte sie und fügte, indem Sie mir ihre schöngebildete Rechte entgegenstreckte, mit einem Anfluge spröden Stolzes hinzu, „und diese Hand ist frei!"

Ich ergriff die Hand, die mir geboten wurde und führte Mathilden zu einem Sessel. Wir nahmen alle drei Platz; Herr May sprang indessen sofort wieder auf und blieb, während des folgenden Gespräches, in beständiger und lebhafter Bewegung zwischen mir und seinem Stuhle, ungefähr so, daß es jedesmal aussah, als habe er den Stuhl dauernd verlassen wollen, und als falle ihm nur unterwegs ein, daß er irgend einen Gegenstand habe liegen lassen, den er zurückzuholen sich beeile.

„Denken Sie sich, Assessorchen, was geschehen ist! Mathildchen also hat sich kurz und gut noch im letzten Augenblicke entschlossen, ein tapferes Nein zu sagen, was auch immer daraus folgen möge. Aber der Fuchs ist klüger, als wir Alle. Er hat das Nein auf ihren Lippen bemerkt und da hat er lieber gar nicht gefragt und sie, wenn sie anders Lust gehabt hätte, auf ihn zu hören, mit sehr nichtssagenden, aber sehr verbindlichen Redensarten unterhalten."

„Nun", sagte ich, „wird damit die Gefahr nicht vorüber sein; was ihm heute nicht räthlich erschienen ist, wird er morgen zum zweiten Male versuchen."

„Und was rathen Sie mir dann?" sagte sie schüchtern, indem sie die Augen niederschlug. „Sie kennen die Schwierigkeit — die Tante —"

Sie hielt inne und schien ihre Selbstbeherrschung auf einen Augenblick zu verlieren. Dann fuhr sie fort:

„Der Graf hat uns Alle in der Gewalt. Er hat ihr gedroht, sie zu verderben, wenn es ihr nicht gelinge, mich zu einer Heirath mit ihm zu bestimmen. Es hat mir das Herz erschüttert, sie mich bitten zu hören; sie weinte; sie war so gut zu mir, wie sie nie gewesen ist, sie sagte, es handle sich um ihr Leben und Sterben, und sie hat mich gepflegt seit meiner Kindheit, seit die Eltern gestorben sind. O, mein Herr, sagen Sie mir, was ich hier thun soll! Zeigen Sie mir einen Ausweg, lassen Sie mich nicht ohne Rath, ich weiß mir nicht zu helfen!"

Mathilde hatte immer hastiger und mit immer größerer Bewegung gesprochen; um sie nicht zu stören, wandte ich die Augen weg und erst als sie aufhörte, sah ich sie wieder an; ihr Gesicht war von Thränen überströmt und die mühsame Fassung, in der sie mir begegnet war, schien verloren.

„Mathilde", sagte ich sanft, „Sie haben Unrecht gethan! Sie haben Kämpfe über sich genommen, denen Sie in Ihrer Unbekanntschaft mit der Welt als ein junges, unerfahrenes Mädchen nicht gewachsen waren. Sie haben Herrn May gegenüber bis zuletzt geschwiegen, Sie haben Ihre Freunde vernachlässigt und vergessen, und doch weiß ich Einen, der sein Leben wagen würde um Sie!"

Sie erhob ihr Gesichtchen zu mir und ich sah in den Glanz ihrer tiefen, feuchten Augensterne.

„Er sein Leben für mich wagen?" fragte sie ungläubig und schüttelte den Kopf. Dann erröthete sie und fügte rasch aufstehend hinzu: „Ich weiß Keinen!"

Welch ein Thor war ich gewesen, das nicht früher, das nicht von Anfang an zu sehen, was ich in diesem Augenblicke sah! Da stand sie vor mir, über und über erröthend, und es war die Liebe, die ihre Pulse fliegen machte und ihren Busen auf und nieder gehen ließ. Mit einem Male vergaß ich Alles, was von Eigensucht in mir war, und nur der Gedanke an den Freund öffnete mir die Lippen zum Weiterreden.

„Sie wissen es nicht, Sie thörichtes Kind? Er liebt Sie! Der einzige Mann hat Sie geliebt, seit der erste Blick Ihrer Augen ihm in die Seele gedrungen ist. O, meiden Sie ihn nicht länger und betrüben Sie seine Seele nicht! Von Ihnen, von Ihnen allein erwartet er, was er in der Welt nicht gefunden hat — das einzige Glück, daß es gibt, das Glück der Liebe, der wahren Liebe! An Ihnen hängt er, von Ihnen hofft er, daß Sie nicht Ihr eigenes Herz verleugnen und ihn zurückstoßen werden, wenn er es wagt, Ihnen von Dem zu reden, was sein ganzes Herz erfüllt!"

Sie zuckte zusammen und barg ihr Gesicht in ihren Händen. Dann flüsterte sie leise: „Sie wissen, daß er mir geschrieben hat?"

„Ich weiß es, liebes Kind", sagte ich, „und Sie haben nicht geantwortet!"

„O, sagen Sie ihm, daß sein Brief mir Schmerz bereitet hat, daß" — — sie verstummte.

Herr May sprang wieder auf, ich wies ihn auf seinen Stuhl zurück und faßte beide Hände Mathildens, indem ich ihr Gesicht befreite.

„Verzeihen Sie ihm den Brief! Es war thöricht von ihm, so zu schreiben! Nur die Furcht vor Ihrem Nein hat ihn zu einer Verstellung bewogen und ihn gerade Das nicht schreiben lassen, was er am liebsten geschrieben hätte!"

Sie sah mich voll an und indem sie, wie es schien, Vertrauen schöpfte, verklärte ein, wenn auch noch flüchtiger, Sonnenstrahl ihr jugendliches Gesicht.

„Er liebt Sie, ich weiß es! Und er ist auch der rechte Mann, Alles, auch für die Tante, zum Besten zu führen. Vertrauen Sie nur!"

Plötzlich ertönten rasche Schritte und ehe wir es uns versahen, stand Peildorf mitten zwischen uns. Er fuhr bestürzt zurück, als er mich vor Mathilden stehen sah, ihre Hände in den meinigen, Thränen in ihren Augen und ein Lächeln auf ihren Lippen. Dann wandte er seinen Blick fragend auf May, der schnell aufsprang, aber sofort zu seinem Stuhle zurückkehrte, um den vergessenen Gegenstand dort zu suchen.

„Ich störe hier wohl!" sagte Peildorf trocken zu mir. „Du scheinst ja da rasche Fortschritte zu machen!"

„Fortschritte für Dich, mein Lieber! Da hast Du sie!"

Mit diesen Worten führte ich ihm Mathilde zu, der er zweifelnd entgegentrat. Und sie lachte unter Thränen zu ihm auf und als er in ihre Augen geschaut, breitete er seine Arme aus und die Beiden umschlangen sich und ihre Lippen fanden sich in einem innigen Kusse.

(Fortsetzung folgt.)

Das offene Polarmeer.

Der Verein für Geographie und Statistik in Frankfurt a. M. hat „von der norwegischen Küste am Bord des Harald Haarfagr" vom 9. Oct. einen Bericht vom Oberlieutenant Julius Payer erhalten, der in hohem Grade bemerkenswerth ist und nach Uebergehung der Einleitung lautet:

„Diese Vorexpedition zur Untersuchung des Meeres zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlä, welcher im nächsten Jahre eine größere Unternehmung folgen soll, hat einen alle Berechnungen verlassenden, unerwarteten Ausgang genommen. Die Entdeckung eines ausgedehnten offenen Polarmeeres an der Stelle eines für völlig unschiffbar gehaltenen Gebietes, in welchem die Russen, die Schweden und auch die deutsche Expedition von 1868 sich vergeblich bestrebten, auch nur in dem südlichsten Theil desselben einzudringen, tritt als ein Resultat auf, welches geeignet ist, der gesammten Polarfrage eine andere Wendung zu geben und eine neue, vielversprechende Basis zur Erreichung des Poles zu schaffen.

„Es ist im höchsten Maße zu bedauern, daß die große deutsche Nordpolar-Expedition vom Jahre 1869/70 nicht diesen Weg durch das „Nowaja Semlä Meer" — welcher ursprünglich von Dr. Petermann als der geeignetste anerkannt wurde, um in das Herz des Polarbassins einzudringen — eingeschlagen hat. Während bedeutende Autoritäten sich bis auf unsere Tage entschieden gegen jede Route im Osten Spitzbergens erklärten, die vielen Expeditionen der Russen in unserem Jahrhundert auch nicht einmal im Stande waren, den Norden Nowaja Semlä's zu umschiffen, und die Fahrt des Norwegers Johannesen im vergangenen Jahre dicht an der Küste dieser Doppelinsel aus dem karischen Meere in die Barents-See als ein außerordentliches und von vielen Seiten selbst bezweifeltes Ereigniß betrachtet wurde, haben unsere Erfahrungen die Existenz eines ausgedehnten offenen Meeres im Norden Nowaja Semlä's nachgewiesen. Da aber auch das Karische Meer von den Schiffern Simonsen, Mattiesen ꝛc. dieses Jahr wie auch früher als völlig eisfrei beobachtet wurde, und nachdem es dem Ersteren selbst in der Nähe der Weißen Insel nicht gelang, das den Fang der Walrosse bedingende Eis zu entdecken, so ist der Zusammenhang des offenen Nowaja Semlä Meeres mit der Polynia im Norden Sibiriens im Herbst so gut wie nachgewiesen. Damit verschwindet aber ein ungeheueres Eisterritorium von unseren Karten. Man wird nicht verfehlen, das Jahr 1871 als ein für die Eisschifffahrt ungewöhnlich günstiges darzustellen, gleichwie man eben so oft ohne Recht und Beweis von „ungewöhnlich ungünstigen" Jahren gesprochen hat. Allein in ganz Norwegen herrscht unter den Walroßjägern und Fischern nur Eine Stimme, welche den verflossenen Sommer zu den allerschlechtesten zählt, die man seit langer Zeit erlebt habe. Ist es doch selbst dem deutschen Expeditionsschiffe „Germania" nicht gelungen, auch nur in das Karische Meer einzudringen. Hier in Norwegen legt man dieses Zurückbleiben des Dampfers hinter gewöhnlichen Segelschiffen der so mangelhaften Eignung der „Germania" sowohl als Dampf- wie als Segelschiff die Schuld bei und es wird im Interesse der Sache von großer Wichtigkeit sein, dieses Fahrzeug, welches noch 1869/70 entsprach, einer unparteiischen Prüfung zu unterwerfen.

„Wie lassen sich nun diese so ganz und gar von dem Bisherigen abweichenden Ergebnisse der eben vollführten Polarfahrt erklären? Wir sind von der Anmaßung, zu glauben, daß wir energischer und entschlossener verfahren seien, denn Andere vor uns, eben so entfernt, als wir selbst nicht daran denken, unsere kleine Unternehmung als eine eigentliche Expedition auf gleiche Stufe mit vorangegangen stellen zu wollen. Der Schlüssel zu diesem Räthsel liegt einfach darin, daß fast alle Expeditionen dieses Meeresgebiet zu früh betreten und zu früh verlassen haben, denn die Periode der günstigsten Schifffahrt in demselben fällt erst in den Herbst. Auch haben sich alle diese Expeditionen entweder den Küsten Nowaja Semlä's oder Spitzbergens zu nahe gehalten, während, wie es den Anschein hat, der 40. bis 42. Längengrad die geeignetste Stelle des Nowaja-Semlä-Meeres ist, um nach Norden vorzudringen. Wir haben hier ohne Mühe fast den 79. Grad N. Br. erreicht, und kein anderes Hinderniß als Proviantmangel hat unserem weiteren Vordringen nach Norden Einhalt gethan. Als wahrscheinlichste Ursache dieser im Herbste im Nowaja-Semlä-Meere so außerordentlich günstigen Eisverhältnisse, welche sich mit jenen an der grönländischen Küste durchaus nicht vergleichen lassen, tritt der Golfstrom auf. Vor der Zusammenstellung und Vergleichung aller der gemachten Beobachtungen unter einander läßt sich dies allerdings nicht mit Bestimmtheit aussprechen, sondern nur als wahrscheinlich annehmen. Für unsere Ansicht jedoch sprechen namentlich die um 3 bis 5° C. jene der Luft übertreffende Temperatur des Wassers in diesen hohen Breiten (im September), die Häufigkeit von Nebel, von Gewitterböen, das Auftreten eines den Passaten eigenthümlichen Himmels, die constatirte Strömung nach N.-O. an der Küste von Nowaja Semlä, die ultramarinblaue, den Golfstrom charakterisirende Wasserfarbe, der außerordentliche Reichthum des Wassers an niederen Thieren ꝛc. Anfangs Herbst

scheint es demnach, daß der Golfstrom die Küste Nowaja Semlä's verläßt und westlicher auftritt, oder aber, daß er sich dann über ein größeres Gebiet ausbreitet. Diese Schicht warmen Wassers ist ungleich tief und nimmt nach Norden an Mächtigkeit ab. In materieller Hinsicht tritt der enorme Reichthum des bisher gänzlich unbetretenen Nowaja-Semlä-Meeres an Walfischen hervor. Die während der Fahrt ausgeführten wissenschaftlichen Arbeiten bestehen in einer continuirlichen Reihe von Beobachtungen über die Temperatur und Dichtigkeit des Wassers an der Oberfläche und in verschiedenen Tiefen, regelmäßigen meteorologischen Beobachtungen, Wahrnehmung über das Vorkommen von Bänken, Treibholz, Strömungen, in einer doppelten, theilweise dreifachen Reihe von Tiefseelothungen, in der Sammlung von Grundproben, Declinationsbestimmungen, Aufnahmen, geologischen Untersuchungen, Gesteins- und Pflanzensammlungen."

Miscellen.

* Von Dante's „Göttlicher Komödie" erscheint gegenwärtig bei Teubner in Leipzig eine zweite Auflage in der trefflichen Uebersetzung des Königs Johann von Sachsen, der unter dem Namen Philalethes als einer der besten und tüchtigsten Kenner jenes großen Dichters bekannt ist. Ueber die Bedeutung der Uebersetzung des Königs von Sachsen schreibt eine berufene Feder, Geh. Rath v. Witte in Halle, der Leipziger Zeitung 1866, Nr. 1: „Im Jahre 1828 veröffentlichte ein Fürst, dem schon, als er dem Throne der Nächste war, im vollsten und schönstem Sinne der Name eines „gelehrten und weisen Prinzen" gebührte, in demselben schönen Sachsenlande, dessen Krone ihm vorbehalten war, die ersten zehn Gesänge des unsterblichen Gedichtes in metrischer Uebersetzung, als Erstlingsfrucht seiner dem großen Florentiner zugewandten Studien. Unermüdet wurde die Arbeit zwanzig Jahre lang fortgeführt, und die Vorrede zum dritten, sie abschließenden Bande datirt aus den Tagen, in welchen die sturmbewegten Wellen des Jahres 1848 am höchsten gingen. Begeisterte Liebe zu dem erhabenen christlichen Dichter, tiefsinnige Forschung und seltene Fülle des Wissens hatten bei rastlosem Fleiße ein Werk vollendet, durch welches das Verständniß der Divina Commedia in einem Maße erschlossen ward, wie zuvor niemals und nirgends, namentlich auch nicht in der Heimath des Dichters, obwohl während mehr denn fünfhundert Jahren dort zahllose Erklärer aufeinander gefolgt waren. Wer seitdem in den tieferen Sinn der Göttlichen Comödie eindringen will, ist mit Nothwendigkeit vor andern an diese Arbeit gewiesen, wie dies nicht nur von allen deutschen Danteforschern anerkannt und bethätigt ist, sondern wie auch die Ausländer den hier gebotenen Reichthum in immer weiterem Umfang zu verwerthen lernen..... Die Treue der Uebersetzung läßt auch von den feinsten Nüancen des Originals nicht Eine vermissen; keine der Schwierigkeiten ist umgangen, keine der unzähligen Streitfragen über den Sinn einzelner Stellen unbeachtet geblieben. Es ist, als ob der Leser auf eine Photographie der Divina Commedia blickte. Dennoch hat dies genaue Anschließen an den Urtext durchaus nichts Aengstliches, die Sprache bewegt sich frei, und wer selbst gar manches Mal im Falle war, für diese oder jene Wendung des Dichters den angemessenen Ausdruck zu suchen, weiß am besten, wie oft ihm beim ersten Blicke klar ward, daß eben nur Philalethes das treffende Wort gefunden habe. Es sei gestattet, hier auf das Urtheil eines der gründlichsten Danteforscher, des Professor Wegle in Würzburg, Bezug zu nehmen. In der Vorrede zur eben erschienenen zweiten Ausgabe seines Lebens des Dichters sagt er, nachdem er einiger Uebersetzungen neuerer Zeit gedacht hat: „Nach meinem Urtheil und Geschmack ist die Philalethes' — schon der meisterhaften Behandlung der Sprache wegen — unbedingt allen anderen vorzuziehen."

Die zweite starke Auflage dieser Uebersetzung (Prachtausgabe à 8 Thlr. 10 Ngr.), welche 1866 erschien, fand einen so raschen Absatz, daß sich der Verleger schon im Jahre 1868 veranlaßt sah, von dem hohen königlichen Herausgeber sich die Erlaubniß zur Veranstaltung einer wohlfeilen Volksausgabe zu erbitten, welche in 2500 Exemplaren gedruckt wurde und schon jetzt so vollständig vergriffen ist, daß ein neuer Abdruck (die 4. Auflage) nöthig wurde, welche in gleicher Anzahl wie die vorige soeben die Presse verlassen hat. Trotz der eleganten Ausstattung ist der Preis dieser neuen Ausgabe so gering, daß sie Jedermann zugänglich ist; für Freunde von Prachtausgaben ist jedoch auch noch eine geringe Zahl von Exemplaren der 1866 erschienenen berichtigten Auflage vorhanden, deren Inhalt mit dem der neuesten Abdrücke genau übereinstimmt. Der Preis des ganzen Werkes beträgt 3 Thlr., eleg. geb. mit Goldschnitt 3 Thlr. 25 Sgr.

Aus Braine l'Allend in Belgien wird berichtet: Schon seit mehreren Monaten jagte in jeder Sonnabendnacht eine Bande von 18—20 Wilddieben in der Nähe des Waldes Foriert, unterhalb Braine l'Allend, und ging von dort auf die Jagdgründe der Baronin Soy, wo die Wilderer gründlich räuberten, nachdem sie den Förster jedesmal davon benachrichtigt hatten, daß sie ihn sofort niederschießen würden, sobald er sie störe. Am Sonnabend, 30. v. M., baten die Forstbeamten der Baronin, da sie wiederum einen Ueberfall der Wilddiebe erwarteten, einige benachbarte Wildhüter und zwei Gendarmen von Waterloo um Hilfe, welche ihnen auch bereitwillig gewährt wurde. Sie befanden sich seit einer Stunde an Ort und Stelle, als ca. 20 Wilddiebe in einer Linie und 100 Schritt von einander entfernt heranrückten. Zwei derselben, einer von herkulischer Gestalt, erblickten die Gendarmen hinter einem Holzhaufen, machten sich gegenseitig darauf aufmerksam und riefen Jenen zu: „Nun, Ihr Gendarmen, Ihr habt immer gesagt, daß Ihr uns kneifen würdet, wenn wir Euch in die Hände fielen. Jetzt kommt, wenn Ihr Muth habt!" Sofort drangen die Gendarmen, von denen der eine ebenfalls einen riesigen Körperbau hatte, auf die beiden Wilddiebe ein, die nun ihrerseits den andern zuriefen: „Kommt, es sind ihrer nur zwei!" Auf diesen Ruf rückte die ganze Bande vor, um die Gendarmen schußrecht zu bekommen. Als diese aber das Manöver bemerkten, ergriff der Starke einen der beiden Wilddiebe und bediente sich desselben als Schild, indem er ihn vor sich festhielt. Die Wilddiebe feuerten, und sahen alsbald ihren Kameraden von ihren eigenen Kugeln getödtet aus den Armen des Gendarmen zur Erde fallen. Mit Uebergehung der Einzelheiten, die doch erst durch die Untersuchung festgestellt werden können, läßt sich dann das Resultat kurz dahin berichten, daß nach dem Hinzukommen der Forstbeamten ein Wilddieb getödtet, sieben andere verwundet, darunter drei sehr schwer, und einer unverwundet gefangen wurden. Außerdem haben die Wilderer drei entladene Flinten auf dem Kampfplatze gelassen, Einer von ihnen hat sich, wie die Spur auswies, 7 Stunden weit verwundet fortgeschleppt. (Germ.)

Vor ungefähr sechs Wochen wurde dem Prinzen Moritz von Altenburg, dem Thronfolger des kinderlosen Herzogs Ernst von Altenburg, ein Knabe geboren, zu dessen Taufpathen außer einigen fürstlichen Persönlichkeiten auch das ganze Altenburger Land gehörte. Sämmtliche 140,000 Altenburger und Altenburgerinnen wurden zu Gevattern gebeten, und der Präsident des Altenburger Landtages vertrat seine Mitbürger und Mitbürgerinnen bei dem Taufacte.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 131. Speyer, Donnerstag, den 2. November 1871.

Mein Freund Peildorf.

Von Ernst Volmar.

(Fortsetzung.)

Inzwischen hatte Herr May entdeckt, daß er einen Gegenstand auf seinem Stuhle vergessen, und sprang abermals hinzu. Ich ergriff ihn jedoch beim Arme und führte ihn, unter dem Vorwande, ihm unsere Pläne für morgen zu erzählen, bei Seite, damit die Liebenden Zeit behielten, sich in ihre neue Lage zu finden und die erste Seligkeit ihres Einverständnisses voll und ungestört zu genießen.

Als wir stehen blieben und zurückblickten, sahen wir die Beiden auf der Gartenbank sitzen und sich unter süßem Geplauder wiederholt und innig umschlingen. Sobald Peildorf bemerkte, daß wir nach ihm umschauten, sprang er auf und zog die Geliebte zu sich empor und führte sie im Thriumph den breiten Kiesweg entlang auf uns zu. Wie ich ihn so strahlend und glücklich auf mich zutreten sah, konnte ich mich nicht enthalten, den Finger drohend zu erheben und ihm zuzurufen:

„Nun, Du ewiger Skeptiker! Gibt es ein Glück?“

„Es gibt ein Glück, mein Freund, und nur Eines! Erst jetzt weiß ich, daß ich lebe, da dies Herzensglück mein eigen ist! Denn nur die Liebe lebt, alles Andere ist lebendig todt, und die Welt, der diese Seele genommen würde, sänke in den Staub und in die Nacht. Der heutige Tag, diese Stunde war es, für die wir geschaffen wurden, und nichts wird sie in uns verlöschen! Von nun an wird mein Leben nur ein einziger Erguß der reinsten Zärtlichkeit und der innigsten Dankbarkeit gegen Dich, Geliebte, sein, die mich gelehrt hat, zu leben, zu athmen und glücklich zu sein!“

„Nun gibt es bald Heirathen!“ rief Herr May seelenvergnügt. „Und zwei Heirathen sollen es sein, wenn Ihr nichts dagegen habt! Denn auch ich, sage ich, bin nicht mehr weit vom Ziele. An einem Tage soll die doppelte Hochzeit sein!“

Es war nicht möglich, das junge Paar zu betrachten, ohne des Lebens froh zu werden. In Peildorfs Verhalten gegen Mathilde lag eine schwer zu beschreibende zärtliche Anmuth. In der That, man mußte glauben, daß dieser Mann es vermöge, eine Frau durch das Leben zu geleiten, ohne ihren Fuß an einen Stein zu stoßen. Auch Herr May und ich befanden uns sichtlich in gehobener Stimmung.

Wir hatten nun Peildorf über den ganzen Hergang der Dinge, der ihm noch völlig unbekannt war, aufzuklären. „Und mein Brief?“ fragte er zum Schlusse, „mein abgehängter Eisenbahnwaggon? Ist er gnädigst unter dem Tische?“

„O, Du gefährlicher Mensch, was für eine Verstellungsgabe Du besitzest!“

„Aber, Kinder“, fuhr er fort. „Ist das jetzt eine Haltung für einen Don Juan! Das hätte ja der erste beste Bauernbursche nicht schlechter gemacht, als ich! Sie liebten sich Beide und wußten es nicht! —“

Wir beschlossen nun, bevor wir uns für heute zum großen Leidwesen der Liebenden trennen mußten, in aller Kürze, daß May, den wir nun einmal zu nehmen hatten, wie er war, sich am folgenden Tage der Marchesa in seiner wahren Gestalt entdecken, und daß Peildorf gleichzeitig um die Hand Mathildens bei der Tante förmlich anhalten sollte. Den Grafen und seine Ansprüche auf sich zu nehmen, war gleichfalls Peildorfs Sache, während der gute May seine Herzensgebieterin aus allen ihren Drangsalen in seinen Armen zu befreien wünschte. Wir waren voller Hoffnung, und Keiner ahnte, daß uns der Preis, den wir schon zu besitzen glaubten, noch in dieser Nacht auf eine ebenso seltsame wie grausame Weise wieder entrissen werden sollte.

Zwölftes Capitel.
Eine Entführung.

Ich war am Morgen früh des andern Tages noch im Ankleiden begriffen, eine Beschäftigung, bei welcher ich mich, seit ich meine Ferien angetreten, täglich eine Viertelstunde länger aufzuhalten pflegte, als ich vor meiner Thür ein Geräusch von halblauten Schritten und ein mehrmaliges Klopfen auf dem Fußboden vernahm, welches mich überzeugte, daß Paolo sich bemerklich mache, um eingelassen zu werden, denn er pflegte stets, wenn er hereinwollte, anstatt unmittelbar an die Thüre, irgendwo im Vorsaal mit einem harten Gegenstande auf die Diele zu klopfen, was ihm

offenbar höflicher erschien. Ich rief daher: Herein! und die Thür wurde leise geöffnet, jedoch nicht einmal weit genug, um den Ankömmling auch nur hinter derselben sichtbar werden zu lassen; dann aber fiel sie sofort wieder ins Schloß.

„Nun, Bursche, was ist das da draußen?“ rief ich ungeduldig. „Komm herein und sage, was Du willst?“

Die Thürspalte öffnete sich wieder ein wenig, und schloß sich dann ebenso rasch zum zweiten Male. Darauf ließ sich ein Laufen vernehmen, als entferne sich die Person eilig wieder durch den Vorsaal.

Jetzt öffnete ich selbst und bemerkte in der That Paolo, der an der Gartenthür des Vorsaals stand und die Thürklinke derselben in der Linken hielt, als sei er im Begriff, nach draußen zu verschwinden. Dabei schnitt er die merkwürdigsten Grimassen, krümmte seinen Leib auf erbärmliche Weise, ungefähr in Gestalt eines Pfropfenziehers, zusammen, und fuhr dann abwechselnd plötzlich wieder in die Höhe, während er sich mit der rechten Hand beständig auf den Mund schlug, als habe er ein Geheimniß, welches er nicht verrathen wolle.

„Zum Henker, was sind das für Possen, die Du treibst!“

„O, bleiben Sie stehen dort, Herr, genau wo Sie jetzt stehen; sonst laufe ich davon und Sie erfahren es zu spät!“

Was soll ich erfahren?“

„Erst stehen bleiben!“ rief er, ängstlich mit der Hand winkend, und schlug sich dann wieder hastig auf den Mund.

„Nun, ich bleibe stehen. Wird es jetzt endlich werden?“

Der Bursche ließ die Thürklinke fahren und kam vorsichtig, als ob er zwischen Eiern ginge, auf mich los, indem er sich unaufhörlich nach der Thür umblickte; dann, als er mir gegenüberstand, hielt er die linke Hand halb vor den Mund, und rief mir mit heiserm Flüstern zu:

„Sie ist weg! Weg ist sie!“

„Wer ist weg?“

„Sie! Sie! Peildorfen seinige!“

„Wer?“

„Nun, wer? Tanten ihrige!“

„Wirst Du alsbald deutlicher sprechen?“

Er zuckte zusammen, als hätte ich ihm einen Schlag in den Nacken versetzt.

„Peildorfen seinige, Tanten ihrige!“ rief er dann, indem er davonlief und erst, als er wieder an der Thür stand, hinzufügte: „Mathilde!“

Dann sprang er eilig davon und lief durch den Garten ins Haus, in dessen Thür er wieder stehen blieb und fortfuhr, nach mir hin seine Grimassen zu schneiden.

Ich wußte schlechterdings nicht, was Das bedeuten sollte, beendigte meinen Anzug so schnell wie möglich, und ging sofort in das weiße Haus. Von Paolo war nichts mehr zu sehen; dagegen trat mir die Köchin jammernd entgegen, und wiederholte mir, indem sie in fieberhafter Geschwindigkeit wiederholt ihre Schürze aufrollte, um sie jedesmal wieder glatt hinunterfallen zu lassen, daß Mathilde verschwunden sei. Seit gestern Abend, wo sie sich noch um elf Uhr (denn das Haus sei um elf Uhr geschlossen worden) entfernt haben müsse, sei sie nicht zurückgekehrt, und ihr Bett sei am Morgen unberührt gefunden worden. Die Marchesa sei in Ohnmacht gefallen, nachdem der Graf in aller Frühe dort gewesen und erzählt habe, daß der junge Engländer sich in der Nacht gleichfalls heimlich entfernt und Wiesbaden in Begleitung einer unbekannten Dame verlassen habe. Ich verlangte die Marchesa sofort zu sprechen, die Köchin behauptete jedoch, ihr erst beim Anziehen behilflich sein zu müssen, da sie mich vorher nicht empfangen könne. Sie sei erst soeben aus ihrer Ohnmacht ins Leben zurückgekehrt und ich müsse mich gedulden.

Ich erklärte: ich werde in einer Viertelstunde wiederkommen, da Gefahr im Verzuge sei, und sie solle mich anmelden. Dann ging ich nach dem Pavillon zurück, wo ich Peildorf und May erwartete. Die ganze Sache erschien mir ebenso abenteuerlich, wie, in der vorgetragenen Form wenigstens, unglaublich, und weder Paolo noch die Köchin hatten mir den Eindruck classischer Zeugen zurückgelassen. Mathilde war nicht mehr da, das schien mir das Einzige zu sein, was offenbar richtig wäre. Aber wo war sie? wer hatte sie zu verschwinden veranlaßt? Der junge Engländer? Dieser gewiß nicht. Hier lag eine Intrigue vor, die vom Grafen ausging und von deren Ziel und Zweck ich keinen Begriff hatte. So viel hatte ich mir aus Paolos „Peildorfen seinige“ gemerkt, daß man im weißen Hause wußte, was gestern Abend zwischen Peildorf und Mathilde vorgefallen war. Unsere Gegner hatten gehandelt, während wir schliefen.

Peildorf kam und erblaßte tödtlich, als ich ihm das Geschehene mittheilte.

„Es ist nicht möglich, daß sie weg ist, ohne uns eine Nachricht zu hinterlassen!“ sagte er.

„Möglich genug! Wenn wir nur Mehreres wüßten!“

In diesem Augenblicke erschien auch May, der die Nachricht bereits auf dem Herwege von der Köchin vernommen hatte.

„Sie haben sie weggeführt“, jammerte er. „Er hat sie weggeführt! Der Graf hat sie uns geraubt!“

„Nun vorwärts, zur Marchesa!“ unterbrach ihn Peildorf. „Hier ist keine Zeit zu verlieren! Wir müssen wissen, wo sie ist; das ist das Erste!“

Wir fanden die Marchesa in Thränen gebadet in einen Knäuel zusammengerollt in der Sophaecke liegen. Sie betrachtete uns anscheinend kaum, schrie aber, sobald sie uns hereintreten hörte, mit lautem Schluchzen:

„O, meine Ehre, mein Stolz! o, die Schande fürs Haus! Hat uns Alle betrogen! Hat ihre Tante betrogen! Hat den Herrn Grafen betrogen! Hat den Herrn Doctor betrogen! Entlaufen ist sie, mit dem Engländer ist sie fort! o, die Schande fürs Haus! die Schande fürs Haus!“

„Frau Marchesa", sagte Peilsdorf trocken, „beendigen Sie die Komödie, Sie sind zu lange von den Brettern und haben zu viel verlernt!"

„O, Sie Ungezogener! Hilfe! Ich falle in Ohnmacht! O!"

Sie schien in Ohnmacht zu fallen.

(Fortsetzung folgt.)

* Zum Schutze des Waldes. *)

Von Dr. Eugen Jäger.

Kaum möchte es einen Gegenstand geben, der auf höherer Culturstufe eines Landes eine so außerordentliche Wichtigkeit für das Leben der Menschheit und deren gesunde Entwickelung hat, als der Wald, und doch begegnen wir auf diesem Gebiete dem scheinbar größten Widerstreit der Interessen.

Der Waidmann alten Schlages sucht im Walde vor Allem die Freuden der Jagd. Für ihn ist der Wald noch der Inbegriff des ritterlichen Waidwerkes und am liebsten würde er es sehen, wenn in seinem Revier noch Bären und Auerochsen sich aufhielten, und wenn er sein Zimmer mit den Geweihen eines Ellen zieren könnte. Anders aber das jüngere Geschlecht. Die Staaten, Gemeinden und sonstigen Waldbesitzer sind, veranlaßt durch die großen Ausgaben, welche unsere Zeit erfordert, haushälterisch geworden, und man hat bei der Waldwirthschaft jetzt vorwiegend die Erzielung einer möglichst hohen Rente im Auge. Während früher die Wälder wuchsen, wie sie Lust hatten, sind sie jetzt in Reviere und Schläge getheilt, die in regelmäßigen Zwischenräumen abgeholzt und wieder erneuert werden; die sorgsamste Pflege läßt man den Stämmen zu Theil werden und gut unterhaltene Wege sorgen dafür, daß kein irgend werthvoller Theil der Wald-Producte verloren gehen kann. Immer mehr erweitert sich der Absatzkreis und die täglich steigenden Preise für Brenn-, Bau- und Nutzholz ermöglichen so bei tüchtiger Bewirthschaftung die Erzielung bedeutender Summen, die mit geringerer Mühe zu erwerben sind, als die intensive Bewirthschaftung von Ackerboden erfordert. Aber das alte Leben herrscht nicht mehr im Walde, wie ehedem und seltsam sticht das freie Thun und Treiben der Nimrodsöhne von dem bureaukratischen Schnitt ab, welchen das Forstwesen, allerdings zum Nachtheil der äußeren Erscheinung, aber zum Vortheil der Länder, gegenwärtig trägt.

Eine andere Stellung nimmt die Landwirthschaft ein; sie strebt vor Allem den Wald so viel als möglich zurückzudrängen und ihm blos dort noch die Berechtigung zur Existenz zu lassen, wo aller Fleiß der Landwirthe verloren wäre. Daher das beständige Drängen, daß Staaten und Gemeinden ihre Wälder verkaufen und sie so dem kleinen und großen Ackerbau zugänglich machen sollen. „Wo sonst Nichts wächst, wächst Holz", meint der Bauer, irrt sich darin aber gewaltig. Und wenn man so den Wald auf die steilen Hochflächen der Gebirge, in die hintersten Gründe der Thäler zurückgedrängt hat, dann soll dieser Stiefsohn noch mit Allem, was er leisten kann, in die Dienste der Landwirthschaft treten. Schonungslos wird das brennbare Holz und das, was für die Erzielung von Handelsgewächsen nöthig ist, gehauen und immer geringer wird die Umtriebszeit, so daß die Bäume kaum Zeit haben, aus dem jugendlichen in das reifere Alter zu treten. Schonungslos wird der Wald seiner Laub- und Nadeldecke beraubt, damit der Landmann sein Vieh darauf betten und dann die Streu, vereinigt mit den Abfällen vom Vieh, als Dünger benutzen kann. Am weitesten geht diese Ausbeutung des Waldes in denjenigen Gegenden, wo man die sogenannte ewige Weide aufgegeben hat, und wo die fast übermäßig angewachsene Bevölkerung auf kleinen Parzellen Kartoffeln baut und sich dazu der Cultur der Handelsgewächse widmet. Der Massenanbau von Gras und Getreide, wodurch genügendes Futter für das Vieh und gleichzeitig Dünger in Menge erzielt wird, läßt sich mit Nutzen blos bis zu einer gewissen Dichtigkeit der Bevölkerung treiben; alsdann aber ist es für die zahlreichen Familien vortheilhafter, zur Parzellencultur überzugehen, indem dadurch die einzelnen Arbeitskräfte, selbst die schwächern und schwächsten, lohnender beschäftigt werden können.

In solchen Gegenden, wo fruchtbarer Boden und günstige sociale Verhältnisse, besonders die Freiheit der Eheschließung und die gleichmäßige Theilung der liegenden Güter die Vermehrung der Bevölkerung begünstigen, hat sich ein heftiger Kampf zwischen Wald- und Landwirthschaft entsponnen. Einerseits strebt die Forstverwaltung, wie es ihre Pflicht ist, dem Walde Alles zu erhalten, dessen er zu seinem vollständigen und freudigen Gedeihen bedarf, anderseits ist die Landbevölkerung eifrig bemüht, die Wälder soviel als möglich für sich auszunutzen, da ihr Interesse dies erheischt. Ein dauerndes Interesse ist dies freilich nicht; denn das wahre Interesse der Landwirthschaft ist mit der Erhaltung und Pflege der Waldungen innig verwachsen. Aber man sieht dieses vielfach noch nicht ein, und selbst wo man es erkennt, will man mit solchen Gewohnheiten, die man als ein Bedürfniß empfindet, nicht brechen. Um in diesem scheinbaren Widerstreite der Interessen klar zu sehen, muß man vor Allem die Aufgabe näher betrachten, welche der Wald im Haushalte der Natur zu lösen hat. Wir müssen die physikalischen Gesetze ins Auge fassen, denen der Wald unterworfen ist, und nach welchen er seine Wirkungen äußert.

In den Lehrbüchern der National-Oekonomie wird die Waldwirthschaft gewöhnlich als ein Zweig der Landwirthschaft behandelt, und im Allgemeinen läßt sich dagegen Nichts einwenden. Aber eines der wichtigsten Gesetze des Ackerbaues findet beim Walde keine oder nur eine untergeordnete Anwendung: es ist dies das von Liebig so betonte Gesetz der Statik

*) Für eine genaue Aufklärung in dieser wichtigen Frage erlauben wir uns wiederholt auf die in der Palatina bereits besprochene Schrift von Eduard Ney „die natürliche Bestimmung des Waldes und die Streunutzung" aufmerksam zu machen.

des Bodens. Dieses Gesetz besagt, daß die Mineraltheile, welche von den Pflanzen dem Boden entzogen werden, diesem als Dünger wieder zugeführt werden müssen, indem sonst die Pflanzen allmählig entarten, die Fruchtbarkeit des Bodens geringer wird und zuletzt gänzlich aufhört. Dieses Gesetz ist zu natürlich und selbstverständlich, als daß man weiter darauf eingehen müßte; eine Landwirthschaft, welche dasselbe nicht berücksichtigt, treibt Raubbau, und es tritt im Laufe der Zeit dann unvermeidlich die so sehr gefürchtete Bodenerschöpfung ein. Es ist nun auf den ersten Blick klar, daß dieses wichtige Gesetz beim Walde nur dort vollständig erfüllt wird, wo die Einwirkungen des Menschen aus dem Spiele bleiben, also im Urwalde. So wie aber die Cultur ihre Herrschaft beginnt, und der Mensch aus dem Walde Holz und seine sonstigen Bedürfnisse zieht, bekommt die Waldwirthschaft mehr oder weniger den Charakter des Raubbaues. Der Landwirth muß seinen Feldern die Mineralstoffe, die er ihnen entzogen hat, im Dünger wieder zurückgeben und thut dies auch, sei es durch Viehwirthschaft, sei es durch künstlichen Dünger. Dieses kann aber beim Walde niemals in solchem Grade geschehen und es ist auch noch nicht erhört worden, daß ein im Großen betriebener Wald künstlich gedüngt wurde. Die Hauptmasse der Waldproducte, das Holz, wird weggenommen, ohne daß je eine Spur davon wieder zur Mutter Erde zurückkehrt; dadurch wird dem Boden jährlich eine Menge von Mineralstoffen entführt, für die er einzig und allein Ersatz erhalten kann durch die fortschreitende Verwitterung seines Untergrundes. Der Landwirth erzielt diese auch für ihn nothwendige Verwitterung des Untergrundes durch tiefere Bearbeitung seines Feldes und früher hauptsächlich durch zeitweises brach Liegenlassen der Aecker. Der Wald aber muß selbst dafür sorgen, daß ihm die Zufuhr von Mineralstoffen von unten her stets offen erhalten bleibt. Die Kohlensäure, das wichtigste Material zum Aufbau der Pflanzen, liefern ihm die Blätter; aber die Mineralstoffe, ohne welche er ebensowenig bestehen kann, müssen ihm die Wurzeln stets wieder von Neuem aus dem Innern der Erde zuführen, da diese Stoffe, wenn sie geholfen haben, das Holz zu bilden, vom Menschen entfernt werden und nicht mehr wie im Urwalde zur Erde zurückkehren. Daher kann kein Culturwald auf die Dauer bestehen, wenn nicht dafür gesorgt wird, daß die Verwitterung des Untergrundes regelmäßig vor sich geht. Wie dies bewirkt wird, werden wir später sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Zwei Wildschützen erschossen. Man schreibt aus Riedau, 17. Oct.: In der Nacht des 9. d. gingen Franz und Mathias N., zwei bekannte Raufer, Schwärzer und Wilddiebe, von Breitenberg in Bayern über die nahe Grenze, um in dem zum Kloster Schlägl gehörigen Forst zu jagen. Gegen 4 Uhr früh stießen sie auf den Forstadjuncten Conrad Pfoffer. Franz N., denselben gewahrend, rief seinem Bruder zu: „Mathias schlag an! Der Adjunct ist da, er kann uns nicht mehr aus." Er selbst zielte, glaubte aber in der Dunkelheit, der ihm Zunächststehende sei sein Bruder und schoß auf den Entfernteren. Der Schuß fiel und mit dem Aufschrei: Jesus, Maria und Joseph! stürzte Mathias N., von seinem Bruder durch den Kopf geschossen, zu Boden. Durch den Aufschrei seinen Bruder erkennend, ließ Franz sich jedoch nicht aus der Fassung bringen und zielte nun auf den Forstadjuncten, um schließlich noch seinen Irrthum gut zu machen und seine eigene Person zu retten. Der Adjunct war jedoch schon beim ersten Schuß hinter einen Baum gesprungen und legte nun seinerseits auf Franz an, und bevor dieser noch zum Schuß kam, fiel er, vom Jäger in die Brust und den linken Arm getroffen, zu Boden. Der eine der Wildschützen ist bereits todt, am Aufkommen des anderen wird gezweifelt.

Es ist nicht wenig interessant, sagte der „Independente" von Chile, zu erfahren, wie Telegraphendrähte und Posten vor Beschädigungen seitens der Indianer gesichert worden sind, um die Verbindung zwischen den festen Plätzen der Grenze aufrecht zu erhalten. Folgendes Manöver wurde angewandt. Als die Pfosten aufgesetzt wurden, befanden sich 40—50 gefangene Indianer im Lager der Chilenischen Truppen. Der General Pinto, aus Furcht, daß dieses wichtige Werk der Civilisation vernichtet werden könnte, rief sie zusammen und brachte sie zu einer electrischen Batterie. „Seht Ihr den Draht, der hier ausgespannt ist?" — „Ja, General." — „Gut, ich habe dies machen lassen, damit Ihr weder ihn berührt, noch darunter hinweglauft, denn wenn Ihr es thut, werden Eure Hände daran hängen bleiben." Die Indianer lächelten mit ungläubigen Blicken. Der General rief einen nach dem andern, ließ ihre Hände die Enden der Drähte der Batterie anfassen und brachte diese in Thätigkeit. „Laßt den Draht los, ich befehle es!" — „Ich kann nicht, Herr, meine Hände sind erstarrt." Bei Unterbrechung des Stromes ließen sie natürlich den Draht los. Jeder Indianer mußte es selbst versuchen. Bevor der General sie entließ, empfahl er ihnen, das Geheimniß zu bewahren und nicht ihren Landsleuten zu erzählen. Natürlich thaten sie ganz das Gegentheil und sagten jedem Indianer, was sie gesehen und was ihnen widerfahren sei. Seitdem ist kein Draht beschädigt worden, denn alle glaubten jetzt, daß, wenn sie die Drähte berührten, sie festgehalten werden würden, bis die Truppen sie zu Gefangenen machen könnten.

Charade.

Kaum hat begrüßt Dein Blick das nackte Leben,
Nimmt schon das erste Silbenpaar Dich auf,
Und, einen frommen Namen Dir zu geben,
Naht es Dir schon nach kurzer Tage Lauf.

Das Reich der Pflanzen — es kann nicht gedeihen,
Die Thierwelt stirbt, wenn seiner sie entbehrt,
Dem Steine kann es hohen Werth verleihen,
Jedoch der Dichtung nimmt es ihren Werth.

Ungleich vertheilt ist freilich meist hienieden
Die Dritte, doch, wo sie dem Arme fehlt,
Entsprießen oft die segensreichsten Blüthen,
Wenn sie den Geist des tiefen Denkers stählt.

Sonst war das Ganze eine mächt'ge Dritte,
Sein Concurrent war früher nur der Wind,
Da ward es bei des Zeitgeists raschem Schritte
Weit überflügelt von der Ersten Kind.

Auflösung der Charade in Nr. 129:

Romantisch — Roman — Tisch.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 132. Speyer, Samstag, den 4. November 1871.

* Halt ein, o Zeit!*)

Halt ein, o Zeit, Du führst so schnell zum Grabe!
Wie fährt's dahin, was mir die Stunde beut,
Dem raschen Morgen weicht das flücht'ge Heut,
Ich weiß es kaum, wie ich's durchlebt nur habe!

Oft dünkt es mich, als sei ich noch ein Knabe,
Der an des Frühlings Blumen sich erfreut,
Doch sieh', schon hat der Herbst sein Laub gestreut
Und hurtig geht's zum Ziel — gebeugt am Stabe.

Halt ein, o Zeit, Du führst so schnell zum Ziele!
Zu welchem denn? — Von dem auf ewig schieden
Des Zeitenlaufes trügerische Spiele!

Nie Qual mehr dort, daß mich der Lenz gemieden,
Nie Angst um Noth, die etwa mich befiele!
Fahr zu, o Zeit, Du führst so schnell zum — Frieden!

L. Maurer.

Mein Freund Peildorf.

Von Ernst Volmar.

(Fortsetzung.)

Während dieser Scene hatte sich Herr May im Hintergrunde gehalten und war, offenbar aus Beschämung über das Benehmen seiner Angebeteten, sichtlich erschüttert. Jetzt schien er einen heroischen Entschluß zu fassen und trat an das Sopha zu der angeblich Ohnmächtigen heran, ergriff ihre Hand und rief ihr wehmüthig ins Ohr:

„Flora, Flora! Dein Johann Gottlieb! Dein Johann Gottlieb May! So erkenne ihn doch!" und sank dann gleichfalls schluchzend vor ihren kurzen Füßen auf die Kniee.

Die Marchesa öffnete ein wenig die Augen. Plötzlich aber fuhr sie, wie von einer Wespe gestochen, auf, und wenn sie vorher Schrecken und Furcht offenbar erheuchelt hatte, malte sich jetzt der Ausdruck einer versteinerten Angst in ihren Zügen.

„O, ein Gespenst! ein Gespenst!" schrie sie. „Fort mit Dir, wer Du auch bist!"

Dann flog sie vom Sopha empor und stürzte in einen Winkel, wo sie sich hinter einen Stuhl verbarrikadirte, und mit starrem Entsetzen auf May blickte, der sich langsam vom Boden erhob, und ihr dann allmälig wieder näher trat. So wie die Marchesa dies bemerkte, brach sie in einen Lachkrampf aus, der erst wieder einhielt, als er stille stand.

„Habe ich Dich erschreckt, meine Flora", sagte er sanft und that aufs Neue einen Schritt vorwärts, bis ihm ein zweiter Lachkrampf Halt gebot. „Vergib es mir, ich war zu rasch."

„Ha, ha, ha! ha, ha, ha! O, bleiben Sie dort! Ha, ha, ha! ha, ha, ha!"

„Ich bin ja Dein May, Dein alter Johann Gottlieb, den Du einst so liebtest!"

„Hahaha, hahaha, hahahahahaha!"

„Dein alter, treuer Gottlieb! Wie? Du entsinnst Dich seiner nicht mehr?"

Das Lachen wurde schwächer.

„O, Du mußt es wissen! Nein, Deine Jugend ist nicht untergegangen in Dir! Sie lebt noch, sie wird erwachen!"

Das Lachen verwandelte sich in ein Wimmern.

Er sah hilflos um sich.

Jetzt trat Peildorf dazwischen.

„Sie sehen, mein lieber, guter, edler Freund und bester aller Menschen, daß die schlechte Person dort, die nun bald der Arm der Gerechtigkeit —"

„Hahaha! hahaha!"

„— ereilen wird, Sie wirklich nicht wieder erkennt oder doch entschlossen ist, Sie zu verleugnen!"

Wir sahen die Marchesa bei diesen Worten Peildorfs Alle zugleich an. Ihr Krampf hatte sich gelegt, sie stand nun stumpf da und schien sich innerlich zu sammeln. Das zog wie ein Samum über die unfruchtbare Wüste eines leeren Daseins und wirbelte den Staub von langer Zeit durcheinander, daß die Einbildungen, Lügen und vergessenen Wirklichkeiten mit einander in Kampf geriethen. War sie, die Marchesa Gorgo, die kein anderes Denken pflegte, als die lächerlichste Anmaßung, die jämmerlichste Lüge, wirklich dieselbe Person mit der Putzmacherin im Dachstübchen, mit der Geliebten des Lehrjungen, mit der Kammerjungfer der Baronin, mit der Theatersoubrette? Sie hatte dieses frühere glanzlose Dasein seit ihrer Heirath eifrig zu vergessen gesucht, und Dank ihrem elenden Gedächtnisse und dem Truggewebe, das sie sich mit Hilfe ihrer willigen Phantasie zu Schutz und Trutz zusammengeflochten, war es ihr beinahe gelungen. Nun kam der ungebetene Mensch, der Verräther, und riß

---

*) Aus des Verfassers demnächst erscheinenden „Sonettenbildern".

den golddurchwirkten Schleier von ihrer nackten Vergangenheit weg.

„Fort!“ kreischte sie endlich plötzlich auf, indem sie Max einen Blick voll Haß und Verachtung zuwarf, „fort, Betrüger, aus meinem Hause, in dem Sie mir Fallen stellen! Ich kenne Sie nicht, und habe Sie nie gekannt, und will Sie niemals kennen! Sie sind nichts in meinen Augen als ein Schurke! Fort, erbleichendes Gespenst, dort ist die Thür; Ihr Dasein ekelt mich an, ich werfe Sie weg mit meinen Blicken, und den Fußtritt, den Sie verdienen, empfangen Sie von meinen Lippen! Hinaus, hinaus, mit Ihnen, Sie Jammerbild, sage ich.“

Er stand wie betäubt vor ihr. Es dunkelte ihm vor den Augen. Er versuchte gutmüthig, wie über einen lustigen Scherz, zu lächeln, aber es wollte nicht recht gelingen. Seine Lippen bewegten sich, aber er sagte nichts. Seine Augen wurden starr und seine weißen Lippen färbten sich mit Blut. Er schwankte nach vorn, doch Peildorf fing ihn kräftig auf, sonst wäre er bewußtlos vor die Füße der Marchesa gesunken.

„Sie haben ihn getödtet!“ rief ich aus.

„Faß ihn mit an“, sagte Peildorf, „und komm. Wir haben hier nichts mehr zu suchen. Laß uns nach dem Grafen sehen!“

Wir brachten Max in einer Droschke nach seinem Hotel, wo ihn das Stern'sche Ehepaar besorglich empfing. Sobald die nöthigen Anordnungen getroffen waren, und Peildorf die Verhaltungsmaßregeln für den Kranken gegeben hatte, fragte er nach dem Grafen und dem Engländer. Wir erfuhren nun in der That, daß der Engländer plötzlich und heimlich abgereist sei, eine Nachricht, die Peildorfs Stirne mit finsteren Wolken bedeckte; der Graf indessen sei in seinem Zimmer. So begaben wir uns zu ihm.

„Ich habe Sie erwartet, meine Herren!“ sagte der Graf, indem er uns mit ernster Höflichkeit entgegentrat. „Und es ist gut, daß Sie kommen. Denn die Sache, die uns zusammenführt, ist eine gemeinsame!“

„Ich halte es für nöthig“, entgegnete Peildorf kalt, indem er Platz nahm, „Ihnen vor Allem zu bemerken, daß Fräulein Mathilde Knobelmann seit gestern meine Braut geworden ist. Dies ist das Persönliche, was ich vorerst festzustellen wünschte, Herr Graf, und nun, bitte, ohne Umschweife zu der gemeinsamen Sache!“

„Ohne Umschweife? Und doch lassen Sie mich zunächst noch einen Rückblick thun. Denn Sie haben mich soeben überrascht, in der That überrascht; Sie sind mit Fräulein Mathilde verlobt, das wußte ich nicht. Bah, und ich — war thöricht genug, für mich selbst an das Mädchen zu denken, das so umworben war. Nun, so begreife ich das Geschehene, das mir so viel Schwierigkeiten zu bieten schien, um so leichter. Ich brauche Ihnen kaum zu versichern, daß Mathildens Geständniß, einen Andern zu lieben, mich zu einem sofortigen Rücktritt von meiner Bewerbung veranlaßt hätte. Aber sie hat dergleichen nicht gesagt! Und warum also diese Flucht, die unsere gute Frau Marchesa so in Furcht gejagt hat? Sie wissen ohne Zweifel, Herr Doctor, wo sie ist? und kommen, es uns zu sagen? Ich darf es Ihnen gestehen, daß ich nichts sehnlicher wünsche, als ein so junges romantisches Paar meiner alten Freundin, der Marchesa, wieder zuzuführen und von Herzen zu empfehlen. Und ich, — bah, alter Narr! ich konnte meinen jungen Schützling, Sir Charles, in Verdacht haben, der sich jetzt vielleicht mit irgend einer Schönen des Landes auf einer lustigen Fahrt auf dem Rheine vergnügt! Nun — bah, es ist gut! Geben Sie mir die Hand, Herr Doctor, und lassen Sie sich Glück wünschen. Wo ist die Braut? Kommen Sie, führen Sie uns zu ihr! Wo ist sie?“

Er hatte alles Dieses mit der einnehmendsten Offenheit gesprochen und war aufgestanden, indem er Peildorf die Hand entgegenstreckte.

Peildorf indessen erhob sich schnell und trat einen Schritt zurück.

„Sie konnten ihr Spiel nicht besser verrathen, Herr Graf, als mit dieser Frage, die Sie auf meinen Lippen gelesen haben und der Sie zuvorkommen wollen, indem Sie dieselbe an mich richten. Sie sagen mir also einfach, Sie wissen nichts von Mathilde? Sie wissen nichts von ihrem jetzigen Aufenthalt?“

„Und ich replicire nochmals: und Sie wissen nichts, Herr Doctor?“

„Wenn es Ihnen darauf ankommt, dies ausdrücklich von mir bestätigt zu hören: nein! Und ich will hinzufügen“, sagte er und ich bemerkte, wie seine Stirnadern schwollen, „daß in dem Augenblicke, wo ich es erfahre, ich auch wissen werde, wer sie dahin gebracht hat, wo sie sich befindet, und daß ich diesen Herrn lehren werde, künftig die Wahrheit zu sagen, wenn man ihn nach derselben fragt! Vorläufig, Herr Graf, da mir nichts Anderes übrig bleibt, gehe ich zum Staatsanwalt!“

„Aber, bester Doctor, Sie mißtrauen mir in der That? Nun, das ist stark! Und wenn Sie nicht seit gestern verlobt wären, würde ich mich heute zum ersten Male in meinem Leben verwundern. Und wirklich, ich bin schon verwirrt genug, da ich aus Ihren Worten, denen ich Glauben schenke, ersehe, daß Sie trotz Ihrer Verlobung von Mathilde nichts wissen. Ich will nichts gegen das Mädchen sagen, was Sie noch mehr erbittern müßte, als ich Sie schon sehe; ich gebe Ihnen indessen Eins zu bedenken. Ich habe mich ehrlich um die Hand des Mädchens beworben und sie hat mir mit keinem Worte gesagt: sie liebe! Das ist lediglich eine Thatsache und ich überlasse es Ihnen, daraus den Schluß zu ziehen, ob Fräulein Mathilde überall so loyal gegen mich gehandelt, wie ich es zu verdienen geglaubt hätte.“ Peildorf zuckte leicht zusammen.

„Und ferner erinnere ich Sie, daß Sir Charles uns heute in geheimnißvoller Weise gleichfalls verlassen hat und zwar, wie mir gesagt ist, in Begleitung einer Dame, wobei ich bemerken will, daß ich mich noch heute von der Anwesenheit Clemences überzeugt

habe, so daß diese außer Frage steht. Es dürfte daher jedenfalls von Wichtigkeit für mich wie für Sie sein, aufzuklären, wohin er seine Schritte gewandt hat und es thut mir leid, daß ich Sie so ungeneigt sehe, wenigstens in dieser Beziehung gemeinsame Sache mit mir zu machen. Ich muß es demnach von der Zeit erwarten, ob sie unsere Wege hoffentlich in freundlicher Weise wieder zusammenführen will!"

Der Mann mit der künstlichen Jugend hüstelte leicht, und Peildorf erwiderte ihm nichts mehr. Indem er mich ansah, sagte er nur: „Laß uns weiter gehen! Wir dürfen die vergeblichen Gänge heute nicht scheuen!" Dann verbeugten wir uns flüchtig und verließen den Grafen.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Zum Schutze des Waldes.

Von **Dr. Eugen Jäger.**

(Fortsetzung.)

Hat nun schon die Waldwirthschaft an sich den Charakter eines Raubbaues, so wird dieses in geradezu verderblicher Weise der Fall, wenn noch der Ackerbau mit seinen Ansprüchen kommt und dem Walde das einzige nimmt, was ihm die Holznutzung gelassen: die Streudecke des Bodens; dann erreicht der Raubbau die höchste Stufe und seine schreckliche Folge — die allmälige Ertödtung der productiven Kräfte des Bodens, wird mehr oder weniger rasch, aber mit unvermeidlicher Sicherheit eintreten. Allmählig wird der Boden für die bessern Holzarten zu arm, die Buche und Tanne können nicht mehr gedeihen und zuletzt bleibt nur noch die genügsame Kiefer, die aber allmälig auch zu Grunde geht.

Der Wald zieht, wie das gesammte Pflanzenreich, einen Haupttheil seiner Nahrungsmittel aus der Athmosphäre. Er hat mit den übrigen Pflanzen gemeinsam den Beruf, die Kohlensäure, welche die Thiere ausathmen, in sich als Kohlenstoff-Verbindungen zu verdichten und den dadurch frei gewordenen Sauerstoff der Luft wieder zurückzugeben, damit diese für das Thierreich athmungsfähig bleibt. Dieser große Kreislauf der Materie ist es, durch welchen die Erde bewohnbar erhalten wird. Einen zweiten, nicht minder wichtigen Theil seiner Nahrungsstoffe aber empfängt der Wald aus dem Erdreich, auf welchem er stockt.

Diesen Theil bilden die Mineralstoffe, besonders Kalk, Kali, Natron, Magnesia und Phosphor, aber auch Feuchtigkeit und ein Theil des Ammoniaks. Hinsichtlich der Mineralstoffe ist der Wald, da der Mensch blos raubt, aber Nichts wieder zurück gibt, ausschließlich auf die fortschreitende Zersetzung des Untergrunds angewiesen. Wasser und Ammoniak kann er, wenn auch in ungenügendem Grade aus der Athmosphäre beziehen, niemals aber die Mineralien. Hört der Bezug dieser Stoffe auf, so verkrüppelt der Wald und wird zuletzt gar nicht mehr wachsen.

Um die Zersetzung und Verwitterung des Untergrunds, auf welchem der Wald stockt, zu bewirken, bedarf er des Wassers, des Sauerstoffs und der Kohlensäure. Denn blos durch diese Mittel vermag man die Mineralstoffe, welche die Erdrinde bilden, in lösliche Formen umzusetzen, welche dann von den zarten Saugwurzeln der Pflanzen aufgenommen werden. Damit dieses geschehen kann, ist die Streudecke des Bodens ein unumgängliches Erforderniß. Durch ihre rasche Verwitterung bilden die Nadeln und das Laub allmälig eine ununterbrochene Verbindung zwischen der Oberfläche und dem Untergrunde. Was auf der Oberfläche noch Streudecke ist, erscheint, je tiefer man geht, umsomehr als verwitterte Erde und ist im Stande, eine ungeheure Menge von Wasser aufzunehmen. Blos durch Vermittlung der Streudecke kann die Erde das Wasser festhalten und bis in die Tiefe hinabführen. Wo aber die Streudecke fehlt, ist das Erdreich hart und fest, das Wasser fließt auf der Oberfläche ab und dringt nicht ein. Wer je im Walde sich umgesehen hat, kann dieses bestätigen. Durch die Zersetzung der Streudecke, wo man sie dem Walde läßt, durch ihre Umwandlung in Dammerde und Humus werden Kohlensäure und Ammoniak frei, welche wieder zersetzend und auflösend auf das Untergestein einwirken. Dieses geht dadurch allmälig in Verbindungen über, welche die Pflanzen zu ihrer Ernährung in sich aufnehmen können. Was nicht sogleich aufgenommen wird, verdichtet sich in der durch die Verwitterung der Streudecke gebildeten Dammerde und wartet dort, bis es Verwendung findet, bis es ebenfalls in die Bäume aufsteigen und dort zur Bildung des Holzes und der Blätter mitwirken kann.

Die Streudecke bildet ferner die einzige Art, den Waldboden theilweise zu düngen. Es kommt dabei hauptsächlich in Betracht, daß Laub und Nadeln die für den Aufbau des Waldes nothwendigen Mineralstoffe in einem weit höheren Verhältniß enthalten als das Holz. Bleiben sie dem Walde erhalten, so werden ihre Mineraltheile durch Zersetzung allmählich frei und können sogleich wieder in den Kreislauf des Stoffes eintreten. Sie werden wieder in die Säfte der Bäume aufgenommen, ein Theil hilft das Holz bilden und wird dann für immer dem Wald entzogen, ein anderer Theil wirkt bei der Laubbildung mit und kehrt, wenn er nicht als Streu abgeholt wird, wieder zur Erde zurück, wo er verwittert, um von Neuem aufzusteigen. Gleichzeitig erfolgt, durch die Streudecke erst möglich gemacht, die weiter schreitende Verwitterung des Untergrundes, welche dem Walde wieder eine bedeutende Menge von Pflanzen-Nährstoffen zuführt.

Wegen dieser Eigenschaft erscheint die Streudecke als einer der wichtigsten Bestandtheile des Waldes, als ein Bestandtheil, welcher nicht entfernt werden kann, ohne daß man den Wald damit gleichzeitig zum langsamen, aber unabwendbaren Hinsiechen verurtheilt. Ein Wald ohne Streudecke ist kein vollkommen lebendiger Wald mehr, er ist zum Tod verurtheilt und wird langsam verkommen und verkrüppeln. Die Zufuhr von Mineralstoffen aus der Tiefe, ohne welche ein Wald gar nicht

bestehen kann, wird immer schwächer, und da die Bäume diese Stoffe nicht aus der Luft nehmen können, so werden sie nach Verlauf von einigen Menschenaltern aufhören zu leben. So ergibt sich die ungeheure Wichtigkeit der Streudecke für das Bestehen des Waldes. Wer dem Walde die Streudecke ununterbrochen entzieht, der tödtet ihn. Ohne die Streudecke kann der Wald seine Verpflichtungen im Haushalte der Natur zu Gunsten des Menschen nicht erfüllen.

Diese Wirkungen des Waldes sind wesentlich doppelter Art. Er besorgt die Regulirung des Wasserstandes der Quellen, Bäche und Flüsse, indem er sowohl das Austrocknen als das plötzliche, verheerende Anschwellen derselben verhindert; er wirkt aber auch ebenso ausgleichend für das Klima des ganzen Landes, indem er die Herrschaft der Extreme, der übermäßigen Hitze und Kälte mildert und für regelmäßige Regengüsse sorgt. Diese Wirkungen des Waldes sind außerordentlich wohlthätig für das Culturleben der Menschheit, beide aber sind innig an das Vorhandensein der Streudecke geknüpft. (Fortsetzung folgt.)

Land- und Hauswirthschaftliches.

Phosphorsaurer Kalk als Beigabe zum Futter. Ueber den Einfluß des als Beigabe zum Futter gereichten phosphorsauren Kalkes auf den Aschengehalt der Milch hat Herr Dr. Weiske zu Proskau neuerdings Versuche angestellt und in den „Annalen der Landwirthschaft" Bericht erstattet. Nach Versuchen von J. Lehmann soll der durch das Fällen mittelst Ammoniak aus saurer Lösung erhaltene phosphorsaure Kalk, dem Futter des Rindviehes beigemischt, von letzterem assimilirt werden. Hieraus hat man den Schluß gezogen, daß dieses Salz in obiger Form in der Nahrung mit aufgenommen, auch in die Milch übergehe und ihren Gehalt an phosphorsauren Kalk vermehre, eine Ansicht, die in der landwirthschaftlichen Fachpresse wiederholt ihre Vertreter gefunden hat. Besonders räth man, den Mutterthieren solches Salz zu reichen, um die Milch an den für die Ernährung der jungen Thiere erforderlichen Mineralbestandtheilen reicher zu machen. Exacte Versuche, welche den Uebergang des mit dem Futter vermischt verabfolgten phosphorsauren Kalkes in die Milch constatiren, sind, trotz der vielfachen Verwendung des ersteren, bisher nicht ausgeführt oder doch nicht veröffentlicht worden. Herr Dr. Weiske unternahm es, einen solchen Versuch anzustellen. Zwei Kühe, deren jede bereits seit längerer Zeit mit einer täglichen Futterration aus Runkelrüben (vierzig Pfund), Roggenkleie (zwei Pfund), Repskuchen (zwei Pfd.) und Heu und Stroh (je 8 und 6 Pfd.) bestehend, ernährt wurde, und von denen Nr. 1 im März 1871, Nr. 2 im August 1870 gekalbt hatte, dienten als Versuchsthiere. Beide wurden regelmäßig um 5 Uhr Morgens und 5 Uhr Abends gemolken, die Milch an den betreffenden 4 Versuchstagen (im Monat Mai) genau gemessen und eine Probe zur Analyse entnommen und zwar jedesmal äquivalente Mengen von der Morgen- und Abendmilch. Vom 15. bis 27. Mai erhielten beide Thiere pro Tag und Stück 2 Loth phosphorsauren Kalk, der auf die oben erwähnte Weise — durch Fällen mittels Ammoniak aus saurer Lösung — hergestellt war. An mehreren Tagen vor, während und nach dieser Fütterung wurde die Milch auf ihren Gehalt und Trockensubstanz Asche, Kalk und Phosphorsäure untersucht. — Die hiebei erhaltenen Zahlen ergeben keinen wesentlichen Unterschied zwischen den an den verschiedenen Versuchstagen entleerten Kalk- und Phosphorsäurequantitäten der Milch. Weder die procentischen noch die absoluten Zahlen sprechen für den Uebergang eines Theiles des verfütterten phosphorsauren Kalkes in die Milch, vielmehr sind die vorhandenen Schwankungen in ihrem Kalk- und Phosphorsäuregehalt äußerst gering und zum Theil wohl innerhalb der analytischen Fehlgrenzen. — Beigabe von phosphorsaurem Kalk zum Futter von Mutterthieren, Behufs Bereicherung der Milch an diesem Salze, würde demnach vollkommen nutzlos sein. (D. L. Ztg.)

Miscellen.

(Heilmittel gegen den Krebs.) Das in Guayaquil, der Heimath des Cundurango erscheinende Blatt „Los Andes" bringt eine eingehende Beschreibung dieser Pflanze, welche bekanntlich neuerdings als Heilmittel gegen den Krebs empfohlen wird. Der Cundurango gehört dieser Darstellung zufolge zu der natürlichen Familie der Asclepiaceen und steht der Gattung Periploca nahe, oder Pentandria Digynia nach linneischer Classification. Er ist eine kletternde Staude mit milchigem Saft und cylindrischem Stamme, der einen Durchmesser von sechs Zoll erreicht. Die Blätter sind einfach, sechs bis acht Zoll lang, stehen einander gegenüber, fühlen sich seidenartig an; die Blüthe gleicht der Lindenblüthe, und die Frucht besteht aus zwei länglichen Kapseln, welche zahlreiche ovale schwärzliche Samenkörner enthalten. Die Rinde des gelblich weißen Holzes ist grau und ein wenig faserich; sie ist von aromatischer Bitterkeit und hat einen ähnlichen Geruch wie der Kopaivabalsam. Hundert Gramm der roh pulverisirten Rinde in Wasser bis zur Trockenheit abgekocht, geben 23 Gramm eines wässerigen Extractes. Dieselbe Quantität von Holztheilen gibt, entsprechend behandelt, $3^3/_{10}$ Gramm eines etwas helleren und minder bitteren Extractes von gleicher Consistenz.

Erklärung. J. von Liebig sendet dem Archiv der Pharmacie folgende Erklärung zu: Mehrere Fabrikanten von Nahrungs- und Arzneimitteln benützen, wie ich neuerdings in Erfahrung gebracht habe, meinen Namen zur Empfehlung ihrer Producte in einer Weise, welche auf eine Täuschung des Publicums berechnet zu sein scheint; so unter Anderen kündigt J. Paul Liebe, Apotheker in Dresden, die folgenden Präparate an: Liebig's ungegohrenes Malzextract; Liebig's Malzextracte mit Eisen, mit Jod, mit Chinin, mit Jodeisen ꝛc.; Liebig's condensirte Milch und ein Liebe-Liebig'sches Nahrungsmittel für Säuglinge. Dies veranlaßt mich zu der Erklärung, daß ich mit J. P. Liebe in Dresden und mit anderen Fabrikanten ähnlicher Producte in keiner Art von Verbindung stehe, daß ich ihre Präparate weder untersucht noch begutachtet habe, daß ich weder der Erfinder eines Malzextractes bin, noch eine Vorschrift zur Darstellung einer condensirten Milch gegeben habe, und daß zuletzt J. P. Liebe und andere Fabrikanten meinen Namen mit ihren Fabrikaten eigenmächtig, ohne meine Erlaubniß und selbverständlich gegen meinen Willen in Verbindung gebracht haben. Das einzige Präparat, welches mit meiner Erlaubniß meinen Namen trägt, ist das in Fray-Bentos in Südamerika fabricirte Fleischextract; den Ursprung des Namens Liebig's Fleischextract habe ich vor 6 Jahren in den Annalen der Chem. und Pharm., Bd. 133, S. 125 auseinandergesetzt; er ist an die Bedingung geknüpft, daß die Fray-Bentos Gesellschaft kein Extract in den Handel bringen dürfe, bevor dessen richtige Beschaffenheit und Güte von mir und Herrn Prof. Dr. M. v. Pettenkofer durch eine genaue Untersuchung begutachtet worden ist; diese Bedingung wird auf das Gewissenhafteste eingehalten.

Palindrom.

Wie heißt die unscheinbare Frucht,
Im Land des Speckes zwar gesucht,
Daraus sich sonder Zauberstreich
Läßt bilden fern ein mächtig Reich?

Auflösung der Charade in Nr. 131:
Wasserkraft.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 133. Speyer, Dienstag, den 7. November 1871.

Mein Freund Peildorf.

Von Ernst Volmar.

(Fortsetzung.)

Draußen gab mir Peildorf einige Adressen von Leuten, die ich zur Beobachtung des Grafen anstellen sollte, während er selbst zum Staatsanwalt ging, um durch diesen auch die Polizei in seinem Interesse in Bewegung zu setzen. Ich ließ demnach das Hotel von meinen Spionen umstellen, denen ich den Auftrag gab, jeden Ausgang des Grafen zu controliren, und uns über Zeit und Ort jedesmal die genaueste Rechenschaft zu geben, so daß wir völlig über jeden Schritt des Grafen unterrichtet wären, wann und wohin derselbe gegangen, und wo und wie lange er sich aufgehalten, sowie wer in seiner Gesellschaft gewesen sei.

Nachdem ich meine Leute angewiesen hatte, in der angegebenen Weise pünktlich Buch zu führen, kam auch Peildorf von der Procuratur zurück. Das Resultat seiner Unterredung mit dem Staatsanwalte war indessen ein keineswegs glückliches: zwar hatte ihm derselbe, schon aus persönlicher Freundschaft, seine wo möglich thatkräftige Hilfe versprochen, und sogar einen geschickten Polizeicommissär veranlaßt, sich mit Peildorf zur Anstellung von Recherchen zu verbinden. Andererseits aber war er bei dem Staatsanwalte einem, wenn auch durch Höflichkeit verschleierten, tiefen Mißtrauen gegen die Gewaltsamkeit und Unfreiwilligkeit der angeblichen Entführung begegnet, welches ihn selbst aufs Höchste erschüttert und, wie mir schien, in nicht geringem Grade angesteckt hatte. Hier rächte sich seine alte skeptische Natur, die durch die mächtige Leidenschaft eben erst überwunden schien, durch einen plötzlichen und kräftigen Rückfall. Er urtheilte auch über den Grafen, den er vorher noch mit Bestimmtheit für den eigentlichen Urheber der Entführung gehalten, nicht mehr so zuversichtlich und entrüstet. Dagegen fand ich in Allem was er sagte, eine Bitterkeit, die Mathilden galt. Er meinte: der Graf würde es ihm gegenüber gar nicht gewagt haben, Mathilde so unmittelbar, wie er gethan, wegen ihres Verhaltens bei seinen Bewerbungen zu tadeln, wenn sie ihm mit der nöthigen Sprödigkeit begegnet wäre. Es sei mit den Frauen eine eigene Sache, und vollends Mathilde habe sich vor dem Einflusse der Marchesa schwerlich gänzlich bewahrt. Selbst der Umstand, daß er gestern Mathilde so stürmisch sich errungen, galt jetzt als ein sie beschwerendes Moment. Ich versuchte ihn zu begütigen und er hörte mich auch gern an, indessen war er weit davon entfernt, sich völlig beruhigt zu fühlen. Inzwischen hatte ihm der Staatsanwalt doch zu umsichtiger Thätigkeit gerathen, um vor Allem zuverlässige Nachrichten von der Entflohenen beizubringen, die vielleicht die Handhabe zu weiterem Einschreiten bieten könnten. Denn bis jetzt sei kein gesetzlicher Anhalt, gegen die Marchesa in irgend einer Weise vorzugehen und dieselbe auch nur zur Sache zu vernehmen, zumal jeder Schritt von seiner Seite, bei dem Range der Marchesa, ohne Zweifel das größte Aufsehen machen werde und deßhalb doppelte Vorsicht geboten sei.

Peildorf selbst wollte sich nun um keinen Preis von Wiesbaden entfernen, und so fiel mir die Aufgabe zu, mit Hilfe des Commissärs, den er mir zuführte, eines kleinen Mannes mit einem kleinen, grauen Gesicht, kleinen, grauen, stechenden Augen, und einem kleinen Zahnstocher von Degen an der Seite, den Spuren des Bengalen zu folgen. Sobald ich bestimmte Anzeichen erlangt, sollte ich telegraphiren, und wollte Peildorf dann schleunigst selbst nachkommen, und ich hätte mich bis dahin in Acht zu nehmen, die Flüchtigen aus den Augen zu verlieren oder mich von ihnen erkennen zu lassen. Nachdem ich mit Hilfe des schwarzgekleideten Herrn Stern, der den lebhaftesten Antheil an der Sache nahm, und vor jedem unserer Geschäftsgänge tadellose frische Wäsche anlegte, ermittelt, daß der Engländer rheinabwärts gefahren, ohne aber irgend einen Aufschluß darüber zu erlangen, ob mit oder ohne weibliche Begleitung, reiste ich mit dem Commissär, der Civilkleider angelegt, aufs Geradewohl zunächst nach Mainz. — Unterwegs hatte ich Zeit genug, einen Augenblick an die sonderbare Rolle zu denken, welche mir der leidenschaftliche Egoismus meines Freundes auferlegt hatte. Ich war ermüdet von der Sisyphusarbeit im Dienste der blinden Themis und im höchsten Grade der Ruhe bedürftig, mit den schönsten und friedfertigsten Plänen und Hoffnungen auf Naturgenuß und harmlose Ergötzungen in das Bad gereist und wurde nun seit meiner Ankunft und der ersten Begegnung auf dem Bahnhofe unaufhörlich durch die Theilnahme an einem fremden und leidenschaftlichen Liebesabenteuer in Athem gehalten. Ich wohnte in einer

Wohnung, die ich übermäßig bezahlte, und die nicht von meiner Wahl war; Mathilden, die für mich unerreichbar blieb, fast täglich sehend, hatte ich alle Qualen einer todtgeborenen Liebe zu ertragen, und wurde endlich noch zur Verfolgung eines möglicherweise flüchtigen Liebespaares veranlaßt, um indessen im Augenblick der Entdeckung wieder in meine bescheidene Rolle des Zuschauers zurückzutreten, und dem Helden für seine Thaten das Feld zu räumen. Ich kann nicht sagen, daß die Dienste, die ich verrichtete, und die ganze Stellung, in welche mich meine lebhafte Freundschaft für Peildorf gebracht, für mich besonders schmeichelhaft erschienen, doch bekämpfte ich meine trübseligen Betrachtungen, indem ich mir vorstellte, von welchem Werth meine Freundschaft für Peildorf sei, und welchen Gewinn ich für mein Leben durch den Besitz einer unanfechtbaren und erprobten Freundschaft davontrage.

Der kleine graue Commissär, der in seinem gleichfalls grauen Civilanzuge ganz den Eindruck einer Maus machte, erwies sich geschickt genug. Er erlangte in Mainz die Kunde, daß der Engländer das nächste Billet nach Bingen gelöst, und dort erfuhren wir, daß er nach kurzem Aufenthalt nach St. Goar gereist sei. Unglücklicher Weise kamen wir indessen über den wesentlichsten Umstand nicht ins Klare: man versicherte uns aufs Bestimmteste, daß eine verschleierte junge Dame den Engländer begleitet habe, und so blieb die Möglichkeit offen, daß er in Gesellschaft von Mathilden gereist sei, so unwahrscheinlich mir das auch bedünkte. Ich konnte mir in dieser Beziehung nur eine einzige Möglichkeit vorstellen: es wäre denkbar, daß Mathilde, wenn sie der Marchesa das Begegniß mit Peildorf noch gestern Abend entdeckt, durch die Furcht und Verzweiflung vor dem Grafen, sich dennoch zu dem edelmüthigen Entschlusse hätte bestimmen lassen, ihr Lebensglück der Dankbarkeit, die sie der Marchesa schuldig zu sein glaubte, zu opfern, und darein zu willigen, Peildorf zu entsagen, und zu diesem Zwecke in Begleitung des Bengalen nach irgend einem vorläufigen Zufluchtsort abzureisen. Daß der Bengale selbst Absichten auf Mathilde haben sollte, erschien mir geradezu unmöglich; dieser war dann nur das Werkzeug des Grafen und der Marchesa. Endlich in St. Goar, in dem Hotel „Zur Lilie“ machten wir eine doppelte Entdeckung, die mich bewog, die weitere Verfolgung ohne Besinnen aufzugeben. Zunächst erfuhren wir zweifellos, daß der Bengale Nachts zuvor hier logirt und daß „eine verschleierte junge Dame“, oder überhaupt ein weibliches Wesen, in seiner Begleitung wenigstens hier weder bei seiner Ankunft noch bei der Abreise gesehen worden war. Dann aber brachte mir der Commissär, dessen Augen bei dieser Gelegenheit triumphirende Blicke warfen, die förmlich eine Art grauen Glanzes um sein kleines Köpfchen verbreiteten, aus dem Zimmer, in welchem der Bengale die Nacht verbracht, die Fragmente eines zerrissenen Briefes, der sich als offenbar von dem Bengalen herrührend erwies und in fehlerhaftem Französisch unter vielfachen Correcturen abgefaßt war. Auf einem Fetzen stand das Wort: „Theuerste“, auf anderen wieder zerrissene Satztheile, wie: „Sie können es nicht glauben — Rath des Grafen — Ohne Sie, wahnsinnig — der Graf wird Ihnen sagen — nicht glauben — ich beschwöre Sie! — O, ich will nicht weiter leben, denn ohne Sie — Absichten des Grafen — alter Intriguant, verabscheue ihn — will er meine Abreise benutzen — das blonde Fräulein sein —“

Die übrigen Worte blieben mir unverständlich. Es galt jetzt nur noch zu ermitteln, an wen dieser Brief gerichtet war, um über meinen nächsten Schritt ins Klare zu kommen; leider war das Papier zwischen dem Worte: Theuerste, und dem wahrscheinlich darauf folgenden Namen zerrissen. — Aber, welcher Gunst des Zufalls! Auf einem anderen Fetzen zeigte sich unverkennbar das erleuchtende Wort: Clemence! Ich legte das Stückchen Papier an das andere, die Ränder paßten! Theuerste Clemence! Er mußte somit, so heimlich er auch abgereist zu sein schien, inzwischen doch der jungen Comtesse Nachricht gegeben haben. Nach den aufgefundenen Worten des Brouillons ließ sich leicht annehmen, daß er Clemence auch Enthüllungen über den Grafen und Mathilde gemacht habe. Das Warum und die Beziehungen des Bengalen zu Clemence schienen mir dabei so nebensächlich, daß ich keine Zeit mit Grübeleien verlor. Ich telegraphirte Peildorf unverzüglich, um ihm einige Beruhigung zu gewähren, daß ich dem Bengalen auf der Spur gewesen, daß Mathilde nicht bei ihm sei, und daß ich mit wichtigen Entdeckungen sofort zurückkommen werde. Ich eilte sofort nach Wiesbaden zurück, wo ich am andern Morgen bei Peildorf eintraf, der sein Quartier im Hotel Stern aufgeschlagen hatte, um in der Nähe des schwererkrankten Herrn May zu sein.

Zu meinem Erstaunen erfuhr ich hier, daß Peildorf sich unterdessen mit dem Grafen fast auf freundschaftlichen Fuß gestellt hatte. Er wurde von dem tiefsten Mißtrauen gegen Mathilde und von dem Verdachte, ihr Weggang möchte zuletzt doch ein freiwilliger gewesen sein, förmlich gemartert, und obgleich er mir sagte, daß er sie lieben werde bis zu seinem letzten Athemzuge, hatte er sie doch schon so gut wie für sich verloren gegeben. Diese Stimmung hatte der Graf benutzt und genährt, indem er mit stets gleicher Gutmüthigkeit und Feinheit seine heftigen Beschuldigungen angehört, denselben sanft begegnet war und das allgemeine Mißtrauen gegen die Frauen, welches so tief in Peildorfs Natur wurzelte, beständig gereizt und durch wunderliche Erzählungen aus seinen Erfahrungen zu bestätigen versucht hatte.

Inzwischen verhehlte sich Peildorf die Wichtigkeit meiner Entdeckungen nicht. Die Gräfin Clemence hatte Nachrichten von dem Engländer, und war ohne Zweifel, wenn nicht von vornherein, doch jedenfalls in diesem Augenblicke von Allem unterrichtet — vorausgesetzt daß, wie wir annahmen, das Verschwinden Mathildens mit der Flucht des Engländers in Zusammenhang stand. Es galt also, die Comtesse zur Mitwirkung zu ziehen, und obgleich dieselbe Peildorf schmollte, vertraute er doch seiner Gewandtheit, um sie zum Sprechen zu bringen.

Ganz von selbst bot sich hierzu die Gelegenheit bei einem Balle, welcher heute Abend vor dem Abschiede der Fürstin Alice stattfinden sollte, und zu welchem endlich auch die Marchesa geladen war, und Peildorf rüstete sich sofort, um, wenn auch in wenig ballgemäßer Stimmung, zu Tanze zu gehen.

Bis dahin setzte ich mich an Mays Bett. Der Aermste sah traurig aus. Ich sah mit Rührung sein spärliches graues Haar, welches die kastanienbraune Perrücke nicht mehr bedeckte. Die Augen lagen tief, die sonst so rundlichen, rosigen Backen waren hohl und grau, der freundliche helle Blick matt und die Lippen bleich. Er konnte mir die Hand nur schwer zum Gruß über die Decke entgegenstrecken, so matt fühlte er sich. Peildorf hatte ihm aufs Strengste verboten zu sprechen, aber er konnte kaum die Nachrichten von Mathilden erwarten, und fragte mich Dies und Das, aber ganz leise, so daß ich ihn nur mit Mühe verstehen konnte. Ich bat ihn, ja ruhig zu sein, er meinte aber: „Ach wozu, lieber Herr, es geht ja doch zu Ende, wozu noch um die paar Stunden kämpfen? — Wenn nur Mathilde bei mir wäre — es ließe sich so schön sterben!" Er drückte mir schwach die Hand und wandte den Kopf zur Wand — er weinte, und auch in meine Augen traten Thränen. Wie nahe berührt oft das Gute das Lächerliche! Welche Mißgriffe läßt sich die Gerechtigkeit zu Schulden kommen, die den Unschuldigen für den Schuldigen sterben läßt, und ihm für sein Märtyrerthum die Narrenkappe aufsetzt! Und wie soll der Unglückliche denn die Einfachheit seines Glaubens bewahren, wenn die Schwere des Unglücks die reine Befriedigung seines innern Bewußtseins überwiegt! — Aber der gute Herr May war ja nach seiner eigenen Ueberzeugung selbst Schuld an seinem Mißgeschick. Warum hatte er die ganze Andacht seines Lebens nur in seiner Flora gesucht! Das war nun die gerechte Strafe des Himmels — eine furchtbare Strafe — denn er liebte sie noch — bis zum Tode, wie er es so oft gesagt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Zum Schutze des Waldes.

Von **Dr. Eugen Jäger**.

(Fortsetzung.)

Die Streudecke wirkt wie ein Schwamm, hält das während des Regens zu Boden fallende Wasser zurück, nimmt es in sich auf, verhindert dessen rasche Verdunstung und das Ablaufen desselben an steilen Abhängen. Wo kein Wald besteht, wird das Wasser von den schiefen Ebenen der Bergabhänge rasch zu Thal stürzen, da die blose Ackerkrumme wenig davon aufnimmt. Dasselbe ist, wenn auch in geringerem Grade, der Fall, bei Waldungen, die keine Streudecke haben. Auch hier ist die Bildung der Quellen fast unmöglich. Wo aber der Boden mit den abfallenden Nadeln und dem Laubwerk bedeckt ist, und diese selbst allmälig nach unten zu in Dammerde übergehen und sich mit dem Untergrunde vermischen, da werden ungeheure Wassermengen aufgenommen und selbst nach den furchtbarsten Regengüssen erscheint der Boden bald wieder trocken. Das Wenige, was auf der Oberfläche geblieben, verdunstet rasch, die weitaus größte Menge aber wird verschluckt und dort im Innern der Erde benutzt zur weiteren Zersetzung des Untergrundes, zur Herstellung der Pflanzen-Säfte und zur Ernährung der Bäume, ganz besonders aber zur Bildung der Quellen. Langsam sickert das Wasser, das nicht durch die Haar-Wurzeln der Bäume aufgesogen wird, durch die Spalten des Gebirges immer tiefer zu Boden, sammelt sich zu kleinen Adern, geht aus diesen in größere über und kommt als segenspendender, belebender Quell wieder zu Tag. Solche Quellen, die aus gut geschonten Wäldern kommen, sind oft schon gleich bei ihrem Ursprung im Stande, Mühlen zu treiben; sie strömen mit starker Macht aus dem Erdinnern heraus und versiechen selbst während der heißesten Jahreszeit, während gänzlicher Trockenheit nicht, weil die Streudecke das, was die Regengüsse und die Schneeschmelze gebracht, zurückhält und erst langsam abwärts sendet in's Thal. Treibt aber die Wälder ab, oder entzieht ihnen Jahre und Jahrzehnte hindurch die welken Blätter und Nadeln, so wird der Wald immer mehr kränkeln und zurückgehen, gleichzeitig aber auch wird der Wassergehalt der Quellen ununterbrochen abnehmen, bis sie zuletzt gänzlich versiechen; dann werden euere Bäche blos noch durch das Wasser gespeist, das auf der Oberfläche von den Abhängen der Gebirge bei Gewittern und starken Regengüssen, oder wenn warme Winde rasch den Schnee weghauchen, stromweise herabstürzt. Ihr habt dann in thörichter Verblendung das große Vorrathsmagazin vernichtet, das die Natur euch im Walde geschaffen hat, damit dieser die Wassermasse zurückhalte und sie erst allmälig, aber in ständigem, regelmäßigem Laufe durch die Quellen euern Bächen zuführe. Wo früher ununterbrochen, selbst durch die größte Hitze und anhaltende Trockenheit ungestört, die Quellen murmelten und die Bäche Mühlwerke trieben, da habt ihr jetzt versiechte Brunnen, von deren ehemaligem Reichthume nur noch die alten Leute zu erzählen wissen, und öde liegende Wasserläufe ziehen sich in den Einsenkungen der Gebirgsabhänge herab. Dort aber, wo früher, vom Wald geschützt, üppige Weiden und weiter unten fruchtbares Ackerland lagen, da ist jetzt nur noch ein wüstes Trümmerfeld zu sehen und unheimlich schauen die blosgelegten Felsen herab; denn alle fruchtbare Erde, die ehemals durch den Wald geschützt war, ist in das Thal geschwemmt worden, seitdem habsüchtige Grundbesitzer die Bäume abhieben und sich schnell bereichern wollten, die ganze Gegend aber arm machten; denn jetzt wird das bei Hochgewittern oder durch rasches Schneeschmelzen herabkommende Wasser nicht mehr durch die treue Fürsorge des Waldes zurückgehalten und in's Erdinnere abgeleitet, um weiter unten als ständig sprudelnde Quelle wieder hervorzukommen, sondern die Massen stürzen in rasender Wildheit, durch das Gesetz der Schwere getrieben, zu Thal und schwemmen die leicht bewegliche Erde hinweg, bis zuletzt das nackte Felsgerippe hervorschaut und kein Hälmchen mehr

gedeiht. Die weiter unten liegenden Wiesen und Felder werden überdeckt und vernichtet und dieser Vorgang wiederholt sich, so lange noch ein Sandkörnchen abzuschwemmen ist. So wird zuerst die fruchtbare Erde, dann aber Geröll und Bergschutt thalabwärts geführt und dort, wo die wilde Strömung plötzlich ihre Kraft verliert, auf den flach geneigten Strecken abgesetzt. Ungeheuere Flächen des fruchtbarsten Landes sind so schon vernichtet durch die Kurzsichtigkeit der Menschen und werden jährlich noch für die Cultur unbrauchbar gemacht. Die in einem solchen Thale lebenden Menschen sind — abgesehen von der zunehmenden Verarmung in Folge des regelmäßigen Wetterschadens und der zunehmenden Abschwemmung und Ueberdeckung der Felder — auch oft der größten Lebensgefahr ausgesetzt durch die Wassermassen, welche plötzlich herabstürzend oder aus den engen Thalmündungen des Hochgebirges hervorbrechend, mit furchtbarer Gewalt Alles hinwegreißen, die größten Bäume entwurzeln und leicht gebaute Häuser mit sich schleppen. Nur wenige Stunden dauert dieses entsetzliche Schauspiel, dann herrscht wieder Ruhe im Thal. Aber es ist die Ruhe des Todes. So schnell wie die Wassermassen gekommen, eben so schnell sind sie abgelaufen, nachdem sie Alles, was ihnen im Weg stand, zerstört haben. Schon nach kurzer Zeit liegt das Bett des Wildbaches wieder verödet da, kein ununterbrochen fließendes Bächlein belebt ihn, sondern erst wenn wieder ein Gewitter sich tobend im Gebirg entladt, werden wieder ungeheure Fluthen, Alles vernichtend, das wüste Bett durchstürmen.

Wer diese Schilderung vielleicht für übertrieben hält, der sehe sich einmal im Gebirge, besonders im höher gelegenen, etwas um; er durchwandere die Thäler, deren Höhen man entwaldet hat, oder lese nur die Berichte über die Ueberschwemmungen, welche mit entsetzlicher Regelmäßigkeit gewisse Gegenden heimsuchen. So hat Frankreich viel unter ihnen zu leiden, besonders das Gebiet der Loire und der südliche Theil des Landes, eben so das schweizerische Rhone- und Rheinthal; besonders das letztere hat eine traurige Berühmtheit erlangt durch die furchtbare Ueberschwemmung im Herbst 1868, der noch vor kurzer Zeit eine zweite, nicht weniger schreckliche gefolgt ist. Was helfen aber die Sammlungen für die unglücklichen Wasserbeschädigten, so lange man nicht mit aller Macht dahin wirkt, daß diese Gegenden wieder tüchtig mit Wald versehen werden! Ohne diese Maßregel werden sich solche Ueberschwemmungen mit immer steigender Heftigkeit wiederholen und zuletzt allen Wohlstand vernichten.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Wien. In der österreichischen Wehrzeitung wird die Tödtung der Rädelsführer vom Aufstandsversuch im Oguliner Grenzregiment wie folgt geschildert: Die Anordnungen zum Angriffe auf die Aufständischen waren getroffen, da klopfte es in der Nacht an das Fenster des Hauptquartiers. Man läßt den Boten vor. Er übergibt einen Zettel, geschrieben im feindlichen Lager mit Bleistift und folgenden Inhalts: „Herr Major! Ich und dreißig Mann sehen unser Unrecht ein und sind bereit, die Rädelsführer zu tödten, wenn wir nur unsern Rückzug gedeckt haben. Im Falle des Mißlingens werden die Rebellen an unsern Familien Rache üben. Morgen gegen Tagesanbruch passiren die Rebellen den Paß Motschila. Ich und die Meinen legen uns in den Hinterhalt. Auf meinen Schuß rücken Sie vor. Momcilovic, Korporal.“ Obschon der Sache nicht ganz zu trauen war, so ging man auf den Antrag ein, was um so leichter erschien, als die Umschließung der Rebellen bereits vollzogen und der Angriff beschlossen war. Am 11. Morgens bedeckte ein dichter Nebel die Gegend. Die Rebellen marschiren. An der Spitze der Avantgarde ihr Generalissimus auf feurigem Schimmel, einen kostbar ausgelegten Handschar, den Neid so vieler Grenzbewohner, im Gürtel, die Büchse stets gespannt, diese, dann die Revolver und Pistolen enthalten zusammen 20 Schüsse. Im Centrum fährt eine Kalesche, darin der Finanzminister, der Staatsminister und der gefangene Kaufmann aus Plaski. Hinterher die gefangenen Offiziere, jeder begleitet von einem Schützen. Nachdem das Standrecht von Seite des Regiments publicirt und die Empörer dieses erfahren hatten, hatten die Rebellen die Hinrichtung sämmtlicher Offiziere beschlossen und dies verkündet, und sollte die Execution um 8 Uhr Morgens stattfinden. Die Armen hatten noch eine Stunde zu leben, und neben ihnen gingen ihre Mörder, die mit gierigen Augen Uhr, Ringe, Kleider u. s. w. musterten. Jedem der Schützen sollte sämmtliches Eigenthum seines Opfers als Belohnung zufallen. Da kracht ein Schuß! Raktas stürzt vom Pferde. Auf hundert Schritte hatte ihn Momcilovic mitten durch's Herz geschossen. Die Salve folgt. Kvaternik erhält einen Schuß in den Bauch und sucht sich hinter dem armen Kaufmann zu decken. Noch mehrere Schüsse folgen. Die Kugeln pfeifen hart am geängstigten Krämer vorbei und treffen Kvaternik, der röchelnd auf den Boden fällt; noch ein Schuß, der achte, trifft ihn in den Hals. Mit dem Kolben will ihm Einer den Garaus machen. „Ich habe genug!“ stöhnt er und endet. Der Anführer Bach war aus dem Wagen gesprungen und floh; einer der gefangenen Offiziere, die nunmehr alle, die Verwirrung benützend, sich freigemacht, merkt es und ruft: Einen Ducaten für einen Treffer!“ Ein Korporal legt an und die Kugel fährt Bach durch den Kopf. Im Todeskampfe zuckte seine Hand, sein Revolver entladet sich zweimal in der Luft. Cuic, verwundet, entflieht. Die Getödteten werden von ihren eigenen Leuten so rasch ausgeplündert, daß die Truppen nur halbnackte Leichname finden.“

* Theures Futter, — billiges Fleisch, billiges Futter, — theures Fleisch. Wie sehr auch auf dem Gebiete der Viehzucht durch Angebot und Nachfrage die Preise geregelt werden, lehren die gegenwärtigen Fleischpreise. Man sollte glauben, daß dieselben gleichen Schritt hielten mit den Productionskosten, allein dem ist nicht so, denn während in derjenigen Zeit, in welcher wir das Futter pro Centner Heu zu 1 Thlr. und 10 Sgr. kauften oder berechnen mußten, kostete der Centner Lebensgewicht des Mastviehes 7½ Thlr., während gegenwärtig bei einem Heupreise pro Centner von 10 Sgr. der Centner Lebensgewicht sich auf 13 Thlr. stellt und voraussichtlich noch mehr in die Höhe gehen wird, indem trotz der günstigen Conjunctur für die Viehmast wenig Neigung dazu vorhanden ist, weil die Verminderung des Viehstandes, theils veranlaßt durch die Jahre hindurch hochgewesenen Futterpreise, theils durch verheerende Krankheiten, doch größer gewesen ist, als man es gemeinhin vermuthet. Nicht minder hoch als die Preise für Mastvieh sind auch diejenigen für Jungvieh, namentlich für trächtige Rinder. Voraussichtlich werden sich die hohen Preise noch so lange erhalten, als neben billigen Futtermitteln eine ausreichende Ergänzung noch nicht erfolgt ist.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 134. Speyer, Donnerstag, den 9. November 1871.

Mein Freund Peildorf.

Von Ernst Polmar.

(Fortsetzung.)

Dreizehntes Capitel.

Ein Ball und seine Folgen.

Soll ich das Licht der Gaskronen, der bunten Lampen beschreiben? Oder soll ich dieses Capitel mit Musik einleiten, und mit wohlriechenden und glänzenden Betrachtungen über den Duft der Blumen, über den Schimmer der kostbaren Toiletten, über das kleine feenhafte, zauberische Reich der Lust, des Neides, der Eitelkeit, des Witzes und der Liebesabenteuer? Aber wozu? Das liest sich in jedem wohlgeschriebenen Romane wie nach einem Schema weg. Ueberdies war ich ja nicht selbst auf dem Balle, da man mich nicht eingeladen hatte.

Eingeladen dagegen war Peildorf in seiner Eigenschaft als Badearzt der Fürstin, und ich kann daher auch nur erzählen, was er mir berichtet hat. Wenn die Marchesa gleichfalls, nach vielfachen Bemühungen, eingeladen worden war, so hatte sie das theils der Verwendung des Grafen Larosée zu danken, theils sogar einer humoristischen Anwandlung der Fürstin Alice, die sich am letzten Tage ihrer Badecur noch das Vergnügen machen wollte, die wunderliche Frau mit ihrer Huld zu beglücken. Welcher Triumph für die alte Dame, die seit ihrer neapolitanischen Zeit zum ersten Male den Fuß wieder in so vornehme Kreise setzen durfte!

Auch nahm sie sich prächtig aus mit ihrer langen weißen Schleppe. Ihre Haltung war tadellos, sogar königlich, die Brillanten, welche sie an Hals, Stirn und Armen trug, waren von unschätzbarem Werthe. Sie hielt sich an dem Arme des Grafen fest und ließ sich überall vorstellen, wo er Lust hatte, ohne zu bemerken, daß er sie, wie eine Art kostbarer Merkwürdigkeit, mit der Miene eines Menageriebesitzers vorzeigte. Dazwischen unterhielt sie ihn mit wichtigen Bemerkungen über die Toilette dieser oder jener Dame, und hauptsächlich über die häßliche gelbe Robe der alten Gräfin Lorris, welche der Graf zu ihrem Aerger von sehr gutem Geschmack fand, obgleich sie nach ihren Begriffen mit dem weißen Spitzenüberwurf und den hochrothen Granatblüthen so schlecht zu dem Gesichte der Lorris stand. Die gute Marchesa berstete vor Neid über die vielen Bewunderer ihrer besten Freundin, mit denen dieselbe plauderte und lachte, ohne sich im Geringsten weder um die Marchesa, noch auch um ihren blauen Schmetterling von Tochter zu bekümmern, die bald hier, bald da auftauchte und in ihrer Art ziemlich ausgelassen war. Die Marchesa fand das Betragen für eine Mutter höchst unpassend und äußerte das auch gegen ihren Begleiter, der ihr darauf nur mit seinem nichtserklärenden bedeutenden Lächeln antwortete. Und nun erinnerte sich die Marchesa plötzlich Mathildens, und dabei bildete sich eine abscheuliche Falte auf ihrer Stirn, die sich auch nicht wieder glättete, als der Graf mit einem fatalen Blick auf die Brillanten beifügte: „Ich erwarte, daß das nun bald ein Ende nimmt, Marchesa; ich fange an, die Geduld zu verlieren!“

Und nun seufzte sie auf und sah furchtsam zu ihm empor, versuchte dann, wie über einen Scherz, zu lachen, und sprang auf einen andern Gegenstand über, aber der Blick des Grafen auf ihre Brillanten hatte sie geängstigt und sie kam mit ihrem Geschwätz nicht so recht vom Fleck. Auch dachte sie an May. Es war eine große Rechnung eingelaufen und er hatte sich seit zwei Tagen nicht gezeigt, um sie zu bezahlen, und sie hätte in diesem Falle so gern vergessen, daß er nicht der interessante Fremde, der Amerikaner, sondern nur der alte Johann Gottlieb sei; ein Käsekrämer — puh! Zum Heirathen war er freilich nicht, aber er hätte ja doch füglich fortbezahlen können! Vielleicht hatte ihn gar der Schlag getroffen, vielleicht war er todt! Wenn es schnell geschehen war, war es um so besser, denn unzweifelhaft hatte er seine Flora in seinem Testamente gut bedacht; das war er ihr schuldig! Wenn er nur nicht Zeit gefunden hat, das Testament zu ändern! Warum war sie auch so unüberlegt und grausam mit ihm verfahren? Hätte er ihr nicht, wenn Mathilde sich am Ende durchaus nicht fügsam zeigen wollte, Schutz gegen die Drohungen des Grafen gewährt? O, sie hätte gern, wie gern eine Locke ihres falschen Haares dahingegeben, wenn sie damit ihren guten, dummen Anbeter hätte wieder in ihr Netz ziehen können!

Diese reuevollen Betrachtungen der würdigen

Dame wurden jedoch bald durch den Eintritt der hohen Frau unterbrochen, die strahlend wie eine Sonne aller Augen auf sich richtete und blendete. Man stellte sich zur Seite und verbeugte sich tief; die Marchesa, die sich vordrängte, nur etwas auffälliger als die Uebrigen. Die Fürstin, welche sich seit den paar Wochen ihrer Cur einen angenehmen Ruf der Liebenswürdigkeit und Gnädigkeit erworben hatte, zeigte sich auch jetzt außerordentlich huldvoll und schien absichtlich das Fest durch Beiseitesetzung alles Zwanges erhöhen zu wollen. Gnädig wandte sie sich zu Diesem und Jenem und sprach auch eine lange Zeit mit Peildorf, nach dessen Befinden sie sich erkundigte; er strenge sich zu sehr an in seinem Berufe; sein Aussehen sei nicht das beste. Diese Unterredung mit der Fürstin glich in den Augen der Ballgesellschaft seinen bürgerlichen Namen aus und er hatte sich nun schwer der herablassenden Zudringlichkeit zu erwehren, die ihm von allen Seiten zu Theil wurde und ihn nicht wenig ärgerte. Er folgte Clemence, wo sie sich aufhielt, wo sie sprach, ausruhte, oder tanzte, und suchte auf jede Weise an sie heranzukommen. Sie schien ihn aber nicht zu bemerken, oder nicht bemerken zu wollen, denn jedesmal, wenn er sich ihr nähern wollte, stürzte sie sich mitten in den Tanzwirbel hinein, oder suchte sonst zu entschlüpfen; vielleicht wollte sie ihn bestrafen, und ahnte vielleicht, wie unangenehm diesmal die Strafe war.

Während dieses Spiels zwischen Clemence und Peildorf erlebte die Marchesa den höchsten Triumph ihres Lebens, sie wurde — o großer Moment! der Fürstin vorgestellt, wenn auch leider sehr spät, und erst nach der langen Unterredung mit dem Doctor, den sie, die Marchesa, für seine Dienste wie ihren Kammerdiener Paolo bezahlte! (Das heißt gar nicht!) Und sie, die Marchesa Gorgo, mußte warten! Es that ihr bitterlich weh, aber der selige Moment heilte die Wunde. Sie hatte ja nun trotz ihrer zahlreichen Feinde erreicht, was sie gewollt, sie war so zu sagen nun noch einmal geadelt, sie war durch die Vorstellung als hoffähig wieder anerkannt! Die Fürstin — um ja die denkwürdige Unterredung nicht zu vergessen — hatte sie gefragt, ob sie eine geborne Deutsche sei, ob sie sich in Neapel wohlbefunden habe? Bei der ersten Frage hatte sie gezittert, bei der zweiten hatte sie eine tiefe Verbeugung gemacht und mit Umgehung der ersten Frage geantwortet: „Ja, hochgnädigste Fürstin; ich befand mich dort molto buono, aber was ist die herrlichste Sonne Neapels gegen die Sonne, die vor mir steht?“

Endlich kam die Gräfin Lorris an Peildorf herangerauscht und flüsterte ihm im Vorbeigehen hinter ihrem Fächer zu: „Wenn Sie über Das Auskunft zu erhalten wünschen, was Sie lebhaft zu beschäftigen scheint, so begeben Sie sich dort in jenen beleuchteten Blumengang. Sie werden Jemand finden, der Angesichts Ihrer Trauer nicht zu lange grausam bleiben wird.“

Das gelbe Kleid der Gräfin rauschte vorbei und Peildorf flog nach der bezeichneten Stelle.

Er traf Comtesse Clemence in hübsch berechneter Stellung mitten unter Blumen, bunten Lampen und exotischen Gewächsen auf einer Ottomane liegend. Sie glich in ihrem duftigen himmelblauen Kleide einer Nymphe, die sich unter die Sterblichen gemischt und sich den frivolen Moden unseres Jahrhunderts bequemt hat. Auf den dunklen wallenden Locken lag eine reizende Blumenguirlande, von Thautropfen wie besäet, ihre schönen Schultern und Arme hatten eine fast durchsichtige Weiße. Sie war sehr hübsch, wie sie so dalag und schien es auch vortrefflich zu wissen.

Peildorf sah sich ihr zu seinem nicht geringen Unbehagen allein gegenüber, ohne noch recht begreifen zu können, zu welchem Zwecke die Scene in dieser Form durch die Gräfin eingeleitet wurde. Als er eintrat, wandte sie ihm den Kopf zu und seufzte. Sie habe Herzklopfen, sagte sie, sie bedürfe einen Augenblick Ruhe, Peildorf möge ihr helfen; sie habe ihn darum zu sich bitten lassen, sie glaube, sie habe zu viel getanzt. — Für diesen Fall empfahl Peildorf Ruhe und schlug ihr vor, daß sie sich nach Hause fahren lasse.

Sie hatte die Linke über das Gesicht gebreitet, blinzelte aber durch die Finger und streckte ihm dann die Hand entgegen.

„Habe ich nicht Fieber?“

„Nicht im Geringsten.“

„Aber starkes Herzklopfen — oh! oh!“

„Wünschen Sie nicht frisches Wasser zu trinken? Ich glaube, es wird Ihnen helfen; Sie erlauben, daß ich es Ihnen hole.“

„Nein, bleiben Sie, bleiben Sie! Ich bin krank. Fühlen Sie nur meinen Puls.“

„Ich versichere Sie, daß Sie vollkommen gesund sind, Comtesse, quälen Sie sich nicht mit Einbildungen!“

Die Comtesse ließ die Hand vom Gesicht fallen und stand lustig lachend auf ihren Füßen. „Mein Compliment dem Arzte! Nein, ich bin auch durchaus nicht krank, sondern suchte nur eine Gelegenheit, um ungestört mit Ihnen zu plaudern und Ihnen — wenn Sie ausnahmsweise einmal artig sind — vielleicht — einen großen Dienst zu leisten. Sie müssen nämlich wissen, daß ich, obgleich ich eigentlich Ursache hätte sehr böse —“, sie machte einen hübschen, schmollenden Mund — „ja recht böse über Sie zu sein, doch ganz gerührt über Ihr trauriges Aussehen bin und mich zum Bessern bekehrt habe. Ja, und die Verhältnisse haben sich auch verändert — — Setzen Sie sich neben mich, wir wollen plaudern.“

„Ich fürchte wir fallen auf —“ sagte Peildorf, der sich noch absichtlich zurückhielt, um dadurch um so mehr zu hören von dem, was er so brennend zu wissen verlangte. „Thäten wir nicht besser, unsere Unterhaltung mitten in der Gesellschaft fortzusetzen?“

„Nein, denn die Marchesa und der Graf dürfen uns nicht bemerken. Wir können aber draußen zusammen spazieren gehen; bieten Sie mir Ihren Arm.“

(Fortsetzung folgt.)

Wie wurde eigentlich von Sennefelder der Steindruck erfunden?

(Zum hundertjährigen Geburtsjubiläum, 6. Nov. 1871.)

Gelegenheitsskizze von **Berthold Mormann.**

An einem Septemberabende des Jahres 1790 war ganz München in Aufregung. Seit langer Zeit hatte man unter den ehrenwerthen und ruhigen Bewohnern der Hauptstadt Bayerns keine solche Beweglichkeit bemerkt. Die Frauen, reich geschmückt, die Männer in ihrem elegantesten Anzuge, füllten die Straßen an und schlugen Alle in großer Eile eine und dieselbe Richtung ein. Auch selbst die geringe Volksklasse nahm Theil an dieser Aufregung und gesellte sich in heiteren Gruppen zu dem stattlichen Aufzuge der Vornehmeren. Diejenigen, welche zurückblieben, standen doch mindestens an den offenen Fenstern und Thüren.

Es war aber auch wirklich ein Ereigniß von nicht geringer Bedeutung, das die guten Münchner so in Bewegung setzte; es sollte nämlich heute auf dem Theater von München die erste Vorstellung von Mozart's „Don Juan" stattfinden.

Der Maestro selbst war am Morgen von Wien angekommen*), um die letzte Probe zu dirigiren und der Aufführung beizuwohnen. So eilte denn ein Jeder nach dem Schauspielhause, um den Platz einzunehmen, den er schon lange vorher bezahlt hatte; ein Jeder war begierig, die großartige Musik zu hören und fast noch begieriger, den berühmten Componisten zu sehen, dessen Name mit Begeisterung in ganz Europa genannt wurde.

Schon waren alle Plätze eingenommen, ein Gemisch von heiterer Beweglichkeit und gespannter Erwartung spiegelte sich auf dem Angesichte Aller, ohne Ausnahme, ab.

Nur in eine Seele drang kein Lichtstrahl der Freude und keine freudige Erwartung, es war der immer Geplagte, der fortwährend Gehetzte, der es Keinem recht machen konnte, der immer etwas mußte versehen haben, es war der Requisitenmeister des Theaters, Herr Alois Sennefelder, ein geborener Prager, Sohn eines Schauspielers, der einem vortheilhaften Ruf nach München gefolgt, dort aber vermögenslos gestorben war. Da der etwa neunzehnjährige Alois keine Lust hatte, nach dem Willen seines Vaters die Rechte zu studiren, widmete er sich, als die väterliche Unterstützung aufhörte, ebenfalls dem Theater, jedoch mit einem so ungünstigen Erfolge, daß er es nicht weiter als bis zum Choristen und Requisiteur brachte, wobei er und seine Mutter mit Noth zu kämpfen hatten.

War Sennefelder schon an gewöhnlichen Spieltagen ein Märtyrer seines Amtes zu nennen, wie vielmehr heute, bei der erstmaligen Aufführung von Mozart's „Don Juan", wo man — vollauf mit der Musik beschäftigt — alle Sorge für die Mise-en-scène dem Regisseur überlassen, dieser dagegen sich begnügt hatte, Herrn Sennefelder einige unbestimmte Angaben zu machen und mit gewohnter Saumseligkeit erst im letzten Augenblicke diesem die Requisitenliste übergab.

Da lief denn der arme Mann nach rechts und links zur Anschaffung der Laterne des Leporello, er fertigte die lange Papierrolle an, auf welcher die Abenteuer seines Herrn verzeichnet stehen, er stimmte die Saiten der Guitarre; zugleich mußte er die Festigkeit des Balcons prüfen, auf welchem Elvira die treulose Serenade vernehmen sollte, er mußte für das Costume der Figuranten sorgen, die spanischen Bärte in Reihe und Glied legen, und was Alles noch der Geplagte zu beschaffen hatte. Es war ein höchst unangenehmer, angestrengter, gefährlicher Abend für ihn, der aber — ohne sein Wissen — dazu auserlesen war, seinen Namen der Unsterblichkeit zu widmen.

Endlich kam der große Augenblick für den Anfang der Oper. Auf dem Theater hörte man, wie die Musiker sich auf ihren Plätzen einfanden; nun erschien der berühmte Tondichter, Wolfgang Amadeus Mozart, begleitet von dem Director und einem jungen Regierungsassessor aus Posen, einem ausgezeichneten Dilettanten, Namens Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, der ausdrücklich nach München gekommen, um sich Mozart vorstellen zu lassen und der Aufführung der Oper beizuwohnen.

Der erste Regisseur stellte sich zu der Gruppe und erwartete, daß der Director das Zeichen gebe. Dieser, nachdem er sich mit Mozart besprochen und, durch die kleine Oeffnung im Vorhange sehend, sich vergewissert hatte, daß die Musiker sich alle, den Capellmeister an ihrer Spitze, auf ihren Posten befanden, gab dem Regisseur ein Zeichen, welcher aus Sennefelders Händen den schweren Stab nahm und damit zu drei wiederholten Malen feierlich aufschlug. Da hörte man denn sogleich den Anfang jener großen und schrecklichen Symphonie, welche den Zuschauer auf eine so wunderbare Weise an die Schwelle der Mysterien der Unterwelt führt, die sich vor ihm entwickeln sollen; bald sind es Klagen und Seufzer, die man zwischen grauenvollen Ausbrüchen eines höllischen Lachens vernimmt; dann hört man den Commandeur mit seinem versteinerten Gebein auftreten auf dem kalten, festen Marmorboden. Nun erhob sich der Vorhang mit einem feierlichen Schauer. Nie mag „Don Juan" vortrefflicher aufgeführt worden sein. Hoffmann hat in seinen phantastischen Erzählungen merkwürdige Notizen über die Sänger dieses Abends und über die Art, wie sie ihre Parthien ausführten, der Nachwelt hinterlassen.

Mozart, damals schon von dem Körperleiden ergriffen, das ihn im fünfunddreißigsten Lebensjahre in's Grab führen sollte, genoß in melancholischer Stimmung den unaussprechlichen Reiz, seine Musik mit so viel Verständniß ausführen zu hören. Von Zeit zu Zeit drang der jauchzende Beifall der Menge bis zu seinen Ohren, und als die Primadonna die Arie des dritten Actes gesungen hatte, diese Arie voll des

*) Mozart wohnte in München im sogenannten „Sonneneck", jetzt Burggasse Nr. 6.

herzdurchwühlenden Schmerzes, wo sie es erkennt, daß sie den Mörder ihres Vaters liebt, nahte sie sich, die Augen voll Thränen, dem großen Meister Mozart, der die feuchten und zitternden Hände der jungen Frau mit seinen welken abgemagerten Händen drückte.

„Ich danke Ihnen", sagte er zu ihr, „nun verstehe ich selber ganz meine Schöpfung! Sie haben mich zum Selbstbewußtsein meines Genius gebracht. Ich werde nun mit leichterem Herzen sterben, denn ich habe durch Sie eine Bürgschaft dafür, daß mein Name nicht ganz untergehen wird."

„Wie?" fragte die Sängerin — es war die berühmte Francisca Lebrun — „sterben! sterben! Sie, so jung, so talentvoll und hochberühmt! Wie können Sie nur an so etwas denken?"

„Wolle Gott uns gnädig sein, Donna Anna!"

Mozart verließ das Theater und begab sich auf sein Zimmer, wo er sich einschloß. Weder die Bitten des Directors, noch der rauschende Jubelruf der Menge konnte ihn bestimmen, noch länger auf der Bühne zu verweilen.

Unterdessen hatte der arme Sennefelder sein Bestes gethan, daß seinerseits die Oper bis zu ihrem Ende ohne irgend eine Störung ausgeführt wurde; besonders thätig und vorsichtig war er bei der diabolischen Schlußscene, welche ihn mit Weingeist und Kolophonium ganz besonders in Anspruch nahm. Nachdem er Alles wieder in Ordnung gebracht hatte und versichert war, daß kein gefährlicher Funke mehr übrig geblieben sei, begab er sich in sein ärmliches, feuchtes und kaltes Kämmerlein.

Wie gerne hätte er sich nun in's Bett legen und schlafen mögen, da der höllische Spuk mit den hundertfältigen Requisiten ihn gar so sehr ermüdet hatte, aber — er mußte zuvor noch die Contremarken für den folgenden Tag stempeln, ein Geschäft, das er übernommen hatte, um sich bei seinem Director beliebt zu machen.

Sennefelder hatte, als er in seine Kammer eintrat, dreierlei Dinge in Händen: einen Rasirmesserschleifstein, den er an demselben Abend von einem Figuranten, einem ehrlichen Scheerenschleifer, gekauft hatte, den mit Druckerfarbe angefeuchteten Stempel und endlich eine Anweisung auf seine wöchentliche Gage, die er am folgenden Tage beim Theatercassier erheben wollte. Thür und Fenster an seiner Wohnstube waren nicht eben sehr fest schließend; kaum hatte er die Anweisung auf den Tisch gelegt, als ein Windstoß das Fenster aufreißt, das kostbare Blatt in die Höhe hebt und dann in ein Gefäß mit Wasser hineinfallen läßt. Sennefelder nimmt das durchnäßte Papier, trocknet es so gut wie möglich und legt es, noch immer etwas feucht, auf den Tisch, und um es vor einer zweiten Luft- und Wasserfahrt zu bewahren, belastet er es mit dem Schleifsteine, auf welchen er früher achtlos den Druckerstempel gestellt hatte.

Am folgenden Morgen fand es sich, daß das Zeichen des Stempels mit einer bewunderswürdigen Genauigkeit auf dem feuchten Papiere abgedruckt war.

„Ei," rief er aus, „ein Requisitenmeister muß stets auf alle Vortheile bedacht sein, die ihm Erleichterung bieten können! Muß ich nicht die Gesangstücke für die Choristen copiren, was mir stets ungeheuren Zeitverlust macht? Wie wär's, wenn ich die Noten derart mittelst Stein vervielfältigen könnte? Darüber muß ich Versuche anstellen!"

Mit diesem Gedanken sich angelegentlichst beschäftigend, stempelte er die noch übrigen Contremarken und ging dann aus, um größere Steine von der Art des Schleifsteins zu kaufen und einen Versuch mit der Erfindung anzustellen, auf die er durch den leichten Zufall des vorigen Abends gerathen war.

Auf dem Wege begab er sich zugleich zum Director, um diesem die Contremarken zu übergeben. Er fand ihn in einer verzweifelten Lage; die Aufführung des „Don Juan" mußte an diesem Abend unterbleiben, denn — Frau Franziska Lebrun, welche die Rolle der Donna Anna gespielt hatte, war während der Nacht plötzlich gestorben. Die Anstrengung und Aufregung, verbunden mit dem stillen Grame, der sie seit dem Tode ihres Gatten verzehrte, hatte ihr ein Blutgefäß gesprengt. Man fand die Arme neben ihrem Bette auf den Knien, in betender Stellung — so hatte der Tod dieses schöne junge Wesen überrascht.

Als Mozart diese traurige Nachricht erfuhr, befand er sich eben mit Hoffmann beim Frühstück. Er trocknete eine Thräne und sagte dann: Die Engel bedurften einer Stimme mehr, um das Lob des Schöpfers zu singen, sie haben ihre Schwester zu sich berufen. Es wird nicht mehr lange währen, und sie werden auch einen Bruder zu sich abberufen haben." Hierauf bestellte Mozart Postpferde und reiste sogleich ab. Hoffmann ging tief gerührt nach seiner Wohnung zurück und versuchte hier seine Empfindungen niederzuschreiben; es sind dieselben, welche ihn in seinem Aufsatze über Mozart's „Don Juan" so berühmt gemacht haben.

Alois Sennefelder jedoch, der Chorist und Requisiteur des Münchener Theaters, beschäftigte sich unterdessen ganz im Stillen und von Herzen erfreut mit seiner neuen Erfindung — „der Kunst des Steindrucks, der Lithographie." (Wiener Vaterland.)

Miscellen.

München, 5. Nov. Zur Vorfeier des 100jährigen Geburtstages Sennefelders — geboren zu Prag am 6. Nov. 1771 — wird heute Abends ein großer Fackelzug stattfinden, der sich durch die Hauptstraßen der Stadt, an dem Wohnhause des Erfinders der Lithographie am Sendlingerthorplatz vorbei, nach dessen Grab auf dem allgemeinen Gottesacker bewegen wird. Morgen Abends wird das Jubiläum durch eine Festversammlung mit Musik, Gesang und Reden im Saale der Westendhalle gefeiert werden. Zu einem Monument für Sennefelder, das hier, in der Geburtsstadt der Lithographie, errichtet werden soll, sind die Sammlungen 2c. bereits im Gange. (Allg. Ztg.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 135. Speyer, Samstag, den 11. November 1871.

Eden.*)

Sei mir gesegnet, meiner Träume Land,
Zu dessen ewig blühenden Gestaden
Schon auf des Lebens morgendlichen Pfaden
Mich freundlich wies der hohen Musen Hand!

Wann kam ich je zu Deinem lichten Strand
Verstoßen von der Welt und grambeladen,
Und durfte mir nicht von der Seele baden
In Deinem Balsam aller Wunden Brand?

O die dort auf den platten Triften jagen,
Wo ihren Staub die Welt zusammenblies,
Sie mögen lächelnd höchstens nach Dir fragen —

O Land, das meine Lenzesharfe pries,
Mein Herbst auch weiß, wo Deine Palmen ragen,
Bleibst mir — ein unverlornes Paradies!

L. Maurer.

*) Aus des Verfassers neuerschienenen „Sonettenbildern".

Mein Freund Peildorf.

Von Ernst Volmar.

(Fortsetzung.)

Sie warf einen Sortie de bal über sich und zog ihn ins Freie. „Ach, wenn mein Bräutigam uns so sehen würde, wie eifersüchtig müßte er werden!"

„Ihr Bräutigam!"

„Pst, nicht so laut — das ist Geheimniß! Ach, wie schön es da draußen ist! Das stimmt unwillkürlich weich und versöhnlich, und da ich in der besten Laune bin, mich Ihnen in günstigem Licht zu zeigen, will ich sie auch benutzen; will Ihnen sogar zeigen, daß ich besser bin, als ich scheine, und vor Allem gutmüthiger als Sie. Zu diesem Zwecke müssen Sie mir schon gestatten, auch ein Bischen von mir selbst zu reden, ist es doch vielleicht das letzte Mal, daß wir zusammen sprechen, wir reisen morgen in aller Frühe ab!"

„Comtesse", sagte Peildorf, mit Mühe seine Ungeduld verbergend, „unsere Unterredung darf nur Einen Zweck haben. Sie werden sich meine Dankbarkeit verdienen, wenn Sie mir erzählen, ob Sie Nachrichten von Sir Charles erhalten haben und ob dieselben vielleicht ein Licht auf das räthselhafte Verschwinden der Pflegetochter der Marchesa werfen" — —

„Welche Sie lieben, und welche Sie mir vorgezogen haben, obgleich ich doch, das müssen Sie eingestehen, eine bessere Partie für Sie gewesen wäre. Ziehen Sie wirklich die Blonden vor? Ach, und ich glaube, sie hat gar kein Vermögen — wie? Dann müssen Sie sie doch wirklich lieben!" — Sie besann sich ein wenig. „Nun müssen Sie mir aber zugeben, daß ich entweder sehr gutmüthig, oder schon sehr getröstet sein muß, um mich zu Ihrer Bundesgenossin zu machen."

„Nehmen wir denn Beides an, aber sprechen Sie, Comtesse!"

Die kleine Comtesse gab ihm nun folgende Aufklärung, die ihr von Charles, der das vollständigste Vertrauen des Grafen besessen hatte, zugekommen war. Sie bestätigte zunächst, was wir schon von der Vergangenheit der Marchesa wußten, und erzählte von einem Wechsel, den dieselbe, um einen Ankauf von Brillanten zu machen, auf den Namen des Grafen gefälscht hatte.

Sodann sprach sie von den Absichten des Grafen auf Mathilde.

„Ich war damals", fuhr sie fort, „gerade ein wenig kokett gegen Charles und ließ ihn schmachten. Das benutzte der Graf, der inzwischen eingesehen hatte, daß Sie, Herr Doctor, ihm bei Mathilden im Wege standen, und der alte Intriguant schmiedete mit Charles einen Plan, um Sie zu entfernen. Er wußte Charles einzureden, daß er mich für meine Koketterie bestrafen müsse, indem er ohne Abschied sofort abreise und mir während mehrerer Wochen seines Fernseins auch nicht ein Wort schreibe. Wenn ihm so viel an meiner Liebe liege, so könne er überzeugt sein, daß dieselbe bei einer solchen Radicalcur erwache. Unzweifelhaft dachte Larosée, daß die Trennung Charles veranlassen werde, mich zu vergessen, denn er ist sehr gegen unsere Heirath, weil er Charles nicht gern aus den Händen geben will, und überdies glaubt, für die Handlungen seines Schützlings verantwortlich zu sein. Ich bitte Sie! Als ob das ein dummer Streich wäre, mich zu heirathen! Nebenbei dachte Larosée auch, das eine solche heimliche Reise Charles für ihn von Vortheil wäre. Er würde nämlich Mathilden inzwischen auf einige Zeit aus Ihren Augen schaffen, um sie mit Hilfe der Tante mürbe zu machen. Völlige Einsamkeit, Trennung von Ihnen und der

Mangel an Freiheit, würden sie seinen Antrag besser würdigen lassen. Begreifen Sie nun, warum der Graf Charles heimlich und mitten in der Nacht auf die Reise schickte? Es sollte nämlich durch das gleichzeitige Verschwinden Mathildens der Verdacht erweckt werden, daß sie zusammen entflohen seien. Unterdessen wollte der Graf die Zeit benutzen, um wenigstens ihre Vernunft für sich zu gewinnen, wenn es ihm auch nicht mit ihrem Herzen gelänge. Er war vollkommen überzeugt, daß ihm dies gelingen müsse, wenn sie nur erst von Ihnen getrennt wäre.

„Vergessen Sie nicht, daß der Graf ein Diplomat ist. So gewinnend und liebenswürdig er sein kann, so wie es an's Intriguiren geht, ist er schlecht und gefährlich. Er hat sich, wie Mama sagt, bis jetzt nur durch Intriguen Unterhaltung und Vergnügen verschafft; nur was er auf diesem Wege erreicht, freut ihn und schmeichelt seiner Eitelkeit; man muß sich vor ihm hüten wie vor einem zweischneidigen Schwerte. Man ist von ihm geschnitten, wie man ihn auch anfassen mag. Nur um seine Nerven in Spannung zu erhalten, suchte er Charles zu bestricken und ihn auch mit allen denkbaren Mitteln von einer Heirath mit mir abzuschrecken. Es gefällt ihm so.

„Was nun meinen armen, in Bezug auf Frauen noch etwas unerfahrenen Charles betrifft, so war der von den Gründen des Grafen leicht überzeugt, der ihm sagte, er verstehe vom Leben im Westen gar nichts, und noch weniger davon, wie man die Frauen zu fassen habe, wenn man ihnen Liebe einflößen wolle, und er möge ihm doch die Leitung der ganzen Sache überlassen, deren glücklichen Erfolg er Charles garantire. Da der arme Charles also sehr unglücklich war, gab er nach und reiste ab. Als er am andern Morgen an der Frühstückstafel fehlte, erkundigte sich Mama nach dem Grund seiner Abwesenheit. Larosée lächelte geheimnißvoll, wie nur er das kann, und ließ mit größter Zartheit durchschimmern, was er für sein Leben gern verrathen wollte. Ich war sehr ärgerlich über die häßliche Abreise, glaubte jedoch nicht die Spur von einer Entführung Mathildens, bis mir die Marchesa, die ich noch an demselben Tage besuchte, mit rothgeweinten Augen das Unglaubliche bestätigte. Es geschah nun Das, was Larosée vorausgesetzt hatte, ich dachte sehr — sehr viel an Charles, und je mehr ich daran dachte, je mehr ärgerte ich mich über mich selbst, gegen den guten Jungen so grausam gewesen zu sein.

„Gestern Abend nun, als Mama und ich unsere tägliche Spazierfahrt machten, kam Charles, der plötzlich von St. Goar aus zurückgekehrt ist, uns über den Weg entgegen. Er hatte uns da erwartet. Ich wollte ihn gar nicht bemerken, aber er stellte sich so hin, daß ihn die Pferde hätten überfahren müssen, wenn der Kutscher nicht angehalten hätte. Darauf bat er uns auszusteigen, er habe dringend mit uns zu sprechen. Der arme Junge sah ganz verstört aus, so wie Sie heute, so daß wir ihm nachgeben mußten. Dann gingen wir ein paar Schritte und er führte uns in ein Restaurant, von dem wir wissen konnten, daß keiner unserer Badebekannten uns da überraschen würde. Da, vor einem kleinen Sopha, auf das ich mich mit Mama niedergelassen hatte, und von dem aus ich ihn mit ganz strengen und bösen Augen ansah, fiel er vor mir auf die Knie, küßte meine Hände, weinte und lachte, so daß Mama ihm wegen seines Betragens ernsthafte Vorstellungen machte. Es half aber nichts, er geberdete sich wie närrisch und erzählte mir dann Alles mit vielfachen Unterbrechungen. Er könne nicht von mir getrennt sein, es friere ihn überall, wo ich nicht sei, und ich solle ihm nach Bengalen folgen, wo seine Eltern wären und wo es viel schöner sei, als hier, und er wolle mich heirathen dem Grafen zum Trotze. Er habe mir schreiben wollen, um mir zu sagen, daß ich wegen Mathilden nichts glauben solle, dann aber hätte er gefühlt, nicht länger fern von mir athmen zu können, und sei wieder zurückgekommen, um mir das selbst zu sagen und zu bitten, ihn zu erhören. Er würde mich im andern Falle trotzdem überall hin verfolgen, wohin ich auch gehe, ich sei sein Stern, seine Welt und sein Leben, und wenn ich Nein sagte, würde er sich tödten!

„Was sollte ich thun? Mama rieth mir, mich zu erbarmen, und ich, mein Herr, habe sehr viel Herz und sehr viel Gutmüthigkeit, und ich glaube, wir werden gut zusammen fertig werden und denke, daß die Hitze in Calcutta dafür sorgen wird, daß unser Glück nicht zu bald erkalte, ja, ich mag ihn ganz gern, den guten Jungen. Während wir da zusammen plaudern, besorgt er heimlich alles Nöthige zu unserer Abreise und wenn der Graf heute Abend vom Balle in das Hotel zurückkehrt, sind Mama und ich fort, verschwunden und mit Charles auf dem Wege nach England, wo wir gleich getraut werden. Das wird ein hübscher Spaß, wenn wir dem Grafen unsere Heirath anzeigen!"

Die Comtesse lachte heiter zwischen ihren Zähnen hindurch und drückte in ihrer Lebhaftigkeit dazu ihrem Begleiter mehr als nöthig den Arm. „Aber Sie sollen auch triumphiren! Wissen Sie, wo Mathilde sich befindet?"

„Sie stellen mich auf Foltern! Ich warte seit mehreren Minuten mit brennender Ungeduld darauf, es von Ihnen zu erfahren!"

„Ach, ich war so egoistisch, Sie so lange hinzuhalten, um noch einmal, das erste- und letztemal, so recht weitläufig mit Ihnen zu plaudern. Nun Adieu; da sind wir ja wieder unter Menschen. Jetzt nehmen Sie, ohne daß der Graf Sie bemerkt, Ihren Hut und suchen Sie Mathilden —"

„Wo, Comtesse? Wo? Wo?"

„In ihrem eigenen Hause, wo sie, wie ich ganz bestimmt weiß, eingesperrt ist und auf ihren Doctor wartet! Adieu!"

Die Comtesse verschwand.

Peildorf kam sofort zu mir, um mir das Gehörte zu erzählen und um sich meine Begleitung auszubitten. Es schien uns nun einigermaßen erstaunlich, daß wir nicht selbst auf diesen Gedanken gekom-

men waren, und die abenteuerlichsten Voraussetzungen den einfachsten vorgezogen hatten.

Es galt nun zu eilen, bevor die Marchesa zurückkehren und unserem Eintritt Schwierigkeiten zu bereiten im Stande wäre. Auch fürchteten wir, der Graf könne Verdacht über Peildorfs Verschwinden schöpfen und so galt es vor Allem rasch zur Ausführung unserer Pläne zu schreiten.

(Fortsetzung folgt.)

* Zum Schutze des Waldes.

Von **Dr. Eugen Jäger**.

(Fortsetzung.)

Tirol und die Schweiz sind besonders von der Geißel der Wildbäche heimgesucht. Im erstern Lande heißen sie Muhren, in der Schweiz Rüfen. Aus ihnen stürzen zur Zeit der Hochgewitter oder der Schneeschmelze furchtbare Wassermassen mit entsetzlicher Wildheit hervor und wälzen allen Schutt, der sich im Gebirge durch die verwitternde Wirkung der atmosphärischen Einflüsse gebildet hat, in erbarmungsloser Regelmäßigkeit auf die Fluren; so entziehen sie in immer weiterem Umfange die fruchtbaren Thalstrecken der cultivirenden Hand des Menschen. Eines der schlimmsten Beispiele dieser Art sieht der Alpenwanderer im obern Etschthal, wenn er auf die Stilfser Jochstraße einbiegen will. Dort ist die Mündung des Thalbaches in die Etsch gänzlich versandet und eine weite Fläche des fruchtbarsten Landes hinweggeschwemmt: eine Folge der Waldverwüstung an den Abhängen des Ortles. Noch trauriger aber ist der Anblick der Mündung des Avisiothales bei Trient. Eine weite öde Sandfläche erstreckt sich von der Thalmündung jenes Baches bis an die gegenüberliegende Seite des Etschthales, wohl eine Stunde breit und lang, eine Oase der Verödung und des Todes in dem fruchtbaren Thalboden der Etsch. Auch das Etschthal hat, wie das Thal des Rheines und Tessines, fast jährlich von Ueberschwemmungen zu leiden, die nicht eher nachlassen werden, bis die Berghöhen wieder mit Wald bedeckt sind. Freilich ist es meist eine mühsame und kostspielige Aufgabe, das wieder gut zu machen, was Habsucht und Unverstand verdorben haben; vielfach ist es sogar ganz unmöglich, auf dem jetzt kahl daliegenden Fels wieder fruchtbares Erdreich haften zu machen und so allmälig wieder Waldungen dort zu erzielen. In der Schweiz wird das Eingreifen der Staatsgewalt, das doch, wenn irgendwo berechtigt, in Sachen des Waldes oft eine unerbittliche Nothwendigkeit ist, durch die übermäßige Demokratisirung der Regierung erschwert, da die Träger der Gewalt selten durch strenge, aber nothwendige Maßregeln ihre Popularität auf das Spiel setzen. Die wahren Interessen eines Landes können aber dadurch schwer und oft unheilbar geschädigt werden.

Furchtbar wurde der Orient gestraft für seine sinnlose Waldverwüstung. Die Länder der alten Civilisation, Nordafrika, Kleinasien, Griechenland, Sicilien, Spanien und auch viele Theile von Italien sind mehr oder weniger dem unheilvollen Wechsel zwischen Trockenheit und Ueberschwemmung ausgesetzt. Die einst so fruchtbaren Länder des Orients sind verödet, nackter Fels, weite Wüsten von Flugsand und dürres Gestrüppe bedecken die Stellen, auf denen früher, durch regelmäßigen Wasserlauf begünstigt, eine hohe Cultur blühte; Alles ist verarmt, und mit dem Abhauen der Bäume hatte sich der Mensch seine Heimath vernichtet. Dieses ist das unerbitterliche Gesetz der Wüstenbildung, das überall eintritt, wo der Mensch die frevelnde Hand an die Bergwaldungen legt, dabei der Zukunft seines Geschlechtes vergißt und blos für das Bedürfniß des Augenblicks sorgt. Ohne Wald gibt es keine Cultur, weil ohne Wald keine regelmäßigen, belebenden Wasserläufe und ohne Wasser keine Menschen.

Auch in der Pfalz greift das Uebel der Waldbeschädigung immer mehr um sich, obwohl unsere Provinz noch Waldungen in Menge besitzt. Aber man hat es nicht verstanden, das richtige Maß zu halten; man hat die Waldungen vielfach ihrer Streudecke beraubt, und der Wald hat sich dafür gerächt. Jahr für Jahr werden sich die Abschwemmungen von den Thalwänden mehren, seitdem man dem Walde die Fähigkeit genommen hat, die Wassermenge der Gewitter und Schneefälle zurückzuhalten; statt daß das Wasser der Atmosphäre langsam in die Erde sinkt und dort die Quellen speist, bleiben diese letzteren jedes Jahr länger versiecht und jeder Gewitterregen bringt immer größere Menge von fruchtbarer Erde, von Schutt und Steingerölle herab, überdeckt die Felder, Wiesen und Weinberge, flößt ungeheuere Sandmassen in die Straßen der Dörfer, wälzt ausgerissene Baumstämme und colossale Steine vor die Häuser, bedroht die Menschenleben und arbeitet langsam, aber unwiderstehlich an der Verarmung solcher Gegenden. Bilde man sich nicht ein, mit Thalsperren und ähnlichen Schutzbauten dagegen etwas ausrichten zu können! Wohl wirken sie einige Zeit, aber nur so lange, bis der durch sie abgesperrte Raum sich mit Gerölle gefüllt hat, und dann wälzen die wild erregten Wassermassen die neuerdings von den Bergabhängen losgerissenen Steine, das Erdreich, den Sand und das Gerölle über diese Bauten hinweg, decken sie zu und von Neuem werden Euere Thäler Stätten der Verwüstung. Hier gibt es blos Ein wirksames Mittel, das Euch die kostspieligen und doch so unnützen Sperrbauten ersparen kann: Schützt den Wald und gebt ihm die Streudecke wieder. Ohne diese kann er Euere Felder nicht schützen und ohne diese wird er Euch zuletzt selbst kein Brennholz mehr liefern, weil er ohne sie nicht leben kann!

Der Wald wirkt aber nicht blos dadurch, daß er die aus der Atmosphäre stammende Wassermenge nicht rasch und verheerend die Bergabhänge herabfließen läßt, sondern sie zurückhält und sie erst durch Vermittelung der Quellen wieder an das Tageslicht befördert, sondern eine seiner wichtigsten Wirkungen ist auch die Mäßigung und Regulirung des Klima's, so

daß dieses vor den Extremen bewahrt bleibt und die Vegetation dadurch weniger der Störung und Vernichtung ausgesetzt ist. Eine solche Wirkung des Waldes geschieht nicht direct durch die Streudecke, wohl aber ist diese die nothwendige Voraussetzung dazu, indem der Wald ohne Streudecke kein gesunder Wald mehr ist, verkommt und zuletzt gänzlich ausstirbt, daher nicht mehr wirken kann.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Aus Bayern, 1. Nov. Das Centralcomite des bayerischen Hilfsvereins veröffentlicht die Nachweisungen über seine Thätigkeit in den Jahren 1870 und 1871. Die Einnahmen betrugen fl. 282,672. Die Summe aller Ausgaben beträgt 139,338 fl. 1 kr. Das Activvermögen des Vereins war am 30. September l. J. 143,334 fl. 17 kr., davon in zinsbaren Papieren 18,928 fl. 38 kr.

Bayreuth, 8. Nov. Gestern Abend gegen 7 Uhr machte sich ein Soldat in einer Mannschaftsstube des östlichen Flügels der hiesigen Infanteriekaserne Nr. 1 das sonderbare Vergnügen, einen sog. Speiteufel zu fabriciren und anzuzünden, während eine größere Quantität losen Pulvers, von entleerten Patronen herrührend, im Zimmer lag. Die Folge war, daß dieses sich mitentzündete, wodurch eine große Explosion stattfand. Die heftige Detonation war auf weite Entfernung hörbar und die gleichzeitig emporzüngelnde Flamme weithin zu sehen, da der Bau bis zum Dachboden hinauf durchschlagen war. Die im Zimmer befindlichen 3 Soldaten wurden total versengt und in's Militärspital gebracht. Dieselben erlitten übrigens keine lebensgefährlichen Verletzungen. Ein Soldat, welcher im oberen Stocke auf dem Bette lag, wurde sammt der Lagerstätte in ein tieferes Stockwerk versenkt. Derselbe erhielt jedoch ebenfalls keine nennenswerthen Beschädigungen, obwohl ihm die obere Zimmerdecke nebst Umfassungswänden nachgefolgt war. Der zur Zeit in der Kaserne logirende Hauptmann Schoch (wegen Feigheit vor dem Feinde in Untersuchung) wurde durch das Eindrücken seiner Zimmerwand derartig verletzt, daß er heute in das Militärspital verbracht werden mußte. Die Wirkung der Explosion war, was die Zerstörung betrifft, wirklich großartig. Decke, Fußboden, Fenster und Wände des Ursprungszimmers waren nach allen Seiten hin auseinandergedrückt, und es fand sich die gleiche Fortsetzung in den übrigen Stockwerken. Zum Ausbruche eines Brandes kam es nicht. Die Feuerwehr hatte sich übrigens mit ihren Apparaten alsbald am Platze eingefunden. (N. K.)

Berlin, 3. Nov. Die eben erschienenen Rang- und Quartierlisten der preußischen Armee weisen unter einer Generalität von 275 Köpfen nur 10 Bürgerliche nach. Im Jahre 1869 waren unter 208 Generalen noch 9 Bürgerliche. Von letzteren sind inzwischen einige nobilisirt worden. Der Krieg hat nur drei bürgerlichen Offizieren zum Generalmajor verholfen: Gaede von der Artillerie, Kritter von der Cavalerie (bereits zu den Offizieren von der Armee versetzt) und Leuthaus von den Pionieren. Außer den drei letztgenannten haben noch Generallieutenant Wang und die Generalmajore Keller, Götz und Schellenberg als Bürgerliche mit dem badischen Contingent übernommen werden müssen. Aus der preußischen Generalität vor dem Kriege sind nur drei Bürgerliche noch übrig. Unter sämmtlichen Obersten der Infanterie, welche ein Regiment commandiren, sind nur 12 Bürgerliche. Die Cavalerie hat gar keinen bürgerlichen Commandeur. Bei der mehr der Neuzeit angehörenden Artillerie sind die bürgerlichen Obersten überwiegend und unter den Ingenieuren finden sich gar 17 bürgerliche gegen 6 adelige Obersten. Auf das Wasser wagt sich das bürgerliche Element schon eher, denn die Admirale und Capitäns zur See sind bis auf den Prinzen Adalbert sämmtlich bürgerlich. — In der Gardecavalerie und dem 1. Garderegiment zu Fuß hat das Offiziercorps sich von bürgerlichen Elementen auch während des Kriegs vollständig rein erhalten. (Frkf. Ztg.)

* Zwei Preisaufgaben.

Erstes Räthsel.

Erstes Wort.

Ich weiß ein Thier, gar wohlbekannt
Allüberall im ganzen Land;
Doch sag' ich nicht, ob Vogel, Fisch,
Ob es im Haus, ob im Gebüsch, —
Denn schildert' ich ein wenig nur,
Dann wärst sofort Du auf der Spur.
Verweile d'rum dabei nicht lange,
Errath' es im Zusammenhange.

Zweites Wort.

Der zweite Theil des Räthsels mein
Kann Hauptwort oder Zeitwort sein;
Als Hauptwort ein prosaisch Ding,
Für keinen Abfall zu gering,
Aus Holz, aus Eisen, Stein, Cement
In jedem Hofe man es kennt;
Als Zeitwort ein poetisch Schwinden —
Nun, soll ich Euch noch mehr verkünden?

Erstes Wort abermal.

Ich nenne wiederum ein Thier,
Bekannt, so wie das andre schier,
Doch ist's von einer andern Art,
Die äuß're Hülle ist behaart,
Es fliegt, doch hat es Federn nicht —
Nun leset nach, was Oken spricht.

Zweites Wort abermal.

Es tobt der Sturm, es heult der Wind,
Mit Schnee gedeckt die Fluren sind,
Von Frost erstarrt ein Wandrer d'raus
Steht still vor einem schönen Haus,
Da wünscht er sehnlichst dort zu sein,
Wohin dich setzt das Wörtchen mein.

Das Ganze — erstes und zweites Wort.

Ich kam in's Dorf zur Winterszeit
In trauter Abendstunde,
Da ging ein Lied von Lust und Leid
Durch eine frohe Runde;
Und als ich fragte, wer da sei
Geeint zum Sängerkranze,
Da sprach zu mir ein Jüngling: „Ei,
Was wird es sein — das Ganze!"

Zweites Räthsel.

Einmal war ich in Baden-Baden,
In einem Modewaaren-Laden;
Während ich dort kaufte, kamen
Noch zwei Herren und zwei Damen,
Wählten, ohne lang zu schauen,
Etwas Hübsches für die Frauen;
Sagten mir dann auf Begehren,
Auch wo sie zu Hause wären.
„Merken Sie, mein Herr", sprach Eine,
„Was wir kauften hier, das Feine;
Ohne einen Laut zu streichen,
Setzen Sie ein frisches Zeichen
In das Wort, fast ganz inmitten,
Und Sie haben, ohne Bitten —
Klar und deutlich und geschwind
Wessen Lands wir Viere sind."

(Die Auflösungen müssen bis 20. November eingelaufen sein. Als Preis werden Schillers sämmtliche Werke gegeben.)

Auflösung des Palindroms in Nr. 132:
Mais — Siam.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 136. Speyer, Dienstag, den 14. November 1871.

Mein Freund Peildorf.

Von Ernst Folmar.

(Fortsetzung.)

An dem weißen Hause angelangt, wurde uns auf unser Klopfen von Paolo geöffnet. Derselbe riß Mund und Augen auf und schien nicht wenig erstaunt, uns, und besonders zu dieser außergewöhnlichen Stunde, zu sehen. Das Licht, das er in der Linken hielt, machte eine Bewegung, als er den entschlossenen Ausdruck unserer Gesichter sah. Darauf fragte er nach unserm Begehr, und schien uns mit der Bemerkung, es sei Niemand zu Hause, am liebsten die Thür vor der Nase zuzuschlagen, was wir ihm jedoch nicht so leicht machten. Wir fielen ihm vielmehr in den Arm und ich nahm ihm das Wachslicht aus der Hand.

„Sie werden uns augenblicklich zu Fräulein Mathilde führen. Wo ist Sie?“ fragte Peildorf den Italiener in barschem Tone. Derselbe schrack sichtlich zusammen, faßte sich aber sofort wieder, blinzelte pfiffig, und heuchelte ein naives Erstaunen über die ihm gemachte Zumuthung.

„Weiß nicht, wo sie ist. Ist durchgegangen mit dem Engländer“, sagte er keck, flog aber sofort einige Schritte zurück, als Peildorf kurz angebunden zu einer Ohrfeige ausholte. Dann begann er kläglich zu winseln und sich zu verschwören, daß sie nicht im Hause sei.

„Gut“, sagte Peildorf, „wir werden das Haus untersuchen. Vorwärts! Du wirst uns vorangehen und uns alle Räume öffnen, besonders die verschlossenen.

„Wohl denn“, sagte Paolo scheinbar gleichgiltig. „Fangen wir mit dem Keller an.“

Der listige Schuft führte uns vom Hausflur mehrere enge Stufen eines Kellergewölbes hinunter. Wir waren noch nicht ganz auf festem Boden angelangt, als er mir den Leuchter aus der Hand schlug, daß ich taumelte und beinahe über Peildorf hinweg auf die Steinplatten gestürzt wäre. Dann stolperte er die Stufen wieder empor, aber ich ergriff ihn rechtzeitig und ehe wir uns Beide versahen, lagen wir gemeinschaftlich auf den Stufen der Treppe, wo wir mit einander rangen. Während ich nun ihn bald unterbekam und im Dunkeln so kräftig, wie mir möglich, abstrafte, hatte Peildorf mit Hilfe seines Feuerzeugs das Licht wieder angezündet. Der Geschlagene erhob sich, fluchte einige derbe italienische Flüche und rieb sich die Glieder.

„Vorwärts!“ rief nun Peildorf mit einer wahren Donnerstimme und schob den Strolch vor sich hin.

„Nur noch ein Wort — noch einen Widerstand und wir prügeln Dich windelweich!“

Item, wir waren zu Zweien, und der alte Italiener, mochte er innerlich schäumen wie er wollte, fühlte sich uns gegenüber im Nachtheil.

Im Salon angekommen, befahlen wir ihm, uns sofort den Ort zu zeigen, wo Mathilde verborgen gehalten würde. Er blieb dabei, er wisse es nicht, und schien trotz des listigen Zuges um den Mund wieder heulen zu wollen, und rieb sich dabei die Glieder, als fühlte er sie zerschmettert. Darauf rückte er die Oelbilder von der Wand weg, leuchtete unter jeden Stuhl und öffnete boshaft sogar die Ofenthür, um uns zu zeigen, daß sie da nirgends verborgen sei.

Als wir ihn jedoch ernsthaft beim Kragen nahmen, vergingen ihm diese Späße und er ging uns voran durch die ganze Zimmerflur, vom Salon zum Boudoir der Marchesa, von da bis zur Küche und zum Wohnzimmer und sogar bis in das Stübchen Mathildens. Ein weißes Bett, eine Commode, ein Schrank, ein Stuhl, ein Tisch, ein kleiner Spiegel und Blumen unter dem einzigen Fenster, das war das mehr als einfache Meublement. Auf der Commode stand eine Vase mit einem verwelkten Strauß. Ein Arbeitskörbchen mit Flickwäsche der Marchesa lag daneben. Es herrschte überall Ordnung, Einfachheit, nur an dem Staube auf Tisch und Commode und dem vertrockneten Strauß war die fehlende Hand Mathildens ersichtlich.

Auch hier war sie nicht.

„Führen Sie uns auf den Boden.“

„Ach, das ist unnöthig!“ rief der faule Mensch vorlaut.

„Warum unnöthig?“

„Weil sie nicht oben ist!“

Wir sahen ihm diesesmal an, daß er die Wahrheit sprach.

„Sie haben uns noch nicht das Schlafzimmer der Marchesa gezeigt, führen Sie uns dahin!“

„Darf nicht.“

„Führen Sie uns dahin!“

Der Befehl ließ keinen Widerspruch zu; er ging brummend voran.

Es war dies ein einfenstriges Zimmer, grün tapezirt, mit grünen Möbeln ausgestattet. Im Hin-

tergrunde stand das Bett, am Kopfende desselben eine spanische Wand, deren Zweck an dieser Stelle, wo kein Luftzug durchströmen konnte und auch das Licht nicht abgesperrt war, nicht zu erkennen war. Da war überall Unordnung, sogar bis zum Schmutz. Die Eleganz that hier Stalldienste. Strümpfe, Schuhe lagen auf dem Boden, Unterröcke auf den Sesseln, auf dem Waschtische stand ein zerbrochener Waschnapf mit schmutzigem Wasser, eine Haarlocke, Kämme und Schminkbüchse lagen daneben; offenbar hatte die Dame hier ihre Balltoilette gemacht.

Wir konnten nichts Verdächtiges entdecken. Dies Zimmer hatte nur eine Thür.

Wir wollten uns schon wieder zurückziehen, als es Peildorf noch einfiel, nicht nur von seinen Augen, sondern auch von seiner Stimme Gebrauch zu machen. Er rief mehrmals und in einigen Zwischenräumen den Namen Mathildens. Paolo, der sich schon ganz triumphirend gezeigt hatte, wurde plötzlich unruhig, und drängte zum Rückzuge. Die Marchesa käme bald nach Hause und wenn sie sehen würde, daß ihr Schlafzimmer von Männern betreten worden sei, würde er aus seinem Dienste gejagt, und die Herren sähen ja selbst, daß Mathilde nicht da sei. Nichtsdestoweniger zeigte er sich hier unruhiger als in den anderen Zimmern, folglich waren wir auf gutem Wege. Wir wiederholten unser Rufen. Es verging eine Weile, bis wir Antwort erhielten, dann endlich tönte eine matte, gedämpfte Stimme aus einiger Entfernung an unser Ohr. Wir bewegten uns nach der Richtung, woher sie zu kommen schien und hoben die spanische Wand hinweg. In der That zeigte sich uns hinter derselben eine kleine, beinahe unsichtbare Schraube in der Tapete, die ein Theil des Thürknopfes gewesen zu sein schien. Wir beleuchteten aufmerksam die Stelle und entdeckten eine kaum sichtbare Tapetenthür, die entweder einen Schrank bilden mußte, oder einen Ausweg bot.

„Es ist ein Schrank", sagte Paolo.

„Oeffnen Sie!"

„Der Knopf ist abgebrochen."

„Es ist nicht wahr, er ist einfach abgeschraubt worden. Bringen Sie eine Zange."

„Wir haben keine Zange."

„Dann habe ich eine." Peildorf nahm ein Instrument aus seinem chirurgischen Etui, das er immer bei sich trug, und so fein es auch war, so gelang es ihm doch, die Schraube damit zu packen und das Schloß zu drehen.

Die Thüre öffnete sich, wir befanden uns in einem engen Corridor. Nach einigen Schritten führten uns ein paar Stufen aufwärts, wir standen wieder vor einer verschlossenen Thür.

Peildorf rief noch einmal den Namen und dieselbe matte Stimme von vorhin gab uns Antwort.

„Den Schlüssel her!" rief Peildorf mit wachsender Ungeduld.

„Ich habe keinen Schlüssel!"

„Schuft, soll ich Dich erwürgen! Den Schlüssel her!"

Peildorf sah ganz danach aus, als ob er in der besten Stimmung wäre, seine Drohung auszuführen, und da ich mich bereit zeigte, ihm nöthigenfalls dabei Hilfe zu leisten und den Burschen fest beim Genick packte, zog er unter Fluchen einen Schlüssel aus der Tasche und warf ihn mir an den Kopf.

Darauf schlarfte er mit seinen Pantoffeln hinweg, ich aber paßte den Schlüssel ins Schloß.

Da stand Mathilde aufrecht, ein Licht in der Hand und erwartete ihren Befreier.

Welch ein Wiedersehen, und wie Vieles gab es hier aufzuklären! Inzwischen zitterte Peildorf vor Ungeduld, Mathilde sofort aus den Räumen hinwegzubringen, die ihr so verhängnißvoll hatten werden sollen. Während sie, selig in dem wiedererlangten Besitze des Geliebten, an keine Gefahr mehr dachte, drängte er zum eiligsten Aufbruch, um jedes Zusammentreffen Mathildens mit dem Grafen und der Marchesa zu vermeiden. Er unterrichtete Paolo, der mit grinsendem Antlitz uns von der Seite betrachtete, mit kurzen Worten, daß er Alles seiner Herrin, bei deren Rückkehr vom Balle erzählen möge, was von uns vorgenommen worden sei und ihr sagen, daß er sich selbst am andern Morgen einfinden werde, um sich mit ihr über die Schritte, die ihm zu thun übrig blieben, zu vernehmen. Mathilde beschlossen wir unter die Obhut Frau Sterns zu bringen, die so viel Antheil an ihrem Schicksale genommen hatte. Unterwegs hörten wir die Erzählung Mathildens über ihre sonderbaren jüngsten Schicksale. Man hatte in der That den Plan gehabt, sie durch Absperrung von der Welt und von Peildorf zu zwingen, sich in den Gedanken einer Heirath mit dem Grafen zu finden, als in die einzige Möglichkeit, ihrer Gefangenschaft ein Ende zu machen. Mathilde hatte an jenem Abende unglücklicherweise aus ihrem Entschlusse für Peildorf der Marchesa gegenüber kein Hehl gemacht. Die Marchesa hatte sich vor ihr auf die Knie geworfen und sie durch die eindringlichsten und rührendsten Bitten, durch Schluchzen und Thränen wirklich zu erschüttern vermocht, so daß ihr eigenes, junges, und noch unbefestigtes Gefühl in förmliche Verwirrung gerathen war. Die Marchesa hatte sich so weit erniedrigt, ihrer Pflegebefohlenen mit aller Bestimmtheit auseinanderzusetzen, daß sie der Preis sein sollte, welchen der Graf von der Marchesa verlange, um damit deren Verbrechen gegen ihn zu tilgen und daß, gegen den Besitz Mathildens, der Graf der Marchesa den gefälschten Wechsel wieder einhändigen wolle. So hatte sich Mathilde, von der Erniedrigung, in welche sich die Tante ihr gegenüber begab, zuletzt so weit hinreißen lassen, daß sie versprochen hatte, ohne Wissen und Willen der Tante mit Peildorf vorläufig nicht wieder zu sprechen. Trotzdem hatte sich die Tante hiermit nicht begnügt, sondern eine förmliche Einsperrung über sie verhängt und hierzu jenes Zimmer hinter dem verborgenen Gange, in welches man nur durch der Marchesa Schlafzimmer gelangen konnte, benutzt und den Schlüssel stets sorgfältig wieder abgezogen, wenn sie oder Paolo ihr dort einen Besuch abgestattet hatten. Der Graf hatte sich scheinbar in die ganze Angelegenheit nicht eingemischt, und in dieser Beziehung war Mathilde fest geblieben; ebensowenig wie sie eigenmächtig eine Unter-

redung mit Peildorf herbeiführen wolle, wolle sie sich zwingen lassen, dem Grafen wieder zu begegnen. Dem gegenüber hatte ihr die Tante in einem heftigen Wuthausbruche versichert, sie werde nicht eher aus ihrer Gefangenschaft erlöst werden, bis sie verspreche, den Grafen wie früher in Gegenwart der Marchesa zu empfangen. Von den Erfindungen der Marchesa über ihre Entführung durch den Engländer, wußte Mathilde nichts, und wir hielten es nicht für nöthig, ihr hiervon zu sagen. Sie hatte vielmehr ganz zuversichtlich gehofft, Peildorf werde sie über kurz oder lang aus ihrer peinlichen Lage erlösen, und ihr Vertrauen zu diesem war groß genug gewesen, um von ihm zu erwarten, daß er auch die Tante von dem Einflusse des Grafen befreien werde. So hatte sie, während wir um sie in so großer Sorge gewesen, eigentlich nur eine Unbequemlichkeit erduldet; nur war es ihr allmälich ein wenig wunderlich geworden, daß Peildorf noch nicht einschreite und seine schon auf den folgenden Tag festgesetzte Bewerbung bei der Marchesa mache.

Es blieb nun noch übrig, das liebe Kind von der Krankheit Mays in Kenntniß zu setzen, eine Nachricht, die sie auf das Tiefste erschütterte. Doch verhehlten wir ihr die ernsten Besorgnisse, welche Mays Zustand einflößte, und so führten wir sie der Frau Stern zu, welche sie mit großer Gutmüthigkeit bei sich aufnahm und für eine freundliche Herberge sorgte.

Am andern Morgen begaben wir uns, während Mathilde die Pflege Mays übernahm, wie angekündigt zu der Marchesa, hörten aber schon an der Thür, daß der Graf bei ihr sei. Indessen fügte Paolo hinzu, daß sie erklärt habe, uns nur in seiner Gegenwart zu empfangen. Als wir eintraten, saß die Marchesa mit niedergeschlagenen Augen in der Nähe des Kamins wie zusammengebrochen auf einem niedrigen Lehnsessel, während der Graf ohne auf unsern Eintritt zu achten, an den Fenstern vorbei das Zimmer auf- und abschritt. Peildorf trat unbefangen auf die alte Dame zu und begann mit den Worten:

„Ich bitte Sie, mich anzuhören, Frau Marchesa, da ich eine Erklärung an Sie habe, bei welcher Sie lebhaft interessirt sind."

Die Marchesa wandte sich unwillkürlich mit einem hilfesuchenden Blick nach dem Grafen, welcher am Fenster stehen blieb und noch keine Lust bezeigte, mit uns anzubinden.

Dann sagte sie mit halb vor Wuth und halb vor Furcht erstickter Stimme:

„Sie sind ein Eindringling — und ich — bin eine alte, schutzlose Frau!"

„Ich weiß," fuhr er fort, „was Sie mir vorwerfen wollen, aber Ihr Vorwurf trifft mich nicht. Ich sehe den Herrn Grafen vor mir, unter dessen Schutz sie sich zweifellos für sicher halten werden."

Bei diesen Worten wandte der Graf langsam den Kopf nach uns, warf einen flüchtigen, aber durchdringenden Blick auf Peildorf, mit welchem er denselben von Kopf bis zu Fuße maß, sagte aber nichts, sondern wandte sich wieder nach dem Fenster. (Forts. folgt.)

---

* Zum Schutze des Waldes.

Von **Dr. Eugen Jäger.**

(Fortsetzung.)

Von dem niedergefallenen und durch die Streudecke zurückgehaltenen Wasser geht ein Theil nach abwärts in die Klüfte und Wasserläufe des Erdinnern, ein anderer aber wirkt zersetzend auf den Untergrund und steigt als Pflanzensaft mit den aus dem Gestein genommenen assimilirbaren Mineraltheilen wieder in die Höhe. Dort verdunstet er durch die Blätter und Nadeln, und dadurch wird die Luft über dem Walde stets sehr stark abgekühlt. Jede Verdunstung verzehrt oder vielmehr bindet, wie man sich täglich überzeugen kann, eine Menge Wärme und wirkt daher abkühlend. Die auf diese Weise dampfförmig in die Luft ausströmende Wassermenge ist sehr bedeutend, besonders bei Laubwaldungen, wo jedes Blatt eine große Oberfläche darbietet. Man nimmt an, daß ein bestockter Wald von einem Tagwerk Fläche in der Stunde ungefähr 1500 Pfund Wasser auf diese Weise aushaucht. Am bedeutendsten ist dies zur Zeit, wo der Wald sich im vollsten Wachsthum befindet und die Blätter jung, frisch und noch mit offenen Verdunstungsporen versehen sind. Später, nach Verlauf einiger Monate hört dieser Vorgang allmälig auf, weil die Blätter verhärten, indem sich das sogenannte Wachshäutchen (cuticula) über sie zieht und die kleinen Spaltöffnungen verschließt. Am stärksten ist diese Verdunstung daher im Frühjahr. Wenn der Untergrund tüchtig wasserhaltig ist, was ja fast ausschließlich von dem Vorhandensein der Streudecke abhängt, so kann man dann annehmen, daß ein Wald fast eben so viel Wasser verdunstet, wie ein See oder Fluß von gleich großer Oberfläche. Die Wirkung der Wasseraushauchung im Walde muß daher dieselbe sein, wie die über einem See oder am Meer. Das Klima in der Gegend der Waldungen wird sich daher dem Seeklima nähern d. h. milder und weniger den Extremen in der Temperatur ausgesetzt sein als Waldgegenden, die unter sonst gleichen Lage- und Höhen-Verhältnissen sich befinden.

Diese starke Verdunstung bewirkt nun eine sehr lebhafte Abkühlung der Luftschichten über dem Walde. Diese Luftschichten sind stets mit Wasserdampf gesättigt. Schon durch die Niederschlagung der vom Walde eingeathmeten Kohlensäure zu Kohlenstoffverbindungen wird eine starke Wärmemenge gebunden; allein dieß wirkt außerordentlich langsam, aber ständig während der ganzen Zeit des Wachsthumes der Bäume. Diese Abkühlung der Luft durch den chemischen Prozeß des Pflanzenwachsthumes, obwohl sicher nicht unbedeutend, fällt wenig in den Sinn und läßt sich auch nicht genau bestimmen. Wir sehen daher von ihr gänzlich ab und betrachten blos die Abkühlung der Luft durch den physikalischen Prozeß der Verdampfung des Wassers durch die Blätter, welche eine ganz allgemein bekannte Thatsache ist.

Diese fortwährende Verdunstung des Wassers bewirkt, daß die Luft über dem Walde und über den Feldern in der Nähe des Waldes selbst bei der größten

Hitze viel weniger trocken ist, als die Luft im freien Felde, das viele Stunden weit von Waldungen liegt; daher werden die hohen Temperaturen der heißen Jahreszeit vermindert, indem die nachhaltige Wasserverdunstung stets eine starke Abkühlung und hohen Wassergehalt der Luft hervorruft. Aber auch im Winter kann sich das Erdreich im Walde viel weniger erkälten, weil die Bäume die Ausstrahlung in den freien Weltraum verhindern und gegen abkühlende Winde schützen. Ein Land, das wenig oder gar keinen Wald hat, ist dagegen den Temperaturextremen vollständig preisgegeben, im Sommer herrscht die schrecklichste Hitze und Dürre, im Winter die grimmigste Kälte, und jemehr die Waldverwüstung vorwärts schreitet, destomehr nähert sich das Klima eines solchen Landes dem Steppenklima, in welchem auf die unerträglichste Hitze des Tages des Nachts die grimmigste Kälte ohne Vermittlung folgt. Das Wachsthum der Pflanzen und der Aufenthalt der Menschen werden dadurch in hohem Grade beeinträchtigt. Der Wald verhindert auch das Herabfließen der kalten Luft an den Bergesabhängen, daher das Klima von Orten, die einstens Wald über sich hatten, nachdem man diesen abgetrieben, rauher und kälter wird.

Mit der Thatsache, daß die Luft im Walde sich während heller Nächte weit weniger abkühlt, aber auch an heißen Tagen sich langsamer erwärmt, als die Luft im freien Felde, hängt auch die weitere Thatsache zusammen, daß die Waldluft während der wärmeren Jahreszeit kühler, während der kälteren Monate aber wärmer ist, als die Luft des freien Feldes. Die Waldluft nimmt nur langsam Theil an den Temperaturveränderungen außerhalb des Waldes. Sowie aber die Baumkronen sich nicht mehr ordentlich schließen — und die erste Bedingung dazu ist das Vorhandensein der Streudecke — so wird der Unterschied zwischen Wald- und Feldklima geringer.

Die starke Abkühlung durch die Wasserverdunstung des Waldes befördert auch die Thaubildung, und diese ist besonders wichtig für die heiße Jahreszeit, wo wenig Regen fällt. Das Wasser zu den Thauniederschlägen kommt dann aus den Blättern der Bäume in Form von Wasserdampf, steigt über dem Walde in die Höhe und breitet sich über den benachbarten Feldern aus; durch die Abkühlung der vorschreitenden Nacht wird es dann wieder zu Wasserbläschen verdichtet und setzt sich an die festen Gegenstände und Pflanzen an.

Weitaus die wichtigste Wirkung des Waldes vermöge der Wasserverdunstung ist aber seine Beziehung zu den Regengüssen und zur Vertheilung der jährlichen Regenmenge; es scheint noch nicht sicher ausgemacht zu sein, ob durch den Wald die jährliche Regenmenge eines Landes vermehrt wird, obwohl es auch an Beispielen hiefür nicht fehlt. In Unter-Egypten regnete es früher in manchen Jahren gar nicht; seitdem aber der Vicekönig dort Bäume anpflanzen ließ, hat man 30—40 Regentage im Jahre. Jedenfalls aber ist ausgemacht, und Länder, die gegen den Wald gewüthet, haben es zu ihrem Schaden erfahren, daß der Wald die Regenmenge gleichmäßiger vertheilt, und daß hiedurch die Wasser, wenn sie aus der Luft niederfallen, blos Nutzen stiften, aber keinen Schaden. Die regenbildende Wirkung des Waldes wird jedenfalls durch die Wasserverdunstung und die dadurch bedingte starke Abkühlung der über dem Walde ruhenden Luftschichten hervorgerufen. Dadurch wird die Temperatur der mit Wasser gesättigten Luft über dem Walde stets erniedrigt, und diese wirkt dermaßen auf die heranziehenden Regenwolken, daß sie leichter niederfallen. Auf dem freien Felde, auf den öden waldlosen Steppen, wo die Tageswärme durch Nichts gemildert wird, sondern von der Erdoberfläche zurückgeworfen vielfach wieder in die Atmosphäre hinaufsteigt, löst sich eine Wolke in der heißen Luft, die über dem Felde liegt, rasch wieder auf und Monate lang lechzen solche Gegenden nach dem Wasser des Himmels. Ueber dem Walde aber werden selbst leichte Regenwolken zum Niederfallen gezwungen, sobald sie in den Wirkungskreis der dort liegenden mit Wasser gesättigten Luft kommen. Die Wolken geben ihre Feuchtigkeit dort ab, wo sie abgekühlt werden.

Aus diesen Gründen sagt man gewöhnlich, „der Wald und das Waldgebirge ziehen die Regenwolken an". Ganz ähnlich wirkt ein See und das Meer, daher ein Land mit zu viel Waldungen rauh und feucht wird; dieses ist aber heutzutage bei uns nicht mehr zu fürchten. Im Gegentheil treiben wir dem entgegengesetzten Zustande immer schneller entgegen, wie er durch zu wenig oder durch zu schlecht gehaltene Wälder hervorgerufen wird. (Fortsetzung folgt.)

Land- und Hauswirthschaftliches.

* Kalisalz. Das Kalisalz nimmt als Düngemittel fortdauernd die Aufmerksamkeit derjenigen Landwirthe in Anspruch, welche die Nothwendigkeit der Kalizufuhr erkennen. Von den mannigfaltigen Versuchen trat als besonders interessant eine zufällig gemachte Beobachtung des Hrn. Ph. Müller von Kratz hervor. Derselbe erhielt im Herbste v. J. einige Centner Staßfurter Kalidünger, die er einer Wiese zukommen ließ, welche schon seit Jahren eine dürftige Grasnarbe zeigte. Um indessen auch vergleichend beobachten zu können, ließ er einen Theil der betreffenden Wiese ungedüngt. In diesem Frühjahre zeigte sich sehr bald ein auffallender Unterschied. Während der mit Kalisalz überstreute Theil der Wiese im üppigsten Grün prangte, war die Narbe des andern Theils der Wiese noch wie erstorben; erholte sich auf diesem letztern Theile auch der Graswuchs allmälig, so war doch der Ertrag in Heu verhältnißmäßig nahe um die Hälfte geringer, als auf dem gedüngten Theile und auch der Grummetertrag war sehr gering. Was mir aber, so berichtet Herr Müller, besonders auffallend war, war das, daß das Vieh, welches auf diese Wiese zur Weide getrieben wurde, denjenigen Theil der Wiese bevorzugte, welcher das Kalisalz erhalten hatte und zwar in der Zeit noch, als auf dem nicht gedüngten Theile offenbar mehr zu weiden war, als auf dem andern Theile. Ich schloß daraus, daß das Kalisalz auch auf die Qualität des Futters gewirkt haben mußte, wovon ich mich völlig überzeugte, als ich wahrnahm, daß das Vieh auch das mit Hilfe von Kalisalz erzeugte Heu lieber fraß, als das andere.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 137. Speyer, Donnerstag, den 16. November 1871.

Mein Freund Peildorf.

Von Ernst Volmar.

(Fortsetzung.)

„Ich komme zunächst, um zu erklären, daß Mathilde, meine Braut, in ihre Wohnung nicht wieder zurückkehren wird, und sich in der Obhut meines Freundes, des Herrn May, befindet, woselbst sie abwarten wird, ob man sie zwingt, ihre ungestörte Lage mit Hilfe der Polizei zu behaupten. — Ich constatire ferner, daß an ihr das Verbrechen widerrechtlicher Freiheitsberaubung begangen worden ist, um durch List und Gewalt und Zwang ihre Einwilligung zu einer ihr verhaßten Heirath herbeizuführen, wobei ich die Erklärung gebe, daß ich nicht gewillt bin, das Verbrechen ungehindert hingehen zu lassen, wenn nicht von heute binnen drei Tagen von Ihrer Seite zufriedenstellende Erklärungen abgegeben werden. Ich erkläre endlich, wie schon erwähnt, daß Fräulein Mathilde eingewilligt hat, meine Frau zu werden und daß unsere Trauung mit schnellster Ueberwindung aller Formalitäten hier oder anderwärts noch in der nächsten Zeit stattfinden soll. Ich erwarte Ihre Gegenerklärung, Frau Marchesa, in meiner Wohnung und werde die Ehre haben, über die stattgehabten Vorfälle mit dem Herrn Grafen durch den Mund eines Dritten noch ausführlicher zu verhandeln. Ich hoffe, Frau Marchesa, Sie haben meinen Worten Ihre Aufmerksamkeit geschenkt und habe dann nichts mehr hinzuzufügen."

Die Marchesa hatte zugehört, ohne den Sinn der Worte des Doctors genau aufzufassen, doch hatte sie aus dem Klang seiner Stimme die dunkle Ueberzeugung geschöpft, daß Peildorf sie in der Gewalt habe, daß ihre Hoffnung vernichtet, Mathilde ihr verloren sei, und der Graf und alle guten Engel sich nunmehr von ihr wenden würden. Zuletzt stammelte sie gebrochen, als sie sah, daß der Graf noch immer nicht für sie eintrat:

„Sie machen mich aber unglücklich, Herr Doctor. Ach, ich Aermste, hätte ich Sie doch nie mit meinen Augen gesehen! Und immer wieder betrogen und verrathen zu werden, wo man vertraute und liebte — wie schlecht ist doch die Welt! Ich hätte das nie von Ihnen gedacht! Ich hielt sie stets für einen Gentleman, der nie im Stande sein würde, das Herz einer armen, alten Frau so tödtlich zu treffen! Mein Ruf ist dahin, meine Ehre, wenn Sie eine gerichtliche Klage gegen mich erheben, in demselben Augenblicke verloren, wo ich auf den Gipfel meiner heißesten Seelenwünsche erhoben worden und der Fürstin selbst vorgestellt bin! Und der Graf wird mich nun auch fallen lassen und tödten! Zweifach getödtet werde ich. O Gott, was werden nun meine Neider und Feinde sagen! Graf, auf den Knieen beschwöre ich Sie, retten Sie mir meine Ehre und lassen Sie mir meine Diamanten! Ich bin unschuldig an diesem Unglück, das der Doctor Ihnen zugefügt hat!"

Etwas milder gestimmt durch den trostlosen Anblick, der ihm die ganze Schwäche dieser Frau offenbarte, reichte Peidorf ihr zum Abschied die Hand, welche sie, ohne recht zu wissen, was sie eigentlich that, ergriff und preßte, ja, es hätte nicht viel gefehlt, daß sie gar darauf einen Kuß gedrückt, und, um Gnade bittend, vor Peildorf niedergesunken wäre. Dieser aber hielt sie mit aller Muskelgewalt seiner Hand auf ihrem Lehnstuhl fest. „Sie dürfen ruhig sein, Frau Marchesa, wenn Sie uns nicht beunruhigen wollen. Mathilde selbst wünscht, daß Ihnen kein Haar gekrümmt werde. Erleichtern Sie uns die Schonung, die wir Ihnen trotz Ihres strafwürdigen Verfahrens gern angedeihen lassen, da wir ja wissen, daß Sie, ohne von Anderen verleitet worden zu sein, kaum den Muth zu dieser Ungesetzlichkeit gefunden haben würden. Sie werden uns also nicht durch Widerspenstigkeit gewaltsam zu Schritten treiben, bei denen Sie nur verlieren könnten. Sie wissen, daß wir gewaltsame Schritte zwar nicht vermeiden, aber auch nicht vornehmen, wo uns die Nothwendigkeit nicht dazu führt!"

„Ach, ich weiß, Sie sind gut, Sie werden mich schonen, aber was hilft das?"

„Der Rest bleibt freilich Ihre Sache. Berathen Sie das Weitere mit dem Herrn Grafen."

Er wollte sich darauf mit einer flüchtigen Verbeugung nach dem Grafen hin entfernen, als dieser, nach reiflicher Ueberlegung von einem Entschluß erfaßt, sich mit dem feinen Schimmer eines Lächelns nach meinem Freunde wandte, seine beiden hageren Hände nach ihm ausstreckte und ihm sagte:

„Schlagen Sie ein, bester Herr Doctor. Sie haben uns im edlen Ritterspiele besiegt und die Dame gewonnen, die sich übrigens an uns genugsam rächen wird mit dem Glück, das Sie Ihnen verschafft.

Nun, der Glückliche führt die Braut heim, und — mit einem Bräutigam schlage ich mich nicht, das ist ein alter Grundsatz von mir."

Ein unverhehltes Erstaunen lag auf Peildorfs Gesicht. Die Wendung des Grafen hatte auch mich nicht wenig überrascht. Sie machte übrigens seinem Geiste alle Ehre. Es ist verhältnißmäßig nicht so schwer, seinen Kopf aus einer Schlinge zu ziehen, aber die geschulte Art, die herzliche Liebenswürdigkeit und Gewandtheit, mit der er es that, das war wahrhaftig bewundernswerth. Aber Peildorf ließ sich trotzdem nicht zu schnell gewinnen. Er hatte bei den Worten von dem edlen Ritterspiel die Stirn nicht wenig gerunzelt. Er mußte sich indessen sagen, daß der Graf mit gewaltiger Selbstbeherrschung es verstehe, die Wunde zu verbergen, die seinem Herzen oder seiner Eitelkeit geschlagen worden, und wenn er sich auch in ziemlich hochtragischer Stimmung befand und sich fest vorgenommen hatte, ein blutiges Rencontre mit dem Grafen eher zu suchen als zu vermeiden, so war es doch andererseits schwer, dem Grafen zu widerstehen, wenn derselbe liebenswürdig sein wollte. Endlich mußte er seinem heißen Blute zum Trotz sich doch sagen, daß seine Mannesehre eine blutige Entscheidung nicht absolut fordere, wenn der Graf die ersten Schritte zu einem gütlichen Vergleiche einschlage, und daß es Unrecht wäre, seinem persönlichen Verlangen vielleicht das Glück und die Zukunft des Mädchens zu opfern, das sich in diesen Stürmen so hoffnungs- und vertrauensvoll an seine Brust gerettet hatte.

„Sie zögern?" sagte der Graf nach einer Kunstpause. „O, Sie wissen wohl, daß ein Larosée zu jeder Stunde bereit ist, jede Satisfaction zu geben, die seine Ehre erfordert. Ein Vorwurf der Feigheit vermöchte mich kaum zu treffen. Aber ich weiß Ihnen in der That keine schönere Genugthuung zu geben, als indem ich Sie bitte, meinen Glückwunsch entgegenzunehmen — mein Freund zu sein."

Und er faßte von Neuem die Hand Peildorfs. In seinen Augen lag eine schalkhafte Bitte, die einen Unerfahrenen hätte rühren müssen.

„Herr Graf!" Der Klang dieser Worte war kühl und ablehnend.

„Eh donc! Was choquirt Sie denn? Wenn ich Ihnen Ihren Sieg auch erleichtere, so bleibt es doch immer ein Sieg — wahrhaftig! — und ein ganz charmanter Sieg! Glauben Sie, daß es mir so leicht ist, das Wesen, das ich mir zum rosenflechtenden Schutzgeiste meiner Wintertage erkoren, dem Bevorzugteren zu überlassen, der überdies, mitten in der Zeit der eigenen Blüthe stehend, Das, was ich opfere, in seinem vollen Maße gar nicht zu schätzen wissen wird. Aber ich will an sie denken. Machen Sie sie glücklich, wie sie es verdient. Ich will meinen Schmerz mit möglichster Fassung ertragen, ich will mit allen bösen Dämonen, Neid, Eifersucht und Beschämung fertig zu werden suchen. Und in Stunden, wo mich das Unglück der Erinnerung, die Verlassenheit und die Beschwerden des Alters heimsuchen, dann will ich in Freundschaft an Sie denken — genügt Ihnen das nicht?"

In der That gelang hier dem Grafen eine sehr schöne, wehmüthige Grimasse, und der Schein eines gewissen Gefühls spukte wie ein Irrlicht um seine schlaffen Mundwinkel. Er vermochte Peildorf natürlich nicht im Mindesten zu täuschen. Nichtsdestoweniger kam dieser den Forderungen des Augenblickes entgegen und bemerkte nach einigem Sträuben zu seinem eigenen Erstaunen, daß er die Hand des Mannes mit der künstlichen Jugend angenommen hatte, welche die seinige herzlich drückte, als gälte es, die aufrichtigste Freundschaft zu besiegeln. Es war somit zu spät geworden, den Kriegsstandpunkt mit Erfolg zu behaupten.

Das Gefühl, welches Peildorf in diesem Augenblicke empfand, war dasjenige eines Mißbehagens, mehr gegen uns selbst, als gegen den Dritten, welches wir stets empfinden, wenn wir zu der Einsicht gelangen, daß wir eine Situation, die wir herbeigeführt und die uns zum Sieger gemacht, plötzlich nicht mehr beherrschen. Er war indessen viel zu ehrgeizig, um seine Ueberraschung ruhig ausbeuten zu lassen und ergriff daher den nächsten Moment, der ihn wieder in Vortheil setzen konnte.

„Ich nehme Ihre Hand an", sagte er dem Grafen, „jedoch nicht ohne eine Bedingung. Ich kenne die Beziehungen zwischen Ihnen und der Frau Marchesa nicht, weiß aber — Sie verzeihen hier meine Offenheit, ich betrachte uns hier als friedenschließende Mächte, von welchen jede den Preis benennt, für welchen sie bereit ist, die Waffen niederzulegen — ich weiß also, Herr Graf, daß die Frau Marchesa, ob mit Grund oder nicht, sich vor Ihnen, wegen Ihres Besitzes eines Schriftstückes von Ihrer Hand, ängstigt. Sie sind ein ritterlicher Charakter, Herr Graf, und werden mir nicht widersprechen, wenn ich Sie ersuche, dieses Schriftstück vor den Augen der Frau Marchesa zu vernichten."

Der Graf lächelte fein und warf einen Blick auf die Marchesa, die sich auf ihrem Fauteuil wiegte.

Er schien sich mit einiger Befriedigung an ihrem Anblick zu weiden und mit der Furcht, die er ihr mit seinem durchdringenden Blicke einflößte, eine diesmal unschuldigere Rache ausüben zu wollen. Dann nahm er langsam, fast feierlich, eine Brieftasche hervor und ließ ein Papier, das wie ein vergilbter Wechsel aussah, durch seine weißen, hageren Finger gleiten.

„Mit Vergnügen, mein Freund. Das Schriftstück befindet sich hier, wie Sie sehen. Ich habe es mir erst vor wenigen Tagen als ein Erinnerungszeichen unserer frühern Freundschaft von Paris nachschicken lassen, um das mangelhafte Gedächtniß meiner liebenswürdigen Freundin aufzufrischen, die ich nach so langer Trennung unverhoffter Weise hier wiederfand. Wie sich übrigens die Frau Marchesa wegen des Schriftstückes wirklich ängstigen könnte, wäre mir unverständlich. Es ist ein Carnevalsscherz aus Neapel, dessen Kosten ich allerdings nicht gern allein tragen mochte, und verewigt die Kunde eines etwas freimüthigen, aber doch höchst erlaubten Vergnügens, an welchem mir die Frau Marchesa gewiß gern Antheil zu nehmen gestattete."

Nach diesen Worten nahm er den Wechsel, zerriß ihn in zwei Stücke, welche er zu den Füßen der Marchesa auf den Boden warf. Die Marchesa hob sich empor und breitete ihre Arme aus gleich Fittichen, die sich mit süßer Lebenskraft zum Fliegen rüsten. Alles lachte in ihrem runden Gesicht von den Augen bis zur stumpfen Nasenspitze. Da der Graf indessen keine Lust bezeigte, in ihre Umarmung zu stürzen, faltete sie die Hände, blickte zu dem gemalten Scharfrichter gegenüber auf und rief pathetisch: „Ja, ja, nur das nobelste Blut ist solcher noblen Handlungen fähig! Seht, das ist einer der Euren! Das ist ein Edelmann!"

Peildorf zu danken fiel ihr natürlich nicht ein.

Peildorf war froh, noch im letzten Augenblick ein Uebergewicht über den Grafen erlangt zu haben und er empfahl sich mit diesem Bewußtsein, indem er demselben wie der Marchesa flüchtig die Fingerspitzen reichte, und nochmals erklärte, er erwarte, die Endentschließungen der Marchesa in der angegebenen Frist zu vernehmen. Die Dame entließ ihn mit hundert Verbeugungen, rief aber zugleich nach dem Bedienten, um uns heraus zu begleiten. Paolo that dies mit ebensoviel äußerlicher Devotion als offenbarem innerlichem Ingrimm und hätte uns gewiß am liebsten die Treppe hinuntergeworfen.

(Schluß folgt.)

* Zum Schutze des Waldes.

Von **Dr. Eugen Jäger.**

(Fortsetzung.)

Weil die Wasserverdunstung des Waldes ganz besonders im Frühjahre bei jungem Laube sich äußert und hier ganz energisch vor sich geht, so werden dadurch gerade im Frühjahre die Regengüsse reichlicher. Von der Anziehungskraft des Waldes auf die Regenwolken hat das ganze umliegende Land weit hinaus die Vortheile, und gerade im Frühjahre bedürfen die Fluren und Felder am meisten langsamer, aber oft wiederkehrender Näßungen.

Länder, welche zu wenig Wald besitzen oder ihn ganz ausgerottet haben, leiden sehr an Dürre, und weil das Klima trocken wird, so wollen manche Pflanzen nicht mehr gedeihen, die sonst reichlich wuchsen. Dieß ist z. B. der Fall mit dem Lein, der die Leinweberei mit sich fortzieht, und mit dem Klee. Er ist von Griechenland nach Italien und von diesem weiter gegen Norden gewandert mit der zunehmenden Entwaldung.

Der Wald zieht die Regenwolken an und nöthigt sie, ihren Inhalt über die ganze Gegend zu ergießen. Aber sie fallen nicht rasch und unvermittelt herab, sondern lösen sich langsam vom Himmel los. Daher sind sie auch weniger gefährlich und über gut unterhaltenen Waldungen wird es weit seltener als auf weiten waldlosen Gebieten vorkommen, daß nach schrecklicher Trockenheit plötzlich Wassermassen in nicht enden wollender Menge sich in furchtbarer Wildheit herabstürzen. Ueber Länder, die im gehörigen Maße mit Wald durchsetzt sind, werden die atmosphärischen Niederschläge mehr regulirt, und daher fließen auch die Quellen regelmäßiger; gefährliche Ueberschwemmungen, schädliche Schwankungen in den Wasserständen der Bäche und Flüsse werden seltener vorkommen. In solchen Gegenden fallen die Regengüsse schwächer, aber zahlreicher; sie kommen der Vegetation wirklich zu gute, während sie in weiten, waldlosen Gebieten nur verheerend und überschwemmend wirken, weil sie dort unregelmäßig in ungeheueren Mengen niederstürzen und ohne durch die nützlichen Streudecken aufgehalten zu werden, rasch in die Thäler strömen, um auf ihrem Wege Alles zu vernichten.

Ueber solchen weiten waldlosen Gebieten kommt es auch vor, daß der Regen, wenn er einmal begonnen, gar nicht mehr nachlassen will. Die Luft wird durch die ungeheuern Wassermassen, die niederstürzen, rasch so stark abgekühlt, daß stets neue Wolken zur Entladung genöthigt werden. Wo aber Wald ist, kann dieß nicht der Fall sein, indem er die zu starke Abkühlung verhindert. Der Regen kann daher bald nachlassen, wird aber mit Leichtigkeit später wieder herbeigeführt. Die Steppen und die waldlosen Gebiete haben daher schwieriger und seltener Regen, dann aber in ungeheuerer Menge; ein gehörig mit Wald versehenes Land empfängt den Regen regelmäßiger und jedesmal in genügender, unschädlicher Weise.

Der Wald hat, wie wir in der vorstehenden Betrachtung gesehen haben, eine hervorragende Bedeutung im Culturleben der Völker. Ein Land ohne Wald ist gar nicht im Stande, sich auf die gleiche Höhe des Wohlstandes zu erheben, wie ein anderes, das in gehörigem Verhältnisse gut gepflegten Wald besitzt; denn das erstere Land entbehrt der regelmäßigen Quellen und Wasserläufe, seine Ströme werden zeitweise durch die niederstürzenden Wasser zu ungeheurer Höhe angeschwellt und brechen dann verheerend über die Ufer, zeitweise schwinden sie zu dünnen Wasserfäden zusammen, oder sind gar, wie so viele Flüsse Spaniens und der südlichen Gegenden, den größten Theil des Jahres hindurch öde Kieswüsten. Das fruchtbarste Land kann ohne regelmäßige Bewässerung nicht viel hervorbringen, und gerade dieses nothwendige Erforderniß der Cultur fehlt solchen Ländern gänzlich; im Klima wechseln unerträgliche Hitze mit Alles vernichtender Kälte, unaufhörliche Regengüsse mit entsetzlicher Trockenheit ab, und beide tragen dazu bei, die Cultur zurückzudrängen und jeden materiellen Aufschwung — die Grundlage der geistigen Entwicklung eines Volkes — empfindlich zu hemmen. Die Gebirge, an deren Abhängen man die Wälder niedergelegt hat, verarmen immer, weil jetzt Lawinengänge sich bilden, weil die Wildbäche immer weiter um sich greifen und ihr Zerstörungswerk gegen jede menschliche Thätigkeit mit unwiderstehlicher Gewalt verrichten. So geht allmälig mit dem Walde die Fundamentalbedingung für Cultur und Civilisation verloren. Immer schwieriger und zuletzt ganz unmöglich wird es für ein solches Land, mit anderen Ländern gleichen Schritt zu halten, die klüger gewirthschaftet haben.

Weil der Wald eine so weittragende Wichtigkeit hat für das Zusammenleben und die Entwicklung der

Menschheit, so ist es ein förmliches Verbrechen an der Zukunft eines Landes, wenn man dem Wald gegenüber den unsinnigen Grundsatz des Gehenlassens, des Laisser aller aufstellt, wie ihn zwei volkswirthschaftliche Schulen, die physiokratische und die Anhänger von Adam Smith, als das Richtigste in volkswirthschaftlichen Dingen von den Regierungen verlangen. Eine Regierung, die hier ihre Gewalt aus der Hand gibt, versündigt sich an ihrer eigentlichsten Aufgabe, das allgemeine Wohl und das Gedeihen ihres Landes zu erstreben. Wenn man jede Vorschrift über die Ausrottung der Wälder aufhebt, so wird dadurch der Speculation und dem Streben nach vorübergehendem Gewinnst Thür und Thor geöffnet. Der einzelne Waldbesitzer und auch das ganze Volk denkt nicht an die ungeheuere Schädigung, die man durch Waldabtreibung der gesammten Zukunft des Landes, somit aber auch den eigenen Kindern und Kindeskindern zufügt. Der einzelne Mensch ist nur zu sehr geneigt, seine eigenen finanziellen Bestrebungen hier vorwalten zu lassen und die großen Gesichtspunkte bei Seite zu setzen. Diese letzteren aber zu wahren, auch für die Zukunft und für das Wohl der Gesammtheit zu sorgen, das ist Sache der Regierung. Daher bedarf es strenger Gesetze gegen jede unnöthige, über das richtige Maß hinausgehende Entholzung und auch schon gegen jede den Wald in seiner vollen Wirksamkeit bedrohende Waldnutzung. Wo solche Bestimmungen fehlen, begeht die Regierung eines der schlimmsten Versäumnisse und noch auf Generationen hinaus wird das Land vermöge der dadurch hervorgerufenen schweren Leiden die schlimmen Folgen solcher Vernachlässigung tragen. Eine Außerachtlassung dieser Pflicht ist heutzutage um so schlimmer, als die Naturwissenschaft, Geschichte und Statistik in unwiderleglicher Weise die große sociale Bedeutung des Waldes aufgehellt haben.

(Schluß folgt.)

Land- und Hauswirthschaftliches.

* Zur Kälberzucht. Da gerade in der gegenwärtigen Zeit mit Rücksicht auf den allgemeinen Mangel an Vieh die Aufzucht von Kälbern stark betrieben wird, so ist es wohl am Platze, einige Hauptpunkte dieser Zucht kurz zu beleuchten. Wir halten es nämlich für einen großen, fast allgemein verbreiteten Fehler, den Kälbern nach der Abgewöhnung ihr Hauptfutter in Form von massenhaftem Getränke zukommen zu lassen. Die Folge davon ist die, daß die jungen Thiere schon in den ersten Monaten ihres Lebens einen weiten Bauch bekommen, der die Schönheit ihres Baues sehr beeinträchtigt und den Grund zu einer ungefälligen Form legt, die man bei so vielen Rindern findet. Aber auch die Ernährungsvorgänge werden durch das Uebermaß zugeführter Flüssigkeit beeinträchtigt; findet man doch nicht selten, daß die Kälber mit weitem Bauche gerade diejenigen sind, die ein struppiges Haar und einen stieren Blick haben. Erfahrungsmäßig am Besten ist es immer, den entwöhnten Kälbern das nöthige Futter, soweit es nicht aus Heu besteht, in trockener oder nur angefeuchteter Form zu geben und ihnen Getränke nur nach Belieben zu reichen. Als bestes Getränke für Kälber erweist sich der Heuthee. Derselbe wird am geeignetsten in der Art bereitet, daß man für ein zwei Monate altes Kalb etwa 5 Maas Wasser mit ein wenig Salz ins Kochen bringt, dann 2—2½ Pfund gutes Heu in dasselbe eindrückt. Hat dasselbe etwa 10 Minuten lang geweicht, so wird die Brühe davon abgeseihet, mit etwas Kleien oder Schrot versetzt und in lauwarmem Zustande dem Kalbe vorgegeben. Die Kälber bekommen, wenn man ihnen 14 Tage bis 3 Wochen lang solches Getränke gegeben hat, glatte Haare und gedeihen bei sonst guter Fütterung und Pflege vortrefflich.

Miscellen.

Im St. Gotthard-Hospiz sind laut Circularschreiben der Cantonsregierung von Tessin vom 1. Octbr. 1870 bis 30. Sept. 1871 zusammen 7351 arme Reisende verpflegt und 18,410 Rationen sammt verschiedenen Kleidungsstücken an bedürftige Reisende ausgetheilt worden. Die Totalausgaben beliefen sich auf Fr. 8715. 70, die Totaleinnahmen auf Fr. 8573. 50, folglich restirte ein Passivum von Fr. 142. 25, welches, da dieses Hospiz in der Schweiz nie einen Fonds besaß, sondern seine jährlichen bedeutenden Auslagen theils aus den Beiträgen der Regierung von Tessin und der übrigen Cantone, theils durch Privatcollecten bestreitet, auf gleiche Weise gedeckt werden muß.

Das Bienenjahr 1871. Da das Jahr 70 nur ein mittelmäßiges war, mußten manche Stöcke eingewintert werden, ohne gehöriges Auskommen für den Winter, so daß bei dem äußerst langen und strengen Winter (70/71) viele derselben theils aus Mangel an Nahrung, theils in Folge der Kälte ꝛc. in ewigen Schlaf fielen. Besonders verderblich war noch das Frühjahr mit seinem öfters rasch wechselnden Wetter: bald Thau, bald grimmige Kälte. Die Haupttrachtzeit, während der Kohl- und Esparsettenblüthe, und gerade die entscheidenden Tage brachten immer regnerisches Wetter aber keinen Honig, so daß sich wieder vollkommen die Wahrheit des alten Satzes bestätigte: „Ein gutes Schwarmjahr, ein schlechtes Honigjahr.“ Denn Schwärme gab es in Menge; oft schien es, als ob Alles schwärmen, nichts mehr bleiben wollte. Nur die Dzierzonischen Kastenwohnungen und deren rationelle Behandlung boten da noch Schutz und Sicherheit. Das ist aber von großer Wichtigkeit: denn wie dies dann in der Regel der Fall ist, lieferten die Stöcke, welche nicht geschwärmt hatten, einen hübschen, manche sogar einen bedeutenden Ertrag. Natürlich! sie konnten mit vereinten Kräften die wenigen guten Tage vollkommen ausnutzen. Jedoch wurden im Allgemeinen die noch im Mai oder Anfangs Juli gefallenen Vorschwärme vollkommen überwinterungsfähig, alle später gekommenen dagegen federleicht. Günstiger stellen sich jene Bienenzüchter, welche besonders oder auch noch Spättracht, zumal die des Haidekrautes hatten. Dieselbe fiel an manchen Orten so trefflich aus, daß selbst die Nachschwärme noch überwinterungsfähig wurden, manche sogar noch einen kleinen Ertrag lieferten. Im Allgemeinen aber ist der Honigertrag ein äußerst geringer, vielleicht der Ertrag aus dem Wachse größer, besonders bei jenen, welche alle, auch die schwächsten Schwärmchen ganz hübsch in ein Körbchen faßten. Die meisten Züchter werden froh sein, daß sie ihre Stöcke reichlich mit Wintervorräthen versahen und noch einige Pfunde ernten konnten. Doch kann man dem Jahre 71 immerhin die Note III geben. (Rhpf.)

Charade.

Es ist eine Ehe ganz eigener Art,
Der Mann, er ist weich, und die Frau, sie ist hart,
Er hüllt sich in Linnen, sie deckt sich mit Stahl,
Und doch nennt der Esel sich Herr und Gemahl.
Sie wirket und schafft sich mit Fleiß durch die Welt,
Er schleicht auf den Zehen ihr nach durch das Feld.
Sie nickt nicht, sie winkt nicht, sie macht keinen Knix,
Er schmiegt sich und biegt sich und kriegt doch die Wichs'!
Und geht seine Kraft aus, läßt sie ihn im Stich
Und nimmt einen anderen ganz öffentlich.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 138. Speyer, Samstag, den 18. November 1871.

Mein Freund Peildorf.

Von Ernst Volmar.

(Schluß.)

Vierzehntes Capitel.

Die Geschichte erreicht ihr Ende.

„Madame —“

„Ich weiß schon, was Sie wollen“, seufzte mir die Marchesa entgegen. „Sie wollen mich verlassen. Es hat sich ja Alles gegen mich verschworen. Gehen Sie denn auch nach dem Hotel Stern, wo die ganze Verschwörung ihren Sitz hat; ich werde mich mit Würde zu fassen wissen; aber Sie zahlen doch die ganze Monatsmiethe, obgleich Sie erst drei Wochen in meinem Hause sind?“

„Das versteht sich, Madame.“

„Und auch ein angenehmes Trinkgeld für Paolo!“

Ich hatte diesem schon ein ansehnliches Geldstück in die Hand gedrückt. Der Schlingel hatte mit einem Fluche geschworen, daß es ihm diesmal die Marchesa nicht wieder abnehmen sollte.

„Und noch Eines“, fuhr die Marchesa fort und suchte dazu verschämt zu erröthen. „Wie geht es denn dem Amerikaner?“

„Herr May befindet sich sehr krank.“

„Wissen Sie, ich glaube, daß ich doch zu hart gegen ihn war. Der Unglückliche hat mich geliebt, ich sollte deswegen schon seine Anmaßung verzeihen. Sie dürfen ihn von mir grüßen, und ihm mittheilen, daß ich ihn wieder empfangen würde, wenn er gesund ist. Hoffentlich wird er wieder gesund werden. Im Grunde ist er so übel doch nicht; es thäte mir leid, wenn er stürbe, aufrichtig leid. Sie wissen, daß man eine erste Liebe nicht so leicht bewältigt wie eine zweite oder dritte. Und ich glaube, er ist sehr reich. Und man kann sich heute so leicht den Adel kaufen. Sagen Sie ihm das; es wird ihn vielleicht in seiner Krankheit aufrichten.“

„Glauben Sie?“

„Warum sollte ich es nicht wissen? Niemand kennt sein Herz so gut wie ich, sein treues, zuckersüßes Herz.“

„Wie, Sie kennten dies Herz so genau? Nun, ich glaube, Sie täuschen sich diesmal, denn auch meinem Freunde sind endlich die Augen über Sie geöffnet, nachdem ihm Ihre Hand die Hoffnungen eines ganzen Lebens mit einem Schlage zerstörte. Ich werde keinen Gruß an ihn ausrichten und mein Freund Peildorf wird es zu verhindern wissen, daß Sie noch einmal Hand an das Leben Ihres Opfers legen.“

Ich setzte meinen Hut auf und ging, ohne mich nach der alten Circe umzusehen. Als ich auf der Treppe war, hörte ich sie laut und heftig in ihrem Zimmer reden, aber da sie Niemand hatte, der ihr zuhörte, verschallten ihre frommen Wünsche an den vier Wänden.

Ich traf May statt zu Bette in einem großen Lehnstuhl sitzen und schloß hieraus in der Freude des ersten Augenblicks, daß er sich besser befinden müsse. Neben ihm saß Mathilde mit einem Buche in der Hand, als habe sie ihm eben vorgelesen und Peildorf, der kurz vorher nach Erfüllung seiner Berufspflichten angekommen war, vervollständigte die Gruppe und hielt den Arm um Mathilde geschlungen. Ein eigenes Leid ist bald vergessen, wenn die Freude es ablöst, und noch leichter, wenigstens bei edlen Menschen, wenn es durch Sorgen für einen Andern aufgehoben wird. Die Thränen, die Mathilde in ihren Augen hatte, galten also nicht ihr, und der schmerzliche Blick, den sie bei meinem Eintritt auf den Kranken warf, ließ mich die Ursache derselben unschwer errathen. Mit Mühe hielt der kleine zusammengefallene Mann den Kopf aufrecht, der sich noch wenige Tage vorher mit einer gewissen unschuldigen Selbstgefälligkeit auf seinen Schultern gewiegt hatte, doch bemühte er sich noch immer, seine treuherzige Heiterkeit zu bewahren. Er streckte mir die Hand entgegen und drückte sie matt.

„Da hätten wir sie nun glücklich beisammen“, meinte er lächelnd. „Ja, ja, die Liebe ist eine Blüthe, die frisch im Frühling gepflückt sein will, bevor der Wintersturm die Frucht dürr und todt vom morschen Baum schüttelt. — Seid glücklich, Kinderchen, seid glücklich in Eurem Frühling und hütet die Blume recht. — Ach, nun weint sie schon wieder, trösten Sie, Herr Assessor, mir doch das arme Kind; unser Peildorfchen kann mit ihr nicht fertig werden. Sie weint, weils ums Sterben geht, und meint, das sei das bitterste Leid, das Einen treffen könne! Das ist eben die Jugend!“

Mathilde hielt ihm mit einer flehentlichen Geberde, daß er nicht reden möge, den Mund zu und auch Peildorf ersuchte dringend um Ruhe.

„Es geht besser“, sagte er zu mir, jedoch, wie es mir schien, lediglich aus dem Grunde, um die Aufregung des Kranken zu lindern. „Bei größerer Ruhe könnte ich sogar das Beste versprechen; aber was läßt sich da machen? Er läßt das Reden und Küssen nicht, und ich muß ihn mit der Gegenwart Mathildens auf Viertelsrationen setzen.“

„Nein, nein, Peildorfchen, das thun Sie nicht; ich habe ja nur noch kurze Zeit einzuholen, was ich in meinem Leben entbehren mußte, ich muß jetzt auch etwas haben, was mich freut! — Wie geht es ihr!“ fragte er dann plötzlich, „Sie kommen doch von ihr? Ist sie gefaßt über Thildchens Abwesenheit?“

Ich bat ihn aufs Innigste, an diese Frau jetzt nicht mehr zu denken.

„Ja, wenn man das so könnte, lieber Herr! Der Gedanke ist Fleisch und Bein mit mir geworden, und jetzt, wo er nicht mehr Eins mit mir sein darf, zerreißt er mich! Ach, das thut weh — weh! Ich wäre so gern ohne Groll aus der Welt geschieden. Daß ich das nicht kann, das ist die Strafe für meine Unachtsamkeit und Gleichgiltigkeit, die ich der Welt bewiesen. Wofür habe ich nun gelebt und was habe ich gethan! Ich habe einem Wahne gelebt und Geld verdient — für sie! Das ist Alles. — Ich bin ein Egoist gewesen.“

„Sie ein Egoist!“ rief Mathilde ganz entrüstet.

„Ja, Egoisten sind wir Alle, wenn wir nur für uns leben und uns abschließen von der Welt und unseren Träumen dienen. O, hätte ich doch blind und in meinem Wahne sterben können, hätte sie mir das gegönnt, wie dankbar wäre ich ihr noch in meinem letzten Augenblicke gewesen! Nun sehe ich in ein leeres Nichts zurück, als welches sich mein Leben mir darthut. Eine Seifenblase, die zerplatzt und nichts zurückläßt.“

Er sprach diese letzten Worte in einem so traurigen Tone, daß ich unwillkürlich und von dem Wunsche gedrängt, ihn womöglich zu erfreuen, gegen meine Ueberzeugung zu ihm sagte: „Freund, Sie sind noch nicht am Ende Ihres Lebens — die Marchesa wünscht eine Versöhnung mit Ihnen und hat mich beauftragt, Sie zu grüßen.“

Er sah uns der Reihe nach mit aufgerissenen Augen an und richtete sich in seinem Stuhle auf, als wolle er sich erheben, fiel aber in plötzlicher Körperschwäche wieder in die Kissen zurück. So blieb er eine Weile und verarbeitete die Bewegung, die diese Nachricht in seinem Innern hervorgerufen hatte. Wir blieben stumm und erwarteten die Krise. Endlich sah er fest und klar empor.

„Es ist vorüber“, sagte er, „vorüber mit aller Schwäche. — Da innen — tief — da innen ist etwas gesprungen — und nun kann ich nicht mehr. Ich kann zu Flora nicht mehr Glauben fassen — ich kann nicht mehr leben. Aber grüßen Sie sie noch, und sagen Sie ihr, diese Worte hätten mir wohlgethan. Nein“, wandte er sich zu uns Allen, „ich bin es Euch schuldig, es Euch zu sagen, daß ich sterbe als ein Schauender, der seinen Wahn erkannt hat. Ich will nicht weichlich sein mit mir. Wohl schmerzt die Wahrheit, aber ich sterbe so besser und gottgefälliger. Freut Euch, Kinder, mit mir, daß ich nicht wie ein Thor von Euch gehe und behaltet mein Bild als das eines verständigen, schwachen, aber wahrheitsliebenden Menschen. So sollt Ihr mich lieben, wenn ich auch nicht mehr bei Euch sein werde und Gott segne Euch und vergelte Euch Eure herzliche Liebe zu mir!“

Uns Allen standen die Thränen in den Augen und Mathilde begann laut zu schluchzen. Plötzlich fuhr der Kranke fort: „Ihr dürft es mir aber ja nicht übel nehmen, daß ich mit meiner Traurigkeit Eure Freude störe. Freut Euch, Kinderchen, und laßt mich Eure Freude sehen, das stärkt und tröstet!“

Auch Peildorf, dessen kraftvolle Natur langandauernde Gemüthsbewegungen schwer ertrug, ergriff die Gelegenheit, um von den Todesgedanken abzulenken. Er faßte Mathilden bei der Hand und brachte Sie mir entgegen. „Da“, sagte er, „küsse mir meinen alten Freund, den besten, den es gibt.“

Sie trat mir ohne Ziererei entgegen und küßte mich auf beide Wangen. „Durch Sie habe ich meinen Alfred erst kennen gelernt“, sagte sie mit wehmüthigem Lächeln, „der unartige Mann hatte mir sein Bestes ja so ganz und gar verheimlicht, daß ich ihn nicht zu errathen im Stande war!“

Und die beiden Liebenden wandten sich wieder zu einander und umarmten sich, während sich Max an ihrer Glückseligkeit weidete, wie sich ein Blinder an den warmen Strahlen der lichtvollen Himmelssonne erfreut, die für ihn niemals geschienen hat.

„Nun aber“, sagte Peildorf, „ist es genug der Aufregung für den Kranken. Kommt Alle ins Nebenzimmer und laßt ihn allein; er bedarf des Schlafes!“

Während wir ins Nebenzimmer traten, rief Max nochmals Mathilde zu sich und flüsterte ihr leise zu: „Nicht wahr, liebes Kind, Du grollst auch der armen Tante nicht und verzeihst ihr so gern, wie ich es thue. Und nun bringe mir ihr Bild gegenüber von dem Schreibtische und setze es vor mich hin, meine Augen werden so trübe, ich sehe es kaum!“ —

Im Nebenzimmer erklärte uns Peildorf den Zustand des Kranken, der zwar nicht unbedingt hoffnungslos sei, ihm aber die dringendste Besorgniß einflöße, daß ein plötzlicher Riß den schwachen Lebensfaden zerreißen möchte.

Ein sonderbares Intermezzo störte unsere innere tiefe Bewegung. Frau Stern trat ins Zimmer und brachte Mathilden ein herrlich gearbeitetes silbernes Kaffeeservice mit einer Karte des Grafen Larosée, welcher soeben abgereist sei. Die Karte enthielt die wenigen Worte: „Werden Sie glücklich, verehrtes Fräulein, dies ist der Wunsch Ihres ganz gehorsamen Dieners, der Sie zugleich um Verzeihung ersucht und die Bitte auszusprechen wagt, Sie möchten beifolgendes kleines Hochzeitsgeschenk als Zeichen seiner Reue gnädig entgegennehmen.“

Auch Peildorf wurde von anderer Seite überrascht. Er erhielt einige Zeilen von der Hand Clemences, welche mit ihrer Mutter und Charles in wenigen Stunden Wiesbaden verlassen wollte, um in England

zu heirathen. Sie sandte ihm ein Kreuz von Türkisen und Diamanten, welches er in ihrem Namen seiner Braut verehren möge. Sie bitte ihn in der Erinnerung an sie vor Allem zu bedenken, daß die tolle Comtesse zuletzt angefangen habe, sehr vernünftig zu werden und ihren ehrlichen Charles zum glücklichsten Menschen machen wolle.

Plötzlich erscholl im Nebenzimmer ein Klagelaut und wir hörten May leise rufen: „O kommt — kommt Alle — Heil und Erlösung!" — Und als wir schnell hinzutraten, schlug er seine brechenden Augen zum letzten Male auf und flüsterte mit verhallender Stimme: „Lebt Alle wohl — und grüßt sie — meine — meine Flora."

Die Stimme erlosch, er sank auf die Seite und starb in den Armen Mathildens, die ihn auffingen. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht.

Wir bestatteten den armen Freund. In seinem Testamente hatte er seine Flora mit einer bedeutenden Jahresrente bedacht und Mathilde zur Erbin seines übrigen Vermögens eingesetzt. Mein Beruf gestattete mir keinen längern Aufenthalt und ich verließ mit wehmüthigen Gefühlen die Freunde, zu deren Glücke beigetragen zu haben mein einziger Gewinn geblieben war.

* * *

Erst vor wenigen Wochen habe ich das junge glückliche Ehepaar wiedergesehen. Peildorf hat die Badepraxis aufgegeben und in seinem neuen Wohnsitz, einer größern Stadt Norddeutschlands, aus seinen reichen Mitteln dem Andenken Mays zu Ehren eine großartige Krankenanstalt gegründet, welcher er selbst vorsteht. Er erlaubte mir, unsere gemeinsamen Erlebnisse aufzuzeichnen und verbat sich nur, ihn anders zu schildern, als er sei; wenn dies aber nothwendiger Weise doch geschehen müsse, wünsche er lieber seine Fehler übertrieben, als seine zweifelhaften Tugenden zu stark beleuchtet zu sehen. Von der Marchesa verlautet wenig, sie irrt mit ihrer ansehnlichen Leibrente und ihrem getreuen Paolo in der Welt umher und sucht immer noch nach einem Hofe, an dem sie eingeführt werden und eine Rolle spielen könnte.

---

* Zum Schutze des Waldes.

Von **Dr. Eugen Jäger**.

(Schluß.)

Eine Regierung, die den Wald in der richtigen Weise hegt, wird nicht blos dem ihrer Fürsorge anvertrauten Lande die materielle Grundlage der Cultur, nämlich die Culturfähigkeit des Bodens, erhalten und vervollständigen, sondern sie wird auch dem Lande große finanzielle Vortheile zu wenden. Denn auch der finanzielle Gesichtspunkt muß darauf abzielen, dem Walde seine volle Gesundheit und Ertragsfähigkeit zu erhalten.

Wenn wir hier für die volle Pflege des Waldes sprechen, verlangen wir selbstverständlich durchaus nicht, daß die Bewaldung eines Landes über das richtige Maß ausgedehnt werden soll. Dieses würde im Gegentheil nur Nachtheile mit sich führen. Dem Ackerbau würden dadurch unnöthiger Weise große Strecken entzogen werden, auf denen viele Menschen ihren Unterhalt gewinnen und Nahrungsmittel erzeugen könnten für die andern Theile der Gesellschaft, die sich in Industrie und Handel oder in geistiger Arbeit beschäftigen. Ferner würde das Klima des betreffenden Landes über die Maßen rauh, kalt und feucht erhalten werden, was auf öffentliche Gesundheit, auf Ackerbau und Cultur höchst nachtheilig einwirken müßte. Das nothwendige Maß der Bewaldung eines Landes läßt sich auf den dritten bis sechsten Theil seiner Oberfläche festsetzen. Eine genaue Angabe kann natürlich nicht aufgestellt werden, da hier die allgemeine tellurische Lage, sowie geographische und geognostische Bedingungen maßgebend sind. Ein von der See weit entferntes Land bedarf mehr Waldungen, als ein nahe der Küste gelegenes, damit die atmosphärischen Niederschläge regelmäßiger werden und das Klima die richtige Mischung zwischen Binnen- und Küstenklima erhalte. Für jedes Land ist durch die natürliche Gestaltung des Bodens ein bestimmtes Verhältniß zwischen derjenigen Bodenfläche gegeben, die für Wald und derjenigen, die für Feldbau geeignet ist. Die Vertheilung der fruchtbaren und unfruchtbaren Bodenschichten, ferner die Abwechslung zwischen Gebirg und Ebene, zwischen Hoch- und Tiefland bestimmen meist von selbst die für den Wald besonders geeigneten Landestheile. Dem Waldgebiete fallen von Natur aus diejenigen Gegenden zu, die weniger fruchtbar sind, oder wo vermöge der steilen und hohen Lage die Feldfrüchte und Wiesen nicht mehr gut gedeihen können. Kommt dazu noch ein rauhes Klima, ungünstige Lage gegen die Sonne und andere entsprechende Bedingungen, so wäre es thöricht, dort den Wald abzutreiben. Wo aber der Wald von Natur aus hingehört, dort muß man ihm auch seine volle Entfaltung lassen und darf ihm nicht durch unbesonnenes Abholzen und Streuholen die ersten Bedingungen seiner Wirksamkeit, den ununterbrochenen Schluß der Baumkronen und die Streudecke entziehen.

Leichtsinnige Abholzung im Walde zerstört das dichte Zusammenschließen der Kronen, gibt dem Sturme und seiner verheerenden Wirksamkeit freien Zutritt und hemmt die Regenbildung sehr stark. Noch verderblicher aber wirkt, wie wir gesehen haben, die Streunutzung. Sie ist um so schlimmer, je länger und umfassender sie fortgesetzt wird. Die Streufrage ist in Wahrheit die eigentliche Lebensfrage für die Wälder; denn ein Wald ohne Streudecke ist kein Wald, und ist nicht einmal eine Anstalt zur bloßen Erzeugung von Holz. Auf jener Culturstufe eines Landes, wo noch zu viel Wald vorhanden ist und wenn gleichzeitig der Boden in langen geologischen Entwicklungsperioden tief hinab aufgeschlossen wurde, kommt das Streuholen nicht in Betracht. Wenn ein Land ohnedies zu viel Wald

hat, so macht es nichts aus, wenn seine Waldungen auch in einem weniger guten Zustande sind. Wenn man aber Jahrhunderte hindurch stets seine Bedürfnisse aus dem Walde befriedigt hat, ohne demselben je etwas zurückzugeben, und wenn mit der wachsenden Bevölkerung eine intensive Feldwirthschaft nothwendig geworden ist, dann kommt eine Zeit, wo man den Wald nicht mehr ausbeuten darf, ohne die eigene Zukunft zu gefährden. Ohne gehörige Bewaldung eines Landes vermögen die Felder nicht allen Ansprüchen zu genügen, weil ihnen das Wesentlichste fehlt, die entsprechende Unterstützung von oben durch Regen und Thau. Ohne Wald kann besonders ein gebirgiges Land nicht lange gedeihen, weil es rasch durch endlose Abschwemmungen verarmt. Jede materielle Thätigkeit des Menschen, und ganz besonders die landwirthschaftliche, ist eng an die Gesundheit des Waldes gebunden. Die Streunutzung ist allerdings ein großer Vortheil für viele Gemeinden; aber diese schaden dadurch nur ihren Nachkommen, und künftige Geschlechter müssen schwer für die Sorglosigkeit der Vorfahren büßen.

Gerade wegen der ungeheuern Bedeutung eines gesunden Waldes für den Ackerbau und für die ganze Zukunft eines Landes stellt die Forstwirthschaft das Verlangen, die Streu- und anderen Servituten abzulösen, damit nicht durch endlose Ausübung dieser Rechte schließlich das ganze Land und die betheiligte Landwirthschaft in erster Linie schwer und fast unheilbar geschädigt werde. Möge man dieses einsehen und darnach handeln! Das übermäßig lange Festhalten an den Rechten der Landwirthschaft über den Wald schädigt zuletzt die Landwirthschaft selbst, weil sie mit dem Walde sich selbst zu Grunde richtet. In Sachsen hat man im Verlaufe langer Jahre die Ablösung der Streunutzungen durchgeführt. Man ging consequent und wohlüberlegt vor, die Wälder haben sich erholt und die Landwirthschaft verlangt nicht mehr nach dem von dort hergeholten Dünger. Waldfrevel in Folge von Streunutzung sind dort sehr selten geworden. Man greift zum künstlichen Dünger und soll sich ganz wohl dabei befinden.

Das im Vorstehenden dargelegte Verhältniß des Waldes zur Landwirthschaft und zur ganzen Zukunft eines Landes ist die wahre, den Lehren der Naturwissenschaft, der Geschichte und der täglichen Erfahrung entsprechende Sachlage. Möge doch die richtige Einsicht hierüber immer weiter dringen und nicht blos in den Kreisen der Regierungen Beachtung finden, sondern auch bei der Landwirthschaft selbst, die mit großem Unrecht im Walde vielfach nur einen Gegenstand der Ausbeutung sieht. Hier muß die klare Erkenntniß Platz greifen, daß das Gedeihen der Landwirthschaft eng mit dem des Waldes verbunden ist, und daß man nicht ungestraft dem Walde seine innersten Lebensbedingungen entzieht. Man muß Gewohnheiten und Rechten entsagen, die vermöge eines unerbittlichen Naturgesetzes auf die Dauer ihre eigenen Träger und deren Nachkommen zu Grunde richten.

Miscellen.

⁂ Die „Palatina" brachte neulich Proben aus den neu erschienen Sonettenbildern von Ludwig Maurer und da das genannte Blatt es niemals versäumt, auf die pfälzischen literarischen Erscheinungen hinzuweisen, so werde auch dieser poetischen Novität mit einigen Worten empfehlende Erwähnung gethan. Die „Sonettenbilder" enthalten auf 8 Bogen eine Reihe von Sonetten, die meist auf der Grundlage eines interessanten Naturgegenstandes eine höhere Wahrheit pointirt in klarer Dichtersprache behandeln, so daß man sich bei Durchlesung des Büchleins wie auf einem Spaziergang durch Gottes überall zu uns redenden Schöpfungsgarten angesprochen fühlt. Nach Inhalt und Ausstattung dürfte sich das Büchlein, das von der Löffler'schen Buchhandlung in Mannheim um 48 kr. zu beziehen ist, zu einem passenden Festgeschenk empfehlen.

Einfaches Verfahren, die Kartoffeln vor dem Austreiben zu schützen. Die feuchte, milde Witterung des Frühjahrs beschleunigte das Austreiben der Kartoffeln im Keller in einer Weise, die den Früchten nicht selten einen Theil ihres Nahrungswerthes und Geschmackes raubte. In der Landwirthschaft sind die dieser Verwandlung besonders ausgesetzt gewesenen, ungenießbar gewordenen Früchte dadurch zu verwerthen, daß man sie als Viehfutter benützt, oder im Frühjahre als Saatfrüchte verwendet. Im Haushalt der Städter ist eine ähnliche Verwendung nicht statthaft, sondern es handelt sich darum, die Kartoffeln der Küche zu erhalten, d. h. vor Entkeimung zu schützen. Hierzu war bisher kein wirklich erfolgreiches Mittel bekannt, sondern man begnügte sich in der Regel damit, die Keime der oft schon halb verdorbenen Früchte zu entfernen, eine Maßregel, die aber nicht von anhaltender Wirkung ist, sondern bei Kartoffeln auf Lager im Laufe des Sommers mehrmals wiederholt werden muß. Um diesem Keimungsproceß nun mit Erfolg entgegenzutreten, imprägnirt man, sobald sich Symptome zum Austrieb bemerkbar machen, die Kartoffeln mit Dämpfen von schwefeliger Säure (ähnlich wie man den Wein schwefelt), indem man ein gewisses, doch der Wirkung wegen nicht zu großes Quantum in eine Tonne bringt, worin eine ganz reine Schwefelschnitte verbrannt wird. Hat der Schwefeldampf den Inhalt gehörig durchdrungen, so ist den hineingebrachten Kartoffeln die Keimkraft für sehr lange Zeit geraubt. Durch Anwendung dieses einfachen Verfahrens kann sich jede Haushaltung gesunde und wohlschmeckende Kartoffeln bis zur nächsten Erntezeit aufbewahren. (Württemb. Wchbl. für Ld.- u. Forstw.)

Suezkanal. Der neueste Rechnungsbericht des Hrn. v. Lesseps über den Suezkanalbetrieb hat die Annahme bestätigt, daß der Kanal ein staunenswerthes Unternehmen von größter Tragweite für den Welthandel sei, daß aber von einer Rentabilität unter den obwaltenden Verhältnissen keine Rede sein könne. v. Lesseps behauptete bei der Eröffnung des Kanals, auf eine Durchfahrt von 3 Mill. Tons rechnen zu können, statt dessen hat der Gesammtbelauf im Jahre 1870 nur 745,837 Tons erreicht, welche eine Einnahme von 5,072,098 Frcs. ergaben; da aber die Kosten desselben, Verwaltung und Offenhaltung 3,600,000 Frcs. absorbirten, so ist begreiflich, daß nicht nur die Actionäre keinen Pfennig Dividende empfangen, sondern auch die Zinsen der Prioritätsobligationen von 130 Mill. nicht bezahlt werden konnten, da der Rest durch die in letzter Zeit ausgegebenen Bonds fast ganz absorbirt wurde. Lesseps schiebt die Schuld dieses Ausfalls auf den Krieg, aber es ist nicht wohl abzusehen, wie die Blokade der norddeutschen Häfen den Handel zwischen Europa und Asien in solcher Weise beeinflußt haben kann. Der Verkehr wird sich sicher vermehren, aber nicht in dem Maße, um die Ausgaben und die Verzinsung des Anlagecapitals zu decken.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 139. Speyer, Dienstag, den 21. November 1871.

Das Unglückskind *)

Eine Erzählung aus dem Emsland von E. v. Dincklage.

I. Zehn Stunden bis zehn Tage.

Das Dorf Hüsingen war unglücklicherweise einer der hübschesten Orte in der ganzen Gegend; unglücklicherweise, weil ein großer Brand es vor einigen Jahren in Asche legte und die Hauptstraße daher aus lauter ganz neuen rothen Backsteinhäusern bestand, deren Aufbau die Bewohner in ihren Vermögensverhältnissen zurückgebracht hatte. In den Nebengassen gab es freilich noch alte große Häuser mit Strohdächern und auch einige ganz kleine, in denen Leute wohnten, welche kein Vieh halten konnten, Hütten, die man dort „Spieker" nennt. Solch' ein Spieker hat ein, höchstens zwei Fensterchen Front und eine schmale Thür; schmal pflegt auch die Wirthschaft zu sein, die drinnen geführt wird. In einem dieser Spieker wohnte die alte Postillons-Drüke mit ihrer Tochter.

Drüke war keine sehr angenehme weibliche Erscheinung, sie hatte einen dreisten Gesichtsausdruck, eine laute, harte Stimme und sah unsauber aus. Sie pflegte so viel Lärm in ihrer kleinen Küche zu machen, daß sich die Nachbarn wunderten, wie noch irgend ein brauchbares Stück ihrer Haushaltung existiren könne; es war fast, als hätten ihre groben Porzellantassen und ihre schwarzgeräucherten Binsenstühle sich an die halsbrecherische Hausgymnastik ihrer Besitzerin gewöhnt und wüßten es geschickt so einzurichten, wenn auch nicht ganz unzerbrochen, doch wenigstens brauchbar zu bleiben. Die Verwandtschaft zwischen Muth und Zerstörungssinn, welche die Phrenologen betonen, trat bei Drüke deutlich hervor; sie war keine böse Frau, aber eine Frau, von der die Leute sagen: „Sie steht vor dem Teufel nicht still!" — Sie schwieg gewiß vor nichts still, aber sie stand auch nicht still, wo ein paar tüchtige Fäuste und rasches Handeln erforderlich waren. Da ihr verstorbener Mann dem Trunk etwas ergeben war, fuhr sie manch' liebes Mal die Post durch Nacht und Schneegestöber; ja, man behauptete, sie habe einmal, als ein Vagabund die Post anfiel, im Vertrauen darauf, daß der Schwager nicht mehr zurechnungsfähig sei, den Räuber mit dem Peitschenstiel zu Boden geschlagen. Drüke war wie ein zäher, wilder Schößling am veredelten Stamm der Civilisation. Trotz der sichtbaren Armuth ihres Hausstandes finden wir sie beschäftigt, auf ihrem baufälligen Herde Holzklötze aufzuhäufen, als beabsichtige sie, einen Ochsen zu braten, obgleich es nur ein Töpfchen mit Grütze und Wasser war, das sie inmitten des Scheiterhaufens aufhing, indem sie mit dem Holzschuh die mächtigen Kloben zusammenschob. Dabei sang sie mit gellender Stimme ein altes Lied.

„Mutter", klang eine weiche Frauenstimme aus der Kammer, „ich bitte Euch, singt nicht; das Kind erwacht sonst!"

„So, also auch nicht einmal singen soll man des Unglückskindes wegen? Na, das fängt gut an!"

Drüke wollte soeben weiter singen, als sich die Thür nach der Straße öffnete und eine große, ernste Bauernfrau eintrat. Sie war in kostbare schwarze Stoffe gekleidet, nickte herablassend mit dem Kopfe und setzte sich schweigend, indem sie ein großes Packet in gelbem Strohpapier neben sich auf den Tisch legte.

„Meine Näherin hat sich verheirathet und seitdem bekomme ich meine Sachen nicht prompt wieder", sagte die Frau, „obwohl es mir im Sommer nicht auf ein Pfund Butter und eine halbe Stiege Eier ankommt, wenn ich zur Kirche gehe; ebenso holte ich jeden Winter ein gut Stück Speck aus dem Wiemen — aber sie heirathete doch und läßt mich warten, so ist Alles aus zwischen uns!"

Drüke stemmte die Arme in die Seite und fuhr ein paar Mal mit der breiten Zunge über die dünnen, bräunlichen Lippen.

„Nun höre ich", fuhr die Bäuerin feierlich fort, „Eure Kläre macht ihre Sachen gut und wir haben einen Todten!"

„So, ist der Bauer todt?" fragte Drüke neugierig.

„Nein, es ist ein recht blider (vergnügter) Todter, eine alte, unverheirathete Muhme, des Bauern Schwester, die bei uns lebte; ihr weint Niemand nach außer meinen kleinen Kindern und den Dienstleuten, weil sie miserabel gutherzig war. Freitag ist die Grube und dazu müssen die neuen Mützen und Schürzen fertig sein!"

„Ganz recht", entgegnete Drüke, „da Ihr nun die Muhme beerbt, kommt es Euch wohl nicht darauf

*) „Salon".

an, ein oder zwei Gulden im Voraus zu bezahlen auf die Arbeiten da!"

„Einen höchstens — einen höchstens!" sagte die Frau und zog einen leinenen Geldbeutel aus der Tasche ihres Rockes, „aber Donnerstag Abend schicke ich den Kleinknecht und Alles muß fix und fertig sein."

Drüke streckte bereits die knorrige Rechte nach dem bedächtig zusammengezählten Gulden aus, als ein Kind in der Kammer weinte. Die Bäuerin legte, rascher als man es vermuthen konnte, die breite Hand über ihre Stüwer und Dübbeltjes, indem sie sagte: „Hat die Kläre ein Kind, wie alt ist es denn?"

„O, das Unglückskind!" zeterte die Großmutter; „wie alt? Na, zehn Stunden ist es alt!"

Die Bäuerin strich ihre Münzen wieder ein, nahm ihr Packet in Strohpapier vom Tische und schritt wortlos durch die niedere Hausthür von dannen.

Auf diesen Augenblick schien Drüke mit giftigem Humor gewartet zu haben; sie stellte sich sofort vor ihre Schwelle und rief, begünstigt durch ihr glückliches Organ, der Dahinschreitenden die ganze Straße hinunter nach: „Ja, macht schnell, daß Ihr fortkommt, es könnte Euch zehn Eier für's Kilber (Kindelbier) kosten! Hier muß man die Füße aufheben! sagte der Hahn, als er in den Pferdestall ging — Blixum, wir müssen Euch zu Gevattern nöthigen, wir brauchen solche Leute, die erst beten, wenn's donnert. Tragt den Kopf nur hoch und verlangt, daß die ganze Welt tanzt, wenn Ihr pfeift — Ordnung muß sein! sagte der Bauer und rechte sein Haar mit der Mistforke. Wer gut schmeert, der gut fährt! aber ohne Schmeer, Frau, da kracht der Wagen und da racht (schimpft) die Postillons-Drüke!"

So ging es weiter, bis vor allen Thüren alle Leute die Bäuerin am Ende des Gäßchens verschwinden sahen.

„Mutter!" rief die weiche Stimme aus der Kammer, „wie mögt Ihr so viel Alarm schlagen!"

„Was habe ich denn sonst vom Leben?" gab die liebenswürdige Matrone zurück; „arm sind wir, arm bleiben wir, aber den Mund kann man mir ebenso wenig verbieten, als wäre ich die dickste Bauersfrau im Kirchspiel. Ich regiere in meinem Hause und in unserm Sträßchen wie ich will!"

„Vielleicht hätte die Frau mir später zu verdienen gegeben!" meinte Kläre mit einem Seufzer.

„Wer heut' nicht hilft, hilft auch mein Lebtag nicht um Gottes Lohn. Wenn sie uns braucht, kommt sie doch wieder, wenn so Eine durch den Regen geht, tropft immer das Meiste beizu."

Kläre drückte ihr bleiches, hübsches Angesicht in die Kissen und schwieg.

„Weißt Du", begann wieder die Alte, herantretend und der Wiege ein paar heftige Stöße versetzend, „wenn wieder Mondenschein ist, so werde ich zur Mamsell gehen, sie muß etwas für Dich und das Kind thun!"

„O Mutter", bat Kläre, „wie könnt Ihr nur das Herz haben, daran zu denken! Ihr wißt doch am besten, wie undankbar wir gegen die Mamsell gewesen sind; wenn ich an Die denke, dann möchte ich mich rein zu Tode schämen!"

„Das wäre der Mühe werth, und was sollte dann aus dem Unglückskind da werden?"

„Das weiß Gott!" ächzte Kläre und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

Nach zehn Tagen war Mondenschein. Drüke zog sämmtliche Röcke, die sie besaß, über einander an, den besten zu oberst, hielt den Kopf mit den auf Spannenlänge geschorenen Haaren über den Wassereimer, um sich, wie ein Nilpferd schnaufend, zu waschen, spritzte ein paar Hände voll Wasser in ihr grau melirtes Haar und verfügte sich vor einen Spiegel von der Größe einer Tassenschale, um die nassen Borsten in einer Art Locke hinter das Ohr zu drehen. Endlich stülpte sie eine schwarze Mütze auf, spendelte sich ein unsauberes Tuch um Hals, Brust und Taille und pfiff dabei halblaut ein Posthornsignal. Am Feuer saß Kläre, dicke Thränen tropften, eine nach der andern, von ihrer Wange herab auf den Säugling, der auf ihren Knieen lag, aber sie sagte kein Wort, sie wußte schon, das Drüke's Devise lautete: „Was ich will — das will ich!"

„Halt' Dich munter, Kläre", sprach Drücke, der Thür zuschreitend, „wenn Du eine Botschaft für die Mamsell hast, so sag' sie mir; 's ist jetzt Alles um's halbe Porto!"

„O nein", entgegnete Kläre, „wie könnte ich eine Botschaft für sie haben; ich habe sie nie wieder mit Augen ansehen dürfen!"

„Ist auch nichts Pläsirliches an ihr zu sehen!" rief Drüke und schnalzte mit den Fingern, indem sie die Schultern in die Höhe zog und die Haltung einer Verwachsenen annahm.

„Mutter, Ihr versündigt Euch", fuhr die Tochter empor; „hat sie mich nicht erzogen und gehalten wie ihr eigenes Kind, bis — bis ich davon ging?"

„Das hat sie; aber sie that das nur, damit Du nicht von Deiner Mutter lernen solltest und werden, wie sie ist, und deßhalb rieth ich, Deine Mutter, Dir, davon zu gehen, damit sie einsieht: Natur ist Natur! Nun hat sie was für ihre Weisheit!"

„Und wir haben Jammer und Elend!" fügte Kläre traurig hinzu.

„Damelei — Damelei! Wenn Du Deiner Mutter ähnlicher wärst, Du schütteltest das Fell aus, wie ein Pudel und ließest unsern Herrgott und die Gemeinde von Hüsingen für den Wurm da sorgen." Mit diesem Schlußwort begab sie sich auf ihren Weg zur Mamsell.

Das Reiseziel unserer philosophischen Freundin war zwei Wegstunden von Hüsingen entfernt und zeigte sich als ein überlanges, steinernes Haus. Ueber der Hausthür war ein weißes Schild mit einem großen gemalten Posthorn, rechts von der Thür eine transportable Pferdekrippe, links eine grün angestrichene Holzbank. Die Hausthür führte sogleich in eine große Küche, eigentlich ein Zimmer mit Estrich und einem Kamin mit Rauchfang, der nie zum Kochen benutzt oder durch häuslichen Betrieb entweiht wurde, in Summa die Gaststube für Alles, was da täglich kam

und ging und die Residenz der Posthalterin, Mamsell Euphemia Maria Clara Holter. Da saß sie denn auch mit ihrer Näharbeit an einem mit Wachstuch überzogenen Tisch, welcher die Mitte des Raumes inne hatte. Mamsell hatte die Posthalterei, Felder, Gärten und Wiesen, ingleichen fünfzehntausend Gulden in baar von ihrem verstorbenen Vater geerbt und man wußte, daß sie, eine treffliche Haushälterin, immer von Neuem einen Reichsthaler auf den andern dazu lege. Sie mochte etwa dreißig Jahre zählen und war verwachsen; nicht in jener ängstlichen verkümmerten Art mancher ihrer Leidensschwestern: nein, Mamsell schien sich vorbereitet zu haben, die Länge eines Grenadiers und die Kräfte eines Grobschmieds zu repräsentiren, bis ein ungeheurer, lawinenhafter Druck von oben den Kopf zwischen die Schultern preßte und den Rücken zu einer scharfen, verdrießlichen Wellenlinie aufstaute. Ihr Gesicht hatte einen entschiedenen, forschenden, etwas übellaunigen Ausdruck und ihre schmalen, dunklen Augen ein lebhaftes, blitzendes Licht. Mamsells Aussehen war das einer klugen, charakterfesten Frau.

(Fortsetzung folgt.)

Der Erfinder des Federhalters und der Stahlfeder *).

Von **Wilhelm Angerstein.**

Wir gebrauchen im täglichen Leben eine große Menge unscheinbarer Gegenstände, deren Werth und Nützlichkeit wir ihrer Kleinheit und ihres geringen Preises wegen fast immer unterschätzen. Man sehe zum Beispiel die Streichhölzer an! Sie haben alle anderen Arten von Feuerzeugen verdrängt, wir verbrennen sie zu Tausenden, ohne zu bedenken, welche große Bequemlichkeit und welcher bedeutende Zeitgewinn durch ihre Erfindung für uns geschaffen worden ist. Und wer war denn der Erfinder der Streichhölzer? Sie sind noch kaum ein Vierteljahrhundert allgemein eingeführt und doch wissen gewiß nur sehr Wenige, daß sie zuerst (1833) von Stefan Romer und von Preschel in Wien angefertigt worden sind, mit der gegenwärtig dabei verwandten Zündmasse aber erst seit dem Jahre 1848 hergestellt werden.

Indessen wir wollen hier nur beispielsweise von den Streichhölzern reden, unser Thema bildet eigentlich eine andere Erfindung oder vielmehr die Geschichte eines unglücklichen Erfinders, der uns einen Gegenstand geliefert hat, den wir täglich gebrauchen, den die Kinder schon in der Schule massenhaft verwenden und den wir ebenfalls wegen seiner kolossalen Verbreitung und wegen seiner Billigkeit nur wenig beachten. Dieser Gegenstand ist die Stahlfeder mit dem Stahlfederhalter.

Wir fragen unsere Leser, ob sie uns den Namen des Mannes sagen können, der die ersten Federhalter gemacht und die Idee, Stahlfedern zu fabriziren, zuerst veröffentlicht hat? Doch wir hören erwidern: „Wie kann ich mich um solche Kleinigkeiten kümmern!“ Ja, leider kümmern wir Deutsche uns um Kleinigkeiten häufig zu wenig; wir lassen sie unbeachtet, Fremde eignen sie sich an, beuten sie aus, gewinnen Reichthümer damit und machen uns schließlich glauben, wir hätten die Dinge ihnen zu danken.

So ist es mit der Stahlfeder gegangen, die noch heute von Vielen für eine englische Erfindung gehalten wird, während sie doch gut deutschen Ursprunges ist.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts lebte in Königsberg, der alten preußischen Krönungsstadt, ein armer Schreiblehrer, Namens Bürger. Der Mann hatte seine eigenthümlichen Ideen; so schien es ihm z. B., daß die von dem Schreibmeister Friedrichs des Großen, Hilmar Curas, eingeführte Schreiblehrmethode, welche damals in ganz Norddeutschland angewendet wurde, verbesserungsfähig sei. Er ersann also eine andere Methode und da es sich zeigte, daß die Schrift der Schüler, die nach dieser letzteren lernten, entschieden schöner war, als die steifen, zopfigen Buchstaben der Curas'schen Schule, so fand Bürger in seiner Vaterstadt mit seiner Reform sehr rasch Anklang, obgleich er noch jung an Jahren war und seine älteren Collegen, vom Neide getrieben, alles Mögliche thaten, um ihm in der öffentlichen Meinung zu schaden.

Bürger begnügte sich indessen nicht damit, die Schreiblehrmethode zu verbessern, sondern er dachte auch darüber nach, wie man praktischeres Schreibmaterial gewinnen könne. Vor Allem fiel hierbei seine Aufmerksamkeit auf die Feder. Zu jener Zeit verwendete man nämlich nur den Gänsekiel, die Pose, und es ist bekannt, daß derjenige, der mit einer solchen eine längere Zeit sauber schreiben will, stets das Federmesser zur Hand haben, oft die Spitze anschärfen und auch öfter die ganze Feder neu schneiden muß. Dies ist aber sehr unbequem und zeitraubend, und dem wollte Bürger abhelfen. Nun gab er gerade zu jener Zeit, als er sich mit diesem Gedanken trug, dem Töchterchen eines ziemlich begüterten Mannes, Namens Engelmann, Unterricht und er beschloß, sich mit diesem Herrn über seine Sache zu berathen. Engelmann war nämlich ein ganz eigenthümlicher Kauz, er lebte von seinen Renten, hatte also kein Geschäft, aber doch fand er vor Geschäften selten auch nur einen Augenblick Muße. Den ganzen Tag über saß er in seinem Zimmer und arbeitete an der Hobelbank oder an der Drehbank; er schnitzte, feilte und hämmerte und was er zu Stande brachte, waren kleine Kunstwerke, vortreffliche Sächelchen, die ihm Mancher sicher theuer bezahlt haben würde, wenn er sie nur hätte verkaufen wollen. Aber das that er nicht, sondern er bemühte sich lediglich für sich selbst, er wollte sich an seinen Werken erfreuen und so glich denn seine Wohnung einem kleinen Raritäten-Cabinet, worin sich die originellsten Dinge befanden.

Also dem alten Engelmann theilte Bürger seine Idee mit und diese war zunächst folgende: Er wollte die ganze Pose in kleine Stücke zerschneiden, jedes Stück aber vorn zuspitzen und mit einer Spalte — wie er es bezeichnete, mit einem Schnabel — versehen.

---

*) Aus „Simion's deutscher Reichskalender für 1872“.

So gewann er denn aus dem Gänsekiel Federn, welche in der Form unsern heutigen Stahlfedern glichen und die er in einen Halter steckte. Den letzteren hatte er natürlich auch selbst construirt; vor ihm war überhaupt noch Niemand auf den Gedanken gekommen, Feder und Stiel zu trennen. Engelmann fand nun zwar, daß die Idee insofern gut sei, als man sich die Federn nicht selbst zu schneiden und zu schärfen brauche und leichter wechseln könne, als früher, daß also für den Schreiber Zeit und Mühe durch die Erfindung erspart werde, aber er meinte, viel sei damit doch nicht geholfen, denn die Federn müßten noch immer von irgend Jemand geschnitten werden, es sei nothwendig, diese Handarbeit durch eine Maschine zu ersetzen.

(Schluß folgt.)

Land- und Hauswirthschaftliches.

Ueber die Fütterung der Schweine enthält die „Nordd. Allg. Ztg." einen Aufsatz, dem wir Nachstehendes entnehmen: Abgesehen von dem Wechsel und den mineralischen Bestandtheilen der Futtermittel zerfallen die Nährstoffe der Thiere in zwei große Gruppen: die stickstoffhaltigen, blutbildenden und die stickstofffreien, kohlenstoffhaltigen, welche zunächst den Athmungsprozeß unterhalten, die thierische Wärme erzeugen, dann aber auch Fett bilden. Keiner dieser Nährstoffe äußert allein eine Wirkung. Sie müssen je nach dem Zwecke der Fütterung in verschiedenen Zusammensetzungen gereicht werden, wie denn die Natur kein Futtermittel erzeugt, das nur stickstoffhaltig oder nur stickstofffrei ist. Handelt es sich nur um die Erhaltung eines Thieres, soll bei demselben kein Fleisch, kein Fett gebildet werden, so ist hierbei zunächst die Darreichung kohlenstoffhaltiger Futtermittel in's Auge zu fassen. An stickstoffhaltigen ist nur so viel zu geben, als zur Assimilirbarmachung der ersteren und zum Ersatz der durch den thierischen Organismus ausgeschiedenen Stoffe erforderlich ist. Aber man füttert nicht ein Thier, um es auf dem Beharrungszustande zu erhalten. Will man produciren, so muß die Fütterung dem Productionszwecke entsprechen. Es lassen sich bei dem Schweine die Erzeugung von Körperbau, von Fleisch und von Fett als in der Hauptsache getrennt denken, wie wir in den mageren, sogenannten Treiberschweinen kaum mehr als das Körpergerüst kaufen und wie man die eigentlichen Speckschweine von denjenigen scheidet, welche im Verhältniß mehr Fleisch als Speck ausschlachten. Wir lassen die Production ganz magerer Schweine, als für unsere Verhältnisse jedenfalls nicht passend, außer Betracht. Man hat vielmehr darauf zu sehen, wie Schweine zu füttern sind, um in einer gewissen Periode vorzugsweise Fleisch oder Fett zu erzeugen. Es ist hierbei in's Auge zu fassen, daß das eigentliche Muskelfleisch, wenn dasselbe auch nicht ganz frei von Fett ist, Stickstoff enthält, während das Fett stickstofffrei ist. Da es den Naturgesetzen widersprechen würde, wenn man annehmen wollte, daß aus Stickstoff Fett, aus Kohlenstoff aber Fleisch gebildet werden könnte, so wird man hierdurch selbst zu dem Schlusse geführt, daß man, um Fleisch zu erzeugen, vorzugsweise stickstoffhaltige, umgekehrt, um Fett zu erhalten, vorzugsweise kohlenstoffhaltige Nährmittel reichen muß, wobei nicht außer Betracht zu lassen ist, daß, wie oben angeführt, kein Futtermittel besteht, das allein Stickstoff oder allein Kohlenstoff enthielte und daß jedes derselben allein einen Effect nicht äußern kann. Die Natur, welche stets die Fingerzeige für die Art der Ernährung bietet, weist ein junges Schwein auf Milch und Körnernahrung, also vorwiegend auf Stickstoff an, wie denn auch die Muttermilch zeigt, worin die Bedürfnisse des neugeborenen Thieres liegen.

Berücksichtigt man dies, so ergicht sich, wie die Schweine in den verschiedenen Lebensperioden zu füttern sind, wenn man dabei die Verdaulichkeit des Futters mit in Betracht zieht. Für abgesetzte Ferkel wird hiernach abgenommene Milch, dann Schrot von Wicken, Erbsen, demnächst Hafer, Leinmehl, Malzkeime das Futter sein, welches mit besonderer Rücksicht auf die knochenbildenden Bestandtheile die Körperausbildung und Fleischzunahme am meisten befördert. Bei etwas vorgeschrittenem Alter würden die Schalen von Wicken, Erbsen, Rübenblätter und Klee an die Stelle von Milch treten können. Dann würden neben Schrot von Wicken und Erbsen, Spreu von Hafer, Weizen und Roggen zur Ausfüllung des Magens dienen. Erst wenn die eigentliche Fettbildung beginnen soll, werden Rüben, hauptsächlich Kartoffeln, die Basis der Fütterung zu bilden haben. Bei größeren, mageren Schweinen wären die stickstoffhaltigen Körner zunächst neben den erwähnten Schalen und Spreu zu geben, bis für die Fettbildung das oben gedachte Verhältniß, beziehentlich die kohlenstoffhaltigen Futtermittel einzutreten hätten. Es wird sonach bei jungen Thieren etwa das Verhältniß von 1 : 2,5, bei weiter im Alter vorgeschrittenen von 1 : 3 bis 1 : 4, und bei der eigentlichen Fettbildung von 1 : 6 bis 1 : 7 einzutreten haben.

Miscellen.

Friedrich Bodenstedt hielt kürzlich zu Barmen eine interessante Vorlesung über „Mirza-Schaffy". Einem längeren Bericht entnehmen wir darüber das Folgende: Es war wenigen unbekannt, daß Mirza-Schaffy und Friedrich Bodenstedt eine und dieselbe Person seien, aber die Bestätigung dieses Factums aus des Letzteren eigenem Munde zu vernehmen, war höchst anziehend. Mirza-Schaffy, erzählte Bodenstedt, hat indessen gelebt und zwar in Tiflis zur Zeit seines Aufenthaltes daselbst. Er war sein Lehrer der persischen Sprache, ein Mann von sehr bescheidener Existenz, aber von einer sehr charakteristischen Lebensanschauung, daß Bodenstedt ihm Freund wurde und ihn aufrichtig lieb gewann. Durch seinen Unterricht wurde er in die persische Dichtkunst eingeführt, wobei denn Mirza-Schaffy nie versehte, seine eigenen Ansichten, Gedanken und Meinungen dem aufmerksamen Schüler und Freunde mitzutheilen. Der Unterricht wurde für Bodenstedt dadurch aufs höchste interessant, und es war ganz natürlich, daß der gemeinsame Gedankenaustausch inspirirend auf den mit Apollo's Gabe ausgerüsteten Deutschen wirkte. Die Gedichte, welche derselbe während dieses Aufenthaltes in Persien dichtete, sind sehr zahlreich, und sie gewannen unter der Beschäftigung mit persischer Literatur, die den persischen Gedichten eigenthümliche Form. Eigene Gedichte hat Mirza-Schaffy niemals verfaßt. Das, was Bodenstedt als „Gedichte des Mirza-Schaffy" veröffentlichte, sind seine eigenen Arbeiten, die aber dem Umgang mit dem Manne, dessen Namen sie tragen, vielfach ihre Entstehung verdanken. Somit können die gegenstandslosen Untersuchungen, welche selbst namhafte Gelehrte in Persien über das Leben und die Werke Mirza-Schaffy's angestellt haben, als abgeschlossen angesehen werden. — Es war lange nach Friedrich Bodenstedt's Rückkehr nach Deutschland, daß er auf Veranlassung seines Verlegers eine kleine Sammlung noch ungedruckter Gedichte herausgab. Es befinden sich darunter viele, welche in Persien entstanden waren, und in denen sich Bodenstedt, nach der naiven Art der persischen Dichter, unter dem Pseudonym seines Lehrers selbstredend und selbstlobend einführte. So nannte er die kleine Sammlung, auch in Erinnerung an die mit seinem Lehrer verbrachten Stunden, „Lieder des Mirza-Schaffy". Bei der Auswahl dieser Lieder verfuhr Herr Bodenstedt, wie er erzählte, gar nicht so strenge. Ein Theil der geschriebenen Gedichte wurde rechts gelegt und unter dem Namen des Mirza-Schaffy gedruckt; ein anderer Theil kam auf die linke Seite und erschien unter dem Namen Friedrich Bodenstedt. Daß die erstere kleine Sammlung einen so bedeutenden Erfolg haben sollte, daß sie in alle lebenden, letzthin sogar in die hebräische Sprache übersetzt worden ist und dem deutschen Publikum schon in der 33. Auflage vorliegt, war von dem Dichter nicht vorausgesehen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 140. | Speyer, Donnerstag, den 23. November | 1871.

Das Unglückskind.

Eine Erzählung aus dem Emsland von E. v. Dincklage.

(Fortsetzung.)

Drüke fand sie nicht allein. An der andern Seite des Wachstuchtisches saß ein gutmüthig ausschauender flachsblonder Herr, der zur eben eingetroffenen Zeitung aus einer sehr langen Pfeife rauchte und dazu seinen Morgenbittern aus einem kleinen Schnapsglase trank. Mamsell nickte nur mit dem Kopfe, als die Postillonswittwe eintrat; diese wartete indeß keinen Willkommen ab, sondern rückte neben das Feuer einen Stuhl und setzte sich darauf, indem sie schmetterte: „Gu'n Morgen in's Haus, gu'n Tag auch, Herr Steuereinnehmer Backer!"

Der blonde Herr blies bedächtig ein paar Rauchwolken über die Zeitung hinaus und entgegnete dann: „Na, Drüke, lebt Sie noch?"

„Jeder Wurm freut sich des Lebens!" meinte Drüke und lockte die wasserblauen Augen des Steuerbeflissenen noch einmal von der Zeitung hinweg, indem sie hinzufügte: „Ich komme, der Mamsell und Mynheer Backer zu ihrem Verspruch Glück und Segen anzuwünschen!"

„Dann hättest Du zu Haus bleiben sollen!" ließ sich Mamsell trocken vernehmen, „wie es seit zehn Jahren war, so ist es heute, so wird es immer zwischen uns sein; ich habe keine Vorliebe für das Mannsvolk!"

„Recht so!" applaudirte Drücke. „Viel Geschrei und wenig Wolle, sagte jener Bauer, als er sein Schwein schor!"

„Man kann den Mannsleuten ihre Natur nicht austreiben", fügte Mamsell ernst hinzu.

„Und den Fusel nicht abgewöhnen!" trompetete Drüke in ihrer tiefsten Tonlage.

Herr Backer faltete die Zeitung zusammen, klopfte die Asche aus dem weißen Pfeifenkopf, schlang den Rest seines Bittern nicht ohne Bitterkeit hinunter, setzte seine Mütze auf und sagte: „Wenn wir Mannspersonen auch bei Ihnen nicht viel gelten, Mamsell, will mir's doch bedünken, als hätten wir wohl ein halbes hundert und darüber recht lustige Ecossaisen und Tempêten mit einander getanzt, um nicht von den Hopsern und Schleifern zu reden — so bin ich doch wenigstens fünf bis sechs Mal des Jahres zu etwas gut!"

„Im Tanzen nimmt es hier Keiner mit Herrn Backer auf!" bestätigte Mamsell und blickte dem Steuerempfänger mit leisem Kopfnicken nach, wie er hinausging. Mamsell war nämlich nicht nur eine gute und vielbegehrte Partie, sondern eine ebenso gesuchte Tänzerin. Das Tanzen war ihre einzige mädchenhafte Schwäche und sie fehlte gewiß nie auf den anspruchslosen Bällen ihres Wohnortes.

Herr Backer hatte sich zwar erhaben, aber doch nicht minder mit einem Korbe belastet, von dem Schauplatz zehnjähriger Huldigung und geduldigen Minnedienstes zurückgezogen. Ihm war so übel zu Muthe, als sei ein Schnupfen im Anzug, und er nahm sich vor, auf den Abend bei seiner Haushälterin eine Tasse Fliederthee zu bestellen. Ehe er indeß noch der braven Person diesen seinen Auftrag aussprechen konnte, rief ihm dieselbe in der Thür entgegen:

„Herr Einnehmer, ich wollte gerade auf die Post gehen, um Ihnen zu sagen, das die Französische da ist, um ihr Packet zu holen."

Die „Französische" war eine kleine, verschüchterte schweizer Bonne bei einer benachbarten Gutsbesitzersfamilie, die von Zeit zu Zeit zu ihm kam, um die kleinen Sendungen, welche sie aus der Heimat erhielt, von ihm untersuchen und durch ihn zu dem niedrigsten Satz versteuern zu lassen. Das heutige Packet war bei Weitem größer als die vorigen; er hatte es schon Morgens auf sein mächtiges Schreibpult gelegt und fand nun die „Französische" vor demselben sitzend, die kleinen Hände wie liebkosend auf das Papier der Umhüllung gedrückt. Sie stand sogleich auf, als er eintrat, und machte eine nette Verbeugung.

„Excusez, wenn ich stör' Ihnen", sprach sie höflich.

„Nicht im Geringsten", dienerte Herr Backer und reichte ihr seine große Papierscheere zum Durchschneiden des Bindfadens. „Sie bekommen da gewiß ein recht schönes Geschenk, meine ich."

Die Händchen mit der Scheere zitterten, ihre großen, lichtbraunen Augen füllten sich mit Thränen.

„Hélas, Sie sehen, mein schwarzer Anzug; meine liebe Mama ist todt, ich bin allein in der Welt, und in jener Enveloppe sind die letzten Andenken von Glück, Jugend und Heimath."

Die Erbschaft war eine allerdings mehr als bescheidene; ein zerlesenes Gebetbuch, ein dünn getragener Trauring, sechs silberne Theelöffel, eine große, altmodige, goldene Uhr vom „seligen Papa“ und dergleichen Dinge. Das Gesicht der kleinen Dame glühte vor unterdrückter Bewegung; als sich endlich aber noch zwei sehr mittelmäßige Pastellbilder zeigten, auf welche das Mädchen inbrünstig die Lippen drückte, da brachen die Thränen unaufhaltsam hervor und tropften auf den gänzlich fühllosen Schreibtisch des Steuerempfängers. Es war das erste Mal, daß im Steuerbureau eine Dame weinte; deshalb war Herr Backer in großer Verlegenheit, was er thun solle, er nahm endlich, trostbereit, die Adresse des Packets, las und redete: „Mademoiselle Zoë Piccard, o bitte, weinen Sie nicht!“

„Pardon, Monsieur, ach wenn Sie wüßten, wie brav, wie honnet mein' Eltern sind gewesen! Ich verlassen bin jetzt von Alles, was mein Herz hat geliebt!“

Herr Backer fühlte ein sonderbares Kribbeln in den Augen, lehnte seine stämmige Figur an einen Kleiderschrank und seufzte: „Ich lebe auch ganz verlassen!“

„Sie haben keine Mama?“ fragte Zoë mitleidig, als ob sie staune, daß ein sechs Fuß hoher, breitschulteriger Mann von fünfunddreißig Jahren es möglich mache, allein durch die Straßen des Dorfes zu gehen.

„Ja, sehen Sie“, erklärte Backer und setzte sich auf einen Stuhl der Französin gegenüber. „Mutter zog mit mir hier ein, als ich das Haus, in welchem Sie sind, gebaut hatte — wie finden Sie es? Ich habe den Plan mit eigener Hand entworfen. Wissen Sie, ich brauche nicht zu sparen, den die Backers hier wie in Hüfingen und wo sie wohnen, sind alle vermögende Leute; aber ich habe auch kein Geld weggeworfen, sehen Sie! Gut sollte Alles sein, aber kein Firlefanz; hören Sie, ich bin nicht für den Firlefanz.“

„Was heißen Firlefanz?“ fragte das Mädchen.

„Nun, wissen Sie, so Steinhauereien oder Balcons oder bunte Glasscheiben; und Mutter war auch nicht für den Firlefanz, ja, wir richteten Alles auf's Beste ein und wie eben die Sache in Ordnung war, sehen Sie, da starb meine Mutter, nun ist Haus und Garten, ich habe nämlich darin auch ein Lusthäuschen, für Niemanden da, denn mich allein freut das auch nicht!“

„O, die schönen Rosen und Reseda!“ rief an's Fenster tretend Zoë, die Händchen zusammenschlagend, so daß Herr Backer nicht umhin konnte, ihr mit manchem: „Hören Sie, sehen Sie, wissen Sie!“ den Garten zu zeigen und einen dicken Blumenstrauß für sie abzuschneiden. Da der Garten einen so vortrefflichen Eindruck machte, wäre es unfreundlich gewesen, nicht auch das ganze Haus, vom Boden bis in den Keller, vom Saal bis in den Kuhstall zu zeigen, bei welcher Veranlassung Zoë äußerte, sie verstehe sehr guten Käse zu bereiten.

Als die „Französische“ sich erinnerte, der Wagen ihrer Herrschaft erwarte sie, da durfte sie selbst nur die Blumen tragen; mit den übrigen Sachen belastete sich Herr Backer und legte sie sorgsam in das Fuhrwerk, dann hob er auch Zoë hinein, oder vielmehr sie schwebte über seiner breiten Faust in die Höhe mit vielen Dankesworten, die seiner Güte galten. Wie leicht sie war!

„Tanzen Sie gern?“ fragte der Einnehmer, als sie ihm die Hand zum Abschied bot.

„Mon Dieu, que oui! Aber man hat mich in Deutschland nicht für einen Ball invitirt — ich bin sehr unbekannt.“

„Gut!“ entgegnete Backer befriedigt. „Sehen Sie, wenn Sie zum Vogelschießen kommen, so werde ich Sie einführen und alle Tänze mit Ihnen tanzen, die Sie mir schenken wollen.“

Nicht viel fehlte und Zoë hätte die Faust geküßt, die ihr Händchen quetschte, vor lauter Entzücken; aber eben trieb der Kutscher die Pferde an und sie konnte nur noch winken und nicken. Niemals war Herrn Backer's Haus so still gewesen, als an diesem Tage; er stand vor seinem Schreibpult, schrieb aber nicht, sondern betrachtete ein paar runde Flecken auf der schwarzen Oelfarbe der Tischplatte — die Thränen des armen, fremden Kindes!

„Piccard“, murmelte er, „das mag auf Deutsch so viel wie Backer heißen.“

Und mit ironischer Schadenfreude schloß Herr Backer sein Selbstgespräch:

„Sehen Sie, Mamsell Holter, nun haben wir eine andere Tänzerin — ein Vögelchen, ein wahres Vögelchen, die gewiß niemals auf die Mannspersonen schimpft! Ja honnet — honnet, einen honnetten Mann könnte sie gebrauchen.“

Mamsell Holter saß indeß neben der Postillons-Drüke und ahnte nicht, welche Gefahr sie lief, ihren treuesten und besten Tänzer zu verlieren.

„Nun, Drüke“, fragte sie nach einer Pause, „was treibt Ihr denn in Hüfingen?“

„Je nun“, erwiderte die liebenswürdige Wittwe, „es könnte besser, es könnte schlechter gehen; wo es Botenwege oder Leichenwachen gibt, wo zu einer Hochzeit gekocht oder ein Vieh krank wird — da muß Drüke helfen.“

„Allerdings“, warf Mamsell ein und blitzte die Wittwe scharf von der Seite an, „das reguläre Arbeiten war nie Eure Natur, deßhalb seid Ihr Pracher und bleibt Pracher — ja wenn man Euch Eure Natur austreiben könnte!“

„O ho,“ widersprach Drüke; „durch den Sommer habe ich ein reguläres Amt, heute schon in's zweite Jahr.“

„Das mag ein nettes Amt sein!“

„Wie man's nimmt, es trägt seine Renten — ich bin Kegeljunge.“

„Kegeljunge!“ wiederholte Mamsell langsam und nähte dann lustig weiter.

„Ja, wenn mein Mann seliger, der Tobias noch lebte, er, der Euerem Hause siebenundzwanzig Jahre in Ehre diente — es wäre Alles anders!“ klagte Drüke mit winselnder Stimme.

„Nichts wäre anders," entschied Mamsell, „er tränke und Ihr gingt müssig und verschleudertet, was Ihr habt."

„Mir ist meine Natur nicht ausgetrieben," entschuldigte sich Drüke, „die Kläre ist schon ganz anders und nun hat die Kläre ein Kind, das muß ich aufziehen und es wird zurückschlagen auf meine Natur!"

„Wo ist denn Euer Schwiegersohn? Ihr habt doch selbst die Kläre, da sie noch beinahe ein Kind war, zu ihm beredet. Der Teufel, der wie ein brüllender Löwe suchet, wen er verschlinge — und der Teufel ist die böse Natur, die sie von ihren Eltern erbte — verblendete sie, daß sie mein ehrbares Haus verließ und sich einem Taugenichts, einem elenden Bartputzer an den Hals warf — nun mag er für Frau und Kind sorgen! Wo ist Euer selbsterwählter Schwiegersohn?"

„Auf und davon", rief Drüke und schnippte mit den Fingern.

„Ich habe mein Wort gegeben, ich kann fortan nichts mehr für Kläre thun."

„Aber für das Kind?" fragte Drüke.

Mamsell sann eine Zeit lang nach, dann sprach sie: „Ich bin der Meinung, daß Gott uns in die Welt gesetzt hat, damit wir gegen unsere Natur angehen; meine Natur" — Mamsell blickte auf Herrn Backer's Glas — „wäre es wohl, zu heirathen und nicht jeden Tag den Postknechten den Hafer auszumessen, dabei stiehlt noch jeder ordentliche Postillon für seine Pferde. Na, und der beeidigte Postsecretär ist auch eine große Last und verlangt seine Bedienung wie ein Prinz, Schwarzbrod rührt er gar nicht an — seht, so würde es mir Keiner verdenken im ganzen Kirchspiel, wenn ich heirathete; aber ich selbst verdenke es mir und bleibe ledig. Die Kläre nahm ich von klein auf zu mir, um ihr die träge, sorglose Natur auszutreiben, welche ihre Eltern zu Grunde richtete; sie war ein gutes Kind und wurde fleißig, aber sorglos blieb sie doch. Ich habe an ihr gethan, was ich konnte; von dreizehn Frauenspersonen — den Mannsleuten ist nicht zu helfen! — denen ich bestrebt war die Natur auszutreiben, ist, außer mir selbst, nur eine gerettet, die verstorbene alte Waschfrau, ich trat zwischen sie und die Flasche. Leider faßte sie alsbald die Zehrung und sie starb. Der Kläre, die ihren eigenen Weg suchte, kann ich nicht helfen; sie muß einen Dienst annehmen, aber das Kleine sollt Ihr nicht in's Unglück führen mit Eurem Beispiel; bringt es mir und ich will es zur Nonne bilden, Euch Allen zur Sühne, vielleicht, daß Gott mir hilft, die dritte sündige Natur auszutreiben; ich habe dann nicht umsonst gelebt!"

Drüke fuhr vom Stuhl in die Höhe und schleuderte denselben an die Wand. „Zur Nonne!" kreischte sie.

„Ja, ich werde sie schon vor Heirathsgedanken bewahren!"

„Aber das Unglückskind ist ein Junge, Mamsell!"

„Ein Junge?" fragte Mamsell gedehnt — „dann erzieht ihn zum Kegeljungen!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Erfinder des Federhalters und der Stahlfeder.

Von **Wilhelm Angerstein.**

(Schluß.)

Bürger nahm sich die Bemerkung des Alten freilich ad notam, aber er unterließ es dennoch nicht, seine erste Erfindung an die Oeffentlichkeit zu bringen. Er ließ — es war im Jahre 1808 — in das „Königsberger Intelligenzblatt" folgendes Inserat einrücken:

„Neue höchst wichtige Erfindung! Dem Schreiblehrer Bürger ist es nach vieler Mühe gelungen, einen Apparat zu erfinden, der nicht nur eine leichte Handschrift Jedem, der sich seiner bedienen wird, verschafft, sondern auch neben dem Vortheile der Oekonomie, da man aus einer Federpose ein bis fünf Schreibfedern erhält, noch den andern Vortheil gewährt, fertig zugeschnittene Federn zur Hand zu haben und nicht mehr mit dem Schneiden Zeit und Mühe zu verschwenden, sondern auch das bisherige Abknipsen der Spitze auf dem Nagel des linken Daumens zu vermeiden. Der Apparat besteht aus einem Schächtelchen mit den Federschnäbeln und dem dazu gehörigen Stiele, dem der Erfinder den Namen F e d e r s c h n a b e l h a l t e r beigelegt haben will. Gebrauchsanweisung ertheilt der Erfinder; der Preis richtet sich nach der Materie, aus welcher der Federschnabelhalter verfertigt ist, da man ihn aus Gold, Silber und Bronze, selbst reich verziert (zu Geschenken) haben kann."

Der Leser wird aus dieser wiedergegebenen Anzeige ersehen, daß Bürger erstens mit der deutschen Sprache nicht besonders gut umzugehen verstand und daß er zweitens — kein guter Geschäftsmann war. Ein Industrieller unserer Tage würde das Ding ganz anders angekündigt, namentlich aber einen besser oder wenigstens fremdartig klingenden Namen dafür gesucht haben. „Federschnabelhalter" hört sich zu prosaisch an, hätte er wenigstens noch französisch „tuyau de plume" gesagt oder hätte er gar dafür eine griechische oder chaldäische Bezeichnung gefunden, die Niemand, ohne sich beinahe die Zunge zu zerbrechen, hätte aussprechen können, so würden die Königsberger den „Apparat" gekauft haben, — indessen „Federschnabelhalter" schien ihnen lächerlich und da Bürger's neidische Collegen das Mögliche thaten, die Sache in der öffentlichen Meinung herabzusetzen, so machte er mit seiner „neuen höchst wichtigen Erfindung" Fiasco.

Der strebsame Mann ließ sich hierdurch jedoch nicht beirren; bald hatte er auch eine kleine Maschine ersonnen, mittelst welcher die Federn zu schneiden waren. Er übergab die Zeichnung seinem alten Gönner und dieser ruhte nicht eher, bis er sie in seinem Arbeitszimmer zur Ausführung gebracht hatte. Die zweite Erfindung erwies sich vollständig zweckentsprechend, selbst Engelmann war damit zufrieden, es brauchte ja jetzt Niemand mehr mit der Hand Federn zu schneiden.

Nun kündigte Bürger auch den neuen Apparat an und zugleich theilte er unvorsichtig mit, daß er be-

absichtige, die Federschnäbel selbst ebenfalls aus Metall anzufertigen. Er hatte gehofft, jetzt mit seinen Erfindungen unbedingt durchzudringen, aber er sollte in bitterer Weise enttäuscht werden. Früher waren nur die Schreiblehrer seine Gegner gewesen, nunmehr wurden es auch die Federhändler, welche eine Beeinträchtigung ihres Verdienstes fürchteten. Schreibfedern aus Metall machen zu können, wurde öffentlich für eine Verrücktheit erklärt und die Königsberger Spießbürger, die schon über den „Federschnabelhalter" gelacht hatten, glaubten wirklich, der vorher seiner Leistungen als Lehrer wegen allgemein geachtete Mann habe etwas von seinen guten fünf Sinnen eingebüßt. Sie lachten abermals und nichts ist schlimmer, als wenn ein Mensch oder eine Sache dem Fluche der Lächerlichkeit verfällt.

Die Folgen blieben auch hier nicht lange aus. Bürger hatte seine geringen Mittel auf die Herstellung der „Apparate" verwandt, seine Unterrichtsstunden verlor er allmälig, er verarmte ganz und gar, und nahm sich die Sache zu Herzen; das Schlimmste passirte ihm, was einem Menschen passiren kann, — er wurde muthlos. Manchmal mochte er in seiner stillen Verzweiflung auch wohl zum Glase greifen, bald war er eine stadtbekannte Persönlichkeit, der die löbliche Straßenjugend auf der Gasse „Schnabelhalter, Federschnabelhalter" mit höhnischem Jubel nachrief.

Von den Bürger'schen Federhaltern und Federschneidemaschinen waren aber einige Exemplare durch industrielle Engländer, die den Werth der Erfindung richtig erkannten, gekauft und nach England gebracht worden. Hier begannen sie die Fabrication derselben Gegenstände, sowie metallener „Federschnäbel" sofort in großartigem Maßstabe und das Geschäft ging; es ging nicht nur, es kam rasch in Blüthe, englische Stahlfedern, englische Federhalter wurden nach Deutschland, wurden in alle Welt exportirt. Die englischen Stahlfederfabriken aber, namentlich in Birmingham, haben viele Millionen an diesem kleinen, unscheinbaren, heute längst unentbehrlichen Handelsartikel gewonnen.

Und wie hat Bürger geendet? Noch zu Ende der vierziger Jahre saß am Eingange der Königsberger Börse ein alter gebrechlicher Mann, der mit Stahlfedern und Federhaltern handelte und dem die Börsenbesucher aus Mitleid gelegentlich etwas abkauften. Dieser alte Mann war der Erfinder der Producte, durch deren Fabrication Andere zu Millionären geworden sind und deren Verkauf ihn in seinen letzten Lebenstagen kaum vor dem Verhungern schützte.

Miscellen.

* (Für Stenographen.) Denjenigen Stenographen, welche nicht Mitglieder eines Stenographen-Vereins sein können und sozusagen auf sich allein angewiesen sind, dürfte das unten folgende Verzeichniß einiger der namhaftesten stenographischen Blätter nicht unerwünscht sein; denn jeder, der sich mit Stenographie beschäftigt, wird die Wahrnehmung gemacht haben, daß das Lesen eines Blattes unerläßlich ist, um sich in dauernder Uebung zu erhalten, um den Eifer und das nöthige Interesse für die Kunst stets wieder zu beleben, und ferner, weil ein Blatt gleichsam ein Regulativ für allenfallsige eingeschlichene Uncorrectheiten in der Schrift des Stenographen abgibt. Empfehlenswerth sind: Münchener Blätter für Stenographie; Monatsblätter des Stenographen-Vereins zu Augsburg; Stenographische Blätter aus Tyrol, Innsbruck; Allgemeine deutsche Stenographenzeitung, Leipzig; Correspondenzblatt mit stenographischer Lesebibliothek und Echo, Dresden; Monatsblätter von Landshut; Stenographisches Unterhaltungsblatt, Bamberg.

* Vortheil der Erdmischung. Um den hochgerühmten Vortheil der Erdmischungen zu erproben, so schreibt Herr Gutsbesitzer Theodor Callenberg von Maunach, ließ ich im Winter ein Stück Feld von leichtem Sandboden mit bündigem Lehme überfahren; ein gleiches großes Stück daneben ließ ich in seinem ursprünglichen Zustande. Die Kosten der Uebererdung beliefen sich pro Morgen auf 116 Thaler. Im Frühjahre pflanzte ich beide Stücke in gleicher Weise und gleichzeitig mit Kartoffeln ein. Schon bald nach dem Aufgehen derselben konnte man einen auffallenden Unterschied in der Größe und Farbe des Krautes wahrnehmen. Der Unterschied im Ertrage war noch auffallender, denn während der Morgen des übererdeten Stückes 84 Centner Kartoffeln ertrug, lieferte der Morgen des nicht übererdeten nur 31 Centner, oder in Geld, à Ctr. zu 1 Thlr., 53 Thlr. weniger. Im Herbste vorigen Jahres pflanzte ich beide Stücke, nachdem ich jedem pro Morgen 2½ Centner Knochenmehl gegeben hatte, mit Korn ein. Machte sich bei der Ernte schon in der Anzahl der Gebinde ein großer Unterschied bemerkbar, so war derselbe nach dem Ausdrusche geradezu erstaunlich; denn während ich von dem Morgen purem Sandfeld nur 3 Ctr. 21 Pfund Roggen bekam, erhielt ich von dem übererdeten Theile 13 Ctr. und 7 Pfd., oder in Geld ein Mehr von 10 mal 3 Thlr. = 30 Thlr. Mithin überstieg der Rohertrag bei gleichen Aufwandskosten von dem übererdeten Stücke den Rohertrag von dem nicht übererdeten Stücke um 83 Thlr. in zwei Jahren

Anagramm.

Wenn Keim um Keim dem ersten Morgenkusse
Der Frühlingssonne froh entgegenlacht,
Werd' ich von allen, die im warmen Gruße
Des Lenzes grünen mit verjüngter Pracht,
Wohl zu den letzten auf den Fluren zählen,
Und keine Hand wird mich zum Sträußchen wählen.

Du gehst an mir vorbei, ob auch von Thränen
Gebeugt mein Haupt den flücht'gen Fuß Dir streift,
Doch mag Dein Auge mich unscheinbar wähnen, —
Der Sommer naht, da quillt's in mir und reift
Und bringt, was in dem täglichen Gebete
Des Herrn Dein Mund am Eifrigsten erflehte.

Ich welke, doch auch Deine Blüthen weichen
Die Locke graut, es bleicht der Wange Roth,
Und, was ich nach Vertauschen zweier Zeichen
Bedeute, fühlst Du, daß zu werden droht
Der Sehne Kraft, des Geistes mächt'ge Schwinge,
Und Du verfällst dem Ende aller Dinge.

Dann pflanze ich an Deinem stillen Grabe
Mich wieder auf in voriger Gestalt: —
Wenn längst verwelkt die letzte Liebesgabe,
Wenn Glockenton und Freundeswort verhallt,
Dann soll Dein Geist bei lauer Weste Rauschen
Versöhnt noch meinen sanften Weisen lauschen.

Auflösung der Charade in Nr. 137:
Faden — Nadel.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 141. Speyer, Samstag, den 25. November 1871.

Das Unglückskind.

Eine Erzählung aus dem Emsland von E. v. Dincklage.

(Fortsetzung.)

II. Zehn Jahre.

Wenn Mamsell Holter voraussetzte, die sündige Natur des trunkfälligen Postillons und des arbeitsscheuen, weiblichen Kegeljungen würde in der dritten Generation bedeutend gemildert und leitungsfähiger sein, so warf der jugendliche Tobias Spahn, alias Unglückskind, die allbewährten, reichen Erfahrungen der würdigen Posthalterin gänzlich über den Haufen. Sie wagte die Erklärung, der flüchtige Bartputzer habe dem Söhnchen wieder eine neue Erbsünde hinterlassen; am liebsten aber redete sie gar nicht von der Postillonsfamilie. Ja, mitunter kamen ihr Zweifel, ob man überhaupt die Natur austreiben könne? Sie wurde schwankend in ihrer Mission und zwar bemerkte sie, daß ihre eigene Natur dann und wann ganz vernehmlich anklopfte.

Wenn Mamsell nicht von dem Unglückskind redete, so that es dagegen die ganze Umgegend. Er war in Hüsingen der Hecht im Karpfenteich der ABC-Schule und keine Woche verging, ohne daß man Sonntags nach der Kirche neue Streiche von Drüken's Enkel und Pflegekind zu berichten hatte. Obwohl Tobias schlechtweg „Unglückskind" genannt wurde, war kaum eine glücklichere Zusammenstellung körperlicher und geistiger Gaben bei einem zehnjährigen Knaben denkbar. Daß die letzteren nicht zu Nutz und Frommen der Nachbarschaft angewendet wurden, war freilich für diese unangenehm. Um keinen Preis würden die Dorfkinder Montags die Schule versäumt haben; denn der Schulmeister pflegte ausnahmslos einen oratorischen Vortrag an Tobias Spahn zu halten, welcher für die Schüler so interessant war wie eine Theatervorstellung.

„Tobias Spahn!" klang es nach dem Morgengesang, während dessen die Spannung, „ob was komme" und „was es heute sei", die jungen Seelen bereits um alle Andacht brachte. Auf den Anruf erhob sich von einem der alleruntersten Plätze ein blühender, schöner und kraftvoller Junge mit großen, lachenden, blauen Augen und langen braunen Haaren. Er reckte sich vor dem Schulmonarchen so hoch es ging auf und sagte mit heller Stimme und durchaus unbefangen: „Guten Morgen, Herr Magister!" Tobias lernte zwar so gut wie gar nichts, aber das Hochdeutsche sprach er besser als alle anderen Kinder, und er konnte jedes Lied, Deutsch oder Latein, alsbald auswendig, wenn er es nur einige Male gehört hatte. Dieser Umstand, so wie seine Kraft und Verwegenheit flößten den Dorfbuben großen Respect ein.

„Tobias Spahn, ungerathener Knabe, Du wirst Deinen Lehrer in's Grab und Dich selbst an den Galgen bringen, wenn Du Dich nicht alsbald besserst! Man hat mir folgende Bosheiten berichtet und ich frage Dich, ob Du, wie es behauptet wird, der Thäter seiest: Erstens und schlimmstens ereignete sich am heiligen Sonntagabend eine Missethat. Als Jungfer Sabina, des Herrn Pfarrers Köchin, ihr in Ehren ergrautes Haupt zur wohlverdienten Nachtruhe niederlegen wollte, da fand sie in ihrem Bett auf der verschlossen gewesenen Bodenkammer — drei junge Ferkel!"

„Ja, Herr Magister, es ließ sich auf eine kalte Nacht an, die Thierchen dauerten Einen, so erbarmte ich mich des Viehes, steckte es in einen Sack, stieg auf des Herrn Pfarrers Paradiesapfelbaum, von da in das offene Kammerfenster der Jungfer Bine und legte die „Biggen" so gut und leise in's Bett, als ich nur konnte."

„Zum Andern", fuhr der Schulmeister mit grimmem Anstand fort, indeß die anderen Kinder sich anstießen und kicherten, „zum Andern hast Du die unschuldigen und höchst unmündigen Zwillingskinlein des Schneiders in die Behausung Deiner Großmutter gelockt und ihnen ihre weißen Haare mit Tinte schwarz gefärbt."

„Ja, Herr Magister, ich schenkte ihnen die Pflaumen, welche meine Mutter mir vorige Woche gab, und sie saßen ganz still dabei; es läßt sie doch besser, als das lichte Haar!"

Man konnte keinen sorglosern Sünder sehen als das Unglückskind, er betrachtete seine Unthaten als eine angenehme Unterbrechung des Lernens, das er überaus verabscheute und sorgsam vermied, war indeß viel zu unerschrocken, um jemals seine üblen Streiche zu leugnen, wenn sie entdeckt wurden. Manche wurden

aber nie entdeckt oder wenigstens nicht verrathen, weil man einem zehnjährigen Schlingel nicht so viel treffende Phantasie zutraute. Ein Bauer Hüsingens z. B., der das Unglückskind mehrere Male gefaßt und geschlagen hatte, mußte bei besonders hoher Fluth viel von den Ueberschwemmungen der Ems leiden und beschloß demzufolge, sein altes Haus durch ein neues zu ersetzen, das auf einer Sandhöhe erbaut wurde. Die „Haushebung" oder „Hausrichte" ging mit aller Feier von Statten, da der Bauer ein wohlhabender Mann war. Bei einer Hausrichte wird unter dem Beistand der Nachbarn und Freunde das ganze Holzwerk des Hauses so hingestellt, daß die leeren Zwischenräume der Balken nur noch durch Mauer- oder Fachwerk (ein mit Lehm verklebtes Geflecht) ausgefüllt, so wie Thüren und Fenster, wie Bedachung eingefugt und aufgedeckt zu werden brauchen. Die hilfreichen Nachbarn trinken an solchen Tagen eine unglaubliche Menge Branntwein, und sind größtentheils mehr wie heiter, wenn gegen Abend sich über den Dachsparren an der Giebelseite der bunt bebänderte Tannenbusch erhebt, unter welchem, verheißungsvoll für den Wohlstand des neuen Hauses, ein hölzerner Schinken hängt. Der Zimmermann redet jetzt etwas unter diesem Emblem auf die Untenstehenden hinunter, das Niemand verstehen würde, selbst wenn die Rede mehr Sinn hätte, als dies der Fall ist. Herabgestiegen, werden der Hausbesitzer und die Hauserbauer von den jungen Mädchen der Nachbarschaft mit einer Krone aus Flittergold und buntem Papier beschenkt, so wie mit langen, weißen Thonpfeifen, die in ähnlicher Weise ausgeputzt sind. Abends hat der Hausbesitzer eine Festlichkeit mit Tanz und Branntwein zum Besten zu geben, die man „Kronenbier" nennt. Der Feind unseres Tobias gab sein Kronenbier. Um Mitternacht füllten Rauch, Staub und Qualm jeder Art die ohnehin nicht sehr luftige Tanzkammer und die Violinen wurden nahezu vom Geschrei der erregten Vergnüglinge übertönt. Auf einmal verstummt der wüste Lärm, die erhitzten Gesichter nehmen einen dumm entsetzten Ausdruck an, bis nach kurzem Verstummen Alle zur Hausthür drängen, von welcher aus man das neue Hausgerüst auf der Höhe im Mondenschein liegen sieht — und sonderbar! der grüne Tannenbusch wiegt sich hoch über dem Giebel wie eine leuchtende Feuergarbe; wenn der Wind vorüberzieht, regnen die Funken durch die Sparren nieder und nach etwa zehn Minuten neigt sich das brennende Stämmchen, nimmt einen ungeheuern Schwung und — ist verschwunden! Ein so schrecklicher Spuck war noch nie in Hüsingen gesehen worden, die Dorfschönen klammern sich an ihre handfesten Tänzer und wollen diese verhindern, an den Schauplatz des Ereignisses zu eilen; diese schleudern in unbändiger Neugier die liebevollen Fesseln ab, ergreifen Messer, Besen, Spaten, kurz, was sich eben findet, und rücken, selb zwanzig, muthig hinaus zum Neubau. Richtig, der Busch ist fort, als ob ihn und den Schinken die Erde verschlungen hätte; nur hie und da glimmt noch ein Zweiglein im thaufeuchten Grase —! Die Freude des Kronenbiers war dahin, aber ein kleiner Schlingel freute sich umsomehr, er kroch zu seiner Großmutter in's Bett und sagte flüsternd: „O, Bestmutter, die Gesichter hättet Ihr sehen sollen, als sie Alle an der Hecke vorüber kamen, hinter welcher ich in dem Erdäpfelfelde saß — na, das neue Haus ist dem Bauern durch diese Vorgeschichte verleidet!"

„Wie machtest Du's denn, Du Teufelskind?"

„Weißt Du, als ich neulich Mutter Kläre besuchte, kaufte ich mir Schwefel in der Apotheke und machte davon einen langen Schwefelfaden, den band ich, als die Leute fort waren, an die Tanne da oben, nebenbei noch ein Tau, welches die Bauleute vergessen hatten. Wie es zwölf schlägt, zünde ich den Schwefelfaden an und als ich merke, daß die betrunkenen Kerle sich heranwagen, reiße ich das Bäumchen herunter und werfe es über die Hecke, ich selbst krieche rasch hinterher — aber es war kalt draußen, Bestmutter."

„Paß' nur auf, daß sie Dich nicht fangen, mein Sohn! Uebrigens gönn' ich's ihnen Allen, daß so ein Kind den weisen Leuten „den Geck anscheert" (sie zum Narren hat). Jeder Vogel singt nach seinen Federn — Du hast meine Natur."

Obwohl das neu errichtete Haus alsbald derart in den Ruf kam, daß es auf einem Flecken Erde stehe, den die „Olles" oder Erdgeister beanspruchten und die Bäuerin sich nie dazu verstand, in dasselbe einzuziehen, sondern vorzog, nöthigenfalls unter dem bisherigen Dache elendiglich zu ertrinken: so wurde der Spuk doch nicht an dem Unglückskind, dem Vertreter der bösen Erdgeister, gerochen. Dagegen aber schnob die in ihren zartesten Gefühlen gekränkte Jungfer Sabina Rache. Sie versalzte dem hochwürdigen Pfarrer durch mehrere Tage die Suppe, setzte ihm Speisen vor, die ihm zuwider waren und braute den abscheulichsten Kaffee von der Welt. Der geistliche Herr wagte eine bescheidene Klage; doch Sabina brach in Thränen aus und winselte:

„Ja, ja, jagt mich aus dem Dienst, Herr Pastor; ein Kinderspott, wie ich es bin, gehört in's Armenhaus. Zeigt den Buben, daß sie das Recht haben, Sonntags die Ministranten in der Sacristei an den Chorhemden zusammenzunähen, in's Schloß der Kirchthür ein Zündhütchen zu stecken, so daß die Magd des Küsters, wenn sie zum Morgenläuten aufschließt, beinahe den Tod von dem gräulichen Knall hat, laßt andächtigen Frauen, wenn sie sich nach der Kirche auf der Feuerkiele die Füße wärmen, Poggen (Frösche) in die Holzschuhe stecken, auf welche die armen, alten Mütter dann treten, — o, ich könnte mir den Athem ausreden, wollte ich alle Thaten der tugendhaften Schlingel wiederholen, welche der Herr Pastor und der Magister zu Christen erziehen!"

„Aber", fragte der alte Herr ungeduldig, „was willst Du denn, das geschehen soll? Der Junge hat für seine Kinderei nachgesessen und versprochen, dergleichen nicht wieder zu thun."

„Was geschehen soll? Ich bin öffentlich beschimpft, ich will öffentliche Bestrafung."

„Oeffentlich?" wunderte sich der Pfarrer; „ich denke, die Thierchen steckten in Deinem Bett?"

„Aber die ganze Gemeinde weiß es“, schluchzte die Jungfer überlaut, „und ich werde nicht eher meine Gedanken für meine Pflicht haben können, bis der Junge, dieses wahre Unglückskind, diese Kukuksbrut, bestraft ist vor Land und Leuten!“

So Jungfrau Sabina. Abends saßen Pfarrer und Schulmeister in geheimer Berathung zusammen. Die Tabakswolken wirbelten dichter und dichter gegen die Decke; aber das entscheidende Strafverfahren blieb unentschieden.

„Erstlich“, sagte der Magister, „hat die Postillons-Drüke ein vermaledeites Mundwerk und wird mir die ganze Bevölkerung auf den Hals hetzen, meine Ehefrau wäre ihres Lebens nicht mehr sicher vor der Alten; zweitens ist an dem Jungen so etwas Besonderes, daß man alle seine Bosheiten gleich wieder vergißt.“

„Eben um dieses Besonderen willen müssen wir ihn strafen“, beharrte der Pfarrer; „die Wege der besondern Menschen gehen immer hart am Abgrund vorüber und auf uns Zwei fällt dereinst die Verantwortung, das junge Reis nicht gebunden zu haben zur Zeit, da es noch biegsam ist.“

Es wurde nach vielen neuen Vorschlägen beschlossen, an dem nächsten Sonntag solle Tobias an der Kirchenthür stehen, auf der Brust ein Schild mit der Inschrift: „Tobias Spahn, welcher den Sabbatsfrieden störte!“

Es war die mildeste Strafe; aber dennoch eine sehr demüthigende und öffentliche. Der Magister übernahm es, dem Delinquenten die über ihn verhängte Buße unter vier Augen mitzutheilen, um ihm die Auskunft zu lassen, selbst Jungfer Sabina's Herz zu erweichen, damit diese ihn seiner Strafe entbinde und Gnade für Recht ergehen könne. Diese Rechnung war indeß ohne Tobias gemacht. Der Kleine zeigte nicht die mindeste Neigung, mit Jungfer Sabina ein glimpfliches Abkommen zu treffen, sondern entgegnete einfach: „Herr Magister, ich werde Sonntag nicht an der Kirchthür stehen!“

Worauf der Präceptor, äußerlich grimmig, innerlich erleichtert: „Das wird sich finden, Bursche!“

Des Magisters Lebensgefährtin packte sofort ihre Sachen, um bei Drüke's Annäherung mit ihren jüngsten Kindern zu ihren Eltern flüchten zu können, indeß ihr Gatte das Haus der Postillonswittwe, so wie das Unglückskind überwachen ließ. Nichts Verdächtiges zeigte sich. Drüke sang den „Malbrook“, ein altes holländisches Tanzlied, und der Junge lungerte mit zwei Slowakenknaben umher, die ihre Mausefallen und Drahtarbeiten an den Thüren feil boten. Das war nicht auffallend; es kam, seitdem Tobias laufen konnte, kein Hausirer, Scheerenschleifer, Musikant oder Bärenführer in's Dorf, dem sich das Unglückskind nicht beharrlich anschloß, er verständigte sich mit Allen und lernte mit Geschick ihre Handgriffe und Redensarten. Wie lernscheu Tobias war, er hatte eine geschickte Hand und einen anstelligen Kopf, so daß er schon manchen „Stüber“ (Mariengroschen) verdient, er raspelte Holzbesen trotz eines ungarischen Schweinehirten, seine vogelscheuchenden Klappermühlen standen sogar in den Erbsenbeeten benachbarter Gemeinden mit bestem Erfolg; Drüke's Stolz aber waren die Spazierstöcke, an denen Tobias einen Katzenkopf oder einen offenen Rachen ausschnitzte. Ja, Drüke war überhaupt stolz auf den Jungen; wie sie meinte, weil er ihr gliche, eigentlich aber, weil er das erste Geschöpf war, das ihrem Willen siegreich Widerstand leistete. Dieser Widerstand vollzog sich nicht durch kindisches Schreien, Toben und Murren, nein, es war eine lachende, tändelnde Selbstbestimmung, die daherflatterte wie eine Schneeflocke und festsaß wie ein Schrotkorn. Tobias umging die wortreichen Schwächen seiner Großmutter, wie man einen Fels umschifft, an welchem sich die Meereswogen brechen; Kinder gewöhnen sich an ewiges Reden wie an Mühlengeklapper.

„Es ist mein Junge“, sagte Drüke, „und jede Mutter lobt ihre Butter!“

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Freiburg. Der „Confedéré“ bringt über den am 18. Nov. in einem Droguenmagazine gegenüber dem Hotel Mercier ausgebrochenen Brand folgende Details: Das Feuer war entstanden in einer Petroleumtonne und hatte sich in einem Augenblick allen brennbaren Stoffen im Magazin mitgetheilt. Ein scharfer, erstickender Geruch verbreitete sich um den Herd der Flammen und machte denselben unzugänglich. Als man nach dem Ort des Unglücks eilte, bot sich den Zuschauern ein entsetzlicher Anblick dar. An einem Fenster des zweiten Stockes des in Flammen stehenden Hauses erschienen zwei Kinder und eine Frau, eine Magd im Hause, welche ihre Arme um Rettung gegen die entsetzte Menge ausstreckten. Von Zeit zu Zeit wälzten sich Flammenzungen längs der Facade und zwangen die Unglücklichen, zurückzuweichen; das Innere des Gebäudes war aber bereits ein Raub der Flammen und es gab nur einen Weg der Rettung durch das Fenster. Die Kinder rangen nach Luft; die Frau hob sie eines nach dem andern in den Ruhepausen, die ihr die Flammen ließen, auf die Fensterbrüstung, um sie ein wenig Athem schöpfen zu lassen. Inzwischen versuchten muthige Bürger, den drei vom Feuer umhüllten Unglücklichen Hilfe zu bringen. Aus den Fenstern des Nachbarhauses warf man ihnen ein Seil zu. Die Frau ergreift dasselbe, bindet das jüngere Kind damit fest und läßt es über die Fensterbrüstung herunter; das Kind ist gerettet. In gleicher Weise gelingt die Rettung des zweiten Kindes. Unterdessen haben bereits die Kleider der Frau Feuer gefaßt. Mit dem letzten Rest von Kraft schlingt sie das rettende Seil auch um sich, stürzt sich durch das Fenster und langt mit verbrannten Händen und Gesicht bei den geretteten Kindern an. Um halb neun Uhr hatte der Brand begonnen, gegen Mittag war man mit ungeheuren Anstrengungen des Feuers Meister geworden, ohne daß dasselbe mehr als zwei Häuser zerstören konnte. Durch ein einstürzendes Kamin wurden zwei Feuerwehrleute von hier verletzt. Leider ist auch der Verlust von drei Menschenleben zu beklagen; es sind nämlich drei Kinder in den Flammen umgekommen. Das eine derselben, ein Bruder derjenigen, welche gerettet wurden, war beim Ausbruch des Brandes verschwunden. Zwei andere, im Alter von 4 oder 5 Jahren, befanden sich allein im dritten Stock des zuerst vom Feuer ergriffenen Hauses nnd das Unglück wollte, daß man sich erst an diesen Umstand erinnerte, als es zu spät war. Nach dem Erlöschen des Feuers fand man die verkohlten Ueberreste der drei armen Opfer. Zwei der Unglücklichen gehörten der gleichen Familie an. Für die heroische Magd, welche die Kinder aus dem

zweiten Stock rettete, ist sofort beim Stadtkassier eine Subscription eröffnet worden, um ihr ein Andenken an ihre edle That zu verschaffen.

Paris, 19. Novbr. Der Schwurgerichtshof des Departements Seine et Marne verhandelte am 14. d. gegen den 25jährigen Gärtner Bertin, welcher am 25. August d. J. in dem Dorfe Chelles bei Lagny den in dem Hause seines Brodherrn einquartirten preußischen Feldwebel Krafft erschlagen hatte. In seiner gerichtlichen Vernehmung sagt der Angeklagte: Ich war von Haß gegen die Preußen erfüllt; als ich Krafft an mir vorübergehen sah, erwachte dieses Gefühl in mir mit neuer Stärke und ich beschloß, ihn zu tödten. Präsident: Hatten Sie ein Aergerniß mit Krafft? Angekl.: Nein, aber es hatte mir geschienen, als ob er Obst in unserm Garten gepflückt hätte, und er hatte meinem Herrn gesagt, daß ich der Schuldige wäre. Präs.: Hatten Sie die Absicht, ihn zu tödten? Angekl.: Ja wohl, Herr Präsident. Präs.: So handelt kein Franzose; wie grausam auch unsere Feinde gewesen sein mögen, die Franzosen rächen sich nicht durch Meuchelmord. — Die Geschworenen fällten ein freisprechendes Urtheil und Bertin wurde sogleich in Freiheit gesetzt. (K. Z.)

Paris, 17. Nov. In Paris stehen in diesem Augenblick nicht bloß 14,000 Wohnungen leer, sondern der französischen Hauptstadt wird es überhaupt schwer, ihr früheres heiteres und glänzendes Aussehen wieder zu gewinnen. Im Vergleich zu früheren Zeiten ist dasselbe besonders Abends still und düster zu nennen. Was man sehr vermißt, ist die ehemalige so großartige Erleuchtung der Läden und Straßen. Die ersteren suchen Ersparnisse zu machen und zünden fast alle nur den dritten Theil ihrer Gaslampen an. Von den Straßenlaternen werfen die, welche angezündet werden, viel weniger Licht wie früher, und ein Drittel zum wenigsten wird gar nicht angesteckt. Von Mitternacht an hat Paris nun gar ein trauriges Aussehen. In allen Hauptstraßen wird dann die Hälfte der brennenden Laternen ausgelöscht und die kleinen bleiben ganz unerleuchtet. Die Dunkelheit, in die man Paris versetzt, verschafft jedenfalls der Stadtverwaltung Ersparnisse; sie nützt aber auch dem Raubgesindel, welches sich des Nachts auf den Straßen herumtreibt, und die nächtlichen Angriffe auf Personen und die Diebstähle sind zahlreicher, als sie es seit Menschengedenken waren. (K. Z.)

---

* Die Lösung der Preisaufgaben in Nr. 135.

Die Preisaufgaben in Nr. 135 der Palatina hatten sich auch diesmal wieder zahlreicher Auflösungen und Auflösungsversuche zu erfreuen. Viele unserer alten Räthselkunden sind beim Wettkampfe wieder erschienen, andere haben wir diesmal vermißt, darunter Fräulein Rosalie Englert von Edesheim, welche, sonst immer unter den Auflöserinnen, nun aber in der Blüthe und Schönheit der Jugend vom Typhus dahingerafft und am letzten Mittwoch in den Schooß der mütterlichen Erde gebettet wurde.

Unser Räthseldichter selbst wurde uns inzwischen nach dem schönen Elsaß entführt, wo er einen seinen Anlagen und Neigungen entsprechenden schönen Wirkungskreis gefunden hat. Doch bleibt ihm hoffentlich noch Muße genug, um auch fernerhin die Leser der Palatina mit seinen stets willkommenen Gaben zu erfreuen.

Im Ganzen sind 60 Lösungen und Lösungsversuche eingelaufen. Richtig gelöst haben beide Räthsel folgende Herren und Damen, deren Namen wir hier nach der Reihe des Einlaufs folgen lassen: 1., HH. L. u. A. Gérard in Speyer, 2., Hr. Hupp in Kaiserslautern, 3., Frau Karoline M., geb. K., in Speyer, 4., Hr. K. Perron in Frankenthal; 5., Hr. K. Starck in Frankenthal; 6., Hr. Nolze in Dürkheim; 7., Hr. Keller, Postexp. in Landstuhl; 8., Hr. Stadtschreiber Fischer in Frankenthal; 9., Herm. Lombardino, „angehender Lateiner und Schmetterlingsjäger" in Göllheim; 10., Frau Ottilie Ochs, geb. Henle in Frankfurt a/M.; 11., Frau Eleonore Arnold in Zweibrücken; 12., Hr. W. Morvilius in Germersheim; 13., Hr. Sch. in Germersheim; 14., Elise Böllinger in Kirrweiler; 15., Frau E. M. in Thaleischweiler; 16., Hr. Aug. Leibrecht in Hagenbach; 17., J. B. B. in Kirrweiler; 18., die HH. F. Berny, Buchhalter bei der Hauptkasse der Pfälz. Bahnen, Henrich, Assistent, Schmeltzer, Buchhalter in Ludwigshafen; 19., Hr. Lehrer Simon in Neupfotz; 20., Hr. Gust. Schwaab, Lehrer in Wörth a/Rh.; 21., Fräulein Lina Meßemer in Neidenfels; 22., Casino-Gesellschaft in Haßloch; 23., Hr. Einnehmer Helferich in Meckenheim; 24., „Eine Pfälzerin in Isar-Athen"*); 25., Hr. Lehrer Göhring in Flomersheim; 26., Hr. Notariatsgehilfe Henkel in Dirmstein; 27., HH. Christoph u. Peter Eymann in Quirnheim; 28., Hr. ? (Name unleutlich) in Edenkoben; 29., Frl. L. St. in Sp.; 30., Fräulein Franziska Rebmann in Rödersheim; 31., Hr. Friedr. Reithmayr, Lehrer in Niederhochstadt; 32., Frl. Elise Kremp in Lohnsfeld; 33., Hr. A. Firmery in Altheim; 34., Frau Mantel in Hinterweidenthal; 35., Frl. Fanny und Louise Habermann in Kandel; 36., Hr. A. Abam in Landau; 37., Frl. Lina Hertel in Germersheim; 38., Frl. Lenchen Kunz in Neidenfels; 39., Hr. Aug. Lukteig in Pirmasens; 40., Hr. Stud. Val. Herdel in Würzburg; 41., Hr. Lehrer Feth in Neupfotz; 42., Hr. Frohnheiser ebendaselbst; 43., Hr. Lehrer O. Karch in Steinfeld; 44., Hr. Aug. Keiler in Oberhochstadt; 45., Frl. Rosa Weidmann in Weyher; 46., Hr. Lehrer J. Folz in Spesbach; 47., Hr. Heinrich Heene in Haßloch; 48. Hr. A. Hupperth, Seminarist in Speyer; 49., Hr. Lehrer Stamer in Dirmstein; 50., Hr. J. Krapp, Schüler der Oberclasse des humanistischen Gymnasiums in Speyer; 51., C. Häuser, Schüler der III. Classe des humanistischen Gymnasiums; 52., Hr. Fr. Kieffer in Lemberg; 53., Frl. Lina Zimmerle, in Winnweiler; 54., Hr., Wilh. Kettner, Junker im 9. Inf.-Regt. in Germersheim; 55., Hr. Storck in Oggersheim; 56., Hr. H. B. in Feilbingert; 57., Hr. Einnehmer Oehl in Burrweiler; 58., Frau v. Traitteur in Zweibrücken; 59., Fr. A. W. in Kusel; 60., Hr. Buchbinder Lützel in Pirmasens.

Außerdem wurde das erste Räthsel noch richtig gelöst von 37 Herren und Damen. Das erste heißt nämlich Spinnerinnen. Statt dessen wurde auch gerathen: Spinnstube, Spanferkel, Vogelhecke u. s. w.

Das zweite Räthsel heißt Schleier und Schlesier. An 30 Lösungen lauteten statt dessen auf Sachen und Sachsen, was jedoch deßhalb nicht richtig sein kann, weil die Wahl der Vier auf „etwas Hübsches", also auf etwas Besonderes und nicht im Allgemeinen auf „Sachen" fiel. Eben so unrichtig ist Schleier und Schleizer. Das Ländchen Schleitz wird nämlich mit tz geschrieben; es darf aber nur ein Zeichen, nicht zwei (tz) in das Wort Schleier gesetzt werden. Richtig ist demnach nur Schleier und Schlesier. Statt diesen beiden Worten verfielen einige Lösungen auch auf: Ohrringe und Lothringen, Manschetten und Manschuetten, Geranien und Germanien, Fransen und Franken, Biber und Bieber, u. s. w.

Auch Auflösungen in poetischer Form sind uns wieder zugekommen, darunter eine launige von einer Pfälzerin aus Isar-Athen (München). In einer solchen Lösung von schöner Hand wird auch der Wunsch ausgesprochen, daß der Räthseldichter die Leser und Leserinnen öfter wieder mit Preisaufgaben erfreuen möge — ein Wunsch, dem wir uns hiemit anschließen. Den Preis, Schiller's sämmtliche Werke erhielt durch das Loos: Fräulein Elise Kremp in Lohnsfeld.

*) Die Gratulation an den Räthseldichter haben wir bestellt. Die Red.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 142. Speyer, Dienstag, den 28. November 1871.

Jüngstes Rolandslied.*)

Von **Alex. Kaufmann.**

Einst lud im alten Speyer —
 Warm lag der Sonnenschein —
Zu froher Abendfeier
 Ein Mann sich Gäste ein.
Sie saßen in der Laube Zier,
 Vom Abendgold umleuchtet,
Und tranken braunes Bier.

Es war kein schlimm Getränke,
 Doch heute ging's nicht ein:
„Herr Wirth, wenn ich's bedenke,
 Wir tränken besser Wein!
Euer Garten blüht so maienhaft:
 Hierhin gehört Liäus,
Nicht St. Gambrini Saft!

Müßt's nicht für ungut nehmen,
 Verehrter Herr Roland!"
Der d'rauf; „„Ich sollt' mich schämen,
 So schlimm ist's hier bewandt.
Mein Keller trägt ein Trauerkleid —
 Wer führt auch guten Keller,
Geht durch das Land solch' Leid?

Und doch es kann gelingen:
 Gebt Ihr ein gutes Wort,
Wollt' ich ein Tränklein bringen,
 Das hier erwuchs am Ort:
In meinem Keller herbergt ja
 Ein wunderseltsam Fäßlein —
Hört, wie's damit geschah!

Kurz nach dem Schreckenstage,
 Der uns're Herrlichkeit
Geknickt mit einem Schlage,
 Ging ich, das Herz voll Leid,
Und sah mir die Zerstörung an
 Und flucht' in tiefster Seele
Dem fränkischen Tyrann.

Die Stadt, d'rin Kaiser ruhten,
 Was war sie? Trümmerhauf!
Noch rannten Feuersgluthen
 Die Gassen ab und auf.
An diesem Platze war's ringsum
 Vor Allem traurig, schaurig,
Vor Allem öd' und stumm.

Sein Eigner war gestorben,
 Vom Sohn für g'ringes Geld
Hab' ich den Raum erworben,
 Dies Haus dann hingestellt,
Als ich den Garten umschuf, fand
 Ich drin zwölf Rebenstöcke,
Fruchtschwer, trotz Schutt und Brand.

Die Reben ließ ich stehen,
 Die Trauben preßt' ich ein,
Und heute will ich sehen,
 Ob wohl ein guter Wein
Aus Blut und Brand erwachsen kann?
 Kommt mit hinab zum Keller —
Mein Fäßlein stech' ich an.""

Neugierig stieg zur Tiefe
 Das plaudernde Gelag.
Der Wein, als ob er schliefe,
 Im braunen Röcklein lag;
Doch als er in die Becher floß,
 Weiß Gott, daß er erwachte,
Der schäumende Genoß!

Welch wundersames Düften
 Dem Fäßlein sich entrang!
Hell klang's in allen Lüften —
 Der Geist des Weines schwang
Erlöst sich aus der langen Haft,
 Mit jauchzendem Entzücken,
Mit voller Jugendkraft.

Und Glas auf Gläslein leerten
 Die Gäste, Krug auf Krug,
Die Weiblein selbst begehrten,
 Trinkmuthig, Zug auf Zug;
Des Kellers alt Gemäuer scholl
 Vom fröhlichsten Gesange,
Der toll und toller schwoll.

Da ruft der Bürgermeister
 Und schwenkt dabei den Hut:
„Der Wein belebt die Geister,
 Weckt Lust und Uebermuth.
Heut' Nacht drück' ich ein Auge zu,
 Wenn Ihr nach Hause taumelt
Und stört der Bürger Ruh'."

Es jauchzten selbst die Frauen,
 Froh lauschte Herr Roland:
„Dich, Reblein, will ich bauen,
 Erblüht in Schutt und Brand!
Es ist aus Tod und Graus und Nacht
 Viel Herrliches entsprossen:
Der Trank und seine Pracht!

Getreu will ich Dich pflegen,
 Du mehrest mir das Haus,
Dich sucht man allerwegen —
 Klar seh' ich es voraus:

*) Aus „Unter den Reben", Lieder von Alexander Kaufmann. Berlin, Lipperheide.

Ich bin, wenn nur ein Jahr verrollt,
Der reichste Mann in Speyer,
Dem Alles schatzt und zollt!

Es wuchs aus schlimmstem Sterne
Mein ungeahntes Glück,
Und doch, wie gern, wie gerne
Gäb' Alles ich zurück,
Ständ' noch die hochberühmte Stadt,
Ständ' noch das alte Speyer,
Wie's einst gestanden hat!"

Das Unglückskind.

Eine Erzählung aus dem Emsland von E. v. Dincklage.

(Fortsetzung.)

Man konnte keine sorglosere, zufälligere Haushaltung sehen, als die im Spieker; für keine Mahlzeit, für keine Einrichtung gab es bestimmte Stunden. Die Bewohner lebten im Schatten der trefflichen Hüsinger Gemeindeordnung ein Zigeunerleben und eine Zukunft schien kaum für die Zwei zu existiren. Der Magister erfuhr zu seiner und des Pfarrers Genugthuung, daß die Alte und der Junge in Nichts von ihren Gewohnheiten abwichen und den morgenden Strafact nicht so ernst aufzufassen schienen. Jungfer Sabina's Gesicht glättete sich mehr und mehr und der Eierkuchen war Samstag Abends tadellos, der Tag der Vergeltung sollte ja endlich heraufdämmern! — Ja, er dämmerte herauf und Jungfer Sabina schlief sanfter denn seit lange den Schlaf der Gerechten — da donnerte und polterte es gegen die verriegelte Hausthür, der Haushund bellte wüthend und über allem Lärm trompetete die durchdringende Stimme der Postillons-Drüke: „Mein Kind, mein Unglückskind ist fort! Jungfer Sabina hat meinem Jungen ein Leids angethan!"

Des Pastors Zipfelmütze, sowie des Caplans verwirrte Haare wurden an verschiedenen Fenstern sichtbar, die beiden Würdigen strebten vergebens, sich auch vernehmbar zu machen. Der Hund erstickte beinahe vor lauter Gebell und Geheul und Ingrimm, und Drüke kreischte, als wollte sie die Mauern des Pastorats niederreden. Endlich krachte das Schloß der Thür, der Hund erschien mit gesträubten Haaren und glühenden Augen, dann wurde in dunkelbraunen Nachtgewändern Jungfer Sabina sichtbar, worauf das Schreien und Bellen so gräulich anschwoll, daß sich die Dorfbewohner in ihren Betten bekreuzten und die Vögel, welche im Weinspalier und den Apfelbäumen geschlafen hatten, entsetzt von dannen flohen.

Von dem Sabbatsfrieden dieses Sonntags ist nicht viel zu rühmen; Jungfer Sabina bekam ihre Magenkrämpfe und Drüke wanderte, einen großen Stock in der Hand, einen Gendarmen zur Seite, der holländischen Grenze zu, ihren Enkel wieder zu suchen, die Slovaken hatten ihren Weg dorthin genommen und vermuthlich Tobias mit sich. An der Grenze kehrte der Haltefest um und nach zwei Tagen kam auch Drüke ohne ihr Unglückskind zurück.

Wohl selten sind in einem anspruchslosen Kirchdorfe und in einer Spiekerfamilie so viele aufregende Ereignisse vorgekommen, als in Hüsingen und bei den Postillonsleuten. Kaum hatte man die Flucht des Unglückskindes ein wenig vergessen und begann, sich der herrschenden Dürre zuzuwenden, mit gelegentlicher Abschweifung auf die Schweinebräune, da — entfloh nicht etwa wieder Jemand; nein, es kam im Gegentheil der vor mehr denn zehn Jahren entflohene Barbiergehilfe Spahn wieder! Und wie kam er? Gleich einem großen Herrn mit der Post, bekleidet mit einem tadellosen Tuchrock und einem ditto Ueberzieher, begleitet von einem Koffer, dessen Gewicht auf 30 bis 40 Pfund angeschlagen wurde. Ganz Hüsingen staunte. Spahn aber redete mit Niemandem, sondern ging sofort dem Sträßchen zu, wo Drüke wohnte. Als es so todtenstill im Spieker war, mußte er denken, Alles sei ausgegangen oder gestorben; er blickte erst durch's Fenster hinein und öffnete dann die Thür.

Still war es im Spieker, Drüke sang und pfiff nicht mehr, seit das Unglückskind fort war; sie saß stundenlang träumend am Feuer und ließ die Welt ihren Gang gehen. Sie war die Einzige in Hüsingen, welche sich nicht wunderte, daß ihr Schwiegersohn daher kam, um die Kläre zu holen und ihr ein gutes Leben zu bereiten. Spahn hatte seit Kurzem das rentable Geschäft seines Vaters geerbt, welcher nichts von des Sohnes Heirath mit einem armen Dorfmädchen wissen wollte, und jetzt sollte Kläre es gut haben; aber wo war sie denn?

„Sie dient als Haushälterin beim Einnehmer Backer — geh' zu ihr, sie wird Dir Alles sagen, laß Mutter Drüke allein."

„Habt Ihr mir's verziehen, daß ich davon ging, Mutter?" fragte Spahn an der Thür.

„Ich habe nichts zu verzeihen — laß mich allein!"

Er dachte, sie sei kindisch geworden, und staunte, wie ihn einst ihr lärmendes Gebahren und jetzt ihre Abgeschlossenheit hinaustreiben konnte.

Kläre, welche jetzt eine geachtete Bürgersfrau und Besitzerin eines guten Barbier- und Bürstengeschäfts werden sollte, führte schon seit Jahren Herrn Backer's Haushalt. Backer's semmelblonde Haare waren in den letzten zehn Jahren sehr dünn geworden und sein Haus und seine Blumen machten ihm schon längst keine Freude mehr, seit die Sonne, welche zwei Jahre über ihm und seinem Glücke geleuchtet hatte, für immer untergegangen war. Er trank noch immer seinen Morgenbittern bei Mamsell Holter, er tanzte noch immer mit ihr die Tempêten und Ecossaisen, er ging regelmäßig zu Club und Vogelschießen, aber es war doch eigentlich nichts von ihm dabei, als sein Körper, und nichts tanzte, als die Füße! Es lag zwischen jenem Vogelschießen, wo er Mademoiselle Jos Piccard in das Hüsinger Honoratiorenzelt einführte, und allen jetzigen Festen so viel Freud' und Leid, daß Herr Backer es gar nicht zu Ende denken konnte.

Jos hatte an jenem Sommertage ein nagelneues weißes Mullkleid getragen und war unter dem Schutze der Hüsingen'schen Schuljungfer aufgetreten. Herr

Backer hatte ihr den Arm geboten und dann auf seinem Rockärmel eine Hand in einem wunderkleinen, ganz neuen, kanariengelben Handschuh erblickt, von dem Handschuh schaute er auf in die großen, kindlichen Augen, heute waren sie nicht mehr so schüchtern als früher und Mademoiselle rief fröhlich: „Monsieur Backer, ich 'aben sehr viel Glück gehabt, ich sein lustik wie kleiner Kind, o, wenn mein honnet Eltern könnten sehn mir!" — Einstweilen übernahm es Herr Backer, sie recht gründlich anzuschauen.

Mamsell Holter wechselte trotz ihres unbesiegbaren Vorurtheils gegen die Männerwelt die Farbe, als Backer mit Zoë im Honoratiorenzelt erschien, und blieb den ganzen Abend wortkarg, selbst während des Tanzes. Mitten in einem Schottischen wurde der bis dahin freudestrahlende Backer aber auch bleich und trübe, seine kleine Tänzerin hatte ihm nämlich mitgetheilt: jetzt, wo es ihr zum ersten Mal in Deutschland gefiele, sei sie im Begriff, dasselbe zu verlassen; sie habe ihre Stelle zu Michaelis gekündigt, um in die Schweiz zu einer alten Tante zu gehen, welche, durch einen Lotteriegewinn zu einem hübschen Vermögen gekommen, ihre Nichte Zoë Piccard adoptiren wolle.

Herr Backer forschte, ob Zoë unter keiner Bedingung in Deutschland bleiben werde, und Zoë ward sehr roth und konnte sich keine so zwingende Veranlassung denken; worauf der Steuereinnehmer die Aussicht auf eine Heirath nannte. Die Kleine entgegnete einfach: „Impossible, Monsieur, ich sein arm' Blut!"

Jetzt ließ sich Herrn Backer's Edelsinn nicht länger bändigen, er warf ihr in der Tempête zärtliche Blicke zu, drückte heftig bei allen Begegnungen ihre Fingerchen und trug ihr vor dem Hopswalzer in aller Form seine Hand an. Am folgenden Sonntag führte Herr Backer Mademoiselle Piccard an seinem Arm zur Kirche, in seiner Westentasche pickte die Uhr des verstorbenen Monsieur Piccard als Liebesgabe seiner Verlobten und unter der Uhr klopfte ein glückseliges Herz. Als die Hüsinger Honoratioren aus dem Gottesdienst heimkehrten, fand Jeder derselben auf seinem Tisch eine gedruckte Karte, welche anzeigte:

Zoë Piccard,
Heinrich Backer, Steuereinnehmer,
Verlobte.
La Suisse. Hüsingen.

Die Ehe des Paares war, trotz aller dagegen sprechenden Prophezeiungen, eine unendlich glückliche und wurde das in noch erhöhtem Grade, als den Gatten ein Töchterchen geschenkt war, bei welchem die Tante in der Schweiz Pathenstelle annahm und dem Täufling den Namen Laurence gab. Zoë war eine kleine unermüdete Hausfrau gewesen und hatte spielend ausgeführt, was die Hüsinger Damen mit Aufgebot alles Ernstes und aller wuchtigen Kräfte in's Werk setzten; jedoch nach der Geburt des Kindes waren die Füße, die so gern tanzten und hüpften, gar müde geworden und ein langandauernder Husten warf das zarte Wesen gänzlich darnieder. Backer hatte seine Frau stets als etwas so Außergewöhnliches und Ueberirdisches betrachtet, daß ihn die Furcht, sie zu verlieren, eigentlich von vornherein beherrschte; er erschöpfte Alles, was sich für die Kranke thun ließ und brachte endlich Frau und Kind zur Tante in die Schweiz — von dort kam er allein zurück, Zoë war begraben, die reichgewordene Tante hatte die kleine Laurence zur Pflege und Erziehung übernommen. Schon zu Lebzeiten der verstorbenen Frau Backer war Kläre in's Haus gekommen und Zoë hatte sie ungemein gern gehabt; so wirthschaftete diese denn in Gottes Namen weiter und pflegte ihren verwittweten Herrn, wie sie konnte.

Wäre Spahn einige Wochen eher gekommen, um Kläre und das Kind zu holen, sie hätte noch eine glückliche Frau werden können; aber der Gedanke an das Unglückskind drückte jede frohe Regung nieder und sie konnte nur mit Schmerz nehmen, was sie nicht auch ihm geben konnte. Damals, als er verschwand, da wußte sie, er war daheim wie in der Fremde ein Bettler; aber jetzt, wo ihn ein besseres Loos erwartete, jetzt zerriß es ihr Herz, ihn bettelnd zu wissen. — Nun Kläre wieder zu Ehren gekommen war, überschritt sie zum ersten Mal seit ihrer Heirath wieder die Schwelle der Mamsell Holler. Diese war ungewöhnlich gnädig und sagte: „Ein gut Theil von Deiner Natur habe ich Dir doch ausgetrieben; das mit dem Jungen ist nun Deine und Deines Mannes gerechte Strafe, Ihr entlieft beide Euerer Pflicht, und wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen!"

„Ach, und mein armer Herr!" schluchzte Kläre, „er ist gut wie ein Schaaf und nun wieder so allein!"

Mamsell räusperte sich: „Wenn die Stunde kommt, werde ich ihn nicht verlassen, obwohl — obwohl er eine Mannsperson ist! — Weine nicht, Deine Alte in Hüsingen soll auch nicht verkommen, so lange ich lebe!"

Als Kläre das Haus des Steuereinnehmers verlassen hatte, irrte dieser hilflos durch alle Räume seines grabesstillen Hauses und murmelte: „Nun ist das Letzte fort von meinem einstigen Glücke; ich kann nicht so allein sein, vielleicht thut es die Mamsell jetzt!" Er zog seine Uhr heraus, um zu sehen, ob eine passende Stunde zur Werbung sei, es war die große Uhr des verstorbenen Piccard. Herr Backer stutzte: „Nein, nein!" rief er heftig, — „die Uhr geht treulich weiter, ob Einer nach dem Andern starb und ging, ich will es wie sie machen und still ausharren, bis — bis ich sterbe, oder Gott mir mein Kind wieder gibt, schön, lieb und gut, gleich ihrer Mutter!"

(Fortsetzung folgt.)

Land- und Hauswirthschaftliches.

* Die Düngung mit desinficirten Stoffen. Daß die Bindung des Ammoniaks in der Mistjauche mit Schwefelsäure, oder die Fixirung desselben im Stallmiste mit Gyps Verbindungen erzeugt, die von den Pflanzen als Nahrungsmittel gerne aufgenommen werden, ist durch zahlreiche Versuche außer Zweifel gestellt. Dagegen wird von mancher Seite behauptet, die Desinfection mit Eisenvitriollösung oder Eisenchlorürlauge erzeuge Dungstoffe, die unter Umständen

ungünstig auf das Pflanzenwachsthum wirken müßten. Dies wird allerdings der Fall sein, wenn man ungehörige Mengen von Eisenvitriol anwendet, indem dann leicht eine allzustarke Versäuerung der Dungstoffe eintritt, andererseits aber auch ein Uebermaß von löslichem Eisen nachtheilig auf andere in dem Boden und in den Dungstoffen enthaltenen Pflanzennahrungsmittel wirken müßte. In richtigem Maße angewendet, erlangen durch Eisenvitriol desinficirte Dungstoffe keine übeln, im Gegentheile vortheilhafte Wirkungen, dies ist durch das in der Schweiz seit Jahrzehnten übliche Verfahren, der Jauche Eisenvitriol zuzusetzen, zweifellos erwiesen, wie auch in der Provinz Rheinhessen und vielfach anderwärts angestellte sorgfältige Beobachtungen ergeben haben, daß die mit Eisenvitriol fixirte Jauche namentlich in Weinbergen vortrefflich wirkt. Wie die mit Karbolsäuredesinfection erzeugten Dungstoffe auf das Pflanzenwachsthum wirken, ist durch Culturversuche noch nicht ermittelt; wiewohl indessen anzunehmen ist, daß dieselben keine nachtheilige Wirkung äußern werden (wirkt ja doch der kreosothaltige Ruß auch sehr vortheilhaft) hat doch die höhere landwirthschaftliche Lehranstalt in Worms eine Reihe von Versuchen in Gang gesetzt, deren Ergebnisse Aufschluß über die Wirkung der karbolsauren Dungstoffe gewähren werden. Die einschlägigen Versuche sind zunächst der Reps-, Winterhalmfrucht- und Wiesencultur zugewendet worden und sollen im künftigen Frühjahre vorzugsweise auf den Gemüsebau gerichtet werden.

Miscellen.

Ueber die Torpedoboote berichtet die Fl. N. Ztg. Die deutsche Flotte hat durch die neuen Torpedoboote einen eigenartigen, noch bei keiner Marine eingeführten Zuwachs erhalten. Diese Boote sind nämlich durchaus aus Eisenplatten construirt, welche stark genug sind, um der Besatzung selbst gegen aus nächster Nähe abgefeuerte Kartätschenlagen und Flintenkugeln einen zuverlässigen Schutz zu gewähren. Der Form nach ähneln sie dabei einer Cigarre, in deren vorderem spitzen Ende sich das Steuer und eine in ihrem oberen Theil drehbare Röhre eingefügt befindet, welche letztere eine etwa thalergroße Oeffnung als Ausguck für den Mann am Steuer besitzt. Aus dem hinteren stumpf auslaufenden Theil ragt der Schornstein empor, der zum Schutz wider das Eindringen der Wogen überdeckt und kaum drei Fuß hoch ist. Außerdem liegen in diesem Theil die Räume für das Feuerungsmaterial, die Maschine und der Aufenthaltsort für die Mannschaft, welche aus drei bis vier Köpfen bestehend angegeben wird. Die Länge dieser Fahrzeuge beträgt etwa 40, die Breite wenig über 6 Fuß. Das außer jener Beobachtungsröhre und dem Schornstein allein über dem Wasserspiegel aufragende Deck ist durch einen doppelt starken Panzer geschützt. Der graue Anstrich des Ganzen entzieht diese auf eine blitzschnelle Bewegung eingerichteten Boote im noch erhöhten Maße der Beobachtung. Im Mittelraum befindet sich der Aufbewahrungsraum für die Torpedo's, deren Verwendungsart noch als Geheimniß behandelt wird. Das Auslaufen dieser Fahrzeuge soll immer bei Nacht erfolgen, um ihnen dadurch um so mehr eine möglichst nahe Annäherung an die vor einem deutschen Hafen kreuzenden feindlichen Schiffe zu gestatten. Im Ganzen sollen sechs solcher Boote gebaut werden, wovon drei in Danzig theils schon fertig gestellt, theils nahezu vollendet sind; der Bau von drei andern ist für Kiel bestimmt. Die Heizung erfolgt bei den ersten drei Booten durch Petroleum, während die andern drei für Kohlenfeuerung eingerichtet werden sollen.

Ein falscher Herzog von Aumale, dessen zahlreiche Abenteuer in England und Frankreich die Zeitungen häufig auf eine für den wirklichen Prinzen sehr unangenehme Weise beschäftigen, wurde am 16. November durch das Zuchtpolizeigericht zu Paris abgeurtheilt. Dank seinem vortheilhaften Aeußeren, seiner gewandten Sprache und den Kenntnissen, welche er sich, früher Professor eines Collegiums, erworben hatte, trieb sich der Mann in den größten Hotels der Curorte, Londons und Paris, besonders im Maison d'or herum, wo er ungemessene Ausgaben machte. Durch falsche Briefe, nachgemachte Depeschen u. s. w. gelang es ihm, kostbare Waaren und bedeutende Summen zu erschwindeln. Die Ordenszeichen, mit denen seine Brust bedeckt war, erhöhten sein Prestige, und es gelang ihm, durch Intriguen und geschickt ausgedachte Fabeln Gelder, selbst von einem Ministerium, herauszulocken. Die Polizei wurde endlich auf ihn aufmerksam, und ihre Nachforschungen hatten zur Folge, daß man in ihm einen dem Gefängniß entsprungenen Sträfling entdeckte. Nach dem Antrage des Staatsanwaltes wurde er zu 5 Jahren Gefängniß und weiterer 5jähriger polizeilicher Ueberwachung verurtheilt. (W. B.)

Ueber die Pflanze Cundurango wurde dem Hofrath Dr. v. Scherzer aus Panama geschrieben: „Es ergab sich, daß nur die mit dem eigentlichen Cundurango (Pentandria Digynia L.) angestellten Versuche bei Krebsleiden günstige Resultate zur Folge hatten. Gewinnsucht und Speculation haben sich bereits dieses Antidots bemächtigt und werden die verschiedensten Kletterpflanzen als Cundurango in den Handel gebracht werden. Der Preis der Rinde ist an Ort und Stelle bereits auf $2^1/_3$ D. per Pfund, in Nordamerika auf das Zehnfache gestiegen. Durch Vermittlung des britischen Consuls in Panama soll, wie die Oesterr. Corr. mittheilt, eine Quantität von 25 Pfund Cundurangorinde nach Wien gelangen. Dieselbe dürfte mit einem der nächsten norddeutschen Dampfer in Hamburg eintreffen und ist ausschließlich zu wissenschaftlichen Versuchen bestimmt." (K. Z.)

Stellenvermittelungsschwindel. Dieser wird folgendermaßen in Scene gesetzt: In den verschiedensten Provinzial- und Localblättern, hauptsächlich in süddeutschen, erscheinen Annoncen, Inhalts deren ein „sicherer Mann" als Verwalter eines Landgutes, einer Fabrik ꝛc. bei hohem Gehalt gesucht wird; Näheres da und da. Meldet sich Jemand, so wird ihm mit Bedauern mitgetheilt, daß die bezeichnete Stelle schon vergeben ist, daß ihm aber gegen Einsendung eines „Kostenvorschusses" von 10 Sgr. bis 2 Thlr. verschiedene andere einträgliche Stellen nachgewiesen werden können. Ein solcher Fall wurde kürzlich vor dem Berliner Criminalgericht verhandelt. Nach Eingang des Geldes wurden die Aspiranten regelmäßig an einen gewissen Schlegel gewiesen, der sich bereit erklärte, die Herren gegen Hinterlegung einer Caution von 1500 Thlrn., welche als Einlage-Capital benutzt werden dürfe, als Verwalter seiner Ziegelei am Wannsee zu engagiren, die er jedoch wegen Mangels an Mitteln noch gar nicht eigenthümlich erworben hatte. Nur ein einziges Engagement kam auf diese Weise zu Stande. Der Verwalter erlegte eine Caution von 400 Thlrn., und Schlegel unterschlug dieselbe. Sein Helfershelfer Müller hat auf solche Art in der kurzen Zeit von drei Monaten 783 Personen um circa 3000 Thlr. geprellt. Als er im Juni cr. verhaftet wurde, setzte seine Haushälterin Bromberger das Geschäft fort, inserirte während 14 Tagen in 65 Zeitungen, erhielt darauf 271 Meldungen und nahm 38 Personen 75 Thlr. ab. Der Gerichtshof verurtheilte Schlegel zu fünfzehn Monaten, Müller zusätzlich zu einem Jahr, die Bromberger zu vier Monaten. (Germ.)

Karlsruhe, 23. Nov. Das am Dienstag hier zur Aufführung gelangte neue Schauffert'sche Lustspiel: „Rathlose Erben" hat einen entschieden günstigen Erfolg erzielt. Mit wachsendem Interesse folgte das Publikum dem Gange der Handlung, welche sich auf einem hochkomischen Familienzwist um eine Bratpfanne aufbaut. Wie wir hören, ist Karlsruhe die erste Bühne, welche dieses neueste Werk des Verfassers zur Aufführung gebracht hat, und dürfte der hiesige glänzende Erfolg auf das fernere Schicksal des Lustspiels auf das günstigste einwirken. Aus zuverlässiger Quelle erfahren wir, daß dasselbe bei seiner gestrigen Aufführung in Baden eine gleich beifällige Aufnahme gefunden hat (Karlsr. Zeitung.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 143. Speyer, Donnerstag, den 30. November 1871.

Das Unglückskind.

Eine Erzählung aus dem Emsland von E. v. Dincklage.

(Fortsetzung.)

III. Zwei Mal zehn Jahre.

„Sie hat ausgeraf't!" sagten die Leute von Hüsingen, als Drüke ein steinaltes Mütterchen von achtzig Jahren war. Sie hatte sich, seit sie den Posten als Kegeljunge aufgegeben, das Tabakrauchen angewöhnt und die Männer behaupteten, der Tabak hätte sie stiller und duldsamer gemacht, indeß die Frauen versicherten, sie traure noch immer um den entlaufenen Großsohn, der, wenn er noch lebte, jetzt seine zwanzig Jahr auf dem Rücken haben mußte.

Wäre Drüke immer eine sanfte Frau gewesen, wer würde ihr gedankt haben, daß sie mit achtzig Jahren aufhörte, den Leuten Bosheiten zu sagen? Wer sich aber einmal zu der Würde eines „Dollbregen" aufgeschwungen hat, den respectirt die Welt und liebt ihn beinah, weil er seinen besten Freunden nicht das Fell über die Ohren reißt. Wenn Hüsingen etwas mehr Intelligenz besessen hätte, so würde es sich zum Curort aufgeschwungen haben; in der Pfarre waren täglich die lebendigen Beweise zu sehen, daß die dortige Luft einem hohen Alter ungemein fördersam sein mußte. Dort, um das Feuer gereiht, saßen drei alte ehrwürdige Märchengestalten: der Pastor, der sehr klein geworden war und sehr große, stark umwickelte Füße bekommen hatte, die auf einem Schemel standen; Jungfer Sabina, die sehr lang und sehr dünn geworden war und von der Zeit sehr sorgsam skelettirt wurde, endlich Drüke mit kurzen zotteligen Haaren, der Tabakspfeife im Munde und einem verschmitzten Ausdruck in den Augen. Sie steckte in einer wollnen Jacke des seligen Postillons und pflegte sich selbst: „Ich alter Bursche" zu nennen. Seit jener Schreckensnacht im Pfarrhause, die der Flucht des Unglückskindes folgte, hatten die beiden tapferen Kämpinnen, Drüke und Sabina, eine unbegrenzte Hochachtung für einander gefaßt und sich als ebenbürtig erkannt. Drüke wurde noch sorgloser, da sie von der Pfarre aus beköstigt wurde, und sagte wie jener kaiserliche Hofnarr: „Ich darf nicht erst beten, ich bekomme das Essen vom Schlosse!" Trotz dieser Unterstützung konnte die Wittwe doch alsbald die Miethe für ihren Spieler und ihr Kartoffelfeld nicht mehr bezahlen, sie stand am Rande eines Bankerottes von 7, schreibe sieben Thalern, aus welchem nichts zu retten war als ihre Person und eine alte Vogelscheuchenklapper ihres Enkels. Da befriedigte Mamsell Holter die erbarmungslosen Gläubiger und Drüke zog in die Pfarre, um das Greisenkleeblatt vollzählig zu machen.

„Heute sind es zehn Jahr!" sagte Drüke eines Tages durch ihre Rauchwolken hindurch.

Der Pfarrer wandte seine trüben Augen auf sie und tröstete wohlwollend: „Wir wollen die Hoffnung nicht sinken lassen, Gertrud: Gott kann ihn zurückführen zu unserer Freude und unserm Trost. Ich bete täglich, die Heiligen mögen seine Seele beschützen!"

„Herr Ohm!" rief Drüke, „ich habe Zeit meines Lebens noch nie eine Hoffnung sinken lassen, ging's nicht auf Schuhsohlen, so ging's auf Socken; aber von dem Jungen weiß ich's so gewiß, als jetzt der Kaffee in's Feuer kocht, daß er wiederkommt, und wie ein Junker wiederkommt!"

„Gertrud, Gertrud, Hoffahrt steht schlecht zu grauen Haaren — Sabina, der Kaffee kocht über! — wünscht nicht, daß er wie ein Junker komme, sondern mit Gottesfurcht ausgerüstet."

„Was Einer wünschen soll, kann man ihm nicht vorschreiben, Pastor; und ich halte so viel von der christlichen Demuth, als die Kuh von der Muskatnuß! Wer sonst kein Brod hat, muß bei der Demuth zu Tode hungern; aber alte Raben wittern, wo das meiste Vieh fällt. Ich wußte, die Kläre würde mit dem Spahn zurecht kommen, und da sitzt sie nun, hat fünf Kinder wie die Perdrisen (Feldhühner) so munter und geht an den Hochzeiten (Weihnachten, Ostern und Pfingsten) in einem seidenen Kleide zur Kirche! Hat sie mir nicht neulich eine goldene Pistole geschickt, die jeden Augenblick sechstehalb Thaler werth ist —? Aber die hebe ich für das Unglückskind auf und sage dabei: Goldenes Geld macht gute Freunde! und wenn er noch zehn Jahre wegbleibt, ich lebe, und lebe bis er kommt!"

„Wir werden ja sehen!" meinte die achtundsiebenzigjährige Sabina, die den Kaffee gerettet hatte.

„Ja, wir werden sehen!" wiederholte der Pfarrer, der fünfundachtzig Jahre zählte.

Drüke klopfte ihre Pfeife aus, knöpfte ihre Jacke zu und sagte: „Ich werde heute 'mal zu Mamsell

Holter hinüber laufen; wenn es mir dort zu spät wird, so bleibe ich die Nacht über da. Guten Tag!" und die Achtzigjährige trat rüstigen Schrittes ihre zwei Stunden weite Wanderung an.

Mamsell Holter war nie eine Schönheit gewesen, dafür veränderte sie sich aber auch beinahe gar nicht; ihr Haar war etwas grau melirt und ihr Gesichtsausdruck etwas milder als vor zwanzig Jahren, im Ganzen aber sah sie für eine Fünfzigerin recht wohl erhalten aus. Sie war von Jahr zu Jahr wohlhabender geworden, also eine immer bessere Partie. Jeder ihrer beeidigten Postsecretaire benahm sich im Anfange musterhaft, in der Hoffnung, die Hand der Mamsell Posthalterin zu erlangen; sobald er aber mit Würde abgewiesen ward, schlug der Beeidigte in's Flegelhafte über und trieb das so lange, bis ihm gekündigt wurde. Als Kläre fort war, kam freilich nicht die Stunde, welche die junge Frau dem Versprechen der Mamsell entdeutet hatte, aber doch eine andere. Mamsell fragte den Einnehmer in ihrer kurzen Weise: ob er glaube, sie koche gut? Der Einnehmer war bereit, seinen guten Glauben zu beschwören.

„Nun denn", sagte Mamsell, „so geben Sie sich bei mir in die Kost, es soll gut und billig sein, ich bin es müde, immer den Grasaffen, meinen Schlingeln von Postsecretairen gegenüber zu sitzen!"

So kam zu dem gewohnten Bittern noch das Mittagbrod in der Posthalterei, an welchem sich auch häufig Durchreisende betheiligten. Herr Backer fand seine Lebensweise sehr verbessert und freute sich, mit seiner Uhr ungebunden weiter zu gehen, ohne Etwas an seiner Pflege und Unterhaltung zu vermissen.

Vielleicht wäre das noch Jahre lang so fortgegangen, wenn nicht Drüke auf den Gedanken gekommen wäre, die Mamsell zu besuchen. Diese Besuche schienen, gleich Sturmvögeln, immer eine Umwälzung in dem gleichmäßigen Dasein der Mamsell und des Steuereinnehmers anzuzeigen. Kaum war Drüke dies Mal im Posthause angelangt und hatte sich neben dem Feuer niedergekauert, so kam auch die Post an, mit ihr ein Brief, den Mamsell, die den Briefbeutel gewöhnlich selbst nachsah, hin- und herwandte und schließlich der Hausmagd einhändigte, ihn sofort zum Herrn Einnehmer zu tragen. Nicht lange, so kam Herr Backer selbst daher gelaufen, roth vor Aufregung, den offenen Brief in der Hand: „Liebe Mamsell", rief er, „wissen Sie, in diesem Briefe steht, die alte Tante meiner Seligen ist gestorben, das Kind beerbt sie und soll nun hierher zu uns kommen, hören Sie, Mamsell, das gibt eine tüchtige Umwälzung!"

„In zehn Minuten geht die Post ab", erwiderte Mamsell, „dann wollen wir überlegen, was dabei zu thun ist!"

Backer sank auf einen Stuhl, ganz überwältigt von — er wußte nicht war es Freude oder Schreck — kurz, von Ueberraschung, als neben ihm eine knarrende harte Stimme sagte: „Man weiß nicht, wie der Haase läuft! sagte der Bauer und legte die Schlinge auf's Dach!"

„Wie, alter Postgaul?" fragte Backer.

„Ich meine nur, könnte sein, der Haase liefe endlich doch auf's Dach und finge sich!"

„Denkt nur, Drüke, mein Kind kommt; sie muß hübsch gewachsen sein, die Laurence!"

„Die Jungen wachsen in die Wolken und die Alten in die Erde!" murmelte Drüke und legte sich eine Kohle auf die Pfeife. Dann schwiegen Beide.

Backer's Gesicht zuckte vor Ungeduld, bis endlich der Postknecht seinem Horne eine sinnlose, ohrzerreißende Fanfare entlockte, der einzige Postreisende einstieg, und der Postkasten zugeschlossen und eingeschoben wurde. Der wichtige Act war beendet und die Postkutsche rumpelte von dannen. Mamsell strich sich die Schürze glatt, warf einen Blick auf die große Wanduhr und setzte sich an den grünen Wachstuchtisch.

„Lesen Sie, Mamsell, lesen Sie! Ich muß jetzt eine ganz andere Einrichtung machen, aber wie?"

Mamsell erwiderte nichts, bis sie den Brief gelesen; dann sprach sie: „Das Kind findet in drei Monaten eine Reisegesellschaft nach Bremen; in drei Monaten kann viel gethan werden und muß auch Vieles geschehen!"

Hier fuhr sich Backer mit dem Schnupftuch über die Stirn, sein Antlitz war eitel Rathlosigkeit.

„Die Kleine", nahm Mamsell wieder das Wort, „ist in guten Verhältnissen gewesen und besitzt ein hübsches Vermögen — Ihr vernachlässigtes Haus und Ihr Kartoffelgarten würden Ihrer Erbin wenig gefallen!"

„Großer Gott, soll ich ihr etwa ein neues Haus bauen und einen Park anlegen?"

„Das nicht, aber das ganze Haus muß angestrichen und tapezirt werden und in dem Garten müssen wieder Blumen wachsen und Lauben stehen, wie ehedem!"

„Und ich — ich soll das in drei Monaten besorgen? hören Sie, sehen Sie — das ist unmöglich!"

„Das Kind wird nicht selbst kochen und wirthschaften wollen und können", fuhr Mamsell erbarmungslos fort — „Sie müssen eine Köchin miethen!"

„Haus angestrichen und tapezirt, Garten mit Blumenbeeten — Köchin — ist noch mehr nöthig, Mamsell?"

„Ja, in das renovirte Haus gehören neue Möbel, die Ihrigen sind nun über zwanzig Jahre alt, und dann muß das Kind eine leitende Hand haben, Sie müssen sich wieder eine Frau nehmen!"

Herr Backer rang nach Luft: „Möbel und eine Frau!" rief er mit wildem Lachen, „Möbel und eine Frau — weiter nichts in einem einzigen Quartal, Möbel und —"

„Gut, dann nehmen Sie erst die Frau, die wird schon für das Uebrige sorgen!"

Backer sah Mamsell mit weit aufgerissenen Augen an: Sehen Sie", brachte er stockend vor, „ich wüßte nur eine, die das könnte; das sind Sie, Mamsell Holter!"

„Ja, ich weiß auch keine andere!" entgegnete Mamsell entschieden.

„Nun denn“ — athmete der Einnehmer auf, wie von Centnerlast befreit, „dann ist ja Alles in Ordnung!“

„Bis so weit, ja! Aber wir müssen erst einen festen Plan machen. Die Kleine soll mich nicht mehr in der Posthalterei finden, ich habe eben ein Angebot auf dieselbe und vermiethe dazu ein gut Theil meiner Ländereien. Nach meinem Tode fällt die Hälfte meines Eigenthums und dieses mein Vaterhaus einem Verwandten väterlicher Seits zu, die andere Hälfte bekommt Ihre Kleine von dem Tage ab, wo sie mich Mutter nennt, ich will keine Stiefmutter für sie sein und ihre Natur mit Lindigkeit behandeln. Wenn Ihr Haus in Wichs ist, wird Hochzeit gemacht, das ganze Dorf soll tractirt werden, weil dies nicht so eine zusammengeblasene Ehe ist, wie die meisten, sondern wir uns dreimal zehn Jahre kannten und prüften! Mein Wille ist gut, das Andere muß Gott thun!“ Mamsell fuhr sich mit der Schürze über die Augen, aber nur flüchtig, dann stand sie auf und sagte: „Es ist in drei Minuten Mittag!“

„Hören Sie“, rief Backer ganz überwältigt, „ich bin ein glücklicher Mann!“

„Na, das ist kein Glück“, entgegnete Mamsell, „das ist nur vernünftige Ueberlegung. Was die Leute in ihrer dummen Natur Glück nennen, das fliegt Einem nicht so an wie die Stechfliegen; wer glücklich sein will, soll vorher seine Natur austreiben und dann gehen, wie Gott ihm die Wege zeigt!“ Mamsell sah mit wahrem Feldherrnblick umher und berechnete ihre inneren Siege. Jetzt, jetzt war es entschieden; sie durfte Backer wieder lieben, weil er sie nicht entbehren konnte und auch eben ein Angebot auf die Posthalterei gemacht wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Das Allerheiligen- und Allerseelen-Fest in Paris.

Paris zeigte in den Anfangstagen des November ein Doppelgesicht, welches nach der einen Seite lachte und nach der andern weinte. Hier lag es in den Kirchen zerknirscht auf den Knien; lag trauernd und händeringend auf den Gräbern der Friedhöfe, die im Laufe eines Jahres sich bedeutsam erweitert haben und benetzte die Kränze für die selig und unselig Verstorbenen mit Thränen — und auf der andern Seite strömte es munter, lebendig, hocherregt hinaus über die elyseischen Gärten nach St. Cloud, um von dort auf die große Rennbahn von Porchefontaine zu gelangen, zu den wichtigsten und schönsten Pferderennen des ganzen Jahres. Sie bildeten von jeher eines der schönsten Volksfeste und Allerheiligen war von jeher eines der bedeutendsten Kirchenfeste. Ein großer Theil der Bevölkerung hatte nahe und sehr begreifliche Gründe, das Fest der Todten inniger, großartiger und ergreifender zu begehen, als in früheren Zeiten, und ein anderer Theil hatte seine Gründe, das volksthümliche Wettrennen zahlreicher zu besuchen.

Am Morgen und am Mittag schon des Allerheiligentages zogen Schaaren hinauf nach dem alten Friedhofe von Montmartre, und Schaaren zogen hinaus nach dem berühmten Friedhof von Père Lachaise; regimenter- und bataillonsweise marschirten aber zu gleicher Zeit die Truppen und die Gardes republicaines mit, um die wichtigen Orte zu besetzen. Und zur selben Zeit bereits drängte sich auf den Bahnhöfen für Versailles ein elegantes Publikum und über die großen Boulevards und über die Champs Elysées rollten zahllose Fuhrwerke, vom Einspänner bis zum fünfspännigen Rennwagen, zum Bois de Boulogne hinaus. Die starken militärischen Vorsichtsmaßregeln deuteten an, daß man Demonstrationen dort befürchtete, wo die Commune ihren Todeskampf gekämpft. An dem berühmten und berüchtigten Gefängnisse von La Rochette hinauf bildeten die Truppen Spalier. Schweigsam, auffallend ernst, drängten sich die Massen, beladen mit Immortellenkränzen, Statuetten, Blumen und Trauerzierrathen zu den hohen Eisenthoren. Unter der starken Mauer des weitaufsteigenden Friedhofes stauten sich die Massen durch mehrere Stunden. In die mächtige, vielverzweigte, buntgestaltete Gräberwelt vertheilten sich die Menschen. Familien, Freunde in Gruppen, Gesellschaften, vereinzelte Frauen und Männer suchten die stillen Stätten der Ihrigen auf, um die Kränze niederzulegen.

Aber die meisten wandten sich dem östlichen Theile, den neugewonnenen Partien des Gräbergartens zu, dort wo in langen deutlich erkennbaren Linien die im Kampfe gefangenen und unter den Mauern erschossenen Communarden liegen, und dorthin auch, wo die meisten der gemordeten Geißeln ruhen. Die Communardengräber zeichneten sich bisher durch kein Kreuzes-, durch keinerlei Denkzeichen aus. Gleich den langen, niederen Erdaufwürfen auf Schlachtfeldern repräsentirten sich sowohl auf Père Lachaise als auch auf dem Friedhofe von Montmartre die Gräber der Rebellen. Aber im Laufe des Tages gewannen sie alsbald ein anderes Ansehen. Hunderte von Händen kamen, welche Kränze auf die „ungeweihte“ Erde niederlegten und Frauen- und Kinderhände pflanzten dünne Immortellensträußlein auf und andere Blumen, deren Farben die melancholischen Stätten bald mit einem heiteren Schimmer überdeckten. Unmöglich war es, zu bestimmen, ob die eifrigen Stifter dieser Gaben, unter der Decke einen Angehörigen, einen Vater, Bruder oder Freund vermutheten, dem sie diese Erinnerung zu weihen kamen; oder aber ob es eine stillschweigende, wie ziemlich abgeredete, überaus ergreifende Demonstration war? Die Soldaten und Sergeants de Ville ließen, Gewehr zu Fuß, der Sache ihren Lauf. Aber kein Laut kam aus ihren Reihen; sie schienen für die Masse dort zu sein, gleich den Erschossenen unter der Decke. Sie hatten keine Antwort auf irgend eine Frage, sie gaben kaum durch eine Wendung des Kopfes zu verstehen, daß sie nicht angeredet sein wollten.

Die Vorsichtsmaßregeln auf dem Montmartrefriedhof waren nicht so bedeutend, wie auf Père Lachaise, aber immer war eine ausgiebige Truppenmacht vor-

handen. Während die Communarden auf dem letztern Gottesacker in mehrere Gräber vertheilt wurden, liegen sie auf jenem in einer außerordentlich langen Grube; ein wahres Grabfeld. In der zweiten Abtheilung des Friedhofes hat man zwischen der Masse der kleinen Gräber eine breite, freie Bahn gemacht. Sie mag bei 300 Schritte in der Länge betragen und ist 12 Schritte breit. Hier liegen die Gefallenen vom Montmartre, von Batignolles, von den Barrikaden des Platzes Clichy; ferner jene, die auf dem Nordbahnhofe erschossen wurden und überhaupt fast alle Insurgenten, die in den nördlichen Quartieren fielen. Man kennt „offiziell" ihre Anzahl nicht, oder man will sie nicht kennen und angeben. Leute aber, die genaue Kenntniß von der Sache haben, versichern, daß die Zahl auf dem Friedhofe Montmartre bei weitem größer sei, als jene auf dem Pére Lachaise. Durch volle 8 Tage, nämlich während der ganzen Kampfzeit in Paris, habe man nur immer die Leichen nach dem Montmartre hinaufgeschleppt, der bekanntlich in den Händen der Truppen war, während man nicht zum Pére Lachaise gelangen konnte.

Vergebens haben die Sergeants de Ville sich dichter um das Leichenfeld der Rebellen geschaart und schienen Miene machen zu wollen, die Ankömmlinge abzudrängen. Die Frauen und Kinder voraus, und ihnen nach die Männer, kommen, ihre Erinnerungszeichen auf das Riesengrab niederzulegen. Es ist eine unbeschreiblich befremdliche Scene; Etwas, was man nur wieder in Paris sehen kann. Auf ihre Gewehre gestützt oder mit verschränkten Armen zwischen den Gräbern stehend, mustern die Soldaten des Gouvernements finstern Blickes die sonderbare Pilgerschaft. Die einzelnen Glieder derselben scheinen aber gar nicht zu wissen, daß das Auge des Gesetzes in der Nähe ist. Sie pflanzen niederhockend, still und abgewendet ihr Liebeszeichen in den Boden; sorgsam scharren sie die Erde um das künstliche Blumenstöckchen, damit es vor dem ersten Windhauche nicht umfalle. Stille, schwarz und ganz anständig gekleidete Frauen stehen, einen Immortellenkranz in den Händen haltend, eine zeitlang bei der Stätte, dann machen sie das Kreuzeszeichen, lassen den Kranz auf den Boden gleiten und verschwinden unbemerkt zwischen den benachbarten Gräbern. Männer aus dem Volke kommen truppweise, finster dreinschauend, wie die Soldaten selbst und legen, ohne sich lange umsehend, ihre Immortellen nieder. Gamins und kleine Mädchen werden geschickt, um ihr Schärflein auf dem Hügel der Brüder abzugeben, ohne zu wissen, für wen es bestimmt ist. Dabei fehlen die Frauen nicht, die bei dem großen Rebellengrabe bitterlich weinen. Sie haben nach langem Suchen herausgebracht, daß dort ihr Gatte oder Bruder liegen müsse, aber welche Stelle unter den Tausenden man ihm angewiesen hat, war unmöglich zu erforschen.

Bis in die Nacht hinein war diese Bewegung auf den Gräbern; jede Scene ein Symptom von der Gesinnung eines großen Theiles der Pariser. Und jener andere Theil, der nach Porchefontaine zum großen Rennen hinausgeeilt war? Als die Grabpilger am Abende vom Platze Clichy auf die Boulevards hinabstiegen, kamen auch die Freunde des Sport heim. Das große Rennen mit Hindernissen war günstig ausgefallen, in allen Straßen und allen Café's und Estaminets war nur die Rede von den vierbeinigen Helden des Tages. Wagen auf Wagen in unabsehbaren Linien, besetzt mit Damen in den elegantesten Wintertoiletten, rollten von Champs Elysées herein; hochbestiefelte Reiter sprengten nebenher und wechselten fröhliche Worte mit den Schönen und man war so munter, als habe man gar keine Ahnung, daß heute Allerseelen und natürlich noch weit weniger eine Ahnung von den demonstrativen Pilgerfahrten zu den Rebellengräbern auf Montmartre und auf Pére Lachaise. (Bund.)

Miscellen.

Aus München, 21. Nov., schreibt man der A. Abdztg. Die reichhaltigen Sammlungen des Nationalmuseums sind nun auch durch eine große Menge Kriegsbeute aus dem deutsch-französischen Kriege 1870/71 bereichert worden, wovon die Mitrailleusen, Belagerungsgeschütze 2c., im Atrium schon von Weitem von der Maximiliansstraße aus sichtbar, aufgestellt sind, während zwei Säle eigens für die dem Museum überlassenen Chassepots, Küraſſe, Helme 2c. bestimmt sind. Hier fand auch das kleine Gypsmodell von dem Denkmal Aufstellung, welches Graf Karl v. Drechsel und Accessist Eduard Filchner den in den Orleans-Kämpfen gefallenen Bayern im Friedhof St. Vincent, wo eine große Anzahl von Bayern begraben liegt, errichteten, und dessen Modell Accessist Filchner dem bayerischen Nationalmuseum zum Geschenk machte. Dieses Modell, das eine abgebrochene Säule mit entsprechender Inschrift darstellt, ist fortwährend der Gegenstand besonderen Interesses der Besucher des Museums.

Vor etwa 6—7 Jahren machte zu Karlstadt eine Kaufgeschichte Aufsehen, welche zu einem Prozesse führte und vor nicht langer Zeit entschieden wurde. In Eussenheim nämlich kam ein Jude zu einem Bauern und wollte ihm seine Gerste abkaufen. Der Bauer verlangte für die erste Metze 1 Kreuzer und für jede folgende Metze das Doppelte von der vorhergehenden; der Jude schlug ein und die Gerste circa 20 Schffl. wurde nach Karlstadt gefahren und am Rathhause auf Verlangen des Bauern gemessen. Es waren neugierige Leute dabei, die fragten, wie der Preis sei, und als sie die seltene Kaufweise hörten, war doch Einer darunter, der ausrechnete, eine welch' horrende Summe bis in die Millionen dies gebe. Der Jude hört es und will nichts mehr von der Gerste wissen, sie wurde auf dem Rathhause einstweilen deponirt. Lange wurde nun prozessirt und nun ist vom Handelsgericht in Nürnberg entschieden worden, daß der Bauer hinterlistig gehandelt habe, daher der Kauf null und nichtig sei. Der Bauer hat durch diesen Prozeß all sein Vermögen verloren.

Berlin, 24. Nov. Bis zu welch' schwindelnder Höhe bereits die sittliche Herabgekommenheit in Berlin gediehen ist, beweist der Umstand, daß sich seit längerer Zeit am Eingange zum Stadtgericht Individuen aufhalten, die sich gegen Bezahlung als Zeugen in jeder Prozeßsache anbieten. So trat gestern ein solch' verkommenes Subject an einen Herrn heran und zwar mit den Worten: „Lieber Herr, wenn Sie eenen Zeugen suchen, so nehmen Sie mir, ick schwöre um die Hälfte billiger, als alle meine Collegen: die nehmen zehn Jroschen, ick bloß fünfe!" (Germania.)

Auflösung des Anagramms in Nr. 140:
Halm — lahm.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 144. Speyer, Samstag, den 2. December 1871.

Das Unglückskind.

Eine Erzählung aus dem Emsland von E. v. Dincklage.

(Fortsetzung.)

Die Postillons-Drüke hatte während der Verhandlung unermüdlich mit dem Kopfe genickt; als Mamsell von Gottes Wegen sprach, schnitt sie ein saures Gesicht und sprach vor sich hin: „Man kann dem lieben Gott nicht immer trauen! sagte der Bauer und haute sein Gras am Sonntag!“

„Wie meint Ihr, Mutter Drüke?“ fragte Mamsell.

„Nein“, knurrte die Alte, „ich gratulire Euch nicht; ich habe das vor einer Reihe Jahren gethan und wurde schlecht aufgenommen. Was kommen soll, das kommt! sagte der Schneider, als er sich einen Rausch antrank. Euer Verspruch ist gekommen, mein Unglückskind wird auch wieder kommen!“

Herrn Backer's Bräutigamsstand zeichnete sich durch keinerlei sentimentale Begegnisse aus; sein ganzes Haus, ja die ganze Straße roch nach Oelfarbe, Mamsell roch nach Oelfarbe und er selbst roch nach Oelfarbe, es war, als hätte es Oelfarbe geregnet. Der Einnehmer durfte nicht mehr durch die Vorderthür in sein Haus gehen und keines der Zimmer betreten, welche fertig waren. Eines Tages bekam er Ordre, mit Mamsell nach Münster zu fahren und dort wurde er von einem Magazin in das andere geschleppt, in einem jeden dieser Niederlagen wählte und handelte Mamsell, als ob die Seligkeit von der Façon der Stühle und dem Muster der Gardinen abhänge. Backer wurde immer müder und durstiger, Mamsell immer zufriedener. Backer trug ein langes Register in der Hand und mußte über jede erledigte Nummer ein Kreuz zeichnen und hinter dem Kreuze den Preis eintragen. Wir müssen leider gestehen, daß der leichtsinnige Mann, nur um seinen Durst zu löschen, auch einige Artikel kreuzigte, welche noch nicht besorgt waren. Somit ging das Paar, eine Stunde vor Abgang des Zuges — ein anderer Zug als der, welcher den armen Backer schon den ganzen Tag gepeinigt hatte — zum Bahnhof. Backer bestellte sich eine Flasche „Rothspohn“, aber zwischen Lipp' und Kelchesrand forderte Mamsell das Register — der Einnehmer wechselte die Farbe, suchte lange und fand endlich — da schnellte Mamsell empor:

„Aber Backer“, rief sie, „Sie haben ja das Brautkleid und den Myrthenkranz ausgestrichen; wir müssen auf der Stelle einen Wagen nehmen und versuchen, das noch schnell zu besorgen!“

Gesagt, gethan; Backer erhielt keinen Tropfen zu trinken und kam, mit vielen Paketen beladen, nur noch mit knapper Noth in's Coupé, als der Zug nach einer Stunde abging. Hungrig, durstig und müde eine lange Nachtreise anzutreten, gehörte leider nicht zu den Dingen, die unseres gemächlichen Freundes Laune sehr verbesserten. Mamsell schien nichts von seiner Verstimmung zu bemerken, sie war immer am bedachtesten, wo es am meisten zu thun und zu denken gab.

Herrn Backer's Haus war als Lohn aller Anstrengungen nach Ablauf der vorbestimmten drei Monate ein wahres Dorfwunder von Sauberkeit und Nettigkeit der Einrichtung; der Garten hatte eine neue Mauer, neue Beete, Wege und einen kleinen künstlichen Berg erhalten und Herrn Backer's Hochzeit war mit Sang und Klang gefeiert worden. Mamsell hatte sein und ihr Schicksal wie ein Stück Garn von der Spule gehaspelt und schaute mit befriedigter Ordnungsliebe auf ihr Werk. Nur in einem Punkte hatte sich unser junges altes Ehepaar verrechnet, so verständig dasselbe vorgesehen und vorgesorgt zu haben glaubte. Sie erwarteten, „unser Kind“ sei ein kleines Schulmädchen; als aber Laurence wirklich ankam, da war sie eine stattliche Dame über Mittelgröße mit vielen krausen blonden Haaren, rosigen Wangen und den großen Augen ihrer Mutter, aber nicht scheu und ängstlich wie Jos's Augen, sondern keck und muthig. Sie war keine arme Bonne, sondern das verzogene Kind des Wohlstandes. Einen kurzen Augenblick zitterte Mamsell, oder richtiger Frau Backer, beim Anblick ihrer Stieftochter: sie fühlte, daß zwei tüchtige Frauennaturen sich hier begegneten; aber auch nur einen Augenblick zitterte sie, dann sagte sie sich mit einem grenzenlosen, nie geahnten Stolze: „Ich bin ihre Mutter!“ Alle durch ein langes ernstes Leben aufgespeicherte Zärtlichkeit thaute in ihrem Herzen für dies Kind auf. Laurence war ein gutmüthiges, ungebundenes Wesen, ihre Eltern kamen ihr uralt vor und, an die Eigenheiten der verstorbenen Großtante gewöhnt, fielen ihr diejenigen der Eltern nicht son-

derlich auf. Alles ging trotz des Rechnungsfehlers so außerordentlich gut, daß das Backer'sche Ehepaar im Stillen weiter rechnete und zwar auf eine recht gute Partie für das Kind. Auf dem herannahenden Vogelschießen sollte Laurence die Bekanntschaft der deutschen Gesellschaft machen und Herr Backer eröffnete ihr die goldensten Aussichten auf ein Fest, das einst Mademoiselle Piccard entzückend gefunden hatte.

Aus den Augen des jungen Mädchens leuchtete frohe Lebenslust, als sie hinter ihren Eltern das bereits gefüllte Honoratiorenzelt betrat; sie verneigte sich hierhin und dahin, aber ein Ausdruck der Enttäuschung lag auf den beweglichen Mienen, als sie die Versammlung auch ihrerseits gemustert hatte. Die Familie Backer fand mit einiger Mühe Stühle und Frau Backer begann Kaffee einzuschenken.

„Da sind wir nun, mein Kind", sprach der Einnehmer vergnügt; „das wird aber 'mal ein heiterer Tag heute!"

„Mon Dieu, Papa, sind hier alle Leute alt?" flüsterte Laurence.

„Alle alt?" staunte Backer, „Herr Peters ist eben dreißig, Fräulein Maus kaum Mitte der Zwanziger und Aennchen Trampler erst neunzehn — sieh dort, die im braunen Wollkleide mit dem röthlichen Haare!"

„Diese Leute scheinen alle sehr traurig zu sein!" meinte wieder Laurence und strich über die Falten ihres widerspenstigen rosa Jaconnetkleides.

„Traurig? keineswegs, aber man kann doch nicht immer lachen und singen und springen, wenn man lustig ist — nachher kommen auch die jungen Leute vom Schießen, da wirst Du sehen, wie sich der König eine Königin wählt; Deiner Mutter gefiel das sehr gut!"

Die junge Dame seufzte und wurde blasser und schweigsamer, jemehr durcheinander geredet wurde. Sie hatte wohl auch ihre Eltern sehr ernst und gleichmüthig gefunden, aber diesen Umstand mit dem hohen Alter derselben entschuldigt; plötzlich stand sie der feierlichen norddeutschen Schwerfälligkeit wie vereinsamt gegenüber, ohne zu verstehen, welch' ein Schatz von Biederkeit unter diesem Deckstein geborgen ist — sie ängstigte sich und ein Bewußtsein sehnenden Heimwehs nach ihren leichtfüßigen, beweglichen Gespielinnen „daheim in der Schweiz" kam über sie. Herr Peters versäumte nicht, dem hübschen und reichen Mädchen seine Huldigungen darzubringen, er hatte ein Eisengeschäft und war der Löwe des Ortes.

„Hat man in der Schweiz auch Vogelschießen?"

„O gewiß", entgegnete Laurence in Erinnerung aufleuchtend; „wenn Sie Französisch verstehen, werde ich Ihnen davon erzählen!"

„Französisch — nein, das wird hier nicht gefordert!"

„Herr Peters", rief ein junger hereinstürzender Bierbrauer, „Ihr Gast hat eben den Königsschuß gethan!"

„Himmelsacrament, jetzt schon den Königsschuß?"

„Wer ist denn Ihr Gast?" fragten Alle zugleich.

„Er ist Reisender für eine nordamerikanische Maschinenfabrik, ein blutjunges Bürschchen!"

„Ausländer können hier nicht Schützenkönig werden!" brüllte der Thierarzt.

„Er ist ein Deutscher!" meinte Peters kleinlaut; „sehen Sie, wenn man Pech hat, Fräulein Backer, ich hoffte Sie zu meiner Königin zu machen!"

„Man hole ihn und frage ihn, woher er ist? Ausländer zählen nicht mit!" überbrüllte der Thierarzt alles Geschrei und Gerede.

Laurence warf dem Thierarzt einen beinah drohenden Blick zu und ergriff heimlich Partei für Denjenigen, der, gleich ihr, fremd und ausländisch war.

„Er wirft Geld unter die Leute", berichtete Herr Backer vom Eingang des Zeltes aus, „sie hängen ihm die Ehrenkette um, rufen Vivat und tragen ihn auf den Schultern hierher! Nein, hören Sie, so was lebt nicht seit die Welt steht!"

Man spürte das Nahen einer Menschenmasse, die Stillen im Zelte wurden lebendig und stiegen auf Stühle und Tische, um den neuen König zu sehen. Laurence stand zufällig dem Eingang gegenüber und gewahrte wie zwei stämmige Burschen einen jungen Mann daher trugen, welcher so lachend und sicher auf den Schultern seiner Träger saß, als könnte es keinen angenehmern Sitz geben. Die ganze elastische und doch kräftige Erscheinung des Fremden, seine im Winde spielenden Haare, seine leuchtenden Augen, gaben sich als die Verkörperung frohmüthiger Jugend; dazu hielt er in der Rechten einen gefüllten Pocal, den er mit dem Ausrufe: „Es leben die braven Emsländer — hoch und dreimal hoch!" an die Lippen führte und leerte. Das Volk draußen schrie: „hoch! hoch!" Die Honoratioren sahen einander schweigend und unsicher, was zu thun sei, an. „Seine Aussprache ist eine fremde!" erklärte der Thierarzt verächtlich.

„Ach was, das entscheidet nicht!" knurrte der Menschenarzt, dessen Geduld doch endlich bei den vorlauten Anmaßungen des Thierarztes riß. Der Letztere aber hatte, wie er wußte, einen Beruf, Allen im Orte vorzusprechen, nämlich sein mächtiges, vernichtendes Organ, dessen er sehr gern als „meine bekannte Donnerstimme!" Erwähnung that. Er fand es jetzt geradezu komisch, daß der andere Arzt mit seiner freundlichen leisen Stimme hier drein reden wollte und drängte sich in's Freie.

„Mein Herr!" donnerte der Thierarzt, „ich kenne Sie zwar nicht, muß Ihnen aber, im Namen des Honoratiorenzeltes, mittheilen, daß wir uns den Teufel darum scheeren, wen das Volk als König anerkennt; dagegen aber besteht das unumstößliche Gesetz, daß nur Inländer, ja nur Kirchspielsgeborene oder Einsässige Schützenkönig werden können!"

Der Fremde sprang auf die Erde, verbeugte sich und erwiderte mit seiner klaren, klingenden Stimme: „Um so besser, Herr Thierarzt, ich bin aus Hüsingen, und Hüsingen ist meines Wissens eine Filiale der hiesigen Kirche!"

Der Thierarzt riß den Mund auf, jedoch ohne zu donnern, und brachte nur spöttisch hervor: „Na, wer's glaubt; Sie reden verflucht ausländisch!"

„Beßmoder", rief der junge König im reinsten emsländischen Plattdeutsch, „kommt einmal her und sagt den Mannsleuten und Frauen, wer ich bin!"

Wer drängte sich hervor in einem alten Männerwamms und die Pfeife im Munde, das alte runzelige Antlitz voll Freude und Stolz? Die Postillons-Drüke! Sie nahm die Pfeife aus den dünnen Lippen und sagte: „Bei solchem Wetter krähen die Hennen — das ist mein Unglückskind!"

Keine Stimme der Welt hätte einen größern Eindruck machen können, als das Gekrächze der alten Drüke. Die gekränkte Volkspartei umdrängte ihren Candidaten jubelnd von der einen Seite, die Honoratioren, Backer und der Doctor an der Spitze, begrüßten den Wiedergekehrten von der andern. Die Musik tuschte dazwischen aus voller Kraft und der Thierarzt übertönte wieder diese mit: „Bravo, bravo, der Junge kannte mich noch!"

Drüke und ihr Enkel mußten sich mit in's Honoratiorenzelt setzen. Die Alte war ganz still, nur als Frau Backer sie anredete, entgegnete Drüke: „Ja, ja Mamsell, ich darf jetzt keine gottlosen Reden mehr führen, nicht mehr fluchen und dem Pfarrer widersprechen — dies ist das letzte Signal und ich bereite mich, in Ehren abzufahren!"

(Schluß folgt.)

Der Schlittschuh.*)

Von P. v. Wiedenmann.

Die Construction des Schlittschuhes muß der Art sein, daß alle Bewegungen auf dem Eise eine rasche und leichte Ausführung zulassen. Für diesen Factor ist von entscheidender Wichtigkeit die Krümmung der untern Fläche des Stahls, die „Schlittschuhcurve". — Die Befestigung muß sicher und fest sein, d. h. der Schlittschuh darf sich nicht im Geringsten verschieben oder locker werden, soll aber auch nicht drücken und den Blutumlauf hemmen. — Diesen allgemeinen Anforderungen entsprechend, ist der Schlittschuh näher zu betrachten: 1. hinsichtlich des Stahls und 2. hinsichtlich der Befestigung.

1. Der Stahl. — Das beste Material ist englischer Stahl oder Eisen, bei welchem die Curve 6 Millimeter breit angestählt ist. Nicht genug ist zu warnen vor schlechtem, ungenügend hartem oder auch zu hartem Stahl. Die Construction der Curve bestimmt sich je nach dem Zwecke, dem der Schlittschuh vorzugsweise dienen soll. Sollen große Strecken in kürzester Zeit, mit geringem Kraftaufwand zurückgelegt werden, welche Punkte zuerst maßgebend sind auf großen Seen und Flüssen, zu stundenweiten Excursionen und Wettläufen 2c., so ist ein Stahl mit möglichst gestreckter Curve (circa 3,5 Meter Radius) zu wählen. In diesem Falle muß die Schwere des Körpers auf eine möglichst lange Linie vertheilt werden, wodurch sich die Einschneidung im Eise vermindert. — Nur darf der rückwärtige Theil des Stahls nicht vollkommen gradlinig sein, da sonst das geringste Hinderniß beim Rückwärtslaufen einen Sturz zur Folge hat. — Ist der Schlittschuhläufer aber auf eine verhältnißmäßig kleine Fläche angewiesen, wie das in den meisten Städten der Fall, so soll der Schlittschuh neben dem gestreckten Zuge auch das geschlossene Bogenlaufen zulassen, welcher Zweck durch eine stärkere Krümmung der Curve (beiläufig 2,5 Meter Radius) erreicht wird. — Je stärker die Curve gekrümmt ist, desto kleiner können die Bogen gezogen werden, und desto rascher Drehungen und Wendungen während des Laufes aufeinander folgen. Die Einschneidung im Eise wird aber auch hierdurch bedeutender, es muß mehr Kraft aufgewandt werden, diese zu überwinden. — Es folgt daraus, daß es bei sonst gleichen Bedingungen nicht möglich ist, mit der stärker gekrümmten Curve die Geschwindigkeit der Langcurve zu erreichen. — Bei horizontaler Stellung des Schlittschuhs muß der höchste Punkt der Curve in die Schwerpunktslinie des Körpers fallen. — Kurz vor der Spitze und dem Absatze muß die Curve etwas stärker gekrümmt sein, und soll der Stahl genau mit dem Absatze abschneiden und in einem scharfen Eck endigen. Der hinten rund endende Stahl dürfte nur vollendeten Läufern einigen Vortheil bieten. — Schnäbel und andere Verzierungen sind verwerflich, da sie nur Nachtheile und nicht den geringsten Vortheil haben. — In innigem Zusammenhang mit der Schlittschuhcurve steht der Querschnitt des Stahls. — Das ganze Schlittschuhlaufen ist eigentlich nur ein fortgesetztes Balanciren auf einer der Kanten, und dieses muß durch die Construction des Querschnitts möglichst erleichtert werden. Ein Querschnitt mit starker Hohlrinne sowie mit doppelter Hohlkehle ist der tiefen Einschneidung und erschwerten Drehung halber verwerflich. Ein vollkommen rechtwinklicher Querschnitt wird, so lange die Kanten nicht abgefahren sind, auf rauhem Eise ganz gut sein. Unter glattem Schlittschuh versteht man aber meist einen Stahl mit kaum bemerkbarer Erhabenheit der untern Curvenfläche, und dieser entspricht den Anforderungen eines richtigen Querschnitts am besten. Die günstigste Breite ist 6—7 Millimeter. — Das Einschneiden und die Reibung muß auf ein Minimum reducirt werden, wozu eine sorgfältige Politur der untern Curvenfläche wesentlich beiträgt. Für die Reinhaltung dieser Fläche soll daher jeder Schlittschuhläufer besorgt sein.

2. Die Befestigung des Stahls am Fuße wird durch einen hölzernen oder eisernen Auffatz vermittelt. Durch die Fortschritte der Technik wird der Schlittschuh mit Holzauffatz immer mehr und mehr durch die Metallconstruction in den Hintergrund gedrängt. — Die Holzconstruction hat zunächst den Vortheil der Billigkeit für sich, und kann daher für Anfänger,

*) „Daheim".

namentlich in jugendlichem Alter, wenn noch auf ein Wachsen des Fußes gerechnet werden muß, angerathen werden. Es spricht gegen sie nur die schwerfälligere Form, während die zierliche Eisenconstruction namentlich in Verbindung mit einem hübschen Fuße den anmuthigen Eindruck des widerstandslosen Dahinschwebens auf dem Eise besonders hervorzuheben geeignet ist. Allein bis der angehende Schlittschuhläufer sich eine solche Grazie der Bewegung anzueignen im Stande ist, wird mancher Winter vergehen. — Die Holzconstruction hat auch für ganz gewandte und vollendete Läufer, welche ihre Uebungen auch auf das Springen ausdehnen, einen wesentlichen Vorzug. Die Curve des Stahls bleibt bei der größten Kraftwirkung beim Aufspringen unverändert, da der Stahl seiner ganzen Länge nach am Holze einen festen Widerhalt hat, während bei allen Metallconstructionen gerade der Theil der Curve, welcher der Kraftwirkung am meisten ausgesetzt ist, hohl liegt und deßhalb etwas federt. Ist der Stahl zu schwach oder hat er nur den geringsten Schaden, so wird er an dieser Stelle brechen. — Der verticale Abstand des Fußes vom Eise soll möglichst gering sein, da die Balance hiedurch erleichtert wird und das seitliche Schwanken des Fußes seltener geschieht. Als Norm für die Höhe des Schlittschuhs ist die halbe Sohlenbreite anzunehmen.

Von Vortheil in Bezug auf die Kraftwirkung ist die horizontale Stellung des Fußes, welche bei einigen amerikanischen Modellen durch Tieferstellung des Absatzes erreicht wird. — Die Befestigung selbst theilt sich in die Befestigung am Absatze und am Vorderfuß. — Die Feststellung des Absatzes mittelst horizontal stehender Eisenspitzen, welche durch eine Schraube gegeneinander gedrückt werden können, ist unpraktisch, da der Absatz leicht abgerissen wird und die Schraube in der Kälte sich lockert. — Den aufgestellten Anforderungen entspricht am besten die rückwärtige Befestigung durch eine einfache verticale Schraube. Nur ist das Anziehen mit Schwierigkeiten verknüpft, da dieses nicht knieend, sondern nur sitzend bewerkstelligt werden kann und für Damen stets fremde Hilfe erforderlich ist. Hingegen bequem zu befestigen und noch hinlänglichen Halt bietet die Stellung des Absatzes in drei aufgebogenen starken Metallstreifen, nach Dürr'scher Construction. Die beiden Seitentheile müssen bis über den Absatz hinaus die Ferse noch fassen und genau nach dem Stiefel bemessen sein. Durch den rückwärtigen Metallstreifen soll nach Bedürfniß eine horizontal stehende Schraube in den Absatz zu drehen sein. — Bei diesen Constructionen ist ein Riemen senkrecht über den Rist nöthig, der breit sein muß, um nicht einzuschneiden. — Zur Befestigung am Vorderfuß sind vollständige Vorderkappen, welche kein Zusammenziehen erlauben, unpraktisch, da sie nicht die gehörige Festigkeit der Verbindung des Fußes mit dem Schlittschuh ermöglichen; Pelzunterlagen sind aus demselben Grunde abzurathen, Unterlagen von Filz sind besser. Bei dem amerikanischen Modell mit verschraubbarer Metallvorderkappe lockert sich, besonders leicht bei Kälte, die Schraube, da sie keinen Gegenhalt hat, und geht durch die Bewegung im Laufe von selbst zurück. Bei dieser Construction muß auch eine Einsatzplatte in den Absatz geschraubt werden. Die solideste Befestigung am Vorderfuß wird erzielt durch zwei einzelne oder an einer Kappe befestigte Riemen, und drei kleine Eisenspitzen, welche sich in die Sohle eindrücken und eine Verschiebung verhindern. — Der Aufsatz soll, um unnöthigen Druck zu vermeiden, genau so breit wie die Sohle sein; am besten wird erstere Bedingung erfüllt bei der Dürr'schen Construction mit aufgebogenen Seitentheilen, welche mit einem Ausschnitt zum Durchziehen des Querriemens versehen sind.

Betrachten wir nun nach diesen oben aufgestellten Punkten die zur Zeit vorhandenen Modelle: so erscheint für den vollendeten Schlittschuhläufer, welcher viele Sprung-Uebungen auszuführen gedenkt, der englische Schlittschuh (mit Holz-Aufsatz) als der beste (Preis 10—12 fl.). Für die weitaus größte Zahl der Läufer aber erfüllt den gleichen Dienst die einfache Metallconstruction mit verticaler Schraube und 2 Vorderriemen (Preis 4—5 fl.). Am bequemsten jedoch anzuziehen und vorzugsweise für Damen geeignet, ist der Schlittschuh nach Dürr'scher Construction (Preis 6—7 fl.). Alle amerikanischen und sonstigen Modelle ohne jeden Riemen, welche den Neuling durch ihre elegante Form bestechen, ermöglichen nicht die nöthige Festigkeit der Verbindung des Schlittschuhs mit dem Fuße und sind deßhalb nicht anzurathen. — Vollkommen verwerflich und nicht weiter in Rechnung zu ziehen ist die Construction, wobei der Stahl schon vor dem Absatz endigt. Meist ist hier die rückwärtige Befestigung durch eine einfache Eisenspitze, in Verbindung mit einer Lederkappe hergestellt, welche ebenfalls die schlechteste von allen ist. — Deßgleichen ist auch die starke Hohlkehle als ein überwundener Standpunkt zu betrachten. Wenn sich allerdings nicht läugnen läßt, daß auch mit der starken Hohlkehle, und selbst unrichtiger Curve, ein guter Schlittschuhläufer viele Bewegungen auszuführen im Stande sein wird; bei gleicher Kraft und Gewandtheit wird doch der platte Schlittschuh mit zweckentsprechender Curve in Bezug auf Leichtigkeit, Raschheit und Anmuth der Bewegung stets und unzweifelhaft den Sieg davontragen. Es ist zu rathen, daß der Anfänger sofort mit dem platten Stahle seine Uebungen beginne; er wird dann nicht gezwungen sein, nach Jahren, wenn ihm das Uebergewicht des platten Schlittschuhs klar geworden, von Neuem zu üben. Allen jenen aber, welche zur Zeit noch die Hohlkehle gewohnt sind, ist zu empfehlen, den energischen Entschluß zu fassen, nochmals auf einige Tage den Anfänger zu spielen, um mit dem glatten Stahle die alte Fertigkeit in wenigen Tagen wieder zu erlangen. Er wird reich belohnt werden, es ist wie der Tanz auf der Scheuertenne und dem Parketboden.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 145. Speyer, Dienstag, den 5. December 1871.

Das Unglückskind.

Eine Erzählung aus dem Emsland von **E. v. Dincklage.**

(Schluß.)

Alles kam heran, um den Tobias Spahn seine Schicksale erzählen zu hören, der Thierarzt gebot Stille und die allgemeine Neugier verschaffte ihm Gehorsam. Tobias stellte sich in den Zelteingang und Aller Augen hafteten an seinen Lippen.

„Meine Lebensgeschichte hat einen großen Fehler“, begann der Schützenkönig, „sie ist zu kurz. Ich ging mit gar leichtem Gepäck von Hüsingen in die Welt und deßhalb bin ich wohl so rasch vorwärts gekommen. Einen Paß hatte ich nicht, aber dafür einen Spitznamen, der mir weit besser forthalf. Einen Namen hat Jedermann, aber der böse Spitzname macht die Leute aufschauen, das prägt sich ein, weil es so selten vorkommt. Wenn mich Jemand fragte: Wie heißt Du? da war ich gewohnt zu erwidern: Ich bin das Unglückskind! — So sagte ich auch in Scheveningen einem alten, verdrießlichen Herrn, der gelangweilt in einem Rollstuhl saß, offenbar ein Kranker, wie so viele dort. Wir, meine ungarischen Freunde und ich, boten ihm Mausefallen und Untersetzer für Bügeleisen zum Verkauf, er blickte uns an und fragte: Wie heißt Ihr denn? Rasch entgegnete ich: der da heißt Laczi, der andere Gabor und ich bin das Unglückskind! — Der alte Herr und der Diener hinter seinem Stuhle lächelten und ich mußte dem Ersteren von meiner Großmutter erzählen und wie ich Vogelklappern geschnitzt habe und der Jungfer Sabina die Ferkeln in's Bett that, wofür ich eine öffentliche Strafe erleiden sollte und lieber fortlief. Nachdem ich Alles genau erzählt, befahl der mürrische alte Herr, ich solle am nächsten Tage wieder zu ihm kommen, wenn ihn sein Diener an den Strand rolle; ich erwiderte: Ja Herr, wenn Ihr auch finster ausseht, ich fürchte mich gar nicht vor Euch! — Am nächsten Tage waren wohl noch acht bis zehn andere Herren bei meinem Gönner, einige gingen an Stöcken und Krücken, andere sahen bleich und hinfällig aus, sie waren alle Curgäste des großen Badeortes. Alle betrachteten mich und lachten, als mein alter Bekannter sagte: „Das ist das Unglückskind.“ Jeder fragte mich nun aus und ich erzählte sorglos, was ich wußte, endlich sagte der im Rollstuhl: Du bist zu jung, Unglückskind, um so auf der Landstraße zu leben; wir, diese Herren und ich, wollen eine Summe für Deine Erziehung zusammenlegen, ich wohne in Amsterdam und werde sehen, was sich aus Dir machen läßt! — So geschah es. Ich ward in eine Anstalt gegeben, wo alle Knaben alsbald über meine Unwissenheit lachten; sie sahen ebenso auf mich herab, wie ich in der Schule zu Hüsingen wegen meiner Streiche hoch angesehen wurde, das ärgerte mich und ich lernte. Meine Gönner bestimmten mich für das Maschinenfach und als ich Lehrjahre und Examen bestanden hatte, wurde ich einem amerikanischen Hause empfohlen, für welches ich jetzt reise — Sie sehen, ich bin ein glückliches Unglückskind!“

Das Herz der Honoratioren war längst für den jungen Reisenden erweicht, seiner Anerkennung durch alle Schichten des Schützenvolkes stand nichts mehr im Wege und es erübrigte nur noch, daß er sich seine Königin unter den Mädchen des Ortes erwähle. Tobias blickte im Kreise umher, einen Moment hafteten seine Augen auf der erröthenden Laurence, dann trat er vor Frau Bader und sprach: „Mamsell Holter, von Kindheit an schienen Sie mir die würdigste Dame, die existiren kann; als ich jetzt, ein Mann, meine Mutter wiedersah, erfuhr ich von ihr, was die Meinen Ihnen Alles danken — wollen Sie meine Königin sein und es versuchen, dem wilden Burschen seine unbändige Natur auszutreiben?“ Er küßte die großen Hände der guten Dame mit Ehrfurcht und sie, die unerschüttert ihr ganzes Leben und Lieben getragen, konnte jetzt auf dem Vogelschießen zwei langsam herniederrollende Thränen nicht zurückhalten.

„O“, sagte sie, den Blick nach Oben gerichtet, „so hat es doch seinen Segen, daß ich der Kläre ihre Natur austrieb, sie hat auf ihren Sohn einen gesetzten und dankbaren Sinn vererbt — aber, Tobias — ich sage Du zu Dir! — Tobias, Deine Königin kann ich doch nicht sein, denn ich bin nicht mehr Mamsell Holter, sondern Frau Steuereinnehmer Bader. Indeß, ich habe eine Tochter und sie mag mich vertreten. Laurence, dies ist Tobias Spahn, der mich ehren will!“

Daß Frau Bader Tobias duzte, war für die anwesende Gesellschaft Das, was am Hofe ein Adelsbrief ist; es konnte Niemand mehr etwas gegen ihn

einzuwenden haben. Die jungen Damen bekränzten die Königin und der König gab ihr den Arm, um, Musik an der Spitze, Freudenschüsse von allen Seiten, einen Rundgang in seinem neuen Staate mit ihr anzutreten. Zum ersten Mal konnte das junge Paar allein sprechen.

„Es thut mir wirklich leid", begann Laurence aufgeregt und das ihr so viel geläufigere Französisch redend, „es thut mir wirklich leid, daß die Mama mich Ihnen so contre coeur aufdrängte!"

Tobias blickte sie überrascht an und entgegnete: „Sie schließen auf mich, nach Ihrem Gefühl contre coeur an der Seite eines Landläufers durch die Straßen gehen zu müssen; ich weiß durch Herrn Peters, daß Sie eine Erbin sind und Ansprüche machen können. Aber seien Sie überzeugt, daß ich den glücklichen Zufall nicht mißbrauchen werde, der mir erlaubt, neben Ihnen einherzuschreiten. Niemals würde ich darnach gestrebt haben, hier eine solche Rolle zu spielen; doch es geschieht meiner Großmutter, der alten Postillons-Drüke zu Liebe."

„Nun, wenn es ihr zu Liebe geschieht, so kann's mir auch recht sein", warf Laurence hin, „ich werde gewiß Niemandes Freude stören, Monsieur Spahn!"

„Ich danke Ihnen im Namen meiner Großmutter!" sagte Tobias kühl, und dann grüßten sie nach allen Seiten, nur um einander nicht anzusehen. Laurence begriff nicht, wie man so gut Französisch reden und dabei so unhöflich sein könne, als ihr König. Tobias fand den Geldstolz der Erbin nicht überraschend; seine Laufbahn hatte ihn die Macht des Geldes genugsam kennen gelernt; aber es that ihm leid, daß gerade ein so hübsches, heiteres Mädchen eine so gute Partie sein mußte. Das Königspaar eröffnete den Ball, dann kamen die Adjutanten mit den Ehrendamen und darauf die Honoratioren, jeder mit seiner Gattin. Alle tanzten so lange herum als Athem und Füße vorhalten wollten, Alle sahen gelassen und fröhlich aus und alle Damen, bis auf Laurence, trugen dunkle ernste Kleider. Es wurde der jungen Schweizerin ganz bitter um's Herz, als sie ihre alten Eltern vergnüglich und im Schweiße ihres Angesichts, ja mit einem Künstlerstolze tanzen sah, und sie selbst schwebte so freudlos dahin, als wären dies die traurigsten Stunden ihres Lebens. Der Doctor, der ein Auge für Schönheit hatte, stieß seine nach Athem ringende Gemahlin an, zeigte auf Tobias und Laurence und sprach: „Sieh, Lisette, das gäbe ein schönes, gesundes Paar!" Sie nickte nur und fächerte sich mit dem Taschentuche. Frau Backer schüttelte den Arm ihres echauffirten und ganz elektrisirten Gesponses und zischelte: „Du, Heinrich, sieh die beiden Kinder an; das wäre doch fatal, wenn sich da etwas anspänne!"

„Ohne Sorge, Frau", entgegnete der Einnehmer; „meine Selige war ganz anders damals, unser Mädchen sieht ja höchst ernst und gleichgiltig aus!"

„Hm, mir gefällt das nicht; der Postillonsjunge mag hingehen, wo er hingehört!"

Als der Ball zu Ende ging, wandte sich Tobias, der mit allen Anderen so lustig gewesen war, außer mit seiner Dame, an diese und sprach: „Sie haben nun gesehen, Mademoiselle, daß ich wirklich ein Unglückskind bin; aber seien Sie überzeugt, daß ich Ihre Wege nicht wieder kreuzen werde, um sie ungestört den heutigen Tag vergessen zu lassen!"

Laurence wechselte die Farbe. — „Denken Sie nicht daran; es ist mir ganz einerlei, ob Sie bleiben oder gehen!"

Tobias dankte der Gesellschaft für alle Freundlichkeit, beklagte, daß er die Heimath schon morgen in der Frühe verlassen müsse und hoffte über's Jahr seine Würde persönlich in die Hände seiner Mitbürger niederlegen zu können. Die bekannte Donnerstimme rief: „Hurrah!" und sang dann indiscreter Weise:

„Ueber's Jahr da ist mein' Zeit vorbei,
Da g'hör i Dein und mein,
Wenn i komm', wenn i komm', wenn i wiederum komm
Da soll die Hochzeit sein!"

Tobias führte die bleich gewordene Laurence ihren Eltern zu: „All' mein Ringen und Mühen, Hoffen und Verlangen ging dahin, in meiner Heimath als achtungswerther Mann genannt zu werden — ich hoffe, Sie gedenken meiner so!" Seine Stimme zitterte und auf Frau Backer's schwarzem Handschuh — sie trug immer Herrenhandschuhe — lag ein heller warmer Tropfen, eine Thräne — der Schützenkönig war im Herrenzimmer verschwunden und am nächsten Morgen abgereist.

Laurence wurde, zur Freude ihrer Eltern, eben so gesetzt und zurückhaltend, als die anderen Mädchen des Ortes. Der Schützenball war ihr nicht gut bekommen, sie sah manchmal recht blaß aus. Der Arzt rieth Haferschleim und Bewegung an. Das junge Mädchen wählte sich eine Freundin, ein älteres, einfaches Frauenzimmer, die Tochter des Geometers in Hüsingen, und besuchte dieselbe häufig an den schönen Herbsttagen, welche jetzt eintraten. Wenn ihre Freundin beschäftigt war — und wann wäre sie das nicht gewesen? — ging Laurence in die Pfarre. Sie küßte dem Pastor ehrfürchtig die Hand, schenkte der alten Sabina ein hübsches Heiligenbild oder eine Tafel Chocolade und huschte dann durch den Pfarrgarten auf die Wiese, wo Drüke die Kühe des Pfarrers hütete. Drüke erhielt ein Paar neue Strümpfe oder eine Mütze und ein Päckchen Tabak, den sie gemüthlich rauchte, während die Erbin, mit einem großen Stocke bewaffnet, neben dem Weißkohlfelde stand, das zu besuchen die Kühe eine besondere Neigung zeigten. Dann saßen sie, die beiden Hirten, unter den Erlensträuchen nieder und Drüke erzählte von ihrem Unglückskinde und lehrte Laurence Lieder, alte, alte Lieder, von dem falschen Verläumder und:

„Wenn das Stroh in Flammen steht
Und der Schnee dazwischen weht,
Wie bald ist das verbrennt.
So ist es mit der Liebe,
Wie bald hat die ein End'!"

Das war Laurence's Lieblingslied. Drüke glaubte,

ihr Enkel müsse auf der See sein; Geld, viel Geld hatte er für sie dagelassen und sie hatte ihm das Goldstück und die Klappermühle geschenkt. Das Kühehüten that Drüke zum Zeitvertreib.

Als eines Tages Laurence wieder schüchtern und eilig, wie dies ihre Art, auf der Wiese erschien, und sofort entdeckte, daß die Bleßkuh, welche die unartigste war, mit der Schnauze einen Kohlkopf beschnüffelte und schleunigst verjagt werden mußte — da gewahrte sie, zur Drüke zurückkehrend, daß diese nicht allein war, neben ihr lehnte ihr Enkel an einer Pappel. Laurence wollte fliehen, aber Tobias erreichte sie noch rechtzeitig und hielt ihre zitternde Hand in der seinen. „Laurence!" flüsterte Tobias.

„O könnten Sie mir verzeihen", schluchzte Laurence, „daß ich Ihnen den schönsten Tag Ihres Lebens verdarb, daß ich so lieblos schien, wo Alles Ihnen gut war? Ach, ich habe seitdem keine ruhige Stunde mehr gehabt und hätte mich selbst hassen mögen!"

„Weil Sie mich nicht haßten?"

Laurence nickte mit dem Kopfe. Plötzlich sang die alte Drüke:

„Zehn tausend Ducaten, ist das kein schön's Geld,
Mein Schatz ist mir lieber, als halber die Welt."

Die beiden jungen Leute errötheten und Tobias fragte: „Hat Bestmutter Recht?"

„Ja!" sagte Laurence verschämt und er zog sie in seine Arme.

Die bekannte Donnerstimme wieherte vor Lachen, als die Verlobungskarten des Enkels der alten Drüke und der Backer'schen Erbin umhergeschickt wurden, und brüllte dann: „Hab' ich's nicht gesagt? — und das will nun ein Unglückskind sein!"

Ein Jahr in Chicago.

(Von einem Amerikamüden.)

Erst Pfingsten habe ich zu meinen Füßen Paris brennen gesehen und versucht, in wenig Flammenzügen ein Bild davon zu zeichnen . . . Und in diesen Tagen steht das brennende Paris wieder furchtbar lebendig vor meinem Auge — bei den Zeitungsberichten über das brennende, das niedergebrannte große, stolze Chicago! Habe ich doch vor kaum 18 Monaten noch Chicago — die junge Riesenstadt am Michigansee, gesehen: in ihrem fabelhaften Wachsthum und prunkenden Glanz, in ihrer bunten, ruhelosen Geschäftigkeit und übermüthigen Lebenslust, in ihrem Jagen nach Erwerb und Vergnügen — — und in ihren Sünden und Verbrechen!

Wie ich nach Amerika kam? — Wie so mancher deutsche Offizier. Aus Leichtsinn! Es wurde mir zu heiß in der Heimath. Aber fürchte nichts, lieber Leser: ich habe keinen Magdeburger Hausknecht erstochen, keinen Berliner Schuhmachermeister erschossen, kein armes Glogauer Mägdelein chloroformirt . . . Ich hatte nur Schulden — riesige Schulden — Schulden wie ein Major! Und doch war ich nur Seconde-Lieutenant von 19 Sommern. Den soliden Grund zu diesem unsoliden Nichts, hatte ich schon in der Fähnrichspresse (Fixbleiche) des Dr. Killisch in Berlin gelegt. Unter lustiger Anleitung lernt ein zukünftiger Dotations-General das Schuldenmachen nur zu leicht — o viel leichter als höhere Algebra, römische Kaiser- und deutsche Verfassungs-Geschichte. Als Fähnrich hatte ich schon ein Dutzend schlimmster Wucherwechsel unterschrieben und den gefälligen Geldseelen neunundneunzigmal mein offizierliches Ehrenwort verpfändet. Und ich hatte von alledem keine einzige ungetrübte Flasche Champagner! Aber das ist ja der bekannte Schiller'sche Fluch der ersten bösen Wucherschuld, daß sie fortzeugend neue Schulden muß gebären. Ostern 1869 kam die Katastrophe. Papa löste die Wechsel und mein Ehrenwort ein, nahm aber zugleich ohne viel Worte selber meinen Lieutenants-Abschied und brachte mich eigenhändig nach Hamburg auf einen Amerika-Dampfer. Dort gab er mir beim zweiten Läuten der Schiffsglocke seinen besten Segen und „die letzten 1000 Thaler" in Gold — und „der verlorne Sohn" dampfte seiner neuen Welt entgegen. Mit welchen Gefühlen! Doch das gehört nicht hierher. Nur so viel: ein Bangen um meine Zukunft war nicht darunter. Ich war ja preußischer Lieutenant! Ich wollte einfach in die nordamerikanische Armee eintreten, und in ein bis zwei Jahren hatte ich es sicher bis zum General gebracht. Ich hatte nicht ohne Nutzen „Winterfeld's Wachstuben-Geschichten" gelesen: „Mein Bursche, der General!" Und ich erst — mit meiner Fähnrichspressen-Bildung, meinem kleinen „von" und meiner großen Lebenserfahrung! Ja, wenn ich an jenen Burschen-General dachte, schämte ich mich fast meiner General-Genügsamkeit. Aber mir fiel leider kein höheres Ziel ein. Denn General-Feldmarschälle kennt man in Amerika leider noch nicht.

So stieg ich in New-York an's Land. Ich bin ehrlich genug, wenn auch nicht ohne Erröthen, niederzuschreiben: in meiner goldgestickten Garde-Lieutenants-Uniform. Ich war ja in einem freien Lande, wo so manches Unerlaubte erlaubt ist. Ich wollte von vornherein imponiren — aber Niemand achtete auf meinen Glanz. Nur einige häßliche Niggerweiber lachten mich mit allen 32 Zähnen an. Schon am anderen Tage fuhr ich nach Washington hinüber und präsentirte mich dem neuen Kriegssecretär des Präsidenten Grand mit der Bemerkung: ich sei nicht abgeneigt, bei der nordamerikanischen Armee Dienste zu nehmen — zunächst im Nothfalle sogar als Colonel . . . General John A. Rawlins strich sich behaglich seinen Vollbart und lächelte dann sein Bedauern, daß Amerika augenblicklich in der glücklichen Friedenslage sei, von einem so jungen Colonel keinen Gebrauch machen zu können . . . „Nun, ich ließe mich auch bereit finden, als Major in das tapfere, nordamerikanische Heer einzutreten . . . Ja, um meinen Degen nicht rosten zu lassen, als Capitän . . . o, zuletzt in edler Selbstlosigkeit als simpler Lieutenant . . ."

Dasselbe Lächeln, dasselbe Bedauern! Ja, als

ich auch dann noch nicht losließ, gab Mr. Rawlins von Illinois, der ehemalige Advokat — mir ziemlich deutlich zu verstehen: es sei ein großer Irrthum Europa's, Amerika als Ablagerungsplatz für seine cassirten, exmittirten oder flüchtigen Offiziere anzusehen. Im Kriege, da nehme man das nicht so genau, und in einem solchen Falle würde er sich freuen, mich wieder bei sich zu sehen . . .

Ich war wüthend — und zugleich aus allen meinen Generals-Himmeln gestürzt. Aber es gab in Amerika ja noch andere Mittel und Wege, sein Glück zu machen. Und ich dampfte nach New-York zurück und suchte das Glück allerwegen: auf der Straße und in den Café's, in den Theatern, Comptoirs, am Hafen und in den Zeitungen . . . und ich wurde immer bescheidener in meinen Glücks-Bedingungen, je mehr meine Börse zusammenschrumpfte. Nach einigen Monaten war ich daran verzweifelt, in New-York das Glück, o sogar nur mein bescheiden ehrliches Brod zu finden. Da fiel mir eines Tages ein kleines Buch in die Hand: „Führer durch Chicago, die Gartenstadt Amerika's“ — und ich las entzückt: „Tausend und eine Nacht“ enthalten nicht mehr Wunder, als die Entwicklung Chicago's. Nichts in der Welt ist wunderbarer, staunenswerther, unglaublicher als diese Entwicklung. Wollte man an einem einzigen Beispiel die Ueberlegenheit Amerika's über alle Länder der Welt darthun, wollte man darstellen die treibende Kraft seiner Institutionen, das Wachsthum seines Handels, die unaufhaltsame Energie seiner Bevölkerung, die Ausdehnung seiner Industrie, sein Talent, sich aller Vortheile der Natur zu bedienen, wollte man alles dies in Kurzem andeuten, so brauchte man nur auf Chicago hinzuweisen, die Musterstadt von Amerika. Und weiter: „Chicago ist der Kornspeicher und die Schweinepökel-Anstalt der Welt . . . Chicago, das im Jahre 1829 nur 30 Einwohner in einigen Blockhütten zählte und sich kümmerlich vom Pelzhandel mit den Indianern nährte — dasselbe Chicago hat jetzt 300,000 Einwohner in Marmorpalästen, es wird im Jahre 1872 zu 500,000 Einwohnern angewachsen sein, im Jahre 1880 mehr als eine Million zählen und 1900 noch einmal so groß sein, wie New-York. Chicago wird die erste, die reichste Stadt der Welt werden — denn der Energie Chicagos ist nichts unmöglich . . .“

Am anderen Tage war ich mit dem bescheidenen Reste meiner väterlichen 1000 Thlr. auf dem Wege nach der „Wunderstadt am Michigansee“, — um dort das spröde Glück zu suchen. (Fortsetzung folgt.)

Literatur.

In Eduard Hallberger's Verlag (Stuttgart) ist soeben in großem Albumformat eine Ausgabe der poetischen Mährchen von Wilh. Hauff erschienen, welche sowohl in typographischer wie in bildlicher Ausstattung eine der willkommensten literarischen Weihnachtsgaben bilden werden. Das Werk prangt in Goldschnitt und geschmackvollem Leinwand-Einband mit Gold- und Preßdruck und empfiehlt sich also auch äußerlich in der vortheilhaftesten Weise. Mehr noch überraschen die prächtigen Holzschnitte, welche in ächt künstlerischer Ausführung die verschiedenen Mährchengruppen begleiten; es sind ihrer 42, von der Hand Theod. Weber's, Hosemann's und Ludwig Burger's, gleich hervorragend durch Schönheit der Zeichnung und Originalität der Entwürfe. In einer so gediegenen bildlichen Ausschmückung werden die phantasievollen Schöpfungen Hauff's für jeden Leser einen neuen und doppelten Reiz gewinnen und wir stehen nicht an, die schöne Weihnachtsgabe, welche schon durch den verhältnißmäßig billigen Preis von nur vier Thalern vielen ähnlichen Prachtwerken den Rang ablaufen dürfte, auf's wärmste zu empfehlen!

Miscellen.

(Gebirgsbahnen.) Der glückliche Erfolg der Rigibahn hat bereits ein neues derartiges Unternehmen hervorgerufen. Der große Rath von Bern hat einer Gesellschaft, welche nahezu aus denselben Personen besteht, wie die Gründer der Rigibahn (Ober-Ingenieur Riggenbach von Olten, der Erfinder des neuen Systems, Bankier Kaufmann-Neukirch von Basel, Stähelin, Präsident Stämpfli u. A.), die Concession zum Bau einer Bahn von Interlaken auf die „Scheinige Platte“ und das Faulhorn ertheilt, und es muß der Bau binnen einem Jahr beginnen. Die Bahn läuft von Interlaken aus noch ¾ Stunden in der Ebene, bevor sie den Berg erreicht, der über 7000 Fuß Höhe (das Faulhorn 8100 Fuß) hat. Die neue Bahn wird nach dem Muster der Rigibahn gebaut: zwei Schienen für die Räder und zwischen ihnen eine gezahnte Stange, in welche die Triebräder der Locomotive eingreifen. Für die Thalbahn ist vorläufig Pferdebetrieb in Aussicht genommen. Die Locomotiven und Wagen werden möglichst leicht gebaut, um die starke Steigung um so leichter zu überwinden. (Kreuzztg.)

Bern, 28. Nov. Am Polytechnikum in Zürich befinden sich zur Zeit 307 Schüler, von denen nur 104 Schweizer sind. Unter den Ausländern befinden sich 106 Oesterreicher (darunter 52 aus Ungarn, 14 aus Galizien), 16 aus Deutschland, 9 Franzosen u. s. w. Der Zugang aus dem deutschen Reiche nimmt stetig ab; im Jahre 1866 waren noch von 528 Zöglingen 103 Deutsche. (N. N.)

Parquet-Böden, die ähnlich wie ein Teppich weggenommen werden können, kommen neuerdings in Amerika in Aufnahme. Dieselben bestehen aus Holzplatten, die zusammengestellt ein beliebiges Muster geben, und die durch einen besonderen Cement auf grobes Tuch gekittet sind. Die Holzstreifen und Platten sind von verschiedenfarbigem Holz, mit Oel abgeschliffen und so genau zusammengepaßt wie ein gewöhnlicher Parquet-Boden, in der Dicke von ¼“. Die so hergestellte Oberfläche kann in derselben Weise wie ein permanent gelegter Fußboden gescheuert, gewaschen und geölt werden, und hat der Teppich dabei den Vortheil, daß er transportabel ist, und bei Veränderung der Wohnung in ein anderes Zimmer gelegt werden kann.

Charade.

(Zweisilbig.)

Das Erste, wie das Zweite,
Sie helfen Beide gehen;
Kömmt unter Eins das Ganze,
So bringt es Eins zum Stehen;
Dann aber geht das Ganze, —
Das früher ward getragen,
Und trägt noch schwere Lasten;
Wie dröhnen seine Klagen!

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 146. Speyer, Donnerstag, den 7. December 1871.

Pfälzische Sagen.

V.

"Die Heidenburg.")

(Westricher Sage.)

Von **Christian Böhmer.**

I.

Um den Berg der Heidenburg heulet wild der Stürme Wuth,
Unten träumt die arme Maid, frisch und schön wie Milch und Blut:
Einsam steigt sie auf die Höh', d'rauf die Heidenburg geglänzt,
Deren Felsen die Natur längst mit Haid und Wald bekränzt.

In dem moos'gen Rasen steht eine Schlüsselblum' allein,
Aus des Busches Zwielicht strahlt lockend sie im Zauberschein,
Und das arme Mäglein schaut sehnsuchtsvoll die Blume an:
„O daß Du der Schlüssel wärst, der den Berg mir öffnen kann!"

„Hat die Alte doch erzählt, daß der Berg von Schätzen voll,
Und daß eine Schlüsselblum' seine Keller öffnen soll.
Ach, wärst Du die Schlüsselblum'. Nur nach Wen'gem steht mein Sinn,
Daß des Liebsten Vater mich nicht mehr schelt': Du Bettlerin!"

Heller strahlt die Blume nun, wie von reinstem Gold gemacht —
„Ha! der Schlüssel!" jauchzt die Maid — und vom Schlaf ist sie erwacht.
Mitternacht ist's, rasch verläßt sie die Hütte alt und klein,
Von des Berges Gipfel strahlt's ihr in's Aug wie Sternenschein.

Wie ein Reh mit schnellem Sprung steht sie oben — wunderbar!
Vor ihr glänzt die Schlüsselblum' wie im Traume goldig klar.
Und sie bricht die Blume rasch und ein Schlüssel ist's von Gold.
Wie sie bebt! dem glüh'nden Auge eine Freudenthrän' entrollt!

Längst hat eine Höhle sie, einsam grasend, hier entdeckt!
Hastig bricht sie durch's Gesträuch, wo der Eingang ist versteckt.
Und der Schlüssel schimmert hell wie ein Licht im finstern Schlund,
Zeigt den Weg ihr bis zum Thor in des Ganges tiefem Grund.

Und der Schlüssel hat das Schloß kaum berührt, da kracht das Thor,
Wie unzähl'ger Sterne Licht strömt ein Wunderglanz hervor.
Welch ein Tempel hoch und weit! Wie von Lampen bunt erhellt!
Eine Nacht, in die gesenkt sich die ganze Sternenwelt!

Ha! von Gold und Edelstein glitzert, was das Aug' erspäht,
Diamanten ohne Zahl sind wie Thau rings hingesä't.

*) Bei Oberstaufenbach am Potzberg.

Ihre Augen schließt die Maid schwindelnd ob der Zauberpracht.
Was nimmt sie von Allem, was lockend ihr entgegenlacht?

Nehm' ich, denkt sie, was ich kann — denn den Schlüssel hab' ich ja;
Kann ja kommen, wann ich will, nehm' ich jetzt vom Golde da!"
Und den Schlüssel legt sie dort auf den Tisch von Edelstein;
Eine Stimme mahnt sie leis: denke Deines Schlüssels sein!

Mit entzückten Blicken wühlt sie sich in das edle Gold,
Das mit wundersamem Klang in die weite Schürze rollt.
Und sie sieht als Königin sich schon wohnen im Palast,
Vornehm auf den Schulzen schauen, der als Knecht vor ihr erblaßt!

Ja, der Schulz, der sie geschmäht, daß sie eine Bettlerin,
Wird vor ihrer Herrlichkeit beugen seinen stolzen Sinn.
Oben auf der Heidenburg baut sie sich ein neues Schloß,
Ungeheuern Reichthum hat sie ja in des Berges Schooß.

Sieh, da schaut sie plötzlich sich in dem Silberspiegel an,
Ach, sie sieht als Bettlerin sich darin noch angethan;
„Warte, spricht sie nun, Du machst mir bald ein anderes Gesicht."
Schleppt die Last vor's Thor hinaus, wo sie matt zusammenbricht.

Donnernd schließt das Thor sich zu, daß sie eis'ges Graun durchfährt
Und vor Schreck die volle Schürz' blitzschnell auf den Boden leert.
Und wie Feuer in der Fluth, so verglimmt des Goldes Schein
In dem dunklen Grund und sinkt tief in Schutt und Sumpf hinein.

Bitter weint sie, da gedenkt plötzlich sie des Schlüssels jetzt,
Und daß sie ihn nicht behalten, daran denkt sie dann entsetzt.
Traurig suchet sie den Weg zu des Tages goldnem Licht,
Das der Armen mild und warm strömt in's bleiche Angesicht.

Wie im Traume wandelt sie einsam durch der Menschen Schwarm,
Harrt, ob wiederkehr' ihr Traum; Schwermuth wird ihr düstrer Harm.
Seufzend um die Schlüsselblum' irret sie umher so bleich,
Suchend wallet noch ihr Geist durch der Heidenburg Gesträuch.

Ein Jahr in Chicago.

(Von einem Amerikamüden.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Also das ist Chicago, die junge Wunderstadt, welche alle Märchenstädte aus „Tausend und eine

Nacht" erbleichen läßt, mußte ich immerfort bei mir denken, als ich Tage lang durch die schnurgeraden Riesenstraßen schlenderte, betäubt, verwirrt von dem kaum glaublichen tosenden Geschäftslärm, — gegen den das Treiben in New-York fast wiegenliedheimlich summte.

Ich muß gestehen, ich war Anfangs sehr enttäuscht von Chicago. Die Wunderstädte der Scheherazade lächelten mich aus meinen Kinderträumen doch gar anders an: feierlich und rosenduftig! Den Rosenduft vermißte ich fast am meisten bei der „Gartenstadt"! Nur ein Satyriker kann diesen Namen erfunden haben. Lucus a non lucendo! Ja, vor dreißig bis vierzig Jahren mag Chicago noch liebliche Gärten gehabt haben. Als ich die Stadt kennen lernte, hatte sie nur noch kümmerliche Ueberbleibsel davon. Der Grund und Boden war zu kostbar für solchen Luxus. Und Chicago war von jeher eine praktische Stadt. Sonst hätte sie es schwerlich zu ihrer Größe, ihrem Reichthum, ihrer Macht gebracht — in so wenigen Jahren. Anstatt des Rosenduftes hauchte der schwarze, müde, schlammige Chicagofluß ganz andere Dünste aus. — Die Berliner Spree und Panke sind dagegen eitel Rosenwasser.

Und glück- und brodlos schlich ich Wochen lang durch die Meilen langen Straßen, die von Osten nach Westen und von Norden nach Süden gehen und die Stadt in Häuser-Quadrate, sogenannte „Blocks", schneiden. Die Südstadt war der reichste, prächtigste und interessanteste Theil Chicago's. Hier wogte und glänzte das öffentliche und Geschäftsleben, der raffinirteste Luxus, das theuerste Vergnügen, die geputzte, geschminkte Schande. Hier standen das große, schloßartige Stadthaus, die prächtige Oper, mehrere Theater, der Circus, die Museen, die glänzendsten Hotels, die theuersten Verkaufsläden und in der fashionablen Wabash- und Michigan-Avenue Palast an Palast, strahlend von Gold und Marmor und fettglänzenden Petroleumsteinen. Hier waren die Straßen mit Holzblöcken sauber gepflastert, dem sogenannten Nicholson-Pflaster, und große Steinplatten bildeten an den Seiten ein breites Trottoir, während in der Nord- und Weststadt viele Straßen gar nicht oder sehr mangelhaft gepflastert waren und an den Seiten Holzplanken als Trottoir dienten.

Aber mitten in dieser stolzen, prächtigen Südstadt sollte ich auch staunende, entsetzte Blicke in das echt amerikanische Humbug-, Laster- und Verbrecherleben werfen. Das schien sich hier in dem südlichen Theile der Clarkstraße, die von Süden nach Norden ganz Chicago Meilen lang durchschnitt, concentrirt zu haben. Hier gab es neben, unter und über den buntesten Geschäftshallen und Verkaufs-Gewölben mit Waaren aus allen Erdtheilen, mit Verkäufern und Verkäuferinnen in allen möglichen Costümen, Gesichtsfarben und Zungen — die schamlosesten Tanzhäuser, die verrufensten Spielhöllen, die düstersten Verbrecherkeller — und den echt amerikanischen Humbug in allen Gestalten und Schattirungen. Hier hausten Diebshehler, Pfandleiher, Wahrsager, Geisterklopfer, Spiritualisten und eine Menge von jenen „Special-Aerzten", an denen ja auch Berlin so überreich ist. Nur florirt die Quacksalberei in der Neuen Welt doch noch um hundert Procent schamloser als in der guten Alten. Und eine Art von medicinischen Specialisten, — die hier in der Süd-Clarkstraße ihre Mördergruben hatten, kennt Europa denn doch noch nicht in solchem Umfang. Ja, Mördergruben! Denn hier wurden jährlich Tausende — nein, es ist keine Uebertreibung — Tausende von ungebornen Kindern mit kaltem Blute und für einige Dollars professionsmäßig gemordet — und Hunderte von unglücklichen, bethörten Müttern mit. Und nicht nur arme, verführte Mädchen suchten bei diesen Special-Aerzten Hilfe, um der Schande zu entgehen . . . o, man macht sich in Amerika ja nichts aus der Schande, so lange man Geld hat — nein, Ehefrauen aus allen Kreisen, aus den glücklichsten Familien-Verhältnissen schlichen in diese Mördergruben — aus Furcht oder aus berechnender Bequemlichkeit: kleine Kinder bringen manches Unbequeme mit sich. Eine große „deutsche Zeitung" Chicago's schrieb in jenen Tagen über dies grauenvolle Thema einen donnernden Leitartikel, und nicht nur für Chicago, sondern für Amerika. Denn man hat statistische Zahlen, daß die eingeborne Bevölkerung Amerika's durch diesen gewohnheitsmäßigen Kindermord von Jahr zu Jahr mehr ausstirbt, und daß die Bevölkerung überhaupt nur durch Einwanderer wächst. „Uebr 10,000 Kinder würden jährlich in Amerika mehr geboren werden, wenn man alle Jahre nur Einen von diesen fluchwürdigen Kindermördern von Profession henkte!" — ruft die Illinois-Staats-Zeitung aus.

Unsere 80,000 deutsche Landsleute bildeten in Chicago fast eine große Colonie für sich: in der Nordstadt. Hier gab es deutsche Kirchen, deutsche Schulen, deutsche Theater, deutsche Casinos, deutsche Zeitungen, Musik-, Turn-, Lese- und natürlich auch Bierhallen mit deutscher Küche und deutscher Gemüthlichkeit, und hin und wieder auch echten deutschen Prügeln. Hier konnte man Wochen lang leben, ohne ein Wort Englisch zu hören. — Hier konnte man, ausruhend von dem amerikanischen Treiben, Hasten und Ueberstürzen, sich nach Deutschland zurückträumen. Und dieses deutsche Chicago ist fast ganz von den Flammen weggefegt — eine schwarze, gespenstige Trümmerwüste! Aber das alte Deutschland lebt noch und verläßt seine Kinder in der Fremde nicht!

Welch' ein Contrast in der Weststadt Chicago's, die täglich weiter in die Prairie hinauswächst. Hier herrscht ein Ameisenleben, — eine Bienengeschäftigkeit, das bunteste Durcheinander, wenn auch nicht so glänzend und großartig, wie in der Südstadt. Hier haben sich der civilisirte Indianer und der freie Nigger, der ziemlich uncivilisirte Irländer und der zopfige Chinese, der träge Spanier neben dem fleißigen Scandinavier, — der leichtlebige Franzose neben dem schwerlebigen Czechen ihre Holz- und Lehmhütten, Fachwerkhäuser und Steinpaläste friedlich oder feindlich neben einander gebaut; hier haust der Türke neben dem amerikanischen Squatter, der Italiener neben dem polnischen Juden. Hier singt, lacht, flucht, handelt Jeder in seiner Mutter-

sprache. Es ist ein babylonisches Gewirre. Dieser Stadttheil ist von den Flammen verschont geblieben.

Und dennoch — trotz der grauenvollen Mysterien, vor denen ich vorher ein wenig die Schleier lüftete — war, ist Chicago die . . tugendhafteste Stadt der Welt . . . wenn wir nämlich Wilhelm v. Humboldt's einseitig übertriebenes Wort: „Energie ist die größte Tugend!“ einfach für wahr annehmen. Ja, was diese Tugend anbelangt, so kann sich keine Stadt der alten und neuen Welt mit Chicago messen. Und ich muß gestehen, je länger ich in Chicago lebte, und je schwerer mir das Leben dort wurde, desto mehr imponirte mir doch diese Energie. Worüber die „Väter“ der größten deutschen Städte Jahre, — Jahrzehnte lang „mit allgemeinem Schütteln des Kopfes hem! hem!“ berathen — ich erinnere nur an die noch immer schwebende Canalisationsfrage Berlins und an den vielhundertjährigen Trinkwassermangel von Paris und Wien — das beschließen die Väter Chicago's oft in einer Stunde, und — was bedeutungsvoller ist, beginnen es in der nächsten Stunde schon auszuführen — und zwar mit aller Energie!

Wie viel Ueberschwemmungen hat Wien in den Jahrhunderten seiner Existenz zu leiden gehabt? Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, daß die Kaiserstadt an der Donau oft und furchtbar durch das Austreten dieses Flusses gelitten hat. Und erst seit zwei Jahren nahm man die Donau-Regulirung ernsthaft in die Hand. Chicago's Energie hätte sie längst überwunden, wie es den Sumpf überwand, aus dem es in vier Decennien erwuchs zu einer Stadt von 350,000 Einwohnern. Der Michigansee und der Chicagofluß wurden eingedämmt und in kaum glaublich kurzer Zeit ganz Chicago bis zehn Fuß aus seiner alten, ungesunden Lage emporgeschraubt, im wörtlichsten Sinne. Unter ganze Häuser-Quadrate, jene früher erwähnten „Blocks“, wurden mächtige Balken geschoben — unter diese Tausende von Schrauben . . . und nun arbeiteten Dampf und Pferde und Menschenhände auf Commando mit wunderbarer Gleichmäßigkeit, — und Zoll für Zoll wuchsen die Blocks empor, und in den Häusern lebten und arbeiteten die Bewohner in alter Weise weiter, und kaum eine Fensterscheibe sprang. Dann wurden die niedrigen Straßen mit Erde und Schutt und Steinen ausgefüllt und leider meistens mit dem sonst sehr praktischen und angenehmen, aber feuergefährlichen Nicholsonpflaster und Holztrottoir versehen. Auch ich habe die Schraube noch in ähnlicher Weise arbeiten sehen und oft Stunden lang voll Interesse und Bewunderung ihr zugeschaut.

Ich meine das „Muven“ (movere). Stehen bei uns in Deutschland ein oder einige Häuser einer neuen wichtigen Straße einem gemeinnützigen Bau-Unternehmen im Wege . . . welche langathmigen, langjährigen Ankaufs-Unterhandlungen und im günstigen Falle, welch' kostspieliges Expropriations- und Abbruchs-Verfahren! In Berlin wird z. B. schon seit zwanzig Jahren über ein abscheulich häßliches, winziges, einstöckiges Häuschen, das sich spitzwinkelig in den schönsten Theil der Potsdamerstraße vorschiebt, und im Volksmunde wegen seiner komischen Form nur „der Eisbock“ heißt, unendlich viel geschimpft, gelacht, geredet, geschrieben und gedruckt . . . aber der „Eisbock“ wankt dadurch keinen Zoll breit aus seiner unverschämten Position. In Chicago wäre Master Eisbock längst in die Prairie hinausgemuvt worden. Das Verfahren ist sehr einfach. Wieder arbeitet die Schraube, bis Balken und Walzen unter das Haus geschoben werden können. Dann werden an Ketten Pferde- oder Straßen-Locomobilen davorgespannt — und das Haus rollt mit allen Mobilien auf den Walzen sachte durch die Straße bis zu seinem neuen Standorte. Man achtet in Chicago kaum mehr auf solchen Umzug, als bei uns auf einen vollgepackten Möbelwagen.

Chicago baute, um gutes Trinkwasser zu erhalten, einen zwei englische Meilen langen Tunnel unter der Wasserfläche in den Michigansee hinein. Das war nothwendig, um die Schifffahrt im Chicago-Hafen nicht zu stören und wirklich reines gesundes Wasser zu erhalten, das am Seeufer durch den Unrath der Stadt verdorben war. Aber wie das Wasser mitten im See in diesen Tunnel hinableiten, ohne diesen sogleich durch die mitgeschwemmte Erdmasse zuzuschlemmen? O, ein amerikanischer Ingenieur wußte Rath, und Chicago hatte Energie und einige Millionen Dollars zur Ausführung. Aus zwölfzölligen Balken wurde ein 40 Fuß hoher fünfeckiger Thurm von 50 Fuß Durchmesser wasserdicht gebaut und außen mit 2½zölligen Eisenplatten bekleidet. Ganz Chicago war im Juni 1865 auf den Beinen, als Master Krib — den Namen hatte der Wasserthurm — in den See hinausgeschleppt und dort, zwei Meilen vom Ufer entfernt, bei einer Wassertiefe von 36 Fuß auf den Grund hinabgelassen, mit Steinen beschwert und angeankert wurde. Nun wurde ein mächtiger Eisencylinder, 64 Fuß hoch und 2030 Centner schwer, in diesen Thurm, in's Wasser und durch die Sandschichte tief in den Thon hinabgesenkt, dann mittelst Dampfpumpen aus demselben das Wasser ausgepumpt . . . und von seinem Grunde aus wurde der Tunnel unter dem See dem Tunnel entgegengebaut, der bereits von dem Lande her in Angriff genommen war. Im Herbste 1868 war die ganze wunderbare Wasserleitung fertig, der „Krib“ noch mit einem soliden Mantel von Granitquadern versehen, und Chicago hatte das beste Trinkwasser, das unter der Oberfläche des Sees durch zu regulirende Fall-Lucken nach Bedarf in den Wasserthurm einströmt.

Dieselbe Energie baute gewaltige Drehbrücken über die Flußarme in der Stadt und an den belebtesten Punkten unter dem Flusse hindurch Tunnels von 1000 Fuß Länge und 30—40 Fuß Breite für Fuhrwerke und Fußgänger. Sie legte den Illinois- und Michigan-Canal auf einer Strecke von 26 englischen Meilen 10 Fuß tiefer, um einen schnelleren Wasserfall und so belebteren Abfluß für die Cloaken der Stadt herbeizuführen. Diese Energie arbeitete schon daran, den schlammigen, übelriechigen Chicagofluß aus der Stadt heraus zu verlegen und durch einen riesigen Central-Eisenbahnhof den Verkehr zu regeln. Diese Energie baute in den wenigen Tagen seit dem furchtbaren

Brande schon 5000 Nothhäuser auf, — wie sie noch im letzten Jahre 9000 neue gute Häuser erbaute. Dieselbe Energie wird auch Chicago aus den Brandtrümmern in kürzester Zeit neu, besser und solider erstehen lassen.

. . . Ob ich in Chicago das gesuchte Glück gefunden? — Nein, aber Besseres! Ich habe mir in meinem amerikanischen Lehrjahre das erworben, was Wilhelm v. Humboldt „Tugend" nennt. Noth hat die so lange schlummernde Thatkraft meines Geistes und — meiner Arme geweckt. Ich habe in Chicago arbeiten gelernt, und noch mehr: ich habe gelernt, mich dieser Arbeit nicht zu schämen. Ich habe für's liebe tägliche Brod in den Magazinen des Hafens Korn geschaufelt, und ich habe die ungezogensten Babies buchstabiren gelehrt, ich habe die garstigsten Irländerbärte abgenommen, und das echteste bayerische Bier verzapft, ich habe Bogen geschrieben und Pappschachteln geklebt, ich habe für die deutschen Chicago-Zeitungen die „directesten Berliner Original-Correspondenzen" fabricirt und Leierkasten-Mordgeschichten gedichtet, ich habe abwechselnd Zeitungen redigirt, gefalzt, colportirt, und als Tanzmeister fungirt . . . und, was für mich das Allerschwerste war: ich habe sogar Clavier- und Gesangstunden gegeben, ich — der ich keine Ahnung von musikalischem Gehör und es in sechs Berliner Musikmarterjahren — martervoll für meinen unglücklichen Musiklehrer, für Mama's Schoßhund und für mich Modeopfer — nicht weiter als zu den Variationen über das liebliche Thema: „Wenn der Hund mit der Wurst über'n Rinnstein springt!" gebracht habe; ich habe im Schweiße meines und ihres Angesichtes diese Variationen siebzehn holden Töchtern Chicago's wieder eingepaukt. Vater Apollo möge mir's verzeihen, und sich genügen lassen an den Folterqualen, die ich bei diesem Musikjammer ausgestanden habe. — Aber in der Noth frißt ja selbst der Teufel Fliegen!

O, wie mir das feurige Soldatenherz aufjubelte, als mir Papa am 18. Juli 1870 telegraphirte: „Großer Krieg gegen Frankreich! Gelegenheit, alte Scharten auszuwetzen. (Ich verstand sehr gut, worauf das ging, und daß Papa mehr an meine Lieutenants- als deutsch-französische Scharte dachte.) Königliche Erlaubniß, wieder einzutreten, ausgewirkt. Komme schleunigst. Reisegeld beim preußischen Consul angewiesen."

Und ob ich kam? Ich flog mit dem nächsten Dampfer zurück. Und ich kam noch rechtzeitig, mir bei Sedan eine Narbe und das „Eiserne Kreuz" zu holen. Die alten Scharten sind ausgewetzt und ich werde mich vor neuen wohl hüten. Die Lebensschule in Chicago war zu hart und sauer, als daß sie umsonst sein könnte. Sie sei gesegnet! (N. f. P.) v. T.

Miscellen.

Groß-Gerau, 30. Nov. Die Erderschütterung, welche am 17. von dem Centrum Auerbach an der Bergstraße sich über einen Theil der Provinz Starkenburg verbreitete, sollte nicht allein bleiben, sondern nur den Anfang einer ganzen Reihe bilden, welche theilweise sogar noch in Darmstadt durch starkes Rasseln der Thüren, Fenster und Zimmergeräthe empfunden wurden. So wurden am 20. und am 21. Abends Bewegungen des Bodens bemerkt, ohne daß deren Wirkungskreis bis Groß-Gerau reichte. Hier wurde eine Steigerung der Erdbeben-Erscheinungen nur am Seismometer wahrgenommen, jedoch erst am 23. und 24. Nov., wo die Erschütterungen der Bergstraße bereits in der Abnahme begriffen waren. Die Zahl dieser geräuschlosen Bewegungen gelangte am 24. bis auf 6 und fiel alsdann wieder rasch auf die gewöhnliche von 1—2 täglich zurück. Der Einfluß der Mondstellung ist bei dieser Steigerungsperiode unverkennbar, obgleich es höchst auffallend erscheinen muß, daß das Maximum von Groß-Gerau fast eine volle Woche hinter dem der Bergstraße zurückblieb.

Von der Mosel, 28. Nov. Ein neuer Strike von ganz eigenthümlicher Art hat an der Mosel in manchen Ortschaften begonnen und wird sich wahrscheinlich weithin verbreiten. Die meisten Wirthe haben nämlich das Litremaß, sintemal es kleiner ist als das Quartmaß, schon jetzt in ihren Wirthschaften eingeführt, obgleich dasselbe erst am 1. Januar 1872 eingeführt werden muß. Da nun aber ein Litre um ein Achtel kleiner ist als ein Quart, so müßten billiger Weise die Wirthe das Litre Wein auch um ein Achtel billiger verzapfen als das Quart. Dennoch lassen sich die Wirthe für ein Litre Wein gerade so viel bezahlen, wie früher für ein Quart. Das wollen sich die Wirthshausgäste, namentlich die Alttrinker für die Zukunft nicht mehr gefallen lassen, und haben sich entschlossen, von ihrer Arbeit, das heißt vom Trinken, so lange zu feiern, bis die Wirthe für das kleinere Maß auch einen geringeren Preis festsetzen. Das Eigenthümlichste bei diesem Strik ist, daß dadurch die Strikenden nichts verlieren, sondern nur gewinnen, indem sie zum Vortheil ihrer Familien das Geld sparen, welches das Jahr hindurch so reichlich in's Wirthshaus fließt. Daher sind denn auch die Hausfrauen, deren Männer auf besagte Art zu striken begonnen, ganz vergnügt darüber, und wünschen nur, daß die Wirthe einen noch höheren Preis für das kleinere Maß festsetzen möchten.

(Schillers Piccolomini.) Herr v. Reumont veröffentlicht in der Allg. Ztg. einen Aufsatz über die Piccolomini, dem zufolge es vergebens ist, nach einem Max Piccolomini in der Geschichte zu forschen. Derjenige, den Schiller im Auge gehabt haben könnte, war ein Neffe Ottavio's, Silvio, dieser gehörte aber zu denen, die nach Wallenstein's Ermordung mit Gütern belohnt wurden. Er fiel in der Schlacht bei Nördlingen.

In Belleville, Illinois, hat sich am 1. November Theodor Hilgard erschossen. Er war über 65 Jahre alt und gehörte einer zahlreichen und hochgestellten Familie in Deutschland an. Sein Vater war Bürgermeister in Speyer, und er war einer von Brüdern, die alle ehrenwerthe Stellungen im Leben einnahmen oder noch einnehmen. In einem Anfalle von Trübsinn schied Herr Theodor Hilgard freiwillig aus einer zahlreichen hochgeachteten Familie. Er hatte erst vor Kurzem eine große Farm in der Nähe von Belleville für 12,000 D. verkauft und war in die Stadt gezogen. Der Wechsel der Lebensweise hatte gleich Anfangs böse Folgen auf sein Gemüthsleben geäußert und seine Familie bemerkte mit Schrecken viele Anzeichen des über ihn hereinbrechenden Irrsinns. Am Mittwoch früh war er gerade damit beschäftigt, sein Entlassungsgesuch als Schatzmeister der Township Schulfonds niederzuschreiben, als er mitten in der Arbeit aufstand, ein altes deutsches Reiterpistol ergriff und sich eine Kugel durch den Kopf schoß. Er lebte noch die ganze Nacht wohl ohne Bewußtsein und verschied erst am andern Morgen. Die Nachricht seines schrecklichen Endes wird seine vielen Freunde und Verwandte in beiden Hemisphären schwer treffen. (Pf. V. Ztg.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 147. Speyer, Samstag, den 9. December 1871.

Pfälzische Sagen.

VI.

Die Heidenburg.

(Westricher Sage.)

Von **Christian Böhmer.**

II.

Von der Heidenburg, der hohen,
Die das starke Berghaupt krönt,
Wird der Christen Sturm und Drohen
Nur mit wildem Trutz verhöhnt.

An den eisenharten Felsen
Prallen die Geschosse ab,
Und geworfne Blöcke wälzen
Viele tief hinab in's Grab.

Alle List wird auch zum Spotte
An des Feinds verschlagner Tück',
Die verweg'ne Räuberrotte
Wirft die Christen stets zurück.

„Alle Kraft ist hier vergeudet,
An den Felsen blüht kein Ruhm!"
Spricht der Führer, „ganz verleidet
Ist's zu liegen hier herum!"

Doch der fromme Priester mahnet:
„Still, von Oben kommt das Heil,
Wenn euch Gott den Weg gebahnet,
Fällt das Nest mit Sturmeseil!"

Sieh, da weidet im Gebüsche
An dem Hang ein blindes Pferd,
Durstig scharrt es eine frische
Quelle dort aus stein'ger Erd'.

Lustig springt der Born hinunter,
Alles ruft: „das kommt vom Herrn!
Laß uns graben frisch und munter,
Und der Sieg ist nicht mehr fern!"

Und im Felsenbrunnen droben
Fällt das Wasser immermehr, —
Und die Heiden sehn's mit Toben
Und mit Grausen, daß er leer.

Da der Durst sich nun verbündet
Mit der Christen tapferm Schwert,
Bald die Flamme weit verkündet,
Daß der Heiden Burg zerstört.

Wüst ist's auf dem hohen Gipfel.
Graus sitzt auf dem Trümmerthron',
Schaurig durch der Eichen Wipfel
Saust der Wind wie Geisterton.

Und der Tag wird einst erscheinen,
Wo der Felskopf gänzlich fällt,
Den in viel Millionen Steinen
Trägt der Dampf in weite Welt.

Gönnen wir's den armen Leuten,
Die dort brechen das Gestein,
Daß am End' sie noch erbeuten
Den darin verborgnen Wein!*)

Myrtilla.

Erzählung aus dem Elsaß von **Erckmann-Chatrian.****)

Ganz am Ende des Dorfes Dosenheim, im Elsaß, fünfzig Schritte oberhalb des sandigen Pfades, welcher in den Wald führt, erhebt sich ein allerliebstes, von Fruchtbäumen umgebenes Häuschen, dessen flaches Dach mit großen Steinen beschwert ist und dessen Giebel in das Thal hinausgeht. Einige Taubenpärchen mit ihren Jungen flattern umher, Hennen gehen längs der Hecken spazieren, ein Hahn klettert auf die kleine Gartenmauer und schmettert in das Echo des Falbergs hinein, zum Aufbruch oder zum Rückzug; eine Treppe mit hölzernem Geländer, an welchem die Wäsche hängt, führt in das erste Stockwerk und zwei Weinäste ranken sich um die Vorderseite und treiben ihre Sprossen bis unter das Dach.

Wenn man die Treppe hinaufgeht, so bemerkt man im Hintergrund des kleinen Hausflurs die Küche mit ihren geblümten Tellern, ihren bauchigen Schüsseln; wenn man die Thür rechts öffnet, so kommt man in das Wohnzimmer mit den bejahrten Möbeln von Eichenholz, mit der Decke von gebräunten Balken, mit der altmodischen Nürnberger Uhr, welche den Tact schlägt.

Eine Frau von fünfunddreißig Jahren, die Taille von einem langen Mieder aus schwarzem Taffet umspannt, auf dem Kopf die hohe Sammethaube mit großen, knisternden Bändern, spinnt und träumt. Ein Mann in einem Plüschrock und einer kastanienbraunen Hose, mit breiter, knochiger Stirn, ruhigem und nachdenklichem Blick, läßt auf seinen Knieen einen dicken, pausbäckigen Buben reiten, indem er dabei das Signal zum Satteln pfeift.

---

*) Auch dieser Burgberg enthält ja in seinen geheimnißvollen verschütteten Kellern „uralten köstlichen Wein".

**) „Salon."

Das Dorf sieht man tief unten im Thal wie eingerahmt in die kleinen Fenster des Häuschens; der Fluß springt über die Mühlenschleuße und überschreitet die große, winkelige Straße; die alten Häuser mit ihren finsteren Vorbauten, ihren Scheunen, ihren Dachluken, ihren in der Sonne ausgebreiteten Netzen; die jungen Mädchen, welche auf dem Stein im Flusse knieend waschen; die Ochsen, welche zwischen den großen Weiden trinken und mit tiefem Ton brüllen; die jungen Hirten, welche ihre Peitschen knallen lassen; die Gipfel der Gebirge, von denen sich die schlanke Spitze der Tannen abhebt, alles Das spiegelt sich in der blauen Fluth, welche im Vorüberziehen kleine Flotten von Enten oder einige alte am Hügel entwurzelte Bäume mit sich hinwegträgt.

Wenn man diese Dinge mit der wohlgeziemenden Rührung sieht, so denkt man: „Der liebe Gott ist gut! . . . Alles, was er gemacht, ist vollkommen, vortrefflich . . . Sagen wir ihm Dank und lobsingen wir ihm von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen!“

Nun wohl, meine werthen Freunde, so war Bremer's Haus, so war Bremer selbst, seine Frau Cathrine und ihr Sohn, der kleine Fritz, im Jahre der Gnade 1820. Ich erinnere mich ihrer genau so, wie ich sie Euch eben gezeichnet habe.

Christian Bremer hatte unter den Jägern der kaiserlichen Garde gedient. Nach 1815 hatte er Cathrine, seine alte Liebe, geheirathet, die, ein wenig gealtert, aber doch noch immer frisch und voll Anmuth war. Mit seinem eigenen Vermögen, seinem Haus, seinen vier oder fünf Morgen Weinberg und den Ländereien, welche er von Cathrine mitbekommen hatte, war Christian Bremer einer von den bestgestellten Bürgern Dosenheims; er hätte können Maire, Adjunct, Gemeinderath werden, aber es lag ihm wenig an solchen Ehrenposten und sein einziges Vergnügen, wenn die Feldarbeit gethan war, bestand darin, seine Flinte von der Wand zu nehmen, seinem Hunde Friedland zu pfeifen und einen Gang in's Holz zu machen.

Nun ereignete es sich, daß der wackere Mann, als er eines Tages von der Jagd heimkehrte, in seiner großen Jagdtasche ein kleines Zigeunerkind mitbrachte, ein Mädchen, zwei bis drei Jahre alt, lebhaft wie ein Eichhörnchen und braun wie eine schwarze Johannisbeere. Er hatte es im Sack eines unglücklichen Zigeunerweibes gefunden, welches todt vor Ermüdung und vielleicht vor Hunger am Fuß eines Baumes lag. Ich überlasse es Jedem, sich das Geschrei Cathrinen's und ihren Widerspruch zu denken. Aber da Bremer die Gewohnheit hatte, in seinem Hause zu befehlen, so erklärte er seiner Frau einfach, daß die Kleine auf die Namen Susanne Friederike Myrtilla getauft werden und daß man sie mit dem kleinen Fritz zusammen erziehen würde.

Es versteht sich von selbst, daß alle Gevatterinnen des Dorfes kamen, um nach der Reihe die kleine Zigeunerin zu sehen, deren ernstes und träumerisches Gesicht sie in Erstaunen setzte.

„Das ist kein Kind, wie die andern“, sagten sie, „es ist eine Heidin . . . eine wahre Heidin! . . . Man sieht in ihren schwarzen Augen, daß sie Alles versteht! . . . Sie hört uns . . . Nehmt Euch in Acht, Meister Christian, die Zigeuner machen lange Finger . . . Wenn man kleine Marder aufzieht, so erwürgen sie eines Morgens Euren Hahn und machen sich aus dem Staube.“

„Geht zum Teufel!“ rief Bremer, „kümmert Euch um Eure Angelegenheiten. Ich habe Russen gesehen, ich habe Spanier gesehen, ich habe Italiener, Deutsche und Juden gesehen; die Einen waren schwarz, die Anderen braun, die Anderen roth; die Einen hatten eine gebogene Nase, die Anderen eine Stumpfnase, und überall, ja, überall bin ich wackeren Leuten begegnet.“

„Das ist möglich“, sagten die Gevatterinnen, „aber alle diese Leute lebten in Häusern, während die Zigeuner in der freien Luft leben.“

Hierauf führte er sie an den Schultern höflich vor die Thür.

„Geht, geht“, sagte er, „ich habe Eure Rathschläge nicht nöthig. Es ist Zeit, den Hof zu lüften, die Ställe zu misten und den Fußboden zu waschen.“

Indessen hatten die Gevatterinnen so Unrecht nicht gehabt, wie man unglücklicherweise ein Dutzend von Jahren später inne ward.

So viel Vergnügen es Fritz gewährte, dem Vieh das Futter zu bringen, die Pferde in die Schwemme zu reiten, mit seinem Vater in's Feld zu gehen, um zu arbeiten, zu säen, zu mähen, die Garben zu binden und im Triumph nach dem Dorf zu fahren: ebenso wenig machte sich Myrtilla daraus, die Kühe zu melken, zu buttern, Erbsen zu lesen und Kartoffeln zu schälen.

Wenn die jungen Mädchen von Dosenheim des Morgens bei der Wäsche sie „die Heidin“ nannten, so betrachtete sie sich mit Wohlgefallen im Brunnen und ihre schönen, schwarzen Haare, ihre purpurrothen Lippen, ihre weißen Zähne, ihre Halskette aus Beeren von wilden Rosen, so lächelte sie und murmelte:

„Man nennt mich die Heidin, weil ich hübscher bin, als die Anderen.“

Und mit der Spitze ihres kleinen Fußes bewegte sie die Welle, indem sie laut lachte.

Cathrine, welche diese Dinge bemerkte, beklagte sich bitter darüber.

„Myrtilla“, sagte sie, „ist zu Nichts zu gebrauchen — sie will Nichts thun. Ich habe ihr gut predigen, ihr rathen, ihr Vorwürfe machen — sie thut Alles verkehrt. Erst dieser Tage, als wir die Aepfel auf den Fruchtboden legten, ließ sie sich's da nicht einfallen, in die schönsten zu beißen, um zu sehen, ob sie reif seien? — Ihr größtes Talent ist, an Allem herumzuknabbern, was sie findet.“

Bremer selbst konnte nicht umhin, wahrzunehmen, daß der Geist der Heiden in ihr sei und wenn er seine Frau von früh bis spät rufen hörte: „Myrtilla, Myrtilla, wo bist Du? . . . O, die Unselige, da sitzt sie wieder in der Hecke und pflückt sich Brombeeren . . .“ so lachte er in sich hinein und dachte: „Arme Cathrine, da stehst Du nun, wie eine Henne, welche Enteneier ausgebrütet hat; die Kleinen sind im Wasser, Du

fliegst umher, Du rufst sie und Du kannst sagen, was Du willst."

Alle Jahre, nach der Ernte, verbrachten Fritz und Myrtilla ganze Tage fern von dem Meierhof, um das Vieh zu hüten, singend, pfeifend, Erdäpfel unter der Asche röstend und am Abend den steinigen Hügel beim Schall einer Pfeife aus Baumrinde hinabsteigend.

Das waren die schönsten Tage Myrtillen's.

An dem Feuer von Hanfschebe sitzend, den schönen braunen Kopf auf die kleine Hand geneigt, blieb sie stundenlang unbeweglich, wie verloren in unermeßliche Träumereien.

Die Schwärme der wilden Gänse und wilden Enten, welche gegen das Ende des Herbstes den öden Himmel durchstreifen, von einem Gebirge zum andern, über die großen Wälder hin, schienen sie bis in den Grund ihrer Seele traurig zu machen. Sie folgte ihnen mit einem langen . . langen Blick in die grenzenlose Tiefe der Unendlichkeit; und plötzlich erhob sie sich, breitete die Arme aus und rief:

„Ich muß fort . . . Ich muß fort . . . Ach, ich gehe fort."

Dann weinte sie, den Kopf zwischen den Knieen, und Fritz, der neben ihr stand, weinte auch, indem er sagte:

„Warum weinst Du, Myrtilla? Wer hat Dir Etwas zu Leide gethan? Ist es ein Junge aus dem Dorfe? . . . Kaspar, Wilhelm, Heinrich? Sprich . . . ich falle über ihn her . . . Sprich nur!"

„Nein."

„Aber warum weinst Du?"

„Ich weiß nicht."

„Willst Du nach dem Falberg laufen?"

„Nein — das ist nicht weit genug."

„Aber wohin willst Du denn, Myrtilla?"

„Dorthin, dorthin!" sagte sie, indem sie weit über die Gebirge hinaus zeigte; „wohin die Vögel ziehen!"

Fritz erhob dann die Augen und stand mit offenem Munde da. (Schluß folgt.)

Enthüllungen über Kaspar Hauser.

* Wer hat nicht schon von diesem räthselhaften Menschen gehört, der im Jahre 1828 plötzlich auftauchte, dessen Herkunft nicht zu entdecken war, und der auf eine unerklärte Weise seinen Tod fand? Man hielt ihn vielfach für einen Sohn der Großherzogin Stephanie von Baden und für den Erben des badischen Thrones. Hören wir zuerst das, was man Sicheres über sein Leben weiß.

Am 26. Mai 1828 Nachmittags saß auf dem Unschlittsmarkte in Nürnberg ein Bürger vor seiner Thür, als ein junger Mensch in der Kleidung eines Bauernburschen in ungeschickter Haltung auf ihn zukam und ihm einen Brief an den Rittmeister v. Wessening überreichte. Zu diesem geführt und befragt, zeigte sich bald, daß er ganz unbehülflich in Sprache und Benehmen und gänzlich unwissend war. Er antwortete auf alle Fragen: „von Regensburg" oder „i woais nit", doch schrieb er seinen Namen „Kaspar Hauser" in leserlichen Zügen. Den Ort seiner Herkunft wußte er nicht anzugeben. Er war wohlgewachsen, von zarten Gliedern, weichen Händen und Füßen, die keine Spuren von Druck von Schuhen, wohl aber neue Blutblasen zeigten, und von guter Gesundheit. Gegen alle Speisen und Getränke, außer trockenem Brod und Wasser, zeigte er Widerwillen, die gewöhnlichsten Gegenstände und Erscheinungen des Lebens schienen ihm unbekannt zu sein. Unter seinen Kleidungsstücken war ein Schnupftuch mit K. H. gezeichnet; außerdem hatte er einige geschriebene katholische Gebete bei sich. In dem mitgebrachten Briefe „von der Bayerschen Gränz daß Orte ist unbenannt 1828", nannte sich der Schreiber desselben einen armen Taglöhner und Vater von 10 Kindern und sagte, der Knabe sei ihm am 7. October 1812 vor die Thür gelegt worden, er habe ihn heimlich aufgezogen, nicht vor die Thür gelassen, aber Lesen, Schreiben und das Christenthum gelehrt, ihn nun aber, die Reise nur bei Nacht fortsetzend, bis Neumarkt gebracht; derselbe wolle Reiter („Schwolischeh") werden. In dem Briefe lag ein angeblich von der Mutter mit lateinischen Buchstaben geschriebener Zettel, der aber offenbar von derselben Hand herrührte. Darin hieß es, daß sie, ein armes Mägdlein, den Knaben am 30. April 1812 geboren habe, daß sein Name Kaspar und sein Vater, ehemals Chevauxlegers beim 6. Regiment in Nürnberg, gestorben sei.

Hauser wurde vom Magistrat in Nürnberg als ein verwahrloster, heimathloser Junge behandelt, und aus den angestellten Untersuchungen ergab sich nur so viel, daß Hauser von seiner Kindheit an, blos mit einem Hemde und mit Hosen bekleidet, in einem finstern unterirdischen Behältnisse, worin er nicht einmal ausgestreckt liegen konnte, bei Wasser und Brod von einem Manne aufgezogen worden war, der sich ihm selbst nicht zeigte, sondern ihn während des Schlafs mit Speise und Trank versorgte, reinigte und ankleidete. Das Spielen mit zwei hölzernen Pferden war lange Zeit seine einzige Beschäftigung gewesen, erst spät hatte ihn der Mann durch Führung seiner Hand im Schreiben und durch Aufhebung der Füße im Gehen unterrichtet und ihn schließlich nach Nürnberg gebracht.

Anfänglich hatte man in dem Knaben einen Napoleoniden zu finden gemeint, sodann aber die Vermuthung auf einen Grafen Arco herabgestimmt, der zu Gunsten des einen Sohnes den andern verstoßen haben sollte, und endlich ihn als den Sohn der Großherzogin von Baden bezeichnet, den man unterschlagen habe. Noch Andere brachten ihn mit einer Dame von hohem Range in Ungarn in Verbindung; dagegen fehlte es auch nicht an Solchen, die Hauser für einen Betrüger hielten. Das Aussetzen einer vom König bis auf 10,000 fl. gesteigerten Prämie auf die Entdeckung der wahren Verhältnisse Hauser's war eben so fruchtlos, als die Bemühungen des Lords Stanhope und des Herrn v. Pirch, der Hauser mit nach Ungarn nahm.

Am 13. Juli 1828 ward Hauser dem Professor Daumer in Nürnberg zur Erziehung übergeben; doch nahmen seine Wißbegierde, sein Gedächtniß und die Schärfe seiner Sinne in dem Grade ab, in welchem

sich der Kreis seiner Kenntnisse erweiterte, und seine Fortschritte waren nur gering. Am 17. October 1829 wurde er, aus einer ungefährlichen Schnittwunde auf der Stirne blutend, gefunden, die ihm nach seiner Aussage ein Mann mit einem ganz schwarzen Kopfe, während er auf dem Abtritt saß, durch einen Schlag beigebracht. Alle Nachforschungen nach dem Thäter blieben fruchtlos. Hauser ward hierauf zu seiner Sicherheit in das Haus des Magistratsraths Biberbach gebracht und durch zwei Soldaten fortwährend bewacht. Bald darauf nahm ihn Lord Stanhope als Pflegesohn an und schickte ihn zu seiner weitern Ausbildung nach Ansbach.

Hauser arbeitete in Ansbach in einem Bureau des Appellationsgerichts, ohne sich durch Fleiß auszuzeichnen, und war fast vergessen, als sein Tod von Neuem die Aufmerksamkeit erregte. Am 14. December 1833, Abends gegen 5 Uhr, kam Hauser nach heftigem Schneegestöber verwundet aus dem Hofgarten zurück und starb drei Tage darauf. Ein Fremder hatte ihn, nach seiner Angabe, unter dem Vorwande, ihm Nachrichten von Lord Stanhope und über seine Herkunft mitzutheilen, in den Schloßgarten bestellt und dort ihm eine tiefe Stichwunde in die linke Seite beigebracht. Nachdem er zu Hause angelangt, hatte er in den Schloßgarten zurückkehren wollen, um einen violettseidenen Beutel zu holen, den er auf dem Platze, wo er verwundet worden, verloren. Der Beutel ward von einem Dritten auf der bezeichneten Stelle, wo jedoch ungeachtet des frischen Schnee's nur die Fußstapfen eines Einzigen zu bemerken waren, gefunden und überbracht. Es fand sich darin ein Zettel folgenden Inhalts: „Kaspar Hauser wird euch ganz genau sagen können, woher ich komme, und wer ich bin. Um dem Hauser die Mühe zu ersparen, will ich es euch selber sagen: ich komme von der bayer. Grenze." Am Fuße: „ich will euch auch meinen Namen sagen: M. L. Oe." Diese Umstände gaben dem Verdacht auf's Neue Raum, daß Hauser ein Betrüger sei, der durch diese Verwundung, die aber tödtlich geworden, das erkaltete Interesse an seiner Person wieder habe auffrischen wollen. Man erinnerte auch an einen aus seiner ungarischen Reise sich herschreibenden Vorfall, um zu beweisen, daß seine Vergangenheit wenigstens anders gewesen, als er sie erzählt. Hauser hatte nämlich auf dieser Reise eine bisher noch nicht gekannte Geschicklichkeit, mit Pferden umzugehen, sie anzuschirren und einen Wagen zu packen, verrathen, was einem Hausknechte den Ausruf abgelockt hatte: „Der Teufel soll mich holen, wenn der Kerl nicht selber schon ein Hausknecht gewesen ist!" (Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Münchens Kurmethode.) Im Hofbräuhaus in München saßen kürzlich zwei biedere Philister beim Bierkrug. „Schaun's Herr Schulze," begann der Eine, „i bin Ihna um nix so neidig, wie um Ihna G'sundheit." — „Jetzt lassen's mi aus mit meiner G'sundheit, sag ich Ihnen, Herr Müller!" versetzte ärgerlich der Andere. „Wie können's mich um meine G'sundheit beneiden, an der ich's ganze Jahr herumkuriren muß. Schaun's, im Frühjahr fang ich schon gleich mit dem Salvatorbier an, alle Tag ein paar Maßeln, das reinigt das Blut; wär' ich g'sund, dann braucht ich's doch nicht. Nachher kommt das Bockbier, da brauch' ich die Bockkur, alle Tage vier Seidel, aber nur in der Früh, ja nicht auf die Nacht. Darauf kommt der Brunnkreßsalat, das ist das Gesundeste für die Brust! Natürlich darf ich ihn nicht allein essen, sonst wäre er mir zu stark, ein Stück Nierenbraten und ein Paar delicate Würstel muß ich jedenfalls dazu haben. Nachher kommen die Rettige. Ich sag' Ihnen, nichts Besseres für einen schlechten Magen gibt's gar nicht, als ein guter Rettig und ein paar Maßeln Bier im nüchternen Magen. Na, und hernach, da wenn's gar nichts solches mehr gibt, im Winter, da geh' ich halt fleißig in's Hofbräuhaus, das ist die beste Apotheke, so kurier ich halt 's ganze Jahr an mein'n armen Körper herum und das nennen's G'sundheit, um die S' mich beneiden?"

* Preisräthsel.

Aus München empfingen wir von einer „Pfälzerin in Isar-Athen" nachstehendes Schreiben:

„Verehrliche Redaction!

„Da der Preisräthselmann nun aus der schönen Pfalz entführt ist und sich vielleicht mit seinen netten Nüßchen noch seltener als bisher in der Palatina einfinden wird, so werden Sie meine kleinen Beiträge in Räthselform vielleicht hie und da annehmbar finden.

„Für heute das Erste.

„Wenn ich es hiebei liebe, Ihnen selbst ein Räthsel zu bleiben, so wird hierüber das neue Reich gewiß nicht aus seinen Fugen gehen.

„Die Lösung wird Ihnen leicht sein, so daß Sie die Schachtel, deren Inhalt Lösung und Preis birgt, kaum werden zu öffnen brauchen.

„Empfangen Sie die hochachtungsvollste Begrüßung.

Eine Pfälzerin in Isar-Athen."

Inzwischen ist auch die Schachtel mit dem Preise angekommen und wir lassen daher das Räthsel folgen. Die Lösungen müssen bis 20. December eingelaufen sein; die Namen der Lösenden werden wir, sofern es nicht anders gewünscht wird, veröffentlichen.

Preisräthsel.

Sind alle Thaten Deiner Pflicht
Stets was die Ersten sagen,
Dann gräme Mißerfolg Dich nicht:
Der Nacht folgt ja das Tagen.

Auch Der, der sie als Name trägt,
Die ersten Silben beide,
Hat treu das Gute stets gepflegt
In manchem Meinungsstreite.

Er wurde öfters auch verkannt
Gleich wie der and're Streiter,
Durch meine dritte Silb' benannt;
Doch dieser kämpft nicht weiter.

In jenen Kreis trat er zurück',
Woher er einst gekommen;
Dort wird er wirken mit Geschick'
Dem Heimathland zum Frommen.

Vereinest Du mein Namenspaar
Zu einem einz'gen Worte,
So nimmst als „Ehrenpreis" Du wahr
Ein Blümchen selt'ner Sorte.

Ich hab's gewunden zierlich fein,
Nach Speyer auch gesendet,
Es soll der Preis der Lösung sein,
Von Frauenhand gespendet.

Eine Pfälzerin in Isar-Athen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 148. Speyer, Dienstag, den 12. December 1871.

Myrtilla.

Erzählung aus dem Elsaß von Erckmann-Chatrian.

(Schluß.)

Eines Tages im September, als sie sich so an dem Rand der Wälder befanden, gegen Mittag, war die Hitze so groß, die Luft so ruhig, daß der Rauch ihres kleinen Feuers, anstatt in einer schwärzlichen Säule emporzusteigen, sich wie Wasser unter den trockenen Dornsträuchern ausbreitete. Die Grille hatte ihren eintönigen Gesang unterbrochen; nicht ein Insect summte, nicht ein Blatt flüsterte, nicht ein Vogel zwitscherte. Die Ochsen und die Kühe, mit geschlossenem Augenlid und die Kniee unter den Bauch gebogen, ruhten im Schatten einer großen Eiche mitten in der Wiese, und zuweilen brüllte eines von ihnen in einem dumpfen und langen Ton, wie um sich zu beklagen.

Fritz hatte zuerst den Strick seiner Peitsche flechten wollen, dann hatte er sich in das Gras gestreckt, mit dem Hut über den Augen und Friedland hatte sich neben ihm niedergelegt, bis an die Ohren gähnend.

Nur Myrtilla fühlte nichts von dieser niederdrückenden Hitze. Zusammengekauert beim Feuer, die Arme um die Kniee geschlungen, in der vollen Sonne, blieb sie unbeweglich und ihre großen schwarzen Augen durchliefen die düsteren Hallen des Forstes.

Die Zeit verfloß langsam. — Die entfernte Glocke des Dorfes hatte Mittag, dann ein Uhr, dann zwei Uhr geschlagen, und die junge Zigeunerin rührte sich nicht von der Stelle. Diese Wälder, diese dürren Bergesgipfel, diese Felsen, diese Tannenreihen, welche auf der Rückseite des Hügels hinabstiegen, schienen ihr einen tiefen, geheimnißvollen Sinn zu umschließen.

„Ja", sagte sie in sich selber, „ich habe das gesehen . . . es ist lange her . . . lange her!"

Plötzlich indem sie Fritz ansah, der in tiefem Schlafe lag, erhob sie sich leise und begann zu gehen. Ihre leisen Füße streiften kaum den Rasen; sie lief, lief, den Hügel ersteigend. Friedland wandte den Kopf vorsichtig und machte Miene, ihr zu folgen; dann streckte er sich auf's Neue hin, wie von Müdigkeit niedergedrückt.

Myrtilla war in den Brombeerhecken verschwunden, die den Gemeindeforst begrenzen. Sie setzte mit Einem Sprung über den schlammigen Graben, wo in den Binsen ein einsamer Frosch schnarrte, und zwanzig Minuten nachher erreichte sie den Kamm der Roche-Creuse, von wo man das Land Elsaß und die bläulichen Gipfel der Vogesen sieht. Dann wandte sie sich noch einmal zurück, um zu sehen, ob Niemand ihr folge; Fritz, seinen Hut über den Augen, schlief noch immer mitten in der großen, grünen Wiese. Friedland auch, und die Ochsen unter ihrem Baum.

Sie sah weiter entfernt das Dorf, den Fluß, das Dach des Meierhofes, um welches Tauben flatterten, die von hier aus schon so klein wie Schwalben erschienen; die große, winkelige Straße, in welcher einige Bäuerinnen in rothem Rock gingen; die kleine, moosige Kirche, in welcher der gute Pfarrer Nicolaus sie getauft und später in der christlichen Religion confirmirt hatte. Und nachdem sie das Dorf gesehen hatte, kehrte sie sich nach dem Gebirge und betrachtete dort die unzähligen Spitzen der Tannen, welche sich an dem Abhang der Schluchten zusammendrängten, wie das Gras in den Feldern.

Diesem erhabenen Anblick gegenüber fühlte die junge Zigeunerin ihren Blick sich erweitern, ihr Herz mit einer unbekannten Stärke schlagen und indem sie ihren Weg wieder aufnahm, sprang sie in eine mit Moos und Farrenkraut bewachsene Felsspalte, um den Pfad der Hirten zu gewinnen, welcher quer durch den Wald führt. Ihre ganze Seele, ihre ganze wilde Natur blitzte nun in ihren Augen mit einer unerhörten Gewalt auf; sie war wie umgewandelt: ihre kleinen Hände hielten sich am Epheu fest, ihre nackten Füße an den Rissen im Felsen. Sie kam bald auf dem entgegengesetzten Abhang des Berges wieder heraus, sie lief, sie sprang, sie hielt zuweilen auch plötzlich inne und betrachtete die Gegenstände, die sie umgaben — einen Baum, eine Schlucht, einen einsamen Sumpf, einen Rasenfleck mit hohen, duftreichen Kräutern — wie von Staunen ergriffen.

Wiewohl sie sich nicht entsann, diese Gebüsche, dieses Unterholz, diese Haidensträuche jemals gesehen zu haben, so sagte sie sich doch bei jeder Wendung des Pfades: „Ich wußte es! . . . hier war der Baum . . . dort der Felsen . . . der Sturzbach unten!" Wiewohl tausend seltsame Erinnerungen, Visionen ähnlich, ihrem Geist mit der Schnelligkeit des Blitzes wieder erschienen, so verstand sie doch nichts davon und gab

sich darüber auch keine Rechenschaft. Sie hatte sich noch nicht gesagt: „Das, was Fritz und die Anderen haben müssen, um glücklich zu sein, das ist das Dorf, die Wiese, das Dach des Gehöfts, die Fruchtbäume des Obstgartens, die Kuh, welche Milch gibt, das Huhn, welches Eier legt; das sind die Vorräthe des Kellers und des Kornbodens und die warme Stube im Winter. Aber ich, ich habe alles Das nicht nöthig, denn ich bin Heidin, wirkliche Heidin! Ich bin in den Wäldern geboren, wie das Eichhörnchen auf der Eiche, der Sperber auf dem Felsen und die Drossel auf der Tanne."

Nein, sie hatte niemals über diese Dinge nachgedacht, aber der Instinct führte sie; und so, durch diese wunderbare Gewalt getrieben, erreichte sie bei Sonnenuntergang die abgeholzte Hochebene des „Kohlenplatzes", wo die Zigeuner, die aus dem Elsaß nach Lothringen gehen, gewöhnlich Rast machen für die Nacht und ihre Fleischkessel im Haidekraut aufhängen.

Dort setzte sich Myrtilla, die Füße wund, ihren kleinen rothen Rock durch die Dornen zerrissen, am Fuß einer Eiche nieder. Lange blieb sie unbeweglich; den Blick im leeren Raum verloren, hörte sie den Wind im hohen Tannenwald rauschen, und war glücklich, sich allein in dieser Einsamkeit zu fühlen.

Die Nacht kam. Die Sterne erschienen zu Tausenden in den dunklen Tiefen des Himmels, dann erhob sich der Mond und seine klaren Strahlen versilberten sanft die Birken, welche zerstreut am Abhang des Hügels standen. Der Schlaf fing an, die junge Zigeunerin zu überwältigen; ihr Kopf neigte sich, als Lärm weit weg aus dem Walde sie erweckte. Sie lauschte; dieselben Stimmen klangen durch die Nacht: Bremer, Fritz, alle Leute des Meierhofes kamen, um sie zu suchen. Ohne zu zögern, sprang Myrtilla nun auf und tiefer in den Forst hinein, nur von Zeit zu Zeit einmal anhaltend, um zu horchen.

Die Rufe wurden schwächer.

Endlich, sehr spät, um die Zeit, wo der Mond seine letzten Strahlen vom Laube zurückzieht, konnte sie nicht mehr weiter, sank in die Haide und schlief fest ein. Sie war jetzt vier Meilen von Dosenheim entfernt, dicht bei der Quelle der Ziesel; hier konnte Bremer sie nicht mehr suchen.

Es war heller Tag, als Myrtilla in der Einsamkeit des Schloßberges unter einer alten, durch das Moos zerfressenen Tanne aufwachte. Eine Drossel sang über ihr; eine andere antwortete weit, sehr weit im Thale. Der Morgenhauch bewegte das Laub wie im Schauer; aber die Luft, welche schon warm war, füllte sich mit den tausend Düften des Epheus, des Lavendels, der Moose und des wilden Geisblatts. Die junge Zigeunerin öffnete ganz erstaunt die Augen; sie blickte um sich und als sie sich darauf besann, daß sie Cathrine nicht mehr rufen hören würde: „Myrtilla! Myrtilla! . . . wo bist Du denn, Unglückliche?" . . . da lächelte sie und lauschte dem Sang der Drossel.

Dichtbei murmelte eine Quelle, aber sie fühlte sich so träge, so zufrieden, das Wasser rauschen und die Drossel singen zu hören, daß sie nicht den Muth hatte, diese Harmonie zu stören; und ließ ihren hübschen, braunen Kopf zurücksinken, lächelnd und das Licht durch die Augenwimpern betrachtend. „So werde ich immer sein", sagte sie sich. „Wen kümmert es? . . . Der liebe Gott hat es gewollt."

Indem sie so träumte, stellte sie sich den Meierhof und seinen großen Hahn vor, dann die Hennen und endlich die Eier, welche tief in der Scheuer unter einigen Strohhalmen versteckt waren. „Wenn ich zwei Eier hätte", sagte sie sich, „zwei hartgesottene Eier, wie sie Fritz gestern in seinem Sack hatte, mit einer Rinde Brod und Salz, das würde mir Vergnügen machen. Aber bah . . . wenn man keine Eier hat, so sind die Maulbeeren und die Heidelbeeren auch sehr gut."

Ein Duft von Heidelbeeren ließ sie hierauf ihre Nasenlöcher öffnen. „Es sind welche da", murmelte sie, „ich rieche es." Sie täuschte sich nicht; die Sträucher waren noch voll davon.

Nach Verlauf eines Augenblicks, da sie die Drossel nicht mehr singen hörte, erhob sie sich auf den Ellenbogen und sah den Vogel, wie er nach einer von den Trauben des Erdbeerbaums pickte.

Sie ging einige Tropfen Wassers in ihrer hohlen Hand schöpfen und bemerkte, daß es in der Nähe nicht an Kresse fehle. Dann — was ihr sonst niemals begegnet war — kamen ihr gewisse Worte des Pfarrers Nicolaus wieder in's Gedächtniß: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an; sie säen nicht, sie ernten nicht; sie haben auch keine Kelter noch Scheuer, und Gott nähret sie doch! Nehmet wahr, der Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage Euch aber, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht ist gekleidet gewesen, wie deren eins. So denn Gott Sorge trägt, den Vogel zu nähren und das Gras zu kleiden, sollte er denn das nicht vielmehr Euch thun? O, Ihr Kleingläubigen! Darum sollt Ihr nicht sorgen um diese Dinge; nach solchem Allen trachten die Heiden. Denn Euer himmlischer Vater weiß, daß Ihr deß Alles bedürfet."

„Ei", dachte Myrtilla, „wenn Mutter Cathrine mich eine Heidin nannte, so hätte ich ihr wohl antworten können: Ihr seid eine Heidin, denn Ihr säet und erntet: und wir sind gute Christen, weil wir leben wie die Vögel des Himmels."

Sie hatte kaum diese Betrachtungen beendet, als ein Geräusch von Schritten in den trockenen Blättern sie den Kopf erheben machte.

Sie wollte fliehen, als ein junger Zigeuner von achtzehn bis zwanzig Jahren, groß, schlank, von brauner Gesichtsfarbe, mit krausem Haar, glänzenden Augen, die starken Lippen lächelnd aufgeworfen, sich längs des Felsens herabgleiten ließ und, sie mit einem entzückten Auge betrachtend, ausrief: „Almâni?"

„Almâni!" erwiderte Myrtilla ganz bewegt.

„So, so", sagte der Bursch; „von welchem Trupp?"

„Ich weiß nicht — ich suche ihn . . ."

Und ohne Umschweife erzählte sie ihm, wie Bremer sie erzogen hatte und wie sie gestern Abend aus seinem Haus geflüchtet sei.

Der junge Zigeuner lächelte und zeigte seine weißen Zähne. „Ich", sagte er, indem er den Arm ausstreckte, „ich gehe nach Haslach; morgen ist Kirmeß, unsere ganze Bande wird da sein: Pfeifer-Karl, Melchior, die Blaumeise, Fritz, die Clarinette, Kukuk-Peter und die schwarze Elster. Die Frauen sagen dort wahr und wir, wir machen Musik. Wenn Du mit willst ... komm mit mir!"

„Ich will gern", sagte Myrtilla und senkte die Augen.

Er küßte sie hierauf, hing ihr seinen Sack auf den Rücken und, indem er seinen Stab mit beiden Händen ergriff, rief er: „Weib, Du gehörst mir ... Du wirst meinen Sack tragen und ich werde Dich ernähren. Marsch!"

Und Myrtilla, so träge in dem Bauernhof, marschirte frohen Muthes.

Er folgte ihr singend, und wechselsweise, bald auf den Händen, bald auf den Füßen laufend, so sehr war er erfreut!

Seit diesem Tage hat man nicht mehr von Myrtilla sprechen hören.

Fritz wäre beinahe gestorben, als er sah, daß sie nicht wieder zurückkam; aber da er einige Jahre später Grethel Dick, die Tochter des Müllers, ein gutes, starkes, frisches und appetitliches Mädchen, geheirathet hatte, so tröstete er sich über sein Unglück. Auch Cathrine schien zufrieden, denn Grethel Dick war die reichste Erbin im Dorfe.

Bremer allein blieb traurig; er liebte Myrtilla, wie sein eigenes Kind, und wurde zuletzt krank. Eines Tages im Winter, wo er aufgestanden war und durch das Fenster blickte, sah er eine mit Lumpen bedeckte Zigeunerin, einen Sack auf dem Rücken, das verschneite Thal durchschreiten; er setzte sich wieder und stieß einen langen Seufzer aus.

„Was hast Du, Bremer?" fragte seine Frau.

Als er nicht antwortete, näherte sie sich und sah, daß er todt war.

Enthüllungen über Kaspar Hauser.

(Fortsetzung.)

Eine umfangreiche Literatur hat sich an den Namen Kaspar Hauser geknüpft. In neuester Zeit beschäftigte sich der kgl. Bezirksgerichtsassessor Dr. Jul. Mayer mit der Angelegenheit nach den vorhandenen Acten und sein Buch hierüber wird nächstens bei Seybold in Ansbach unter dem Titel erscheinen: „Authentische Mittheilungen über Kaspar Hauser. Mit Genehmigung der kgl. bayer. Staatsministerien der Justiz und des Innern zum ersten Male aus den Justiz- und Administrativ-Acten zusammengestellt und mit Anmerkungen versehen von Dr. jur. Julius Meyer, kgl. bayer. Bezirksgerichtsassessor."

Einer vorläufigen Besprechung im „Nürnb. Korr." über den Inhalt dieses Buches entnehmen wir Folgendes: Die Ansicht, welche Dr. Jul. Meyer über den Fall gewonnen hat, stimmt im Allgemeinen mit der des einst vielgenannten Polizeirathes Merker überein. Hauser war hiernach ein Betrüger, jedoch nicht in dem Sinne, daß der etwa 18 Jahre alte Bursche mit dem fertigen Plan auftrat, die Theilnahme von ganz Europa durch die Erzählung seiner abenteuerlichen Geschichte zu erregen. Die anfängliche Täuschung beabsichtigte, nach des Herausgebers Meinung, die Erwerbung verhältnißmäßig unbedeutender Vortheile, etwa die Einreihung in die Armee. Erst durch die Art der Behandlung seiner Angelegenheit wurde er in die Bahn eines großartigen angelegten Betruges gedrängt. Ob dieses kritische Ergebniß das richtige ist, kann natürlich hier nicht untersucht werden. Der Berichterstatter des Nürnb. Korr. hegt jedoch keinen Zweifel, daß die Zahl der optimistischen Beurtheiler Hauser's durch die Veröffentlichung der hervorragendsten gerichtlichen und polizeilichen Actenstücke sich erheblich mindern wird. Vehse erzählt in seiner Geschichte der deutschen Höfe (Bd. 26 S. 270), alle auf Hauser bezüglichen Acten seien durch den bayerischen Bundestagsgesandten v. Mieg nach Wien gebracht worden und von da niemals zurückgekommen. Dies ist unrichtig. Nur die ersten beim Stadtmagistrat Nürnberg angelegten Polizeiacten in einem Bande sind nicht mehr aufzufinden. Im Uebrigen ist das zahlreiche Actenmaterial (42 Bände) in den Registraturen der betreffenden Stellen und Behörden noch vollständig vorhanden. Darunter befinden sich insbesondere die Acten des Kreis- und Stadtgerichts Nürnberg. betreffend die Untersuchung wegen widerrechtlicher Gefangenhaltung des Kaspar Hauser und wegen Mordversuches an demselben (8 Bände, 1310 Folien), ferner die Acten des Kreis- und Stadtgerichts Ansbach, betreffend die Untersuchung über den gewaltsamen Tod Hausers (11 Bände, 1913 Folien). Diese sämmtlichen Acten lagen dem Herausgeber für seine Arbeit vor. Sie werden im ersten Abschnitt des Buches genau aufgezählt, und daran reiht sich eine kritische Zusammenstellung der umfassenden Hauser-Literatur.

Der zweite Abschnitt des Buches bringt Actenstücke zum Erscheinen Hausers am 26. Mai 1828. Vorzügliches Interesse beanspruchen die Vernehmungen jener Personen, welche zuerst Gelegenheit hatten, den Fremdling zu sehen und mit ihm in Verkehr zu treten. Diese Aussagen sind für die Beurtheilung des geistigen und körperlichen Zustandes, in welchem Hauser sich in den ersten Stunden seiner Auffindung präsentirte, von höchster Bedeutung. Der Leser wird aus ihnen die Ueberzeugung gewinnen, daß Hauser nach intellectueller und namentlich sprachlicher Richtung auf einem Stande der Entwicklung sich befand, der nur in längerem Verkehr mit Menschen und durch systematischen Unterricht gewonnen worden sein konnte. Man begegnet der auffallenden Erscheinung, daß die thierische Uncultur, welche man an Hauser beobachtet haben wollte, anfangs gar nicht erkennbar war, sondern erst dann zum Vorschein kam, als eine systematische polizeiliche Beobachtung des Findlings angeordnet war. Dies

begann mit der Einlieferung desselben in den Vestner Thurm, welche am Abend des 26. Mai erfolgte.

Dem bis zum 18. Juni 1828 sich erstreckenden Aufenthalt Hausers auf diesem damals als Polizeigefängniß dienenden Thurme ist der dritte Abschnitt gewidmet. Die ausführlichen gerichtlichen Verhöre Hausers über seine Herkunft, d. d. 6., 7. und 9. November und 4. December 1829, sind im 4. Abschnitt niedergelegt. Der Herausgeber prüft die Angaben Hausers in ausführlichen Anmerkungen, in welchen die Fragen, ob die erzählten Vorkommnisse als möglich anzunehmen seien, ob die Darstellung in vielen Punkten nicht im Widerspruch mit anderen festgestellten Thatsachen erscheine und ob einzelne Angaben Hausers nicht in unlöslichem Gegensatz zu anderen seiner Depositionen stehen, erörtert werden. Nachdem im 5. Abschnitt die mit der damaligen Tagesmeinung übereinstimmenden und auch anderweitig schon veröffentlichten Gutachten des Stadtgerichtsarztes und eines praktischen Arztes aus den Jahren 1829 und 1830 abgedruckt sind, folgen im 6. Abschnitt alle nur einigermaßen erheblichen Thatbestands- und Zeugenvernehmungsprotokolle, welche auf die am 17. October 1829 im Hause des Professors Daumer zu Nürnberg erfolgte Verwundung Hausers Bezug haben. Es ergibt sich, daß von den Gerichten und Polizeibehörden vergeblich die denkbar größten Anstrengungen gemacht wurden, um des Thäters habhaft zu werden. Der 9. Abschnitt umfaßt die Ansbacher Periode vom December 1831 bis 14. December 1833, den Tag der Verwundung Hausers im Ansbacher Hofgarten. Es ist namentlich auf ein längeres Memoire seines Lehrers J. G. Meyer vom Juli 1833, am 15. December 1833 dem Untersuchungsgericht übergeben, hinzuweisen, in welchem eine Charakteristik Hausers vom praktischen, schulmännischen Standpunkte gegeben und seine Persönlichkeit des Nimbus somnambuler und magnetischer Eigenschaften, den ihm damals Viele mit aller Gewalt umhängen wollten, entkleidet und auf den Boden der Alltäglichkeit gestellt wird. Der 10. Abschnitt verbreitet sich über die Katastrophe vom 14. December 1833. Der wichtige Umstand ist hervorzuheben, daß das Untersuchungsgericht im weiteren Vorschreiten der Untersuchung durch sich stets mehrende, die größten Bedenken gegen Hausers Wahrhaftigkeit erregende Indicien nach und nach zu der Vermuthung sich gedrängt sah, Hauser habe sich selbst getödtet.

(Schluß folgt.)

* Die Fütterung mit Körnerfrüchten, namentlich mit Hinter- oder sogenannter Abraumfrucht, verdient eine andere Behandlung, als sie gewöhnlich üblich ist. Dieselbe wird nämlich zum größten Theile roh verfüttert. Nun ist es aber bekannt, daß diese Hinterfrucht vermöge ihrer harten Hülle noch weniger leicht zu verdauen ist, als die Frucht besserer Qualität; überdies enthält sie auch die ausgesiebten Unkrautsämereien, die meist unverdaut durch den thierischen Körper gehen und so in den Dünger gelangen. Weil aber die Verfütterung dieser Hinterfrucht meist im Winter geschieht, also in einer Zeit, in welcher der Zersetzungsprozeß des Düngers wegen mangelnder Wärme höchst unvollkommen ist, so gelangen diese Unkrautsämereien zum größten Theil in keimfähigem Zustande auf den Acker, woher es sich denn erklärt, daß die Kartoffel- und Rübenfelder, die, wie früher erwähnt, zumeist im Frühjahre gedüngt werden, ganz außerordentlich zur Verunkrautung geneigt sind. Aus diesen Gründen ist es zu empfehlen, die zur Verfütterung kommende Frucht vorher schroten zu lassen oder in der eignen Wirthschaft zu schroten. Das letztere Verfahren ist um so mehr zu empfehlen, da gegenwärtig kleinere Schrotmühlen gebaut werden, die bei einem Preise von 16 bis 20 Thaler eine anerkennenswerthe Leistungsfähigkeit haben.

Die HH. Simon, Prof. der Chirurgie, und Becker, Prof. der Augenheilkunde in Heidelberg, verbreiten einen Aufruf zu Gunsten der abgebrannten Aerzte Chicago's, dem wir Folgendes entnehmen: Etwa 125 praktische Aerzte sind in Chicago um ihr ganzes Hab und Gut gekommen. Es hat sich nun sogleich in Chicago selbst ein specielles Comité gebildet, das sich zur Aufgabe gesetzt hat, die durch den Brand zu Schaden gekommenen Aerzte mit Geld, Büchern und Instrumenten zu versehen. Derselbe rechnet auch auf die thätige Hilfe des Auslands und speciell Deutschlands, da eine große Anzahl jener Aerzte deutscher Abkunft sind. Bei der aus Deutschland zu erwartenden Beihilfe handelt es sich weniger um Geld, als um den Ersatz der verlorenen Instrumente und Bücher, da Beides in Amerika unverhältnißmäßig theuer ist. „Wenn jeder in Deutschland practicirende Arzt sein Scherflein an Geld beiträgt, wenn je er Autor unter ihnen ein Exemplar seiner Werke liefert, wenn jeder Instrumentenmacher aus seinem Vorrath und jeder Verlagsbuchhändler aus den Mitteln seines Verlages nach Kräften beisteuert, so werden wir im Stande sein, unseren Collegen in Chicago einen der geeinigten deutschen Nation würdigen Beweis der Theilnahme zu liefern." In allen größeren Städten Deutschlands, zumal in den Universitätsstädten, sind Comité's in Bildung begriffen, welche sich mit den Heidelberger Herren in Verbindung setzen werden.

Paris, 6. Dec. Die rothe Schärpe, welche Raoul Rigault trug, ist gestern im Hotel Ventes versteigert und von einem englischen Raritäten-Sammler Namens Thomas Sowne um 290 Francs bezahlt worden.

Preisräthsel betr.

Um mit der Versendung des Preises nicht in die Weihnachtsfeiertage zu kommen, haben wir den Termin für Einschickung der Lösungen des Preisräthsels auf den 17. Dec. einschließlich beschränkt. Zugleich werden wir dem Preise noch: „Dichtergrüße von Elise Polko," Prachtband in Goldschnitt beifügen. Die Red. d. Palatina.

Charade.

(Viersilbig.)

Philene saß, das Kind der Bühne,
Am Rahmen spät um Mitternacht,
Und stickend mit verklärter Miene
Hat sie des fernen Freunds gedacht.

Das letzte Paar lag gleich daneben,
Denn bei der Liebe stiller Lust
Erfüllte künstlerisches Streben
Die junge unverdorbene Brust.

Da nahte ihr mit leisem Tritte
Ein and'rer Freund, die ersten Zwei,
Und ihrer zarten Hand entglitten
Bald Studium und Stickerei.

Weihnachten kam mit lichtem Glanze,
Da auf des Freundes Tische lag,
Was sie gestickt — es gab das Ganze,
Auf dem der Liebste träumen mag.

Auflösung der Charade in Nr. 145:
Radschuh.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 149. Speyer, Donnerstag, den 14. December 1871.

Ueberraschungen.*)

Novelle von F. Würz.

Der Oberst Sittenfeld lebte auf seinen Gütern. Seine fünfundsechzig Jahre hatten ihn zwar nicht gebeugt, aber ein paar Wunden, in alten Zeiten glorreich erworben, hatten ihm doch etwas Ruhe wünschenswerth gemacht, und deßhalb hatte er sich auf seine Besitzungen zurückgezogen. Seine Gattin war vor fünf Jahren gestorben. Sie war eine sehr sanfte, treue Dame gewesen, der er selbst nachsagte, daß sie jedenfalls ein Engel des Himmels geworden sein müsse, schon deßhalb, weil sie so lange Jahre mit dem wunderlichen Obersten verheirathet gewesen sei. Die Gattin hatte ihm bei ihrem Tode ein vierzehnjähriges Kind hinterlassen, Louise mit Namen, ganz Güte und Liebe, wie die Mutter, ganz Zartheit und Feinheit. Sie war übrigens des Obersten Augapfel, und jetzt 19 Jahre alt, folglich kein Kind mehr.

Der alte Oberst war seit dem Tode seiner Gattin nicht mehr Alleinherrscher im Hause. Theils zur Oberleitung des Hauswesens und zur Repräsentation, theils zur Ueberwachung der Ausbildung Louisens hatte er eine gebildete Dame in sein Haus aufgenommen. Fräulein Meier, damals eine Dame von 22, also bei Beginn unserer Erzählung von 27 Jahren, war die Schwester des Bürgermeisters in der Nachbarstadt. Sie wußte recht wohl, daß die selige Frau nicht am Uebermaß liebevoller Behandlung gestorben war, hatte sich demnach bei Uebernahme ihrer Stellung die Freiheit eines gewissen unumschränkten Waltens ausbedungen und der Oberst hatte, weil die Noth drängte, zugestimmt. Er wußte ja wohl, daß er der Mann sei, das Regiment in Händen zu behalten, wenns auch auf dem Papiere anders stand. Aber mit sicherer Hand hatte Fräulein Meier die Zügel an sich gerissen, erst leise und in Kleinigkeiten, bis zuletzt die vollendete Gebieterin dastand. Der Oberst begriff selbst nicht, wie es so hatte kommen können, und er nahm sich täglich vor, es heut zu ändern, heut einmal zu zeigen, daß er der Herr sei. Aber wenn dann Fräulein Meier kam und mit ihrem festen Blicke ihn anschaute und mit ihrer entschiedenen Stimme erklärte: „dies oder jenes muß heut geschehen", — so kehrte sich ihm wohl bisweilen das Herz im Leibe um und ein: „Donnerwetter, Fräulein Meier!" schwebte um seine Lippen, aber es kam nicht zum Ausbruch, sondern die höchste Kraftentfaltung, zu der er es brachte, war, zu sagen: „Meinetwegen, Fräulein Meier!". —

Der Oberst saß heut ganz mißmuthig in seinem Lehnsessel, denn bei dem unfreundlichen Wetter, welches draußen herrschte, fingen ihn die alten Wunden zu schmerzen an. Fräulein Meier trat herein, keineswegs zärtlich um sich blickend. „Herr Oberst", sagte sie scharf, „das kann so nicht fortgehen; schon wieder hat der große Hund Nero zwei der besten Hühner todt gebissen; es wird nun endlich Zeit, daß sie ihn erschießen lassen." — Der Oberst schwieg geheimnißvoll; die Wolken aber, die er aus seiner Tabakspfeife blies, wurden immer dichter. Vielleicht beabsichtigte er, Fräulein Meier dadurch unsichtbar zu machen. Sie aber wich nicht vom Platze. „Heut Nachmittag", fuhr sie nach einer Weile fort, „müssen Sie aus dem Hause gehen. Morgen ist Sonntag, und da müssen heut die Stuben gewaschen werden. Auch muß gehörig gelüftet werden, damit der Tabaksrauch uns nicht endlich alle verschlinge; es ist ja kaum zum Aushalten!" Dabei riß sie hastig ein Fenster auf. — „Meinetwegen, Fräulein Meier!" brummte der Oberst.

„Und nun noch eins, Herr Oberst. Der junge Herr Doctor, Ihr Herr Neffe, ist nun schon volle vier Wochen hier im Schlosse. Ich sollte meinen, er könnte von seinem Examen nun genug ausgeruht haben. Ich denke, er wollte, ehe er sich als Arzt niederläßt, erst auf Reisen gehen und Europa besehen?" — „Das ist seine fixe Idee", antwortete der Oberst; „er hat aber kein Geld, und mag deßhalb Europa auf der Landkarte besehen." — „Kein Geld?" wiederholte Fräulein Meier gedehnt, „kein Geld? Und der reiche Herr Oberst können dem Neffen nicht helfen? Ich aber sage Ihnen, der Herr Doctor muß fort. Ich weiß nicht, was er von mir will, aber er verfolgt mich mit seinen Blicken, — und Sie werden nicht wollen, daß meine Stellung hier im Hause compromittirt werde." Mit diesen Worten verließ sie hastig das Zimmer.

Der Oberst schloß vor allem das Fenster. — „Donnerwetter", sagte er dann aber, „das nenne ich aber doch eine ungeheure Sittsamkeit! Sie nimmt es schon übel, wenn man ihr mit den Blicken folgt! Ich wollte nur, es entschlösse sich Jemand, sie mir zu ent-

*) „Hausblätter."

führen, sei's öffentlich oder heimlich, — gleichviel, und wenns mein eigener Neffe wäre! Aber sie hat gar zu viele Eigenschaften, ich möchte sagen, gar zu viele Tugenden! Aber wie — sollte es so ganz grundlos sein, was sie dem Doctor nachsagt? Sie ist so schlau! Hat sie ihr Liebesverhältniß vielleicht durch ihre Rede nur verdecken wollen? — Wahrhaftig, ich wollte, mein Neffe wäre in sie verliebt! Häßlich ist sie nicht. Er müßte sie aber auch heirathen, sonst würde ich sie doch nicht los. Ei, wenn ich so recht darüber nachdenke, so kommt es mir wirklich vor, als hätte ich schon manche Kleinigkeiten bemerkt, die auf ein tieferes Gefühl bei ihm schließen lassen. Wer weiß, ob sie sich nicht in diesem Augenblicke hinter meinem Rücken zärtlich in die Augen schauen. Denn wenn mich nicht alles getäuscht hat, so drückte er ihr gestern ein kleines Brieschen in die Hand, und das stolze Fräulein Meier hat es angenommen und sicherlich auch gelesen. Uebrigens möchte ich gerade diese Dame meinem Neffen zur Frau gönnen. Er ist so übermüthig und hat mich so manchesmal genarrt, daß er eine gewisse Wiedervergeltung durch das Schicksal wohl verdient hat. Aus seiner dummen Reise durch Europa darf jetzt nichts werden. Gott weiß, anderwärts sind die Mädchen auch schön und tugendhaft, und manche sogar jünger als Fräulein Meier; wenn er reist, dann schwört er einer Andern Treue, und ich behalte Fräulein Meier." —

Nach diesem Selbstgespräch erhob sich der Oberst, um seinen Neffen aufzusuchen, welcher ein paar Zimmer im obern Stockwerk bewohnte. Der junge Doctor ward zwar als Neffe titulirt, indessen war die Verwandtschaft doch eine entferntere. Da er frühzeitig seine Eltern verloren und niemals Vermögen besessen hatte, so hatte ihm der Oberst auf die liberalste Weise die Mittel zum Studium der Arzneiwissenschaft geboten. — Der Neffe hatte vor Kurzem seine Examina abgelegt; ehe er sich jedoch dauernd seinem Berufe ergab, hätte er gern noch einige berühmte Heilanstalten des Auslandes besucht. Der Oberst war nicht geizig, aber wenn er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, für einen bestimmten Zweck kein Geld auszugeben, so war er schwer davon abzubringen. In solchen Fällen mußte man ihm durch Witz und List das abgewinnen, was er freiwillig nicht gegeben hätte. Der junge Doctor war in dieser Hinsicht ein Witzbold erster Classe, das hatte er oft schon als Student bewiesen.

„Höre, lieber Neffe", sagte der Onkel, „ich komme, Dir zu eröffnen, daß wir den heutigen Nachmittag wohl in Gemeinschaft werden zubringen müssen. Fräulein Meier will meine Stuben waschen lassen. Sie ist überhaupt eine recht accurate Dame und weiß das Haus in schönster Ordnung zu halten. Wenn ich sie jemals verlieren sollte, so würde ich ihren Verlust schwer empfinden." — „Fräulein Meier denkt doch nicht etwa daran, Dein Haus zu verlassen?" fragte der Doctor. — „Ja", erwiderte der Oberst, „ich weiß selbst nicht, — ich habe keine bestimmten Anzeichen, — aber Frauenherzen sind ja unergründlich, und kurz und gut, — heirathen wollen sie alle. Zudem ist sie eine durchaus achtbare, liebenswürdige Dame, und an Tugendhaftigkeit und Sittsamkeit steht sie keiner in Deutschland nach. Ich würde eine sichere Stütze an ihr verlieren, gleichwohl könnte ich es ihr nicht verdenken, wenn sie dem Zuge ihres Herzens folgte. Und dankbar für die treuen Dienste, die sie mir geleistet, würde ich ihre erste Einrichtung durch ein solides Capital begünstigen. Doch, wir wollen hoffen, daß sie uns noch lange erhalten bleibt." — „Gewiß!" sagte der Doctor; mehr war aus ihm nicht herauszulocken.

Nachmittags ritten die Beiden auf die Felder und überließen die Stuben dem Fräulein Meier zur beliebigen Verfügung. „Sorgen Sie hübsch dafür", sagte der Doctor zu der Dame, „daß alles wieder trocken ist, wenn wir nach Hause kommen. Der Herr Oberst kann die Feuchtigkeit nicht ertragen. Um 6 Uhr sind wir wieder hier." Zur großen Verwunderung des alten Obersten nahm Fräulein Meier diese Ermahnung ohne Gegenrede hin. „Hätte ich das gesagt", dachte er, „so hätte sie mir gewiß ihre schönen weißen Zähne gezeigt."

Unterwegs sprachen sie über allerlei. Nach und nach kam der Doctor auch auf seine europäische Reise zu sprechen. „Lieber Onkel", meinte er, „wir haben schon früher vorübergehend davon gesprochen. Laß mich reisen! Ich bin noch lange kein geschickter Arzt." Der Oberst meinte dagegen: „Es ist Zeit, daß du endlich ein ganz regelrechtes Leben beginnst, und dazu ist das Reisen nach allen möglichen Hauptstädten Europa's keine passende Einleitung. Fange das neue Berufsleben lieber gleich mit einer entschiedenen That der Solidität an." — „Mit welcher?" fragte der Doctor. — „Heirathe! Einmal wirst Du es ja doch thun." — „Ja, lieber Onkel, das habe ich auch vor, sobald ich von der Reise zurück bin." — „Nein, vorher! Das ist besser." — „Aber dann läßt mich meine Frau sicher nicht fort; und wollte ich sie auch mitnehmen, dann würden meine medicinischen Studien sicher darunter leiden. Nein, laß mich vor der Hochzeit reisen, und sei versichert, daß ich bald nach meiner Rückkehr es mir zum großen Vergnügen anrechnen werde, Dir einen längeren Vortrag über meine Neigung für den Ehestand zu halten."

„Aber sage mir, lieber Doctor", erwiderte der Oberst, „wir dürfen hier in Gottes freier Natur ein aufrichtiges Wort sprechen, — sage mir, aber belüge mich nicht, hat Dein Auge, hat Dein Herz schon gefunden?" — „So ziemlich." — „Und geschwind, sage mir den Namen!" — „Da sieh' mal einer an; ich hätte doch nicht geglaubt, daß der Herr Oberst so neugierig wäre! Nein, es geht nicht, lieber Onkel. Es sind da ohnehin noch einige kleine Schwierigkeiten zu besiegen —." — „Zu deren Wegräumung ich gern behilflich sein werde", sprach der Oberst bedeutungsvoll. — „Wofür ich im voraus dankbar bin", erwiderte der Doctor. „Sobald ich zurück bin, schenke ich Dir reinen Wein ein." — „Von Deiner Reise sprechen wir nach Deiner Hochzeit", sagte der Oberst; „dabei beharre ich unbedingt. Ich habe Dein Bestes im Auge." — Der Neffe verzichtete auf Entgegnung. (Fortsetzung folgt.)

Enthüllungen über Kaspar Hauser.

(Schluß.)

Zahlreiche Hauser-Fabeln schwinden vor dem Licht der actenmäßigen Thatsachen. Es wurde z. B. häufig behauptet, die Untersuchung sei nicht mit der nöthigen Energie geführt worden. Dagegen liefern die Acten den hundertfältigen Nachweis, daß mit einer für jene an Verkehrsmitteln noch arme Zeit wahrhaft wunderbaren Schnelligkeit alle irgend denkbaren Recherchen und Erhebungen angeordnet und vollzogen wurden. Ebenso begegnet man oft der Annahme, die Wunde habe durch ihre Beschaffenheit die Möglichkeit der Selbsttödtung ausgeschlossen. Statt dessen sprach sich der eine der begutachtenden Aerzte für die hohe Wahrscheinlichkeit der letzteren aus, während der andere wenigstens die Möglichkeit einer solchen einräumte. Eine besondere Erwähnung verdient die Denkschrift, welche Hausers Erzieher, der Lehrer J. G. Meyer, verfaßte und dem Untersuchungsrichter übergab. Lehrer Meyer war ein Mann, der durch unbestechliche Wahrheitsliebe, hervorragende pädagogische Begabung und vorurtheilslose geradsinnige Beurtheilung menschlicher Dinge die Hochachtung aller Derjenigen sich erwarb, welche mit ihm in Berührung kamen. Auch er gelangte zu dem Resultate, daß Hauser die Welt mystificirt, daß er sich selbst getödtet habe.

Die Motive für eine Selbstverletzung sind bei näherer Einsicht in die Verhältnisse unschwer zu finden. Mehr und mehr traten, namentlich nach den ungünstigen Ergebnissen zweier nach Ungarn unternommenen Reisen und nachdem Hausers Gönner, Anselm v. Feuerbach, der dessen fürstliche Herkunft vertheidigte, gestorben war, die bedenklichsten Zweifel über die Wahrhaftigkeit der von Hauser erzählten Lebensgeschichte hervor. Selbst Graf Stanhope war von diesen Zweifeln ergriffen und hatte die beabsichtigte, für den Findling die außerordentlichsten Aussichten eröffnende Uebersiedelung desselben nach England auf bestimmte Zeit vertagt. Das Interesse an der Erscheinung Hausers war im Abnehmen, und das „Kind von Europa" stand im Begriffe, in das Dunkel einer einfachen Schreiberlaufbahn zu versinken. Tiefe Unzufriedenheit mit seiner Lage, Arbeitsscheue, harte Rügen, welche der ihm innewohnende Geist der Lüge nothwendig machte, bezeichnen die letzten Tage vor der Katastrophe. Die Aenderung seiner Lage war für ihn eine Existenzfrage geworden, die um jeden Preis und gerade in jenen Tagen, in denen der Besuch Stanhope's erwartet wurde, ihre Lösung finden mußte, — und zwar durch eine That, welche, wie dereinst die Verwundung in Nürnberg, den Glauben und die Sympathien der Welt zurückzuerwerben geeignet war. Nicht verborgen war ihm die physische Gefahr der That. Von seinem Standpunkt aus sah er sich vor einen nothwendigen Entschluß gestellt, und der zu erringende hohe Preis gab ihm die Würfel um sein Leben in die Hand. Dies sind, kurz skizzirt, die Ergebnisse, zu welchen der Autor kommt.

Unter dem zahlreichen Material, welches dem Herausgeber für seine Arbeit vorlag, befindet sich auch ein Manuscript des verstorbenen k. b. Gendarmeriemajors Hickel, welches in Form von an einen Freund gerichteten Briefen eine umfassende Geschichte Hausers enthält. Hickel war derjenige Gendarmerieoffizier, dessen Thätigkeit für die Aufhellung der Hauser'schen Schicksale Jahre lang vorzüglich in Anspruch genommen wurde. Insbesondere unternahm derselbe zu diesem Zwecke eine Anzahl von Reisen, darunter zwei nach Ungarn, wohin Spuren des früheren Lebens Hauser's zu leiten schienen. Auch Hickel's Gesammturtheil stimmt mit dem des Untersuchungsgerichtes und des Lehrers Meyer überein; ja er spricht diese seine Ansicht, stets unter genauer und durch die Neuheit der Gesichtspunkte oft überraschender Begründung, in noch entschiedenerer Weise aus, als dies von jenen beiden Seiten geschehen ist.

So wäre also auch von dieser geheimnißvollen Persönlichkeit, soweit dies möglich, der Schleier hinweggezogen; Kaspar Hauser war ein gewöhnlicher Betrüger und die Welt, die bekanntlich betrogen werden will, ist von ihm genarrt worden.

Literatur.

†* Schaufert's „Trauerspiel aus dem vierten Stand" mit dem Titel „Vater Brahm" ist nunmehr erschienen, und läßt den Leser ahnen, welche bedeutende Wirkung diese ebenso geniale als bühnengerechte, dramatische Dichtung auf der Bühne machen wird, wenn man sich entschließen kann, die klaffende sociale Wunde unserer Zeit unverhohlen der Welt darzulegen. Die sittliche Tendenz der Tragödie ist unanfechtbar. Der tragische Conflict der corrumpirten Macht des Capitales und der entfesselten Dämonen des Proletariates ist mit Meisterschaft angelegt und durchgeführt. Dabei sind, was den wahren Dichter verräth, die Figuren des Dramas keine personifizirten Ideen, sondern reale Personen mitten aus dem Leben gegriffen, und, mit seiner psychologischer Charakteristik zu interessanten Individualitäten herausgebildet. Fügen wir noch hinzu, daß die Situationen höchst spannend sind, und diese Spannung durch alle fünf Acte sich steigert, sowie, daß der Dialog an lebendiger und drastischer Behandlung nichts zu wünschen übrig läßt; so haben wir Pfälzer alles Recht, dem Dichter von „Schach dem König", dessen reizendes Lustspiel: „Ein Erbfolgekrieg" eben seinen Triumphzug über die deutschen Bühnen hält, wegen dieses Drama's ernsterer Gattung lebhaft zu begrüßen. Wenn die Eckhofe, Ifflande, Ludwig Devrients, Eßlaire von den deutschen Bühnen noch nicht ganz verschwunden sind, und wir wollen das hoffen, so werden diese Meister auf dem Kothurne mit dem ganzen Künstlerdrange nach der Maske des „Vater's Brahm" greifen, und daraus ein hochtragisches Gebilde von der seltensten Wirkung schaffen. Wir aber sind der Ansicht, daß dann bei gelungener Bühnenspiele das Trauerspiel aus dem vierten Stande von unserm Pfälzer Dichter kaum weniger Erfolg haben werde, als vor hundert Jahren Schiller mit seinem Trauerspiele aus dem dritten Stande, Kabale und Liebe sich zu erringen verstand.

Miscellen.

* Fälschung von Düngemittel. Nach Mittheilungen des Hrn. Dr. Schneider in Worms a/Rh. greift die Fälschung von Düngemitteln wieder bedenklich um sich. Die landwirthschaftliche Lehranstalt desselben hat eine Reihe von Fälschungen von Düngemitteln nachgewiesen, welche sämmtlich

mit einem 10—14 pCt. Gehalt an löslicher Phosphorsäure bezeichnet waren und nur 3—4 pCt. enthielten. Es wird daher zur Vorsicht aufgefordert. Die Düngercontrolen der landwirthschaftlichen Vereine haben sich demnach als nicht wirksam erwiesen. Wer mit der Düngerfabrication und dem Düngerhandel vertraut ist, wußte das schon längst. Wie kann sich nun der Landmann gegen solche arge Fälschungen schützen? Die Antwort ist sehr naheliegend. Die Düngerkäufer einer Gemeinde associren sich zum An- und Verkauf des Düngers, kaufen ihren Jahresbedarf bei einer Fabrik und lassen denselben, wenn sie ihn im Magazin liegen haben, von einem Chemiker untersuchen. Erst wenn dies geschehen, wird die Düngerfabrik bezahlt; dann ist die Fälschung von Seiten der Fabrik unmöglich und der Zwischenhändler, der erst recht fälscht, fällt ganz weg.

Chur. Das Bünd. Tagblatt gibt folgende nähere Beschreibung der projectirten Trace der **Splügenbahn**: Die Bahn geht vom Bahnhof Chur weg in der Richtung der früheren Trace bis Ems, von Ems nach Reichenau, und von dort auf dem rechten Ufer des Hinterrheins bis in die Nähe von Realta, wo sie den Rhein überschreitet und unterhalb der Correctionsanstalt unter Katzis nach Thusis führt. Maximalsteigung zwischen Chur und Thusis: 12 Procent. In Thusis wird die Station unter dem Orte in den sogenannten Löchern angelegt. Hier beginnt die Bergbahn und geht mit Steigungen, die 5 Proc. nirgends überschreiten, bis zum Tunnel am Splügenberg. Die Trace von Thusis erhebt sich bis zu der zweiten Rollabrücke, geht einige Meter unter derselben über die Rolla, dann durch den sogenannten Rosenhügel und längs dem linksseitigen Rheinufer durch den Wald hinauf gegenüber Rongella zum Rheinbett, und von da, meistens dem Rhein folgend, theils in Tunnels bis Ranie, von wo es Zillis und die Station Andeer gewinnt, letztere vor dem Dorfe Andeer, ziemlich hoch über demselben. Von Andeer geht die Trace über Bärenburg und St. Steffen, hoch über der Averserbrücke ein Stück weit nach Avers hinein, kehrt dann mit einer großen Curve und gelangt auf das Plateau von Sufers. Von hier führt die Linie nach Splügen mit Station oberhalb dem Dorfe am Splügenbergbach. Von Splügen zieht sie sich auf dem linken Rheinufer gegen Nufenen, wendet sich mit einem Kehrtunnel und gelangt zum Beginn der Kehren, wo sie den Berg mit einem Tunnel durchsticht, unterhalb der Dogana wieder an den Tag tritt und von dort, meist mit starkem Gefälle, doch nie mehr als 5 Proc., den Cardinell berührend, hoch über Tegiate den Bergabhang entlang, nach dem Thalboden von Madesimo gelangt. Hier dreht sie sich und führt, oberhalb Pianazzo, hinunter bis in die Nähe von Torni, wendet sich und zieht am linken Ufer des Liro nach Campodolcino. Von hier führt sie am Bergabhange oberhalb Gallivaggio und Lirone hinunter, bis sie in das Bergell einschreitet, zwischen Cleven und Villa. Hier überschreitet sie das Thal mit einer Curve und fährt hinaus nach Closen, Riva, Colico, Varenna und Lecco.

Paris, 3. Dec. Der Winter rückt allmälig heran. Die letzten Novembertage hatten sich der Art in Nebel gehüllt, daß man nahezu veranlaßt war, am Tage Licht zu brennen. Der Sohn Albion's glaubte sich nach London versetzt, auch fehlte nur das Straßenfeuer, welches dort das Phantastische der Scene erhöht. Auf dem Fluß und den Quais war während der Vormittage keine Hand vor den Augen zu sehen, und es ist wahrlich zu verwundern, daß nicht zahlreiche Unglücksfälle sich zugetragen. Die kleinen Omnibus-Böte, hier Mouches genannt, hatten den Dienst theilweise eingestellt. Rufen und Läuten vernahm man überall. Am Schlimmsten aber geht es im Quartier des Halles zu, wo circa 50—60,000 verschiedener Fuhrwerke auf- und abgeladen werden, wo vielleicht 100,000 Menschen mit einander im engsten Verkehr begriffen sind und diese durch Gaslicht unbesiegbare egyptische Finsterniß unvermeidliche Verwirrung und ärgerliche Verwechslungen mit sich führt.

Der russische St. Georgen-Orden, dessen Jahresfest am 7. December in Petersburg vom russischen und preußischen Militär-Adel mit ostensibler Feierlichkeit begangen wurde, ist als russischer Militär-Orden für Land- und Seeoffiziere zu Ehren des Ritters St. Georg am 7. December n. St. 1769 von der Kaiserin Katharina II. gestiftet worden. Der Ritter, dessen Namen mehr denn zehn Ordensgemeinschaften in verschiedenen europäischen Ländern tragen, war der Legende zufolge ein kappadocischer Prinz, welcher um die Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. lebte und zur Zeit der Christenverfolgung unter Diocletian den Märtyrertod starb. Seine berühmteste That war die Tödtung des Lindwurms, der die Königstochter Aja zu verschlingen drohte. Die Legende stammt aus dem Orient und kam nach dem Abendlande erst durch die Kreuzfahrer, welche später den Ritter Georg, wie er den Lindwurm durchbohrt, in ihrem Panier führten, indem sie bildlich darunter den Muselmann verstanden, den zu bekämpfen sie ausgezogen waren. Nachdem unter Kaiser Friedrich III., in Bayern, Hannover, dem Königreiche beider Sicilien u. A. Georgen-Orden erstanden waren, gründete die Kaiserin Katharina den russischen St. Georgen-Orden, welcher bis auf die heutige Zeit nur für militärische Verdienste und Tapferkeit verliehen wird und einer der vornehmsten militärischen Orden aller Staaten ist. Der Orden kann nur auf dem Schlachtfelde erworben werden. Was die nicht russischen Heere betrifft, so ist der Georgen-Orden seit 1813 am häufigsten im preußischen Kriegsheere vertreten, in dessen Reihen sich die wenigen bisher an Ausländer verliehenen Decorationen erster Classe vorfinden. (R.-Anz.)

London, 9. Dec. Das gewaltige Geschütz, welches scherzhafter Weise als das mächtigste seiner Art in England „The Woolwich Infant" (der Säugling von Woolwich) genannt wird, hat im Laufe der Probeschießversuche einen Schaden erlitten. Die Kanone, die beiläufig 35 Tonnen Gewicht und eine Pulverladung von 120 Pfund hat, bestand die ersten Versuche vortrefflich, und erst als man das Kaliber des inneren Stahltubus von 11,6 auf 12 Zoll erweiterte und der Druck dadurch auf diesen Cylinder bedeutend größer wurde, erlitt derselbe einen leichten Sprung. Dieser Schaden wird indessen nicht verhindern, daß der Säugling, der ein 600 pfündiges Geschoß speit, noch eine Reihe gleich mächtiger Geschwister erhalten wird.

Die Mittheilungen über die Heilkraft des **Kondurango** sind nie ganz ohne ihre verdächtigen Seiten gewesen. In Amerika fängt man jetzt an, offen von dem „Kondurango-Schwindel" zu sprechen. Der Köln. Ztg. wird ein Brief von der kaiserlichen Botschaft in London zur Verfügung gestellt, welcher folgendermaßen lautet: „Prussia House, 23. Nov. In Folge Ihres gefälligen Schreibens vom 17. c. habe ich die Vorstände der darin namhaft gemachten Hospitäler ersucht, sich über die Wirkung der Kondurangowurzel gegen Krebskrankheiten zu äußern. Wie Sie aus dem hier ergebenst beigefügten Schreiben ersehen wollen, ist jene Wurzel zwar einer eingehenden ärztlichen Prüfung unterworfen worden, doch soll das Ergebniß derselben ein durchaus ungünstiges gewesen sein, da die Anwendung des Kondurango auch nicht den geringsten Erfolg oder eine Heilkraft gegen Krebsleiden gehabt hat. v. Schmidthals, kaiserl. Botschafts-Secretär." Die vorstehend erwähnte Auskunft englischer Aerzte lautet: „Der Secretär des Middlesex-Hospitals beantwortete die von dem Secretär der deutschen Botschaft gestellte Anfrage dahin, daß mit der Kondurango-Pflanze hier sorgfältige Versuche angestellt worden sind, dieses Mittel aber nicht den gewünschten Nutzen in Krebskrankheiten gezeigt hat. Ueber das Ergebniß der Versuche ist in den medicinischen Fachblättern und an das königliche Collegium der Aerzte Bericht erstattet worden.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 150. Speyer, Samstag, den 16. December 1871.

Ueberraschungen.

Novelle von F. Würz.

(Fortsetzung.)

Abends sechs Uhr waren die beiden Reiter zu Hause, und siehe, die Stuben waren bereits trocken. Etwas später fand sich Besuch ein. Es waren dies zwei Gäste, welche regelmäßig ein- oder zweimal in der Woche zu erscheinen pflegten, um bei dem Obersten ein gutes Abendessen einzunehmen und eine Partie Whist zu spielen. Sie waren beide aus der nahen Stadt, der eine der Bruder des Fräuleins Meier, Bürgermeister daselbst, und der andere ein Advocat Namens Haller. Herr Meier hatte viel Aehnlichkeit mit seiner Schwester; was er für Recht und gut befunden, das pflegte er durchzusetzen. Sonst war er gefällig, offenherzig und treu. Der Advocat war mehr klug als offenherzig; da er aber als Whistspieler ohne Widerrede bis nach Mitternacht auszuhalten pflegte, so war er gern gesehen.

Der Bürgermeister brachte heut, als sie beim fröhlichen Male vereint saßen, eine Sache in Anregung, die er schon öfter, aber stets ohne Erfolg berührt hatte. „Unser Krankenhaus —" fing er an. — „Hab' ich's mir nicht gedacht!" unterbrach ihn der Oberst. „Der Bürgermeister kann nicht essen und trinken, ohne immer an sein Krankenhaus zu denken. Da fangen die Actenmenschen an zu bauen, und wie sie mitten drin sind, haben sie kein Geld mehr. Sagten Sie nicht erst neulich, daß Ihnen noch 500 Thaler fehlen?" — „So ist es, Herr Oberst." —

„Und die soll ich armer Teufel etwa hergeben? Glaubt Ihr denn, bei mir würde Gold statt Korn gedroschen? Mein Neffe will eine Kunstreise machen, um das Schneiden wissenschaftlich zu erlernen; der Bürgermeister will Häuser für kranke Menschen bauen, und für solche Zwecke soll ich mein schönes Geld hergeben? Bringen Sie mir irgend einen Kranken, einen Bedürftigen, der einer Unterstützung würdig ist — ich will ihm helfen; aber für Ihre Bauten, für soche allgemeine Zwecke, wo man niemals sieht, was aus dem Gelde geworden ist, habe ich keinen Sinn." — „Es ist aber doch ein schöner Zweck", sagte der Bürgermeister; „so mancher Arme, so mancher Leidende wird das Gedächtniß des Herrn Obersten noch im Grabe segnen, wenn —." — „Ich denke noch gar nicht an's Sterben", unterbrach ihn der Oberst. „Hören Sie, ich will Ihnen ein letztes Wort sagen, denn Ihre Krankenhausgeschichte muß endlich aus der Welt. Ich spiele Jahr aus Jahr ein vier Loose in der Lotterie. Ich habe noch nie einen Pfennig gewonnen; es steht also zu erwarten, daß nun bald ein großer Gewinn kommt, ich vermuthe auf Nr. 9773. Sobald dies der Fall ist, schenke ich Ihnen 300 Thaler zu Ihrem Krankenhause. Nun genug hievon. Jetzt zu den Karten!"

Es ward nun gespielt und der Abend verging in traulicher Gemüthlichkeit. Der Mond stand hoch am Himmel, als die Gäste aufbrachen. Vorher jedoch benutzte der Doctor einen Augenblick, als er mit dem Bürgermeister allein war, und zog ihn bei Seite. „Sagen Sie, Herr Bürgermeister", fragte er ihn leise, „liegt Ihnen das Krankenhaus wirklich so sehr am Herzen?" — „Gewiß", erwiderte dieser; „wollen Sie mir vielleicht bauen helfen?" — „Sie wollen sagen", entgegnete der Doctor, „ich wäre selber so arm, wie Hiob in seinen erbärmlichen Tagen. Aber spotten Sie nicht! Auch die Bürgermeister sind nicht allwissend." — „Weiter!" sagte der Bürgermeister.

„Hören Sie, Herr Consul, ich verschaffe Ihnen das Geld, wobei sich von selbst versteht, daß ich es nicht stehle. Die Clausel, welche ich daran knüpfe, ist folgende: Es wäre möglich, daß ich mich, wer weiß, wie das alles kommen kann, gelegentlich einmal verliebte, vielleicht gar verlobte. Sie wissen, ich bin ein junger unternehmender Mann. Ich meine gehört zu haben, ohne Hindernisse gäbe es keine wahre Liebe. Es versteht sich also von selbst, daß, wenn ich mich einmal zum Lieben entschließen werde, ich mir eine Liebe mit Hindernissen aufsuche. Wollen Sie alsdann meine Liebe begünstigen, resp. zur Beseitigung der Hindernisse mitwirken helfen?" — „Wenn ich kann und unbeschadet der Polizeigesetze es darf, — gewiß!" sagte der Bürgermeister lächelnd. — „Meine Liebe soll nicht polizeiwidrig sein und — doch, wir werden gestört, wir sprechen uns noch vor meiner Abreise." — „Ich denke, der Onkel läßt Sie nicht reisen?" — „Wenn ich mich anheischig mache, Ihnen Krankenhäuser zu bauen, glauben Sie dann, Herr Bürgermeister, ich

verstände nicht auch für mich zu sorgen? Gewiß, ich reise nächstens ab."

Das Gespräch wurde durch den Eintritt der beiden Andern beendigt. Bürgermeister und Advocat fuhren in dem Wagen des Obersten nach Hause. „Ei", dachte der Bürgermeister im Stillen, als er in der Wagenecke saß, „es wäre nicht übel, wenn meine Schwester Frau Doctorin würde. Freilich ist sie dem alten Obersten unentbehrlich; doch der Oberst muß wollen. Wir werden die Hindernisse schon wegräumen; nur muß die Sache fein behandelt werden."

Vierzehn Tage waren seit jenem Abende verflossen; Fräulein Meier war noch dieselbe, d. h. sie war noch nicht verheirathet, was bei der Kürze der Zeit auch nicht gut möglich gewesen wäre, und sie herrschte noch immer mit unumschränkter Gewalt im Hause des Obersten. Der gute Nero hatte in den 14 Tagen wohl fünfzehnmal ganz erbärmlich geheult, woraus sich schließen läßt, daß er täglich einmal und an einem besonders unglücklichen Tage sogar zweimal hart gezüchtigt worden war. Wollte man auch zu seinen Gunsten annehmen, daß er einige Tage ganz straffrei gewesen, so würde dies seine Lage nicht verbessern; er würde alsdann an einzelnen Tagen mehrmals geheult haben. Ob er stets schuldig gewesen, wollen wir hier nicht untersuchen; Fräulein Meier, welche dem Delinquenten die Jammertöne entlockt hatte, war der Meinung, die Strafe sei noch bei weitem geringer als die Schuld.

Der alte Oberst hatte sich in den 14 Tagen natürlich auch wenig geändert. Sein Sinnen und Trachten war noch immer auf Fräulein Meiers Verheirathung gerichtet, und jeder Wehelaut, den der arme Nero ausstieß, ließ ihn die Sache dringender erscheinen. Er hoffte, den Neffen endlich durch consequente Geldverweigerung umzustimmen. Wozu auch die thörichte Reise? Daß sich die Beiden liebten, daran war ja wohl nicht zu zweifeln; wenn der Doctor nur winkte, da war Fräulein Meier gehorsam. Nein, alles, nur den Doctor jetzt nicht abreisen lassen!

Der Oberst hatte heute wieder Schmerzen in seinen alten Wunden, und war im Ganzen nicht leutselig gestimmt. Nero hatte schon in der frühsten Morgenstunde, zur Zeit seines Frühstücks, geheult; der Verwalter hatte die Nachricht gebracht, daß ein Pferd gestürzt war und getödtet werden mußte; Fräulein Meier hatte eine Magd entlassen, und diese hatte sich, um Gnade flehend, an den Obersten gewandt. Nun sollte er zwischen seinem guten Herzen und dem Fräulein Meier entscheiden. Er hatte sich zuletzt noch ziemlich gut zu helfen gewußt, indem er die Erledigung der Sache dem Doctor übergab. Dem Doctor war die Lösung auch gelungen und zwar zu Gunsten der Magd.

Die Postsachen waren gekommen. Der Oberst griff nach dem Kreisblatt, welches in der Nachbarstadt erschien. Eine große Zeitung las er nicht, die war ihm zu langweilig, das Kreisblatt genügte ihm. Erst sah er nach den Annoncen, dann schaute er nach der „Lotterie"; denn seit 5 Tagen war das Glücksrad wieder in Bewegung. Hier pflegte er ganz genau zu lesen und keine einzige Nummer zu übersehen. Aber, o Schrecken, was ist das? Auf einmal machte der Oberst große Augen und öffnet den Mund in sprachlosem Erstaunen, und es ist, als ob er ihn nicht wieder schließen könnte. Das Blatt sinkt ihm aus der Hand, die Pfeife aus dem Mund, er eilt an seinen Schreibsecretär und nimmt daraus vier Zettel hervor, es sind Lotterieloose. Eins davon hält er sich ganz nahe vor die Augen, er dreht es nach allen Seiten, er hält es gegen das Licht, vielleicht um zu sehen, ob es auch ächt ist. es ist die Nr. 9773. Darauf hebt er das Kreisblatt von der Erde auf und prüft es ebenso genau. Endlich gewinnt er die Sprache wieder und liest laut: „Bei der heute fortgesetzten Ziehung fiel der Hauptgewinn von 150,000 Thlr. auf Nr. 9773."

„Da schlag doch ein Donnerwetter drein", fuhr er fort; „dies ist das Kreisblatt und dies ist die leibhaftige Nr. 9773. Aber hab' ich's nicht immer gesagt? Hab' ich nicht noch neulich prophezeit, daß es so kommen würde? Donnerwetter, es ist eigentlich zu toll! Heda! Hollah! Doctor! Doctor!" so rief er mit gewaltiger Stimme. — Der Doctor kam die Treppe heruntergesprungen. „Ich bitte Dich, lieber Onkel", sagte er, „Du schreist ja, als wolltest Du Todte auferwecken!" — „Da lies, da vergleiche", sprach der Oberst und gab ihm das Loos und das Kreisblatt. „Nun, freust Du Dich nicht?" fragte er dann, als er sah, daß der Doctor keine Miene verzog. — „Worüber soll ich mich freuen?" antwortete der Doctor; „ich hab' ja das große Loos nicht gewonnen." — „Aber ich", sagte der Oberst; „siehst Du denn nicht ein, daß das auch ein Glück für Dich ist?" — „Also werde ich nun Europa bereisen dürfen?" — „Geh' mir mit Deinem dummen Europa! Erst heirathen, dann Europa! Aber mein Testament werde ich ändern. Ich hatte Dir ein anständiges Legat zugedacht, ich werde es um 2000 Thaler vermehren. Gefällt Dir das? — „Außerordentlich, lieber Onkel."

„Heda! Hollah! Louise! Louise!" rief der Oberst abermals, daß es durchs ganze Haus dröhnte. — Louise erschien. — „Denke Dir, liebes Kind, ich habe das große Loos gewonnen. Was soll ich Dir nun schenken?" — „Lieber Vater", sagte die Tochter, „mir fehlt ja nichts." — „Donnerwetter", entgegnete der Vater, „Du sollst Dir etwas wünschen, ich will es haben! Was soll ich sonst mit dem dummen Gelde anfangen? Also rasch, bedenke Dich und dann sprich!" — „Dann, lieber Vater, — aber sei nicht böse, ich weiß wohl, Du thust es nicht gern, — dann wünsche ich, daß Du Dich malen lässest und mir Dein kostbar eingerahmtes Bildniß schenkest." — „Das wird was Schönes geben", lachte der Oberst, „so ein alter krummer Kerl wie ich, abgemalt, und schön vergoldet! Nun, ich sitze zwar nicht gern, aber Dein Wunsch soll erfüllt werden. Heda! Fräulein Meier! Fräulein Meier! Fräulein Meier!" —

Fräulein Meier ließ erst eine geraume Zeit auf sich warten; endlich erschien sie. Sie hatte noch die Kochschürze umgebunden und den Kochlöffel in der

Hand. Der Oberst mochte den Löffel wohl für eine Waffe ansehen, — denn was kann in den Händen einer Dame nicht alles zur Waffe werden! — und ganz demüthig und gedrückt sagte er: „Fräulein Meier, ich bin so frei gewesen, das große Loos zu gewinnen. Ich will Ihrem Herrn Bruder auf heute Mittag meinen Wagen schicken, damit er mich besuche. Es würde mir sehr lieb sein, wenn Sie uns heute etwas recht Feines vorsetzen könnten." — „Aber ich frage Sie, Herr Oberst", versetzte die Dame, „wo haben Sie Ihre Gedanken? Wo soll denn bis Mittag das Feine herkommen? Ich werde demnach den Bruder heute Abend erwarten. Soll Herr Halter auch mitkommen?" — „Wie Sie meinen, Fräulein Meier." — „Gut, ich werde es besorgen." Fräulein Meier empfahl sich.

(Fortsetzung folgt.)

Die Meerschaumgruben in Kleinasien.

In der am 2. December d. J. unter dem Vorsitze des Geh.-Rath Dove zu Berlin stattgefundenen Gesellschaft für Erdkunde machte u. A. Dr. Alexander Ziegler aus Ruhla sehr interessante Mittheilungen über die bis jetzt fast unbekannten Meerschaumgruben in Kleinasien und über den Meerschaumhandel überhaupt, aus denen ein kurzer Auszug unseren Lesern nicht unwillkommen sein dürfte. Es ist eine auffallende Erscheinung, sagte der Redner u. A., daß gegenüber der alten, wichtigen Meerschaum-Industrie die Literatur über Kleinasien über die Meerschaumgruben bei Eski Schehr in Anatolien, in denen bekanntlich der beste Meerschaum zur Anfertigung der Meerschaumköpfe gewonnen wird, keine näheren Aufschlüsse bringt. Obgleich Busbeck im Jahre 1554, Paul Lucas 1714, Jean Otter 1746, Kinneier 1807, Leak 1800, Baptist Poujoulat 1836, Francois Ainsworth 1839, Pierre de Tschichatscheff 1849, sowie Dr. Barth und Dr. Mordtmann 1858 Eski Schehr, das alte Dorylaum, besucht und auch von dieser Stadt kurze Beschreibungen gegeben, hat doch keiner dieser genannten Reisenden die in der Näue liegenden Meerschaumgruben besucht und der hier seit langer Zeit betriebenen wichtigen Industrie erwähnt. Nur die neueren Reisenden: Ainsworth, Tschichatscheff und Dr. Barth kommen auf die 7 Stunden südöstlich von Eski Schehr bei dem Dorfe Sari Odjak liegenden Gruben zu sprechen, wenn sie auch dieselben persönlich nicht besucht haben. Diese Unkenntniß, resp. Nichtentdeckung der Meerschaumgruben in Kleinasien von Seiten der genannten kleinasiatischen Reisenden, die Eski Schehr besucht, ist um so auffallender und unerklärlicher, als doch schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wie wir beweisen werden, der sog. unechte Meerschaum in Ruhla erfunden worden ist, mithin die Verarbeitung des echten Meerschaums in Lemgo und Nürnberg, wo nach vorliegenden Quellen die erste Verarbeitung der rohen Pfeifenköpfe aus echtem türkischem Meerschaum geschehen, einer viel früheren Zeit angehören muß, die auf einen, wenn nicht zu Anfang, doch wenigstens in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Lemgo und Nürnberg lebhaft betriebenen Meerschaumhandel schließen läßt.

Die türkischen Meerschaumköpfe mögen früher entweder roh geformt oder ausgearbeitet zu uns gekommen sein. Seit 1790 kann aber auch der Meerschaum so wie er aus der Erde gegraben wird, in Fässern und Kisten nach der Ruhl und seit 1818 in Klötzen mit abgerundeten Ecken d. h. in knolligen Stücken. Die beim Schneiden, Feilen und Drehen der großen Köpfe abgehenden Späne, sowie auch alle Köpfe, die keiner Verarbeitung werth waren, warf man anfänglich weg. In Ruhla kam man zuerst auf die Idee, diesen Abgang zu neuen Pfeifenköpfen zu benutzen und somit den sog. unechten Meerschaum zu erfinden. In den Commentationes societatis regiae scientarium Goettingensis per annum 1781. Volumen IV, Goettingae, p. 41, findet sich eine längere Abhandlung, in der es wörtlich heißt: Kleine Stückchen, Schnitz- und Feilspäne, Staub und was sonst noch beim Schnitzen und Meißeln von den Köpfen abfällt, wurde früher als etwas ganz Werthloses fortgeworfen. Aber heutzutage geht nicht der geringste Antheil verloren, da man die Kunst erfunden hat, auch die abgebrochenen Stücke zu benützen, zu Staub zu zerreiben und daraus neue Köpfe zu verfertigen, welche den aus dem Orient gesandten ähneln und nicht wenige Käufer täuschen. Die Kunst soll vor 30 Jahren erfunden sein und so viel man weiß in einem Orte Namens Ruhla, welcher theils zum Herzogthum Eisenach, theils zum Herzogthum Gotha gehört. Ich glaube, daß bis jetzt nur die Ruhlaer diese Kunst betreiben. Sie pflegen die Späne und kleinen Stückchen z. B. von den Lemgonen und Nürnbergern zu kaufen, die freilich seit einiger Zeit für diese Waare, die sie früher für nicht einen Heller werth hielten, schon einen höheren Preis gestellt haben, so daß heute der Centner zu Nürnberg 20 Thaler kostet. Da der Preis so gestiegen ist, hat man auch den Betrug erfunden, die neue Waare zu verfälschen, indem man nämlich Gyps hinzumischte; aber die Ruhlaer Kaufleute merken die Fälschung leicht. Obgleich ich nicht Gelegenheit hatte, die Ruhlaer Fabriken, die jetzt mehr als zwanzig sein sollen, zu besichtigen, so will ich doch nunmehr berichten, was ich über die Kunst erfahren konnte. Alles, was ich wieder berichte, ist mir selbst erst von einem Freunde berichtet, der sich einige Zeit in Ruhla aufgehalten und bei den Künstlern ein sehr aufmerksamer Zuschauer war." (Folgt eine Beschreibung der Fabrication des unechten Meerschaums.)

Nach dieser Mittheilung des als ausgezeichneten und zuverlässigen Gelehrten bekannten Professors Joh. Beckmann, dessen Autorität nicht in Zweifel zu ziehen ist, muß die Erfindung des unechten Meerschaums schon 1750 in Ruhla, die Verbreitung des echten Meerschaums in Lemgo und Nürnberg aber viel früher bekannt gewesen sein und in dieser Branche, worauf auch schon das Verfälschen mit Gyps hindeutet, eine

rege Geschäftsthätigkeit geherrscht haben. Außer zu Eski Schehr in Kleinasien wird auch Meerschaum an den Dardanellen, am Marmorameer, bei Brussa, auf der Insel Negroponte, bei Theben in Griechenland (über diesen sog. livadischen Meerschaum berichten schon Jacob Spoon und George Wheeler in ihrer Reise in den Jahren 1675 und 1676), auf der Insel Samos (Rußland), an den Ufern der Nertschka, 40 Werste von der Stadt Nertschink, in Bosnien, in den Gebirgszügen von Lyabiz, nicht weit von Pernvava, in Mähren bei Krabschütz, in Frankreich bei Salinelle, bei Coulommiers und St. Queen, in Spanien bei Cabanas und Vallecas, in Portugal und in Canada gefunden — aber der Eski Schehr'sche Meerschaum gilt als der beste und brauchbarste und ist jedenfalls auch in Lemgo, Nürnberg und Ruhla zur Verarbeitung gekommen. Die Wichtigkeit des Meerschaumhandels der Neuzeit — über die sogenannten Meerschaumstraßen und den Handel der älteren Zeit sind dem Redner keine näheren Details bekannt — geht unter Anderem daraus hervor, daß nach einem Jahresberichte des österreichischen Consulats für 1869 (s. Austria vom 29. April 1871) in dem genannten Jahre von Konstantinopel nach Triest 3000 Kisten Meerschaum aus Eski Schehr im Werth von 345,000 österr. fl. ausgeführt worden sind. Dieser türkische Meerschaum wird jetzt meist nach Wien, Paris und via Leipzig nach Ruhla importirt, die Ausfuhr desselben im genannten Jahre muß aber größer gewesen sein, da im Jahre 1869 über 2000 Kisten türkischer Meerschaum nach Ruhla allein eingeführt worden sind, das einen Gesammtwerth von ²/₃ der obigen Summe mindestens repräsentiren dürften. (Nürnb. Korresp.)

Miscellen.

Metz, 11. Dec. Der Wirth des hiesigen Offizier-Casino's hat gestern einen historisch merkwürdigen Fund gethan. Während er in seinen sehr ausgedehnten Kellerräumlichkeiten nach einem zu einem Eiskeller geeigneten Platze suchte, bemerkte er zufällig in einer ganz entlegenen Ecke zwei in eine Steinplatte eingeschmiedete Ringe, welche von der Feuchtigkeit verrostet, ziemlich die Farbe des Steines angenommen hatten und auf diese Weise seiner Aufmerksamkeit entgangen waren. Nach manchen vergeblichen Versuchen gelang es ihm, ein Versteck bloszulegen, in welchem er eine große Anzahl Modelle von Kanonen, Gewehren, verschiedene Artillerie- und Geniewerkzeuge, sowie mehrere Bände militärischer Schriften und Abhandlungen vorfand, welche sämmtlich die Unterschrift „Herzog von Orleans" trugen. Eine eingehendere Prüfung der gefundenen Documente wird erkennen lassen, auf welche Weise die Gegenstände der Studien des jungen Herzogs von Orleans, welcher bekanntlich die hiesige Artillerieschule besuchte, in dieses entlegene Versteck gerathen sind. Durch nähere Untersuchung der großen Kellerräume hofft man noch weitere Entdeckungen zu machen. (Ztg. f. D.-Lothr.)

Das Oberammergauer Passionsspiel hat in pecuniärer Beziehung die Erwartungen der Oberammergauer weitaus übertroffen. Die Gesammteinnahmen betrugen 62,000 fl. Von diesen 62,000 fl. wurden 27,000 fl. zur Vertheilung unter die 600 Mitwirkenden bestimmt und zwar nach Verhältniß ihrer Rollen. 1200 fl. wurden der Armenkasse überwiesen. 3000 fl. für Wasserbauten in der Amper, 10,000 fl. zur Errichtung eines provisorischen Theaters. Rechnet man dazu, was all' die Tausende von Passionsbesuchern in dem Orte selbst für Uebernachten &c. zahlten, so kann jede einzelne Haushaltung wohl zufrieden sein. (B. K.)

Stockholm, 8. Dec. Ueber den ungewöhnlich großen Schneefall in Schweden berichten die schwedischen Zeitungen: Der Schneefall begann im südlichen Schweden schon in der Nacht vom 2. zum 3. ds. und erstreckte sich nach und nach immer nördlicher; in Stockholm fing es erst an zu schneien am Morgen des 3., und in Upsala im Laufe des Vormittags. Bei heftigem Sturme und großer Kälte fiel der Schnee mit wenig Unterbrechung bis zum Morgen des 6. December. In Stockholm fiel wohl am Sonntag schon der Schnee in ungeheuren Massen, aber erst am Dienstag Nachmittag erreichte das Unwetter seinen Höhepunkt. Bei vollem Sturme fiel der Schnee nicht mehr in einzelnen Flocken, sondern in ordentlichen Klumpen, so daß die Straßen bald mit ellenhohem Schnee bedeckt waren, ja an einzelnen Stellen sich haushohe Schanzen gebildet hatten. In ganz Schweden war alle Eisenbahnverbindung während dieser Tage unterbrochen; erst am Donnerstag Nachmittag langte der seit Sonnabend unterwegs befindliche Schnellzug von Malmö in Stockholm an.

Erfindungs-Patente. Auf keinem Gebiete, nicht einmal im Münzwesen, herrscht so große Manichfaltigkeit und Verwirrung als in der Patentgesetzgebung. Die Wenigsten kennen dieselbe und selbst für einen Fachmann sind Jahre nöthig, um sich überall zurecht zu finden. Das Patentbureau in Frankfurt a. M. hat schon früher darauf aufmerksam gemacht, welche Verstöße in dieser Beziehung begangen und welche Summen dadurch verloren werden können. — Einer der gewöhnlichsten Fehler ist der, zunächst in seinem Heimathlande das Patent zu nehmen und dann erst im Ausland. Nun besteht aber z. B. in Frankreich, Belgien und England das Gesetz, daß eine Erfindung, die bereits im Ausland patentirt ist, auch in diesen Ländern auf keine längere Zeit durch Patente geschützt wird. Wer also z. B. in Preußen oder Baden zuerst ein Patent nimmt, verliert dadurch 12, 17, 11 Jahre in jenen Ländern. Ebenso häufig wird mit der zu frühen Veröffentlichung gefehlt. Die Erfinder können es natürlich gar nicht erwarten, bis ihre Erfindung in den Zeitungen genannt wird, was bis zu einem gewissen Grade ganz gut geschehen kann; wenn man aber die ganze Construction mit Zeichnung und Beschreibung veröffentlicht, ohne daß zuvor das Patent z. B. in Frankreich, Preußen &c. genommen war, so verliert man es. Es ist deßhalb allen Erfindern die größte Vorsicht in dieser Beziehung anzurathen.

(Bestechung der Geschwornen in Nordamerika.) Aus San Francisco schreibt ein Correspondent der „A. Z.": „Es ist wiederholt darüber discutirt worden: ob es nicht rathsam sei, das Jurysystem ganz abzuschaffen, da es an vielen Orten seinem Zweck durchaus nicht entsprach. Hier in Californien hat die Grand-Jury wiederholt Criminalfälle ignorirt, weil die Angeklagten einflußreich waren (deren Indictment ist nöthig, damit der Staatsanwalt in der Sache handeln kann), und Bestechungen einzelner Geschwornen kommen so häufig vor, daß selten ein einstimmiges Verdict zu erlangen ist. Der krasseste Fall dieser Art ist ein jetzt in Washington verhandelter Prozeß. Ein gewisser Mac Carthy klagte dort gegen eine Gesellschaft Spieler, und einer derselben, Namens Daiben, mordete den Ankläger, um die Bande zu schützen; der Fall ward vor Gericht klar bewiesen und dennoch erfolgte von der Jury ein einstimmiges Nichtschuldig." Der Grund hievon war, daß im ganzen Lande von der Spieler-Fraternität gesammelt und die Summe von 47,000 Doll. aufgebracht ward, welche hinreichte, den Geschwornen den Stempel der Ehrlosigkeit aufzudrücken. Newyorker Spieler steuerten hiezu allein 10,000 Doll. bei, und unter diesen stand John Morrissen (Senator im Congreß zu Washington) an der Spitze. Welche Achtung kann man da noch vor einem amerikanischen Geschwornengericht haben!

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 151. Speyer, Dienstag, den 19. December **1871.**

Ueberraschungen.

Novelle von **F. Würz.**

(Fortsetzung.)

Der Oberst konnte den Abend kaum erwarten. Er hätte heute so gern alle Welt glücklich gemacht. Daß er nicht auch Fräulein Meier aufgefordert hatte, sich eine kostspielige Freude auszubitten, kam einfach daher, weil er es nicht gewagt hatte. Als er den Kochlöffel in ihrer Hand gesehen, hatte er gefürchtet, sie könnte es übel nehmen. Wir jedoch können versichern, daß Fräulein Meier es nicht übel genommen haben würde, daß sie aber sicherlich nicht das Bildniß des alten Obersten gewünscht hätte. Der Oberst nahm sich indessen vor, ihre Wünsche zu errathen und auch sie noch glücklich zu machen. Inzwischen kam aber der Abend und mit ihm die Geladenen.

„Wissen Sie schon?“ fragte der Oberst den Bürgermeister. — „Was soll ich wissen, Herr Oberst?“ war die Antwort, „ich weiß von nichts.“ — „Nun, dann lesen Sie!“ und der Oberst gab ihm das Kreisblatt und die Lotterienummer. „Was sagen Sie nun?“ fuhr er fort, als der Bürgermeister voll Verwunderung gelesen. „Freuen Sie sich nicht für Ihr Krankenhaus? Nicht wahr, es fehlen Ihnen noch 500 Thaler?“ — „Ja wohl!“ — „Da, mein lieber Bürgermeister,“ sagte der Alte und übergab ihm bei diesen Worten ein Papier, „hier haben Sie eine Anweisung an meinen Banquier auf 600 Thaler.“ Der Bürgermeister wollte danken, der Oberst ließ ihn aber nicht zu Worte zu kommen. „Ich weiß, was Sie sagen wollen,“ unterbrach er ihn; „es ist so gut als hätten Sie's gesagt. Lassen Sie uns lieber zu Tische gehen.“

Fräulein Meier hatte Treffliches geleistet, und aus der dunkelsten Ecke des Kellers wurden die bestaubtesten und verborgensten Flaschen hervorgesucht. Der Doctor holte sie, er wußte ganz genau, wo sie lagen. Gar manches Glas ward zu Ehren des heutigen Glückstages geleert, ja wohl, gar manches Glas! Denn wenn man die vier fröhlichen Männer, als sie die Sitzung aufhoben, ernstlich gefragt hätte, wer von ihnen denn eigentlich das große Loos gewonnen habe, ich glaube, jeder Einzelne hätte behauptet, **er** habe es. So fröhlich waren sie geworden. —

Wir suchen den Obersten drei Tage später wieder auf. Er sitzt vergnügt und zufrieden in seinem Lehnstuhle, hat in der kurzen Zeit schon viele glücklich gemacht, besonders alle, die in seinen Diensten stehen, reichlich beschenkt. Die Pfarrkirche brauchte neue Fenster, der Schullehrer ist schlecht besoldet, er beschließt zu helfen. Auch sinnt er nach, auf welche Weise er am besten Fräulein Meier überraschen könne. Da kommt der Bote und bringt Briefe und das Kreisblatt; dieses erscheint nämlich wöchentlich zweimal. Der Oberst greift zuerst nach dem Kreisblatt, denn die Ziehungen der Lotterie sind noch nicht beendet; am Ende könnten sich die drei andern Nummern auch noch bewähren. — An der Spitze des Blattes ist mit großen Lettern zu lesen:

„Oeffentliche Danksagung. — Ehre, dem Ehre gebührt! Der Herr Oberst Sittenfeld hat bei Gelegenheit eines freudigen Ereignisses dem Unterzeichneten zur Vollendung des Baues des hiesigen Krankenhauses 600 Thaler eingehändigt. Dank, innigen Dank dem wackeren Manne! Sein Name wird von Tausenden, welche einst Rettung suchen und finden werden, gesegnet sein! Der Bürgermeister Meier.“

„Die dumme Anzeige hätte er sich auch ersparen können,“ denkt der Oberst. „Es fehlt noch gar viel, ehe das Haus so weit fertig ist, daß man da „Rettung suchen“ kann. Nun, wir wollen sehen, was sich thun läßt.“ — Der Oberst liest weiter. Unmittelbar hinter der „öffentlichen Danksagung“ steht:

„Druckfehler-Berichtigung: Durch einen unerklärlichen Irrthum ist in der letzten Nummer fälschlich die Nr. 9773 als mit dem Hauptgewinn bedacht angegeben; es soll statt dessen heißen: 12,364. — Die Expedition.“

Für's Erste war der Oberst sprachlos — ich wäre es an seiner Stelle übrigens auch gewesen. Nach und nach raffte er sich so weit empor, daß er zu sagen vermochte: „Da schlag' doch sofort ein millionenfaches Donnerwetter drein!“ Diesen Spruch wiederholte er dreimal, und schlug jedesmal dabei mit der Faust auf den Tisch. „Doctor! Doctor!“ schrie er dann nach einer Weile — aber der Doctor war spazieren gegangen. — „Anspannen, sofort anspannen!“ befahl

er darauf dem Kutscher, der ihm eben in den Weg kam; „in fünf Minuten soll der Wagen vor der Thüre stehen!" — „Aber was ist denn los?" fragte Fräulein Meier, welche zufällig aus der Küche trat. — „Ich bin los!" sagte der Oberst ganz entschieden. „Einen alten Soldaten soll man nicht ungestraft foppen!" Und wirklich, er ging in sein Zimmer und ließ Fräulein Meier ohne Auskunft stehen. — In wenig Minuten saß er auf dem Wagen. „Wohin, Herr Oberst?" fragte der Kutscher demüthig. — „In die Stadt, zum Bürgermeister," war die Antwort.

Der Bürgermeister war zu Hause. Kaum stand der Oberst mit beiden Füßen im Zimmer, da fuhr er schon los: „Da schlag' doch ein milionenfaches Donnerwetter drein! So etwas mir altem Manne! Aber so wahr ich Sittenfeld heiße, es soll gerochen werden!" — Aber ich bitte Sie, Herr Oberst," sprach der Bürgermeister höflich, Sie sind außer sich! Wollen Sie nicht die Güte haben, mir mitzutheilen, wer Sie beleidigt hat, und vor Allem, wollen Sie nicht gefälligst Platz nehmen?" — „Haben Sie das heutige Kreisblatt nicht gelesen?" fragte der Oberst. „Noch nicht," antwortete der Bürgermeister lächelnd. „Ich weiß aber, was darin steht. Ich sehe wohl, Sie sind ein Feind aller öffentlichen Lobeserhebungen. Hätte ich übrigens ahnen können, daß Sie durch die Danksagung so sehr erzürnt werden würden, so stände sie sicherlich nicht im Kreisblatte." — „Ei was Danksagung!" polterte der Oberst. „Es handelt sich hier nicht um Danksagung, sondern um Druckfehler." — „Ich verstehe Sie nicht, Herr Oberst." — „Nun, dann will ich's Ihnen sagen! Ich habe das große Loos gewonnen, aber mit Druckfehler. Und das wissen Sie nicht?" — „Wahrhaftig nicht!" — „Dann bitte ich um Entschuldigung," brummte der Oberst ruhiger; ich glaubte, Sie hätten es schon neulich gewußt. Ich hab' das dumme Blatt in der Tasche, da — sehen Sie selbst." — Der Bürgermeister las.

„Ist das nicht schändlich?" fragte der Oberst. — „Es ist in der That recht verdrießlich! So das große Loos durch einen armseligen Druckfehler zu verlieren!" — „Zu gewinnen, muß es heißen, Herr Bürgermeister. Verloren habe ich nichts als einige Kleinigkeiten. Aber daß ich alter Mann mich unnöthiger Weise über einen Gewinn, der gar nicht existirte, gefreut habe, das kann ich nicht verdauen." — „Hoffentlich", fiel der Bürgermeister ein, „werden Sie unser Krankenhaus nicht dafür büßen lassen?" — „Meinen Sie denn," antwortete der Oberst fast zornig, „ich wollte haben, daß im nächsten Kreisblatte stände: Die Geschichte vom Obersten Sittenfeld und seinem Geschenke ist auch ein Druckfehler — ? Was der alte Oberst einmal gegeben hat, das nimmt er nicht zurück, auch wenn er ein Narr gewesen, als er es gab. Uebrigens wollte ich mich schließlich wohl auch beruhigen, wenn ich nur wüßte, wer mir den Streich gespielt hat. Wenn mein Neffe Setzer wäre, so wollte ich darauf wetten, er hätte es gethan. Aber der ist zu klug dazu; denn ein solcher Streich würde seine Reisepläne nicht fördern. — Aus Fahrlässigkeit ist der Irrthum auf keinen Fall entstanden, denn wie kann man 9773 und 12,364 verwechseln?"

„Sie haben Recht, Herr Oberst," meinte der Bürgermeister nach einer Pause, „aber ich möchte Ihnen einen guten Rath geben." — „Nun?" — „Finden Sie sich in das Geschehene. Und damit Niemand glaubt, daß Sie sich ärgern, so geben Sie gelegentlich noch 50 Thaler für irgend einen guten Zweck. Dadurch zeigen Sie am Besten, daß Sie über schlechte Witze erhaben sind." — „Ein schöner Rath! Sie sind wahrhaftig klug und weise, Herr Bürgermeister! Indessen," fügte er freundlich hinzu, „Sie sollen wenigstens sehen, daß ich auch nicht unvernünftig bin. Wenn es Ihnen gelingt, mir den eigentlichen geistigen Urheber des Druckfehlers zu nennen, so erhalten Sie die gewünschten 50 Thaler. Uebrigens lassen Sie uns gute Freunde bleiben; ich bin manchmal etwas barsch, doch, Sie wissen ja, ich bin ein alter Soldat. Mein Herz müssen Sie nicht nach meinem Schnurrbarte taxiren. Apropos, künftige Woche ist große Treibjagd in meinem Revier; Sie nehmen doch auch Theil?" — „Mit Vergnügen!" — „Adieu, mein lieber Bürgermeister! Ich muß fort. Zu Hause weiß man nicht, wo ich geblieben bin, man könnte unruhig werden. Auf Wiedersehen!"

(Fortsetzung folgt.)

** Die Auflösung des Preisräthsels in Nro. 147 der Palatina.

Groß war auch diesmal wieder die Theilnahme an der Lösung des Preisräthsels. Nicht weniger als 211 ist die Zahl der Namen, die den schönen Strauß von Edelweiß, welcher den Preis bildet, zu gewinnen trachteten. Edelweiß ist zugleich die Auflösung, nämlich die Verbindung der Namen des Abgeordneten und Professors Dr. Edel aus Würzburg und des früheren Präsidenten der Kammer der Abgeordneten und jetzigen Appellationsgerichtspräsidenten Dr. v. Weis in Zweibrücken. Nur hat die freundliche Räthseldichterin und Preisspenderin übersehen, was viele Löser und Löserinnen auch hervorhoben, daß der letztere seinen Namen nicht mit ß, sondern mit s schreibt, so daß das Räthsel eigentlich nicht ganz correct ist. Indessen behaupten böse Menschen, Damen nähmen es mit der Rechtschreibung nicht immer ganz genau und manche Weiberfreunde, darunter selbst ein berühmter Dichter, wollen in dieser Schwäche, zumal wenn sie in liebenswürdigen Briefen vorkommt, so gar eine reizende Naivetät finden. Uebrigens zeigt sich die Räthseldichterin in der deutschen Orthographie so taktfest, daß jene zwar unrichtige aber gar nicht so seltene Schreibart des Namens unseres früheren Kammerpräsidenten nur auf einem verzeiblichen Irrthum beruhen kann.

Dieser Irrthum war jedoch kein Hinderniß der Lösung des Räthsels im Sinne und nach der Intention wie es gegeben wurde. Gelöst wurde es von nachstehenden Damen und Herren:

1. Frau C. Mühlberger in Speyer; 2. Student Jos. Egenolf von da; 3. Theod. Dürr, Lyceist in Ludwigshafen; 4. L. W. in Kaiserslautern; 5. Carl Perron in Frankenthal; 6. Bezirksamtsoberschreiber Sertel in Landau; 7. Stadtschreiber Fischer in Frankenthal; 8. Kaufmann Jak. Pallmann in Landstuhl; 9. k. Studienlehrer Riedel in Kusel; 10. Fräulein Elise Jung in Landau; 11. Fräulein Louise Schwab in Mußbach; 12. „Adele, auch Pfälzerin" (mit dem Beisatz: Edel, Schwärmer; Weis, Weiser); 13. Frl. Josephine Mergler in Hornbach; 14. B. in H.; 15. Frau Thoma, Apothekersgattin in Wallhalben; 16. Frau Kirsch in Pirmasens; 17.

L. T. in Landstuhl; 18. Verwalter Schmitt in Wachenheim a/H.; 19. Fräul. Johanna Fischer in Speyer; 20. Fräul. Josephine Kern in Landau; 21. Apotheker Trauth in Herxheim; 22. H. in K. mit dem Motto: Edel, Weis —

Das sind Namen dem Volke zu Nutz,
Ganz andere, wie Hohenlohe und Lutz.

23. A. Lombardino in Göllheim; 24. Jean Schütz in Speyer; 25. Fräul. Kunigunde Löw in Zweibrücken; 26. Director H. in Z. mit dem Motto: „Der unbekannten Verfasserin des Preisräthsels in Nro. 147 der Palatina gebührt alle Anerkennung, da sie zwei wackere Kämpfer für Wahrheit und Recht, den Prof. Edel und den vormaligen Kammerpräsidenten Weis so sinnig verherrlicht hat“; 26. Fräulein Kath. Hasselbeck in Schifferstadt; 27. W. in Blieskastel mit einer Lösung in Knittelversen „An die pfälzer Sphinx“, darunter folgende Strophen:

„Du glaubest fest im treuen Sinn,
In allen Heimathgauen
Sei Niemand so schlitzöhrig und kühn,
Dir in die Karten zu schauen.

Du kennst damit die Pfälzer schlecht:
Jed' Räthsel ihnen leicht ist,
Und will's mit der Lösung gar nicht recht,
So geht's, wenn die Kehle feucht ist.

Drum geht Dein Edelweiß geflecht
Auch rasch auf immer flöte;
Ja, wenn der Palatina Räthselgeschlecht
Nicht härtere Nüsse uns böte!“

28. Franz Weigel, Ingenieur-Candidat in Homburg; 29. P. Dausch in Sondernheim; 30. A. Kissel, Stadtschreiber in Oggersheim; 31. Ev. Wallau in Speyer; 32. Fräul. Lina Hertel in Germersheim; 33. die Casinogesellschaft in Freinsheim; 34. Hr. Ferd. Schuler in Deidesheim; 35. Fräulein Mina Morvilius in Germersheim; 36. Joh. Kraus jun. und K. Starck in Frankenthal sandten die Auflösung in natura, in einem Zweig Edelweiß vom Jahr 1862 aus der Gegend von Salzburg; 37. Lehrer Trautmann in Wattenheim; 38. Lehrer Stamer in Dirmstein; 39. Ludw. Löw in Zweibrücken; 40. L. Heis in Deidesheim mit folgenden Versen:

„Wenn „edel“ Deine Thaten sind,
Ist's zwar nur Deine Pflicht;
Ernt'st dann Du Undank unverdient,
So gräm Dich weiter nicht.

Macht's Alter „weiß“ Dir Deine Haare,
Setzt auch Parteihaß Dich zurück;
So wende rückwärts auf die Jahre,
Die Du gewirkt, getrost den Blick.

Des sinnigen Räthsels schöner Preis,
Gespendet von Frauenhand,
Er ist das Blümchen „Edelweiß“,
Das seltenste im Land.“

41. Fräulein Fanny und Louise Habermann in Kandel; 42. Fräul. Mina Bangraz in Landau; 43. Fr. Bertha Kissel in Ludwigshafen (schickte als Lösung einen schönen Edelweiß-Zweig); 44. Hr. Ed. Wolf in Maikammer; 45. Hr. Gustav Riester, stud. phil. in München, sendete folgenden „Arabischen Reim“:

„Schwarze, Rothe, Edle, Wackre, Weise
Saßen ernst nach Deputirter Weise;
Seitwärts „Edel“ stand der greise, weiße,
Präsident des Rath's war „Weis“, der Weise;
Jeder sang nach seiner weisen Weise;
Einig sangen alle nur die Weise:
„Steuern zahl', o Mensch, ganz massenweise.“
Schreck ob dieses Lied's trieb mich zur Reise
Hin nach Oberammergau, wo heiße
Zähre quoll, als Jesus Christ im Kreise
Armer Schächer litt im Todesschweiße. —
Dann auf eines steilen Pfad's Geleise
Klimm' ich auf zum Felsenkreuz' und preise
Hoch den Weltenschöpfer: „Leise, Leise
Schwing' dich auf mein Lied zum Sternenkreise!“—
Und ein Blümlein einsam, eine Waise,
Find' ich hier von makelloser Weiße
Bind' es fest auf einem Tannenreise —
„Edelweiß“ ward mir zum Ehrenpreise.

46. Frau Wilhelmine Ruppenthal in Landau; 47. Karl Messer in Weisenheim a/B.; 48. P. Becker in Landau; 49. Joh. auf Elbisheimer Hof; 50. G. M. G. in Duttweiler; 51. Lieutenant Wilh. Kettner im 9. Inf.-Reg. in Germersheim; 52. Fräul. Franziska Rebmann und Fräul. A. Martin in Rödersheim mit folgenden Geleit-Versen:

Die ein so sinnreiches Räthsel erdacht,
Hat wohl gewiß etwas Schönes gemacht.
Die Schachtel zu seh'n, o hätt's nicht gescheut,
Wir hätten den Weg nicht nach Speyer gescheut.

53. O. in Burrweiler: „Ein nettes Nüßchen gegen Hrn. W.'s harte“; 54. Fr. Anna Rottenhäuser in Landau; 55. A. Kauth in Hochdorf; 56. der „alte Herr“ in Landau nebst launigen Reimen; 57. Fräul. Marie Weisenburger in Hochdorf; 58. Fräul. A. und A. Sch. in Germersheim; 59. D. Hoffmann in Landau; 60. Freifrau v. G. in H.; 61. Fräulein Emilie Schmitt in Oggersheim; 62. „Eine Pfälzerin in der alten Noris“ (Nürnberg); 63. Hr. Pfarrer Gerhard in Heßheim mit folgender Paraphrase des Räthsels:

Sind alle Thaten Deiner Pflicht
Stets „edel“ nur gewesen,
Dann grämet Mißerfolg Dich nicht
Und fürchtest nicht die Bösen.
Für's Volkswohl kämpft manch edler Mann,
Wie Herr von Hasenbräbel;
Doch dies ist nicht der rechte Mann,
Nein, unser Mann heißt „Edel“
Und ihm zur Seite kämpfte Weiß,
Ein ebenbürt'ger Streiter;
Der machte einstens manchem heiß,
Doch jetzt kämpft er nicht weiter.
Er trat zurück in jenen Kreis,
Woher er einst gekommen;
Dort wirke er als weiser Weiß
Noch lang dem Land' zum Frommen!
Und fassen wir dies Streiterpaar
In eines Wortes Lesung,
So haben wir — es ist wohl wahr? —
Des Räthsels beste Lösung.
Ein „Edelweiß“ tritt dann herfür,
Von zarter Hand gewunden,
Und reicht als „Ehrenpreis“ sich Dir,
Der Du es hast gefunden.“

64. Hr. Einnehmer Rimmels in Offenbach; 65. Frau E. M. in Thaleischweiler; 66. Frau Marg. Adam in Lauterburg 67. Lehrer L. Treiter in Breitenbach; 68. B. in Berghausen; 69. Frau Ehrhard in Frankenthal; 70. Frau Bab. Kleeberger in Speyer; 71. Frau v. Herigoyen in München; 72. Fräul. E. Krapp in Speyer; 73. Fräul. Lisette Größer in Weingarten; 74. Hr. Einnehmer Helfferich in Meckenheim; 75. Hr. Lehrer Hendel in Neustadt; 76. Hr. Aug. Rauchalles in Landau mit folgendem Akrostichon:

Ein Blümlein steht auf schwindelnder Alp,
Das trotzet grollenden Donners Gewalt;
Es ist nur erreichbar dem Kühnsten der Kühnen,
Liegt ihm auf dem Grabe, die Kühnheit zu sühnen.

Würzburg's Buden, sie tragen's zur Schau,
Es ist auch noch anderswo, weiß nicht genau.
Ich mein in Zweibrücken
Soll man's auch erblicken.

77. F. X. S. in Gleisweiler; 78. G. Lamotte in Speyer; 79. Alb. Ferner in Edenkoben; 80. Lehrer Nobe in Potzbach; 81. Lehrer Reithmayr in Niederhochstadt; 82. Fräul. Rosa Weidmann in Weyher; 83. C. Fötisch in Langenberg; 84. Frl. Anna Moos in Speyer; 85. Einnehmer Schleburg in Sippersfeld; 86. A. G. in Ramstein; 87. C. Jadel, Sattler in Homburg; 88. Wilh. Weber in Landstuhl; 89. Frau Anna Danner in Homburg; 90. Joh. Marschall in Frankeneck; 91. Jos. Matt, Briefträger in München, mit einem sehr schönen

Edelweiß-Zweig; 92. Pfarrer J. v. Ballade in Großbockenheim; 93. Frl. Lenchen Kuntz in Neidenfels; 94. Lehrer B. Simon in Neupfotz; 95. Preßler in Neidenfels; 96. Postexpeditionsgehilfe Hauck in Waldfischbach; 97. Fr. Kieffer in Lemberg; 98. Graf F. in S.; 99. Lehrer W. Mohr in Becherbach; 100. Frau B. Rausch in Ludwigshafen; 101. Frau v. Traitteur in Mannheim; 102. Fräulein Susanna Phildius in Ramsen; 103. E. Bongner in Rockenhausen; 104. Postexpeditor Keller in Landstuhl; 105. Fräul. Lisette und Nannette Dawo in Blieskastel:

„Hab' ich das Räthsel recht verstanden,
So ist die Lösung Edel-Weiß;
Ein Blümlein, werth, wie die Genannten,
Wird dann wohl sein der Ehrenpreis."

106. Pf. Bertram in Mörlheim; 107. W. in B.; 108. St. Hörner in Bellheim 109. Frl. Emma Greb in Landau; 110. L. Metzemer in Neidenfels; 111. Frl. Elise Reinhardt in Wachenheim; 112. Frl. Käthchen Dessoyé in Roxheim; 113. Frl. Ida Oberländer in Frankenthal; 114. Frl. Carolina Grüb in Ludwigshafen; 115. Frl. A. F. in Speyer; 116. C. Schott, Färber in Schifferstadt; 117. Johann Baptist Böllinger in Kirrweiler; 118. Hr. Speck in Ludwigshafen; 119. Frl. Pauline Hammer in Diedesfeld; 120. Oberbrigadier Friedr. Eckerlein in Pirmasens; 121. A. Korn in Speyer; 122. H. Meyer in Speyer; 123. Frau M. v. Orthlieb in München; 124. Studiosus O. Häuser in Speyer; 125. Frau Mantel in Hinterweidenthal; 126 F. Liginger in Straßburg; 127. W. Heiter in Rheinzabern; 128. Lehrer Ostermann in Lambsheim; 129. Gretchen K. in Sp.; 130. Lehrer J. Wolff in Sondernheim; 131. Lehrer Littig in Hinterweidenthal; 132. Frau A. W. aus Landau; 133. Fr. Elisabeth Helmling in Hochdorf; 134. Studiosus Maginot in Speyer; 135. D. Beck in Neidenfels; 136. Frau E. v. S. bei Blieskastel; 137. C. L. Rörig in Theisbergstegen; 138. Wilhelm Raquet in Landstuhl; 139. Frl. Elise Kremp in Lohnsfeld; 140. P. Eymann in Potzbach; 141. k. Forstgehilfe Vollmer in Neidenfels; 142. Frau Maria Maier, Bezirksfeldwebelsgattin in Rockenhausen; 143. Frl. Clara Platz in Maikammer; 144. Ernst K.; 145. Frl. Anna Bohl in Roschbach; 146. F. L. in Ludwigshafen; 147. Emil Liebler, Rechtspraktikant in Würzburg; 148. Pfarrer Elblein in Wernersberg; 149. F. J. H. in D.; 150. Studiosus Gerhard Forthuber in Speyer; 151. Christian Eymann in Quirnheim; 152. HH. Riester und B. Dörr in Burrweiler; 153. Lehrer Imetsberger in Kaiserslautern; 154. Lehrer Winstel in Hayna; 155. Lehrer Garrecht in Hördt mit folgenden Versen:

„Der freundlichen Dame in Isar-Athen,
Die jüngst mit uns Pfälzern sich neckte gar schön,
Die mitten im Winter ein Sträußchen uns wand,
Zuerst sei mein Gruß ihr und Dank zugesandt.

Wie schloß sie so schalkhaft, so listig und fein
Das seltene Blümchen ganz räthselhaft ein,
Und sagte uns lachend: Nun suchet darnach,
Und der, der es findet, behalten es mag.

Doch hat sie auch solches gar heimlich versteckt,
Der lustige Pfälzer, der selbst gerne neckt,
Ist **edel**, klug, witzig, dem macht man nichts **weis**,
Gleich hat er's gefunden, nun wird ihm der Preis.

Ihr fragt nach den Männern, die's Blümlein umschließt?
Der ein' ist Professor, der and're Jurist.
Und führt' uns die Schöne nicht schelmisch auf's Eis,
So heißen die Beiden: **Edel** und **Weis.**

156. Frau B. Wolff in Rülzheim; 157. P. Eymann in Quirnheim; 158. Eman. Fuchs, Lehrer in Speyerbrunn; 159. Fr. Guckenbiehl auf Mückenwieser Forsthaus, bei Elmstein; 160. Lehrer P. Burgay in Bayerfeld; 161. Frl. Emilie Busch in Landau; 162. A. J. in Winzingen; 163. Pfarrer R. Fischer in Breitenbach; 164. Frl. Marie Hößler in Fehrbach; 165. Wilh. Karch, Seminarist in Speyer; 166. Karl Eichenlaub in Landau; 167. Frau Auguste Geissel in Mußbach; 168. H. in Kaiserslautern; 169. C. Martin in Speyer; 170. Lehrer Fath in Neupfotz; 171. Anton Hupperth in Speyer; 172. Frl. Octavia Meyer in Edenkoben; 173. L. M. in D.; 174. Lehrer Hilz in Friesenheim; 175. Fr. Josephine Schlipp in Grünstadt; 176. Frl. Rosa Keßler in Landau; 177. Frl. M. Lenz in Speyer; 178. K. H. in Ludwigshafen; 179. Paul Hauck in Kaiserslautern; 180. Mich. Käß in Oggersheim; 181. Frl. Malchen v. H.-L. in Dürkheim; 182. Lehrer F. J. Beck in Schweighofen; 183. Frl. Marie Kuntz in Steinfeld; 184. Karl Rösler in St. Ingbert; 185. Ph. Krapp in Speyer; 186. Frau M. B. in Schallodenbach; 187. J. B.; 188. Hauptlehrer Kraus in Speyer; 189. Lehrer Hornbach in Hettenleidelheim mit folgenden Versen:

Bei des Winters großer Strenge
Macht sich fühlbar manche Noth,
Vögel hungern jetzt in Menge,
Viele fänden ihren Tod,
Gäben e d e l nicht die Leute
Diesen Sängern der Natur,
Welche w e i ß und starr ist heute,
Futter, das den Hunger nur
Fernhält von den armen Thieren
In der schönen Weihnachtszeit,
Wo die Christen jubiliren,
Und ein jedes Kind sich freut.
Jeder wird willkommen heißen
Da der Pfälz'rin Ehrenpreis —
Ihren Strauß, den schönen weißen,
Von ganz prächt'gem E d e l w e i ß.

190. Frl. J. P. in Speyer; 191. Studiosus W. Borscht in Speyer; 192. Ludwig G..s in Bamberg; 193. Lehrer A. Spieß in Ramberg mit humoristischer Zuschrift; 194. A. Schlosser in Schifferstadt; 195. Frl. J. Betzmann in Speyer; 196. Wilhelm Wetterauer in Wiesbach; 197. Joh. Groß in Germersheim; 198. Frl. Marg. Schmidt in Würzburg; 199. Frl. Josephine K. in F.; 200. O. E. Waldschmitt, stud. phil. in München; 201. Lehrer J. Diehl in Hettenleidelheim; 202. Frl. Louise Ferner; 203. S. Eberle in Burrweiler; 204. Lehrer Zinkgraf in Iggelheim; 205. Frl. Lina Baumann in Deidesheim; 206. „Vielliebchen"; 207. Pfarrer Christ. Böhmer (mit Versen, zu deren Aufnahme, weil sie zu spät eintrafen, leider der Raum fehlte); 208. Lehrer Wolf in Enkenbach; 209. Lehrer Bühler in Einöllen; 210. Carl Götz, Oberlieutenant a. D. in Germersheim; 211. Casinogesellschaft in Altleinigen. Die Namen sind hier nicht genau in der Reihenfolge aufgeführt, wie die Lösungen eingelaufen sind.

Außer den mitgetheilten Versen sind uns noch mehrere andere, meistens auch der Mittheilung werthe zugekommen, die wir jedoch, um nicht allzuviel Raum in Anspruch zu nehmen, weglassen mußten.

Damit wäre die Aufzählung der Löser und Löserinnen zu Ende. Die unbekannte Räthsel- und Preisspenderin hat gewiß alle Ursache mit dem Erfolge ihrer hübschen Idee zufrieden zu sein. Unsern persönlichen Dank müssen wir bis zu dem Zeitpunkte verschieben, da es ihr gefallen wird, uns nicht mehr „ein Räthsel" zu sein.

Bedauern können wir nur, daß uns nicht mehr Preise zur Verfügung stehen. Den Ehrenpreis, den hübschen S t r a u ß v o n E d e l w e i ß, das eine so große Anziehungskraft für die Kinder der Berge und des Flachlandes hat und dessen Standorte jetzt unter tiefem Schnee begraben liegen, erhielt: Herr Lieutenant Wilhelm K e t t n e r in Germersheim, nebst Göthe's F a u s t, als Zugabe. Die „D i c h t e r g r ü ß e" von Elise Pollo: Fräulein Rosa W e i d m a n n in Weyher, und einen dritten Preis: „E d e l w e i ß, für Frauensinn und Frauenherz", von Zettel: Fräulein Susanna P h i l d i u s in Ramsen.

Indem wir unsern freundlichen Lesern und Leserinnen frohe und vergnügte Weihnachtstage wünschen, wollen wir ihnen schon jetzt verrathen, daß wir ihnen dazu ein eben so schönes als hartes Nüßchen von unserm bekannten Preisräthseldichter bescheren werden.

Speyer, 18. December 1871.

Die Redaction der Palatina.

Redaction von Dr. E u g e n J ä g e r. Druck der J ä g e r'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 152. Speyer, Donnerstag, den 21. December 1871.

Ueberraschungen.

Novelle von F. Würz.

(Fortsetzung.)

Als der Oberst nach Hause kam, entschuldigte er sich bei Fräulein Meier, daß er über Gebühr ausgeblieben sei; er war ganz friedlich gestimmt. Der Doctor nahm ihn im Zimmer in Empfang.

„Ich habe," sagte er halb scherzend, halb ernst, „während deiner Abwesenheit das Kreisblatt gelesen und mich überzeugt, daß nicht Alles wahr, was gedruckt ist. Es versteht sich von selbst, lieber Onkel, daß ich es weit lieber gesehen hätte, wenn Du das große Loos wirklich gewonnen hättest. Du wirst also an meinem aufrichtigen Bedauern gewiß nicht zweifeln. Uebrigens haben wir neulich doch großes Vergnügen davon gehabt, es war wirklich ein köstlicher Abend. Nun, bitte, lieber Onkel, vergiß jetzt die verdammte Nr. 9773, laß uns zu Tisch gehen und spiele dein Leben lang nicht wieder in der Lotterie. Auf diese Weise endet die Geschichte mit einer schönen Moral." — „Du hast Recht, Doctor," meinte der Oberst. „Der Teufel hole die Druckfehler — ich spiele niemals wieder."

Die Vorbereitungen zu dem großen Treibjagen waren beendet, morgen sollte es stattfinden. Eine Menge Gäste aus der Nähe und Ferne waren dazu eingeladen; einige entferntere waren schon heute Abend eingetroffen. Der Oberst war in der besten Laune.

„Lieber Doctor," sprach er im Kreise der Gäste zum Neffen, „es soll mich wundern, ob du morgen auch etwas triffst. Such' dir nur das schönste meiner Gewehre aus; es sind einige dabei, die treffen richtig, selbst wenn man falsch zielt." — „Du hast am Ende einige dabei," meinte der Neffe, „die gehen los, auch wenn sie nicht geladen sind. Uebrigens gehe ich gar nicht mit." — „Das fehlte gerade noch!" rief der Oberst. „Was wolltest du denn zu Hause machen?" — „Studiren! Ich lese gerade eine interessante Broschüre über die Frage, ob der Mensch, wenn er geköpft worden ist, noch lebt, und wie lange? Lachen Sie nicht, meine Herren! Die Frage ist noch gar nicht entschieden. Außerdem habe ich aber noch andere Gründe, warum ich nicht mitgehe. Ich treffe ohnehin wenig und da finde ich es langweilig, mich ohne Noth abzuquälen. Ja, wenn ich das behalten könnte, was ich treffe, so wollte ich allenfalls noch Theil nehmen." — „Lieber Doctor," sagte der Oberst, „geh' du diesmal nur mit; die dumme Broschüre kannst du später lesen, und ich verspreche dir, was du triffst, sollst du behalten, — viel wird's ja wohl nicht sein." — Da sagte der Doctor seine Theilnahme zu.

Am andern Tage fand das Treibjagen statt. Der Onkel und der Neffe waren weit von einander postirt, doch konnte einer den andern genau sehen. Der Doctor schoß zuerst. Bald darauf schoß er wieder. Der Doctor schoß mehrmals hinter einander. Zum Obersten kam kein Hase gelaufen. „Donnerwetter," sprach der Oberst zu sich selbst, „sind denn die Hasen heute verrückt? Laufen sie doch Alle wie behext auf den Doctor los, und ich glaube nicht, daß er einen einzigen getroffen hat! — Donnerwetter, da schießt er schon wieder! Ich glaube, er schießt mir mein schönes Gewehr noch entzwei. Doctor! Doctor!" rief er mit aller Gewalt, „schick' mir doch einige Hasen zu, damit ich doch auch einmal schießen kann, sonst verrostet mir die Büchse." Der Doctor aber hörte nicht, er blieb am Schießen. „Hätt' ich den Doctor doch zu Hause bei seiner Broschüre gelassen!" dachte der Oberst; „mit seinem verdammten Schießen verscheucht er mir alle Hasen! Er trifft keinen und zu mir kommt keiner."

So schlimm war es nun übrigens nicht; am Ende hatte der Oberst doch auch manchen guten Schuß gethan, nur fürchtete er im Stillen, der Doctor könnte noch mehr getroffen haben, und dies hätte ihn nicht wenig geärgert. Er konnte es vor Erwartung kaum aushalten. Er eilte, den Doctor aufzusuchen.

„Es soll mich doch ewig wundern," sagte er zu ihm, „ob Du etwas getroffen hast; Du hast ja mörderisch geschossen." — „Das hab ich auch, lieber Onkel, und jeder Schuß hat getroffen." — Des Obersten Blick verdunkelte sich. „Laß' mal seh'n," sagte er. — „Da steh'n sie alle, lieber Onkel. Wir können sie gleich morgen umhauen lassen." — „Was denn umhauen lassen? Bist Du verrückt?" — „Nun, die schönen Eichbäume, lieber Onkel. Komm und sieh, es ist kein Druckfehler; ich will sie Dir zeigen, in jedem sitzt ein Schuß. Da du mir versprochen hast, daß ich behalten soll, was ich treffe — meinst du denn, ich

hätte das Pulver an ein paar armselige Hasen verschwenden sollen? Du weißt doch, lieber Onkel, daß ich nothwendiger Weise Europa besuchen muß; nun, auf den schönen Eichbäumen will ich schon ein schönes Stück Welt durchsegeln." — Da schlag' doch ein millionenfaches Donnerwetter d'rein!" fluchte der Oberst. „Und gerade die schönsten Bäume!" — „Glaubst Du denn, ich hätte mir die schlechtesten aussuchen sollen? Uebrigens, lieber Onkel, ich ehre deinen Schmerz um die schöne Zierde des Waldes! Es sind in der That capitale Eichen! Indessen habe ich nicht vor, mich d'rauf zu setzen oder sie mitzunehmen. Ich will Sie Dir gerne verkaufen."

Der Oberst fluchte noch eine Weile, dann lachte er über den „dummen Streich," wie er es nannte, und schließlich sagte er: „Der Oberst Sittenfeld hält allemal sein Wort, die Eichbäume gehören dir. Ich will sie dir morgen abkaufen." So geschah es auch. Vierzehn Tage später war der Doctor im Begriff abzureisen. Onkel und Neffe hatten noch eine lange Abschiedsunterredung.

„Lieber Doctor," redete der Oberst, „ich will dir in dieser Abschiedsstunde keinen Gewissensspiegel vorhalten. Dein eigenes Herz wird dir sagen, wie unrecht es von dir ist, mich hier unter lauter Frauenzimmern allein zu lassen. — Du hast mir versprochen, dein Herz zu öffnen, wenn du wiederkehrst, — wir wollen sehen! Es ist doch möglich, daß es nicht gelogen ist. Du sprachst früher einmal von Hindernissen. In der Liebe muß man treu sein und kühn, dann gewinnt man. Im Uebrigen verlaß dich auf mich, ich helfe, wo ich kann. Und nun noch einen guten Rath. Verliebe dich unterwegs nicht, und wäre es auch nur aus Schelmerei, — es könnte Ernst daraus werden. Sie taugen alle nichts, die Mädchen in der Fremde; geh' an ihnen vorüber; daheim wohnt die Anmuth und die Sitte; das Fremde ist vom Uebel." — „Das mein' ich auch, lieber Onkel!" sprach der gehorsame Neffe.

„Nun, bleib' dabei, und du wirst sehen, es geht dir gut. Schreibe mitunter dem alten Obersten, damit er weis, wo du bist, — und mach' deine Reise kurz ab. Und nun geh'! Du hast dich gewiß bei den Damen noch nicht verabschiedet?" — „Leb' wohl lieber Onkel!"

Der Doctor ging zur Tochter des Hauses, der Abschied war kurz. Was er ihr gesagt — ich darf's nicht weiter erzählen, wahrscheinlich nur allerhand Schelmereien. — Darauf verabschiedete er sich bei Fräulein Meier. Auch hier dauerte es nicht lange. Es geschah ebenfalls unter vier Augen, und nichts von dem, was gesprochen worden, kann dem Leser mitgetheilt werden. Er stieg endlich in den Wagen. Sie waren Alle versammelt. Noch einmal drückte er dem Obersten, dann Louisen, dann Fräulein Meier die Hand. „Lebt Alle wohl! Ein frohes Wiedersehen!" sagte er, dann knallte die Peitsche und der Wagen rollte von dannen.

Der Oberst fuhr mit der Hand über's rechte Auge, Louise zerdrückte eine Thräne, Fräulein Meier hielt die Schürze vor's Gesicht und ging in die Küche. Louise schaute noch eine Weile dem Wagen nach, der Oberst, welcher sich veranlaßt sah, auch über das linke Auge mit der Hand zu fahren, ging langsam in sein Zimmer. „Er hätte lieber hier bleiben sollen," sagte er zu sich selbst. „Armes Fräulein Meier! Um mit ihrem Schmerze allein zu sein," verhüllte sie ihr Gesicht und ging in die Küche! Böser Mensch, wenn du mit verkehrtem Herzen wiederkommst!"

Der Doctor mußte in der Kreisstadt die Post benutzen. Er ging vorher zum Bürgermeister Meier. „Ich komme, Abschied zu nehmen," sagte er. — „Wo wollen Sie hin?" — „Nach Europa, — Sie wissen es ja." — „Ja wohl, ich weiß. Also hat Ihnen der Oberst wirklich Reisegeld gegeben?" — „Kein Reisegeld! Ich habe ihm einfach meine Wälder, resp. meine Eichen verkauft. Das lautet ganz anders." — „Sie haben recht, ich bitte um Entschuldigung." — „Doch die Zeit drängt; ich habe noch ein Geschäft mit Ihnen in Ordnung zu bringen." — „Lassen Sie hören, Herr Doctor!" — „Ich versprach Ihnen einst 500 Thaler für Ihr Krankenhaus; dagegen machten Sie sich anheischig, mir vorkommenden Falles auch gefällig zu sein." — „Nun?" — „Ja, nun? Haben Sie das Geld nicht bekommen?" — „Welches Geld?" — „Soviel ich weiß, hat Ihnen mein Onkel doch sogar 600 Thaler gegeben."

„Sehr richtig, aber aus eigenem Antriebe, oder aus Zufall, oder aus Irrthum. Daran sind Sie doch nicht schuld! Die Bedingung Ihrerseits ist also noch nicht erfüllt." — „Aber ich frage Sie, Herr Bürgermeister, wer hat denn den Druckfehler besorgt?" — „Nun, wer denn?" — „Na, wer denn anders als ich?" — „Sie?" — „Ja, ich." — „Dann Heil unserm Krankenhause!" — „Wie so?" — „Der Oberst hat mir fernere 50 Thaler versprochen, wenn ich ihm den Namen des Uebelthäters nennen kann." — „Und ich verspreche Ihnen noch 10 Thaler dabei, wenn Sie mit der Nennung des Bösewichtes bis 14 Tage nach meiner Rückkehr warten." — „Das ist jedenfalls ein gutes Geschäft, 10 Thaler für's Schweigen und später 50 Thaler für Reden, — es soll gelten! Nun weiter, welchen Gefallen erwarten Sie von mir?"

„Herr Bürgermeister, zu meiner Schande muß ich's gestehen, ich habe mich verliebt." — „Mit oder ohne Hindernisse?" — „Mit." — „Und was soll ich thun?" — „Für's Erste Niemand sagen, daß ich verliebt bin!" — „Schön, soll geschehen! Und zweitens?" — „Ich werde Ihnen von Zeit zu Zeit ein kleines Briefchen ohne Aufschrift zuschicken. Sie haben wohl die Güte, dasselbe abzugeben an — an — nun an Ihre Fräulein Schwester." — „Wenn's weiter nichts ist, das will ich wohl thun." — „Leben Sie wohl, Herr Bürgermeister!" Sie drückten sich herzlich die Hand. Der Doctor schied.

„Schön, sehr schön!" dachte der Bürgermeister. Die Sache ist also im Gange; er ist ein wackerer junger Mann, etwas leichten Sinnes, doch meine Schwester wird ihn schon in's richtige Fahrgeleis bringen."

(Forts. folgt.)

△ Ein Stück Dichterleben in Speyer.

In den „Geliebten Schatten", einem von dem verstorbenen Mannheimer Buchhändler und Schriftsteller Friedrich Götz herausgegebenen sehr interessanten, aber wenig bekannten artistischen Buche, fanden wir ohnlängst u. a. auch das ansprechende Brustbild der einst hochgefeierten Schriftstellerin Sophie von la Roche, „Wieland's erster Liebe", der Großmutter des berühmten Geschwisterpaares Clemens und Bettina Brentano. Die zahlreichen Autographien desselben Werkes enthalten auch ein Brieffragment der dort Abgebildeten, geschrieben Speyer den 15. April 1786 an Luise Schwan in Mannheim. Die beigefügten „Erläuterungen", nach welchen Sophie von la Roche von 1780 bis etwa 1790 ihren Wohnsitz in Speyer hatte, daselbst literarisch thätig war, unter andern eine Zeitschrift: „Roman für Deutschlands Töchter", herausgab und von vielen bedeutenden Männern, darunter auch Schiller, besucht wurde, veranlaßten den Schreiber dieses, ihrem Leben und Wirken näher nachzuforschen. Je weniger Ausbeute ihm aber die gewöhnlichen Literaturgeschichten lieferten, desto reicheres Material boten ihm mehrere Monographien, welche über diese fast verschollene Größe in den letzten Jahren erschienen sind, nachdem auch schon Göthe (aus meinem Leben, B. 13) ihrer rühmende Erwähnung gethan. Er nennt sie die wunderbarste Frau, der er keine andere zu vergleichen wußte, und Schiller ging jedesmal mit einer Bezauberung von ihr, sagend: „ich weiß und bin stolz darauf, daß sie mit mir zufrieden war!" Ihre merkwürdigen Lebensschicksale, ihre edle Weiblichkeit und schöne Häuslichkeit, in der sie aber stets literarisch thätig war, ihr Verkehr mit den bedeutendsten Größen der Blüthezeit unserer Nationalliteratur, ihre, wenn auch großentheils vergessenen schriftstellerischen Arbeiten, die damals von der Lesewelt fast verschlungen wurden: dies Alles macht wohl ihr Andenken um so mehr einer Erwähnung in der Palatina werth, als sie eine Reihe von Jahren ein Pfälzerkind gewesen ist. Als eine Hauptvertreterin jener epochemachenden Zeit, die man in der deutschen Cultur- und Literaturgeschichte die Periode der Empfindsamkeit zu nennen pflegt, als die Verfasserin des vor Göthe's Werther so einflußreichen Romans: „Fräulein von Sternheim", der zu einer langen Reihe von „Frauengeschichten" den Anstoß gegeben hat, als die erste deutsche Frau, die eigentlich einen Roman geschrieben, hat sie lange Zeit den Ton in der Frauenwelt angegeben, und ist vielfach als ein „Muster deutscher Frauen, würdig, unsterblich zu heißen", als „die gute Mutter von Deutschlands Töchtern" gefeiert worden. Mag sich auch unser nüchterneres Geschlecht nicht mehr mit den Früchten ihres Geistes befreunden, so sind dieselben doch, so wie ihr interessantes Leben als ein Spiegel der damaligen Zeit noch jetzt der Beachtung werth.

Marie Sophie von la Roche wurde den 6. Dec. 1731 in Kaufbeuren geboren. Ihr Vater, der Arzt Gutermann, Edler von Gutershofen, wie ihre Mutter aus einer Augsburger Patricierfamilie stammend. Im Jahre 1741 siedelte derselbe als Stadtphysicus und Decan der dortigen medizinischen Facultät nach Augsburg über. Der Erstgeborenen von elf Töchtern und einem Sohne wandte er die größte erziehliche Sorgfalt zu. Schon als zweijähriges Kind trug er sie in seine Bibliothek, um ihr Liebe zu den Büchern einzuflößen. Bei frühzeitigem Unterrichte und außerordentlichen geistigen Fähigkeiten konnte Sophie schon im dritten Jahre vollkommen lesen und hatte im fünften die Bibel ganz durchgelesen. Sehr früh in der Geschichte, der französischen Sprache, im Zeichnen, Sticken, Klavierspielen und Tanzen unterrichtet, machte sie überall glänzende Fortschritte. Aus der reichhaltigen Bibliothek des Vaters suchte sie sich die anziehendsten Werke heraus, trieb mit ihm in sternhellen Nächten Astronomie auf dem Altane des elterlichen Hauses, und wünschte oft wie ein Knabe erzogen zu werden, um sich eine recht große Gelehrsamkeit zu erwerben. Daneben beschäftigte sie ihre sanfte und milde Mutter viel in Haus und Küche und suchte ihre Empfänglichkeit für das Gute und Schöne zu wecken. Auch ihre körperliche Entwickelung wurde nicht vernachlässigt, freie Bewegung in der Natur war ihr gestattet, und ihr Sinn für diese fand reichliche Nahrung in Feld, Wald und Wiese. Ihr Vater, ein stattlicher Mann, von heftiger Gemüthsart, hielt als eifriger Protestant viel auf seine Religion. Darum mußte sie nicht blos sonntäglich zur Kirche gehen, sondern jeden Tag neben der weiblichen Arbeit eine Betrachtung aus Arndts „wahrem Christenthum" mit den Eltern lesen. — So blühte sie zu einer siebzehnjährigen, reizenden Jungfrau heran, deren Erscheinung alle Blicke auf sich zog. Da lernte ein Italiener, Namens Bianconi, der als Leibarzt des Fürstbischofs nach Augsburg gekommen war, die Jungfrau kennen. Er war ein schöner und interessanter Mann, von lebhaftem und glänzendem Geiste, feiner Weltbildung und begeisterter Liebe für Wissenschaft und Kunst. Das liebliche Mädchen interessirte ihn lebhaft; er lehrte sie Italienisch und Mathematik, las mit ihr geschichtliche Werke und begeisterte sie für das klassische Alterthum; neben ihrem Lehrer, dem Concertmeister Lang, bildete er zugleich ihre schöne Altstimme aus. Das Interesse des jungen Arztes an seiner Schülerin wurde rasch zur leidenschaftlichen Liebe, die ausgesprochen und von Sophien erwidert wurde. Während die Mutter, die aber leider schon 1748 starb, diese Verbindung begünstigte, war der Vater anfänglich dagegen, weil Bianconi Ausländer und Katholik sei. Nach dem Tode der Mutter gab jedoch auch der Vater den Wünschen der Liebenden nach und begleitete sogar den zukünftigen Schwiegersohn auf einer Reise nach Italien, um seine Familie kennen zu lernen. Während er dort ein ganzes Jahr verweilte, war Sophie mit ihren jüngern Geschwistern nach Biberach, zu ihrem väterlichen Großvater, dem Senator Gutermann gezogen. Hier vergingen ihr die Tage in Sehnsucht nach ihrem Geliebten, hier träumte sie von dem Wunderlande Italien, wo ihre Zukunft blühte, mit seinem klaren

Himmel und seinen Zaubergärten. Endlich kehren die Reisenden zurück, die Anstalten zur Hochzeit werden gemacht, aber bei dem Ehevertrage verlangt Bianconi, daß seine sämmtlichen Kinder katholisch werden sollten, dagegen sollte seine Frau, als Protestantin, volle Religionsfreiheit genießen. Dagegen besteht der Vater darauf, daß die Töchter im Glauben der Mutter erzogen werden sollen. Auf beiden Seiten ist die Hartnäckigkeit gleich groß, nach langem heftigem Streite kehren sich die Männer erbittert den Rücken. Für Sophie entsteht nun ein schwerer Kampf; Bianconi wollte sie zu einer Verbindung gegen des Vaters Willen bereden; er wollte der Welt mehr als dreißig Briefe vorlegen, worin sie ihm als seine Braut wäre angelobt, um diesen Schritt zu rechtfertigen, aber sie blieb fest und entsagte den schönsten Hoffnungen; die Kindespflicht trägt den Sieg davon; sie will den Vater nicht betrüben, will ohne seinen Segen das Elternhaus nicht verlassen. Da scheidet Bianconi, voll tiefen Schmerzes, von Augsburg und Sophie hat ihn nie wieder gesehen. Später wurde er in Dresden Leibarzt des Kurfürsten zu Sachsen und zuletzt kursächsischer Resident in Rom.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

„Illustrirte Kriegs-Chronik", so lautet der Titel eines stattlichen Foliobandes, den die Verlagshandlung der „Illustrirten Zeitung", J. J. Weber in Leipzig, soeben als ein vollendetes Ganzes auf den Büchermarkt bringt, gerade in dem Zeitpunkte, wo Alt und Jung, Groß und Klein sich die Frage vorlegt: „Was werde ich auf den Weihnachtstisch legen?" Hier ist ein Buch, das für Jeden die schönste und werthvollste Gabe ist, die man sich wünschen kann: es ist eine Erinnerung für alle Zeiten an die großen Tage, die unser deutsches Volk in seine Geschichte aufgenommen hat, und die uns Allen noch lebhaft in der Seele stehen. In Groß-Folio-Format ist es auf schönem Velinpapier gedruckt und geschmückt mit Hunderten von Initialen, Portraits, Kriegsbildern, Militär- und Marinebildern, Städte-Ansichten, Karten und Plänen, mit einem schön componirten allegorischen Titelbild von C. Scheuren in Düsseldorf, einem malerischen Titelblatt von F. Baumgarten, mit dem großen Portrait des Kaisers Wilhelm und einem Karten-Panorama des Kriegsschauplatzes — Alles in einem höchst geschmackvollen Einbande und illustrirtem Umschlage. Möchte dieses schöne Erzeugniß unserer Presse zu den zahlreichen Freunden, die es sich während seines lieferungsweisen Erscheinens erworben hat, noch mehr gewinnen. (Leipziger Nachrichten.)

Berlin, 14. Dec. Höhlenbewohner gibt es jetzt mehrfach in unmittelbarer Nähe unserer Stadt. Eine solche Höhle wurde, nach der „N. Allg. Ztg.", gestern früh wieder auf dem Felde bei der Pionierstraße gefunden. Sie besteht aus einer tiefen Grube, welche durch schräg stehende Bretter und Holzstücke, die mit Erde belegt sind, überdeckt ist. Der Eingang zu dieser unterirdischen Wohnung war aber so gut verwahrt, daß ihn die Polizeibeamten förmlich erbrechen mußten. Das Möblement der Grube bestand nur aus Stroh und einigen alten Säcken. Da diese Wohnung erst bei Tagesanbruch gefunden werden konnte, so waren natürlich die Bewohner nicht mehr zu Hause.

Ein komisches Mißgeschick hat den Herausgeber des „Neuen mährisch-schlesischen Wanderer" (Kalender pro 1872) getroffen. Im Kalender steht geschrieben, daß diesbezüglich im künftigen Jahre wohl zum erstenmale seit Bestehen des gregorianischen Kalenders der Aschermittwoch auf einen Donnerstag fällt.

Ueber die Rigi-Eisenbahn ist soeben der zweite Geschäftsbericht für 1871 veröffentlicht worden, aus dem sich Nachstehendes ergibt: Die Betriebssaison dauerte vom 23. Mai bis 15. October. Der Personenverkehr brachte 222,479 Fr., das Gepäck 7168 Fr. und die Güter 24,081 Fr. ein. Personen- und Güterzüge wurden 1992 abgelassen, also durchschnittlich per Tag 13 Züge und für jede der zum Dienst stehenden Locomotiven 4 Züge. Die drei Maschinen hatten, da die Bahn 5,1 Kilometer Länge hat, 10,159 Kilometer oder, die Bahn auf ihre virtuelle Länge berechnet, 95,616 Kilometer zurückzulegen. Die Betriebsausgaben betragen 81,190 Fr. und der Einnahmeüberschuß 177,033 Fr. Bis zum 31. October erreichten die Baukosten 1,246,156 Fr. und werden, in Folge der ferneren Anschaffung von Betriebsmaterial, Bauten in Vitznau u. s. w. auf 1,509,756 Fr. steigen, also auf den Kilometer eine Kostensumme von annähernd 300,000 Fr. Der Verwaltungsrath beantragt, 5 Procent Dividende und 5 Procent Superdividende zu vertheilen, 40,000 Fr. für den Reservefond und 12,033 auf neue Rechnung zu übertragen. (K. Z.)

(Livingstone.) In der letzten Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft bildete Livingstone abermals das interessanteste Thema. Der Präsident theilte mit, daß der Vorstand Angesichts der letzten Briefe von Dr. Kirk, welche die Hoffnung auf eine Verbindung mit Livingstone durch den amerikanischen Reisenden Stanley für's Erste vernichtet haben, zu dem Beschlusse gekommen ist, die Verbindung mit dem großen Afrikareisenden auf andere Weise wiederherzustellen. Es ist jetzt unsere Absicht, — so fuhr der Präsident fort — uns an das Ministerium des Auswärtigen zu wenden, damit dasselbe entweder direct oder in Verbindung mit unserer Gesellschaft irgend einen Verbindungsweg mit dem Innern herstelle. Ob dies nun dadurch geschieht, daß Boten ins Innere geschickt werden, und daß — wie dies vorgeschlagen worden ist — demjenigen Afrikaner, welcher einen Brief von Livingstone's Hand nach der Seeküste bringt, eine Belohnung von 100 Guineen versprochen wird, oder aber dadurch, daß man wie einige unserer Afrikareisenden vorschlagen, eine directe Expedition mit einem Europäer an der Spitze nach dem Punkte absendet, wo Livingstone sich muthmaßlich aufhält, das wird von den Unterhandlungen mit dem Ministerium des Auswärtigen abhängen. So viel ist jedenfalls sicher, die geographische Gesellschaft wird kein Mittel unversucht lassen, um festzustellen, ob Livingstone sich wirklich, wie es das Gerücht sagt, gegenwärtig in Monyema aufhalte. Der Vorstand würde beantragen, zuerst den Plan mit dem afrikanischen Boten und der Belohnung von 100 Gunieen zu versuchen, und erst wenn dies fruchtlos bleibe, zu einer vollständigen Expedition zu schreiten.

Charade.

(Zweisilbig.)

Wen in traurigster Bedeutung als die Erste man erkennt,
Der macht schwerlich so die Zweite, daß Vernunft sie richtig nennt.
Und es ist ihm zuzutrauen, daß, wo je ihm Eingang frommt,
Er zu seinem größten Nachtheil immer nach dem Ganzen kommt.

Auflösung der Charade in Nr. 148:
Schlummerrolle.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 153. Speyer, Samstag, den 23. December 1871.

* In der Weihnacht.

Noch immer tönt in der heiligen Nacht
Das alte himmlische Lied
Vom Kind, das Frieden vom Himmel gebracht,
Der im ödesten Winter blüht.

O laß es mit wundermächtigem Ton
Klingen, du Gotteskind,
Hinab in die Hütten, hinauf zum Thron,
Daß finstere Feindschaft schwind'!

Es ist der Friede auf Erden ein Traum,
Bis Alle versammeln sich
Um dich, du himmlischer Weihnachtsbaum,
O Friedenskönig, um Dich!

Ch. Böhmer.

Ueberraschungen.

Novelle von **F. Würz.**

(Fortsetzung.)

Der Doctor war auf Reisen, die Zeit verging, der Oberst fand sich ziemlich vereinsamt. Fräulein Meier hatte sich nicht gebessert, im Gegentheil, seit der Doctor nicht mehr im Hause, war sie wo möglich noch entschiedener und resoluter geworden. Aber der Oberst brummte jetzt weniger, denn die Zeit der Erfüllung seiner Wünsche rückte ja mit jedem schwindenden Tage näher. Der Doctor schickte fleißig Briefe, bald aus dieser, bald aus jener Stadt; der Oberst entnahm mit Vergnügen daraus, daß er sich nirgends gefesselt habe. — Noch häufiger als an den Onkel kamen die Brieflein an den Bürgermeister an. Sie enthielten einige freundliche Worte an ihn selbst und dann eine versiegelte Einlage ohne Adresse. Gern hätte er einen Blick in das Heiligthum gethan, allein er war ein gewissenhafter Beamter und ein treuer Bruder, und pflichtmäßig gab er das anvertraute Gut in die Hände seiner Schwester. Diese nahm es in Empfang, ohne ihm ein Wort zu sagen. Auf die Dauer fand er das doch undankbar. Er war der Meinung, seine Schwester könne ihm doch eine vertrauensvolle Mittheilung machen, und beschloß, sie das nächste Mal zum Reden zu veranlassen. Wie gedacht, so geschehen.

„Liebe Schwester," sagte er, „Du weißt, ich bin dein Bruder," — und dabei gab er ihr den Brief. — „Sehr richtig," erwiderte sie, „Du bist sogar mein l i e b e r Bruder." — „Und Du würdest meine l i e b e Schwester sein, wenn Du etwas mehr Zutrauen zu mir hättest." — „Ich traue Dir alles Gute zu." — „Und verbirgst mir deine Geheimnisse?" — „Eben, weil sie Geheimnisse sind." — „Höre, liebe Schwester, zwischen uns sollte es keine Geheimnisse geben." — „Theilst Du mir denn auch die Deinigen mit?" — „Ich habe keine. Sieh', liebe Schwester, es ist etwas im Werke, und ich freue mich darüber. Aber es könnten sich Schwierigkeiten erheben, denen Du allein nicht gewachsen wärest. Dann wäre es gut, wenn dein Bruder klar sehen könnte. Ihr Frauen täuscht Euch leicht. Doch, verstehe mich nicht falsch, — ich billige durchaus die Wahl deines Herzens." — „Was weißt Du von meinem Herzen?" — „Liebe Schwester, sträube Dich nicht, meinst Du ich sei blind? Gehen nicht gewisse Briefe durch meine Hand? Ich hoffe, der Doctor kommt bald wieder, dann braucht Ihr meine Vermittlung nicht mehr. Uebrigens ein trefflicher junger Mann! Ich gratulire!" — „Höre, lieber Bruder," und sie maß ihn mit ihren grimmigsten Blicken, „ich will Dir etwas im Vertrauen sagen: Kümmere Du dich um deine städtischen Angelegenheiten und mische Dich nicht in Dinge, die Du nicht verstehst. Ihr braucht nothwendig in euerer Stadt ein paar neue Straßenlaternen vor dem Rathhause, das ist Deine Sache, dafür sorge Du. Zum Rathgeber in weiblichen Herzensangelegenheiten paßt am wenigsten ein Bürgermeister, der mit 35 Jahren noch kein Weib hat. Actum ut supra, adieu, lieber Bruder!" Sie sprach's und ließ ihn stehen. —

Zehn Monate war der Doctor bereits auf Reisen. In seinem letzten Briefe an den Obersten hatte er geschrieben, er werde jetzt höchstens noch ein Vierteljahr brauchen, um noch einige unentbehrliche Kleinigkeiten, wie Zähne ausreißen, Staare stechen, Bucklige gerade machen, alte Weiber verjüngen u. dgl. zu erlernen. Somit hoffe er in drei Monaten vor seinem lieben Onkel zu stehen und Rechenschaft abzulegen von seinen Thaten und von seinen Künsten.

Herr Advocat Halter besuchte in der letzten Zeit sehr häufig den Obersten und dieser, dem jede Gelegenheit zur Verscheuchung der langen Weile erwünscht

war, nahm ihn freundlich auf. Der Advocat war ein guter Jäger und hatte Verständniß von der Landwirthschaft. Es konnte daher nicht fehlen, daß der Oberst ihn nach und nach zu schätzen begann. Heute war das Wetter unfreundlich und der Oberst behielt seinen Gast im Zimmer. Aber das Gespräch wollte nicht recht in Gang kommen.

„Herr Haller," sagte der Oberst endlich in seiner freimüthigen Weise, „was fehlt Ihnen eigentlich heut'? Haben Sie einen großen Proceß verloren?" — „Das nicht," entgegnete der Advocat bedächtig und den Obersten von der Seite anschauend, „aber ich bin im Begriff, einen großen, schwer wiegenden Proceß zu wagen und — und ich weiß nicht, ob ich ihn gewinne." — „Sie gewiegter Mann des Rechts," meinte der Oberst, „was Sie unternehmen, das gelingt Ihnen auch immer. Mir ist nicht bange für Sie. Darf ich wissen, um was es sich handelt?" — „Sie vor Allen dürfen es wissen und müssen es wissen, denn gerade Sie sind bei dem Processe nahe betheiligt. Herr Oberst, darf ich ohne Rückhalt sprechen?" — „Sie wissen, mein lieber Halter, wenn wir unter uns sind, habe ich es am liebsten, wenn Sie den bedächtigen Advocaten zu Hause lassen." — „Sie haben Recht, Herr Oberst, und vertrauensvoll will ich mich Ihnen eröffnen. Sie kennen mich als einen Mann von Ehre und Solidität?" — „Ich schätze Sie als solchen." — „Nun, auch einem Manne von Ehre und Solidität kann etwas Menschliches begegnen. Herr Oberst, ich habe mich in Ihre Tochter verliebt. Würden Sie mir dieselbe zur Frau geben?"

„So, so!" sagte der Oberst und blies starke Züge aus seiner Pfeife und rückte unruhig hin und her. „So, so!" wiederholte er nach einer Weile, „Sie wollen meine Louise heirathen?" Es kommt mir etwas unerwartet. — Sie ist mein einziges Kind. — Doch, Sie sind ein Mann von Redlichkeit. — Weiß sie davon?" — „Noch nicht, Herr Oberst. Ich glaubte, vor allem die Einwilligung des Vaters einholen zu müssen, die ja wohl entscheidend ist." — „So, so! Ja wohl! Meine Tochter ist ein gutes Kind, sie verläßt sich in allen Dingen auf mich, sie hat keinen Willen, als den meinigen, sie würde, wenn ich's haben wollte, für mich in den Tod gehen." — „Und hier heißt es doch nur: in den Ehestand," sprach mit einem schlauen Lächeln der Advocat. — „In den Ehestand," wiederholte der Oberst mechanisch. Seine Gedanken waren auswärts beschäftigt. Vielleicht dachte er an seine selige Frau. Er schwieg. —

Dem Advocaten wurde die Stille peinlich. Er ging eine Weile in der Stube auf und ab, dann trat er nahe zum Obersten heran. „Verehrter Herr Oberst," sagte er mit weicher Stimme, „darf ich um Entscheidung bitten?" — Der Oberst fuhr aus seinen Gedanken empor. „Ja so!" sagte er, „Sie wollen also meine Louise heirathen? Fühlen Sie wohl den Beruf in sich, sie glücklich zu machen, so recht glücklich? Antworten Sie mir noch nicht! Ich meine, wollen Sie dieselbe so recht behandeln, wie das gute, liebe Wesen es verdient? Ich meine nicht etwa so, wie ein alter grimmiger Oberst seine Frau behandeln würde, sondern so recht innig und herzlich? Jetzt antworten Sie!" — „Ich schwöre —" — „Nicht schwören," unterbrach ihn der Oberst, „ich höre es nicht gern. Wenn ein Oberst flucht und ein Advocat schwört, so ist das so ziemlich einerlei, d. h. es ist auf Beides nicht viel zu geben." — Der Advocat biß sich in die Zunge; die Bemerkung gefiel ihm nicht.

„Nicht schwören," fuhr der Oberst fort, „aber geben Sie mir die Hand und versprechen Sie mir auf Mannesehre, daß Sie meine Louise nach bestem Wissen und Wollen glücklich machen werden." — „Ich verspreche es," sagte Halter und nahm die dargebotene Hand. — „Nun, dann verspreche i ch Ihnen meine Tochter zur Frau," versetzte der Oberst. „Und jetzt, da die Sache abgemacht ist, kann ich Ihnen auch sagen, daß Sie, vom Advocatenstandpunkte aus betrachtet, keinen geringen Proceß gewonnen haben. Meine Tochter ist nämlich Universalerbin mit Ausnahme eines Legates für meinen Neffen und einiger Kleinigkeiten für gute Zwecke."

„Wie stark ist das Legat für Ihren Herrn Neffen?" fragte Halter, und sein Blick hatte Aehnlichkeit mit dem einer Katze, wenn sie eine Maus in der Nähe ahnt. — „Sechstausend Thaler." — „Mein Gott, Herr Oberst, das finde ich übertrieben. Nein, an Ihrer Stelle würde ich mir das noch einmal gründlich überlegen. Noch leben Sie ja, das Testament ist also nicht unwiderruflich." — „Das ist es nicht — aber warum sollte ich das noch einmal überlegen?" — „Um es zu ändern, um es zu ändern, Herr Oberst. Bei des Doctors heitern Weltanschauungen würden die sechstausend Thaler doch kein langes Leben haben." — „Lieber Haller, ich hab's nun einmal im Testamente eigenhändig geschrieben, — anfangs waren es viertausend, vor einem Jahre hab' ich zweitausend beigefügt, und was der Oberst Sittenfeld geschrieben hat, das muß gelten." —

Halter beruhigte sich. „Und wann soll die Hochzeit sein?" fragte er. — „Wann meinen S i e?" erwiderte der Oberst. — „So bald als möglich, am liebsten schon in vier Wochen." — „Das geht nicht, lieber Halter, nein, das geht wirklich nicht. Sehen Sie, ich möchte meinen Neffen auch gern an der Freude Theil nehmen lassen. Und der kommt ungefähr in drei Monaten nach Hause. Wenn er wieder hier ist, dann setzen wir den Tag fest. Ueberdies — wer weiß, was geschieht! Ich darf mich nicht klar ausdrücken; aber es ist möglich, daß der Doctor bei seiner Heimkehr auch an einen häuslichen Herd denkt. Wie schön wäre es, wenn wir dann zwei Hochzeiten an einem Tage hätten! Nicht wahr?" — „Ich bin doch nicht Ihrer Meinung. Ein Vierteljahr ist eine gar lange Frist." — „Und geht doch vorüber, und wie geschwind! Nein, es geht nicht anders, Sie müssen schon so lange warten. Meine Louise muß sich doch auch erst an die Heirathsgedanken gewöhnen. Also es bleibt dabei, — wenn der Doctor wieder da ist!" — Der Advocat wußte seine Verstimmung zu beherrschen und fuhr erst spät nach Hause. (Fortſ. folgt.)

△ Ein Stück Dichterleben in Speyer.

(Fortsetzung.)

Des Vaters Betragen war nun äußerst hart; das arme Kind drohte unter den Schmerzen, die es nicht einmal ausweinen durfte, fast zu erliegen. Der Vater verlangte nicht blos Entsagung, sondern gänzliches Vergessen des heißgeliebten Mannes. Alles, was sie an Bianconi erinnern konnte, mußte sie ausliefern; ihre geometrischen Uebungen, ihre Arien, die Briefe und Gedichte, welche er ihr geschrieben, Alles wurde verbrannt. Ja sie mußte mit eigener Hand Bianconi's Porträt in kleine Stücke zerschneiden; zuletzt brach noch der wüthende Vater Bianconi's Ring mit seinen Buchstaben in Brillanten gewaltsam entzwei und streute die Steine auf dem Fußboden umher. Das junge Mädchen gab schweigend dem Vater alle diese Andenken; aber als 75jährige Frau hat sie die furchtbare Scene in dem Vorwort zu ihrem letzten Buche: „Melusinen's Sommerabende" mit wenigen Worten in einem kurzen Lebensabriß geschildert. Noch im Zimmer ihres Vaters that sie bei sich selbst das Gelübde, daß auch Niemand mehr sich dessen erfreuen sollte, was Bianconi in ihr ausgebildet, ihres Clavierspieles, ihrer Stimme, bis auf die italienische Sprache und ihre sonstigen Kenntnisse. Sie hielt dieses Gelübde so streng, daß später Wieland lange mit ihr bekannt war, ehe er eine Ahnung von ihren Talenten hatte, und Bianconi nach vielen Jahren in Dresden, als er von der liebenswürdigen Frau La Roche hörte, vergeblich nach Allem fragte, was ihn so oft erfreut, nach ihrem Gesang, ihrem Clavierspiel, der italienischen Sprache. Niemand wußte davon.

Sophie suchte ihren Schmerz durch Erfüllung ihrer Pflichten gegen den Vater und die jüngeren Geschwister zu bekämpfen, stand dem großen Hauswesen mit Eifer vor und bemühte sich in der Zufriedenheit der Umgebung ihre eigene zu erringen; aber nie konnte sie sich mehr von einer leisen Melancholie befreien. Endlich wollte sie sogar in ein Kloster gehen, wurde aber von dem Bischof von Augsburg, der den Grund ihres Vorsatzes kannte, zurückgewiesen. Im folgenden Frühjahre, nach einem traurigen Winter, zog sie mit drei Geschwistern zu ihrer Erhohlung zum Großvater nach Biberach. Da dieser bald darauf starb, und der Vater sich zu einer zweiten Ehe entschloß, suchte sie vorerst sich in dem Hause des ihr nahe verwandten Predigers Wieland in Biberach an das neue Verhältniß zu einer Stiefmutter zu gewöhnen. Dorthin kam bald der Sohn, der siebenzehnjährige Christoph Martin Wieland, von der Schule in Erfurt auf Besuch. Die Liebenswürdigkeit der zwei Jahre ältern Cousine machte auf das Herz des leicht erregbaren Jünglings den tiefsten Eindruck. Wieland war klein und schwächlich von Person, seine Physiognomie nicht sehr bedeutend. Aber sein offenes Wesen, seine lebhafte Phantasie, sein dichterisches Naturell, verbunden mit einer gewissen jugendlichen Schwärmerei und Schüchternheit, flößten Sophie Zuneigung und Interesse ein. Besonders gefielen ihr, in ihrem damaligen Gemüthszustande, Wielands Ernsthaftigkeit und seine Abneigung gegen die Eitelkeiten der Welt. Ein näherer Umgang knüpfte zwischen den jungen Seelen bald ein inniges Band; wenn auch Sophiens Neigung für Wieland sehr verschieden war von der zu Bianconi, zu dem sie bewundernd hinaufgeschaut, den sie mit der glühenden Leidenschaft der ersten Liebe umfaßt hatte, so erschien ihr doch jetzt eine Verbindung mit diesem als das höchste Glück, das ihr das Schicksal noch gewähren könne und in dem stillen Pfarrhause entspann sich die zarteste Idylle. Wieland fühlte durch die angebetete Erscheinung sein ganzes Wesen gehoben und veredelt, unter dem Einfluß ihrer Liebe wurde er zum Dichter, dessen Muse hier das Freie und Natürliche, das Heitere und Frische gewann, wie es sich besonders in seinen Jugendwerken an den Tag gelegt hat. Die Liebenden lasen besonders Klopstocks Dichtungen, dichteten selbst und schwärmten mit einander. Als eine Frucht jenes mehrmonatlichen Zusammenlebens ist Wielands platonisirendes Lehrgedicht zu betrachten: „Die Natur der Dinge oder die vollkommenste Welt", sein erstes Werk, welches er später als Student vollendet, und worin er auf geschickte Weise auch Sophiens Verherrlichung eingeflochten hat. Diese seltsame Huldigung eines siebzehnjährigen Dichters an seine neunzehnjährige Geliebte ist ein charakteristisches Zeichen jener damals beginnenden Zeit, die in der Literaturgeschichte die Sturm- und Drangperiode genannt wird. — So verflossen vier schöne Sommermonate, im Herbst 1750 mußte Wieland die Hochschule zu Tübingen beziehen, von welcher er zwei Jahre später in das Vaterhaus zurückkehrte, um bald darauf zu weiterer Ausbildung nach Zürich zu dem Dichter Bodmer zu gehen. Sophie war unterdessen nach Augsburg in das elterliche Haus zurückgekehrt, und hatte den Geliebten nur auf wenige Tage wieder gesehen, während dieser auch in der Ferne nicht aufhörte, seine mehr „als englische Sophie" zu preisen. Alle seine in dieser Zeit entstandenen Dichtungen bringt er der Anbetungswürdigen als Weihegeschenk und Huldigung dar. So schreibt er ihr in einer Ode:

Dich, Sophie, Dich gab der Himmel mir,
Mich der Tugend liebreich hinzuführen;
Ja, ich war bereit, mich zu verlieren;
Gott, du sahest es, und gabst sie mir! u. s. w.

Aber auch dieses Verhältniß hatte bei Wielands Jugend und seinem unbeständigen, leicht erregbaren Sinn nicht den erwünschten Ausgang. Seine Eltern hatten die Verlobung nie recht ernsthaft genommen, ja seine Mutter empfand anfangs Eifersucht, später sogar Abneigung gegen die einst so geliebte Verwandte. Der Vater Sophiens sah ungern die Verlobung mit einem Studenten, ihre Stiefmutter wünschte die älteste Tochter bald entfernt und versorgt. Da verlebte sie theils in Augsburg, theils in Biberach wieder schwere Tage, in welchen ihr Wielands Jugend und Mangel an Energie wenig Halt bot. Während dieser in Zürich als junger Schöngeist in einem Meere von Huldigungen schwamm und sie endlich Wochen

lang auf einen Brief vergeblich warten ließ, entschloß sie sich, auch durch fremde Einflüsterungen in ihrem Glauben an seine Treue wankend gemacht, zum zweiten Male ihren Hoffnungen zu entsagen. Ohne Bitterkeit erklärte sie Wieland ihr Verhältniß für aufgehoben, freilich mit schmerzlicher Klage, daß er es sei, der das Band zerrissen habe. Dem Drängen der Eltern gab sie dann endlich nach, als der kurmainzische Hofrath Georg Michael Frank von La Roche um ihre Hand anhielt. Sie vertraute diesem ihre ganze Lage, bat ihn, ihr Beschützer zu werden und sie den unseligen Verhältnissen zu entreißen, indem sie ihm zugleich nicht verhehlte, welche Liebe sie für Wieland gefühlt. La Roche empfand für sie nicht blos die aufrichtigste Neigung, sondern eben so viele Theilnahme für ihre drückende Lage und beharrte auf seiner Bewerbung. Obgleich auch er Katholik war, bestand doch jetzt der Vater nicht mehr auf dem Vertrage, der die erste Verbindung aufgelöst hatte. Im December 1753 fand die Hochzeit statt; Sophie war, wenn auch keine sehr glückliche, doch ergebene Braut, schätzte ihren Mann seiner Kenntnisse und seines Charakters wegen hoch und war seiner, wie ihrer selbst, gewiß.

Wieland aber, der die Anzeige von jener Verlobung fast gleichzeitig mit Sophiens Absagebrief erst sehr spät erhalten hatte, gerieth zwar anfangs außer sich vor Zorn und Schmerz um die verlorene Geliebte, allein am folgenden Tage schon verwandelte sich beides in Trauer und Selbstanklage. Er schrieb an Sophie, an La Roche, versicherte die erste seiner ewigen Liebe und Freundschaft und den letztern, wie sehr er ihn des erlangten Schatzes, den er durch eigene Schuld verloren, für würdig halte.

Sophie war bei ihrer Vermählung 22, la Roche 33 Jahre alt, ein heiterer Welt- und tüchtiger Geschäftsmann. Als eifriger Anhänger der französischen Freigeister war er ein abgesagter Feind aller Schwärmerei.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Aus dem Banat, der „Kornkammer" Ungarns, laufen schlimme (hoffentlich übertriebene) Klagen ein; Bega, Temes und Theiß sind aus den Ufern getreten, Tausende von Jochen Ackerland für den Anbau verloren; dazu kommt, daß die letzte Ernte schlecht ausgefallen ist und eine Hungersnoth droht, so daß schon jetzt die Bevölkerung durch typhöse Krankheiten decimirt wird. In der 900 Einwohner starken Gemeinde Michaly bei Temesvar sterben täglich drei bis vier Menschen am Fieber und Hunger!

Preisaufgabe.

I.

Erstes Wort.

Der Lehrer spricht's im großen Saal,
Es treibt auch Mühlen in dem Thal,
Wir sind's vor Gott nicht allzumal.

Zweites Wort.

O fragt nicht nach dem zweiten Wort!
Ihr seht es fast an jedem Ort,
Und sprech' ich — habt ihr's auch sofort.

Das Ganze.

Ich stand einmal auf Bergeshöhen,
Wo Mauerreste ragen,
Und still durch meine Seele gehen
Die alten Heldensagen.
Ich dachte längstvergang'ner Zeit
Von der die Dichter sangen,
Dann bin ich still — noch ziemlich weit —
Nach 1 und 2 gegangen.
Da traf ich Manchen, der mich kennt,
Das Bier war frisch und labend,
Es wurde, was man sonst so nennt,
Ein ganz fideler Abend.
Zuletzt uns noch die Leute gar
Als Trunk, was and'res gaben —
Nun, Leser, rathe, was dies war,
Was wir getrunken haben.

II.

Schreibe nieder, was im Zimmer
Wir zum Schlusse tranken dort,
Vor- und rückwärts bleibt es immer
Doch dasselbe gleiche Wort.

III.

1 2 3 4.

Ihr habt's! Nun, da Ihr Meister seid
Im Suchen und Errathen,
So spinn' ich mit Vergnügen heut'
Noch weiter Euch den Faden.
Ich geb' Euch eine neue Nuß,
Ihr müßt mich drob nicht schelten,
Sie ist nicht hart und soll zum Schluß
Als drittes Räthsel gelten.
Ich sag' es ehrlich, in jener Nacht,
Durch der Stoffe verschiedene Sorten,
Ist mir, wie es sich manchmal macht,
Der Kopf etwas schwer geworden.
Da träumt' ich dann von dem alten Schloß,
Das ich am Morgen verlassen:
Ich sah in einem Saale groß
3 4 da sitzen und prassen;
Drauf hört ich 1 2 wundermild
In nie geahnten Weisen,
Es galt, ein süßes Frauenbild
Zu ehren und zu preisen.
So träumt ich lange — da krähte der Hahn,
Ich ging aus meiner Kammer
Und sah lustwandelnd das Ganze mir an,
Verscheuchend den Katzenjammer.

Zu beantwortende Fragen.

1. Wie heißt das erste Wort, in Betreff des Lehrers, der Mühle und Gottes?
2. Wie heißt das zweite Wort?
3. Wo habe ich den Abend verbracht?
4. Was haben wir zum Schlusse getrunken?
5. Was sah ich im Traume im großen Saal?
6. Was hörte ich?
7. Wo bin ich in der Frühe lustwandelnd umhergegangen?

Die Frist zur Einsendung der Lösungen läuft bis 1. Jan. einschließlich. Die Namen der Lösenden werden, wenn diese nicht anders bestimmen, veröffentlicht. Als Preise geben wir **Schiller's** und **Körner's** Werke.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 154. Speyer, Dienstag, den 26. December 1871.

Ueberraschungen.

Novelle von F. Würz.

(Fortsetzung.)

Der Oberst hatte eine schlaflose Nacht. Am andern Morgen suchte er Louise auf. Sie war mit einer Handarbeit beschäftigt. Er setzte sich ihr gegenüber. „Liebe Louise,“ sagte er mit milder Stimme, „du bist ein gutes Kind.“ — „Lieber Vater,“ entgegnete Louise, „du hast es mir schon so oft gesagt, daß ich bald selbst daran glauben werde.“ — „Das thu' nur, es ist die pure Wahrheit. Du bist ja das Theuerste, was ich auf Erden besitze, und dies dir zu beweisen, ist mein eifrigstes Streben.“ — „Ich weiß es, lieber Vater! Und aus deiner schmeichelhaften Einleitung vermuthe ich, daß du auch jetzt wieder gekommen bist, mir eine Freude zu machen. Ist's nicht so, lieber Vater?“ — „Gewiß, so ist es.“ — „Nun geschwind, laß hören, ist dein Bildniß vielleicht fertig? Ich freue mich so sehr darauf.“ — „Denkst du noch immer daran? Nein, liebe Tochter, das ist es nicht, was ich dir mittheilen wollte. Doch, zur Beruhigung diene dir, daß es der Maler künftige Woche bringen wird. Nein, es ist etwas ganz anderes!“ Rathe einmal.“ — „Ja, rathen, lieber Vater, das werde ich wohl schlecht können. Wer weiß, was deine unermüdliche Liebe wieder ausgesonnen hat. Bitte, sag's mir lieber frisch vom Herzen herunter.“

Das wollte nun der Oberst auch thun; er setzte an, aber es wollte nicht heraus. Es ward ihm auf einmal ganz sonderbar zu Muthe. „Nein, liebe Tochter,“ sagte er, „du mußt durchaus rathen.“ — „Wenn ich es durchaus muß, dann will ich's thun. Also ich rathe, du hast mir wieder ein schönes Kleid gekauft?“ — „Nichts von dem!“ — „Dann rathe ich, wir ziehen den nächsten Winter in die Stadt und besuchen fleißig die Concerte?“ — „Nichts von dem! Doch kann es auch geschehen, wenn du willst.“ — „Lieber Vater, ich rathe nicht mehr, ich treffe es doch nicht. Bitte, sag' es mir.“ — „Liebe Tochter,“ sprach der Oberst, — „Donnerwetter,“ unterbrach er sich selbst, „einmal muß es doch heraus — liebe Tochter, ich habe dich — verschenkt.“

„Mich verschenkt? Lieber Vater! du sprichst in Räthseln!“ sagte das Mädchen nach einer Pause des Erstaunens. — „Wahrhaftig nicht! Der Advocat Halter, ein durchweg redlicher Mann, hat bei mir um deine Hand angehalten, und ich habe sie ihm zugesichert.“ — „Das verhüte Gott, daß dem so sei!“ rief Louise und ließ das Strickzeug fallen. — „Und warum?“ — „Weil ich dem Advocaten Halter niemals meine Hand geben würde.“ — „Aber da schlag' doch sofort — doch nein, ich will nicht fluchen, die verdammte Angewohnheit kann ich noch immer nicht los werden! Zum Donnerwetter, ich hab' ihm aber doch mein Wort gegeben.“ — „Aber ich das meine nicht, und das ist doch die Hauptsache.“ — „Liebes Kind, ich kenne dich nicht wieder! Du warst stets so gut und so gehorsam!“

„Ich will dir auch ferner gehorchen, lieber Vater, nur heirathen kann ich den Advocaten Halter nicht. Weißt du auch, daß er mir unausstehlich ist? Ich weiß wohl, man soll niemand hassen, im Gegentheil, man soll alle Menschen lieben; ich will auch den Herrn Halter lieben, wenn du's haben willst, d. h. so, wie es in der Schrift befohlen ist, — aber mehr, lieber Vater, wirst du mir nicht abverlangen.“ — „Liebe Tochter, überleg' es dir nur und du wirst dich drein finden. Bedenke, ich hab' ihm mein Wort gegeben, und Wort muß ich halten. Du hast noch ein Vierteljahr Zeit, unterdeß lernst du den Advocaten schätzen, und am Ende gibt es eine ganz zufriedene Ehe. Er hat mir auf Mannesehre versprochen, dich glücklich zu machen.“ — Louise schluchzte. Der Oberst konnte es nicht aushalten und ging auf sein Zimmer.

„Da schlag' doch sofort ein millionenfaches Donnerwetter drein!“ murrte er, als er in seiner Stube ankam; „ich dachte ihr wer weiß wie sehr Freude zu machen, — und nun weint sie, daß Gott erbarm'! Nun, heirathen muß sie ihn, es geht nicht anders, ich habe mein Wort verpfändet. Ich wollte, der Doctor wäre hier, — der weiß gewiß Rath.“ — —

Wenn die Noth recht hoch gestiegen, dann erscheint oft unerwartet Hilfe. Der Doctor hatte erst in drei Monaten zurückkehren wollen, wir wissen ja, was er noch alles zu erlernen gedachte. Sei es nun, daß er die fraglichen Künste wider Erwarten rasch begriffen, oder sei es, daß er einige davon als gar zu schwierig ganz aufgegeben hatte, oder sei es, daß ihn auf einmal das Heimweh anwandelte — kurz, es waren, seit

der Oberst seine Tochter verschenkt hatte, kaum 14 Tage verflossen, da schmetterte das Posthorn, da knallte die Peitsche, da rollte ein Wagen in den Hof des Obersten — und aus dem Wagen stieg unser Doctor. Der Oberst war vor Freude nahe daran, einen ganz nagelneuen Fluch zu erfinden; Louise drückte dem Doctor zum Willkomm herzlich die Hand; eine Thräne glänzte wie damals, als er abgereist, in ihren Augen. — Fräulein Meier war ganz Lächeln, ganz Zufriedenheit. Es ward Mitternacht, ehe man sich trennte.

„Gott sei Dank!“ dachte der Oberst, als er sich zur Ruhe legte, „Gott sei Dank, daß ich ihn wieder habe; er wird die Geschichte auf die eine oder die andere Weise schon in's Reine bringen. Sobald er morgen aufgestanden ist, suche ich ihn auf.“ — Doch ehe der Oberst am andern Morgen sein Vorhaben ausführen konnte, stand der Neffe schon leibhaftig vor ihm. — „Guten Morgen, lieber Onkel,“ sagte er, ich hab' Dich so lange nicht gesehen, laß uns zusammen Caffee trinken.“ — „Gut!“ versetzte der Oberst. „Da setze dich! “ Und sie tranken zusammen Caffee.

„Sage, lieber Doctor,“ fragte nach einer Weile der Oberst, „hast Du denn auf deiner Reise wirklich etwas gelernt?“ — „Versteht sich, ich kann jetzt Alles; doch davon später. Ich bin gekommen, um ein vernünftiges Wort mit Dir zu sprechen. Lieber Onkel, ich versprach Dir einst, wenn ich zurückkehrte, Dir über meine Neigung für den Ehestand einen längeren Vortrag zu halten. Bist Du aufgelegt, denselben anzuhören?“ — „Ich warte mit Vergnügen darauf.“ — „Nun gut. Ich habe mein Wort gehalten. Obwohl ich vieler Länder Städte und Mädchen gesehen, so habe ich von den letzteren immer den Blick abgewandt; keine in Europa hat mein Herz gerührt, ich komme wieder, wie ich gegangen.“ — „Das freut mich, ich war sonst bange genug.“ — „Wohl waren sie manchmal schön, manchmal jung, manchmal mit allen sieben Tugenden, die ein Weib haben muß, ausgestattet. Die eine oder andere hatte wohl gar noch eine überzählige Eigenschaft, — ich sah sie und ging vorüber.“ — „Das hast Du gut gemacht.“ — „Du sagtest mir einst: Daheim wohnt die Anmuth und die Sitte! — daran dachte ich, als ich auf Reisen war, — ja wohl, daheim!“ — „Es freut mich, daß Du das einsahst.“

„Und nun bin ich wieder hier; ganz der Alte; nicht ein Haar auf meinem Haupte ist anders geworden, geschweige mein Herz,“ fuhr der Doctor fort. „Nun zur Sache. Ich sagte Dir einst, daß der Erfüllung meiner heißesten Wünsche noch Hindernisse entgegentreten könnten. Du versprachst großmüthig, mir dieselben wegräumen zu helfen. Denkst Du noch daran?“ — „Ich weiß es und ich halte Wort.“ — „Nun, des Mädchens Einwilligung habe ich längst, ich hatte sie schon, ehe ich abreiste. Wir haben fleißig correspondirt, der Bürgermeister hat uns die Briefe besorgt — nimm's nicht übel, lieber Onkel, wir fürchteten Dich.“ — „Das war Unsinn; sehe ich denn so grimmig aus?“ — „Noch gestern Abend hab' ich sie gefragt. Du hast es nicht gesehen, wir benutzten einen stillen Moment. Und sie hat mir geantwortet, sie wolle mir gehören im Leben und im Tode.“ — „Aber, was fehlt Dir dann noch, lieber Doctor? Wo sind denn die Hindernisse?“ — „Es fehlt uns Deine Einwilligung, Dein Segen. Sieh', ich bin ein armer Teufel, ich fürchtete —“ — „Das laß gut sein!“ unterbrach ihn der Oberst, „ich werde Euere häusliche Einrichtung schon besorgen.“ — „Also Du willigst ein? Ich darf zu ihr eilen und ihr die frohe Botschaft bringen? Du gibst mir Deine liebe, gute Louise zur Frau?“ — „Louise? — Was sagst Du? — Louise zur Frau?“

„Lieber Onkel, Du bist ja ganz erschrocken, was fehlt Dir?“ rief der Doctor. „Thut es Dir leid, daß Du deine Einwilligung gegeben? O, nimm das Wort nicht zurück! Gewiß, das thust Du auch nicht. Du gibst mir deine gute, liebe Louise zur Frau!“ — „Da schlag' doch sofort ein millionenfaches Donnerwetter drein! Sind wir denn beide behext?“ brach der Oberst aus. „Sage mir noch einmal, aber in allem Ernste, wen willst Du eigentlich denn zur Frau haben?“ — „Lieber Onkel, ich scherze nicht — Deine Tochter Louise, keine andere.“ — „Da soll doch der ganze Erdball sammt dreimaligem Umkreise — an meine Tochter hab' ich nicht gedacht! Ich dachte, Du wolltest eine ganz andere heirathen, und dafür war mein Segen bestimmt.“ — „An wen dachtest Du denn?“ — „Donnerwetter, ich dachte, Du wolltest Fräulein Meier heirathen, — ich hatte mich schon so sehr darauf gefreut!“ — „Aber, ich bitte Dich, lieber Onkel! Sie ist sieben Jahre älter als ich!“ — „Thut nichts, die Liebe ist ja blind! — Und nun ist Alles vorbei, Alles! Meine Tochter kann ich Dir nicht geben, ich habe sie vor 14 Tagen dem Advocaten Halter versprochen.“ — „Aber, lieber Onkel, das war ein Irrthum! Du sagst ja selbst, Du wußtest nicht, daß ich Sie haben wollte. Du wirst doch nicht mein Unglück wollen?“ — „Ich muß sie ihm geben, — Wort ist Wort, das verstehst Du nicht. Du hättest mir deine Pläne übrigens auch früher mittheilen können.“

(Fortsetzung folgt.)

△ Ein Stück Dichterleben in Speyer.

(Fortsetzung.)

Er hatte sich ganz jenen französischen Ton zu eigen gemacht, welcher Tugendbegeisterung und Empfindungsseligkeit mit leichtem Witz verfolgte. Als eifriger Verehrer von Kunst und Wissenschaft erwarb er sich später auch in der literarischen Welt einen Namen durch seine „Briefe über das Mönchswesen“, — von welchen später noch die Rede sein wird. Die beiden Gatten hatten eine sehr verschiedene Gemüthsart; Sophie, sentimental, in beständig sanfter Rührung, liebte die englischen Romane, die damals in der Mode waren; la Roche ergötzte sich durch leichten Scherz an dem empfindungsweichen Wesen seiner Frau und war

durchaus der Voltaireschen Richtung zugethan, deren leichte Moral mit den Lehren seines Meisters und Herrn, des Grafen Stadion, übereinstimmte. Doch wußten sich beide in ihre verschiedene Weisen zu finden; La Roche liebte und ehrte seine Frau innig, und Sophie war zu klug, um nicht la Roche's Kenntnisse und Ueberlegenheit zu schätzen. Dieser hieß eigentlich Frank und war als verwaister Knabe von dem Grafen Stadion, kurmainzischen Staatsminister, erzogen und theilweise selbst, auf freilich eigenthümliche Weise, unterrichtet worden. Er nannte ihn La Roche und brachte es später dahin, daß Kaiser Joseph II. ihn unter dem Namen Frank de la Roche in den Adelsstand erhob. Ueber die Erziehungsweise des Grafen und den Charakter des Herrn von la Roche erzählt Göthe in Wahrheit und Dichtung verschiedenes, was freilich auf den Bildungsgang des jungen Mannes nicht immer das beste Licht wirft.

Sophie folgte ihrem Gatten nach Mainz, wo dieser außer den Cabinetsgeschäften sich mit der Leitung der großen Stadion'schen Güter beschäftigte. Hier, im Hause des Grafen wohnend, führten die Gatten während acht Jahren ein glückliches Leben. Sie aßen mit an des Grafen Tafel, wo sich meist die glänzendste und geistreichste Gesellschaft von Staatsmännern, Gelehrten und Künstlern zusammenfand.

Da gewann Sophiens empfänglicher Geist an Weltkenntniß und Bildung und obgleich von französischer Freigeisterei und Galanterie umgeben, blieb die junge Hofräthin doch ihren frühern Gesinnungen getreu. Wenn die in Scherr's Culturgeschichte enthaltenen Sittenschilderungen des damaligen Mainzer Hofes auf Wahrheit beruhen, so mußte wohl eine Frau einen festen Sinn haben, um sich von diesem sublimirten Schmutze rein zu erhalten. Doch fand unter dem versammelten Geistreichthum ihr Durst zu lernen ein ergiebiges Feld. In der bedeutenden englischen Bibliothek ihres Gatten fand sie sogleich im ersten Jahre ihrer Ehe Veranlassung, die englische Sprache zu erlernen, eine Kenntniß, die damals noch selten war. Auch die Cabinetsarbeiten La Roche's suchte sie durch thätige Mithilfe zu erleichtern, führte z. B. statt seiner einen Briefwechsel mit dem Abbé La Chau in Paris über alles Neue, das dort im Gebiete der Literatur erschien.

La Roche pflegte alle Morgen vor seinen Geschäften seiner Frau englische, deutsche und französische Bücher hinzulegen, in denen er verschiedene Stellen angemerkt hatte. Diese las sie, um dann den Inhalt in geschickter Einkleidung in ihren Gesprächen mit dem siebzigjährigen Grafen Stadion, einem in der Schule der Franzosen gebildeten aristokratischen Herrn, der in seiner Jugend viele Liebesabenteuer durchgemacht hatte, während der Tafel und bei seinen Spaziergängen so anzubringen, daß er dadurch unterhalten wurde. Die schöne liebenswürdige Frau gefiel ihm ausnehmend, und er brachte ihr bei jeder Gelegenheit seine Huldigung dar.

Während der in Mainz verlebten Jahre wurde Sophie Mutter dreier Kinder, die ihr höchstes Lebensglück waren. Sie widmete ihnen eine Sorgfalt, wie sie damals in den vornehmen Kreisen selten war. Bald aber sollte ihr Lebensweg eine Wendung erfahren. Graf Stadion legte 1762 seine Aemter nieder und zog sich auf sein schönes Schloß Warthausen bei Biberach zurück, wohin ihn La Roche begleitete, um die Leitung seiner Güter fortzuführen. Dort sah Sophie nach einer Trennung von zehn Jahren auch Wieland wieder. Dieser hatte nach einem flatterhaften Leben in der Schweiz, wo er auch mit der späteren Freundin Rousseau's, der gelehrten Julie Bondeli vertraut geworden, und schon in die Richtung der französischen Freidenker eingegangen war, die Stelle eines Kanzleidirectors in Biberach angenommen. Da tritt das edle Bild der nahe weilenden Sophie wieder lebhaft vor seine Seele und verscheucht daraus die Sirenengestalten, die nur zu lange in ihm geherrscht hatten. Sprachlos und mit Thränen im Auge steht er vor der Jugendgeliebten, die ihm zu herzlichem Willkommen die Hand reicht. Auch von Graf Stadion gastlich aufgenommen und von La Roche mit vertrauender Freundschaft behandelt, verlebte er nun in diesem Kreise feiner Geselligkeit und reicher Bildung, wo ihn zum erstenmale, wie Göthe bemerkt, „die Welt- und Hofluft anwehte", viele glückliche Stunden. Während er dem Grafen die anmuthigste Unterhaltung gewährte, gewann auch seine Muse einen neuen Aufschwung, freilich um bald ganz in die schlüpfrige Bahn überzugehen, auf welche er die leichtfertige französische und italienische Weise in unsere Literatur brachte, die ihn, wie bekannt zum Schrecken und Abscheu der ernsteren Dichter, namentlich der Anhänger Klopstock's und des Göttinger Dichterbundes, machte. Hier entstanden u. a. seine Dichtungen: „der neue Amadis", „die Grazien" und „Musarion". Sophie aber behielt auch unter diesen anders denkenden Freunden unverändert ihre Eigenthümlichkeit, der Freigeisterei gegenüber ihre Empfindsamkeit bewahrend, ohne sich einseitig abzuschließen. Ihre Freundschaft zu Wieland wurde auch durch die Ehe des letztern mit Sophie Hildebrandt 1765 nicht gestört, von welcher später Schiller sagte, sie sei häßlich wie die Nacht, aber brav wie Gold. Wieland führte mit ihr ein glückliches Dasein bis an ihr Ende.

Als Graf Stadion 1768 starb, ward La Roche Amtmann auf seinen Gütern zu Bönigheim, wo aber Sophie ein einsames trauriges Dasein verlebte. Stadion fehlte, Wieland war als Professor zur Universität Erfurt abgegangen, ihre Töchter hatte sie in Pension gegeben. Da rieth ihr ein Freund, der Pfarrer Brechter in Schwaigern bei Heilbronn, die Gedanken und Empfindungen ihres erregten Innern zu ihrer eigenen Erheiterung niederzuschreiben. So entstand der erste deutsche Frauenroman, die damals so ungemeinen Beifall findende „Geschichte des Fräulein von Sternheim", die, von Wieland herausgegeben, 1771 zu Leipzig in zwei Theilen und in Briefformat erschien. Sophie hat darin den eigentlichsten Inhalt ihres Lebens dargestellt und, wenn auch das Ganze an einer übertriebenen, uns nicht mehr zusagenden Em-

pfindsamkeit, einer sich spreizenden Tugend leidet, so ist es doch von einem wohlthuenden warmen Gefühl durchweht und einzelne Parthien voll Einfachheit und ungekünstelter Zartheit sind von bleibendem Werthe. Besonders löblich ist die sittliche Tendenz und edle Gesinnung des Werkes. Die Sittenverderbniß und Fäulniß der höheren Stände und Höfe wird gehörig ans Licht gezogen und menschliche Denk- und Gefühlskreise der gleißnerischen Unnatur des Franzosenthums entgegengesetzt. Wieland, der mit dieser Tendenz freilich nicht ganz einverstanden war, nannte den Roman eine in Handlung gesetzte Satire über das Hofleben und die große Welt. Göthe, Lang, Herder zollten ihm begeisterten Beifall; bald fehlte er auf keinem Arbeitstischchen der Frauen mehr, und manche Thräne wurde darauf geweint. Er wurde ins Französische, Holländische und Englische mehreremale übersetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Krankheit des Weinstockes in Frankreich

hat der preußische Minister für landwirthschaftliche Angelegenheiten unterm 13. December nachstehendes Circular erlassen: Seitens der französischen Regierung sind Mittheilungen angelangt, welche über das weitere Fortschreiten der in Frankreich aufgetretenen Krankheit des Weinstocks nähere Auskunft enthalten. Diese durch ein Insect, welches an der Wurzel des Weinstocks lebt, und dem man in Frankreich die wissenschaftliche Benennung Phylloxera vastatrix beigelegt, hervorgerufene Krankheit hat sich vorzugsweise in denjenigen Departements und Landestheilen ausgebreitet, welche am östlichen Ufer der Rhone belegen sind, wo sie z. B. im Arrond. d'Orange 3600 Hekt., den dritten Theil aller dort befindlichen Weinberge, gänzlich zerstört hat. An dem westlichen Ufer der Rhone hat sie sich, wenn auch in geringerem Umfange, in den Departements du Gard, l'Ardèche und l'Hérault, außerdem aber auch im Bordelais gezeigt. Nach den angestellten Untersuchungen gehört das mit bloßem Auge kaum erkennbare Insect der Ordnung der Hemipteren und darunter den Blattläusen an. Dasselbe lebt im ungeflügelten Zustande auf der Wurzel des Weinstocks, die es zugleich zerstört. Im geflügelten Zustande zeigt sich das Insect nur selten, lebt dann über der Erde und in diesem Zustande scheint dasselbe, von Luftströmungen fortgetragen, die Krankheit in weitere Entfernungen zu verbreiten. Indem ich die königl. Regierung von dem drohenden Fortschreiten dieser Krankheit in Kenntniß setze, welche von der französischen Regierung als eine „Landplage" bezeichnet wird und gegen welche bisher ein anderes Mittel, als gänzliches Verbrennen der inficirten Weinstöcke und Reinigung der Erde, in welcher sie gewachsen, nicht aufgefunden worden ist, veranlasse ich die königl. Regierung, durch wiederholte öffentliche Bekanntmachungen in Ihrem Amtsblatt das betheiligte Publicum von der Gefahr zu benachrichtigen, welche sich immer mehr den deutschen Grenzen nähert und das Publicum vor dem Beziehen von Weinreben aus den östlichen Gegenden Frankreichs ausdrücklich zu warnen.

Miscellen.

Bayreuth, 15. Dec. Heute kehrte die „Commission für Eruirung des Bauplatzes des hier zu errichtenden Wagnertheaters" vom Stuckberg zurück, welcher dazu ausersehen ist, das Gebäude zur Festaufführung der Wagner'schen Nibelungen-Trilogie zu tragen, vorausgesetzt, daß der Besitzer der hiesigen Zuckerfabrik, Rose, auf dessen Grund und Boden der Stuckberg gelegen ist, seine endgiltige Zustimmung gibt. Der auserwählte Platz, unmittelbar an die Brandenburger Vorstadt grenzend, beherrscht als ziemlich hohes Plateau die beiden östlich und südlich gelegenen Partien des Fichtelgebirges und der fränkischen Schweiz und bietet, auch abgesehen von dieser der Ausführung des poetischen Werkes entsprechenden Lage, besonders den Vortheil, behufs Anlegung tiefer Versenkungen weit in den Schacht der Erde eindringen zu können, ohne auf Wasser zu stoßen. Nicht minder ist eine zweite Frage als gelöst zu betrachten: die Unterbringung von 2000 bis 3000 Fremden, welche jetzt mit Zuhilfenahme der Häuser in der Brandenburger Vorstadt, in deren unmittelbarer Nähe das Theater zu stehen kommt, leicht werden beherbergt werden können.

Berlin. Zur Belustigung, zugleich aber auch zur Charakteristik des Treibens auf den Börsen möge folgende Mittheilung der „Trib." dienen. Die Börsen-Aeltesten in Berlin haben kürzlich einen der Haupt-Scandalmacher der Börse von dem Besuche auf vier Wochen ausgeschlossen. Es ist das derselbe, der sich rühmte, in einer Woche an der Börse mehr verdient zu haben, als der Gehalt von sechs Geheimräthen in einem ganzen Jahre beträgt. Diese Rechnung dürfte stimmen. Dagegen hat der gute Rechner sich in seiner Exclusions-Angelegenheit arg verrechnet. Er hat, um die über ihn verhängte Maßregel rückgängig zu machen, einen Vorschlag zur Güte gemacht. Für jeden weiteren Contraventionsfall wollte er sich zu einer Geldbuße verstehen, die, mit 300 Thlr. beginnend, bei Wiederholungen bis auf das Zehnfache gesteigert werden könne. Diese Offerte ist indeß unberücksichtigt geblieben, und die Exclusion des unheilbaren Krakehlers vom Börsenbesuch wird ihm unzweifelhaft empfindlicher sein, als eine sich allmälig auf 3000 Thlr. steigernde Geldstrafe, deren Allmähligkeit ihm Muße genug zu allerlei Unfug gelassen haben würde.

Metz, 16. Dec. Seit langer Zeit hat wohl unsere Gegend nicht so viele Wölfe gesehen als diesen Winter. Gestern wurden auf einer Jagd bei Bolchen abermals drei dieser Ungethüme erlegt. Ihre Frechheit nimmt täglich zu; heute Morgen sah ein Reisender von hier, welcher mit seinem Geschirr von Bolchen nach Metz zurückfuhr, zwischen Retonfey und Saint-Barbe zwei derselben, welche eine Krähe verfolgten, unmittelbar vor seinen Pferden über die Straße springen und ruhig ihre Verfolgung fortsetzen. (Z. f. D.-Lothr.)

Aus Nassenfuß erhält das Laibacher Tagbl. unterm 10. December nachstehenden interessanten Bericht: „Seit drei Tagen haben die Erderschütterungen zwar etwas nachgelassen, dafür aber dauert das unterirdische Getöse in nordöstlicher und südöstlicher Richtung fort, und ist namentlich in den Stunden, wo früher die heftigsten Erderschütterungen stattfanden, deutlicher hörbar, so von 10 Uhr Nachts bis 7 Uhr früh. Soeben, um 9 Uhr, erfolgt wieder ein heftiger Stoß. Das Getöse ist wie ferner Kanonendonner. Was wird das noch bringen? Alles um Nassenfuß herum ist ruhig; nur hier im Thalkessel dieser Schrecken! Der gestrige Markt war deßhalb auch sehr schwach besucht; denn Einer hält den Andern zurück vom Gange nach Nassenfuß. Ich selbst fürchte — aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Einstweilen stocken alle Geschäfte und Niemand wagt, allein irgendwohin zu gehen. Abends drängt sich Alles in die kleinsten Hütten zusammen, wo die Erschütterungen weniger fühlbar sind." Aus Klingenfels, südöstlich von Nassenfuß gelegen, geht dem genannten Blatte folgende Meldung zu: „Wir hatten seit dem 2. Dec. viele Erschütterungen. In dem Augenblicke, um $3\frac{3}{4}$ Uhr Nachmittags den 10. December, wird eine ziemlich starke verspürt. An den Gebäuden sind Mauersprünge bemerkbar. Auch in St. Margarethen, St. Kanzian, Vördl wurden Erderschütterungen wahrgenommen."

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 155. Speyer, Donnerstag, den 28. December **1871.**

Ueberraschungen.

Novelle von F. März.

(Fortsetzung.)

Sie wurden in ihrer Rede unterbrochen; der Bürgermeister Meier kam. — „Gut, daß Sie da sind, lieber Bürgermeister!“ sagte der Doctor. „Sie haben mir auch versprochen, dermaleinst, wenn es Zeit wäre, die Hindernisse wegräumen zu helfen. Jetzt sind die Hindernisse in vollster Blüthe. Helfen Sie mir! Der Onkel will seine Einwilligung nicht geben. Sehen Sie, ob Sie ihn umstimmen können, — ich schieße mich sonst todt.“ — Mit diesen Worten verließ er die beiden Herren und ging in sein Zimmer.

„Verehrter Herr Oberst,“ begann der Bürgermeister, „der junge Mann thut mir leid. Ihm muß geholfen werden. Ich kann mir wohl denken, daß das Mädchen Ihnen unentbehrlich geworden ist; in Ihren Tagen scheut man jede gewaltsame Veränderung. Doch bedenken Sie, es handelt sich darum, das Glück zweier Liebenden zu begründen. Lieber Herr Oberst, finden Sie sich darein!“ — „Sie sprechen, wie Sie's verstehen,“ meinte der Oberst halb unwillig. „Wie kann ich sie ihm denn geben? Ich hab' sie ja schon vor 14 Tagen dem Advocaten Halter versprochen!“ — „Was?“ rief entsetzt der Bürgermeister, „dem Advocaten Halter? Meine Schwester versprochen?“ — „Da schlag' doch Gott den Teufel todt!“ schrie der Oberst ganz wüthend. „Sind Sie denn auch behext? Wer spricht denn von ihrer Schwester?“ — „Nun, von wem anders ist denn die Rede?“ — „Von meiner Tochter ist die Rede; der Doctor will meine Tochter heirathen, und ich hab' sie schon an den Halter vergeben.“ — „Da muß ein Irrthum sein, Herr Oberst. Die Briefe die der Herr Doctor an meine Schwester geschrieben, sind ja durch meine eigne Hand gegangen. Das steht außer allem Zweifel. Entschuldigen Sie einen Augenblick, — nur ein paar Worte will ich mit meiner Schwester sprechen, — Sie werden sehen, es ist ein Irrthum.“ — Er eilte zur Schwester. Sie war wie gewöhnlich in der Küche.

„Höre, Schwester,“ sagte er in strengem Tone, „hier geht etwas vor, was ich nicht verstehe.“ — „Das ist wohl möglich!“ versetzte sie, „ihr Actenmenschen seid alle kurzsichtig.“ — „Ich spreche als älterer Bruder zu Dir.“ — „Das Alter allein thut's nicht immer.“ — „Ich frage Dich allen Ernstes, was hat in den Briefen gestanden, die ich Dir von Seiten des Doctors übergeben habe?“ — „Das weiß ich wahrhaftig nicht.“ — „Du hast sie gelesen und weißt es nicht?“ — „Ich hab' sie nicht gelesen, denn sie waren für mich nicht bestimmt; sie gehören Fräulein Louise, der ich sie auch getreu abgeliefert habe. Frage sie, wenn Du wissen willst, was d'rin gestanden hat. Siehst Du nun, daß Du dich manchmal in Dinge mischest, die Du nicht verstehst?“ — Dem Bürgermeister fiel es wie Schuppen von den Augen. Er eilte zum Obersten zurück.

„Es war doch kein Irrthum, Herr Oberst! Ich wollte, ich könnte fluchen wie Sie!“ rief er dem alten Herrn entgegen. — „Versuchen Sie es nur,“ brummte der Oberst, „es ist nicht schwer, und es erleichtert wesentlich das Herz.“ — „Donnerwetter!“ sprach der Bürgermeister gewaltsam, „das nenne ich doch an der Nase herumgeführt werden! Die Briefe, die der Doctor schickte, und die ich der Schwester übergab, gingen in die Hände Ihrer Tochter! — Ich kann es noch immer nicht zurechtlegen, wie ich so — unbeschreiblich unweise sein konnte!“ — Der Bürgermeister verweilte nicht lange; einige Amtssachen, deretwegen er eigentlich gekommen, vergaß er gänzlich abzumachen. — Sobald er fort war, ging der Oberst zum Doctor hinauf.

„Sage mir um des Himmels willen,“ begann er, „was fängst Du für tolles Zeug an? Der Bürgermeister ist ganz wüthend; er hat auch gemeint, Du wolltest Fräulein Meier heirathen.“ — „Davon hab' ich ihm keine Sylbe gesagt,“ antwortete der Doctor kaltblütig. „Ich hab' ihn blos gebeten, meine Briefe an Fräulein Meier abzugeben. Wo in aller Welt heißt das denn, daß ich sie heirathen will?“ — „Das heißt's nun allerdings nicht, aber er hat es nun einmal geglaubt. Ich weiß nicht, wie wir aus diesen Wirrnissen wieder herauskommen sollen! Alles ist verworren und verwickelt. Der Bürgermeister grollt, Du bist unglücklich, meine Tochter weint, ich bin auch nicht zufrieden, — und Fräulein Meier bekommt keinen Mann. Wenn Du sie heirathest, dann wäre uns allen geholfen.“ — „Lieber Onkel, Du irrest dich, es wäre dann viel schlimmer. Fräulein Meier

wäre dann jedenfalls unglücklich, ich wäre unglücklich, Louise wäre unglücklich, Du wärest unglücklich, — blos der Advocat und der Bürgermeister hätten ein leidliches Dasein. Nein, gib mir deine Louise, das ist der einzige vernünftige Ausweg." — „Du weißt, das geht nicht! Suche Du ein anderes Mittel, um alle zufrieden zu stellen. — Du hast die ganze Geschichte eingefädelt, — nun bring' sie auch in Ordnung."

„Lieber Onkel, sie ist sofort in Ordnung, wenn Du mir Louise gibst, — anders geht's 'mal gar nicht. Ich begreife übrigens nicht, wie Du deine Tochter einem Menschen, wie Halter, kannst überliefern wollen!" — „Er ist ein redlicher Mann!" grollte der Alte. — „Gewiß, er stiehlt nicht, er mordet nicht, — aber ich will's Dir rein heraussagen, ich kann ihn nicht leiden. Meinst Du denn er liebte Louisen? Nichts da! Er liebt dein Geld. Es ist ein Egoist durch und durch, keine Spur von Aufopferung für Andere sitzt in ihm." — „Du sprichst als Nebenbuhler." — „Wahrhaftig nicht, lieber Onkel! Ich habe ihn seit lange beobachtet. Kämest Du in Gefahr, er würde dich nicht retten, geriethest Du in's Unglück, er ließe Dich sitzen." — „Das käme auf die Probe an."

„Gut, es soll darauf ankommen," sagte der Neffe. „Laß uns die Probe machen! Du schließest dich in dein Zimmer ein, — Halter soll in der Nähe sein. Ich stecke dein Haus in Brand, ringsum lodern die Flammen, Du schreist um Hilfe, — ich rufe Haltern zu, er solle dich retten. Gib Acht, es wird ihm zu heiß sein, er thut es nicht, er läßt Dich ruhig — ruhig verbrennen. Doch nein, nicht verbrennen; denn dein Neffe, der Doctor, stürzt sich dem Rauche und den Flammen entgegen, über Trümmer und Balken geht sein Weg, — er riskirt sein Leben und rettet dich. — Sollen wir die Probe machen?" — „Mensch, bist Du von Sinnen? Nein, nein, Du kämest mir am Ende auch nicht zu Hilfe!" — „Ich käme Dir zu Hilfe! Oder, wenn Du das Feuer scheust, so laß es uns mit Wasser versuchen. Ich, Du und Halter fahren auf einem gebrechlichen Kahn. Unterwegs — nun Du hast die Wahl — entweder stolperst Du freiwillig und fällst in's nasse Element; oder, wenn Du es lieber willst, so gebe ich Dir unbemerkt einen kleinen Stoß, welcher dieselben Wirkungen hat. Du ringst mit den Wellen, Du kämpfest für dein Leben, Du schreist, was Du schreien kannst, ich rufe Haltern zu, er solle Dich retten. Gib Acht, es wird ihm zu naß sein, er thut es nicht, er läßt Dich ruhig — ruhig ertrinken. Doch nein, nicht ertrinken; denn dein Neffe, der Doctor, stürzt sich muthig in die Wogen, er riskirt sein Leben und rettet dich. Willst Du die Probe machen?" — „Um's Himmels willen, halt' ein mit deinen verdammten Proben; die eine ist mir so gefährlich, wie die andere. Schlage eine andere vor, aber es darf nicht um Leben und Tod gehen," rief der Alte.

„Höre, lieber Onkel, zwischen uns muß Wahrheit sein," sprach der Doctor gravitätisch. „Ehe ich meinen erfinderischen Kopf zu neuen Schöpfungen anstrenge, muß ich wissen, ob es mir auch etwas nützt. Wenn ich den Advocaten so weit bringe, daß er von selber auf seine eheliche Verbindung mit Louisen verzichtet, schriftlich verzichtet — willst du sie dann mir unwiderruflich zur Frau geben?" — „So wahr ich der Oberst Sittenfeld bin, das soll gelten!" rief der Oberst. „Noch zweierlei muß ich mir dabei ausmachen. Ich gedenke den Advocaten Halter um dreißigtausend Thaler zu bitten. Erlaubst du mir das?" — „Mit großem Vergnügen! Wenn er sie dir gibt, lasse ich mich freiwillig zum Unterofficier degradiren." — „Und ferner will ich ihn in deinem Namen auffordern, den Tag seiner Hochzeit festzusetzen — darf ich das thun?" — „Meinetwegen! Und du glaubst, er wird mit der Erklärung antworten, daß er meine Louise gar nicht haben wolle?" — „So vermuthe ich." — „Nun, wenn dir das gelingt, dann ist Europa für deine Künste zu klein, dann such' dir einen anderen Erdtheil aus!" meinte der Alte. — „Aber du gibst mir dann Louise?" — „So gewiß wie du ein Erzschelm bist."

Am Nachmittage saß der Doctor am Schreibtische und schrieb folgenden Brief:

„Verehrtester Herr Halter! Bei meiner Rückkehr finde ich meinen Oheim in einer verzweifelten Lage. Wäre ich zu Hause gewesen, so wäre es so weit nicht gekommen. Er hat sich seit einem Jahre, ergriffen von dem Schwindel des Jahrhunderts, in allerlei Speculationen eingelassen, von denen er nichts verstand; gewissenlose Menschen haben ihm große Gewinne vorgespiegelt, wo er nachher unsägliche Verluste erlitten hat; kurz, seine Verhältnisse sind in große Verwirrung gerathen. Dabei hat er gänzlich den Kopf verloren. Ein Glück, daß ich wieder hier bin und für ihn denken und handeln kann. Ich wende mich vertrauensvoll an Sie. Können Sie nicht dreißigtausend Thaler besorgen, im Nothfall auf acceptirte Wechsel? Ihre Verbindungen als Advocat sind ja sehr weit reichend. — Ich bitte um baldige schriftliche Mittheilung; mündlich ist mit dem Onkel jetzt gar nichts anzufangen. — Gleichzeitig hat mir mein Onkel mitgetheilt, daß Sie sich mit seiner Tochter zu vermählen gedenken. Er sieht keine Hindernisse mehr und ersucht Sie durch mich, den Tag Ihrer Verbindung nunmehr gütigst selbst festsetzen zu wollen. — Mit vorzüglicher Hochachtung — Ihr — ergebenster

Doctor Helm."

„So," sagte er, „das wäre fertig. Aber es ist doch ein verteufeltes Wagniß. Wie, wenn es dem Advocaten einfiele, die dreißigtausend Thaler zusammenzubringen? Und wenn er den Hochzeitstag auf morgen über 14 Tage festsetzte? Was dann? Doctor, was dann? Ei nun, dann bliebe nichts anderes übrig, als Louise müßte vor dem Altare: Nein! sagen; das soll ja ein zuverlässiges Mittel sein, das Feuer zu verhindern, selbst wenn es schon brennt. Uebrigens kenne ich meinen Halter." — Der Doctor machte sich geschwind eine Abschrift von dem Briefe und schickte ihn durch einen Boten ab. (Schluß f.)

△ Ein Stück Dichterleben in Speyer.

(Fortsetzung.)

Ehe aber das Buch noch erschien, war La Roche 1771 als geheimer Rath in den Dienst des Kurfürsten Clemens Wenzeslaus von Trier getreten, um bald zum geheimen Staatsrath und Regierungskanzler aufzusteigen. Dahin hatte ihn ein Edelmann jener Gegend, der Domherr Baron von Hornstein, empfohlen, welchen sich der Kurfürst zu seinem Conferenzminister erwählt hatte. La Roche beherrschte bald in genauem Verbande mit dem Grafen von Hohenfeld, der zugleich Domherr in Speyer, Worms und Bamberg war, seine Collegen im Staatsrath, und den Minister von Hornstein, den Kurstaat, soweit dies gegenüber den Lieblingen des Kurfürsten, meist aus Sachsen mitgebrachte Livreebediente, möglich war. Während der Gatte hier, am herrlichen Rh inufer, in der Residenz des Kurfürsten, Ehrenbreitstein, wohnend, seinen großen Einfluß zu ausgedehnter Wirksamkeit für das Land und daneben auch für den eigenen Vortheil benutzte, begann für Sophie die Periode ihres literarischen Glanzes. Sie wird als eine wunderbare Frau geschildert, schlank und zart gebaut, eher groß als klein, mit einer bis in ihre höheren Jahre bewahrten Eleganz der Gestalt und des Betragens, die anmuthig zwischen dem Benehmen einer Edeldame und einer würdigen bürgerlichen Frau schwebt. Im Anzuge war sie sich mehrere Jahre gleich geblieben. Ein nettes Flügelhäubchen stand dem kleinen Kopfe und seinen Gesichte gar wohl, und die braune oder graue Kleidung gab ihr eine gewisse Ruhe und Würde. Sie sprach gut und wußte dem, was sie sagte, durch Empfindung immer Bedeutung zu geben. Ihr Betragen war gegen Jedermann vollkommen gleich. Aber das Eigenste ihres Wesens zu bezeichnen, war schwer. An Allem schien sie Theil zu nehmen, aber im Grunde wirkte nichts auf sie. Mild gegen Alles, konnte sie Alles dulden, ohne zu leiden; den Scherz ihres Mannes, die Zärtlichkeit ihrer Freunde, die Anmuth ihrer Kinder, Alles erwiderte sie auf gleiche Weise, und so blieb sie immer sie selbst, ohne daß ihr in der Welt durch Gutes und Böses, oder in der Literatur durch Vortreffliches und Schwaches wäre beizukommen gewesen. So bewahrte sie bis in ihr hohes Alter eine große Selbstständigkeit, bei manchen traurigen, ja kümmerlichen Schicksalen. In Ehrenbreitstein nun trat Sophie mit den literarischen Größen jener Zeit in schriftlichen und persönlichen Verkehr; in ihrem schön gelegenen Hause wurden jene literarischen empfindsamen „Congresse" gehalten, zu welchen sich nicht wenige Stimmführer unserer im Aufschwunge begriffenen Literatur zusammenfanden. Wir nennen nur Wieland, dessen Wiedersehen ein gar rührendes war, die beiden Jacobi, Merk, der junge Göthe, Leuchsenring, die Herzogin Amalie von Weimar; auch mit Heinse, Jung-Stilling, Lavater, Basedow, Klopstock, Matthison und Bonstetten stand sie jetzt oder später in Verkehr. Göthe schildert seinen Aufenthalt im Spätsommer 1772 ausführlich in „Wahrheit und Dichtung". Er war damals 23 Jahre alt, im Glanze jugendlicher Schönheit, ein belvederischer Apollo. Der leicht entzündbare Dichterjüngling empfand bald die heftigste Neigung, und zwar nicht unerwidert, zu Sophien's ältester Tochter, der reizenden Maximiliane. Aber diese mußte bald aus Rücksicht auf äußere Verhältnisse die Gattin des reichen Kaufmanns und Wittwers Brentano in Frankfurt a/M. werden, eines strengen und harten Mannes, den sie nicht lieben konnte und bei dem sie kein glückliches Loos hatte. Aus dieser Ehe ist unter andern das poetische Geschwisterpaar Clemens und Bettina, „das Kind", entsprossen. Göthe umschwärmte auch jetzt noch die junge Gattin, und zu dem Bilde seiner Lotte in „Werthers Leiden" lieferte ihm auch diese nicht wenige Linien. — Auch die zweite Tochter Sophiens, Louise, schöner noch als die älteste, hatte ein gleiches Schicksal durch ihre Vermählung mit dem noch weniger geeigneten kurtrierschen Hofrath Möhn. Das wurde der Mutter vielfach sehr verübelt, besonders von der „Frau Rath", Göthe's Mutter, die sich äußerte, Sophie lege es darauf an, ihre Töchter unglücklich zu machen und schreibe doch „Frauenbriefe". Wie sehr sie aber unter diesen harten Convenienz-Verhältnissen selbst geduldet haben mag, beweist schon ihr Schmerzensruf am Sterbebette ihrer Maximiliane: „sie hat ausgelitten".

Das Leben voll Licht und Lust in Ehrenbreitstein hatte übrigens auch noch andere Schatten. La Roche, der Verstandesmensch und Geschäftsmann, hatte nicht immer Freude an dem geistreichen Treiben in seinem Hause. „Sophie, äußerte er einmal, schaffe mir die Leute aus dem Hause, oder ich gehe laufen", und eine ernste, dem Hause nahestehende Frau fühlte sich zu noch viel schärferen Ausdrücken über einzelne Mitglieder der daselbst sich versammelnden artistisch-sentimentalen Congresse gedrängt, die ihre poetische Licenz manchmal zu weit trieben. — Endlich sollte aber auch jenes Licht selbst im Dunkel versinken. La Roche hatte durch seine schon 1771 erschienenen, oben erwähnten „Briefe über das Mönchswesen" einen großen Theil der Geistlichkeit und nicht wenige Hofleute sich verfeindet. Obgleich selbst Katholik und im Dienste zweier geistlichen Kurfürsten hatte er sich darin auf beißende Weise über das „Mönchs- und Pfaffenthum" lustig gemacht. Das Buch erregte ungeheueres Aufsehen und wurde mit Begierde gelesen, führte aber endlich auch La Roche's Sturz herbei. Zu Ende 1780 wurde er in Ungnade entlassen; sein Freund, der kurtrierische Staatsrath Frhr. v. Hohenfeld, forderte darauf entrüstet auch seinen Abschied und wies die ihm angebotene Pension ab, unter der Bedingung jedoch, daß sie La Roche gegeben werde. Eine andere Version berichtet freilich, das regierende Kleeblatt sei durch eine Intrigue des Wiener Hofes gestürzt worden, weil es dem jungen Kaiser Joseph bei seinen staatskirchlichen Reformplänen nicht zu Willen gewesen. Die „Briefe" bildeten aber bei La Roche nur den Vorwand. Hohenfeld, zugleich Domherr in Speyer, bot dem Freunde mit seiner Familie sein dortiges Haus, die jetzige Dom-Dechanei, an, und be-

hielt sich nur ein Zimmer und eine Kammer vor. Hier, unter dem gestrengen Regiment des damaligen Fürstbischofes August von Limburg-Styrum, führte La Roche mit den Seinen von der kleinen Pension ein beschränktes Privatleben. Er benutzte seine Muße, um den Garten zu bebauen, Bäume zu pflanzen und Blumen zu ziehen. Sophie wandte sich immer mehr schriftstellerischen Arbeiten zu. Doch auch diese kleinen Verhältnisse gestalteten sich freundlich. Man machte Ausflüge nach Karlsruhe und Heidelberg; den Winter brachte man meist in Mannheim, der kurpfälzischen Residenz, zu. Viele Freude fanden die Gatten im Zusammenleben mit Hohenfeld; morgens um 8 Uhr wurde gemeinschaftlich gefrühstückt, dann eine gelehrte Zeitung vorgelesen und besprochen. Um 9 Uhr ging der Domherr in seine Kirche, La Roche in sein Zimmer, Sophie in die Küche, für das Hauswesen und das Mittagsmahl zu sorgen. Später bis 12 Uhr arbeitete sie am Schreibtisch, aber häufig gestört durch stets willkommenen Besuch. Auch unterrichtete sie ihre beiden jüngeren Söhne in Geschichte, Geographie und der französischen Sprache. In Mannheim wurde sie durch den Buchhändler Schwan mit dem jungen Dichter der „Räuber", Schiller, bekannt, der sie hier und in Speyer wiederholt besuchte, und in großer Verehrung sie als eine sanfte, gute, geistvolle Frau beschrieb, die sich zwischen fünfzig und sechszig das Herz eines neunzehnjährigen Mädchens bewahrt habe. Unter vielen andern Größen jener Zeit kehrte auch der Herzog Karl August von Weimar in ihrer bescheidenen Speyerer Behausung ein und freute sich ihres Umganges. Hier gab sie von 1783—1784, unterstützt von vielen Mitarbeiterinnen, eine Monatsschrift: „Pomona, Album für Deutschlands Töchter", heraus, um damit im Gebiet der Erziehung zu wirken.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Berlin. Die „Ger.-Ztg." erzählt folgende „Gründung": „In der Nähe von Oranienburg liegt das Dorf Velten, in welchem, da der Boden lehmig ist, mehrere Töpfermeister wohnen, die bei großer Anstrengung und unausgesetztem Fleiße bisher so viel verdienten, um ihre Existenz zu fristen. Seit Kurzem nun haben die Veltener Töpfer bei der immer größere Dimensionen annehmenden Baulust in Berlin auch hierher Oefen importirt, d. h. dieselben auf Wagen, welche mehr den Karren ähnlich sind, selbst nach der Residenz gebracht und dadurch vielleicht ihr Loos ein klein wenig verbessert. Dieser Umstand ist denn der Spürnase mehrerer unserer Actienunternehmer nicht entgangen, und diese haben, vielleicht aus Angst, die Töpfer könnten mit der Zeit wirklich etwas verdienen, den Beschluß gefaßt, den Veltener Töpfern ihr Geschäft abzukaufen, sich die Meister als Söldlinge dienstbar zu machen und — es ist kein Scherz, das Project ist vielmehr der Verwirklichung ganz nahe — die paar Töpfereien in eine Ofenfabrik auf Actien umzuwandeln! Daß dabei wiederum nur auf den Geldbeutel der Actionäre speculirt wird, liegt auf der Hand."

Die enormen Diebstähle in der Erbswurstfabrik von H. Grüneberg in Berlin verursachten, wie man sich erinnern wird, im vergangenen Jahre großes Aufsehen. Es wurde ein Cordon von Militärposten gezogen; alle ein- und ausgehenden Arbeiter wurden wiederholt visitirt; die Diebstähle nahmen wohl ab, hörten aber nicht ganz auf. Jetzt erst glaubt man dem Zusammenhange auf der Spur zu sein. Vor einiger Zeit, erzählt die „Trib.", annoncirte ein gewisser B. in Berlin Erbswurst, in welcher Herr Grüneberg sein eigenes Präparat erkannte. Sofort wurde beim Kriegsministerium und bei der hiesigen Polizei Anzeige gemacht und die Wurst mit Beschlag belegt. Nun taucht plötzlich eine Firma in Hamburg auf und reclamirt die Wurst als ihr Eigenthum, indem sie behauptet, 250 Kisten Erbswurst von einem Franzosen in Frankreich erstanden zu haben, die Letzterer seinerseits auf einer von der königl. Feld-Intendantur veranstalteten Auction gekauft haben soll. Die echten Frachtbriefe für die Firma in Hamburg aus Frankreich liegen vor. Andererseits jedoch hat das Kriegsministerium auf eine Anfrage bereits erklärt, von einer derartigen Auction durchaus nichts zu wissen. Die Sache ist nun der Staatsanwaltschaft übergeben.

(Süßer Friede!) Nach einer Mittheilung der „Magdeb. Ztg." stellt sich die Anforderung an die Waffenfabrikanten gegenwärtig in den einzelnen Staaten wie folgt: In England sollen für die schleunige Neubewaffnung der englischen Armee jährlich mindestens 100,000 Henry-Martini-Gewehre geliefert werden. Frankreich hat zur schleunigen Herstellung seines Waffenbestandes per Jahr eine Lieferung von 300,000 Chassepotgewehren abgeschlossen. Rußland hofft in seinen drei theils neu begründeten, theils erweiterten Gewehrfabriken zu Petersburg, Ishewsk und Tula selbst jährlich mindestens 150,000 bis 180,000 Berdangewehre zu erzeugen, und hat mit ausländischen, namentlich amerikanischen Fabriken, über die Lieferung von jährlich 24,000 Gewehren abgeschlossen. Oesterreich rühmt sich, bis zu einer jährlichen eigenen Production von 120,000 Werndl-Gewehren fortgeschritten zu sein. Bayern fertigt in seiner Fabrik in Amberg jährlich 30,000 bis 40,000 Gewehre. Nur Norddeutschland steht zur Zeit hinter all' diesen Staaten weit zurück, indem seine fünf Staatsgewehrfabriken gegenüber diesen riesenhaften auswärtigen Anstrengungen nur die Leistungsfähigkeit von 30,000 bis 40,000 Gewehren besitzen. Doch wird für diese Fabriken allerdings ebenfalls eine entsprechende Erweiterung beabsichtigt.

London. In einer unter den Auspicien der „Charity Organisation Society" in London stattgefundenen Conferenz wurde u. A. mitgetheilt, daß es in London 800 Straßen-Stiefelwichser gibt, von denen die regulären, d. h. gewissen Gesellschaften angehören, 369 an der Zahl, allein 10,000 Lstr. jährlich verdienen.

Charade.

Die erste gab vor vielen Jahren
Der Liebe Muth Gelegenheit,
Auf's Schönste sich zu offenbaren,
Und jener Muth würd' allezeit
In unserem Gedächtniß leben,
Auch wenn ihm nicht ein Componist
Ein würdig Denkmal hätt' gegeben.
Die zweite Silb' ein Spielzeug ist,
Das da den Großen, wie den Kleinen
Schon viel Vergnügen hat gemacht.
Bei Tag beschäftigt es die Einen,
Die Andern aber in der Nacht.
Das Ganze kommt, wenn ihre Lieder
Die Nachtigall im Frühling singt,
Zum zweiten Male kehrt es wieder,
Wenn Ruprecht Nüß' und Aepfel bringt.

Auflösung der Charade in Nr. 152:

Thorschluß.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 156. Speyer, Samstag, den 30. December 1871.

* Der Auerhahn.

„„Herr Oberförschter, sage Se —
Sie schelten mit der Tine,
De Hektor vorhin schlage Se —
Was is dann heut mit Ihne?““
„Ach jo! Mer werd so ärgerlich
Mit denne Cummissione,
So wie was frei werd meld' ich mich,
Do mag ich nimmeh wohne.
Mei ganz Revier werd gar nit leer
Vun Ferschte und vun Grafe,
Wann's grad eem einfallt, kummt er her,
No soll ich mit'm laafe.
Jetzt liegt e Brief vun Münche do:
Heut Owend oder morge,
Do käm der Ferscht vun so und so —
Ich sollt e Bissel sorge;
s' Auerwild wär in der Balz,
Des däte mer jo hege —
Der gnädig Herr mögt jedenfalls
En Auerhahn erlege.
Erlege — schreibt er; möcht mer do
Nit werklich s' Deiwels werre?
Nadeerlich! — mer erlegt nur so,
Kumm nur, Du werscht Dich schnerre!
E Herr wie der, der hot vielleicht
Noch kaum en Haas geschosse, —
Wann der en Auerhahn beschleicht
Will ich mich köppe losse.“
„„So — sägt der G'hilf — na was liegt dran!
Wann soll er kumme? Morge?
Der Mann, der schießt sein Auerhahn,
Ich werr for eene sorge!““
Un richtig Morgens geht er naus,
So zwische drei un viere,
Er is ke Vertelstündel draus,
Do duht er en schun spüre.
Horch — owe geht jetzt s' Falze an —
Der Jäger schleicht sich drunner —
Bauf — Bauf — e schöner stolzer Hahn
Der flutscht die Näscht errunner.
Na gut. Im nächschte Dörfel war
En alter schlauer Sünder,
Der schafft im Wald mit noch e Paar
Im Summer un im Winter.
Der hot die Rehböck all gekennt,
Die kleune und die groſze,
Er weeß aach, was mer s' Schlöpple nennt,
Hot manche weggeblose;
Doch hot er — außer dem Verdacht
Sich sunscht ganz gut gehalte,
Drum hän die Förschter nix gesagt,
Sie brauchen en, den Alte.
Zu dem geht jetzt der Forschtmann nuf,
Gebt ihm sein Sack, sein grüne
Un sägt: „Do, Hansjörg, jetz baß u̇,
Du kannscht Der was verdiene:
E Trinkgeld — aach en Schnaps — Du werscht
Dich sicher nit bellage.
Jetz horch: Heut kummt e Herr, e Ferscht,
Der hot so Spaß am Jage.
Er kummt vum Münche in die Palz,
De Auerhahne wege,
Die sinn jetz owe in der Balz,
Do möcht er een erlege.
Verstanne! Hawe muß er een,
Er muß en selwer schieße, —
E Herr wie der, ja, frägt der keen,
Des däht' en arg verdrieße.
Drum, daß mer desmol sicher sinn,
Do sollscht e Bissel helfe:
Ich hab een do im Rucksack drin, —
Den trägscht heut Nacht um zwölfe
Enunner in die Fuchsedell,
Dort an die Buch, die hoche,
Do steigscht mit nuf un hockscht Dich schnell
Ganz owe in en Boge.
Dann horchscht — am eense kumme' mer rein,
Ich duh e bissel schnalze,
Dann drückscht Dich in die Gawel nein
Un fangscht fescht an zu falze.
Ich bring den Herr still unne bei
Uf eemol hörscht d'es knalle —
Do losch de dann de Vogel glei
Die Näscht erunner falle.
Ich hoff, daß Dich nit ferchte werscht,
S' isch Alles ungefährlich,
Ich selwer ladt s' Gewehr em Ferscht,
Un zwar ganz blinn — nadeerlich.“
„„Gut, sägt der Hansjörg, ich duh mit,
Ich kenn schun so die Sache —
Vergessen Se des Schnäpsel nit,
Ich werr de Mähschter mache!““
Un richtig, wie se 's ausgemacht,
So isch des Ding aach gange,
Der Hansjörg steht in nächschter Nacht
Bedugt in seine Stange.
Er hot bei sich de ganze Kram,
Do fehlt vum i ke Dippel,
Am zwölfe steigt er uf de Baam
Un setzt sich fescht im Gippel.
Wie still! Es scheint ke Mond, ke Stern,
S 'isch Alles stichedunkel —
Uf eemol hört er aus der Fern
Geduschter un Gemunkel.
Des sin die Herre! Scht! Wie die
Sich leis doher bewege!
Na — s 'lohnt sich awer aach der Müh,
En Auerhahn erlege!
„Scht — macht der Ferscht und lauschtert als, —
Do is er ohne Zweifel“;
Richtig — der Hansjörg in der Balz
Der raunzt als wie der Deifel.

Jetzt hebt der Herr de Lefoscheh
For eens enuf zu bumpse —
Bauf! Juh — schun hört mer aus der Höh
Was Schweres runner plumpse.
Des fallt jo wie e schwerer Pack,
Des is e Kerl, e fetter!
Sie hewe 's uf — was war's? — E Sack!
O heilig Dunnerwetter!
Was war im Sack! Ja, was werd's sein?
Der Auerhahn — geschosse —
Den hot der Hannsjörg, schlau un fein
Mit 'm Sack glei falle losse!
„Nä, — lacht der Ferscht — do glaabt mer als,
S' gäb heut zu Tag kee Wunner, —
Ich awer schieß in dere Palz
En Hahn im Sack erunner!"

Ueberraschungen.

Novelle von **F. Würz.**

(Schluß.)

Der Advocat saß gerade beim Abendessen, als er das Schreiben erhielt. Er las es dreimal durch, jedesmal bedächtiger. Dann schüttelte er mit dem Kopfe. — „Also so steht es mit dem Hause Sittenfeld?" sprach er zu sich. „Mein Glück, daß ich es noch zu rechten Zeit erfahre! Nein, mein lieber Oberst, wir können hinfüro nicht in demselben Fahrzeuge miteinander segeln, dein Schiff ist leck! Und da hat er den unerfahrenen Doctor bei sich, der nichts Eiligeres zu thun hat, als es auszuplaudern, wie es mit dem alten Manne steht. Ja, ja, es hat mir wohl manchmal geahnt, aber ich wollte es nicht glauben. Adieu, Hochzeit! Reich muß sie sein, die der Advocat Halter heirathen soll, sonst bleibt er ledig! — Hochmuth kommt vor dem Falle. Als ich um seine Tochter anhielt, da that er, als bewillige er mir eine Gnade mit seinem Jawort. Was gäbe er drum, wenn wir jetzt schon copulirt wären! Denn ich habe bereits ein schönes Vermögen und es wächst von Tag zu Tage." — Er setzte sich am andern Morgen hin und schrieb die Antwort.

Als der Doctor den Brief erhielt, erbrach er ihn mit einer Hast, als hinge von seiner rechtzeitigen Oeffnung Tod und Leben ab. Es stand geschrieben:

„Werther Herr Doctor! Sie überschätzen die Tragweite meiner geschäftlichen Verbindungen, wenn Sie glauben, ich sei im Stande, die gewünschten dreißigtausend Thaler zu besorgen. — Was Ihre anderweitige Eröffnung betrifft, so wollen Sie dem Herrn Obersten gefälligst mittheilen, daß ich schon vor drei Tagen demselben eine Erklärung machen wollte, die ich heute hiermit schriftlich gebe, des Inhalts, daß ich nachträglich einige wesentliche Charakterverschiedenheiten zwischen seiner Fräulein Tochter und meiner geringen Person bemerkt zu haben glaube, welche mir nicht geeignet scheinen, das eheliche Glück zu begründen, daß ich es deßhalb vorziehe, vorläufig ehelos zu bleiben, und daß ich daher, für das in mich gesetzte Vertrauen dankend, den Herrn Obersten von seiner in Bezug auf die Hand seiner Tochter mir gemachten Zusage hiermit entbinde. Mit der bisherigen Werthschätzung — Ihr — Ergebenster

Advocat Halter."

„Victoria!" schrie der Doctor und eilte zum Obersten. Beinahe wäre er die Treppe hinuntergefallen. — „Da hast Du zwei Schreiben," sagte er hastig; „das eine, das ich an Halter geschrieben, abschriftlich, das andere von ihm als Original. Lies Du, ich eile unterdessen zu meiner Louise — hörst Du — zu meiner Louise — denn der Oberst Sittenfeld hält allemal Wort — um ihr die Jubelnachricht mitzutheilen!" — Er stürzte fort.

Als der Oberst gelesen, fluchte er erst ein wenig und suchte dann die beiden auf. — „Ich wollte Euch sagen," sprach er, „Da habt Euch! Aber ich sehe, Ihr habt Euch schon! Gebe der Himmel seinen Segen! Du, Schelm, verdienst ihn übrigens nicht; denn so hatte ich es mit dem Briefe nicht gemeint. Es ist doch eigentlich Unrecht, dem armen Halter so etwas vorzuspiegeln; wüßte er, wie die Sachen ständen, er hätte nimmermehr verzichtet." — „Aber er hat verzichtet," lachte der Doctor, „das ist die Hauptsache für uns. Ich werde deine Louise in Wirklichkeit glücklich machen, er hätte es nimmer gethan. Welche Gesinnungen er hegt, hat er in seinem Schreiben ja wohl gezeigt. Du siehst daraus, wie wahr es ist, was ich gestern behauptet. Wärest Du in Feuersgefahr, er ließe Dich brennen, wärest Du in's Wasser gefallen, er ließe Dich ertrinken, wärest Du in Geldnoth, er verschlösse sein Portemonnaie!" — „Und würdest Du mir denn wirklich beispringen?" — „Lieber Onkel, in Feuersgefahr und in Wassersnoth ganz sicherlich, aber nicht in Geldnoth." — „Schon gut," meinte der Oberst. „Uebrigens kannst Du mir nun wohl auch einen Gefallen thun. Ich sehe es nicht gern, wenn der Bürgermeister grollt; mach', daß er wieder freundlich wird, damit ich ihn zu Euerer Hochzeit einladen kann. Der Advocat wird wohl nicht wieder erscheinen. Jetzt will ich Euch allein lassen, damit Ihr Euch gehörig aussprechen könnt."

Drei Tage waren seitdem verflossen, es war wieder Vormittag, und der Oberst und der Doctor saßen zusammen. — „Du kannst wohl lachen und fröhlich sein," sagte der Alte, „Du bist glücklich." — „Bist Du es nicht mit uns?" fragte der Doctor. — „Ich freue mich über dein Glück, — aber Du hast mir doch einen dicken Strich durch meine Rechnung gemacht, hast mir eine andere Freude ganz vernichtet." — „Wie so, lieber Onkel?" — „Ich hätte so gern Fräulein Meier verheirathet." — „Ach so, ich verstehe! Ich habe es schon längst gemerkt und auch dafür gesorgt." — „Wie?" meinte der Onkel lachend, „Du willst sie doch nicht alle Beide heirathen?" — „Bewahre der Himmel! Aber hast Du das heutige Kreisblatt noch nicht gelesen?" — „Ich lese kein Kreisblatt mehr, es stehen lauter Druckfehler d'rin." — Der Doctor lachte. „Aber," sagte er, „das heutige mußt Du lesen, es enthält reine

Wahrheit. Sieh' da liegt es ja. Da diese Stelle lies. Ich will Dir lesen helfen:

Anna Meier,
Friedrich Gerhold, Buchhändler und Buchdruckereibesitzer
empfehlen sich als Verlobte.

„Nein," brach der Oberst aus, „nun hört doch Alles auf! Doctor, ich mag nicht mehr mit dir unter einem Dache wohnen, denn ich glaube, du bist ein Schwarzkünstler! Bald fürchte ich mich vor dir! Da schlag' doch sofort — doch, nein! das verdammte Fluchen gebe ich mit dem heutigen Tage ganz auf! — Im Grunde genommen, thut es mir nun doch leid, daß ich Fräulein Meier verlieren soll. Sie meinte es stets gut, wenn sie auch meiner Ansicht nach etwas zu viel Muth besaß. Ihre treuen Dienste will ich reichlich lohnen. Ich wünsche nur, daß der Ehemann sich in ihr Temperament finden möge. Wenn er das kann, dann gibt es eine der glücklichsten Ehen unter dem Himmel! — Also Gerhold heißt der Kühne, der es mit ihr wagen will? Gerhold? Gerhold? Ist das nicht derselbe, bei dem die Druckfehler erscheinen — ich wollte sagen: das Kreisblatt?" — „Ganz derselbe, lieber Onkel," versetzte der Neffe freundlich. —

„Höre, Freund Doctor, du steckst durch und durch voll Tücken! Kennst du den Gerhold genauer?" fragte der Alte ernsthaft. — „Ich bin recht befreundet mit ihm." — „Doctor, ich will nicht fluchen, ich hab's einmal abgesagt! — aber gesteh's nur, du und dein Freund Gerhold, ihr seid schuld daran, daß ich einmal beinahe das große Loos gewonnen hätte! Gesteh's nur! Du weißt, wie es zusammenhängt!" — „Lieber Onkel, ich würde gern sprechen, aber das wäre ein Unrecht gegen das Krankenhaus," sagte der Doctor lachend. „Hast du nicht dem Bürgermeister für Nennung des Uebelthäters 50 Thaler zu einem milden Zwecke versprochen? Er kennt den Uebelthäter längst. Ich versprach ihm zehn Thaler extra, wenn er schwiege bis 14 Tage nach meiner Rückkehr. Er hat bis jetzt geschwiegen — aber die Frist ist zu Ende. Wenn ich jetzt plauderte, so verlöre er vielleicht seine 50 Thaler." — „Plaudere du nur, er soll dennoch sein Geld haben."

„Nun denn, lieber Onkel, — ich habe dem Bürgermeister zu seinem Krankenhause verholfen, dafür hat er meine Briefe an Fräulein Meier abgegeben. Fräulein Meier hat die Briefe an Louise besorgt, dafür habe ich ihre Correspondenz mit Herrn Gerhold vermittelt, und dieser ist aus Dankbarkeit dafür in der Nacht um 12 Uhr mit Gefahr einer Erkältung aufgestanden und hat die Nr. 12364 in 9773 verwandelt — eigenhändig, der Setzer ist unschuldig. Du siehst, die Geschichte ist sehr einfach, es soll mich freuen, wenn sie dir Spaß gemacht hat." — „Du bist ein unverbesserlicher Schelm!" meinte der Oberst kopfschüttelnd.

Wir brauchen wohl nicht erst hinzuzufügen, daß einige Wochen darauf Hochzeit war, und zwar eine doppelte. Der Bürgermeister, welcher nicht ewig zu grollen pflegte, nahm Theil daran. Der Oberst zog mit seiner Tochter in die Stadt. Sie sind alle glücklich, selbst Herr Gerhold, denn seine Frau ist lange nicht so schlimm, wie Fräulein Meier war. Sie sind alle glücklich, nur der Advocat Halter nicht. Der schlägt sich von Zeit zu Zeit eigenhändig mit der Faust an den Kopf, ziemlich stark, daß er's fühlen kann, und sagt dabei: „Ich Esel!" — Und so endet diese wahre Geschichte mit zwei Hochzeiten.

△ Ein Stück Dichterleben in Speyer.

(Schluß.)

Sie griff durch diese Schrift so in das wirkliche Leben ein, daß ihr der begeistertste Dank von vielen Seiten zu Theil und ihr Rath in den zartesten und wichtigsten Lebensverhältnissen gesucht wurde. Man nannte sie häufig Pomona, die gute Mutter von Deutschlands Töchtern. Die Kaiserin Katharina von Rußland ließ auf 500 Exemplare dieser Monatsschrift unterzeichnen; ein junges Mannheimer Mädchen aber verlangte noch auf seinem Sterbebette die Herausgeberin der Pomona zu sehen, die seinem Verlangen nachkam und voll Rührung die Sterbende umarmte. In Speyer begann Sophie noch eine andere Gabe ihres reichen Wesens zu entfalten, die ihr vielfache Anerkennung und Huldigung zuzog; sie unternahm theils in Begleitung einer Freundin, theils ihres Sohnes Fritz und dessen Gattin größere Reisen nach der Schweiz, Frankreich, Holland und England. Sie war die erste deutsche Frau, die zur Verwunderung der ältesten Führer auch den Montblanc bestieg; während überhaupt das Reisen damals für Frauen noch sehr schwierig war. Ueberall lernte sie die bedeutenden Persönlichkeiten kennen, sah und hörte viel Ausgezeichnetes. Ihre Schweizerreise beschrieb sie in „Rosaliens Briefen"; die nächste in dem „Journal einer Reise durch Frankreich", später gab sie auch ihr „Tagebuch einer Reise durch Holland und England" heraus. In Paris wohnte sie dem Einzuge Marie Antoinettens bei, lernte die Jugendschriftstellerin und Erzieherin des Herzogs von Orleans, Frau von Genlis, kennen; in England wurde sie dem Könige und der Königin vorgestellt. Mit jugendlicher Lebhaftigkeit empfing sie die Reiseeindrücke und gab sie mit einer für ihre Jahre oft seltenen Naivetät wieder. Alle Menschen erscheinen ihr liebenswürdig, sie sieht von Allem nur die guten Seiten und begreift nicht das Gegentheil, selbst wenn es ihr ziemlich nahe tritt.

Im Jahre 1786 vertauschte La Roche Speyer mit dem ländlich stillen Offenbach. Dort starb er nach zwei Jahren, von Sophie tief und aufrichtig betrauert; ihm folgte 1790 sein jüngerer Sohn Franz, und 1793 die liebliche, aber unglückliche Tochter Maximiliane. Nun führte Sophie ein stilles eingezogenes Leben. In ihrem freundlichen Hause brachte sie den größten Theil des Tages am Schreibtische zu, und hatte daselbst eine Art kleiner Bildungsanstalt errichtet. Sie nahm die drei Töchter ihrer Maximiliane,

wozu auch die bekannte Bettina gehörte, später die Gattin des Dichters Achim v. Arnim, die Herausgeberin von „Göthes Briefwechsel mit einem Kinde". Hier weilte auch oft ihr Enkel Clemens Brentano, der später als Dichter so berühmt geworden, und ergötzte sie nicht wenig durch seine phantastischen Wunderlichkeiten. Auch ihre zweite, verwittwete Tochter Louise lebte bei ihr. Bettina schildert den eigenthümlich poetischen Schimmer ihrer Häuslichkeit und den wunderbaren Eindruck, den die Großmutter mit ihren silberweißen Locken, ihren sprechenden dunkeln Augen, ihren edlen ruhigen Zügen, ihrem leichten Anstand, ihrer beständigen, etwas altertümlichen Trauerkleidung, auf sie machte. „Ei, wie fein ist doch die Großmama; alle Menschen sehen ihr gegenüber gemein aus!"

Nach dem Eintritt ihrer Enkelinnen in die Welt wurde es in ihrem Hause ziemlich still, auch der Kreis ihrer Bekannten hatte sich verringert und die alternde Frau sank immer tiefer von ihrer gesellschaftlichen Höhe herab. Ihr Umgang beschränkte sich fast gänzlich auf ihren begeisterten Freund, den jungen Dichter Wilhelm Buri von Offenbach (gestorben 1820 als Regierungsdirector in Homburg v. d. H.), der ihr später im Neuen Deutschen Merkur einen begeisterten Nachruf gewidmet hat. In Folge der durch die französische Revolution herbeigeführten großen Welterschütterungen gerieth sie noch in kümmerliche Verhältnisse. Durch den Einfall der Franzosen verlor sie ihre trierische Pension. Aber auch hier wußte sie sich mit Entschlossenheit und Einsicht zu helfen, fühlte sich auf den Ertrag ihrer Feder angewiesen und ließ noch eine Menge Bücher in die Welt gehen. Im Ganzen hat sie 26 größere und kleinere Werke geschrieben und führte fortdauernd einen ausgebreiteten Briefwechsel mit Schriftstellern und Dichtern. In der glücklichen Zeit ihres Offenbacher Aufenthaltes hatte sie noch häufig Besuche erhalten, Göthe, Herder waren bei ihr eingekehrt, Reisende machten oft meilenweite Umwege, um sie zu sehen. Ihr letztes Werk war „Melusinens Sommerabende" (1806), welches, wie vor 35 Jahren ihr erstes, wiederum von Wieland herausgegeben und bevorwortet wurde. In dem Vorworte entwirft sie einen kurzen Lebensabriß von sich selbst.

Noch einmal verließ sie vor ihrem Tode ihre „Grillenhütte", wie sie ihr Haus nannte, um nach 28jähriger Trennung ihren Wieland wieder zu sehen. Trotz seiner Launen und Wunderlichkeiten, trotz seiner schlüpfrigen Dichtungen, gegen die sich ihr und aller bessern Zeitgenossen gerechter Unwille kehren mußte, war sie mit ihm in fortgesetztem Briefwechsel geblieben, was hauptsächlich ihrem weichen, nachsichtigen Charakter beizumessen ist. Mehr als drei Wochen verweilte sie in Wieland's Hause zu Osmannstädt bei Weimar, mit ihm sich zurückversetzend in die vergangenen glücklichen Jugendtage. Er führte sie auch an dem Musenhofe in Weimar ein, wo sie mit den geistigen Größen in Verkehr trat, wenn auch die Erscheinung dieser einst so hochgefeierten Frau mit ihren „Sentiments" nicht mehr in diese Genieperiode recht passen wollte. Nach ihrer Rückkehr wurde ihr Leben noch stiller; Herder's und Schiller's Tod erschütterten die alte Frau sehr; ihre letzte freudige Erwartung eines Besuches ihres zweiten Sohnes Karl, der im Preußischen angestellt war, ging in Folge der Kriegsereignisse nicht mehr in Erfüllung. In den ersten Tagen des Februar 1807 wurde sie von einer Krankheit befallen und verschied am 18. desselben Monats sanft und schmerzlos im 76. Lebensjahre. Obgleich Protestantin, wurde sie auf dem katholischen Kirchhofe des Dörfchens Burgel, ohnweit Offenbach, bestattet, neben ihrem Gatten und ihrem Sohne Franz. Wieland überlebte sie um 6 Jahre und ruht in seinem Garten zu Osmannstädt bei Weimar, neben seiner vor ihm geschiedenen Gattin und seinem Liebling Sophie Brentano, der Enkelin Sophiens. Das Grabmal trägt die von Wieland an Sophiens letztem Geburtstage zu diesem Zwecke verfaßte Inschrift:

Liebe und Freundschaft verschlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.

Wer aber in Speyer an der jetzt so anspruchslosen Domdechanei vorübergeht, der möge sich erinnern, daß in diesen Mauern einst ein weibliches Herz geschlagen hat, welches mit den reichsten Gaben ausgestattet, und durch die mannigfaltigsten Lebensschicksale geführt, nicht blos berufen war, die Zeit des größten geistigen Aufschwunges der deutschen Nation mitzudurchleben, sondern auch thatkräftig in diese großartige Entwickelung eingegriffen und sich ein großes Verdienst um die sittliche Veredelung und Erkräftigung des in Zartsinn und Tiefe aufgefaßten weiblichen Gemüthes erworben hat. Ihr Andenken möge in Speyer bewahrt bleiben!

Miscellen.

(Studentinnen.) Aus Zürich, 23. Dec., schreibt man dem „Schw. M.": Hier machen derzeit die Studentinnen viel Rumor. Es sind ihrer etwa 30, darunter mehrere Russinnen und Polinnen, inscribirt. Letztere sind nun sehr emancipirte Frauenzimmer, welche z. B. vor Beginn des Collegs die Hörsäle voll rauchen, so daß die Professoren Hustenanfälle bekommen, ferner, insbesondere in den medicinischen Collegien, sich vordrängen, so daß die Herren Studenten nichts sehen, und sich auch sonst durch Ungenirtheit hervorthun. Dieses Verhalten hat Anstoß erregt und die Studenten haben darum eine Eingabe an den Senat beschlossen, dahin gehend, es sollen keine Studentinnen Zutritt zu der Universität haben, es sei denn nach erstandener Maturitätsprüfung. Damit wäre allerdings der großen Mehrzahl der Damen die Universität verschlossen.

Laut Depesche aus Odessa, 22. Dec., ist der Schraubendampfer „Kuma" mit allen Passagieren im Caspischen Meere zu Grunde gegangen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.